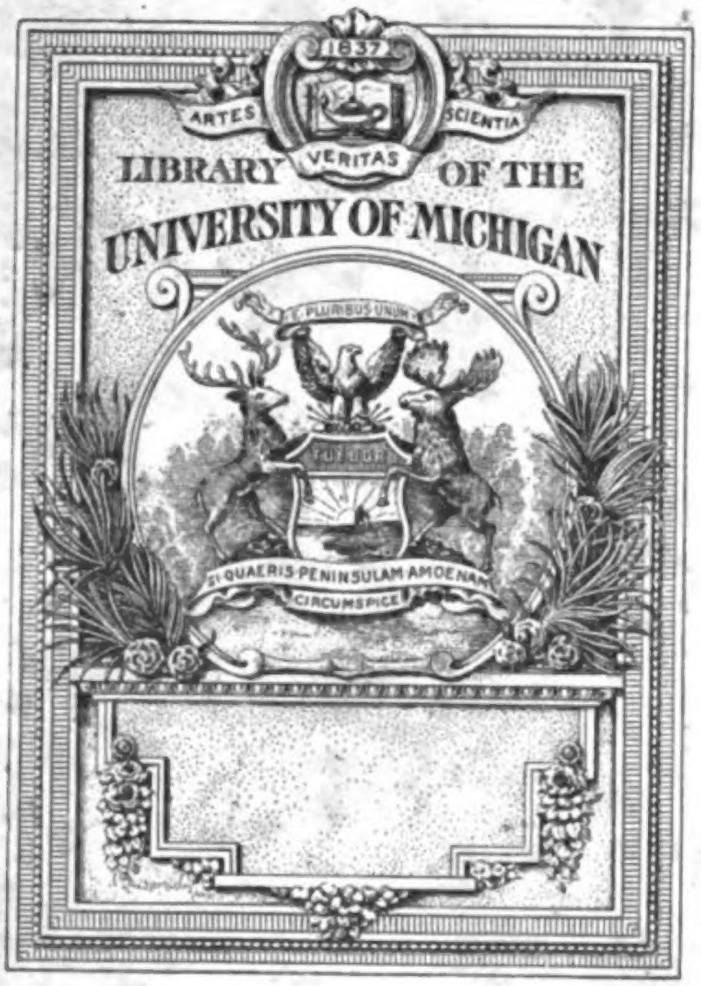
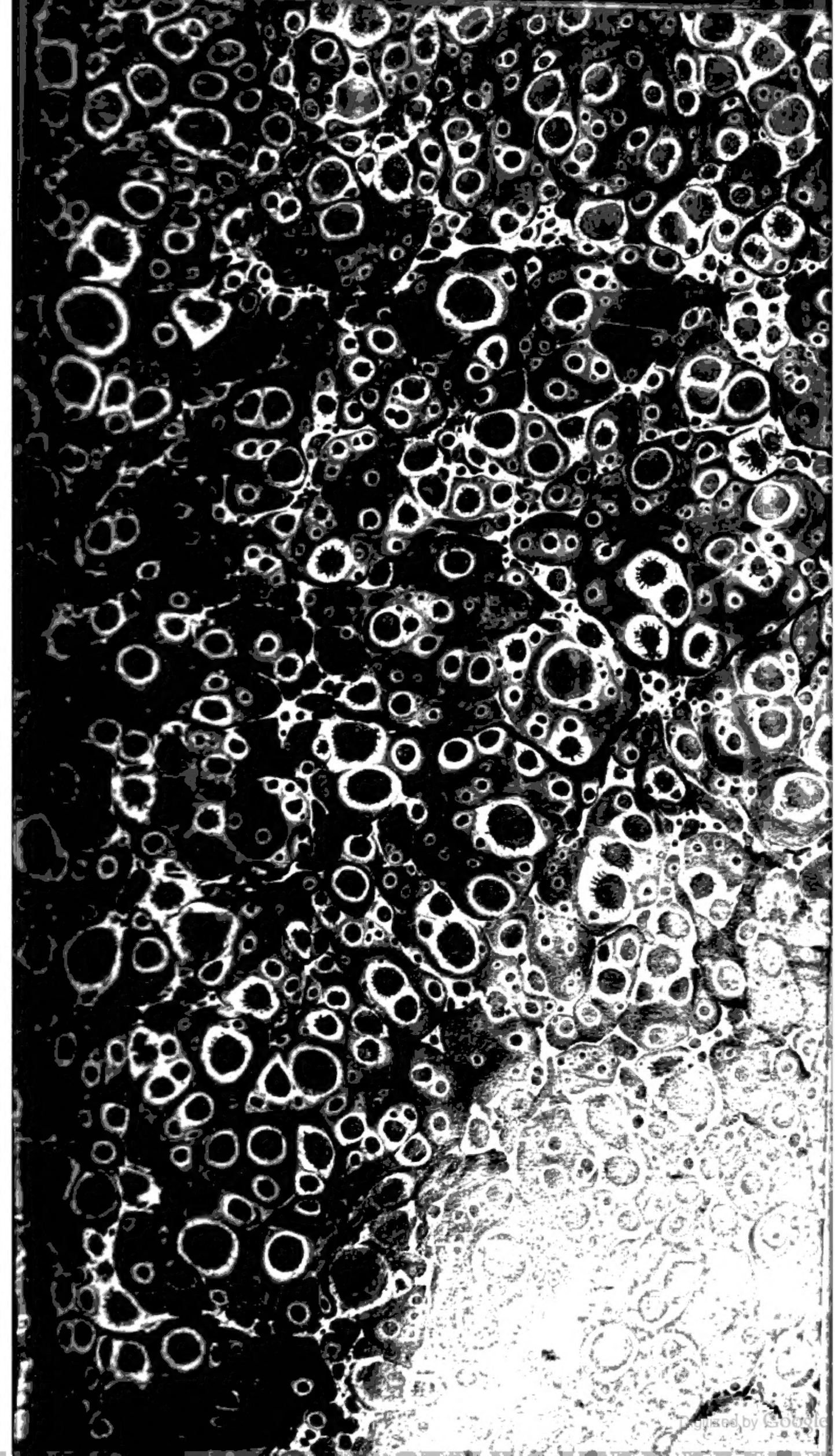
Digitized by Google



THE GIFT OF
Dr. Guy Kiefer

Digitized by Google



Digitized by Google

AE
27
.A43
1838

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeines deutsches

Conversations-Lexicon

für

die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, nebst der deutschen Aussprache der Fremdwörter,

in 10 Bänden.

Herausgegeben

von

einem Vereine Gelehrter.

Zweiter Abdruck

der ersten Original-Auflage.

Zehnter Band.

T — Z.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1841.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort
zum zehnten Bande.

Indem wir hiermit den letzten Band des „Allgemeinen deutschen Conversations-Lexicons" den Händen des Publicums übergeben, bemerken wir, daß im Allgemeinen der Plan des ganzen Werks bereits in der Vorrede zum ersten Bande angegeben und die Grundsätze entwickelt worden sind, welche die Redaction bei demselben leiten sollten. In wie weit wir diesem Plane treu geblieben sind und den vorgesteckten Zweck erreicht haben, möchte eine eigne Uebersicht des ganzen nun vorliegenden Werks besser zeigen als eine nochmalige specielle Entwickelung derselben; wir haben wenigstens gestrebt, das uns vorgesteckte Ziel zu erreichen, und überlassen das Urtheil über das Gelingen dieses Strebens einer vorurtheilsfreien Prüfung, indem wir, ohne damit etwaige wirkliche Fehler entschuldigen zu wollen, auf die angedeuteten Schwierigkeiten hinweisen. Wir wollten eine Uebersicht des Wichtigsten und Wissenswerthesten aus allen Zweigen des menschlichen Wissens und Bestrebens geben, ohne deßhalb eine Encyklopädie liefern zu wollen; denn in diesem Falle hätten wir vieles minder Wichtige erwähnen, Vieles weit kürzer darstellen, Vieles mit größerer Ausführlichkeit behandeln müssen; wir wollten ein **Conversations-Lexicon** geben, wie es für das gewöhnliche Leben als Belehrung über die mannigfachsten Gegenstände desselben ausreichend, als Lectüre unterhaltend befunden werden möchte, ohne uns entweder in weitläufige Erörterungen einzulassen oder nur kurze Begriffsbestimmungen aufzustellen. Da nun ein Conversations-Lexicon keine Vorrathskammer für Scheinwissen, sondern ein Hausbuch sein soll, um den nicht Sachkundigen die nöthige Belehrung über mannichfache Gegenstände, und Anleitung für weiteres Nachforschen auf anderm Wege zu geben, so glauben wir, daß der Plan eines solchen Werkes auf zwei Grundlagen beruhen muß, 1) auf einer rein historischen Darstellung oder klaren Begriffsentwickelung, 2) auf einer mehr übersichtlichen als speciellen Auseinandersetzung der behandelten Gegenstände. Wir haben daher nicht nur alles weitläufige Raisonnement in den einzelnen Artikeln und alle

222339

Digitized by Google

philoſophiſche Deductionen ſo weit als möglich zu vermeiden geſucht, ſondern haben auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht unſre Aufmerkſamkeit mehr auf allgemeine, überſichtliche Artikel gewendet und die nothwendig erſcheinenden beſonderen Erörterungen durch Verweiſungen auf ſpecielle Artikel, welche gleichſam als Epiſoden gelten ſollen, anzubringen geſucht. Auf dieſe Weiſe haben wir alſo nicht nur das Urtheil über die einzelnen Sachlagen der Einſicht der Leſer ſelbſt überlaſſen zu müſſen geglaubt, ſondern auch Gelegenheit gefunden, bei Vermeidung vieler Wiederholungen die zuſammengehörigen Artikel in eine innigere Verbindung mit einander zu bringen und ſo in bündiger Kürze die einzelnen Artikel gleichmäßig zu behandeln. So glauben wir in theoretiſcher Hinſicht das für den Zweck des Werkes Geeignete hinlänglich beachtet und das allgemeine Wiſſenswerthe und Intereſſante ſo gegeben zu haben, daß alles nur einigermaßen Wichtige aus jeglicher Beſtrebung der Menſchen einen Platz gefunden hat und in einer allgemein verſtändlichen Weiſe dargeſtellt worden iſt; wir haben aber immer nur dasjenige auszuwählen geſucht, woran ſich irgend eine Erörterung anknüpfen oder wovon ſich eine praktiſche Seite auffaſſen ließ, und daher reine Begriffsbeſtimmungen, bloße Ueberſetzung der Fremdwörter und Kunſtausdrücke aus den höheren Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt nur in ſo weit berückſichtigt, als wir einige Andeutungen über dieſelben wegen ihres häufigen Vorkommens im gewöhnlichen Leben für nöthig erachteten. — Gleiche Grundſätze haben uns bei dem Haupttheile des Werkes, dem Geſchichtlichen und Geographiſchen geleitet. In erſterer Hinſicht haben wir die allgemeine Ländergeſchichte immer nur in ihren Hauptzügen behandelt, die wichtigeren Begebenheiten und Verhältniſſe dagegen mehr den beſonderen Artikeln über Regenten und Staatsmänner zuzutheilen geſucht, um die Ueberſicht zu erleichtern; in letzterer Hinſicht dagegen iſt meiſt die größere oder geringere Wichtigkeit der einzelnen Perſonen in Bezug auf ihren Wirkungskreis das Hauptkriterium der Aufnahme ihrer Biographien geweſen, ſo daß jeder einen Platz gewonnen hat, der in der allgemeinen Welt- und Länder-, Literatur- und Kunſtgeſchichte ſich durch bedeutende Leiſtungen irgend einen Namen erworben hat, in ſoweit ſeine Lebensſchickſale bekannt waren oder intereſſant genug erſchienen; vorübergehende Erſcheinungen dagegen, oder ſolche, welche nur für einen engern Kreis Wichtigkeit hatten, entweder nur kurz behandelt oder gänzlich übergangen ſind, wobei wir jedoch bedauern müſſen, die Nicht-

Digitized by Google

beachtung mehrerer bedeutenden Personalitäten der neuesten Zeit nur auf Rechnung der uns nicht zugänglichen Notizen über dieselben schreiben zu müssen. Vorzüglich haben wir es uns angelegen sein lassen, die Literaturgeschichte, und in dieser vorzüglich die altclassische und die deutsche, so ausführlich, als es dem Plane des Werkes angemessen war, zu behandeln; eben so haben die in einzelnen Zweigen des menschlichen Wissens zu den verschiedensten Zeiten Epoche machenden Männer möglichste Berücksichtigung gefunden, wogegen aus den Nationalliteraturen fremder Völker nur die bedeutendsten und bekanntesten Erscheinungen herausgehoben worden sind, weil die Gegenstände selbst doch nur Wenigen nahe liegen und diese sich in ausführlicheren Darstellungen Raths zu erholen wissen.

Um diesen Plan durchzuführen, hat es sich die Redaction angelegen sein lassen, nicht nur über die aufzunehmenden Artikel und ihr gegenseitiges Verhältniß, immer Männer vom Fache um Rath zu fragen und deren Angaben und Winke dankbar zu benutzen, sondern sie hat auch vorzüglich sich darum bemüht, die einzelnen Fächer wo möglich nur einzelnen mit ihrem Fache vertrauten Männern zu übergeben, um in denselben Einheit und innern Zusammenhang zu erzielen. Zwar war die Durchführung dieser Regel oft mit großen Schwierigkeiten verbunden und es den einzelnen Mitarbeitern nicht immer möglich, mit ihren Beiträgen dem schnellen Fortschreiten des Werks zu folgen, weßhalb oft einzelne Artikel wieder in andere Hände gegeben werden mußten; doch ist die Redaction sorgfältig bemüht gewesen, die etwaigen Ungleichheiten nach Kräften zu ebnen und zu entfernen. Daß an dem Werke im Ganzen und Einzelnen wohl mancherlei auszusetzen sein möge, sind wir keineswegs gemeint zu läugnen; einsichtsvolle Beurtheiler werden aber unsern guten Willen nicht verkennen und uns das Zeugniß nicht versagen, daß wir wenigstens gethan haben, was in unseren Kräften stand. Die Redaction hat weder zu großes Selbstvertrauen, um nicht gefühlt zu haben, daß die Last der Verpflichtung manchmal ihre Kräfte überstiegen hat, noch will sie durch verstellte Bescheidenheit ihre Verstöße beschönigen; sie hat es übernommen, mit einem so umfassenden Werke öffentlich hervorzutreten und versichert, mit allem Fleiße sich bemüht zu haben, etwas Brauchbares zu liefern; daher wird sie auch über alle zu machende begründete Ausstellungen gern Rede stehen und alle ihr mit Billigkeit und Freundlichkeit zukommenden Zurechtweisungen dankbar be-

Digitized by Google

nutzen. Daher sollen auch hier keine anticipirenden Entschuldigungsgründe Platz finden; denn wenn es auch deren viele gibt, so dürfte das Publicum dieselben doch billig wenig zu achten haben, da es voraussetzen muß, daß man die vorkommenden Schwierigkeiten vorher bedacht hat, und höchstens den auch hier in Anspruch zu nehmenden Grund gelten lassen, daß Irren menschlich ist.

So übergeben wir denn dieses Werk dem Publicum, das durch seine Theilnahme dasselbe gefördert hat, mit dem Wunsche, daß es seinen Anforderungen an dasselbe möglichst gnügen und zur Verbreitung prunkloser gemeinnütziger Kenntnisse das Seine beitragen möge, und fügen nur noch ein Verzeichniß derjenigen Herren Mitarbeiter bei, welche das Unternehmen durch wichtige Beiträge gefördert und uns erlaubt haben, ihre Namen zu nennen. (Die Mitarbeiter, welche zu mehreren Fächern Beiträge geliefert, haben sich mehrerer Chiffern bedient.)

Für Theologie: Hr. Superintendent Dr. phil. Rößler in Merseburg (55—60.); Hr. Dr. phil. Leopold, Oberlehrer am Gymnasium zu Annaberg (2); Hr. Dr. phil. Apel, Privatgelehrter in Leipzig (63); Hr. Diac. Moser zu Lucca im Altenb. (78) und der Redacteur (23).

Für Jurisprudenz und Staatswissenschaften: Hr. Stadtgerichtsrath Dr. jur. M. Kind in Leipzig (64. 65.); Hr. Advocat Crusius in Leipzig (3. 10. 17. 24. 31. 38.); Hr. Advocat Sickel in Leipzig (85).

Für Medicin: Hr. Kreisphysikus Dr. med. Herzog in Merseburg (39); Hr. Dr. med. Pestel in Leipzig, auch für Botanik und Veterinärkunde (7. 14. 21. 28.); für Pharmacie Hr. Apotheker Hahn in Merseburg (5).

Für reine Philosophie: Hr. Prof. Dr. phil. Biedermann in Leipzig (80); der Redacteur (9) und mehrere theologische Mitarbeiter.

Für Geschichte: Hr. Privatgelehrter Glantz in Leipzig (15); Hr. Cand. theol. Groschvetter in Leipzig (81); Hr. Dr. phil. Leopold (27); Hr. Bacc. jur. Paul in Leipzig (25. 32.); Hr. Cand. theol. Heine, Lehrer in Leipzig (12); Hr. Dr. phil. Bernhardi zu Meuselwitz (82) und der Redacteur (37).

Für Literaturgeschichte: Hr. Stadtbibliothekar Dr. phil. Külb in Mainz (66. 67.).

Für Geographie: Hr. Privatgelehrter Glantz (15); Hr. M. Berl in Leipzig (71) und der Redacteur (37).

Digitized by Google

Für Philologie: Hr. Dr. phil. K. Ramshorn, Privatgelehrter in Leipzig (20); Hr. Dr. phil. Löbe, Director eines Erziehungsinstitutes in Altenburg (6); Hr. Cand. phil. Stein in Breslau (11); für jüdische und morgenländische Literatur: Hr. Dr. Fürst in Leipzig (79); für letztere und für Grammatik besonders: der Redacteur (9).

Für Mathematik und Technologie: Hr. Böhme, Lehrer der Mathematik in Leipzig (26. 40.); für Astronomie: Hr. Dr. phil. Jahn in Leipzig (13); für Kriegswissenschaft: Hr Lohmann, kön. preuß. Lieutenant in der reitenden Artillerie zu Mühlberg (61); Hr. Thieme, k. preuß. pens. Major (70).

Für Mineralogie: Hr. Richter, Privatgelehrter zu Leipzig, früher Bergbeamter in Freiberg (76).

Für Kunstgeschichte: Hr. Privatgelehrter Glantz (36); Hr. Dr. phil. Leyser, Gehülfe an der Universitätsbibliothek zu Leipzig (83).

Für Musik: Hr. Privatgelehrter Glantz (29) und Hr. Dr. phil. Ramshorn.

Außerdem haben theils die genannten Herren, theils eine Anzahl Anderer unterschiedliche Beiträge in einzelnen allgemeinen Fächern, besonders Biographien, geliefert, unter denen wir noch nennen die Herren: Dr. Netto; M. Renkewitz, Lehrer an der Bürgerschule in Pegau; Cand. theol. Götteritz, Lehrer in Leipzig; Dr. phil. Heise; Schreiter, Lehrer an der Bürgerschule in Marienberg; M. Schmidt in Neusalz bei Zittau; Grahl, Stadtger.-Act. in Leipzig; Mercker, Architekt in Leipzig; Feige-Lafitte, Lehrer der französischen Sprache in Leipzig; v. Soltau, Privatgelehrter in Halle; Freiherr L. von Zedlitz-Neukirch in Berlin; Dr. phil. F. G. Kühne, Redacteur der Zeitung für die elegante Welt in Leipzig.

Die Redaction.

Dr. phil. Johannes Weiske.

Mit diesem Vorworte begleitete der ebengenannte (inzwischen zu Gößnitz im Herzogthum Sachsen-Altenburg als Pastor design. verstorbene) Redacteur den Schlußband des von ihm mit gewissenhafter Thätigkeit geleiteten Unternehmens, als dasselbe in der Mitte des Jahres 1837, im ersten Abdruck eben vollendet, dem Publicum übergeben

Digitized by Google

wurde. Indem wir, durch die günstige Aufnahme unseres Conversations-Lexicons veranlaßt, mit gegenwärtiger Ausgabe einen zweiten unveränderten Stereotyp-Abdruck jener ersten Originalauflage veröffentlichten, schien es angemessen, dies Vorwort hier ebenfalls unverändert Platz finden zu lassen.

Wir verbinden hiermit die Anzeige von dem Erscheinen

eines Supplementbandes

zum vorliegenden Werke, dessen Herstellung bei den wesentlichen Umgestaltungen, welche die Zustände des Lebens und der Wissenschaft durch besonders einflußreiche Ereignisse und Persönlichkeiten gerade während des letzten Decenniums erfahren haben, sich früher, als zu erwarten war, als nothwendig darstellte. Dieser Supplementband soll die Ergebnisse der neuesten Zeitgeschichte und die Zustände der Gegenwart in ihren mannigfaltigen Wechselbeziehungen bei möglichster Vollständigkeit gedrängt, klar und übersichtlich darstellen und so das Hauptwerk, dem Plane und der Tendenz desselben im Wesentlichen folgend, auf angemessene Weise ergänzen und theilweise berichtigen. Allen Besitzern des Hauptwerkes wird daher sein Erscheinen um so willkommner sein, je weniger verkannt werden mag, wie durch eine zweckmäßige Vervollständigung dieser Art die dauernde Brauchbarkeit und der Werth des ganzen Werkes wesentlich gefördert und erhöht wird. —

Leipzig, im December 1840.

Die Verlagshandlung.
Gebrüder Reichenbach.

Digitized by Google

T.

T, der 19. Buchstabe der abendländischen Alphabete, unterscheidet sich in seiner Aussprache von d nur durch das stärkere Anlegen der Zunge an die Zähne und das raschere Zurückziehen derselben und wird daher zu den harten Buchstaben gerechnet. Im Lateinischen pflegt man ihn vor i mit folgendem Vocale, wie z, im Französischen im gleichen Falle wie s zu sprechen, weßhalb auch im Italienischen dafür allemal z steht; doch war diese Aussprache den alten Römern unbekannt. Als Abkürzung bedeutet T. in lateinischen Namen Titus. 9.

Tabak, franz. tabac; engl. tabacco, ist die von Linné mit dem Namen nicotiana tabacum bezeichnete und in die Familie der Solaneen und zu der pentandria monogynia gehörende Pflanze, welche ursprünglich in Amerika und in verschiedenen Gegenden Asiens einheimisch ist und gegenwärtig in Deutschland vielfach angebaut wird. Der T. hat länglich eirunde, lanzettförmige, stark gerippte, ungestielte Blätter, einen 4—5 Fuß hohen, starken, etwas behaarten Stengel. Frisch sieht die Pflanze lebhaft grün, getrocknet aber gelbbraun. Alle Theile derselben haben einen scharfen und betäubenden Geruch und einen scharf ekelhaft bittern Geschmack. Dessenungeachtet wird sie aber von den Schafen gern gefressen, von welchen man in Schweden auch nach der Ernte die Tabakfelder abweiden läßt. Bei den Menschen hingegen erzeugt der T., schon in geringer Menge genossen, Schwindel, Berauschung, Erbrechen, Bangigkeit, Unempfindlichkeit und Sinnlosigkeit. Die im T. enthaltenen Bestandtheile machen seine starke Wirkung auf den menschlichen Organismus leicht erklärbar, indem z. B. Trommsdorff im T. Tabakscampher, Nicotin (den eigenthümlichen Stoff des Tabaks, welchen Hermbstädt für sich dargestellt hat), Harz, äpfelsaures Kali, äpfelsaure Magnesia, äpfelsauren Kalk, salpetersaures Kali, Chlorkallum, Ammoniaksalz gefunden hat. Die so häufige Benutzung dieser Pflanze zu Rauch- und Schnupftabak macht den T. zu einem wichtigen Gegenstande der Landwirthschaft. Sonst wird der T., der ebenfalls Arzneikräfte besitzt (indem z. B. der Rauch desselben Ertrunkenen oder Erhängten mit einem besondern Instrumente in den Mastdarm eingeblasen, hier als das stärkste reizende Mittel angesehen wird), namentlich von den Seeleuten zum Kauen benutzt. Der Einfuhr des Tabaks in Europa stellten sich große Hindernisse entgegen, indem er, wegen der Zufälle, die man bei einigen Personen darnach entstehen sah, für ein gefährliches Kraut gehalten wurde. So legten z. B. Jakob I., König von England (im Jahre 1604), und Papst Urban VIII. (im Jahre 1624) sehr strenge Strafen auf für die, die auf irgend eine Weise Gebrauch davon machten. Dieses Verbot wurde fast von allen Regierungen Europas und selbst in Persien und der Türkei, wo man die beim Gebrauche des Tabaks Ertappten mit dem Abschneiden der Nase und sogar mit der Todesstrafe bedrohte, ausgesprochen. Der T. wurde zum ersten Male unter der Regierung Heinrich's IV. von Johann Nicot (daher auch der Name Nicotiana), Gesandten am portugiesischen Hofe, der bei seiner Rückkehr mit einer Quantität gepulvertem Tabake der Königin Marie von Medicis ein Geschenk machte, nach Frankreich gebracht; daher der Name Königinpulver (poudre à la reine, auch herba Medicea), der ihm gegeben und unter dem er noch während der Minorität Ludwig's XIV. bezeichnet wurde. Doch verbreitete sich der T. in Frankreich nicht gleich von dem Augenblicke seiner Einführung an, sondern erst weit später, allein

Digitized by Google

einzig in Frankreich aus, dessen Regierung die erste war, die den großen Nutzen einsah, den man daraus ziehen konnte. Sie erlaubte daher den freien Gebrauch des Tabaks, belegte ihn aber mit einer sehr starken Abgabe, die von nun an eine sehr ergiebige Quelle für die öffentliche Einnahme wurde. Seit dieser Zeit wurde sein Gebrauch allgemein. — Der meiste T. wird in Amerika gebaut und die Sorte nach dem Orte seiner Erbauung unterschieden. Unter den südamerikanischen Sorten sind der Varinas, Cumana, Orinoco, Valencia, Angostura, Maracaibo, Brasilien ꝛc. am gesuchtesten, welche meist in Rollen gesponnen und in Körben von gespaltenem Rohre (canastra) nach Europa versandt werden, weßhalb man diese Tabake überhaupt Canaster nennt. In Westindien liefern Cuba (Havanna), Portorico, Tabago (wo er zuerst gefunden wurde und wovon er den Namen erhielt), St. Domingo, Curassao ꝛc. sehr beliebten T., welcher viel zu Cigarren (s. d. Art.) verwendet wird. In Nordamerika wird vorzüglich in Virginien, Maryland, Louisiana, Carolina viel T. gebaut. Alle diese Tabake werden häufig nach Europa verführt; doch hat man hier, besonders in den Niederlanden, Deutschland, Ungarn, Italien ꝛc. ebenfalls T. zu bauen angefangen, dieser erreicht aber nie die Güte des amerikanischen. — Der T. verlangt einen sehr fetten reichlich gedüngten und lockern Boden. Er wird bei uns im ersten Frühjahre auf Mistbeete (in der Pfalz Tabakskutschen genannt) gesät; die Pflanzen werden dann im Mai auf die Felder versetzt, so daß zwischen denselben je 2—3 Fuß Zwischenraum bleibt. Die untersten, zuerst gelb werdenden Blätter, so wie die Seitentriebe und, wenn man keinen Samen ziehen will, auch die Blüthenknospen, bricht man ab und beginnt zu Ende des Julius das eigentliche Abplatten, mit welchem man bis zu Ende des Augusts fortfährt. Die Reife der Blätter wird daran erkannt, daß sie gelbe Flecken bekommen. Diesen abgenommenen Blättern werden dann die Stiele und die großen Rippen bis zur Hälfte ausgebrochen und sie selbst an einem schattigen Orte in kleine Haufen gelegt, wo man sie 6—8 Tage schwizzen und gelb oder braun werden läßt. Hierauf kommen sie in die Fabriken, wo sie entweder zu Rauchtabak oder zu Schnupftabak verarbeitet werden. Bei beiden Zwecken pflegt man die großen Rippen aus den Blättern ganz auszuschälen und diese dann durch besondere Beizen (Saucen) weiter zuzurichten, wodurch dem Tabake ein Theil seiner narkotischen Schärfe genommen wird; in manchen Fabriken pflegt man die Blätter auch zu räuchern. Hierauf bindet man die Tabaksblätter in Bündel zusammen, welche in leinene Tücher gepackt, mit Seilen umschnürt und Carotten genannt werden, oder spinnt sie auf Rollen, oder schneidet sie sogleich zu Rauchtabak, oder zerreibt sie auf einer Mühle zu Schnupftabak. Zu letzterem werden meist die fettern Tabake genommen. — Der Rauchtabak dient als ein kräftiges Reizmittel zur Verdauung und Leibesöffnung und bringt mäßig genossen durchaus keinen Schaden; nur muß man sich vor vielem Ausspucken hüten. Der Schnupftabak erregt die Geruchsnerven und die Gehirnthätigkeit und schafft viele Feuchtigkeit des Kopfes fort; doch kann er zu viel gebraucht auch die ganze Geruchsthätigkeit vernichten. 21. 30.

Tabelle ist eigentlich eine kleine Tafel, dann das, was auf eine solche verzeichnet ist, ein in tafelähnliche Streifen abgetheiltes Blatt, Charte oder Bret, um in diese Streifen etwas so einzutragen, daß es in der Zusammenstellung mit andern zu finden ist. Man bedient sich der Tabellen vorzüglich, um über mehrere Gegenstände zusammen eine leichtere Übersicht zu gewinnen und dadurch auf mechanische Weise dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen; daher tabellarische Übersicht s. v. a. eine mechanische Zusammenstellung bedeutet. Eine Sache intabuliren bedeutet daher s. v. a. solche in die für Gegenstände der Art zu haltende T. eintragen. In Ländern nämlich, wo die Dispositionen über Realitäten nicht von der Bestätigung der Obrigkeit abhängig gemacht, sondern den Interessenten frei gelassen

Digitized by Google

werden, verlangt der Staat weiter nichts, als den jedesmaligen Besitzer des Grundstücks, den Inhaber des hypothekarischen Rechts ꝛc. zu kennen. Will nun der Inhaber sich des besondern Schutzes des Staats darüber versichern, so hat er sich mit seinem Kaufdocumente, seiner Hypothekverschreibung ꝛc., zu deren Fertigung er an kein besonderes Gericht gebunden ist, bei dem zur Intabulirung bestimmten Gerichte zu melden und den Besitztitel oder die Hypothekbestellung in die dazu bestimmte T. eintragen zu lassen. Durch dieses Intabuliren erst wird der völkerrechtliche Besitz und der demselben zukommende Staatsschutz begründet (s. bewegliche Güter). Man hat mitunter dieses Intabuliren mit der anderwärts vorkommenden obrigkeitlichen Bestätigung (Confirmation) der Käufe ꝛc. zu vergleichen gesucht. Es dürften jedoch beide eher den Gegensatz von einander bilden. Die Tabellen werden hauptsächlich im Staats- und Rechnungswesen gebraucht und sind zur Gewinnung einer allgemeinern Übersicht über verschiedenartige Theile von umfassendem Nutzen. So hat man astronomische Tabellen, worein die verschiedenartigen Abweichungen im Laufe der Gestirne neben einander zur Auffindung und Vergleichung eingetragen oder wohl im Voraus für gewisse Zeiten berechnet sind. Statistische Tabellen enthalten die Zusammenstellungen der Hülfsquellen und Kräfte des Staats nach Maßgabe seiner Grundfläche, der Producte, der Producenten und Consumenten, in ihren verschiedenartigen Abstufungen, nach Zahl, Alter, Geschlecht und sonstigem Einflusse auf die Gesellschaft. Der Jurist unterhält Proceßtabellen, um am Jahresschlusse zu sehen, in welchem Zustande solche ins neue Jahr übergehen ꝛc. Bei den Römern hießen die Verfertiger öffentlicher Urkunden für die Parteien tabelliones, woraus in späteren Zeiten die Notarien entstanden. 10.

Tabernaculum (Zelt) heißt in der katholischen Kirche sowohl der Schrank am Altare, worin die heiligen Geräthschaften aufbewahrt werden, als überhaupt eine mit Säulen, Giebel und Altar versehene Nische zur Aufstellung eines Heiligenbildes. Die Methodisten nennen ihre Kirchen tabernacula in Bezug auf den lateinischen Namen der israelitischen Stiftshütte (s. d. Art.). 23.

Tabernämontanus, eigentlich Jacobus Theodorus, bekannter jedoch unter dem Beinamen, den er von seiner Vaterstadt Bergzabern im Zweibrückschen führt, studirte Medicin und Botanik und wurde Leibarzt beim Bischofe von Speyer, nach dessen Tode Stadtphysikus zu Worms und endlich churpfälzischer Leibarzt zu Heidelberg, wo er 1590 starb. Er hat sich vorzüglich als Botaniker durch sein „Kräuterbuch", dessen erster Theil zu Frankfurt 1588 in Fol., der 2. aber nach seinem Tode 1613 erschien und an welchem er 36 Jahre gearbeitet hatte, ausgezeichnet. Außerdem hat er auch einige medicinische Schtiften verfaßt. 39.

Tableaux, s. Pantomime.

Tabor, ein oft genannter Berg Palästinas, südöstlich vom Karmel, ist ein einzeln stehender Kegel von etwa 3000 Fuß Höhe, rund und ziemlich abschüssig, und hat auf seinem Gipfel eine ebene, sehr fruchtbare Fläche, von welcher aus man eine entzückende Aussicht hat. Die Sage läßt auf ihm mit Unrecht die Verklärung Christi geschehen sein. — Die vom Ziska (1419) gegründete Burg T., jetzt Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in Böhmen mit 4100 Einw., gab einer Partei der Hussiten (s. d. Art.) den Namen. 37.

Tabulatur nannte man früher den Inbegriff aller musikalischen Zeichen, jetzt dagegen die Methode, die Töne durch Buchstaben zu bezeichnen, ein Verfahren, dessen man sich in theoretischen Schriften vorzüglich zum Behufe der Darstellung des harmonischen Inhaltes eines Stückes und im Gespräche der Bequemlichkeit und der Kürze willen bedient. Früher unterschied man eine italienische und deutsche T. Unter der italienischen T. verstand man die von Lodovico Viadana zu Anfange des XVII. Jahrh. bekannt gemachte Bezifferung des Generalbasses. Die

Digitized by Google

deutsche T. dagegen ist älter als jene und eben das angegebene Verfahren. Hiernach heißt nun die erste oder tiefste Octave die große (die Töne derselben werden mit den Buchstaben C, D, E, F, G, A, H bezeichnet), die ihr aufwärts zunächst folgende Octave die kleine (die Töne dieser werden mit den Buchstaben c, d, e, f ꝛc. bezeichnet), die dritte die eingestrichene (die Bezeichnung der Töne in dieser Octave ist $\bar{c}$, $\bar{d}$, $\bar{e}$, $\bar{f}$ ꝛc.), die vierte die zweigestrichene (die Bezeichnung der Töne dieser Octave ist $\bar{\bar{c}}$, $\bar{\bar{d}}$, $\bar{\bar{e}}$, $\bar{\bar{f}}$, $\bar{\bar{g}}$ ꝛc.), die fünfte die dreigestrichene (in welcher die Töne $\bar{\bar{\bar{c}}}$, $\bar{\bar{\bar{d}}}$, $\bar{\bar{\bar{e}}}$, $\bar{\bar{\bar{f}}}$, $\bar{\bar{\bar{g}}}$ ꝛc. bezeichnet werden). Die tieferen Töne unter der ersten Octave heißen Contratöne. Eine ausführlichere Abhandlung über die T. befindet sich in Petri, „Kritische Briefe über die Tonkunst" (Nr. 90). Zur Zeit der Meistersänger (s. d. Art.) verstand man unter T. den Inbegriff der technischen Regeln des Meistersanges. 20.

Tachygräphie oder Schnellschreibekunst beruht auf der Stenographie oder Engschreibekunst, d. h. in der angemessensten Schrift- und Schreibkürzung, welche auf gewisse, von den üblichen Schriftzeichen theils abweichende, theils übereinstimmende Regeln gegründet und nach einem Grundprincipe entwickelt ist, um dem Flusse der Rede eben so schnell mit der Feder zu folgen. Der eigenthümliche Geist so wie die sichtbare Darstellung einer jeden Sprache erfordert auch eine besondere Berücksichtigung in Bezug auf Feststellung der stenographischen Regeln, wenn auch als die allgemeinsten Eigenschaften der T. die möglichste Einfachheit, flüchtigste Angabe und größte Bindungsfähigkeit der Schriftzeichen und eben so die kürzeste grammatische Form in Hinsicht der Satzbildung und Gedankenentwickelung gelten, zu denen noch ein gefälliges Äußere und leichte Entzifferung dieser Zeichen unbedingt gehören. Ob nun die T. auch im Privatleben wesentliche Vortheile gewährt, indem sie den denkenden Geist durch abstracte Formen von dem ertödtenden Schreibmechanismus entfesselt, so erscheint sie doch erst auf ihrem wahren Gebiete und in ihrem vorzüglichsten Nutzen im öffentlichen Leben. Überall, wo das freie Wort in öffentlichen Verhandlungen Geltung erhielt und nur die Beredsamkeit den Sieg davon trug, war man auch bemüht, die T. einer höhern Vollendung entgegenzuführen. So hatten unter den Alten besonders die Römer eine ausgebildetere Geschwindschrift (s. Kopp, „Palaeographia critica"); ihre Notae waren aber eben so schwerfällig als dunkel und mit dem Falle der Republik verfiel sie auch selbst, bis sie endlich im XVIII. Jahrh. in England durch den Stenographen Mavor mit mathematischer Genauigkeit auf bessere Principien gegründet ward. Auf diesen baute auch Taylor, Professor in Oxford, in „Universal system of stenography" (5. Ed. Lond. 1814) und Will. Harding, „Universal stenography" (8. Ed. Lond. 1829) nebst vielen Anderen weiter fort. Die späteren Versuche in Frankreich durch Bertin, Conen de Perpéan („Sténographie", 4. Ed. Par. 1824), Grosselin („Vocabulaire sténographique", 2. Edit. Par. 1824), Lagache („Sténographie", Par. 1829), Cadré Marinet („Sténographie simplifée", (2. Ed. Par. 1830) sollten die T. besonders durch im Voraus auf dem Papiere anzugebende bedeutsame Linien vereinfachen und erleichtern, wiewohl dieß keine wesentliche Verbesserung zu sein scheint. Die Grundsätze der englischen T. fanden auch in Nordamerika Verbreitung; so durch Hevett's „New treatise on stenography" (2. Ed. Baltim. 1824). Unter den Deutschen schrieb zuerst Fr. Mosengeil eine „Anleitung nach Taylor's und Bertin's Principien" (Eisenach 1796, sehr verbessert, Jena 1819); ihm folgten Horstig (Leipz. 1797), E. Jul. Leuchtlen („Vollständige Anleitung zur Geschwindschreibekunst mit einer geschichtlichen Einleitung", Freiburg 1821, und „Kurze leichtfaßliche Anleitung zu der neuen amerikanischen Schnellschreibmethode", Stuttg. 1830), F. G. Gerbode („Geschwindschreibekunst für die deutsche, lateinische und eine allen Völkern verständliche

Digitized by Google

Schriftsprache", Götting. 1828), Carstain („Schnellschreiblehrsystem, genannt amerikanische Unterrichtsmethode, aus englischen und französischen Werken bearbeitet", Ilmenau 1829) und Nowak (1830). Unter den drei verschiedenen stenographischen Methoden, welche seit der Einführung repräsentativer Verfassungen sich geltend gemacht haben, nämlich der badischen, würtembergischen und baierischen, gebührt der letzteren, deren Erfinder der Stenograph und Secretair Xavier Gabelsberger in München ist, der Vorzug. Durch sein Werk: „Die deutsche Redezeichenkunst oder Stenographie" und durch die Bildung tüchtiger Stenographen hat sich derselbe um die T. überhaupt unbestreitbare Verdienste erworben, weil er der Erste ist, welcher die Stenographie aus der deutschen Sprache herausgebildet und dadurch die Schwierigkeiten, welche die der englischen und französischen Methode Folgenden nicht zu überwinden im Stande waren, so glücklich gelöst hat, daß seine Schüler nicht allein nach Hessen, in die Schweitz und nach Sachsen berufen wurden, sondern selbst die Stenographen in Würtemberg und Baden (nach der englischen und französischen Methode gebildet) verdrängten. Seine Methode zeichnet sich vor der englischen theoretisch und praktisch aus, hauptsächlich dadurch, daß sie weniger in Betreff der Schriftkürzung darauf ausgeht, die einfachsten Linien aufzusuchen, als vielmehr die Frage beantwortet: welche mit der Feder freigezogenen einfachen Linien sind zugleich die flüchtigsten und bindungsfähigsten? Auch in Hinsicht der Schreibkürzung, des zweiten Theils seiner Methode, hat er durch syntaktische und logische Abkürzung das Wesentliche vom Unwesentlichen glücklich ausgeschieden. 84.

Tacitus (Cornelius), einer der größten Historiker, ward geboren 54, nach Anderen 60 n. Chr., stammte aus dem Plebejerstande, widmete sich als Jüngling unter M. Aper und Julius Secundus der Redekunst und Rechtswissenschaft, bekleidete unter Vespasian, Titus und Domitianus mehrere öffentliche Ämter und ward im Jahre 97 Consul suffectus. Allein ungeachtet des Ansehens, in welchem er vorzüglich als Sachwalter in Rom stand, des Freundschaftsbündnisses, welches er mit den größten Römern der damaligen Zeit, namentlich mit dem jüngern Plinius geschlossen hatte, und der Liebe, mit der ihm selbst Nerva entgegenkam, konnte ihn doch Rom, durch die Unmenschlichkeiten Domitian's entnervt und selbst den Rest seines alten Glanzes noch verlierend, nicht fesseln; er verließ die Hauptstadt, lebte den Rest seiner Tage in der Einsamkeit seinem historischen Studium und starb wahrscheinlich vor Hadrian's Regierung. Seine Schriften, wozu er schon als Jüngling auf großen Reisen treffliche Materialien gesammelt zu haben scheint, erwarben ihm schon zu seiner Zeit den größten Beifall (vergl. Plin. epist. 7, 33) und haben ihm bei aller Nachwelt das ruhmwürdigste Andenken gesichert. Die zuerst verfaßte war seine in jeder Beziehung meisterhaft gelungene Biographie des Feldherrn Agricola („Vita Agricolae"), dem er verwandt und mit der hingebendsten Herzlichkeit zugethan war. Wahrscheinlich, wenigstens aus ästhetischen Gründen annehmbar ist, daß dieser die berühmte Schrift: „De situ, moribus populisque Germaniae" folgte, die uns nicht nur über den frühesten Zustand unsers Vaterlandes den befriedigendsten Aufschluß gibt, sondern auch durch ihre Reichhaltigkeit zu immer erneuerten Forschungen auffordert. Von seinen reinen historischen Schriften treten seine „Historiae" zuerst ans Licht, die ursprünglich wahrscheinlich aus 14 Büchern bestanden, von denen uns leider aber nur die 4 ersten Bücher und 26 Capitel des 5. Buches erhalten worden sind. Diesen folgten seine 16 Bände „Annales", von denen aber ebenfalls ein Theil des 5. Buches, das 7. bis 10., der Anfang des 11. und der Schluß des 16. fehlen. Zu seinen frühesten Schriften endlich zu rechnen, aber von unbestimmbarer Verfassungszeit ist sein ihm oft abgesprochener „Dialogus de oratoribus s. de causis corruptae eloquentiae", der in seiner Denk- und Sprachweise fast durchgängig von seinen übrigen

Digitized by Google

Schriften verschieden ist. Ein verlorenes Werk von ihm ist endlich „Facetiarum liber“ (vergl. „Fulgent. exposit. serm. antiq.“ p. 782.). In seinem „Agricola“ entfaltet T. die tiefste Fülle eines klaren und geistvollen Gemüthes, wogegen er in seiner „Germania“ die immer tiefer sinkenden Römer auf einen nahen Feind aufmerksam macht und durch dieselbe einen politischen Zweck zu erreichen strebte. In den „Historien“ erscheint er als treuer Beobachter der erlebten Ereignisse, deren Zusammenhang in Ursache und Wirkung er richtig erkennt und beurtheilt; wogegen er in seinen „Annalen“ der annalistischen Form treu die Ereignisse und den Zustand seiner Vorzeit darstellt, doch zugleich durchgängig auch so, daß er mit wahrhafter Kunst das Verschiedenartigste zu vereinen weiß und den verborgenen Kern erforscht, aus welchem Alles erwuchs. Hieraus geht auch die verschiedene Benennung dieser beiden historischen Werke hervor, die lediglich nur auf einer Verschiedenartigkeit der Form beruht. Beide sind vollendete Kunstwerke und ihrem Geiste und ihrer Haltung nach Erzeugnisse einer wahrhaft poetischen Stimmung. Sein Styl ist in beiden, wie ein neuerer Schriftsteller trefflich über ihn urtheilt, poetisch-oratorisch; sein Ernst der verhaltene Schmerz über sein eigenes Geschick und über den Fall römischer Größe; dieser Fall selbst, wie der Gedanke einer göttlichen Vergeltung und die großartige Fülle menschlicher Verworfenheit und Lasterhaftigkeit, sind tragisch-poetisch; nur von dieser Seite her breitet sich der dichterische Glanz über seine Werke aus, alles Übrige ist rednerisch und gehört der Eloquenz an, auf welche jenes Jahrhundert noch vorzüglichen Fleiß wendete. Zwar zwingen ihn sein Reichthum an Gedanken und der Kampf mit der Sprache, so wie sein edles Streben, recht viel und durchaus wahr und vollständig zu bezeichnen, nicht selten kurz, abgebrochen und für den bequemen Leser dunkel zu sein, in welcher Beziehung er auch nicht die natürliche Kraft und Schönheit des Thucydides erreicht; aber gerade hierdurch wird seine Sprache ausdrucksvoll und imposant und der Genuß, den die Lectüre des T. gewährt, um so dauernder und immer neu und beseelend. Daher ist auch T. einer von denjenigen Schriftstellern, welche die scharfsinnigsten und kenntnißreichsten Erklärer gefunden haben. Die Ed. princ. erschien s. l. et a. (Venet. Vindelin. de Spira 1409. Fol.), die jedoch nur Annal. XI—XVI., Hist., Germ., Dialog. enthält. Dieser folgte eine andere, ebenfalls s. l. et a. (Mediol. um 1477. Fol.), in welcher Fr. Puteolanus zuerst die Schrift „Agricola“ gab; dieser folgte endlich die von Ph. Beroaldus (Rom 1515. Fol.), welche zuerst (e codic. Corbeiensi) Annalen I—VI. enthält. Eine neue Bearbeitung dieser Ausgabe besorgte Beat. Rhenanus (Basel 1519. 1533. Fol.). Die erste Ausgabe sämmtlicher Schriften des T. und zugleich eine Hauptausgabe ist die von Just. Lipsius (zuerst Antwerp. 1574. 8. u. öfter). Andere hierauf folgende Ausgaben sind von Curt. Pichena (Frankf. 1607. 4.), Bernegger (cum not. Freinshemii, Argentor. 1638), Hug. Grotius (Leyden 1640. 2 Bde. 12.), J. Fr. Gronov (Amsterd. 1672. 1685. 2 Bde. 8.), Thd. Ryckius (Leyden 1687. 2 Thle. 12.), Ernesti (Leipz. 1772. 2 Bde. 8., neu von Oberlin, Ebendas. 1801. 4 Bde. 8., mehrmals aufgelegt), Im. Becker (Leipz. 1831. 2 Bde. 8.), J. Lallemand (Par. 1760. 3 Bde. 12.), Brotier (Par. 1771. 4 Bde. 4. u. öfter), G. H. Walther (Halle 1831 ff. 4 Bde. 8.) und Ruperti (Hanov. 1832). Die besten deutschen Übersetzungen endlich sind von Strombeck (Braunschw. 1816. 3 Bde. 8.), Ricklefs (mit Anmerkk. Oldenb. 1815 ff. 4 Bde. 8.) und Böttticher („Annal.“, Berl. 1831 ff. 2 Bde. 8., „Agricola“, Berl. 1830. 8.). 20.

Tact ist das schon in der Natur begründete, sinnlich wahrnehmbare und in der Mannigfaltigkeit als Einheit hervortretende Gleichmaß der Zeit in einer Reihe von Bewegungen oder Tönen, durch welche dieselbe in Hinsicht ihres Rhythmus (s. d. Art.) und ihrer Dauer in gleiche Glieder zerfällt und welches denselben ange-

Digitized by Google

nehmen Einfluß auf unser Gehör wie die Symmetrie eines Körpers auf unser Auge äußert. Es liegt daher klar vor, daß der T. einer der nothwendigsten Bestandtheile der Musik ist und daß durch ihn erst es möglich wird, die durch Töne wiederzugebenden Empfindungen naturgetreu darzustellen. Man versteht aber in der Musik unter T. 1) die bei dem Vortrage eines Tonstückes nach einem bestimmt angenommenen Zeitmaße abgemessene Bewegung der Töne, in welcher Beziehung das Wort T. identisch ist mit den Wörtern: Zeitmaß, Bewegung (ital. tempo.; fr. mésure); oder auch 2) jeden einzelnen durch einen Strich auf dem Liniensysteme gesonderten, gleichgemessenen Abschnitt eines Tonstückes. Fordern nämlich unser Gefühl und Gehör schon an sich bei jeder Bewegung etwas Gleichartiges und eine gleichgemessene Abtheilung, so wird diese Forderung noch weit dringender bei der Intonation von Tönen, die gleiche Zeitdauer haben und welche zu einem harmonischen Ganzen vereinigt gewissen Empfindungen des menschlichen Geistes conform sein sollen. Daher sieht sich unser Vorstellungsvermögen schon von selbst genöthigt, jede Tonreihe bei der Intonation in gewisse Glieder abzutheilen und zwar so, daß auf diejenigen Noten, die man zu Abtheilungspunkten gemacht hat, ein besonderes, selbst auch auf die Intonation übergehendes Gewicht fällt, welches man die gute Zeit des Tactes, oder den guten Tacttheil, oder auch Thesis (nota buona) nennt, während man die übrigen Noten die schlimme Tactzeit, den schlechten Tacttheil oder auch die Arsis (nota cattiva) zu nennen pflegt. Jene einander entsprechenden und gleichartigen Abtheilungspunkte nun bestehen aber entweder aus einer geraden oder ungeraden Anzahl von gleichen Noten und hieraus entstehen in der Musik die verschiedenen Tactarten, welche man wieder in einfache gerade und einfache ungerade, zusammengesetzte gerade und zusammengesetzte ungerade und vermischte Tactarten theilt. Geben nämlich beide Tacttheile gleiche Dauer, so ist die Tactart gerade; haben sie ungleiche Dauer, so ist die Tactart ungerade. Die beiden Haupttheile der einfachen geraden Tactart sind gewöhnlich halbe Schläge oder Viertel (𝅗𝅥 oder ♩) und in ersterm Falle heißt der Tact Zweizweiteltact, welcher in der Schrift durch die zu Anfange des Tonstückes gesetzte Zahl 2 oder durch ein durchstrichenes, die Hälfte eines Cirkels vorstellendes ₵ bezeichnet wird; im letztern Zweivierteltact, in der Schrift mit $\frac{2}{4}$ bezeichnet. In beiden Fällen nennt man den ersten Schlag den guten, den zweiten den schlechten Tacttheil, die den Schlag bezeichnenden Noten Tactglieder, die von geringerm Werthe Tactnoten. — Die einfach ungerade Tactart besteht entweder aus 3 Zweiteln, woraus der Dreizweiteltact ($\frac{3}{2}$ bezeichnet), oder aus 3 Vierteln, woraus der Dreivierteltact ($\frac{3}{4}$ bezeichnet), oder aus 3 Achteln, woraus der Dreiachteltact ($\frac{3}{8}$ bezeichnet) entsteht. Die zusammengesetzten Tactarten unterscheiden sich von den einfachen dadurch, daß 2 einfache Tacte in die äußerliche Form eines einzigen Tactes gebracht werden, weßhalb natürlich jeder zusammengesetzte T. 4 Hauptzeiten enthält und zwar 2 gute im 1. und 3. Theile und 2 schlechte im 2. und 4. Theile. Nimmt man nun den Zweizweiteltact und vereinigt immer je zwei und zwei Tacte zu einem, so entsteht der Vierzweiteltact, ebenfalls wie der Zweizweiteltact mit ₵ oder 2 bezeichnet, der jedoch in der modernen Musik ziemlich selten vorkommt. Nimmt man dagegen den Zweivierteltact und vereinigt immer je zwei und zwei Tacte zu einem, so entsteht der Viervierteltact, auch der ganze oder schlechte (gleichbedeutend mit gerade) T. genannt und mit einem undurchstrichenen C bezeichnet. Endlich aber gibt es auch noch vermischte Tactarten. Hierher gehören besonders die Triolen (s. d. Art.), mögen diese entweder aufgelöst oder in 2 gleiche Theile getheilt, oder 2 Theile derselben in einen zusammengezogen oder endlich die einzelnen mit ungleicher Geschwindigkeit vorgetragen werden, woraus der Sechsachteltact und Neunachteltact ꝛc. entstehen. Auch kann der Sechsachteltact in zusammengesetzter Form gebraucht werden, wo er dann

Digitized by Google

Zwölfachteltact wird. — Die Alten kannten den T. in der Ausdehnung, in der wir ihn kennen, noch nicht, stampften aber, um nur einige Ordnung zu halten, mit Holzschuhen auf den Boden. Für den Erfinder des neuern Tactes gilt Franco von Köln (starb 1083) (s. d. Art.). Ausführlichere Abhandlungen über T. finden sich in: Kirnberger, „Kunst des reinen Satzes"; Koch, „Musikalisches Lexikon" unter dem Artikel T. und in dessen „Versuch einer Anleitung zur Composition" und Weber, „Theorie der Tonsetzkunst" ꝛc. 20.

Tactmesser, auch Tactgeber, Chronometer, Metrometer, Rhythmometer genannt, heißt in der Musik diejenige Maschine, durch welche jeder Grad der Bewegung des Zeitmaßes auf das Genaueste angegeben werden kann. Auf die Erfindung eines solchen Instrumentes leitete die fast durchgängige Ungewißheit über die richtige vom Componisten gedachte und bei der Intonation beabsichtigte Zeitbewegung bei der Aufführung irgend eines Tonstückes, da die Angaben Andante, Allegro, Adagio, Presto ꝛc. immer unbestimt und schwankend bleiben. Die ersten Versuche, eine solche Maschine zu Stande zu bringen, machten Franzosen und Engländer und fanden auch in ihren Ländern den wohlverdienten Beifall, nicht aber bei den Deutschen. Endlich aber erfanden fast zu gleicher Zeit auch zwei Deutsche Bürja, Professor zu Berlin, und Weiske, Cantor zu Meißen, ein ähnliches Instrument, das jedoch ebenfalls nicht rechte Aufnahme finden wollte. Weit mehr Glück machte das neu erfundene Instrument von Stöckel, Cantor zu Burg, welches später der berühmte Mechaniker Mälzl in Wien und der bekannte Tonkünstler Gottfried Weber in Mainz so vervollständigten, wie wir es jetzt noch allgemein brauchen. Das Ganze ist eine einer Uhr von mittler Größe ähnliche Maschine, auf deren Zifferblatte die Zahlen 0, 1, 2, 3 ꝛc. bis 84 stehen. Diese stellt man auf ein ungefähr 1 Fuß hohes Postament, in welchem das erforderliche Gewicht von 4—5 Pfund und ein Pendel herabhängen. Vermittelst mechanischer Vorkehrungen gibt dann dieses Pendel in seiner Bewegung die Zeit, die auf dem Zifferblatte mit einer Zahl bestimmt ist, so daß, wenn man z. B. die langsamste Zeit verlangt, man nur den Uhrzeiger auf die Zahl 0 zu drehen und dann einen von den oben auf dem Werke befindlichen Armen anzutreiben braucht, um durch das hierauf in Bewegung gesetzten Pendel das richtige Zeitmaß zu erfahren. Durch das Fortrücken des Zeigers von Zahl zu Zahl vergrößern sich die Geschwindigkeiten der Bewegung und jede Zahl, die der Zeiger bis zu 84 hin berührt, bestimmt dann den Grad derselben. Die Bezeichnung in der Tonschrift ist daher ganz einfach, z. B. ♩ = 76 adagio melancolico, d. h. die Viertel werden beim Vortrage in demselben Grade der Geschwindigkeit gewinnen, in welchem sich der Pendel des Tactmessers bewegt, wenn der Zeiger auf die Zahl 76 weist. Noch einfacher ist der von Gottfried Weber in Vorschlag gebrachte T., der in einem einfachen Pendel besteht, d. h. blos in einem Faden, an dessen Ende eine Bleikugel befestigt ist und welcher, um schnell und langsam sich zu bewegen, nach rheinischen Zollen verlängert oder verkürzt wird, wo man dann also nur am Anfange eines Tonstückes die Länge des Pendels anzugeben braucht, um aus dessen Schlägen das Zeitmaß des vorzutragenden Tonstückes zu hören. Bei allen diesen Maschinen aber ist es das Haupterforderniß, die Bestimmung der Länge des Pendels so wie seines Gewichtes genau zu berechnen, da ohne dieß das Pendel unbrauchbar wird. 20.

Tadmor, s. Palmyra.

Tadolini (Adam), berühmter italienischer Bildhauer, geboren zu Bologna 1789, ward von seinem Vater dem Handelsstande bestimmt, beschäftigte sich aber im Geheimen mit kleinen Modellirarbeiten und ward dadurch dem Prinzen Ercolani bekannt, welcher es dahin brachte, daß er die Kunstschule seiner Vaterstadt besuchen durfte. Hier entwickelte er solche Talente, daß er zweimal den ausgesetzten Preis gewann, arbeitete dann bei dem Bildhauer Demaria und erhielt kurz

Digitized by Google

darauf den großen Preis für sein Basrelief Venus und Äneas und bald nachher die Professur der Kunstanatomie zu Bologna (1811), die er aber nach acht Monaten wieder niederlegte, um sich in Rom weiter auszubilden. Hier arbeitete er anfangs unter Canova, eröffnete aber endlich eine eigne Werkstatt, aus welcher bis in die neueste Zeit treffliche Werke hervorgegangen sind. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören: die Gruppen „Mars und Venus" und „Venus und Amor", das Modell zu der Reiterstatue „Karl's III." zu Neapel, die Statuen „Pius VI." und „Washington's", eine colossale Statue der Religion, der „Sarkophag des Cardinal Stuart", ein Ganymed und eine große Anzahl trefflicher Büsten. — Seine Gattin hat sich als Steinschneiderin einen Namen erworben. 16.

Täuschung, s. Illusion.

Tafelgelder sind 1) solche Gelder, welche einem Fürsten oder Prälaten zu seinem standesmäßigen Unterhalte gegeben werden; bestehen diese in den Einkünften gewisser dazu bestimmter Güter, so nennt man diese Tafelgüter; 2) solche, welche ein Staatsdiener, der im Innlande die Person des Fürsten repräsentirt, dazu erhält, um an dem Orte, wo er angestellt ist, ausgezeichnete Fremde im Namen seines Herrn zur Tafel zu ziehen. 17.

Tafelrunde ist ein vielfach bearbeiteter und mit reicher dichterischer Phantasie ausgeschmückter Gegenstand der nordfranzösischen Sage, welche sich an die Sage vom König Arthur (s. d. Art.) knüpft. Zur Wiedererlangung des heiligen Gral (s. d. Art.) nämlich soll der britische König Uther Pendragon auf Merlin's (s. d. Art.) Rath einen Ritterorden gestiftet haben, deren Mitglieder sich an einer runden Tafel versammelten und zu dem nur die edelsten Ritter hinzugelassen wurden. Ihre Anzahl sollte 50 sein, doch wurde der funfzigste Platz leer gelassen, da der dazu bestimmte Ritter nach Merlin's Ausspruche erst noch geboren werden sollte. Dieser war Arthur, dem auch von Anderen die Stiftung zugeschrieben wird, welcher den Orden zum höchsten Flor brachte und mit welchem er auch wieder erlosch. — Wahrscheinlich sind mehrere Sagen in dieser einzigen vereinigt oder ist diese wenigstens vielfach abgeändert worden. Sie stammt aus dem XII. Jahrh. und ging aus Nordfrankreich, wo sie viele Bearbeiter fand, auch in die Provence und nach Deutschland über. Vergl. d. Artt. Französische und deutsche Literatur und über die Sage selbst, welche von A. Bürk: „König Artus und seine Tafelrunde" (Leipz. 1834) auch dramatisch behandelt worden ist, „Wiener Jahrbücher der Literatur" Bd. 29. 23.

Tafelstein, s. Edelsteine.

Taffia ist auf den Antillen s. v. a. Rum.

Tag, lat. dies; franz. jour; engl. day, ist im Allgemeinen, als der 365ste Theil eines Sonnen- oder der 354ste Theil eines Mondenjahres, der bekannte Zeitraum von 24 Stunden. Man unterscheidet jedoch folgende Arten: 1) Der Sterntag ist die Zeit der einmaligen Umdrehung der Erdkugel um ihre Achse oder der einmaligen scheinbaren Umdrehung des gestirnten Himmels. Er dient den Astronomen wegen seiner ziemlich unveränderlichen Dauer als genaues Grundmaß aller Zeitabmessungen und fängt an, wenn der Punkt 0 Grad des Widders in den Meridian tritt, von welchem Augenblicke an die Sternstunden von 0 bis 24 in einem fort gezählt werden. 2) Der wahre Sonnentag ist die Zeit, welche von einer Culmination des wahren Sonnenmittelpunktes bis zur nächsten Culmination desselben verfließt, mithin wegen der ungleichförmigen Bewegung der Sonne in der Ekliptik von veränderlicher Länge und als Maß der Zeit nicht direct brauchbar ist, weßhalb denn auch Uhren, deren größter Vorzug ein gleichförmiger Gang sein muß, zu keiner Zeit mit der Sonne, wie man sonst zu sagen pflegt, übereinstimmen, d. h. nie die wahren Sonnenstunden präcis angeben können, weil diese eben so unter sich, wie die einzelnen wahren Sonnentage, von ungleicher Länge

Digitized by Google

ausfallen. Übrigens fangen die Astronomen diesen wahren und den mittlern Sonnentag (s. 3.)) mit dem Mittage an und zählen die Stunden von 0 bis 24 durchaus fort. 3) Der mittlere Sonnentag ist der 365ste Theil eines gemeinen Sonnenjahres, also der Zeitraum von der Culmination des Mittelpunkts der von den Astronomen gedachten sogenannten mittlern Sonne (welche mit stets gleicher Geschwindigkeit den Äquator des Himmels so durchläuft, daß sie am Ende des Jahres wieder genau mit der wahren Sonne zusammenkommt) bis zur nächsten Culmination des Mittelpunkts derselben. Dieser mittlere Sonnentag, der um 3 Minuten $55\frac{915}{1000}$ Secunden größer als der Sterntag ist, immer von gleicher Dauer bleibt und in der Astronomie gleich dem Sterntage angewandt wird, ist es nun, nach welchem die Uhren (für das öffentliche Leben) regulirt werden und 24 gleich lange Stunden nach und nach anzeigen müssen (s. Zeitgleichung). 4) Der bürgerliche Tag heißt gewöhnlich die Zeit zwischen zwei wahren Mitternachten, so, daß die Stunden von der ersten Mitternacht anfangend bis zum nächsten Mittage und von da an aufs Neue anfangend bis zur nächsten Mitternacht, also jedesmal von 0 bis 12, gezählt werden. Bei einigen Nationen, z. B. bei den Juden, fängt dieser Tage mit dem Abende oder mit Sonnenuntergange des vorhergehenden Tages an und dauert bis zum nächstfolgenden Sonnenuntergange. Gemeiniglich versteht man aber unter dem bürgerlichen Tage schlechtweg nur die Zeit vom Morgen an, wenn es hell zu werden beginnt, bis Abends 10 Uhr. — Endlich heißt 5) der physische Tag der Zeitraum von der Morgen- bis zur Abenddämmerung (s. Nacht). 13.

Tagebogen ist in der Astronomie die Zeit zwischen dem Auf- und Niedergange eines Gestirns — und halber T. daher die Zeit zwischen dem Aufgange und der Culmination oder zwischen der Culmination und dem Untergange eines Sterns. 13.

Tagebuch, lat. diarium; franz. livre journal; engl. day-book, nennt man ein Buch, in welches man die persönlichen Begegnisse jedes Tages einzutragen pflegt. Wenn ein solches Buch schon an sich einen großen Vortheil dadurch gewährt, daß es stets einen Anhalt der Erinnerung an vergangene Zeiten gibt und Manches festhält, was dem Gedächtnisse leicht entschlüpfen kann, wodurch es eine reiche Quelle für die Biographie wird; so erhält es noch mehr Werth besonders dadurch, wenn man in dasselbe neben den einförmigen Lebenszuständen auch die Bewegungen des geistigen Lebens aufzeichnet und es zu einer Controle der Gedanken, Wünsche, Bestrebungen ꝛc. macht. Denn nichts kann mehr geeignet sein, den Menschen sich selbst kennen zu lehren und in den Wogen des Lebens sich einen festen Lebensgang zu bereiten, als der Rückblick auf die Thatsachen, welche sich im T. niedergelegt finden. Besonders ist die Anlegung derselben jungen Leuten zu empfehlen und ein wirksames Mittel über das Leben und seinen Zweck nachdenken zu lernen; leider aber gewöhnen sich nur äußerst Wenige daran. 9.

Tages, ein hetrurischer Gott, galt für den Sohn eines Genius und Enkel des Jupiter. Cicero („De divin.“, II. 23) erzählt von ihm Folgendes: Als ein Landmann auf dem tarquinischen Gebiete das Feld aufpflügte und eine Furche etwas tief kam, soll T. plötzlich herausgetreten sein und ihn angeredet haben. Er war von der Schönheit und dem Alter eines Knaben, aber von der Weisheit eines Greises. Als der Pflüger bei seinem Anblicke staunte und laut aufschrie, kam ganz Hetrurien auf diesen Ort zusammen. Die Lukumonen aber schrieben seine Lehren auf über die Weissagung aus den Opfern, Beobachtung des Blitzes, die Städtegründung ꝛc. Daraus entstand die hetrurische Weissagung (haruspicina etrusca). Die Bücher, in welchen jene Lehren aufgezeichnet wurden, nennt man libri Tagetici. Der Knabe aber soll, nachdem er seine Rede vollendet hatte, sogleich gestorben sein. 11.

Digitized by Google

Tagesordnung (ordre du jour), bei Collegien und Versammlungen (z. B. von Ständen) die gerade für den Tag, von welchem die Rede ist, festgesetzte Geschäftsreihe oder Ordnung. Ist nun ein Zwischengesuch eingegangen, so bedeutet der Ausdruck: „Zur T. übergehen" so viel, als solches nicht beachten, sich weiter nicht darum bekümmern, dahingegen der Ausdruck: „Zur T. verweisen" anzeigen würde, daß das Gesuch in die für Geschäfte der Art bestimmte Reihe einzuschieben und die Zeit dazu zu erwarten sei. 3.

Tagfalter, s. Schmetterlinge.

Tagliacozzi (spr. Talliacozzi) (Gasparo), berühmter italienischer Chirurg, ward 1546 zu Bologna geboren, lehrte später an der Universität Anatomie und Chirurgie und starb auch daselbst am 7. Nov. 1599. Er hat sich durch Bekanntmachung der Operation der Nasenbildung aus der Armhaut, welche bisher ein Geheimniß gewesen und nur von einigen Empirikern in Sicilien ausgeübt war, einen großen Namen erworben. Seine Schrift, die hierüber handelt, führt den Titel: „De curtorum chirurgia per insitionem libri duo" (Venet. 1597. Fol. u. öfter). Ein Mehreres s. unter Rhinoplastik. 39.

Tagsatzung heißt in der Schweitz die Versammlung der Deputirten aller Cantone zu gemeinsamer Berathung. Sie wird gewöhnlich alljährlich in dem Vororte gehalten, dessen Landammann den Vorsitz führt, versammelt sich aber auch bei besonderen Veranlassungen. Jeder Canton hat dabei nur eine Stimme, kann aber mehrere Abgeordnete schicken. 30.

Taheriden, eine arabische Dynastie, stammten von einem gewissen Taher, der zur Belohnung für seine Anhänglichkeit an den Chalifen Al Mamun die Statthalterschaft über Chorasan erhalten hatte (820 n. Chr.). Sie breiteten ihre Herrschaft bald über die benachbarten Gegenden aus; aber schon der fünfte Fürst, Muhammed, wurde von Jakub Ben Leith, dem Stammvater der Soffariden, durch Eroberung der Residenz Nischabur (871) gestürzt. 37.

Tajo, in Portugal Tejo genannt, Spaniens größter und wildester Strom, entspringt auf der Sierra Albarracin auf der Grenze von Cuenca und Aragonien, geht bei Alcantara nach Portugal, theilt sich bei Salvaterra in 2 Hauptarme, den Tejo arno und den Mar de Pedro, vereinigt sich wieder bei Villafranca und geht durch eine meerähnliche Mündung unterhalb Lissabon nach einem südwestlichen Laufe von 120 Meilen ins atlantische Meer. Er nimmt in Spanien den Xarama, Guadarrama, Alberche, Rio del Monte, Salor, Alagon, Oceseca, Cabrilla, Gallo, Cifuentes, Tiëtar, Herja, Guadiela, Algodor, Cedron, Guadaranque, Tordona, Sedaña, Pusa, Sangrera, Gebalo, Luso, Pedroso, Gualiga, Ybor, Magaska, Araya, Sever, Guadalmejud, Ablanquejo, Fresneda, Xerte, Henares, und in Portugal den Ponsul, Zezeré, Sorraya, Lanha, Lamaraza, Ecja, Vereza, Sever und Nissa auf. Er wird wegen seiner Klippen und Untiefen in Spanien nicht befahren, ist in Portugal nur 24 Meilen von seiner Mündung aufwärts schiffbar und hat bis Santarem Ebbe und Fluth. Sein Flußgebiet hat 1360 □ Meilen, sein Wasser ist gewöhnlich trübe und tritt jährlich, besonders in Portugal, aus seinen Ufern heraus. 71.

Takelage, Takelwerk, franz. funin, cordage, agrès, manoeuvre; engl. tackle, tackling, nennt man Alles, was zur Ausrüstung und Regierung eines Schiffes gehört, als: Segel, Masten, Tauwerk, Anker, Winden, Rollen ꝛc. Ein Schiff mit allem diesem versehen nennt man takeln oder antakeln (franz. agréer); wird es ihm dagegen wieder abgenommen und im Zeughause beigelegt, so nennt man dieses abtakeln (franz. desagréer). 26.

Taktik, s. Kriegskunst.

Talapoinen heißen die Priester des Fo (s. d. Art.) in Birma und Siam. 23.

Talar heißt eigentlich das lange mantelartige Festkleid der Fürsten im Morgen-

Digitized by Google

lande, dann das lange Gewand der Cardinäle und endlich jedes lange prächtige Gewand überhaupt. 30.

Talavera de la Reyna, eine Stadt von 8000 Einw. in der spanischen Provinz Toledo am rechten Ufer des Tajo, ist bekannt durch den Sieg der Engländer und Spanier über die Franzosen am 27. und 28. Juli 1809. — Die Armee der verbündeten Engländer und Spanier stand 56000 Mann stark unter Wellington und Cuesta unweit der Stadt, ihr rechter Flügel (unter Cuesta) an den Tajo gelehnt, der linke auf einer Anhöhe; vor der Fronte war ein unbedeutendes Thal. Die Franzosen (47000 Mann) unter dem Könige Joseph, den Marschällen Victor, Mortier und Jourdan und dem Generale Sebastiani griffen diese Stellung am 27. Juli früh auf dem linken Flügel an, wurden aber zurückgeworfen. Darauf geschah am 28. allgemeiner Angriff auf die ganze Stellung; aber trotz des erbittertsten Kampfes wurden die Franzosen doch überall zurückgeworfen und mußten endlich mit einem Verluste von 10000 Todten und Verwundeten den Rückzug antreten; indeß konnten die Verbündeten, welche 6200 Mann verloren hatten, ihren Sieg nicht benutzen, sondern mußten, da unterdessen Soult mit 35000 Mann in ihrer linken Flanke erschienen war, am 3. Aug. ihren Rückzug antreten und Joseph konnte ungehindert nach Madrid zurückkehren. 37.

Talent, griech. τάλαντον; lat. talentum, war bei den alten Griechen eine bestimmte Geldsumme in Silber von 60 Minen (μνᾶ) oder 6000 Drachmen (s. d. Art.), die in ältern Drachmen 1447 Thlr. 16 Gr., in späteren aber 1359 Thlr. 13 Gr. Conventionsgeld gleichgesetzt werden konnten. Ein T. Gold aber ist entweder das erwähnte T. oder so viel Gold an Gewicht, als 6000 Drachmen wiegen, d. h. 10 gewöhnliche Talente. Außer dem erwähnten Talente gab es auch noch kleinere, als: ein Gewicht Gold von 6 Drachmen. 33.

Talent (τάλαντον, das Zugewogene, Zugetheilte), Naturgabe, ist ein höherer Grad von natürlicher Anlage oder Fertigkeit, die durch glückliche Eigenthümlichkeit und Zusammenstimmung der Seelenkräfte erzeugte Leichtigkeit, die Objecte aufzufassen, sich anzueignen und zu verarbeiten. Man nennt daher auch wohl die Ausübung einer Kunst oder Geschicklichkeit selbst ein T., z. B. das Zeichnen; man spricht von Kunsttalenten, geselligen Talenten ꝛc., und ein Mensch, der jene Naturgabe, besonders nach mehreren Seiten hin, besitzt, heißt talentvoll, mitunter auch ein Talent. Alle Resultate menschlichen Wirkens und Forschens, alles Gestalten und Bilden, alle Äußerungen des Geistes in der Erscheinung, auch wohl im Scheine, gehören daher dem Talente an, und was der Einzelne als Einzelner ist und gilt, was er Einzelnes wirkt und erwirbt, das verdankt er seinem T. Allein so ist es als blos ausübende Kraft nicht selbstständig, sondern einer andern Kraft dienstbar, dem höhern Geiste, welcher ihm Richtung und Zweck vorschreibt, ihm die Idee bietet, die dasselbe zu realisiren hat, sei es, daß jene Kraft mit dem Talente selbst in einem Menschen verbunden ist, oder daß dieses nur den von einem andern mit solcher Kraft ausgestatteten Individuum gegebenen Gesetzen folgt. Dadurch erhält das T. erst seine Weihe, seine feste Richtung auf ein Seiendes, Ernstes, auf das Gute und Wahre, ohne diese aber wird es zum bloßen angenehmen Spiele mit einem bestechenden Scheine ohne tieferes Wesen, zur bloßen Geschicklichkeit. — Jene höhere, dem Talente Zweck und Idee leihende Kraft ist das Genie (s. d. Art.). 80.

Talio, s. Wiedervergeltung.

Talisman, s. Amulet.

Talk, prismatischer Talkglimmer, Mohs, lat. talcum; franz. und engl. talc, ist ein nach einer Richtung theilbares Mineral von orthotypem Krystallsysteme. Es kommt ihm eine eigenthümliche Weichheit (Härte = 2 genannt) zu; es ist in dünnen Blättchen gemein biegsam, vollkommen milde, graulich-, grün-

Digitized by Google

lich-, gelblichweiß, gelblich-, grünlichgrau und spargel-, apfel- und lauchgrün, selbst entenblau, von ungefärbtem Striche und fettigem Glanze. Die meisten Abarten sind sehr fettig anzufühlen. Man unterscheidet gewöhnlich blättrigen, strahligfaserigen und dichten T. Man kann sich des Talkes als Polirmittel und zum Eintreiben bedienen, um die Friction zu vermindern. In zusammengesetzten Varietäten erscheint er häufig als Talkschiefer, der lagerartig im Thon- und Glimmerschiefergebirge, im Serpentine, Urkalksteine, Dolomite innen liegt. Der blättrige T. ist in den Alpen der Schweitz und Tyrol häufig. Das Federweiß, unrichtigerweise zuweilen für Amianth gehalten, ist dieser Schiefertalk und kommt aus der Lombardei in den Handel. 76.

Talkerde, s. Magnesia und Bittererde.

Tallard (Camille d'Hostun, Graf von), einer der ausgezeichnetsten französischen Feldherren, wurde am 14. Febr. 1652 in einer altadligen Familie in der Dauphiné geboren, trat schon in früher Jugend in die Armee und wohnte den Feldzügen des großen Condé in Holland und denen Turenne's im Elsaß bei, wo er sich besonders bei Mühlhausen und bei Türkheim auszeichnete. Im Jahre 1677 zum Brigadier und im folgenden zum Maréchal de Camp erhoben, überschritt er 1690 bei einem strengen Winter den Rhein und brandschatzte den Rheingau. Hierauf bekleidete er seit 1693 die Würde eines Generallieutenant, schloß 1697 nach dem Absterben Karl's II. von Spanien mit dem Könige von England zu Gunsten des Churfürsten von Baiern einen Theilungsvertrag ab, stellte sich nach dem Ausbruche des dadurch veranlaßten spanischen Successionskriegs im Jahre 1702 an die Spitze einer französischen Armee, führte dieselbe an den Niederrhein, nahm noch in demselben Jahre das Lager der Holländer bei Mühlheim ein und erwarb sich durch die Eroberung von Trarbach den Marschallsstab. Nun befehligte er unter dem Herzoge von Bourgogne die französische Armee am Oberrheine, eroberte Altbreisach, belagerte Landau und schlug am 14. Nov. 1703 das kaiserliche Heer unter dem Prinzen von Hessen, welcher zur Entsetzung Landau's heranrückte, bei Speier gänzlich. Im Jahre 1704 erhielt T. zur Belohnung seiner Verdienste nach dem Abgange Villars' den Oberbefehl über das ganze französische Heer und vereinigte sich mit dem Churfürsten von Baiern; beide Feldherren wurden aber am 13. Aug. desselben Jahres von Engen und Marlborough bei Hochstädt gänzlich geschlagen, T. selbst gefangen und nach England geführt, wo er sich bis zum Jahre 1712 aufhalten mußte und daselbst zum Sturze Marlborough's beitrug. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er von Ludwig XIV., um dessen Gunst ihn sein Unglücksfall nicht gebracht hatte, zum Herzoge von Hostun ernannt und nach dem Tode des Königs durch das Testament desselben zum Mitgliede der Regentschaft erklärt, worauf er bei der Thronbesteigung Ludwig's XV. (1723) in das Ministerium trat. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich gern mit literarischen Gegenständen. Er starb im Jahre 1728. 81.

Talleyrand-Périgord (Charles Maurice, Fürst), allgemein als der Koryphäe der neuern Diplomatie anerkannt, geb. den 2. Febr. 1754 zu Paris, stammt aus einem alten gräflichen Geschlechte, welches früher die Herrschaft Périgord mit völliger Souverainetät besaß und auch später zu dem hohen Adel Frankreichs gerechnet ward. Er war der älteste von drei Brüdern, ward aber, durch einen Fall in seiner Jugend gelähmt, von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt und im Seminare St. Sulpice erzogen. Obgleich er den geistlichen Stand haßte und beständig mißmuthig gestimmt war, weßhalb er wenig Umgang mit seinen Mitschülern hatte, so entwickelten sich hier doch bald seine Talente und schon 1780 ward er zum Generalagenten des Klerus erwählt, als welcher er bereits seine Gewandtheit und die große Kunst, durch sich Schicken in die Verhältnisse über dieselben zu herrschen, in solchem Grade entwickelte, daß er schon allgemeine Aufmerksamkeit

Digitized by

erregte. Er war Bischof von Autun und Abt von Calles und St. Denys, als die Revolution ausbrach, ward als solcher zum Abgeordneten der Geistlichkeit bei der Versammlung der Stände des Reichs erwählt und bewirkte hier am 19. Juni 1789 die Vereinigung von 160 Geistlichen mit dem dritten Stande, als sich dieser zu einer Nationalversammlung constituirt hatte, in welcher er nun seine ganze Thätigkeit entfaltete und zum Mitgliede des constituirenden Ausschusses ernannt zuerst den Verkauf der geistlichen Güter, die Aufhebung des Zehnten und die Besoldung der Geistlichen aus Staatsmitteln beantragte, ohne sich durch den Widerspruch und die Angriffe des Klerus irre machen zu lassen. Seine Thätigkeit ward auch durch seine Wahl zum Präsidenten der Nationalversammlung anerkannt (den 16. Febr. 1790), als welcher er zuerst die Einführung eines neuen Maß- und Gewichtssystems beantragte, am Tage des Bundesfestes (den 14. Juli 1790) auf dem Marsfelde das feierliche Hochamt hielt, die Beschwörung der Constitution von den Geistlichen seiner Diöces verlangte und diesen Eid selbst leistete, so wie die ersten constitutionellen Bischöfe weihte, aber dafür von dem Papste in den Bann gethan ward. Jetzt legte er seine bischöfliche Würde nieder, trat als Mitglied in das Directorium des Departements der Seine ein (den 14. Jan. 1791) und ging 1792 im geheimen Auftrage nach England, um mit dem dortigen französischen Gesandten, Chauvelin, nicht allein den Ausbruch des Krieges zu verhindern, sondern selbst, wo möglich, einen Handelsvertrag abzuschließen. Aber der Zweck seiner Sendung ward nicht im Mindesten erreicht. Denn obwohl er durch sein ruhiges und abgemessenes Wesen, seine beredte Sprache und seine feste Haltung den Engländern zu imponiren wußte, so verschaffte ihm doch nicht nur der Ruf von seinem nicht eben sittlichen Lebenswandel bei Hofe eine sehr kalte Aufnahme, weßhalb sich auch andere höhere Cirkel ihm verschlossen, sondern Lord Granville und Pitt waren auch gegen den Zustand der Dinge in Frankreich so sehr eingenommen, daß sie ungeachtet der Schilderung T.'s von den zu erwartenden großen Vortheilen nur ausweichend antworteten. Der Sturz des Königsthums in Frankreich (d. 10. Aug. 1792) veranlaßte endlich die gänzliche Abbrechung aller diplomatischen Verhältnisse, worauf Chauvelin nach Paris zurückkehrte; T. aber, obgleich in England als geheimer Jacobiner verachtet, blieb daselbst, da die Jacobiner in Frankreich ihn als Aristokraten in den Anklagestand versetzten und die bei der Erstürmung der Tuilerien gefundenen Papiere ihn denselben noch verdächtiger machen mußten, bis er nach völlig herbeigeführtem Bruche von der englischen Regierung Befehl erhielt England zu verlassen (1793). Er begab sich nach Nordamerika, wo er sich mit Handelsunternehmungen beschäftigte, erhielt aber im Sept. 1795 nach dem Sturze der Jacobiner die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren und reiste über Hamburg nach Paris zurück, gewann dort bald wieder großen Einfluß, ward einer der Gründer des constitutionellen Vereins im Hôtel Salm (1797) und kurz darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten, legte aber diese Stelle, weil er von allen Seiten heftig angegriffen ward, bald wieder nieder, nachdem er sich in den „Eclaircissemens donnés à mes concitoyens" vertheidigt hatte, wurde jedoch dessenungeachtet von Lucian Buonaparte und Briot im Rathe der 500 angeklag (1799) und vorzüglich von Ch. Lacroix und Quatremère-Disjonval in einzelnen t chriften beständig angegriffen, bis der aus Ägypten zurückgekehrte Buonaparte, an welchen er sich sogleich anschloß, ihm eine kräftige Stütze ward. Dieser machte ihn nach dem 18. Brumaire, an dessen Ereignissen T. gewiß großen Antheil hatte, aufs Neue zum Minister des Auswärtigen und von nun an zeigte er sich in seiner ganzen diplomatischen Größe und spielte bei allen Unterhandlungen eine Hauptrolle. Zuerst war er bei den Friedensschlüssen zu Luneville und Amiens thätig und betrieb die Unterhandlungen mit dem Papste wegen Wiederherstellung des katholischen Cultus in Frankreich, wofür ihn dieser auf Verwenden Buonaparte's seines geistlichen Gelübdes entband

Digitized by Google

und seine Ehe mit Madame Grant, die er in Hamburg (1795) kennen gelernt und geheirathet hatte, bestätigte (1802), die aber später wieder geschieden ward. Als Napoleon die Kaiserwürde angenommen hatte, erhielt T. auch das Amt eines Oberkammerherrn, als welcher er der Krönung in Mailand beiwohnte, unterhandelte darauf den Frieden zu Preßburg (Dec. 1805) und im März 1806 mit Fox, ward am 5. Jun. 1806 zum Fürsten von Benevent erhoben, begleitete Napoleon in dem Feldzuge gegen Preußen, schloß den Frieden zu Posen (d. 11. Dec. 1806) mit Sachsen und zu Tilsit (7. und 9. Jul. 1807) mit Rußland und Preußen und ward d. 9. Aug. 1807 mit Entlassung von seiner Ministerstelle zum Vicegroßwahlherrn des französischen Kaiserreichs ernannt, wie man annimmt, weil er gegen Napoleon's Absichten in Bezug auf Spanien sich aussprach, seit welcher Zeit er auch bei dem Kaiser besonders durch Fouché's Einfluß in Ungnade fiel, obwohl er diesen noch nach Bayonne und auf den Congreß zu Erfurt begleitete. Seine öffentliche Thätigkeit hörte daher für jetzt zwar auf, doch beobachtete er desto ruhiger im Stillen den Gang der Ereignisse und erkannte nach dem unglücklichen russischen Feldzuge als einer der ersten, daß Napoleon's Stern sich dem Untergange neige; auch mag er im Geheimen wohl Manches zur Umgestaltung der Dinge gewirkt haben. Denn bei dem Einrücken der Verbündeten in Paris zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt, stimmte er entschieden für Napoleon's Abdankung und Zurückrufung der Bourbonen und entschied durch seinen Einfluß die noch schwankende Ansicht der Souveraine. Zum Danke dafür ernannte ihn Ludwig XVIII. schon am 12. Mai 1814 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und, nachdem er freiwillig auf sein Fürstenthum Benevent resignirt hatte, am 14. Juni dieses Jahres zum Fürsten von T., erblichen Pair von Frankreich für seine Domaine Valençay und Oberkammerherrn und schickte ihn auf den Congreß nach Wien. Hier wußte er nicht nur das Ansehen Frankreichs zu einem bedeutenden Gewichte zu machen, erklärte sich entschieden für die Bourbons und das Princip der Legitimität, widersetzte sich der Auflösung des Königreichs Sachsen eben so kräftig, wie der Anerkennung Murat's in Neapel, betrieb nach Napoleon's Rückkehr von Elba mit allem Eifer die zu erlassenden Erklärungen gegen ihn und schloß die Allianz Ludwig's XVIII. mit den übrigen Großmächten ab, ohne die Anerbietungen Napoleon's zu beachten. Nach Beendigung des Congresses ward er Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Ministerraths (den 8. Juli 1815), legte aber schon am 20. Nov. 1815 sein Amt wieder nieder, weil er den pariser Vertrag nicht anerkennen wollte, blieb jedoch Mitglied des geheimen Raths und Oberkammerherr und war fortan in der Pairskammer einer der Hauptanführer der Opposition. Während er nun 1816 vom Könige von Neapel das Herzogthum Dino als Beweis der Dankbarkeit für seine Verwendung auf dem Congresse zu Wien geschenkt erhielt, lebte er bei dem pariser Hofe in einem Grade von Ungnade, die eine ihm feindliche Partei zu seinem Sturze zu benutzen suchte, indem man einen großen Theil der Schuld der Ermordung des Herzogs von Enghien auf ihn schob; doch wußte er sich gegen seinen Ankläger, Savary (s. d. Art.), glänzend zu rechtfertigen und hatte fortan bei allen Ereignissen im Staatsleben bedeutenden Einfluß, da sein scharfer Blick immer den sichersten Rath zu finden schien. So lebte und wirkte er bis zum Ministerium Polignac und zog sich nun, die Katastrophe desselben ahnend, fast ganz vom Hofe zurück; trat aber nach der Julusrevolution wieder entschieden hervor und bestimmte Ludwig Philipp zur Annahme der Krone. Dieser ernannte ihn schon im Sept. 1830 zum Botschafter in London, auf welchem Posten er die Allianz zwischen Frankreich und England zu begründen, zu erhalten und zu befestigen verstand, das Gewicht Frankreichs in der europäischen Wagschale geltend zu machen wußte und Ludwig Philipp zu gleicher Zeit stets mit Rath und That beistand. Zwar legte er 1835 seine Stelle nieder

Digitized by Google

und zog sich nach Valençay zurück, war aber sehr häufig in Paris, wo man ihn beständig um Rath fragte, weßhalb ihn die französischen Journale die politische Wetterfahne nannten, und ist in der gegenwärtigen kritischen Lage des Königs, obwohl er stets kränklich ist und kaum mehr gehen kann, ein treuer Rathgeber desselben. — T. ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten Männer der neuesten Zeit, der bis in sein hohes Alter eine Schärfe des Blicks, eine Tiefe der Berechnung, eine Gewandtheit des Geistes, eine Klugheit des Benehmens, eine Kunst in der Beherrschung der Verhältnisse gezeigt hat, wie sie selten in einem Menschen zu finden sein mögen. Mit ruhigem Blicke faßt er die Verhältnisse ins Auge und durchschaut sie in ihrer innigsten Verbindung zwischen Ursache und Wirkung; mit sicherm Tacte berechnet er schon im Voraus die Folgen stattfindender Ereignisse und nimmt schlau seine Maßregeln; von der größten Herrschaft über sich selbst weiß er in allen Verhältnissen eine wunderbare Ruhe des Geistes zu bewahren und einen Gleichmuth zu zeigen, der mit scharfer Beobachtung und ruhiger Überlegung sich jede Lage der Dinge sogleich klar zu machen versteht; bei einer gänzlichen Verschlossenheit über seine eigentlichen Ansichten weiß er die geheimsten Fäden der Staatsintrigue in seinen Händen zu halten und bei einer großen Klarheit der Ideen in witzigen Bemerkungen und treffenden Schlagworten den Punkt genau zu bezeichnen, um welchen es sich handelt. So erscheint T. durchaus als ein reichbegabter Verstandesmensch; aber er ist auch in der That nichts Anderes und nichts Mehr. Denn wie schon in seiner Jugend seine laxen Grundsätze und Handlungsweisen ihm nicht die günstigsten Urtheile zuzogen, so möchte durch sein ganzes Leben hindurch als das Grundprincip seines Handelns der Egoismus angesehen werden müssen, welcher überall nur sich und seinen Vortheil berücksichtigt, alle Motive der Moral diesem unterordnet und sich aus der Wahl der Mittel kein großes Gewissen macht. T. ist die personificirte Klugheit und Schlauheit; wie eine Schlange hat er sich durch die verschiedensten Verhältnisse hindurchgewunden, immer nur die Partei ergreifend, welche eben die Oberhand erhielt; ohne eigentlich feste Grundsätze hat er sich jederzeit nur durch die Lage der Dinge bestimmen lassen und, ohne die gegründeten Vorwürfe des Widerspruchs und der Zweideutigkeit zu beachten, hat er stets nur die Maßregeln gut geheißen, welche eben der Vortheil erheischte. Doch liegt auf seinem langen Lebenspfade noch manches Dunkel und sein diplomatisches Leben ist nur der äußern Erscheinung, nicht dem innern Entwickelungsgange nach bekannt, weßhalb ein bestimmtes Urtheil über ihn zur Zeit noch nicht möglich ist. Auch die Schrift von Sallé: „Vie politique du prince T." (Paris 1834), ist nur eine einseitige Darstellung eines Gegners. — Von der Familie T.'s sind noch zu erwähnen: 1) sein Oheim, der Cardinal von T., der als Erzbischof von Paris und Großalmosenier am 20. Oct. 1821 zu Paris starb; 2) sein Bruder, Bezon, Graf von T.-Périgord, Generallieutenant und Gouverneur von St. Germain-en-Laye; 3) ein anderer Bruder, Archembaud, Herzog von T.-Périgord, ebenfalls Generallieutenant; 4) dessen Sohn, Edmund, Graf von T.-Périgord, geb. den 2. Aug. 1787, Generallieutenant und Erbe T.'s, weßhalb er sich schon Herzog von Dino nennt; 5) dessen Sohn, Louis von T.-Périgord, führt von der Domaine des Fürsten seit 1829 den Titel Herzog von Valençay. — Einem andern Zweige gehören an: August, Graf von T., geb. zu Paris 1770, Kammerherr Napoleon's, später Pair, gestorben 1832, und dessen Bruder, Alexander, Graf von T., geb. 1776, als Schriftsteller durch seine Statistik der Aisnedepartements bekannt und seit 1835 französischer Gesandter in Kopenhagen. 37.

Tallien (Jean Lambert), einer der Häupter der französischen Revolution, ward 1769 zu Paris geboren, war der Sohn eines Portiers des Marquis von Bercy, der ihn erziehen ließ, ward später Haushofmeister desselben, dann Schreiber

Digitized by Google

eines Procurators, nachher Secretair des Deputirten Brouſſaret, darauf in dem Bureau des Handels angeſtellt und endlich Factor in der Druckerei des „Moniteur.“ Beim Ausbruche der Revolution zeigte er ſich als einen eifrigen Anhänger derſelben, ward Mitglied des Jacobinerclubbs, gab 1792 das Journal: „L'ami des citoyens“ heraus, worin er das Volk gegen die Regierung aufreizte, proteſtirte am 8. Juli 1792 im Namen einer Section der Hauptſtadt vor der geſetzgebenden Verſammlung gegen die Abſetzung Péthion's (ſ. d. Art.), war bei den Ereigniſſen am 10. Aug. 1792 ſehr thätig und wurde nun Generalſecretair des Gemeinderaths, als welcher er ein thätiger Beförderer aller von dieſem ausgehenden Schrecken ward und zum Mitgliede der Nationalverſammlung für das Seine- und Diſedepartement erwählt nicht nur die Handlungsweiſe des Gemeinderaths vertheidigte, ſondern auch als einer der wüthendſten Gegner des Königs auftrat, für deſſen unbedingten und beſchleunigten Tod ohne Appellation er ſtimmte und am Tage der Hinrichtung deſſelben zum Präſidenten des Convents erwählt ward. Nachdem er darauf noch als Vertheidiger Marat's aufgetreten war (den 26. Febr. 1793) und nach einem kurzen Aufenthalte in den weſtlichen Provinzen durch ſeinen Einfluß den Sturz der Gironde hauptſächlich herbeigeführt hatte, ging er als Conventsdeputirter nach Bordeaux, um die Reſte der Gironde dort zu vertilgen, und wüthete dort ganz im Sinne Carrier's und Collot d'Herbois', ward aber durch die Schönheit der Frau von Fontenai, geb. Cabarrus, die er ins Gefängniß hatte werfen laſſen, aber bald wieder freigegeben hatte, ſo gefeſſelt, daß er ſich von dieſer zu milderen Maßregeln beſtimmen ließ. Deßhalb im Convente verklagt ſuchte er ſich zwar zu vertheidigen, fand aber eine ſo kalte Aufnahme, daß er, beſonders nachdem Danton und Desmoulins hingerichtet waren, gegen Robespierre auf ſeiner Hut ſein mußte. Um dieſen zu täuſchen trat er jetzt aufs Neue als entſchiedener Terroriſt auf, ſprach für die blutigſten Maßregeln und ward zuerſt Secretair, dann Präſident des Convents. Da gab die Verhaftung der Frau von Fontenai auf Robespierre's Befehl ihm das Signal zum Ankämpfen gegen denſelben und er gehörte zu den Haupthelden des 9. Thermidor. Jetzt ward er Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, erhielt im Convente einen unbegrenzten Einfluß und heirathete Frau von Fontenai, die nun in den pariſer Cirkeln eine große Rolle ſpielte und die Notabilitäten Frankreichs in ihrem Salon um ſich verſammelte. Der Einfluß derſelben auf T. hatte die gute Folge, daß er ſich der Menſchlichkeit wieder zuwandte, das Revolutionstribunal aufhob, den Jacobinerclubb ſchließen und die Schreckensmänner verfolgen ließ. Doch erhoben ſich jetzt ſeine Feinde und nur der Sieg des Convents über die Bergpartei rettete ihn. Nun trat er als Mitglied in den Rath der Fünfhundert, wo er, royaliſtiſcher Geſinnungen angeklagt, um ſich zu rechtfertigen, heftig gegen die Emigranten und die Agenten Englands ſprach, aber 1797 wegen Beſchuldigung einer antirevolutionairen Verſchwörung und großer Theilnahme an den Greuelſcenen im Sept. 1792 ſich vertheidigen mußte und deßhalb 1798 aus dem Rathe austrat. Er ſchiffte ſich in der Eigenſchaft eines Gelehrten nach Ägypten ein und erhielt von Buonaparte die Verwaltung des droit d'enregistrement und der Nationaldomainen zu Kahira, veruneinigte ſich aber nach Buonaparte's Abreiſe mit Menou, ward von dieſem nach Frankreich geſchickt, um dort vor Gericht geſtellt zu werden, aber da das Schiff von den Engländern genommen wurde, nach London gebracht, wo man ihn zwar mit Auszeichnung empfing, aber bis 1806 gefangen hielt. Napoleon empfing ihn bei ſeiner Rückkehr mit Kälte, ſeine Gattin erklärte ihre Ehe für aufgelöſt und heirathete nun den Grafen von Caraman, Prinzen von Chimay, und er ſelbſt mußte ſich mit dem Conſulat in Alicante begnügen laſſen, von wo er nach einigen Jahren nach Paris zurückkehrte und hier unbeachtet lebte. Nach der Reſtauration durfte er, obgleich zu den Königsmördern gezählt, doch in Paris bleiben (weßhalb man ihn beſchuldigte, daß er in der geheimen Polizei diene) und

Digitized by Google

starb daselbst, trotz mancher erhaltenen Unterstützung, den 16. Nov. 1820 in größter Dürftigkeit. 16.

Talma (François Joseph), der berühmteste französische Schauspieler der neusten Zeit, geb. zu Paris den 15. Jan. 1763, war ursprünglich von seinem Vater, von dem er eine vorzügliche Erziehung erhielt, zum ärztlichen Studium bestimmt worden, da jener selbst Zahnarzt war. Bis zum 15. Jahre war er meist in England, namentlich in London, setzte dann in Paris seine Studien als Arzt fort und kehrte nach deren Beendigung nach London zurück. Das Interesse, welches er während seines Aufenthaltes in der Vaterstadt an theatralischen Vorstellungen des théâtre français gefunden hatte, veranlaßten ihn mit mehreren in London sich aufhaltenden Franzosen gleichen Alters und gleichen Sinnes sich in Aufführung dramatischer Stücke zu versuchen. Hier entwickelte er ein solch eminentes Talent, so viel Geschick und Tiefe in Declamation und Action, daß man ihm vorschlug, bei der londoner Bühne eine feste Anstellung zu suchen. Er würde diesen Rath bei der Liebe zum Theater gewiß befolgt haben, wäre er nicht in Familienangelegenheiten nach Paris gegangen, wo sein Auftreten in der königlichen Declamationsschule als Orest in der „Iphigenie" für seinen Stand und seine Zukunft den Ausschlag gab. Der Beifall, den er bei diesem ersten öffentlichen Auftreten erhielt, war so groß, daß die Regierung davon Gelegenheit nahm, ihm ein Debut auf dem théâtre français zu bewilligen. Er trat hier 1787 als Seïde in Voltaire's „Mahomet" auf und widmete sich von jetzt an mit ausschließlichem Eifer dem Berufe als theatralischer Künstler. Wie groß seine Liebe und wie durchdacht sein Studium war, beweist nicht blos der Umgang mit Gelehrten und Künstlern, den er suchte, um die Geschichte, die Antiken, die Charaktere der Helden, die er darstellte, von ihnen zu lernen, nicht blos sein Auffassen der großen folgewichtigen Zeit, in der er lebte und deren Ergebnisse er selbst auf seine Leistungen als Künstler überzutragen wußte, sondern auch und vor Allem der unermüdete Ernst, mit dem er das Bild eines Charakters aus den Überlieferungen der Geschichte zu studiren und aufzufassen, so wie wahr und lebendig darzustellen bemüht war. Dabei wurde er durch eine wohlgebildete Gestalt, ein volltönendes Organ, tiefes Gefühl, eine leicht erregbare Phantasie und bildsame Gesichtszüge unterstützt. So geschah es, daß er der Schöpfer einer neuen Epoche für das französische Trauerspiel wurde, seine Darstellungen des Seïde, Arsaces, Orestes, Ninyas, Hamlet, Manlius, Agamemnon, Marius, Regulus, Sylla, Karl IX. u. m. a. berühmt und seine Ansichten über theatralische Darstellung Muster für den Künstler jeder Nation wurden. Sein ganzes Streben war ein tragisches, wie sein Leben durch Napoleon's Zuneigung zu ihm ein berühmtes ward. Je tiefer T.'s Blick in das Wesen der Schauspielkunst war (wovon seine Abhandlung über Lekain Zeugniß gibt), je aufrichtiger, treuer und wahrer er durch Kunst die Bilder der Vergangenheit versinnlichte, desto höher stieg er in der Gunst des Größten seiner Zeit. Als General, Consul und Kaiser der Franzosen hat Napoleon den Menschen wie den Künstler T. gern und oft um sich gehabt. Ja man versichert, daß sich der Monarch durch ihn manche Wahrheit von den Bretern habe sagen lassen, die er bei Anderen streng geahndet hätte. Dabei besaß T. viel Sinn für Aufklärung im bürgerlich-religiösen Leben. Während der Revolution war er Director der neuen Abtheilung des théâtre français, trat dann später als Regisseur zu diesem zurück und war mit einem Theile der Gesellschaft 1808 in Erfurt und 1812 und 1813 in Dresden, wo sein Talent die ehrendste Anerkennung fand. Auch nach Napoleon's Abdankung genoß er den Beifall des französischen Publicum und aller künstlerisch Gebildeten. Denn selbst sein häusliches Leben bietet dem Schauspieler und Menschen interessante Winke dar. Er starb zu Paris den 19. Oct. 1826. Eine Schilderung desselben geben nach französischen Blättern die „Literarischen Blätter der Börsenhalle (1836. Nr. 1153—1154). 64.

Digitized by Google

Talmud (d. i. Belehrung) ist die Sammlung der aufgezeichneten Satzungen und Gesetzerklärungen der späteren hebräischen Gesetzlehrer kurz vor bis einige Zeit nach Christi Geburt, welche zuerst zwischen 190—220 nach Chr. durch Rabbi Juda Hakkadosch (s. d. Art.) unter dem Namen Mischnah (Wiederholung) gesammelt ward und in 6 Ordnungen (Sedar) die Satzungen über den Ackerbau, die Feier der festlichen Tage, die Ehe, die bürgerlichen und politischen Verhältnisse, den Gottesdienst und über die Begriffe rein und unrein enthält, welche wieder in einzelne Tractate (Maseket), diese in Abtheilungen (Perek) und diese in Erörterungen (Halaka oder Mischnia) zerfallen. Diese Sammlung ward bald die Grundlage aller Gelehrsamkeit auf den jüdischen Akademien; aber bald entstanden auch eine Anzahl Zusätze zu derselben, die unter verschiedenen Namen gesammelt wurden, bis endlich um 350—370 n. Chr. Rabbi Jochanan zu Jerusalem diese mit seinen eigenen Bemerkungen vermehrt unter dem Namen Gemārah (Vervollständigung) zusammenstellte, welche nun als ein zweiter Theil der Mischnah gleiches Ansehen erhielten. Dieser hatte aber nicht nur blos 4 Ordnungen und den 10. Tractat der 5. Ordnung bearbeitet hinterlassen, sondern auch durch seine Dunkelheit und durch die bloße Berücksichtigung der Bewohner Palästinas den Wunsch nach einem ähnlichen Unternehmen erregt. Dieß suchte ein gewisser Rabbi Ascher (s. 427 n. Chr.) auszuführen, aber erst 80 Jahre später, um 500 n. Chr., vollendete Rabbi Jose die neue Sammlung zu Babylon, welche in einer ganz andern Zusammenstellung als die frühere 6 Ordnungen mit 68 Tractaten in 617 Abtheilungen enthält, aber doch noch mehrere Tractate ganz ohne Gemarah läßt, während viele schon in der ersten Mischnah behandelte noch einmal erörtert werden. Der Unterschied dieser babylonischen Gemarah von der jerusalemischen besteht in größerer Weitläufigkeit und Spitzfindigkeit der Entwickelung, größerm Hasse gegen andere Nationen, größerer Anhäufung von phantastischen Spielereien und minderer Ordnung im Vortrage, wozu noch die spätere chaldäische Sprache kommt, während die Mischnah ziemlich reines Hebräisch zeigt und die jerusalemische Gemarah ihr sehr nahe tritt. Erstere gilt aber bei den jetzigen Juden viel mehr als letztere. Mischnah und Gemarah zusammen bilden nun den T., der wegen der Verschiedenheit der letztern in den jerusalemischen und babylonischen getheilt wird. Beide sind von späteren Rabbinen in ihren einzelnen Theilen vielfach commentirt worden. Die vorzüglichsten Ausgaben des jerusalemischen Talmuds sind: Venedig s. l. e. a. Fol.; Krakau 1609. Fol. und eine Ausgabe in 4 Bdn. Fol. (I. Bd. Amsterd. 1710, II. Bd. Dessau 1743, III. Bd. Berlin 1757, IV. Bd. Livorno 1770). Der babylonische T. erschien zu Venedig 1520. 12 Bde. Fol. durch Bomberg und 1546—1555 von Guistiniani; zu Basel 1578—1580 durch M. Morinus; zu Krakau 1603—1605. 13 Bde. Fol.; zu Lublin 1617—1622; zu Amsterdam 1640. 4.; zu Frankfurt a. d. O. 1697; Berlin 1721 und Amsterdam und Frankfurt a. M. 1714—1721. Übersetzungen der Mischnah haben wir von Surenhusius (lat.) und Rabe (Ansbach 1760, deutsch); den babylonischen T. hat der Abbé Chiarini ins Französische zu übersetzen begonnen (1. Bd. Leipz. 1831. 8.). 23.

Tamarinde oder Sauerdattel (tamarindus indica L.), ein Baum aus der Familie der Hülsenpflanzen, zu monadelphia triandria des Linné'schen Systems gehörig, hat einen viertheiligen Blumenkelch mit Blumenblättern, denen der Akazie ähnliche Blätter und fingerdicke, gegen 6 Zoll lange, ein schwarzbraunes saures Mus enthaltende Hülsen, welches als abführendes Mittel in der Medicin und zu Tabaksbeizen benutzt wird. Die vorzüglichste Sorte kommt aus Ostindien, vorzüglich von den sundischen Inseln, wird aber jetzt auch in der Levante und in Amerika gebaut; doch wird ihre Anwendung immer seltner. 30.

Tambour, s. Trommel.

Tambourin, auch türkische Handtrommel genannt, ist die Benennung

Digitized by Google

eines musikalischen Instrumentes, welches vorzüglich wegen seines geräuschvollen Tones bei der Janitscharenmusik sehr gebräuchlich ist. Es besteht aus einem mit einem Kalb- oder Eselsfelle so straff als möglich überzogenen breiten Reife, an dem außerdem noch 5 bis 6 Paar kleine Castagnetten von Messing oder kleine Schellen angebracht sind. Der Ton des Instrumentes wird entweder dadurch hervorgebracht, daß man, während man mit der linken Hand das Instrument fest hält, mit der rechten Hand oder auch mit dem Ellenbogen nach einem gewissen Tacte auf das Fell schlägt, wobei auch jene Castagnetten ertönen, oder dadurch, daß man mit einem naßgemachten Finger, gewöhnlich dem Daumen, auf dem Felle hinfährt, wodurch klirrende und brummende Laute hervorgebracht werden. Bei hinreichender Kunstfertigkeit des Tambourinschlägers können übrigens diesem Instrumente selbst Triller, Läufer, gezogene Baßtöne und die mannigfaltigsten Schellenklänge entlockt werden. Bei manchen Nationen, wie bei den Ungarn, Orientalen, den Spaniern ꝛc., vorzüglich in den baskischen Provinzen, ist das T. nationell und führt daher auch den Namen t. de Basque. Gewöhnlich werden bei diesen Nationen die Tänze vom T. begleitet. Wegen der vielfachen Biegungen und Wendungen der Arme und des Körpers beim Tambourinschlagen gibt man auch der Muse der Tanzkunst gewöhnlich ein T. als Symbol in die Hand. Auch bezeichnet man mit dem Worte T. 2) einen theatralischen Tanz von munterem Charakter in lebhaftem Zweivierteltacte. Endlich heißt auch 3) T. in der weiblichen Arbeit eine Art Nähtrahmen, worauf die Tambourinstickerei, die sowohl in Seide als in Baumwolle gemacht werden kann, gebracht wird. Diese Stickerei ist eine Art von Kettelstichen und wird mit einer besondern Nadel, Tambourinnadel, gemacht, die aus einem elfenbeinernen Stäbchen besteht, an dessen Ende ein Häkchen geschraubt wird, womit durch das Zeuch gestochen und der Seidenfaden aufgehoben wird. 20.

Tambroni, Name eines eben so interessanten als gebildeten Geschwisterpaars. Der Bruder, Joseph, 1774 zu Bologna geboren, studirte anfangs zu Bologna Philosophie, Geschichte und Archäologie, ging aber später, von den Zeitbegebenheiten und Buonaparte's riesigem Auftreten ergriffen, nach Mailand, wo er den Einmarsch des französischen Heeres erwartete. Bei dem weitern Vordringen der russisch-östreichischen Armee 1799 hielt er sich in Mailand nicht mehr für sicher, ging daher, als eifriger Anhänger der französischen Sache, nach Chambéry und nach der Schlacht bei Marengo in Begleitung des Grafen Marescalchi nach Paris, wo er eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen, das Königreich Italien betreffend, erhielt. Weiterhin nahm er jedoch aus Liebe zum Vaterlande eine Anstellung in Livorno als französischer Consul daselbst an, ging später nach Rom und widmete sich hier dem Anschauen der Überreste einer großen Vergangenheit und dem neu in ihm erweckten Eifer für Archäologie, aus welchem mehrere Schriften, z. B. „Über die Todtenurnen der Alten", „Über die Freskogemälde im Palaste Bracciano", „Über Cennini's Gemälde" und eine „Lobrede auf Canova" (1823) hervorgingen. T. starb den 16. Jan. 1824 als wirkliches Mitglied der Akademien der Alterthümer und von St. Luca zu Rom, der Akademie der schönen Künste zu Wien und correspondirendes Mitglied des französischen Instituts. — Die ältere Schwester, Clotilde, geboren zu Bologna 1758, zeigte von Jugend auf einen regen Sinn für das Studium der griechischen und lateinischen Sprache, der so ausdauernd war, daß sie den ihrem Bruder im Griechischen ertheilten Unterrichtsstunden beiwohnte und später selbst die Fragen des Lehrers zu beantworten bemüht war. Hiermit nicht zufrieden, versuchte sie sich sogar in griechischen Versen, die durch einige Professoren zu Bologna bekannter und in der Accademia de' Inestricati vorgelesen wurden. Sie wurde jetzt in letztere aufgenommen und als sie die Vermählungsfeier des Präsidenten in griechischen Versen

Digitized by Google

besungen hatte, Mitglied der Gesellschaft der Arcadier und der clementinischen Akademie zu Cortona, auch zur Professur der griechischen Sprache und Literatur 1794 nach Bologna berufen. Als sie jedoch 1798 auf ihre Weigerung, in Diensten der cisalpinischen Republik zu bleiben, dieser öffentlichen Anstellung wiederum enthoben wurde, verließ sie Bologna und ging mit ihrem Lehrer, Pater Aponte, von dem sie sich nur im Tode trennte und dessen Andenken sie in der Carthause ihrer Vaterstadt ein Monument widmete, nach Spanien. Bei der Rückkehr von dieser mehr wissenschaftlichen Reise wurde ihr auf Befehl Buonaparte's, der ihre Kenntnisse und Gelehrsamkeit zu würdigen wußte, der Lehrstuhl der griechischen Sprache zu Bologna wieder eingeräumt. Erst als diese Professur aufgehoben ward, zog sich T. in die Einsamkeit zurück, um von nun an ganz gelehrten Studien und dem literarischen Briefwechsel mit italienischen und auswärtigen Gelehrten zu leben. Mit dem unermüdetsten Eifer für wissenschaftliche Forschungen verband sie die reinste Sittlichkeit und tiefes Gefühl. Ihre große Bescheidenheit war Ursache, daß ihre literarischen Arbeiten, wovon der handschriftliche Nachlaß ihrem Bruder anheimfiel, so selten veröffentlicht wurden und nur 2 griechische Dichtungen 1792 und 1794 gedruckt erschienen sind. Sie starb zu Bologna am 4. Juni 1817. 65.

Tamerlan, s. Timur.

Tamulen heißen die Ureinwohner der Küsten Koromandel und Malabar in Ostindien, im Besondern aber nur die Bewohner der südlichen Theile bis nach Karnatik. Die sogenannte tamulische Mundart ist die herrschende in Malabar, darf aber mit dem eigentlichen Malabarischen nicht verwechselt werden, welches ein Dialekt des Tamulischen ist. 37.

Tancred, einer der ausgezeichnetsten Helden des ersten Kreuzzugs, ein Sohn des Markgrafen Otto des Guten und einer Tochter Tancred's von Hauteville, der Schwester des berühmten Normanenherzogs Robert Guiscard's, wurde im Jahre 1078 geboren, nahm 1095 das Kreuz und begleitete im folgenden Jahre seinen Vetter und Waffengefährten Bohemund von Tarent nach Palästina, landete auf der Reise dahin in Epirus und durchzog plündernd Macedonien, wobei er sich als Führer des Vor- oder Nachtrapps immer der größten Gefahr aussetzte. Als aber Bohemund dem griechischen Kaiser den Lehnseid geschworen hatte, trennte sich T. aus Unwillen darüber von ihm, vereinigte sich in der Ebene von Chalcedon mit den Schaaren Gottfried's von Bouillon, den er hier zum ersten Male sah, und nahm an der Belagerung von Nicäa (1097) Antheil, bei der er sich durch seine Tapferkeit vor allen Rittern auszeichnete. So rettete er auch in der Schlacht bei Doryläum, in welcher sein jüngerer Bruder fiel, das von 200000 Seldschucken umringte Heer der Kreuzfahrer und führte nach der Eroberung Nicäa's nebst Gottfried's Bruder Balduin den Vortrapp des Heeres über das Taurusgebirge durch völlig unbekannte und verödete Länder in einer Strecke von 200 Meilen. Er bekam die Stadt Tarsus durch Vertrag in seine Gewalt, entzweite sich aber wegen des Besitzes derselben mit Balduin und als dieser sich auch die Stadt Menistra anmaßte, kam es zwischen Beiden zur offenen Fehde, welche jedoch bald darauf gütlich beigelegt wurde. Nun rückte er zur Belagerung von Antiochia vor, wobei er sich durch neue Heldenthaten hervorthat, schloß nach dessen Falle Marena ein und trug alsdann (1099) besonders durch Anfertigung von Sturmleitern viel zur Eroberung von Jerusalem bei, dessen Mauern er zuerst mit den Seinen erstürmte, so daß man noch jetzt denjenigen Theil der Befestigung, den er einnahm, den Thurm des T. nennt. Gegen die unglücklichen Einwohner der Stadt bewies er viel Menschlichkeit, wurde aber deßhalb von den Priestern als Feind der Religion angeklagt. Als hierauf Salaheddin, Sultan von Ägypten, sich mit einem bedeutenden Heere näherte, schlug er als Befehlshaber des linken Flügels denselben in

Digitized by Google

der Schlacht bei Askalon gänzlich (12. Aug. 1090) und eroberte sein reiches Lager, nahm alsdann Tiberias am See Genezareth ein, belagerte Jaffa und erhielt zur Belohnung seiner Verdienste das Fürstenthum Tiberias oder Galiläa zum Geschenke. Da er aber nach Gottfried's von Bouillon Tode die Erwählung seines Vetters Bohemund zum Könige von Jerusalem nicht durchzusetzen vermochte und statt dessen Balduin jenen Thron bestieg, verweigerte er den Huldigungseid und wurde deßhalb, als er eben den Emir von Damaskus bekriegte, als Empörer vor Balduin's Thron geladen. Allein T. verachtete im Bewußtsein der Anhänglichkeit seiner Vasallen und Unterthanen die Drohungen Balduin's und zog Bohemund, dem Fürsten von Antiochia, welcher (1100) von den Sarazenen gefangen worden war, zu Hülfe, übernahm unterdeß, dem Wunsche seines Vetters gemäß, die Regierung seines Fürstenthums, bemächtigte sich Malmystras, Adanas und Tarsos und eroberte nach einjähriger Belagerung das feste Laodicea. Den Grafen Raimund von St. Gilles, welchen er um diese Zeit als einen des Verrathes an den Kreuzfahrern sehr verdächtigen Ritter gefangen genommen hatte, gab er nur auf die Verwendung der übrigen Fürsten wieder frei und trat nach Bohemund's Befreiung aus der Gefangenschaft dessen Fürstenthum in einem blühendern Zustande seinem frühern Besitzer wieder ab. Nun stellte er sich nach der Gefangennehmung des Grafen von Edessa, Balduin's von Bourg, an die Spitze der Geschäfte und nöthigte die Saracenen, welche Edessa belagerten, durch einen Überfall zum Abzuge. Als darauf Bohemund im Jahre 1103 eine Reise nach Europa zur Anwerbung neuer Truppen unternahm, setzte derselbe T. zum Schirmvoigte des von Saracenen und Griechen gleich sehr bedrohten Fürstenthums Antiochien ein. Letzterer eroberte nun Artesia und fiel in Mesapotamien ein, gerieth aber mit dem Sohne des 1108 befreiten Balduin von St. Gilles wegen der demselben verweigerten Herausgabe von Edessa in Zwistigkeiten, welche durch den König Balduin vermittelt wurden, nachdem T. in die Abtretung des Fürstenthums gewilligt hatte. Bei der Belagerung (1109) und Eroberung von Tripolis bewies er sich äußerst thätig und hielt darauf in Antiochia eine harte Belagerung der Saracenen aus, von der er endlich durch die Hülfe der übrigen christlichen Fürsten nach der Schlacht von Cäsarea befreit wurde. Vergebens erwartete er die Rückkehr Bohemund's, welcher auf seiner Reise nach dem gelobten Lande zu Salerno gestorben war, schlug jedoch alle Angriffe der Saracenen heldenmüthig zurück und starb 1112 im 35. Jahre seines Alters zu Antiochia. Sein Ruhm als Held ist besonders durch Tasso's „Befreites Jerusalem" verherrlicht worden, allein seine dort geschilderte Liebe zu Clorinde ist nur eine Erfindung des Dichters. T. war mit Cäcilia, einer natürlichen Tochter des Königs Philipp August von Frankreich, vermählt. Eine Geschichte seiner Thaten schrieb sein Diener, Raoul von Caen, unter dem Titel: „Les Gestes de Tancrède" und M. Delabarre gab eine „Histoire de Tancrède" (Paris 1822. 12.) heraus. 81.

Tanfāna oder **Tamfana** war eine Göttin der Marsen, deren berühmten Tempel Germanicus im Jahre 15 n. Chr. bei seinem Einfalle in Deutschland gänzlich zerstörte. Vor längerer Zeit fand man im Neapolitanischen einen Stein mit der Inschrift: Tamfanae sacrum. Über die Bedeutung des Wortes T. ist noch nichts Gewisses ermittelt worden; nach einer Vermuthung Jac. Grimm's bedeutete es Gunst. 83.

Tang, Seetang, Seegras, lat. und engl. fucus; franz. varec oder varech, wird eine Gattung von Seepflanzen benannt, die in die Familie der Algen (s. d. Art.) gehört und sehr viele Arten in sich faßt. Diese Pflanzen sind von sehr verschiedener Form und Farbe und sitzen gewöhnlich mit einem Stiele oder mit der Basis auf dem Felsen im Grunde des Meeres auf, indem eine große Menge vermöge der an ihnen befindlichen eiförmigen oder kugeligen, mit Luft erfüllten

Digitized by Google

Bläschen an der Oberfläche des Wassers sich erhält. (Über ihre verschiedenartige Länge und Benutzung s. den Art. Algen). Zu den Tangen, die in mehreren Gegenden des Nordens als Nahrungsmittel benutzt werden, gehören vorzüglich fucus edulis, dulcis, saccharinus, esculentus, palmatus und eine große Menge anderer Arten. Die Tangen enthalten, gleich allen anderen Meerpflanzen, eine sehr große Menge Natron und Kali, welche beiden letzteren Substanzen auch in einigen Gegenden aus mehreren Tangarten ausgezogen werden, so wie auch der sogenannte Kelp (ebenfalls eine Art Natron) auf einigen schottischen und den Scillyinseln aus mehreren Seegräsern gewonnen wird, nachdem dieselben eingeäschert worden sind. Bekanntlich hat in den Mutterlaugen des aus den Tangen erhaltenen Natron (s. d. Art.) Courtois den neuen Stoff entdeckt, welchem Gay-Lussac den Namen Jod (s. d. Art.) gegeben hat. In der Medicin sind die Tangen innerlich und äußerlich mit öfterem Erfolge gegen skrophulöse Krankheiten angewandt worden. Ganz vorzüglich aber besitzen mehrere derselben, namentlich fucus helminthochortos, deutlich sich kundgebende wurmtreibende Eigenschaften. 21.

Tangente, Berührungslinie, lat. tangens; franz. tangente; engl. tangent, heißt 1) eine gerade Linie, welche die Peripherie eines Kreises oder irgend einer Curve trifft, ohne dieselbe zu schneiden, wo sie also von unbestimmter Länge ist; 2) die trigonometrische Linie oder der Perpendikel, welcher den Bogen, der den Winkel mißt, in dem einen ihrer Endpunkte berührt, d. h. ein auf einem Schenkel des Winkels in dem Endpunkte des beliebig auf eben diesem Schenkel von dem Scheitelpunkte an abgeschnittenen Halbmessers errichteter und bis an des Winkels andern Schenkel verlängerter Perpendikel; wo sie also von bestimmter Länge ist. Denn sie ist die vierte Proportionallinie zu dem Cosinus, Sinus und dem Halbmesser. Die T. ist Null, wenn der Winkel Null ist; sie ist dem Halbmesser gleich, wenn der Winkel $= 45^0$ ist, und unendlich groß, wenn der Winkel $= 90^0$ ist. Die Tangenten der Complementwinkel heißen Contangenten (cotangens). Die Logarithmen der trigonometrischen Tangenten in den trigonometrischen Tafeln werden künstliche Tangenten genannt. 40.

Tangentialkraft, s. Centralbewegung.

Tanhuser, ein deutscher Dichter des XII. Jahrh., aus dem Geschlechte der Thannhausen in Süddeutschland, ist der Verfasser einiger Lieder in der Manesse'schen Sammlung, welche sich durch große Lebendigkeit des Geistes, aber auch schon durch manche Sprachmengerei auszeichnen und meist Bilder aus dem Leben der niederen Stände darstellen. Daß er große Reisen unternommen und einem Kreuzzuge nach Palästina beigewohnt habe, schließt man aus einzelnen Andeutungen in seinen Liedern. 16.

Tannengesellschaft (die aufrichtige) hieß eine von J. Rempler von Löwenhalt (s. d. Art.) zu Straßburg 1633 gestiftete deutsche Sprachgesellschaft, welche aber bald wieder einging und für die deutsche Literatur ohne alle Folge blieb. 37.

Tantal, ein Metall, wurde 1801 von Hatchet in einem amerikanischen Erze, dem Columbite, entdeckt und daher ebenfalls auch Columbit genannt. Es hat dunkelgraue Farbe, ist hart, hat ein dunkelbraunes Pulver, ist sehr strengflüssig, oxydirt bei den gewöhnlichen Temperaturgraden nicht in der Luft, verändert jedoch durch Anlaufen seine Farbe. Man findet es mit Sauerstoff so verbunden, daß es wie eine Säure erscheint, in Verbindung mit Eisen- und Manganoxyde im Tantalite, der aus Amerika, Schweden und Baiern bekannt geworden ist; auch im Fergusonite und Yttertantale ist es reichlich mit Oxygen verbunden angetroffen werden. 76.

Tantălus, ein Sohn des Zeus, herrschte am Berge Sipylos in Lydien. Ein Günstling der Götter ward er von ihnen so geehrt, daß sie sich oft in seiner Woh-

Digitized by Google

nung niederließen und an seinen Gesprächen und dem hohen Sinne seiner Worte (denn er zeichnete sich durch Weisheit unter allen Sterblichen aus) ergötzten. Doch eben dadurch zum Übermuthe gereizt setzte er einst den Göttern, um ihre Unterscheidungsgabe zu prüfen, seinen von ihm selbst getödteten Sohn, Pelops (s. d. Art.), zum Mahle vor. Nach einer andern Mythe entwendete er auch dem Olymp Nektar und Ambrosia. Da stürzte ihn Zeus so tief, als er ihn hoch gehoben hatte. Seine Strafe ist ein Bild seines Charakters und gleichsam nur eine Fortsetzung seines Lebens; denn sie stellt jene nie gestillte Begier vor, in die Geheimnisse der Götter einzudringen. Am Schönsten schildert sie Homer in der Odyss. XI. 582—592. Stehend bis an den Hals in fließendem Wasser vermochte er doch nicht zu trinken; denn so oft er sich bückte, um seinen glühenden Durst zu löschen, verschwand das Wasser. Über seinem Haupte hingen die herrlichsten Früchte; doch wenn er sie zu ergreifen gedachte, trug sie der Wind in die schattigen Wolken. Nach einer andern jedoch nicht so ausgebreiteten Sage hing stets ein gewaltiger Stein über seinem Haupte, der ihn zu zerschmettern drohte. Er stammte aus dem kühnen Geschlechte des Japetus, das überall die ihm gesetzten Schranken zu durchbrechen versuchte. Seinen Sohn, Pelops, versetzten die Götter unter die Lebenden zurück; seine Tochter, Niobe (s. d. Art.), war zu großem Unglücke bestimmt. 11.

Tanucci (spr. Tanutschi) (Bernardo, Marchese di), neapolitanischer Minister, ward 1698 zu Stia, einem im Toscanischen gelegenen Dorfe, von unbemittelten Eltern geboren, studirte zu Pisa Jurisprudenz und erhielt auf der dasigen Universität eine Professur in der juristischen Facultät, wurde aber von dem Infanten Don Carlos, der im wiener Frieden von 1735 das Königreich Neapel mit Sicilien zugetheilt erhielt und T. als einen eben so braven, als aufgeklärten Mann kennen lernte, zur Verwaltung des neuen Königreichs berufen, zum Mitgliede des Staatsrathes und später zum Premierminister ernannt. Auch später, nach dem Jahre 1759, wo Don Carlos das Königreich Spanien übernahm, blieb auf des Letztern Anordnung T. an der Spitze der Regierung und leitete theils während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Ferdinand's IV., theils später, nach dessen erlangter Volljährigkeit, und 50 Jahre hindurch die öffentlichen Angelegenheiten mit ruhmwürdiger Umsicht. Er starb zu Neapel den 29. April 1783. — Sein vorzüglichstes Augenmerk war auf Beschränkung der päpstlichen Macht im neapolitanischen Staate, auf Verminderung der Eingriffe der Geistlichkeit, auf Vermehrung der Staatseinkünfte und auf Beförderung der Künste und Wissenschaften in allen Zweigen gerichtet. Das Wohl des Staates war der Zweck aller seiner geistigen Kräfte, seiner körperlichen Anstrengungen. Seinem Interesse, seiner Anordnung hat man ganz besonders die Ausgrabungen in Pompeji und Herculanum und er selbst seinem Charakter, wie seiner umfassenden Thätigkeit den Ruf eines ausgezeichneten Staatsmannes zu danken. 65.

Tanz, lat. saltatio; franz. danse; engl. dance. Alle Nationen, alle Himmelsstriche kennen den T. und überall hat er sich eigenthümlich dem Lande, dem Charakter des Volkes, dem Klima, den Vorstellungen und Umgebungen der Menschen gemäß ausgebildet. Man könnte den T. eine Musik des Körpers, der Formen nennen und den kunstvoll ausgebildeten als das Drama der Mimik bezeichnen. Wir verstehen aber unter dieser Bezeichnung nur jene herrlichen Nationaltänze der verschiedenen Völker, welche sich aus ihrer bewußtlosen Rohheit nach und nach zur bewußtvollen Schönheit ausgebildet und als ächte Volkspoesie des Körpers und der schönen Formen mit ihrem graciösen Adel in kunstreicher Einfachheit seit Jahrhunderten unwandelbar erhalten haben, während die Masse vom modischen Gelüste aus diesen Urtypen geschaffener Abarten eben so schnell verschwinden, als sie erstanden. Wie das Alterthum überhaupt eine Vergöttlichung der Form, eine Anbetung des Höchsten als erhabene, schöne Erscheinung war, so ward auch der ganze

Digitized by Google

Gottesdienst ein plastischer, und so waren im Alterthume auch religiöse Tänze, welche sich der Natur der Sache nach, nur nach Volk und Klima modificirt, in jedem Heidenthume wieder finden müssen. So feiert der Indier noch heute seine Götter mit üppigen Tänzen und der Dienst der Astarte im vorderen Asien forderte sie gleichfalls. Auch die Juden kannten religiöse Tänze und in Ägypten spielten sie eine wichtige Rolle. Die Griechen verehrten nicht minder ihre Gottheiten, wie die Artemis, den Dionysos, die Kybele, mit charakteristischen Tänzen. Auch bei den Römern, ja sogar, als Herübernahme aus dem Heidenthume, bei den ältesten Christen finden sich religiöse Tänze. Daß auch die Völker germanischen Stammes ihre gottesdienstlichen Tänze im Heidenthume gehabt haben, leuchtet ganz klar aus der Sage vom Hexentanze auf dem Blocksberge in der ersten Mainacht, in den Perchtenspringen der Salzburger (Grimm, altd. Myth. S. 171) ꝛc. hervor. Eine zweite allgemeine, auch mit dem Gottesdienste zusammenhängende, mindestens ursprünglich aus ihm entsprossene Gattung von Tänzen im Alterthume waren die Waffentänze, deren es vielfache gab, aber alle bestimmt zum Siege anzufeuern oder den errungenen Sieg zu feiern. Leicht verbindet sich auch der T. mit dem Gesange und wird dann der Übergang zur theatralischen Vorstellung, wie sich dergleichen bei den nordamerikanischen Indianern zum Beispiele zeigt. Hier tanzen nur Einzelne und ein Gesang, die Vorfahren preisend, begleitet sie. Auf gleiche Weise ist ihr Kriegstanz beschaffen, nur daß hier jeder einzelne Tänzer seine Thaten zum Tanze sang. Ähnliches dramatisches Element haben die Südamerikaner, welche in ihren Tänzen die Geberden verschiedener Thiere nachahmen; die Bewohner am König Georgssund, die ganze Jagden und das Stechen der Thiere darstellen; die Japaner, welche Handlungen und Leidenschaften der Menschen ausdrücken, und bekannt sind die mimischen Tänze der alten Griechen. Alle diese Tanzweisen sind feierlich und langsam oder gemessen bewegt, je nachdem das religiöse Element derselben mehr oder minder hervortritt, oder leidenschaftlich erregt, wenn ein anderer Zweck als Motiv desselben erscheint, obgleich wohl zu merken ist, daß kein T. im Alterthume den alleinigen Zweck des Vergnügens hat, wie in der modernen Zeit, welche alles tiefere Bedeutsamere sogar verlarvt und in den Kreis des gemeinen geselligen sinnlichen Vergnügens herabzieht. Eine nicht minder wichtige, sicher bedeutungsvolle Erscheinung ist, daß bei so vielen Tänzen des Heidenthums die Geschlechter völlig getrennt erscheinen und entweder Männer oder Weiber allein oder beide zusammen, aber jedes Geschlecht für sich, tanzen. Die Mischung der Geschlechter beim T. gehört vielleicht erst dem Mittelalter an, welches an die Stelle der religiösen Bedeutung des Tanzes ein anderes Princip, die Liebe, setzte. Dieser Grundzug der neueren Tänze scheint den charakteristischen Unterschied zwischen dem antiken und romantischen Tanze zu bilden. Die Geschichte der Liebe beider Geschlechter ist es, welche ein jeder Nationaltanz wunderbar schön darstellt, während die Art der Darstellung sich nach Sitten und Charakter jedes einzelnem Volkes modelt. Zeigt sich in den südlicheren Tänzen dieser Art mehr jene sinnliche Gluth und Beweglichkeit, jenes leidenschaftliche sich Nahen und Wiederentfernen, jener poetische Kampf der Seelen, so tritt in den germanischen mehr die Besonnenheit, die Ruhe, die stillere Freude des Lebens hervor. Im spanischen Bolero und Fandango, im italienischen Saltarello und der Tarantella, überall ist es die poetische Gluth der Liebe, welche den Mittelpunkt der Gedanken des Tanzes bildet, die sich in seinen Wendungen und Touren aussprechen. Am Kunstreichsten aufgefaßt, mit der edelsten Gracie durchgeführt, von der poetischsten Tiefe und zartesten Sitte dargestellt erscheint diese Geschichte der leidenschaftlichsten Liebe und glücklichen endlichen Vereinigung in der Menuet. Von der ersten Bekanntschaft an durch alle Freuden und Schmerzen der Liebe, durch Neigung, Sprödigkeit, Wiederannäherung, Trennung bis zur endlichen

Digitized by Google

Vereinigung wird hier die Geschichte eines Paares geführt, welches die Tänzer darstellen. Die Verbeugung derselben gegen die versammelten Zuschauer beim Beginn wie beim Schluß der Menuet zeigt noch ganz deutlich den ersten Ursprung dieses edlen Tanzes. Von einer andern Anschauung der Liebe geht der Walzer aus. Die Ehe, das innige Zusammenleben und Zusammensterben eines Paares bezeichnet er. Darum ist der Schritt des ächten Walzers langsam und besonnen. Man rast nicht durch das Leben, unmerkbar gleichsam gleitet man an der Hand des Weibes durch dasselbe, aber man kennt nur das eine Weib, man ist ganz abgeschlossen für alle anderen und bewegt sich in regelrechten Kreisen seines Hauses, so zu sagen, in stiller Befriedigung und Resignation. Es ist ein ächt deutscher, nordischer, verständiger T., wo die Phantasie nur als wärmendes Feuer, nicht als glühende Flamme erscheint. Von einer wieder anderen Seite faßt die Ecossaise die Liebe. Durch eine lange Reihe anderer schlingt sich das Paar, die es stets und stets zu trennen suchen, während es sich immer wieder zusammen findet und endlich ungetrennt bleibt. In der Polonaise, diesem wunderbar schönen, so oft gemißhandelten Tanze, offenbart sich eine süße Mischung nordischer Bedachtsamkeit und Schwermuth mit dem edlen Feuer und der Lebenslust des Südens und der edelsten Sitte ritterlichen Anstandes. Gemessenen Schrittes wandeln, beim stolzen Klange der Trompeten und Pauken oder den süßschmeichelnden schwermüthigen edlen Gängen der Musik, Ritter und Dame neben einander und für einander dahin; alle Verschlingungen und Touren vereinigen sie aufs Neue und führen die scheinbar Getrennten einander wieder zu. Ähnlich, wenn gleich lebendiger und sinnlicher, erscheint der Masurek. Ganz im Gegensatze zu allen diesen Tänzen und als völliger Contrast namentlich der Menuet, erscheint der Kosak. Hier wird eine künstlerische Auffassung der Liebe des rohen Naturmenschen gegeben. Die heftigen Touren, die gewaltsamen Bewegungen und Wendungen des Tanzes sprechen dieß deutlich aus, so wie nicht minder die Gegenstände, welche bei den verschiedenen Touren eine bedeutende Rolle in den Händen der Tanzenden spielen. Die Geschenke sind es, womit die Neigung gewonnen werden soll. Dieser leichte Überblick über die verschiedenen Nationaltänze wird zeigen, wie anmuthig, bedeutungsvoll und erhaltungswürdig sie sind und wie unrecht unsere galloppirende Zeit thut sie zu verschmähen und an ihre Stelle den bedeutungslosen Rutscher und den rasenden Geschwindwalzer zu setzen. — Eine andere Gattung des Tanzes ist die theatralische, welche nur von Kunsttänzern auf der Bühne dargestellt wird. Die Alten kannten sie ebenfalls, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß bei ihnen die edelste Kunstblüthe, das Drama, sich aus dem Tanze entwickelte und ihr später eine untergeordnete kunstgemäße Stellung anwies, während unser Ballet sich erst als mimisches Drama und aus diesem entwickelte und ein Drama darzustellen strebt, daher denn auch niemals als ein reines Kunstwerk erscheinen kann. Der theatralische Tänzer muß allemal, um ausdrücken zu können, outriren. Man theilt die theatralischen Tänze gewöhnlich in vier Classen nämlich: 1) Groteskтänze, welche gewaltsame, kühne, starke und ungewöhnliche Wendungen fordern; 2) komische Tänze, die lebhaft muthwillig, sinnlich erscheinen; 3) halbe Charaktere oder Divertissemens, die schon mehr dramatisches Element in sich aufnehmen, Liebesgeschichten u. dgl. darstellen, und 4) Ballet, welches ganze dramatische Darstellungen zu geben unternimmt. 82.

Tanzmusik ist die allgemeine Benennung sowohl für die zu theatralischen und pantomimischen als auch zu gesellschaftlichen Tänzen nöthige musikalische Begleitung, worin zugleich der erforderliche Tact des Tanzes sich ausdrückt. In den frühesten Zeiten gebrauchte man dazu blos einfache, ja eintönige Instrumente, z. B. die Cymbel, das Tambourin, die Trommel ꝛc. nach deren taktmäßigem, rhythmischem Geräusche sich die Tanzenden richteten. Mehr ausgebildet war die

Digitized by Google

T. schen bei den Griechen, bei denen sie in ernsten oder frohen, von einfachen Instrumenten begleiteten Gesängen bestand, deren Inhalt sich auf die Festlichkeiten, bei denen man tanzte, bezog. Später spielte man nur wahrscheinlich auf einfachen Instrumenten die bei den früheren Tänzen üblich gewesenen Melodien, bis man allmählig immer weniger auf den ursprünglichen Inhalt dieser Lieder achtete und sich blos mit der Instrumentalmusik zur Begleitung der Tänze begnügen lernte. Daß aber die Melodien der Tänze bei fast jeder Nation andere wurden und den Hauptcharakterzügen einer jeden Nation entsprachen, ist eine naturgemäße Erscheinung, die selbst in unseren Zeiten fortdauert, wo noch viele Nationen ihre besondern Nationaltänze haben, in denen sich die vorzüglichsten Charakterzüge der Nation treu aussprechen. Daher muß auch der Tanzcomponist vor Allem darauf Acht haben, für welche Nation er seine Tänze schreibt und ob seine Melodien, die übrigens jeder Zeit gefällig, fließend, ungesucht und interessant sein müssen, mit dem Charakter dieser Nation übereinstimmen. So tritt namentlich in der T. der Östreicher, Böhmen, Ungarn, Polen, Russen, Franzosen ꝛc. das ächt Nationelle hervor. Die beliebtesten Tanzcomponisten der neuesten Zeit sind die beiden bekannten wiener Componisten Strauß und Lanner (s. d. Art.), die das Eigenthümliche der östreichischen und böhmischen T. durch ganz Europa verbreiten. Haupterfordernisse bei der T. aber sind, daß jeder Musiker vor dem vollständigen Vortrage eines solchen Tanzes seine Stimme auch bis auf die scheinbar unbedeutendste Kleinigkeit seiner Partie einübt, damit das Ganze richtig stimmt und der oft in überraschenden Figuren liegende Totaleindruck nicht verloren geht, und daß endlich der Musikdirector streng darauf sieht, daß alle guten Tacttheile (vergl. Tact) gehörig herausgehoben und schärfer markirt werden, als beim Vortrage anderer Tonstücke. 20.

Tapete, lat. tapes, tapetum; franz. tapisserie, tenture; engl. tapet, tapestry, ist überhaupt ein Zeuch, womit man allerhand Gegenstände, vorzüglich die Zimmerwände bekleidet. Man hat deren von verschiedenen Stoffen. Die gewöhnlichsten sind die Papiertapeten (pequins), welche aus starkem, gut geleimten Papiere verfertigt und entweder einfach kattunartig bedruckt oder auf verschiedene Weise mit mancherlei Stoffen gefärbt oder auch mit Malereien (Decorationstapeten) verziert werden. Neben diesen sind die aus einfacher oder aus Wachsleinwand bestehenden und eben so wie die Papiertapeten zubereiteten im Gebrauche. Die gemalten leinenen Tapeten brachte vorzüglich Joh. von Eyck im XV. Jahrh. zu großer Vollkommenheit. Auch verfertigt man deren von Leder, worauf dann die Muster gepreßt werden. Die ältesten und berühmtesten Tapeten sind aber die gewirkten, aus Wolle oder Seide oder beiden zugleich, welche entweder einfarbig gewirkt und dann nach den verschiedenen Mustern gestickt werden, oder bei denen zugleich das Muster mit eingewirkt wird. Man theilt sie in Hauteliſſe und Baſſeliſſe, je nachdem die Kette auf dem Webestuhle senkrecht oder wagrecht angebracht ist, und bei ihnen hat die Webekunst das Vorzüglichste geleistet, welches erreicht werden kann, indem der Versuch, große Gemälde nach dem Originale zu wirken, welcher zuerst in den Niederlanden gemacht wurde, auf das Vollkommenste gelungen und vorzüglich in der Fabrik der Gobelins (s. d. Art.) zu Paris die Gemälde der größten Meister mit der täuschendsten Treue durch den Webestuhl dargestellt worden sind. Nicht minder schön sind die Tapeten aus der Savonnerie zu Chaillot bei Paris, welche auch türkische oder persische Tapeten heißen, weil sie zuerst aus dem Oriente nach Europa gekommen sind, und aus Wolle sammetartig sind. 30.

Tapir, Wasserschwein oder amerikanisches Flußpferd, eins der größten Landthiere Südamerikas von der Größe eines mäßigen Ochsen, bildet ein eignes Geschlecht. Seine Körperbildung ähnelt sehr der des Schweines, während die zu ei-

Digitized by Google

nem kurzen Rüssel verlängerte Nase ihm dem Elephanten nahe stellt. Das Haar ist kurz und bräunlichgrau und bildet am Halse eine kurze Mähne. Er bewohnt die Wälder Südamerikas, wo er vorzüglich in der Nähe von Flüssen sich aufhält und von Vegetabilien lebt; doch geht er nur des Nachts seiner Nahrung nach und schläft meist am Tage im Dickicht. Sein Naturell ist sanft und daher ist er leicht zu zähmen. Im Wasser kann er nicht allein gut schwimmen, sondern geht auch häufig selbst auf den Grund der Flüsse. Sein Laut ist ein gellendes Pfeifen. 30.

Tara, Thara, (aus dem Arabischen) heißt das Gewicht des bei Waaren zu deren Transport gebrauchten Gefäßes. Bei Kaufmannsgütern, welche nicht nach dem Maße oder der Zahl, sondern wie die meisten Colonialwaaren nach dem Gewichte verkäuflich sind, kann bei der Berechnung des Kaufpreises nur der Gewichtsbetrag der Waare selbst, nicht aber der des Gefäßes, worin solche transportirt worden, in Anschlag kommen. Das Frachtlohn dagegen für den Fuhrmann richtet sich nach dem vollen Gewicht des Ganzen, welches bald Brutto, bald Fasti, bald Sporco benannt wird. Der Gewichtsabzug für das Gefäß (die Tara) gibt das reine (Netto-) Gewicht für die Waare selbst. Nothwendigerweise wird das Gefäß, worin die abzuwägende Waare befindlich ist, unter dem Ganzen mit gewogen und dann noch einmal besonders, welches man das abtariren nennt. Bei ausgehenden Waaren wird das Gefäß zuerst gewogen und dann das Ganze und von beiden der Gewichtsbetrag angemerkt; bei eingehenden Waaren ist es umgekehrt der Fall. Bei Waaren, die über See erhalten werden, wird gewöhnlich der Betrag des Brutto berechnet und als Gewicht Vergütung für die Tara ein für allemal ein gewisses Procent als Abzug an der Kaufsumme verstattet. 38.

Tarantel, s. Spinne.

Taranteltanz (tarantismus), ist eine eigenthümliche Krankheit im südlichen Italien in der Gegend von Tarent, welche durch den Stich der Tarantel verursacht sein soll und in einer anhaltenden Tanzwuth besteht, aber nur nach den Tönen einer bestimmten Musik stattfindet. Es herrscht nämlich in der Gegend von Tarent ein Nationaltanz, die Tarantella, welcher meist nur von Mädchen, und zwar aus den niederen Ständen, getanzt wird. Gewöhnlich sind deren drei; eine, welche das Tambourin schlägt und zwei, welche mit Castagnetten in den Händen die Tanzschritte machen. Nach der Sage soll dieser Tanz den Tarantelstich heilen. Sobald nun Jemand von einer Tarantel gestochen zu sein glaubt, was man daraus merkt, wenn er stiller wird als zuvor, den Appetit verliert, Schwere und Mattigkeit in den Gliedern und gebliche Gesichtsfarbe bekommt, Herzdrücken und Beklemmung verspürt und immer melancholischer wird; so läßt man Musikanten kommen, welche die Tarantella spielen. Alsbald fängt der Kranke an zu tanzen und hört erst nach 2—3 Stunden wieder auf, während welcher Zeit er bei jedem falschen Tone laut aufschreit, sich höchst krampfhaft gebärdet, bis er endlich ermattet hinsinkt. Dieß wird einige Tage nach einander wiederholt, worauf die Tanzwuth nachläßt und erst im nächsten Jahre um dieselbe Zeit wiederzukehren pflegt, wobei aber merkwürdig ist, daß während derselben jede andere Musik keine Wirkung hervorbringt. Zeigt sich endlich nach langer Zeit an irgend einem Gelenke eine Geschwulst, so pflegt man diese durch Auflegen von Eselsgurkenblättern zur Eiterung zu bringen und hält die Krankheit für geheilt. Über das Wesen dieser Krankheit ist viel gestritten worden; Oken, der sie selbst beobachtete, hält sie für eine Art von Milzsucht, welche durch dieß ungesunde Klima, die Unreinlichkeit und die sitzende Lebensart hervorgebracht wird, zumal da sie fast nur bei dem weiblichen Geschlechte vorkommt und Fremde, Kinder und sehr alte Leute davon frei bleiben. 30.

Tardieu (spr. Tardiö), zwei als Kupferstecher berühmte Brüder. — Der ältere, Jean Baptiste T., geb. zu Paris 1746, gest. 1816, hat sich vorzüglich

Digitized by Google

durch seine vortrefflichen Landchartenstiche ausgezeichnet. Vorzüglich berühmt von ihm sind: die Charte der Niederlande in 53 Blättern für die Kaiserin Maria Theresia, die vom Minister von Thümmel gezeichnete topographische Charte des Herzogthums Altenburg in 25 Blättern, die Charte zu „Sonnini's Reise durch Griechenland und die Türkei" und die Charte der königlichen Wildbahnen für Ludwig XVI. — Der jüngere, Alexander T., geb. den 2. März 1756, hat vorzüglich Treffliches im Portrait geleistet, worunter besonders die Bildnisse Voltaire's, der Königin Louise von Preußen, Napoleon's, des Marschalls Ney, Montesquieu's u. A. gehören. 16.

Tarent (Tarentum), eine um das Jahr 700 v. Chr. von den lacedämonischen Auswanderern oder Partheniern gegründete Pflanzstadt in Apulien, war die mächtigste und blühendste Stadt in Großgriechenland und zeichnete sich durch Pracht, Luxus und schöne Künste aus. Im Jahre 272 v. Chr. kam sie unter die Herrschaft der Römer. Auf ihrer Stelle steht jetzt Taranto (35° 3′ L., 40° 45′ N. Br.), befestigte, gewerbsame und Handel treibende Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Otranto, auf einer durch eine Brücke mit dem Festlande verbundenen Felseninsel, in einem Busen des großen Golfs von Tarento. Sie ist Sitz eines Erzbischofs, hat 2 Vorstädte, 1 Kathedrale, viele Kirchen und Klöster, 1 Seehospital, 1 Lazareth, 1 Findelhaus, 1 Lombard, 2 lateinische Schulen, 1 Hafen, der immer mehr versandet, und 18000 Einw., welche Getreide-, Öl- und Wollhandel, Manchester-, Strumpf- und Westenweberei, Austern- und Muschelfang, auch Fang der Seemuscheln, deren seidenartiger Haarbüschel gesponnen wird, Fischerei treiben, Schifffahrt und wichtige Salzsiedereien in zwei kleinen Landseen unterhalten. Von ihr erhielt der französische Marschall Macdonald den Namen „Herzog von Tarent." 71.

Targûme (Übersetzungen, Erklärungen) heißen die chaldäischen Übersetzungen des alten Testaments, welche zum Theil um die Zeit Christi zum Bedürfniß der babylonischen und palästinischen Juden verfaßt worden sind. Am Bekanntesten ist der Targum des Onkelos (s. d. Art.) zum Pentateuch. Außerdem sind noch vorhanden: 1) der sogenannte jerusalemische Targum zum Pentateuch, welcher höchstens aus dem VIII. Jahrh. n. Chr. stammt; 2) der Targum zum Pentateuch von Jonathan ben Usiel, aber diesem mit Unrecht beigelegt, da die Erwähnung Constantinopels, der Lombardei, der Mischnah ꝛc. darin und viele lateinische und griechische Wörter seine Abfassung frühestens ins VII. Jahrh. n. Chr. setzen lassen; 3) der Targum des Jonathan ben Usiel zu den Propheten, wahrscheinlich ächt und darum aus der Zeit Christi, da Jonathan ein Freund des Gamaliel genannt wird; 4) der Targum zu den Psalmen, Hiob, den Sprüchwörtern, welcher dem Rabbi Joseph, Rector der Akademie zu Sorah um 320 n. Chr., zugeschrieben wird; 5) der Targum der Bücher Ruth, Esther, Klagelieder, Prediger und hohes Lied aus späterer Zeit; 6) 2 T. des Buches Esther; 7) ein Targum der Bücher der Chronik. — Alle diese Übersetzungen sind mehr oder weniger Paraphrasen, welche den Text zu erläutern suchen durch Hinwegschaffung der Anthropomorphismen, Verwandlung der bildlichen Ausdrücke in eigentliche, Einflechtung späterer jüdischer Glaubenslehren und Sagen ꝛc. 23.

Tarif (aus dem Arabischen) heißt bei Abgaben oder Handelsbeschränkungen das Verzeichniß der Handelsgüter, welche der Belastung unterworfen sind, so wie der von selbigen zu entrichtenden Abgaben. Es betrifft solches mehrentheils die Ein- und Ausfuhr, ingleichen die Transitogüter und die für deren Zulassung zu entrichtenden Gebühren. Die Verzeichnisse sind gewöhnlich nach alphabetischer Ordnung eingerichtet und man findet nicht selten im Eingange das Verbot namhaft gemacht und dann die Artikel, welche zugelassen werden sollen, und die Bedingungen dazu als Ausnahme angehängt. 38.

Digitized by Google

Tarik, der General des arabischen Statthalters Musa in Afrika, welcher auf Einladung einer politischen Partei bei Calpe landete, das davon den Namen Gibraltar (s. d. Art.) erhielt, das spanische Heer unter Roderich bei Xeres de la Frontera schlug und Toledo und bald darauf den größten Theil Spaniens eroberte, heißt nach neueren Untersuchungen richtiger Tarif, da wegen der Ähnlichkeit der arabischen Buchstaben k (ك) und f (ف) sich in der benutzten Handschrift ein Schreibfehler eingeschlichen hatte. 9.

Tarnow (Fanny), eine der besten deutschen Schriftstellerinnen der neuesten Zeit, wurde am 17. Dec. 1779 zu Güstrow in Mecklenburg-Schwerin geboren, aber in Folge eines Falles aus dem zweiten Stocke des Hauses auf die Gasse in ihrem 4. Jahre für lange Zeit kränklich und des Gehöres beraubt, so daß ihr Unterricht sehr vernachlässigt werden mußte. Als sie endlich lesen gelernt hatte, suchte man ihr durch Verstattung von Lectüre aus einer Leihbibliothek Unterhaltung zu verschaffen und so bildete sich schon in früher Jugend ihr Geist für die Welt der Poesie. Von ihrem 9.—11. Jahre lebte sie auf dem Lande bei einer Tante und kehrte dann ins väterliche Haus zurück, wo sie immerfort sehr viel las und das Theater häufig besuchte. Doch entwickelte sich bei ihr neben der Ausbildung des Geistes auch ein ächt religiöses Gemüth, welches sich mit einer wehmüthigen Herzensstimmung paarte, und verlieh ihr eine gewisse schwärmerische Stimmung, welche sich selbst bei der unbegrenzten Freiheit im Hause ihres Großvaters seit ihrem 13. Jahre erhielt und nach mancher bittern Erfahrung der Grundzug ihres Charakters blieb. Ein Zeugniß hiervon ist ihr erstes Geisteeproduct, ein Gespräch zwischen sich und dem Todesengel, welches sie in ihrem 11. Jahre verfaßte. Denn wie sie einerseits durch Spott auf die Pfade des religiösen Zweifels geführt ward und erst nach langem Kampfe den Frieden des Herzens wieder erhielt, so machte der Tod ihres Großvaters (1796) und die durch eigene Schuld veranlaßte Vermögenszerrüttung ihres Vaters einen tiefen Eindruck auf sie. Jetzt übernahm sie die Rechnungsführung über das sequestrirte väterliche Gut, verschaffte ihrem Vater durch Verwendung einiger Freunde eine Anstellung und ging dann als Erzieherin auf die Insel Rügen, wo aber der Schmerz über eine unglückliche Liebe ihr eine gefährliche Krankheit zuzog, so daß sie 1804 nach Mecklenburg zurückkehrte. Hier lebte sie in dem Hause ihrer Eltern in Zurückgezogenheit, schrieb ihren ersten Roman: „Natalie" (Berl. 1811), der ihre eigene Geschichte darstellt, und durch eine Pension von der Erbprinzessin Karoline unterstützt die Nahrungssorgen ihrer Eltern erleichtern half. Doch als 1815 die Erbprinzessin und ihre Mutter starben, fühlte sie sich hart ergriffen und suchte sich durch den Erbgroßherzog unterstützt auf einer Reise zu zerstreuen (1816). Sie wandte sich nach Petersburg zu einer Jugendfreundin und schloß dort mit Klinger (s. d. Art.) Freundschaft. Da ihr aber das Klima nicht zusagte, reiste sie 1820 nach Deutschland zurück und lebte bis 1828 zum großen Theil in Dresden und seitdem in Weißenfels. — Zwar fehlt es ihren Darstellungen an ächter künstlerischer Objectivität und überall tritt in ihnen die rein subjective Anschauung, die Bewegung ihres eigenen Herzens, hervor; aber sie versteht in einer correcten und edlen Sprache die Gefühle und Neigungen des menschlichen Herzens um so schöner zu zeichnen, als sie die meisten im tiefen Gemüthe selbst empfunden hat. Eine „Auswahl aus F. Tarnow's sämmtlichen Schriften" erschien Leipzig 1829 ff. 15 Bde. 8. 16.

Taro, Tarino, eine ehemalige Silbermünze im Königreiche beid. Sicilien = 2 Carlini = 20 Grani = 8 Gr. C. G. Die seit 1137 geprägten sind 13 Loth 5 Grän fein und gehen 63 auf die Mark fein, wonach sie 5 Gr. C. G. werth sind. 30.

Tarpejus hieß ursprünglich einer der 7 Hügel Roms, welcher später Capitolinus vom Capitolium genannt wurde und weßhalb der Name T. nur für die süd-

Digitized by Google

sche steile Seite blieb. Den Namen soll er von der Tarpeja, der Tochter des Commandanten des dort befindlichen Castells, Tarpejus, im Sabinerkriege erhalten haben, da diese den Sabinern den Eingang in die Stadt verrathen haben, aus Irrthum von denselben getödtet und daselbst begraben worden sein soll. Nach Propertius (IV, 4, 39) hat aber der Berg den Namen von dem Befehlshaber Tarpejus selbst erhalten. — Der südliche Theil, die tarpeja rupes, war der Ort der Bestrafung für Vaterlandsverräther und andere grobe Verbrecher, indem sie von da in die Tiefe gestürzt zu werden pflegten. 37.

Tarquinier waren ein etrurisches Geschlecht, welches mit Lucius Tarquinius Priscus in Rom einwanderte. Dieser war der Sohn des aus Korinth vertriebenen Bacchiaden Demaratos und einer Tarquinierin und Lucumo (s. Hetrurien) in Tarquinii. Von seiner Vaterstadt verachtet zog er mit seiner Gattin, Tanaquil, welche später statt dieses hetrurischen Namens den römischen, Cäcilia oder Caja, annahm, nach Rom. Vor dem Thore dieser Stadt entführte ihm ein Adler den Hut und setzte ihm denselben wiederum auf. Dieß Zeichen deutete ihm seine der Weissagung kundige Gattin als glückverkündend. In Rom angekommen machte er sich bald bei dem Volke sowohl als dem Könige Ancus Marcius, der ihn sogar zum Vormunde seiner Kinder bestellte, sehr beliebt und ward nach dem Tode desselben mit Übergehung seiner Söhne in allgemeiner Zustimmung zum Könige gewählt. Als solcher (614 v. Chr.) vermehrte er den Senat um 100 Senatoren, nahm Apiolä ein und baute den Circus maximus, viele Gebäude auf dem Forum u. a. m. Einen anfangs unglücklichen Krieg mit den Sabinern endete er ehrenvoll, indem er die Stadt Collatia nahm, und focht auch später gegen die Latiner mit vielem Glücke. Nach einer Regierung von 38 Jahren ward er durch die Söhne des Ancus Marcius, welche eine Verschwörung stifteten, um zum Throne zu gelangen, ermordet. Allein die Mörder erreichten durch die Sorgfalt der Tanaquil ihre Absicht nicht, sondern Servius Tullius (s. d Art.) ward sein Nachfolger. Dieser verheirathete seine beiden Töchter an die beiden Söhne oder Enkel Tarquin's, Aruns und Lucius Tarquinius Superbus. Die Mythe (denn das ist großentheils die römische Königsgeschichte) erzählt nun, daß Tullia, des Aruns Weib, diesen hinweggeräumt und Tarquinius Superbus seine Frau ermordet habe, damit sie sich gegenseitig, wie auch geschah, heirathen könnten. Durch die herrschsüchtigen Anschläge der Tullia und die Aufforderungen der vielen mit der Regierung des Servius Tullius Unzufriedenen ließ sich 532 L. Tarquinius Superbus verleiten, seinen Schwiegervater zu ermorden und selbst den Thron zu besteigen. Gleich nach seinem Regierungsantritte umgab er sich mit einer Leibwache, verminderte den Senat, nahm dem Volke allen Antheil an der Regierung, herrschte rein nach Willkühr und verdarb es dadurch bald mit allen Parteien. Er fühlte seine Unsicherheit und schloß deßhalb Bündnisse mit den Nachbarvölkern. Doch auch diese beleidigten seinen Stolz und nur seiner hohen Beredsamkeit verdankte er es, daß er die tief gereizten Lateiner wieder beruhigte. Bei allen diesen Völkern war er ein trefflicher Feldherr; er schlug die Volsker, nahm Suessa Pometia und bezwang Gabii. Auch Rom verschönerte er, baute den Jupitertempel auf dem tarpejischen Felsen u. a.; allein die Frevelthat seines Sohnes, Sextus Tarquinius, an der Lucretia, der Tochter des Collatinus, welche während eines Krieges gegen die Rutuler begangen ward, brachte eine Verschwörung gegen den König hervor, in Folge deren er nach 23jähriger Regierung vertrieben (244 v. Chr.) und die Königswürde für immer abgeschafft ward. Vergebens suchte er wieder auf den Thron zu gelangen. Weder Porsenna, noch sein Schwiegersohn, der Latiner Mumilius, verhalfen ihm dazu und er mußte nach Cumä gehen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Er starb dort im 15. Jahre seiner Verbannung. Sein Sohn, Sextus, der ihm früher bei der Einnahme von Gabii dadurch sehr behülf-

Digitized by Google

lich gewesen war, daß er zu den Gabinern floh, unter dem Vorwande, seines Vaters Grausamkeiten nicht ertragen zu können, ihr Vertrauen erwarb und endlich durch die Ausführung eines geheimen Befehls seines Vaters die Vornehmsten der Stadt zu ermorden, die Stadt den Römern überlieferte, wandte sich nach der Entthronung des Vaters wiederum dorthin, ward aber daselbst ermordet. 82.

Tarsus, s. Cilicien.

Tartaglia (Nicolo), ein berühmter Mathematiker, geb. zu Anfange des XVI. Jahrh. zu Brescia, von geringer Abkunft, bildete sich durch eigenen Fleiß, ward Lehrer der Mathematik zu Verona und nach 10 Jahren in Vincenza, hierauf Professor der Mathematik in Brescia und endlich in Venedig, wo er 1557 starb. Er war der erste, der sich in Italien als wissenschaftlicher Wiederhersteller des Studium der alten Mathematiker einen Namen machte und durch Übersetzungen des Archimedes und Euklides Verdienste erwarb. Er wandte zuerst die Mathematik auf die Geschützkunst an und bewies, daß die Bahn der Geschützkugeln keine gerade, sondern eine krumme Linie sei und daß ein Erhöhungswinkel von 45 Graden die größte Schußweite gebe. Den größten Ruhm aber erwarb er sich durch die von Cardanus (1545) bekannt gemachte und von Raph. Bombelli 1579 vervollkommnete Entdeckung der Regel zu den cubischen Gleichungen. Wichtige Schriften von ihm sind: „Della nuova scienza etc." (Vened. 1537. 4.); „Trattato de' numeri e misure" (2 Bde. 1556—1560. Fol.); „Trattato di aritmetica" (Venedig 1556. 4.). 26.

Tartane ist ein unbedecktes, leichtes Fahrzeug, im mittelländischen Meere gebräuchlich, das nur einen großen Mast und einen Fockmast hat und dreieckige Segel führt. Man bedient sich der T. theils zur Fischerei, theils zum Küstenhandel. 26.

Tartarus, s. Unterwelt.

Tartini (Giuseppe), der größte italienische Violinspieler zu Anfange des XVIII. Jahrh., ward geboren in Istrien 1692, von seinen Eltern zum Studium der Rechte bestimmt und deßhalb nach Padua geschickt, konnte aber diesem Studium keinen Geschmack abgewinnen und trieb dafür mit allem Eifer die Fechtkunst und Musik, ward aber wegen seiner heimlichen Heirath von der Familie seiner Frau verfolgt und mußte als Pilger verkleidet nach Rom fliehen. Allein auch hier war er nicht sicher und suchte daher Zuflucht bei einem Verwandten im Minoritenkloster zu Assisi, woselbst er mehrere Jahre verweilte und das Studium der Musik mit der größten Ausdauer fortsetzte. Bald hatte er es auch im Violinspiele zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß sein Name überall mit rühmlicher Auszeichnung genannt wurde. Auch seine Eltern söhnten sich wieder mit ihm aus, worauf er nach Padua zurückkehrte, wo er abermals mit geringen Unterbrechungen mehrere Jahre sich aufhielt. Sein Ruhm stieg immer höher, besonders als Kaiser Karl VI. ihn 1723 zu seiner Krönung nach Prag berief, um durch sein Spiel die Festlichkeit zu erhöhen, und er 1726 zu Padua eine eigene Violinschule stiftete, aus der die größten Meister der damaligen Zeit, wie Nardini, Naumann, hervorgingen. Schon ziemlich im Alter vorgeschritten ward er Kapellmeister in Prag und starb zu Paris den 26. Febr. 1770. T. war nicht blos ein mechanisch gebildeter Virtuos, sondern auch einer der größten Theoretiker der damaligen Zeit und eine Menge theoretischer Werke so wie trefflicher Compositionen sichern ihm den Ruhm der späten Nachwelt. Das meiste Aufsehen hat ihm seine Teufelssonate verschafft, von der er behauptete, der Teufel habe sie ihm im Traume vorgespielt. Sie zeichnet sich aus durch die merkwürdigsten Dissonanzen, gewagtesten Passagen und überraschendsten Gänge, zeugt aber nichtsdestoweniger von der seltenen Fertigkeit so wie von der hohen Genialität des Verfassers. Außerdem ist T. auch dadurch berühmt geworden, daß er der erste war, der bemerkte, daß aus 2 rein angegebenen Terzen sich ein dritter Klang erzeuge. 20.

Digitized by Google

Tartsche, wahrscheinlich ein slawisches Wort, bedeutet in der russischen und polnischen Sprache einen runden, in der Mitte erhabenen Schild (s. d. Art.), der besonders bei den Türken sehr gebräuchlich war. 61.

Tartuffe, s. Molière.

Taschenbücher, franz. u. engl. almanacs, führen ihren Namen von ihrem kleinen bequemen Formate, daß man sie leicht in der Tasche mit sich herumtragen kann. Sie haben ihren Ursprung in den Taschenkalendern oder Almanachen (s. d. Art.), denen man nach und nach eine Anzahl kleiner Aufsätze und Gedichte beizufügen pflegte, bis letztere endlich die Hauptsache wurden und, seitdem Chodowiecki (s. d. Art.) durch seine geistvollen kleinen Kupferstiche die Aufmerksamkeit auf dergleichen Kunstwerke lenkte, stets mehrere Kupferstiche erhielten, welche von nun an für einen wesentlichen Bestandtheil der T. galten. Daher fing man denn auch an vorzügliche Sorgfalt auf diesen Theil der T. zu verwenden und durch beigegebene Erläuterungen diese Kupfer noch anziehender zu machen; aber auch die äußere Form mußte ins Auge gefaßt werden und so entwickelte sich denn nach und nach auf diesem Felde ein ziemlicher Luxus, der sich sowohl auf die Nettigkeit der Kupfer, die Zierlichkeit des Drucks und die Feinheit des Papiers, als auch auf die Bequemlichkeit des Formats und die Eleganz des Einbandes erstreckte. Den Inhalt bilden meist kleine Erzählungen, Novellen und Gedichte, zum größten Theile von den besten Schriftstellern eingesendet, weßhalb die T. einen großen Beifall fanden. Doch scheint der Geschmack daran in der neuern Zeit sehr nachzulassen, trotz dem, daß immer noch neue begründet werden, vorzüglich weil der gesteigerte Luxus sie sehr vertheuert hat. Die bekanntesten und vorzüglichsten Taschenbücher sind: „Der göttinger Taschenkalender" (1776—1813), welcher eine Zeit lang durch Lichtenberg's geistreiche Erklärung Hogarth'scher Kupferstiche großes Aufsehen erregte; das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" (seit 1791 in Leipzig), welches vom Buchhändler Roch begründet, später vom Hofrath Becker, dann von Fr. Kind fortgesetzt ward, seit 1818 wegen Vereinigung des Letztern mit dem Verleger in doppelter Fortsetzung (die andere von A. Wendt) erschien, wovon aber erstere 1831, letztere 1833 einging, vorzüglich durch Ramberg's Kupferstiche sich auszeichnete und allen übrigen Taschenbüchern zum Muster gedient hat; das „Taschenbuch für Damen" (seit 1798, Tübingen bei Cotta); das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft", von Steph. Schütz (seit 1800 in Frankfurt); „Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen", von A. Schreiber (seit 1805. Heidelberg); „Minerva, Taschenbuch für Damen" (seit 1809. Leipzig); „Urania" (seit 1810. Leipzig); „Penelope", von Th. Hell (seit 1811. Leipzig); „Alpenrosen" (seit 1811. Bonn); „Das rheinische Taschenbuch" (seit 1812. Frankfurt); „Frauentaschenbuch" (1815—1831. Nürnberg); „Aglaja" (1815—1832. Wien); „Vergißmeinnicht", von Clauren (seit 1818. Leipzig); „Huldigung der Frauen", von Castelli (seit 1823 in Leipzig, seit 1827 in Wien); „Vielliebchen", von Tromlitz (seit 1828. Leipzig); „Vergißmeinnicht", von Spindler (seit 1829. Stuttgart); „Vesta" (Wien 1831); „Gedenkemein" (seit 1832. Wien); „Deutsches Taschenbuch" (Berlin 1837). Neben diesen rein belletristischen Taschenbüchern, zu denen noch viele andere gehören, haben sich auch einige wissenschaftliche T. ausgezeichnet, zu denen besonders Hormayr's „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" (Wien 1811—1814. 4 Bde.); „Die Vorzeit", von Justi (Marburg 1820—1828); Fr. v. Raumer's „Historisches Taschenbuch" (Leipz. 1830 ff.) gehören, der vielen T. für dramatische Kunst und einzelne menschliche Berufszweige nicht zu gedenken. 9.

Taschenspieler, lat. praestigiator; franz. bateleur; engl. juggler, cheat, heißt Jeder, welcher allerhand Kunststücke verrichtet, die dem Scheine nach an das Wunderbare und Unmögliche grenzen und dadurch vielfache angenehme Unterhaltung gewähren. Diese Künste sind sehr alt und wurden wahrscheinlich im Alter-

Digitized by

thume zuerſt in Ägypten gepflegt, von wo ſie ſchon früh zu den Griechen und von dieſen zu den Römern gelangten. Im Mittelalter hielt man aber die T. für Zauberer und viele derſelben wurden verbrannt. Den berühmten Dr. Fauſt hält man ebenfalls für einen T. Doch erſt in der neuſten Zeit hat die Taſchenſpielerkunſt eine ungemeine Höhe der Ausbildung erhalten, beſonders durch Eckartshauſen, Philadelphia, Bosco und Dobler, wozu die großen Fortſchritte in der Chemie und Experimentalphyſik die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet haben. Sämmtliche Künſte beruhen nämlich entweder auf Täuſchung und großer Geſchwindigkeit oder auf den Zuſchauern unbekannten phyſikaliſchen und chemiſchen Verſuchen und ſind um ſo auffallender und wunderbarer, je mehr der T. den natürlichen Zuſammenhang derſelben zu verdecken verſteht. Das vorzüglichſte Werk darüber iſt Wiegleb's „Natürliche Magie" (Berlin 1779), fortgeſetzt und erweitert von Roſenthal (Berlin 1780 ff. 22 Bde.). 30.

Tasman (Abel), ein berühmter Entdeckungsreiſender, war holländiſcher Schiffscapitain und zeichnete ſich 1641 im Kriege der Niederländer mit den Portugieſen an den Küſten Hinterindiens ſo ſehr aus, daß der niederländiſche Generalgouverneur von Indien, van Diemen, ihn 1642 zu einer Entdeckungsreiſe mit zwei Schiffen nach dem Süden ſandte. Auf dieſer Reiſe entdeckte er den 24. Nov. 1624 ein Land, das er **Van-Diemensland** nannte (die Inſel ſüdlich von Neuholland), ſegelte dann öſtlich und fand **Neuſeeland** (ſ. d. Art.), von ihm Staatenland genannt, nebſt den Dreikönigsinſeln, durchſchiffte dann den Freundſchaftsarchipel, wo er mehrere Inſeln benannte, und kehrte über Neuguinea nach Batavia zurück (im Mai 1643). Eine zweite Entdeckungsreiſe, die er 1644 nach Neuguinea unternahm, iſt weniger bekannt geworden. Nach ihm heißt eine Halbinſel von Van-Dimensland **Tasmanien**, doch pflegt man auch die ganze Inſel ſo zu nennen. 16.

Taſſo (Bernardo), namhafter italieniſcher Dichter und Vater des großen **Torquato T.**, ſtammte aus einem alten adeligen Geſchlechte, deſſen Seitenlinie das Haus Thurn und Taxis iſt, und ward 1498 zu Bergamo geboren. Da ſeine Familie verarmt war, ſtudirte er, nachdem er eine ſehr ſorgfältige Erziehung erhalten hatte, zu Padua die Staatswiſſenſchaften, leiſtete darauf mehreren italieniſchen Höfen nach einander Dienſte als geheimer Secretair, bis er 1531 in gleicher Function in die Dienſte des Fürſten Sanſeverino zu Salerno trat. Dieſen begleitete er bei ſeiner Theilnahme an Karl's V. Expedition nach Algier, ging dann als Geſandter deſſelben nach Spanien und zog ſich 1539 nach Sorrento zurück, wo er ganz der Dichtkunſt lebte, begleitete dann den vertriebenen Fürſten 1547 nach Frankreich und kehrte erſt 1556 nach Italien zurück, wo er zuerſt an dem Hofe des Herzogs von Urbino zu Peſaro, dann in Venedig und zuletzt (1563) als Staatsſecretair des Herzogs Wilhelm Gonzaga zu Mantua lebte, von dem er endlich zum Gouverneur von Oſtiglia ernannt wurde, aber kaum dort angekommen ſtarb (1569). — T.'s Ruhm gründet ſich auf das Heldengedicht: „L'Amadigi" in 100 Geſängen (neuſt. Ausg. Bergamo 1755. 4.), das aber viel zu künſtlich angelegt und mit zu viel Aufwand dichteriſchen Prunks ausgeſtattet iſt, als daß man es für ein reines Product poetiſcher Begeiſterung halten könnte. Daſſelbe gilt von dem unvollendeten Epos: „Il Floridante" (19 Bücher), welches Torquato T. umgearbeitet heraus gab (Bologna 1587. 4.). Außerdem verfaßte er eine Menge lyriſcher Gedichte, welche, unter dem Titel: „Rime" (Bergamo 1749. 2 Voll. 12.) geſammelt manches ſehr Treffliche darbieten. Am Berühmteſten ſind ſeine Briefe („Lettere", geſammelt von A. F. Seghezzi. Padua 1733—1751. 3 Bde. 8. Deutſch von Jagemann, 1803), ſowohl wegen ihres Inhaltes als wichtiger Beiträge zur politiſchen und Literaturgeſchichte, als auch in ſtyliſtiſcher Hinſicht. 16.

Taſſo (Torquato), Sohn des Vorigen, einer der ausgezeichnetſten Dichter

Digitized by Google

aller Zeiten, ward den 11. März 1544 zu Sorrento geboren, zeigte schon als Kind sehr große Anlagen zur Dichtkunst und entwickelte seinen Geist so schnell, daß er nach genossenem ersten Unterrichte bei den Jesuiten in Neapel, Rom und Bergamo und später zu Pesaro zugleich mit dem jungen Herzoge von Urbino schon 1557 die Universität Padua beziehen konnte. Doch sagte ihm das nach dem Willen seines Vaters unternommene Studium der Rechte weniger zu, als die Poesie und bald trat er mit seinem Epos: „Rinaldo" (Veneđ. 1562. 4.) hervor, welches allgemeinen Beifall erhielt und ihm selbst die Zustimmung seines Vaters zur Entsagung des Rechtsstudium verschaffte. Hierauf lebte er einige Zeit bei dem Legaten Este in Bologna, verließ aber diese Stadt, nachdem man ihn für den Verfasser einer circulirenden Satyre ausgegeben und vor Gericht gestellt hatte, und begab sich nach Mantua, wo er unter dem Namen „Ventilo" in die von Scipio Gonzaga neugestiftete Akademie der Eterci trat und vorzüglich Aristoteles und Plato studirte; doch ging er schon 1565 nach Ferrara vom Cardinal Lodovico von Este eingeladen, dem er seinen „Rinaldo" gewidmet hatte. Hier ward ihm der nähere Umgang der beiden Schwestern des Herzogs Alphons II., Leonore und Lucrezia, welcher aber sein Unglück ward. Denn eine leidenschaftliche, wenn auch edle und ritterliche, Liebe zu Leonore von Este entbrannte in ihm, die er zwar in seinem Innern verschloß, aber doch auch in glühenden Liedern, worin er scheinbar die junge und schöne Leonore Sanvitale, Gemahlin des Grafen von Scandiano, feierte, niederlegte. In engerer Verbindung mit dem Hofe lebte er jetzt ein sehr glückliches Leben, welches nur durch eine Reise nach Frankreich (1571), wohin er den Cardinal von Este begleitete und wo er von Karl IX. mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde, unterbrochen ward; denn obwohl er kurz darauf die Gunst des Cardinals verlor, so nahm ihn jetzt der Herzog Alphons in seine Dienste, überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen und wählte ihn zu seinem beständigen Umgange. Auch Lucrezia, welche nach der Trennung ihrer kurzen Ehe mit dem Herzoge von Urbino wieder nach Ferrara gezogen war, verlangte stets seine Gegenwart, so daß er 1575 nach der endlichen Vollendung seines heroischen Epos: „Gottfredo overo la Gierusalemme liberata" (in 20 Gesängen), wozu er schon in Bologna den Plan entworfen und woran er fortwährend gearbeitet hatte, nur mit Mühe die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom erhielt, um dasselbe nochmals ungestört durchsehen zu können. Der Herzog ernannte ihn darauf zum Historiographen seines Hauses; aber T.'s freundlicher Stern war gewichen. Sei es, daß die Schwermuth über seine hoffnungslose Liebe zu Leonoren jetzt immer größer ward, oder daß wirklich seine zahlreichen Neider und Feinde vielfache Intrigue gegen ihn spannen; er sah jetzt überall nur Verläumder, Feinde und Verfolger und ging endlich so weit, daß er 1577 in dem Zimmer der Lucrezia unbesonnen gegen einen Hofcavalier den Degen zog. Ein kurzer Arrest, in welchen ihn der Herzog jetzt bringen ließ, gewährte nur scheinbare Besserung seines Zustandes und bald mußte er unter besondere Aufsicht in das Franciscanerkloster zu Ferrara gebracht werden, aus dem er jedoch schon den 20. Juli 1578 mit Hinterlassung seiner ganzen Habe und seiner sämmtlichen Papiere entfloh. — Unter dem Namen Onorio Fuggiguerra hielt er sich nun einige Zeit lang in der Gegend von Turin auf und ging dann nach Rom und von da zu seiner verwittweten Schwester nach Sorrento, welche ihn endlich zu beruhigen und zur Rückkehr nach Ferrara zu bestimmen vermochte. Er ward hier unerwartet gut aufgenommen; da man aber die Herausgabe seiner Papiere verweigerte und vielmehr einzelne Theile seines „Befreiten Jerusalem" abdrucken ließ, verfiel er von Neuem in Melancholie, ergoß sich in bitteren Schmähungen gegen den Herzog und den Hof und ward endlich als Wahnsinniger in das St. Annenhospital gebracht. Die Angaben über diese Verhältnisse weichen aber sehr von einander ab; denn während Einige ihn zweimal aus Ferrara fliehen und erst das dritte Mal gefangen setzen lassen, erzählen Andere, daß

Digitized by

ihn der Herzog deßhalb ins Irrenhaus geschickt, weil er seiner Sinne nicht mächtig die Prinzessin Leonore vor dem versammelten Hofe umarmt habe. Dem sei, wie ihm wolle; er ward über 6 Jahre im strengsten Gewahrsam gehalten, während welcher Zeit er in lichten Augenblicken nicht nur seinen unglücklichen Zustand in zarten Versen voll Wehmuth besang, sondern sich auch mit Bittschreiben an seine frühern Gönner, unter andern auch an Papst Gregor XIII., um Fürsprache wegen seiner Befreiung wandte und in literarische Kämpfe gerieth. Denn nachdem sein „Gierusalemme liberata" 1581 zu Ferrara wider seinen Willen im Drucke erschienen war und Camillo Pellegrino in seinem Dialoge: „Il carrafa overo della poesia epica" dasselbe über Arioſt's „Orlando" gesetzt hatte, traten zwei Akademiker der Crusca, Lionardo Salviati und Sebastiano de Rossi, dagegen auf und suchten es auf alle mögliche Weise herabzuwürdigen, wogegen T. mit Ruhe und Mäßigung, aber mit Kraft in seinem „Discorso dell' arte poetica" (Vened. 1587) sich vertheidigte. Endlich erhielt er auf Verwendung des Prinzen Vincenz Gonzaga von Mantua die Freiheit wieder (1586), obwohl seine Geisteszerrüttung sich während seiner Gefangenschaft immer vergrößert hatte, wobei er jedoch versprechen mußte, ohne Erlaubniß nicht nach Ferrara zurückzukehren. Fortan wohnte er in Mantua im herzoglichen Schlosse, wo er den „Floridante" seines Vaters (s. d. vorig. Art.) umarbeitete und vollendete und sein Trauerspiel mit Chören: „Torrismondo" ausarbeitete. Doch gefiel es ihm in Mantua nicht, zumal da er von dem unterdessen zur Regierung gelangten Vincenz Gonzaga zum Staatsdienste gezogen werden sollte, und er begab sich daher nach seinen Geburtsorte Bergamo, wo er eine glänzende Aufnahme fand, von da nach Rom, wo man ihm vielfache Versprechungen machte, und endlich 1587 nach Neapel, wo er bei seinem Freunde Manso lebte und unter einem unglücklich für ihn ausfallenden Processe wegen der Herausgabe der früher eingezogenen Güter seiner Eltern sein „Gierusalemme liberata" unter dem Titel: „Gierusalemme conquistata" umzuarbeiten begann. Darauf reiste er 1589 nach Rom, um die Herausgabe seiner Papiere, die er in Bergamo zurückgelassen hatte, zu betreiben, begab sich von da 1590 auf Einladung Ferdinand's von Medicis nach Florenz, wo ihm selbst die früher feindliche Crusca große Ehre erwies, und von da wieder 1591 nach Neapel, folgte jedoch 1592 der Einladung des Cardinals Cinzio Aldobrandini nach Rom, wo er bis 1594 blieb und dann nach Neapel zurückkehrte, aber nach vier Monaten (im Nov. 1594) wieder nach Rom kam, um hier auf dem Capitole freierlich mit dem Lorbeerkranze gekrönt zu werden. Da man aber die Feierlichkeit bis auf den nächsten Frühling verschob, ward er unterdessen gefährlich krank und starb den 25. April 1595 im Kloster San Onofrio, in dessen Kirche er begraben und ihm 1603 vom Cardinale Bevilacqua ein Denkmal gesetzt ward. — Die Italiener halten T. für ihren größten epischen Dichter und dieß Urtheil möchte sich vollkommen bestätigen lassen. Sein „Gierusalemme liberata" steht in jeder Hinsicht als ein Meisterwerk poetischer Kunst da. Denn wenn er auch mehr seine subjectiven Gefühle darstellt, als reine objective Gebilde der Dichtkunst geschaffen hat, so schwebte ihm doch nicht nur das hohe Ideal des Epos in seiner ganzen Größe vor und strebte er dasselbe möglichst zu erreichen, weßhalb er selbst höchst bescheiden über seine Leistungen urtheilte, sondern wie er sich durch Einheit der Handlung und treffliche Charakterschilderung weit über Arioſt erhebt, so weiß er auch durch seine hohe Begeisterung für seinen Gegenstand und durch sein tiefes religiöses Gefühl einen lieblichen Hauch über denselben zu verbreiten und durch seine große Gewalt über die Sprache, den musikalischen Wohlklang seiner Verse, die hohe formelle Vollendung seiner Stanzen und die unübertreffliche Kunst seiner Reime unwiderstehlich an sich zu fesseln. Religion, Tugend und Liebe sind die Grundtöne seiner Poesie und geben verbunden mit seiner tiefen Anschauung des Ritterthums und der gemüthlichen Auffassung des ganzen

Digitized by Google

Wesens derselben seinen Gestalten im Ganzen wie im Einzelnen einen romantischen Zauber, wie ihn kein Anderer erreicht hat. Daher ist auch das „befreite Jerusalem" im Laufe der Zeit in unzähligen Ausgaben und Übersetzungen in andere Sprachen erschienen. Die vorzüglichsten italienischen Ausgaben sind: die erste zu Ferrara 1581. 4., dann zu Mantua 1584. 4. 2 Bde., Genua 1590. 4., Padua 1628. 4., Paris 1644. Fol., London 1724. 4., Livorno 1810, Florenz 1818. 2 Bde. 8. Die älteste deutsche Übersetzung ist von Dietrich von dem Werder (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1651. 4.), aber wegen der gebrauchten Alexandriner ganz verfehlt. Diesem folgten J. Fr. Koppe (Leipz. 1744), W. Heinse (Manheim 1781—1783. 4 Bde. 8. in Prosa), Hauswald (Halle 1803. 2 Bde. 8.) u. A. m., am Vorzüglichsten aber J. D. Gries (Jena 1800—1803. 2 Bde. 4. Aufl. 1824) und K. Streckfuß (Leipz. 1822 2 Bde. 2. Aufl. 1835). Ins Französische übersetzte es Lebrun (Paris 1774. 3. Aufl. 1814. 2 Bde.) und Baour Lormian (Paris 1819. 3 Bde.); ins Englische J. Hoole (London 1803. 2. Aufl. 1811. 2 Bde.). Höher als die „Gierusalemme liberata" hielt aber T. die „Gierusalemme conquistata" in 24 Gesängen (Rom 1593. 4.), welche aber nur eine kalte Umarbeitung der ersten und daher bald vergessen worden ist. Den epischen Dichtungen T.'s am Nächsten steht sein Schäferspiel: „Amynta" (Venedig 1581. 4., Amsterdam 1656. 12., Padua 1722., Parma 1789. 4., Pisa 1806. Fol. u. a. Deutsch von Walter, Berlin 1794. 8.; H. L. v. Danford, Zwickau 1822. 16.), welches alle Vorgänger weit übertraf und nur von Goldoni einigermaßen erreicht wurde. Sein Trauerspiel: „Torrismondo" ist dagegen nur mittelmäßig zu nennen. Seine Sonette und Canzonen („Rime" [Ferrara 1583. 12., Rom 1789. 8., deutsch: „Auserlesene Gedichte" von K. Förster, Zwickau 1821. 2 Bde. 12], besonders seine „Nächtlichen Klagen" [„Veglie", Mailand 1803 u. 1812. 12; deutsch, Leipz. 1802 und von Th. v. Haupt, Darmstadt 1809]), welche erst 1794 zu Ferrara aufgefunden, aber in Bezug auf ihre Ächtheit auch verdächtigt worden sind, sind Ergüsse eines tiefen glühenden Gefühls. Seine Briefe gab Mazzuchelli (Mailand 1822. 8.) heraus. Unter den Ausgaben seiner sämmtlichen Werke bemerken wir die von Bottari (Florenz 1724. 6 Bde. Fol.), Seghezzi (Venedig 1722 ff. 12 Bde. 4.), Gherardini (Mailand 1823 ff. 4 Bde.). Vergl. Giacomozzi's „Dialoghi sopra gli amori, la prigionia ed il genio di T. T." (*Brescia 1827*); Ebert's „Torquato Tasso's Leben und Charakter nach Ginguéné" (Leipz. 1818. 8.); Black's, „The life of Tasso" (Edinburgh 1810. 2 Voll. 4.). 16.

Tassoni (Alessandro), berühmter italienischer Dichter, geb. 1565 zu Modena, studirte zu Bologna und Ferrara die Rechte und ward 1597 Secretair des Cardinals Ascanio Colonna, mit dem er 1600 nach Spanien ging und dessen Angelegenheiten er 1602 und 1603 in Rom leitete. Nach dem Tode des Cardinals (1608) lebte er einige Zeit ohne Anstellung und beschäftigte sich mit schriftstellerischen Arbeiten, als deren Frucht die „Pensieri diversi" in 10 Büchern (1608), eine Sammlung ästhetischer Kritiken, in welchen er zwar viele Paradoxien aufstellte, aber durch die Kühnheit, mit welcher er die berühmtesten Schriftsteller und selbst Homer und Aristoteles beurtheilte, großes Aufsehen erregte, und die „Considerazioni sopra il Petrarca" (1609), worin er Petrarca scharf beurtheilte, waren; zog sich aber dadurch viele Feinde und vielfache literarische Fehden zu. Darauf trat er 1613 in die Dienste des Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel, ward aber hier mehrerer verfaßter Satyren auf die spanische Monarchie beschuldigt und lebte dann seit 1623 wieder ohne Anstellung, trat aber 1626 in die Dienste des Cardinals Ludovisi in Rom und 1632 mit dem Titel eines Raths in die des Herzogs von Modena, Francesco I., und starb zu Modena 1635. — Das Gedächtniß bei der Nachwelt hat sich T. weniger durch seine kritischen Schriften, welche in vieler Hinsicht zu weit

Digitized by

gehen, als durch sein komisches Epos: „La secchia rapita“ („Der geraubte Eimer“) in 12 Gesängen (Paris 1618, Modena 1744. 4. u. öft. Deutsch von Schmit, Hamburg 1781. 8.), worin der Krieg der Bologneser und Modenese im XIII. Jahrh., im welchem einst von einigen Modenesern bei einem plötzlichen Eindringen in Bologna ein Brunneneimer entführt wurde, den die Bologneser auf jede Weise wiederzuerhalten sich bemühten, auf eine höchst launige Art in edler und gedankenreicher Sprache und mit großer Kunst dargestellt wird, wodurch er der eigentliche Begründer des komischen Epos der Italiener ist. Denn wenn auch vor ihm schon Mancherlei in diesem Fache geleistet worden war, so überragt doch T. alle vor ihm Vorhandene weit. Für die spätere Zeit ist das Gedicht freilich wegen der vielfachen Anspielungen auf die Zeitereignisse ohne Commentar ziemlich unverständlich. 16.

Tasten heißen bei dem Claviere, Pianoforte ꝛc. die das Griffbret bildenden Enden der Stäbe, deren Hämmer an die Saiten anschlagen und welche man gewöhnlicher Clavis (s. d. Art.) nennt. Diese Instrumente heißen daher **Tasteninstrumente**. 30.

Tastsinn pflegt man die eigenthümliche Art des Gefühls zu nennen, welcher in den Händen, namentlich in den Fingerspitzen, liegt und in einer sehr zarten Empfindung des äußern Wesens berührter Körper besteht. Man kann dasselbe recht gut als einen besondern menschlichen Sinn anführen, wenn man die Sinne überhaupt nur als Nüancen des Gemeingefühls ansieht, und er möchte dann mit dem Geschmacke ungefähr auf gleicher Stufe stehen. Auch kann er einen ziemlichen Grad von Ausbildung erlangen, wie z. B. bei den Blinden, welche selbst oft die Farben dadurch zu unterscheiden vermögen; ja er wirkt schon im gewöhnlichen Grade selbst mittelbar, indem er gewöhnlich schon durch irgend ein Instrument, welches ihn mit einem Körper vermittelt, z. B. eine Stange bei Untersuchung des Bodens eines Gewässers, die gewünschten Eindrücke aufnimmt und die Beschaffenheit des berührten Körpers zur Erkenntniß des Verstandes bringt. 9.

Tastu (Amable), französische Dichterin der neuesten Zeit, ist die Tochter eines in Metz lebenden Gelehrten, Philippe Voyart, und die Gemahlin des Buchdruckers T. zu Paris und hat sich vorzüglich im Fache der Elegie ausgezeichnet und durch eine Anzahl kleiner Gedichte, welche sich durch zartes und tiefes Gefühl, anspruchslose und naive Darstellung und eine reine und edle Sprache charakterisiren. Anfangs lieferte sie nur Beiträge zu Taschenbüchern, da aber diese sehr gefielen, so entschloß sie sich zum Sammeln derselben und so erschien 1826 die erste Sammlung unter dem Titel: „Poësies“, welche mehrmals aufgelegt werden mußte. Vorzüglichen Ruf erhielt das Gedicht: „Les oiseaux du sacre“, welches sie zur Krönungsfeier Karl's X. verfaßte. Ein größeres romantisch-episches Gedicht: „Chroniques de France“ (Paris 1828) ist zwar nicht gelungen zu nennen, doch hat sie in ihren späteren lyrischen Gedichten den poetischen Reichthum ihres Geistes immer aufs Neue entfaltet. 16.

Tatarei ist fast ein eben so weiter Begriff, als der der Tataren (s. d. Art.) und umfaßt eine große Länderstrecke Hochasiens, welche von Völkern ganz verschiedener Stämme bewohnt wird. Im Allgemeinen begreift es daher alles Land östlich vom kaspischen Meere bis an die Wüste Kobi, nördlich von Sibirien und den Kirgisenhorden, südlich von Persien, Afghanistan und Tibet begrenzt. Diese Länderstrecke zerfällt politisch in 2 große Theile, den östlichen, welcher unter chinesischer Hoheit steht, gewöhnlich die **hohe T.** genannt wird und wieder in die große **Bucharei** oder **Turfan** mit **Sifan** (im Süden) und die **Songarei** (im Norden) zerfällt, und den westlichen, welcher zum Unterschiede vom vorigen die **freie T.** oder **Turkestan** im Allgemeinen genannt wird, aus mehreren unabhängigen Reichen besteht und in ihrem südlichen Theile auch **große Bucharei**

Digitized by Google

(s. d. Art.) oder Usbekistan heißt. Das Nähere s. unter den betreffenden Artikeln. 37.

Tataren werden wegen der Unbekanntschaft früherer Geographen und Historiker mit den eigentlichen Zuständen Mittelasiens eine Menge ganz verschiedener Völker genannt, welche man sonst als zusammengehörig betrachtete. Es ist nämlich der ursprüngliche Name der Kalmücken (s. d. Art.), welcher bei einer großen Wanderung derselben bis in die Nähe des kaspischen Meeres (im X. Jahrh. n. Chr.) im Abendlande allgemeiner bekannt und schon generelle Benennung der mittelasiatischen Nationen ward. So wurden auch die weltstürmenden Mogolen (s. d. Art.) von den abendländischen Schriftstellern T. genannt und später der Name auf sämmtliche Bewohner des Europa am nächsten liegenden Reiches Kaptschak übergetragen, obgleich diese der Mehrzahl einem ganz andern Volksstamme, dem türkischen, angehörten und nur die Beherrscher eigentliche T. oder Mogolen waren. So kam es denn, daß auch nach Zertrümmerung dieses Reichs in einzelne Chanate der Name blieb und alle Völker türkischen Ursprungs in den westlichen Theilen Hochasiens, welche durch die Mogolen nach Westen gedrängt worden waren und sich im jetzigen Südrußland bis an den Dniepr ausgebreitet hatten, T. genannt wurden. Diese Völker gehören aber zur kaukasischen Menschenrace und nennen sich selbst Turk, sind im Allgemeinen von mittler Größe und schlanker Gestalt, haben ein ovales Gesicht, einen kleinen Mund, kleine schwarze Augen, dunkeles Haar und weißgelbe Hautfarbe, sind freiheitsliebend, muthig, friedfertig und gastfrei, aber auch träge und räuberisch. Sie sind zum großen Theile Nomaden, doch haben die europäischen sich nach und nach an feste Wohnsitze gewöhnt, wo sie Ackerbau und Viehzucht, auch wohl Gewerbe treiben. Der Religion nach sind die meisten Muhammedaner, doch haben auch mehrere Stämme das Christenthum angenommen, und andere, vorzüglich im tiefern Asien, sind noch Schamanen und Buddhisten. Sie theilen sich in Horden und jede Horde hat einen erblichen Adel (Mursen), aus welchem der Chan oder Baschlik gewählt wird. Die T. bewohnen den weiten Landstrich von dem Dnieper durch das südliche Rußland, die Gouvernements Astrachan und Kasan, einen großen Theil von Sibirien, die Länder nördlich und östlich vom kaspischen Meere, die große und kleine Tatarei und die westlichen Provinzen des chinesischen Reichs und zerfallen in eine Menge verschiedener Völker, von denen die westlichen krimmsche und kasanische T. genannt, die sibirischen in Turalinzen, obische T., Tschulym, Barabinzen, Werchotomsker oder kutznetzische T., Katschinzen, Jarinzen, Bochtinzen, Kaibinar, Tubinzen, Kisimer, Teleuten, Tuliberten, Sojeten, Beltyren, Birjussen, Jakuten ꝛc. getheilt werden, die Bewohner der Tatarei, Bucharei, Songarei u. dergl. sich Turkomannen nennen, von denen die Karakalpaken ein Zweig sind; auch gehören zu den T. die Nogaier, Kumücken, Kirgisen, Usbeken und Tadschiks oder Neuperser, welche schon sehr mit mogolischen Blute vermischt sind, während die oft auch zu den T. gerechneten Baschkiren, Meschtscherjäken, Kalmücken u. a. eigentlich zu den Mogolen gehören. — Da die T. als ein Reitervolk von den faulen Türken vorzüglich zu reitenden Boten benutzt worden sind, so hat der Name T. in der Türkei jetzt überhaupt auch den Nebenbegriff „Bote" und es braucht daher nicht immer ein geborener Tatar zu sein, wenn von einem solchen als Überbringer der Post ꝛc. die Rede ist. 37.

Tatianus, ein Gnostiker des II. Jahrh., aus Syrien oder Mesopotamien gebürtig, war anfangs Lehrer der Rhetorik und Philosophie in Rom, ward später Christ und Schüler von Justinus Martyr und trat in seiner „Rede gegen die Griechen" (herausgegeben von Conrad Gesner, Zürich 1546. Fol. und W. Worth, Orford 1700. 8.) als christlicher Apologet auf; auch stellte er eine Evangelienharmonie zusammen, welche er „Διὰ τεσσάρων" nannte, die aber verloren gegan-

Digitized by Google

gen und vermuthlich nur noch in einer althochdeutschen Übersetzung vorhanden ist, welche in Schilter's „Thesaurus“ (2. Bd.) steht. Doch hatte er eine Menge schwärmerischer Ideen und wird daher zu den gnostischen Ketzern gerechnet. 23.

Tatius (Achilles), s. Achilles Tatius.

Tatowiren oder Tätowiren heißt die Sitte vieler wilden Völker, besonders Australiens, ihren Körper mit allerhand Figuren zu bemalen, wobei sie jedoch meist auf den Rang Rücksicht nehmen; denn je vornehmer Einer ist, desto mehr wird sein Körper bemalt. Hierzu werden in den Körper lauter Stiche oder kleine Schnitte gemacht und dieser dann mit einem Farbestoffe eingerieben. Dieser Stoff bleibt in den Wunden haften und es entsteht so eine punktirte Zeichnung. 30.

Tatti, s. Sansovino.

Tau heißt ein starkes Seil, wie es auf den Schiffen zum Befestigen der Segel, des Ankers u. dergl. gebraucht wird, weßhalb man die Takelage (s. d. Art.) auch Tauwerk nennt. 30.

Taub heißt beim Bergwerke so viel wie erzleer, z. B. taubes Mittel, taube Kluft, taube Gangart, taubes Feld. 76.

Taube, lat. columba; franz. pigeon; engl. pigeon, dove, gehört zu den hühnerartigen Vögeln, hat einen weichen, dünnen, an der Wurzel geraden und mit einer weichen aufgeschwollenen Haut versehenen Schnabel, lebt von Körnern und anderen vegetabilischen Producten, hält sich paarweise zusammen, legt 2 Eier auf einmal und wird jung ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen gern gegessen. Die Arten sind sehr zahlreich und die merkwürdigsten davon sind: die gemeine wilde T. (oenas), auch Holz- und Blautaube genannt, hält sich in Wäldern auf, zieht im October in Schaaren aus Deutschland fort und kehrt gegen Ende des Februars wieder zurück. Sie sieht dunkelaschgrau aus, hat auf den Flügeln 2 schwarze Flecke, am Halse goldgrünes Gefieder und hochrosenrothen Schnabel und Beine. Sie brütet zweimal jährlich und legt ihre Eier in Baumhöhlen und Felsenklüften; ihr zartes Fleisch wird gern gegessen. Von ihr stammt die zahme T. ab, welche sich in mehrere Abarten verzweigt, von denen die vornehmsten sind: die Feldtaube (Feldflüchter), welche der wilden T. ähnelt; die Trommeltaube, durch ihre trommelnde Stimme und befiederten Füße sich auszeichnend; die Schleiertaube, Zopftaube (cucullata), mit einer um den Hals von aufrechtstehenden Federn gebildeten Krause; die Kropftaube mit dem großen Kropfe; das Mövchen (turbita) mit krausen Brustfedern und ganz kurzem Schnabel; der Tümmler (gyratrix) mit glattem Kopfe und einem kahlen rothen Augenringe, der sich in steigendem Fluge überschlägt; die Pfauentaube mit dem Pfauenschwanze; die Post-, Brief- oder türkische T. (tabellaria) mit einem bunten Federringe um den Hals, rothen Füßen mit Flaumen, von der Größe eines Rebhuhns. Diese ist im Oriente zu Hause und hat ihren Namen daher, weil man sich ihrer, in Ermangelung der Post, vorzüglich in der Levante bediente, um Briefe zu überschicken. Sie kann an einem Tage über 60 deutsche Meilen zurücklegen. Die Feldtauben, welche ihr Futter im Sommer auf den Feldern suchen und im Winter gefüttert werden, brüten 6 bis 10mal und werden jung gern gegessen. Außer diesen angeführten Arten gibt es noch einige, als die Ring-, große Holz-, Schlag-, Ploch- und Kohltaube, welche oberhalb dunkelblau ist, mit grünem, grauem und purpurnem Schimmer, unterwärts an den Seiten des Halses einen weißen halbmondförmigen Fleck hat, ringsum mit goldgrün glänzenden Federn, der den Ring vorstellt, umgeben ist; am Unterhalse und an der Brust ein hochrothes, am übrigen Unterleibe ein weißliches Gefieder hat. Sie lebt in Nadelhölzern und ihre Nahrung ist der Same der Fichten und Tannen, auch Getreide. Im October wandert sie fort. Die Turteltaube (turtur) lebt in dem gemäßigten und wärmern Europa und Asien und in Deutschland, wo sie in Wäl-

Digitized by Google

dem lebt, sich von Fichten- und Tannensamen nährt und im Herbste fortzieht. Sie ist kleiner als die Feldtaube, hat 3 bis 4 weiße Querstriche zu beiden Seiten des Halses, ist auf dem Oberleibe zum Theil hell-, vorzüglich aber graublau mit einem schwarzen Flecke, an der Brust hellfleischfarben; übrigens am Unterleibe weiß und hat schwärzliche Schwanzfedern mit weißen Spitzen. Die Lachtaube (risoria) lebt im mildern Europa und Deutschland, gibt einen besondern Laut von sich, gleicht an Größe der Turteltaube und sieht oberhalb grauröthlich weiß und am Unterleibe mehr weißlich aus und hat um den Hals einen schwarzen Ring. Sie ist zärtlich, verträgt wenig Kälte und wird daher meist in Stuben gehalten. Die Zugtaube (migratoria) lebt im nordöstlichen Amerika und macht zur Zeit ihrer unermeßlichen Züge eine Hauptnahrung der dasigen Indianer aus, die viele derselben räuchern und dörren. 71.

Taube ist ein kleines Sternbild am südlichen Himmel, das bei uns nur am südlichen Horizonte aufgeht, wo alsdann namentlich zwei Sterne zweiter Größe niedrig durch die Dünste des Horizonts schimmern. Dieses unter dem Hasen stehende Sternbild enthält nach Halley 15 Sterne. 13.

Taubheit, lat. surditas, cophosis; franz. surdité; engl. deafness, nennt man das Unvermögen, die von Außen her kommenden Töne und Geräusche zu vernehmen, welcher Zustand, wenn er von Geburt an zugegen war und dann mit Sprachlosigkeit verknüpft ist, mit dem Namen Taubstummheit (lat. aphonia surdorum; fr. surdi-mutité; engl. deaf-dumbness) bezeichnet wird. Wo keine vollkommene T. vorhanden ist und mittelmäßig starke Töne zum Wenigsten undeutlich und ganz starke Geräusche und sehr laut ausgesprochene Worte ꝛc. mehr oder minder deutlich vernommen werden, bezeichnet man das Übel mit dem Namen Schwerhörigkeit oder Harthörigkeit (dysecoia, baryecoia), die gewöhnlich den ersten Grad der T. begründet. Letztere Schwerhörigkeit rührt gewöhnlich von organischen Fehlern her, doch ohne Zeichen, daß der Gehörnerv leide, und hängt in ihren verschiedenen Graden mehr oder weniger von physischen Ursachen ab. Ist z. B. blos der äußere oder innere Gehörgang verstopft, so kann der Kranke seine Stimme so gut wie vorher hören, er hört aber besser bei offenem Munde, doch nicht nach heftigem Schneuzen; ist hingegen in Folge von Krankheiten die Eustachische Röhre verstopft, was man durch Schmerzen, Ohrtönen, Anschwellen im Ohre bei heftigem Schneuzen und dergl. erkennt, so hört der Kranke besser unter Geräusch und redet gewöhnlich sehr laut. Wo die Schwerhörigkeit eine Folge der Schlaffheit der Theile, besonders des Trommelfells ist, da bessert sich das Gehör bei trockener, kalter Witterung, bei Anlegung des Hörrohrs, offenem Munde, starkem Geräusche und unter Anwendung tonischer Mittel. Dagegen hört der Kranke, wenn Trockenheit des Ohres die Schwerhörigkeit veranlaßt, besser bei feuchtem Wetter, erschlaffenden Mitteln, offenem Munde, bei leisem Gespräche nahe am Ohr (nicht durch das Hörrohr) und hat viel Ohrtönen. Die Durchbohrung oder Zerreißung des Trommelfells bewirkt ebenfalls schweres Gehör. Hier ist das Gehör selbst veränderlich, der Zutritt der Luft reizt die innere Membran und vermehrt bei feuchtem Wetter durch Anschwellung derselben die T. Die Anfüllung der Trommelhöhle mit Wasser erregt, besonders beim Gähnen und Kauen, ein Gefühl von Schwappen, Spannung, Schwere, ein eigenthümliches Geräusch im Innern und dieselben Zeichen des verhinderten Durchganges der Luft wie bei Verstopfung der Eustachischen Röhre. Endlich kann schon die bloße Excoriation der inneren Theile des Ohres Gehörfehler mit großer Empfindlichkeit bewirken. — Bei wirklicher T. leidet vorzüglich der Gehörnerv ohne Spur organischer Fehler. Sie entsteht oft plötzlich, ohne vorherige Entzündung oder andere örtliche Leiden, und zwar nach Ursachen, die auf die Nerven wirken. Der Kranke hört bei offenem Munde und durch das Hörrohr nicht besser, auch nicht den Schlag einer Uhr zwischen

Digitized by Google

den Zähnen oder den Ton der Violinsaiten, die er mit dem zwischen den Zähnen gehaltenen Bogen streicht. Wo T. durch Lähmung des Gehörnerven entsteht, da werden gewöhnlich beide Ohren zugleich oder kurz nach einander taub; der Kranke hat gar keine Empfindung vom Schalle mehr und es zeigen sich andere Leiden der Sinne und des Gehirns, Amaurose, Zuckungen, Kopfschmerz und dergl. Bei einer in Folge von Apoplexie entstandenen T. nimmt diese meist sehr langsam zu, ohne durch Blutentziehung erleichtert zu werden. Indeß können alle die bei Schwerhörigkeit angegebenen Ursachen, so wie noch außerdem Metastasen in Fiebern, verschiedener Schärfen, wie z. B. skrophulöser, skorbutischer, venerischer, rheumatischer ꝛc., in die Gehörwerkzeuge oder nahe liegenden Theile, ferner starke Congestionen, Vollblütigkeit im Kopfe ꝛc. T. bewirken. Bei der Cur der Schwerhörigkeit und T. müssen hauptsächlich die besonderen Ursachen berücksichtigt werden. Demnach stelle man unterdrückte Blutflüsse wieder her, bringe zurückgetriebene Ausschläge wieder an ihre frühere Stelle, reinige die ersten Wege durch gelinde Abführmittel, beseitige Unterleibsstockungen und Würmer. Bei Congestionen oder Vollblütigkeit im Kopfe gebrauche man Aderlaß, Blutegel und blutige Schröpfköpfe. Außerdem erweisen sich bei erethistischer T. auch ableitende Mittel, ein Blasenpflaster, trockene Schröpfköpfe, Fußbäder von Salz und Asche oder Senf hülfreich. Bei Lähmung des Gehörnerven sind Reizmittel, wie z. B. Einreibungen starker Salben hinter die Ohren, die Moxa, das Glüheisen, die Elektricität, der Galvanismus ꝛc., anwendbar. Auch der mineralische Magnetismus ist in solchen Fällen zu versuchen; auch kann man warme Dämpfe von Chamillen- und Fliederthee in das Ohr leiten, reizende Öle (z. B. rothes Bernstein-, Majoran-, Campheröl ꝛc.) in den Gehörgang eintröpfeln ꝛc. Vergl. Itard, „Traité des maladies de l'oreille et de l'audition" (Par. 1821); Beck, „Krankheiten des Gehörorgans" (Heidelb. 1827); J. H. Curtis, „Clinical rapport of the royal dispensary for diseases etc." (Lond. 1827). — Verstellte T. erkennt man vorzüglich durch Überraschung, z. B. im Schlafe. — Taubstummheit ist stets angeboren; denn in allen den Fällen, wo ein Kind gehörlos zur Welt kommt, oder wo eine Krankheit es in den ersten Zeiten seines Lebens taub macht, ist eine vollkommene Stummheit die nothwendige Folge; daher Taubstumme durchaus nicht, wie dieß lange Zeit geglaubt worden ist, deßhalb die Sprache entbehren, weil die Werkzeuge derselben schlecht gebildet sind, sondern weil ihnen die Natur das Vermögen versagt hat, zu hören. Nach Itard soll hier die T. von einer Lähmung des Gehörnerven abhängen; doch wird dieß noch für sehr problematisch gehalten, indem man bei Taubstummen nach dem Tode Störungen angetroffen hat, die sich von denen, welche die zufälligen Taubheiten verursachen, nicht unterscheiden. Itard nimmt übrigens 5 Grade der T. an. Im dem ersten ist die T. nicht so stark, um das Hören des Gesprochenen zu verhindern, doch hat dieser Grad keine absolute Stummheit zur Folge; allein das Kind spricht eben so unvollständig, als es hört, und seine Intelligenz bleibt unvollkommen, wie seine Sprache. Das Merkwürdige dabei ist, daß selbst dann, wenn das Kind nur erst im 4. oder 5. Jahre taub geworden ist, die Vollkommenheit seiner Sprache sich nach und nach verliert und zu gleicher Zeit auch seine Intelligenz abnimmt. In den 4 anderen Graden wird zwar das Gesprochene gar nicht mehr oder nur mit Mühe gehört; allein wichtige Nüancen unterscheiden diese Grade. So findet z. B. im zweiten Grade bloßes Hören der Stimme mit möglichem Hören nach einer kleinen Anzahl articulirter Stimmlaute statt. In einem dritten Grade wird blos die unarticulirte Stimme gehört, so daß hier nur die laut ausgesprochenen Vocale vernommen werden. In dem vierten Grade von angeborener T. werden blos die starken Geräusche gehört; im fünften aber findet vollkommene Taubstummheit statt. Der völlig Taubstumme befindet sich gewöhnlich in einem Zustande halber Kindheit und ist sehr leichtgläubig. Bei

Digitized by Google

ben sind gewöhnliche, zärtliche Empfindungen nicht sehr tief und er bleibt jeder Nacheiferung fremd; er hat wenig Genüsse, wenig Wünsche, und traurige Ideen machen nur einen sehr flüchtigen Eindruck auf ihn. Doch gibt es auch Taubstumme, die glücklicher begabt sind und sich durch die große Entwickelung ihrer Intelligenz und ihrer moralischen Natur auszeichnen, so daß es nur der geistigen Einwirkung bedarf, um sie den übrigen Staatsbürgern näher oder gleich zu bringen. Es wäre, sagt Itard, in dieser Beziehung möglich, sich eine Gesellschaft von Taubstummen zu bilden, die so alle Grade der Civilisation durchliefen, wie dieß z. B. in dem pariser Taubstummeninstitute und auch wohl in vielen anderen der Fall ist, wo jedes Jahr gewissermaßen ein Fortschritt in den intellectuellen Vermögen, in den moralischen Eigenschaften gemacht wird. Taubstumme sind es aber ganz besonders, die, wenn sie die ihnen möglich höchste intellectuelle Ausbildung erlangt haben, dann am Leichtesten die Geistesbildung ihrer Unglücksgefährten entwickeln und fördern können. So sind aus den Taubstummeninstituten zu Genf, Paris, Angers, Rhodez, Besançon, Lyon, Hartford in Nordamerika, Berlin, Leipzig, Hildesheim, Braunschweig ꝛc. nicht nur ganz vorzügliche Lehrer hervorgegangen, sondern es haben sich Zöglinge derselben auch durch geistvolle Schriften bekannt gemacht, wie z. B. Massieu, ein Schüler Sicard's, Saboureux de Fontenay aus Versailles, Peter Desloges aus Tours, Kruse aus Schleswig, jetzt in Bremen, Clerc aus Lyon, Teutscher, taubstummer Taubstummenlehrer in Leipzig, Wilke, Taubstummenlehrer in Berlin u. A. Die Zahl der Taubstummen im Verhältnisse zu einer gegebenen Menge von Menschen ist fast überall größer, als man ohne genaue Untersuchung glauben würde. So gibt es z. B. in Preußen 8223 (also auf 1548 Einw. einen); in der Schweitz 1777, wovon allein 1000 im Canton Bern, der 350000 Einw., also auf 350 von diesen 1 Taubstummen hat; in Baden 1983 (oder 1 : 559); in Würtemberg 1250; in Baiern 2908; im Churfürstenthume Hessen 400; in Nassau 210; in Braunschweig 176; in Holland und Belgien 2166; in Dänemark 1260; in Irland 3500; in den Vereinigten Staaten 6000; in Frankreich 12000; in Sachsen 1168; im Herzogthume Sachsen-Altenburg 103 bei 118000 Einw. In allen den genannten Staaten gibt es auch Taubstummeninstitute, in welchen hauptsächlich die geistige Ausbildung der Taubstummen bezweckt wird. Der erste Unterricht derselben hat allerdings seine besonderen Schwierigkeiten und kostet viele Zeit, weil das Gehör der Belehrung verschlossen ist; doch sind Taubstumme einmal im Besitze der ersten Elemente, so schaffen sie sich schon selbst einen eigenen Ideenkreis zu ihrer fernern Ausbildung. So können z. B. Taubstumme mit wohlorganisirten Mundorganen in einem Zeitraume von wenigen Jahren zu der Fertigkeit im Sprechen und im Verstehen eines Redenden gebracht werden, daß sie in beiderlei Hinsicht hörend Sprechenden nur wenig nachstehen, wozu die selbst taubstummen Lehrer Kruse und Senß und viele Andere lebendige Belege sind. 28.

Taubmann (Friedrich), einer der ausgezeichnetsten Gelehrten des XVI. und XVII. Jahrh. und als einer der witzigsten Köpfe, vorzüglich der spätern Zeit, bekannt, ward am 15. Mai 1565 zu Wonsees bei Baireuth geboren, war der Sohn eines Schuhmachers und sollte anfangs ein Handwerk erlernen, ward aber wegen seines Triebes zum Lernen 1577 auf die Schule nach Kulmbach gethan, kam 1582 auf das Gymnasium zu Heilbronn, ward hier durch Melissus (s. Schede) zum kaiserlichen Poeten gekrönt und bezog 1592 die Universität Wittenberg, wo er schon 1595 zum Professor der Poesie und Beredsamkeit und churfürstlichen Hofpoeten ernannt ward und den 24. März 1613 starb. — T. ist bei der Nachwelt in den Ruf eines Spaßmachers gekommen und wird meist zu der Classe der Hofnarren gerechnet; doch mit Unrecht. Denn wenn er auch wegen seiner witzigen Einfälle und treffenden Bemerkungen im Hof- und Staatsleben der damaligen

Digitized by Google

Zeit gern gehört wurde und manchen Übelstand freimüthig rügte, so setzte er doch seine Würde und den Anstand nie außer Augen und ließ sich nie zu trivialen Witzen herab und erst die spätere Zeit hat Manches dergleichen auf seine Rechnung gesetzt, was in verschiedenen Sammlungen seiner witzigen Einfälle (Taubmanniana) enthalten ist. Im Gegentheile gehört er zu denjenigen Gelehrten, welche die Wissenschaften aus ihrer Verderbniß herausgezogen und ungemein gefördert haben, und hierzu war er vorzüglich geschickt, da sein scharfer Blick leicht erkannte, was Noth that, seine Freimüthigkeit die eingewurzelten Vorurtheile nicht schonte, sein witziger Geist die Verkehrtheiten im grellsten Lichte darzustellen wußte. Vorzüglich verdankt ihm die Philologie einen großen Fortschritt durch seine „Dissertatio de lingua latina" (Wittenberg 1614) und seine Commentare über den Plautus (Ebend. 1612. 4.) und Virgil (Ebend. 1618. 4.), indem er auf die vorzüglichen Leistungen ausländischer Philologen hinwies. Seine Gedichte und kleineren Schriften sind aber von keiner großen Bedeutung. — Vergl. Ebert, „Leben und Verdienste Friedrich Taubmann's" (Eisenberg 1814). 16.

Taubstummheit, s. Taubheit.

Taubstummeninstitute sind Anstalten, welche besonders für Unterricht und geistige Bildung der Taubstummen errichtet sind, um auch diesen Unglücklichen die Wohlthaten der Civilisation zukommen zu lassen. Es war vor Allem zuerst das Mitleid einzelner Menschenfreunde, dem sie ihre Entstehung verdanken, bis endlich in den neuesten Zeiten auch die Staaten in der Errichtung derselben eine Pflicht erkannt haben. Der erste bekannte Taubstummenlehrer war der spanische Mönch, Pedro de Ponce (um 1590). Ihm folgten in Spanien Ramirez de Cordone, Pedro de Castro, J. P. Bonet (um 1620); in Holland J. K. Ammann und Helmont (um 1690); der portugiesische Jude Pereira (um 1740); in England Dr. John Wallis und W. Holder; in Deutschland L. W. Kerger zu Liegnitz, M. Elias Schulze zu Dresden und M. Georg Raphael zu Lüneburg u. A., welche zum größten Theile ihre Methoden schriftlich niederlegten. Alle wurden aber übertroffen durch den Abbé de l'Epée in Paris und seinen Nachfolger Sicard und Sam. Heinicke in Leipzig (s. d. Artt.), seit welcher Zeit in fast allen Ländern Europas von Staatswegen T. gegründet worden sind. Man zählt deren in Frankreich 39, in Großbritannien 12, in Östreich 9, in Rußland 2, in Preußen 17, in Dänemark 2, in Polen 1, in Sachsen 3, in Baiern 8, in Würtemberg 4, in Schweden 1, in Baden 3, in Hanover 1, in Braunschweig 1, in Italien 5, in Ungarn 1, in Nassau 1, in Spanien 1, in Portugal 1 ꝛc.; doch ist ihre Zahl bei Weitem noch nicht hinreichend, um alle Taubstummen aufzunehmen, und es bleiben daher noch sehr viele ohne allen Unterricht und Bildung, zumal in den kleineren deutschen Staaten, denen die Gründung und Unterhaltung von dergleichen Instituten eine große Last auflegen würde, weil die meisten Taubstummen doch in den niederen und dürftigen Ständen sich finden, die zur Unterhaltung Nichts oder Wenig beitragen können und diese also dem Staate anheim fällt. Man ist daher auf den Ausweg gefallen, die Taubstummen dem Privatunterrichte einzelner Lehrer, welche sich freiwillig damit befassen wollen, zu überlassen und dafür alljährliche Prämien auszutheilen, wie noch zu Ende des Jahres 1836 die Stände des Herzogthums Altenburg bewilligten; auch pflegen in vielen Taubstummeninstituten zugleich Seminaristen für den Unterricht auf dem Lande gebildet zu werden. Das Vorzüglichste leisten freilich die T. selbst, da hier das Bedürfniß jener Unglücklichen allein berücksichtigt wird und die Lehrer sich ihnen ausschließlich widmen können, während außerdem dieselben nur als Nebensache behandelt werden müssen. Doch hat der Professor Czech in Wien in der neuesten Zeit die Ausführbarkeit eines solchen Privatunterrichts neben anderen Kindern in einer besondern Schrift zu erweisen gesucht, nachdem schon Arrowsmith und Graser früher Grundsätze darüber aufgestellt hatten. 30.

Digitized by Google

Taubstummenunterricht muß natürlich ein anderer sein, als der aller derjenigen, welche sich des vollkommenen Gebrauchs des Gehörsinns und der darauf gegründeten Sprachfähigkeit erfreuen; denn während eben hier schon die Bahn geebnet ist, auf welcher der Lehrer vorwärts schreitet, stellen sich hier eine Menge der größten Hindernisse entgegen, welche vorerst hinweggeräumt werden müssen, und muß Schritt vor Schritt die Bahn erst gebrochen werden. Denn nicht nur daß die Taubstummen nothwendig zu vielen Begriffen gar nicht gelangen können, welche bei anderen Kindern sich schon in der ersten Kindheit entwickeln, so fehlt es vor Allem an einem Mittel der gegenseitigen Mittheilung, um die Möglichkeit eines Unterrichts zu begründen. Das natürlichste Mittel dazu ist die Zeichen- oder Geberdensprache, welche demnach zuerst so weit zum Verständnisse gebracht werden muß, daß sie zu einer deutlichen und faßlichen Mittheilung hinreichend ist. Diese Sprache wird aber nie ganz ausreichend sein, da sie nur die Sprache der Sinnlichkeit ist und für die höheren geistigen Abstractionen nicht angewendet werden kann; und doch sollen auch diese dem Geiste des Taubstummen zugänglich werden; er soll, obwohl vom Äußern, dem Laute, stets fern gehalten, doch den ganzen Schatz der Begriffe in sich aufnehmen, welchen die Wortsprache in sich niedergelegt hat. Hierzu kann der Taubstumme aber nur durch vollständige Kenntniß der Schriftsprache gelangen, als welche jeden Begriff in sinnlicher Form dem Geiste zuzuführen vermag. Diese bildet daher den vorzüglichsten, aber auch den schwierigsten Theil des Unterrichts; denn es handelt sich hier nicht, wie gewöhnlich, um ein mechanisches Anlernen des Zusammensetzens der die Laute bezeichnenden Buchstaben zum Worte, sondern es muß vielmehr hier allein vom Begriffe im Verhältnisse zu seinem Zeichen ausgegangen und zu der Auflösung des letztern in seine Theile (die Buchstaben) fortgeschritten werden. Ist aber erst der Unterricht so weit gelangt, daß der Zögling durch die Schrift belehrt werden kann, dann ist die Hauptaufgabe gelöst; denn Geberdensprache und Schriftsprache in gegenseitiger Unterstützung bringen dann dem Geiste immer mehr und mehr der nothwendigen Begriffe und Ideen bei und bilden so eine Denksprache, welche durch zweckmäßige Leitung sich bald in den Besitz des ganzen Sprachschatzes setzen kann. Hiermit begnügte man sich früher; in der neuern Zeit ist man aber noch zwei Stufen höher gestiegen, indem man die Taubstummen eben sowohl zum Verstehen des blos Gesprochenen, als zum eignen Sprechen geleitet hat. Beide gründen sich auf die Kenntniß der Schriftsprache und der Buchstaben als articulirter Laute und es kommt nur darauf an, daß beim Verstehen des Gesprochenen das Auge, als das das Gehör ersetzende Organ, gelehrt wird, die Stellungen und Bewegungen des Mundes für jeden einfachen Laut genau zu erkennen und aus ihrer Reihenfolge sich die entsprechenden Buchstaben zu Worten zusammenzusetzen, beim eignen Sprechen dagegen der Taubstumme gelehrt wird, die einzelnen Laute deutlich ertönen zu lassen und beim Mangel des Gehörs die künstlich erlernten Laute, durch das Gefühl bestimmt, zusammenzusetzen. Diese beiden Stufen des Unterrichts sind besonders in Deutschland mit gutem Erfolge gekrönt worden, wozu die Aussprache, welche mit der Schrift identisch ist, sehr dienlich war, während in anderen Ländern, wo die Aussprache der einzelnen Laute wieder ein besonderes Studium verlangt, dieß mit großen Schwierigkeiten verbunden war und man daher mit dem Erlernen der Schriftsprache sich begnügt hat. Natürlich haben die einzelnen Leiter von Taubstummenanstalten zur Ausbildung der Taubstummen im Verstehen und Sprechen verschiedene Methoden angenommen, welche mehr oder weniger schnell zum Ziele führen, hier aber nicht näher erörtert werden können.

30.

Taucher, lat. urinator; franz. plongeur; engl. diver, plunger, ist Jemand, welcher auf der See gebraucht wird, um versunkene Sachen, Schiffs-

Digitized by Google

trümmer oder Seeproducte, wie Perlen, Corallen und Muscheln, aus der Tiefe des Meeres zu holen und über die Oberfläche des Wassers zu bringen. Man nennt daher die Fertigkeit, sich in die Tiefe des Wassers hinabzulassen und einige Zeit daselbst zuzubringen, Taucherkunst. Ohne künstliche Hülfsmittel vermag der Mensch nicht länger als höchstens einige Minuten unter Wasser zu bleiben; indessen gibt es auch Ausnahmen und man hat Menschen, welche wohl halbe Viertelstunden darunter aushalten können. Zu den künstlichen Mitteln, welche man bisher angewandt hat, um längere Zeit unter dem Wasser auszuhalten, gehören die wasserdichte lederne Hose und Jacke, der eiserne mit Augengläsern und Schläuchen zum Athemholen, welche letztere mit der Oberfläche in Verbindung stehen, versehene Helm und vorzüglich die seit dem Anfange des XVI. Jahrh. bekannte Taucherglocke (franz. cloche de ploneheur; engl. diving-bell). Dieser Apparat besteht aus einem unten offenen, oben kegel- oder glockenförmigen geschlossenen Behälter von Holz oder Kupfer, in dessen Innerem Querhölzer zum Stehen oder Sitzen des Tauchers befindlich sind. Der Eintritt des Wassers wird durch die in der Glocke eingeschlossene Luft verhindert. Durch zwei mit der Glocke in Verbindung gesetzte Luftbehälter kann man nach Belieben die erhitzte und verdorbene Luft herauslassen und sie durch reine und frische ersetzen. Mit Hülfe der Taucherglocke kann man auf dem Grunde des Meeres fast eben so leicht arbeiten als auf dem festen Lande unter freiem Himmel; man höhlt Felsen aus, sprengt Minen, nimmt die schwersten Steinblöcke weg, bearbeitet und vermauert sie. Alle großen französischen Häfen sind jetzt damit versehen. Die sehr sinnreiche Vervollkommnung, wonach dem T. gestattet ist, die Glocke nach Belieben bis an die Oberfläche des Wassers selbst zu heben oder sie irgend wo in der Tiefe zu befestigen, verdankt man dem Engländer Spalding. 26.

Tauchnitz (Karl Christoph Traugott), rühmlichst bekannter Buchdrucker und Buchhändler, wurde den 29. Oct. 1761 in Großpartha bei Grimma geboren. Da sein Vater, Schullehrer daselbst, ihn nicht studiren lassen konnte, trat er 1777 bei dem Buchdrucker Sommer in Leipzig in die Lehre, arbeitete darauf in verschiedenen Officinen Deutschlands, besonders bei Unger in Berlin, und kehrte 1792 nach Leipzig zurück, wo er in der Druckerei seines Lehrherrn Factor ward und durch Fleiß und Sparsamkeit sich so viel erwarb, daß er 1796 mit einer Presse ein eignes Geschäft beginnen konnte, welches sich bald immer mehr erweiterte und 1800 mit einer Schriftgießerei und Verlagsbuchhandlung verbunden ward. Je mehr sich aber sein Wirkungskreis vergrößerte, desto größer ward auch seine Thätigkeit und wie er in seiner Schriftgießerei durch Nacheiferung der Engländer und Franzosen und durch eignen trefflichen Geschmack geleitet immer größere Eleganz der Typen zu erzielen strebte, weßhalb er sich vielfach mit Stempelschneidekunst beschäftigte, so brachte er als Buchhändler durch glückliche Speculationen, besonders durch die Herausgabe der Classiker im Taschenformate nach den besten Textberichtigungen, sein Geschäft zu einer großen Blüthe, die noch erhöht wurde, als er, der erste in Deutschland, 1816 eine Stereotypengießerei errichtete und den Stereotypendruck besonders auf seine Ausgaben der Classiker anwendete, bei denen er dadurch nicht nur eine solche Correctheit des Drucks zu erzielen vermochte, daß er sogar bei seiner Ausgabe des Homer (1828) auf jeden gefundenen Druckfehler den Preis eines Ducatens aussetzen konnte, sondern ihm selbst dessen Anwendung auf den Notendruck glückte. So hat er wesentlich dazu beigetragen, die Buchdruckerkunst in Deutschland auf eine hohe Stufe der Ausbildung zu bringen, welche selbst das Ausland bewundernd anerkannt hat. In den letzten Jahren seines Lebens war sein Augenmerk besonders auf den Druck morgenländischer Schriften gerichtet und wie seine Schriftgießerei in den Typen dieser Sprachen Ausgezeichnetes geleistet hat (besonders suchte er eine schöne arabische Taalikschrift herzustellen), so hat er selbst hier

Digitized by Google

den Stereotypendruck mit großem Glücke versucht, wie seine beiden Ausgaben der hebräischen Bibel (von A. Hahn) und die prächtige Ausgabe des Korân (von Flügel) beweisen. Mitten in neuen Entwürfen starb er plötzlich am 14. Januar 1836 und sein einziger Sohn sucht das Geschäft im Geiste seines Vaters fortzusetzen. 16.

Tauentzien von Wittenberg (Friedrich Bogislav Emanuel, Graf), königlich preußischer General der Infanterie, Sohn des im 7jährigen Kriege durch die heldenmüthige Vertheidigung Breslaus berühmt gewordenen Grafen T., ward am 15. Sept. 1760 zu Potsdam geboren. Schon früh dem Kriegerstande angehörend befehligte er als Generalmajor im Jahre 1806 ein Beobachtungscorps in Baireuth, welches aus preußischen und sächsischen Truppen zusammengesetzt war. Obgleich er am 9. Oct. 1806 bei Schleiz in ein unglückliches Gefecht mit den Franzosen verwickelt ward, so hielt er doch lange den Kampf mit der feindlichen Übermacht aus und vollbrachte glücklich den mit großen Schwierigkeiten verbundenen Rückzug. Bei Jena focht er als Anführer der Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps unter Lützerodt ꝛc. Das böse Schicksal des Tages riß auch ihn mit in die allgemeine Flucht, bis er mit den Trümmern des großen Heeres dem Glücke Napoleon's bei Prenzlau unterlag. Nach dem tilsiter Frieden zum Befehlshaber der brandenburgischen Brigade ernannt machte er sich um die Reorganisation der Armee und die Vorbereitung derselben zu einem neuen Kampfe wider die Unterdrücker der deutschen Freiheit verdient. Im Jahre 1813 wurde er zum Gouverneur von Pommern ernannt und leitete die Belagerung von Stettin. Nach dem Waffenstillstande führte er ein Armeecorps, welches die Reserve der Nordarmee bildete und fast nur aus Landwehren bestand. In der Schlacht bei Großbeeren trug er viel zu dem entscheidenden Resultate des Tages dadurch bei, daß er auf dem linken Flügel der Schlachtordnung bei Blankenfeld, ungeachtet der mit überlegenen Kräften erfolgten Angriffe des Bertrand'schen Corps, seine Stellung fest behauptete. In der Schlacht bei Dennewitz hielt er mit einer seiner Brigaden das über Wittenberg vordringende Heer des französischen Marschalls Ney bei Zahna auf und schlug sich am folgenden Tage mit dem überlegenen Feinde so lange muthvoll herum, bis das Bülow'sche Corps der französischen Armee in die linke Flanke kam und so den vollständigen Sieg herbeiführte. Nach der Schlacht von Dennewitz deckte er den linken Flügel der nach der Elbe vordringenden Nordarmee und ging dann bei Roßlau über den Fluß. Als das Blücher'sche und Bernadotte'sche Heer, um einer Schlacht auszuweichen, wieder über die Saale ging, blieb T. zurück, um die Brücke bei Roßlau zu decken und in einer Stellung bei Dessau Berlin zu schützen. Zwei französische Armeecorps zwangen ihn jedoch sich mit dem Blokadecorps von Wittenberg nach Baumgartenbrück bei Potsdam zurückzuziehen. Als nach der leipziger Völkerschlacht die Heere der Verbündeten dem Rheine zumarschirten, empfing T. den Befehl, die Belagerung von Torgau und Wittenberg und die Einschließung Magdeburgs zu leiten. Torgau ergab sich am 16. Dec. und die Besatzung ward zu Kriegsgefangenen gemacht, Wittenberg wurde am 13. Jan. 1814 durch den General Dobschütz mit Sturm genommen und endlich fiel auch Magdeburg nach einer engern Einschließung am 24. Mai 1814. In Magdeburg wird noch seine Feldherrnbinde, die er selbst um die Piken zweier Landsturmmänner gewunden, aufbewahrt. Als Anerkennung seiner Verdienste erhob ihn der König in den Grafenstand, fügte seinem Familiennamen den „von Wittenberg" bei und schmückte ihn mit dem Großkreuze des eisernen Kreuzes. Im Jahre 1815 commandirte Graf T. von Wittenberg das 6. Armeecorps, welches als Reserve an der Elbe stand, als die Schlacht bei Belle-Alliançe geschlagen wurde. Hiernächst marschirte er mit demselben nach Frankreich, wo es in der Bretagne als Occupationscorps cantonnirte. Nach geendetem Feldzuge beschenkte ihn der König mit einem bedeutenden Gute bei Züllichau an der Oder und ernannte

Digitized by Google

ihn zum Gouverneur von Berlin, in welcher Stellung er am 20. Februar 1824 starb. 61.

Taufe, lat. baptisma; franz. baptême; engl. baptism, das erste Sacrament der christlichen Kirche, ist der von Christus angeordnete, durch das Bekenntniß seiner Religion und den Gebrauch des Wassers zu vollziehende Einweihungsact, welcher die Erhaltung der äußern Kirchengemeinschaft und der innern Verbindung mit Gott und seinem Geiste zum Zwecke hat. Religiöse Reinigungen und Abwaschungen durch Wasser (Lustrationen) waren bei sehr vielen alten Völkern, vornehmlich im Oriente, üblich. Auch die Juden kannten dieselben und die Essener mußten sich, ehe sie in die nähere Gemeinschaft der Eingeweihten aufgenommen wurden, einer Reinigung durch Wasser unterwerfen. Wahrscheinlich war auch schon in sehr alten Zeiten mit der Proselytenweihe eine Art von Lustration verbunden, woraus die Proselytentaufe entstanden ist. Diese altübliche Lustration kann als die gemeinsame Quelle der johanneischen, christlichen und spätern jüdischen T. angesehen werden. Die T. des Johannes kündigte sich noch nicht als Einweihungs- und Receptionsritus, sondern als Verpflichtung zur moralischen Besserung und als Symbol der geistigen Wiedergeburt des Volks an, welche der Erscheinung des Messias vorhergehen sollte. Nachdem Jesus, selbst von Johannes getauft, öffentlich aufgetreten war, ließ er diejenigen, welche seine Schüler und Verehrer wurden, taufen. Die T. Jesu war aber nicht ein bloßer symbolischer Reinigungsact, sondern zugleich ein Einweihungs- und Receptionsritus, welchen er nach seiner Auferstehung noch ausdrücklich heiligte. Im apostolischen Jahrhunderte wurde Jeder auf das Bekenntniß zu Einem Gott und dem Messias sogleich getauft und geschah diese Handlung ganz einfach, als reinigende Weihe und Ertheilung der Geistesgaben durch Handauflegung. Aber in den zwei folgenden Jahrhunderten bildete sich nach der Idee der disciplina arcani (s. d. Art.) ein sehr zusammengesetzter Taufritus, indem die zum Übertritte Bereitwilligen erst einige Jahre durch Unterricht (nach einer schon aus der Apostelzeit gewöhnlichen Taufbekenntnißformel) und Prüfung vorbereitet wurden und dann beim Vortrage in der Versammlung gegenwärtig sein durften, worauf sie das Versprechen leisteten, festzuhalten am Glauben im Bekenntniß und Leben. Die Aufnahme unter die Gläubigen selbst geschah späterhin gewöhnlich nicht einzeln, sondern an den allgemeinen Tauffesten, Epiphanias und Ostern im Oriente, Ostern und Pfingsten im Occidente, und zwar unter Gebet der versammelten Gemeinde durch dreimalige Untertauchung, nur bei Kranken durch Besprengung, auf den Namen der Dreieinigkeit, seltener nur auf den Namen Christi, durch Salbung mit dem heiligen Öle (Chrisma) und durch Handauflegung. Das Untertauchen, welches die griechische Kirche noch jetzt beibehalten hat, wich in der lateinischen vom VIII. Jahrh. an der Begießung und dann der dreimaligen Besprengung immer mehr und wurde endlich seit dem XIII. Jahrh., wenigstens bei der Kindertaufe, ganz ungewöhnlich. Auch in der protestantischen Kirche ist die Besprengung beibehalten worden, wodurch die Handlung an Anstand und Leichtigkeit gewonnen hat, ohne etwas Wesentliches zu verlieren. Die Entsagung des Teufels (renuntiatio) findet sich zuerst bei Tertullian erwähnt und hat noch jetzt Statt, während der Exorcismus (s. d. Art.) in vielen protestantischen Ländern abgeschafft worden ist. Taufzeugen (Pathen, susceptores, sponsores) kommen ebenfalls seit Tertullian's Zeit vor, als Bürgen für die fernere Würdigkeit des Aufgenommenen. In der katholischen Kirche darf nur Einer Pathe, oder höchstens unus et una, sein; in der protestantischen Kirche sind in der Regel nur 3 Taufzeugen, bei unehelichen Kindern in manchen Ländern, wie im Altenburgischen, nur einer zulässig. Der Ort der T. war anfangs beliebig, wo gerade hinreichendes Wasser zur Ablution war und wo es die Umstände zuließen. Vom IV. Jahrh. an erbaute man aber besondere Taufhäuser (baptisteria), in

Digitized by Google

denen sich ein zum Untertauchen geeignetes Wasserbehältniß befand. Das Taufhaus oder die Taufkapelle war gewöhnlich in der Nähe der Kirche und in der Regel nur in den bischöflichen Städten, da die Bischöfe die ordentlichen Taufspender waren. Zu Anfange des Mittelalters wurde (abgesehen von dem Falle der Noth) nur in der Piscina getauft, womit nach und nach jede Pfarrkirche versehen wurde. Seit Einführung der Begießung ist die Piscina, die man gewöhnlich den Taufstein, Taufbrunnen oder auch das Baptisterium nennt, im Occidente ein bloßer Behälter des Taufwassers geworden. Was die Kraft und Wirkung der T. betrifft, so galt sie vom Anfange an nicht blos als eine symbolische Weihe, sondern zugleich als übernatürlich wirkendes Mittel zur Reinigung von aller frühern Schuld, zur Wiedergeburt, Erleuchtung und Heiligung durch den mitgetheilten heiligen Geist, als Unterpfand der Seligkeit durch Aufhebung der ererbten Verschuldung. Nach dieser gemeinen Auffassung glaubte man, daß die T. mit magischer Kraft selbst schon das neue Leben mittheile oder wirke. Nur die Minderzahl machte den bleibenden und wirklichen Erfolg noch vom nachfolgenden Leben abhängig. Auf diese Verschiedenheit der Vorstellung von der Wirkung der T. gründete sich auch eine entgegengesetzte Ansicht von der Zeit, in der sie stattfinden solle. Die Einen beschleunigten, Andern verspätigten sie. Jene stimmten daher für, diese gegen die Kindertaufe. Im neuen Testamente ist keine sichere Spur derselben. Sicher war sie vom Anfange an nichts weniger als allgemein, wie der Widerspruch Tertullian's und Anderer selbst des III. Jahrh. erweist, gegründet auf das noch schuldfreie Alter der Kindheit, auf die Nothwendigkeit des Bewußtseins vom Bedürfnisse der Gnade und auf die leichte Möglichkeit, deren im nachfolgenden Alter wieder verlustig zu werden. Dieser letzte Grund verleitete Viele, ihre T. bis kurz vor dem Tode zu verschieben. Doch ward dieß stets gemißbilligt und auch die Kindertaufe kam, besonders durch des Augustinus Lehre von der unwiderruflichen Verdammung der Ungetauften, bis ins V. Jahrh., obwohl später im Oriente, als im Occidente, in allgemeinen Gebrauch. Sie ist zwar in neuerer Zeit wieder als ein unevangelisches, schrift- und vernunftwidriges Institut (von L. Lange, „Die Kindertaufe in der evangelischen Kirche", Jena 1834) bekämpft worden; allein die Verwandlung der Kindertaufe in eine T. der Erwachsenen würde einen neuen Zwiespalt in die evangelische Kirche bringen. Auch dürfte sich die Nothwendigkeit einer solchen Veränderung nicht nachweisen lassen. Vielmehr ist sie als höchst nützlich beizubehalten. Abgesehen, daß keine Stelle des neuen Testaments gegen die Kindertaufe ist, so widerspricht sie nicht dem Sinne und Zwecke der T. überhaupt, zumal da späterhin die Confirmation hinzukommt, ist vornehmlich für diejenigen berechnet, welche als Erwachsene dem Taufacte beiwohnen, begründet und befördert die wahre christliche Achtung gegen die Kinderwelt und ist die feierliche Erklärung der Kirche, daß sie die Bildung der Kinder für das religiös-sittliche Leben für eins ihrer Hauptgeschäfte halte. Überhaupt ist die T. ein höchst zweckmäßiger Ritus nicht nur wegen seiner großen und edlen Einfachheit, sondern auch wegen seiner hohen Bedeutsamkeit; denn er weist auf eine sinnige und treffende Weise darauf hin, daß das Leben des Christen eine beständige Reinigung des innern Menschen für eine höhere Ordnung der Dinge sein solle und daß in dem Christenthume und in der christlichen Kirche die trefflichsten und mannigfaltigsten Mittel liegen, das religiös-selige Leben zu begründen und aufzubauen. Vergl. E. Dreßler, „Die Lehre von der heiligen Taufe als der Weihe zum christlichen Leben" (Leipz. 1830); C. St. Matthies, „Baptismatis expositio biblica, hist., dogm." (Berol. 1831). — Über die sogenannte Taufe auf dem Meere s. Seetaufe. 63.

Taufgesinnte, von ihren Gegnern Wiedertäufer oder Anabaptisten genannt, heißen alle diejenigen Christen, welche die Kindertaufe verwerfen, dieses Sacrament nur Erwachsenen ertheilen und die zu ihrer Partei Übertretenden durch eine

Digitized

wiederholte Taufe aufnehmen. Außer dieser allgemeinsten Unterscheidungslehre aller Wiedertäufer, der Verwerfung der Kindertaufe, haben sie aber auch mehrere andere Eigenthümlichkeiten. Das Ideal einer Kirche, als einer Gemeinde der Heiligen, erstrebend behaupteten die meisten taufgesinnten Secten, die wahre Kirche dürfe nur aus Reinen bestehen; die Obrigkeit sei eine entbehrliche Anstalt, weil in der wahren Kirche Jeder das Gesetz von selbst erfülle; eben so unnöthig sei der Lehrstand, weil jeder Christ von dem göttlichen Geiste getrieben werde; endlich dürften wahre Christen weder schwören, weil sie von selbst die Wahrheit sagten, noch Krieg führen, weil sie lieber Unrecht leiden als Unrecht thun müßten, noch etwas Eigenes besitzen, sondern Gemeinschaft der Güter haben. In der Concordienformel werden siebzehn Irrthümer der Taufgesinnten als unvereinbar mit der Kirche Gottes, mit dem Staate und dem bürgerlichen Leben aufgezählt und verdammt. Befragen wir die Geschichte, so finden wir, daß schon die Novatianer und Donatisten nicht nur die Gefallenen (lapsi) durch eine wiederholte Taufe in den Schooß der Kirche aufnahmen, sondern auch die von Häretikern verrichtete Taufhandlung für ungültig hielten. Im Mittelalter waren es die Petrobrusianer, Katharer, Picarden u. a., welche die Kindertaufe verwarfen und den erwähnten Grundsätzen folgten. Kaum hatte die Reformation begonnen, als auch Parteien mit jenen irrigen Vorstellungen von Taufe und Freiheit auftraten. So die neuen Propheten, wie sie sich nannten (Münzer, Stübner, Cellarius, Storch u. A.), in Zwickau (1521) und seit 1533 in Münster (s. d. Art.). Eine geordnetere Verfassung und gemäßigtere Lehre, die sie vom Untergange oder sittlichen Verderben rettete, erhielten diese überall verfolgten fanatischen Reformatoren durch Menno Simonis in Friesland (s. d. Art. Anabaptisten), nach dessen Tode aber verschiedene Spaltungen unter ihnen entstanden. T. sind endlich auch die Baptisten (s. d. Art.) in England und die Dunkers in Pensylvanien und Maryland. — Vergl. J. A. Stark, „Geschichte der Taufe und Taufgesinnten" (Leipz. 1789); Jochmus, „Geschichte der Kirchenform in Münster und ihres Unterganges durch die Wiedertäufer" (Münst. 1826). 63.

Tauler (Johann), Doctor sublimis et illuminatus genannt, ein berühmter Mystiker und bewunderter Kanzelredner, geb. 1294, war in Köln und Straßburg Dominikanerordensprediger, welcher herzerschütternd zur geistlichen Armuth als der rechten Gottgleichheit und zur Wollust des Todes in Gott aufforderte. Er starb 1361. — T. predigte in deutscher Sprache, mischte jedoch viele lateinische Stellen mit ein, besorgte aber von seinen Predigten (neu herausgegeben, Frankf. 1826. 3 Bde.) eine ganz lateinische Ausgabe, aus welcher die hochdeutsche Rückübersetzung (Augsburg 1508. Basel 1521) und die niederdeutsche (Halberstadt 1523) geflossen ist. Spener gab jene im Jahre 1662 abermals in 2 Bänden heraus. Am Berühmtesten unter seinen Schriften (deutsch, Leipz. 1498. Augsb. 1508 u. ö. Lateinisch von Surius, Col. 1548) ist seine „Nachfolge des armen Lebens Christi" (Frankf. 1821. N. Aufl.). Überall findet sich bei ihm viel Speculation neben Praktischem nach des Proklus Neoplatonismus und durchgängige Allegorisirung der Kirchenlehrformeln, in Folge des Fundamentalsatzes aller Gnosis von Unterscheidung und Verbindung des äußern und innern Logos. — Vergl. Heupelius, „Memoria Tauleri instaurata" (Viteb. 1688. 4.); Oberlin, „De Tauleri dictione vern. et myst." (Argent. 1786. 4.). 63.

Taunsystem, s. Dodekadik.

Taunus oder die Höhe ist ein sanft ansteigendes, angenehmes Waldgebirge, zwischen Main und Lahn, unmittelbar in den Rhein tretend, welches mit dem gegenüberliegenden Donnersberge und Hundsrück den fruchtbaren Rheingau und den Rheindurchbruch bei Bingen bildet und sich durch Reichthum an Erzen, wohlthätigen Bädern und Gesundbrunnen auszeichnet. Zu diesem Gebirge gehö-

Digitized by Google

ren der große und kleine Feldberg = 2708 Fuß und 2400 Fuß, der Altkün oder Altkönig = 2400 Fuß, über den der alte römische Pfahlgraben zieht, der Rossert = 1570 Fuß, die Platte = 1800 Fuß und der Trompeter = 1560 Fuß. 71.

Taurien, s. Rußland.

Taurisker waren ein altes celtisches Volk im jetzigen Steiermark, Illyrien und Salzburg, von dem aber der Name auch auf die angrenzenden westlichen Volksstämme bis in die Schweiz übergetragen wurde. Die Römer nannten sie Norici (s. Noricum). Noch erinnern mehrere Ortsnamen der dortigen Gegend an dieses Volk und selbst der Name Steiermark soll aus einer falschen Deutung seines Namens von taurus, Stier, entstanden sein. — Verschieden von den Tauriskern waren die Taurini in den westlichen Alpen, im heutigen Piemont und in der Schweiz, zu den Liguriern gehörig, denen die Stadt Turin, vielleicht auch der Name Thurgau den Ursprung verdankt. 37.

Taurus, ein Hauptgebirgszug in Kleinasien, welcher längs den südlichen Küsten dieses Landes und am Ursprunge des Euphrat sich erhebt und sich in 3 Gebirgsketten theilt, welche sich vom Hochlande gegen Westen trennen. Die erste streicht gegen Westen als T. der Europäer oder Dschebel-Kurin bei den Eingebornen, berührt das Euphratbett bei Samosata, folgt in verschiedener Entfernung der Südküste Kleinasiens und endigt auf der einen Seite am Golf von Sataliah, an der andern am Golfe von Kos. Die zweite, wegen ihrer Höhe und ihrer Lage die Mittelkette genannt, trennt sich auf demselben Tafellande im Norden von der vorigen und ihr östlicher Theil enthält den Antitaurus der Alten. Sie durchzieht in verschiedenen Richtungen und mit großen Unterbrechungen das Innere des östlichen Kleinasiens, nimmt eine Richtung nach Nordwest unter verschiedenen Namen, theilt sich in mehrere Zweige, verliert sich an dem Busen von Samos, Smyrna und Adramiti und steht durch die moschischen Gebirge mit den Nebenzweigen des Kaukasus in Verbindung. (Strabo nennt die nördlichen Äste dieser Kette Parachoatras und bei Ptolemäus heißt der südliche Ast derselben Orontes.) Die dritte, Nordkette genannt, streicht durch Kleinasien von Osten gegen Westen längs dem schwarzen Meere, indem sie einen schmalen Küstensaum läßt. Drei andere Ketten verzweigen sich vom armeno-persischen Hochlande und die zwei vorzüglichsten bilden den Kern zwei verschiedener Gruppen. Die erste, westliche, der Amanus der Alten und Alma-Dagh der Neuern, ein Zweig des T., trennt Cilicien von Syrien und läßt nur zwei Engpässe gegen das Meer und den Euphrat, die armenische und syrische Pforte der Alten; durch die Verlängerung dieser Kette aber bildet sich die Gruppe des Libanon und Antilibanon (s. d. Art.). Die zweite Kette teilt sich in der Provinz Diarbekr, trennt Armenien von Mesopotamien und zieht sich längs dem letztgenannten Lande hin, weßhalb sie auch die mesopotamische genannt wird. (Strabo nennt sie in dieser ganzen Richtung Zagrios und Ptolem. Coathras, Parachoathras und Paropamisus, auch Kaukasus.) Diese Kette ist nicht sehr hoch und kurz in Vergleich der andern; aber merkwürdig, weil sie den Stamm der Sindscharberge, des Sitzes der wilden Jessiden, und in ihrer Verlängerung die Hamerinhügel bildet, welche im Norden die Ebenen des alten Ninive und Babylon begrenzen. Die dritte Kette, die bedeutendste an Höhe und Länge, nimmt sich vom Hochlande in Südosten des Wansees und unter den Namen Aglin-Dagh, Elwend, Berge von Luristan und Bakliariberge zieht sie durch Kurdistan und Chusistan im türkischen und persischen Gebiete. Sein nördlicher höchster Theil enthält die Zweige des alten Masius, Niphates und der gordianischen Gebirge, deren Namen an den ewigen Schnee ihrer Gipfel erinnert. Als Stamm der großen Kette wird der Ararat (s. d. Art.) betrachtet, auf welchem sowohl, als auch auf dem Ardschisch (Argäos) in Karaman (= 10000 Fuß) der T. seine bedeutendste Höhe erreicht. 71.

Digitized by Google

Tauschhandel, franz. échange, troc; engl. truck, barter, ist ein vom Tausche oder Umsatze eines sächlichen Gegenstandes gegen den andern abgeleitetes Handelsgeschäft. Seiner Natur nach enthält der Tausch nichts Anderes als einen Wechsel zweier Gegenstände gegen einander und daher, auf Geld angewendet, die Bestandtheile des heutigen Geldwechsels. Tausch als Handelsgeschäft besteht sonach im Eintausche von Waaren, um dadurch beim Austausche wieder zu gewinnen. Der T. mußte früher schon vorhanden sein, bevor die Anwendung des Geldes (s. d. Art.) für Gegenstände des Verkehrs üblich wurde, weil solches nur das Werthmaß der Dinge bezeichnet. Der T. findet statt in solchen Ländern, wo der Gebrauch des Geldes noch nicht so allgemein ist, daß solches von Allen gewünscht würde, oder in allen Geschäften gebraucht werden könnte; ferner beim Handel nach solchen Provinzen, wohin unsere Erzeugnisse gegen die ihrigen unmittelbar mit Vortheil anzubringen sind und endlich (was besonders beim Speculationshandel nach überseeischen Provinzen eintritt) da, wo es nicht leicht möglich oder rathsam sein würde, baares Geld mit sich zu führen oder durch Wechsel remittiren zu lassen. Der T. wird (vom italienischen baratto, Tausch) Barattohandel oder Barathandel genannt, wie barattiren so viel ist als Waare gegen Waare umsetzen. Im Seehandel versteht man unter Baratterie den auf einem Schiffe getriebenen Unterschleif, wenn Einer von der Mannschaft falsche Waaren für die ächten eingeschoben hat; dann auf dem Schiffe jeden Schwindel, wodurch die Interessenten gefährdet werden. Was die Seeversicherungen anbetrifft, so sind die Assecuranzordnungen nicht überall darin übereinstimmend, in wie weit sich die Versicherung einer Waare auf den Schaden durch Baratterie erstrecke. In England ist man strenger und zieht nur den durch Schmuggelei und Unterschleif vom Capitain oder von der Mannschaft zugefügten Schaden unter die Versicherung, an anderen Orten, z. B. Hamburg, ist man billiger und nimmt auch den durch grobe Fahrlässigkeit verursachten Schaden für versichert an. 24.

Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus.

Tausend und eine Nacht ist der Titel einer Sammlung morgenländischer Mährchen und Erzählungen, welche seit ihrer Bekanntwerdung im Abendlande durch Galland (s. d. Art.) allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat und zu einer Lieblingslectüre geworden ist. Sie sind aus der Neigung der Morgenländer zu Erzählungen und Mährchen hervorgegangen und tragen sämmtlich das Gepräge einer jugendlichen frischen Phantasie, welche im leichten und anmuthigen Gewande geselliger Erzählung aus den verschiedenartigsten Stoffen ihre Bilder zusammensetzt und diese in frischen und reizenden Farben darstellt. Die geistige Welt des Orients liegt in diesen Erzählungen vor dem Auge ausgebreitet; Wahrheit und Dichtung stellt sich in der herrlichsten Mischung dar; bald schweift die Phantasie in dem Reiche der Feen und der Zauberei und decorirt ihre Gemälde mit allem Glanze feenhafter Pracht und zauberischen Reichthums; bald flicht sie die unvernünftige und leblose Natur ein und bringt sie mit dem Denken und Handeln der Menschen in Verbindung; bald stellt sie nur einfache Sagen (vorzüglich aus dem Leben Harun Erraschid's) dar; aber überall bewegt sich eine leichte und gefällige Erzählung, deren Verwickelung oft die Aufmerksamkeit aufs Höchste spannt; überall weiß sie Gleichnisse, Denksprüche, Lebensregeln u. dergl. einzuweben; überall wechselt einfache Prosa mit zarten Erzeugnissen der Poesie. — Man hat über die Entstehung dieser Sammlung vielfach gestritten; Einige halten sie für indischen, Andere für persischen, noch Andere für rein arabischen Ursprungs. Die Wahrheit mag allen Meinungen auf gleiche Weise zukommen. Indien wird schon im frühen Morgenlande für das Stammland der Sagen gehalten, wie die Erzählung von Bidpai (s. d. Art.) u. a. beweist; aber auch die Perser sind denselben nicht fremd und die Vorliebe der Araber für Erzählungen wird schon in der ältesten Zeit erwähnt. Der

Digitized by Google

Inhalt der Erzählungen selbst muß aber hier am Sichersten entscheiden können. Je mehr die Erzählung in das Gewand der Zauberei und Feerei gekleidet ist, desto mehr verräth sie ihren Ursprung aus Indien; die zarteren Erzählungen der Liebe und die anmuthigen Schilderungen aus dem Naturleben tragen mehr persisches Gepräge; eine große Anzahl, zumal solcher, welche historische Personen zum Vorwurfe haben, stammen aus der spätern Zeit der arabischen Herrschaft. Was dem einen oder dem andern Volke ursprünglich gehört, was Nachbildung oder Umbildung ist und in welcher Gestalt diese Erzählungen zuerst ans Licht getreten sind, möchte zwar interessant zu wissen, aber unmöglich mehr zu bestimmen sein. In ihrer jetzigen Gestalt sind sie nach den neusten Untersuchungen zwischen dem XIV. bis XVI. Jahrh. in Ägypten gesammelt und nacherzählt worden, was sich dem Sprachkundigen sehr leicht aus dem ganzen Sprachgenius deutlich macht. Der Sammler verfuhr dabei nach der gewöhnlichen Weise der Morgenländer so, daß er die einzelnen Erzählungen an einem lockern Faden zusammenreiht, wie auch z. B. das persische Tutinameh und Hariri in seinen Mekamen zu thun pflegt. Er dichtete dazu die Erzählung, daß Sultan Schahriar (Großfürst), der, sobald er einer seiner Frauen überdrüssig ward, diese hinrichten ließ, von der Tochter seines Wesirs, Scheherasade (Fürstentochter), durch ihre Erzählungen so eingenommen wurde, daß er sich 1001 Nacht (2 Jahre und 9 Monate) lang stets von ihr erzählen ließ, endlich seine Grausamkeit aufgab und sie als seine Gattin behielt. — Die erste Bekanntschaft machte das Abendland mit diesen Erzählungen durch Galland's (s. d. Art.) mangelhafte und oft unrichtige Übersetzung, welche wieder in mehrere andere Sprachen übersetzt ward. In der neuern Zeit hat man durch Auffinden mancher noch unbekannten Erzählung und andere Hülfsmittel dieselben immer mehr vervollständigt. Dieß geschah schon in der Ausgabe von Chavis und Cazette (Paris 1788), noch mehr durch Caussin de Perceval (Paris 1809), J. Scott (London 1811), Gautier (Paris 1822), v. Hammer (deutsch von Zinserling, Tübingen 1823—1824. 3 Bde.), bis endlich M. Habicht in Breslau die erste arabische Ausgabe nach einer (freilich sehr fehlerhaften) tunesischen Handschrift (Breslau 1825 ff.) und nebst Fr. H. von der Hagen und K. Schall in deutscher Übersetzung (Bresl. 1825. 15 Bdchen. 4. Aufl. 1836) herausgab, an denen jedoch die Kritik viel auszusetzen hat. — Außerdem haben diese Erzählungen eine große Menge Nachahmungen veranlaßt, welche ihr aber keineswegs gleichkommen. 9.

Tautochronisch oder isochronisch nennt man in der Astronomie und Physik das, was gleichzeitig geschieht oder was man als gleichzeitig ansehen kann. So sind in der Astronomie z. B. wegen der ungeheuern Geschwindigkeit des Lichts der Anfang und das Ende der Mondfinsternisse, der Jupiterstrabantenverfinsterungen, das Erblicken der Pulversignale ꝛc. für alle Orte der Erdoberfläche als gleichzeitig oder tautochron zu betrachten; in der Physik nennt man z. B. die Pendel zweier Uhren von genau gleichem Gange nach irgend einem gewissen Zeitmaße tauto- oder isochronische Pendel. 13.

Tautologie, s. Pleonasmus.

Tavernier (spr. Tawernieh) (Jean Baptiste), bekannter Reisender, ward 1605 geboren, bekam schon in dem Hause seines Vaters, eines Landchartenhändlers aus Antwerpen, große Neigung zu geographischen Studien und lernte daher als Juwelier, um durch seine Kunst auf Reisen sich fortzuhelfen, die er auch schon in seinem 22. Jahre antrat, und durchwanderte nun 40 Jahre lang nicht nur alle Länder Europas, sondern besuchte auch 6mal die Türkei, Persien und Indien, wobei er durch seinen Handel mit Juwelen ein so bedeutendes Vermögen erworben hatte, daß er die Herrschaft Aubonne in der Schweiz kaufen konnte. Doch mußte er dieselbe, als sein Neffe, den er mit einem Schiffe Waaren von 220000 Livres an Werth nach der Levante geschickt hatte, ihn betrog, wieder verkaufen und begann

Digitized by

eine neue Reise, starb aber auf derselben zu Moskau im Juli 1689. — T. hatte eine Menge höchst anziehender Bemerkungen über den Orient auf seinen Reisen gesammelt, welche er durch den genfer Gelehrten Chappuzeau zusammenstellen ließ (Paris 1677—1679. 2 Voll. 4., neue Ausgabe mit einem 3. Theile von Lachapelle, Amsterdam 1703. 8. Deutsch erschienen sie von Wiederhold, Genf 1681. 3 Bde. 8.). Man hat T. zwar vielfach der Unwahrheit beschuldigt; Vieles seiner Bemerkungen hat sich jedoch in der neusten Zeit bestätigt und manches Unrichtige mag wohl auch auf die Schuld des Herausgebers fallen, denen T. seine Erfahrungen nur mündlich mittheilte. 16.

Taxation, s. Abschätzung.

Taygĕtus war der Name des Gebirges, welches das alte Lakonika umschloß, vorzüglich das auf der Westseite, welches in das Vorgebirge Tänarus auslief (das jetzige Maina). 37.

Taylor (spr. Täler) (Brook), ein berühmter Mathematiker, geb. zu Edmonton im Jahre 1685, widmete sich der Mathematik, Literatur und den Sprachen und beschäftigte sich nebenbei mit Musik und Malerei. Im Jahre 1709 ward er Baccalaureus der Rechte, 1712 Mitglied der königlichen Societät und erhielt später die juristische Doctorwürde. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die bekannte analytische Formel, der Taylor'sche Lehrsatz, theorema Taylorianum genannt, durch welche die aus den Veränderungen ihrer veränderlichen Größen entspringende Veränderung einer Funktion in eine nach den positiven ganzen Potenzen der Veränderungen der veränderlichen Größen fortschreitende Reihe entwickelt, dargestellt wird, und durch seine Lösung der Aufgabe über die Schwingungen der Saiten, welche er in dem Werke: „Methodus incrementorum directa et inversa“ (Lond. 1715) entwickelte. Außer diesem schrieb er: „Contemplatio philosophica“ (Lond. 1720) nebst vielen Abhandlungen in den „Philosoph. transactions.“ — Ein Thomas T., geb. 1758 zu London, gest. den 1. Nov. 1835 zu Wolworth, hat sich durch Übersetzungen der Werke des Plato und Aristoteles, Orpheus, Plotinus, Proklus, Pausanias, Maximus Tyrius ꝛc. ins Englische und seine Abhandlungen über die bacchischen und eleusinischen Geheimnisse einen Namen erworben. 26.

Technik (von τέχνη, die Kunst) ist jedes künstliche Verfahren, es mag sich auf das Denken oder auf das Handeln beziehen. Bezieht es sich auf das Handeln im Gebiete der schönen Kunst, so heißt es Kalleotechnik, wiewohl dieser Ausdruck auch zuweilen von der ästhetischen Theorie der schönen Kunst gebraucht wird. Der Name Technologie (s. d. Art.) aber wird gewöhnlich nur von der Theorie der niederen Künste gebraucht, die man auch wohl Handwerke nennt. Wird der Technicismus dem Mechanicismus entgegengesetzt, so versteht man unter ersterm ein höheres Kunstverfahren, das sich nicht aus bloßen Bewegungsgesetzen (materieller Anziehung und Abstoßung) begreifen läßt. Daher spricht man auch von einem Technicismus der Natur, indem in vielen Erzeugnissen derselben, besonders den organischen, eine höhere Kunst zu walten scheint. 40.

Technologie, Gewerbkunde, Kunstlehre, bezeichnet im Allgemeinen die Wissenschaft, welche sich mit der Veredelung der verschiedenen rohen oder schon durch Menschenhände veränderten Naturerzeugnisse beschäftigt, welche dem Menschen zum Bedürfnisse geworden sind. Diese Veredelung oder Verarbeitung der Naturproducte geschieht bei gebildeten Nationen in eigenen Anstalten und von besonders darin unterwiesenen, geübten Personen, die wir Handwerker, Fabrikanten und Manufacturisten nennen. Jeder geschickte Handwerker ist also eben so gut ein Künstler, als der Maler, Bildhauer und Architekt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet lassen sich die gesammten Künste in sechs verschiedene Classen eintheilen, die freien, schönen, bildenden und mechanischen Künste, die Kunsthandwerke und

Digitized by Google

die gewöhnlichen Handwerke. Die T. selbst zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in die höhere und in die niedere. Erstere besteht in dem summarischen Inbegriffe aller Grundsätze der niedern T., so wie deren Grund- und Hülfswissenschaften. Sie zerfällt in die Staatstechnologie (Staatshaushaltungskunst), in die technische Rechtslehre und in die Polizeiwissenschaft. Die niedere T. begreift die Grundsätze der allgemeinen Ökonomie (Haushaltungskunst) mit specieller Anwendung auf die Gründung, Unterhaltung, Benutzung und Verbesserung der verschiedenen Kunstgewerbe in sich. Die kunstmäßige Bearbeitung der rohen Naturerzeugnisse geschieht entweder auf mechanische oder auf chemische Weise. Zur mechanischen T. gehören alle diejenigen technischen Operationen, die entweder eine mechanische Absonderung oder eine mechanische Mengung oder eine Formung zum Gegenstande haben; zur chemischen diejenigen Vorrichtungen, durch welche eine wesentliche Veränderung in der Grundmischung der der Bearbeitung unterworfenen Körper herbeigeführt wird. Zu den Grundwissenschaften der T. gehören die reine und angewandte Mathematik, die gesammte Naturwissenschaft (Naturbeschreibung, Naturlehre, Chemie) und die Wirthschaftskunst; zu den Hülfswissenschaften die technische Materialienkunde, die Productenkunde, die Waarenkunde, die Maschinenlehre und die technische Terminologie. Um das Studium der T. zu erleichtern, ist eine anschauliche Erkenntniß und richtige Beurtheilung aller in den technischen Gewerben gebräuchlichen Haupt- und Nebenwerkzeuge, aller Haupt- und Nebenmaterialien, die Kenntniß ihrer Anwendung und aller aus den technischen Operationen hervorgehenden Educte, Producte und Fabrikate unumgänglich nothwendig. Ausgezeichnete Schriften über die T. sind: Poppe's „Ausführliche Volksgewerbslehre oder allgemeine und besondere Technologie" (Stuttg. und Wien 1833. 8. 2 Bde.); Prechtl's „Technologische Encyklopädie, alphabetisch geordnet" (Stuttg. 1830—1836); „Schauplatz der Künste und Handwerke" (26 Bände); „Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke" (Ilmenau 1817—1836. 88 Bde.). 40.

Tectur, eigentlich Decke, Bedeckung, Umschlag, nennt man bei militairischen Charten, Grundrissen u. dgl. ein Beiblatt, welches einzelne speciellere Angaben enthält und gewöhnlich auf dem Hauptblatte befestigt wird, so daß es dieses deckt. 30.

Te deum ist der Anfang des sogenannten ambrosianischen Lobgesangs („Te deum laudamus etc.", „Herr Gott dich loben wir ꝛc.", s. Ambrosius), welchen man in den christlichen Kirchen bei Dankfesten zu singen pflegt und welcher von dem berühmtesten Componisten verschiedentlich in Musik gesetzt worden ist. Daher ist Te deum s. v. a. Lobgesang. 9.

Tegernsee, Landsee im baierischen Isarkreise, Landgericht Miesbach, zwischen der Isar und dem Inn, ¾ Meile lang und ¼ Meile breit, mit 2471 Tagewerken und 300 Fuß Tiefe. Von ihm hatte den Namen eine neuerlich aufgehobene Benedictinerabtei, deren Äbte vor Zeiten Fürsten waren, die gleich den Bischöfen 4 von Adeligen bekleidete Erbämter hatten. ¾ Stunden von demselben ist das Bad zum heiligen Kreuz eine berühmte Heilquelle. Auch sammelt man in der Gegend jährlich 30—40 Maß Bergnaphta, hier St. Quirinöl genannt, das nach der ehemaligen Meinung aus dem Leichnam des heiligen Quirinus, dessen Kapelle hier steht, entspringen und gegen Verstopfungen und Ohrenschmerzen heilsame Wirkungen haben sollte. In der ganzen Gegend wird feiner Marmor von verschiedenen Farben gebrochen. Auch hat von ihm die königliche Herrschaft Tegernsee den Namen, die 3 □Meilen, 4000 Einwohner in 10 Dörfern, 26 Weilern und 112 Einzelhöfen hat. Hier ist das schöne Schloß Tegernsee mit dem Denkmale des Königs Maximilian Joseph, mit einem Dorfe von 40 Häusern, einer richtigen Kirche und den Gesundbrunnen Schweighof und Kreuth. 71.

Tegnér (Esaias), einer der vorzüglichsten neueren schwedischen Dichter, wurde

Digitized by Google

im Jahre 1782 in der Provinz Wermland geboren, betrat schon früh die wissenschaftliche Laufbahn, wurde im Jahre 1812 zum Professor der griechischen Literatur an der Universität zu Lund ernannt, alsdann vom Könige mit dem Orden des Nordsterns beehrt, in die schwedische Akademie der Wissenschaften aufgenommen und im Jahre 1824 zum Bischofe des Stiftes Werió in Småland erhoben, welche Stelle er noch jetzt verwaltet. Von seinen bisher nur einzeln, besonders in der von seinem Freunde, dem Professor Geijer in Upsala, herausgegebenen Zeitschrift „Iduna" erschienenen Gedichten nennen wir besonders: „Den Vise" („Der Weise"), ein lyrisch-didaktisches Gedicht, welches von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Gothenburg im Jahre 1804 mit dem Preise gekrönt wurde; „Krigs-Sång för Kgl. Skånska Landtvärnet" („Kriegsgesang der schonischen Landwehr") (Stockh. 1809); „Svea" („Schweden"), ein vaterländischer Gesang vom Jahre 1813; „Nattwardsbarnen" („Die Nachtmahlskinder") (Lund 1821), eine Idylle in Hexametern (deutsch von Olof Berg, Königsb. 1825. 2. Aufl. 1833); „Axel" (Lund 1822. Deutsch von Souhr, Morgenblatt 1824, Julius und October, und Mohnike, 1826) und „Der Riese Finn" (Lund 1829. Deutsch von Mohnike, Stralsund 1829); vor Allen seine „Frithiofs-Sage" (deutsch von Frau von Imhof, geb. von Imhof, Tübing. 1826. Mohnike, 3. Aufl. Leipz. 1836, und Schley, Upsala 1826). Auch ist noch die von ihm bei der Vermählung des Kronprinzen Oskar gehaltene „Traurede", welche selbst im Auslande Beifall gefunden hat, rühmlich zu erwähnen (vergl. „Tegnér's Reden", aus dem Schwedischen von Mohnike, Stralsund 1828). — Als Dichter zeichnet sich T. in seinen Schriften durch Lebhaftigkeit des Gefühls, Leichtigkeit des Witzes, Beweglichkeit der Phantasie, Reichthum an Bildern und Schönheit der dichterischen Sprache aus; allein seinem Gefühle mangelt es bisweilen an Innigkeit und Tiefe und seine Vorliebe für die Bildersprache verleitet ihn mitunter mehr zu blenden, als zu ergreifen. Man darf dabei jedoch die Schwierigkeiten nicht unbeachtet lassen, die sich T. in der Zeit seiner poetischen Bildung entgegenstellten, in welcher man die Gediegenheit dichterischer Erzeugnisse eines Theils nur nach dem herrschenden Geschmacke der französischen Akademiker maß, andern Theils nach dem Vorbilde Atterbom's und Anderer die deutsche Dichtkunst als Muster der Nachbildung aufstellte. Ohne sich von einer dieser Parteien zu Fehltritten verleiten oder in die Fesseln eines fremden Geschmacks schlagen zu lassen, betrat T., das Wahre und Ausgezeichnete besonders der letzten Partei nicht verkennend, dennoch seinen eigenen Weg und erhielt sich gänzlich frei von dem Einflusse beschränkender Ansichten seiner Zeit, so daß ihm bald der Beifall aller unbefangenen Kenner zu Theil wurde. 81.

Tehĕran, s. Persien.

Teimer (Martin, Freiherr von Willtau), eines der Häupter des Aufstandes der Tyroler im Jahre 1809, wurde 1778 in dem tyroler Dorfe Schlanders im Vintschgau geboren, wo seine Eltern als arme Tagelöhner lebten, besuchte, von Gönnern unterstützt, die hohe Schule zu Inspruck, studirte daselbst zugleich mit Schneider und dem Freiherrn von Hormayr Philosophie, verließ aber im Jahre 1796 bei der Annäherung der kriegerischen Unruhen die Universität, nahm als Gemeiner in der Landwehr Dienste und verdankte bald darauf seiner Kühnheit, seinem Unternehmungsgeiste und seiner Vaterlandsliebe die Stelle eines Officiers. Im Jahre 1797 zeichnete er sich unter dem Generale Laudon bei Fay und Zambana besonders aus, übernahm, als Tyrol schon verloren schien, ohne Befehl die Deckung des Rückzugs und hielt durch die tapfere Vertheidigung der Ruinen des Schlosses Maultasch die Feinde von weiterm Vordringen zurück. Als darauf Laudon an der Spitze des tyroler Landsturms wieder in Tyrol vorrückte und das Land von den Feinden befreite, diente T. mit Auszeichnung bei dem von Neipperg befehligten Vortrapp und nahm 1799 an dem Marsche Bellegarde's nach Engaddin

Digitized by Google

und Graubündten Antheil. Im Jahre 1802 zum Hauptmanne bei der neuerrichteten tyroler Landmiliz ernannt, begleitete er die Heeresabtheilung des Erzherzogs Johann aus Tyrol, bereitete 1808 zum Theil den Ausbruch des 1809 erfolgten Aufstandes im Geheimen vor und war nebst dem Freiherrn von Hormayr einer der thätigsten Leiter desselben. Nachdem er zu diesem Zwecke zweimal das Land verkleidet durchspäht und sich von dem Zustande desselben auf das Genaueste unterrichtet hatte, begann er am 9. April 1809 zugleich mit dem Sandwirth Hofer den Kampf so glücklich, daß schon am 13. April der mittlere und nördliche Theil von Tirol erobert war und 8000 Baiern und Franzosen mit ihren Generalen, Kanonen und Gepäck gefangen genommen wurden. In dem bei Inspruck liegenden Dorfe Willtau unterschrieb er die deßhalb abgeschlossene Capitulation, wurde zur Belohnung seiner Verdienste zum Freiherrn von Willtau ernannt und ihm vom Kaiser der Theresienorden verliehen, nachdem er schon früher den Rang eines Majors erhalten hatte. Im Verlaufe dieses denkwürdigen Krieges zeichnete er sich besonders durch die kühnen Streifzüge aus, welche er an der Spitze weniger Krieger nach Baiern und Schwaben unternahm. Nach dem Frieden von Wien zog er sich auf ein kleines Gut bei Grätz in Steiermark zurück, welches ihm Kaiser Franz, der ihm schon früher (1806) einen Tabaksverlag und eine kleine Ökonomieverwaltung zu Klagenfurt in Kärnthen geschenkt hatte, zur Anerkennung seiner dem Staate geleisteten Dienste ertheilte. 81.

Tejas, der letzte König der Ostgothen, wurde nach Totilas (s. d. Art.) Tode (553) zum Könige erwählt, aber schon 554 von Narses in einer mörderischen Schlacht geschlagen, worin er selbst blieb, worauf Italien wieder unter die Herrschaft der Byzantiner kam. 37.

Tektonik ist eigentlich die Zimmermannskunst (griech. τέκτων, der Zimmermann), dann überhaupt die Kunst allerlei Zierrath von Schnitzwerk an hölzernen Geräthschaften anzubringen, was man dann auch auf dergleichen an metallenen und irdenen Gefäßen angewendet hat. 30.

Telämon, ein berühmter griechischer Heros, Sohn des Äakus (s. d. Art.) und Bruder des Peleus (s. d. Art.), ermordete mit diesem seinen Halbbruder Phokas und flüchtete hierauf nach Salamis, wo er die Tochter des Königs Kychreus, Glauka, heirathete und dessen Nachfolger ward. Als solcher wohnte er der Jagd des kalydonischen Ebers, dem Argonautenzuge und dem Zuge des Hercules gegen Troja bei. Die Mauern des letztern erstieg er zuerst und Hercules schenkte ihm zum Danke dafür die Hesione, mit welcher er den Teucer (s. d. Art.) erzeugte. Nach dem Tode der Glauka heirathete er dann die Periböa, welche ihm den Ajax (s. d. Art.) gebar. Wegen seines Alters konnte er dem trojanischen Kriege nicht beiwohnen, schickte jedoch beide Söhne dahin; doch durfte nach des Ajax Tode Teucer nicht wieder zu ihm zurückkehren, weil er den Tod seines Bruders nicht gerächt hatte. 23.

Telegraph, Fernschreibemaschine, ist eine Maschine, welche dazu dient, sich ohne Boten und Briefabsendung und ohne persönliche Zusammenkunft mit Andern, durch bloße Fortpflanzung, über Alles in einer Entfernung von 1000—30000 Schritten zu verständigen. Obgleich der T. nur erst seit 40 Jahren im Gebrauche ist, so ist er doch keineswegs eine Erfindung der neuesten Zeit. Die früheste Art der Verbreitung von Nachrichten mögen wohl brennende Holzstöße gewesen sein, die auf den höchsten Gegenden angezündet wurden. Allein wie höchst mangelhaft diese Methode gewesen sein muß, läßt sich leicht denken. Nicht viel weniger mangelhaft sind auch andere Versuche dieser Art gewesen, welche zu verschiedenen Zeiten gemacht worden sind. Erst der zur Zeit der französischen Revolution im J. 1793 durch den Ingenieur Chappe in Paris erfundene T. leistete Alles, was man von der Kunst, weit in die Ferne zu schreiben, erwarten konnte. Durch

Digitized by Google

denselben werden mannigfaltige und große Figuren gebildet, die ein entfernter Beobachter mit bewaffnetem Auge recht gut sehen und wieder nachmachen kann. Die erste Maschine dieser Art wurde auf dem Louvre aufgestellt. An der Spitze eines Balkens waren zwei Arme in schräger Richtung befestigt, denen man durch einen einfachen Mechanismus mit der größten Schnelligkeit jede beliebige Richtung geben konnte. Der Erfinder bestimmte nun eine Anzahl von Stellungen dieser Arme, welche die Buchstaben des Alphabets bezeichnen sollten. Die ganze Anzahl dieser Stellungen oder Zeichen beliefen sich auf 70, welche nach Erforderniß oder Willkühr unendliche Male abgeändert werden können. Der Beobachter faßt diese Figuren auf und trägt sie wieder in die gewöhnlichen Schriftzüge über. Jede dieser Figuren wird von der auf sie folgenden Maschine und von allen übrigen sogleich nachgemacht, so daß sie mit unglaublicher Schnelligkeit bis zur letzten Station gelangen. Durch zwei Modelle, welche in Frankfurt von diesem Telegraphen gefertigt und dem Herzoge von York geschickt wurden, kam Plan und Alphabet der Maschine nach England, wo nach mehreren Versuchen endlich ein T. vom Sitze der Admiralität aus bis an die Seeküste zu Stande kam. Auch im preußischen Staate hat man seit 1833 die Errichtung von Telegraphenlinien begonnen. Der erste T. wurde in Berlin auf dem Thurme der ehemaligen Sternwarte auf der Dorotheenstraße errichtet. Letztere sind in kleineren Zwischenräumen aufgestellt als die französischen, so daß sie bei trübem Wetter nicht so leicht den Dienst versagen. Die erste Telegraphenlinie geht von Berlin über Potsdam nach Magdeburg und von da durch das Braunschweigische und Hannöversche über Höxter nach Köln und Koblenz. — Telegraphik und Telephonik ist daher s. v. a. die Kunst durch Schrift oder andere sichtbare Zeichen, desgleichen durch Töne Anderen etwas in weiter Ferne zu erkennen zu geben. 40.

Telemächus, Sohn der Penelope und des Ulysses, Königs von Ithaka, war noch sehr jung, als sein Vater in den trojanischen Krieg zog, wuchs aber während dessen heran und sah mit scheelen Augen der Verschwendung der Freier der Penelope zu. Da erschien ihm Minerva in der Gestalt Mentor's, eines Gastfreundes des Ulysses, und rieth ihm, seine Mutter zu ihrem Vater zurückzusenden, damit sich die Freier dorthin wendeten; er selbst aber solle ein schnell segelndes Schiff mit 20 Rudern ausrüsten, sich die tapfersten Jünglinge Ithakas zu Gefährten wählen und Kunde von seinem Vater einziehen, der nicht gestorben sei, wie es die Freier allgemein verbreitet hatten, sondern auf einer Insel im fernen Oceane durch Gewalt zurückgehalten werde. T. trat jetzt kühn gegen die Freier, die Verschwender seines Vermögens, auf und berief eine Versammlung der Ithacenser zusammen, in welcher er die Hülfe des Volks zu seinem Vorhaben anflehte und den Freiern befahl, sein Haus zu verlassen. Doch diese verspotteten ihn und verweigerten ihm auch das Schiff zu seiner Reise. Unterdessen aber hatte Minerva ein Schiff ausgerüstet und die Tapfersten des Volks zu diesem Zuge gewählt. Bald gelangte T. unter Begleitung der Göttin zum Nestor nach Pylus. Da ihm dieser, schon längst von Troja zurückgekehrt, keine neue Kunde über Ulysses gewähren konnte, segelte er von da unter Begleitung von Pisistratus, dem Sohne Nestor's, nach Sparta zum Menelaus, nachdem er unterweges beim Diokles, dem Fürsten der Pheräer, übernachtet hatte. Minerva hatte ihn schon in Pylus verlassen. Vom Menelaus gastfreundlich aufgenommen erfuhr er, daß sein Vater noch auf der Insel der Kalypso zurückgehalten werde. Unterdessen war Ulysses in Ithaka wieder angelangt und T. kehrte, auf den Rath der Minerva, ebenfalls in seine Heimath zurück. Beide vertrieben hier die Freier und besiegten später auch die unruhigen Ithacenser. So viel finden wir beim Homer über T. Seine spätere Geschichte wird verschieden erzählt. Von seinem Vater verbannt heirathete er nach dessen Tode die Circe, mit welcher er den Latinos und die Roma zeugte. T.'s

Digitized by Google

Geschichte erwählte Fenelon zum Stoffe für seinen berühmten moralischen Roman: „Les aventures de Télémaque.“ 11.

Telemann (Georg Philipp), einer der geachtetsten und beliebtesten Tonkünstler des XVIII. Jahrh., war geboren zu Magdeburg 1681, erhielt seine Jugendbildung in Hildesheim, trieb hier schon als Knabe mit dem größten Eifer Musik, wobei ihm vorzüglich seine bewunderungswürdige Productionskraft unterstützte und componirte schon in seinem 12. Jahre eine vollständige Oper, die allgemeinen Beifall fand. Nach Vollendung seiner Studien ward er 1701 Cantor und Organist an der Neukirche zu Leipzig, kurze Zeit darauf Musikdirector, erst zu Baireuth und dann zu Eisenach und endlich 1721 Musikdirector zu Hamburg, woselbst er auch noch oftmaliger, bisweilen jahrelanger, Abwesenheit bis an seinen Tod 1767 blieb. Unter seinen sehr zahlreichen Compositionen sind die seiner frühern Zeit wohl zu unterscheiden von seinen letzteren. In den ersteren blickt fast überall, vorzüglich aber in seinen Opern, in welchen er sich Lully zum Muster nahm, französischer Geschmack vor, wogegen in seinen letzteren mehr der deutsche Styl erkennbar ist. Ursache hiervon war wohl sein längerer Aufenthalt in Paris und Italien. Seine größte Stärke besteht in einer sorgfältigen Declamation und einer freilich hin und wieder übertriebenen und dadurch unpassenden Tonmalerei. Das größte Glück machten seine Opern vorzüglich in Paris und in Deutschland seine Cantaten, Oratorien und Motetten, die selbst jetzt noch nicht selten vorgetragen werden. Zu dem großen Interesse, das man vorzüglich in Paris an ihm nahm, mochte übrigens auch seine Persönlichkeit viel beitragen, da er einer der feingebildetsten Männer seiner Zeit war und die französische, so wie die englische und italienische Sprache so gut wie seine Muttersprache sprach. 20.

Teleologie (von τέλος, der Zweck, und λόγος, die Lehre), **Zwecklehre**, ist die Nachweisung gewisser Zwecke in der Natur oder im Menschenleben (**physische** und **ethische** oder **moralische** T.). Als Urheber dieser Betrachtungsweise mag wohl Sokrates gelten, welcher aussprach: man dürfe bei Erklärung der Erscheinungen nicht auf ihren physischen Ursprung, ihr **Woher?** sehen, sondern nur auf ihre Beziehungen zu den Ideen des Schönen, Guten, Zweckmäßigen. Plato bestimmte dieß weiter dahin, daß die Natur, als die Welt endlicher Dinge nach dem vollkommnen Ausdrucke der göttlichen Idee strebe, den daher auch die philosophische Betrachtung davon einzig zu erfassen habe; weit mehr noch geschieht dieß im Bereiche der menschlichen Handlungen. — Beide Männer bedienen sich daher auch des **teleologischen** Beweises für Gottes Dasein, der von der Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt auf ein höchstes Princip dieser Zweckmäßigkeit schließt, was darum ein **vernünftiger, geistiger Gott** sein muß. Die christliche Weltanschauung in ihrer ausschließlichen Richtung auf Gott und Nichtbeachtung der endlichen Dinge nahm natürlich die teleologische Erklärungsweise willig an und ging dabei bis ins Kleinliche und Lächerliche, ja Unwürdige, während sie die wahre Erklärung aus natürlichen Entstehungsgründen als eine gemeine und profane ganz bei Seite setzt. Glücklicherweise machte sich diese endlich doch geltend und verfuhr auf ihre Hand, ohne sich sehr um jene zu kümmern. Kant versuchte es, beide zu versöhnen und jeder ihre Grenzen und ihre Bedeutung für unsere Erkenntniß anzuweisen, in seiner Kritik der Urtheilskraft, in deren zweitem Abschnitte er von der **teleologischen Urtheilskraft** handelt. Jetzt findet sie eigentlich nur noch in geistlichen Reden und im Religionsunterrichte ihren Platz, als Haupthebel der Erbauung. — Soll die T. mehr sein als ein bloßes Gerede von Zweckmäßigkeit und Ordnung, ohne tiefern Begriff (wie sie es leider bisher gewesen ist), so muß sie sich auf eine klarere Erkenntniß von dem Wesen und der Bedeutung des **Zwecks** (s. d. Art.) stützen. 80.

Telesius (Bernardinus), Naturforscher und Philosoph, ist einer der Män-

Digitized by Google

ner, welche die Scholastik und den Dienst des Aristoteles zu stürzen und eine naturgemäßere und klarere Wissenschaft an deren Stelle zu setzen sich angelegen sein ließen. Geb. 1508 zu Cosenza im Neapolitanischen aus einem edlen und berühmten Geschlechte wurde er von seinem Oheime, Antonius T., erst in Mailand, dann in Rom in den classischen Wissenschaften unterrichtet, ging 1527 nach Padua, um sich dem Studium der Mathematik, Physik und Philosophie zu widmen und erkannte schon hier die Mangelhaftigkeit und Unfruchtbarkeit der peripatetisch-scholastischen Methode in der Behandlung dieser Wissenschaften. Als er daher nach Rom zurückgekehrt war, theilte er seinen gelehrten Freunden, Bandinelli und de la Casa, den Entschluß mit, eine naturgemäßere Philosophie auf selbstständigen Principien zu begründen, kam aber erst 1565 zur Herausgabe der ersten 2 Bücher seiner Schrift: „De natura juxta propria principia", die zu Rom in 4. und wieder 1570 zu Neapel erschien. Die Neuheit der Ansichten verschaffte dem Werke bald Berühmtheit und seinem Verfasser den Ruf nach Neapel, um daselbst seine Naturphilosophie mündlich zu lehren. Von Ferdinand Caraffa, Herzog von Murcia, aufgenommen, stiftete T. hier eine eigne gelehrte Gesellschaft zur Verbreitung seiner Naturlehre, academia Telesiana oder Consentina genannt. Allein es konnte auch nicht fehlen, daß seine Lehre angegriffen und besonders von der Geistlichkeit verketzert wurde. Ärgerlich über deren Anfeindungen zog sich T. nach seinem Geburtsorte zurück, wo er 1588 starb, nachdem er noch die vollständige Ausgabe seines Werks in 9 Büchern (zu Neapel 1586. Fol., neu aufgelegt 1588 zu Genf zugleich mit den Werken von Mocenicus und Cäsalpinus) besorgt hatte. 1590 erschien auch zu Venedig eine Sammlung seiner kleineren Schriften, veranstaltet von Ant. Persius. Der Hauptanstoß, den T. an des Aristoteles Naturlehre nahm, war, daß derselbe bloße Abstracta zu Naturprincipien erhob. Dem suchte T. zu begegnen, indem er mit Annäherung an Parmenides zwei unkörperliche und thätige, selbst mit Empfindungsvermögen begabte Principien, Wärme und Kälte, und ein körperliches, leidendes, die Materie, annahm. Die Wärme ist das bewegliche, himmlische, die Kälte das unbewegliche, irdische Princip. In ihrem Kampfe erzeugte zuerst die Wärme aus den Materien den Himmel, die Kälte die Erde; aus dem Conflicte dieser beiden entstanden dann die Schöpfungen der zweiten Ordnung. Auch die Seelen, die er den Pflanzen und Thieren beilegt, erklären sich aus dem ursprünglichen Empfindungsvermögen der beiden Principien. Nur die Menschenseelen sind von diesem Naturprocesse ausgenommen, unsterblich, den Menschen von Gott eingepflanzt, mit dem Körper verbunden durch die thierische Seele, den Nervengeist. — Auf weitere philosophische Untersuchungen ließ sich T. nicht ein. Indessen gab doch sein System den Anstoß zu einem freiern erfahrungsmäßigern Forschen in der Natur. — Patritius und Campanella wurden seine Schüler. — Vergl. Rixner's und Sibers' „Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker am Ende des XVI. und zu Anfange des XVII. Jahrh." (Heft 3). 80.

Teleskop, s. Fernrohr.

Tele-uten, Telenguten, auch weiße oder tschatzkische Kalmücken, ein tatarischer Völkerstamm im russischen Gouvernement Tomsk, am Ton und seinen Bächen bis unter Kusnetzk ansässig, beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fuhrwesen, wohnen in kleinen schmutzigen Hütten, sind sehr unreinlich, theils Schamanen, theils Muhammedaner, theils griechische Christen, reden einen eignen Dialekt und bestehen vielleicht aus 3000 Köpfen. Schon 1509 kamen sie unter russische Herrschaft. 71.

Tell (Wilhelm), ein schweitzerischer Landmann aus Bürgeln bei Altdorf, ist berühmt als einer der Urheber zur Befreiung der Schweitz vom Joche der Östreicher und bekannt durch seine Ermordung des östreichischen Landvoigts Geßler in Altdorf,

Digitized by Google

dessen Härte und Grausamkeit die nächste Veranlassung zu jener That war. Die Schweitz war nämlich damals in eine große Masse kleiner Districte unter der Herrschaft einer Menge weltlicher und geistlicher Herren eingetheilt, außer denjenigen Theilen derselben, welche dem östreichisch-habsburgischen Hause unterworfen waren oder zum deutschen Reiche gehörten. Der herrschsüchtige Kaiser Albrecht I. wünschte die vier Waldstädte mit seinen übrigen erblichen Besitzungen in der Schweitz zu vereinigen und machte daher jenen Orten geradezu den Antrag, sich freiwillig seiner Herrschaft zu unterwerfen, und da dieselben diese Zumuthung offen ablehnten, so wurden sie von den kaiserlichen Voigten auf das Äußerste gedrückt und gemißhandelt, so daß drei wackere Männer, Walter Fürst, der Schwiegervater T.'s, aus Uri, Arnold von Melchthal aus Unterwalden und Werner Stauffacher aus Schwytz (1307) einen geheimen Bund schlossen, um ihr Land von diesem Drucke zu befreien. T. wußte zwar um dieses Bündniß, ohne jedoch zu den Häuptern desselben zu gehören; allein das Schicksal hatte gerade ihn ausersehen, eines der vorzüglichsten Werkzeuge zur Befreiung seines Vaterlandes zu werden. Der Landvoigt Geßler gerieth nämlich, um den Schweitzern die Erhabenheit des östreichischen Kaiserhauses und seine eigene Macht recht fühlbar zu machen, auf den Einfall, einen Hut (das Sinnbild der östreichischen Herrschaft) auf einem freien Platze zu Altdorf auf einer Stange aufzurichten, vor dem jeder Schweitzer das Haupt entblößen oder sich verneigen sollte, und gebot dem T., welcher als einer der besten Schützen im Lande allgemein bekannt war, zur Strafe dafür, daß er seine Satzung übertreten hatte, einen Apfel von dem Haupte seines eigenen Sohnes zu schießen. Wider Erwarten des Landvoigts gelang der Schuß, allein da ihm T. offen gestand, daß der zweite Pfeil, den er bei sich führte, für den Landvoigt selbst bestimmt gewesen sei, im Falle daß er seinen Sohn getroffen, so ließ ihn jener gefangen nehmen, um ihn über den Vierwaldstättersee mit sich in sein festes Schloß Küßnacht zu führen, welches er zu seinem Gefängnisse bestimmt hatte. Da aber während der Fahrt auf der See ein heftiger Sturm das Schiff umzustürzen drohte, so befahl der Landvoigt dem T., als einem kräftigen und erfahrenen Steuermanne, die Lenkung des Fahrzeugs zu übernehmen. Allein T. sprang in der Nähe des Ufers aus dem Schiffe unerwartet auf eine Felsenklippe und stieß dasselbe mit dem Fuße wieder in die See zurück. Als es endlich dem Voigte gelungen war zu landen und er eben mit seinem Gefolge durch einen hohlen Felsenpaß nach Küßnacht reiten wollte, stürzte er plötzlich von einem Pfeile T.'s, welcher sein Geschoß bei der Flucht klüglich mit sich genommen hatte, tödtlich verwundet vom Pferde. Sein Tod gab nun das Zeichen zum allgemeinen Aufstande und zu einem erbitterten Kampfe zwischen den Schweitzern und Östreichern, welcher erst im Jahre 1499 gänzlich beendigt wurde. T. selbst, welcher auch die Schlacht bei Morgarten mitkämpfte, soll 1350 bei einer großen Wasserfluth im Schächerflusse sein Leben verloren haben. Obgleich aber alle diese Vorfälle durch die Sage, durch mehrere Kapellen und Gemälde und durch die Bezeichnung des Felsenriffs über jeden Zweifel erhaben zu sein schienen, so wurde sie dennoch von Vielen bezweifelt und erst Joh. von Müller hat ihre Wahrheit von Neuem vertheidigt. Zur Bezweifelung ihrer Ächtheit gab besonders eine ganz ähnliche Erzählung, welche sich bei Saxo Grammaticus findet, Veranlassung. Nach diesem soll nämlich dieselbe Begebenheit zwischen einem Dänenkönige Harald und einem gewissen Thalko vorgefallen sein. Allein die Sage konnte leicht aus Deutschland durch die Hansestädte in den germanischen Norden übergehen (vergl. Hagen's „Nordische Heldenromane", Breslau 1814). Für die Wahrheit der Erzählung spricht dagegen vorzüglich, daß nach Vertreibung der Landvögte und Zerstörung ihrer Schlösser jährlich eine große Wallfahrt nach dem Orte angestellt wurde, an welchem T. an das Land gestiegen war, der Canton Uri in der Nähe der Tellenplatte oder des Felsens, auf welchem sich T. an das Land gerettet hatte, schon 1388 die Tells-

Digitized by Google

kapelle erbauen ließ, in welcher jährlich eine Lobrede auf T. gehalten wurde, und 114 Personen, welche in jenem Jahre dahin wallfahrteten und T. noch persönlich gekannt hatten. Auch stimmen alle alte Chroniken in der Erzählung überein. Dieselbe Geschichte wird jedoch auch von einem Wilhelm T. und einem Grafen von Seedorf, welcher Herr eines Theils von Uri war, aber schon im XII. Jahrh. gelebt haben muß, erzählt. Daher kann wohl die spätere Erzählung durch die frühere zum Theil ausgeschmückt worden sein und Veranlassung zu der vermeintlichen „Tellenfabel" gegeben haben. Vergl. „Vertheidigung des W. Tell" (von J. A. F. v. Balthasar und von G. E. v. Haller, 1772. N. Aufl. 1824), J. Hisely's „Dissertatio de Guil. Tellio" (Grön. 1824) und dagegen „W. Tell, ein dänisches Mährchen von Uriel Freudenberger aus Ligerz" und J. L. Ideler, „Die Sage vom Schuß des Tell" (Berlin 1836). Schiller hat sein Meisterwerk dieses Namens in den wichtigsten Scenen der Geschichte getreu, besonders nach Tschudi's und Joh. v. Müller's Werken, bearbeitet. 81.

Teller (Wilhelm Abraham), einer der aufgeklärtesten Theologen des vorigen Jahrhunderts, geb. zu Leipzig am 9. Jan. 1734, studirte daselbst Theologie und ward 1755 Katechet an der Peterskirche und Baccalaureus der Theologie. Seit 1762 Generalsuperintendent, Professor der Theologie und Hauptpastor in Helmstädt schlug er 1764 einen Ruf nach Halle an Baumgarten's Stelle aus, ging aber, als er bald darauf wegen seiner freieren Ansichten verketzert ward, nach Berlin als Oberconsistorialrath, Propst zu Köln und erster Pastor an der Petrikirche. Das Wöllner'sche Religionsedict vom Jahre 1788 hemmte eine Zeit lang auch seine Thätigkeit und zog ihm mancherlei Kränkungen und Anfeindungen zu. Ja er ward sogar in Folge eines beim Kammergerichte zu Gunsten des wegen freier Äußerungen über einzelne Dogmen angeklagten Predigers Schulz zu Gielsdorf abgegebenen Gutachtens zu einvierteljähriger Amtssuspension mit Einziehung seines Gehalts verurtheilt, welche Strafe jedoch nicht vollzogen wurde. Dennoch suchte und befolgte man seinen Rath, als man die Einführung einer orthodoxen Dogmatik beabsichtigte. T. starb am 9. Dec. 1804, nachdem er sich bereits 15 Jahre vor seinem Tode von der Kanzel ganz zurückgezogen hatte. Er war ein sehr gelehrter Theolog und hatte seine Studien vorzüglich auf Exegese, Dogmatik, Kirchen- und Dogmengeschichte gerichtet, in welchen er Vorzügliches leistete. Weniger Beifall fand er als Prediger, indem seinem Vortrage die belebende Wärme abging. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Genaue Darstellung und Beurtheilung der deutschen Sprache in Luther's Bibelübersetzung" (2 Thle. Berl. 1794, 1795); „Wörterbuch des neuen Testaments zur Erklärung der christlichen Lehre" (Berl. 1772. 6. Aufl. 1805); „Über die neuere Schriftauslegung" (Ebd. 1801); „Fides dogmatis de resurrectione carnis per quatuor priora saecula" (Hal. 1760. II. Part.); „Lehrbuch des christlichen Glaubens" (Helmst. 1764); „Die Religion der Vollkommnern" (Berl. 1793); „Kurze Geschichte der ältesten deutschen Kirchengesänge, besonders Luther's" (Berl. 1781); „Leitfaden seiner homiletischen Vorlesungen" (Helmst. 1763); „Predigten und Reden, bei besonderen Veranlassungen gehalten" (2 Thle. Berl. 1787); „Predigten über die häusliche Frömmigkeit" (Berl. 1772. 3. Aufl. 1792); „Sonn- und Festtagspredigten" (Berl. 1785. 2 Bde.); „Opuscula varii argumenti" (Frcf. 1780). Auch gab er mit mehreren anderen Theologen das „Magazin für Prediger" (1793—1801. 10 Bde.) heraus. 63.

Tellurismus ist der Name, mit welchem **Kieser** den **thierischen Magnetismus** (s. d. Art.) bezeichnet hat. 28.

Tellurium, ein Metall, ward 1782 von Müller von Reichenstein entdeckt, ist fest, spröde, rhomboedrisch blätterig, zinnweiß, minder schmelzbar als Blei, in Temperaturen über seinen Schmelzpunkt (+260° Centesimalthermometer) flüchtig

Digitized by Google

und hat ein specifisches Gewicht von 6,12. Man stellt es aus dem gediegenen Tellur dar, welches zu Zalathea in Siebenbürgen gefunden wird. Dieses Erz enthält 92,55 Theile Tellur, 7,2 Eisen und 0,25 Gold und ist mit Gold und Silber im Schrifterze; mit Gold, Silber, Blei und Schwefel im Weißtellurerze; mit Blei, Gold, Kupfer, Schwefel, Silber im Blättererze; mit Wismuth, Schwefel und Selen im Molybdänsilber; mit Blei und Silber im Tellurblei; mit Silber im Tellursilber enthalten. Erstere Erze werden in Ungarn und Siebenbürgen, die letzteren zwei am Ural gefunden. — T. nennt man auch eine mechanische Vorrichtung, welche die Umdrehung der Erde um die Sonne, so wie zugleich die des Mondes um die Erde versinnlicht. Wir haben deren von Gelpke und Gräf verfertigt. 76. 30.

Tellus ist der lateinische Name der Gäa (s. d. Art.).

Temesvar (Temeschwahr), königliche Freistadt und Hauptort des temeser Comitats in Ungarn, Sitz eines katholischen und eines griechischen nicht-unirten Bisthumes, eines Generalmilitaircommando, einer Cameraladministration, einer Gerichtstafel für die banatischen Gespannschaften, liegt unter 38° 54′ 2″ L. und 45° 42′ 27″ N.Br. am Begacanale in einer ungesunden sumpfigen Gegend, ist eine der regelmäßigsten und hübschesten Städte und zugleich eine der stärksten Festungen Ungarns, besteht aus der eigentlichen Stadt oder Festung, Josephstadt und 3 Vorstädten, hat 1314 Häuser, 13000 Einw., größtentheils Deutsche und Raizen, mehrere Kirchen, Klöster mit Hospital, Militair- und Bürgerspitälern, Comitatshaus, Proviantbackhaus mit Magazinen, Casernen, Theater, Synagoge, 1 Gymnasium, 1 theologisches Seminar, 1 Militairknabenerziehungshaus, 1 Zeughaus, 1 Seidenspinnhaus, 1 Schwimmschule, Buchdruckerei, 2 privilegirte Handelsgesellschaften und 76 Großhandlungen. 71.

Tempe (griech. *Τέμπη* in der Mehrzahl) war ein reizendes Thal in Thessalien, zwischen den Gebirgen Olympos und Ossa, vom Peneus durchströmt. Durch dasselbe führte die Heerstraße aus Thessalien nach Macedonien, ein schwieriger Paß, in welchem ein großes Heer leicht durch eine kleine Schaar aufgerieben werden konnte (Liv. LX. 5.). Seine Länge beträgt 5000, die Breite 100 Fuß; doch lassen die Gebirge an manchen Stellen noch weniger Raum. Älian (lib. 3, c. 1) sagt: „Herrliche und schöne Punkte hat dieses Thal, nicht Werke der Menschenhand, sondern der Natur, die sich hier selbst zu übertreffen gesucht hat; vieler und dichter Epheu rankt sich wie Weinreben an den hohen Bäumen und Felsen empor und wächst mit ihnen zusammen; überall zeigt sich nur frisches Grün und nimmt das Auge gefangen. Mannigfaltige blühende Haine geben dem Wanderer Schatten und viele Quellen bringen das süßeste Wasser, nicht nur um den Durst zu löschen, sondern auch zum Baden und für die Gesundheit das Beste. Über dem lieblichen Gesange der Vögel vergißt der Wanderer seine Beschwerden. An beiden Ufern des Flusses sind Ruheplätze, von hohen Bäumen beschattet, und alles umwohnende Volk strömt hier zusammen und opfert den Göttern, so daß der Wanderer und Schiffer immer von Weihrauchdüften umgeben durch dasselbe wandelt. Hier, rühmen die Thessaler, habe Apollo geruht, als er den pythischen Drachen getödtet hatte, und von hier sei er mit einem Lorbeerzweige nach Delphi gegangen, um das Orakel einzunehmen." — Es waren in demselben mehrere Befestigungen angebracht, z. B. Kondylon, Charax um Kapathunta herum ꝛc. Dichter benannten später jedes reizende Thal mit dem Namen T. 11.

Tempel, lat. templum; franz. und engl. temple, pflegt man überhaupt jedes der Gottheit geweihte Gebäude zu nennen, doch so, daß es sich von einer christlichen Kirche und muhammedanischen Moschee, welche nur uneigentlich und dichterisch T. genannt zu werden pflegen, wesentlich dadurch unterscheidet, daß eine Kirche oder Moschee zur Versammlung der ganzen Gemeinde in Bezug auf Gottes-

Digitized by Google

verehrung bestimmt ist, ein T. aber der alten Völker, der Juden und der jetzigen heidnischen Völker nur zum Gottesdienste für die Priester bestimmt war, während das übrige Volk in gläubiger Andacht vor demselben verharrte. Daher waren die T. selten von großem Umfange und bestanden außerdem aus mehreren Abtheilungen (Zellen), in deren hintersten oder mittelsten man die Gottheit wohnend dachte und wo gewöhnlich die Bildsäule derselben auf einem Postamente und vor derselben ein Altar stand; aber um dieselben waren meist noch weitläufige Einfassungen, so weit nämlich der dem Gotte geweihte Boden ging, in welchen Vorhöfe, Priesterwohnungen, heilige Nebengebäude ꝛc. standen. Gewöhnlich waren die T. auf Anhöhen errichtet oder, wo dieß nicht der Fall war, durch einen Unterbau so hoch gelegt, daß man auf Stufen zu denselben gehen mußte. Jedes Volk des Alterthums hatte übrigens seinen besondern Tempelbau. Die Inder hauten ihre T. in Höhlen und Grotten aus, die sie durch starke Pfeiler stützten und worin ihre Götzenbilder in colossaler Form angebracht waren. Die Babylonier, Assyrer und Meder bauten terrassenförmig und brachten in der obersten Terrasse den eigentlichen T. an. Die Phönicier bauten kleine T., welche sie mit einem weitläufigen Vorhofe umgaben. Die T. der Ägypter bestanden in einer colossalen Gebäudemasse, von denen jedoch der bei Weitem größte Theil die Vorgebäude, Nebentempel, Vorhöfe, Priesterwohnungen u. dergl. einnahm und bei denen der Eingang durch eine Anzahl Säulenhallen und Reihen von Sphinxen und anderen Gebilden hindurchführte. Vor dem Eingange standen stets einige Obelisken. Am Einfachsten, aber auch dem Ideale der Baukunst am Nächsten waren die T. der Griechen, welche aus einem zusammenhängenden Gebäude bestanden, welches symmetrisch eingetheilt, außerhalb mit Säulenhallen umgeben und auch im Innern mit Säulen, die Wände mit Schnitzwerk und Gemälden, die Fronten mit Reliefs u. dergl. geschmückt waren. Diesen ähnlich waren die T. der Römer. Am Berühmtesten ist der T. der Juden zu Jerusalem geworden, der jedoch in 3 verschiedenen Perioden zu betrachten ist. Er ward nämlich zuerst von Salomo seit dem vierten Jahre seiner Regierung auf dem Berge Moriah angelegt, der deßhalb oben geebnet und von allen Seiten mit Futtermauern umzogen wurde. Er war nach dem Muster der Stiftshütte (s. d. Art.) gebaut und zerfiel in das Heilige und Allerheiligste; um denselben gingen 2 Vorhöfe, von denen der innere, Vorhof der Priester genannt, weil nur diese ihn betreten durften, den Brandopferaltar, das große Badegefäß, die ehernen Waschbecken ꝛc. enthielt, der äußere, durch ein Geländer von dem innern getrennt, durch Säulengänge und Gallerien, die als Vorrathskammern für die Priester dienten, umschlossen ward. Rings um diese Räume waren 3 Steck hohe Gebäude und auf der Ostseite diente eine thurmähnliche Halle zum Eingange, vor welcher 2 eherne Säulen standen. Das Ganze war mit einer großen Pracht ausgeführt (vergl. 1 Kön. 6—7, 53; 2 Chron. 3—4, 22; Joseph. Antiq. 8, 2). — Da dieser T. durch die Chaldäer zerstört worden war, so erbaute nach der babylonischen Gefangenschaft Serubabel einen neuen, über welchen aber die Nachrichten ganz fehlen, der aber an Pracht dem ersten weit nachstand. Die Syrer plünderten später diesen mehrere Male und er verlor daher immer mehr; doch erbaute ihn endlich Herodes im griechischen Style prachtvoll wieder. Er war terrassenförmig, so daß der eigentl. T. am Höchsten lag. Die äußerste mit doppelten und dreifachen Hallen umgebene Einfassung bildete den äußersten Vorhof; innerhalb desselben war ein Zwinger; diesem folgte der Vorhof der Weiber; diesem der große Vorhof, in 2 Theile, für das Volk und die Priester, getheilt, und innerhalb dieser der eigentliche T., der in die Vorhalle, das Heilige und das Allerheiligste zerfiel. Eine genaue Beschreibung dieses Tempels gibt Josephus, „Antiq.“ 15, 11. und „Bell. jud.“ 5, 5. 23.

Tempel (le Temple), heißt das, besonders durch den Aufenthalt Ludwig's XVI. und seiner Familie während ihrer Gefangenschaft daselbst aufs Neue

Digitized by Google

berühmt gewordene, weitläufige Gebäude in Paris, welches einer dortigen Straße und Vorstadt ihre Namen gegeben hat. Es wurde im Jahre 1222 von Hubert, dem Schatzmeister der Tempelherren, erbaut und diente seitdem den Rittern dieses Ordens zur Wohnung, bis es (1314) bei Aufhebung desselben eingezogen und dem Johanniterorden verliehen wurde. Nach der Zerstörung der Bastille diente es zum Staatsgefängnisse und Ludwig XVI. ging aus demselben zum Schaffot. Unter der Regierung Ludwig's XVIII. wurde es zum Theil abgebrochen. In seiner äußern Gestalt wird es von einer hohen Mauer eingeschlossen, über welche sechs Thürme hervorragen. Im Jahre 1816 stiftete die Prinzessin Louise von Bourbon-Condé darin ein Kloster für die Benedictinerinnen von der ununterbrochenen Anbetung. Der Saal, in welchem Ludwig XVI. mit seiner Familie gefangen saß, ist später in einen Betsaal umgewandelt worden. 81.

Tempelherren oder Templer (templarii, fratres ordinis militiae templi Hierosolymitani) wurden die Glieder eines berühmten geistlichen Ritterordens genannt, welcher nach dem ersten Kreuzzuge in dem gelobten Lande entstand. Gestiftet wurd derselbe von Hugo de Payens, Gottfried von St. Aldemar und sieben anderen französischen Rittern, welche im Jahre 1118 in Jerusalem mit dem benedictinischen Mönchsgelübde die Verpflichtung zu bewaffnetem Schutze der Religion verbanden und vom Könige Balduin II. in seinem Palaste, östlich vom ehemaligen salomonischen Tempel, aufgenommen wurden. Der hiervon benannte Orden der T., vom Papste Honorius II. auf dem Concilium zu Troyes (1127) bestätigt, bestand aus Rittern (milites), Kapellanen und Dienern, die zugleich ein Handwerk übten. Das Oberhaupt des Ordens führte den seit dem XIII. Jahrh. gewöhnlichen Namen Großmeister (magister militiae). Sämmtliche Ordensglieder trugen als Ordenszeichen einen Gürtel von leinenen Fäden; die Geistlichen waren weiß, die dienenden Brüder grau oder schwarz gekleidet; die Ritter, welche von gutem Adel sein mußten, hatten außer ihrer Rüstung überdieß noch weiße, leinene Mäntel, auf welchen ein achteckiges, rothes Kreuz sich befand. Die Ordensbeamten (Marschälle, Drapiers, Priores, Äbte, Komthure und Großprioren) wurden aus dem Stande der Ritter, den eigentlichen Herren der Ordensbesitzungen, in den Kapiteln gewählt. Die Verfassung war ganz monarchisch, was nicht wenig zu der schnellen Größe des Ordens beitrug. Der Großmeister hatte Fürstenrang und die Einrichtung eines glänzenden Hofes. Exemt durch päpstliche Privilegien von jeder geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit und Hoheit und nur den Papst als Schutzherrn anerkennend regierte der Orden sich selbst, so wie er auch seine Güter nach Gutdünken verwaltete, deren Mehrzahl in Frankreich lag. Obwohl anfangs so arm, daß, wie wir lesen, ihrer je zwei auf einem Pferde saßen, wurden sie doch bald, als Hauptpfeiler der christlichen Macht in Palästina, reich begabt von Königen und Fürsten in allen Ländern Europas und vermehrten sich ihre Besitzungen von Jahr zu Jahr durch Eroberungen wie durch Vermächtnisse. So geschah es, daß der Orden dem Könige Richard von England für 25000 Mark Silber Cypern abkaufen, Eduard I. von England 300000 Pfund bei seiner Reise nach Palästina vorschießen konnte und im Jahre 1244 9000 Balleien, Komthureien, Priorate und Tempelhöfe besaß. Es konnte nicht fehlen, daß solche Macht Uebermuth, solche Reichthümer Ausschweifungen erzeugten, wodurch die T. ihren Ruhm befleckten. Überdieß zogen sie sich schon im XIII. Jahrh. und noch in Palästina durch ihre eigennützige, eifersüchtige Politik gegen die Kreuzfahrer den Unwillen und durch diesen den Verdacht der Annäherung an die Saracenen zu, mit denen sie Verträge eingingen, um bei dem allmähligen Sinken des Königreichs Jerusalem ihre dortigen Besitzungen zu sichern. Dennoch wurden sie nach dem Verluste von Ptolemais (Acre) 1291 fast ganz auf ihre abendländischen Besitzungen beschränkt. Ihren Hauptsitz nahmen sie auf der Insel Cypern, wo der Großmeister mit einer Anzahl Beamten, Rittern und

Digitized by Google

dienenden Brüder sich niederließ. Seit 1306 verbreiteten sich dunkele Gerüchte über geheime Verbrechen der T., welche überdieß durch ihr Ansehn, ihren Reichthum, so wie durch ausgestreute Beschuldigungen den Fürsten verdächtig geworden waren. König Philipp der Schöne von Frankreich, der nach den Reichthümern des Ordens verlangte, begann eine Untersuchung gegen denselben. Durch seinen Freund, den Papst Clemens V., lockte er unter dem Vorwande wichtiger Berathschlagungen wegen der Wiedereroberung von Palästina und einer Vereinigung aller Ritterorden den Großmeister Jakob von Molay mit 60 Rittern nach Frankreich. Plötzlich erfolgte in diesem Lande an einem Tage (13. Oct. 1307) die geheim vorbereitete Verhaftung aller T. mit der Einziehung ihrer Güter. Diese Handlung war zunächst noch keine Verletzung der nur geistlichen Gerichtsbarkeit eines geistlichen Ordens; denn Philipp beobachtete wenigstens die Form, die Verhafteten vor das Gericht der Kirche zu stellen und unterhielt auch im Fortgange der von ihm selbst geleiteten Untersuchung den Schein der Zustimmung des Papstes. Dieser ordnete in einer Bulle (1308) in den einzelnen Provinzen Untersuchungsprocesse an. Dem auch in Frankreich vom 7. Aug. 1309 bis 26. Mai 1311 niedergesetzten geistlichen Gerichte wurde aber das Urtheil vom Könige vorgezeichnet; denn schon ein Jahr vor seiner Wiederauflösung mußte eine Provinzialsynode zu Sens 54 Ordensglieder zum Feuertode verdammen, weil die Folter ihnen kein Geständniß abgepreßt hatte. Das Verfahren bei der Verurtheilung war voll Unrechtlichkeiten. Den Rittern wurden die Aussagen in den Mund gelegt, die sie zu den Acten geben sollten, und durch die Tortur Geständnisse von Verbrechen erpreßt, die nie im Orden stattgefunden hatten. Endlich folgte am 2. Mai 1312 die päpstliche Aufhebung des Ordens durch die Bulle: „Ad providam.“ Zwar stellt Clemens 127 Klagpunkte auf, aber sprach es doch zugleich selbst aus, daß ihn das Ergebniß der Untersuchung nicht zu einer definitiven Sentenz berechtige. So war denn auch außerhalb Frankreichs über die Ritter entschieden. Nur die Provinzialsynode zu Taragona wagte es, die Ordensglieder jener Gegend freizusprechen. Das Loos des dahinsterbenden Ordens war in den verschiedenen Ländern je nach der Fürsten und Bischöfe Gunst oder Gerechtigkeit und nach der Ritter muthigem Zusammenhalten verschieden. Außerhalb Frankreich erhielten sie meist Leben und Freiheit, empfingen lebenslänglichen Unterhalt oder wurden anderen Orden einverleibt. In Spanien und Portugal gingen die Besitzungen auf neugestiftete Orden, anderwärts auf die Johanniter über, mit welchen dann auch die T. selbst zum Theil sich verschmolzen. Der Großmeister Jakob von Molay, ursprünglich mit anderen Großwürdenträgern zu ewiger Haft verurtheilt, wurde noch am 19. März 1314 auf des Königs Befehl zum Feuer verurtheilt, weil er Geständnisse, die als die seinigen bekannt gemacht waren, öffentlich zurücknahm. Dem Volke erschien sein Tod als ein Märtyrerthum, des Königs und des Papstes rasch nachfolgender Tod als eine Ladung vor Gottes Gericht. — Fragen wir nun nach den Ursachen, durch welche man sich zu solcher Gräuelthat angeblich bewogen fühlte, so sind die vornehmsten Anklagen gegen den Orden folgende: bei der geheimen Aufnahme der Mitglieder Verläugnung Christi und seiner wahren Gottheit, bisweilen auch der Maria und aller Heiligen, nebst Anspucken des Kreuzes und gewissen obscönen Gebräuchen, so wie der eidlichen Verpflichtung, für den Vortheil des Ordens per fas et nefas besorgt zu sein; unrichtige Feier des Abendmahls; der Glaube, daß ihre Oberen ihnen Absolution von allen Sünden ertheilen können; fleischliche Vermischung unter einander; Verehrung von Idolen, als den Gebern alles Guten, namentlich des Götzenbildes Baffomet (Baphomet) ꝛc. Über dieses vermeintliche Idol der T. sind die Ansichten sehr verschieden. Einige glauben, es sei eine seltsam geformte goldene Hostienkapsel gewesen, welche die T. bei der Aufnahme küßten. Fr. Nicolai („Versuch über die Beschuldigungen, welche den Tempelherren gemacht wor-

Digitized by Google

den", Berl. 1782) erklärt den Namen aus dem Griechischen (βαφὴ μήτους, d. i. Weisheitstaufe) und findet darin das kabbalistisch-symbolische Zeichen des schaffenden Gottes (nämlich als Fünfeck an dem Kopfe des Bildes gezeichnet), deßhalb aber Spuren gnostischer Meinungen im Orden. Nach Jos. v. Hammer („Mysterium Baphometis revelatum" in den „Fundgruben des Orients", 6. B. 1. H. Wien 1818) bedeutet das Wort „Taufe der Metis" (βαφὴ Μήτεος), Feuertaufe, welche durch das Bild Baffomet bezeichnet wird. Es sei nicht die Metis der Griechen, sondern die Sophia, Achamoth Prunikos der Ophiten, das Symbol der Klugheit und der unnatürlichen Wollust, mannweiblich dargestellt, und die Ophiten hätten die Feuertaufe, eigentlich eine Erleuchtung des Geistes, auf eine sinnliche Weise als fleischliche Vermischung gedeutet. Diese Taufe sei durch Becher (Symbole der Zeugung und des mystischen Mahles der Gnostiker), welche man an den Füßen geheimer Bilder befestigte und mit Feuer anfüllte, geschehen und so sei in den Kapiteln der T. die Einweihung in die schändlichen Mysterien erfolgt. Die Schlangen als Gürtel an dem Bilde Baffomet sollten Symbole der Sodomie sein. Die ganze Hypothese beruht hauptsächlich auf den steinernen Baffometsbilderchen, welche, aus 2 dürftigen Gesichtern bestehend, übrigens von weiblicher Bildung, mit Schlangen, Sonne, Mond oder anderen Attributen und Inschriften (meist arabischen) versehen, sich in mehreren Museen und Antiquitätensammlungen finden. Gegen Hammer traten Raynouard u. A. auf, welche, wie schon früher Herder, zeigten, daß Baffomet im Provençalischen s. v. a. Muhammed sei. In den barbarischen mittlern Zeiten wurde dieser noch jetzt verschieden gesprochene und geschriebene Name verstümmelt; eben so ist bekannt, daß B und M im Arabischen oft verwechselt werden, welche Verwechselung die Spanier von den Arabern geerbt haben. In ältern Historikern ist Baffumeriam facere s. v. a. muhammedanischen Gottesdienst halten; dagegen anathematizare Bahumeth s. v. a. Christ werden. Für die Behauptung, daß Baffomet identisch mit Muhammed sei, spricht auch das, was die Feinde der Templer von dem Idole derselben vorgaben. Es sollte nämlich eine Gestalt sein, gemacht in figuram Baffometi, ein Idol, ubi erat depicta figura Baffometi. Baffomet muß also offenbar eine Jedermann bekannte Gestalt und ein bekannter Name gewesen sein, wie dieß auch in der That der Fall war. Den Baffomet oder Muhammed kannten Alle als Schimpfwort und als falschen Propheten. Man konnte daher den Templern nichts Ärgeres Schuld geben, als daß sie den Baffomet anbeten und Freund Gottes nennen sollten. Vergl. Herder's „Werke zur Philosophie und Geschichte" (15. Th. S. 258); Sylv. de Sacy im „Magaz. encycl." (1810. 6. Th.); Raynouard im „Journ. des Savans" (Mars, Avr. 1819); v. Nell, „Baphometische Actenstücke ꝛc." (Wien 1819). — Daß die Mehrzahl der Angeklagten die Vergehen wenigstens zum Theil zugestand, aber zumal in Frankreich nur nach oft grausamer Tortur; daß aber auch Einzelne einen Theil freiwillig eingestanden haben; daß schon gleichzeitige Schriftsteller die Hauptveranlassung zu dem Processe vielmehr in Philipp's Gewinnsucht und des Papstes Abhängigkeit von ihm, als in der Gerechtigkeit der Anklagen gefunden; daß auch selbst in Frankreich nicht die meisten Güter des Ordens dem Könige zugefallen sind; daß ein hoher Grad von Verderbniß und Roheit in der Denkart wie im Leben des Ordens sichtbar ist, — aus diesen allein gesicherten Thatsachen läßt sich nur das Urtheil begründen, daß in keinem Falle das Verfahren im Processe der Rechtsform gemäß gewesen sei, indem allerdings wohl Einzelne, aber nicht der ganze Orden überführt werden und die strenge Bestrafung nicht im Verhältnisse zu den erwiesenen Vergehungen gestanden. Vergl. Pierre du Puy, „Histoire de la condemnation des templiers" (Par. 1650. Bruxell. 1751); Pedro Rodriguez Campomanes, „Dissertationes historicas del ordem y caballeria de los templarios" (Madr. 1747); D'Estival, „Histoire des chevaliers du

Digitized by Google

temple" (Par. 1789. 2 Voll.); D. G. Moldenhawer, „Proceß gegen die Tempelherren, aus den Originalacten der päpstlichen Commission in Frankreich" (Hamb. 1792); Fr. Münter, „Statutenbuch der Tempelherren" (Berl. 1794); Derselbe, „Über die hauptsächlichsten gegen die Tempelherren erhobenen Beschuldigungen" (in Henke's „Magazin für Religionsphilosophie", XI, 3; „Neues Magazin", V, 3); Raynouard, „Monumens hist. relatifs à la condemnation des chevaliers du temple" (Par. 1813); Wilcke, „Geschichte des Tempelherrenordens" (Leipz. 1826. 2 Thle.). 63.

Tempelhoff (Georg Friedrich von), preußischer Generallieutenant, geb. zu Trampe in der Mittelmark im Jahre 1737, studirte zu Frankfurt a. d. O. und Halle mit vielem Eifer und glänzendem Erfolge die mathematischen Wissenschaften und trat beim Ausbruche des 7jährigen Kriegs in preußische Militairdienste. In dem Regimente des Generals Werthersheim machte er als Freicorporal den Feldzug in Böhmen (1757) mit, wurde aber im September desselben Jahres zur Artillerie versetzt. Er stieg nach und nach bis zum Lieutenant und nahm thätigen Antheil an den wichtigsten Schlachten und Belagerungen bis zum Frieden 1763. Im Frieden setzte er in seiner Garnison zu Berlin seine Studien eifrig fort und erlangte dadurch bald eine tiefe und umfassende Kenntniß auch der höheren mathematischen Wissenschaften, vorzugsweise aber der Geometrie. Nach dem baierischen Erbfolgekriege wurde ihm von Friedrich II. der Unterricht der fähigsten Infanterie- und Cavallerieofficiere der berlinischen und märkischen Inspection übertragen. 1782 ernannte ihn derselbe zum Major und Befehlshaber eines neuerrichteten Artilleriecorps und ertheilte ihm 1784 den Adel. König Friedrich Wilhelm II. übertrug dem verdienstvollen Manne gleich nach seinem Regierungsantritte das Amt eines Lehrers seiner beiden ältesten Prinzen in den mathematischen und militairischen Wissenschaften, ernannte ihn 1790 zum Obersten und 1791 zum Director einer Artillerieakademie, wozu T. selbst den Plan entworfen hatte. Auch ward T. Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Beim Ausbruche des Krieges mit Frankreich ernannte ihn der König zum Befehlshaber der ganzen Artillerie und 1795 zum Chef des 3. Artillerieregiments. Im Jahre 1802 avancirte T. zum Generallieutenant und wurde 1805 mit dem schwarzen Adlerorden decorirt. Wegen Altersschwäche versetzte ihn Friedrich Wilhelm III. noch in demselben Jahre in den Ruhestand. Er starb zu Berlin im Jahre 1807. Seine vorzüglichsten Schriften, die überhaupt mit vielem Beifalle aufgenommen wurden, sind: „Anfangsgründe der Analysis endlicher Größen" (Berl. 1769); „Anfangsgründe der Analysis des Unendlichen"; „Anleitung zur Algebra"; „Genaue Berechnung der Sonnenfinsternisse und Bedeckung der Fixsterne vom Monde"; „Bombardier prussienne" (1781. 8.), worin er das Bomben- und Granatwerfen auf bessere Grundsätze brachte. Die „Geschichte des 7jährigen Krieges in Deutschland" (1781—1801. 6 Bde. 8.), wovon die beiden ersten Bände eine berichtigte Übersetzung von Lloyd's Geschichte dieses Krieges sind, sein Hauptwerk, verräth tiefe Sachkenntniß und Unparteilichkeit und entwickelt umständlich und anschaulich alle Begebenheiten. T. hatte die größtentheils von Friedrich II. selbst erfundenen taktischen Bewegungen des preußischen Heeres zu einem Elementarwerke der Taktik gesammelt, dessen Herausgabe ihm aber vom Könige untersagt wurde. 61.

Tempĕra nennen die Maler überhaupt jede Flüssigkeit, mit welcher die trokkenen Farben vermischt werden, vorzüglich eine eigenthümliche Flüssigkeit, mit welcher man vor dem allgemeinen Gebrauche der Ölmalerei die Farben anrieb. Sie bestand in einem aus Eiweiß oder gekochten Pergamentschnitzeln bereiteten Leime, durch den zugleich das Gemälde einen eigenthümlichen Glanz erhielt. Späterhin verlernte man aber die Zubereitung und darum zeigen die späteren Gemälde keinen Glanz mehr. Doch fing man an ein besonderes Verfahren beim Malen mit dem

Digitized by Google

Ausdrucke T. zu bezeichnen, wobei man Leinwand über Holz zog, darüber einen dünnen Gypsüberzug machte und darauf die mit frischem Eiweiß angeriebenen Farben auftrug. Auch die Lackirer, Vergolder ꝛc. nennen das Überziehen ihrer Arbeit mit einem Leimwasser temperiren. Bei Miniaturgemälden bedient man sich jetzt zur T. häufig des Manna, des gummi arabicum oder auch des Honigs. 30.

Temperamente. So wie in der ganzen Natur kein Körper dem andern völlig gleich ist, so ist dieses auch mit den Menschen unter sich der Fall; ein jeder derselben besitzt gewisse Eigenthümlichkeiten, die ihn von allen anderen unterscheiden. Sie bezeichnen die Besonderheit, Individualität, eines Jeden und sind aus angeborenen Anlagen, die sich im Vorwalten gewisser Systeme und Organe aussprechen, hervorgegangen und durch Geschlecht, äußere Einflüsse, Klima, Nahrungsweise, Wohnort, erste Erziehung, Gewohnheiten u. dergl. m. mannigfaltig modificirt. Diese Eigenthümlichkeiten, die man die T. nennt, repräsentiren allerdings nicht das Bild der vollkommenen Gesundheit; denn diese ist nur eine einzige und kann nicht unter verschiedenen Modificationen erscheinen; da indessen eine relative Gesundheit innerhalb einer gewissen Breite möglich ist, so vermag sie allerdings unter den Erscheinungen zu bestehen, die die verschiedenen T. darbieten. Diese Eigenthümlichkeiten aber stellen sich im ganzen äußern Habitus, im Bau, in der Art, wie der Körper auf mannigfaltige Reize reagirt, so wie in den verschiedenen Äußerungen der Seelenthätigkeit dar. Obgleich sie, wie schon gesagt, bei einem Jeden verschieden sind und hiernach eigentlich ein Jeder sein eigenes T. hat, so besitzen sie doch gewisse Ähnlichkeiten, die uns erlauben die T. zu classificiren, ihnen besondere Namen beizulegen und einem Jeden sein Temperament zu bezeichnen, was nicht nur dem Menschenkenner als der erste Anhaltepunkt, von dem er in seinen Forschungen auszugehen hat, von Wichtigkeit ist, insbesondere aber den Arzt interessirt, der aus dem T. auf die einem Menschen eigenthümlichen Krankheiten und auf ihren Verlauf schließt. — Eine andere, als die hier dargelegte Ansicht hatten die Alten vom Ursprunge der T. Nach ihnen sind die organischen Körper als durch die Verbindung von verschiedenen Elementen entstanden, die sich einander temperiren. Wenn diese Elemente in richtigen Verhältnissen stehen, so geht daraus das temperirte oder vollkommene Temperament hervor; wenn dagegen unter ihnen Mißverhältnisse stattfinden, so macht dieß die eigentlichen oder gemischten T. aus. Die constituirenden Elemente des Körpers wurden das warme und das kalte, das trockene und das feuchte genannt. Sie bildeten vier Verbindungen, das warme mit dem trockenen, das warme mit dem feuchten, das kalte mit dem trockenen und das kalte mit dem feuchten; einer jeden von diesen Verbindungen entsprach das Vorherrschen eines Saftes, das der Galle der ersten, das der schwarzen Galle der zweiten, das des Blutes der dritten und das des Schleims der vierten; es gingen daraus die T. hervor: das gallige oder cholerische, das schwarzgallige oder melancholische, das sanguinische und das schleimige oder phlegmatische; jedes von diesen Temperamenten charakterisirte sich durch ein eigenthümliches äußeres Gepräge, einen besondern Zustand der physischen und moralischen Verrichtungen und eine eigenthümliche Gattung von Krankheiten. Diese Lehre der Alten stand Jahrhunderte hindurch im allgemeinsten Ansehn, bis ihr endlich bei weiterer Vervollkommnung der Medicin die triftigsten Einwürfe entgegengesetzt und sie von anderen Meinungen verdrängt wurde. So suchten z. B. die Humoralpathologen die Entstehung der T. im Blute, je nach dessen verschiedener Mischung sie die vier verschiedenen T. constituirten; anders verfuhren die Solidisten, die ein Vorherrschen des Kreislauf-, Leber-, lymphatischen ꝛc. Apparats zur Bildung der T. für erforderlich hielten. In neuerer Zeit haben mehrere Physiologen, wie Wrisberg, Hallé, Metzger, Rudolphi u. v. a. eine neue Eintheilung, wobei sie gewöhnlich mehr als vier T. annahmen, und neue Benennung derselben versucht, indessen damit wenig Eingang gefunden,

Digitized by Google

so daß immer noch die vier T. unter den Benennungen, die ihnen Galen beilegte, die bekanntesten sind, wobei wir allerdings die vorwaltenden Stoffe, aus denen sie die Alten entstehen ließen, nicht anerkennen, wohl aber ihrem Scharfblicke Gerechtigkeit widerfahren lassen, der sie in der Auffindung des Charakteristischen dieser T. leitete. Hiernach haben wir: 1) das sanguinische Temperament, das sich durch Zartheit der Textur, überwiegende Blutbereitung, reichliche Wärmeentbindung, große Reizbarkeit des Nervensystems, lebhafte Phantasie, schnell erwachende, aber leicht veränderliche Begierden zu erkennen gibt. Der Sanguiniker hat einen lebhaften Blick, ist leichtsinnig, liebenswürdig, munter, von Krankheiten disponirter zu Fiebern, Entzündungen, Blutflüssen, Krämpfen. 2) Bei dem cholerischen T. zeigt sich Derbheit der Faser, Vorwalten des Lebersystems. Der Choleriker zeigt feurige Augen, imponirenden Anstand, muskulösen Bau; er liebt Glanz und ist stolz; wird stark und heftig erregt; neigt sich zum Zorn, zum Haß; ist Egoist in hohem Grade; die Krankheiten, an denen er leidet, sind die der Leber, des venösen Systems, Schlagflüsse, Narrheit. 3) Bei dem phlegmatischen T. steht die Lebensthätigkeit auf einer niedrigen Stufe; das Zellgewebe ist vorwaltend, die Muskeln schlaff und schlecht genährt, der Körper aufgedunsen, Augen matt, der Puls langsam und weich, die Hände kalt und feucht; es fehlt an Phantasie und Enthusiasmus; es walten keine heftigen Leidenschaften vor; in Allem spricht sich Liebe zur Ruhe, zu einem gemessenen, nicht übereilten Handeln, zu einer sanften, nachgiebigen Behandlung Anderer, zur Zufriedenheit mit dem eigenen Geschicke aus; an Krankheiten sind Stockungen, Kacherien, Fetterzeugung die häufigsten. 4) Das melancholische Temperament kommt bei Leuten mit dickem, dunklem Blute und straffer Faser vor; sie zeigen einen festen, ruhigen Blick, einen sichern Gang, Gleichgültigkeit gegen unbedeutende Ereignisse, gegen rauschende Vergnügungen; besitzen eine ruhige Phantasie, die aber durch erhabene Gegenstände leicht geweckt werden kann; fassen langsam auf, halten aber fest, was sie einmal erfaßt haben; ihre Leidenschaften sind nicht heftig, aber tief und andauernd; sie haben wenig Sinn für Freundschaft, neigen zur Ängstlichkeit und zu trauriger Gemüthsstimmung; an Krankheiten sind sie zu Unterleibsübeln, zu Stockungen im Pfortadersysteme, Hysterie und Hypochondrie, Melancholie, die bis zum Selbstmorde steigen kann, geneigt. 39.

Temperatur oder physisches Klima eines Ortes nennt man den Zustand (Grad) der Wärme (oder Kälte) an der Oberfläche dieses Ortes. Sie hängt im Allgemeinen außer von der geographischen Breite auch noch von der Meereshöhe ab, da nämlich die Wärme ungefähr bei je 700 Fuß Meereshöhe um einen Grad abnimmt. Im Allgemeinen läßt sich über die verschiedene T. in verschiedenen Ländern Folgendes mit Zuverlässigkeit sagen: 1) Alle Beobachtungen zeigen, daß unter sonst gleichen Umständen die östlichen Küstenländer auf der nördlichen Halbkugel kälter als die westlichen sind. 2) Die südliche Hemisphäre ist in der Regel kälter als die nördliche, was besonders in den höheren Breiten stattfindet und dem um 8 Tage kürzern Sommer der südlichen Halbkugel und der dort gegen das Land überwiegenden Wassermasse zugeschrieben wird. 3) Amerika und Australien zeigen im Allgemeinen eine niedrigere T. als Europa, Asien und Afrika unter gleichen geographischen Breiten, weßhalb die Linien gleicher T., Isothermen genannt, nicht mit den Parallelkreisen zusammenfallen, sondern auf der Oberfläche der Erde sie als Schlangenlinien durchkreuzen. In der Regel steigen die Isothermen von der Ostküste Amerikas an aufwärts, erreichen im westlichen und mittlern Europa ihre größte Höhe und sinken dann wieder gen Osten hin. Wenn gleich übrigens die Sonnenstrahlen die nächste, wo nicht einzige Ursache der Wärme auf der Erde sind, so trifft doch die größte Hitze der Tages- und Jahreszeiten mit der größten Höhe der Sonne nicht zusammen. Allgemein kann man annehmen, daß die größte Hitze

Digitized by Google

des Tages zwiſchen 2 und 3 Uhr Nachmittags fällt, die größte Wärme des Jahres im Julius, die größte Kälte im Januar ſtattfindet. Auch fallen aus leicht begreiflichen Gründen die größten Temperaturänderungen nicht unter den Äquator, ſondern unter höhere Breiten, wie denn überhaupt die höchſten Temperaturen nicht nach demſelben Verhältniſſe wie die mittleren Temperaturen mit Zunahme der geographiſchen Breite abnehmen. — In der Muſik bezeichnet T. überhaupt den Zuſtand des Tonſyſtems, wie es in Bezug auf die Inſtrumente und auf die Schreibart durch Noten ſtattfindet; im Beſondern die Art der Stimmung eines Inſtruments, daß man einzelnen Tönen nicht ihre volle Reinheit gibt, ſondern ſie ſo ſtellt, daß ſie in den verſchiedenen Accorden gleichmäßig gebraucht werden können. 13. 30.

Tempeſta (Cavaliere), mit ſeinem wahren Namen Peter Molyn, bekannter Maler, ward 1643 zu Haarlem geboren und war der Sohn von Peter Molyn dem ältern, einem nicht unbekannten Landſchaftsmaler. Molyn brachte den größten Theil ſeines Lebens in Italien zu und fand an dem Herzoge von Bracciano einen großen Gönner, der ihn auch in den Ritterſtand erhob. Hinſichtlich ſeines Charakters genoß er nicht des beſten Rufes und namentlich iſt der Verdacht, daß er ſeine Frau, nach Andern ſeine Maitreſſe, habe ermorden laſſen, auf ihm laſtend geblieben. Er ſtarb zu Mailand 1701. Molyn malte Landſchaften und Thiere in großer Vollkommenheit; aber am Glänzendſten bewährte er ſein außerordentliches Talent in Seeſtücken und Seeſtürmen (daher der Zuname T.), worin er nur von Ludolph Backhuizen übertroffen worden iſt. 83.

Tempête (ſpr. Tangpäht), Sturmtanz, iſt ein Tanz, deſſen Muſik ſich im $\frac{2}{4}$ Tacte bewegt und ſeinen Namen von dem Durcheinanderwogen der tanzenden Paare hat. Sämmtliche Tänzer ſtellen ſich nämlich in Colonnen zu 2 Paaren hinter einander ſo auf, daß ſie 2 gleichſtarke ſich gegenüberſtehende Haufen bilden. Die beiden vorderſten Colonnen beginnen den Tanz, indem ſie ſich an einander nähern und in mehrfachen Verſchlingungen eine Tour vollenden, dann durch einander hindurch gehen und ſich zu den beiden folgenden Colonnen wenden, bis endlich ſämmtliche Tanzenden zugleich in Thätigkeit geſetzt ſind. Er iſt vollendet, wenn die Paare wieder an ihrem erſten Orte ſtehen. 30.

Temple (William), einer der ausgezeichnetſten engliſchen Staatsmänner, der ſich auch als Schriftſteller rühmlich bekannt gemacht hat, wurde in London geboren, beſuchte die Univerſität zu Cambridge, bereiſte von 1648 an Frankreich, Holland, Flandern und Deutſchland, kehrte 1654 nach Irland, wo ſeine Eltern damals lebten, zurück und beſchäftigte ſich nun beſonders mit philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien, da er unter Cromwell's Protectorat kein Amt annehmen wollte. Nach der Rückkehr Karl's II. auf den Thron wurde er zum Mitgliede der irländiſchen Convention gewählt und widerſetzte ſich als ſolches beſonders der die Freiheit der Einzelnen beſchränkenden Kopfſteuerbill. Im Jahre 1661 nebſt ſeinem Vater zum Repräſentanten der Grafſchaft Carlow erwählt trat er in das irländiſche Parliament ein und wurde im folgenden Jahre zum königlichen Commiſſarius deſſelben ernannt. Kurz darauf begab er ſich auf die Einladung mehrerer hohen Gönner nach London, blieb aber bis 1665 ohne Anſtellung, weil er jede andere außerhalb des Departements der auswärtigen Angelegenheiten verſchmähte, und erſt nach dem Ausbruche des Krieges gegen die Niederlande (1665) wurde er mit einer geheimen Sendung an den Biſchof von Münſter beauftragt, um dieſen in den Bund gegen die Holländer zu ziehen. Dem Gelingen dieſes Zwecks verdankte er ſeine Ernennung zum Baronet und zum Reſidenten am Hofe zu Brüſſel. Nach dem Frieden mit Holland bereiſte er die vereinigten Provinzen und lernte dort den Großpenſionair de Witt perſönlich kennen, deſſen Bekanntſchaft ihm von großem Nutzen war, als er 1667 nach dem Haag geſandt wurde, um ein Bündniß

Digitized by Google

gegen Frankreich (die später sogenannte Tripleallianz) zu Stande zu bringen. Vom Haag aus begab sich T. nach Aachen, vermittelte daselbst vorzüglich den Frieden zwischen Spanien und Frankreich (2. Mai 1668), erwarb sich durch diese Staatsgeschäfte einen ausgebreiteten Ruf und wurde zur Belohnung derselben von Karl II. zum englischen Gesandten im Haag ernannt, wo er mit de Witt und dem jungen Prinzen von Oranien in den vertraulichsten Verhältnissen lebte. Da aber unterdeß Karl II. durch Frankreichs Einfluß gegen die Tripleallianz gewonnen worden war, so wurde T. (1669) zurückgerufen, mit Gleichgültigkeit empfangen und ihm nach einiger Zeit der Auftrag ertheilt nach Holland zurückzukehren, um mit diesem Lande einen Friedensbruch zu bewerkstelligen. T. weigerte sich aber, diesen Auftrag zu übernehmen und zog sich von den Staatsgeschäften auf sein Gut Sheen bei Richmond und später nach Moorpark zurück, beschäftigte sich hier besonders mit wissenschaftlichen Gegenständen und der Landwirthschaft und arbeitete daselbst außer seinen „Observations on the United states" (1672. 8.) auch zum Theil seine „Miscellanies" (2 Bde. 8.) aus, ward aber, als sich darauf Karl II. genöthigt sah, den ungerecht begonnenen Krieg gegen die Niederländer den dringenden Forderungen des Volkes gemäß zu beendigen, beauftragt, mit dem spanischen Minister in London zu verhandeln. Nach dem Abschlusse eines Separatfriedens mit Holland wurde er 1674 als Gesandter zur Vermittelung des allgemeinen Friedens nach dem Haag geschickt, verweilte daselbst aber nur kurze Zeit und begab sich alsdann (1676) mit seiner Familie nach Nimwegen, um den Friedensverhandlungen daselbst beizuwohnen. Im folgenden Jahre vermittelte er die Vermählung des Prinzen von Oranien mit der Tochter des Herzogs von York (nachmaligen Königs Jakob II.) und ging alsdann aufs Neue nach dem Haag, um die verzögerte Räumung der spanischen Städte von Seiten Frankreichs im Vereine mit den Generalstaaten durchzusetzen; allein Frankreich verdankte der unsichern Haltung des englischen Ministerium nach dem unterdeß eingetretenen Abschlusse des nimweger Friedens den fernern Besitz des größten Theils jener Ortschaften. Im Jahre 1679 nach England zurückgerufen übernahm er das Amt eines Staatssecretairs, welches er schon früher einmal ausgeschlagen hatte. Da aber unterdeß der Unwille des Volkes und die Erbitterung der Parteien auf das Höchste gestiegen war, so schlug er zur Beilegung desselben dem Könige die Errichtung eines Staatsrathes aus 30 Personen vor, welche das Vertrauen beider Parliamentshäuser besäßen; allein die Genehmigung dieses Vorschlags vermochte die inneren Streitigkeiten blos auf kurze Zeit und nur zum Theil zu heben. Bei den Verhandlungen, welche sich hierauf im Parliamente über die Ausschließung des katholischen Thronfolgers erhoben, erklärte sich T. nicht nur gegen dieselbe, sondern auch gegen eine Einschränkung des zukünftigen Monarchen überhaupt als der Verfassung zuwider und überbrachte dem Parliamente die Antwort des Königs auf die Adresse des Unterhauses, worin derselbe gegen die Ausschließung seines Bruders für immer protestirte. Karl II. löste nun (1681) das Parliament auf und T., der sich mit großer Freimüthigkeit gegen diesen Schritt erklärte und deßhalb seiner Stelle als Staatsrath entsetzt worden war, entsagte seinem Sitze im Parliamente für die Universität Cambridge, welche ihn aufs Neue gewählt hatte und zog sich wieder auf seine Güter zurück. Unter der Regierung Jakob's II. bekümmerte er sich so wenig um die Staatsangelegenheiten, daß ihm selbst die wichtigsten Ereignisse vor ihrer allgemeinen Bekanntwerdung fremd blieben. Eine Einladung Wilhelm's III., die Stelle eines Staatssecretairs zu übernehmen, schlug er aus, allein dennoch zog ihn der König, der ihn oft besuchte, bei den wichtigsten Staatsgeschäften zu Rathe. T. starb im Jahre 1698 am Podagra. Auch als Staatsmann war er frei von Ehrgeiz und Eigennutz und zeichnete sich in seinem Privatleben durch Rechtschaffenheit und Biederkeit aus. Die Beschuldigungen gegen ihn als Atheisten sind ungegrün-

Digitized by Google

dit, nur legte er auf die verschiedenen äußeren kirchlichen Formen keinen Werth. Als Schriftsteller war er eine Zierde seines Zeitalters und Volkes. Außer den schon erwähnten geistvollen und äußerst wichtigen Schriften besitzen wir von ihm noch „Memoirs" (London 1709. 2 Bde.) und „Lettres" (Ebend. 1702—1703. 3 Bde.) ꝛc. Seine Werke erschienen zu London 1750 (2 Bde. Fol.) und Paris 1814 (4 Bde. 8.). — Vergl. über ihn: Luden, „Sir William Temple's Biographie" (Göttingen 1808). 81.

Templer nennen sich die Glieder eines Ordens, welcher im Jahre 1831 in Frankreich öffentlich als die „ursprüngliche Kirche Christi" (église chrétienne primitive) auftrat, seinen Ursprung auf die alten Tempelherren zurückführend. Die Geheimüberlieferung der T. über ihre frühere Geschichte gründete sich auf einige unter ihnen aufbewahrte Urkunden, deren neuerliche Bekanntmachung nicht ihr Entstehen, nur ihren öffentlichen Hervortritt bezeichnet, indem dieser Geheimorden schon zuvor, in Paris als Mittelpunkt, als geheime Loge bestanden hat. Laut der „goldnen Tafel" und des „Transmissionsacts" ist die allein wahre, urchristliche Kirche übergegangen in den Templerorden von dessen Entstehen an und hat sich auch nach seiner Aufhebung im Geheimen fortgesetzt. Die goldne Tafel vom Jahre 1154 zählt die Vorsteher (Patriarchen) der wahren christlichen Kirche von dem ersten Souverain pontife, dem Evangelisten Johannes, auf, welche seit Stiftung des Templerordens (1118) zugleich dessen Vorsteher gewesen seien. Der Transmissionsact, im Jahre 1324 begonnen, führt die Aufzählung von der Aufhebung des Ordens (1311) oder von Molay bis zur Einsetzung des gegenwärtigen Oberhauptes, eines Arztes, Bernard Raymond Faber, im Jahre 1804 fort. Solche Fortdauer des Tempelordens hat nichts Entscheidendes gegen sich, obwohl Thilo („Cod. apocr.", Lips. 1832. T. I. p. 819 sqq.) zu zeigen sucht, daß der Ursprung der heutigen T. von jenen früheren nicht abzuleiten, vielmehr erst nach dem Anfange des XVIII. Jahrh. zu setzen sei. Schon 1705 revidirte eine Versammlung T. die Ordensstatuten und in den Jahren 1808 und 1824 hielten die T. öffentlich die Todtenfeier Molay's. Im Jahre 1831 aber stellte sich die bisherige Geheimverbindung als Kirche auf, vielleicht als von der Regierung selbst begünstigtes Gegengewicht wider die demagogischen Associationen. Ihre Verfassung ist eine Hierarchie voll prangender Titel. Die Mitglieder heißen Leviten in 9 Rangstufen vom souverainen Patriarchalbischofe und von den bischöflichen Leviten bis herab zu den Leviten der Vorwacht oder den Waffenträgern. Das Costüm der T. besteht in einer weißen Tunica mit rothen Kreuzen und großen Schwertern in der Hand. Was ihre Lehre betrifft, so ist dieselbe die gewöhnliche neuplatonische Gnosis, gestützt auf die Dogmen von dem ewigen gottdurchdrungenen und gottoffenbarenden All und vom Aufschwunge des Geistes aus den körperlichen Räumen als den niedrigsten Stufen zum Mittelpunkte göttlichen Wirkens in der Gestalt des Logos, der in Christus sichtbar erschien. Die Quelle ihrer Lehre ist der dogmatische Theil des Levitikon (s. unten). Nach demselben ist die Geheimüberlieferung der allein wahren, von Gott durch menschliche Vernunft der Geweihten geoffenbarten Religion, einst schon niedergelegt in den Mysterien Ägyptens und Griechenlands, aus ersterem durch Moses zu den Hebräern gebracht, unter diesen ebenfalls als Geheimlehre fortgepflanzt, später entstellt, von Christus aber in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt worden, zu deren Bestätigung derselbe den Märtyrertod erduldet habe. Bei seinem Abscheiden von der Erde habe er seinem innigsten Vertrauten, dem Apostel Johannes, den Primat über die Kirche übertragen, von welchem er den Patriarchen und von diesen im Jahre 1118 den Großmeistern des Templerordens übergeben worden sei. — Der kirchlichen Trinitätslehre wird folgender allegorische Sinn untergeschoben. Gott, das unendliche Wesen, besteht aus 3 Mächten: dem Sein (Vater), der That (Sohn) und dem Bewußtsein

Digitized by Google

(Geist). Jeder Theil der Welt ist ein Theil Gottes, ohne jedoch Gott selbst zu sein. Vielmehr ist die Welt von Gott verschieden, aber ungeschaffen und göttlich. Alle heilige Gebräuche haben eine symbolische, also sacramentale Beziehung auf die Vergeistigung des Erdenlebens, ganz besonders drei, Taufe (als Symbol der Keuschheit und Heiligkeit), Abendmahl (als Symbol der brüderlichen Liebe) und Priesterweihe. Alle weltliche und geistliche Gewalt sollen durchaus geschieden, die Kirche in allem Weltlichen dem Staate unterwürfig, in allem Religiösen selbstständig sein. Dagegen sind alle Dogmen, außer denen von Gott und sittlicher Bestimmung, und die meisten Ritus irrig oder gleichgültig. — Die Gesammtquelle der Verfassung und Religionskenntniß der T. ist eine griechische Handschrift, „Leviticon" (Par. 1831; auch im 1. Bande von Thilo's „Cod. apocr." gegen Ende). Deren Inhalt bilden, neben der goldnen Tafel, theils ein apokryphisches Johannisevangelium, in welchem Wunder, Weissagungen, Auferstehung und alle Stellen ausgelassen sind, die auf den Vorrang Petri gedeutet werden können, theils eine Reihe von Verfassungs- und Religionsschriften, worunter auch eine Darstellung der christlichen Lehrsätze. Die Handschrift ist angeblich die Copie einer andern bei den Templern im Oriente aufbewahrten aus dem V. Jahrh., wahrscheinlich aber aus dem spätern Mittelalter (XIV. Jahrh.); so namentlich das Evangelium. Aus den übrigen heiligen Schriften der Christen ist nur das anerkannt, was sich nicht als Entstellung der Urreligion kund gebe. Jede Änderung der im Levitikon enthaltenen ächten Überlieferung der Urreligion ist schlechthin verpönt. — Vergl. „Manuel des Chevaliers de l'ordre du Temple" (Paris 1825. 12. Ed. 3.); „Eglise chrét. primitive; Lettre pastorale de M. l'évêque de Nancy" (Nancy 1832); W. Carové, „Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich" (Leipz. 1834. S. 160 — 177); Wilcke, „Die Templerei, das innere Wesen des alten und neuen Ordens der Tempelherren" (Leipz. 1835). 63.

Tempo ist in der Musik der technische Ausdruck für die Tactbewegung oder den Grad der Schnelligkeit, in welchem ein Tonstück ausgeführt werden soll. In der Notenschrift befindet sich daher die jedesmalige Angabe des Tempos unmittelbar zu Anfange eines jeden Tonstückes, wobei, um der größern Genauigkeit willen, wenigstens in der neuern Tonschrift die Angabe des Tactmessers (s. d. Art.) hinzugesetzt wird. So verschieden aber nun auch immer die einzelnen Benennungen sind, womit man die Tempos, die übrigens, wie in der Natur der Sache liegt, dem Charakter des Tonstücks conform sein müssen, zu belegen pflegt, so gibt es doch strenggenommen eigentlich nur 3 verschiedene Bewegungen und zwar 1) eine langsame; 2) eine schnelle und 3) eine zwischen den beiden ersten inneliegende, daher es auch klar vorliegt, daß die verschiedenen Benennungen sich nur auf die verschiedenen Grade dieser 3 Hauptbewegungen beziehen können. Die am Meisten vorkommenden Benennungen aber für 1) die langsame Bewegung sind: Largo, Lento, Grave, Adagio, Larghetto ꝛc. 2) Für die halb langsame, halb schnelle, oder mäßige Bewegung: Andante, Moderato, Andantino, Allegretto ꝛc. und 3) für die schnelle Bewegung: Allegro, Vivace, Presto, Prestissimo ꝛc. Sollen aber auch diese Tempos näher nüancirt werden, so braucht man nur die näheren Bestimmungen: poco, un poco (ein wenig), oder molto, assai (sehr), oder non tanto, non troppo (nicht zu sehr) ꝛc. hinzuzusetzen. Oft stehen auch statt dieser Angaben, wobei natürlich immer sehr viel auf den individuellen Geschmack des Dirigenten ankommt, noch bestimmtere, wie: tempo di minuetto, tempo di valse etc., worunter man den Grad der Bewegung verstanden wissen will, der bei der Menuet und dem Walzer ꝛc. stattfindet. Besonders zu beachten endlich ist auch die Gewohnheit, nach welcher in einem und demselben Tonstücke nicht selten

Digitized by Google

ſich verſchiedene Tempos finden, was dadurch bewirkt wird, daß, um wie in einem Gemälde die feineren Schattirungen anzubringen, das eigentliche T. des vorliegenden Tonſtücks an einzelnen Stellen durch eine ſchnellere oder langſamere Bewegung (im erſtern Falle mit accelerando, stringendo, im zweiten Falle mit ritardando, rallentando bezeichnet) unterbrochen wird. Iſt eine ſolche Stelle vorüber, ſo pflegt man über die Noten die Ausdrücke: tempo di prima, oder tempo primo zu ſetzen, um anzuzeigen, daß nun das frühere urſprüngliche T. wieder eintritt. 20.

Tempus (in der Mehrzahl Tempora), eigentlich die Zeit, heißt in der Grammatik ein eigenthümlicher mit dem Verbum (ſ. d. Art.) verbundener Begriff, welcher an demſelben unterſchiedliche Formen erzeugt. Da nämlich das Verbum überhaupt das Leben oder die Daſeinsäußerungen der einzelnen Gegenſtände bezeichnet, aber alles Leben an die Zeit gebunden iſt, ſo mußte ſich bald die Nothwendigkeit ergeben, den Begriff derſelben in der Rede zu berückſichtigen; da aber die Sprache als Product des denkenden Geiſtes nicht allein alle allgemeinen und oft wiederkehrenden Begriffe in beſondere Formen zu faſſen ſtrebt, ſondern auch dieſelben, in ſofern ſie als Vermittelungen der Verbindung der einzelnen Begriffe ſich zeigen, mit denjenigen Wörtern eng zu verbinden ſucht, welche ihnen am Nächſten ſtehen, wie dieß auch z. B. bei der Bildung der Caſus der Fall iſt; ſo mußte auch der Zeitbegriff in ſeiner Allgemeinheit ſich bald an das Verbum anſchließen und ſeine Bezeichnung an ihm verſchiedene Formen veranlaſſen. Es war hier aber vorzüglich ein doppelter Fall möglich: entweder daß man die Zeit nur als vermittelnden Begriff zwiſchen dem Sprechenden und dem dargeſtellten Ereigniſſe betrachtete und ſo die drei Formen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft annahm, oder daß man ihren Einfluß auf das Ereigniß ſelbſt zum Principe machte und nur vollendete und unvollendete Handlung unterſchied. Der erſtere Fall liegt den indo-germaniſchen Sprachen zu Grunde, der letztere den ſemitiſchen; doch haben auch die indogermaniſchen den letztern nicht ganz vernachläſſigt und darum ein Syſtem der Zeitformen erzeugt, welches in ſeiner Entwickelung viele Schwierigkeiten darbietet, wenn nicht beide Fälle ſtreng aus einander gehalten werden. Im Allgemeinen unterſcheiden dieſe Sprachen 3 Haupttempora nach den 3 Zeitperioden, Praesens, Praeteritum und Futurum, welche einfach das Zeitverhältniß des Ereigniſſes zu dem des Sprechenden oder zur Gegenwart überhaupt ausdrücken und welche deßwegen tempora absoluta heißen; aber ſie beachten auch eben dieſes Verhältniß wieder bei den Begebenheiten unter einander und müſſen da die Gleichzeitigkeit und die Ungleichzeitigkeit unterſcheiden, ſo daß eigentlich wieder 6 neue Tempora (tempora relativa) entſtehen, welche aber wegen ihres theilweiſen Zuſammenfallens mit den abſoluten Zeitformen ſich verringern, für die Gegenwart für ganz unnöthig gehalten worden ſind und für die Vergangenheit nur als ein T. der Gleichzeitigkeit (imperfectum) und der Ungleichzeitigkeit (plusquamperfectum), für die Zukunft als ein T. der Ungleichzeitigkeit (futurum exactum) ſich vorfinden. Dieſe 6 vorhandenen Tempora müſſen nun alle möglichen Beziehungen der Zeit ausdrücken; da deren aber eine viel größere Zahl ſind, ſo iſt die Nothwendigkeit eingetreten, daß jedes T. mehrere ſolcher Beziehungen in ſich vereinigt und ſelbſt die abſoluten Tempora unter einander häufig nur als relative gelten müſſen. Hierzu trat aber noch der ſich häufig aufdrängende Begriff der vollendeten und unvollendeten Handlung, da man aber deſſelben ſich nicht ganz deutlich bewußt ward, ſo verſchmolz er mit den übrigen Zeitformen und brachte beſonders in denen der Vergangenheit eine Unſicherheit des Gebrauchs hervor, welche die Griechen durch ihren Aoriſt nicht ganz zu heben vermochten. — Die ſlawiſchen Sprachen haben zwar die drei abſoluten Tempora, die relativen ſind aber entweder gar nicht oder nur zum Theil vorhanden und die Sprachen daher in dieſer Hinſicht noch wenig ausgebildet. — Einen

Digitized by Google

ganz eigenthümlichen Weg haben die semitischen Sprachen eingeschlagen, indem sie nur Vollendung und Nichtvollendung der Handlung als die Hauptgesichtspunkte aufstellten, daher sich um die 3 Hauptzeiten gar nicht kümmerten, sondern diese, wo nöthig, durch Partikeln bezeichneten, aber dafür auf die Bedeutung der Verba und ihr Verhältniß zum Zeitbegriffe überhaupt Rücksicht nehmen mußten und dadurch ein System der Tempora begründeten, das von den Grammatikern dieser Sprache noch nicht hinlänglich erkannt ist, woher die vielen Widersprüche in der Annahme der Grundbedeutung der Tempora dieser Sprachen stammen. 9.

Tenaille (spr. T'naij) oder Zangenwerk, s. Fortification.

Tenchterer, ein deutscher Volksstamm, welchen schon Cäsar kannte, fielen mit den Usipetern in Gallien ein, wurden aber geschlagen und mußten zu den Sigambren fliehen, daher sie sich bei Bonn und Köln setzten. Nach der Niederlage des Varus (bis dahin verschwinden sie aus der Geschichte) finden wir sie wieder in ihren früheren Sitzen, im südlichen Cleve, Recklinghausen, Essen, Berg und dem südwestlichen Theile von der Grafschaft Mark. Ihre Reiterei war ausgezeichnet und ihre Pferde, welche bei ihnen wie bei allen Deutschen göttlicher Verehrung genossen, berühmt. 82.

Tencin (spr. Tangsáng) (Claudine Alexandrine Guérin de), bekannte französische Romanschriftstellerin, ward 1681 zu Grenoble geboren und trat von ihren Eltern gezwungen als Nonne in das Kloster Montfleury bei Grenoble, brachte es aber endlich dahin, daß sie das Kloster verlassen und als Stiftsdame nach Neuville bei Lyon gehen durfte. Doch auch hier blieb sie nicht, sondern begab sich nach Paris, erwarb sich durch ihre Schönheit und ihren Geist zahlreiche einflußvolle Freunde und ward durch Fontenelle's Verwendung sogar vom Papste ihres Klostergelübdes entbunden. Nun lebte sie ganz den Freuden der Welt in Staats- und Liebesintriguen, verdankte ihren Vertraulichkeiten mit dem Regenten, Herzog von Orleans, und dem Cardinal Dubos das schnelle Avancement ihres Bruders, Pierre Guérin de T., der bis zum Cardinal und Erzbischof zu Lyon stieg und sogar einige Zeit Minister war, nahm mit diesem an den Speculationen Law's (s. d. Art.) Theil, wodurch sie ein großes Vermögen erwarb, mußte aber, da sie auf der Seite ihres Bruders als eifrige Vertheidigerin der Bulle unigenitus auftrat, einige Zeit nach Orleans ins Exil wandern, ward von Destouches (s. d. Art.) Mutter des berühmten d'Alembert (1717) und mußte später (den 22. April 1726) einige Zeit in die Bastille wandern, da einer ihrer Liebhaber sich auf ihrer Stube erschossen hatte und sie in Anklagestand versetzt worden war. Seit dieser Zeit ward ihre Lebensweise eine ganz andere. Sie versammelte nun die vorzüglichsten Geister der Hauptstadt um sich, unter denen vorzüglich Fontenelle und Montesquieu glänzten, bildete so den Mittelpunkt der feinen pariser Welt, deren Versammlung sie scherzend ihre „Menagerie" nannte, und stand selbst mit dem Papste Benedict XIV. in vertrautem Briefwechsel. Sie starb zu Paris den 4. Dec. 1749. Die Urtheile ihrer Zeitgenossen über ihren Charakter sind sehr verschieden; als Romanschriftstellerin aber vereinte sie Geist und Gefühl mit einer gebildeten Sprache, besonders in ihrem Hauptwerke: „Mémoires du Comte de Comminges", in welchem sie der Marquise de Lafayette (s. d. Art.) unbedingt an die Seite zu stellen ist. Sammlungen ihrer Werke erschienen unter dem Titel: „Oeuvres de Madames Tencin et Lafayette" (Par. 1786. 7 Voll. 12.), und diese zugleich mit 2 Romanen der Madame de Fontaine (Paris 1804. 5 Bde. 8.; 1808. 4 Bde. 8.; 1825. 5 Bde. 8.). 16.

Tenĕdos, eine kleine Insel des ägeischen Meeres, dem sigeischen Vorgebirge und dem Einflusse des Skamander gegenüber, war schon im Alterthume ihres vortrefflichen Weines und ihrer Töpferwaaren wegen berühmt und spielte im trojanischen Kriege eine wichtige Rolle, indem die Griechen hier sich verbargen und so

Digitized by Google

die Trojaner glauben machten, daß sie abgezogen seien. Die Einwohner waren Äolier. Die Insel gehörte im Mittelalter den Venetianern, denen sie aber die Türken 1637 für immer abnahmen. Sie heißt jetzt bei den Türken Bogdscha, hat 7000 Einw. und 2 Castelle und bildet den Schlüssel zu den Dardanellen. Noch ist der dasige Muskatellerwein sehr berühmt. Die Hauptstadt Bogdscha mit 2000 Einw. ist Sitz eines griechischen Bischofs. 37.

Teneriffa, s. Canarische Inseln.

Teniers (spr. T'nieh) (David), berühmter Maler, geb. im Jahre 1582 zu Antwerpen, war anfangs ein Schüler von Rubens und versuchte sich nach dem Vorbilde dieses Meisters nicht ohne Glück in größeren Gemälden. Als er aber zu seiner weitern Ausbildung nach Rom kam, wurde er mit Adam Elzheimer bekannt, dessen Manier er bei kleineren Darstellungen befolgte. Nach einem Aufenthalte von 10 Jahren kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er im Jahre 1649 starb. Seine Gemälde stellen Gegenstände des gemeinen Lebens dar, denen er durch correcte Zeichnung und einen geistvollen Pinsel Wahrheit und Leben zu geben wußte. Er hinterließ zwei Söhne, Abraham und David, von denen der erstere sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhob, der letztere aber, genannt David T. der jüngere, geb. 1610 zu Antwerpen, seinen Vater bei Weitem übertraf. Er genoß zunächst den Unterricht seines Vaters, suchte aber durch das Studium und die Nachahmung anderer großen Meister, wie Rubens, Tintoretto, Salvator Rosa u. A. sein Talent vielseitiger auszubilden. Bald hatte er es in letzterer zu einer so erstaunlichen Fertigkeit gebracht, daß es selbst Kennern schwer wird, seine Copien von den nachgeahmten Originalen zu unterscheiden. Von jetzt an beschloß T. nur die Natur nachzuahmen und begab sich in dieser Absicht nach Perck, einem Dorfe zwischen Mecheln und Antwerpen. Hier machte er Alles, was nur auf dem Lande vorzufallen pflegt, Feste, Märkte, Schlägereien, zum Gegenstande seines Pinsels; auch herumziehende Musikanten und Marktschreier, Alchymisten und die Versuchung des heiligen Antonius mit immer neuen Veränderungen gehörten zu seinen Lieblingsdarstellungen. Sein Landhaus wurde der Vereinigungspunkt von Künstlern und Gelehrten, die sich durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters und das Geistreiche seines Umganges angezogen fühlten; selbst Johann von Östreich verschmähte es nicht, seinen Unterricht zu suchen. Fürsten beeiferten sich mit seinen Arbeiten ihre Gallerien zu schmücken, und nur der einzige Ludwig XIV. machte hiervon eine Ausnahme. Allgemein geachtet starb dieser große Künstler im Jahre 1694 zu Brüssel. Er war im Jahre 1644 zum Director der Akademie zu Antwerpen ernannt worden. — T. arbeitete mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelle, woher es kommen mag, daß mehrere seiner Bilder in einen zu hellen Ton fallen. Dennoch vermißt man an seinen Gemälden nicht Correctheit der Zeichnung und Genauigkeit der Ausführung. Nichts übertrifft aber die Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdrucks im Gesichte seiner Figuren; Niemand hat die feinen Nüancirungen der Physiognomie nach dem individuellen Charakter und den besonderen Leidenschaften der Personen so treffend darzustellen verstanden, als dieser ausgezeichnete Meister. Nur den Hintergrund seiner Gemälde, wozu er gewöhnlich die Gegend seines Aufenthaltsortes wählte, trifft der Tadel einer gewissen Einförmigkeit. Die meisten Gallerien Deutschlands, Hollands und Englands besitzen Arbeiten von T., die durch zahlreiche Kupferstiche verbreitet sind. Man hat auch eine Beschreibung der Gemäldesammlung des Erzherzogs Leopold von ihm unter dem Titel: „Davidis Teniers theatrum pictorium“ (Antwerp. 1658. 1660. 1684. Fol.), wozu er die Zeichnungen geliefert hat. 83.

Tennemann (Wilhelm Gottlieb), geb. zu Kleinbrembach bei Weimar, seit 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie zu Jena und seit 1804 ordentlicher Professor zu Marburg, wo er 1819 starb, hat sich weniger als speculativer

Digitized by Google

Philosoph (hier existirt von ihm das Schriftchen „De quaestione metaphysica, num sit subjectum aliquod animi a nobisque cognosci possit. Accedunt quaedam dubia contra Kantii sententiam", Jen. 1788. 4.), als vielmehr durch seine philosophisch-geschichtlichen Arbeiten bekannt gemacht, welche theils einzelne Stoffe behandeln („Lehren und Meinungen der Sokratiker über Unsterblichkeit", Jena 1791. 8.; „System der platonischen Philosophie", Leipz. 1792—1795. 4 Bde. 8.; „Über den göttlichen Verstand" [bei Plato] in Paulus' Memor. I. 2. u. a.), theils das Ganze der Geschichte der Philosophie. Sein großes und bekanntes, hierher bezügliches Werk: „Geschichte der Philosophie" erschien von 1798—1819 in 11 Bänden, ohne vollendet zu sein. A. Wendt unternahm eine neue Ausgabe desselben, wovon der 1. Band Leipz. 1829 herauskam. Daneben gab er auch einen „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (Leipz. 1812. 8. 2. Ausg. 1816. 8.) heraus, der besonders in seiner Umgestaltung durch A. Wendt (vermehrte u. verbesserte 3. Ausg. bis 1820. 5. Ausg. 1829) für ein übersichtliches Studium des Gegenstandes sehr zweckmäßig eingerichtet ist. — T. hat als Geschichtschreiber der Philosophie das unbestrittene Verdienst einer fleißigen und ziemlich vollständigen und genauen Sammlung und Zusammenstellung der Materialien und mag daher für Alle, welche die philosophischen Systeme möglichst tief erfassen wollen, ohne doch die Schriften der Philosophen selbst zu studiren, von nicht geringem Werthe sein. Nur muß man den philosophischen Blick zu diesem Studium schon mitbringen, um sich den von T. gebotenen Stoff selbst zu verarbeiten und zu ordnen; denn erstlich fehlt bei ihm fast ganz die dialektische Entwickelung, sowohl der einzelnen Gedanken, als der ganzen Systeme, und wo er eine solche gibt, da ist sie mehr geeignet zu verwirren, als aufzuklären, indem sie vom Standpunkte des Kriticismus geschieht, dem T. huldigt, nicht aus dem Geiste des zu erklärenden Philosophen selbst; wie denn auch die Kritik der früheren Systeme nicht eine dialektische Fortführung derselben auf einen höhern Standpunkt, sondern eine Abwägung nach kritischen Principien und Formen ist, ein fernerer, sehr störender Fehler des übrigens so verdienstlichen Mannes. Auch noch auf eine andere mehr mittelbare Weise hat T. für die Geschichte der Philosophie gewirkt, durch seine Übersetzungen nämlich. Von diesen erschien: Hume's „Untersuchung über den menschlichen Verstand, nebst Abhandlung über den philosophischen Skepticismus von Reinhold" (Jena 1793. 8.); Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand mit einigen Anmerkk. und einer Abhandlung über den Empirismus in den Philosophie" (Jena 1795—1797. 3 Thle. 8.); Degerando's „Vergleichende Geschichte der Systeme der Philosophie; mit Rücksicht auf die Grundsätze der menschlichen Erkenntniß" (Marb. 1806—1807. 2 Bde. 8.). Von seinen vielen kleineren Aufsätzen in Zeitschriften gehört hierher besonders: „Revision der Bearbeitung der Geschichte der Philosophie in den letzten 3 Quinquennien des XVIII. Jahrh." (in den Ergänzungsblättern der „Allgemeinen Literaturzeitung" 1801. S. 81—147). Vergl. „Wagneri memoria Tennemanni" (Marb. 1819. 4.) und Creuzer, „Rede am Grabe Tennemann's" (Marb. 1819. 8.). 80.

Tennesee, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Tennstädt, ein Städtchen im Regierungsbezirke Erfurt der preußischen Provinz Sachsen, mit ungefähr 2800 Einw., hat eine erdig-salinische Schwefelquelle, welche etwa seit 30 Jahren benutzt wird. Die Temperatur des Wassers ist 9° R. und dieses selbst von Trommsdorf analysirt worden. Vergl. dessen: „Die Schwefelquellen zu Langensalza und Tennstädt in Thüringen" (Erfurt 1812). 37.

Tenor, franz. taille; ital. tenore, ist diejenige der 4 Hauptgattungen der menschlichen Stimme, welche zunächst an die tiefste Stimme oder an den Baß grenzt. Der gewöhnliche Umfang der Tenorstimme erstreckt sich von dem kleinen

Digitized by Google

c oder d bis zum eingestrichenen g oder a, seltener bis zum zweigestrichenen c. Auch gelingt es einem Tenorsänger nur selten, höhere Töne als das eingestrichene g rein zu singen. Die Tenorstimme ist übrigens nur dem männlichen Geschlechte von reiferm Alter eigen, entwickelt sich nach der Pubertät und empfiehlt sich vorzüglich dadurch, daß sie die zartesten und feinsten Empfindungen des männlichen Charakters auf eine Weise auszudrücken vermag, die fast zauberisch auf unser Innerstes wirkt und unter allen Arten der menschlichen Stimme die größte Kraft auf das Gefühl des Zuhörers äußert. Indeß bleiben gute Tenorstimmen immer sehr selten, zumal da bei vorschreitendem Alter die männliche Stimme in der Regel diese Höhe, die der Tenor verlangt, verliert und in den Baß übergeht. Noch seltener ist der Soletenor, bei welchem nicht nur eine größere Höhe, sondern auch eine bedeutendere Tiefe als beim gewöhnlichen T. verlangt wird. Aber eben wegen dieses seltenen Reizes der Tenorstimme wird ein guter Tenorist fast durchgängig am Meisten gesucht. Im gewöhnlichen vierstimmigen Gesange ist der T. endlich die zweite Mittelstimme, im Männerquartett dagegen als erster Tenor die Hauptstimme und als zweiter T. die höhere Mittelstimme. Bei der Instrumentalmusik vertritt die Viole die Stelle des Tenors, daher auch in Singstücken mit Instrumentalbegleitung der T. gewöhnlich von der Viole unterstützt wird. 20.

Tenzel (Wilhelm Ernst), ein berühmter Literator des XVII. Jahrh., ward den 12. Juli 1659 zu Greußen in Thüringen geboren, studirte seit 1677 zu Wittenberg, ward 1683 Adjunct der philosophischen Facultät daselbst, zog sich aber kurz darauf nach Arnstadt zurück und ward 1685 Lehrer am Gymnasium zu Gotha, Aufseher des Münzcabinets und der Kunstkammer daselbst und 1697 Historiograph der sächsisch-ernestinischen Linie, ging 1702 als churfächsischer Rath und Historiograph nach Dresden, mußte aber schon 1703 seine Stelle niederlegen und starb den 24. Nov. 1707 in großer Dürftigkeit. Er galt seinen Zeitgenossen für ein Wunder von Gelehrsamkeit und hat eine Menge Schriften hinterlassen, unter denen jedoch seine „Monatlichen Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern" (Leipz. 1689—1698. 10 Bde. 8.) als erste deutsche Literaturzeitung seinen Namen der Nachwelt vorzüglich erhalten haben. 16.

Tenzonen, s. Provençalische Literatur.

Teplitz, Teplice, Teplicze, eine Stadt und Hauptort einer fürstlich Clary'schen Herrschaft in einem reizenden Thale des Kreises Leitmeritz, unter 30° 38′ 16″ N. Br. und 31° 29′ 4″ L., hat 400 Häuser, 2500 Einw., welche sehr gewerbthätig sind, 3 Plätze, ein Schloß mit schönem Garten, Kirche, 3 Militairhospitäler für Soldaten von Preußen, Östreich und Sachsen, Krankenhäuser, einige mildthätige Anstalten, als: das fürstlich Clary'sche Armenhaus, das John'sche Institut für 36 Kranke ꝛc., ein Theater und einige ausgezeichnete Gebäude, als das vom Kaiser Alexander erbaute goldene Kreuz, den Gartensaal, die Decanatskirche, das Stadtbad, Rathhaus, die Kreuzkapelle mit dem Kirchhofe ꝛc. Die Stadt ist auf allen Seiten mit höheren und niedrigeren Hügeln umgeben, worunter der Schloßberg im Osten und der Wachholderberg im Südwesten die höchsten sind. An sie grenzt unmittelbar das Dorf Schönau. T. ist durch seine warmen Bäder weltberühmt, 84 an der Zahl, die 11 verschiedene Quellen benutzen. Diese zerfallen nach der Temperatur und Lage in die Heilquellen der Stadt, der Vorstadt und des Dorfes Schönau. In der Stadt befinden sich 2 Quellen, als: die Hauptquelle oder der Ursprung, welche im tiefsten Punkte der Stadt aus Syenitporphyr hervorbricht, 39,5° R. hat, in 24 Stunden 19,304 Cubikfuß gibt und die 12 ersten Specialbäder des Stadtbades, die 3 Judenbäder, die 9 Specialbäder im Fürstenhause, das Gürtlerbad und zum Theil das Sandbad mit Wasser versorgt, und die Frauen- oder Weiberbadquuelle von 36° R. Die Vorstadt hat 3 Quellen, als: 1) die Frauen- oder Weiberbadquelle (33,25° R.

Digitized by Google

im Badebecken), die das Frauenbad und einige fürstliche Bäder im Herrenhause mit Wasser versieht; 2) die Sandquelle (36° R.), welche nicht gefaßt ist, aus dem Sande hervorquillt und das für Männer bestimmte Gemeinbad nebst dem Fürstenbade mit Wasser versorgt; 3) die Gartenquelle, welche 3 Quellen in sich faßt, die Trinkquelle (21,3° R.), die Badequelle (21° R.) und die Augenquelle (20,75° R.), die in das Herrenhaus fließen und den daselbst befindlichen Bädern kühles Wasser geben. Sie befinden sich hinter dem Herrenhause, sind in 3 Reservoirs gefaßt und von einem tempelartigen Gebäude eingeschlossen. In Schönau trifft man 6 Quellen, als: 1) die des Steinbades (30° R.), welches 1800—1801 erbaut ist, im tiefsten Theile des Orts liegt, in das Männer- und in das Frauenbad zerfällt und 24 Specialbäder enthält; 2) die des Tempelbades, eine 1806 erbaute Rotunde mit 6 angenehmen Bädern; 3) die erst 1822 gefaßte Wiesenquelle (25,5° R.); 4) die des Gemeinsambades, dem Steinbade gegenüber, für das Militair und gemeine Leute bestimmt; 5) die des Schlangenbades, mit 8 Bädern, seit 1820 eingerichtet; 6) die des Schwefelbades. Trinkanstalten gibt es bei dem Stadtbade, Schwefelbade und bei der Gartenquelle, welche letztere eine seit 1834 geschmackvoll erbaute Wandelbahn und eine allgemeine Trinkanstalt für Mineralwasser enthält. Alle diese Quellen scheinen vulcanischen Ursprunges zu sein, welche Vermuthung dadurch bestätigt wird, daß bei dem am 1. Nov. 1755 zu Lissabon erfolgten Erdbeben die Hauptquelle sich trübte, eine halbe Stunde hindurch dunkelgelb quoll, ziemlich eine Viertelstunde völlig wegblieb, hierauf dick und gelbgefärbt mit großer Kraft wieder herausströmte und nach einer halben Stunde wieder ganz klar, wie früher floß. Die Heilkraft des teplitzer Wassers als ein eigentliches Bad gründet sich besonders auf die Wirkung seiner natürlichen Wärme mit der seiner flüchtigen Bestandtheile, der Kohlensäure, verbunden und durch eine eigenthümliche Mischung von Salzen unterstützt. Es wirkt dadurch elektrochemisch auf den menschlichen Körper ein und zwar sehr durchdringend, erregend, auflösend, zersetzend, gelind eröffnend und harntreibend und bewährt sich vorzüglich in chronischen Rheumatismen aller Art, in der Gicht und den durch dieselbe entstandenen Gelenkgeschwülsten und Verhärtungen, in örtlicher Schwäche, bei Lähmungen, Contracturen, Wunden, krampfhaften Zuständen und Nervenkrankheiten, bei weiblichen Übeln, bei Verstockungen der Eingeweide, Hypochonderie, Steinschmerzen, Hautausschlägen, Flechten ꝛc. Getrunken wird das Wasser, um die Wirkung des Bades zu befördern, bei Säuren, Schleim und Galle im Darmcanale, bei Stockungen von geringem Grade der Baucheingeweide, bei Lymph- und Drüsensystemen, Hämorrhoidalbeschwerden, chronischen Schleimflüssen der Lunge, der Blase und des Mastdarmes, bei der anomalen Gicht, Steinschmerzen, bei verschiedenen weiblichen Übeln, bei Anlage zur Hypochonderie und Hysterie, und in krampfhaften und convulsivischen Nervenkrankheiten. Nachtheilig ist der Gebrauch dieser Bäder in der Schwindsucht, Wassersucht, abzehrenden Fiebern, bei Wechselfiebern, Blutbrechen, Bluthusten und Blutflüssen. Die Zahl der Curgäste beläuft sich jährlich auf 4—5000, unter denen sich der König von Preußen, als Graf von Ruppin, stets befindet. Die Umgebungen dieser Stadt sind sehr romantisch und die 590 Fuß lange Allee im großen schönen Schloßgarten ist in den Morgenstunden der Versammlungsort. Die besuchtesten Orte sind: der bekannte Wallfahrtsort Mariaschein, das Bergstädtchen Graupen, die Burg Geiersberg, Kloster Osseg, Dux mit dem gräflich Waldstein'schen Schlosse, Kulm mit dem Wahlplatze und den Denkmälern der Schlacht, die Stadt Brix, Bilin und der hohe Milleschauer. Man setzt die Entdeckung der Quellen von T. in das Jahr 762 unter Herzog Przemisl. Die Stadt ward nach und nach ein Eigenthum der Kolostug's, Wrzowecze und Kinsky's. Der Graf Wilhelm Kinsky wurde 1634 mit Wallenstein in Eger ermordet und

Digitized by Google

seine eingezogenen Güter erhielt der Feldmarschall Altringer, und als dieser starb, fielen sie an dessen Schwestersohn, Max Johann von Clary, und seit dieser Zeit ist die Familie von Clary und Altringen in Besitz dieser Herrschaft und Stadt geblieben. 1589 wurde T. zum Curorte eingerichtet, 1712 badete hier der Czar Peter der Große im Männerbade und 1720 standen schon die 3 Judenbäder. 1793 ward die Stadt durch Feuer zerstört, aber schon 1795 freundlich wieder erbaut. Von dieser Zeit an verschönerte und vergrößerte sich T. und gewann durch seine Bäder großes Ansehen und Vortheile. Im Jahre 1813 versammelten sich hier die 3 verbündeten Monarchen, welche am 9. Sept. die Allianztractate gegen Napoleon abschlossen. Im September 1835 hielten in T. der Kaiser von Rußland, von Östreich und der König von Preußen eine Zusammenkunft und gründeten am 29. Sept. das Denkmal des Generals Ostermann auf dem Schlachtfelde von Kulm. 71.

Teppiche sind ursprünglich ganz einerlei mit Tapeten (s. d. Art.); doch hat der Gebrauch der ersteren als Decken über Meubles, Betten u. dergl. diese von den letzteren, welche man meist nur zum Decoriren der Wände gebraucht, unterschieden und die T. kommen daher ausschließlich gewirkt vor. Sie sind gewöhnlich von Wolle, Baumwolle, Kameelhaar oder Seide, selten Leinen, und werden am Kostbarsten in der Levante, der Türkei und Persien verfertigt; doch liefern auch die französischen und niederländischen Fabriken schöne Waaren, besonders in den Fabriken der Gobelins, der Savonnerie ꝛc. Auch Italien liefert deren von vorzüglicher Güte. In Deutschland sind die tyroler T. aus dem Pusterthale am Bekanntesten, doch werden ein großer Theil derselben in Würtemberg verfertigt. 30.

Teptjären, Teptjaren, Teptären, Tepteri sind eine Völkerschaft in Rußland, besonders in der Statthalterschaft Orenburg, von finnischer und tatarischer Abkunft und ein vermischter Haufen von Tscheremissen, Tschuwaschen, Wotjäken und Tataren, gegen 200000 Köpfe stark. Sie sind meist ansässig, treiben einige Gewerbe, beschäftigen sich mit Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, Jagd und sind Christen, Muhammedaner und Schamanen. Sie zahlen an die Krone je 80 Kopeken Kopfgeld und nehmen 42 Pud Salz von derselben, sind von der Rekrutirung frei und stellen jährlich 400 Mann zum Schanzen an der orenburgischen Linie. 71.

Terburg (Gerhard), berühmter Maler, geb. 1608 zu Zwoll von guter Familie, erlernte die Anfangsgründe der Malerei bei seinem Vater und machte spätethin eine Reise durch Deutschland und Italien, auf der er für seinen Pinsel volle Beschäftigung fand. In Rom lernte ihn der spanische Gesandte, Graf Pigoranda, kennen und bewog ihn, ihm nach Madrid zu folgen. Hier malte er die Glieder der königlichen Familie und die angesehensten Hofleute und würde in Rücksicht der besondern Achtung und Gunst des Königs und anderer Vortheile Madrid nicht so bald verlassen haben, wenn er nicht wegen einiger Galanterien die Rache spanischer Eifersucht hätte fürchten müssen. Er hielt aus diesem Grunde seine Entfernung für gerathen, begab sich nach London, von da nach Paris und kehrte endlich nach langer Abwesenheit in sein Vaterland zurück, wo er 1681 als Mitglied des Rathes zu Deventer starb. — T. wählte die Gegenstände zu seinen Gemälden aus dem Privatleben; sein Colorit ist klar und geschmolzen, die Behandlung leicht, doch fleißig; und wenn auch die Zeichnung nicht immer vollkommen correct ist, so verfehlt doch nicht leicht die Anmuth, Einfachheit und Natürlichkeit seiner Compositionen ihren Zauber auf den Beschauenden auszuüben. Besonders schön ist die Draperie und täuschend die Nachahmung des Atlasses. Als sein gelungenstes Werk wird die Darstellung der auf dem münsterschen Congresse 1648 versammelten Gesandten betrachtet, welche sich gegenwärtig auf der Burg in Nürnberg befindet.

Digitized by Google

Von van Snyderhof hat man davon einen jetzt sehr gesuchten Kupferstich. Fast alle bedeutende Gallerien besitzen Stücke von ihm. 83.

Terceira, s. Azoren und Villafloe.

Terentianus Maurus, ein didaktischer Dichter aus der spätern römischen Zeit, wahrscheinlich aus Carthago gebürtig, lebte in Rom und war ein Zeitgenosse des Dichters Martialis (s. d. Art.). Daß er ein Mann von großen Kenntnissen, namentlich im Felde der Literatur war, beweist hinlänglich sein Werk, betitelt: „De literis, syllabis, pedibus et metris", in welchem er mit großer Gelehrsamkeit nach besseren Mustern eine Prosodie und Verslehre in Versen darstellt. Es befindet sich dieses Gedicht in Putschii „Grammat. lat." p. 2383 sqq. und Wernsdorfii „Poet. lat. minor." Die beste Ausgabe ist die von Laur. Santenius begonnene und von D. J. van Lennep vollendete (Traj. ad Rhen. 1825. 4.). 20.

Terentius Afer (Publius), einer der besten römischen Komödiendichter, war aus Carthago gebürtig (192 v. Chr.) und wahrscheinlich schon in seinem Vaterlande durch griechische Wissenschaft gebildet worden. Er kam dann als Sklave des römischen Senators Terentius Lucanus nach Rom, der in ihm das noch schlummernde Genie erkannte und ihn, um dasselbe frei ausbilden zu können, freiließ. Auch lebte T. seitdem allein der Wissenschaft, fing an zu dichten und ward in kurzer Zeit der gefeiertste Dichter Roms, und dadurch der Freund und Liebling vieler vornehmen Römer, namentlich des P. Cornel. Scipio Africanus und des C. Lälius. Daß aber diese beiden Männer den T. bei der Ausarbeitung seiner Komödien unterstützt haben, bleibt blos eine unbegründete, von neidischen Nebenbuhlern verbreitete Sage, wenn auch in einzelnen Stücken und namentlich in der vollendeten Nachahmung des höhern römischen Gesellschaftslebens jene beiden Männer dem T. rathend zur Seite gestanden zu haben scheinen. Ungeachtet der vielfachen Anfeindungen aber, die T. vorzüglich von neidischen Dichterlingen seiner Zeit zu erdulden hatte, hielt er sich dennoch; ja er hatte das Glück, seine Komödien gut bezahlt zu bekommen, wovon er sich endlich ein eigenes Haus kaufte. Wahrscheinlich um neue Materialien zu seinen poetischen Arbeiten zu sammeln, verließ er im Jahre 160 Rom und ging nach Griechenland, starb aber schon das Jahr darauf (159) in Arkadien entweder bei oder nach einem Schiffbruche, bei dem seine in Griechenland zusammengebrachten Sammlungen zu Grunde gegangen waren. Von seinen Komödien, deren er übrigens wahrscheinlich mehr geschrieben hat, sind uns 6 erhalten: „Andria", „Heautontimorumenos", „Eunuchus" (diese sind nach Menander gebildet), „Phormio" (nach Apollodorus), „Hecyra" (nach Apollodorus und Menander) und „Adelphi" (nach Diphilus und Menander). Sie sämmtlich sind in einer reinen und musterhaften Sprache geschrieben, zeugen von einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und empfehlen sich durch vollendeten Versbau so wie durch eine kunstmäßige Durchführung eines bestimmten Planes, wiewohl sie, ungeachtet ihrer großen Feinheit, eben weil sie blos Nachbildungen sind, den Komödien des Plautus (s. d. Art.) nachstehen. T. ist übrigens einer derjenigen Schriftsteller, der fast zu jeder Zeit Leser fand, ja der sogar unter allen römischen Schriftstellern allein sich auch im Mittelalter erhielt und in den Schulen gelesen wurde. Eben so zahlreich waren auch von jeher seine Erklärer, deren es z. B. schon mehrere unter den römischen Grammatikern gab. Diese waren: Helenius Acro, Flavius Caper, Annäus Cornutus, Valerius Probus und Älius Donatus, von welchem letztern jedoch allein sich eine unvollständige Sammlung über 5 Komödien („Heautontimor." fehlt) erhalten hat. Aus dem X. Jahrh. besitzen wir noch, zwar aus älteren Werken, aber ohne verständige Wahl, entlehnte Scholien vom Eugraphius, der unter Otto III. lebte. Ein späterer Erklärer war Calpurnius Brixiensis zu Ende des XV. Jahrh. Die Ed. pr. erschien s. l. et a.

Digitized by Google

(um 1470) Fol.; dieser folgten in kurzer Zeit 3 andere ebenfalls s. l. et a.; alle 4 aber dadurch bemerkenswerth, daß sich in ihnen keine Versabtheilung findet, die erst um 1472 beginnt. Die ältesten Ausgaben nach diesen sind von Bened. Philologus (Florent. Ph. Junta 1503. 8. Venet. Aldus 1517); Rob. Stephanus (Par. 1529 und öfter); Des. Erasmus (Basil. 1532); Muretus (Venet. 1555. ed. nov. 1558. 8. öfter, vorzüglich schätzenswerth durch ihre kritischen und erklärenden Anmerkk.); Pet. Victorius (Florent. 1565. 8.); Lindenbrog (Par. 1602. 4., enthält die Commentare der Alten und die eigenen Anmerkungen des Verfassers) u. m. a. Epoche machte die Ausgabe von Rich. Bentley (Cantabr. 1726. 4. em. rep. Amstelod. 1727. 4. Lips. 1791. 8.), der zuerst über die Metra des T. Aufschluß gab. Andere ebenfalls schätzenswerthe Ausgaben sind von A. H. Westerhofius (Hag. Com. 1727. 2 Voll. 4.); Stallbaum (Lips. 1830 sqq.); Zeune (Lips. 1774. 2 Voll. 8.); Brunck (Argent. 1797. 4.); Perlet (Lips. 1821. ed. nov. 1827. 8. u. m. a.). Wohl zu beachten sind außerdem auch Gronovii notae in Terentium (Oxon. 1780. 8. Lips. 1833. 8.) und Dav. Ruhnkenii in P. Ter. com. dictata cur. L. Schopeni (Bonn. 1825. 8.). Gute Biographien des T. schrieben Gyraldus in der „Historia poetarum" (Basil. 1545. p. 889) und Sagittarius (Altenb. 1761). Eben so zahlreich wie die Ausgaben des Urtextes des T. sind auch die Übersetzungen, obschon keine einzige allen Anforderungen, die man an eine gute Übersetzung macht, entspricht. Die besten deutschen Übersetzungen sind von Hein, Reide, Schmieder, Roos und vorzüglich von Kindervater (Leipz. u. Jena 1790. 1800. 2 Bde.) und Köpken (unvollendet, Leipz. 1805), am Wenigsten gelungen die von von Einsiedel (Leipz. 1802). In das Französische übersetzten den T. Dacier (Par. 1688) und Monnier (Par. 1771); in das Italienische Gagliardi (Lips. 1621), Fabrini (Venet. 1549) u. m. A.; in das Spanische Abril (Barcel. 1599), in das Portugiesische L. da Costa (Lisb. 1738); in das Englische Cook (1722) u. m. A. 20.

Tereus, s. Philomele.

Termin (vom latein. terminus, das Ziel bis wohin) enthält im juridischen Sinne die vom Richter für eine gerichtliche Verhandlung festgesetzte Frist, und zwar kann solche die Zeitbestimmung enthalten, bis zu welcher die Verhandlung nachgelassen wird (hier bedeutet T. so viel als Zeitfrist), oder aber den Tag und nach Befinden die Stunde, an welchem und zu welcher die Verhandlungen vorzunehmen sind. Letzteres pflegt man im eigentlichen Sinne Termine, im Östreichischen Tagefahrten zu nennen. Mit beiden pflegen gewisse Verwarnungen verbunden zu werden, unter welchen die Verhandlung vorzunehmen ist; z. B. für das Erscheinen zur gütlichen Verhandlung 5 Thlr. Strafe, zur Klagebeantwortung aber die Strafe des Eingeständnisses. Zum T. soll den Parteien die benöthigte Zeit gelassen werden, daher für solche Termine, bei deren Versäumniß der Verlust der Sache oder des Rechts auf dem Spiele steht, die Fristen nicht in die Willkühr des Richters zu stellen sind, sondern vom Gesetze und in der Gerichtsordnung bestimmt sein müssen. 3.

Terminismus, oft gleichbedeutend mit Determinismus gebraucht, dient vorzüglich zur Bezeichnung des theologischen Streites, welcher zu Ende des XVII. und zu Anfange des XVIII. Jahrh. besonders durch die pietistische Schule sich erhob, worin die Behauptung auftauchte, daß Gott dem Menschen einen Gnadentermin festgesetzt habe, über welchen hinaus die Seligkeit unwiderruflich verloren sei. Deßhalb wurden diejenigen Theologen, welche sich gegen die stete Erneuerung der Gnade bis an das Ende des Lebens erhoben, Terministen oder neue Novatianer genannt, nicht aber Terminanten oder Terminirer, eine Benennung der Bettelmönche, welche bei gewissen Umgängen in ihrem Kreise (Termin) zum

Digitized by Google

Besten ihrer Klöster milde Beiträge sammelten. J. G. Böse, Prediger zu Sorau, war der Erste, welcher sich in der Schrift: „Terminus peremtorius salutis humanae“ (1698. 2. Ed. 1701) gegen die orthodoxen Theologen der damaligen Zeit erklärte, um dem leichtsinnigen Zögern mit der Besserung zu steuern. Wenn auch Neumann denselben nach seinem Tode (1700) zu widerlegen suchte, so trat doch A. D. Rechenberg in mehreren Schriften: „De gratiae revocatricis termino“ (Lips. 1699) und „De statu induratorum (1701) wieder für dieselbe Meinung auf und erregte den Widerspruch der wittenberger und rostocker Theologen so wie auch seines Freundes Th. Ittig, um so mehr, da Ersterer der Schwiegersohn Spener's war, und seine Meinung, wenn sie allgemeine Geltung erhielt, leicht das geängstete Gemüth zur Verzweiflung führte. 84.

Terminolögie, s. Kunstwörter.

Terminus war die Grenzgottheit der Römer, deren Cultus durch Numa Pompilius eingeführt wurde, als er die Felder der Bürger durch Grenzsteine (termini) von einander absonderte. Derselbe erbaute ihr auch auf dem tarpejischen Felsen einen Altar. Als nun Tarquinius Superbus auf demselben Berge dem Jupiter einen Tempel erbauen wollte, und zwar so, daß er von allen übrigen Cultten getrennt sei, beschloß er die Altäre und Tempel mehrerer Götter niederzureißen. Alle gaben ihre Zustimmung, als sie von den Auguren befragt wurden, nur T. weigerte sich seinen Platz zu verändern (Liv. I, 55). Man nahm dieß als Andeutung auf, daß die Grenze Roms von fremden Völkern nie erschüttert werden würde; doch sah man es keineswegs für ein Hinderniß gegen die weitere Ausbreitung der römischen Grenze an. Da aber der Tempel des Jupiter erbaut werden mußte, so sah man sich genöthigt, den Altar des T. in demselben stehen zu lassen, doch so, daß gerade über ihn im Dache des Tempels eine Öffnung gelassen wurde, weil der Altar im Freien stehen mußte. Man feierte ihm jährlich ein Fest den 21. oder 23. Februar, Terminalien genannt, an welchem ihm auf einem Altare von grünem Rasen geopfert wurde. Die Opfer bestanden gewöhnlich aus Kuchen und Feldfrüchten, auch aus Thieren, vorzüglich Lämmern und jungen Mutterschweinen; die Grenzsteine wurden mit Blumenkränzen geschmückt. Früher, als Roms Gebiet noch klein war, kamen die umherwohnenden Völker mit den Römern an der Grenze zusammen und opferten an diesem Tage zu Ehren des Grenzbeschützers. Als später die Herrschaft Roms sich bedeutend erweitert hatte, konnte zwar das Fest auf diese Weise nicht mehr gefeiert werden; jedoch behielt man die Sitte bei, daß in der Entfernung von 1½ Meilen um Rom herum (um den Schein der alten Grenzen zu behaupten) dem Gotte ein gemeinschaftliches Opfer gebracht würde. Mit dem 23. Febr. war zugleich das römische Jahr geschlossen, so daß die übrigen Tage als Schalttage (dies intercalares) betrachtet wurden. 11.

Termiten, auch weiße Ameisen, Vaguevagues, Buggabugs und Holzläuse genannt, gehören ihres weichen, sehr großen Kopfes und ihrer häutigen Flügel wegen als eine eigene Gattung in die fünfte Ordnung der Insecten. Die bekanntesten und berühmtesten unter den verschiedenen Arten dieser Insecten sind die gemeinen T. (termes fatalis), welche in Indien, Afrika und Südamerika in ganzen Gesellschaften leben, die von einem einzigen Männchen und Weibchen gegründet werden und sich in Geschlechtslose oder Arbeiter, Soldaten, welche die Grenzen des Staats vertheidigen und die Arbeiter antreiben, und in Fliegen, die vollkommene Männchen und Weibchen sind und blos für die Vermehrung des Stocks sorgen, theilen. Letztere sind eigentlich die Könige und Königinnen, welche neue Reiche gründen. Alle diese T. sind unseren kleinen schwarzen Ameisen ähnlich, haben weißlichen Hinterleib und Füße, ochergelben Kopf, kurze rosenkranzartige Fühlhörner, am Hinterleibe 2 kegelförmige, zweigliederige Spitzen, platten Leib, starke schneidende, ziemlich lange und viergliederige Kieferpalpen und kurze dreiglie-

Digitized by Google

rige Lippenpalpen. Jeder Staat hat einen König und eine Königin. Ersterer ist viel kleiner, als die Königin, hat einen fast viereckigen Kopf und schwertförmig gekrümmte und sich kreuzende Oberkiefer, fast wie 2 Fühlhörner; die Königin hingegen ist mit einem kurzen und breiten Oberkiefer und vielen Zähnen versehen und in der Begattungszeit, wo sie in einen Stock gesperrt ist, schwillt ihr Hinterleib so an, daß sie eine Länge von 3 Zoll erhält, 20—30000 Mal schwerer wird, als die Arbeiter, und binnen 24 Stunden 80000 Eier legt. Aus den Eiern werden Maden, die bald sich verpuppen und nach kurzer Zeit als vollkommene Insecten zum Vorscheine kommen. Die T. sind durch ihre Gebäude, die sie auf der Erde bauen, berühmt. Diese sind kegelförmig, 10—12 Fuß hoch, unten 7—8 Fuß weit und so fest, daß mehrere Menschen, ohne sie zu zernichten, darauf stehen können. Von Außen gleichen sie den Hütten der wilden Afrikaner und aus der Weite glaubt man ein Dorf zu erblicken. Ihr Inneres ist kunstvoll eingerichtet; durch die dicken Wände gehen eine Menge röhrenförmige Gänge, von denen einige 1 Fuß im Durchmesser enthalten. Der König und die Königin bewohnen das Innere; um deren Zellen sind die der Geschlechtslosen oder Arbeiter und der Jungen und die Vorrathskammern gebaut. Erstere werden von den Arbeitern nebst den Jungen gefüttert. Diese Insecten richten namenlosen Schaden durch das Zerfressen der Bäume, Wohnungen und Geräthschaften an und vernichten oft ganze Dörfer. Doch bilden sie in der Ökonomie der Natur deßhalb ein wichtiges Glied, weil sie alles Abgestorbene in kurzer Zeit zerfressen und dadurch nicht nur den neuen Keimen Raum zu ihrer Entwickelung geben, sondern auch durch den erhaltenen feinen Staub ein gutes Düngemittel erzeugen. Man schützt sich vor ihnen durch das aus dem Akaziensamen gepreßte Öl, womit die Wohnungen und Geräthschaften bestrichen werden. Die Afrikaner essen sie. Außer diesen gibt es wandernde T. (termes viarum), Baumtermiten (termes arborum), welche ihre Nester, zuweilen von der Größe eines Stückfasses, an und um die Zweige der Bäume in einer Höhe von 50—70 Fuß bauen, grausame T. (t. atrox sive arda), bissige T. (t. mordax) und lichtscheue T. (t. lucifugus). 71.

Ternate, s. Gewürzinseln.

Ternaux (spr. Ternoh) (Guillaume Louis, Baron von), der größte Beförderer der französischen Industrie, Landwirth und Wollenwaarenfabrikherr zu Paris, wurde am 8. Oct. 1763 zu Sedan geboren, trat schon in seinem 14. Jahre als Theilnehmer in den Handelsgeschäften seines Vaters auf und stellte sich in dessen Abwesenheit zwei Jahre später als Chef an die Spitze der Geschäfte. Durch kluge Umsicht und Sachkenntniß gelang es ihm binnen vier Jahren aus der kleinen, bisher mit Nachtheil betriebenen Fabrik einen Gewinn von 100000 Francs zu ziehen. Er gründete nun nach und nach eine solche Menge von Fabriken und Manufacturen, wie es bisher in Europa von Seiten Eines Mannes ohne Beispiel war, machte eine große Anzahl mechanischer Erfindungen und stellte unter Anderm eine hydraulische Maschine zur Appretur von Tüchern und einen kreisförmigen Klöppel her, welcher in 12 Minuten einen wollenen Unterrock webt, führte in Frankreich die Spinnmaschinen ein, verbesserte die Schafzucht, legte Getreidemagazine an, begründete eine Menge nützlicher Institute oder trat ihnen als Mitglied bei und unterstützte mit bedeutenden Summen alle Unternehmungen zu edlen Zwecken. Napoleon ertheilte ihm bei einem Besuche seiner Manufacturen zu Louviers das Kreuz der Ehrenlegion mit eigener Hand und Ludwig XVIII. ernannte ihn im Jahre 1819 zum Baron. Seine Shawls und seinen Tücher erhielten bei den Ausstellungen der Nationalindustrie stets die ersten Preise. Er besaß Handelshäuser in Paris, Bordeaux, Bayonne, Rouen, Havre, Genua, Livorno, Neapel und Petersburg. In seinen Fabriken zu Rheims, Sedan, St. Ouen, Elboeuf, Louviers ꝛc. waren 6000 Arbeiter und in seinen Comptoirs stets 120—150 Commis beschäftigt. Obgleich er

Digitized by Google

während der Kriege in Spanien und Rußland 500000 Thaler (1800000 Fr.) verloren hatte und nach dem Frieden von Paris seine Niederlassungen außerhalb Frankreich verpfändet wurden, so konnten diese Unfälle seinen Credit dennoch nicht wankend machen. Selbst während der Revolution stellte er seine Zahlungen nur auf 1 Stunde ein und ungeachtet der großen Ausdehnung seiner Geschäfte wurde er niemals in einen Proceß verwickelt. Im Jahre 1793 mußte er in das Ausland fliehen, weil er in Sedan die Verhaftung der Commissarien des Nationalconventes unterstützt hatte und mit dem ihm befreundeten Lafayette die constitutionelle Monarchie vertheidigen wollte. Obgleich sich ihm damals keine Aussicht darbot je wieder in sein Vaterland zurückzukehren, so lehnte er dennoch die Anträge zur Errichtung von Manufacturen im Auslande, namentlich in England und den Niederlanden, ab. In politischer Hinsicht zeichnete er sich stets durch Rechtlichkeit, Beharrlichkeit und Klugheit aus. Zum Mitgliede der Handelskammer von Paris ernannt konnte er nicht bewogen werden, für das lebenslängliche Consulat und für die Kaiserwürde zu stimmen. Als ein treuer Anhänger der Bourbons verließ er mit ihnen sein Vaterland und opferte seiner Ansicht seinen Privatvortheil auf. Nach ihrer Rückkehr übernahm er jede ihm angetragene Stelle mit Bereitwilligkeit und ohne Eigennutz. Er trat nun als Oberst in die Nationalgarde ein, wurde zum Mitgliede des Departements der Seine, des comité cantonal, des öffentlichen Unterrichts, des Municipalrathes und 1816 zum Theilnehmer der Commission zur Regulirung der Finanzordnung ernannt. Schon im Jahre 1818 wurde er zum Deputirten des Seinedepartements in die Kammer gewählt und 1819 trat er von Neuem in dieselbe ein. Mehrere seiner Reden wurden wegen der darin entwickelten Umsicht und Sachkenntniß von der Kammer zum Drucke befördert, wie seine Rede über die staatswirthschaftlichen Fehler der öffentlichen Verwaltung, gehalten am 1. Juni 1829 („Allgemeine Zeitung" vom 16. Juni). Um diese Zeit ließ er auch zur bessern Aufbewahrung des Getreides unterirdische Kornkeller auf seinem Landgute zu Saint-Ouen einrichten, welche ungeachtet des geringen Kostenaufwandes sich als vollkommen zweckmäßig erwiesen. Er machte sich außerdem nicht nur um die Verbesserung des Ackerbaues, sondern auch durch Einführung der Ziegen aus Kaschemir verdient. Auch führte er zuerst in Frankreich die sächsischen Widder ein. Die glücklichen und umfassenden Erfolge seiner Unternehmungen verdankt er größtentheils der klugen Anwendung von Adam Smith's und Say's Grundsätzen der Nationalökonomie. Er starb am 2. April 1833 auf seinem Landgute zu Saint-Ouen nach langer Wirksamkeit zum Wohle der Menschen. 81.

Terpander, einer der ältesten griechischen Dichter, lebte wahrscheinlich um 648 vor Chr. und war aus Arne in Böotien oder aus Antissa auf Lesbos gebürtig. Vorzüglich gilt er für denjenigen, der aus der orphischen Hymnenpoesie die Lyrik bildete, indem er mit den lyrischen Gesängen die von ihm vervollkommnete Musik verband. So soll er nicht nur die φόρμιγξ, die bis auf seine Zeit nur aus 4 Saiten bestanden hatte, durch Hinzufügung von 3 neuen Saiten (ἑπταχόρδος φόρμιγξ) mehr ausgebildet, sondern auch ein besonderes Saiteninstrument (μαγάδις) von 2 Octaven zweier Tonarten erfunden und den lacedämonischen Gesängen bestimmte Tonweisen (νόμοι) gegeben haben. Und schon durch diese Leistungen in Musik und Poesie (denn er gilt auch außerdem für den Erfinder der Skolienpoesie [vergl. Skolien]) hochberühmt und mit noch mehr Lorbeern geschmückt durch seinen viermaligen Sieg in musischen Wettkämpfen, erreichte sein Ruhm, der ihm auch in späterer Zeit noch blieb, den höchsten Gipfel, als er durch seinen von der Leier begleiteten Gesang die aufrührischen Lacedämonier zur Ruhe und Ordnung zurückbrachte. Er schrieb übrigens in dorischer Mundart, verfaßte hexametrische Prooemien zu den homerischen Gesängen, die er auch in Musik setzte, Skolien und viele andere Gedichte, von denen uns jedoch leider nur noch dürftige Fragmente übrig sind, die

Digitized by Google

sich in Fabric. Bibl. graec. T. I. pag. 382 befinden. Eine gute Schrift über T. und seine Poesien ist: Plehn, „Lesbiaca“ (Berol. 1826). 20.

Terpentin (térébentine), ist ein weißes Harz, welches im Sommer aus den Ritzen der Rinde der Nadelhölzer fließt. Dieses Harz heißt beim Fichten- und Tannenbaum gemeiner T., auch weißes Pech oder Gallipot; das vom Lerchenbaume heißt venetianischer T. Kocht man diese klebrige, knetbare, weißlichgelbe Substanz mit Wasser, wo sie schmilzt, und destillirt das Wasser ab, so erhält man in dem Destillat ein auf dem Wasser schwimmendes ätherisches, starkriechendes, scharfschmeckendes, wasserhelles Öl, das Terpentinöl. Terpentinöl ist sehr flüchtig, verdunstet leicht, entzündet sich schon bei niederer Temperatur, brennt mit großer Flamme und löst sich, wie alle ätherischen Öle, in kleiner Menge in Wasser vollständig in Alkohol. Es läßt, wenn es nicht mit fetten Ölen gemengt war, auf Papier beim Erwärmen keinen Fleck; sein specifisches Gewicht ist etwa 0,86. Erhitzt man den T. ohne Wasser, so läßt sich das Öl ebenfalls verflüchtigen und wieder auffangen, aber der Rückstand ist bräunlicher, härter und spröder als das burgunder Pech und heißt Colophonium (s. d. Art.) oder Geigenharz. Treibt man dabei das Öl nicht ganz aus, so erhält man ein leichter schmelzbares und weniger sprödes Product, das gekochter T. heißt. Die bei dieser heißen Behandlung des T. sich ergebenden kohligen Reste heißen Schusterpech. Der venetianische T. hat die Consistenz des Honigs und ist weißlichgelb; er darf nicht nach Pech riechen und muß wasserklar sein. 61.

Terpodion ist der Name eines in neuster Zeit von Joh. Dav. Buschmann aus Friedrichsroda bei Gotha erfundenen wohlklingenden Tasteninstrumentes. In seiner äußern Gestalt gleicht dasselbe einem Fortepiano von 5½ Octaven; im Innern des Instrumentes dagegen befinden sich Holzstäbchen, welche durch die Friction einer vermittelst eines Schwungrades in Bewegung gesetzten hölzernen Walze die angenehmsten Töne hervorbringen. Der Hauptvorzug, den dieses Instrument vor dem Pianoforte hat, besteht darin, daß es die Töne mehrerer Instrumente, z. B. des Fagotts, des Serpents, der Harmonica, der Flöte, des Horns, der Clarinette ꝛc. in sich vereinigt und den Klang dieser Instrumente auf die überraschendste Weise nachahmt und widergibt. Ein anderer Vorzug des T. ist der, daß mit weit geringerer Mühe und mit weit feineren Nuancen, als auf dem Pianoforte möglich ist, das crescendo und decrescendo hervorgebracht werden kann. Die Aufnahme, die Buschmann sowohl in Deutschland als in England, wohin er nach Erfindung seines Instrumentes reiste, um dasselbe öffentlich zu zeigen, fand, war überall glänzend und selbst die ausgezeichnetsten Tonkünstler zollten ihm wohlverdienten Beifall. 20.

Terpsichŏre, s. Musen.

Terra cotta (ital.) (gebrannte Erde) ist eine gebrannte und an der Luft getrocknete Thonerde, woraus man im Alterthume, vorzüglich in Korinth, Ägina, Samos, Athen, Rom und Hetrurien allerhand Gefäße und Bildwerke, Reliefs ꝛc. verfertigte, von denen sich viele bis auf die neueste Zeit erhalten haben. 71.

Terra firma (d. i. festes Land), zum Unterschiede der Inseln hießen die Landschaften auf Italiens festem Lande, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten, nämlich das Herzogthum Venedig, die venetianische Lombardei, die treviser Mark, das Herzogthum Friaul und Istrien. Die Spanier benennen mit diesem Namen Neucastilien in Südamerika, das im weitern Sinne im Norden und Osten an das mare del nord, im Westen an Peru und das Amazonenland, im Süden an das mare del sud und die Landenge von Panama grenzt, die Gouvernements: Neuandalusien oder Paria, Venezuela, Rio de la Hacha, S. Martha, Carthagena; im engern Sinne die Landenge bis Panama zwischen dem Meerbusen Darien am Nordmeere und an der Bai von Panama am Südmeere, Popayan

Digitized by Google

und Neugranada enthält und mit dem dazu gelegten spanischen Guiana das Vicekönigreich Neugranada bildete. 71.

Terrain (spr. Terráng) bezeichnet in militairischer Bedeutung die natürliche Beschaffenheit der Oberfläche einer gewissen Strecke Landes, wo eine militairische Übung oder ein kriegerischer Act stattfindet. Der Ausdruck umfaßt demnach alle Gegenstände der Erdoberfläche, welche auf Stellung, Bewegung und Gefecht der Truppen Einfluß haben. Man nennt große kahle Feld-, Wiesen-, Sand- und Sumpfflächen ebenes und, wenn sie durch Gräben, Hecken, Gebüsche, Tief- oder Hohlwege, Gewässer oder Gebäude ꝛc. unterbrochen sind, durchschnittenes T. Man unterscheidet offenes T., wo nichts die Übersicht und Bewegung hemmt, und schwieriges, verwickeltes (gebirgiges, hügeligtes, waldiges, sumpfiges), wo eine Menge Gegenstände vorhanden sind, welche die Umsicht und Wirksamkeit beschränken. Hiernach ergibt sich der Begriff der Terrainkunde oder Terrainkenntniß von selbst. Diese zerfällt in die allgemeine und in die besondere. Die allgemeine beruht auf der natürlichen oder allgemeinen Erdbeschreibung und besteht in der Bekanntschaft mit der Natur und der Eigenthümlichkeit solcher Erdgegenstände, welche Bezug oder Einfluß auf kriegerische Operationen haben und mit der natürlichen Beschaffenheit der Gegenden und Länder überhaupt. Es ist im Grunde das, was Einige „Militairgeographie" nennen. Man pflegt dabei häufig Betrachtungen über die Gesetze und Formen vorausgehen zu lassen, welchen die Natur bei ihren Bildungen zu folgen scheint. Die allgemeine Terrainkenntniß läßt sich vorläufig erlernen, nicht so die besondere. Diese fordert die genaueste Bekanntschaft mit dem jedesmaligen Kriegsschauplatze in Beziehung auf gewisse Zwecke und kann nur durch eigene Ansicht, Untersuchung und Übung des Blickes erworben werden. Da das T. in steten Wechselverhältnissen zur kriegerischen Wirksamkeit steht, so ist die Fertigkeit, ein T. schnell und richtig zu erkennen und zu würdigen, ein eigentliches Feldherrntalent und nothwendiges Erforderniß für jeden Anführer, dessen Versäumung allemal die empfindlichsten Folgen hat. Charten, Pläne und Reliefs erleichtern zwar die Terrainkenntniß, reichen aber allein nie zu, um so weniger, wenn man sich auf ihre Richtigkeit nicht verlassen kann. — Terrainlehre begreift nicht allein die Terrainkunde, sondern auch die Kunst, wie ein gewisser Terrainabschnitt überhaupt und in einzelnen Fällen für kriegerische Zwecke zu benutzen ist und ist mithin ein Haupttheil der ganzen Kriegskunst. Es ist einleuchtend, wie beschränkt hier die Theorie und wie zu glücklichen Combinationen Genie und Übung des Auges immer die Hauptsache sein wird. 61.

Terrasse, franz. terrasse; engl. terrace; ital. rialto, nennt man in der Gartenkunst erhabene, mit Steinen, Vasen, Blumen ꝛc. eingefaßte Plätze, vorzüglich wenn sie stufenförmig über einander stehen; in der Malerei ein großes Stück Erdreich, woraus der Vordergrund eines Gemäldes besteht; in der Bildhauerei gewisse Stellen in Marmor, wo sich kleine Risse befinden, welche eine schöne Politur verhindern. 33.

Terray (spr. Terrá) (Joseph Maria), berüchtigter französischer Finanzminister, wurde im Jahre 1715 in der kleinen Stadt Boen bei Lyon geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Abbé, trat (1736) als geistlicher Rath in das Parliament von Paris, gelangte durch den Einfluß der Marquise von Pompadour an den Hof und zeigte sich bei Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich besonders thätig, gewann die Gunst Ludwig's XV. vorzüglich durch die Ausführung der Ordonnanz der freien Kornausfuhr (1767), erwarb sich dadurch ein bedeutendes Vermögen und wurde im Jahre 1767 zum Finanzminister ernannt. Um das Deficit der Staatscasse von 35 Millionen, welches er bei dem Antritte seines Amtes vorfand, zu decken, erlaubte er sich der schändlichsten Mittel, befriedigte seine Raubsucht auf jede Weise und rühmte sich sogar selbst dieses Talentes. Er wußte neue

Digitized by Google

Abgaben aller Art zu erfinden und zog selbst die Gnadengehalte der Hülfsbedürftigsten ein, wodurch er vielen Familien das traurigste Loos bereitete. Allen Verspottungen und Carricaturen von Seiten des Volks setzte er die kaltblütigste Gleichgültigkeit entgegen und verhöhnte sogar noch die durch ihn ins Unglück Gestürzten. Nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. wurde er (1774) von seinem Posten entfernt und starb 1778 an den Folgen seiner Ausschweifungen, denen er sich auf das Schamloseste überlassen hatte. 81.

Territorialismus heißt in gewerblicher und statistischer Hinsicht die Sucht, Alles auf den besondern Landesbezirk zu beziehen und nur für diesen zu wirken. **Territorialpolitik** ist daher diejenige, welche dem besondern Lande eigen ist. Man bezieht solches vorzüglich auf Länder der Art, welche zwar mit einem andern Staate verbunden aber in Ansehung ihrer innern Einrichtung von ihm unabhängig sind und daher ein abgesondertes Interesse haben, welches sie befolgen. 17.

Territorialsystem. Eine der ersten Folgen der Reformation war die, daß in den ihr zugethanen Ländern dem Papste die höchste Gewalt in Religionssachen entzogen und solche vor der Hand den weltlichen Fürsten übertragen wurde. Es sollte dazu hauptsächlich das Recht der **Oberaufsicht** (jus summae inspectionis) und das **Oberschutz- und Schirmrecht** (jus patronatus et tutelae) gehören. Bald bildete sich als sogenanntes T. der Grundsatz aus: „Cujus est territorium (regio), ejus est religio.“ Der Satz wurde jedoch zu weit ausgedehnt, indem in der Hauptsache nur ein Wechsel der Gewalt und deren Übergang von der geistlichen auf die weltliche Herrschaft erlangt wurde und daraus der irrige Begriff einer Staatsreligion entstand. In den neueren Zeiten ist man jedoch auf den Grundsatz zurückgekommen, daß von Kirche und Staat keines über dem andern, sondern daß diese vielmehr neben einander stehen, welches man das **Collegialsystem** hat nennen wollen. Bei den Briten hat man den Grundsatz angenommen, daß die Kirche gleich jeder andern gesellschaftlichen Verbindung die vollendetsten Ansprüche auf Schutz und Beförderung ihres Wohlstandes an den Staat zu machen, der Staat aber kein Recht hat, sich in ihre inneren Angelegenheiten weiter als nur so weit zu mischen, als erforderlich ist zu behindern, daß sich nicht irgend etwas den Staatszweck Gefährdendes einschleiche, woraus im Gegensatze zu der Staatsreligion der Grundsatz der Duldung aller unschädlichen Secten entstanden ist. 17.

Territorium ist eigentlich ein Landesbezirk, gleichviel ob groß oder klein, dann das Gebiet eines Staates. **Territorialabtretungen** oder Austauschungen sind daher so viel als Austauschungen von Grund und Boden, theils um Jemand damit zu entschädigen, theils um seine Besitzungen abzurunden. Der Ausdruck: „Territorium clausum“ bezeichnet nichts weiter als den Grundsatz, keinem fremden von den diesseitigen Besitzungen völlig eingeschlossenen (enclavirten) T. die Unabhängigkeit zuzugestehen. 17.

Terrorismus oder **Schreckenssystem** bezeichnet überhaupt die Verfahrungsweise einer Obergewalt im Staate, bei welcher diese ihre Zwecke durch Gewalt und Grausamkeit zu verfolgen sucht und die Unterthanen in steter Furcht erhält, bei der geringsten Veranlassung Gut und Leben zu verlieren. Es ist das eigentliche System der raffinirtesten asiatischen Tyrannei, das sich aber in der europäischen Geschichte in seiner ganzen Furchtbarkeit nur zweimal, in Rom unter Sulla und in Frankreich zur Zeit der Jacobinerherrschaft, besonders unter Robespierre und Marat, gezeigt hat. 30.

Tertiarier, s. Franciscaner.

Tertie ist in der Zeitrechnung der kleinste gebräuchliche Abschnitt, der 60. Theil einer Secunde und der 3600ste einer Minute. In der Musik ist sie ein Intervall (s. d. Art.). 30.

Tertullianus (Quintus Septimius Florens), einer der berühmtesten latei-

Digitized by Google

niſchen Kirchenväter, war der Sohn eines Centurio zu Carthago und wurde im Heidenthume zum Rhetor und Sachwalter gebildet. Als ſolcher lebte er gegen das Ende des II. Jahrh. in Rom. Hier erfolgte ſein Übertritt zum Chriſtenthume und ward er auch wahrſcheinlich ſchon (gegen 190) zum Presbyter geweiht. Während der Chriſtenverfolgung unter Septimius Severus ſchrieb er ſeinen „Apologeticus adversus gentes", die glänzendſte aller Apologien des Alterthums, indem keine ihr an Kraft der Rede wie an Tiefe und Fülle der Gedanken gleicht. Längſt zum Montanismus (ſ. d. Art.) hingeneigt, der ſeiner natürlichen Sinnesart, ſeinem überreizten Andachtsgefühle und ſeiner finſtern Gemüthsſtimmung ſo gänzlich entſprach, erklärte er ſich kurz vor dem Jahre 200 auch öffentlich für denſelben und ward ſein zweiter Stifter durch die höhere Ausbildung der montaniſtiſchen Ideen, ſo wie der Urheber der Befeſtigung deſſelben im Abendlande durch das Gewicht ſeines Geiſtes. Darüber mit dem römiſchen Klerus zerfallen lebte er von nun an bis an ſeinen Tod (220) wieder in Carthago, jedoch ohne Amt im Philoſophenmantel. T. war der erſte bedeutende chriſtliche Schriftſteller in lateiniſcher Sprache, welche er erſt für die religiöſe Bezeichnung umbilden mußte. Vermöge des hohen Anſehens, zu dem er in der Folge, ungeachtet ſeines Montanismus, im Abendlande gelangte, hat er die Terminologie und noch mehr den Geiſt der abendländiſchen Theologie beſtimmt. In allen ſeinen Schriften, welche ſämmtlich nur Einzelnes geben, ohne ſyſtematiſche Behandlung des Ganzen, und in apologetiſche, aſcetiſche und antihäretiſche zerfallen, treten als ſeine Eigenſchaften hervor: Reichthum großer und überraſchender Gedanken, Kraft und Wärme der Rede, Mannigfaltigkeit der Darſtellung, ſcharfſinnige, oft geiſtreiche Beweisführung, glühender Eifer für das Chriſtenthum mit tiefem religiöſen Gefühle und ſittlichem Ernſte; aber auch Dunkelheit und Verworrenheit, geſuchter Witz und üppiger Schmuck, die ganze Härte und Rauhheit der afrikaniſchen Schreibart, ſo wie Scheu vor allem Fortbilden der Offenbarung durch philoſophiſche Speculation oder wiſſenſchaftliche Behandlung, Rigorismus, Schwärmerei und ſinnliche Auffaſſung der chriſtlichen Ideen. Seine Werke ſind von Rhenanus (1521), Rigaltius (Par. 1635 u. 1641. 2 Bde. Fol.) und Semler (Halle 1770 ff. 6 Bde. 8.) herausgegeben worden. Vergl. über ihn Ballenſtedt, „Tertullian's Geiſtesfähigkeit, Religionskenntniſſe und Theologie" (Helmſt. 1786) und Neander, „Antignoſticus, Geiſt des Tertullian und Einleitung in deſſen Schriften" (Berlin 1825). 63.

Terweſten, drei Brüder, die ſich in verſchiedenen Arten der Malerei vortheilhaft ausgezeichnet haben. Auguſtin, der Älteſte der Brüder, war 1649 im Haag geboren und ein Schüler von Wilh. Doudyns. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Rom ging er nach Frankreich und England und kehrte im Jahre 1678 nach dem Haag zurück, wo ihn die daſige Malerakademie als ihr Mitglied aufnahm. Der Churfürſt Friedrich von Brandenburg, nachheriger König von Preußen, berief ihn als Hofmaler nach Berlin; hier trug er durch ſeine thätige Mitwirkung viel zum Aufblühen der neuerrichteten Akademie der Malerei und Baukunſt bei. Seine Arbeiten im hiſtoriſchen Fache empfehlen ſich durch eine ſehr richtige Zeichnung und leichte, gefällige Ausführung. Er ſtarb zu Berlin 1711. — Elias T., geb. 1651 im Haag, geſt. 1729 zu Rom, war ein Schüler des Vorigen und erwarb ſich in der Frucht- und Blumenmalerei ein nicht geringes Verdienſt. — Der jüngſte der Brüder endlich, Matthäus T., geb. 1670, machte ſeine Studien unter Doudyns und Dan. Mytens, lebte bei ſeinem Bruder in Berlin und hat, wie dieſer, in der Hiſtorienmalerie geſchätzte Stücke geliefert. 83.

Terzett, ital. terzetto, iſt ein Tonſtück für drei concertirende Singſtimmen, die von einer Grundſtimme und von verſchiedenen Mittelſtimmen begleitet werden. Haupterforderniß aber dabei iſt, daß jede der 3 concertirenden Stimmen durchgehends den Charakter einer Hauptſtimme behauptet, daher allerdings die Compoſition eines

Digitized by Google

Terzetts von sehr großer Schwierigkeit ist und nur von einem Tonkünstler erfolgen kann, der mit allen Regeln der Harmonie und des doppelten Contrapunktes vollkommen vertraut und dabei als Componist genial ist. Die Terzette finden sich sowohl in Opern als in Cantaten, doch bleiben die Terzette unserer modernen Opern weit hinter denen zurück, die wir aus älterer Zeit, namentlich von Graun haben. Schuld davon ist, daß unsere modernen Tonkünstler die tiefste der drei zum Terzette gehörenden Stimmen nicht als eine concertirende Hauptstimme behandeln, sondern in Form einer Grundstimme hinschleichen lassen. Die besten Terzetts sind die von Mozart. Übergetragen wird auch der Name T. auf Instrumentalsätze für drei Stimmen, wiewohl für ein solches Tonstück der Name Trio gewöhnlicher ist. 20.

Teschen (Friede zu), s. Friedensschluß.

Tesi (Mauro Antonio), geb. 1730 zu Montalblanc im Modenesischen, bildete sich selbst durch das Studium der älteren italienischen Meister, vorzüglich des Dentone. Mit dem kunstliebenden Grafen Algarotti, der ihm hierin sehr beförderlich war, lebte er in dem innigsten Verhältnisse, welches erst der Tod trennte. Als Friedrich der Große dem Grafen ein Monument zu errichten beschloß, übertrug er T. die Ausführung desselben; doch dieses war seiner Vollendung noch lange nicht nahe, als ein frühzeitiger Tod den Künstler 1766 dahinraffte. Carlo Bianconi vollendete das angefangene Werk nach dem Plane des Verewigten. — An den Gemälden des T., deren die meisten zu Bologna, Florenz und Pistoja befindlich sind, ist besonders zu rühmen, daß er dem damals in ganz Italien verbreiteten verderbten Geschmacke in der Architektonik nicht huldigte, sondern zu dem ältern einfachen Style zurückkehrte und diesen bei seinen Zeitgenossen wieder einzuführen strebte. Die Kupferstiche, deren es von seiner Hand mehrere gibt, sind mit Kraft und Feuer gearbeitet. Eine ehrenvolle Grabschrift in der Kirche des heiligen Petronius zu Bologna bewahrt das Andenken T.'s. 83.

Tessin, Tessino (Ticino) oder die wälsche Schweitz, Canton der Schweitz, unter 26° 50′ — 27° 33′ 30″ L. und 45° 46′ 37″ N.Br., zwischen den Cantonen Wallis, Uri und Graubündten, dem lombardisch-venetianischen Königreiche und den sardinischen Staaten, ist 24¼ Stunden lang und 18 Stunden breit, enthält 53 □Meil. mit 105000 Einw., Italiener, die katholisch sind und mit Ausnahme einer Gemeinde italienisch reden, 25 tiefe Thäler, unter denen das Livinen- oder Levantina-, das Blegno- oder Bellenzer-, das Rivierra- und Maggia- oder Mainthal die herrlichsten sind. Das Land wird von mehreren rauhen Alpen durchzogen, die sich zum Theil bis zur Schneelinie erheben, als vom Gotthard, Lucmanier, Vogelberg, Centa, Adula, Cornera, Fibia, Lamoghe u. a., und vom Ticino mit Blegno, Maggia, Agno und anderen Flüssen, vom Locarnersee, der durch den Tresa mit dem Luganersee verbunden ist, und mehreren kleinen Bergseen bewässert. Völlig italienische Luft weht in den Thälern und die Producte sind: Südfrüchte, Wein (meistens roth), Obst, Flachs, Hanf, Tabak, Maulbeerbäume; Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Esel, Maulesel, Murmelthiere, Bäre, Wölfe, Luchse, viel Geflügel, Fische, Bienen, Seidenraupen; Lavezstein, Marmor und Kalk. Die Einwohner beschäftigen sich mit Acker-, Gemüse- und Weinbau, Seidenzucht, Holzarbeiten, verfertigen allerhand Geräthschaften aus Lavezstein und führen Käse, Wein und andere Landesproducte aus. — T. gehörte früher zu den gemeinen Herrschaften und war verschiedenen Cantons unterthan, wurde aber durch die Constitution von 1798 zu einem eigenen Cantone erhoben, dessen Verfassung demokratisch ist. Sämmtliche Bürger wählen den großen Rath von 76 Mitgliedern. Regierungsbehörde ist der Staatsrath; zwei Landammänner führen den Vorsitz. Das Bundescontingent beträgt 1804 Mann und die Einkünfte werden zu 430000 Francs gerechnet. T. wird in 8 Bezirke eingetheilt, welche 3 Hauptstädte haben: Bellenz oder Bellinzona, mit 1800 Einw. und starkem Ver-

Digitized by Google

kehre über den St. Gotthard und Bernhardin; Locarno am Lago-Maggiore, 1300 Einw. und einigen Handel; Lugano, Lanis, am luganer See, 3600 Einw., Forellenfang und Messe. 71.

Testacte heißt das 1673 in England gegebene Gesetz, daß Jeder, welcher ein öffentliches Amt erhalten wollte, einen Eid leisten sollte, in welchem er den Supremat des Papstes, die Transsubstantion und die Anbetung der Heiligen feierlich abläugnet. Dieser Eid, früher Supremateid (s. d. Art.) genannt, erhielt deßhalb den Namen Testeid, er ist aber seit 1828 gänzlich aufgehoben worden. 23.

Testament (testamentum) oder letzter Wille bezeichnet im weitern Sinne jede einseitige Verfügung eines Menschen über sein Vermögen für die Zeit nach seinem Tode. — Bei unseren Vorfahren, den alten Deutschen, war die Errichtung von letzten Willen wohl um deßwillen nicht im Gebrauche, weil bei ihnen die Rechte, welche der ganzen Familie, besonders am Grundeigenthume, eingeräumt waren, mit einer solchen Disposition nicht wohl vereinbar gewesen sein würden. — Die Römer dagegen achteten schon in den frühsten Zeiten ihres Staates Testamente heilig; sie wurden von ihnen unter besondern Schutz des Staats gestellt. — Bei theilweiser Aufnahme des römischen Rechtes in Deutschland kam, vorzüglich durch die Bestrebungen der Geistlichkeit, dieses römische Institut auch in Deutschland in Gebrauch, so daß die Grundsätze, welche in Beziehung darauf noch heut zu Tage in Deutschland gelten, in der Hauptsache den römischen Gesetzbüchern entlehnt sind. Was nun die Errichtung eines letzten Willens anlangt, so kann in der Regel ein Jeder innerhalb der Grenzen des ihm zustehenden freien Dispositionsrechts über sein Eigenthum auch nach seinem Tode verfügen, dafern er nur überhaupt den zu jeder rechtsgültigen Disposition erforderlichen vollkommnen Gebrauch seines Verstandes hat und seinen Willen für Andere verständlich auszudrücken im Stande ist. — Ausgeschlossen von der Errichtung eines Testaments sind daher Kinder unter vierzehn Jahren, Rasende, Wahnsinnige oder Blödsinnige außer in lichten Zwischenräumen (dilucida intervalla), deren Vorhandensein jedoch mit Zuverlässigkeit nachgewiesen werden muß, und Betrunkene. — Blinde, Taube und Stumme sind dann nicht ausgeschlossen, wenn sie sich hinreichend verständlich zu machen vermögen; doch ist wegen mehrerer Sicherheit erforderlich, daß diese ihren letzten Willen gerichtlich errichten. — Testamente können nicht nur schriftlich (testamenta scripta), sondern auch mündlich (testamenta nuncupativa) errichtet werden; in beiden Fällen ist jedoch ihre Gültigkeit von der Beobachtung gewisser Vorschriften abhängig. Diese Vorschriften beziehen sich aber entweder auf die äußere oder innere Form; daher die Eintheilung der Form in solennitas externa und interna. Was die äußere Form betrifft, so unterscheidet man hier wieder zwischen gerichtlich und außer Gericht errichteten Testamenten. Gerichtlich kann jedoch die Errichtung eines letzten Willens wiederum auf doppelte Art erfolgen; entweder kann sie mündlich an Gerichtsstelle geschehen, oder in einer Privatwohnung vor den dahin erbetenen Gerichtspersonen. Die außergerichtlichen Testamente erfordern überhaupt in Beziehung auf äußere Form die Gegenwart von sieben dazu gesetzlich befähigten Personen; als nicht befähigt bezeichnen aber die Gesetze Unmündige, welche das vierzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt haben, Rasende und Wahnsinnige, Taube, Blinde und stumme Personen, Weiber, gerichtlich erklärte Verschwender, ehrlose Personen, den Sohn im Testamente des Vaters, so lange er noch in väterlicher Gewalt ist, so wie den Vater im Testamente des Sohnes, den Bruder des Testirers, endlich den Erben, dessen Vater und Sohn. Die anwesenden Zeugen müssen jedoch besonders zu dieser Handlung erbeten sein, auch sämmtlich zu einer Zeit und an einerlei Ort sich beisammen befinden, so daß sie den Testirenden sehen und hören können und die Testamentserrichtung selbst darf nicht durch die Dazwi-

Digitized by Google

schenkunft eines andern rechtlichen Geschäftes unterbrochen werden. — Diese Vorschriften sind sowohl bei Errichtung eines mündlichen, als auch schriftlichen letzten Willens streng zu beobachten; dagegen wird bei schriftlichen Testamenten noch erfordert, daß der Testirende das niedergeschriebene T. in Gegenwart der Zeugen unter der Erklärung, daß solches sein letzter Wille sei, mit seinem Vor- und Zunamen unterschreibe, was jedoch in dem Falle, wenn der Testirende seinen letzten Willen selbst geschrieben und dieß darin bemerkt hat, nicht wesentlich nothwendig ist. Kann der Testator gar nicht schreiben, so muß ein achter dazu erbetener Zeuge den Namen des Testirers unterschreiben und dieß dabei bemerken. Die Zeugen müssen übrigens ihren ganzen Vor- und Zunamen eigenhändig unterschreiben und daneben ein Siegel abdrücken. Wird aber zu Errichtung eines schriftlichen letzten Willens ein Notar requirirt, so bedarf es blos der Zuziehung von sechs Zeugen außer dem Notare. — Von diesen aufgezeichneten Regeln weichen jedoch manche Particulargesetzgebungen durch einzelne Bestimmungen ab; daher müssen bei Errichtung eines letzten Willens die äußeren Solennitäten, welche die Gesetze des Ortes vorschreiben, an welchem das T. errichtet wird, wohl in Obacht genommen werden. Was nun die innere Form eines Testaments anlangt, so ist das wesentliche Erforderniß eines Testaments im engern Sinne eine directe Erbeinsetzung. Dieß kann in Ernennung eines oder mehrerer Erben bestehen (s. Erbe), denen öfter für den Fall, daß sie gehindert sind, die Erbschaft anzutreten oder daß sie dieselbe nicht antreten wollen, Andere dergestalt substituirt werden, daß jene, im Falle des Wegfalles der eingesetzten Erben, ganz an dessen Stelle treten. Was übrigens weitere Erfordernisse der innern Form eines Testaments betrifft, so weichen diese in den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten bedeutend von einander ab. Sind äußere oder innere gesetzlich vorgeschriebene Formen vernachlässigt, so verlieren die letzten Willen ihre Kraft. Nach dem Grunde, aus welchem eine solche Ungültigkeit eintritt, theilt man solche ungültige Testamente in testamenta nulla, injusta, irrita, destituta, rupta. — Testamentum nullum ist nämlich das T., welches gleich vom Anfange an ungültig ist, sei es, daß der Testirer nicht das Befugniß zu testiren hatte oder die Person des eingesetzten Erben nicht erbfähig war, oder das T. gar keine Erbeinsetzung erhielt, oder auch, wenn Personen, denen gesetzlich ein Theil des Vermögens zu hinterlassen war, übergangen oder nicht nach Vorschrift der Gesetze enterbt waren; testamentum injustum, wenn die in den Gesetzen vorgeschriebenen äußeren Formen nicht beobachtet worden waren; testamentum irritum, wenn der Testirer nach bereits errichtetem Testamente durch Arrogation oder Legitimation der väterlichen Gewalt eines Andern unterworfen ward; testamentum destitutum, wenn der eingesetzte Erbe nicht die Erbschaft antrat und kein Anderer ihm substituirt war; testamentum ruptum, wenn dem Testirer nach errichtetem Testamente ein Kind geboren wird, dessen im Testamente nicht gedacht worden ist, oder der Testator seine im Testamente ausgesprochene Willensmeinung änderte und solches durch Worte oder Handlungen erklärte. Um nun die Nichtigkeit wegen Verletzung von Formen möglichst zu vermeiden, wird gewöhnlich dem Testamente eine Clausel beigefügt, welche man clausula codicillaris nennt. Diese enthält den Zusatz, daß das vorliegende T., wenn es nicht als ein T. zu Recht bestehen könne, doch als Codicill gelten solle. Die Wirkung einer solchen Codicillarclausel ist nach den einzelnen verschiedenen Fehlern des Testaments zu beurtheilen (s. übrigens Codicill). Noch bedarf eine besondere Classe von Testamenten der besondern Erwähnung. Dieß sind nämlich die sogenannten privilegirten Testamente. Als solche bezeichnet man die Testamente der Soldaten (testamentum militare), nämlich, sobald sie wirklich im Felde (in expeditione) sich befinden. Ist der Soldat im Treffen begriffen oder im Angriffe oder Vertheidigung einer Festung, so bedarf

Digitized by Google

es, was die äußere Form betrifft, nur einer deutlichen ernſthaften Erklärung; dagegen iſt, wenn das T. nicht in obigen Fällen errichtet wird, die Zuziehung zweier Zeugen erforderlich. Was die innere Form betrifft, ſo können in einem ſolchen Teſtamente auch übrigens erbunfähige Perſonen zu Erben eingeſetzt werden, Enterbungen von Notherben ohne Anführung eines Grundes geſchehen, endlich auch blos über einen Theil des Nachlaſſes disponirt werden, was mit dem aus dem römiſchen Rechte entlehnten Grundſatze: nemo pro parte testatus pro parte intestatus decedere potest, im offenbaren Widerſpruche ſteht. Ein ſolches T. wird übrigens, wenn nach Errichtung deſſelben dem Teſtirenden ein Kind geboren wird, nicht immer dadurch ungültig. — Eine andere Gattung der privilegirten Teſtamente ſind die zur Peſtzeit errichteten Teſtamente (testamentum tempore pestis conditum), welchem Übel auch andere graſſirende anſteckende Krankheiten gleichgeachtet werden. Vor zwei glaubwürdigen dazu erbetenen Zeugen kann ein ſolches Teſtament errichtet werden, welches, um gültig zu ſein, einer ordentlichen Erbeinſetzung bedarf; jedenfalls bleiben jedoch die einzelnen darin ausgeſetzten Vermächtniſſe in Gültigkeit. Das auf dem Lande errichtete T. (testamentum ruri conditum) erfordert die Gegenwart von mindeſtens fünf Zeugen, deren Namen nicht einmal von ihnen eigenhändig unterſchrieben zu werden brauchen, ja ſogar, wenn ſie des Schreibens ſämmtlich unfähig ſind, gänzlich weggelaſſen werden können, doch muß dann der letzte Wille vorgeleſen werden und dieß bemerkt ſein. Es ſetzt jedoch dieſes privilegirte T. ſtets voraus, daß nicht mehr Zeugen erlangt werden konnten, auch daß das T. wirklich auf dem Lande errichtet worden iſt. Das T. zu milden Stiftungen (testamentum ad pias causas) bedarf gar keiner Solennitäten, außer wenn es mündlich errichtet wird, wo es die Gegenwart zweier Zeugen erfordert; auch muß, wenn es geſchrieben iſt, dieſes T. vom Teſtator ſelbſt geſchrieben und unterſchrieben ſein. — Endlich gehört noch hierher das T. der Eltern unter ihren Kindern (testamentum parentum inter liberos). Dieſes T., durch welches blos ſolche Verfügungen getroffen werden, welche der Teſtirenden Kinder oder Enkel angehen, erfordern nur, ſobald eine ſolche Teſtamentserrichtung mündlich geſchieht, des Beweiſes halber die Gegenwart zweier Zeugen; wenn dieß ſchriftlich bewirkt wird, daß die Eltern entweder das T. eigenhändig niederſchrieben oder, wenn es durch einen Andern geſchrieben iſt, es unterſchrieben, ferner daß die Kinder mit Namen aufgeführt und deren Erbtheil mit Buchſtaben und nicht mit Zahlen ausgedrückt wird, endlich auch, daß unter dem T. Tag und Jahr der Errichtung ausgedrückt wird. 85.

Teſtament (altes und neues). Dieſer Ausdruck, mit welchem metonymiſch (contentum pro continente) die hebräiſchen (altes T.) und chriſtlichen (neues T.) Religionsurkunden bezeichnet werden, iſt aus der alten lateiniſchen Überſetzung der Bibel, der ſogenannten Vulgata, entlehnt, die ſo oft das griechiſche διαθήκη und das hebräiſche בְּרִית überſetzt, welche beide Worte eigentlich einen Bund, Vertrag, gegenſeitiges Verſprechen, bedeuten. Dieſelbe Bedeutung hat aber in der ſpätern Latinität auch das Wort testamentum (ſ. v. a. testatio). Daher denn der Ausdruck Bücher des alten und neuen Teſtaments, welcher ſchon bei Irenäus und Tertullian vorkommt, gleichbedeutend iſt mit der Benennung: Bücher des alten und neuen Bundes. Nach bibliſcher Anſicht nämlich iſt das religiöſe Leben ein Bund (Gemeinſchaft) zwiſchen Gott und den Menſchen. Vornehmlich wird die moſaiſche Religionsökonomie als ein ſolcher Bund zwiſchen Jehovah und dem iſraelitiſchen Volke, deſſen Mittler Moſes war, dargeſtellt. Die Iſraeliten verſprachen, Jehovah allein zu verehren und ſein Geſetz zu halten, und dieſer dagegen verſprach, ihr Gott, d. h. ihr Beſchützer und Wohlthäter zu ſein. Mit Beziehung auf dieſe ward dann auch der Ausdruck auf die chriſtliche Religionsökonomie übergetragen. Der Bund aber, deſſen Mittler Jeſus war, beſteht darin, daß die Men-

Digitized by Google

schen geloben, an Jesum zu glauben und seiner Lehre zu gehorchen; Gott dagegen ihn verheißt, die Sünde ihnen zu vergeben und sie selig zu machen. 63.

Tetănus, s. Starrkrampf.

Tethys (*Τηθύς*, die Erde, verwandt mit *τήθη*, die Ernährerin, Amme), eine Tochter des Uranos und der Gäa (des Himmels und der Erde), vermählte sich mit ihrem Bruder Oceanos und zeugte mit ihm die 3000 Oceaniden, d. h. die Flüsse, Bäche und Quellen. Wiewohl beide an dem Götterkriege keinen Antheil nahmen, wurden sie doch durch die Verehrung der neuen Götter verdunkelt. Homer nennt die T. in der Odyssee *μήτηρ* (Mutter), wodurch er anzudeuten scheint, daß man das Wasser zur Ernährung und Erzeugung der Dinge für nothwendig hielt. Spätere griechische und römische Dichter benennen mit ihrem Namen das Meer; die orphischen Hymnen feiern sie als die Königin im meerfarbenen Gewande. 11.

Tetrachord (griech. *τετράχορδον*), eigentlich der Vierklang, hieß bei den Griechen eine Ordnung oder Scala von 4 Tönen, von welchen der höchste gegen den tiefsten immer eine reine Quarte ausmachte. Das ganze Tonsystem der Griechen war, wie unser modernes in Octaven, in 5 solche Tetrachorde abgetheilt. Hierüber, so wie über die Benennung diatonische, chromatische und enharmonische Tetrachorde vergl. den Artikel Tonsystem. 20.

Tetraëder, lat. tetraëdrum; franz. tetraèdre, ist eine regelmäßig stereometrische Gestalt von vier gleichseitigen, gleichgroßen Triangeln begrenzt, mit vier gleichen dreiflächigen Ecken und 6 gleichen Kanten, an denen die Flächen in den Winkeln von 70° 31′ 44″ gegen einander geneigt sind. 76.

Tetrakontaoktaëder, lat. tetracontaoctaëdrum; franz. tetracontaoctaèdre, ist eine stereometrische Gestalt, die von 48 gleichgroßen und gleichgeformten Dreiseiten umschlossen ist. Es gibt mehrere Varietäten von dieser Gestalt. Die Ecke der regelmäßigsten fallen mit der Oberfläche einer Kugel zusammen. Die Gestalt hat 6 achtflächige Ecke, 12 vierflächige Ecke, 8 sechsflächige Ecke und 72 Kanten. 76.

Tetralogie, s. Trilogie.

Tetrameter, s. Metrum und Rhythmus.

Tetricus (Cajus Pesuvius), römischer Feldherr und Statthalter von Aquitanien, stand früher auf der Partei des Posthumius (s. d. Art.) und seiner Nachfolger, nahm aber endlich selbst die Kaiserwürde an und regierte unabhängig über Spanien, Gallien und Britannien. Doch wußte er sich endlich vor den Ausschweifungen seines Heeres nicht mehr zu retten; daher veranlaßte er den Kaiser Aurelianus nach Gallien vorzurücken. In der bei Chalons (271) erfolgten Schlacht ging T. sogleich zu Aurelianus über, der die Truppen desselben vernichtete und ihn selbst im Triumphe in Rom mit aufführte, nachdem er gegen 5 Jahre geherrscht hatte. Doch ward er kurz darauf vom Kaiser in seine Würden wieder eingesetzt, von ihm mit der größten Freundschaft behandelt und selbst zum Statthalter von Lucanien und sein Sohn zum römischen Senator gemacht; Gallien aber ward nach 13jähriger Trennung wieder römische Provinz. 37.

Tettenborn (Friedrich Karl, Freiherr von), Generallieutnant, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister von Baiern am wiener Hofe, wurde im Jahre 1778 zu Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein geboren, trat 1791 als Page in die Dienste des Churfürsten von Mainz, begab sich von hier im folgenden Jahre nach Waltershausen, um unter dem berühmten Bechstein die Forstwissenschaften zu studiren, und bezog noch in demselben Jahre die Universität zu Göttingen, die er jedoch bald darauf mit Jena vertauschte. Nach dem Tode seines Vaters trat er aus Neigung in östreichische Kriegsdienste, wurde im Jahre 1794 als Cadet in dem damaligen Kinsky'schen Regimente angestellt, nahm mit

Digitized by Google

demselben an den Kriegsereignissen jener Jahre Theil und folgte 1799 dem Heere des Erzherzogs Karl, so wie 1801 dem Generale Kray. Er war unterdeß zum Rittmeister und Commandanten einer Schwadron aufgestiegen, wurde nach Beendigung des Krieges 1804 mit Aufträgen an den Gesandten des wiener Hofes nach Berlin geschickt und lebte daselbst mit dem Prinzen Ferdinand auf vertrautem Fuße. Nach dem Wiederausbruche des Krieges 1805 diente er unter dem Generale Mack, schlug sich nach der Übergabe von Ulm als Führer des Vortrapps mit dem Erzherzoge Karl durch die Feinde und wurde zur Belohnung dafür mit dem Theresienorden beehrt. Im Jahre 1808 begleitete er den Fürsten Schwarzenberg als erster Adjutant und Botschaftscavalier nach Petersburg, überbrachte 1809 die Aufträge des Fürsten an das Heer und zeichnete sich in der Schlacht bei Wagram durch seine Tapferkeit so sehr aus, daß er noch auf dem Schlachtfelde vom Erzherzoge Karl zum Major ernannt wurde. Nach Abschluß des Friedens folgte er dem Fürsten Schwarzenberg nach Paris, wohin dieser als Gesandter geschickt wurde und erhielt von Napoleon, obgleich ihm derselbe wegen seiner Ansichten nicht günstig war, für sein muthvolles Benehmen bei dem Brande des Schwarzenberg'schen Pavillons das Kreuz der Ehrenlegion. Noch vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Rußland und Frankreich verließ T. die östreichischen Dienste und trat als Oberstlieutnant 1812 in das russische Militair ein, zeichnete sich bei dem Rückzuge der Franzosen durch die Kühnheit aus, mit welcher er sie verfolgte, nahm viele derselben gefangen und besetzte Wilna, ehe sich das aus einander gesprengte Heer dort sammeln konnte. Hierauf wurde er noch während einer Krankheit, die ihn in Königsberg von weiteren Unternehmungen zurückhielt, zum Obersten ernannt, setzte nach seiner Genesung mit einem Corps leichter Reiterei über die Weichsel und Oder und rückte nach Berlin vor. Um seinen Operationen mehr Nachdruck zu geben, vereinigte er sich nun mit Czernitscheff, versuchte mit großer Kühnheit in Berlin einzudringen und wurde dafür vom Kaiser Alexander mit dem Wladimirorden beehrt. Nach der Einnahme von Berlin marschirte er mit einem Cavalleriecorps gegen Hamburg, bewog durch seine Ankunft zu Ludwigslust am 14. März 1813 den Herzog von Meklenburg, sich sogleich gegen Frankreich zu erklären, vertrieb alsdann den General Morand und zog den 18. März in Hamburg ein. Nach einem Aufenthalte von zehn Wochen und nach Erschöpfung aller Mittel die Stadt zu halten, sah er sich jedoch genöthigt, dieselbe dem Feinde zu überlassen (den 30. Mai), trat nun, mit dem St. Annenorden erster Classe beschenkt, unter die Befehle des General Walmoden, rückte gegen Davoust, der indeß in das Meklenburgische vorgedrungen war und sodann gegen den General Pecheur, hielt sich nach dessen Niederlage auf dem linken Elbufer und nöthigte am 15. Oct. Bremen zur Übergabe. Bald darauf vereinigte er sich mit dem Kronprinzen von Schweden, der gegen Dänemark zog, drang bis Jütland vor und erhielt zur Belohnung dafür den Schwertorden. Nach Beendigung des Krieges gegen Dänemark wandte sich T. am 24. Jan. 1814 nach dem Rheine, drang mit seiner leichten Reiterei über Köln in Frankreich ein, erhielt die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen der alliirten Heere und machte sich besonders durch das Auffangen wichtiger Depeschen und Auskundschaftung der feindlichen Stellung verdient. An dem Feldzuge von 1815 konnte er wegen der Kürze desselben keinen Antheil nehmen. Nach dem Frieden erhielt er seine von Napoleon in Beschlag genommenen Güter zurück, verließ 1818 die russischen Dienste, führte die Territorialangelegenheiten zwischen Baden und Baiern zu einem erwünschten Ende, erwarb sich um die Verfassungsurkunde große Verdienste und ging im Jahre 1819 als Gesandter von Baden an den östreichischen Hof, wo er noch gegenwärtig diesen Posten verwaltet. 81.

Teucer (*Τεῦκρος*) war der Sohn des Telamon und der Hesione, der Tochter des Laomedon, oder nach Homer, einer Sklavin, und Bruder des telamonischen

Ajax. Mit diesem zog er in den trojanischen Krieg; Beide führten 12 Schiffe. Er war der beste Bogenschütze der Griechen; denn er hatte, wie Homer erzählt, seinen Bogen vom Apollo selbst empfangen. Vorzüglich zeichnete er sich im Kampfe bei den Verschanzungen aus, wo er viele Trojaner tödtete. Sobald er einen Pfeil abgeschossen hatte, verbarg er sich jedes Mal unter dem ungeheuern Schilde seines Bruders, „wie ein Kind hinter der Mutter"; denn als Bogenschütze durfte er keinen Schild tragen. Endlich griff er den Tapfersten der Trojaner, den Hektor, selbst an; doch Apollo wandte den Pfeil und er traf einen andern Sohn des Priamus, den Gorgythion; das zweite Mal tödtete er Hektor's Wagenführer, den Archeptolemos. Da verwundete ihn der trojanische Held zwischen dem Halse und der Brust, und er mußte aus dem Kampfe getragen werden. Agamemnon versprach ihm für seine Tapferkeit einen Dreifuß oder zwei Rosse oder eine Beischläferin, sobald Troja erobert sein würde (Hom. Il. VIII. 281—334). Bei seiner Rückkehr von Troja wurde er vom Telamon verbannt, weil er den Tod seines Bruders nicht gerächt hatte. Er wurde später der Erbauer von Salamis, nachdem er Cypern erobert hatte. — T. hieß auch der Sohn des Skamandros und der Nymphe Idea. Als in Kreta eine Hungersnoth ausbrach, verließ er dasselbe und ward König von Troja, dessen Einwohner nach ihm Teukrer genannt wurden. Dem Dardanus, der Schutz bei ihm suchte, gab er seine Tochter Batea zur Gemahlin und setzte ihn zu seinem Erben ein. 11.

Teufel, lat. diabolus; franz. diable; engl. devil. Bei allen Völkern des Erdkreises findet sich in ihren religiösen Überzeugungen auch die mehr oder minder, schroffer oder milder ausgebildete Idee eines absolut Bösen, dessen Herrschaft die Sünde, dessen Freude die Verführung der Reinen, dessen Macht fast so groß ist, als die der wohlthätigen Gottheit. Dieser Dualismus der Gottheiten ist das natürliche Resultat des Bestrebens, das sittlich Böse im Menschen zu erklären. Je mehr nun eine Religion auf einer Abstraction des äußern materiellen Daseins beruht, desto schärfer wird diese Zweiheit hervortreten, und je mehr das ideelle Anschauen des äußeren Lebens sich entwickelt, desto untergeordneter erscheinen die bösen Gottheiten. Am Durchgearbeitetsten finden wir die Gedanken vom guten und bösen Gott als reinen Gegensatz im Parsismus, obschon auch da Zoroaster's Lehre die ursprüngliche Form der Religion vergeistigte. Ahriman, ursprünglich rein geschaffen, wird freiwillig bös und bleibt es bis zum Ende der irdischen Welt, wo auch er durch Feuer geläutert wieder zur anfänglichen Reinheit zurückkehrt, worauf dann alles Böse verschwindet. Diesem bösen Gotte dienten Schaaren von ihm hervorgerufener böser Geister, und alle schädlichen Geschöpfe des Erdballs sind sein Werk. Ob der Wende seinen Czernibog auf gleiche Weise ehrte und anschaute, ist sehr zweifelhaft, da uns die slawische Mythe sehr unvollkommen und in ihrem ganzen Umfange, so wie in ihrer wahren Gestalt gar nicht bekannt ist. In der nordischen Mythologie steht Loki als das personificirte Böse, gleichfalls freiwillig und zwar aus Liebeszauber, ein merkwürdiger Zug, verderbt da, und beim Weltuntergange erscheint er, der von den Göttern mit unauflöslichen Fesseln für seine Bosheiten Gebundene, von denselben befreit und befördert die Vernichtung der Götter. Aber er verschwindet auch in diesem Kampfe selbst und die wiedergeborene Welt weiß nichts von ihm. Der indische Schiwa erscheint gleichfalls in den Mythen als der zerstörende Gott und in sofern als bös, und im ägyptischen Typhon offenbart sich ebenfalls die Macht des Bösen. Dunkler sind die Anschauungen der slavischen und deutschen Völker. In allen Mythen aber aller Völker erscheinen eine Menge böser Zwischenwesen, Dämonen, welche das Übel in die Welt bringen, es mehren und sich daran freuen. So die nordischen Riesen, die persischen Dews, die indischen Rakschas, die deutschen Elben ꝛc. und überall tritt der Gedanke des Dualismus als schwarz und weiß oder Nacht und Licht hervor, ein Zeichen, wie

Digitized by Google

alle diese Religionsideen auf Anschauung der äußern Natur beruhen. Als eine Mischung neu ägyptischer und persischer Gedanken erscheint der jüdische Satan, wenn gleich nicht zu läugnen steht, daß sich schon in den ältesten Urkunden der Hebräer Andeutungen einer Dämonologie, jedoch nur im Abhängigkeitsverhältnisse zu Gott, also gute Geister finden und daß bereits im Moses vor Götzendienst als der Anbetung böser Geister gewarnt wird. Seit dem babylonischen Exile indessen tritt erst die jüdische Dämonologie in ihrer Vollendung auf und beurkundet sich als eine Tochter persischer Religionsideen. Diese bildete das Judenthum eigenthümlich aus und der T. erschien nun unter vielfachen Namen, als Asmodi, Adramelech, Samiel, Satan, Beelzebub, mit mannigfachen besonderen Eigenschaften und Kräften. Zur Zeit Jesu war die Lehre bereits auf das Künstlichste ausgebildet und bestimmt, was als Wirkung teuflischer Macht anzusehen sei; ja man glaubte, es sei möglich, einen Bund mit dem Herrscher der teuflischen Schaaren in der Art zu schließen, daß man im Stande wäre, durch seine Macht die niederen T. zu beschwören und auszutreiben, etwas, dessen die Pharisäer Christum beschuldigten (Matth. XII, 24. Marc. III, 22. Luc. XI, 15). So kam durch das neue Testament der Satz vom T. auch in die christliche Kirche und sie bediente sich gegen die Heiden, welche sie bekehrte, hinsichtlich ihrer Götter desselben Arguments, wie die Juden gegen die alten heidnischen Völker, daß ihre Götzen nämlich böse Dämonen, sündliche Geister wären, welche mit Macht und Wunderkraft zwar ausgerüstet, von Gott aber abgefallen und verstoßen seien, deren Anbetung also sündhaft und der Menschenseele verderblich sei. Dieß ist dann Ursache geworden, daß nach und nach das Volk, welches so fest an seinen alten Sitten, Gebräuchen und Lehren hing, Vieles aus seinen Göttersagen und zwar das Verschiedenartigste auf den T. seiner Bekehrer übertrug und sich ein eigenthümliches Heer neckender schadenfroher Geister schuf, welche theils in der Luft, theils im Wasser, theils auf, theils unter der Erde wohnen und manchmal unschädliche Neckereien, viel öfter aber Bosheiten gegen die Menschen verüben. Unter diese Hülle verbargen sich die alten Volksgötter, die dem Herzen des Volks zu theuer waren, als daß es sie hätte fahren lassen, und so dient der T., wie ihn die Volkssage, das absichtslose Gedicht, das Kindermährchen schildern und handeln lassen, vielfach zur Erklärung der alten Glaubenslehren, namentlich der germanischen Völker. So wie nun die katholische Kirche einerseits das ganze Heidenthum für das Reich des Teufels erklärte und die Macht desselben über die Menschen anerkannte, so nahm sie auch andererseits die Gewalt in Anspruch, diesen T. vertreiben, bannen zu können. So entstand der Exorcismus, welchen man nebst dem Zeichen des Kreuzes und den frommen Übungen als das kräftigste Mittel dazu ansah. Auf der andern Seite kam der Gedanke an eine Verbindung mit dem T. um so leichter in Umschwung, als schon das Heidenthum eine besondere Verbindung einzelner Menschen mit den Gottheiten und daraus deren Macht Gutes oder Böses nach Willkühr zu wirken (weiße und schwarze Magie, Zauberei) angenommen hatte, und bildete sich nur eigenthümlich christlich aus. Was im Heidenthume eine besondere Weihe, Gunst, Geschenk der Götter war, wofür der Begnadigte irdische Freude und Genuß als Opfer hingab, das ward hier eine unbedingte Ergebung des Einzelnen an die Macht der Finsterniß, indem er sich von Christo, dessen Gnadenwerke und der dadurch auch für das Individuum errungenen Seligkeit lossagte und dafür irdischen Genuß, irdische Freude, äußere Macht, die Güter dieser Welt und Gewalt über die bösen Geister für einen bestimmten Zeitraum erhielt. Auch hier mischte sich heidnischer Gedanke und neuer Glaube wunderbar und schuf ein eben so merkwürdiges als in seinen Folgen furchtbares System, den Glauben an Hexen und Zauberei, welchem das ganze Mittelalter hindurch so zahlreiche Opfer fielen. Mit der Reformation erlitt auch die Idee des Teufels, der Teufelsbeschwörung, des Bundes mit

Digitized by Google

dem Bösen, die Hexerei nach und nach eine gänzliche Umänderung, wenn gleich Luther und die späteren Protestanten noch fest vom personellen T. überzeugt waren und so diesen Glauben auch in die protestantische Kirche übertrugen. Die Macht der Wissenschaften, das schärfere Denken und die größere Verbreitung der Wahrheit haben diesen Glauben als im Widerspruche mit ächter Religion, als nichtig vor der Vernunft, als Symbol des sittlichen Kampfes in der Brust des Einzelnen erwiesen, und es kann nur betrüben und als Zeichen beschränkten Geistes angesehen werden, den man nur bedauern kann, wenn in unseren Tagen die Helden des Mysticismus es versuchen, den T. mit Haut und Haar wiederum zu beweisen, obwohl ihre Gründe so schwach, so gänzlich bornirt sind, daß man sie nur belächeln und versichert sein kann, daß sie nimmer Gewicht erlangen werden. Ein ganz Anderes ist es, wenn die kantische Schule von einem radical Bösen und die schellingische von einem absolut Bösen spricht (s. Erhard, „Apologie des Teufels", 1795; Daub, „Judas Ischarioth", 1816—1817), obschon auch hier sich gewichtige Gegengründe aufstellen lassen. Im Volke aber ward die Idee des Teufels bald poetisch aufgefaßt und so stellt ihn denn die Volkssage mit Volkshumor unbekümmert um die Haltbarkeit des Glaubens in mannigfachen Verhältnissen dar. Es gehört zu den interessantesten Untersuchungen, wie die verschiedenen Völker die Persönlichkeit des Teufels körperlich und geistig in ihrer Poesie dargestellt haben. So erscheint er bei den Deutschen z. B. oft gutmüthig, wird häufig durch Menschenlist hintergangen und ausgelacht, und zeigt sich als dumm, beschränkt und als komische Figur, während andere Sagen ihn in der Furchtbarkeit seiner Macht, dem Glanze seines Geistes und unerschöpflichen List, die Menschen an sich zu locken und zu verderben, darstellen. So ist namentlich die Sage von Faust in ihrer ursprünglichen Gestalt eine der tiefsten und humoristischsten zugleich, deren Trefflichkeit denn auch zu allen Zeiten von Marlow bis Lenau die Dichter begeistert hat. Freilich haben auch diese Dichter die Personification des Teufels gar mannigfach und verschieden aufgefaßt. Wenn in Marlow und dem alten, wohl aus seinem „Faust" entstandenen Volksschauspiele der T. mehr in der Pracht des Höllenfürsten voll Hohn und Spott gegen den Höchsten, voll Trotz auf seine Macht dargestellt ist, so erscheint im Milton wie im Klopstock mehr die Figur des gefallenen Engels. Klinger neigt sich mehr zur Anschauung des Marlow, aber Göthe stellt den T. merkwürdig eigenthümlich von der spottenden, humoristischen, ironischen Seite dar. Hieraus entwickelte sich die Ansicht vom T., welche weichlich, frömmelnd Fouqué und bizarr outrirt E. T. A. Hoffmann durchführt, wo der Böse als ein grauenhaftes tiefspottendes, alles Höhere vernichtendes Spukwesen erscheint. An diese Vorstellung lehnt sich die hauffische, doch mit einer heitern, sogar gegen die bisherigen Darstellungen des Teufels in der Poesie gerichteten Tendenz. Es ist natürlich, daß zu allen Zeiten eine große Masse Nachtreter alle diese Gedanken schwachköpfig wiederkäuten. Die bildenden Künste stellten auch den Satan in verschiedenen Perioden verschieden dar, und es wäre wohl eine interessante Untersuchung, auch hier die Stadien derselben bis zu dem gewaltigen Einflusse Göthe's auf diese Darstellung herab zu durchlaufen; allein dieß verbietet der Raum. Am Wunderbarsten ist in der Musik, seitdem sie dramatisch geworden ist, das dämonische Princip behandelt; man darf nur an Mozart, Reichard, K. M. von Weber und Spohr denken, um den ganzen Reichthum der in dieser Kunst ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen zu begreifen. Lange nicht so mannigfaltig erscheint der T. bei den südlicheren Völkern, z. B. den Franzosen, wo namentlich durch le Sage jene heitere harmlose Teufelei angewandt auf Beobachtung menschlicher Leidenschaften und Schwächen verbreitet wurde. Aber nicht blos das Wesen, die Person des Teufels trat in der Literatur auf, sondern sein Name mußte Büchertitel ernsten und scherzhaften Inhalts bilden, und er selbst als Autor erscheinen.

Digitized by Google

So die theologischen Schriften wider die verschiedenen Sünden und Leidenschaften der Menschen, z. B.: „Wider den Bannteufel" (Magdeburg 1564); „Wider den Hoffahrtsteufel" (Eisleben 1565); „Der Hosenteufel" (Frank. a. d. O. 1550); „Lästerteufel's Natur, Censur und Cur" (Rothenb. 1679 ꝛc.). 82.

Teufelsadvocat (advocatus diaboli), s. Kanonisation.

Teufelsbrücke, s. Urner Loch.

Teufelsmauer oder Pfahlgraben nennt man die Überbleibsel der großen römischen Schanzlinie, welche von der Donau durch das jetzige Würtemberg und Hessen über den Odenwald hinweg bis an den Mittelrhein führte und namentlich von Ellwangen aus über Aalen, Gmünd, Murhard, den Odenwald, Amorbach, Obernburg, Aschaffenburg, den Spessart, Homburg, Lorch ging, später auch über Urach und Rottweil, bis zum Kaiserstuhle geführt ward. Auf dieser ganzen Linie sieht man noch Reste römischer Castelle, unter ihnen die Hasselburg, Spuren von Wällen, Gräben, Thürmen, Mauerwerk, Bädern und Gräbern. — Vergl. A. Buchner, „Reise auf der Teufelsmauer" (Regensburg 1821. 2 Hefte). 30.

Teut, s. Thuisko.

Teutoburger Wald (Saltus teutoburgicus, die Egge, Obring oder lippischer Wald) ist ein etwa 21 Meilen langes und 2 bis 2½ Meilen breites Waldgebirge in dem Regierungsbezirke Minden der preußischen Provinz Westphalen, welches sich nördlich über den Diemel an das sauerländische Gebiet anschließt, die nördlichsten Vorberge Deutschlands, welche sich erst allmählig mit dem Dickeberge und dem Hokusberge gegen die Ems hin verlieren, bildet, sich durch das Fürstenthum Paderborn, nordwestlich durch das Fürstenthum Lippe, durch die Grafschaft Ravensberg und den südlichen Theil des Fürstenthums Osnabrück zieht und in der Grafschaft Tecklenburg in Hügeln endigt. Der Rücken desselben hat immer nordwestliche Richtung; zugleich macht er die Abdachung zwischen dem Rheine und der Weser. Übergänge und Wege sind sehr beschwerlich, indem es eine einzige Öffnung, die porta Westphalica, bei Bielefeld hat. Es ist meistens mit schönen Laubwaldungen bedeckt und der ödeste und unfruchtbarste Theil längs der Westseite, der Übergang des Hügelterrains in den Landhorizont, heißt die Senne, ähnlich der lüneburger Haide. Hier wurden im 30jährigen Kriege 1640 die Schweden von dem kaiserlichen Generale Hatzfeld geschlagen; auch war hier der Schauplatz der berühmten Schlacht zwischen den Römern und Deutschen unter ihrem Anführer Herrmann (9 Jahre n. Chr.). Östliche Zweige dieses Waldes stehen mit dem Wesergebirge in Verbindung, und die ganze Gegend ist Gebirgsland mit engen, oft beschwerlichen Wegen. Der südlichste Theil des ganzen Gebirgszuges bei Paderborn und Lippe ist der höchste und waldigste und erreicht 1800 Fuß, mit Querthälern, Schluchten und Senkungen. 71.

Teutonen, s. Cimbern.

Texas, s. Mexico.

Texel, auch Tessel genannt, eine niederländische Insel, zur Provinz Holland gehörig, im Bezirke Alkmaar, hat mit der jetzt mit ihr zusammenhängenden Insel Eierland 2¼ □ Meil., ist von der nördlichsten Spitze Nordhollands durch die Meerenge Marsdiep getrennt und besitzt 6 Dörfer mit 5000 Einw., welche sich größtentheils von Vieh-, besonders von Schafzucht, Käsebereitung (der sogenannte texeler Käse), Tabaksbau und Austernfischerei nähren. Auf der Ostseite ist die bequeme moskowische Rhede, wo sich die Ostindienfahrer versammeln. Für große Schiffe ist die Durchfahrt durch den Marsdiep wegen des seichten Fahrwassers beschwerlich. 26.

Tezel (Johann), der bekannte Ablaßprediger, wurde in der Mitte des XV. Jahrh. zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Joh. Dietze, Goldschmied war.

Digitized by Google

Seit 1482 studirte er daselbst Theologie, ward 1487 Baccalaureus der Philosophie und trat 1489 in den Dominicanerorden. Nach Beendigung seiner Probezeit vom Bischofe zu Merseburg zum Priester geweiht las er seine erste Messe in Leipzig, predigte dann mit Beifall in Zwickau und erhielt in den Jahren 1502 und 1504 vom römischen Stuhle den Auftrag, nicht nur das Jubeljahr, sondern auch den Ablaß zu verkündigen. Bei seiner Anwesenheit in Rom ernannte ihn Leo X. zu einem päpstlichen Nuntius, der Erzbischof Albert von Mainz aber ertheilte ihm das Amt eines Ketzermeisters. Auch ward er Doctor der Theologie und Dominicanerprior zu Pirna. Seinen Ablaßhandel fing er im Jahre 1504 an. Überall wurde er mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen und wußte er mit vielem Geschicke seinen Handel zu betreiben. So lockte er (1507) in Freiberg den Leuten in 2 Tagen 2000 Fl. ab; von da ging er nach Dresden, Pirna und Leipzig, wo er in der Nikolaikirche sein Wesen trieb. 1508 zog er nach Naumburg und Erfurt und dann wieder nach Meißen, Annaberg, Görlitz, Chemnitz und endlich nach Nürnberg, Ulm und Inspruck, an welchem letztern Orte er wegen ehebrecherischen Umgangs mit einer Frau gesäckt und ersäuft werden sollte, wenn nicht Churfürst Friedrich der Weise beim Kaiser Maximilian für ihn gebeten hätte. Zur Strafe wurde er aber in Leipzig in den ehemaligen Thurm am Eingange des grimmaischen Thores gesetzt. Nachdem er seine Freiheit wieder erhalten hatte, begab er sich nach Rom, um bei dem Papste völligen Ablaß für sich zu suchen, den er auch erhielt. Mit dem Eifer eines Marktschreiers fuhr er nun fort, seine Ablaßzettel anzupreisen, ließ sogar in seiner Absolutionsformel gewöhnlich die in den päpstlichen Ablaßbullen um der Form willen stets beigefügte Bedingung der Reue und Besserung weg und verhieß für alle bereits begangenen, selbst für die zukünftigen Sünden um wenige Groschen volle Vergebung. Dabei soll er immer die Worte gebraucht haben: „sobald das Geld im Kasten klingt, sobald die Seel' gen Himmel springt." Im Jahre 1517 kam T. in die Nähe Wittenbergs, nach Zerbst und Jüterbogk, und störte, indem mehrere Wittenberger nach erkauftem Ablasse die Beichte und Absolution für überflüssig hielten, auch Luther's Wirksamkeit als Seelsorger, welcher sich daher in einer Predigt und dann in seinen Thesen gegen solchen Mißbrauch erklärte. T. ließ sich dagegen wenigstens zum Theil durch Dr. Wimpina zu Frankfurt a. d. O. eine Reihe von Antithesen verfertigen, die aber von den Studenten auf dem Markte zu Wittenberg verbrannt wurden. Auch erhielt er in Leipzig vom päpstlichen Nuntius, Karl von Miltitz, einen harten Verweis. Bald darauf starb er daselbst am 14. Juli 1519. Sein Leichnam wurde in der Paulinerkirche zu Leipzig begraben. 63.

Thaarup (Thomas), ein bekannter dänischer Dichter, am 21. Aug. 1749 zu Kopenhagen geboren, widmete sich mit sehr großer Vorliebe der Literatur und den schönen Wissenschaften und ward nach Beendigung seiner Studien in der Hauptstadt bei der Seecadettenakademie angestellt. Später befaßte er sich mit der Direction des Theaters und lebte dann als privatisirender Gelehrter zu Smidstrup bei Hirschholm. Seine lyrischen Gedichte werden von der dänischen Nation sehr geschätzt und dem Besten, was sie in dieser Gattung der Poesie besitzen, beigezählt. Besonders zeichnen sich das „Lied von der Vaterlandsliebe" und die „Hymne", welche 1792 in der Schloßkirche aufgeführt wurde und die J. H. Voß meisterhaft ins Deutsche übertrug, durch hohen Schwung der Phantasie aus. Unter seinen dramatischen Schriften sind „Das Erntefest" („Höstgilbet") und „Peter's Hochzeit" („Peter's Bryllup") die bedeutendsten. Sie wurden auch ins Deutsche übertragen, aber mit geringem Glücke. Seine Verdienste wurden von der Regierung durch die Ertheilung des Danebrogsordens belohnt. Er starb 1821 zu Kopenhagen. — Sein Sohn, Kristen T., ist ebenfalls als Dichter bekannt; besonders fanden seine „Elegische Kleinigkeiten" (1816) und

Digitized by Google

seine Übersetzung von Körner's „Leier und Schwert" (1817) verdienten Beifall. 66.

Thaer (Albrecht), ausgezeichnet durch seine Verdienste um die theoretische und praktische Landwirthschaft, wurde am 14. Mai 1752 zu Celle, wo sein Vater als Arzt lebte, geboren, besuchte, meistentheils von Privatlehrern gebildet, 1771 die Universität zu Göttingen, studirte daselbst Medicin und erwarb sich 1774 den Grad eines Doctors. Nach Celle zurückgekehrt war er in seiner ärztlichen Praxis so glücklich und erhielt in kurzer Zeit einen so bedeutenden Ruf, daß er bald darauf zum Hofmedicus und später zum Leibarzte des Königs ernannt wurde. Allein die Schwäche seiner Gesundheit und sein warmes Gefühl bei den Leiden von Freunden veranlaßten ihn, seiner ärztlichen Laufbahn zu entsagen und sich besonders der Landwirthschaft zu widmen, für welche er im Jahre 1790 eine Anstalt zu Celle errichtete. Hier machte er eine neue, sehr scharfsinnige, Theorie der Landwirthschaft bekannt, verdankte derselben 1804 den Ruf als geheimer Rath in die preußischen Staaten und errichtete nun auf seinem Landgute Mögelin bei Potsdam eine Lehranstalt für Landwirthe. Im Jahre 1818 zum ordentlichen Professor der Staats- und Landwirthschaftslehre ernannt erwarb er sich durch seine tiefen Kenntnisse in beiden Fächern einen ausgebreiteten Ruf und die Achtung seiner Schüler und Freunde, welche sich nicht nur 1823 bei der Zusammenkunft der Schafzüchter in Leipzig, sondern noch mehr bei der Feier seines Doctorjubiläum zu Freienwalde am 16. Mai 1824 aussprach, bei welcher Gelegenheit dieselben eine vom Professor Wichmann aus cararischem Marmor gefertigte Büste aufstellten und ihm ein kostbares Tafelservice verehrten. Zu gleicher Zeit übersandte ihm der König und die höchsten Staatsbeamten eigenhändige Glückwünschungsschreiben und ersterer den rothen Adlerorden, der König von Baiern beschenkte ihn mit dem Orden der baierischen Krone, der König von Würtemberg mit dem Orden der würtembergischen Krone und der König von Großbritannien mit dem Guelfenorden. Hieran schloß sich noch eine Danksagung des Bauernstandes aus dem Oderbruche, welche ihm ihre Erkenntlichkeit für seine Verdienste um die Landwirthschaft und ihre Freiwerdung schriftlich bezeugten. T. starb in seinem 77. Jahre am 26. October 1828 zu Mögelin. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft" (Hanov. 1798—1804. 3 Bde.; 3. Aufl. Ebend. 1816); „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft" (Celle 1799—1804. 6 Bde.); „Beschreibung der nutzbarsten, neuesten Ackergeräthe" (Hanov. 1803—1806. 3. Heft); „Annalen des Ackerbaues" (Berlin 1805—1810. 6 Jahrgänge); „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft" (Berlin 1809—1810. 4 Bde.); „Annalen der Fortschritte der Landwirthschaft" (Ebend. 1811 und 1812. 2 Jahrgänge); „Über die feinwollige Schafzucht" (Ebend. 1811); „Geschichte meiner Wirthschaft zu Mögelin" (Ebend. 1815); „Leitfaden zur allgemeinen landwirthschaftlichen Gewerbslehre" (Ebend. 1816); „Mögelinsche Annalen der Landwirthschaft" (Ebend. 1817—1824. 14 Bde.). 81.

Thais, eine berühmte Hetäre zu Athen, ward die Geliebte Alexander's des Großen und zog mit ihm nach Persien, wo sie einst bei einem Gastmahle den betrunkenen König aus Haß gegen die Perser veranlaßt haben soll, den königlichen Palast in Persepolis selbst anzuzünden. Später fiel sie dem Ptolemäus Lagi zu, dem sie mehrere Kinder gebar. Von ihr ward in der spätern Komödie der Name T. stehende Benennung für Buhldirnen. 16.

Thaler, die größte jetzt gebräuchliche Silbermünze, soll ihren Namen von Joachimsthal in Böhmen haben, wo seit 1518 von dem Herrn von Schlick eine 1löthige Silbermünze geschlagen wurde, welche Joachimsthaler Groschen (da man überhaupt alle Silbermünzen Groschen nannte) hieß. Später entstand daraus der Name Thalergroschen und endlich Thaler, welcher für alle Silbermünzen

Digitized by Google

im Gebrauche blieb, welche über 1 Loth wiegen, und sich als Daler in Dänemark und Schweden, als Tallaro in Italien, als Dollar in Spanien und Amerika eingebürgert hat. Der Werth der T. ist natürlich nach dem Münzfuße verschieden, doch ist der einfache T., der aber in mehreren Ländern nur Rechnungsmünze ist, gewöhnlich = 1½ Gulden und enthält 24 Groschen, oder 30 Silbergroschen, oder 36 Mariengroschen, oder 48 Schillinge, oder 72 Groot, oder 90 Kreuzer. Von Reichsthalern gehen 13½, von preußischen Thalern 14 auf die feine kölnische Mark. — Außerdem hat man Speciesthaler = 2 Gulden = 1 Thlr. 8 Gr. C. M., 10 auf die Mark fein, welche vorzüglich in Sachsen geschlagen werden, Kronenthaler und Laub- (besser Lob-) thaler, vom Wappen und von der Umschrift genannt, = 1 Thlr. 12 Gr. C. M.; Dickthaler = 1 Thlr. 3 Gr. C. M., in Norddeutschland gebräuchlich, u. a. 30.

Thales, berühmter altgriechischer Weiser, geb. zu Milet (daher Milesius genannt) um das Jahr 630, gest. 548, stammte von einer alten und berühmten phönicischen Familie ab, bildete sich theils in seiner durch Handel und Schifffahrt lebendigen Vaterstadt, theils auf Reisen durch Phönicien, Ägypten, Kreta, wie durch den Aufenthalt bei dem den Wissenschaften günstig gesinnten Krösus, und lebte dann in Milet, zwar ohne ein öffentliches Amt zu verwalten, doch hochgeachtet von seinen Mitbürgern, dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften und dem Umgange mit gleichstrebenden Freunden, denen er seine Entdeckungen mittheilte. Nur auf solche Weise, nicht durch förmliches Lehren, welches damals noch nicht gebräuchlich war, noch durch Schriften, die er wohl nicht hinterlassen hat, wurde er der Stifter einer Philosophenschule, der ersten in Griechenland, von ihrem Vaterlande die ionische, von ihrer philosophischen Richtung die physische genannt (s. d. Art. Jonische Schule). In sofern man nun in dieser Schule zuerst ein wahrhaft philosophisches Bewußtsein wahrnimmt, während frühere Philosopheme nur als geniale Geistesblitze oder poetische Vorstellungen erscheinen, mag man mit Recht den T. den Urheber der Philosophie überhaupt, oder den ersten Philosophen nennen, ohne daß derselbe doch diesen Namen getragen hätte, der erst später aufkam (s. d. Art. Philosophie). Vielmehr führte er die Benennung eines σοφός, Weisen, und gehört als solcher zu der berühmten Siebenzahl, in der er nebst Solon den bedeutendsten Rang einnimmt. Unter seinen Sentenzen, Gnomen, findet sich schon das berühmte „Γνῶθι σεαυτόν, Erkenne dich selbst!" — Seine Philosophie nun war blos auf die äußere Natur gerichtet, Physik, deren Princip (ἀρχή) er zu erforschen suchte, wobei er freilich sehr roh empirisch verfuhr. Weil er nämlich zu bemerken glaubte, daß sowohl die Thiere aus feuchtem Samen entständen, als auch die Pflanzen aus Feuchtigkeiten Nahrung hätten, ja daß selbst die Sonne das Wasser an sich zöge, so vermuthete er, das Feuchte, Flüssige (ὕδωρ) müsse der Urzustand aller Dinge gewesen sein, ohne sich über das Verhältniß dieses Urstoffes zu den daraus entstandenen Gebilden oder über die Art dieser Entstehung selbst genauer zu erklären. Denn daß er dazu ein zweites, formgebendes, verständiges Princip, Gott, angenommen habe, beruht auf zu unsicheren Zeugnissen, um Wahrscheinlichkeit zu haben, besonders da wir bei seinen unmittelbaren Nachfolgern ein solches vermissen. Die Aussprüche: Alles sei voll Götter; die Dämonen seien Seelenwesen; der Magnet habe eine Seele u. a., wenn sie von ihm stammen, was nicht ganz erwiesen ist, sind doch mehr aphoristische Hypothesen und Bemerkungen, als tiefer eingreifende speculative Gedanken. Vergl. de Canaye, „Recherches sur le phil. Thales (in den „Mémoires de l'Académie des inscriptions" T. X. Deutsch in Hißmann's „Magazin" Bd. I. S. 309 ff.); Ploucquet, „De dogmatibus Thaletis etc." (Tubing. 1763. 4.) und in dessen „Commentt. philos. selectis"; Chr. Alb. Döderlin, „Animadv. historico-criticae de

Digitized by Google

Thaletis et Pythagorae theol. ration." (1780. 8.); Jo. Heinr. Müller, „De aqua principio Thaletis" (Altd. 1719. 4.); Gtlob. Chr. Harles, „Programmata tria de Thaletis doctrina etc." (Erl. 1780—1784. Fol.); J. Friedr. Flatt, „Diss. de theismo Thaleti M. abjudicando" (Tub. 1785. 4.); Göß, „Abhandlung über den Begriff der Geschichte der Philosophie und über das System des Thales" (Erlang. 1794. 8.); ferner auch Bouterweck's „Comm. de primis philos. graeci decretis physicis"; Ritter's „Geschichte der ionischen Philosophie"; Tiedemann's „Erste Philosophie Griechenlands" und „Geist der speculativen Philosophie" 80.

Thalia, s. Musen.

Thamyris (Thamyras), ein uralter noch im mythischen Zeitalter lebender griechischer Dichter, von dem sich blos noch dunkle Sagen erhalten haben, soll der Sohn des Philammon und der Nymphe Agriope oder Arsinoe, ein Zeitgenosse des Orpheus und der Schüler des Linos (s. d. Art.) gewesen sein. Wie alle damaligen Sänger Religions- und Volkslehrer, Wahrsager und Weise waren, die mit ihrer Leier im Lande umherzogen und Fürsten und Volk mit ihrem Gesange ergötzten, so wanderte auch T. der Sage nach in Griechenland umher, siegte zu Olympia und in anderen musischen Wettstreiten, verschaffte sich dadurch einen ausgebreiteten Ruhm und soll in Folge dessen sogar von den Scythen auf deren Königsthron gehoben worden sein. Nicht so glücklich aber war er in einem musischen Wettkampfe, den er, indem er sich für den größten und vorzüglichsten Dichter und Sänger hielt, mit den Musen angestellt haben soll. Er unterlag und ward für seine Verwegenheit mit Blindheit gestraft, so wie der Kunst des Gesanges und des Harfenspieles beraubt (vergl. Hom. Il. β', 594). Aus dem Namen Dorium, dem Orte, wo dieser Wettstreit soll gehalten worden sein, entstand später auch die Sage, daß T. der Erfinder der dorischen Tonart gewesen sei. Seine Seele soll nach seinem Tode in einer Nachtigall gewohnt haben. Außerdem wird ihm auch die Einführung der sogenannten griechischen Liebe Schuld gegeben. Von seinen Poesien, die in Hymnen, Gigantomachien, Titanomachien, Kosmogonien ꝛc. bestanden haben sollen, ist uns nichts erhalten worden, und auf gleiche Weise ist das Trauerspiel „T.", welches Sophokles verfaßte, verloren gegangen. 20.

Than war im alten Schottland der Titel der einzelnen Häuptlinge, unter denen die Clane oder Unterhäuptlinge den hohen Adel bildeten. Sie wurden als Stammesälteste betrachtet und waren zugleich die Gewaltträger des Königs. Später verloren sich diese Titel nach und nach und machten den in den übrigen europäischen Ländern gebräuchlichen der Grafen, Barone ꝛc. Platz. 30.

Thara, s. Tara.

Tharand oder Tharant, früher Granaten, ist ein Städtchen an der Weißeritz, am Ende des plauenschen Grundes, 3 Stunden von Dresden, Sitz drei verschiedener königlicher Ämter, mit 160 Häusern, 1200 Einw., welche gute Tischler- und Böttcherwaaren, auch Leder, Jagdzeug und Leinwand verfertigen, einer 1816 gegründeten königlichen Forstakademie mit 4 ordentlichen, 3 außerordentlichen Lehrern, 80 Studirenden, einem landwirthschaftlichen Institute (seit 1830), einem seit 1792 eröffneten Mineralbade mit 2 Quellen (genannt die Sidonien- und Heinrichsquelle), 10 Mühlen, Bergbau auf Silber und den Trümmern eines Bergschlosses, welches sich über dem Bade erhebt und einst der frommen Fürstin Sidonie, Wittwe Albert's, Stifters der albertinischen Linie, zum Wittwensitze diente. Zu Tharands reizendsten Umgebungen gehören die durch Richard Roos' Dichtung so berühmt gewordenen „Heiligen Hallen", majestätische Buchengewölbe. 71.

Thassilo, der letzte Herzog der Bojoarier aus dem Stamme der Agilolfinger und der 3. seines Namens, ward 741 n. Chr. geboren und folgte seinem Vater

Digitized by Google

Odilo schon 747 in der Regierung unter fränkischer Oberhoheit, ward aber von Grifho, dem Bruder Pipin's des Kurzen, vertrieben und erst durch des Letztern Hülfe 749 wieder eingesetzt, der das Land als Vormund regierte. Nachdem er darauf 757 Pipin den Huldigungseid geleistet hatte, ward er als wirklicher Herzog eingesetzt und führte Pipin Hülfstruppen zum Kriege gegen die Aquitaner zu; doch bald erwachte in ihm der Trieb nach Unabhängigkeit. Er verließ daher 763 plötzlich das fränkische Heer und erklärte sich für souverainen Herrn seines Landes. Die Verhältnisse im Frankenreiche begünstigten anfangs sein Streben und seine Gemahlin, die ehrgeizige Luitberga (seit 770), Tochter des mit Karl dem Großen zerfallenen Longobardenkönigs Desiderius (s. d. Art.), trieb ihn bei ihrem Hasse gegen die Franken zum Fortschreiten auf seiner Bahn und zu Feindseligkeiten an; er mußte aber, als Karl die Sachsen und Longobarden besiegt hatte und mit dem Papste verbündet die Huldigung von T. forderte, sich endlich unterwerfen (781). Doch schon 787 empörte er sich aufs Neue und ward nun, da er sich nicht willig fügen wollte, mit einem dreifachen Heere überzogen und geschlagen und mußte sein Herzogthum an Karl abtreten (787), der es ihm aber gegen Stellung seines ältesten Sohnes als Geißel sogleich als fränkisches Lehn zurückgab. Nichts destoweniger verband sich T. nun im Geheimen mit der byzantinischen Kaiserin, dem Herzoge von Benevent und den Awaren, während Karl mit auswärtigen Kriegen beschäftigt war. Doch dieser, dem Alles verrathen worden war, kam ihm zuvor und ließ ihn auf dem Reichstage zu Ingelheim (788), wohin sich T., nichts ahnend, ebenfalls begeben hatte, plötzlich gefangennehmen. Jetzt traten seine eigenen Vasallen als Ankläger gegen ihn auf und der Fürstenrath sprach das Todesurtheil über ihn aus, welches Karl jedoch in lebenslängliche Einsperrung in ein Kloster verwandelte (die Sage setzt hinzu, er sei geblendet worden), worin er 795 starb. Auch seine Kinder wurden in Klöster gesteckt und, nachdem die zur Rache für T. eingefallenen Awaren nach zehn blutigen Feldzügen gedemüthigt worden waren, das ganze Land zur fränkischen Provinz gemacht und von nun an durch mehrere Grafen regiert. 37.

Thatbestand, s. Corpus delicti.

Thatsache, lat. factum; franz. fait; engl. fact, ist überhaupt jedes Ereigniß als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet und daher s. v. a. das Ereigniß selbst im Umfange des Geschehenseins. Man gebraucht den Ausdruck vorzüglich in juristischer Hinsicht von jedem Ereignisse, welches den Grund eines Rechtsstreites abgeben kann. Hierbei kommt es nun hauptsächlich auf die Wirklichkeit des Ereignisses an sich und in der Art an, wie dadurch der Rechtsstreit selbst begründet wird. Zur Gewißheit desselben gelangt man entweder durch Geständniß, oder durch Beweis, oder durch Voraussetzungen (praesumptiones, s. d. Art.). Letztere genügen bei dem Mangel der ersteren beiden in Civilprocessen, nicht aber in criminellen, und zwar so lange, bis das Gegentheil davon erwiesen wird. 30.

Thau, lat. ros; franz. rosée; engl. dew, ist diejenige Erscheinung, wo nach warmen heiteren Sommertagen bei stiller Luft schon vor Sonnenuntergang im Schatten, so wie nach Sonnenuntergang an allen hinreichend freien Orten die meisten Gegenstände feucht werden und sich endlich mit Wassertropfen bedecken. In eingeschlossenen Räumen, bei bedeckter Luft oder wo hohe Gebäude den Himmel verdecken, findet diese Erscheinung wenig oder gar nicht statt, auch werden ungleichartige Körper sehr ungleich vom T. befeuchtet. Die Fähigkeit, bethauet zu werden, steht mit ihrem Strahlungsvermögen im geraden und mit ihrem Leitungsvermögen im verkehrten Verhältnisse; folglich besitzen es Metalle im geringsten, Glas, Wasser, thierische und vegetabilische Substanzen aber im hohen Grade. Schon vor dem Erscheinen des Thaues zeigen die damit zu bethauenden Gegenstände eine niedrigere Temperatur als die sie umgebende Luft; dagegen ist in finsteren win-

Digitized by Google

digen Nächten die Temperatur beider gleich. Hieraus abstrahirt Wells folgende zur vollkommenen Erklärung der Thaubildung genügende Theorie. Gute Wärmestrahlen und schlechte Leiter strahlen gegen den unbedeckten Himmelsraum mehr Wärme aus, als sie durch Zuleitung mittelst der Luft wieder erhalten; sie werden dadurch beträchtlich unter die Temperatur der Atmosphäre abgekühlt und verdichten dann die in der umgebenden Luft vorhandenen Wasserdämpfe, die sich auf ihnen in Tropfen sammeln. Bedeckungen des freien Himmelsraumes schicken den durch Ausstrahlen der unter ihnen befindlichen Erdoberfläche erhaltenen Wärmestoff größtentheils wieder zurück, hindern die Erkältung und folglich auch die Thaubildung; bewegte Luft führt den Substanzen, vorzüglich wenn sie gute Wärmeleiter sind, den durch Ausstrahlung verlorenen Wärmestoff wieder zu. (Vergl. Wells' „Versuche über den Thau" in Schweigger's „Journal" Bd. 22. S. 187). 40.

Thaaut, s. Thoth.

Theano, Name mehrerer literarisch so wie historisch merkwürdiger Frauen des griechischen Alterthums. 1) T., die Ältere genannt, stammte aus der Stadt Kroton, war die Tochter des Pythanokles und die Gemahlin des Philosophen Pythagoras, nach dessen Tode sie sich viel mit der Philosophie beschäftigte und die von ihrem Gemahle gestiftete philosophische Schule mit Hülfe ihrer Söhne im Ansehen zu erhalten wußte. Unter ihrem Namen sind noch 7 im attischen Dialekte geschriebene Briefe vorhanden, von welchen aber zweifelsohne nur die 3 ersten ächt sind. Ein ebenfalls ihren Namen an der Spitze tragendes Fragment: „*Περὶ εὐσεβείας*" ist gleichfalls unächt. Die Briefe stehen in den Sammlungen von Wolf, „Mulierum, quae oratione prosa usae sunt, fragm. et elogia" (Hamb. 1739. 4.); von Manutius, „Epistolae diversorum philosophorum" (Rom. 1499. 4. und Genev. 1606. Fol.) und von Orelli, „Collectio epistolarum graecarum" (Lips. 1815. 8.). Ins Deutsche übersetzt wurden diese Briefe von Wieland im 24. Bande seiner Werke. Jenes Fragment: „*Περὶ εὐσεβείας*" befindet sich bei Stobäus (I. pag. 302. ed. Heeren.). Besonders zu beachten ist endlich die Schrift: Grimm, „Die Briefe und Sittensprüche der T." (Duisburg 1791). — 2) T., die Jüngere genannt, des Pythagoras Tochter, ebenfalls philosophisch gebildet und Verfasserin mehrerer verloren gegangener Schriften. — 3) Die Mutter des Spartaners Pausanias (s. d. Art.), bei dessen Einmauerung in den Tempel der Athene Chalkiökos sie den ersten Stein herbeigeschafft haben soll. 20.

Theater, lat. theatrum; franz. théâtre; engl. theatre. Seit dem Beginne der dramatischen Kunst gab es auch Theater, d. h. Gebäude, welche besonders zur Darstellung dramatischer Kunstwerke bestimmt waren. Es ist natürlich, daß sie anfangs roh und unvollkommen waren, im Laufe der Zeiten aber, je mehr sich das Drama und die Schauspielkunst ausbildeten, an Schönheit, Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit zunahmen. Bei den Alten hatten die T., da das ganze Schauspiel etwas Religiöses seinem Ursprunge nach war, eine andere Bedeutung als in neuerer Zeit. Sie waren gewöhnlich dem Bacchus geweiht und dienten zu Wettkämpfen, Volksversammlungen und anderen Staatszwecken. Ihre Einrichtung war bei den Griechen und Römern in etwas verschieden, obgleich im Ganzen die T. der letzteren denen der ersteren entlehnt waren. Die Form des Theaters war ein Halbkreis und das Ganze bestand aus 3 Theilen, dem Platze für die Zuschauer (*θέατρον*), der Schaubühne (*σκηνή*) und der Orchestra (*ὀρχήστρα*). Der Platz für die Zuschauer war mit concentrischen Sitzreihen (*ἕδραι*) versehen, die, eine immer etwas höher als die andere, in stets weiteren Kreisbogen aufstiegen. Nach einer gewissen Anzahl solcher Sitzreihen kam dann ein Durchgang (*διάζωμα*), mittelst dessen man zu der nun folgenden Sitzreihe gelangte, nach denen wiederum ein Durchgang zu den letzten Sitzreihen führte, welche oben an das etwas über-

Digitized by Google

baute Theater stießen. Der Überbau war nothwendig, damit man den Schauspieler gehörig verstehen konnte. Die verschiedenen Sitzreihen unter einander waren mittelst Treppen verbunden. Bei den Römern war für eintretendes Regenwetter dadurch gesorgt, daß ein Porticus, welcher die Zuschauer aufnehmen konnte, erbaut ward. Auf den der Orchestra zunächst gelegenen Sitzreihen waren die Plätze für die Magistratspersonen (*βουλευτικόν*) und hinter diesen die der Bürger nach ihrer Staatsrangordnung; die Epheben und Buhldirnen hatten jedes ihre eigenen Plätze (*ἐφηβικόν*, *ἡταιρικόν*). Bei den Römern saßen die Senatoren in der Orchestra, welche deßhalb auch kleiner war, als die griechische, auf einem erhabenen Platze der Prätor und unweit von diesem die vestalischen Jungfrauen. Die ersten 14 Sitzreihen gehörten den Rittern (seit 65 v. Chr.); auf diese folgten die vornehmen Jünglinge mit ihrem Lehrern, diesen das Volk und hierauf die Weiber. Seit Augustus hatten auch die Soldaten ihre besonderen Plätze. Die Bühne nun war den Zuschauern gerade gegenüber, bei den Griechen 10—12, bei den Römern nur 5 Fuß hoch. Sie ward in zwei Theile getheilt, Hyposcenium und Proscenium. Auf letzterer spielten die Schauspieler. Am Proscenium befand sich auch im griechischen T. der Ort, von welchem aus sich der Schauspieler mit dem Chore besprach (*λογεῖον*), welcher bei den Römern selten oder gar nicht gebraucht ward, da sie keinen Chor hatten und deßhalb auch der Orchestra, wie oben bemerkt, eine andere Bestimmung gaben. An dem etwas erhabenern Hyposcenium befand sich auch der Ort, von wo aus die Geistererscheinungen (*χαρώνειοι κλίμακες*) kamen, und der, woraus die Flußgötter aufstiegen (*ἀναπίεσμα*). Das Proscenium hatte übrigens noch an den Seiten zwei Behältnisse, welche Parascenium hießen. Die Scene hatte 3 Thüren für die verschiedenen Personen der Stücke. Durch die mittlere (die Haupt- oder königliche Thüre) traten die Helden und vornehmsten Personen des Stückes, durch die zur rechten Seite Gesandte und bedeutende fremde Personen, durch die linke die Nebenpersonen. Ähnlich war die Einrichtung bei den Römern. Bei den Griechen war das Hyposcenium mit Statuen besetzt, welche je nach den verschiedenen Stücken andere waren. Bei den Römern trieb man den Luxus damit ins Ungeheure. Man begnügte sich nicht die Bühne mit Bildsäulen zu schmücken, sondern man zierte sie auch noch auf andere Weise, mit Gemälden, Überzügen von Gold, Silber, Elfenbein, ja M. Ämilius Scaurus ließ auf der Scene drei Säulenstockwerke errichten, von denen die Hinterwand des untersten Stockes aus Marmor, die des mittlern aus Glas, die des obersten aus vergoldeten Tafeln bestand. Außerdem befanden sich noch Gemälde, köstliche Teppiche und 3000 eherne Bildsäulen auf der Bühne. Die griechische Orchestra war durch eine Treppe mit der Bühne verbunden und diente namentlich dem Chore zu seinen Umzügen während der Gesänge. In der Mitte der Orchestra befand sich eine Erhöhung (*θυμέλη*), die nach den Bedürfnissen des Stückes zu verschiedenen Zwecken diente. Die Orchestra hatte zwei offene Eingänge (*πάροδοι*), deren einer der obere, der andere der der Fremden hieß. Decorationsveränderungen während der Stücke erfolgten im Alterthume höchst selten oder gar nicht, allein die verschiedenen Theile der Trilogien spielten an verschiedenen Orten und dann bewirkte man sie an den Seiten durch die Periakten, im Hintergrunde durch große Tücher (*καταβλήματα*) oder Holzwände, welche von seitwärts her zusammengeschoben wurden. Was man durch die Thüren der Scene sehen konnte, ward durch Drehmaschinen decorirt und zeigte meistentheils das Innere des Hauses. Auch von anderen Theatermaschinerien hatten die Griechen wie die Römer mehrere, z. B. Blitz- und Donnermaschinen, Flugmaschinen allerlei Art ꝛc. Das griechische T. hatte keinen Vorhang, wohl aber das römische, der herabgelassen wurde. Die griechischen T. waren unbedeckt, während man bei den Römern später Tücher von rothgefärbter Leinwand darüber breitete, welche auf langen, in der Orchestra aufgestellten Stangen ruhten. Auch hierin

Digitized by Google

ging der römische Luxus, wie in Allem, zu weit. Kostbare, mit Gold verzierte Stoffe mußten dazu dienen und überdieß waren in den Wänden und zur Seite der Statuen Röhren angebracht, aus denen zur Erfrischung der versammelten Zuschauer stets wohlriechende Specereien flossen. Besonders merkwürdig waren in Griechenland das von Polyklet zu Epidaurus erbaute und das zu Megalopolis in Arkadien, welches das größte war. Unter den römischen Theatern sind das des Pompejus für 4000 Menschen berechnet, das des Scaurus und das Colosseum unstreitig die merkwürdigsten. Als nun aber die alte Welt mit ihrem Wissen, ihrer Kunst und ihrer ganzen Lebensherrlichkeit abstarb und unter den Streichen jugendlich frischer Völker, denen zwar große Bildungsfähigkeit inwohnte, die aber gar keine Cultur kannten, gänzlich zertrümmert ward, da ruhte die Kunst lange Zeit, bis sie dann nach und nach wieder herrlich blühend emporstieg. Auch hier war die Religion ihre Mutter und die Klöster und Klosterschulen wurden die ersten Schaubühnen, bis nach und nach erst hölzerne Bühnen mit Vorhängen anstatt der Decorationen aufgeschlagen und nach geendeter Vorstellung wiederum abgebrochen wurden. Erst sehr spät wurden eigene Theatergebäude und anfänglich auch nur in den Hauptstädten errichtet. Unsere T. sind aber gänzlich von den alten verschieden, obwohl sie aus Italien in ihrer gegenwärtigen Einrichtung stammen. Unsere Schauspielhäuser sind bedeckte, meistentheils von Außen mit Säulen, Statuen und Basreliefs gezierte Gebäude, deren Inneres in zwei große Theile, die Bühne und die Zuschauerplätze, zerfällt, zwischen denen sich der Orchester, der Platz für die Musiker, befindet. Der Raum für die Zuschauer zerfällt in das Parterre, worin meistentheils Bänke, zwischen denen sich ein Durchgang für die Zuschauer befindet, stehen, das Parquet, welches bezeichnete Sitze hat, und die Logen, deren jede etwa 4—8 Personen faßt. Die Logen selbst sind entweder Parterrelogen oder 1., 2., 3. Rang, bisweilen auch 4. Ranglogen; unter ihnen befindet sich der Bühne gerade gegenüber die fürstliche und die Fremdenloge. Die Prosceniumlogen werden oft für fürstliche Personen bestimmt, sind aber oft auch die Directorium- und Schauspielerlogen. In manchen Theatern findet man sehr zweckmäßig vor den beiden ersten Logenreihen zwei sogenannte Gallerien, deren jede wiederum in gesperrte und nichtgesperrte Sitze getheilt ist. Über allen Logen befindet sich die sogenannte 3. Gallerie, auch das Paradies genannt, der Sammelplatz der gemeineren Leute. Die Bühne selbst ist vom Zuschauerraume durch den Vorhang geschieden, der reich durch ein Gemälde verziert, in einen Rahmen gespannt, wie jetzt die meisten Decorationen, gerade in die Höhe steigt. Die Breite der Bühne darf nicht über 30, nicht unter 15 Ellen sein, die Tiefe noch ein halbmal so viel und die Höhe nicht gern über 25 Fuß. Die Decorationen bestehen aus Coulissen, die von Pappe oder Leinwand, in Rahmen gespannt, auf kleinen Wagen stehend leicht Verwandlung zulassen, aus Hinterwänden, die ebenfalls von Leinwand und in Rahmen gespannt, dem Vorhange gleich, ganz in die Höhe gehen, und Vorsatzstücken, welche einzelne Gegenstände, Bäume, Mauern, Häuser ꝛc., darstellen und durch Freiwagen bewegt werden. Die Luft oder Zimmerdecken werden durch die Suffiten dargestellt, wenn sie aber Veränderungen der Luft, als Gewitter ꝛc., darstellen sollen, wird Gaze dazu verwendet. Auf gleiche Weise durch Gaze stellt man das Wasser dar. Durch Versenkungen und Flugmaschinen werden die verschiedenen Geistererscheinungen bereitet. Die Beleuchtung des Theaters ist eine doppelte, nämlich die des Zuschauerraumes und die der Bühne selbst. Die erstere wird am Zweckmäßigsten durch einen großen, nahe an der Decke aufgehangenen Kronleuchter, der Lampen mit Reverberen trägt, und letztere wird auf doppelte Weise bewirkt. Einmal werden die Coulissen und Hinterwände durch argandische Lampen mit Reverberen erleuchtet, und dann befindet sich rechts und links am Proscenium entlang, neben dem hier angebrachten Soufleurkasten, die sogenannte Rampe, ein Gestelle,

Digitized by Google

an welchem gleichfalls argandische Lampen mit Reverberen befestigt sind und wodurch der untere Theil der Bühne auf das Hellste beleuchtet wird. Soll nun aber auf dem T. Nacht vorgestellt werden, so werden die Coulissenlampen von der Bühne abgekehrt und die Rampe unter das Proscenium herabgelassen. Wird rothes, grünes oder gelbes Licht erfordert, so bewirkt man dieß vermittelst transparenter Schirme von diesen Farben, die man vor die Coulissenlampen setzt. Die Heizung der T. wird meistentheils durch erwärmte Luft mit vielem Glücke bewirkt; wo sich dann die Öfen im Souterrain befinden und die heiße Luft durch Röhren durch das ganze T. strömt. Über der Bühne befinden sich zwei Böden, der Schnürboden, von wo aus der Decorationswechsel ꝛc. besorgt wird, und über demselben der Feuerboden, wo die Löschmittel bei entstehender Feuersgefahr zu finden sind. Außerdem befindet sich noch im Theatergebäude der Decorationssaal, der Malersaal, die Garderobensäle, die verschiedenen Ankleidezimmer und das Buffet, wo Erfrischungen verkauft werden. In der Vorhalle des Theaters sind die Treppen zu den Logenreihen und unten die Casse. Unter die berühmtesten neueren T. gehören: das St. Carlo zu Neapel, welches 7500 Zuschauer faßt; della Scala zu Mailand, welches Raum für 7000 Menschen bietet; die große Oper und das Odeon zu Paris; das T. zu München, für 2400 Menschen eingerichtet; das T. und das Opernhaus zu Berlin; das leipziger, weimarische und hamburger T.; die T. in London (Drurylane und Coventgarden) ꝛc. — Das T. ist der Schauplatz für eine der edelsten tiefsinnigsten Künste, für die Schauspielkunst, welche sich aller der reichen Mittel bedienen darf und soll, welche vorgeschrittene Malerei, Maschinenkunde und Musik ihr darbieten, um ihrem Zwecke die vollendete, in allen Theile befriedigende, sinnliche Darstellung eines dramatischen Kunstwerkes unter Mitwirkung mehrerer Personen (Schauspieler) geben zu können. Man sieht also leicht ein, daß von einer gewissen Seite betrachtet es sehr thöricht erscheint, gegen Decorationsschmuck und dergleichen zu declamiren, obschon es wahr ist, daß in unseren Tagen man nicht mehr die Decoration zur Unterstützung und Verherrlichung des Kunstwerks, sondern das Kunstwerk zur pomphaften Ausbreitung des Theaterschmucks gebraucht. Daher ist allerdings ein großer Theil des Verfalls unserer Bühne zu leiten. Andererseits aber rühet er auch daher, daß die wenigsten Schauspieler die Schauspielkunst kennen. Diese zerfällt in 3 Hauptttheile, die Declamation, die Mimik im weitesten Sinne und die Costumirung. Die Declamation selbst kann nur dann eine wahrhafte sein, wenn sie auf tiefe, genaue Kenntniß der Leidenschaften und des Tones, in welchem sie sich kundgeben, beruht und wenn diese Kenntniß von einer poetischen Auffassung des vorliegenden Stoffes begleitet ist; denn die Rede ist nichts Anderes als die Mimik fürs Ohr, so wie die Mimik eine Rede fürs Auge. Ein bloßer Declamator, d. h. ein Mann, welcher irgend ein lyrisches oder episches Gedicht richtig recitirt und vom poetischen Ausdrucke des Dichters kunstgemäß ergriffen ist, wird deßhalb noch lange kein Schauspieler sein und der Ruf eines „declamatorischen Schauspielers" ist in unseren Augen ein Tadel. Die Mimik nun zerfällt wiederum in zwei Theile, in die Mimik des Gesichts und der Gesten, d. h. die Mimik des ganzen Körpers. Hier muß vorzüglich studirt werden, wie und wie weit die geistigen Aufregungen des Menschen auf seine Stimme und seine Bewegungen wirken; ein Studium, das sehr schwer ist und seine großen Feinheiten hat. Daß hier nicht zu viel, zu auffällig (outrirt), oder zu wenig, zu gesucht und gekünstelt gegeben wird, gehört zu den höchsten Aufgaben der Schauspielkunst. Unstreitig wirkt alle geistige Erregung auch auf den Körper und das Maß, wie es wirkt, hängt so sehr von Umständen, Geistesanlage, Klima, Temperament ꝛc. ab, daß es die umsichtigste, mäßigste und doch wiederum begeistertste Auffassung erfordert, um hier zu genügen. Die Costumirung endlich, als Zweig der Schauspielkunst bisher theoretisch noch viel zu wenig bearbeitet, scheidet sich in Bildung der Charaktermasken und des

Digitized by Google

Anzugs. Es ist sehr schwer dasjenige in einem Gesichte herauszufinden, was vorübergehende Züge sind, und das, was so zu sagen durch Leidenschaft, Gewohnheiten, Eigenthümlichkeit u. dergl. gleichsam stereotype Lineamente geworden sind. Hier ist die Klippe, an welcher so sehr viele treffliche Schauspieler gescheitert sind, wo sie so sehr leicht ins Platte, Manierirte, Outrirte fallen. Ein Gleiches findet mit der Wahl und Zusammenstellung des Anzuges statt, der zum Tone der Stimme, zur Bewegung des Körpers, zum Ausdrucke der Miene vollkommen passen muß. Aber die Schauspielkunst beruht ferner nicht lediglich auf dem Einzelnen, sie beruht vorzüglich auf dem Zusammenspiele Mehrerer, und dieß ist eine Hauptrücksicht, die jeder einzelne Künstler zu nehmen hat. Er muß daher dahin trachten, in Declamation, Mimik und Costum durchaus zu dem Ganzen zu passen, und dieses Ganze selbst wiederum muß in Ton, Bewegung und Erscheinung mit Haltung, Farbe und Klang des dramatischen Gedichtes selbst, das dargestellt werden soll, auf edle und poetische Weise zusammenstimmen. Dieß Alles hat weder Praxis noch Theorie genugsam beachtet und durchdrungen und böte, wäre es hier am Orte, Raum zu den mannigfachsten interessantesten Bemerkungen. Wenden wir uns zur Geschichte des Theaters, so finden wir dasselbe sehr früh. In China, Japan und Indien gab es im grauen Alterthume schon T. und Dramen, und überall leitet sich Beginn, Fortgang und Vollendung von der Religion ab. In Griechenland war es Phrynichus, welcher zuerst den Dialog und somit das eigentliche Schauspiel hervorrief. Seine weiblichen Rollen ließ er durch Männer darstellen. Anfangs spielten die freien Bürger selbst, später aber ward bei vorgeschrittener Kunst und gesteigerten Ansprüchen des Volkes ein besonderer Schauspielerstand nothwendig. Die Zeit des Demosthenes war diese Periode und seitdem übte der Protagonistes, eigentlich der, welcher die Hauptrolle spielte, als Director die Stücke ein. Diese Truppen, obschon Athen ihr Hauptsitz war, reisten doch auch in anderen Gegenden Griechenlands umher. In Athen bildeten sich Wettkämpfe unter den verschiedenen Schauspieldirectoren und es ist leicht zu denken, daß dieser Umstand äußerst günstig auf die Ausbildung der Künstler wirkte. Indessen ist wohl zu bemerken, daß Alles in Masken gespielt wurde. Gute Schauspieler wurden mit Kränzen, Gemälden, Statuen, persönlichem Beifalle und reichen Geldgeschenken belohnt, während die schlechten ausgepfiffen, von der Bühne gejagt, mit Steinen geworfen, geschlagen und an Geld bestraft wurden. Als besonders große Schauspieler in Griechenland werden Polus, Theodorus, Aristodemus, Neoptolemus und Äschines genannt. Anders stand die dramatische Kunst bei den Römern. Hier waren die Schauspieler noch zu Cicero's Zeiten aus der niedrigsten Classe des Pöbels und nur die Atellanen führten freie Bürgerssöhne auf. Das war natürlich, denn die letzteren waren volksthümlich, die ersteren nicht. Als daher zur Zeit des Augustus Ritter und Senatoren Schauspieler wurden, untersagte es der Imperator. Daher kam es denn auch, daß Schauspieler im römischen Rechte für unehrlich galten und selbst, als die Römer tief gesunken waren, nie ein Freier das T. betrat. Überhaupt aber war das dramatische, wie im Ganzen das poetische Talent der Römer gering, und so finden wir unter ihnen wenig ausgezeichnete Schauspieler. Nur Roscius und Pylades sind besonders berühmt und wurden ausgezeichnet bezahlt und geehrt. Ganz anders gestalteten sich die Kunstschöpfungen dieser Art im Mittelalter. Die antike Kunst war mit der antiken Welt und der heidnischen Religion im Sturme der Zeiten untergegangen; an der Hand der christlichen Religion erstand sie zum neuen, schönern Leben. In den Klöstern und Klosterschulen ward bald die heilige Geschichte und die Legende dramatisirt und gespielt, ja Bischöfe, wie Apollinaris von Laodicea und Gregorius von Nazianz, schrieben christliche Lust- und Trauerspiele und Hroswitha dichtete christliche Komödien in der Weise des Terenz. Durch die Eselsfeste, Miracles, Moralités ꝛc. ginzen sie ins Volksleben über und so ent-

Digitized by Google

fand in Italien die commedia del arte, jene Quelle des heitersten Volkslustspiels. Bald spielten auch Gesellschaften vor dem Volke, wie die Gilden der Meistersänger und Handwerker, und nicht lange darauf entstanden in den fahrenden Schülern die ersten wandernden Schauspielergesellschaften, am Frühsten in Italien, nach und nach in allen europäischen Ländern. Schnell reifte nun die dramatische Kunst zur Blüthe und Spanien, England und Deutschland sahen fast die größten Meister dramatischer Kunst damals zu gleicher Zeit. In Spanien brach der große Cervantes die Bahn, welche Lopez de Vega weiter ebnete und Calderon de la Barca mit seinen Zeitgenossen und Nachfolgern nach allen Richtungen hin verfolgten. Sie sind die Repräsentanten des katholischen Theaters und zeigen, in wiefern, auf welche Weise und wie weit die katholische Kirche das Drama begünstigt und beschränkt. In England erschienen fast gleichzeitig Marlow, Green und Shakspeare, von allen der größte, der tiefste, kühnste, besonnenste Geist, die dramatische Poesie selbst. Alle diese großen Erscheinungen des Zeitalters der Elisabeth kann man füglich als protestantische Dramatiker bezeichnen und sie in den Gegensatz mit den Spaniern stellen. Dieß wirft ein wunderbares Licht auf den Einfluß beider Kirchen, auf die verschiedenen Künste und gibt manchen interessanten Vergleichungspunkt. In Deutschland lebte damals Hans Sachs, ein Geist, nicht unwürdig neben den vorigen genannt zu werden, aber erdrückt in der Zersplitterung des deutschen Lebens und ein treues Abbild derselben. Riefen in Spanien und England große nationelle Erregungen auch die Kunst zu den herrlichsten Schöpfungen auf, so war davon in unserm Vaterlande keine Spur, und freuten sich dort die höchsten Geister ihres Patriotismus, so lebte er bei uns nur in dem Festhalten religiöser Zerspaltung; daher konnte nichts zur Reife kommen und daher wußte Deutschland auch damals noch nichts von einem Kunstwerke theatralischer Art. Auch das französische T. erhielt seine Ausbildung erst später, aber auch unter dem Glanze einer die Nationalität aufregenden Regierung, der Ludwig's XIV. Am Spätesten trat das deutsche T. hervor und blieb trotz aller schönen Kräfte, die sich ihm weihten, bis auf den heutigen Tag ohne Nationalität. Ein gewisser Veltheim war es, der, so weit die Nachrichten gehen, zuerst mit einer förmlichen Schauspielergesellschaft Deutschland durchzog, und nun entstand nach und nach gewissermaßen eine Schauspielerzunft, deren Glieder sich in die verschiedenen Fächer des Schauspiels theilten und Haupt- und Staatsactionen aufführten. Veltheim erwarb sich auch das Verdienst zuerst regelmäßige dialogirte Stücke auf die Bühne gebracht zu haben. So schleppte sich nun das deutsche T. bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo es durch Eckhof, Schröder u. A. einerseits und durch Lessing, Göthe u. A. andererseits einen augenblicklichen merkwürdig hohen Aufschwung nahm, welcher sich noch steigerte, als Schiller und Iffland, Fleck u. A. auftraten. Allein dieser Aufschwung war eben nur augenblicklich, wie groß, hinreißend und Alles ergreifend er auch sein mochte. Alle jene Bestrebungen, so wie alle bis zur heutigen Stunde versuchten, waren rein individuell, ohne allen nationellen Halt und deßhalb eben so wurzellos, deßhalb eben so der Mode der Partei unterworfen. Der Mann soll noch kommen, der es versteht die Tiefe deutscher Nationalität darzulegen und in schlichter, aber desto gewaltigerer Poesie zur Gegenwart und Nachwelt zu reden. Einzelne großartige Töne sind in dieser Weise erklungen, wie Göthe's „Götz", Schiller's „Räuber" und andere der früheren Stücke, das ungeheure Fragment Göthe's „Faust", ja selbst die „Agnes Bernauerin", „Caspar der Törringer", Babo's „Otto von Wittelsbach", so wie Kleist's „Käthchen von Heilbronn", dessen „Prinz von Homburg" ꝛc., aber ein harmonisches vollendetes, tief durchdachtes, mit voller Virtuosität ausgeführtes Stück der Art gibt es noch nicht. Auch unser äußeres T. ist immer tiefer und tiefer gesunken, wenn gleich einzelne Talente, wie Elßair, Devrient, Anschütz u. A., dastehen. Sie stehen aber vereinzelt. Zwar hat man viel gethan; man hat Schauspieler-

Digitized by Google

schulen gegründet, Pensionsanstalten für alte und durch Krankheiten der Kunst entzogene Schauspieler errichtet, die bürgerliche und finanzielle Lage der dramatischen Künstler auf das Wünschenswertheste festgestellt, die T. mit dem höchsten Glanze aller Hülfsmittel ausgestattet, Fürsten und Privaten haben sich desselben thätig angenommen; die ausgezeichnetsten Geister haben über fast alle Theile der dramatischen und theatralischen Kunst geschrieben, und dennoch sinkt es täglich mehr und mehr und die Theilnahme an demselben wird immer geringer. Das kommt aber lediglich daher, weil man auch hier glaubt durch äußere Mittel dem Innern helfen zu können, ohne zu bedenken, daß auch hier der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht. So wird es bald dahin kommen, wenn es nicht schon so weit ist, daß unser T. einer geschmückten Leiche gleicht, die das Leben lügt und doch schon der Verwesung entgegenreift; dann aber wird auch die Zeit nicht fern sein, wo diese hohe Kunst zum schönern Leben phönixgleich sich aus der Asche ihres vorigen Lebens emporschwingt. 82.

Theatiner, ein vom Bischofe von Theate in Italien, dem nachmaligen Papste Paul IV., 1524 gestifteter Mönchsorden, welcher, neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden, sich für Seelsorge, Predigen, Unterricht und Werke der Wohlthätigkeit bestimmte. Dabei beschlossen sie nicht vom Erwerbe, noch vom Almosensammeln, sondern von der göttlichen Vorsehung und den freiwilligen Gaben der Wohlthätigen zu leben. Doch scheinen sie von letzterm Grundsatze später zurückgekommen zu sein, wie die Pracht ihrer Kirchen und Altäre verräth. Der Orden hat nur in Italien, vorzüglich in Neapel, Gedeihen und Ansehn gefunden. 63.

Theben, der Name mehrerer im Alterthume hochberühmter Städte. Die erste in Oberägypten führte neben *Θῆβαι* auch den Namen *Διόσπολις* (Jupitersstadt), war die Hauptstadt von Oberägypten, Residenz der Könige des thebaischen Reichs, galt im Alterthume für die älteste Stadt der Erde und sollte nach Einigen von Osiris, nach Anderen von Busiris, oder von Meroe aus gegründet und angelegt worden sein. Sie lag unter 25° 42′ N.Br. auf beiden Seiten des Nils, war der Mittelpunkt alles Karawanenhandels nach den Südländern, geschmückt mit den prachtvollsten Gebäuden, soll 100 Thore gehabt haben (daher von Homer die hundertthorige, *ἑκατόμπολος*, genannt) und so bevölkert gewesen sein, daß sie aus jedem dieser Thore 200 Reiter habe senden können (vergl. Hom. Ilias. 9, 383). So als Residenz und als einziger Hauptsitz des höchsten ägyptischen Priestercollegium blieb T. bis zur Zeit der persischen Occupation immer blühend, selbst auch als Niederägypten mehr cultivirt und die Residenz nach Memphis verlegt wurde. Erst seit des Kambyses Zeiten sank T. herab und verlor seinen vorigen Glanz. Er, ein Feind des ägyptischen Priesterwesens, war es, der die erste Hand an Thebens Kostbarkeiten legte. Er schaffte die prachtvollsten und werthvollsten Gegenstände nach Persien, zerstörte fast alle heiligen Gebäude, so wie einen großen Theil der übrigen Stadt und sandte aus T. eine große Menge Bauleute nach Persien, wo dieselben seinem Nachfolger, Darius, bei dem Baue von Persepolis viele Dienste leisteten. Noch mehr sank T. herab unter den Ptolemäern und den Römern. An der Stelle dieser Stadt finden sich noch bewundernswürdige Ruinen, die beiden Tempel von Luxor und Karnak, jener dem jüngern Osiris, dieser dem himmlischen (dem Zeus Uranios) geweiht; das Memnonium beim heutigen Dorfe Medinet-abu, vormalige königliche Residenz und Tempel des Serapis, vom Baumeister Memnon oder Ismandes (Osymandyas) aus Syene benannt; ferner die königlichen Gräber mit verstümmelten Mumien (*θῆκαι βασιλέων*), eine Viertelstunde vom heutigen Dorfe Kurnah. Höchst interessant und belehrend ist das Werk über die Alterthümer Ägyptens von französischen Gelehrten, welche Napoleon auf seinem Feldzuge nach Ägypten begleiteten, obschon englische Gelehrte, die diese Gegend später bereisten, manche Notizen in der Beschreibung des alten T. für unrichtig erklärten

Digitized by Google

und uns weit genauere Beschreibungen gegeben haben. — Nicht minder berühmt war eine zweite Stadt dieses Namens, die in Böotien mitten in einer fruchtbaren Ebene an den Flüssen Ismenos und Dirke lag. Dieselbe war eine Stadt der Aones, hatte 7 Thore (daher vom Homer ἑπτάπυλος genannt), war die einzige Festung dieser Provinz und vorzüglich berühmt durch die von Kadmus (s. d. Art.) angelegte Burg Kadmeia (καδμεία), so wie durch die prächtigen Tempel des Apollo Ismenius, des Ammon, des Hercules Promachos, der Tyche, des Bacchus Lysios, der Artemis, der Themis, der Parzen, ferner durch das Gymnasium des Iolaus, das Stadium, den Hippodromus und viele andere Gebäude, worunter vorzüglich noch Pindar's Grabmal gehört. Berühmt ist diese Stadt außerdem noch als Vaterstadt mehrerer ausgezeichneten Männer, namentlich des Pindar, Epaminondas und Pelopidas. — Die Stadt bietet in der griechischen Geschichte mancherlei Merkwürdigkeiten dar. Schon im grauen Alterthume erscheint der Zug der 7 Fürsten gegen T. Die Veranlassung zu demselben war folgende: Eteokles und Polynices vertrieben ihren Vater Ödipus, König von Theben, wegen des an seinem Vater Laius begangenen Frevels aus der Stadt und theilten sich in die Regierung über T. so, daß jeder wechselsweise 1 Jahr lang die Stadt beherrschen sollte. Als aber Eteokles, der ältere Bruder, 1 Jahr regiert hatte, wollte er die Herrschaft an seinen jüngern Bruder Polynices nicht freiwillig abtreten, so daß sich Letzterer genöthigt sah die Hülfe fremder Fürsten zu Geltendmachung seines Rechtes in Anspruch zu nehmen. Er floh daher zu Adrastus, König von Argos, der ihm nicht nur seine Unterstützung zusagte, sondern auch seine Tochter Argeia zur Gemahlin gab. Nachdem Polynices hierauf noch fünf andere Fürsten, nämlich: Tydeus, Kapaneus, Hippomedon, Parthenopeus und Amphiaraus in sein Interesse gezogen hatte, rückten sie gemeinsam vor T., fielen aber außer Adrastus sämmtlich im Streite. Da indeß auch Eteokles und Polynices sich gegenseitig im Zweikampfe getödtet hatten, so hatte damit der Krieg ein Ende und T. fiel nunmehr dem Kreon wieder anheim, welcher von jetzt an 10 Jahre im unangefochtenen Besitze der Stadt blieb, bis die Söhne der sieben erschlagenen Fürsten einen Rachezug gegen T. unternahmen, welcher unter dem Namen des Krieges der Epigonen (s. d. Art.) bekannt geworden ist. T. genoß nun Jahrhunderte lang einer nur wenig von Außen gestörten Ruhe, bis der Perser- und der peloponnesische Krieg den Frieden störten, denen bald darauf ein zweiter, für die Thebaner sich glorreich endigender Krieg folgte. In einem mit Orchomenus ausgebrochenen Streite traten nämlich die Thebaner als Verbündete der Athener gegen die Spartaner auf, welche sie aber in einer Schlacht bei Koronea (382) unter Anführung des Agesilaus besiegten. Kurz darauf bemächtigte sich der spartanische Feldherr Phöbidas bei seinem Kriegszuge gegen Olynthus durch Verrath der Stadt T. (382), welche jedoch bald nachher von Pelopidas, der unterdeß als Verbannter in Athen gelebt hatte, wieder befreit wurde (378). Pelopidas und Epaminondas wurden nun die Begründer der Hegemonie Thebens über die böotischen Staaten. Allein diese Macht reizte den Neid und die Eifersucht Spartas und die Folge davon war der Ausbruch eines neuen thebanischen Krieges. Bei Leuktra, in der Nähe von T., kam es im Jahre 371 zwischen dem spartanischen Feldherrn Kleombrotus und den Thebanern, welche von Epaminondas und Pelopidas angeführt wurden, zu einer blutigen und entscheidenden Schlacht, in welcher die Spartaner ungeachtet ihres weit zahlreichern Heeres nach dem Verluste ihres Feldherrn, welcher in dem Kampfe blieb, gänzlich geschlagen wurden und 1000 Lacedämonier, unter ihnen 400 Spartaner, auf dem Platze ließen, so daß nun die Hegemonie Spartas völlig vernichtet war. T., durch sein Glück stolz gemacht, beschloß nunmehr seine Kräfte gegen Orchomenus zu wenden, auf welches die Stadt noch wegen seines Anschlusses an Sparta während der früheren Kriege erbittert war. Die Gelegenheit zum Streite bot sich schon im Jahre

Digitized by Google

368 vor Chr. Geb., als einige orchomenische Vornehme mit den aus T. vertriebenen Aristokraten eine Verschwörung angeknüpft hatten, welche aber entdeckt wurde, worauf die Thebaner gegen Orchomenus, als den Sitz derselben, zogen, die Stadt einnahmen und verbrannten. Noch in demselben Jahre brach auch der Krieg mit Alexander, dem Tyrannen von Pherä, aus, der den Pelopidas gefangen genommen hatte. Epaminondas führte die Thebaner zur Schlacht und kämpfte siegreich gegen die Pheräer. Hierauf zogen sie wieder gegen die Spartaner zu Felde, drangen in Lacedämonien ein und kämpften siegreich in der Schlacht bei Mantinea (363), verloren aber in derselben ihren großen Feldherrn Epaminondas, ein Verlust, der um so unersetzlicher war, da schon im vorigen Jahre Pelopidas in der Schlacht bei Kynoskephalä gegen die Thessalier gefallen war; denn mit dem Tode beider Feldherren schwand auch die Größe dieses Staats für immer dahin. T. schloß sich nun als Bundesgenosse eng an Philipp, König von Macedonien, an, welchen es im Kampfe mit den Phocensern in dem sogenannten heiligen Kriege (s. d. Art.) zu Hülfe gerufen hatte. Mit seiner Unterstützung vermochten die Thebaner nicht nur diese, sondern auch die Athener und Spartaner zu schlagen, sich viele böotische Staaten zu unterwerfen und sich mehrerer Städte zu bemächtigen. Als sie sich aber kurz darauf mit den Athenern gegen die Macedonier verbanden, um den Anmaßungen Philipp's ein Ziel zu setzen, so wurden sie mit ihren Verbündeten von Letzterm bei Chäronea geschlagen und T. mußte eine macedonische Besatzung einnehmen. Allein nach dem Tode Philipp's empörten sie sich gegen Macedonien und ermordeten den Befehlshaber der Besatzung; deßhalb vereinigte sich Philipp's Sohn und Nachfolger, Alexander, mit den gegen T. feindselig gesinnten Städten Orchomenus, Thespiä und Platää zu ihrer Bestrafung, eroberte, als sie einen gütlichen Vergleich ausgeschlagen hatten, die Stadt (385), zerstörte sie gänzlich und ließ blos das Haus des Dichters Pindar aus Hochachtung gegen denselben stehen. Die Einwohner wurden, 30000 an der Zahl, mit Ausnahme der Nachkommen des Dichters, in die Sklaverei verkauft und das Gebiet der Stadt unter die mit Alexander verbündeten böotischen Städte vertheilt. Kassander, der Nachfolger Alexander's in Macedonien, baute nun mit Hülfe der Athener T. wieder auf (316) und die Stadt blieb von jetzt an den Macedoniern unterworfen, bis sie in den Kämpfen derselben mit den Römern von dem Feldherrn derselben, T. Quintius Flaminius, mit List (201 v. Chr. Geb.) eingenommen wurde. Allein der allgemeine Haß, den diese Gewalthaber bald auf sich zogen, hatte eine Ermordung derselben in allen böotischen Städten zur Folge, worauf die Häupter der macedonischen Partei den Römern ausgeliefert und T. im Jahre 171 v. Chr. Geb. gänzlich der Herrschaft dieses Volkes unterworfen wurde. In dem achäischen Kriege verließen die Thebaner ihre Stadt (146 v. Chr. Geb.), welche nun nach ihrer Flucht in den Peloponnes von den Römern gänzlich verödet wurde und nach einiger Zeit dem Julius Cäsar anheimfiel. Unter der Herrschaft der römischen Kaiser verfiel T. so sehr, daß schon damals nur noch die Burg und einige Tempel vorhanden waren. 20. 81.

Theden (Johann Christian Anton), berühmter Chirurg, ward am 13. Sept. 1714 zu Steinbeck, einem Dorfe bei Wismar, geboren. Die Kriegsschicksale hatten seine Familie ruinirt und der Tod seines Vaters, den er in früher Jugend verloren hatte, waren vom nachtheiligsten Einflusse auf seine Ausbildung. So kam er nur nothdürftig unterrichtet in seinem 13. Jahre, nachdem er die Stelle eines Bedienten wieder verlassen hatte, bei seinem Bruder, einem Schneider, in die Lehre; allein da er zu wenig Lust zu diesem Handwerke zeigte, so ging er endlich zu einem Barbier in Bützow und von da, nachdem er hier vier Jahre gelernt hatte, als Barbiergehülfe nach Rostock, Hamburg, Lübeck und Danzig, an welchem letztern Orte er als Feldscheer in eine Cuirassierescadron eintrat. Die Genauigkeit, mit der er seine Pflichten erfüllte, erwarb ihm die Liebe seiner Vorgesetzten; doch kam er in

Digitized by Google

seinem Dienste nicht vorwärts, bis er endlich 1742 nach Berlin kam, sich hier der Zuneigung Schaarschmidt's erfreute und durch diesen als Oberarzt im zweiten schlesischen Kriege angestellt wurde, nach dessen Beendigung er wieder als Pensionairarzt nach Berlin versetzt wurde. Nachdem er sich hier eifrigst dem Studium der Anatomie und Chirurgie gewidmet hatte, rief ihn der siebenjährige Krieg von Neuem ins Feld. Jetzt bot sich ihm eine reiche, Gelegenheit seine Thätigkeit zu zeigen und Erfahrungen zu sammeln, dar. Bald erkannte Friedrich seine Verdienste und erhob ihn von Stufe zu Stufe, bis er ihn endlich zum Generalchirurg der Armee ernannte. In dieser Stelle nahm er sich der Verbesserung des Militairmedicinalwesens mit allen Kräften an und erwarb sich dadurch immer mehr die Gnade seines Königs. Auch Friedrich's Nachfolger beehrte ihn mit seinem Vertrauen und so stand T. allgemein in einem großen wohlverdienten Ansehn, das er allein seinen Bemühungen und seinen Leistungen zu verdanken hatte. Er starb am 21. Oct. 1797. — T. hat nur wenig Schriften hinterlassen, aber alle tragen den Stempel der Erfahrung. Seine vielen Geschäfte während des Kriegs verhinderten ihn seine zahlreichen Beobachtungen zu sammeln; wir besitzen von ihm: „Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneikunst und Medicin" (1771—1782—1795. 2 Bde.); „Unterricht für die Unterwundärzte der Armee" (Berlin 1774); „Sendschreiben an Richter, die neuerfundenen Catheter aus der resina elastica betreffend" (Berl. 1777). 39.

Thee, franz. thé; engl. tea, ist eins der merkwürdigsten Gewächse, das nach und nach die Höhe eines Mannes erreicht und so einen Baum (thea viridis L.) bildet, dessen Wurzel unordentlich getheilt, holzig und auswendig schwarz, der Stamm von unten auf mit Ästen besetzt ist, deren zahlreiche Zweige sich ohne Ordnung verbreiten. Er hat eine dünne, trockene, hellbraune, unterwärts graue und ganz oben grasgrüne Rinde. Das Holz hat ziemlich harte Fasern und enthält ein dünnes Mark. Die Blätter bleiben auf sehr kurzen Stielen beständig grünend sitzen und gleichen an Gestalt, Gewebe, Farbe und Größe den Blättern des Weinkirschbaums oder der schwarzen sauren Gartenkirschen. Die Blüthen sind weiß, ziemlich groß, kurz gestielt und stehen einzeln oder in geringer Anzahl vereinigt in der Achsel der oberen Blätter. Nach der Blüthe entsteht eine Menge einzelner, gepaarter, meist aber dreifacher Früchte, von denen jede mit einem Fache versehen ist und einen einzigen kugeligen Samen enthält. Man traf bisher den Theestrauch nur in China, seit Kurzem ist er aber auch in Assem in Ostindien entdeckt worden. Er bedarf übrigens keiner großen Pflege. Man braucht ihn nur, wenn er 9—10 Jahre alt geworden ist, von Grund aus abzuhauen, damit sich von dem Wurzelstocke neue Triebe erheben, deren Blätter in der Regel größer und zahlreicher werden. Die Zeit der Lese ist nicht festgesetzt. Wer dreimal des Jahres sammeln will, muß die erste Lese schon Ausgangs Februar oder Anfangs März beginnen. Der Blätter sind in dieser Jahreszeit nur sehr wenig, aber sie sind von ausnehmender Feinheit und Güte, werden daher auch am Meisten geschätzt und der aus ihnen bereitete Thee ist der theuerste und derjenige, von welchem der Kaiser von China Gebrauch macht, weßhalb er auch Kaiserthee (auch Blumenthee) genannt wird. Die zweite Lese, die bei Anderen nur die erste ist, geschieht Ende März oder im Anfange des April; man sammelt alsdann Blätter, die schon ganz entfaltet, mit solchen, die es noch nicht sind, und sondert sie nur vor der Bereitung in verschiedene Sorten nach ihrer Güte und Größe ab. Die noch unentwickelten kommen den Blättchen der ersten Lese ziemlich gleich, werden auch so benannt und von allen andern sorgfältig geschieden. Die übrigen nennt man Karawanenthee oder Sutschang, Cancho oder Soumlo, Congothee, Pekao- oder Pekothee, gemeinen grünen T. und gemeinen braunen T. oder Theebu. Die dritte oder letzte und reichlichste Lese geschieht, wenn die Blätter am Häufigsten und

Digitized by Google

vollkommen ausgebreitet sind. Von den Theearten dieser Lese findet man im Handel die sogenannten Theekuchen, den Thiothee, welcher aus erbsenförmigen Kugeln, und außerdem den Schießpulverthee, dessen Masse aus sehr kleinen Kügelchen besteht. Die Bereitung des T. geschieht, so viel davon bekannt ist, auf folgende Weise: Man röstet die frisch gepflückten Blätter auf eisernen Platten und rollt sie noch ganz heiß mit hohlen Händen auf Matten, um sie kraus zu machen. Ist der geröstete T. wieder kalt geworden, so wird er verschlossen und sorgfältig vor der Luft bewahrt; denn von dem warmen Klima seines Vaterlandes werden seine feinen und geistigen Kräfte leichter verflüchtigt, als unter unserm kalten Himmelsstriche. Daher behauptet man auch, daß der nach Europa gebrachte T. schon seine besten Bestandtheile verloren habe und weder den angenehmen Geschmack, noch die erheiternde Kraft mehr besitze, wie in China und Japan. Die Theeblätter der schlechtesten Arten gebraucht man auch als Färbemittel, indem man seidene Zeuche damit kastanienbraun färbt. Blos zu diesem Gebrauche wird jährlich eine große Menge derselben aus China nach Ostindien gebracht. In China selbst bereitet man aus den Theesamen ein Öl, dessen man sich dort an die Speisen bedient. Die chemischen Untersuchungen der Theeblätter haben bis jetzt noch wenig Licht über ihre Grundbestandtheile verbreitet. Cadet de Gassicourt hat in dem T. Extractivstoff, Schleim, viel Harz, Gallussäure und Gerbstoff gefunden. Allein dieses Alles gibt noch keine Auskunft über die Wirkungen, die dieses Mittel hervorbringt. Denn der T. enthält vorzüglich im frischen Zustande einen mehr oder weniger scharfen Stoff; daher die mit seiner Zubereitung beauftragten Arbeiter oft an gefährlichen Zufällen leiden. Diesen wirksamen Stoff entzieht man ihm aber größtentheils durch die Zubereitung, welche die Chinesen und Japanesen höchst sorgfältig den Europäern verbergen. Denn den angenehmen und zarten aromatischen Geruch, welchen der T. darbietet, wenn er gut zubereitet worden ist, besitzt er nicht von Natur, sondern er erhält ihn durch seine Vermengung mit anderen wohlriechenden Vegetabilien, vorzüglich der olea flagrans L., auch der Blüthen von camellia Sasanqua L., von magnolia yulan, von nyctanthes sambac, des Sternanises und mehreren anderen Vegetabilien. In England sollen an 5 Mill Pfund Schlehen- und Eschenblätter jährlich unter den T. gemischt werden. Indeß weiß der Kenner die Ächtheit und Güte der schwarzen und grünen Theesorten zu unterscheiden. — Bei wem der Genuß des Thees nicht zur Gewohnheit geworden ist, bewirkt er Schlaflosigkeit und übt eine Wirkung aus, die dem des Caffees etwas ähnlich ist. Denn er befördert die Verdauung, erregt Schweiß und vermehrt die Harnabsonderung. Indeß kann der Mißbrauch dieses Getränks auch schlimme Zufälle herbeiführen, indem er mit der Länge der Zeit eine mehr oder minder beträchtliche Abmagerung, Schwindel und oft eine organische Krankheit der Nieren, namentlich Harnruhr bewirken kann. Fetten Personen von weicher Constitution, solchen, die in niedrigen und feuchten Gegenden sich aufhalten, ist sein Genuß am Zuträglichsten. Ein anderer mit dem Genusse des Thees verbundener Vortheil, wodurch er namentlich für die Holländer und Japanesen sehr werthvoll wird, ist der, daß er den unangenehmen Geschmack des Trinkwassers verbessert, dessen sich diese Völker bedienen. Man genießt ihn bekanntlich in Form des Aufgusses, dessen Güte jedoch sehr von dessen Bereitungsart abhängt, so daß die in Deutschland gebräuchliche, wo man kochendes Wasser über Theeblätter gießt und einige Zeit stehen läßt, was man Ziehen lassen nennt, zu den schlechteren derselben gezählt wird. In Rußland soll man den T. besser bereiten, indem man nämlich die Blätter entweder mit wenig kaltem Wasser übergießt und dieses einige Minuten lang darüber stehen läßt, worauf man es abgießt und die gehörige Menge kochendes Wasser schnell darüber schüttet, oder indem man ein wenig heißes Wasser nimmt, dieses auf- und nach einer Minute wieder abgießt und dann aufs Neue hinreichend kochendes Wasser

Digitized by Google

überschüttet. Durch doppeltkohlensaures Natrum (s. d. Art.) soll der Theeaufguß nicht nur viel kräftiger, sondern auch für die Gesundheit zuträglicher gemacht werden. — Als Surrogate des Thees sind die frischen Blätter von Pomeranzenbäumen, die Blätter der Walderdbeere (fragaria vesca), der blauen Brombeere (rubus caesius), vorzüglich aber die des Bergehrenpreises (veronica montana) benutzt worden. — In Europa wurde der T. zuerst gegen das Ende des XVI. Jahrh. bekannt; G. Battista Ramusio erhielt ihn 1556 von einem Perser unter dem Namen Chiai Katai; allgemeiner aber wurde er erst durch die Holländer zu Anfange des XVII. Jahrh. und in Paris 1636 bekannt. Die beiden Schriftsteller, welche zuerst davon gesprochen haben, waren Tulpius, Arzt und Bürgermeister zu Amsterdam, der im Jahre 1641 in seiner Sammlung von Beobachtungen den Nutzen und die hauptsächlichsten Eigenschaften des Thees kennen lehrte, und Jonquet, ein französischer Arzt, der fast zu derselben Zeit denselben beschrieb und empfahl. Später wurde der T. der Gegenstand einer sehr großen Anzahl Schriften, nicht blos von Seiten der Ärzte, sondern auch der Naturforscher und Reisenden und insbesondere Kämpfer's, der uns in seinen „Amoenitates exoticae" sehr merkwürdige Nachweisungen über die Cultur, die Einsammlung und den Nutzen der Theeblätter gegeben hat. Linné führte die Pflanze zuerst lebend in Europa ein. Er bewog nämlich den Capitain Eckeberg, kurz vor seiner Abfahrt von China ganz frische Theesamen in einem irdenen Topfe aufzubewahren und mitzubringen, so daß sie erst diesseits des Äquators aufgehen möchten. Dieß gelang so glücklich, daß bei der Ankunft zu Gothenburg aus allen Samenkörnern junge Pflanzen hervorgekeimt waren, die man in den botanischen Garten zu Upsala verpflanzte. — Nach einer genauen Übersicht haben die Europäer in dem Zeitraume von 1772—1780 in China 169543252 Pfd. T. gekauft; im Jahre 1805 sind in Frankreich ungefähr 700000 Pfd. eingeführt worden, doch soll man gegenwärtig 1200000 Pfd. jährlich verbrauchen. 21.

Theer, lat. pix liquida; franz. goudron, brai; engl. tar, grease, wird aus den Wurzeln der Nadelhölzer gewonnen (geschwelt), indem man diese Hölzer in eigends dazu bereitete Ofen mit einer Rinne zum Abflusse oder auch in Erdgruben oder Fässer, welche ringsum mit Erde bedeckt werden, legt und durch außerhalb angebrachtes Feuer diese so erhitzt, daß der T. ausgebraten wird. Er ist eine harzig-ölige Substanz, welche theils zum Einschmieren der Räderwerke, der Schiffe u. dgl., theils in der Medicin zur Bereitung des Theerwassers, theils durch Verdichtung zur Bereitung des Pechs (s. d. Art.) dient. 30.

Theganus (thegan althochdeutsch, Degen), aus einer edlen fränkischen Familie entsprossen, widmete sich dem geistlichen Stande und erlangte in späteren Jahren die Würde eines Chorbischofs von Trier. Wir haben von ihm ein „Leben Ludwig's des Frommen", welches ungefähr im Jahre 835 abgefaßt sein mag. Sichtlich hat sich der Verfasser Eginhard's „Leben Karl's des Großen" zum Muster genommen, ohne dieses, da ihm, wie das Werk erkennen läßt, eine gleiche Bildung des Geistes abging, im Entferntesten zu erreichen. Ungeachtet dieses Mangels ist dieses Leben Ludwig's (am Besten abgedruckt in Pertz's „Monum. rer. germanic." II, 585—604) wegen der Zuverlässigkeit der erzählten Thatsachen für den Geschichtsforscher von großer Bedeutung. 83.

Theilbarkeit, lat. natura dividua; franz. divisibilité; engl. divisibility, ist eine Grundeigenschaft der Materie, folglich auch jedes einzelnen materiellen Dinges oder jedes Körpers, vermittelst welcher sie sich in mehrere kleinere Theile zerlegen lassen. Ob diese auch bis Unendliche gehe, darüber ist von den Physikern und Metaphysikern viel gestritten worden. Die Atomistiker behaupteten eine endliche T. der Materie, weil diese aus untheilbaren Grundkörperchen (Atomen, s. d. Art.) bestehe, welche letztere unzerstörbar und ewig seien. Offenbar ist dieß nur

Digitized by Google

eine willkührliche Annahme. Denn wie stark auch der Zusammenhang der Theile eines Körpers sei, immer muß es eine abstoßende, treibende und trennende Kraft geben können, die diesen Zusammenhang als Folge der anziehenden und bindenden Kraft wiederum aufhebe, da es hier kein Maximum geben kann. Folglich muß auch die physische T. der Materie bis ins Unendliche gehen, so daß man nirgend auf ein einfaches oder absolut kleinstes Theilchen kommen kann, so weit man auch die Theilung fortsetze. Aber freilich hat die wirkliche Theilung für uns ihre Grenze, weil weder unsere Sinne, noch unsere Theilungsmittel zureichen, immerfort zu theilen. Aus diesem Grunde kann man aber auch nicht behaupten, daß ein Körper aus unendlich vielen Theilen bestehe, weil man bei fortgesetzter Theilung immer nur eine endliche Menge von Theilen erhält. Außerordentlich weit gehende T. durch äußere mechanisch wirkende Kräfte geben uns die höchst dehnbaren Metalle Silber, Gold und Platina. Noch weiter geht die durch chemische Kräfte bewirkte oder von der Natur erzeugte Theilung der Materie. Beispiele davon sind die leuchtenden und riechenden Stoffe, die chemischen Auflösungen und die Infusionsthierchen. 40.

Theilung, lat. partitio; franz. partage; engl. parting, als Spaltung eines Ganzen in mehrere kleinere Stücken unterscheidet sich von der Absonderung, Sonderung (separatio) als Auflösung des bisherigen Verbandes zweier für sich bestehender Gegenstände. Bei juridischen Verhältnissen hat das römische Recht 3 Theilungsklagen, nämlich a) die Provocation auf Grenzberichtigung; b) die Erbtheilung und c) wenn zu gewissen Rechten oder Besitzungen mehrere Theilhaber entstehen, welche nicht länger in Gemeinschaft bleiben wollen. Bei allen diesen gilt die Regel: daß Rechte und Klagen als intellectuelle Gegenstände schon an und für sich selbst für getheilt zu nehmen sind und daß ein jeder Interessent seinen Antheil so zu nehmen hat, wie er vorliegt, d. h. mit den darauf lastenden Beschwerden. Anders ist es bei körperlichen Gegenständen. Hier wird der Gegenstand, z. B. ein Gemeindeanger, wo möglich in natura getheilt, außerdem auf Geld reducirt und entweder von Einem, der den Übrigen herauszugeben hat, angenommen oder verkauft und das Geld unter die Interessenten vertheilt. Die aus dem römischen Rechte für dieses Geschäft abgeleiteten Klagen haben das Besondere, daß ein Jeder von den Theilhabern eben sowohl Kläger als Beklagter sein kann, je nachdem er den Anderen zuvorkommt oder sie ihm zuvorkommen. Zu passiven Verhältnissen gibt es endlich noch die Einrede der T., welche den Mitschuldner, welcher auf das Ganze belangt worden, zu dem Verlangen ermächtigt, daß die Schuld getheilt und er vor der Hand nur zu seinem Antheile belangt werde. Endlich in Ländern, wo nach die ältere Einrichtung besteht, daß die Ehefrauen wegen ihres Vermögens, welches sie dem Manne zu überlassen gezwungen sind, durch gewisse Vorzugsrechte in seinem Vermögen gedeckt werden, kann noch der Fall eintreten: daß, wenn unter Kaufleuten zwei verheirathete Associés banquerout werden, die Creditmasse nach dem Antheile, den ein Jeder von ihnen am Geschäfte hatte, zu theilen ist, um die Ansprüche der Ehefrauen daran zu ermitteln. Indeß würde solches entweder mehr eine Separation enthalten, oder sich dem Theilungsgeschäfte unter c) nähern. 24.

Theilungsinstrument ist eine Maschine, durch welche man viel genauer und feiner, als es mittelst Zirkel und Lineal aus freier Hand möglich ist, auf Papier, Glas, Holz, Messing, Silber ꝛc. Längen- oder Bogenmaße, besonders deren kleinere Abtheilungen, auftragen kann. So hat man z. B., um ganze, halbe oder Viertelkreise der mathematischen und astronomischen Meßwerkzeuge in ihre einzeln ganzen, halben, Viertelgrade ꝛc. einzutheilen, Theilungsinstrumente von Graham, Troughton, Ramsden, Reichenbach und Hoffmann. Andere Theilungsinstrumente dienen, bestimmte Längenräume, wie z. B. bei Ther-

Digitized by Google

momentern den Raum zwischen dem Eis- und Südpunkte (in 80,100 oder 180 Grade), mit einer gewissen Eintheilung exact zu versehen. 13.

Theiner ist der Name zweier Brüder, welche sich als vorzügliche gelehrte Theologen der katholischen Kirche bekannt gemacht haben. 1) Der ältere, Johann Anton T., wurde im Jahre 1801 zu Breslau geboren. Nachdem er von 1818—1821 vorzüglich unter dem trefflichen Dereser den theologischen Studien mit Eifer sich gewidmet hatte, ward er 1822 Kaplan zu Zobten am Bober, 1824 aber als außerordentlicher Professor der Exegese und des Kirchenrechts an die katholisch-theologische Facultät der Universität nach Breslau berufen, wo er nun im Vereine mit Dereser freimüthig auf die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Reform der katholischen Kirche aufmerksam machte. Dieß geschah vorzüglich in der anonym herausgegebenen Schrift: „Die katholische Kirche Schlesiens in ihren Mängeln und Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen" (Altenb. 1826. 1. Bd. 2. Aufl. 1827. 2. Bd. 1830), welche ungemeines Aufsehn erregte, aber auch von den ultramontanistisch gesinnten Katholiken heftig angegriffen wurde. Die Folge davon war, daß dem Verfasser die Haltung kirchenrechtlicher Vorlesungen untersagt wurde, weil nur ein Doctor des Kirchenrechts dergleichen halten dürfe. Die darauf erfolgte Ertheilung dieser Würde von der Juristenfacultät in Breslau wurde wegen angeblicher Verletzungen der Form bei der Promotion höhern Orts nicht anerkannt. Doch ließ sich T. dadurch nicht entmuthigen, verfolgte auch nach Dereser's Tode die begonnene Bahn und gab mit seinem Bruder Augustin die Schrift: „Die erzwungene Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen" (Altenb. 1828. 2 Bde.) heraus. Allein auch die früheren Angriffe erneuten sich und da er jetzt allein unter den Lehrern katholischer Theologie zu Breslau im Sinne eines liberalen Katholicismus handelte, zog er sich von seinem akademischen Lehramte auf die Pfarrei in Posnitz bei Breslau zurück (Michael 1830). Wir besitzen noch folgende Schriften von ihm: „Descriptio codicis manuscripti, qui versionem Pentateuchi arabicam continet" (Vratisl. 1825. 4.); als Fortsetzung des Dereser'schen Bibelwerks: „Die zwölf kleinen Propheten" (Leipz. 1828) und „Die fünf Bücher Mosis", letzte Abtheilung (Leipz. 1831). 2) Sein Bruder, Augustin T., geb. zu Breslau im Jahre 1804, studirte daselbst zuerst Philologie, dann Jurisprudenz, vorzüglich aber Kirchengeschichte und Kirchenrecht, nebenbei auch orientalische und neuere abendländische Sprachen. Von dem genannten Werke über den Cölibat bearbeitete er den größten Theil und zwar aus den Quellen, erhielt 1829 die juristische Doctorwürde von der Universität zu Halle und schrieb als Inauguraldissertation: „Commentatio de romanorum pontificum epistolarum decretalium antiquis collectionibus" (Lips. 1829. 4.). Von dem preußischen Ministerium des Cultus unterstützt trat er noch 1829 eine Reise durch Deutschland, England und Frankreich an. Seit 1830 hielt er sich in Paris auf und gab heraus: „Saint-Aignan ou le siège d'Orléans par Attila" (Par. 1832) und „Über Ivo's vermeintliches Decret" (Mainz 1832). Da machte auf einmal die Proselytenmacherei an ihm ein Meisterstück. Schon in Frankreich vorbereitet, vollendete in Rom, wohin er von Paris aus 1833 ging, der Pater Kohlmann seine Bekehrung. T. betrat Ende März 1833 das Exercitienhaus St. Eusebius zu Rom, um die geistlichen Übungen des heiligen Ignaz von Loyola mitzumachen, legte jenem Pater Beichte ab, wurde vom Kirchenbanne losgesprochen und war so mit der Kirche ausgesöhnt. Dieß geschah am 3. April 1833. Darauf forderte er in einem Schreiben in der „Katholischen Kirchenzeitung" seinen Bruder sammt anderen Freunden in Schlesien, „die sich so oft mit der wahrhaften Chimäre von Nationalkirchen beschäftigen", namentlich auf, sich mit der Kirche zu versöhnen, und überbrachte ihnen den heiligen Wunsch des Vaters der Christenheit, sie einstens in seine apostolischen Umarmungen aufnehmen zu können. — Vergl. „Rückkehr eines jungen

Digitized by Google

Deutschen zur katholischen Kirche" (in der „Katholischen Kirchenzeitung" 1834. Nr. 96—104). Die Vorrede zu seiner Schrift: „Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. Mit einem Vorworte, enthaltend: acht Tage im Seminar St. Eusebius zu Rom" (Mainz 1835) enthält seine Bekehrung. Das Buch selbst ist vom Anfange bis Ende eine begeisterte Lobrede auf die heilbringende Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu. 63.

Theismus, s. Deismus.

Thema, eigentlich das Gesetzte, der Satz, bezeichnet überhaupt in allen Producten des Geistes den Grundgedanken, aus welchem dieselben sich gebildet haben. Vorzüglich wichtig ist das T. in der Rede, besonders der Predigt, da hier das T. gewissermaßen die Seele des Ganzen bildet und von seiner Fassung einzig und allein die ganze Behandlung bedingt wird. Es muß daher so bestimmt als möglich und in völliger Deutlichkeit dargestellt werden, so daß es weder zu wenig, noch zu viel ausdrückt und die Ausführung seinen Inhalt gehörig und allseitig zu erschöpfen vermag. — In der Musik ist ein T. ein einfacher musikalischer Gedanke, den der Componist seinen Tonschöpfungen zu Grunde legt und in verschiedenen Schattirungen durchführt. Besonders gebräuchlich ist der Name von dem Grundgedanken bei den Variationen (s. d. Art.). 9.

Themis, eine Titanide, Tochter des Uranos und der Gäa, war die Göttin der Ordnung und Gerechtigkeit und Vorsteherin des delphischen Orakels, welches sie von der Erde erhalten hatte. Im Götterkriege ging sie mit dem Prometheus, den sie in die Zukunft zu blicken gelehrt hatte, zum Zeus über. Dieser liebte sie und verfolgte sie lange, bis sie endlich bei der Stadt Ichnä in Macedonien, durch ihre Fußtapfen verrathen, von demselben eingeholt und zu seiner Gemahlin erhoben wurde — die Verbindung des Rechtes mit der höchsten Gewalt. Er erzeugte mit ihr die Horen (s. d. Art.), so wie nach einer andern Mythe die Parzen; denn sie enthüllte ja Göttern und Menschen die Zukunft und die Wege des Schicksals. Im Olympe hatte sie die Aufsicht über die Göttertafel, so wie sie überhaupt allenthalben, wo sie waltete, Ordnung und Regelmäßigkeit verbreitete. Dem Deukalion und der Pyrrha ertheilte sie den berühmten Orakelspruch: sie sollten, um das Menschengeschlecht wieder herzustellen, mit verhülltem Antlitze die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen; den Zeus warnte sie vor der Heirath mit der Thetis und sagte ihm das Schicksal des Achilles voraus. Als Göttin des Rechts und der Gesetzlichkeit wird ihr auch die Gründung der Mysterien und Gottesverehrungen zugeschrieben. Den Apollo unterrichtete sie im Ertheilen der Götterspräche und übergab ihm dann das delphische Orakel. 11.

Themison, ein berühmter alter Arzt, aus Laodicea gebürtig, lebte unter der Regierung Kaiser August's und war Schüler des Bithyniers Asklepiades, dessen Grundsätze er in vielen Stücken berichtigte, seine Widersprüche nachwies, und so als der Stifter der methodischen Schule anzusehn ist. Er ist der erste, der die chronischen Krankheiten abgesondert von den hitzigen vortrug und der erste, der den Aussatz genau beschrieb, den Rheumatismus von der Gicht trennte. Die Wasserscheu hatte er selbst erlitten und konnte sie daher am Besten beschreiben. Das diagrydium, diacodion und andere wichtige Mittel der Alten haben ihn zum Erfinder; auch soll er zuerst die Blutegel in der Medicin angewendet haben. Von seinen vielen Schriften ist keine auf uns gekommen. 39.

Themistianer, s. Agnoëten.

Themistius, wegen seiner großen Beredsamkeit Euphrädes genannt, ein griechischer Redner und Philosoph aus dem IV. Jahrh. n. Chr., war aus Paphlagonien gebürtig, lebte anfangs in Pontus, unternahm dann mehrere große Reisen und ließ sich endlich in Constantinopel nieder, wo er länger als 20 Jahre als Philosoph lebte und sowohl beim Volke als bei den Kaisern in größtem Ansehen stand.

So ward er von Constantius in den Senatorstand erhoben, von Julianus mit der Würde eines Stadtpräfecten beehrt, von Jovinianus, Valens, Valentinianus und Gratianus mit Gunstbezeigungen fast überhäuft und von Theodosius dem Großen nicht nur von Neuem mit der Stadtpräfectur beschenkt, sondern sogar zum Lehrer des kaiserlichen Prinzen Arcadius ernannt. T. starb auch zu Constantinopel jedenfalls zwischen 387 und 390. Berühmt ist er vorzüglich als Lehrer des Gregorius Nazianzenus und des Augustinus, die Beide ihm nicht genug Lob ertheilen können. Was seine Philosophie anlangt, so war er zwar ein Anhänger der peripatetischen Schule, suchte jedoch die Lehren des Aristoteles mit denen des Plato zu vereinigen. Von seinen Schriften sind noch einige Paraphrasen von aristotelischen Schriften (griechisch herausgegeben von Trincavellus, Veneb. 1534. Fol.; in lateinischer Übersetzung von Herm. Barbarus, Ebend. 1480. Fol.) und 34 politisch-philosophische Declamationen in einem schwülstigen Style erhalten. Die Ausgaben der letzten sind: Ed. pr. (Venet. Aldus. 1534. 8 R. Fol.); von H. Stephanus (1562. 14 R. 8.); Remus (Amberg. 1605. 6 R. 4.); Petavius (Par. 1618. 19 R. 4.); Harduin (Ibid. 1684. 33 R. Fol.); Dindorf (Lips. 1832. 8.). 20.

Themistokles, der Sohn des Atheners Neokles und einer Acharnenserin, war um das Jahr 500 v. Chr. geboren; er war ein Mann, der ohne durch eine, damals noch nicht nothwendige, wissenschaftliche Bildung gehoben zu sein, blos durch einen durchdringenden natürlichen Verstand und dessen Übung im Geschäftsleben so groß und berühmt wurde, daß er nicht allein in der atheniſchen, sondern überhaupt in der griechischen, ja in der Weltgeschichte Epoche machte, da er es war, der den Einfall der barbarischen Perser in Griechenland unschädlich und erfolglos machte, ohne den, wenn Griechenland damals schon den Asiaten verfallen wäre, die europäische Bildung eine andere Wendung genommen haben würde. Für sein Vaterland gilt er als der Begründer der kräftigen und zu allseitiger Ausbildung strebenden Macht, deren Höhe dann das perikleische Zeitalter sah. In seiner Jugend berechtigte er zwar Niemand, in ihm den einstigen großen Mann zu ahnen, denn so sehr fröhnte er allen Ausbrüchen leidenschaftlicher Genußsucht, daß sich sein Vater genöthigt sah, ihn zu enterben. Diese Maßregel aber war es besonders, die dem Strome seiner Leidenschaften einen Damm setzte und ihn schnell eine andere Lebensweise zu ergreifen veranlaßte, und das Talent, das sich vorher in Ausschweifungen gezeigt hatte, wendete sich nun zu ernsten Lebenszwecken; sein Eifer, seine Thätigkeit, seine Anstrengung, womit er sich jetzt allen Zweigen der Staatsverwaltung widmete, ließen schon seinen Zweck, etwas Großes zu erstreben, deutlich erkennen; er besuchte fleißig die Gerichte und die Volksversammlungen, und sein hervorleuchtender Geist, womit er für die Gegenwart stets das Zweckmäßigste zu wählen und aus der Zukunft der Ereignisse den Erfolg zu erkennen wußte, machten ihn bald seinen Bürgern, die sein früheres Leben über seinem gegenwärtigen vergaßen, bekannt, geachtet und unentbehrlich. Sein Auftreten in dem weitern Kreise der Sorgen für den Staat fiel in die Zeit, wo der große, Griechenland gefährdende und durch sein Ende verherrlichende Kampf gegen die Perser begann und die Kunde von Miltiades' Siegen machte auf des Jünglings thatendurstige und ruhmbegierige Seele solchen Einfluß, daß er die Nächte schlaflos mit dem Gedanken hingebracht haben soll, wie er seinem großen Mitbürger gleichkommen könnte. Und er hatte nicht umsonst gewacht! Die Athener, welche durch den Sieg bei Marathon der Perser Macht gebrochen und sie für alle Zukunft unschädlich gemacht zu haben glaubten, suchte er mit dem gerühmten Scharfblicke aus diesem Sicherheitswahne vor den Barbaren zu reißen und sie zu vermögen, da Sparta als Landmacht kaum zu übertreffen und überhaupt die größte Gefahr von der See zu fürchten sein würde, eine Seemacht zu gründen. Damit aber der Staat um so leichter in den Besitz

einer Flotte käme, brachte er in Vorschlag, daß man die Einkünfte aus den tauriſchen Bergwerken nicht mehr unter das Volk vertheilen, ſondern ſie auf Ausrüſtung einer Flotte von 100 Schiffen verwenden ſollte. Als nun im Jahre 481 Xerxes mit Ungeſtüm in Hellas einbrach, wurde T. zum Anführer des atheniſchen Heers ernannt und da das delphiſche Orakel auf ſeinen Einfluß die Antwort gab: nur hinter hölzernen Mauern ſei ein Heil für Hellas zu hoffen, erklärte T. dieß ſofort ſo, daß die Athener ihre Stadt verlaſſen und ſich auf ihren Schiffen dem Feinde entgegenſtellen ſollten. Um auch die anderen Griechen für ſeinen Plan zu gewinnen, begab er ſich ſogar des gehofften Vorrechts, über die gemeinſchaftliche Flotte den Oberbefehl zu erhalten; er ließ ihn dem Spartaner Eurybiades und begnügte ſich vorläufig mit dem Bewußtſein, daß die Hauptſache doch auf ihn ankommen und ſein Staat früher oder ſpäter die Admiralität empfangen werde. Die griechiſche Flotte ſtellte ſich bei Artemiſium, dem nordöſtlichen Vorgebirge der Inſel Euböa, auf; aber beim Heranrücken der perſiſchen wollten die Griechen jenen Poſten verlaſſen, um ſich zum Schutze ihrer eignen Länder zu begeben. Nur T. war dagegen, und da durch das Abziehen der Griechen die Euböer ſich den Barbaren ganz preisgegeben ſahen, ſo wendeten ſie ſich mit einen Geſchenk von 30 Talenten an T., um die übrigen Feldherren damit zum Bleiben zu veranlaſſen. Mit dem kleinſten Theile, welchen er an den ſpartaniſchen und korinthiſchen Feldherrn, als den bedeutendſten, vertheilte (während er eigennützig genug das Übrige für ſich behielt), erreichte er ſeinen Zweck. Aber nach mehreren Gefechten, in welchen die Griechen, wenn auch nicht beſiegt worden waren, doch große Verluſte erlitten hatten und beſonders auf die Nachricht, daß Xerxes zu Lande durch die Thermopylen gedrungen ſei und in Attika einrücke, wurde endlich jene Stellung aufgegeben und der Rückzug beſchloſſen. T. eilte voraus und ließ an den Orten, wo die perſiſche Flotte vorbeifahren mußte, an die Felſen Aufforderungen an die Jonier, die in Xerxes Flotte waren, ſchreiben, daß ſie nicht gegen ihre Brüder kämpfen, ſondern zu ihnen übergehen oder wenigſtens aus dem Kampfe ſich entfernen möchten. Er bezweckte damit, wenn auch nicht den Übergang der Jonier, doch das, daß Xerxes gegen ſie mißtrauiſch wurde und ſie nicht ſo gut brauchte. Die griechiſche, 370 Schiffe ſtarke Flotte hatte ſich in die enge Bucht zwiſchen Eleuſis und der Inſel Salamis gezogen; denn hier hatte T. Hoffnung, eine entſcheidende Schlacht zu liefern, welche ihm den gewünſchten Ausgang verſprach, weil die ungünſtige Localität für die großen, unbehülflichen Schiffe der Feinde für die kleineren, beweglicheren der Griechen die günſtigſte ſchien. Aber ehe es zur Schlacht kam, hatte er viel Noth, um die Griechen beiſammen zu halten und als nach mehrmals gelungenen Verſuchen, ſie für ſeinen Plan zu überreden, der Perſer reißende Fortſchritte zu Lande endlich doch bei den anderen Feldherren den Beſchluß erregten, daß jeder mit ſeinen Schiffen in die Heimath ziehen ſollte, da nahm T. zu einer Liſt ſeine Zuflucht. Er ſchickte ſeinen Diener Sicianus an den Xerxes und ließ ihm ſagen, wenn er die griechiſche Flotte auf leichte Weiſe vernichten wollte, ſo ſollte er eilen, denn jetzt wäre ſie noch beiſammen, in Kurzem aber ginge ſie aus einander und dann werde ihm die Verfolgung der einzelnen Theile größere Schwierigkeiten machen. Der König glaubte der verſtellten Freundlichkeit und ließ ſeine Schiffe nach der Enge ſegeln. Als die Griechen dieß erfuhren, ſahen ſie zum Rückzuge keine Hoffnung, ſondern mußten ſich zum Kampfe vorbereiten. Was T. voraus geſagt hatte, geſchah, die kleine Schaar kleiner griechiſcher Schiffe ſiegte über die zahlloſe der perſiſchen durch den Ort und durch verzweifelte Tapferkeit (im Sept. 480 v. Chr.). Um die Perſer vollends und eilends aus Griechenland und ſeiner Nähe zu bannen, ſchickte T. nochmals unter dem Scheine der Freundſchaft zu dem Könige und ließ ihm melden, ſchnell nach dem Helleſpontus über die Brücke zu gehen, ſonſt würden die Griechen ſie abbrechen und ihm den Rückzug abſchneiden.

Digitized by Google

Der König gehorchte und Griechenlands Rettung war vollendet. T.'s Lohn für sein Werk war in seinem Vaterlande, wo man schon selbst von Seiten seiner Gönner anfing, mißtrauisch gegen ihn zu werden, nicht so groß, als in Sparta; hier erhielt er mit dem Oberanführer Eurybiades gleiche Auszeichnung, in einem Kranze von Ölzweigen bestehend; außerdem schenkte man ihm den schönsten Wagen, der in Sparta zu finden war, und bei seiner Rückkehr nach Hause begleiteten ihn die 300 Ritter, welche des Königs Ehrenbegleitung im Kriege ausmachten. Daß aber T. diese Belohnung von der verhaßten Nebenbuhlerin angenommen hatte, verdroß die Athener in dem Maße, daß sie ihm die Anführung der Flotte, welche die Perser verfolgen sollte, nicht übergaben. Wenigstens gab man dieß als Grund an; vielleicht lag der Grund in Anderer Eifersucht oder darin, daß T. sich bei anderen Griechen verhaßt gemacht hatte, indem er bei Bestrafung der den Persern befreundeten Inseln große Summen für sich erpreßt hatte. Überhaupt war T. zur Bestechlichkeit sehr geneigt und sein Charakter nicht fleckenlos. Indeß blieb T. in Athen immer noch in großem Ansehen. Sein erstes Werk nach Vertreibung der Feinde aus dem Lande war, daß er für die künftige Sicherheit der Vaterstadt sorgte; er ließ zu dem Ende alle Athener, ehe sie an die Wiederaufbauung ihrer Privatwohnung gingen, die Stadtmauern wieder herstellen. Dem widersetzten sich die Spartaner, vorgebend, daß, wenn Athen mit mächtigen Mauern umgeben sei, der Feind bei wiederholtem Einfalle daselbst eine Festung finden werde, deren Bollwerke ihm einen sichern Stand in dem Lande gewähren werden, von wo aus er dann Griechenland leicht erobern werde. T. selbst ging nach Sparta und suchte die Spartaner zu überreden, das Gerücht von dem Mauerbaue sei nichtig. Auch forderte er die Spartaner auf, Gesandte nach Athen zu schicken, um sich selbst zu überzeugen, daß ihnen Unwahrheit von Anderen berichtet worden sei. Dieß geschah; aber auf T.'s eignen Rath hielten die Athener, die unterdessen mit der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte die Mauern zu einer bedeutenden Höhe geführt hatten, die spartanischen Gesandten zurück und zwar so lange, bis man den T. aus Sparta hatte ziehen lassen. Darauf befestigte er auch den Hafen Piräus, den er durch eine lange Mauer mit der Stadt Athen verbinden ließ, und durch dieß Werk machte er die Stadt zu Wasser und zu Lande unangreifbar. Für die Bevölkerung Athens sorgte er dafür, daß er vielen Fremden, welche als Handwerker und Schiffsleute dienten, in die Stadt zog (Metöken), und für die Erhaltung der Seemacht dadurch, daß er den Beschluß veranlaßte, fortwährend jährlich eine Anzahl Schiffe zu erbauen. Ungeachtet T. solche Verdienste um sein Vaterland hatte, mußte er doch der Eifersucht und der Mißgunst einer Partei weichen, der er zu geachtet und geehrt schien, als daß es mit republikanischen Grundsätzen übereinstimme; er wurde im Jahre 471 durch das Scherbengericht verbannt und lebte seitdem in Argos. Auch hier ließ man ihn nicht unangefochten; spartanische Gesandte forderten von den Athenern seine fernere Verfolgung, weil er im Bunde mit dem verrätherischen Pausanias sei. Geächtet floh er nach Korcyra und als er da nicht sicher war, zum Molosserkönige Admetus, seinem einstigen Gastfreunde. Da ihn auch hier athenische und spartanische Gesandte verfolgten, wollte er nach Pydna, aber das Schiff wurde nach Naxus verschlagen, wo eine athenische Armee stand. Damit T. nicht in deren Hände fiele, ließ der Schiffsherr das Schiff nicht landen und nachdem sich der Sturm gelegt hatte, führte er ihn nach Ephesus. Von hier aus schrieb er an den Perserkönig Artaxerxes, des Xerxes Nachfolger (Xerxes war in dem Jahre, wo T. nach Asien kam, gestorben) und forderte Schutz von ihm, indem er sich auf die Dienste berief, die er dem Königshause einst erwiesen hatte. Artaxerxes rief den T. zu sich und nachdem er sich mit der persischen Sprache und den Landessitten bekannt gemacht hatte, ging er persönlich nach Susa. Der König schenkte ihm die 3 Städte, Magnesia, Lampsacus und Myus, mit den Worten,

Digitized by Google

daß er aus den Einkünften der ersten sich das Brot, aus denen der zweiten den Wein und aus denen der dritten die Zukost kaufen sollte. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war zu Magnesia, wo er auch gegen 466 starb, nach dem Einen an einer Krankheit, nach Anderen an Gift, welches er genommen habe, da der König in ihn drang, sein Versprechen zu halten, das er ihm einst gegeben hatte, nämlich sein Heer gegen Athen zu führen und ihn Griechenland erobern zu helfen. Wenn der Selbstmord wahr ist — was nicht wohl zu bezweifeln ist, da der gewichtigste der griechischen Historiker, Thucydides, es erzählt — so leuchtet aus der That des T. Vaterlandsliebe schön hervor, die er sich bei den drückenden Beweisen des schnödesten Undankes seines Volkes bewahrte. Wie theuer ihm aber sein Vaterland war, geht auch daraus hervor, daß er seine Umgebung bat, nach seinem Tode seine Asche nach Athen zu bringen, was auch seine Freunde dann heimlich bewirkten, da es öffentlich deßhalb nicht geschehen konnte, weil er als ein des Verraths Angeklagter gestorben war. Die Magnesier ehrten sein Andenken dadurch, daß sie ihn auf dem Markte ein Standbild errichteten, ein Beweis, daß er sich ihrer Verehrung werth gemacht hatte. Ob die ihm zugeschriebenen 21 Briefe, welche er in der Zeit seines Exils geschrieben haben soll, wirklich von ihm herrühren, ist sehr ungewiß; sie sind zuerst zu Rom von Carvophilus (1626, 4.), später zu Lemgo von Bremer (1776) und öfter herausgegeben worden. Für ihre Ächtheit sprach besonders Chr. Schöttgen. 6.

Themse (Thames), größter Fluß in England, entspringt unter dem Namen Isis auf den Hügeln von Coteswood unweit Cubberty in Gloucestershire, wird 5 Meilen von seiner Quelle bei Leachlade schiffbar, erhält bei Oxford nach dem Zusammenflusse mit dem Charwel den Namen T., nimmt eine Menge kleinerer Flüsse auf und fließt nach einem Laufe von 30 Meilen 15 Meilen östlich von London in die Nordsee. Da die Meeresfluth in diesen Fluß bis Kingston einige Meilen über London dringt, so können Seeschiffe bis zu dieser Stadt segeln. Durch mehrere Canäle, als Regent, Paddington, Grand-Junction, Thames und Saverne, wird sie mit dem Innern des Landes verbunden. Über sie führen bei Leachlade, Newland, Oxford, Abington, Wallingford, Reading, Henly, Maidenhead, Windsor, Staines (eiserne), Kingston, London (eine eiserne und fünf steinerne) Brücken und unter ihr ist in London der berühmte Tunnel, ein noch nicht vollendeter unterirdischer Gang. 71.

Thenard (Louis Jacques, Baron), ein ausgezeichneter französischer Chemiker, wurde am 4. Mai 1777 zu Nogent-sur-Seine geboren, widmete sich schon früh dem Studium der Chemie, wurde in seinem 20. Jahre als Repetent der Chemie an der polytechnischen Schule angestellt, erhielt 6 Jahre später die Professur der Chemie am Collége de France und wurde im Jahre 1810 seiner umfassenden Kenntnisse, seiner unermüdlichen Thätigkeit, seiner großen Verdienste um die chemische Analyse und mehrerer wichtigen Entdeckungen wegen an Fourcroy's Stelle zum Mitgliede des französischen Instituts ernannt. Bei der Krönung Karl's X. erhielt er den Titel eines Baron und wurde im Jahre 1829 zum Officier der Ehrenlegion und 1833 zum Pair von Frankreich ernannt. Im Sommer 1836 legte er seine Stelle an der polytechnischen Schule nieder. Als Chemiker besitzt er vorzüglich ein großes Talent in der Kunst des Experimentirens. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Cours d'études médicales" (Paris 1805. 5 Voll.); „Traité de Chimie élémentaire" (Paris 1813—1817. 4 Voll. 5. Edit. Par. 1827. 5 Voll. Deutsch von Fechner, Leipz. 1825—1830. 7 Bde.); „Recherches physico-chimiques" (Par. 1816. 2 Voll.) und verschiedene Memoiren in den „Annales de chimie" und in den Sammlungen der Société d'Arcueil. Auch ist er Mitarbeiter am „Journal de physique". 81.

Digitized by Google

Theodicee (von θεός und δίκη), eine Rechtfertigung Gottes, ist eine von den manchen sonderbaren Consequenzen der philosophischen Lehre von einem absolut vollkommenen göttlichen Urwesen und steht unter diesen dem Optimismus am Nächsten, oder ist vielmehr nur eine Folge desselben (weßhalb? vergl. d. Art.). — Den ersten Anstoß zu einer philosophischen T. gab Leibnitz's (s. d. Art.) vielberühmtes Werk: „Theodicee, oder Versuch von der Güte Gottes, der Freiheit des Menschen und dem Ursprunge des Bösen", aus dem Französischen von Gottsched (Hanover 5. Aufl. 1763). — Uz behandelte die Ideen dieser T. poetisch unter dem gleichen Titel. — Auf diese Anregung hat man dann theils frühere Spuren solcher Theodiceen nachgewiesen, bald im Buche Hiob, bald in den mosaischen Schriften (Teller, „Die älteste Theodicee, oder Erklärung der 3 ersten Capitel im I. Buche der vormosaischen Geschichte", Jena 1802. 8.), theils mannigfache eigene Versuche gemacht (Werdermann, „Neuer Versuch zur Theodicee", Dessau und Leipz. 1784—1793. 3 Thle. 8.; Zöllner, „Über die Theodicee", in den deutschen Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin vom Jahre 1795; Wagner, „Theodicee", Bamb. 1801; Benedicti „Theodicea" in 10, theils in Torgau, theils in Annaberg herausgekommenen Programmen, 1810—1820. 4.). Gegen alle diese Versuche sprach sich Kant aus, das nothwendige Mißlingen jeder T. aus dem falschen Standpunkte dieser ganzen Betrachtungsweise beweisend, in seinen „Vermischten Schriften" (Bd. 3. S. 145 ff.). 80.

Theodolit ist ein astronomisches Instrument, das der Hauptsache nach aus zwei concentrischen Horizontalkreisen besteht. Der innere derselben trägt zwei Verticalsäulen, auf denen ein Fernrohr, einem Passageninstrumente ähnlich, mit seiner Horizontalachse aufruhet; man kann damit horizontale und verticale Winkel messen. Der T. wird verschiedentlich construirt angetroffen, woher er denn auch verschiedene specielle Namen erhalten hat, von denen die Repetitions- und Compensationstheodoliten die gebräuchlichsten sind. 13.

Theodor, König von Corsica, s. Neuhof.

Theodoretus, einer der berühmtesten griechischen Kirchenväter, war Bischof von Cyrus diesseits des Euphrats vom Jahre 420 oder 423 bis 457, wo er starb. Der freiere Forschungssinn, den ihm die Bildung unter seinen Lehrern, Chrysostomus und Theodorus von Mopsuestia, gegeben hatte, zog ihn auch in den Glaubensstreit seiner Zeit. Als besonnener Exeget und als gläubiger Geschichtschreiber nach Theodorus die antiochenische Schule vertretend mußte er, auf der Räubersynode zu Ephesus entsetzt, seine Wiederherstellung auf dem Concilium zu Chalcedon durch die Verwünschung seines einstmaligen Freundes Nestorius erkaufen. Ja noch lange nach seinem Tode sprach Justinian ein Verdammungsurtheil über ihn aus (s. Dreicapitelstreit). — Sein ausgezeichnetstes Verdienst begründeten seine gemäßigten hermeneutischen Grundsätze, welche die Mitte hielten zwischen völliger Verwerfung und dem Mißbrauche des Allegorisirens. Hierher gehören seine Commentare zu schweren Stellen in den ersten 8 Schriften des alten Testaments, seine ausführlichen Commentare zu den Psalmen, Jesaias, und sein allein vollständig erhaltener Commentar zu den paulinischen Briefen nebst dem Briefe an die Hebräer. Außerdem schrieb er eine Fortsetzung der Kirchengeschichte des Eusebius von 322—429 in 5 Büchern, ganz in dessen Geiste und, wie bei diesem, fast nur für die griechische Kirche; ferner eine Ketzergeschichte: „Αἱρετικῆς κακομυθίας ἐπιτομή" („Fabulae haereticae"); eine Lebensbeschreibung von 30 Anachoreten: „Φιλόθεος ἱστορία" („Religiosa historia"); „Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτική" („Graecarum affectionum curatio"). Auch war T. ein gebildeter und geschätzter Kanzelredner. Seine zehn Reden von der Vorsehung sind jedoch mehr Abhandlungen, als Predigten. Seine Werke sind herausgegeben von Sirmond und Garnier (Par. 1642—1685. 4 Bde. Fol.) und von J. L. Schulze

Digitized by

und Nösselt (Halle 1769—1774. 5 Bde.). Vergl. J. F. Ch. Richter, „De Theod. epistolarum Paulinarum interprete“ (Lips. 1822). 63.

Theodorich, der Große, König der Ostgothen, der Sohn des Theodomir (Dietomir) oder des Wallia, wurde im Jahre 455 in der Nähe von Wien geboren und in seinem 8. Jahre als Geißel an den Hof von Constantinopel gesandt, wo er sich eine für sein Volk seltene Bildung erwarb und von dem Kaiser Leo mit Auszeichnung behandelt wurde. In seinem 18. Jahre kehrte er zu seinem Vater, der damals die Ostgothen allein beherrschte, zurück und gab schon damals mehrere Beweise seines Muthes und kriegerischen Talentes, indem er einst in das Land des Königs der Sarmaten einfiel, denselben tödtete und mit reicher Beute zu den Seinen zurückkehrte. Nach dem Tode seines Vaters (475) übernahm er selbst die Regierung über die Ostgothen, bewies sich gegen den Kaiser Zeno für mehrere früher erhaltene Wohlthaten sehr dankbar und verhalf ihm selbst, als jener vom Throne gestoßen worden war, wieder zum Besitze seiner Herrschaft; jedoch gerieth er später mit ihm in Streit, zu dessen Beilegung ihm der Kaiser mehrere Provinzen abtreten mußte. Um noch drohendere Gefahren von seinem Reiche abzuwenden, begünstigte Zeno T.'s Plan, einen Kriegszug gegen Odoacer (s. d. Art.) zu unternehmen. T. fiel nun an der Spitze seiner Krieger, denen Weiber und Kinder folgten, in Italien ein, schlug den Odoacer in drei Schlachten (489 und 490) und eroberte das ganze Land bis auf Ravenna, welches sich ihm erst nach dreijähriger Belagerung unterwarf. Durch einen Vertrag sollte er nun mit Odoacer gemeinsam Italien regieren; allein er ermordete einst bei einem Gastmahle seinen Nebenbuhler unter dem Vorwande, daß ihm derselbe nach dem Leben getrachtet habe, ließ dessen ganze Familie hinrichten und nahm nun den Titel eines Königs von Italien an. Den griechischen Kaiser betrachtete er zwar auch von dieser Zeit an noch als seinen Oberherrn, stand aber übrigens in gar keiner Abhängigkeit von ihm. Die Liebe der Römer wußte er sich durch Bestätigung aller ihrer Rechte zu erwerben; er genoß die Verehrung seiner Unterthanen und machte sich auch fremden Fürsten, von denen viele seinen Schutz suchten, furchtbar. An seine Gothen vertheilte er den dritten Theil von Italien als Lehen und verpflichtete sie, ihm dafür Kriegsdienste zu thun. Seine gewöhnliche Residenz war Ravenna, die er nur in Zeiten der Gefahr mit Verona, seiner Lieblingsstadt, vertauschte. Sowohl diese Städte, als auch Pavia, Neapel, Spoleto u. a. verschönerte er durch Kirchen, Paläste, Säulengänge, Bäder und Wasserleitungen. Rom genoß unter seiner Regierung nach so langen Bedrückungen eines dauernden Friedens und sein Wohlstand so wie der von ganz Italien blühte auf eine höchst erfreuliche Weise auf. Er verbot bei dem Besuche (500) jener Stadt nicht nur die Zerstörung alter Kunstwerke, sondern wies auch bedeutende Summen zum Wiederaufbau der öffentlichen Gebäude an, vertheilte unter die Armen der Stadt große Massen Getreide und erließ in Zeiten allgemeiner Noth öfters die Abgaben. Die Regierungsverfassung hielt er in demselben Zustande aufrecht, wie sie unter den Kaisern gewesen war, außer daß er in jeder Stadt Unterrichter unter dem Titel von Grafen anstellte, denen er die Gerechtigkeitspflege übertrug. Die Truppen des griechischen Kaisers Anastasius, welcher ihn aus Eifersucht mit einem Kriege überzog, schlug er in den Ebenen von Margus unter ihrem Feldherrn Sabinianus, auch errichtete er zum Schutze der italienischen Küsten gegen die Landungen der Griechen eine Flotte, vor der dieselben zurückweichen mußten. In einen Krieg mit den Burgundern verwickelt eroberte er Marseille und das Gebiet zwischen der Durance, den Alpen, dem mittelländischen Meere und der Rhone; dagegen schützte er die Alemannen und das westgothische Reich gegen die Angriffe der Franken unter Chlodowig. In Hinsicht seines Glaubens bekannte er sich zum Arianismus, ohne deßhalb gegen die Katholiken unduldsam zu sein; nur als sich diese gegen die Juden aus Handelsneid eine Verfolgung erlaubten, nahm er letztere

Digitized by Google

in seinen Schutz, zog aber dafür den allgemeinen Haß auf sich. Bei den jedesmaligen Wahlen der Päpste machte er indeß seinen Einfluß geltend, entschied sich aber in streitigen Fällen immer für den würdigern. Die Erbitterung der Römer gegen ihn wuchs, als er das Verbot erlassen hatte, daß kein Römer Waffen tragen sollte, und deßhalb luden sie den katholischen Kaiser Justinianus nach Italien ein, um das Land von dem angeblichen Tyrannen zu befreien. Für das daraus zwischen Fürst und Volk entstandene Mißtrauen mußten nun selbst edle Männer, wie Boëthius und Symmachus, die zu freimüthig ihre Meinung ausgesprochen hatten, mit dem Tode büßen, aber dafür trübten auch manche schwere Gewissensbisse von jetzt an die letzten Lebensjahre des Königs, welcher 526 zu Ravenna im Glanze seines Glückes und in der Blüthe seiner Macht an der Ruhr starb. — In T.'s Charakter vereinigten sich die glänzendsten Herrschertalente leider nicht mit den Eigenschaften eines tugendsamen Mannes. Mag man auch Vieles der Rohheit der Zeit und den Verhältnissen zuschreiben, so bleibt dennoch mancher unvertilgbare Flecken auf seinem Charakter haften. In Bezug auf Geistesbildung ragte er jedoch über die meisten barbarischen Fürsten seiner Zeit hervor. Er bildet eine Hauptperson der alten deutschen Heldensage, wo er **Dietrich von Bern** (Theodorich von Verona) genannt wird. 81.

Theodorich, zwei Könige der Westgothen. — T. I., Sohn des Alarich, bestieg den Thron nach Wallia's Tode (419 n. Chr.), unternahm einen Krieg gegen die Römer, der sich jedoch stets unglücklich für ihn gestaltete, bis er die Römer bei Toulouse (439) gänzlich schlug. Nun söhnte er sich mit denselben aus und kämpfte mit ihnen gegen Attila, fiel aber in der Schlacht auf den catalauniſchen Feldern (491). Ihm folgte sein Sohn, T. II., nachdem dieser seinen ältern Bruder, Thorismund, hatte ermorden lassen. Er war ein treuer Bundesgenosse des römischen Kaisers Avitus und unterwarf die Sueven, welche die römischen Besitzungen angegriffen hatten. Nach Absetzung des Avitus (458) kämpfte er zwar anfangs gegen dessen Nachfolger, Majorianus, söhnte sich aber 460 mit ihm aus und erhielt von seinem Nachfolger Severus die Gallia Narbonensis, ward aber 466 von seinem Bruder Eurich ermordet. 37.

Theodorus, ein berühmter griechischer Bildhauer, aus Samos gebürtig, blühte um 600 v. Chr. und wird für den Erfinder des Erzgießens, des Winkelmaßes, der Bleiwage, der Drechselbank und des Schlosses gehalten. Als Beweis von seiner großen Geschicklichkeit erzählen die Alten, daß er zugleich mit seinem Bruder Talaktes die Statue des pythischen Apollo an verschiedenen Orten gearbeitet habe, die beiden Hälften aber so genau an einander gepaßt haben, als wenn es ursprünglich ein Ganzes gewesen wäre. Auch soll er sein eigenes Bildniß, in der rechten Hand eine Feile, in der linken eine Wage haltend, so klein aus Erz gegossen haben, daß eine Fliege Alles mit den Flügeln bedecken konnte. Ferner schreibt man ihm die Erbauung des Labyrinths auf Samos, die Grundlegung des Tempels der Diana zu Ephesus auf Kohlen, die geschnittenen Steine in dem berühmten Ringe des Polykrates (s. d. Art.) zu. 16.

Theodorus, römische Päpste. — T. I., Nachfolger Johann's IV. im Jahre 642, war ein Grieche von Geburt und der Sohn des Bischofs Theodorus von Jerusalem. Er excommunicirte den Patriarchen Paulus von Constantinopel, weil er dem Monotheletismus zugethan war, und starb 649. — T. II. folgte auf Stephan VI. im Jahre 898 und führte die von seinem Vorgänger aufgehobenen Einrichtungen wieder ein, regierte aber nur 20 Tage. Sein Nachfolger war Johann IX. 63.

Theodorus, ein ausgezeichneter Lehrer er griechischen Kirche. gebürtig aus Antiochia in Syrien und Schüler des Diodorus daselbst, war erst Presbyter in Antiochia, seit 393 aber Bischof von Mopsuestia in Cilicien, daher er gewöhnlich

Digitized by Google

T. Mopsuestenus genannt wird, und starb gegen Ende des Jahres 428. Unter allen Lehrern, welche aus der antiocheniſchen Schule hervorgingen, war er der freigeſinnteſte, beſonders in der exegetiſchen Wiſſenſchaft, die er durch ungewöhnlich kühne höhere Kritik und blos buchſtäbliche Interpretation reformiren wollte. Deßhalb und wegen ſeiner theilweiſen dogmatiſchen Heterodoxie, als Vertheidiger der Neſtorianer und Pelagianer, ward er in der griechiſchen Kirche verdächtigt und ſpäterhin verworfen und ſind ſeine Schriften, welche beſonders in Commentaren zu den meiſten Büchern der heil. Schrift beſtanden, nie ſehr verbreitet worden, ja zum Theil untergegangen. Nur einzelne Theile ſind geſammelt und gedruckt, mehrere ganze Schriften nur in Handſchriften und Überſetzungen vorhanden. Aus vaticaniſchen Handſchriften iſt ein Theil des Commentars zu den 12 kleinen Propheten herausgegeben von Ang. Majus in: „Scriptorum veterum nova collectio“ (Rom. 1825. I.); der ganze Commentar aber und alle in älteren Schriften zerſtreute Überreſte finden ſich in von Wegnern, „Theodori Antiocheni Mopsuestiae episcopi quae supersunt omnia“ (Berol. 1834. I.). Über ihn und ſeine Schriften vergl. Aſſemani, „Bibl. orient. Tom. III. P. I. p. 30; Sieffert, „Theod. Mopsuest. veteris testamenti sobrie interpretandi vindex“ (Regiom. 1827); O. F. Fritzſche, „De Theod. Mopsuest. vita et scriptis commentatio“ (Hal. 1836). 63.

Theodorus, ein cyrenäiſcher Philoſoph (daher T. Cyrenäus genannt), mit dem Beinamen Atheos, ſtammte vielleicht auch aus Cyrene in Afrika und blühte um das Jahr 300 v. Chr. Er war ein Schüler des Ariſtippus Metrodidaktus, ſoll aber auch den Stoiker Zeno, den Skeptiker Pyrrho u. A. zu Lehrern gehabt haben. Von der Empfindung ausgehend läugnete er alle Objectivität unſerer Vorſtellungen und ein allgemeines Kriterium der Wahrheit, folgerte einen vollkommen ſittlichen und religiöſen Indifferentismus und hielt die Freude für das letzte Ziel des Menſchen. Wegen ſeines Atheismus mußte er Athen verlaſſen oder, wie Einige erzählen, den Giftbecher trinken. Andere dagegen berichten, daß er von Athen nach Alexandria ſich begeben und einige Zeit am Hofe des Ptolemäus Lagi aufgehalten habe, der ihn dann als Geſandten zum Lyſimachus nach Thracien ſchickte. Seine Schrift von den Göttern iſt nicht auf uns gekommen. Seine Anhänger, unter denen namentlich Bion aus Boryſthenis und Euhemerus genannt werden, hießen Theodoreer. 63.

Theodorus Lector oder Anagnoſtes, Vorleſer an einer Kirche in Conſtantinopel zu Anfange des VI. Jahrh., ſchrieb einen Auszug aus des Sokrates, Sozomenus und Theodoretus kirchenhiſtoriſchen Werken, welcher noch ungedruckt, nur handſchriftlich vorhanden iſt, und eine Fortſetzung des Sokrates bis zum Jahre 518, von welcher Bruchſtücke in der Kirchengeſchichte des Nicephorus überliefert worden ſind, die ſich in des R. Stephanus „Scriptores historiae ecclesiasticae“ (p. 350 sqq.) und in Reading's „Historiae eccles. scriptores graeci“ (T. III. p. 561 sqq.) befinden und beſonders zu Genf 1613 und zu Paris 1673 erſchienen ſind. 63.

Theodorus aus Tarſus, geb. 602, bildete ſich in Athen und ging darauf nach Rom in ein Kloſter, wo er ſich durch Frömmigkeit und Gelehrſamkeit auszeichnete. Im Jahre 668 als Erzbiſchof nach Canterbury geſandt verbreitete er die griechiſche Sprache und Wiſſenſchaft ſeiner Heimath in England und ſtarb 690. Man hat von ihm ein „Liber poenitentialis“ (das älteſte in der occidentaliſchen Kirche), welches von J. Petit (Paris 1677. 2 Bde. 4.) herausgegeben worden iſt, und „Capitula ecclesiastica“ (in d'Achery's „Specilegium“, Vol. IX.). 63.

Theodorus Studites, ein Hauptvertheidiger der Bilderverehrung, geb. 759 zu Conſtantinopel, war ſeit 795 Abt des Kloſters Studium. Wegen ſeiner Mißbilligung der Verheirathung des Conſtantinus Porphyrogenitus mit der

Digitized by Google

Kammerfrau der Irene, Theodekte, mußte er ins Exil nach Thessalonich wandern. Von der Irene zurückberufen wurde er jedoch im Jahre 806 auf Befehl des Kaisers Nicephorus auf eine Insel verbannt, weil er sich der Wiedereinsetzung des Priesters, der jene illegitime Ehe eingesegnet hatte, widersetzte. Zwar kehrte er 811 unter des Nicephorus Nachfolger zurück, aber Leo V. entfernte ihn 814 von Neuem als einen der einflußreichsten, auch in Schriften thätigen Bilderfreunde in der Hauptstadt. Als er aber auch jetzt nicht schwieg, so verordnete der Kaiser, daß ihm die Zunge oder der Kopf abgeschnitten würde. Doch wurde die Vollziehung dieser Strafe durch des Kaisers Tod verhindert, dessen Nachfolger, Michael II., alle Verbannte zurückberief. T. starb 826, mehrere Schriften, bestehend in Reden, Briefen ꝛc. hinterlassend. Vergl. Fabricius, „Bibliotheca graeca“ (T. IX. p. 234—249). 63.

Theodosianer, s. Monophysiten.

Theodosius, römische Kaiser. — T. I. (Flavius), der Große, Sohn des Comes Theodosius, wurde im Jahre 345 zu Cauca, einer Stadt im nördlichen Spanien, geboren, nahm in früher Jugend Kriegsdienste, trug wesentlich zur Besiegung der Sarmaten bei, erregte aber durch seine Tapferkeit den Neid des Hofes und mußte sich nach der Hinrichtung seines Vaters in seine Heimath zurückziehen, wo er einige Zeit als Privatmann lebte. Als jedoch das morgenländische Reich durch den Andrang der Barbaren aufs Neue in Gefahr gerieth, nahm ihn Gratianus im Jahre 379 in Syrmium zum Mitregenten an. Er hielt nun die Hunnen, Sarmaten und Alanen von erneueten Einfällen in das oströmische Gebiet ab, besiegte nach einem dreijährigen Kriege (379—382) die Gothen, deren innere Uneinigkeiten er klug zu benutzen wußte, und unterwarf sie dem Reiche, während seine Feldherren seine Macht in Asien ausbreiteten und sich selbst den Persern furchtbar machten, welche seitdem T.'s Freundschaft suchten. Eben so glücklich war er im Kampfe mit seinen Nebenbuhlern. Obgleich er aber weder die Entthronung, noch die Ermordung des Gratianus durch Maximus, der sich Gallien und Britannien unterworfen hatte, zu verhindern vermochte, so schützte er doch in einem Vertrage die Rechte des neuen Mitkaisers Valentinian's II., für den er sich Italien, Afrika und Westillyricum ausbedung, hielt die Gesetze des ermordeten Kaisers aufrecht, und als darauf Maximus das geschlossene Bündniß verletzte, so gerieth er mit demselben in einen Krieg, besiegte ihn im Sommer 388 in einer Schlacht bei Siscia, sicherte dadurch für Valentinian den Besitz des ganzen occidentalischen Kaiserthums, nahm den Maximus gefangen und ließ ihn hinrichten. Durch eben hierauf ausgesprochene allgemeine Verzeihung beruhigte er das Reich und hielt im Frühjahre 389 seinen feierlichen Einzug in Rom, nachdem er den Winter in Mailand zugebracht hatte. Unterdeß hatte sich T. noch einmal nach dem katholischen Ritus taufen lassen und erließ nun ein Edict, in welchem er die katholische Glaubenslehre als die einzige Staatsreligion anerkannte und die Ausübung des Arianismus verbot. Er setzte nun sogleich nach Beendigung seines ersten Feldzuges gegen die Gothen (380) den arianischen Bischof Demophilos ab und ertheilte dem Gregorius dessen Stelle, vertrieb alsdann die Arianer aus dem ganzen Oriente, versammelte 381 ein allgemeines Concilium zu Constantinopel und alle diejenigen Christen, welche die von diesem Concile ausgesprochenen Grundsätze nicht als die einzig rechten anerkannten, wurden als Ketzer betrachtet und verfolgt. Um diese Zeit erregte die Feier der 30jährigen Thronbesteigung des T. einen Aufruhr in Antiochia (387), dessen Einwohner die bedeutenden Geldbeiträge zu diesem Feste außer ihren gewöhnlichen Auflagen, um deren Minderung sie vergebens nachgesucht hatten, nicht bestreiten konnten. Sie zerschlugen die Bildnisse der kaiserlichen Familie und ließen sich zu vielen Grausamkeiten hinreißen. Im ersten Zorne befahl zwar der Kaiser die Stadt niederzureißen, allein die Abgeordneten

Digitized by Google

wußten endlich Verzeihung für die Einwohner auszuwirken. Bald darauf wurde aber die Ruhe des Reiches wieder von einer andern Seite gestört. Arbogast, ein fränkischer Feldherr am Hofe Valentinian's zu Rom, ermordete nämlich (321) diesen Fürsten und setzte den Rhetor Eugenius zum Kaiser ein; allein T. erkannte denselben nicht an, rüstete sich 2 Jahre lang zum Kriege und zog alsdann des Kaisers Feldherrn Arbogast, der eigentlich in jenes Namen regierte, entgegen und schlug dessen stärkeres Heer, worauf Eugenius von seinen eigenen Soldaten ermordet wurde, Arbogast aber sich selbst tödtete, so daß nun (394) T. als Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches auftreten konnte. Er stellte Frieden und Ordnung im Innern desselben wieder her, machte sich den Barbaren furchtbar und erwarb sich durch Ertheilung weiser Gesetze um den bürgerlichen und kirchlichen Zustand seines Reiches große Verdienste. Noch strenger aber, als er früher gegen die Arianer verfahren war, bewies er sich jetzt gegen die zahlreichen in seinem Staate lebenden Heiden, deren bürgerliche Rechte und Religionsübung er anfangs blos einschränkte. Im Jahre 392 verbot er die Ausübung des Götzendienstes gänzlich und duldete die Zerstörung der Tempel und heidnischen Kunstwerke durch fanatische Mönche. Am Schonendsten verfuhr er jedoch gegen die Juden, denen er Duldung angedeihen ließ. Wie sehr er aber bei allen seinen Handlungen unter dem Einflusse der hohen Geistlichkeit stand, beweist sein Benehmen bei der gegen ihn in Anwendung gebrachten Strenge des mailändischen Erzbischofs Ambrosius. Als nämlich im Jahre 390 die Einwohner von Thessalonich einen Aufstand erregt und bei dieser Gelegenheit den kaiserlichen Militairpräfecten ermordet hatten, gebot T. in der Aufwallung seines Zornes, die Stadt den Soldaten preiszugeben, welche bei der allgemeinen Plünderung 7000 Einw. ermordeten. T. erschien kurz darauf in Mailand; als er sich aber eines Tages daselbst in die Kirche begeben wollte, versagte ihm der Erzbischof den Zutritt zu derselben mit solcher Beharrlichkeit, daß sich der Kaiser erst einer achtmonatlichen Kirchenbuße unterwerfen mußte, ehe er wieder in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurde. Eine solche Unterwerfung unter die Macht der Geistlichkeit erwarb ihm von Seiten derselben den Namen des Großen. Er starb zu Anfange des Jahres 395 zu Mailand an der Wassersucht, nachdem er noch zuvor sein Reich unter seine beiden Söhne, Arkadius und Honorius, getheilt hatte, von denen er ersteren zum Beherrscher des oströmischen Kaiserthums, letzteren aber zum Regenten des weströmischen Reiches eingesetzt hatte. Als Herrscher und Mensch vereinigte T. die Eigenschaften des Edelmuthes, der Gerechtigkeitsliebe, Frömmigkeit und Uneigennützigkeit, verbunden mit Thätigkeit, Wachsamkeit, Klugheit, Ernst und Milde, und nur im Aufwallen des Zornes ließ er sich zu Handlungen, wie die oben erwähnte, verleiten, obgleich er auch oft Beweise von Selbstbeherrschung und Großmuth ablegte, wie sie unter den Regenten jener Zeit äußerst selten waren. — T. II., geb. 401 n. Chr., übernahm nach seines Vaters, Arkadius, Tode (408) die Regierung unter des Praefectus praetorio, Anthemius, seit 414 aber unter seiner Schwester Pulcheria, Vormundschaft, der er auch später die Regierung fast ganz überließ, während er sich mehr der Frömmigkeit widmete. Ein Krieg gegen Persien ward glücklich geführt und endete mit einem vortheilhaften Frieden (422); eben so ward der Usurpator Johannes, der nach des Honorius Tode (423) sich auf den abendländischen Thron geschwungen hatte, durch seine Armee besiegt und Valentinian III. eingesetzt; aber zwei Expeditionen gegen die Vandalen in Afrika liefen unglücklich ab und mit Attila, der verheerend in Griechenland eingefallen war, mußte er einen entehrenden Frieden schließen (446), indem er 6000 Pfund Gold bezahlen und einen jährlichen Tribut von 1000 Pfund versprechen mußte. Im Innern hatte er viel mit religiösen Streitigkeiten zu thun, gab strenge Gesetze gegen Ketzer und Nichtchristen und vertrieb den Nestorius aus Constantinopel, neigte sich aber später zu den eutychianischen Meinungen und starb 450 an den Folgen eines

Digitized by Google

Sturzes vom Pferde. Ein Denkmal seiner Regierung ist der Codex Theodosianus, eine Sammlung aller kaiserlichen Verordnungen von Constantin dem Großen bis auf T. II. — T. III. war früher Zollbeamter in Adrampttium, ward 715 von den rebellischen Soldaten zum Kaiser ausgerufen, wich aber kurz darauf freiwillig Leo dem Isaurier und starb zu Ephesus in Zurückgezogenheit. 81. 37.

Theodotion, ein judaisirender Christ oder Ebionit, wie er von den alten Kirchenvätern genannt wird, unter der Regierung des Kaisers Commodus, übersetzte das alte Testament in das Griechische, oder bearbeitete vielmehr die Septuaginta von Neuem, indem er genau an diese sich anschloß und oft wörtlich mit ihnen übereinstimmte. Von seiner Übersetzung hat sich nur die des Propheten Daniel erhalten, welche die alten Christen statt der alexandrinischen Version (der LXX) gebrauchten. Origenes, der den Text der Septuaginta oft aus T. verbesserte und ergänzte, setzte in seinem großen Bibelwerke, genannt Hexapla, die Übersetzung des T. an die letzte Stelle, neben die Septuaginta. 63.

Theognis, einer der ältesten griechischen gnomisch-elegischen Dichter, stammte aus dem attischen Megara und blühte um 548 v. Chr. Außer als Dichter ist er besonders noch wegen seiner Lebensschicksale merkwürdig, da er wegen seiner politischen Ansichten, die er als geborener Aristokrat haben mußte, aus Megara flüchten mußte, als dieses von dem in Korinth herrschenden Geschlechte des Kypselos in Besitz genommen wurde. Er dichtete mehrere gnomische Elegien: „Παραινέσεις", welche Klagen und Betrachtungen über den Zustand seines Staates, Ermahnungen zur Weisheit und zu anderen Tugenden enthalten. Leider hat sich davon aber nur wenig erhalten und das Ganze, das wir noch besitzen, besteht nur aus einzelnen, durch einander geworfenen moralischen Regeln, daher man wohl auf die Vermuthung kommt, daß diese Poesien, wie wir sie jetzt haben, blos eine aus späterer Zeit stammende Auswahl aus mehreren theognidischen Werken sind. Die Ed. pr. erschien (zugleich mit dem Theokrit) Venet. Ald. 1495. Fol. Neuere Ausgaben sind von Camerarius (1551. 1557. 8.); Wolfg. Seber (Lips. 1620. 8.); Brunck, in dessen Ausgaben der „Gnomischen Dichter"; Bekker (ed. alt. Berol. 1827. 8.); F. Thph. Welcker (Francof. ad M. 1826). Die neueste Schrift über T., und zugleich diejenige, in welcher Welcker's neue Anordnung widerlegt wird, ist Gräfenhan, „Theognis Theognideus", Progr. (Muehlhus. 1827. 4.). 20.

Theogŏnie (θεογονία) bedeutet eigentlich Götterabstammung, dann die Lehre von der Abstammung der Götter von einander und endlich ein Gedicht, welches eine solche Geschlechtstafel oder einen solchen Stammbaum der Götter darzustellen zum Zweck hat. Leider sind uns alle Theogonien des Alterthums, deren es eine ziemliche Menge gab und deren vorzüglichste Verfasser Musäus, Orpheus u. A. in Fabricius' „Bibl. Graec." I. p. 838 genannt sind, bis auf eine einzige von Hesiodus (s. d. Art.) verloren gegangen, die aber auch, eben weil sie die einzige ist, die schätzbarsten mythologischen Notizen enthält. 20.

Theokrătie (Gottesherrschaft) ist die Idee von einer unmittelbaren Welt- und Staatenregierung der unsichtbaren Gottheit durch sichtbare Repräsentanten. Die Gottheit erscheint dann, wie bei den Hebräern, als König, die Priester als seine Stellvertreter, als Verkündiger und Ausleger der göttlichen Gesetze. Diese uralte Vorstellung eines Gottesstaates ging aus der Nothwendigkeit hervor, bei der Unwirksamkeit des Sittengesetzes unter uncultivirten Völkern, menschlichen Gesetzen und Gesetzgebern Ansehn und Macht von einer Seite her zu verschaffen, von der man einstimmig glaubte, Macht und Gewalt befürchten zu müssen. Denn Gesetzgebungen, wenn sie wirklich geltend gemacht werden sollen, bedürfen einer höhern Auctorität, die ihnen Achtung und Folgsamkeit sichert. Unter Völkern, bei denen politische Verfassungen sich schon ausgebildet haben und ein gewisser Grad

Digitized by Google

von philosophischer Cultur verbreitet ist, können Gesetze sich ihre Achtung durch sich selbst verschaffen, weil die Überzeugung den Gehorsam gegen sie zur Pflicht macht. Aber wie ließe sich dieß bei rohen Völkern erwarten, und welche andere Sanction wäre hier gedenkbar, als die der Religion, indem sie als Befehle der Götter angesehen werden? Daher im Alterthume die Erscheinung, daß die politischen Gesetzgebungen zugleich den Stempel der religiösen Gesetzgebungen tragen. Auf diesem Wege konnte die Classe der Priester, wo sie einen eigenen Stand oder selbst eine Kaste bildete, einen so großen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten sich verschaffen. Vergl. Heeren, „Ideen über Politik und Handel der alten Völker", 1. Bd. 1. Thl. S. 20 ff. 63.

Theokrit, der vorzüglichste griechische bukolische Dichter, stammte aus Syrakus, war der Sohn des Praxagoras und der Schüler des Asklepiades und Philetas und blühte um 269—214 v. Chr. Er lebte theils zu Alexandria unter Ptolemäus Philadelphus, bei dem er in hohen Ehren stand, theils in Sicilien unter Hiero dem Jüngern, und starb in Syrakus, der Sage nach auf Befehl des Hiero hingerichtet, weil er entehrende Äußerungen über dessen Sohn gethan hatte. Er ist der Verfasser von 30 Idyllen, die jedoch nicht ganz mit Recht diesen Namen führen, da in manchen theils mythologische, theils auch andere nicht der bukolischen Poesie angehörige Erzählungen enthalten sind. Auch ist von Einigen ihre Ächtheit bezweifelt worden, obschon es an historischen Beweisen für die Haltbarkeit dieser Ansicht gänzlich mangelt. Auch schrieb T. außerdem noch Epigramme. Seine Poesien sind sämmtlich kräftig und ihren Gegenstand treu darstellend; durch alle weht ein ächter Dichtergeist und in allen findet sich die treueste, wahrste Darstellung der Natur, daher auch T. für den vorzüglichsten unter sämmtlichen alexandrinischen Dichtern gehalten wird. Ausgaben (gewöhnlich befinden sich in denselben auch die Poesien des Bion und Moschus) sind: Ed. pr. cum Hesiodo s. l. et a. Fol., dann bei Aldus (Venet. 1495. Fol.), ferner op. Musuri (Florent. ap. Juntam 1515. 1540. 8.). Außer diesen sind die vorzüglichsten von Callierges (Rom. 1516. 8.); Scaliger und Casaubonus (Heidelb. 1596. 8.); Dan. Heinsius (Heidelb. 1604. 4.); Reiske (Vienn. et Lips. 1765 sqq. 2 Voll. 4.); Warton (Oxon. 1770. 2 Voll. 4.); Valckenaer (Lugd. Bat. 1779. 1810. 8.); Jacobs (Goth. 1821. 8.); Gf. H. Schäfer (Lips. 1810. Fol.); Heindorf (Berol. 1810. 2 Voll.); Kießling (Lips. 1819. 8.), vorzüglich wichtig wegen der vollständig beigegebenen Scholien; Wüstemann (Goth. 1830. 8.). Die beste deutsche Übersetzung ist von Voß (Tüb. 1808. 8.). 20.

Theologie (θεολογία, Gotteslehre, Gottesgelahrtheit) ist ein Ausdruck, welcher schon unter heidnischen Völkern, namentlich unter den Griechen, gewöhnlich war, die darunter Erzählungen und Lehren von der Natur und dem Ursprunge ihrer Götter verstanden. Man unterschied in dieser Hinsicht 1) eine mythische T., welche sich auf solche Darstellungen heidnischer Gottheiten bezog, die bei Dichtern vorkommen. Daher wurden Orpheus, Homer, Hesiod ꝛc. Theologen genannt, weil sie die Genealogien, die Unternehmungen und Schicksale der Götter zu Gegenständen ihrer Gesänge gemacht hatten; 2) eine physische T., welche die Lehren der Philosophen von den Göttern und ihren Thaten betraf. So schrieb z. B. Pherecydes aus Syros eine Schrift, „Theologie" betitelt, in der er (nach Josephus) über die himmlischen und göttlichen Dinge philosophirte, oder (nach Suidas) den Ursprung und die Geschlechtsfolge der Götter behandelte. 3) Eine politische T., welche den Inbegriff dessen enthielt, was einzelne Staaten, d. h. was die Priester und Obrigkeiten der Staaten in Rücksicht der Götter geglaubt und bei der Verehrung derselben befolgt wissen wollten. Von den Griechen ging der Gebrauch des Wortes T. zu den Christen über. Diese bedienten sich desselben anfänglich in seiner etymologischen Bedeutung, nach welcher es s. v. a. Lehre von Gott (λόγος περὶ

Digitized by Google

θεοῦ) ist. So zuerst bei Clemens von Alexandria. Hiernach ward es im II. Jahrh. auf die Lehre von der göttlichen Natur Christi übergetragen, im Gegensatze von der Ökonomie (οἰκονομία), der Lehre von der menschlichen Natur Jesu. Veranlassung dazu gab das johanneische Dogma, daß der Logos Gott sei und mit dem Menschen Jesus sich vereinigt habe. Daher erhielt Johannes selbst den Beinamen eines Theologen, weil er mehr als die übrigen heiligen Schriftsteller die göttliche Würde Jesu ins Licht gestellt hat. In derselben Beziehung ward Gregor von Nazianzus, welcher die Lehre von der Gottheit Christi gegen die Arianer vertheidigt hatte, vorzugsweise Theologus genannt. Im XII. Jahrh. führte Abailard zuerst die Gewohnheit ein, die ganze christliche Lehre T. zu nennen, worauf man später den Begriff dahin erweiterte, daß man darunter in subjectiver Hinsicht eine gelehrte und gründliche Kenntniß, in objectiver einen gelehrten und gründlichen Vortrag der christlichen Religionswahrheiten verstand. Was die genannte Gelehrtheit und Gründlichkeit betrifft, die das Hauptmoment in dieser Bedeutung ist und als wesentlich und nothwendig in der T. gefordert wird, so gehört zu ihr zuerst vollständige Benutzung aller Quellen, aus denen etwas für Erlernung der T. geschöpft werden kann; ferner Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze, die sie aufstellt; Unterstützung dieser Lehrsätze durch passende und überzeugende Beweise und Befolgung zweckmäßiger, möglichst wissenschaftlicher Ordnung. Im weitesten Sinne endlich wird der Ausdruck T. als Facultätswissenschaft gebraucht und bezeichnet dann den Inbegriff aller wissenschaftlichen Kenntnisse, welche zur gelehrten Darstellung und Wissenschaft der christlichen Religionslehren nothwendig sind. In diesem Sinne zerfällt die T. nach ihren Hauptbeziehungen in 4 Bestandtheile. Indem nämlich einerseits die Quellen der christlichen Offenbarung, altes und neues Testament, ins Auge gefaßt und dann die Lehre Jesu selbst nicht blos aus jenen Quellen geschöpft und systematisch dargestellt, sondern auch in ihrer historischen Entwickelung und Wirkung aufgefaßt, andererseits aber das auf diese Weise Gewonnene vermöge der Zwecke des christlichen Lehramtes wieder zur Besserung und Beruhigung Anderer angewandt werden muß, ergeben sich hieraus die 4 Zweige der exegetischen, systematischen, historischen und praktischen T. Die erstere umfaßt alle Kenntnisse, durch welche das Verständniß und die Erklärung der heiligen Urkunden vermittelt wird. Diese sind aber theils formeller, theils materieller Art und begründen dadurch den Unterschied zwischen den exegetischen Vorkenntnissen (biblische Philologie, Archäologie und Isagogik) und der eigentlichen exegetischen Wissenschaft (biblische Kritik und Hermeneutik). Die systematische T. hat die wissenschaftliche Entwickelung und Vertheidigung der christlichen Religionslehre selbst zur Aufgabe und zerfällt hiernach in die christliche Dogmatik und Moral, in die christliche Apologetik und Polemik. Das Object des historischen Zweiges der christlichen T. ist der ganze Umfang der das Christenthum irgend betreffenden Thatsachen, welche zunächst die christliche Universalkirchengeschichte aus den Quellen auszumitteln und pragmatisch darzustellen hat. Einzelne Bestandtheile derselben sind die Dogmengeschichte, die Patristik, die christliche Archäologie, kirchliche Geographie und Symbolik. Die praktische T. endlich ist die Nachweisung der Art und Weise, wie die Zwecke des Christenthums am Sichersten und Leichtesten sich erreichen lassen, oder die Theorie des christlichen Lehramtes. In Bezug auf dessen theils kirchliche, theils außerkirchliche Functionen zerfällt dieser Theil der T. in die einzelnen Theorien des religiösen Vortrags (Homiletik und Katechetik), der kirchlichen Gebräuche (Liturgie), der Seelsorge und des übrigen Pastoralverhaltens (Pastoralklugheit). — Vormals gab es auf dem Gebiete der T. eine Menge von Distinctionen und Divisionen, die man fast bis in die neuere Zeit bei Behandlung dieser Disciplin für erforderlich zur Vollständigkeit und Gründlichkeit ansah. Man unterschied z. B. zwischen einer T. ἀρχέτυπος (originalis), welche man auf die Kenntniß bezog, die

Digitized by Google

Gott von sich selbst hätte, und einer th. ἔκτυπος (originata), d. i. die aus jener abgeleitete Kenntniß von Gott, welche Engel und Menschen besäßen; desgleichen zwischen einer theologia viae s. viatorum und einer theologia patriae s. visionis, wobei die erste auf die während des irdischen Lebens, die zweite auf die in der Ewigkeit zu erlangende Kenntniß von Gott sich bezog. Beachtenswerther sind die Eintheilungen der T. mit Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Quelle, ihres Inhalts und ihrer Darstellungsweise. Hinsichtlich ihrer Quelle nämlich unterscheidet man eine natürliche (rationale, philosophische) T., welche aus der Natur und Vernunft geschöpft wird, und eine positive (historische, geoffenbarte) T., die von der Leitung eines äußern Ansehns abhängt. Zur letztern gehören a) die biblische T., welche die Religionslehren unmittelbar aus der heiligen Schrift entwickelt und ohne Rücksicht auf anderweitige menschliche Zusätze und Bestimmungen vorträgt. Sie hat erst in neuerer Zeit eine gründlichere Bearbeitung erfahren durch Ammon (Erlang. 1802. 2. Aufl. 3 Bde.), Kayser (Erlang. 1813—1821. 2 Thle.), de Wette (Berl. 1818. 2 Aufl.), Baumgarten-Crusius (Jena 1828), Cramer (Leipz. 1829), Vatke (Berl. 1835. 1. Bd.), D. v. Cölln (Leipz. 1836. 2 Bde.) u. A.; b) die symbolische T., welche sich mit Entwickelung, Erläuterung und Begründung des öffentlichen Lehrbegriffs einer Kirche beschäftigt. In Rücksicht des Inhalts unterscheidet man theoretische T. (Dogmatik), welche sich mit den Lehren oder Glaubenssätzen der Religion beschäftigt, und praktische T. (Moraltheologie), welche die Vorschriften der Religion über das sittliche Verhalten der Menschen zu ihrem Objecte hat. Was endlich die Methode oder Behandlungsweise betrifft, so wird die T. eingetheilt in die systematische (gelehrte), in wiefern sie in wissenschaftlicher Form dargestellt, und in die populaire, wiefern sie aufs Leben, zur Belehrung und Erbauung, angewandt wird. — Über die typische T. s. d. Art. Typologie. 63.

Theologische Systeme nennt man die verschiedenen Maximen und Denkarten, welche in Bezug auf religiöse Wahrheit, namentlich über die Art und Weise göttlicher Offenbarung überhaupt und der christlichen insbesondere, stattfinden. Zwar hat es fast eben so lange, als das Christenthum in der Welt ist, eine Verschiedenheit der religiösen Meinungen und Ansichten unter den Christen, Streit und gegenseitigen Widerspruch der Theologen gegeben, aber erst in neuerer Zeit, wo ein Geist freien Denkens und Forschens auf dem Gebiete der Theologie sich geltend machte, haben sich die theologischen Gegensätze schärfer und bestimmter dargestellt und erst in neuerer Zeit ist der Streit mit Bewußtsein der Principien geführt worden. Es handelt sich aber bei diesem Streite, welcher am Richtigsten durch den Gegensatz von Selbstdenken und äußerer Auctorität (Vernunft- und Auctoritätsglaube) ausgedrückt wird, um die Maxime, nach welcher die religiöse Überzeugung gebildet werden soll, ob dieselbe allein auf den eigenen Geist zu gründen und in der Vernunft die letzte Quelle der Religionserkenntniß anzuerkennen sei, oder ob die äußere Auctorität in Angelegenheiten der religiösen Überzeugung uns bestimmen müsse; mit anderen Worten: es fragt sich, soll die Vernunft über die Offenbarung herrschen, oder soll die Offenbarung über die Vernunft herrschen? Bei dem Kampfe über die Herrschaft der Offenbarung oder Vernunft bleibt übrigens anerkannt, daß beide ideal und objectiv betrachtet, als (besondere und allgemeine) Offenbarung Gottes einander nie widersprechen. Nur empirisch und subjectiv ist der Widerspruch möglich, indem einestheils die Offenbarung nur vorgeblich oder in ihren Urkunden getrübt sein kann, anderntheils die Vernunft überhaupt oder in einem besondern philosophischen Systeme verdorben erscheint. Sobald dieser Widerspruch anerkannt und unlösbar gefunden war, mußten sich die beiden Hauptgegensätze in der Theologie ergeben: der Supernaturalismus und Rationalismus. Der Supernaturalismus (Positivismus) ist aber diejenige Maxime und

Digitized by Google

Denkart, nach welcher man eine von Gott unmittelbar und übernatürlich mitgetheilte Religionserkenntniß oder Offenbarung annimmt und den Aussprüchen derselben die Vernunft unbedingt unterwirft. Das Christenthum wird hier als eine unmittelbar göttliche Offenbarung genommen, als ein Institut, welches durch außer- und übernatürliche Causalität in die Welt getreten ist, die heilige Schrift aber als unmittelbar göttliche Urkunde dieser Offenbarung und zwar entweder als Supplement der Vernunft oder als Surrogat der Vernunft, welche durch den Sündenfall ihre ursprüngliche Reinheit verloren habe. Dieses System gesteht nur einen formellen Vernunftgebrauch (Verstandesgebrauch) zu. Doch haben auch einige Anhänger desselben (Harms, Sartorius) behauptet, daß die Vernünftigkeit gar nicht nothwendig, noch sicher sei. Der Rationalismus dagegen ist diejenige Denkart, nach welcher jede unmittelbare und übernatürliche Erleuchtung Gottes geläugnet, jede historische Religion, die sich für besondere Offenbarung gibt, dem Urtheile der Vernunft schlechthin unterworfen und nichts für religiöse Wahrheit angenommen wird, was nicht mit den Grundsätzen und Lehren der Vernunft zusammenstimmt. Das Christenthum gilt hier als mittelbar göttlichen Ursprungs, ohne außer- und übernatürliche Causalität, aber unter specieller göttlicher Leitung in die Welt getreten. Die Basis dieses Systems ist die Vernunft im idealen Sinne, welcher, als der ursprünglichen, ersten Offenbarung Gottes, jede zweite untergeordnet sein muß. Die Divergenz der supernaturalistischen und rationalistischen Denkart liegt also darin, daß nach der erstern von einem, im philosophischen Sinne des Worts, wunderbaren Ursprunge des Religiösen unter den Menschen die Rede sein soll und daß die letztere darauf besteht, alle Offenbarung, d. h. alle göttliche Belehrung über religiöse Gegenstände, sei dem Menschen dadurch zu Theil geworden, daß ihm Gott auf providentiellem Wege Anlässe und Gelegenheiten zuführte, die religiöse Ausbildung zu erlangen, deren er mittelst seiner Vernunft, als des ihm gegebenen ausschließenden Organs für das Übersinnliche, fähig ist. Aus jenen zwei Hauptgattungen sind wiederum als Vermittelungsversuche zwei gemischte oder mittlere Denkarten hervorgegangen: 1) der supranaturalistische Rationalismus oder der Glaube an eine von Gott besonders veranstaltete historische Beglaubigung oder wirksame Bestätigung der Vernunftreligion durch Thatsachen oder durch Stiftung einer Kirche; 2) der rationalistische Supranaturalismus oder die Denkart, nach welcher man der Vernunft das Recht zugesteht, die Beweise sowohl, als den Inhalt der Offenbarung zu prüfen, aber letzteren nur in so weit, daß die Offenbarung zwar nichts gegen die Vernunft, wohl aber Lehren und Thatsachen, die über die Vernunft sind, enthalten dürfe. — Seit dem Auftreten der kritischen Philosophie Kant's, welcher der theologische Rationalismus sich alsbald anschloß, gestaltete sich dieser selbst zum Systeme und trat nicht mehr blos in einem Aggregat ohne bestimmtes Princip auf. Seit Kant schieden sich aber auch nun Rationalisten und Supernaturalisten bestimmter von einander aus und standen sich als Parteien gegenüber. Kant's ganzes System wurde anfangs die Norm und Grundlage für die Glaubenslehre; durchgeführt zuerst 1791 von Stäudlin („Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Lehre"), Tieftrunk („Censur des christlich-protestantischen Lehrbegriffs") und v. Ammon im Jahre 1797 („Entwurf einer wissenschaftlich-praktischen Theologie"). Doch hat sich dieser später, besonders 1822 (in: „Der rechte Standpunkt") zum rationalen Supernaturalismus bekannt, eben so wie Stäudlin in seiner spätern Zeit. Spätere aus dem XIX. Jahrh. bildeten nur den Rationalismus nach Kant's Ideen oder unter deren Einflusse aus, ohne sein System selbst zum Grunde zu legen. Schon Teller ging unter diesem Einflusse so weit, daß er in seiner Schrift: „Die Religion der Vollkommnern" (1792) eben diese Religion über die christliche stellte. Von den zwei consequentesten Rationalisten, Röhr und Wegscheider, hat der erstere

Digitized by Google

eine Umarbeitung seiner „Briefe über den Rationalismus" angekündigt. Die Supernaturalisten der neuern Zeit nehmen eine verschiedene Stellung gegen den Rationalismus an. Reinhard veranlaßte durch seine Behauptung von der gegenseitigen Aufhebung des Rationalismus und des Glaubens an übernatürliche Offenbarung mehrere Streitschriften; zunächst Tzschirner's „Briefe" (1811), welcher sich für den supernaturalen Rationalismus erklärte und der Offenbarung nur den Zweck zugestand, die Vernunftreligion durch die Auctorität eines göttlichen Gesandten zu bestätigen. Er glaubte daher den Primat der die Offenbarung prüfenden Vernunft und die Realität einer übernatürlichen Offenbarung vereinigen zu können in dem Factum, daß Vernunft und christliche Offenbarung in den allein wesenlichen Lehren übereinstimmen. Auch dieser offenbarungsgläubige Rationalismus fand seine Gegner. Es war aber doch damit nur offen ausgesprochen, was die meisten, besonders praktischen Theologen der neuern Zeit wirklich übten. Gegen die Vereinbarkeit erklärte sich Tittmann („Über Supernaturalismus, Rationalismus und Atheismus", 1816) zum Beweise, daß der Rationalismus in seiner Consequenz zum Atheismus führe. Dagegen L. A. Kähler („Supernaturalismus und Rationalismus in ihrem gemeinschaftlichen Ursprunge, ihrer Zwietracht und höhern Einheit", 1818) einen Versuch, wo nicht eine Vereinigung, doch ein friedliches Wirken beider Systeme zu einem Zwecke zu begründen, machte. An diese Streitigkeiten über die allgemeinen Principien christlicher Theologie schloß sich ein anderer aus derselben Quelle, der höchst ausgebreitete Thesenstreit, veranlaßt durch Harms' „95 Theses ꝛc.", in welchen er mit fanatischer Heftigkeit den Satz vertheidigte: daß es mit der Vernunftreligion nichts sei. Gegen ihn erklärten sich Schleiermacher, Kähler u. A. fast unbedingt, v. Ammon und Tittmann etwas bedingter. Vergl. Schröter, „Archiv der Harms'schen Thesen" (Altona 1818). Der Streit zwischen Rationalisten und Supernaturalisten, der seit Beendigung der Harmsschen Streitigkeit, wenn nicht ganz erloschen, doch mehr beruhigt war, wurde wieder zu neuer Heftigkeit angefacht durch die bei Gelegenheit seiner Berufung von Königsberg nach Leipzig geschriebene Dissertation Hahn's: „De Rationalismi, qui dic., vera indole et qua cum Naturalismo contineatur ratione" (Lips. 1827. P. 1. sect. 1. 2.) und die darüber in Leipzig öffentlich gehaltene Disputation zwischen dem Verfasser und dem Professor Krug, worauf die bald darauf zur Erläuterung und Vertheidigung jener Dissertation erschienene Schrift desselben Verfassers kam: „An die evangelische Kirche zunächst in Sachsen und Preußen. Eine offene Erklärung" (Leipz. 1827). Diese regte am Meisten durch den Satz auf, daß der folgerechte Rationalismus die Auctorität Christi nicht unbedingt anzuerkennen vermöge, somit nothwendig selbst aus dessen Kirche sich ausscheide. Unter den Gegnern hat beinahe nur der erste und gemäßigteste, Hase („Die leipziger Disputation", 1827), erkannt, daß hier nicht von einer Ausweisung die Rede sei. Nächst ihm trat gegen Hahn Krug („Philosophisches Gutachten in Sachen des Rationalismus und Supranaturalismus", 1827) auf, welcher noch entschiedener als sein Vorgänger den Rationalismus verfocht. In eben so entschiedenem Sinne erschien zunächst C. F. W. Clemen („Licht und Schatten im Lande des Glaubens ꝛc.", von Vigilantius Rationalis. Leipz. 1827) auf dem Kampfplatze, dann Kähler („Sendschreiben an Herrn Professor Hahn", Königsb. 1827) u. A. Vergl. H. Schmid in der „Oppositionsschrift" (1. Bd. 3. H. S. 35 ff.) und Röhr in der „Kritischen Predigerbibliothek" (8. Bd. 6. H.). Neue Bewegungen veranlaßte das Hervortreten der „Evangelischen Kirchenzeitung" (1827), der „Evangelischen Schullehrerbibel", des „Homiletisch-liturg. Correspondenzblattes" aus Baiern und die Fehde in Halle, an welcher auch der Staat Theil nahm. Den Anlaß zu dieser gab die Denunciation einiger Orthodoxen in und außer Halle wider Wegscheider und Gesenius wegen angeblicher Verletzung des biblischen wie kirch-

Digitized by Google

lichen Christenthums zunächst in ihren Vorträgen. Diese Bewegung hat die ältere Sitte, theologische Bedenken abzugeben, wieder hervorgerufen, unter denen die von Bretschneider, Neander, Ullmann, von Cöln und Schulz die bedeutendsten sind. Da die angesehensten preußischen und auswärtigen, auch nicht blos rationalistischen Theologen in diesen ihren Bedenken für die Lehrfreiheit sich entschieden, so erfolgte von Seiten des Staats nur eine Mahnung zur Vorsicht. Der mystische Supranaturalismus, welcher in diesen letztgenannten Erscheinungen unter Hengstenberg's, Tholuck's, Guerike's u. A. Ägide aufgetreten ist, hat das von dem früheren im Pietismus wesentlich Unterscheidende, daß er mit der strengen Orthodoxie sich vereint hat; daher dem rationalen Supernaturalismus nicht weniger als dem Rationalismus sich entgegenstellt. — Neben den drei Parteien der auf Kant zurückweisenden Rationalisten, der rational-biblischen Supranaturalisten und der orthodoxen Mystiker erhob sich in neuester Zeit noch eine vierte, welche von der neuern Philosophie (Jakobi's, Schelling's, Hegel's) nach und gegen Kant ausgegangen ist, mit dem Streben, die Religion und mit ihr die christliche tief im Gemüthe und doch speculativ zu begründen. Ihre Besonderheit besteht vorzüglich darin, daß sie durch eine Untersuchung über das Wesen des religiösen Geistes dem frommen Gefühle ein eigenthümliches Recht zuspricht und die kirchlichen Dogmen als Entwickelungsformen desselben betrachtet, entweder so, daß neben dem kritischen Verfahren des Verstandes einem ästhetisch-religiösen Gefühle ein begrenztes Gebiet eingeräumt wurde, oder so, daß ein ursprüngliches Lebensgefühl als Quell aller Religionen erschien, sonach hinsichtlich der Glaubenssätze die Frage nach ihrer Wahrheit gegen die Betrachtung ihrer Angemessenheit bestimmte religiöse Gefühle darzustellen und zu erregen zurücktrat. Als Repräsentant des Einen kann de Wette, des Andern Schleiermacher angesehen werden. Der Gegensatz des Rationalismus und Supranaturalismus ist hier nicht durchaus überwunden, aber als untergeordnetes Moment zurückgestellt. Diese Lehrweise ist im allgemeinen Sinne rational, aber ihren Gegnern, Supranaturalisten und Rationalisten, sind sie als nur in einer andern Weise durch Philosophiren vom positiven Christenthume abweichend, wo nicht als an Pantheismus streifend erschienen. — So bitter und gereizt und oft ohne Gewinn für die Theologie der Streit über die theologischen Systeme geführet worden ist, so gehen doch diejenigen zu weit, welche meinen, dieser Streit sei ein unerfreulicher und bedeutungsloser, unnützer Streit, mit welchem man die Wissenschaften zerstreut und geschwächt und das christliche Volk verwirrt habe. Er muß vielmehr als ein für die Wissenschaft wie für das religiöse Leben hochwichtiger angesehen werden. Denn es ist ein Kampf für geistiges Leben überhaupt gegen Erstarrung und geistigen Tod, ein Kampf für das wahre Wesen und die wahre Würde des Christenthums, gegen Mißdeutung und Herabwürdigung des Christenthums, welches eine Religion des Geistes ist, ein Kampf endlich zugleich für Protestantismus gegen Unprotestantismus, gegen die Anmaßungen der Hierarchie die freie Forschung der Vernunft wieder zu erkämpfen, den Glauben von den Verunreinigungen der Tradition zu reinigen und auf seine reine Quelle in der Vernunft zurückzuführen, und die Sittlichkeit allein auf freie innere Gesinnung und eigene That zu gründen, mit einem Worte: gegen die äußere Auctorität der Kirche, der Religion ihre Selbstständigkeit wiederzugeben. Das religiöse Leben aber wird keineswegs, wie Manche meinen, durch diesen Kampf gefährdet. Denn mit sämmtlichen genannten theologischen Denkarten ist das Praktische, wahre Begeisterung, vereinbar und die eine kann für die wahren Zwecke des Christenthums eben so vortheilhaft wirken, wie die andere. Nur blinde Parteisucht mag in Abrede stellen, daß der der rationalistischen Denkart huldigende Prediger den Wahrheiten des Christenthums, in wiefern sie als gemeingültige in den heiligen Urkunden zweifellos vorliegen, die entschiedenste göttliche Auctorität zugesteht und

Digitized by Google

sie, mit ihrem Ansehn bekleidet, zum Gegenstande seiner Vorträge machen könne, so wie auch, daß er alle wahrhaft geschichtliche Thatsachen des Christenthums mit eben dem festen Glauben, wie der Supernaturalist, umfaßt und als Documente des in ihm sichtbaren göttlichen Waltens für seinen Zweck zu nutzen im Stande ist. — Vergl. die treffliche Abhandlung Tzschirner's, „Die Verschiedenheit der dogmatischen Systeme kein Hinderniß des Zweckes der Kirche", in seinem „Magazin für christliche Prediger" (Leipz. 1823. 1. Bd. 1. St. S. 1 ff.). 63.

Theomantie (griech. *θεομαντεία*) bezeichnet die Vorstellung des Alterthums, besonders des Orients, nach welcher durch unmittelbare göttliche Eingebung einzelne Menschen (Theomanten) die dunkele Zukunft enthüllten. Da diese Personen in einem ungewöhnlichen, exaltirten Gemüthszustande sich befanden, so gaben sie denselben auch ihrem Temperamente gemäß entweder durch auffallende, oft an Wahnsinn grenzende Geberden und Verzuckungen (daher auch Theomanie), oder durch sonderbare äußere Ruhe, gänzliche Erstorbenheit während des innern Versenktseins in Gott, zu erkennen und kündigten ihre Weissagungen noch durch gewisse feierliche Ceremonien an. Sie sind entweder Besessene (Dämonische), oder Enthusiasten (Theopneustoi, Gottbegeisterte), oder endlich Entzückte (Ekstatikoi, in Ekstase Begriffene). Die alte Welt glaubte nicht blos die Dichter, Philosophen, Wahnsinnige ꝛc. in einem solchen Zustande, sondern legte auch (wie die Perser, Indier, Ägyptier, Hebräer) ihren Religionsstiftern einen unmittelbaren Umgang mit dem göttlichen Wesen und dessen Eingebung bei. 84.

Theophănes, der Name mehrerer gelehrten Männer des Alterthums, von denen wir jedoch nur die merkwürdigsten aufführen. 1) T. aus Lesbos oder Mitylene gebürtig, ein Zeitgenosse und Freund des Pompejus, so wie auch dessen Begleiter im Feldzuge gegen Mithridates. Er verfaßte Denkwürdigkeiten des Pompejus, des Königs Juba und eine Beschreibung der Gegenden um den Kaukasus, wovon uns jedoch nichts erhalten worden ist. 2) Ein griechischer Geschichtschreiber, aus Byzanz gebürtig, vermuthlich im VI. Jahrh. Seine Schriften sind: „Commentarii de rebus Justiniani imperatoris" und „Libri X historiarum" von 567—577 und befinden sich in Auszügen bei Photius (s. d. Art.). Wohl zu unterscheiden von diesem ist 3) T. Confessor, oder Chronographus oder T. Isaacius genannt, ein Abt des Klosters Agri, geb. zu Constantinopel 784. Er ist bekannt als Vertheidiger des Bilderdienstes, weßwegen er vom Kaiser Leo nach Samothracien verbannt wurde, wo er auch den 12. März 818 starb. Sein vorzüglichstes noch erhaltenes Werk ist eine „Chronographia", eine Fortsetzung der „*Ἐκλογὴ χρονογραφίας*" des Syncellus. Dieses Werk reicht bis auf das Jahr 814. Herausgegeben wurde dasselbe gr. et lat. von Jak. Goar und Fr. Combefis (Par. 1655. Fol. Venet. 1729. Fol.). Die Lebensbeschreibung dieses T. steht in den „Actis Sanctorum." 20.

Theophănie (griech. *θεοφάνεια*) ist eigentlich die Erscheinung eines Gottes; so bei den Griechen ein Fest zum Andenken der Erscheinung Apollo's bei den Delphiern und bei den Christen das sichtbare Auftreten Christi, des Sohnes Gottes auf Erden. Die alte Welt, vorzüglich der phantasiereiche und personificirende Morgenländer, erblickte überall solche Erscheinungen, namentlich die Völker, welche dem Polytheismus ergeben waren; aber der Monotheismus machte sie immer seltener, so daß endlich das Wort T. nur noch religionsphilosophisch in dem Sinne einer allgemeinen Offenbarung Gottes in der Welt gelten soll. Doch wird auch eine symbolische Anschauung Gottes T. genannt. — Vergl. J. Ch. Greiling, „Theophanien oder über die symbolischen Anschauungen Gottes" (Halle 1808). 84.

Theophilanthropen, d. i. Freunde Gottes und der Menschen, nannte sich ein religiöser Verein, welcher in Frankreich während der Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts entstand. Indem nämlich die Neigung zum Christenthume

Digitized by Google

in einem Theile der Nation wieder hervortrat, ein anderer Theil aber dieselbe fürchtete, suchte man das erwachende religiöse Bedürfniß durch eine regelmäßige Gottesverehrung der natürlichen Religion zu befriedigen. So entstand 1796 unter einigen Familienvätern zu Paris die Vereinigung der Anbeter Gottes und der Freunde der Menschen, welche von der Eitelkeit eines Mitglieds des Directorium begünstigt allmählig zehn Kirchen in Paris einnahm und sich über die meisten Provinzen verbreitete. Gott, Unsterblichkeit, Moral und das wechselnde Leben der Natur waren die Gegenstände dieses Cultus, welcher nie von einer mächtigen religiösen Individualität erhoben weder gegen das Christenthum, noch gegen die Gleichgültigkeit bestehen konnte, daher vom Spotte der öffentlichen Meinung verfolgt nach kurzer Blüthe zerfiel, als der erste Consul 1802 erklärte, daß dieser Cultus in den Kirchen als Nationalgütern nicht ferner gehalten werden könne. — Vergl. „Manuel des Theoph." (Par. 1797, übersetzt von Friedel, Mainz 1798); „Année réligieuse des Theoph." (Par. 1797); Grégoire, „Geschichte der Theophilanthropen", übersetzt von Stäudlin in seinem „Magazin" (Bd. IV. S. 257 ff. und Hanov. 1806). 61.

Theophrastus, von Eressos oder Eresos auf der Insel Lesbos (daher sein Beiname T. Ereseus oder Lesbius), soll ursprünglich Tyrtamos geheißen haben, von seinem Lehrer Aristoteles aber seiner Wohlredenheit halber erst Euphrastus, dann T. genannt worden sein (der Wohl- oder Göttlichredende). Doch mag dieß auch eine Fabel sein, so ist wenigstens das wahr, daß er von jenem großen Philosophen, dessen Anhänger er in seinem 23. Lebensjahre wurde, nachdem er vorher den Plato gehört hatte, außerordentlich geschätzt und nicht nur der vertrautesten Freundschaft und Studiengemeinschaft gewürdigt, sondern auch zum Erben seiner kostbaren Bibliothek, zum Vormunde seines Sohns und zum Nachfolger in der peripatetischen Schule ernannt wurde. Diese Würde bekleidete T. auch mit dem größten Beifalle; eine ungeheure Menge von Schülern versammelten sich um ihn, die Athenienser verehrten ihn aufs Höchste, selbst die Könige Kassander und Ptolemäus bezeigten ihm Achtung. Alles dieß, zusammengehalten mit den Nachrichten anderer Schriftsteller über seine Leistungen in der Philosophie und den verwandten Wissenschaften, so wie mit dem Zeugnisse, welches davon seine eignen Schriften ablegen, deren freilich bei Weitem die meisten verloren gegangen sind, bis auf die Titel, die sonderbarer Weise fast durchgängig mit den aristotelischen Schriften übereinstimmen, führt auf die Vermuthung, daß T.'s Stärke und Verdienst weniger in der Originalität des Denkens, als in der Klarheit und Anmuth des Vortrags in Erklärung und Verbreitung der Lehre seines Meisters bestanden haben möge, welcher Umstand sowohl die Zuneigung seines Lehrers erklären, als auch jene Geschichte seines Namens nicht unwahrscheinlich machen würde. — Einige allgemeine Bemerkungen über die von Aristoteles vernachlässigte hypothetische Schlußform und einige Zusätze zu dessen Politik, die öffentlichen Ämter und die politischen Veränderungen betreffend, sind das Einzige, was man als Fortschritt an ihm rühmt, woneben auch Inconsequenzen in Moral und Religionslehre an ihm gerügt werden. Sein Geburts- und Todesjahr wird verschieden angegeben, jenes meist um 370, dieses um 288 v. Chr. — Von seinen wenigen übriggebliebenen Werken, die im Ganzen herausgegeben wurden von Dan. Furlanus und Adr. Turnebus (Hanov. 1605. Fol.) und von Dan. Heinsius (Leyd. 1613. 2 Bde. Fol.) und mit des Aristoteles Werken von Aldus (Veneb. 1497—1798. 2 Bde. Fol.) ist das wichtigste seine „Sittlichen Charaktere" („Ἠθικοὶ χαρακτῆρες"), ein werthvoller Beitrag zur empirischen Anthropologie. Sie erschienen: „Graece una cum fragmentis ex novem Th. libris etc.", ed. Henr. Stephanus (Par. 1557. 8.); gr. et lat. cum commentario ed. Is. Casaubonus (Lugd. Bat. 1592. 8. und 1599. 1612); dann von Joh. Fr. Fischer cum

Digitized by Google

comm. Casaub. (Cob. 1763. 8.) (hier fehlen überall die zwei Charakterſchilderungen, die Amaduzzi aus einer vaticaniſchen Handſchrift zu Parma 1786. 4. herausgab); Joh. Gottfr. Schneider (Jena 1799. 8.); Fr. Aſt (Leipz. 1816. 8.); Saci Henr. Nast (Stuttg. 1791. 8.). — Deutſch von Sonntag (Riga 1790. 8. mit einer Lebensbeſchreibung T.'s); von Wieland und Hottinger (im „Attiſchen Muſeum" 1. und 2. Bd., und im „Neuen Attiſchen Muſeum" 1. und 2. Bd. beſonders, München 1811. 8.). Außerdem beſitzen wir noch T.'s „*Τῶν μετὰ τὰ φυσικὰ ἀποσπασμάτιον ἢ βίβλιον ἓν*" („Bruchſtück oder einzelnes Buch der Metaphyſik"), welches der ariſtoteliſchen Schrift meiſt angehängt wird unter dem Titel der Schrift: „*Περὶ πέντε φωνῶν*" („Über die 5 Allgemeinbegriffe" und das Buch „*Περὶ αἰσθήσεως*" („Über die Empfindung", in der Ausgabe der Charaktere von Stephanus). — Vergl. Nast, „Bemerkungen über die Manier Theophraſtus' in der Schilderung ſittlicher Charaktere" (Stuttg. 1791. 4.); Nic. Hill, „De phil. epicurea, democritea et theophrastea" (Genev. 1619. 8.). 80.

Theophraſtus Paracelſus, ſ. Paracelſus.

Theophylaktus, Metropolit zu Achrida in Bulgarien, geſt. 1107, iſt wichtig für die Schriftauslegung. Man hat von ihm Commentare zu den 12 kleinen Propheten, zu den 4 Evangelien, der Apoſtelgeſchichte und den pauliniſchen Briefen. Seine Werke ſind herausgegeben von J. F. B. M. de Rubeis und Finetti (Vened. 1754 ff. 4 Bde. Fol.). 63.

Theopneuſtie, ſ. Inſpiration.

Theopompus, einer der beſten griechiſchen hiſtoriſchen Schriftſteller aus der Zeit, wo ſchon Macedoniens Macht auf die Verhältniſſe der griechiſchen Staaten Einfluß gewann und den ächt griechiſchen Geiſt zu erſticken drohte, war gebürtig aus Chios, blühte um 355 v. Chr., war ein Schüler des Iſokrates und wegen ſeiner rhetoriſch gebildeten Darſtellung ſchon zu ſeiner Zeit als Hiſtoriograph hochgeſchätzt, obſchon er wegen der Einſchaltung vieler Fabeln und deren hiſtoriſcher Umdeutung und Erläuterung getadelt wurde. Er ſchrieb als Fortſetzung der Geſchichte des Thucydides ein aus 12 Büchern beſtehendes Werk „*Ἑλληνικά*", eine Geſchichte der Hellenen von dem Zeitpunkte an, wo des Thucydides Geſchichtswerk ſchließt, bis auf die Schlacht bei Knidus 394; ferner eine mit vielen Epiſoden angefüllte Geſchichte des Königs Philipp (*Φιλιππικά*) in 58 Büchern, von Olymp. 105, 1 an, und endlich einen Auszug des Herodot. Leider beſitzen wir von allen dieſen Werken nur noch dürftige Fragmente. Dieſelben ſammelte R. H. Eyſſonius Vichers (Leyden 1829. 8.). Außerdem vergl. A. J. E. Pflugk, „De Theop. vita et scriptis" (Berol. 1827. 8.). 20.

Theorbe, ein von dem Italiener Bardella erfundenes, jetzt aber ganz außer Gebrauch gekommenes Saiteninſtrument, das früher vorzüglich zum Accompagnement ſowohl bei der Opern- als bei der Kirchenmuſik gebraucht wurde, iſt der Laute (ſ. d. Art.) ähnlich und unterſcheidet ſich von derſelben blos durch einen längern Hals und durch tiefere Saiten. Im Baſſe hat ſie 8 ſtarke einfache Saiten außerhalb des Griffbretes, die faſt noch einmal ſo lang ſind als bei der Laute. Die übrigen Saiten im Baſſe ſind zweichörig, von denen das eine Chor in die höhere Octave geſtimmt iſt. Die höheren außer der Chanterelle ebenfalls zweichörigen Saiten ſind wie bei der Laute harmoniſch geſtimmt. — Theorbirte Lauten heißen diejenigen, deren Hals, ſtatt gebogen zu ſein, gerade ausgeht, um für die Baßſaiten einen feſtern Stützpunkt zu haben. 20.

Theorie (von *θεωρεῖν*, unterſuchen) heißt die Unterſuchung, wiſſenſchaftliche Erörterung und Behandlung eines Gegenſtandes und wird der Praxis entgegengeſetzt, welche es blos mit der Ausübung und reellen Bearbeitung deſſelben zu thun hat. Daher denn jene entweder dieſer durch Aufſtellung von Regeln und

Digitized by Google

Angabe des besten Verfahrens in die Hände arbeiten, oder auch bei blos wissenschaftlichen Zwecken ihrer Untersuchung von ihr sich trennen kann. Letzteres ist wohl leider zu oft und zu sehr geschehen, wie denn überhaupt das Verhältniß der T. zur Praxis und der theoretischen zur praktischen Tüchtigkeit großentheils stark verkannt zu werden und einer richtigen Norm zu ermangeln scheint, daher der unselige Unterschied zwischen reinen Theoretikern und Praktikern fast in allen Wissenschaften und Geschäften des Lebens. Daher theilen sich auch die Wissenschaften selbst gemeiniglich in einen theoretischen und einen praktischen Theil, davon jener die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze, dieser die Regeln ihrer Anwendung auf die Bearbeitung des Gegenstandes selbst enthält. — Vergl. über jenes Verhältniß Kant, „Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie wohl richtig sein, taugt aber nicht in der Praxis" („Berliner Monatsschrift" 1793. Sept.), dazu ein Nachtrag von Gentz (Ebend. Dec.); Rehberg, „Über das Verhältniß der Theorie zur Praxis" (Ebendas. 1794. Febr.); Woltmann, „Über Theorie und Praxis" (nebst Napoleon's Urtheil eben darüber, in dessen Zeitschrift: „Geschichte und Politik" 1804. 12. St. Nr. 3 und 4); Grohmann, „Ueber das Verhältniß der Theorie zur Praxis" (Wittenb. 1795. 16.). — Eben so scheidet man gewöhnlich theoretische und praktische Philosophie, jene als Wissenschaft des Wissens selbst, diese als Wissenschaft des Handelns; doch vergl. d. Artt. Philosophie und Speculation. — Eine T. nennt man auch das Resultat einer solchen wissenschaftlichen Untersuchung, eine Ansicht oder ein System von Ansichten über einen Gegenstand; z. B. eine Kunsttheorie, eine T. des Lichts, der Farben ꝛc. 80.

Theosophie (von θεός, Gott, σοφία, Weisheit) ist ein prunkender Name für eine, bald absichtliche, bald absichtlose, immer aber sehr gefährliche Täuschung gewisser unklaren Geister, welche sich einer höhern als der menschlichen Weisheit rühmten, durch die sie Gottes innerstes Wesen zu durchschauen und göttliche Werke und Wunder zu vollbringen vorgaben, daher die T. auch als Theurgie und Thaumaturgie bezeichnet wurde. — Dergleichen Theosophen hat es fast zu allen Zeiten gegeben, von den Neuplatonikern an bis auf Swedenborg und wohl noch neuerlicher, und sie haben nicht geringen Schaden, besonders in den Köpfen der leichtgläubigen Menge, angerichtet. 80.

Theramĕnes, gebürtig aus Athen (Th. Atheniensis), war ein Schüler des Sokrates und einer der dreißig Tyrannen, doch durch seine Milde unter diesen sich auszeichnend, aber eben dadurch auch von seinen Collegen verhaßt, vom Kritias angeklagt und zum Giftbecher verurtheilt, den er, treu seines Meisters Beispiel, mit philosophischem Gleichmuthe trank. Sonst ist Nichts von ihm bekannt. 80.

Therapeuten, s. Essener.

Therapie oder Therapeutik, lat. therapia, therapeutica; franz. thérapeutique; engl. therapeutics, wird derjenige Theil der Medizin genannt, der sich mit Behandlung und Heilung der Krankheiten beschäftigt. Es gibt eine allgemeine und eine besondere oder specielle T. Jene gibt die Regeln an, nach welchen sich der Arzt bei dem Gebrauche der Heilmittel in Krankheiten überhaupt zu richten hat, dagegen letztere die einer jeden Krankheit insbesondere eigenthümlichen Behandlungsregeln in sich begreift. Demnach leitet die allgemeine T. wissenschaftlich in die besondere ein, welche den Arzt lehrt, die einzelnen Krankheiten und deren verschiedene Formen zu behandeln. Dieser wichtige Theil der Medicin setzt vor allen Dingen die Kenntniß des kranken Menschen voraus und diese kann auf eine sichere Weise nur auf die vorläufige Kenntniß des gesunden Menschen gegründet werden, so daß nothwendig das Studium der Anatomie, Physiologie, Pathologie, kurz das aller der im Art. Arzneikunde (s. d. Art.) angegebenen Hülfswissenschaften dem Studium der T. vorausgehen muß; allein die Kennt-

Digitized by Google

niß der Heilmittel und ihre Wirkungsweise, so wie ihr Gebrauch in den Krankheiten begründen wesentlich die therapeutische Wissenschaft. (Vergl. Gmelin's „Allgemeine Therapie", Tübingen 1830.) 28.

Theresienorden ist ein von der regierenden Königin Therese von Baiern, gebornen Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen (Altenburg), den 12. Dec. 1827 gestifteter Damenorden, welcher für 12 baierische arme Damen von stiftsmäßigem Adel, von denen jede jährlich 300 Gulden erhält, bestimmt, zum Ordenszeichen ein goldnes hellblau emaillirtes und mit der Königskrone geschmücktes Kreuz hat, auf der Vorderseite in der Mitte auf weißem Grunde ein goldnes mit einem grünen Rautenkranze umgebenes T, auf der Rückseite die Jahreszahl 1827 und die Inschrift: „Unser Erdenleben sei Glaube an das Ewige" führend und mit weißen und blauen Wicken in den Kreuzesspitzen. Es wird an einem weißen und himmelblauen Bande an der linken Brust auf einem hellblauseidnen Kleide getragen. Außer den 12 Ordensdamen zählt der Orden noch eine unbestimmte Anzahl Ehrendamen. 30.

Theriak ist ein angeblich von dem Leibarzte des Kaisers Nero, Andromachus, erfundenes Arzneimittel in Form einer Latwerge, welches bis in die neueste Zeit fast überall als Universalmittel gegolten hat und daher nur unter der Aufsicht der Behörden verfertigt werden durfte. Es besteht fast aus 70 sich häufig geradezu einander aufhebenden Ingredienzen und ist seit einer rationellern Behandlung der Medicin fast ganz außer Gebrauch gekommen. — In der Türkei heißt T. das Opium. 30.

Thermen, s. Bad.

Thermidor (der 9.) entspricht dem 28. Julius des gewöhnlichen Kalenders und war im Jahre 1795 der Tag, an welchem Robespierre und der Terrorismus gestürzt wurde. 37.

Thermoelektricität, Thermomagnetismus ist die von Seebeck gemachte merkwürdige Entdeckung, daß in einem aus zwei verschiedenartigen, an ihren beiden Enden verbundenen Metallstücken zusammengesetzten Bogen oder Viereck, wenn nur die eine Verbindungsstelle erwärmt oder erkältet wird, die Magnetnadel eine solche Ablenkung erleidet, wie durch einen den Bogen oder das Viereck durchfließenden elektrischen Strom; daß aber die Magnetnadel ganz ruhig bleibt, wenn beide Verbindungsstellen gleich erwärmt oder erkältet werden, und daß endlich die Stärke und die Richtung der Ablenkung nicht immer gleich, sondern von der Natur der zwei verbundenen Metalle, von dem Grade der Erhitzung oder Erkältung und von dem Stande der Nadel abhängig sind. Nicht alle Metalle zeigen sich hierbei gleich wirksam und Seebeck fand, daß Wismuth und Spießglanz zusammen vorzüglich wirksam sind, Zink und Silber hingegen nur eine schwache Ablenkung hervorbringen. 40.

Thermolampe ist eine von dem französischen Ingenieur Lebon angegebene Vorrichtung, die aus Kohlen- und Wasserstoffgas bestehende, brennbare, während des Verkohlens organischer Körper sich entwickelnde Luft als Leuchtmittel anzuwenden, durch welche man auf die Idee der Gasbeleuchtung (s. d. Art.) gekommen ist. 33.

Thermometer, Wärmemesser, lat. thermometrum, thermoscopium; franz. thermomètre; engl. thermometer, ist ein von Cornelius Drebbel (s. d. Art.) erfundenes Instrument, welches die größere oder geringere Quantität des freien Wärmestoffs in einer gegebenen Atmosphäre, z. B. einem erwärmten Zimmer, zu verschiedenen Zeiten anzeigt. Dasselbe besteht aus einer engen, durch Calibriren überall gleich weit gefundenen, geraden, gläsernen, mit tropfbaren elastischen Flüssigkeiten, Luft, Weingeist, Quecksilber, gefüllten Röhre mit einer unten angeblasenen Kugel. Durch Ab- oder Zunahme des freien Wärmestoffs

Digitized by Google

wird das Volumen jener Flüssigkeiten verändert. Erhizt man sie, so dehnen sie sich aus und steigen in der Röhre in die Höhe; durch Abkühlen ziehen sie sich in der Kugel zusammen. Die Röhre selbst wird in gleiche Theile abgetheilt, die man Grade nennt und nach deren Zahl man das Steigen und Fallen der Flüssigkeiten abmißt. Damit aber die Grade bei verschiedenen Thermometern übereinstimmen, d. h. gleichen Werth haben, und ein Instrument wie das andere unter gleichen Umständen um die nämliche Anzahl Grade steige oder falle, ist die Bestimmung zweier fester und unveränderlicher Punkte, des Gefrierpunktes und des Siedepunktes (s. d. Art.), unumgänglich nothwendig. Den Raum zwischen diesen zwei fixen Punkten theilt man an jedem Instrumente in die nämliche Anzahl gleicher Grade und trägt diese Theile nach Belieben über und unter beiden Punkten auf. So verfertigte Instrumente heißen correspondirende T. Der Raum zwischen diesen zwei Punkten wird nicht überall in gleich viele Grade eingetheilt und auf der Verschiedenheit dieser Eintheilung beruht der Unterschied der Thermometerscalen, wovon vorzüglich drei im Gebrauche sind. Nach Réaumur's (s. d. Art.), vorzüglich bei uns gebräuchlicher Scala wird der Raum zwischen jenen zwei Punkten in 80 Grade getheilt: der Punkt des schmelzenden Eises ist also 0, der des siedenden Wassers + 80° R. Nach der hunderttheiligen Centesimal- oder Celsius'schen Scala wird dieser Raum in 100 Theile getheilt, so daß der Punkt des schmelzenden Eises mit 0, der des siedenden Wassers mit + 100° C. bezeichnet ist. Ein Grad dieser Scala verhält sich zu einem der Réaumur'schen wie 4:5; oder 5 Centesimalgrade machen 4 Réaumur'sche. Fahrenheit (s. d. Art.) theilt denselben Raum in 180 gleiche Theile, fängt aber nicht bei dem Punkte des schmelzenden Eises, sondern dort zu zählen an, wo das Queckſilber in einer durch Mischung von Kochsalz und Schnee künstlich erzeugten Kälte steht. Nach dieser vorzüglich in England gebräuchlichen Scala muß der gewöhnliche Eispunkt mit + 32° F. und der Siedepunkt des Wassers mit + 212° F. bezeichnet werden. Ein Fahrenheit'scher Grad verhält sich zu einem Réaumur'schen wie 4 : 9, zu einem Celsius'schen wie 5 : 9. Will man die Grade dieser Scala zu Graden einer der beiden vorhergehenden machen, so muß man jedesmal vorher 32 Grade abziehen, wenn von Fahrenheit'schen Graden über 0 die Rede ist und 32 Grade zu der gegebenen Zahl Fahrenheit'scher Grade addiren, wenn es sich um Grade unter 0 F. handelt. In Rußland bedient man sich manchmal der de Lisle'schen Scala noch. Diese theilt den Raum zwischen den zwei Punkten in 150 Grade, fängt aber beim Siedepunkte zu zählen an, so daß dieser 0 und der Schmelzpunkt des Eises 150 ist. — T. mit einer Vorrichtung, wodurch sie ihren Stand selbst aufzeichnen, heißen Thermometrographen; solche, welche die höchste oder niedrigste Temperatur, die zwischen zwei Beobachtungszeiten stattfand, bleibend anmerken, heißen Maximum- und Minimumthermometer. Queckſilberthermometer können nicht zur Bestimmung von Kälte- und Wärmegraden dienen, die unter dem Gefrierpunkte oder viel über dem Siedepunkte des Queckſilbers liegen. Zur Bestimmung großer Kältegrade bedient man sich des Weingeistthermometers, der die niedrigsten bisher bekannten Temperaturen erträgt, ohne zu gefrieren, zudem auch empfindlicher als das Queckſilber ist, da seine Ausdehnsamkeit die des Queckſilbers 8mal übertrifft. Das empfindlichste von allen ist das Luftthermometer, da die Luft, womit es gefüllt ist, sich durch gleiche Erwärmung 20mal mehr ausdehnt als Queckſilber. Letztere sind aber in ihrer Anwendung sehr unbequem. Das richtigste, allein nur in wenig Fällen anwendbare Luftthermometer ist Leslie's Differentialthermometer. Eine nicht wesentlich von lezterm verschiedene Einrichtung hat Rumfort's Thermoskop. 40.

Thermopylen (θερμόπυλαι, Thore der warmen Quellen) hieß der Engpaß in Lokris, welcher allein dieses mit Thessalien verband und von den warmen

Bädern in dessen Nähe, dem Hercules geweiht, seinen Namen erhielt. An dieser Stelle stand einst ein Denkmal zum Andenken der 300 Spartaner, welche hier unter Leonidas nach heldenmüthiger Vertheidigung dieses Platzes gegen die ungeheure persische Macht fielen. Auch hielt hier das Amphiktyonengericht seine berühmten Versammlungen. Bei den Türken heißt dieser Durchgang Derwent-Elasu (Paß Elasu), gehört aber noch zu dem neuen griechischen Reiche. 84.

Théroigne de Méricourt (spr. Theroanj d'Merikuhr), die Amazone der Revolution genannt, wurde um das Jahr 1770 in der Nähe von Luxemburg geboren, zeichnete sich eben sowohl durch seltene Schönheit, als durch ein ungewöhnliches Rednertalent aus und soll durch beide Eigenschaften nebst reichen Geldspenden am 5. Oct. 1789 in Versailles das Regiment Flandern zuerst zum Aufstande verleitet haben, worauf sie ihr Rednertalent bei allen sich darbietenden Gelegenheiten mit solchem Erfolge geltend zu machen wußte, daß sie ihre Zuhörer stets für ihre Ansicht und ihre Zwecke begeisterte. Im Jahre 1790 begab sie sich in Begleitung geheimer Agenten in das Gebiet von Lüttich, wurde aber dort bald darauf von den Östreichern gefangen genommen und nach Wien gebracht (1791), wo sie bei dem Kaiser Leopold, der durch den über sie erstatteten Bericht aufmerksam auf sie gemacht worden war, eine Audienz hatte, deren Folge ihre Freilassung im December 1791 unter der Bedingung war, daß sie das östreichische Gebiet nie wieder betreten sollte. Sie kehrte nun zu Anfange des folgenden Jahres nach Paris zurück, wo sie als eifrige Vertheidigerin der constitutionellen Grundsätze auftrat, die man damals schon sehr in den Hintergrund stellte. Sie erschien um diese Zeit häufig an öffentlichen Plätzen und in den Clubbs mit einem Helme auf dem Haupte, einem Speere oder dem bloßen Schwerte in der Hand nebst zwei Pistolen im Gürtel, in Begleitung eines Haufens von Weibern, um durch ihre Reden den Muth ihrer Anhänger noch mehr anzufeuern. Am 10. Aug. 1792 trug sie viel zur Aufregung des Volkes und zur Bestürmung der Tuilerien bei, ließ 6 gefangene Nationalgardisten, welche man der Theilnahme an einer falschen Patrouille beschuldigte, hinrichten und soll einem derselben, Namens Suleau, den Redacteur einer Zeitschrift, von welchem sie sich mehrmals in seinem Journale beleidigt glaubte, mit eigener Hand den ersten Stich versetzt haben. Kurz darauf verfiel sie in Geisteszerrüttung, welche bald in völligen Wahnsinn überging und mit gänzlicher Raserei endigte, die nur bisweilen mit einem dumpfen Hinbrüten wechselte. Anfangs wurde sie in einem Irrenhause der Vorstadt St. Marceau aufbewahrt und alsdann in die Salpetrière gebracht, wo sie im Jahre 1817 in voller Wuth ihren Geist aufgab. Ungeachtet ihres mehr thierischen Zustandes während der letzten 20 Jahre gewahrte man doch noch gegen das Ende ihres Lebens die Spuren ihrer ehemaligen Schönheit. 81.

Thersites, ein Sohn des Agrius, befand sich mit im griechischen Heere vor Troja. Homer schildert ihn als ein Ideal von Häßlichkeit, Bosheit und Geschwätzigkeit auf eine sehr ergötzliche Weise (Il. 211 — 277). Er schielte, war an beiden Füßen lahm, äußerst buckllg und kahlköpfig. Vorzüglich haßte er den Achilles, Odysseus und Agamemnon. Als er die Anführer auf eine schmähliche Weise tadelte und die Griechen durch eine gehässige Rede zur Rückkehr zu bewegen suchte, schlug ihn Odysseus mit seinem Scepter. Vom Achill, den er auch einst mit tadelnden Worten angriff, soll er getödtet worden sein. 11.

Thesaurus ist eigentlich der Schatz, dann die Schatzkammer und als Büchertitel entweder ein Werk, in welchem werthvolle Abhandlungen über einen besondern Zweig der menschlichen Wissenschaft gesammelt sind, oder ein Lexikon, welches den ganzen Schatz einer Sprache enthalten soll. 9.

Theseus, Sohn des Ägeus, nach Anderen des Poseidon und der Äthra, einer Tochter des trözenischen Königs Pittheus, einer der berühmtesten Heroen der

Digitized by Google

griechischen Mythologie und Geschichte, wurde in seiner Jugend bei seinem Großvater Pittheus in Trözen von dem weisen Komidas erzogen und blieb daselbst, bis er so viele Kräfte erlangt hatte, um jenen gewaltigen Stein, unter welchem sein Vater sein Schwert und seine Schuhe verborgen hatte, von der Stelle zu wälzen. Als er diese That vollbracht hatte, ging er nach Athen, wählte aber, dem Beispiele des Hercules folgend, den er zu seinem Vorbilde sich wählte, den gefährlichen Weg zu Lande, welchen viele mächtige Räuber unsicher machten. Hier tödtete er zuerst den Periphetes, den berüchtigten „Keulenträger", der nur mit einer Keule bewaffnet die Vorübergehenden ermordete; dann den Sinnis, „den Fichtenbeuger", welcher die Wanderer zwischen zwei niedergebogenen Fichten drückte, die er dann schnell in die Höhe fahren ließ. Hierauf überwältigte er die wilde krommyonische Sau, welche, durch ihre Stärke und Größe furchtbar, viele Menschen tödtete; an der Grenze von Megara stürzte er den Skiron von dem steilen Felsen, auf welchem er hauſete, ins Meer; in Eleusis kämpfte er mit dem Kerkyon und überwand ihn; nicht weit von Hermione tödtete er den Damastes, „den Ausdehner" (Prokrustes), so genannt von seiner besondern Art, die Wanderer zu martern. In Athen angekommen tödtete er die Söhne des Pallas, eines Bruders seines Vaters, die sich auf Anstiften der Medea (s. d. Art.) gegen den Ankömmling erhoben hatten. Darauf befreite er die Umgegend von dem marathonischen Stiere und brachte das Ungeheuer nach Athen. Berühmter aber als alle erwähnten Thaten war die Erlegung des Minotaurus, dem die Athenienser jährlich 7 schöne Jünglinge und 7 schöne Jungfrauen, aus edlem Blute entsprossen, zum Opfer bringen mußten. Als die Schlachtopfer schon eingeschifft werden sollten, ließ sich T. freiwillig in die Zahl der bestimmten Jünglinge aufnehmen, da er hinlängliche Kraft in sich fühlte, das Ungeheuer zu erlegen. Das Orakel, welches er befragte, ertheilte ihm den Rath, die Liebe zur Führerin zu nehmen. Auf Kreta angekommen verliebte sich des Minos Tochter, Ariadne, in ihn und gab ihm einen Zwirnknäuel, um ihn sicher in und aus dem Labyrinthe, in welchem sich das Ungeheuer aufhielt, zu führen. Durch seine Stärke und die Rathschläge Ariadne's überwältigte er den Minotaurus und befreite so Athen von dem grausamen Opfer. Ariadne, welche ihm folgte, verließ er auf den Befehl der Götter auf Naxos, da sich Bacchus selbst in sie verliebt hatte. Auf der Insel Delos stiftete er zum Andenken an seinen Sieg einen Tanz, der die Krümmungen des Labyrinths nachahmte. Sein Vater, Ägeus, stürzte sich ins Meer, da er auf dem zurückkehrenden Schiffe die schwarze Flagge bemerkte, die man mit einer weißen zu vertauschen vergessen hatte. T. folgte in der Regierung von Athen und erwarb sich durch viele wohlthätige Einrichtungen die Liebe des Volks. So versammelte er das in kleinen Ortschaften zerstreut wohnende Volk in Eine Stadt und theilte es in Classen (Phratrien), errichtete der Peitho, der Göttin der Überredung, einen Tempel und setzte zu Ehren des Poseidon die isthmischen Spiele ein, so wie man ihn auch den Stifter der großen Panathenäen nennt. Er wurde auch der Besieger der kriegerischen Amazonen, mit deren gefangener Königin, Antiope, er sich vermählte und den Hippolyt erzeugte. — Ein schöner Zug in seiner Geschichte ist die unzertrennliche Freundschaft zwischen ihm und dem Pirithous (s. d. Art.), mit welchem er gemeinschaftlich an der Argonautenfahrt, der kalydonischen Jagd und dem Kampfe der Lapithen und Centauren Theil nahm. So half Pirithous seinem Freunde die Helena entführen, welche dieser seiner Mutter Äthra in Aphidnä zur Aufsicht gab; und T. dem Pirithous, nach dem Tode der Hippodamia die Proserpina rauben. Beide stiegen in das Reich der Schatten, wurden jedoch vom Pluto gefesselt, bis endlich Hercules den T. befreite, vergebens aber seine Kraft anwandte, um den Pirithous zu entfesseln. Bei seiner Rückkehr traf den Helden eine Menge Unglücksfälle. Phädra (s. d. Art.), seine zweite Gemahlin, tödtete

Digitized by Google

sich selbst, nachdem T. den Tod seines Sohnes Hippolyt (s. d. Art.) herbeigeführt hatte; das Volk empörte sich gegen ihn und er suchte Zuflucht beim Könige Lykomedes von Skyros, der ihn jedoch verrätherischer Weise von einem steilen Felsen herabstürzte. — Die Athenienser verehrten ihn später als einen Heros und erbauten ihm Tempel und Altäre, von denen der berühmteste das Theseum ist, in welchem seine Thaten in Gemälden dargestellt waren und das sich bis jetzt erhalten hat. Mit demselben Schiffe, mit welchem T. von Kreta zurückgekehrt war, schickten sie jährlich Abgeordnete, mit Ölzweigen bekränzt, nach Delos. Euripides wählte sein Leben zum Stoffe einer Tragödie „Theseus", die aber verloren gegangen ist. 11.

Thesis ist überhaupt etwas Hingestelltes, ein Satz, vorzüglich ein Streitsatz, welcher den Gegenstand einer Disputation abgeben soll. In der Logik und Mathematik ist es dann vorzugsweise das Aufgestellte, Angenommene; daher in thesi s. v. a. in der Regel, nach der allgemeinen Annahme. Über den Gebrauch des Wortes in der Prosodie und Musik s. Metrum, Rhythmus und Tact. 9.

Thesmophorien hießen die Feste in den alten griechischen Staaten, welche zu Ehren der Demeter Thesmophoros (der gesetzgebenden Ceres, weil nämlich durch den Ackerbau gesetzliche Ordnung unter die Menschen gekommen ist) gefeiert wurden. Am Berühmtesten waren die T. zu Eleusis (s. d. Art.). 23.

Thespis, einer der ältesten griechischen Dichter aus Ikaria in Attika gebürtig, blühte um 594 v. Chr. und wird der erste Tragiker genannt, weil er der erste war, der nach dem Chore auch einen Schauspieler auftreten ließ, der vom Chore getrennt den Mythus eines Gottes oder Helden recitirte. Seine Dramen scheinen meist kunstreiche Satyrspiele mit vollendeter Tanz- und Musikbegleitung gewesen zu sein, wobei ihnen jedoch eine feste äußere metrische Form und eine feststehende Bühne fehlte. Zur Bühne machte T. einen Wagen oder Karren, auf dem er jenen recitirenden Schauspieler herumfahren ließ (daher die sprüchwörtliche Redensart: „der Karren des T."). Vorzüglich ausgebildet scheinen seine Chorgesänge gewesen zu sein. Da er sich aber hierbei nicht mehr auf den Mythus des Bacchus beschränkte, sondern den Stoff auch aus anderen Mythenkreisen wählte, ward er aufs Heftigste von Solon getadelt, weil, wie dieser meinte, nun auch die Mythen anderer Götter zur Volksbelustigung gebraucht würden, wodurch der alte Götterglaube und die Sitten des Volks nach und nach erschüttert würden. Auch ward es deßhalb dem T. verboten, ferner seine Tragödien aufzuführen. Von den erhaltenen dürftigen Fragmenten scheinen die wenigsten ächt zu sein. — Vergl. Bentley, „Respons. ad Bayle" (in dessen „Opusc. philol."); J. C. Crameri „Commentatio de T. primo haud dubie cultioris tragoediae auctore" (Jenae 1734. 4.); C. J. Hoffmann, „Über Thespis" (in Jahn's „Neuen Jahrbüchern" II. Supplementband, Heft 1. S. 33—39, woselbst sich auch die Fragmente befinden). 20.

Thessalien, der nördlichste Landstrich des alten Griechenlands, aber nicht zu dem eigentlichen Hellas gerechnet, sondern als ein abgesonderter Theil von demselben betrachtet, begriff die ganze Strecke zwischen den kambunischen Bergen, welche es im Norden von Macedonien trennten, dem Pindus auf der Westseite an der Grenze von Epirus, dem Öta im Süden und dem Meere im Osten, ein großer Kessel, der auf der Meeresseite durch die Bergketten des Olympus, Pelion und Ossa geschlossen und von Westen nach Osten vom Peneus mitten durchströmt wird, der fast alle übrigen Flüsse in sich aufnimmt. Nur auf der Südwestseite strömt der Achelous vom Pindus nach Ätolien und auf der Südostseite ergießen sich einige kleinere Flüsse (Naurus, Sperchius u. a.) in die beiden Meerbusen, von denen der eine (Pelasgicus sinus, jetzt Busen von Volo) durch die halbmondförmige Halbinsel Magnesia, der andere (Maliacus sinus, jetzt Busen von Zeituni) durch

Digitized by Google

den dem Vorgebirge Artemisium gegenüberliegenden Einschnitt gebildet wird. In dieser Ausdehnung war der Flächenraum ungefähr 400 □Meil., das Land selbst aber eines der reizendsten und ergiebigsten und wird wegen seiner herrlichen Gegenden (unter ihnen das weitgepriesene Thal Tempe, s. d. Art.) und seiner ausgezeichneten Producte von den Alten als ein Paradies geschildert. Es bildete aber nie ein Ganzes, sondern war von den ältesten bis in die späteren Zeiten in eine Menge kleiner Staaten getheilt, deren Namen den Alten geläufiger waren, als der spätere allgemeine Name T. So werden genannt die alten Centauren auf dem Olympus, die Lapithen am Peneus, die Perrhäber nördlich vom Peneus, die Doloper an der Südwestgrenze, die Änianer an der Grenze von Doris und Phocis, die Phthioten zwischen den beiden Meerbusen, die Thessalier nördlich von den Dolopern bis an den Peneus, die Magneter auf der Halbinsel u. v. a. Gemeiniglich theilen aber die alten Geographen das ganze Land in 5 Theile: 1) Perrhäbia, im Norden von Macedonien, im Osten von Hestiäotis, im Süden vom Peneus, im Osten vom Meere begrenzt, mit der Hauptstadt Azorus; 2) Hestiäotis, zwischen Macedonien, Epirus, Thessaliotis und Perrhäbia mit den Städten Gomphi, Trikka, Ithome und Metropolis; 3) Pelasgiotis, südlich vom Peneus, mit der Halbinsel Magnesia und den Städten Larissa, Pherä, Demetrias, Iolkos, Magnesia; 4) Phthiotis, der südwestlichste Theil des Landes mit den Städten Heraklea, Pharsalus, Lamia, Thebä; 5) Thessaliotis, im Westen des vorigen, mit den Städten Hypata, Hellas (dem Stammorte der Hellenen), Melitäa. — Die älteste Geschichte des Landes ist sehr dunkel; es ist der Schauplatz einer Menge griechischer Götter und Heldensagen, wahrscheinlich weil hier das griechische Volk zuerst zu politischem Bewußtsein erwachte, und sein Name wird dem Thessalus, einem Sohne des Hercules, zugeschrieben. Die ältesten Einwohner waren Pelasger, die sich aber im Laufe der Zeit mit anderen Volksstämmen, vorzüglich Ätoliern, vermischten und von einzelnen adeligen Geschlechtern regiert wurden, bis das Land unter macedonische und von dieser unter römische Herrschaft fiel, seit welcher Zeit es dem Schicksale Griechenlands überhaupt gefolgt ist. Jetzt heißt es Janiah oder Jenischeher und ist unter türkischer Hoheit geblieben. Die Hauptstadt ist Larissa am Peneus mit 20000 Einw., Sitz eines griechischen Erzbischofs und bedeutende Fabrik- und Handelsstadt; andere vorzügliche Städte: Tricala (Trikka) mit 10000 Einw.; Tschataldscha (Pharsalus), 5000 Einw., große Messe. 37.

Thessalonich oder **Thessalonike**, das heutige **Salonichi**, eine der blühendsten Handelsstädte des Alterthums, war von Kassander zum Andenken an seine gleichnamige Gemahlin an der Stelle des alten Therma im Hintergrunde des thermaischen Meerbusens erbaut worden und ward bald der Mittelpunkt des ganzen Handels zwischen Europa und Asien und zuerst die Hauptstadt Macedoniens, später, unter den römischen Kaisern, Hauptstadt von Griechenland und Illyrien. Bald bildete sich hier eine ansehnliche christliche Gemeinde, an welche der Apostel Paulus 2 noch vorhandene Briefe geschrieben hat. Nach mancherlei Schicksalen kam die Stadt 1423 durch Kauf an die Venetianer, ward aber schon 1430 von den Türken erobert und blieb bis in die neueste Zeit in deren Gewalt. Noch immer ist sie eine der wichtigsten Handels- und Fabrikstädte des türkischen Reichs, zählt über 70000 Einw., ist der Sitz eines Pascha, eines griechischen Erzbischofs und mehrerer europäischer Consuln, hat eine berühmte jüdische Akademie und einen sehr guten Hafen. Sie ist nächst Smyrna ein Hauptstapelplatz des europäischen Handels in die Levante. 37.

Thetis, eine Tochter des Nereus und der Doris, ist nicht zu verwechseln mit der Göttin Tethys (s. d. Art.). Nach einem Orakelspruche sollte ihr Sohn mächtiger werden, als selbst sein Vater; daher widerrieth Themis oder Prometheus dem Zeus und Poseidon, die sie wegen ihrer Schönheit zur Gemahlin begehrten, die

Digitized by Google

Heirath mit derselben. Durch Veranstaltung der Götter wurde sie nun einem Sterblichen, Peleus, dem Könige der Myrmidonen, bestimmt; doch T., diese Heirath verschmähend, verwandelte sich, um ihr zu entgehen, in tausend Gestalten, bis endlich Peleus, der vom Proteus oder Chiron dieselbe Kunst, sich zu verwandeln, erhielt, sich weder durch Wasser, welches ihm entgegenströmte, noch durch Feuer, das ihn zu verzehren, noch durch wilde Thiere, die ihn zu zerreißen drohten, abschrecken ließ, sondern die T. unter jeder Gestalt festhielt. Da ergab sie sich ihm und ihre Hochzeit wurde auf dem Berge Pelion gefeiert, zu deren Verherrlichung alle Götter versammelt waren. Ihre Kinder, welche sie dem Peleus gebar, legte sie ins Feuer, um ihnen, nachdem die Flammen das Sterbliche verzehrt hatten, die Unsterblichkeit zu verleihen; doch sie verbrannten alle, denn sie hatten zu viel des Sterblichen vom Vater erhalten. Nur Achilles wurde noch zeitig genug vom Peleus aus den Flammen gerissen und auf diese Weise erhalten; T. aber verließ ihren Gemahl, als er ihr wegen ihres Verfahrens Vorwürfe machte, und kehrte in das Meer zu den Nereiden zurück. Den Achilles tauchte sie in das Wasser der Styx, wodurch er, ausgenommen an der Ferse, woran sie ihn hielt, unverwundbar wurde. Als er vor Troja vom Agamemnon beleidigt worden war und den Griechen seine Hülfe versagte, stieg T. aus dem Meere an das Ufer, um ihn zu trösten, und bat den Zeus, um ihren Sohn zu rächen, den Trojanern gegen die Griechen beizustehen. Nach des Patroklus Tode aber verschaffte sie ihm eine neue Rüstung, vom Hephästos selbst verfertigt; und als er vor Troja fiel, war ihr Schmerz so groß, daß die Griechen vor ihrer wehklagenden Stimme entfliehen wollten. — Im Titanenkriege unterstützte sie den Zeus; denn als die Titanen ihn binden wollten, sandte sie den hundertarmigen Briareus aus der Tiefe des Meeres zu seiner Hülfe, worauf es Keiner wagte, Hand an den Zeus zu legen. Nach anderen Mythen verbarg sie 9 Jahre lang den Hephästos im Meere, als Zeus oder Hera ihn vom Himmel geschleudert hatten; so wie sie auch den Dionysus aufnahm, als er, von Lykurg verfolgt, sich vor Schrecken ins Meer stürzte. Ihr Cultus war vorzüglich in Phthiotis in Thessalien, wo Peleus herrschte, einheimisch. 11.

Theuerdank, s. Pfinzing.

Theurgie, s. Theosophie.

Thibaudeau (spr. Thibodō) (Antoine Claire, Graf), ein ausgezeichneter französischer Staatsmann, wurde im Jahre 1765 zu Poitiers geboren, war bei dem Ausbruche der Revolution Advocat daselbst, begleitete seinen Vater, der 1788 zum Deputirten des dritten Standes erwählt worden war, nach Versailles, kehrte 1789 in seine Vaterstadt zurück, stiftete daselbst eine politische Gesellschaft, wurde 1790 zum Gemeinde-, alsdann zum Departementsprocurator ernannt und 1792 zum Mitgliede des Nationalconventes erwählt. Obgleich er zu der Bergpartei gehörte, war er dennoch kein eigentlicher Jacobiner, stimmte aber dessenungeachtet für den Tod des Königs und erklärte sich gegen die Appellation an das Volk und gegen die Verzögerung der Ausführung des Urtheils. Bei den Aufträgen, die ihm der Convent ertheilte, bewies er eine für jene Zeit ungewöhnliche Mäßigung, obgleich er einer der entschiedensten Republikaner war. Nach dem Tode Robespierre's trat er mit Festigkeit der gemäßigten Partei des Convents bei und wurde am 5. Oct. 1795 (13. Vendemiaire) zum Präsidenten desselben und außerdem in den Rath der 500 gewählt, aus welchem er im Jahre 1798 austrat und als Advocat in Paris lebte. Als Napoleon am 18. Brumaire zur Regierung gelangte, ernannte er ihn zum Präfecten in Bordeaux, alsdann zum Staatsrathe und erhob ihn 1808 in den Grafenstand. Von dieser Zeit an gehörte T. zu den eifrigsten und talentvollsten Anhängern des Kaisers. Nach der Restauration blieb er ohne Anstellung, trat aber nach Napoleon's Rückkehr als Staatsrath in die Pairskammer

Digitized by Google

und protestirte in derselben bis zum äußersten Zeitpunkte gegen die Anerkennung der Bourbons. Nach ihrer Wiederherstellung wurde er durch die am 26. Juli 1815 erschienene Ordonnanz aus Frankreich verbannt, hielt sich lange Zeit an verschiedenen Orten auf und bekam endlich die Erlaubniß, sich in den östreichischen Staaten niederzulassen. Er wandte sich nun nach Prag, errichtete hier in Verbindung mit seinem Sohne ein Handelshaus und beschäftigt sich außerdem mit schriftstellerischen Arbeiten. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Mémoires sur le convention et le Directoire" (Par. 1824. 2. Ed. 1827); „Mémoires sur le Consulat 1799—1804" (Par. 1827); „Histoire générale de Napoléon Bonaparte etc." (Paris 1827. 5 Voll. Deutsch, Stuttg. 1827—1830. 5 Bde.). 81.

Thibaut (spr. Thibō) (Anton Friedrich Justus), einer der ausgezeichnetsten Lehrer des römischen Rechts in Deutschland, wurde am 4. Jan. 1774 zu Hameln im Königreiche Hanover geboren, studirte in Göttingen, Königsberg und Kiel die Rechte, wurde 1796 zu Kiel Doctor, dann Adjunct der Juristenfacultät und 1799 ordentlicher Professor der Rechte. Im Jahre 1802 von Kiel nach Jena berufen lehrte er daselbst bis 1805, worauf er einem Rufe nach Heidelberg folgte. Hier wurde er zum Justizrathe, 1818 zum geheimen Hofrathe und endlich zum ersten Professor der Rechte ernannt, nachdem ihn schon früher die kaiserliche Gesetzcommission in Petersburg zu ihrem Correspondenten erwählt hatte. In den Freistunden, welche ihm seine Geschäfte gönnen, erheitert er sich besonders durch Musik, worin er selbst bedeutende Kenntnisse besitzt. In den musikalischen Abendunterhaltungen, die er wöchentlich in einem Kreise vertrauter Freunde in seiner Wohnung veranstaltet, werden besonders die Compositionen alter Meister vorgetragen, unter denen er vorzüglich Palestrina hochstellt. Die Verdienste desselben erkannte er in einer eigenen, sehr geistreich geschriebenen Schrift: „Über die Reinheit der Tonkunst" (1825. gr. 12.; 2. Aufl. 1826, mit Palestrina's Bildniß) huldigend an, gerieth aber deßhalb, besonders wegen seiner einseitigen Beurtheilung der neueren Leistungen in der Musik, mit Nägeli zu Zürich in einen heftigen Streit. Als juristischer Schriftsteller hat er sich besonders durch folgende Werke einen der ersten Plätze in der betreffenden deutschen Literatur erworben: „Juristische Encyklopädie und Methodologie" (Altona 1797); „Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechtes" (Ebend. 1799. 2. Aufl. 1807); „System des Pandectenrechtes" (Jena 1803. 2 Bde.; 8. Aufl. 1834. 3 Bde.); „Über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutschland" (Heidelb. 1814); „Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechtes" (Jena 1798. Neue Aufl. 1801); „Beiträge zur Kritik der Feuerbach'schen Theorie über die Grundbegriffe des peinlichen Rechtes" (Hamb. 1802); „Über Besitz und Verjährung" (Jena 1802); „Angeli Jacobi Cuperi observationes selectae de natura possessionis" (Jena 1804); „Civilistische Abhandlungen" (Heidelb. 1814). Im Vereine mit Ägid. Löhr und Karl Jos. Anton Mittermeyer gab er das „Archiv für die civilistische Praxis" heraus. — Sein Bruder, **Bernhard Friedrich T.**, geboren zu Haarburg den 22. Dec. 1775, scharfsinniger Mathematiker, studirte zu Göttingen, ward 1805 Professor daselbst, erhielt 1819 den Hofrathstitel und starb den 4. Nov. 1832. — Seine mathematischen Lehrbücher, wozu vorzüglich sein „Grundriß der reinen Mathematik" (Götting. 1801. 4. Aufl. 1823) und „Grundriß der allgemeinen Arithmetik" (Götting. 1809. 2. Aufl. 1830) gehören, haben sich eines großen Beifalls erfreut. 81. 16.

Thielemann (Johann Adolf, Freiherr von), ein talentvoller Heerführer unseres Jahrhunderts, Sprößling einer bürgerlichen Familie zu Münster, ward den 27. April 1765 zu Dresden geboren, wo sein Vater ein ansehnliches Amt bekleidete. Wissenschaftlich gebildet trat er, zum Jünglinge herangewachsen, aus

Digitized

Neigung in den Militairstand, kam 1791 als Lieutenant zu dem neu errichteten sächsischen Husarenregimente und zeichnete sich im französischen Revolutionskriege am Rheine bei mehreren Gelegenheiten durch Muth und Geistesgegenwart aus und ward 1793 dieserhalb zum Rittmeister befördert und mit dem sächsischen Heinrichsorden decorirt. Nach geschlossenem Frieden kehrte das Regiment in seine Garnisonen im thüringer Kreise zurück. Hier lebte T. im Umgange trefflicher Männer, und derselbe Eifer und Enthusiasmus, der ihn im Felde charakterisirte, wurde nun auf die Wissenschaften gewendet. Im Kriege von 1806 war er Major, wohnte darauf der Belagerung von Danzig und der Schlacht bei Friedland rühmlich bei, wurde hierauf Oberst und Adjutant des Königs von Sachsen und 1809 Generalmajor. Mit 2000 Mann und weniger Cavallerie und Artillerie verwehrte er 1809 den Östreichern lange Zeit das Einrücken in das Königreich Sachsen und zog sich endlich, von der Übermacht gedrängt, ohne Verlust bis an die Saale zurück. Im französisch-russischen Kriege nahm er bei der französischen Hauptarmee an allen glänzenden Ereignissen des Feldzuges mit Auszeichnung Theil und entging glücklich den Gefahren an der Beresina. Sein Monarch erhob ihn hierauf in den Freiherrenstand und übertrug ihm die Vertheidigung der Festung Torgau. Als aber der für Deutschlands Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft begeisterte T. erfuhr, daß der König von Sachsen nach der Schlacht bei Lützen die Verbindung mit Frankreich fort unterhielt, legte er seine Dienste für Sachsen nieder, verließ Torgau und trat zu den Verbündeten über. Er kämpfte nun an der Spitze eines russischen Freicorps in Sachsen und wirkte thätig zur Vorbereitung der leipziger Schlacht. Der Kaiser von Rußland verlieh ihm, seine Verdienste anerkennend, das Commandeurkreuz des Ordens vom heiligen Georg. Aus russischem Dienste trat T. hiernächst in die des Königs von Preußen. Am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance befehligte er eine preußische Heerabtheilung bei Wawre gegen das französische Corps unter Grouchy, behauptete seine Stellung und wirkte hierdurch zu dem glücklichen Ausgange der Hauptbegebenheit wesentlich mit. Er wurde hierauf Generallieutenant, Militairgouverneur der westphälischen Provinzen Preußens und commandirender General des 7. preußischen Armeecorps, später commandirender General des 8. Armeecorps und 1824 zum General der Cavallerie ernannt und starb an einem Schlagflusse zu Coblenz am 10. Oct. 1824. — Über seinen Charakter und seine Handlungsweise sind die verschiedensten Stimmen laut geworden, die einen kurzen literarischen Kampf erregten; am Unparteiischsten hat aber sein Leben der königlich sächsische Hauptmann Graf von Holtzendorf in seinem „Beitrag zu der Biographie des Generals von Thielemann ꝛc." (Leipz. 1830) gegeben. 61.

Thieme (Karl Traugott), ein verdienter pädagogischer Schriftsteller, geb. den 28. Jan. 1745 zu Kanitz bei Oschatz in Sachsen, besuchte die Schule zu Meißen und die Universität zu Leipzig, ward 1772 Katechet an der Peterskirche daselbst, 1776 Rector des Lyceum zu Lübben in der Niederlausitz, 1784 zu Merseburg und 1790 zu Löbau, zog von da wegen Kränklichkeit nach Görlitz und starb daselbst den 30. Mai 1802. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand" (Leipz. 1776. 8. Aufl. von Dolz, 1817); „Über die Hindernisse des Selbstdenkens in Deutschland" (Leipz. 1788); besonders sein „Erdmann, eine Bildungsgeschichte" (Leipz. 1801. 3 Bde.) und „Gutmann, der sächsische Kinderfreund" (Leipz. 1794. 2 Bde. 10. Aufl. 1830, von Dolz), welcher durch sein Anbequemen an die kindliche Denkweise unendlich viel Gutes gestiftet hat. 16.

Thier (animal) ist jedes Geschöpf, welches in einem organischen Körper Empfindung und willkührliche Bewegung äußert, so daß auch der Mensch mit hierher zu rechnen ist, obwohl wir hier unter dem Worte T. ausschließlich nur die unvernünftigen Geschöpfe verstehen. Empfindung und Bewegung sind daher in dem

Digitized by Google

T. aufs Innigste mit einander verbunden und eben durch das Vermögen, ihren Platz zu verändern und sich willkührlich zu bewegen, so wie hauptsächlich durch die Art und Weise ihrer Ernährung von Seiten des Darmcanals aus, worin die Nahrungsmittel eine besondere Vorbereitung erleiden und wo sie durch eine Menge Wurzelchen aufgesaugt werden, unterscheidet sich die Thier- von der Pflanzenwelt, obwohl die niedrigsten Thiere sich auf der Stufenleiter der organischen Wesen mit den letzten der Vegetabilien gleichsam so zu identificiren scheinen, daß sich hier die Thier- und Pflanzenwelt durch ihre entferntesten Individuen zu vereinigen strebt, und wenn übrigens bei allen Gewächsen die Organe an der Oberfläche des Körpers liegen, so scheinen doch bei manchen Thierpflanzen (Zoophyten) die ernährenden Theilchen durch die ganze Peripherie des Individuum in den Organismus eingebracht zu werden. — Die Zahl der Thiere, welche die Oberfläche der Erde bedecken, die Lüfte durchfliegen, in Flüssen, Seen und Meeren leben, sich in den Boden eingraben, ist unermeßlich groß, so daß Classificationen derselben nothwendig wurden, die jedoch eine lange Reihe von Jahren hindurch willkührlich und mehr oder weniger unzusammenhängend waren. Indeß ist gegenwärtig die innere Structur der Thiere besser untersucht worden und man hat ihre Vermögen und die Hauptverrichtungen ihrer Organe so genau verglichen, daß man zu ihrer Classification ein Merkmal als Basis angenommen hat, dessen Werth allgemein anerkannt worden ist, nämlich die Gegenwart oder die Abwesenheit einer Wirbelsäule und die verschiedenen Modificationen des Nervensystems, und daß man folglich vermöge der Bewegungsorgane und der Sensibilität einerseits die Thiere in 4 große Abtheilungen theilt, von denen eine jede an einer großen Anzahl von gemeinschaftlichen positiven oder negativen Zeichen erkennbar ist, andererseits aber sie wieder in mehrere Classen unterscheidet. Die erste Abtheilung enthält die Wirbelthiere (animalia vertebrata), welche insgesammt ihre Knochen und zwar in mehr oder weniger großer Anzahl im Innern des Körpers haben, von denen ein jeder zu besonderen Bewegungen bestimmt ist. Ihr Rückgrat bietet eine constante Gleichförmigkeit dar, d. h. es besteht aus einer mittlern Partie oder der Wirbelsäule und aus zwei Enden, dem Kopfe und dem Schwanze; sie haben meistens eine Brust und ein Becken und niemals mehr als 4 Gliedmaßen. In der aus dem Schädel und den Wirbeln bestehenden knöchernen Hülle ist das Gehirn und der Hauptstamm des Nervensystems dieser Thiere enthalten; ihre Kiefern sind quer; ihre Herzhöhlen in einem und demselben Organe vereinigt; ihr Blut roth; ihre Eingeweide befinden sich in dem Kopfe und dem Stamme. Nach Cuvier bildet diese Abtheilung der Wirbelthiere 4 Classen: 1) die Säugethiere (mammalia), mit rothem warmem Blute, welche Brüste haben und lebendige Junge gebären, indem ihr Ei im Moment der Geburt zerreißt; 2) die Vögel (aves) mit noch wärmerm Blute als die vorigen, welche Lungen haben und deren Körper mit Federn bedeckt ist, die aber keine Brüste besitzen und hartschalige Eier legen; 3) die Reptilien (reptilia) mit rothem kaltem Blute, die weder Brüste noch Federn haben, aber, wenigstens in der Zeit ihrer Reife, durch Lungen athmen; und 4) endlich die Fische (pisces), die bei einem rothen kalten Blute durch Kiemen ohne Lungen athmen. — Die zweite Abtheilung begreift die wirbellosen Thiere (animalia evertebrata) in sich. Diese bieten im Allgemeinen nur negative Kennzeichen dar. Sie haben niemals weniger als 6 Gliedmaßen, sobald sie nämlich solche besitzen; ihre harten Theile liegen außen, wenn sie vorhanden sind; ihre Kiefern sind niemals quere; ihr Blut ist in Rücksicht seiner Farbe verschieden; die Form ihres Herzens ist selten die nämliche; kurz man findet bei ihnen nichts Constantes, wodurch sie sich einander nähern könnten, außer das Fehlen der Wirbelsäule. Indeß hat Cuvier in seinem letzten großen Werke, das er kurz vor seinem Tode vollendet hat, als zweite große Abtheilung die Mollusken aufgestellt, bei denen die Sinnesorgane symmetrisch zu beiden Seiten einer

Digitized by Google

Achse geordnet sind, wo das Nervensystem nebst den Eingeweiden in einer gemeinschaftlichen Hülle versenkt ist und aus mehreren gesonderten Massen besteht, die durch Fäden vereinigt werden, von welchen die hauptsächlichsten auf der Speiseröhre gelegenen den Namen Gehirn führen. Ihr Stamm ist nicht gegliedert, doch haben sie ein vollständiges Circulationssystem und Respirationsorgane. Diese Classe zerfällt in mehrere Familien, von welchen die einen nackt und unter diesen die Kephalopoden die vollkommensten, die anderen aber, wie z. B. Pteropoden, Gasteropoden, mit einem spiralen Schneckenhause, endlich aber die Familien der Acephalen, Brachiopoden und Kirrhopoden mit flachen Muschelschalen versehen sind. — In die dritte große Abtheilung hat Cuvier die gegliederten Thiere (animalia articulata) gebracht, deren Venensystem aus 2 langen Strängen besteht, die längs des Bauches verlaufen und von Abstand zu Abstand sich zu Knoten oder Ganglien erweitern. Der erstere von diesen Knoten, welcher auf der Speiseröhre liegt, führt den Namen Gehirn, ist aber nicht größer als die anderen. Diese dritte Abtheilung zählt 4 Classen: 1) die rothblütigen Würmer der Anneliden, die einen gegliederten Stamm ohne Gliedmaßen, nämlich statt dieser letzteren etwa nur steife Borsten haben; 2) die Crustenthiere oder Crustaceen (auch Kerbthiere genannt), die einen gegliederten und mit Gliedmaßen versehenen Stamm besitzen, aber durch Kiemen athmen und weißes Blut führen, das in einem doppelten Systeme circulirt, und ein Herz hat; 3) die Arachniden, bei denen Kopf und Brust in eins verschmolzen ist, mit seitlich angehefteten zahlreichen Füßen; sie respiriren theils durch Luftröhren, theils durch Kiemen oder auch durch wirkliche lungenartige Organe; 4) die Insecten, die einen gegliederten und mit Gliedmaßen versehenen Stamm haben und durch Luftröhren athmen; sie führen einen weißlichen Blutsaft und haben kein Herz. — Endlich die vierte große Abtheilung begreift die Zoophyten in sich, für welche jedoch Cuvier den Namen Strahlthiere (animalia radiata) vorschlägt, weil er ihn für passender hält. Diese haben keinen gegliederten Stamm und auch keine Respirationsorgane (s. d. Art. Zoophyten). Vergl. Cuvier, „Le règne animal, distribué d'après son organisation" (deutsch von F. S. Vogel, Leipz. 1831 ff.). — Die Thiere können nun zu dem Menschen in einer nähern oder entferntern Beziehung stehen, je nachdem sie einen mehr oder minder vollkommenen, den höchsten oder niedrigsten Grad von Organisation darbieten. Ja man darf sogar annehmen, daß das T. vermöge der ihm verliehenen Empfindung, die bei ihm ebenfalls in einem, wenn auch undeutlichen, Bewußtsein gegenwärtiger Dinge besteht, dem Menschen in sofern gleichsteht, als wir ihm wegen dieser Empfindung und dieses Bewußtseins ebenfalls eine Seele zugestehen müssen, die sich in den verschiedenen Trieben der Thiere ausspricht und die man in mechanische, Vorstellungs- und willkührliche Triebe unterschieden hat. Die mechanischen Triebe kommen dem thierischen Körper als Maschine zu, und sie führen das T., ohne Vorstellung und Willkühr desselben, zur Verrichtung von Handlungen, die das Leben unterhalten; dahin gehört hauptsächlich die eigene Neigung der Theile zu einer passenden Zusammenfügung, daher sind auch das Athmen, das Schlagen des Herzens, der Blutumlauf, die Verdauung, die Absonderung der Säfte und überhaupt alle Handlungen, welche man Lebenshandlungen nennt, als solche anzusehen, die das thierische Leben und dessen Actionen unterhalten. Die Hauptsache aber ist, daß Alles, was zum Mechanismus eines Thieres gehört, bis auf die geringste Kleinigkeit mit eines jeden Element, Klima und Gegend, mit der da befindlichen Luft und Wärme, mit den da vorhandenen Nahrungsmitteln, mit der dazu nöthigen Bewegung und Verdauung und selbst mit den Kunsttrieben, womit jede Thierart ihren Bedürfnissen abzuhelfen weiß, vollkommen übereinstimmt, so daß folglich auch die mechanischen Triebe mit den beiden anderen genannten in der genauesten Verbindung stehen und

Digitized by Google

alle drei einander zur Erhaltung und zum Wohle jedes Thieres und seines Geschlechtes auf alle Weise behülflich sind. — In den Vorstellungstrieben spricht sich das Bemühen der Seele aus, sich der Dinge nach dem gegenwärtigen und vergangenen Zustande ihres Körpers bewußt zu sein. Es versteht sich wohl von selbst, daß dieß hier nur auf die Sinne bezogen werden kann; denn ein Thier, das weder Augen noch Ohren hat, weder sehen noch hören kann, ist unfähig, eine Vorstellung von Farben oder Tönen zu bekommen und sich der Dinge nach diesen Eigenschaften bewußt zu sein. Sind aber gesunde Sinneswerkzeuge vorhanden und werden sie von äußeren Dingen so berührt, daß die Bewegung bis ins Gehirn dringt, so wird auch stets jenes natürliche Bemühen der Seele erfolgen. Dieß Alles setzt aber Einbildungskraft voraus und diese besitzt das T. ebenfalls. So will z. B. ein Pferd in das Wirthshaus, weil es sich bei dem Orte das dort genossene gute Futter wieder vorstellt; so scheut es sich bei der Schmiede vorbeizugehen, weil es sich die dort erfahrene schlimme, ihm Schmerz verursachte Behandlung seiner Füße wieder vorstellt; so verkriecht sich ein Hund vor dem aufgehobenen Stocke, weil ihm die früher damit empfangenen Schläge wieder in den Sinn kommen ꝛc. Doch ist dieser Vorstellungstrieb bei den Thieren wohl immer von der Art, daß sie das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vermischen; allein wir müssen darin doch eine Analogie mit der Erinnerung und der Erinnerungskraft des Menschen, die wir Gedächtniß nennen, finden. Am Besten ist es aber, die Begriffe Erinnerung und Gedächtniß von einander zu trennen, was auch in der That die neueren Philosophen gethan haben, und mit ihnen, wie dieß schon Aristoteles gethan, den Thieren ebenfalls ein Gedächtniß, dem Menschen aber allein die Erinnerung zuzugestehen. Die Schärfe ihrer Sinne kommt hierbei den Thieren besonders zu Hülfe und steigert die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft aufs Höchste, so daß bei einigen, z. B. bei Vögeln, Bienen und allen Thieren, die eine gewisse Stätte haben, dieser Schatten eines Gedächtnisses so stark ist, daß sie ihr Nest und ihre alte Stelle genau wieder zu finden wissen und auch das Pferd die alte Herberge wieder erkennt. So kennt und unterscheidet ein Hund seinen Herrn von anderen Personen; denn das gegenwärtige Anschauen und der Geruch von seinem Herrn erneuert die vergangenen ähnlichen Vorstellungen dieser Sinne und zugleich die Wohlthaten des Herrn, welches bei dem Anblicke und dem Geruche von einer andern Person nicht entstehen kann. Doch ist dieses Alles kein anderes Kennen und Unterscheiden, kein anderes Bewußtsein, als bei einem Kinde, das mit ½, ja ¼ Jahre seine Mutter oder Amme nach dem Anschauen und Gehöre erkennt und von anderen Personen unterscheidet. Es ist hier demnach mehr eine Beachtung ihrer eigenen Empfindung als eine Beachtung dessen, wovon ihre Empfindung entsteht, vorhanden, so daß also die Thiere bei allen ihren Vorstellungstrieben nach Empfindungen handeln, ohne eine Vergleichung zwischen den einzelnen Dingen, die sie wieder aufsuchen und die sie verschmähen, anstellen zu können. — Die willkührlichen Triebe der Thiere sind das Bemühen der Seele, das, was nach ihrer Empfindung und Vorstellung Lust verspricht, aufzusuchen und durch gewisse Handlungen zu erhalten, dasjenige aber, was mit Unlust droht, zu entfernen. Wir sehen daher aus dem Vorerwähnten, daß der willkührliche Trieb mit dem Vorstellungstriebe verschmilzt. Doch muß hierbei vorzüglich auch der mechanische Bau des Körpers und der sinnlichen Werkzeuge der Thiere berücksichtigt werden, indem darin die ursprüngliche Ursache liegt, daß der Eindruck von dieser oder jener Luft oder Wärme, von dieser oder jener riech- oder eßbaren Sache mit ihrer Natur übereinstimmt oder nicht. Zunächst muß man daher auch in diesen Mechanismus die Ursache setzen, daß die Empfindung der zuträglichen oder widrigen Dinge bei einigen Thieren theils so weit reicht, wie z. B. das Gesicht bei allen Raubvögeln, theils so subtil ist, wie der Geruch bei den Hunden und anderen Thieren. Nun hat aber jedes Thier vermöge

Digitized by Google

seiner Empfindung ein undeutliches Bewußtsein von den Veränderungen in den Nerventheilen seines Körpers und ihrer Beschaffenheit; es fühlt daher, welcher Eindruck seinen Lebenskräften und der Beschaffenheit seiner Nervenfasern gemäß ist oder nicht. Da aber das Gefühl eines der Natur gemäßen körperlichen Eindrucks die sinnliche Lust, und das entgegengesetzte Gefühl die sinnliche Unlust begründet, so muß man eingestehen, daß uns die Thiere in ihrer Empfindung sinnlicher Lust und Unlust bei Weitem übertreffen und diese zu einer nur höchst selten trügenden Leiterin für die Erhaltung und das Wohl jedes Thieres nach seiner Lebensart wird, dagegen sie bei dem Menschen unzureichend und verführerisch sein würde, wenn wir unsere edleren Gemüthskräfte nicht zu Hülfe nähmen. Die Thiere brauchen folglich nichts weiter, als sich die Dinge nach dem Eindrucke der sinnlichen Lust oder Unlust deutlich vorzustellen, um das, was ihnen schadet oder nützt, zu erkennen, und daraus entsteht eine Neigung des Willens zu dem, was Lust erweckt oder verspricht, oder Abneigung und Widerwillen gegen das, was Unlust erweckt und androht, also ein Reiz, welcher den willkührlichen Trieb aufregt, daß er nun wirklich bemüht ist, das sinnliche Gute zu erhalten und das sinnliche Böse abzuwenden. — Endlich ist von den Kunsttrieben der Thiere noch zu bemerken, daß man darunter das einem jeden Thiere natürliche Bemühen versteht, seine angeborene regelmäßige Fertigkeit in willkührlichen Handlungen, also gewissermaßen die ihm angeborenen Künste zu seinen Bedürfnissen auszuüben, folglich die besonderen Mittel zu seiner und seines Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt mit einer regelmäßigen Fertigkeit anzuwenden. Daß die Thiere in ihren Trieben bisweilen irren können, ist zwar nicht zu läugnen, doch möchte das in ihrer vollen Freiheit nur höchst selten, folglich meist nur bei gezähmten Thieren geschehen. (Vergl. Reimarus, „Über die Triebe der Thiere ꝛc.", 4. Ausg. Hamb. 1798.) 28.

Thierarzneikunde, Thierheilkunde oder Veterinairkunde (Zooïatrik) begreift die geordnete Darstellung aller der Grundsätze und Erfahrungsregeln in sich, welche sich theils mittelbar, theils unmittelbar auf die Erhaltung der Gesundheit der Thiere, hauptsächlich aber der landwirthschaftlichen Hausthiere, so wie auf die Kenntniß und Heilung ihrer Krankheiten beziehen. Sie umfaßt eben so wie die Menschenheilkunde, welche eigentlich als ein Zweig der T. betrachtet werden kann, alle Haupt- und Hülfswissenschaften, so daß nicht allein Zootomie, Physiologie, Pathologie, Therapie und Chirurgie, sondern auch die Zoologie, die Botanik, die Chemie und materia medica in ihren Bereich gehören. Die ersten Spuren dieser Wissenschaft finden wir schon bei den alten Griechen. Denn obgleich von Hippokrates und Demokritus Zergliederungen der Thiere lediglich in der Absicht unternommen wurden, von diesen aus, wie späterhin auch Galen that, Anwendungen auf den Menschen zu machen, so dienten doch dieselben gar sehr zur Erkenntniß des anatomischen, physiologischen und pathologischen Zustandes der Thiere, so wie zur Feststellung gewisser Grundprincipien, nach denen dieses oder jenes krankgewordene Thier gepflegt und behandelt werden sollte. So findet man z. B. beim Aristoteles sehr viel Beobachtungen über die Hausthiere, ihren Bau, ihre Lebensart und ihre Krankheiten. Alles, was die alten Schriftsteller von den Hausthieren anführen, ist zwar von dem großen Naturforscher Geßner gesammelt und mit vielen neuen Zusätzen bereichert worden in seiner „Hist. animalium" lib. I, de quadruped. viviparis (Tig. 1551. Fol. u. 1670. Ins Deutsche übers. von Horst; Frankf. 1669. Fol.); allein ungeachtet dieser Fortschritte blieb doch die Ausübung der T. im Allgemeinen stets noch in den Händen der Scharfrichter und Caviller, so wie im Besondern die Heilung kranker Rinder und Schafe den Hirten und die der Pferdekrankheiten den Hufschmieden überlassen wurde. In diesem rohen Zustande blieb dieselbe auch — wenn wir etwa die so verdienstvollen Bemühungen eines Carlo Ruyni, Senators von Bologna, der ein Werk über

Digitized by Google

die Hippotomie und die Krankheiten des Pferds und deren Heilung („Anatomia del cavallo, infermità e suoi remedi", Bologna 1598) herausgab, so wie die eines Solleyſel hiervon ausnehmen wollen — bis zu Anfange des XVI. Jahrh., wo eine faſt über ganz Europa ſich verbreitende furchtbare Seuche, die Rinderpeſt (ſ. d. Art.), die Aufmerkſamkeit der Regierungen und der gelehrteſten Ärzte jener Zeit in Anſpruch nahm und ein Sporn ſowohl für Ärzte als Naturforſcher ward, ſich mehr mit einer Wiſſenſchaft zu beſchäftigen, die man als ſolche zu betrachten noch nicht einmal gewohnt war. Wir nennen in dieſer Hinſicht nur die berühmten Namen eines Ramazzini und Lanciſi in Italien, Sauvages, Lafoſſe in Frankreich, ſpäter Champer in Holland, v. Haller, Metzger in Deutſchland ꝛc. So wichtig aber auch dieſe Fortſchritte für die von jener Zeit an in den Rang einer Wiſſenſchaft erhobenen T. waren, ſo fehlte doch immer noch der ſichere Stützpunkt, von dem aus ſich dieſelbe höher emporſchwingen konnte, nämlich die Errichtung eigener Thierarzneiſchulen. Allein auch dieſem Bedürfniſſe ſollte bald abgeholfen werden. Die erſte Idee hierzu kam von Gothenius in Berlin; jedoch ging Frankreich in Rückſicht deren Ausführung zuerſt mit gutem Beiſpiele voran, indem der franzöſiſche Stallmeiſter Bourgelet, der Verfaſſer des Werkes: „Le nouveau Newcastle" (Paris 1747) und der „Elémens d'hippiatrique" (Paris 1750), im Jahre 1762 zu Lyon eine Thierarzneiſchule ſtiftete, der er ſo lange vorſtand, bis er ſpäterhin als Director an die auf Koſten des Königs errichtete Lehranſtalt zu Alfort bei Charenton, welcher gegenwärtig der Profeſſor Vatel vorſteht, berufen wurde. Daß ſich ſpäterhin zu Montpellier, Turin, Padua, Dresden, Wien, Kopenhagen, München, Stuttgart, Würzburg, Karlsruhe, Berlin, Hanover ꝛc. mehrere, obigem ganz ähnliche Inſtitute bildeten, iſt ſicher Jedermann bekannt. 28.

Thierdienſt. Bei allen Völkern der alten Welt findet ſich mehr oder minder ein T.; allein er war je nach dem Zeitalter und der Bildungsſtufe der Völker verſchieden. In der erſten Periode des Parſismus, als Hom ſeine Lehre hinſtellte, lag in der Nützlichkeit und Schädlichkeit, ſo wie im Nichtbegreifen merkwürdiger Geiſtesgaben der Thiere ein Grund zu ihrer Verehrung. Als Zoroaſter dieſe Religion tiefer als die realiſtiſche Anſchauung Hom's faßte, wurde auch der T. edler und das Thier war nun nicht mehr die Gottheit ſelbſt, ſondern erſchien als ein gottgeweihtes, gleichſam ſymboliſches Geſchöpf, als ein Weſen, durch welches die Gottheit ihren Willen dem Thiere ſelbſt unbewußt verkündete. So bildete ſich der Begriff heiliger Thiere und ſolche waren bei den Parſen, wie bei den Germanen und Slawen die Pferde. Noch deutlicher ſpricht ſich die ſymboliſche Natur ſolcher Thiere aus, wenn die Gottheiten ſelbſt mit Theilen von Thieren oder als Thiere ſelbſt dargeſtellt, oder in der Mythologie in ſolche verwandelt gedacht wurden. So wenn der Ägypter den Anubis mit einem Hundskopfe, der Grieche den Zeus mit Widderhörnern darſtellte oder die Mythologie lehrte, Zeus habe ſich in einen Stier ꝛc. verwandelt. Indeſſen haben nicht alle heiligen Thiere auch eine öffentliche Verehrung, ſondern ſehr häufig beſtand der ganze Cultus darin, daß ihnen kein Leid gethan wurde. Bei den Indiern waren heilige Thiere der große oſtindiſche Affe, der Elephant, der Schwan, der Habicht, der Käfer, deſſen gekrümmte Hörner und Glanzflügel das Sonnenſyſtem darſtellen ſollen, der Rabe, dem man Reis ſtreut, die Schlange, der Ochſe als Symbol des Schiwa, die Kuh als Symbol der Bhawani. Wer eine Kuh tödtet, wird am Leben beſtraft. Bei den Ägyptern erſcheinen als heilig: der Ibis, der heilige Käfer, die Katze, das Krokodil, der Apis, der Ichneumon ꝛc.; bei den Germanen: das Pferd, das Rind, der Bock, der Eber, der Bär, der Wolf, der Fuchs, der Haſe, der Rabe, der Adler, der Storch, der Specht, der Sperber, der Kukuk, die Schlange. Ähnliches findet ſich bei allen übrigen Völkern, z. B. den Griechen, und eine vollſtändige kritiſche Zuſammen-

Digitized by Google

stellung dieses Theils der Mythologie gehört zu den interessantesten und belehrendsten Theilen derselben; namentlich wenn man dabei den Ursprung so manches christlichen Aberglaubens beachtet und seine tiefere Quelle aus dem Alterthume nachzuweisen bestrebt ist. 82.

Thierkreis, s. Zodiacus.

Thierpflanzen, s. Zoophyten.

Thierry (Augustin), berühmter französischer Geschichtsforscher, Adoptivsohn des berühmten St. Simon (s. d. Art.), ward 1788 zu Blois geboren, bildete sich in der Normalschule zu Paris und trat schon früh in mehreren Zeitschriften als Schriftsteller auf, als welcher er bald bedeutenden Ruf erlangte, bekam aber seit 1826 eine solche Augenschwäche, daß er sich auf das Land zurückziehen mußte. Karl X. verwilligte ihm darauf eine Pension, die ihm auch Ludwig Philipp fortgewährt; die Akademie der Inschriften erwählte ihn 1829 zu ihrem Mitgliede und der Herzog von Orleans 1835 zu seinem Bibliothekar; doch hat er in der neusten Zeit wegen seines Augenübels wenig leisten können. Sein Ruhm gründet sich vorzüglich auf seine „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu' à nos jours" (Paris 1825. 3 Voll. 4. éd. 1835. 4 Voll. Deutsch von Bolzenthal, Berl. 1830—1831. 2 Bde.), worin er nicht nur einzelne bisher unbebaute Theile der Geschichte mit großer Gründlichkeit behandelt, sondern auch durch seine geistreiche Darstellung zu einer bessern Behandlung der Geschichte in Frankreich überhaupt viel beigetragen hat. Auch seine „Lettres sur l'histoire de France" (Paris 1834. 4. éd.) und „Dix ans d'études historiques" (Paris 1835) stehen in großem Rufe. — Seine Gattin redigirt seit mehreren Jahren das Modejournal: „Le petit courier des dames." — Sein Bruder, Amédée T., seit 1830 Präfect des Saonedepartements, hat sich durch seine „Histoire des Gaulais" (Par. 1828. 3 Voll. 2. éd. 1834) und „Résumé de l'histoire de Guyenne etc." (Par. 1825) rühmlich bekannt gemacht. 16.

Thiers (spr. Thiähr) (Adolph), berühmter französischer Staatsmann, wurde um das Jahr 1800 zu Aix in der Provence geboren, wandte sich 1822 mit Mignet nach Paris, beschäftigte sich vorzüglich mit schriftstellerischen Arbeiten, nahm an der Herausgabe des Constitutionell thätigen Antheil und wurde endlich einer der Hauptredactoren desselben. Zu Anfange des Jahres 1830 gründete er in Verbindung mit Mignet und Carrel den National, schloß sich durch Unterzeichnung der Protestation gegen die königlichen Ordonnanzen als einer der Ersten der Juliusrevolution an und wurde unter dem Ministerium Lafitte's, seines Gönners, zum Unterstaatssecretair ernannt. Zu gleicher Zeit wurde er von der Stadt Aix zum Deputirten erwählt, alsdann vom Könige zum Staatsrathe erhoben, dessen Gunst ihm auch nach dem Abgange Lafitte's und nach der Niederlegung seines Amtes als Unterstaatssecretair blieb. In der Kammer zeichnete er sich als einen der gewandtesten Redner aus, wurde nach dem Tode Perrier's zum Minister des Innern ernannt (im Oct. 1832), war als solcher im Fache der Polizei sehr thätig und veranlaßte die Verhaftung der Herzogin von Berry, gab aber am 31. Dec. 1832 sein Ministerium gegen das des Handels und der öffentlichen Arbeiten ab. In seinem neuen Wirkungskreise machte er sich um die Belebung des Handels und der Gewerbe ungemein verdient und beförderte besonders die Anlegung von Eisenbahnen, zu deren genauerer Kenntniß er im Jahre 1833 eine Reise nach England unternahm. Der Abgang des Marschalls Gérard aus dem Ministerium bewog ihn, daß auch er zu Anfange des Nov. 1834 nebst den Ministern Guizot, Humann, Rigny und Duchatel seine Entlassung nahm, da man sich über die Wahl eines neuen Conseilpräsidenten nicht vereinigen konnte. Der König genehmigte ihren Austritt, worauf am 10. Nov. das Ministerium Bassano (s. Maret) zusammentrat, welches sich jedoch blos bis zu dem 14. Nov. hielt. Nun wurde T. abermals zum Minister

Digitized by Google

des Innern ernannt, sprach nach Eröffnung der Kammern über das System der Regierung (am 6. Dec. 1834), gerieth mit seinem Collegen Guizot in ein gespanntes Verhältniß und behielt bei der Auflösung des Ministerium seinen Posten als Minister des Innern. Am 22. Febr. 1836 trat er als Conseilpräsident an die Spitze des Cabinets, nahm aber am 25. Aug. 1836 seine Entlassung, worauf Molé seine Stelle besetzte und T. eine Reise nach Italien antrat. Gegenwärtig lebt er in Paris und gehört in der Kammer zur Opposition. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch seine „Histoire de la révolution de France" (Paris 1823—1825. 10 Voll. Deutsch von Mohl, Tübing. 1825—1828. 6 Bde., und F. Philippi, Leipz. 1836 ff.) ausgezeichnet. Außerdem besitzen wir von ihm eine Bearbeitung der Memoiren der englischen Schauspielerin Bellamy (Paris 1822) und „Des Pyrénées et le midi de la France" (Paris 1823). Seit 1834 ist er Mitglied der französischen Akademie. Eine Charakteristik T.'s gibt die allgemeine Zeitung 1836. Nr. 6, und sein Wirken als Minister hat sein Gegner Guizot in der Schrift: „Le ministère de Thiers, les Chambres et l'opposition" (Paris 1836) dargestellt. 81.

Thiersch (Friedrich Wilhelm), einer der ausgezeichnetsten Philologen Deutschlands, wurde am 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut, wo seine Eltern von einer Landwirthschaft lebten, geboren. Anfangs durch Privatlehrer unterrichtet besuchte er alsdann die Schule zu Naumburg, vertauschte aber dieselbe im Jahre 1798 mit Schulpforta, studirte hierauf in Leipzig Theologie und beschäftigte sich außerdem eifrig mit den classischen Schriftstellern, trat im Jahre 1807 in die Reihe der Candidaten der Theologie ein und folgte nun der Einladung zweier Liefländer nach Göttingen, wo er unter Heyne seine philologischen Studien fortsetzte. Durch die Empfehlung desselben zum Hülfslehrer in Göttingen ernannt, empfand er sehr lebhaft den Mangel einer folgerechten, für den ersten Elementarunterricht geeigneten griechischen Sprachlehre und entwarf schon damals den Grund zu seiner später erschienenen griechischen Grammatik. Im Jahre 1809 ernannte ihn die philosophische Facultät in Göttingen zum Doctor und kurz darauf wurde er zum Assessor der Facultät erwählt, nachdem er sich durch eine Abhandlung über Plato's Gastmahl auch an der Universität habilitirt hatte. Alsdann wurde er, durch Ilgen's, seines ehemaligen Lehrers in Schulpforta, und Niethammer's Vermittelung als Professor an das neuerrichtete Gymnasium nach München berufen; allein die dort herrschenden Streitigkeiten über Süd- und Norddeutschland, besonders durch den Freiherrn von Aretin angeregt, verbitterten ihm die ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes und er war selbst einem meuchelmörderischen Versuche auf sein Leben ausgesetzt. Durch die deßhalb für ihn erregte Theilnahme fing jedoch seine Stellung an erfreulicher zu werden, wozu auch sein Umgang mit Jacobi, Schelling u. A. wesentlich beitrug. Nach Jacobi's Abgange erhielt er dessen Stellen am Lyceum und an der Akademie, übernahm den Unterricht der königlichen Prinzessinen in der Geschichte und Literatur, gründete das philologische Institut zur Bildung von Lehrern für die gelehrten Schulen Baierns und gab zugleich eine Zeitschrift desselben unter dem Titel: „Acta philologica Monacens." (1.—3. Bd.) heraus. Durch die dresdener Antiken auf das Studium der griechischen Plastik näher aufmerksam gemacht, so wie durch seine Vorlesungen veranlaßt, beschäftigte er sich seit dem Jahre 1812 vorzüglich mit archäologischen Untersuchungen und reiste deßhalb 1813 nach Paris; allein durch die Nähe des Kriegsschauplatzes von dort vertrieben kehrte er in sein Vaterland zurück, begab sich aber im folgenden Jahre aufs Neue in jene Hauptstadt und übernahm daselbst die Auslieferung der aus Baiern geraubten Kunstschätze. Durch Napoleon's unerwartete Rückkehr von Elba darin unterbrochen reiste er nach dessen zweiter Entthronung zum dritten Male nach Paris und beendigte nun das Geschäft so schnell, daß er noch eine Reise nach

Digitized by Google

England unternehmen konnte, wo er sich am Meisten für das Museum zu London und die Elgin'schen Marmors interessirte. Im Jahre 1822 und 1823 unternahm er eine archäologische Reise nach Italien, deren Früchte er in seiner Reisebeschreibung und in seinen „Abhandlungen über die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen" niederlegte. So wie er sich früher besonders bei den militairischen Übungen der Studirenden im Befreiungskriege, an welchen persönlich Theil zu nehmen er nur durch äußere Hindernisse abgehalten wurde, thätig gezeigt hatte, so trug er auch wesentlich zur Wiedergeburt Griechenlands bei. Schon seit dem Jahre 1812 suchte er eine wissenschaftliche Verbindung zwischen Griechenland und Deutschland durch die Akademie zu München herzustellen, errichtete und leitete alsdann das Athenäum, eine Erziehungsanstalt für junge Griechen, welche sich in demselben zu den akademischen Studien in Deutschland vorbereiten sollten, und erwarb sich durch diese segensreiche Wirksamkeit den Namen eines der ersten Philhellenen von Deutschland. Die Achtung und Dankbarkeit der Griechen für ihn sprach sich schon im Jahre 1814 während des Congresses zu Wien aus, wo ihn die ersten Männer jenes Volks mit ausgezeichnetem Wohlwollen in ihre Kreise aufnahmen. Als hierauf der Aufstand der Griechen in der Moldau und Wallachei zum Ausbruche kam, wollte auch er durch Errichtung einer deutschen Legion an der Befreiung jenes Landes persönlich Antheil nehmen, ward aber daran durch seine staatsbürgerliche Stellung verhindert. Im Jahre 1831 reiste er indeß selbst nach Griechenland und gewann dort nach der Ermordung des Grafen Capodistrias großen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte, an denen er sehr lebhaft Theil nahm. Durch das Vertrauen, welches er in allen Ständen genoß, vermochte er die Erwählung des Prinzen Otto von Baiern zum Könige von Griechenland durchzusetzen, worauf er von den Segnungen der Griechen begleitet, die ihm durch die Nationalversammlung und die Regierungscommission ihren lauten Dank aussprechen ließen, im Sept. 1831 nach Deutschland zurückkehrte. Er lebt gegenwärtig mit dem Hofrathstitel beehrt unter glücklichen amtlichen und häuslichen Verhältnissen in München und ist vor Kurzem zum Mitgliede des obersten Kirchen- und Schulrathes ernannt worden. Unter seinen Schriften verdienen besonders Erwähnung: „Griechische Grammatik" (Leipz. 1812. 3. Aufl. 1826, in das Engl. übers. von Sandford); „Über die Gedichte des Hesiodus" (München 1813); „Übersetzung des Pindar" (München 1820. 2 Bde.); „Über Zeitalter und Vaterland des Homer" (Halberst. 1824); „Über die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" (Halberstadt 1829); „Über gelehrte Schulen" (Stuttg. 1826, 1827 u. 1830. 3 Bde.); „Sur l'état actuel de la Grèce" (Leipz. 1834). 81.

Thierstücke heißen überhaupt alle diejenigen Gemälde, welche die Darstellung von Thieren zum Hauptzwecke haben. Es kommt hierbei sehr viel auf die Classe der darzustellenden Thiere selbst an; denn während die niederen Thiere bis zu den Vögeln herauf meist nur eine treue Darstellung ihres Baues und ihrer Farben verlangen, muß bei den Säugethieren im Besondern der Charakter, der sich nicht nur in der einzelnen Art selbst, sondern vorzüglich in den gewählten Situationen ausspricht, treu wiedergegeben werden und es bedarf daher eines vorhergegangenen genauen Studium desselben. Es gehören aber hierher nicht allein einzelne gemalte Thiere, sondern vorzüglich weidende Heerden, Jagdstücke, Thierkämpfe ꝛc., bei welchen der Maler recht eigentlich sein Studium der Natur bewähren kann. Ausgezeichnete T. haben wir von Rubens, de Vos, Snyders, Weeninx, Mind, Schnitzler u. A. 30.

Thieß (Johann Otto), berühmter Theolog, geb. zu Hamburg am 15. Aug. 1762, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Johanneum zu Hamburg und der Universität zu Helmstädt, ward 1783 Nachmittagsprediger an der Paulskirche auf dem hamburger Berge, ging aber von den hamburger Orthodoxen ver-

Digitized by Google

folgt 1791 als Privatdocent nach Kiel, ward 1793 Adjunct der theologischen Facultät und 1795 außerordentlicher Professor der Philosophie, erhielt aber, anstößiger Meinungen (in seinem dogmatischen Compendium) angeklagt, 1799 seine Entlassung. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er zu Bordesholm bei Kiel, wo er am 7. Jan. 1810 starb. T. war ein sehr gelehrter und freisinniger Theolog, von welchem wir über mehrere theologische Disciplinen Schriften besitzen. Die vorzüglichsten sind: „Handbuch der neuesten theologischen Literatur" (1792. 2 Bde.); „Einleitung in die neuere Geschichte der Religion, der Kirche und theologischen Wissenschaften" (1797); „Über die Magier und ihren Stern" (1790); „Das neue Testament neu übersetzt mit Erklärungen (4 Bde. 1790—1800); „Neuer kritischer Commentar über das neue Testament" (Halle 1804—1806. 2 Bde.); „Handbuch zum richtigen Verstande und fruchtbaren Gebrauche der Sonn- und Festtagsevangelien" (1796); „Über die biblische und kirchliche Lehrmeinung von den Höllenstrafen" (1791); „Fundamenta theologiae christ. dogmat." (Lips. 1792); „Vorlesungen über die Moral für gebildete Leser in allen Ständen" (Gera 1810. 2 Thle.); „Anleitung zur Amtsberedsamkeit der öffentlichen Religionslehre des XIX. Jahrhunderts" (1801); „Andachtsbuch für aufgeklärte Christen" (1797); „Communionbuch" (1810. 4. Aufl.); „Christliche Lieder und Gesänge" (1784—1785). Auch gab er einen „Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg" (1780. 2 Bde.); „Gelehrtengeschichte der Universität zu Kiel" (2 Thle.); „Dr. M. Luther's Lehren, Räthe und Warnungen für unsere Zeiten" (1792) und eine „Allgemeine Predigerzeitung" (1795—1798) heraus. Sein Leben hat er selbst beschrieben in „Geschichte meines Lebens und meiner Schriften aus und mit Actenstücken; ein Fragment aus der Sitten- und Gelehrtengeschichte des XVIII. Jahrhunderts" (Hamb. 1801—1802. 2 Thle.). 63.

Thisbe, eine junge Babylonierin, ist mit ihrem Geliebten, Pyramus, der Gegenstand einer schönen alten Sage. Beide nämlich, gegen den Willen ihrer Eltern im geheimen Liebesverständniß mit einander, sahen und sprachen sich nur durch eine Lücke, die zwischen ihren beiden angrenzenden Häusern war. Endlich aber beredeten sie sich zu einer Zusammenkunft außerhalb der Stadt am Grabe des Ninus. T., welche zuerst kam, ward hier von einem herankommenden Löwen genöthigt, sich in eine Höhle zu verbergen, ließ aber in der Angst ihren Schleier fallen, den das Thier dann zerriß und sich wieder entfernte. Als Pyramus kam und den zerrissenen Schleier fand, glaubte er die T. selbst von einem wilden Thiere zerrissen und stürzte sich aus Verzweifelung in sein Schwert. Diese fand den Geliebten im Blute und durchbohrte sich mit demselben Schwerte. Ein Grab bedeckte Beide und darüber ward ein Maulbeerbaum gepflanzt, der von nun an statt der frühern weißen rothe Beeren trug. (Vergl. Ovid's Metamorph. B. 4.) 23.

Tholuck (Friedrich August Deosidus), der gelehrteste unter den mystisch-orthodoxen Theologen neuester Zeit, wurde am 30. März 1799 zu Breslau geboren und erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Hier beherrschte ihn ein solcher Unglaube, daß er für seine Abgangsrede sich zum Thema wählte, die Vorzüge des Islam vor dem Christenthume darzustellen. Die Universität zu Breslau, welche er 1816 bezog, besuchte er nur kurze Zeit, indem er aus Vorliebe für die orientalische Literatur noch in demselben Jahre nach Berlin ging, wo ihn der berühmte Orientalist Prälat von Diez als Pflegesohn annahm. Zwar starb dieser schon nach einem Vierteljahre; allein durch ein ansehnliches Stipendium, welches T. durch des Ministers von Altenstein Vermittelung erhielt, sah er sich in den Stand gesetzt, seine orientalischen Studien fortzusetzen, mit welchen er später auch das Studium der Theologie verband. Durch den nähern Umgang mit dem Professor Neander erhielt jetzt seine theologische Denkart eine andere, entgegengesetzte Richtung. Vom Unglauben warf er sich dem Mysticismus in die

Arme. Dieser Umstand so wie die Aufforderung des Ministerium an ihn, an des abgesetzten de Wette Statt in Berlin theologische Vorlesungen über das alte Testament zu halten, bestimmten ihn, sich ganz der Theologie zu widmen. Sein Eifer für Verbreitung seiner neu gewonnenen religiösen Überzeugung und seine gelehrten Kenntnisse erhoben ihn unter den Gleichgesinnten zu dem Ansehen eines Parteihauptes. Bei der preußischen Regierung aber fand er solche Anerkennung, daß er 1825 die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise nach England und Holland erhielt, die er zugleich für Beförderung der Zwecke seiner Glaubenspartei benutzte. Nach seiner Rückkehr wurde er (1826) zum ordentlichen Professor der Theologie in Halle an Knapp's Stelle ernannt. Aber langwierige Körperleiden bewogen ihn nach einigen Jahren, auf ein Jahr als Prediger bei der preußischen Gesandtschaft nach Rom zu gehen. Gestärkt trat er 1829 sein akademisches Lehramt wieder an und erwarb sich durch sein großes Rednertalent den Beifall eines großen Theils der Studirenden. Im folgenden Jahre wurde er in die durch die Denunciation gegen die Professoren Wegscheider und Gesenius veranlaßten Streitigkeiten verwickelt. Zwar ging aus den Verhandlungen hervor, daß der Verdacht seiner Theilnahme an jenem Verketzerungsversuche ungegründet sei und daß er das Einschreiten der Staatsgewalt gegen rationalistische Kirchenlehrer nicht billige; allein da er die dogmatischen Grundsätze jener Partei theilte, so waren der Unwille und die Angriffe der liberalen Theologen namentlich gegen ihn gerichtet. Am Nachtheiligsten aber ward für T. der Angriff, welcher von F. A. Fritzsche in Rostock gegen ihn geschah. Allgemein nämlich hatte man bisher T.'s gründliche Gelehrsamkeit anerkannt und ihn für den Gelehrtesten seiner Partei gehalten. Da trat auf einmal der genannte Gelehrte mit einer Schrift („Über die Verdienste des Herrn Tholuck um die Schrifterklärung", Halle 1831) auf, worin er durch eine große Anzahl von Beispielen aus den exegetischen Schriften T.'s nachzuweisen suchte, daß dieser sich die gröbsten „Schnitzer" in Bezug auf Sprache und Gesetze der Auslegung zu Schulden kommen lasse, keinen richtigen Accent zu setzen wisse, gegen Formenlehre und Syntax sündige, Wörter fingire, die der Sprachgebrauch nicht kenne, Bedeutungen statuire, die gar nicht vorkommen ꝛc. Obgleich sich T. gegen diese Beschuldigungen in seinen „Beiträgen zur Spracherklärung des neuen Testaments, zugleich eine Würdigung der Recension meines Commentars zum Briefe an die Römer von Dr. Fritzsche" (Halle 1832) zu vertheidigen bemühte, so gelang ihm dieß doch nicht ganz, vielmehr vermehrte Fritzsche in einer neuen Schrift („Präliminarien ꝛc.", Halle 1832) das Verzeichniß der vorgeworfenen Verstöße mit vielen neuen, gegen welche T. nochmals („Noch ein ernstes Wort ꝛc.", Halle 1832) das Wort zur Rechtfertigung nahm. So sehr durch diesen Streit der Ruf seiner Gelehrsamkeit in den Augen der Gegner sank, in so großem Ansehen blieb er doch fortwährend bei seiner Partei. Doch sagte er sich von der Theilnahme an der von Hengstenberg herausgegebenen „Evangelischen Kirchenzeitung" los und gründete 1830 eine eigene theologische Zeitschrift unter dem Titel: „Literarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt" (Halle 1830—1837), welche mehr als jene den wissenschaftlichen Standpunkt festgehalten hat. Auch ist T.'s dogmatisches System liberaler und speculativer als das der strengern und fanatischern Hengstenberg'schen Partei. Sein dogmatisches Hauptwerk ist: „Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers" (Hamb. 1823. 5. Aufl. 1836). Am Meisten aber ist T. im Fache der Exegese thätig gewesen. Seine hierher gehörigen Schriften sind folgende: „Auslegung des Briefes Pauli an die Römer" (Berlin 1824. 3. Aufl. 1831); Commentar zu dem Evangelio Johannes" (Hamb. 1827. 5. Aufl. 1836); „Umschreibende Übersetzung des Briefes Pauli an die Römer" (Berl. 1825. 2. Aufl. 1831); „Philologisch-theologische Auslegung der Bergpredigt Christi nach Matthäus" (Hamb. 1833. 2. Aufl. 1836); „Commentar

Digitized by Google

zum Briefe an die Hebräer" (Hamb. 1836); „Das alte Testament im neuen Testamente. Über die Citate des alten Testaments im neuen Testamente und über den Opfer- und Priesterbegriff im alten und neuen Testamente" (Ebend. 1836). Außerdem besitzen wir von T. folgende Werke: „Predigten, gehalten zu Berlin, Rom, London und Halle" (Berl. 1829); „Predigten in dem akademischen Gottesdienste gehalten" (1. Samml. Hamb. 1834. 2. Samml. Ebd. 1836); „Ssufismus s. theosophia Persarum pantheistica" (Berol. 1821); „Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik, nebst einer Einleitung über Mystik überhaupt und morgenländische insbesondere" (Berl. 1825); „Speculative Trinitätslehre des spätern Orients" (Berl. 1826). Sein neuestes Werk ist eine Kritik des „Lebens Jesu" von Strauß (Hamb. 1837). 63.

Thomas von Aquino oder Aquinas stammte aus einem vornehmen Geschlechte und ward zu Roccasicca im Neapolitanischen 1224 geboren. Erzogen im Kloster Monte Cassino gewann er eine solche Neigung zu den philosophischen und theologischen Studien, daß er, um ihnen sich ausschließlich zu widmen, 1243 in den Dominicanerorden trat, auch trotz der selbst gewaltsamen Gegenbemühungen seiner Familie darin verblieb, unter Albert's des Großen Leitung seine Studien vollendete, dann Lehrer der Philosophie und Theologie wurde und die höchsten Würden der theologischen Facultät zu Paris, so wie die Beinamen des doctor universalis und angelicus empfing, dagegen geistliche Ehrenstellen ablehnte, zufrieden mit dem Amte eines Definitors seines Ordens für die römische Provinz Italien. So lebte er, die Wissenschaften lehrend und in Schriften bearbeitend, in demselben Kloster, in welchem er seine Jugendbildung empfangen hatte, bis zu seinem Tode (1274) und wurde nachher unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. In der Philosophie machte er sich um das peripatetische System verdient durch Übersetzung und Erklärung der Schriften des Aristoteles, für dessen größten Kenner er in jener Zeit galt. Doch erhob er sich nicht über die herrschende Art der Behandlung dieses Philosophen, nach welcher man dessen Lehre mit platonischer und alexandrinischer vermischte. Groß war sein Einfluß auf die scholastischen Streitigkeiten jener Zeit und den Sieg des Realismus in denselben; denn T. war strenger Realist, dem die Gedankenformen als das ursprüngliche Wesen der Dinge galten (vergl. d. Art. Scholastik). Mehr noch fast that er für die Theologie, welcher er einen philosophischen Anstrich gab. Er commentirte des Lombarden berühmtes Werk und schrieb selbst eine „Summa theologiae", welche Dogmatik und Moral umfaßte und das erste vollständige System der Theologie ist, wenn auch noch ohne eine sehr systematische Ordnung, — desgleichen eine „Summa catholicae fidei adversus gentiles." — Sein Ansehn in der Philosophie und Theologie lebte lange fort, von zahlreichen Schülern erhalten und verbreitet, die sich nach ihm Thomisten nannten. Seine sämmtlichen Werke erschienen: „Stud. et cura Vinc. Justiniani et Thom. Mauriquez" (Rom. 1570—1571. 17 Part. in 18 Voll. Fol.); „Cura fratrum ord. praed." (Par. 1636—1641. 23 Voll.); die theologischen besonders: „Cura Bern. de Rubeis" (Ven. 1745 sq. 20 Voll. 4.), mit dessen „Diss. crit. et apol. de gestis et scriptis ac doctrina S. Thomae Aquinatis", auch besonders gedruckt (Ebend. 1730. Fol.). Vergl. A. Touron, „Vie de St. Thomas d'Aquin avec un exposé de sa doctrine et de ses ouvrages" (Par. 1731. 4.), Ludw. Carbone a Costaciario, „Compendium absolutissimum totius summae theol. St. Thom. Aquinatis" (Ven. 1587. 8.); P. Cas. Alemannii „Summa theol. St. Thom. Aquinatis" (Par. 1640); „Summa St. Th., hodiernis academiarum moribus accommodata s. cursus theol.", op. Car. Ren. Billuarti (Traj. ad Rh. 1769. 8.); „Philosophia ad mentem D. Th. Aqu. explicata", p. Placid. Reutz (Col. 1723. 3 Voll. 8.); Pet. Zorn, „De varia fortuna phil. Thom. Aquinatis" (in dessen „Opusc. sacra" T. I.). 80.

Digitized by Google

Thomas a Kempis, eigentlich genannt **Thomas Hammerken**, gebürtig aus Kempen im Kölnischen, wo er 1380 geboren ward, widmete sich frühzeitig mit großem Fleiße den theologischen Studien, namentlich dem Lesen der heiligen Schrift eben sowohl als ascetischen Übungen, kam in seinem 20. Jahre in das Kloster der Augustiner Chorherren auf dem Berge der heiligen Agnes unweit Zwoll in den Niederlanden und starb als Superior dieses Klosters 1471. Er gehört zu den edelsten Mystikern des Mittelalters. Rein, wie sein Sinn und Wandel war, suchte er auch in Anderen solche Reinheit des Herzens hervorzurufen und ladet in seinen zahlreichen praktisch-religiösen Schriften, voll freundlicher, oft spielender Bilder, zum stillen Umgange mit Gott und Jesu ein. Sie bestehen in Predigten, Anreden, Ermahnungen, Gebeten, Liedern, ascetischen Abhandlungen, sind sämmtlich in lateinischer Sprache geschrieben und von dem Jesuiten Sommal (Antwerp. 1607. 4.) herausgegeben worden. Vorzüglich sind darunter seine Selbstgespräche der Seele („Soliloquia animae") und sein Rosengarten („Hortulus rosarum") zu erwähnen. Lange Zeit hat man ihm auch das berühmte und weitverbreitete Erbauungsbuch: „De imitatione Christi" beigelegt, welches im Gegensatze des Heiligendienstes und des äußerlichen Klosterlebens die wahre innere Nachfolge Jesu im Ertödten der Selbstsucht und in unbedingt sich hingebender Gottesliebe zeigt. Mönchsorden und Nationen haben sich um den Verfasser dieser Bibel des Volkes gestritten. Daß derselbe weder T. a Kempis noch der heilige Bernhard sei, war bereits entschieden und die Meisten hatten sich für den Kanzler Nik. Gerson entschieden. Aber die neuesten Untersuchungen des Präsidenten von Grégory („De imitatione Christi et contemptu mundi omniumque ejus vanitatum libri IV. Codex de advocatis saec. XIII. Ed. II. cum not. et var. lectt. curante equite G. de Grégory", Aquis Sext. 1833) haben dargethan, daß der Benedictinerabt Johannes Gersen a Canabaro (Cavaglia), der zu Anfange des XIII. Jahrh. lebte, Verfasser dieses Buchs sei. Vergl. Silbert, „Gersen, Gerson und Kempis, oder: ist einer von diesen Dreien und welcher ist der Verfasser von der Nachfolge Christi" (Wien 1828) und „Denkschrift über den wahren Verfasser des Buchs von der Nachfolge Christi, von G. v. Grégory." Aus dem Franz. übers. von J. B. Weigl (Sulzb. 1832). 63.

Thomaschristen, s. Nestorianer.

Thomasius (Christian), ein bekannter deutscher Philosoph, am 1. Jan. 1655 zu Leipzig, wo sein Vater Rector an der Thomasschule war, geboren, widmete sich, nachdem er sich sehr gründliche Schulkenntnisse erworben hatte, der Rechtswissenschaft und trat in seiner Vaterstadt als Lehrer des Naturrechts auf. Bald aber hatte er durch seine Freimüthigkeit und durch seine scharfen Angriffe auf den Schlendrian der Professoren so viele und so mächtige Feinde gegen sich aufgebracht, daß diese einen Verhaftungsbefehl bei der Regierung gegen ihn zu erwirken vermochten. Er entging den Anschlägen seiner Feinde nur durch eine schnelle Flucht nach Berlin, wo er von Friedrich I. die Erlaubniß erhielt in Halle philosophische Vorlesungen zu halten. Der Beifall, welchen diese erhielten, veranlaßte die Regierung zu Halle eine Universität zu stiften und Thomasius als öffentlichen Lehrer der Jurisprudenz anzustellen. Seine rücksichtslose Verfolgung alter eingewurzelter Vorurtheile zog ihm aber fortwährend großen Verdruß zu, wodurch er sich jedoch nicht abhalten ließ, auf dem einmal betretenen Wege muthig fortzuwandeln. Er starb am 23. Sept. 1728. Die Verdienste des T. bestehen hauptsächlich darin, daß er mit gewichtigen Gründen den damals in Deutschland herrschenden religiösen und philosophischen Aberglauben niederschlug und der deutschen Sprache in den Universitätsvorträgen und in gelehrten Untersuchungen das ihr gebührende Recht verschaffte. Den Glauben an Hexen und Gespenster, die Hexenprocesse und die Tortur bekämpfte er mit allen Waffen des Wissens, die ihm zu Gebote standen; in die Tiefen der speculativen

Digitized by Google

Philosophie drang er aber nicht ein. Man hat ihm dieses oft zum Vorwurfe gemacht, ohne zu bedenken, daß seine Absicht gar nicht dahin ging, sich in metaphysische Grübeleien einzulassen. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir hier nur die „Freimüthigen, jedoch vernunft- und gesetzmäßigen Gedanken über allerhand, fürnemlich aber neue Bücher" (Halle 1690. 8), die „Historie der Weisheit und Thorheit" (Halle 1693. 3 Thle. 8.), die „Ernsthaften, aber doch munteren und vernünftigen Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene juristische Händel" (Halle 1720—1721. 4 Thle. 4.) und die „Vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken und Erinnerungen über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel" (Halle 1723—1725. 3 Thle. 8.). Vergl. H. Luden's „Christian Thomasius nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt" (Berl. 1805. 8.). 67.

Thomisten, s. Thomas von Aquino und Scholastiker.

Thomson (James), einer der besten didaktischen Dichter Englands, am 11. Sept. 1700 zu Edeam in Schottland in der Grafschaft Roxburg geboren, widmete sich, nachdem er auf der Schule zu Jedburgh seine erste Bildung erhalten hatte, auf der Universität Edinburg der Theologie und kam dann, da ihm der geistliche Stand nicht behagte, nach London, um sein Glück auf einem andern Wege zu suchen. Sein erster poetischer Versuch: „Der Winter" („Winter", 1726) fand nur schwer einen schlechtbezahlenden Verleger und keinen Beifall, bis er die Aufmerksamkeit einiger bedeutenden Männer erregte und durch diese der Lesewelt vorgeführt wurde. Der Name des Dichters ward bald bekannt und berühmt. Der „Sommer" („Summer", 1727), „Der Frühling" („Spring", 1728) und „Der Herbst" („Autumn", 1730) erschienen schnell nach einander, blieben aber in mancher Beziehung hinter dem Winter zurück. Seine tragischen Versuche gefielen noch weniger, weil sie zu sehr an die steife Regelmäßigkeit der französischen Schule erinnerten. T. unterbrach nun auf einige Zeit seine poetischen Arbeiten, um den Sohn seines Gönners, des Kanzlers Talbot, auf einer Reise durch Holland, Frankreich, Deutschland, die Schweitz und Italien zu begleiten. Bald nach seiner Rückkehr starb Talbot und T. verlor die Stelle eines Kanzleisecretairs, welche er von diesem erhalten hatte. Später fand er jedoch andere bedeutende Gönner an dem Lord Lyttleton und dem Prinzen von Wales, die ihn hinlänglich gegen Mangel sicherten. Er starb am 27. Aug. 1748. — T. besaß weniger schaffende Phantasie, als Verstand und Geschmack, doch auch mehr Gefühl und Enthusiasmus als die meisten didaktischen Dichter Englands und vor Allem ist er ausgezeichnet durch feinen und tiefen Sinn für die Schönheiten der Natur. Seine „Jahreszeiten" („Seasons", schönste Ausg. 1797. Fol. Deutsch von L. Schubart, Berl. 1805. 8.; H. Harries, Altona 1796. 8.; J. Horn, Halle 1800—1806. 2 Thle. 8.; W. Soltau, Braunschw. 1823. 8. und C. F. von Rosenzweig, Hamb. 1825. 8.) sind das vorzüglichste Erzeugniß des Dichters; fehlt ihnen auch eine besonders sinnreiche oder kühne Erfindung, so fesseln sie doch durch hinreißende Schönheit der Darstellung unwiderstehlich. Seine patriotischen Gedichte: „Britannia" und „Liberty" (deutsch von C. Hanseman, Bremen 1818. 8.) zeichnen sich durch gehaltene Correctheit, Kraft, Würde und Eleganz der Sprache und des Styls aus. Auch ist sein allegorisches Gedicht: „The Castle of Indolence" nicht ganz poesiearm. Seine Tragödien (deutsch mit einer Vorrede von G. E. Lessing, Leipzig 1756. 8.), unter denen: „Tancred and Sigismunda" das vorzüglichste sein mag, halten keinen Vergleich mit den englischen Meisterwerken in dieser Gattung der Poesie aus. Die beste Ausgabe der sämmtlichen Werke T.'s besorgte Patrick Murdoch (Lond. 1762. 2 Voll. 4.). Gute Handausgaben sind: Lond. 1788. 3 Voll. 8., 1802. 3 Voll. 8. 67.

Thon, lat. argilla; franz. argile; engl. clay, nennt man im gemeinen

Digitized by Google

Leben überhaupt alle Wasser einsaugende, dadurch knetbare, bildsame, weiche, zerreibliche Erdarten; in beschränkterer Bedeutung aber ist es eine derbe Substanz von erdigem und unebenem Bruche, ziemlicher Weichheit, zuweilen von Mildigkeit, graulichweißen, grauen, ochergelben, gelblich-, röthlichbraunen, bräunlich-, ziegel-, fleischrothen Farben und in diesen Farben gefleckt und gestreift. Sie ist matt und schimmernd, im Striche fettigglänzend, mehr oder weniger an der Zunge hängend, stark Wasser einsaugend und dabei aufquellend, mäßig schwer, etwas fettig anzufühlen und von thonigem Geruche beim Anhauchen und besteht chemisch aus Kieselerde, Thonerde und Wasser. Der Töpferthon, welcher die weißen und grauen Abänderungen enthält, gibt das Material zur Fayence und zu Topfwaaren. Der Pfeifenthon, eine Unterabtheilung des Töpferthones, enthält die feinsten, weißesten, zum Theile etwas kalkführenden Thone. Aus demselben werden Thonpfeifen bereitet. Bunte Thone heißen die übrigen farbigen Thone. Lehm umfaßt durch erdige und eisenhaltige Körper verunreinigte Thone. Schieferthon, ein besonderes Thonproduct von aschgrauen Farben und dickschieferiger Structur, bei Vermengung mit Glimmer- und Quarztheilen zuweilen in Sandstein übergehend, ist eine vom gewöhnlichen Thone durch etwas größere Schwere, durch größern Zusammenhalt und größere Magerkeit beim Anfühlen unterscheidbare Masse. Letten heißt der durch Wasser in der Natur auf seinen ursprünglichen Lagerstätten in aufgeweichtem Zustande gehaltene T. Die Thone zerfallen leicht an der Luft. Wo sie sich in Lagern von größerer Mächtigkeit finden, sind sie an der Oberfläche der Erde durch fortdauernde Einwirkung von Luft und Wasser in einer Art von zersetztem Zustande befindlich, in den sie ebenfalls gelangen, wenn sie längere Zeit im Wasser liegen und worin sie die größere Bildsamkeit besitzen; in größerer Tiefe befinden sie sich bei trockenem Zustande in eckige, ziemlich scharfkantige, mit sehr ein- und ausgebauchten Zerklüftungsflächen umgebene Bruchstücke getrennt; unter den Tiefen, wo dieser Fall statt hat, sind die Thone massig und unabgesondert, mit dem Charakter weicher Gesteinarten. Der T. besitzt, wie mehrere erdige Substanzen, eine aufsaugende Eigenschaft in der Art der Haarröhrchen (s. d. Art.). Aus diesem Grunde kann er gebraucht werden, um Öl- und Fettflecken aus Zeuchen und Hölzern zu ziehen. Thone ohne Glimmer-, Sand-, Kalk- oder Gypsgehalt schmelzen höchst schwer oder gar nicht im Feuer und heißen dann feuerfeste Thone. Sie besitzen jedoch die Eigenheit, im Feuer zu schwinden oder ihr Volumen zu verringern. 76.

Thor, der nordische Gott des Donners, Odin's Sohn, wohnte in Trudheim oder Trutwangr und schützte die Asen gegen die Riesen durch seine steten Kämpfe mit denselben. Zwei Böcke fuhren seinen Wagen, dessen Rollen den Donner verursachte und unter dessen Rädern Blitze sprühten. Seiner Gemahlinnen waren mehrere; die eine, Sif, brachte ihm einen Stiefsohn, Uller, und gebar ihm den Mothi; eine zweite, Jannsaxa, ward Mutter des Magni. T. besaß drei Kleinode, seinen Hammer Miölner, den er schleudern konnte, wohin und wie weit er wollte, der immer zu ihm zurückkehrte und beständig sein Ziel traf; den Gürtel Megnigiader, der seine natürliche Stärke verdoppelte und die Eisenhandschuhe, deren er bedurfte, den Hammer zu fassen. Seiner Abenteuer und Kämpfe mit den Riesen sind unzählige. Am Berühmtesten sind seine Fahrt zu Thrymr, der ihm den Miölner entwandt hatte, worauf er als Freia verkleidet zu ihm ging, den Hammer als Brautgeschenk zurückerhielt und darauf den Recken erschlug, und seine Fahrt zum Utgardsloki, der ihn mit Zauberei so blendete, daß er in allen Kampfspielen, die angestellt wurden, unterlag; denn er konnte das Trinkhorn, das ihm gereicht ward, nicht leeren, die Katze Utgardsloki's nicht vom Boden aufheben und die Amme desselben, Elle, nicht nieder werfen. Beschämt ging T. fort, allein Utgardloki folgte ihm und erklärte seine Zauberei. Das Horn hatte mit der Spitze

Digitized by Google

im Meere gestanden, die Katze war die Midgaardsschlange gewesen und Elle das Alter. Als nun T. zornig den Hammer schwang, den Frevler zu erschlagen, war dieser und sein Palast verschwunden. Anderer Sagen nicht zu gedenken, ist nur noch zu bemerken, daß T. beim Weltuntergange mit der Midgaardsschlange kämpft, sie erlegt und, nachdem er noch 9 Schritte gegangen ist, in Folge des eingeathmeten Giftes stirbt. Unter den Pflanzen ist ihm der Hollunder geheiligt. — Vergl. Uhland, „Der Mythus vom Thor", in dessen „Sagenforschungen" (Stuttgart 1836. 1. Bd.). 82.

Thorah, eigentlich Gesetz, heißt bei den Juden der Pentateuch, als ihr vorzüglichstes Religionsbuch. 9.

Thorild (Thomas), ein ausgezeichneter schwedischer Schriftsteller, wurde im Jahre 1759 zu Kongolf in Schweden geboren, war Privatdocent in Upsala, wurde aber 1792 wegen seiner politischen Schriften, besonders über die Preßfreiheit, des Landes verwiesen, begab sich hierauf nach Kopenhagen, lebte daselbst längere Zeit als Privatgelehrter, wandte sich alsdann nach Lübeck und Altona, wurde zuletzt in Greifswald (1796) als Bibliothekar und Professor der schwedischen Sprache und Literatur angestellt und starb daselbst am 31. Oct. 1808. Als Schriftsteller hat sich T. im Fache der Politik, Philosophie und Poesie ausgezeichnet. Außer den schon erwähnten Schriften nennen wir noch: „Über die natürliche Hoheit des weiblichen Geschlechtes"; sein Hauptwerk „Maximum sive Archimetria" (Berlin 1799); „Systema theologicum humanitatis" (Greifswald 1803. 4.) und sein „Systema juridicum humanitatis naturale" (Ebend.). Eine Sammlung seiner poetischen Schriften ist noch nicht erschienen, allein seine übrigen Werke kamen gesammelt zu Upsala 1819 heraus. T. besaß eine lebendige Einbildungskraft und einen großen Reichthum an kühnen und kräftigen Bildern und seine Schriften sind reich an originellen Ansichten über Ästhetik, Philosophie und Politik. Über seinen Werth als philosophischen Schriftsteller vergl. Geijer, „Thorild," Tillika en philosophisk eller philosophisk Bekännelse" (Upsala 1822). 81.

Thorium, s. Metalle.

Thorkelin (Grim Johnsen), ein um die skandinavische Literatur hochverdienter Mann, am 8. Oct. 1752 auf Island geboren, machte 1786 nach Beendigung seiner Studien zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch England, Irland und Schottland und ließ sich dann auf der Universität St.-Andrews nieder. Seine archäologischen Forschungen erhielten einen ungewöhnlichen Beifall und das Verdienstliche derselben wurde auch von der Regierung durch die Ernennung zum geheimen Archivar des Königs, zum Staatsrathe und zum Ritter des Danebrogsordens anerkannt. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Kongaersda ok Bikis Stiörn" („Successio regia et regni administratio", 1777); „Analecta"; „Statuta provincialia"; „Diplomatarium Arna-Magnaeanum" (1786) und der Commentar zur „Orkeeyinga-Saga" (1787). Auch bearbeitete er das wichtige Gesetzbuch „Magnus Lagobaeters Gulathings Laug" und gab „Vafthrudis mal" (1779, eines der vorzüglichsten Lieder der Edda, und das angelsächsische Gedicht: „De Danorum rebus gestis sec. III et IV" (Havn. 1815. 4.) heraus. 66.

Thorlacius (Skule Thordsen), ein verdienstvoller Erforscher und Bearbeiter nordischer Alterthümer, 1741 auf Island geboren, widmete sich philologischen und literarischen Studien und ward Rector an der lateinischen Schule zu Kopenhagen. Später erhielt er den Charakter und den Rang eines Justizrathes. Sein vorzüglichstes, jedem Nachforscher nordischer Alterthümer unentbehrliches Werk ist: „Antiquitatum Borealium observationes miscellaneae", Specim. I—VII. (Havn. 1778—1799). Außerdem sind noch zu nennen seine Vorre-

Digitized by Google

den und Commentare zu der „Heimskringla", der „Edda", der „Hakonar-Quida" und anderen Werken der skandinavischen Literatur. Er starb 1815 zu Kopenhagen. — Sein Sohn, Birger T., am 1. Mai 1775 zu Colding geboren, widmete sich der Theologie, ohne dem Studium der nordischen Alterthümer untreu zu werden. Er bearbeitete mehrere werthvolle archäologische Abhandlungen und veranlaßte durch seine freigebige Unterstützung die lange gewünschte Herausgabe des zweiten Theils der „Sämundischen Edda" und des vierten und fünften Theils der „Heimskringla" (1813—1818). 66.

Thorn, feste Kreisstadt, am rechten Ufer der Weichsel im preußischen Regierungsbezirke Marienwerder mit 1070 Häusern und 18000 Einw., Katholiken und Protestanten, 5 Kirchen, 1 protestantischen und 1 katholischen Gymnasium, bedeutender Gerberei und Seifensiederei, berühmtem Pfefferkuchen und ansehnlichem Handel in Holz und Getreide, ist durch 9 Bastionen, Lünetten und einige kleine abgesonderte Forts beschützt und steht durch eine 2500 Fuß lange hölzerne Brücke mit dem andern Weichselufer in Verbindung, wo sich ein Brückenkopf befindet. — Die Stadt ward um 1230 von den deutschen Rittern erbaut und kam 1466 unter polnische Hoheit, nachdem sie früher mehrmals von den Polen vergebens belagert worden war, behielt aber viele Freiheiten, z. B. das Gerichtswesen nach dem kulmschen Rechte, das Münzrecht, das Recht eigne Soldaten zu halten u. dergl. und blieb Mitglied der Hanse. Die Reformation fand hier bald Eingang und 1645 ward hier das vergebliche thorner Colloquium zur Vereinigung der 3 Religionsparteien gehalten; aber der Religionshaß zeigte sich hier in beständigen Reibungen und führte endlich das bekannte schreckliche thorner Blutgericht herbei. Bei der Frohnleichnamsprocession den 16. Juli 1724 hatte nämlich ein Zögling des Jesuitencollegium mehrere Protestanten gröblich beleidigt, weil sie nicht auf die Knie fallen wollten; es war dadurch zum Handgemenge gekommen und der Anstifter war verhaftet worden. Die Jesuitenschüler erlaubten sich nun die größten Ausschweifungen in der Stadt, so daß endlich der Pöbel zusammenlief, das Jesuitencollegium stürmte und Meubles und Heiligenbilder verbrannte, ehe der Stadtrath kräftig einschreiten konnte. Die Jesuiten machten über dieses letztere eine übertriebene Relation an den polnischen Reichstag und die zur Untersuchung gesandte, aus lauter Katholiken bestehende Commission fällte endlich das höchst ungerechte Urtheil, daß der Bürgermeister Rösner nebst dem Vicebürgermeister und 10 andere Personen, lauter Protestanten, hingerichtet und dann verbrannt, der Magistrat künftig zur Hälfte aus Katholiken bestehen, die Hauptkirche den Katholiken eingeräumt, das evangelische Gymnasium eine Meile von der Stadt entfernt und mehrere protestantische Geistliche aus der Stadt verjagt werden sollten. Das Urtheil ward den 7. Dec. 1724 vollzogen und blieb in Kraft, da die Protestationen Preußens wegen der politischen Verhältnisse keinen Nachdruck haben konnten. Seit 1793 ist die Stadt preußisch. Bemerkenswerth ist sie noch als Geburtsort des Copernicus (s. d. Art.). 37.

Thorwaldsen (Bertel), der berühmteste Bildhauer der neuesten Zeit, der Sohn eines armen Steinmetzen aus Island, ward den 9. Nov. 1770 zu Kopenhagen geboren, entschied sich für die Kunst seines Vaters und ward auf die Zeichenakademie zu Kopenhagen geschickt, wo er sich bald so auszeichnete, daß er 1797 eine Pension auf 4 Jahre erhielt, um in Rom zu studiren. Hier lebte er, ohne sehr bemerkt zu werden, und war schon im Begriffe wieder abzureisen, als der Holländer Hope die Ausführung eines bisher wenig geachteten Modells, „Jason wie er das eroberte goldne Vließ empor hält", in Marmor von ihm verlangte. Dieß entschied seinen längern Aufenthalt in Rom und seinen Ruhm. Eine Menge colossaler mythologischer Statuen, wie „Mars", „Venus", „Apollo", „Amor", „Psyche", „Hebe", „Ganymed", „Mercur", „Adonis", welche letztere Canova

Digitized by Google

selbst für ein Meisterstück anerkannte, u. a., so wie verschiedene Reliefs („Achilles zornig sich abwendend, während die Briseis abgeführt wird"; „der Triumphzug Alexander's", am Schlosse Christiansburg in Kopenhagen; „die Allegorien des Tages und der Nacht"; „Bacchus, der dem Amor zu trinken gibt"; „Amor, der seine von einer Biene gestochene Hand der Venus zeigt"; „die Musen, welche nach dem Klange von Amor's Lyra tanzen" und viele andere Basreliefs in der Kathedrale zu Kopenhagen und in Kirchen und Palästen zu Rom), welche sämmtlich von hoher Originalität und Kraft zeugen und bei der größten Einfachheit die vollendetste Schönheit der Ausführung mit dem tiefsten Studium der Antike verbinden, folgten derselben. Seine Verdienste wurden auch von seinem Könige durch seine Erhebung in den Adelstand und zum Etatsrathe und durch Ertheilung des Danebrogordens anerkannt und seine Werke sind fast sämmtlich von Riepenhausen und Mori in Kupfer gestochen; „der Alexanderzug", sein bedeutendes Relief, von Amsler (Stuttgart 1836). Die bedeutendsten Werke der bildenden Kunst werden in der neuesten Zeit fast ihm allein aufgetragen und wie er für Warschau „die Reiterstatue Poniatowski's"; für Rom „das Grabmal des Papstes Pius VII."; für München „das Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg und des Königs Maximilian von Baiern" u. v. a. geliefert hat, so sind auch von ihm die Modelle zu Schiller's Denkmal in Stuttgart und Guttenberg's in Mainz gefertigt worden. So hat er eine große Menge der ausgezeichnetsten Bildhauerwerke geliefert, welche, die neuesten ausgenommen, in Thiele's „Leben und Werke Thorwaldsen's" (Leipz. 1832—1834. 2 Bde. Fol. mit 180 Kupfern) verzeichnet sind. Sein Aufenthalt ist ausschließend Rom, wo er auch Präsident der Akademie der schönen Künste San Luca ist und nur 1819 und 1836 hat er sein Vaterland und zu wiederholten Malen bei Enthüllung seiner Bildwerke Deutschland besucht. 16.

Thoth, auch Thaut, Thaaut, Theuth, Thoyth, spielt in der ägyptischen Mythologie eine bedeutende Rolle. Er war der Sohn des Misor und wird um 1700, 1650 und 1460 v. Chr. in der Geschichte genannt. Er soll die Buchstabenschrift, die Astronomie, Geometrie, die Zahlen, die Arithmetik, die Musik, die Arzneikunde, das Würfelspiel, das Bretspiel, den Tanz und die Leibesübungen erfunden haben. Er gab den Ägyptern Gesetze und schrieb die Entstehungsgeschichte der Welt. Der Gott Kronos bediente sich seines Rathes und gab ihm auf Bitten der Kabiren die Herrschaft über Ägypten. Es ist klar, daß von einem geschichtlichen Wesen hier gar nichts oder nur außerordentlich wenig und vom Mythos Untrennbares zu suchen ist. Offenbar ist T. der erdgeborene Gott, ein Sohn Misor's (Mizraim, Aegyptius) und wird als Repräsentant des denkenden Wesens, der Vernunft, zu betrachten sein, gerade wie der altdeutsche Mannus (Gruin, „Mythologie" S. 204. Anh. XXVIII.). 82.

Thou (Jacques Auguste de), lat. Thuanus, ein ausgezeichneter französischer Geschichtschreiber und Staatsmann, wurde im Jahre 1553 zu Paris, wo sein Vater als Parliamentspräsident lebte, geboren, und zehn Jahre alt in das Collège de Bourgogne aufgenommen, von wo er sich nach Orleans wandte, um hier die Rechte zu studiren. Zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Laufbahn begab er sich hierauf nach Valence, wo er den berühmten Cujacius zum Lehrer hatte und mit Justus Scaliger einen innigen Freundschaftsbund schloß. Im Jahre 1572 nach Paris zurückgekehrt erlebte er daselbst die Schrecken der Bartholomäusnacht und faßte dadurch tiefwurzelnden Haß gegen Glaubenswuth und Unduldsamkeit. Da er anfangs die Absicht hegte in den geistlichen Stand zu treten, so überließ ihm sein Oheim, der Bischof von Chartres, mehrere seiner Pfründen; allein er entsagte dem Genusse derselben und ging 1573 mit Paul de Foix, der zum Gesandten an den Papst und die Fürsten Italiens ernannt worden war, in dieses Land ab. Wegen der Reife seiner Einsicht übertrug ihm schon im Jahre 1576 der Hof

Digitized by Google

das Geschäft, mit dem Marschalle von Montmorency in Unterhandlungen zu treten, um den Ausbruch eines Bürgerkriegs in Frankreich zu verhindern. In demselben Jahre unternahm er eine Reise in die Niederlande und 1579 nach Deutschland in Begleitung seines ältern Bruders, nach dessen bald erfolgtem Tode er sich ausschließlich dem Studium der Rechte widmete. Hierauf wurde er zum geistlichen Rathe bei dem Parliamente zu Paris und 1584 zum Requetenmeister ernannt und unternahm eine Geschäftsreise nach Guyenne, wo er den berühmten Montesquieu persönlich kennen lernte. Bei dem Ausbruche der Empörungen zu Paris (1586), welche durch die Gewaltthaten der Ligue veranlaßt worden waren, wurde de T. von Heinrich III. nach der Normandie gesandt, um diese Provinz dem Könige getreu zu erhalten. Da man ihn hierauf, obwohl mit Unrecht, des Antheils an der Ermordung des Herzogs von Guise (1589) beschuldigte, so war seine Familie in Paris großen Mißhandlungen ausgesetzt, denen seine Frau nur durch Verkleidung entgehen konnte. Seiner Beredsamkeit gelang es, Heinrich III. zu einem Bündnisse mit Heinrich von Navarra zu bewegen und als er zu Venedig die Ermordung des Ersteren vernahm, so reiste er sogleich nach Château-Dun zu Heinrich von Navarra, den er augenblicklich als rechtmäßigen Thronerben anerkannte. Durch seine Klugheit, Offenheit und Rechtschaffenheit erwarb er sich bald das Vertrauen dieses Fürsten, der ihn fünf Jahre lang bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten zu Rathe zog, sich seiner bei mehreren bedeutenden Unterhandlungen bediente und ihn zum ersten königlichen Bibliothekar ernannte. Im Jahre 1594 zum Präsidenten des Parliamentes erwählt arbeitete er mehrere Artikel des später so berühmt gewordenen Edicts von Nantes aus, wohnte (1600) als katholischer Commissarius der Unterredung zwischen du Perron und du Plessis Mornay bei, wurde unter der Regierung der Maria von Medicis zu einem der Generaldirectoren der Finanzen ernannt, leitete als Abgeordneter die Verhandlungen zu Loudun und erwarb sich bei allen öffentlichen Geschäften, wobei man sich seiner bediente, den Ruf eines geschickten und rechtschaffenen Mannes. Der Tod seiner zweiten Gattin und die Ermordung Heinrich's IV. wirkten aber so schwer auf ihn ein, daß er im Jahre 1617 starb. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch sein Geschichtswerk: „Historia sui temporis" (beste Ausgabe, London 1733. 7 Bde. Fol.; sie umfaßt die Jahre 1545—1607) berühmt gemacht. Dasselbe ist mit seltener Freimüthigkeit und Unparteilichkeit, Wahrheitsliebe und Genauigkeit, verbunden mit großer Reichhaltigkeit des Inhalts, Würde und Anmuth des Styls geschrieben; allein besonders seine freisinnigen Urtheile über die Päpste, die Geistlichkeit und das Haus Guise, so wie seine Schonung gegen die Protestanten, die er wider ungerechte Beschuldigungen in Schutz nimmt, verursachten ihm von Seiten des römischen Hofes, welcher das Werk als ketzerisch verbot, viele Unannehmlichkeiten und Heinrich IV. war schwach und ungerecht genug auf die Seite von de T.'s Gegnern zu treten. Außerdem besitzen wir noch von ihm seine Lebensbeschreibung, welche er unter dem Titel: „J. A. Thuani in Senat. Paris. Praes. de vita sua commentariorum lib. VI" (Orleans 1620. Fol. Deutsch in Seybold's „Selbstbiographien berühmter Männer", Winterthur 1796. 1. Bd.) herausgab. Auch liebte und pflegte er die lateinische Dichtkunst, wie sein didaktisch-beschreibendes Gedicht „De re accipitaria" („Über das Beizen oder die Falkenjagd") bezeugt. — Vergl. über ihn: „Discours sur la vie et les oeuvres de Jacq. Aug. de Thou" von Ph. Chasles (Par. 1824). — François Auguste de T., der Sohn des Vorigen, wurde zu Paris im Jahre 1607 geboren, nach Zurücklegung seiner Studien und Bekleidung mehrerer Ämter zum Requetenmeister und sodann zum Großmeister oder ersten Bibliothekar der königlichen Bibliothek ernannt, lebte lange in Constantinopel und trat nach seiner Rückkehr in den Staatsrath ein. Wie durch seine Talente und den Umfang seiner Kenntnisse, zeichnete er sich auch durch seinen

Digitized by Google

edlen Charakter aus, der ihm die Hochachtung aller Guten erwarb, ward aber in die Verschwörung des Cinq-Mars verwickelt, entdeckt und 1642 im 35. Jahre seines Alters zu Lyon enthauptet. Noch in den letzten Augenblicken zeigte er eine unerschütterliche Ruhe und Standhaftigkeit. — Vergl. „Cinq-Mars oder die Verschwörung unter Ludwig XIII." von Alfr. Gr. von Vigni (deutsch von Baron Gerolf, Leipz. 1829. 3 Thle.). 81.

Thracien, das heutige Rumanien und zum Theil Bulgarien, jenes im Alterthume hochberühmte Land im Norden Griechenlands, dessen Grenzen in früheren Zeiten unbestimmt, späterhin aber im Norden der Hämus (großer Balkan) und Untermösien; im Osten der Pontus Euxinus; im Süden die Propontis und das ägäische Meer; in Westen seit Philipp's von Macedonien Zeiten der Nestos, vorher der Strymon waren, und dessen Flächeninhalt 4000 □Meil. beträgt, ist ein wohl bewässertes und in seinen Bergebenen, z. B. zwischen dem Hämus und Rhodope, sehr fruchtbares Land, ausgezeichnet durch ergiebige Waldungen und schöne Viehzucht, reich an Wein, vielen Getreidearten, Obst, Öl und edlen Metallen, namentlich Gold. Zwar ist das Klima hier und da etwas kalt, aber doch nicht so, daß die durchgängig abschreckende Schilderung, die uns Griechen und Römer von dem Klima geben, der Wahrheit treu wäre. Die ältesten Einwohner waren die Thracier, ein streitbarer und mächtiger scythischer oder kaukasischer Völkerstamm, der schon frühzeitig einen Grad von Cultur erreicht hatte, des Acker- und Weinbaues kundig war, in Flecken und Burgen wohnte, die Waffen trefflich zu führen wußte, ja sogar schon frühzeitig durch die Sänger Orpheus, Musäus, Thamyris, Eumolpus und Zamolxis in Musik, Gesang und Dichtkunst eingeweiht wurde. So deckte schon zu des Xerxes Zeiten ein thracischer Krieger seinen Körper mit einem Schilde, seine Schenkel und Beine mit einer Hirschhaut, seinen Kopf mit einem Fuchspelze, der ihm als Helm galt. Ein Dolch und ein Wurfspieß waren seine Angriffswaffen. Die Thracier kauften ihre Weiber, verfertigten ihre Kleidung aus Leinwand und hielten Krieg und Raub für die ehrenvollste Beschäftigung. In den ältesten Zeiten fanden selbst noch Menschenopfer bei ihnen statt und das Tätowiren galt für eine Auszeichnung der Vornehmen. Diese ganze thracische Nation war aber schon früh in mehrere Völkerschaften getheilt, die jedoch, obschon sie hinsichtlich der Sprache und ihrer Gewohnheiten gleich waren, in beständiger Fehde mit einander lebten. Die Geschichte Thraciens in den frühesten Zeiten ist in dichtes Dunkel gehüllt. Zuverlässig werden erst die Nachrichten zu den Zeiten des Perserkönigs Darius. Derselbe unterwarf die thracischen Völkerschaften um den Pontus Euxinus, so wie die Geten. Doch gelang es ihm nicht, das ganze Land unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Ganz verschont von diesem Einfalle blieben die Odrysä, die bald darauf sich mehrere thracische Völkerschaften unterwarfen und endlich 479 v. Chr., als die Perser T. räumen mußten, unter Teres oder Tyres ein Reich bildeten, welches bald in größter Blüthe stand und bis 322 v. Chr. fortdauerte, wo T. dem Lysimachus als Provinz anheimfiel, obschon einzelne Theile des Landes von Macedonien unabhängig blieben. Kaum aber war Lysimachus gestorben, als von den Galatä oder Celten aus Servien eine Invasion in T. erfolgte, welche namentlich die Gegend um Byzanz besetzten, die Hauptstadt Thule anlegten, gegen 219 v. Chr. aber nach Kleinasien wanderten. T. blieb seitdem wieder frei, bis Crassus den größten Theil des Landes unterwarf und der Kaiser Claudius (47 n. Chr.) dasselbe zur römischen Provinz machte. Eine neue Eintheilung Thraciens in Thracia, Hämimontus, Europa, Rhodope erfolgte unter Diocletian und Constantin. Bald auch erlitt T. neue Streifzüge von barbarischen Völkerschaften, z. B. den Sarmaten, Gothen ꝛc., bis endlich mit Constantinopel 1453 auch das ganze Land in die Hände der Türken fiel. Die namhaftesten Flüsse von T. sind: der Hebrus,

Digitized by Google

jetzt Mariza; die Arda, der Trarus, Strymon, Marvus, jetzt Morawa u. m. a.; die größten Gebirge: der Hämus (eine Fortsetzung unserer Alpen), Rhodope, jetzt Dospoto Dag, Scomius, jetzt Witoscha, und das Rullagebirge; die vorzüglichsten Städte: Abdera (s. d. Art.), Sestos, durch des Xerxes Brücke und Hero und Leander berühmt, jetzt das Dorf Jalova; vor allen aber Byzanz, späterhin von Constantin dem Großen in Constantinopolis umgeschaffen, u. m. a. 20.

Thränen, lat. lacrymae; franz. larmes; engl. tears, nennt man die in der über dem äußern Augenwinkel in einer kleinen Höhle befindlichen Thränendrüse (glandula lacrymalis) sich ununterbrochen absondernde serös-schleimige Feuchtigkeit, welche dazu dient, die vordere Augenfläche feucht zu erhalten, die Bewegung der Augenlider zu erleichtern und staubige Theile von dem Augapfel wegzuspülen, so wie überhaupt das Auge gegen die Rauhigkeit der Luft zu schützen. Wenn die Augenlider geschlossen sind, sauget das Thränenwärzchen (vergl. Auge) die T. ein und führt sie den Thränenröhrchen zu, aus welchen sie in den im innern Augenwinkel gelegenen Thränensack gelangen, der sie durch den Thränencanal (Nasencanal) in die Nasenhöhle führt. Die T., welche bei gewissen gereizten Gemüthsstimmungen aus den Augen fließen, bilden eine wasserhelle, milde, geruchlose, alkalisch salzige Flüssigkeit, die beim Vertrocknen nur einen sehr dünnen Überzug hinterläßt. Nach Fourcroy's und Vauquelin's Versuchen enthalten gesunde T. 0,96 Wasser und 0,04 feste Theile, welche aus freiem Natrum, Kochsalz, schleimigen Theilen, Spuren von phosphorsaurem Kalke und phosphorsaurem Natrum bestehen. Aus den Versuchen derselben Chemiker scheint hervorzugehen, daß die gelbe, feste, in Wasser unauflösliche Materie, die sich in den Augenwinkeln während des Schlafs bisweilen anlegt und unter dem Namen Augenbutter bekannt ist, durch Oxydation der Thränensubstanz gebildet werde. — In gewissen Augenkrankheiten erleiden jedoch die T. wahrscheinlich eine Zersetzung, indem sie einen gewissen Grad von eiterartiger Beschaffenheit bekommen; namentlich ist dieß bei der unter dem Namen Thränenfistel (fistula lacrymalis) bekannten Krankheit der Fall, indem bei dieser der Abfluß der T. nach der Nase verhindert und eben dadurch ein Abträufeln der T. aus dem Auge veranlaßt wird, was bei sehr langem Bestehen des Übels bisweilen eine Operation nothwendig macht, durch welche ein neuer, künstlicher Canal gebildet wird, damit der Lauf der T. in die Nase wieder hergestellt werde. (Vergl. Zwierlein's „Diss. de fistulae sacci lacrymalis operatione", Landsh. 1818.) 7.

Thrasybulus, ein Athener, Sohn des Lycus, zeichnete sich durch seinen Patriotismus aus zu einer Zeit, wo sein Vaterland im Sinken begriffen die demokratische Herrschaft gegen eine oligarchische vertauschen wollte. Er mit Thrasyllus an der Spitze der Demokraten stehend wollte die einst theuer erkaufte Freiheit erhalten und auf seinen Rath schlug die Flotte und Armee, die er mit Pisander auf Samos commandirte, dem (411 v. Chr.) gewählten oligarchischen Rathe der Vierhundert ihre Anerkennung ab. Durch ihn erfolgte auch des verbannten Alcibiades Zurückkehr zur Armee, obgleich er dessen Freund nicht war, als seine zweideutigen Gesinnungen immer mehr und mehr hervortraten. Nachmals, als durch Spartas Vermittelung zu Athen die Herrschaft der dreißig Tyrannen eingesetzt war, verließ er mit vielen Tausenden sein Vaterland, weil seinem Freiheit achtenden Sinne jene Herrschaft ein Greuel war, und zog nach Theben, lebte aber dort nicht in müßiger Trauer um das verlorene Gut der Freiheit und des Vaterlandes, sondern dachte auf Rettung. Mit nur 70 seiner Freunde brach er in Attika ein und warf sich in das Castell Phyle. Die Dreißig verachteten anfangs den scheinbar schwachen Feind, aber bald vermehrten sich die Anhänger desselben, so daß er mit seinem Heere in den Piräeus zog und Munychia befestigte. Nun zogen die Tyrannen

Digitized by Google

gegen sie aus, aber sie wurden besiegt und nachdem Kritias in einem Kampfe gefallen war, gaben sie ihre Herrschereristenz auf und verließen Athen. Durch Spartas erneute Intercession wurde nun zwischen den Demokraten und Aristokraten Friede geschlossen, die Dreißig verbannt und nach einer allgemein anerkannten Amnestie den Verbannten erlaubt nach Athen zurückzukehren; die Regierungsform ward wieder demokratisch. Und fast noch größer als im Kriege zeigte sich T. nach Wiederherstellung des Friedens; denn die Ausbrüche leidenschaftlicher Demokraten gegen die von der Gegenpartei wußte er auf das Bestimmteste und Kräftigste zu unterdrücken und begnügte sich für seine Person mit der geringen Auszeichnung als Anerkennung seines Verdienstes einen Olivenkranz zu erhalten. Sein Fernbleiben von hohen Ehrenstellen sicherte ihm auch die bleibende Liebe und Gunst des durch ihn geretteten Volkes. Nach 20 Jahren, während welcher Zeit er seiner Vaterstadt die Insel Lesbos gewann und Rhodus behauptete, kam er im Jahre 390, als er an Asiens Küste gegen Spartas Flotten kämpfte und in Pamphylien bei der Stadt Aspendus gelandet war, um das Leben; denn die Barbaren hatten zur Nachtzeit einen Ausfall aus der Stadt gemacht und durch die Sorglosigkeit der Wachen war es geschehen, daß jene in das Lager gebrochen waren, sich selbst dem Feldherrnzelt genähert hatten und darin den T. erschlugen. 6.

Threnodie (griech. θρηνῳδία, das Singen von Klageliedern) ist ein kurzes Klagelied, das sich jedoch charakteristisch von der Elegie durch die lyrische Darstellung des übermäßigsten Seelenleidens als unmittelbarer Ausdruck der heftigsten Empfindungen unterscheidet. So werden auch Threni (θρῆνοι, laute Klagen) die Klagelieder Jeremiä genannt, die denselben Charakter an sich tragen. 84.

Thuanus, s. Thou.

Thucydides, der ausgezeichnetste altgriechische Historiograph, ward geboren 471 v. Chr. zu Halimos bei Athen. Dem Bereiche der Fabel gehört die Erzählung an, daß er als 15jähriger Jüngling bei der Feier der großen Nationalspiele zu Olympia den Herodot dessen Geschichte habe vorlesen hören, dabei zu Thränen gerührt worden sei und dadurch sich bestimmt gefühlt habe, auch Geschichtschreiber zu werden. Durch hinlängliche Beweise dagegen bestätigt ist die Nachricht, daß T. den Philosophen Anaxagoras und den Redner Antiphon zu Lehrern hatte, unter deren Ägide er die Jahre seiner Jugend verlebte. Es war dieß die Zeit der größten Macht Athens, dessen Übermuth den peloponnesischen Krieg herbeiführte. Im achten Jahre dieses Krieges ward er als Feldherr nach Thracien gesandt, um die wichtige Pflanzstadt Amphipolis für Athen zu behaupten. Allein noch ehe er am Orte seiner Bestimmung anlangte, hatten die Spartaner bereits die Stadt besetzt, und sein undankbares Vaterland bestrafte ihn dafür mit dem Exile. Die Zeit desselben (20 Jahre) soll er theils in Sicilien und Italien, theils in Ägina, theils in Thracien verlebt haben; sie selbst verwendete er auf die Sammlung von Materialien zu seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges, wobei er keine Mühe, ja keine Opfer scheute. Im Jahre 403 nach Athen zurückgekehrt beugten seinen kräftigen Sinn die neuen politischen Verhältnisse und die Herrschaft der 30 Tyrannen abermals nieder, und bald sagte er der Stadt zum zweiten Male Lebewohl, um sie nie wiederzusehen. Er ward in Thracien von raub- und habsüchtigen, nach seinen Schätzen lüsternen Räubern ermordet, wie es scheint im Jahre 391. Sein uns noch erhaltenes Geschichtswerk über den peloponnesischen Krieg besteht aus 8 Büchern, von denen jedoch den letzteren die Vollendung zu fehlen scheint, und erzählt die ersten 21 Jahre des peloponnesischen Krieges. Das Ganze beseelt ein ernster Geist, der streng prüfend und sichtend in steter Rücksicht auf das politische Staatsleben die Massen beherrscht und zu einem Ganzen verbindet. Und dabei offenbart sich in der sinnigen Kürze, Gründlichkeit und Fülle der Gedanken und der nicht seltenen Dunkelheit, wenigstens Schwierigkeit in der sprachlichen Darstel-

Digitized by Google

lung der erhabenste poetische Schwung, der jedoch überall die ruhige und parteilose Erforschung der Dinge durchblicken läßt, durch die T. der Schöpfer der historischen Kritik wurde. Die inhaltsreichen, in sprachlicher Hinsicht freilich oft sehr schwierigen Reden, die er den Haupttheilnehmern der Begebenheiten in den Mund legt und in die historische Erzählung eingewebt hat, geben dem Ganzen den Reiz einer anschaulich fortschreitenden Handlung. Und so ist mit Recht der Reichthum an Erfahrung und Staatsklugheit, der in diesem Geschichtswerke die Basis bildet, die sittliche Richtung des Urtheils, die der Verfasser zeigt, und die Erhabenheit über die Vorurtheile seiner Volks- und Zeitgenossen in allen Jahrhunderten der Gegenstand der höchsten Bewunderung gewesen. Die vorzüglichsten Ausgaben sind die Ed. pr. (Venet. Aldus 1502. Fol.), cum schol. (Florent. Junta 1526. Fol.), dann cum schol. ed. Joach. Camerarius (Basil. 1540. Fol.); H. Stephanus (Par. 1564. 1588. Fol.); Hudson (Oxon. 1696. Fol.); Duker (Amst. 1731. Fol. Hauptausg.); C. D. Beck (Lips. 1790—1804. 2 Voll. 4.); die Bipontina (1788. 6 Voll. 8.); Haacke (Lips. 1820. 2 Voll. 8.); Bekker (Berol. 1821. 3 Voll. 8.); Poppo (Lips. 1821 sqq. 8.); Göller (Lips. 1826. 2 Voll. 8.); Morstadt und Gervinus (Francof. 1830). Gute Übersetzungen sind: lateinisch: von Laur. Valla (1452) und Ämil. Portus (1592); deutsch von Heilmann (Lemgo 1760); Jacobi (Hamburg 1804—1806. 2 Bde.); Müller (Prenzlau 1828); Osiander (Stuttgart 1827). Vergl. Dodwell, „Annales Thucydidei" (Oxf. 1702. 4.); Creuzer, „Herodot und Thucydides" (Leipz. 1798); Roth, „Tacitus und Thucydides" (München 1813. 4.); Krüger, „Untersuchungen über das Leben des Thucydides" (Berl. 1832. 4.) und Ad. Heimann, „De Thucydidis orationibus" (Berol. 1833. 8.). 20.

Thümmel (Moritz August von), einer der geistvollsten sentimental-humoristischen Schriftsteller Deutschlands, am 27. Mai 1738 zu Schönefeld bei Leipzig geboren, widmete sich, nachdem er zu Roßleben seine Schulstudien beendigt hatte, auf der Universität Leipzig der Jurisprudenz und machte zugleich durch seine freundschaftliche Verbindung mit Gellert, Weiße, Rabener und Kleist bedeutende Fortschritte in den schönen Wissenschaften. Bald nachdem er die Universität verlassen hatte, trat er als Kammerjunker in die Dienste des Erbprinzen Ernst Friedrich von Sachsen-Coburg, der ihn nach dem Antritte seiner Regierung zum geheimen Hofrathe und 1768 zum wirklichen geheimen Rathe und Minister ernannte. Diesem Posten stand er rühmlichst bis zum Jahre 1783 vor, wo er sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzog. Er legte zu Coburg eine Fabrik von kleinen steinernen Kugeln an, die durch ihren bedeutenden Erfolg ihm ein ziemliches Vermögen eintrug. Nach einer dreijährigen Reise (1775—1777) durch Frankreich und Italien lebte er im Kreise seiner Familie abwechselnd auf seinem Gute Sonneborn und in Gotha. Er starb während eines Aufenthaltes in Coburg am 26. Oct. 1817. Thümmel, sagt Bouterweck, fand den Weg, auf dem er sich auszeichnete, ohne ein Muster vorzugsweise zur Nachahmung zu wählen, indem er mit unerkünstelter Laune, auf jeden Wink der Natur achtend, den Dichter und den Weltmann in seiner Person zu einem sich selbst belebenden Ganzen zusammentreten ließ, nicht um eine glänzende Rolle zu spielen, desto mehr aber, sein Leben bei allem Wechsel des Glückes auf die geistreichste Art zu erheitern. Sein natürlicher Geschmack machte ihn von mehreren Seiten zu einem Zöglinge, aber nicht Nachahmer der Franzosen. Wie Wieland verweilte er bei den Schwächen des menschlichen Herzens, den Reizen der Sinnlichkeit und den Thorheiten, die von keinem eigentlich bösen Willen ausgehen. Kein strenger, noch weniger finsterer Zug war seiner Satyre eigen. Sein Muthwille band sich aber auch nicht an die Gesetze der ernstern Sittsamkeit, die den üppigen Scherzen keinen Zugang gestattet. Von Wieland, der mehr Gelehrter

Digitized by Google

war, unterscheidet sich T. durch den nur ihm unter allen deutschen Dichtern ganz eigenen Ton der großen Welt. Eine Fülle der Phantasie und des ironischen Witzes durchströmt seine komischen Sittengemälde. Sprache und Styl umkleiden mit kunstreicher Nachlässigkeit die heiteren Gedanken. Sein umfangreichstes Werk ist die „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (Leipz. 1791—1805. 9 Thle. 8.). Die kleineren komischen Erzählungen: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant" (1764) und „Die Inoculation der Liebe" (1771) gehören zu dem Besten, was Deutschland in dieser Gattung der Poesie besitzt. T.'s „Sämmtliche Werke" (Leipz. 1812. 6 Thle. 8. Neue Aufl. 1820. 7 Thle. 8.; der letzte Theil enthält T.'s Biographie von J. E. von Grüner). 67.

Thümmel (Hans Wilhelm, Freiherr von), herzoglich sachsen-gothaischer wirklicher geheimer Rath, Kammerpräsident und Obersteuerdirector zu Altenburg, Bruder des Vorigen, wurde am 17. Febr. 1744 zu Schönefeld bei Leipzig geboren und von einem Hauslehrer gebildet, der besonders die Liebe zur Baukunst in ihm anregte, die sich in seinem spätern Leben überall schaffend aussprach. Obgleich er schon seine Studien in Leipzig begonnen hatte, so wurde er doch bald genöthigt dieselben aufzugeben, weil sein Vater, welcher durch den siebenjährigen Krieg sein ganzes Vermögen verloren hatte, ihn nicht ferner zu unterstützen vermochte und sich daher genöthigt sah, eine Pagenstelle am Hofe zu Gotha für ihn auszuwirken, die der junge T. im Jahre 1760 antrat. Kurz darauf zum Kammerjunker ernannt wußte er sich die Gunst der Prinzen Ernst und August, so wie das Wohlwollen der Herzogin und der Oberhofmeisterin von Buchwald zu erwerben und seinen Geist mit vielen Kenntnissen zu bereichern. Sehr erfreulich war ihm in dieser Zeit die Bekanntschaft des Lord Villiers, nachmaligen Herzogs von Gransón, in dessen Begleitung er im Jahre 1769 eine Reise durch Deutschland, die Schweitz und Italien unternahm, von welcher zurückgekehrt (1772) er zum Assessor des Kammercollegium ernannt wurde und sich besonders wegen der Theuerung von 1772—1773 zur Minderung der allgemeinen Noth sehr thätig bewies. So lobenswerth dieser Eifer war, so zog ihm derselbe dennoch manche Unannehmlichkeiten von Seiten seiner Collegen zu und deßhalb war ihm der Antrag des Prinzen August sehr erwünscht, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten, auf welcher er sich längere Zeit an den Höfen von Paris, Florenz, Rom und Neapel aufhielt. Unterdeß zum Kammerrathe ernannt trug ihm Herzog Ernst II. die Entwerfung eines Risses zu einer italienischen Villa für den Prinzen August und die Oberaufsicht über den Bau derselben auf, welcher jedoch aus Sparsamkeit des Hofes später nicht ausgeführt wurde. Im Jahre 1783 als Vicepräsident der Kammer nach Altenburg versetzt ließ er sich die Verbesserung dieses Verwaltungszweiges und die Beilegung der Processe, in welche die Kammer damals verwickelt war, sehr angelegen sein, erleichterte den drückenden Frohndienst der Bauern, legte mehrere Kunststraßen an, begründete die Kammerleihbank des Landes, richtete 1789 eine Flöße auf der Sprotta und Pleiße ein, sorgte für Verbesserung des Armenwesens, für Errichtung von Armen-, Kranken- und Arbeitshäusern und machte sich um die Ausmessung des Landes und um die Verschönerung der Stadt Altenburg sehr verdient. Nach dem im Jahre 1804 erfolgten Tode Herzog Ernst's II. wurde er von dessen Nachfolger zum Minister und wirklichen geheimen Rathe ernannt, eine Stelle, die er früher schon einmal ausgeschlagen hatte, und lebte nun abwechselnd in Altenburg und Gotha, dessen Wälle er im Jahre 1806 abtragen ließ. Unterdeß hatte T. auch mehrere diplomatische Sendungen von Wichtigkeit mit Erfolg übernommen, war 1792 in Militairangelegenheiten in das kaiserliche Hauptquartier zu Frankfurt gereist, ging 1803 in Staatsgeschäften an den Hof von Kopenhagen, nahm nach seiner Rückkehr an den coburg-saalfeldischen Territorialunterhandlungen Theil, wurde 1808 als Gesandter verschiedene Male in Napoleon's Haupt-

Digitized by Google

quartier nach Berlin, Königsberg und Dresden gesandt und begab sich noch in demselben Jahre an den kaiserlichen Hof von Paris. Mit unermüdeter Thätigkeit für die Ausübung seiner Amtspflichten besorgt legte er erst im hohen Alter (als 73jähriger Greis) im Jahre 1817 seine Stelle nieder und fand bis an sein Ende in wissenschaftlichen Beschäftigungen seine liebste Erholung. Er starb am 1. März 1824 zu Altenburg und wurde seiner Anordnung gemäß auf seinem Landgute Nöbdenitz, drei Stunden von Altenburg, in den hohlen Stamm einer uralten Eiche, jedoch ohne Sarg nur auf einer Moosbank sitzend, beerdigt. Unter seinen übrigen schriftstellerischen Leistungen, die er stets auf eigene Kosten und nur für seine Freunde drucken ließ, erwähnen wir: „Lettres à Clio" (Ronneb. 1808); „Statistische, geographische und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg" (Altenb. 1818. kl. Fol. mit 39 Bildnissen der Fürsten); „Aphorismen eines Sieben und siebenzigjährigen" (2. Aufl. Altenb. 1822); „Nachgelassene Aphorismen" (Frankf. 1827). 81.

Thüringer. Erst seit dem V. Jahrh. erscheint dieser Name in der Geschichte, obschon vor dem Auftreten der T. in dem Lande, welches noch jetzt ihren Namen führt, an anderen Wohnsitzen ähnliche Völkernamen erscheinen. Man hat sich vielfach bemüht, von irgend einem derselben den Namen der T. abzuleiten. Gewiß scheint es, daß die T. ein gothischer Volksstamm waren, und dieß scheint die Meinung derer zu begünstigen, welche sie von den Therwingern herstammen lassen. Andere leiten den Ursprung dieses Stammes von den Hermunduren und nicht ohne Grund ab. Die älteste Geschichte der T. so wie ihr Götterdienst sind beide sehr dunkel. Was den letztern betrifft, so haben sie, wie es scheint, vorzüglich den Thonâr, den nordischen Thor, verehrt; wenigstens spricht dafür die Donnereiche bei Geismar, und es werden Priester erwähnt, die dem Jupiter (Thonâr) opfern. Allein auch dem Odin (Wuodan) dienten sie, dafür spricht der Gudensberg ebenfalls unweit Geismar. Zu ihren Opfern wurde vorzugsweise wohl Pferdefleisch gebraucht, welches sie auch genossen und das bei Einführung des Christenthums deßhalb auf das Strengste verboten ward. Es wurden aber auch Stiere und Böcke geopfert. Nicht minder wird der Todtenopfer und Leichenschmäuße gedacht. Ihre Sprache lehrt, daß sie auch die nordische Mythe von den Walkyren kannten, denn „grausam" heißt „walakiro". Überhaupt geht aus den Sprachdenkmalen die Ähnlichkeit ihrer Religionslehre mit der der übrigen germanischen Stämme einleuchtend hervor. Sie hatten also auch wie diese ihre heiligen Örter, z. B. Würzburg, Ohrdruff, wo sich auf dem Schloßberge noch die Spuren eines Opferplatzes finden, und unweit davon der Herlingsborn mit bedeutsamen Sagen. Auch der Kyffhäuser mit der Rothenburg scheint ein heiliger Ort in der goldenen Aue gewesen zu sein, und die Erzählungen von dem dort eingeschlossenen Friedrich dem Rothbart ließen sich wohl auf verdunkelte Sagen von Thor, der auch in der nordischen Sage rothbärtig erscheint und genannt wird, zurückführen. Nicht minder lebt in den Sagen von der Frau Holla (s. d. Art.) eine alte heidnisch-thüringische Gottheit fort. Zweifelhaft mindestens erscheinen der Püsterich, Biel und Jecha. Nicht minder dunkel ist die Geschichte, welche überall im Beginne mit Sagen und Mythen durchflochten erscheint. So soll ein König von Thüringen, Basin (Bisin), den vertriebenen Frankenkönig Childerich aufgenommen haben und diesem Basina, die thüringische Königin, später ins Frankenreich gefolgt sein. Aus Rache dafür fielen die T. in das Gebiet der Franken und verheerten es auf das Grausamste. Nachdem nun Basin gestorben war, theilten sich die drei Brüder, Balderich, Hermanfried und Berthar in das Land; allein Amalberga, die Gemahlin Hermanfried's, eine Schwestertochter des ostgothischen Theodorich, verleitete ihn, der Sage nach durch geringschätzige Behandlung, seine Brüder ihres Landes und Lebens zu berauben. Berthar wurde leicht aus dem Wege geräumt, allein gegen Balderich

Digitized by Google

fühlte sich Hermanfried zu schwach. Er verband sich also mit dem austrasischen Könige Theodorich und versprach diesem die Hälfte des zu erobernden Landes. Allein nachdem Hermanfried seinen Zweck erreicht hatte, hielt er sein Versprechen nicht, sondern beherrschte ganz Thüringen allein, war also äußerst mächtig. Denn damals umfaßte das Reich außer dem jetzigen Thüringen fast ganz Hessen, einen großen Theil Frankens bis zur Oberpfalz und einen Strich Landes weit in den Harz hinein. Außerdem schützte den Hermanfried das Bündniß oder mindestens gute Vernehmen mit dem Ostgothenkönige Theodorich, so daß ihn bei dessen Lebzeiten die Austrasier nicht anzugreifen wagten. Aber nach dem Tode Theodorich's zogen die Franken ihre Macht zusammen, schlugen Hermanfried an der Unstrut, eroberten die Festung Scheidungen und vernichteten das thüringische Reich (527 n. Chr.). Hermanfried selbst, der entkommen war, wurde (531) schändlich zu Zülpich ermordet. So erzählen die fränkischen Schriftsteller und, wie es scheint, richtig. Anders stellt Wittechind von Corbei die Sache dar. Bei ihm hat Alles ein sagenhaftes Ansehn. Theodorich fühlt sich nämlich dem Hermanfried, welcher ihn seiner unebenbürtigen Abkunft halber verspottet, nicht gewachsen, und verbindet sich deßhalb mit den Sachsen. Diese erscheinen auch, 9000 Mann unter 9 Heerführern. Nun ward Hermanfried an der Unstrut geschlagen und in Scheidungen belagert. Da ermittelt ihm sein kluger Waffenträger Iring erst Waffenstillstand und knüpft dann Friedensunterhandlungen an, deren Zweck war, die Sachsen mit gemeinsamer Kraft zu vernichten. Durch einen T. wird aber dieß Geheimniß den Sachsen verrathen, sie stürmen in der Nacht auf eines Anführers, Halhugart, Rath die Burg und tödten fast Alles. Nur Hermanfried entkam mit einem kleinen Gefolge zu Theodorich, bei welchem Iring sich befand und von ihm gewonnen war. Als daher Hermanfried vor Theodorich kniete, erschlug ihn Iring nach dem Wunsche des Frankenkönigs. Dieser aber verbannte Iring, der nun, um seinen Herrn zu rächen, auch den Theodorich tödtete und Hermanfried's Leichnam auf den des Frankenkönigs legte. Hierauf bahnte er sich Weg mit dem Schwerte und entrann. Da ward Iring's Name so berühmt, daß man die Milchstraße am Himmel nach ihm Iringsstraße nannte. Nach der Vernichtung des Königreichs ward Thüringen durch Herzöge regiert und immer mehr austrasisches Land. 534 empören sich die T., werden aber durch die von Theudebert I. gegen sie geschickten Sachsen (am 25. Sept. 534) aufs Haupt geschlagen und mußten ihnen alles Land zwischen der Helme, Unstrut und Saale abtreten. Nun blieben die T. bis 555 in Ruhe, wo sie sich abermals empörten, allein wiederum die Oberherrschaft der Franken anerkennen mußten, auch wurden sie 596 hart von den Awaren und im VII. Jahrh. öfters von den Slawen bedrängt. Der thüringische Herzog Radulf wußte sich darauf ziemlich von der fränkischen Oberherrschaft frei zu erhalten und befestigte seine Macht durch Bündnisse mit den Wenden. Gozbert, ein späterer Nachfolger desselben, der von Würzburg aus das Land beherrschte, ließ sich taufen und nahm nach Einigen den Namen Theobald an. Hethan II. unterstützte die Ausbreitung des Christenthums selbst sehr thätig, herrschte aber, wie Gozbert, sehr grausam und behandelte besonders die Gaugrafen der fränkischen Könige sehr übel, weßhalb der Landstrich, welcher noch jetzt den Namen Thüringen führt, schon 704, noch bei Hethan's Lebzeiten, zu den Sachsen abfiel und hier mit der Herrschaft der Herzoge auch das Christenthum aufhörte. Der südlichere Theil des ehemaligen Königreiches Thüringen ward nach Hethan's Tode zu Austrasien geschlagen. Als aber 718 Karl Martell die Sachsen schlug, mußten auch die T. wiederum die fränkische Oberherrschaft anerkennen und schon 723 erschien Bonifacius unter ihnen, um das Christenthum zu verbreiten. Bei der Theilung des Reiches nach Karl Martell's Tode erhielt dessen Sohn Karlmann Austrasien, Alemannien und Thüringen. In den nun zwischen den Sachsen und Karlmann (743) und

Digitized by Google

dieſem und Pipin ausbrechenden Kriegen (748) wurde Thüringen ſehr verheert. Nach dem Tode Pipin des Kleinen fiel Thüringen als Theil Auſtraſiens an Karlmann und nach deſſen Tode an Karl den Großen. Bei ſeinem Vernichtungskriege gegen die Sachſen ward Thüringen hart mitgenommen und deßhalb, auch wohl aus Anhänglichkeit an die Sachſen und das Heidenthum, ward unter Leitung eines Edlen, Hartrad, gegen Karl eine Verſchwörung angeſtiftet, die aber entdeckt und (786) ſehr hart beſtraft wurde. Dem Sachſenkriege folgten die Einfälle der Slawen, welche erſt 804 endeten und durch welche das Land gleichfalls ſehr verwüſtet ward. Trotz aller Kriege indeſſen ſorgte Karl für den thüringiſchen Handel, deſſen Mittelpunkt Erfurt war. Ludwig der Fromme war beſonders für Dotirung der Kirchen und Klöſter beſorgt und traf die Einrichtung (839), daß bei entſtandenen Kriegen mit den Obotriten und Senonen die Auſtraſier dieſelben in Gemeinſchaft mit den Thüringern ausfechten ſollten. Dieſe Einrichtung hörte jedoch mit der Reichstheilung, bei welcher Thüringen an Ludwig den Deutſchen fiel, auf und es erſcheinen nun ſeit 849 Herzoge der ſorbiſchen Grenze (duces et comites limitis sorabici), welche beſtändig gegen die aufrühreriſchen Sorben zu kämpfen hatten. Endlich (908) zog Otto der Erlauchte von Sachſen Thüringen an ſich und beſaß es auch ruhig bis an ſeinen Tod, wo es der fränkiſche Konrad mit Recht Heinrich I. wieder entziehen wollte, der ſich aber, unterſtützt von den Großen beider Herzogthümer, die in alter Feindſchaft mit den Franken ſtanden, darin mit Waffengewalt behauptete. Als Heinrich ſelbſt deutſcher König geworden war, widmete er Thüringen große Fürſorge und hob beſonders nach ſeinem Siege über die Ungarn den Ackerbau und das Kirchenweſen; denn kurz vor ſeinem Tode (936) hielt er noch eine Synode in Erfurt. Unter Otto dem Großen ſtanden die Thüringer ſtets auf der ihm feindlichen Seite; denn ſie unterſtützten ſeinen Bruder Heinrich und ſeinen Sohn Adolph von Schwaben gegen ihn, aber mit Nachtheil. Doch war Otto's Regierung für Thüringen vortheilhaft; denn Erfurt ward befeſtigt und die Kirchen wurden reich beſchenkt. Als Markgraf von Thüringen erſcheint Günther und nach deſſen Tode (982) ſein Sohn Eccard, welcher Otto III. in ſeinen Kämpfen gegen Heinrich II. mit Glück unterſtützte und daher auch Markgraf von Meißen ward. Nach Otto's Tode, der ihn durch mannigfache Geſchenke ſehr mächtig gemacht hatte, bildete er Anſprüche auf die thüringiſche Herzogswürde, ward aber zu Pölda ermordet und nun trat Wilhelm von Weimar als der mächtigſte Große des Landes auf. Die unmittelbare Verbindung Thüringens mit den Kaiſern ward nach und nach immer lockerer und die Markgrafen traten immer ſelbſtſtändiger hervor. Um dieſe Zeit (1036) ſiedelte ſich in Thüringen ein weiſer fränkiſcher Edler, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, an, kaufte mehrere bedeutende Grundbeſitzungen vom thüringer Walde und befeſtigte ſein bald erlangtes Anſehn durch Klugheit und Milde. Sein Sohn, Ludwig der Springer, nahm wenig Antheil an den damaligen Kriegen des Kaiſers und der T., welche ſich wegen des Zehnten erhoben und in denen der Kaiſer von den verbündeten Thüringern und Heſſen mehrmals und namentlich 1080 bei Grona geſchlagen wurde. Er baute die Wartburg, erneuerte Eiſenach, gründete Naumburg an der Saale, Freiburg und das Kloſter Reinhardsbrunn. In den Kriegen zwiſchen Heinrich IV. und den Fürſten, ſo wie gegen ſeinen Sohn Heinrich V., wo die T. als Feinde des Kaiſers auftraten, litt Thüringen ungemein, bis endlich 1121 zu Würzburg ein Landfriede vermittelt wurde. Ludwig der Springer hinterließ 4 Söhne, von denen Ludwig I. 1130 vom Kaiſer Lothar zu Quedlinburg zum Landgrafen erhoben wurde und durch ſeine Gemahlin, Hedwig von Gudensberg, viele Güter in Heſſen an ſich brachte. Sein Sohn, Ludwig II., der Eiſerne, hatte viel mit den Grafen zu thun, die ſeiner auch als eines milden Mannes wenig achteten, bis er ihnen durch gewaltige Kraftentwickelung bewies, daß ſie ſich irrten. Er brachte Gotha zum landgräflichen Gebiete und ſtarb 1172. Ihm folgte Ludwig III., der Milde, ſein

Digitized by Google

Sohn, der fast sein ganzes Leben in beständigen Kämpfen bald nach Außen, bald im Innern zubrachte. Er starb auf einem Kreuzzuge 1190 auf Cypern und da er keine Erben hinterließ, folgte ihm sein Bruder Hermann I., welcher gleich bei seinem Regierungsantritte einen Kampf mit dem Erzbischofe zu Mainz auszufechten hatte und in Streitigkeiten der Gegenkaiser Philipp von Schwaben und Otto IV. verwickelt ward. Er erweiterte Eisenach, erbaute Gotha wieder und zeigte sich besonders durch den sogenannten Krieg auf der Wartburg (s. d. Art.) als Freund der Dichtkunst. Unter seinen Nachfolgern zeichnete sich besonders Heinrich Raspe durch seine Thätigkeit für die Verbesserung des Landes aus, verwickelte aber, da er 1246 zum Gegenkaiser gegen Friedrich II. gewählt ward, das Land in vielfache Fehden. Nach seinem Tode (1248) wurde Heinrich der Erlauchte Landgraf und mit ihm kam der meißnische Stamm in den Besitz Thüringens. Jedoch gerieth Heinrich mit Sophie von Brabant und dem Herzoge von Braunschweig in einen Erbfolgestreit, welcher zwar durch die siegreiche Schlacht bei Mühlhausen und den Vergleich zu Weißenfels (1. Juli 1249) zu Gunsten Heinrich's endete, allein da Sophie von Brabant sich damit nicht zur Ruhe gab, sondern in verschiedenen Absätzen den Kampf immer wieder von Neuem anfing, endlich nach einem zweiten großen Siege Heinrich's (1263) dadurch beigelegt ward, daß Sophie Hessen und Heinrich Thüringen behielt (1264). Da aber Heinrich in Meißen und dem Osterlande sehr beschäftigt war, übergab er die Regierung dem Grafen Hermann von Henneberg und machte später Albrecht den Unartigen (s. d. Art.), seinen Sohn, zum Landgrafen. Dieser, ein tapferer Mann übrigens, gerieth bald in heftige Streitigkeiten mit dem Vater und seinem Bruder Dieterich und in noch größere mit seinen Söhnen, Friedrich mit der gebissenen Wange und Tiezmann, wodurch das Land außerordentlich litt. In dieser Hinsicht war Kaiser Rudolph's Aufenthalt für Thüringen segensreich, der die Raubschlösser zerstörte und ein Friedensgericht einsetzte. Endlich ward Friedrich der Gebissene Alleinherr von Thüringen und 1310 belieh ihn Heinrich VII. mit Thüringen. Allein noch genoß er keine Ruhe; denn er mußte mit den Erfurtern (1310—1312) kämpfen, welche von Nordhausen, Mühlhausen u. a. unterstützt wurden, focht gegen Woldemar I. von Brandenburg sehr unglücklich und mußte immer von Neuem Empörungen dämpfen. Endlich gelang es ihm 1316 die Ruhe wiederherzustellen und er regierte nun bis zu seinem Tode 1324 in Ruhe. Ihm folgte unter Vormundschaft Heinrich's von Schwarzburg sein Sohn Friedrich II. und ward auch sogleich in den Kriegsstrudel hineingezogen, in welchem sich Kaiser Ludwig bewegte. Als Friedrich mündig war und selbst die Regierung antrat, ward er vom Kaiser zum Vormunde seines Sohnes Ludwig, dem er die Mark Brandenburg verliehen, eingesetzt und hatte während seiner ganzen Regierung stete Kämpfe zu bestehen. So mit den Erfurtern (1334—1337), mit Eduard III. von England gegen Frankreich und gegen die thüringischen Großen (1342), worin der Kaiser den Vermittler machte (1344) und Friedrich Orlamünde kaufte. Allein bald brach der Zwist von Neuem aus, endete jedoch mit Glück für Friedrich; denn er erhielt Kahla, die Vogtei über die Abtei zu Saalfeld und alle weimarischen Schlösser und Güter. Mitten in Kämpfen und Thaten starb er 1349 und seine Söhne, Friedrich III., Balthasar und Wilhelm, regierten bis zu des Erstern Tode (1381) gemeinsam. 1350 kam Coburg an Thüringen, 1357 Ziegenrück, Triptis, Weida und Ronneburg; durch den Tod Günther's von Schwarzburg ward Dornburg, Lobdaburg, Windberg und Kindelbrück wieder ausgelöst; von Albrecht von Braunschweig ward Heidenburg, Windhausen und Lichtenstein erobert; 1367 Wachsenburg, Schwarzwald und Liebenstein für 12000 Mark gekauft und 1372 ward die Erbverbrüderung zwischen Sachsen und Hessen gestiftet. Noch vor Friedrich's Tode (1381) ward Thüringen durch Sangerhausen, Landsberg und Elgersburg, welche ausgelöst wurden, vergrößert. Friedrich

Digitized by Google

hinterließ 3 Söhne, Friedrich, Wilhelm und Georg, welche sich mit ihren Oheimen dergestalt verglichen, daß Balthasar (1382) Thüringen behielt. Dieser vermählte sich mit Margaretha, der Tochter des Burggrafen Albrecht von Nürnberg und brachte dadurch noch Heldburg, Hildburghausen, Eisfeld, Erdmannshausen und Ummerstadt zu Thüringen. Balthasar starb 1406 und ihm folgte sein Sohn erster Ehe, Friedrich IV., der Einfältige, der die Großen des Landes machen ließ, was sie wollten. Ihm fiel 1410 Dresden und der größere Theil Meißens zu und er starb 1440, worauf das Land an Friedrich den Sanftmüthigen und Wilhelm III. kam, welche bis 1445 gemeinsam regierten. Durch den altenburger Vertrag erhielt endlich Wilhelm Thüringen, war aber mit der ganzen Theilung unzufrieden und gerieth mit seinem Bruder (1445—1451) in einen heftigen, dem Lande sehr verderblichen Krieg, welcher mit Mühe endlich durch einen neuen Vergleich beigelegt ward. Wilhelm starb 1482 ohne Leibeserben und Thüringen fiel nun (1485) an den Churfürsten Ernst, den Sohn Friedrich's des Sanftmüthigen. Seitdem ist die Geschichte Thüringens mit der sächsischen so innig verflochten, daß man sie nicht mehr scheiden und als besonderes Ganzes beschreiben kann, sondern auf die sächsische Geschichte verweisen muß. 82.

Thüringer Wald, ansehnliches, bewaldetes Gebirge in Deutschland, liegt 27° 58′ — 29° 20′ L., 50° 58′ — 51° 10′ N. Br., bildet die Wasserscheide zwischen der Elbe und Weser, wird zwischen Hof und Baireuth mit dem nordwestlichen Fuße des Fichtelgebirges verbunden und zieht in nordwestlicher Richtung bis an die mittlere Werra bei Vach, Berka, Gerstungen, und die Mündung der Hörsel unterhalb Eisenach. Südwestlich reicht sein Fuß bis an die obere Werra, von Vach aufwärts bis Eisfeld, dann in der Linie über Neustadt, Kronach ꝛc. längs der obern Saale bis Hof. Der südöstliche, einige hundert Fuß niedrigere Theil im Reußischen heißt vom Döbraberge an der Frankenwald, der etwa 4 Meilen lang ist und durch die Rodach wieder vom Fichtelgebirge geschieden wird; gegenüber, jenseits der Saale, ist der Saalwald. Der Frankenwald ist durch seine sanfteren Bergformen merklich vom thüringer Walde unterschieden, auch besteht er nur aus Schiefer und seine höchsten Punkte sind nur 2200 Fuß hoch. Der immer wellenförmige Rücken steigt vom Frankenwalde auf bis zur Quelle der Werra, geht dann zum 3113 Fuß hohen Schneekopf bis Zella, senkt sich hierauf tief, um zum 2947 Fuß hohen Inselsberge bei Gotha wieder aufzusteigen, sinkt abermals etwas bei Eisenach, fällt steil bei Marksuhl ab und verflacht sich allmählig nach Gerstungen zu. Nordöstlich nach Thüringen und gegen die obere Saale ist der Abfall steil, südwestlich aber in das obere Werrathal sanfter. Seine höchsten Spitzen sind außer den angegebenen: der große Beerberg = 3100 Fuß, der Sachsenstein = 3100 Fuß, der Eisenberg = 2700 Fuß, der Finsterberg = 2900 Fuß, der Bleßberg über 2700 Fuß, der Donnershaug = 2700 Fuß, der Sandberg = 2600 Fuß, der Adlersberg = 2585 Fuß, der Ringberg = 2400 Fuß, der Domberg = 2106 Fuß, die Basaltkuppe Steinsburg = 2430 Fuß, die Wartburg 2222 Fuß, der Stieglitz = 2198 Fuß, der heilige Kreuzberg = 2996 Fuß, der Geba = 2442 Fuß, der Gleichberg = 2241 Fuß, der Stopfelsberg = 2039 Fuß, der Hörselsberg = 1621 Fuß. Auf dem thüringer Walde entspringen die Gera, mit der Apfelstedt, die Wipper, die Ilm, Schwarza, Loquitz, die zur Unstrut und Saale fließen, die Rodach, Haslach, Steinach und Itz, die zum Maingebiete gehören, die Werra mit der Schleuse, Schwarza und Hasel. Die am Häufigsten hier vorkommenden Felsarten sind Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Hornblende, Porphyr, Kalk, Sandstein und Basalt; auch gewinnt man Eisen und Goldkörner, welche man in einigen Gewässern, z. B. der Rinne, gefunden hat. Im Übrigen aber ist das ganze Gebirge sehr stark bewaldet und gehört in Hinsicht der Höhe zu den mäßigen Gebirgen, auf welchen die Luft rauh und die

Digitized by Google

Witterung sehr unbeständig ist. An seinen Abhängen bilden sich reizende Landschaften und herrliche Thäler, als: das Schwarzathal und das Saalthal, welche viele Hütten- und Hammerwerke enthalten, stark bewohnt und gut angebaut sind. Selten ist auf dem thüringer Walde die Wegsamkeit unterbrochen und große fahrbare Straßen sind in Menge vorhanden, zu welchen der Rennsteig gehört, der, ein auf dem Kamme des Gebirges fortlaufender fahrbarer Weg, überall mit Grenzsteinen besetzt ist und die alte Grenze zwischen Franken und Thüringen bildet. Das ganze thüringer Waldgebiet ist 18 Meilen lang, 3 bis 6 Meilen breit, enthält 78¼ □M. mit 271000 Einw., welche Hütten- und Bergwesen, Fabrication von allerhand Metall-, vorzüglich Eisenwaaren, Viehzucht ꝛc. treiben, und ist unter 9 Staaten getheilt, als: Sachsen-Meiningen = 20½ □M., 78000 Einw.; Sachsen-Coburg = 10 □M., 30000 Einw.; Preußen = 9¼ □M., 27000 Einw.; Schwarzburg-Rudolstadt = 8¼ □M., 30000 Einw.; Sachsen-Weimar = 8 □M. 33000 Einw.; Baiern = 7¾ □M., 25000 Einw.; Churhessen = 5 □M., 26000 Einw.; Schwarzburg-Sondershausen = 4 □M., 14000 Einw. und Reuß = 5 □M., 8000 Einw. 71.

Thürmer (Joseph), berühmter Architekt der neuesten Zeit, ward den 3. Nov. 1789 zu München in der Familie eines Handwerkers geboren und ward dem Geschäfte seines Vaters bestimmt, brachte es aber durch Selbststudium und den fleißigen Besuch der Sonntags- und Gewerbschule endlich dahin, daß er 1812 in die Bauakademie aufgenommen ward, und hier erhielt er 1817 für eine architektonische Zeichnung den Preis, eine vierjährige Unterstützung zu einer Reise nach Italien. Doch beruhigte er sich mit diesem Ziele nicht, sondern besuchte 1818 die Türkei und Griechenland und beschäftigte sich vorzüglich in Athen mit dem Ausmessen und der Aufnahme der architektonischen Überreste des Alterthums. Dasselbe Bemühen setzte er seit 1821 in Rom fort, und so entstanden seine werthvollen „Ansichten von Athen und seinen Denkmalen" (Rom 1823—1826. 16 Blätter qu. Fol.) und „Sammlung von Denkmalen und Verzierungen der Baukunst in Rom aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert" (1826—1832. 24 Blätter), so wie er auch durch seine „Nordwestliche Übersicht von Rom, genommen vom Thurme des Capitols" (Rom 1824) sein ausgezeichnetes Talent in Auffassung architektonischer Übersichten bewährte. Seine vortrefflichen Leistungen verschafften ihm auch 1827 den Ruf als außerordentlichen Professor an der Bauakademie in Dresden, deren Director er im December 1832 ward. Hier zeigte er auch bei mehreren öffentlichen und Privatbauten seine gediegenen praktischen Kenntnisse, starb aber schon den 13. Nov. 1833 bei einem Besuche in München. 16.

Thugut (Franz, Freiherr von), ein ausgezeichneter östreichischer Staatsmann, wurde am 30. März 1739 zu Linz, wo sein Vater ein armer Schiffsmeister war, geboren, schon im Jahre 1752, jedoch erst nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, in die orientalische Akademie zu Wien aufgenommen, wegen seiner schnellen Fortschritte 1754 als Sprachknabe nach Constantinopel gesandt, 1757 zum Dolmetscher, 1769 zum Geschäftsträger bei der Pforte, 1770 zum Residenten und 1771 zum wirklichen Internuntius und zum kaiserlichen Hofrathe ernannt. Im Jahre 1772 wohnte er als östreichischer Botschafter dem Friedenscongresse zu Fockschani zwischen Rußland und der Pforte bei und benahm sich ungeachtet seiner schwierigen Stellung daselbst mit solcher Klugheit und Umsicht, daß ihn Maria Theresia dafür in den Freiherrenstand erhob und ihm im folgenden Jahre wegen der Gewandtheit, mit welcher er Östreich den Besitz der Bukowina zu verschaffen gewußt hatte, das Commandeurkreuz des Stephansordens verlieh. Von Constantinopel im Jahre 1777 nach Wien zurückberufen wurde er in diplomatischen Angelegenheiten an die Höfe von Neapel und Versailles und 1778 nach Berlin gesandt, um dem Könige von Preußen friedliche Gesinnungen in Bezug auf die

Digitized by Google

baierische Erbschaftsangelegenheit zu bezeugen. Nachdem er hierauf die Friedensunterhandlungen zu Braunau geleitet hatte, ging er 1780 als östreichischer Gesandter nach Warschau, 1787 in derselben Eigenschaft nach Neapel und im folgenden Jahre wurde er während des Krieges der Russen und Östreicher gegen die Türken wegen seiner genauen Kenntniß der Verhältnisse zwischen Rußland, Polen und der Pforte als bevollmächtigter Hofcommissair in die Moldau und Wallachei gesandt, um die Verwaltung dieser Provinzen zu übernehmen. Im Jahre 1790 zum bevollmächtigten Minister bei den Friedensunterhandlungen zu Sziſtowa ernannt wurde er bald von dort abberufen und unter gleicher Function nach Paris beordert, wo er die Unterhandlungen zwischen der Königin Maria Antoinette und dem Grafen Mirabeau leitete. Nach seiner Rückkehr aus Paris (1792) wurde er zum Großkreuz des Stephansordens und zum Armeeminister bei dem Heere des Prinzen von Coburg ernannt; aber kaum war er dort angekommen, so wurde er nach dem Abgange der Minister Graf Cobenzl und Baron Spielmann vom Fürsten Kaunitz zum Generaldirector der Staatskanzlei befördert. Obgleich sich eigentlich schon jetzt die ganze Leitung der Staatsgeschäfte in seiner Person vereinigte, so wurde er doch auch nach dem bald darauf erfolgten Tode des Fürsten Kaunitz vom Kaiser Franz II. zum wirklichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben. Sein tiefer Haß gegen die Revolution bewog ihn nun sich den Gegnern Frankreichs eng anzuschließen, weßhalb er am 4. Mai 1795 mit England einen Subsidienvertrag unterzeichnete, den er mit aller Kraftanstrengung aufrecht zu erhalten suchte. Allein Napoleon's Siege in Italien (1796) und sein Vordringen in die östreichischen Erbstaaten (1797) nöthigten Östreich zu dem Abschlusse des Vertrages zu Leoben und des Friedens von Campo Formio, in welchem eine geheime Bedingung den Abgang T.'s, als eines heftigen Gegners der französischen Republik, vorgeschrieben haben soll. T. ging als bevollmächtigter Minister in die neuerworbenen Provinzen Italiens ab. Vergebens suchte er hierauf 1798 bei seiner Anwesenheit zu Berlin den König von Preußen zur Theilnahme an einer neuen Coalition gegen Frankreich zu vermögen; als es ihm aber gelungen war, Rußland, Östreich, England, die Pforte, die Fürsten Italiens und das deutsche Reich zu einem Bündnisse gegen die Republik zu vereinigen, trat er 1799 sogleich beim Ausbruche des Krieges wieder an die Spitze der Geschäfte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mußte seine Stelle aber schon im December 1800 nach dem Abschlusse eines Separatfriedens zwischen Frankreich und Östreich wieder niederlegen. Er zog sich nun auf die ihm von Franz II. geschenkten in Ungarn gelegenen Güter zurück, lebte alsdann abwechselnd in Wien und Preßburg und beschäftigte sich vorzüglich mit dem Studium der orientalischen Literatur. Er starb im Jahre 1818 zu Wien. 81.

Thuisko, auch Tuisko, Thiusto, Teut, Stammvater der Deutschen, der erdgeborene Gott, dem nach Cäsar Menschenopfer fielen. Es ist wahrscheinlich kein anderer, als Wuodan und T. ein Beiname dieser Gottheit. Sein Sohn hieß Mannus. Bei der großen Unsicherheit und der gänzlichen Vereinzelung aller Nachrichten über die deutschen Gottheiten dürfte es sehr schwierig sein, zu einem bestimmten Resultate in diesen Beziehungen zu gelangen. 82.

Thule ist ein Land oder eine Insel, welche von den Alten in den äußersten Norden gesetzt wird. Sie erzählten: es liege 6 Tagereisen über Britannien hinaus nach Norden und es vereinige sich dort Luft, Meer und Erde zu solch einem wunderbaren Gemische, daß man daselbst weder gehen noch fahren könnte. Ebenso sollte die eine Jahreshälfte hindurch Tag, die andere Nacht sein. Zuerst hat Pytheas das Land besucht, späterhin Mehrere; auch Agricola sah dasselbe bei seiner Umschiffung Britanniens im Nebel liegen. Strabo, Pomponius Mela u. A. haben die Nachrichten älterer und späterer Reisender benutzt und daher die Meinungen aller verwirrt. So viel wird klar, daß die späteren die Shetlands-, Orkney-

Digitized by Google

oder Farörinseln beschreiben, während es wohl sein kann, daß die älteren Island oder Norwegen damit bezeichneten. 82.

Thun (Franz Joseph, Graf von), ein berüchtigter Schwärmer, gebürtig aus Wien, erregte einige Zeit lang Aufsehen durch seine Wundercuren, indem er an Gichtschmerzen und Lähmungen der Glieder Leidende durch bloße Berührung mit der rechten Hand heilen zu können vorgab. War er schon durch seine Verbindung mit Lavater (seit 1781) in den Verdacht der Schwärmerei gekommen, so geschah dieß noch mehr, als er 1793 Wien verlassend auch in anderen Städten Deutschlands seine Wundercuren begann. Von Karlsbad, wohin er sich zunächst wandte, ging er 1794 nach Leipzig, um dort in der Ostermesse sein Glück zu versuchen. Eine große Anzahl Kranker strömte zu ihm, die fast Alle geheilt von ihm zogen. Sein Verfahren dabei war folgendes. Er legte die Hand auf den leidenden Theil und ließ dieselbe so lange liegen, bis der Patient ein Brennen oder Kitzeln fühlte, worauf er mit dem einen Finger zu streichen begann und dadurch den Schmerz nach einem äußern Theile am Körper des Kranken abzuleiten suchte, daher oft der Fall eintrat, daß sich nach Verlauf einiger Zeit das Übel wieder einstellte, während bei Anderen die Cur auch gar nicht gelang. Einige aber hatten einen so starken Glauben, daß sie, in das Zimmer geführt und nicht vom Grafen T., sondern von einer andern Person mit der Hand berührt, sich geheilt wähnten. Dieser Versuch war jedoch dem Rufe des Wunderthäters selbst sehr nachtheilig, so daß er Leipzig bald darauf verließ. Wie lange er noch sein Heilverfahren, auf das er durch ein Ungefähr gefallen zu sein vorgab, geübt habe, ist unbekannt und er selbst mit seinen Wundern in Vergessenheit gekommen. T. war übrigens ein beschränkter Kopf, der wohl weniger betrügen wollte, als vielmehr selbst betrogen war. Seine Unkenntniß der Arzneikunde gestand er selbst ein, ließ sich aber durchaus nicht von der Zufälligkeit seiner Curmethode überzeugen. 63.

Thunberg (Karl Peter), einer der ausgezeichnetsten Botaniker, wurde am 11. Nov. 1743 zu Jönköping, der Hauptstadt der Provinz Småland, wo sein Vater als Bürger lebte, geboren, besuchte das Gymnasium zu Wexiö und widmete sich alsdann auf der Universität Upsala (seit 1761) vorzüglich dem Studium der Naturwissenschaften unter Leitung des großen Linné, der ihn für seinen besten Schüler erklärte. Nach Beendigung seiner Studien begab er sich als Arzt in die Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie, reiste im Jahre 1772 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und unternahm von hier aus 3 Jahre lang verschiedene Reisen in das Innere des Landes unter die Hottentotten und Kaffern. Im Jahre 1775 wandte er sich nach Batavia, begleitete von hier aus als Arzt die Gesandtschaft der holländisch-ostindischen Compagnie an den Kaiser von Japan und machte später die über dieses Reich gesammelten Nachrichten, welche nebst denen Kämpfer's die einzig gediegenen über diesen Staat sind, öffentlich bekannt. Aus Japan im Jahre 1775 zurückgekehrt reiste er nach der Insel Ceylon und alsdann zum zweiten Male nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, um sich von hier in sein Vaterland einzuschiffen. Bei seiner Ankunft daselbst sogleich als außerordentlicher Professor der Botanik zu Upsala angestellt schenkte er seine reiche Mineraliensammlung der dortigen Universität, rückte im Jahre 1784 zum ordentlichen Professor der Botanik vor, wurde darauf zum Präses der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt und schlug mehrere Anträge, in ausländische Dienste zu treten, ab. Da ihm um diese Zeit der König Gustav III. zur Belohnung seiner großen Verdienste um die Wissenschaften eine Gnade sich auszubitten erlaubte, so wünschte er blos, daß derselbe der Universität den alten Königsgarten zur Umwandlung in einen botanischen schenken möchte, welches ihm auch sogleich bewilligt wurde. Der König ließ daselbst ein prächtiges Gebäude für die Orangerie und die Museen aufführen und T. hatte die Freude, am 25. Mai 1807 die feierliche

Digitized by Go

Einweihung desselben zu vollziehen. Dort wurde nun auch die von ihm der Universität verliehene Naturaliensammlung, die reichhaltigste und kostbarste aller europäischen Institute dieser Art, unter dem Namen des Museum Thunbergianum aufbewahrt und eine auf den edlen Geber desselben bezügliche Denkmünze geschlagen. Im Jahre 1785 wurde er zum Ritter, 1815 zum Commandeur des Wasaordens und nach und nach zum Mitgliede von 65 gelehrten Gesellschaften ernannt. T. starb am 8. Aug. 1828 auf seinem Landgute Thunberg bei Upsala. Unter seinen Schriften verdienen vorzüglich bemerkt zu werden: „Reisebeschreibung" (4 Thle. Deutsch von Groskurd; französisch von Langlé und Lamarque; außerdem holländisch und englisch ꝛc.); „Flora Japonica"; „Flora Capensis"; „Icones plantarum Japonicarum"; „Beschreibung der schwedischen Mammalien"; „Museum naturalium Academiae Upsaliensis" und „Dissertationes academicae" (von ihnen gab Dr. Persoon 3 Bde. neu heraus, Götting. 1799—1807) und außerdem eine Menge Abhandlungen, welche größtentheils in den Denkschriften der petersburger, stockholmer und upsalaer Akademien der Wissenschaften aufbewahrt sind. Noch ist bemerkenswerth sein „Kaempferus illustratus" so wie seine Anmerkungen über die japanische Sprache und Münzen. 81.

Thunfisch, lat. scomber thynnus L., der größte eßbare Fisch Europas, gehört zu dem Geschlechte der Makrelen (s. d. Art.), ist silberfarben am Kopfe und an der Stirn stahlblau, wird gegen 5 Ellen lang und über 100 Pfund schwer und ist ein Raubfisch, der die kleineren Fische dadurch fängt, daß er durch Schwimmen in Kreislinien sie in eine Art Strudel bringt, worin sie sich nicht zu helfen wissen. Er wird vorzüglich an den italienischen Küsten häufig gefunden und sein Fang (tonnaro) ist eine Volksbelustigung. Man stellt zu diesem Zwecke eine große Menge Fischnetze hinter einander auf, welche eine Menge Kammern bilden. Dann treibt man die Fische, die meist in einem großen Vierecke heranschwimmen, in dieselben hinein und schlägt sie, wenn sie in die letzte Kammer gekommen sind, wo starke Netze den Lauf hemmen, mit Keulen todt. Das Fleisch wird dann eingesalzen und meist als Schiffsvorrath benutzt; es soll dem Kalbfleische ähnlich schmecken. Der Roggen wird als Caviar verkauft. 30.

Thurgau, Canton in der Schweitz, unter 26° 20′ — 27° 9′ L. und 47° 24′ — 47° 42′ N.Br., grenzt im Norden und Nordosten an den Bodensee, im Südosten an St. Gallen, im Südwesten an Zürich, im Nordwesten an Schaffhausen und enthält auf 16 □Meil. 89800 Einw., wovon 60497 reformirt und 20303 katholisch sind. Dieser Canton ist mit vielen kleinen, mit Reben, Obstbäumen und Holz bepflanzten Hügeln bedeckt, wird an der südwestlichen Grenze von einem niedrigen Gebirgszuge aus St. Gallen her durchstrichen, vom Thur, Murg, Sittler, Rhein, von dem Boden-, Bichel-, Hüttweiler- und Haarweilersee bewässert, hat ein gemäßigtes und gesundes Klima und liefert Getreide, vorzüglich Hafer, Wein, Obst, Flachs, Hanf, Gemüse, Nadelholz, Hausthiere, Kleinwild, Fische, Sandsteine und Steinkohlen. Die Einwohner unterhalten Leinwand-, Seiden- und Bandweberei und treiben Handel und Schifffahrt. T. hat eine ähnliche Verfassung wie St. Gallen und es regiert hier ein großer und kleiner Rath, ersterer aus 100, letzterer aus 9 Mitgliedern bestehend, an dessen Spitze 2 Landammänner stehen. Er ward früher zu den gemeinen Herrschaften gerechnet und war schon seit 1640 den 7 ältesten Cantons unterworfen, ward aber durch die Constitution von 1798 als eigener Canton begründet. Als Contingent stellt er 3040 Mann, zahlt 26052 schweitzer Franken, wird in 8 Amtsbezirke getheilt (Arbon, Steckborn, Frauenfeld, Weinfelden, Bischofzell, Tobel, Gottlieben, Diessenhofen) und hat zur Hauptstadt Frauenfeld am Murg, 1900 Einw., altes Schloß, Kanzlei, Zeughaus, Baumwollenspinnerei und Seidenweberei.— Andere Städte sind: Arbon mit 900 Einw.; Steckborn mit 1600 Einw.; Diessen-

Digitized by Google

hofen mit 1200 Einw.; Gottlieben, Marktflecken, mit 250 Einw. und Schloß, in welchem Johann Huß und Papst Johann XXIII. gefangen saßen (1415). 71.

Thurm, lat. turris; franz. tour; engl. tower, ist ein Gebäude, welches bei einer geringen Grundfläche eine bedeutende Höhe hat und nicht sowohl zur Wohnung, als vielmehr zu verschiedenen anderen Zwecken, wie z. B. zur Befestigung und Vertheidigung eines Platzes, zur Aufbewahrung verschiedener Gegenstände, zum Überschauen einer Gegend, zur Zierde an anderen Gebäuden u. dergl. dient. Die Alten errichteten die Thürme nur als Warten oder als Schutzmittel gegen den feindlichen Angriff, woraus später die Bastionen und Brückenköpfe entstanden, oder gebrauchten sie auch als Belagerungswerkzeuge, indem sie deren von Holz erbauten, welche auf Rollen an die Mauern geschafft wurden und sonach den darauf befindlichen Soldaten verstatteten, mit den auf der hohen Stadtmauer befindlichen Belagerten handgemein zu werden. Im Mittelalter bestanden die Ritterburgen meist aus festen Thürmen mit einigen daran stoßenden Gebäuden, so daß man von denselben die ganze Gegend überschauen konnte; mit der Erfindung des Schießpulvers und veränderter Art der Kriegführung kamen aber die Thürme fast ganz außer Gebrauch und wichen anderen Befestigungsarten, bis endlich Vauban und Montalembert sie wieder bei ihren Systemen in verschiedener Weise in Anwendung brachten. In der neuesten Zeit sind auf Veranstaltung des Erzherzogs Maximilian von Östreich wieder einfache Thürme als Befestigungswerke aufgeführt und damit in der Gegend von Linz begonnen worden; es sollen deren aber auch in verschiedenen Gegenden von Tyrol und der Lombardei aufgeführt werden und auch der Herzog von Modena beabsichtigt deren am Po zu errichten. — Eine ganz andere Bestimmung erhielten die Thürme in der christlich-kirchlichen Baukunst, wo sie durch den gothischen Styl eingeführt wurden und durch ihren himmelanstrebenden Bau die Idee der Religiosität versinnlichten. Darum bekam jede christliche Kirche einen T., der aber durch seinen obern Bau sich wesentlich von den Kriegsthürmen unterscheidet. Während nämlich hier der obere Theil sich in eine Fläche endigt, die mit einem Kranze von Brustwehren umgeben ist, sind die Kirchthürme mit einem hohen Dache geziert, auf welchem meist noch eine von Säulen getragene Kuppel befindlich ist und zum Aufhängen der Schlagglocken dient, und während bei jenen die Festigkeit der Mauern die Hauptsache bildet und das Kriegsbedürfniß die Form bestimmt, hat man bei diesen oft alle Kunst des Baustyles angewendet, um auch dem Auge einen wohlgefälligen Anblick zu gewähren. Vorzüglich zeichnen sich die Domkirchen durch die Pracht und die Höhe ihrer Thürme aus und viele sind mit mehreren derselben versehen. Als besondere Merkwürdigkeit sind die hängenden Thürme zu Bologna und Pisa in Italien zu erwähnen, welche sich in schiefer Richtung erheben und von denen die ersteren absichtlich so gebaut sind, der letztere aber durch Senkung auf der einen Seite entstanden ist. 30.

Thurn (Heinrich Matthias, Graf von), berühmt durch seinen Eifer für den Protestantismus, stammte aus einer alten Adelsfamilie Böhmens, nahm schon in früher Jugend Kriegsdienste und zeichnete sich bei einem Feldzuge gegen die Türken aus, weßhalb ihn Kaiser Rudolph II. zum Burggrafen von Kronstein ernannte. Bei den Böhmen stand er wegen seiner festen Anhänglichkeit an den Protestantismus, wegen seines wohlwollenden Betragens und wegen des Eifers, mit welchem er die Privilegien und Freiheiten Böhmens gegen alle unrechtmäßigen Eingriffe vertheidigte, in großer Gunst und wurde deßhalb von den böhmischen Ständen zu einem der Defensoren des Glaubens ernannt. Allein gerade die erwähnten Eigenschaften mochten ihn dem damals zum Könige von Böhmen erwählten Erzherzog Ferdinand von Grätz, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II., verhaßt gemacht haben; denn derselbe entsetzte ihn im Jahre 1618 seines Amtes als Burggraf von Kronstein und erwählte den Freiherrn von Martinitz zu seinem Nachfolger. Viel-

Digitized by Google

leicht zum Theil aus Rache wegen dieser Ungerechtigkeit veranlaßte T. als einer der Haupturheber am 23. Mai 1618 den Volksaufstand in Prag, wobei die Statthalter Martinitz, Slawata und der Secretair Fabricius zu den Fenstern des Rathhauses herausgeworfen wurden. Nun stellte er sich an die Spitze der protestantischen Partei, eroberte Krummau, drang, durch die Truppen des Grafen Ernst Peter von Mansfeld verstärkt, nach Mähren vor, nahm Brünn ein und wurde von allen protestantisch gesinnten Bewohnern des Landes, die an vielen Orten in Aufruhr ausbrachen, mit Jubel empfangen, sah sich aber, nicht sowohl durch die der Hauptstadt zu Hülfe eilenden kaiserlichen Truppen, als vielmehr durch die Nachricht von der Niederlage des Grafen von Mansfeld (am 8. Juni 1620) bei Budweiß veranlaßt, die Belagerung von Wien aufzuheben und Prag gegen die Angriffe Boucquoi's zu decken. Nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag (am 8. Nov. 1620) flüchtete T., als Alles verloren war, nach Mähren und von hier zu Bethlen Gabor nach Siebenbürgen. Als jedoch Letzterer mit Ferdinand II. Frieden geschlossen hatte, begab er sich zu dem Könige Gustav Adolph von Schweden, welcher damals in Polen Krieg führte, zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten durch seine Tapferkeit aus, begleitete den König nach Deutschland und nahm an den Schlachten bei Leipzig 1631 und bei Lützen 1632 persönlichen Antheil. Nach dem Tode des Königs ging der unterdeß zum General erhobene T. auf Befehl des Kanzlers Oxenstierna mit einem schwedischen Corps nach Schlesien ab, stritt sich aber, statt rasch und kräftig zu handeln, lange mit dem General Arnheim, der daselbst die Sachsen commandirte, über den Oberbefehl und trat mit Wallenstein in Unterhandlungen. Als diese aber nicht zu dem für Letztern erwünschten Ziele führten und er mit seinem Heere in die Lausitz gezogen war, folgten ihm Arnheim und T.; durch eine rasche Wendung gelang es jedoch dem kaiserlichen Feldherrn T. mit seinem ganzen 2500 Mann starken schwedischen Corps bei Steinau an der Oder im Jahre 1633 gefangen zu nehmen. Diese Nachricht erregte in Wien allgemeinen Jubel, allein Wallenstein schenkte dem Grafen bald darauf seine Freiheit wieder und schrieb als Grund dieses Benehmens nach Wien: „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter solche Generale. An der Spitze der schwedischen Armee wird er uns bessere Dienste leisten, als im Gefängnisse." Über T.'s fernere Schicksale und seinen Tod fehlen alle Nachrichten. 81.

Thurn und Taxis, ein berühmtes fürstliches Geschlecht, will seinen Ursprung bis auf die Zeiten des heiligen Ambrosius in Mailand zurückführen, der 356 n. Chr. einem jungen Mailänder wegen der tapfern Vertheidigung eines ihm anvertrauten Thorthurmes gegen die Arianer den Beinamen della torre ertheilt habe. Später erwarb dieses Geschlecht die Herrschaft Valsassina im Mailändischen und endlich sogar die Obergewalt in Mailand, Bergamo, Novara und anderen lombardischen Städten. In Mailand mußten sie endlich den Viscontis weichen und ließen sich nun bei Bergamo nieder, wo sie von der auf dem Monte Tasso erbauten Burg den Beinamen del Tasso oder de Tassis angenommen und hier das Haus Tasso gestiftet haben sollen. Einzelne Zweige des Geschlechtes zogen sich später nach Frankreich und den Niederlanden und Roger I. soll um 1460 in Deutschland zuerst die Posten eingeführt haben, worauf Kaiser Karl V. 1518 Johann Baptist zum Erbgeneralpostmeister in seinen sämmtlichen Besitzungen ernannte. Ein Sohn desselben, Lamoral, setzte die Linie mit der Generalpostmeisterwürde in Deutschland fort und ward 1608 deutscher Reichsfreiherr. Dessen Urenkel, Eugen Alexander, erhielt 1686 die Reichsfürstenwürde und dessen Enkel, Alexander Franz, ward 1754 kaiserlicher Principalcommissair bei dem Reichstage zu Regensburg, weßhalb er seine Residenz dahin verlegte. Diese Würde blieb bei dem Hause bis zur Erlöschung des deutschen Reichs (1806); dieses verlor aber dann in mehreren deutschen Ländern, besonders in Preußen, die Posten und erhielt da-

Digitized by Google

für ansehnliche Entschädigungen an Gütern in Baiern, Würtemberg und Preußen. Jetzt besitzt es noch die Generalpostmeisterwürde in den sämmtlichen kleinen Ländern Mitteldeutschlands, in Baiern und Baden, deren Centralpunkt Frankfurt am Main ist. Die Residenz des Fürsten ist Dischingen. 37.

Thurneißer zum Thurn (Leonhard), Arzt, Anhänger des Paracelsus und Alchymist, ward zu Basel 1530 geboren. Er lernte bei seinem Vater die Goldschmiedekunst und sammelte nebenbei für einen Arzt Kräuter, von dem er einige paracelsische Schriften zu lesen bekam. Schulmäßigen Unterricht in der Heilkunde hat er nie genossen. Eine arge Betrügerei, indem er mit Gold überzogenes Zinn für reines Gold verkaufte, zwang ihn Basel in seinem 18. Jahre zu verlassen und er flüchtete nach England und trat sodann als Schütze unter ein brandenburgisches Regiment. Bald verließ er aber den Kriegsdienst, ging als Arbeiter in Schmelzhütten und ließ sich 1555 zu Straßburg als Goldschmied nieder. Hierauf wurde ihm die Aufsicht über den tyroler Bergbau übertragen. Er zog 1558 nach Taranz und erwarb sich bald so viel Ansehn, daß er mit gelehrten Metallurgen in Verbindung trat und daß ihn der Kaiser nach Schottland und den orkadischen Inseln zu seiner weitern Ausbildung schickte, von wo er nach Spanien, Afrika und Kleinasien reiste. Von diesen Reisen 1568 zurückgekehrt erwarb er sich durch seine Curen einen Namen und bereiste auch die ungarischen und böhmischen Bergwerke, um sie in Ordnung zu bringen. Auf einer Reise, die er nach Frankfurt an der Oder machte, um seine Schriften dort drucken zu lassen, lernte ihn Churfürst Johann Georg von Brandenburg kennen, nahm ihn, damit er ergiebige Bergwerke anlege, in seine Dienste und ernannte ihn sogar zu seinem Leibarzte, da er an der Churfürstin eine glückliche Cur zu Stande gebracht hatte. Vortrefflich wußte sich T. in seine neue Lage zu finden; er verkaufte paracelsische Arzneimittel, ein magisterium salis, ein aurum potabile, um theuere Preise, legte eine Schriftgießerei, eine Buchdruckerei, ein Laboratorium an, legte sich aufs Nativitätstellen, verkaufte Amulete und errichtete sogar ein Leihhaus, wo er einen ansehnlichen Wucher mit Pfändern trieb. So kam er bis zum Jahre 1582 in den Besitz ungewöhnlichen Reichthums, stand in großem Ansehn, bekleidete ansehnliche Ehrenstellen und erfreute sich der Gunst seines Fürsten; allein von jetzt an vereinigte sich alles Unglück, um ihn in das tiefste Elend zu stürzen. Ein frankfurter Professor deckte seine Betrügereien auf und raubte ihm sein Ansehn am Hofe; das Volk glaubte ihn im Besitze eines Teufels in einem Glase; sein Vermögen verlor er in einem Processe gegen seine geschiedene Frau und so mußte er 1584 Berlin heimlich verlassen. Er floh nach Italien, beschäftigte sich noch einige Zeit lang am Hofe zu Florenz mit Alchemie und soll endlich 1595 in einem Kloster bei Köln gestorben sein. — T. hat mehrere Schriften, ganz im Geiste des Paracelsus geschrieben, hinterlassen. Wir nennen davon: „Pison von kalten mineralischen und warmen Wassern" (Frankf. 1572. Fol.); „Von der Magia" (1591. 4.); „Quinta essentia, höchste Subtilität der Medicina und Alchemia" (Münst. 1570. 4.). 39.

Thursen gehörten in der nordischen Mythologie zum Riesengeschlechte, wohnten in Thrymheim und ihr König hieß Thrymr. Sie werden als körperstark, sehr weise und zauberkundig beschrieben. 82.

Thuscien, s. Hetrurien und Toscana.

Thusnelda, s. Hermann.

Thyaden, s. Mänaden.

Thyestes war der Sohn des Pelops und der Hippodamia, Bruder des Atreus, aus dem von den Göttern hart verfolgten Geschlechte des Tantalus. Beide Brüder tödteten ihren Stiefbruder Chrysippus, weil ihn des Vaters Liebe allzusehr begünstigte, und flüchteten nach Mycene zum Eurystheus, mit dessen Tochter Äropa Atreus sich vermählte. Doch T. verführte die Gemahlin seines Bruders und er-

Digitized by Google

zeugte mit ihr zwei Söhne. Vom Atreus wegen dieser Freveltat mit seinen Kindern vertrieben sann er auf Rache und entwandte seinem Bruder einen Sohn, den er als den seinigen auferzog und mit Haß und Wuth gegen seinen wirklichen Vater erfüllte, so daß der Jüngling den Atreus zu ermorden suchte, doch von diesem, als sein Vorhaben entdeckt war, unter den grausamsten Martern hingerichtet wurde. Erst nach dem Tode desselben erkannte Atreus, daß er in ihm seinen eigenen Sohn getödtet hatte. Da versöhnte er sich zum Scheine mit dem T., lud ihn zu einem Gastmahle ein, schlachtete dessen beiden Söhne und setzte sie dem Vater vor und als nach Beendigung des Mahles T. nach seinen Kindern fragte, warf ihm Atreus Haupt und Hände derselben entgegen. T. floh nach Sikyon und erzeugte mit seiner eignen Tochter Pelopia den Ägisthos, welcher den Atreus tödtete, dessen Söhne verjagte und seinem Vater den Thron von Mycene verschaffte. Vom Agamemnon und Menelaos wieder vertrieben starb T. in der Verbannung. Sophokles und Euripides benutzten diesen Stoff zu Tragödien, die jedoch verloren gegangen sind; vom Seneca haben wir noch ein Trauerspiel „Thyestes." 11.

Thyrsus hieß bei den alten Griechen der mit Epheu und Weinlaub umwundene Stab, den die Bacchanten an den Bacchusfesten trugen und welchen Bacchus bei seinen Abbildungen selbst in der Hand trägt. 30.

Tiāra, ursprünglich ein morgenländischer, namentlich bei den Persern gebräuchlicher Kopfschmuck des männlichen Geschlechts (eine Art von Turban), wird vorzugsweise die dreifache Krone des Papstes genannt, welche ihm bei der Weihe oder Krönung mit den Worten gereicht wird: „Accipe tiaram tribus coronis ornatam, et scias, te esse Patrem, Principem ac Regem, Rectorem orbis in terra, Vicarium Salvatoris nostri Jesu Christi." Diese drei übereinander stehenden Kronen sind von Gold, ganz mit Edelsteinen besetzt und mit einer Kugel geziert, über welcher sich ein Kreuz befindet, auf dessen beiden Seiten ein Gehänge von Edelsteinen angebracht ist. Über Ursprung und Bedeutung der T. ist man verschiedener Meinung. Nach Einigen wurde die einfache Krone zuerst im IX. Jahrh. von den Päpsten getragen. Nach Anderen soll erst Alexander III. die Mitra zum Zeichen der Souverainetät mit einer Krone umgeben haben. Die zweite soll Bonifazius VIII. zum Zeichen der geistlichen und weltlichen Macht und Urban V. endlich die dritte hinzugefügt haben, angeblich um dadurch die Gewalt des Papstes in der leitenden, streitenden und triumphirenden Kirche, oder auch im Himmel, auf Erden und in der Hölle anzudeuten. Manche nehmen auch an, daß durch die drei Kronen die damals bekannten drei Welttheile vorgestellt werden sollten. 63.

Tibaldi (Pellegrino), auch Pellegrino de' Pellegrini, ein vorzüglicher Maler und Architekt, war der Sohn eines Maurers, der sich von Mailand nach Bologna begeben hatte. Hier wurde T. im Jahre 1527 geboren und, da er schon als Knabe außerordentliche Liebe und Talent zur Malerei blicken ließ, in die Schule des Bagnocavallo geschickt. Im Jahre 1547 ging er nach Rom und studirte hier die Werke des Michel Angelo. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihn dieser große Meister selbst unterwies, woraus sich dann erklärt, daß T., wie jener, mit dem Studium der Malerei auch das der Architektur verband. In Rom lernte ihn Giovanni Poggi, nachheriger Cardinal, kennen, für den er viel arbeitete und später in Bologna dessen Palast mit Gemälden zierte; für denselben erbaute er auch die Kapelle des heiligen Jakob der Augustinermönche und verschönerte sie ebenfalls mit Gemälden von seiner Hand, nach denen sich besonders die Caracci gebildet haben. Im Jahre 1570 wurde T. wegen mannigfacher Verdienste zum ersten Architekten des Doms zu Mailand ernannt. Da er im Innern desselben viele Veränderungen vornahm, gab dieß dem Martino Bassi Gelegenheit, ihn nicht ganz ohne Grund in einer besondern Schrift anzugreifen. Doch sein Ruhm war schon zu fest begründet und seine Pläne wurden sämmtlich ausgeführt. Als im Jahre 1581 das Lei-

Digitized by Google

chenbegängniß der Anna von Östreich, Gemahlin Philipp's II., in Mailand statt-fand, trug man ihm die Anordnung der Feierlichkeiten dabei auf. Bei dieser Gelegenheit erhielt er von Philipp II. von Spanien durch Bernardino Martirano den Auftrag, den Plan zu den Gebäuden des Escurial zu entwerfen. T. begab sich 1586 nach Spanien und führte hier mehrere Gebäude auf; auch die Ausführung vieler Gemälde wurde ihm übertragen, die er zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs vollendete und wofür ihm reichliche Belohnung wurde. Nach 9 Jahren kehrte er dessenungeachtet nach Mailand zurück, übernahm hier das Amt eines Oberaufsehers beim Baue des Doms und starb wahrscheinlich kurze Zeit hernach im hohen Alter. Das Jahr seines Todes ist unbestimmt; gewöhnlich nimmt man 1596 an. — T. war mehr als glücklicher Nachahmer Michel Angelo's; ihm gelang nicht nur das Kühne und Edle desselben in der Darstellung, sondern er verstand auch, was jenem fehlte, mit dem Großartigen das Anmuthige zu verbinden; die Caracci nannten ihn deßhalb den verbesserten Michel Angelo. Seine Zeichnung ist, wie man erwarten kann, vollkommen richtig, sein Colorit lebhaft und naturgetreu. Wenn etwas an seinen Gemälden auszustellen ist, so wäre es die zu starke, schon manierirte Darstellung des Nackten. 83.

Tibbos, ein schwarzer Völkerstamm, wohnen südlich und östlich von Fessan in der Sahara, sind wohl gebaut, gewandt, nicht ohne Anlagen zu Künsten und Civilisation und haben eine eigne zischelnde und unangenehm klingende Sprache. Sie zerfallen in viele Stämme, von denen einige seßhaft, andere Hirten, Wander- und Raubstämme sind, und bekennen sich theils zum Islam, theils sind sie noch Heiden. 71.

Tiber, Fluß im Kirchenstaate, entspringt auf den Apenninen, nimmt den Chiascio, Paglia, Nera mit dem Velino, der 3 Wasserfälle bildet, Teverone, die Topia und die Allia auf, durchfließt Rom und fällt unterhalb dieser Stadt nach einem Laufe von etwa 36 Meilen in 2 Armen bei Ostia in das toscanische Meer, hat immer schlammiges Wasser, tritt bei Rom, wo er 350 Fuß breit ist, öfter aus und ist von Perugia an nur für kleine Schiffe fahrbar. 71.

Tiberius (Claudius Nero), römischer Kaiser, war der Stiefsohn des Augustus, welcher dem Willen des frühern Gatten der Livia Drusilla gemäß der Vormund für den T. sowohl als den Drusus war und Beide erzog. Da, großentheils durch die Ränke der Livia, nach und nach alle diejenigen hinstarben, welche die Nachfolger des Augustus in der Herrschaft hätten werden können, so ward er immer mehr und mehr zu den Regierungsgeschäften gezogen. Bei Lebzeiten Augustus' focht er in Asien, um den vertriebenen armenischen König Tigranes wiederum in sein Reich zurückzuführen; hierauf ward er mit seinem Bruder Drusus gegen die Rhätier und Vindelicier und sodann gemeinsam mit dem Quinctilius Varus gegen die Pannonier gesandt. Nach dem Tode des Drusus ward ihm der Oberbefehl in Deutschland übertragen und hier begann schon sein hinterlistiger grausamer Charakter sich zu entwickeln, der später so einzig in der Geschichte dasteht. Im dritten Jahre v. Chr. bewältigte er einen Aufruhr der Niederdeutschen, schloß mit dem Könige der Markomannen, Marbod, Friede und unterwarf Pannonien gänzlich. Als Augustus (14 n. Chr.) gestorben war, ward er Kaiser und nun entfaltete er seinen Charakter, einen wunderbaren Abgrund von Lastern, Heuchelei, Verstand, Schwäche, Eigensinn, List und Gewaltsamkeit, ohne Scheu, besonders nach dem, wahrscheinlich durch Gift herbeigeführten, frühen Tode des Germanicus. Er führte das Majestätsgesetz, diesen glücklich erfundenen Vorwand, seinen blutgierigen Argwohn gegen alle Edlen und Großen im Volke zu stillen, ein und fröhnte aller, auch der unnatürlichsten Wollust. Im Jahre 27 n. Chr. schlug er seinen beständigen Wohnsitz auf der Insel Caprea auf und lauerte von hier aus in allen Wollüsten und Schwelgereien ertränkt auf Gelegenheiten, seine Blutgier zu stillen, ohne

Digitized by Google

jemals nach Rom auf längere Zeit zurückzukehren, woselbst Sejanus, sein Günstling, in Mord und Gift wüthete, bis endlich T., voll Verdachts gegen ihn, auch seiner und mit Recht, nicht schonte, sondern ihn preisgab. So verlebte T. seine Zeit im Schlamme der Laster, bis er fast sterbend schon im hohen Alter von Caligula (37 n. Chr.), seinem Nachfolger, ermordet wurde. Wunderbar ist es, daß ein solches Ungeheuer dennoch Musik üben und lieben konnte, wie es bei T. der Fall war. 82.

Tibet oder **Tufan**, ein dem chinesischen Kaiser zinsbares Land im mittlern Asien, durch ein hohes Gebirge in das eigentliche T. und Butan (s. d. Art.) getheilt, liegt unter 27° 25′ und 35—36° N. Br. und zwischen 89—120° L., grenzt im Norden jenseits des Küen lün an die hohe Bucharei, weiter östlich an die Hochterrasse von Tangut oder Sifan, im Osten an die Provinzen Shütschuan und Thünnan, im Süden an die birmanischen Gebirgslande, an die Terrassen von Butan, Nepaul, Srinagara, im Südwesten an die Wohnsitze der Sikhs und Afghanistan und im Westen an die südlichste Spitze von Turkestan, Kaschmir und Lahore, und enthält 27000 □Meil. Das Land ist das höchste Hochland der Erde, 8—10000 Fuß über dem Meere, größtentheils mit langem und kaltem Winter. Auf ihm erheben sich das Himalajagebirge (s. d. Art.), der Mustag, Hindukusch und die nach Dschaggatai, der Mogolei, Anam, Birma und China übergehenden Gebirge. Diese Gebirge werden sämmtlich bis zu einer Höhe von mehr als 11000 Fuß bewohnt und bis 14000 Fuß Höhe wird noch Ackerbau getrieben. Zwischen den Gebirgen breiten sich im Süden herrliche Thäler aus, im Nordwesten öffnen sich weite Ebenen und jenseits des Gebirges Kangh sind die Sandwüsten Kobi und Taschanai. In T. entspringen der Indus, Huma, Sedledsch, Gunduk, Maykauny, Ganges, Tsanpu, Tschatschu oder Metschu, Petschu, Nukian (Irawaddy), Lukian oder Suck und Jantsekiang. Außer diesen Flüssen hat das Land eine ungemeine Menge Seen, worunter vorzüglich zu bemerken sind: der 15 Meilen lange Terkiri, der 30 Meilen lange Dschandro, der heilige Manassarowar, der Rawunrud, Quelle des Sedledsch, 14 bis 15000 Fuß hoch, Jambro oder Palte, der Rawans Hrad oder rothe See und der Schumurkril; Salzseen und Mineralquellen hat es in Menge. Der höchste Theil des Landes hat kahlen, dürren Boden und bietet zum Theil das Bild völliger Wüstenei dar; andere Gegenden aber sind fruchtbar und emsig angebaut. Ein großer Theil Tibets hat rauhe Luft, wenig Bäume, kein Obst und keinen Weizen; in den Thälern herrscht das Klima des mittlern Europa, in den höheren aber ist das Alpenklima; doch weht im übrigen sehr gesunde Luft und die Witterung ist in den Jahreszeiten ziemlich gleich. Die Producte sind aus dem Thierreiche: der grunzende Büffel mit langem seidenhaarigen Schweife (als Putz- und Fliegenwedel benutzt), feinwollige Bergschafe, Bergziegen mit seidenartigem Brusthaare, Rindvieh, Pferde, Schweine, große Hunde, Wild, Moschusthiere, Dschaggetais, Bären, Löwen, Affen, Geflügel und Fische; aus dem Pflanzenreiche: Gerste, wenig Weizen, Reis, Wein, Südfrüchte, Obst, gewöhnliche Gemüse, Safran, Krapp, Zimmt, Päonien, Ingwer, Rhabarber ꝛc. und wenig Holz; aus dem Mineralreiche: Gold, Silber, Blei, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Jaspis, Achat, Krystalle, Marmor, Kreide, Lazursteine, Türkisse, Bernstein, Corallen, Seleniten, Borax und Salz in reicher Fülle aus Seen. Die Einwohner, aus 2 Classen bestehend, aus den Lamas (Geistlichen) und Laien, sind 10—12 Mill. stark und bilden eine starke, mannhafte, muthige und gastfreie Menschenrace, nicht so dunkel gefärbt, als ihre Nachbarn, die Indier, und von mogolischer Abstammung. Mit diesem Hauptvolke sind mehr oder weniger verwandt die Nomaden und Bergvölker: Bhutias, Ladaken, Koti, Kafern und Uniyas. Ihre Sprache, in der man zwei Gattungen, Unchin, die heilige, und Umin, die gewöhnliche Volkssprache, unterscheidet,

Digitized by Google

ist wie die der Chinesen, einsylbig, rauh und hart und Gelehrtensprache in der chinesischen Tatarei; doch spricht man auch verschiedene tatarische Dialekte. Die Literatur ist nach Csoma (s. d. Art.) völlig indischen Ursprungs und besteht in Übersetzungen von Sanskritwerken seit dem VII. Jahrh. n. Chr. Das große Religionsbuch ist der „Gandschur", welches 238 Bände stark ist. Die Wohnungen sind, außer den der Nomaden, welche in Filzzelten wohnen, gemauert, die Nahrung besteht aus Kuhmilch, Fischen, Fleisch, Reis, Getreide und Baumfrüchten und das Getränke aus Thee und Chong (gebranntem Wasser), und Beschäftigung ist Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Handwerke und Künste, vorzüglich Malerei, Steinhauerei, Tischlerei und Weberei; auch arbeitet man in Gold, Silber, Eisen und Kupfer. Die Vielmännerei ist ganz gewöhnlich, so daß eine Frau auch den Brüdern ihres Mannes angehört. In Hinsicht auf wissenschaftliche Bildung gibt es 12 sogenannte hohe und mehrere Klosterschulen, auf denen Theologie, Philosophie, Astronomie und Medicin gelehrt wird, und die nicht nur von den Tibetanern, sondern auch von Chinesen, Kalmüken und Tataren besucht werden, auf welchen der Cursus 12 Jahre dauert und eine akademische Doctorwürde ertheilt wird; auch gibt es öffentliche Schulen der Zauberei. Der Handel Tibets ist Karawanenhandel, besonders mit Hochasien, Indien und China. Das Militair besteht aus 64000 Mann, worunter 50000 Mann Fußvolk und 14000 Reiter. Die Haupttheile des Landes stehen unter dem Dalai-Lama im Norden, der seit dem XIII. Jahrh. als weltlicher Regent gilt und seit 1624 stets aus dem Stamme der Sifanen gewählt wird, und dem Tischu (Bogdo-Lama) im Süden. Das weltliche Regiment verwaltet unter ihnen gewöhnlich ein Reichsverweser oder Radscha mit dem Collegium der 4 Schubbas. So lange die Dalai- und Tischu-Lama Kinder sind, tritt eine vormundschaftliche Regierung unter chinesischer Landeshoheit ein. In Lassa ist ein chinesischer Vicekönig und chinesische Garnison, welche auch in einigen Orten des Tischu-Lama sich befindet. T. ist eingetheilt A) in das Westland Kleintibet mit 2 Provinzen, als: a) Ladak oder Leh mit der Hauptstadt Leh von 1000 Häusern und 4000—6000 Einw., b) Una-Desa (Wellenland) oder das Satadruthal, zwischen Kailas und Himalajah, mit der Hauptstadt Daba; B) Großtibet oder Osttibet mit 5 Provinzen: a) Ari oder Ngari, ein Gebirgsland mit vielen Städten; b) Dsang mit der Hauptstadt Dschachi-lumbo, Sitz des Bogdo-Lama; c) Uei mit der Hauptstadt Hlassa (Lahassa, Uschong), 25000 Einw. und Sitz des Dalai-Lama; d) die mit Schneegebirgen angefüllte Provinz Kam mit der Hauptstadt Tsiamdo oder das alte Kham; e) das Mogolenland Khor und Katsche. 71.

Tibetanische Religion ist der Buddhismus (s. Buddha), welcher durch den Brahmaismus verdrängt in den Ländern im Norden Indiens die Herrschaft erlangte. Sie kennt keinen unerschaffenen Gott, der durch den Schöpfungsact, von dem sie auch nichts weis, alles Materielle und Geistige hervorgerufen, sondern sie läßt das Weltall nach wenigen unveränderlichen Gesetzen aus dem leeren Raume entstehen. Dieses Weltall heißt Zerstörung und Wiederherstellung. Die Materie, der Niederschlag aus dem leeren Raume, ist das Übel des Jirtintschü, aus dem nach ewig feststehenden, durch das Übel selbst entsprossenen Gesetzen der ewige Wechsel der Geburt entspringt und nachdem sich hierauf das Gute und Böse entwickelte, fand jenes seinen Lohn, dieses seine Strafe im Kreislaufe zahlloser Geburten, welche sich jetzt nach vollendeter Entwickelung in sechs Stufen theilen, nämlich in die der reinen (Eßrún) und der unreinen (Asori) Geister, der Menschen, Thiere, der Ungeheuer in der Vorhölle, der Geschöpfe der Hölle. Die siebente Stufe, die der unwandelbaren Vollkommenheit, in der es keinen Geburtswechsel mehr gibt, ist die des Buddha oder Burchan. Nach ihr müssen alle Geschöpfe sterben und, um zu ihr zu gelangen, muß in der Seelenwanderung das Wesen alle jene ebengenannten sechs unteren Stufen durchgehen. Hat das All diese Vollkommenheit erlangt, so

Digitized by Google

gibt es kein Getrenntes mehr; Alles ist Eins und selbst Buddha fließt in diese Alleinheit über. Um zu diesem letzten Ziele zu gelangen, suchen die Frommen jener Religion ihre äußeren Sinne gänzlich zu ertödten und peinigen daher ihren Leib furchtbar; eine Verehrung, wovon in den Schriften Buddha's keine Spur ist, obwohl in ihnen Selbstaufopferungen mannigfaltiger Art, jedoch stets mit gleichem Zwecke, gefordert werden. Buddha lehrte Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, aus denen 10 Gebote unter den drei Abtheilungen: Gedanken, Worte, Werke, und 5 Verbote entstanden. Die Kirche, welche diese Religion lehrt, hat eine merkwürdig ausgebildete Hierarchie und eine sehr spitzfindige Dogmatik. An der Spitze des Ganzen steht der Großlama, nach einer spätern Spaltung zwei: der Bogdo-Lama, dessen Farbe roth ist und dessen Anhänger darnach Rothmützen (Ulan-Malachai) genannt werden, und der Dalai-Lama, dessen Farbe gelb und dessen Anhänger deßhalb Gelbmützen (Scharra-Malachai) genannt werden. Beide werden als Incarnationen Buddha's angesehen; doch haben sie Beide mehrere andere angesehene Lamas, die gleichfalls für Incarnationen Buddha's gelten, neben sich, unter denen besonders die Groß-Lamaitin Dzordsche-phagma merkwürdig ist, die jedoch, obschon sie als eine Incarnation der indischen Göttin Bhawani angesehen wird, den Dalai-Lama anzuerkennen scheint, indem sie dann und wann auf einem Thronwagen sitzend vor dem Dalai-Lama verschleiert erscheint, umgeben von zahlreichem Gefolge. Der Bogdo-Lama beherrscht den südlichen Theil Tibets und wohnt in einem Kloster Dschachi-Lumbo bei Lassa. Er verbindet in sich, wie der Papst, die geistliche und weltliche Macht. Einer Weissagung zufolge wird der Bogdo-Lama einst über das Weltmeer nach dem Lande Schambula, einem Paradiese, gehen und dieß beherrschen, während der Dalai-Lama alle westasiatischen Lande unterwerfen, hierauf aber selbst von Bogdo-Lama unterjocht werden und Letzterer als alleiniger Lama die Welt beherrschen wird. Der Dalai-Lama wird als eine sichtbare Offenbarung des Chomschim-Badhissadwa angesehen, residirt gewöhnlich nahe bei Hlassa an der chinesischen Grenze, in der herrlichsten, auf dem Berge Pudala erbauten Pagode und zieht, doch nur zu gewissen Zeiten, von hier nach den Klöstern Sserea-Gaomba und Brapan-Gaomba, welche beide gleichfalls nicht weit von Hlassa liegen. Er genießt der höchsten Verehrung, wird als hochheilig, allwissend, allweise, unbefleckt und als Mittler zwischen der Gottheit und dem Menschen betrachtet. Er beherrscht den nordwestlichen Theil Tibets fast unumschränkt, obwohl der Kaiser von China in seiner Residenz 1000 Soldaten und 2 Mandarine hat. Wenn der Großlama stirbt, so bezeichnet er gewöhnlich vorher den Ort seiner Wiedergeburt und verläßt dann die eine irdische Hülle, um sich in die andere zu begeben. So lange der nun aufgefundene Lama noch minderjährig ist, vertritt der Tschewo-Lama seine Stelle, welcher ihm überhaupt am Nächsten ist. Sonst ist die Priesterschaft mannigfaltig gegliedert. Die geringsten Priester werden Gilongs, die höheren Lamas genannt. Die Gilongs selbst zerfallen wieder in 9 Classen, welche sich namentlich des Unterrichts sehr annehmen. Andere Priester (Schamanen, Tschlokionger) erscheinen vor dem Volke als Zauberkünstler und in unzähligen, wohl mit leiblicher und geistlicher Nahrung versehenen Klöstern leben unglaublich viele Mönche. Sonderbar ist die auffallende Ähnlichkeit der tibetanischen Kircheninstitutionen und Lehren mit dem Katholicismus. Die religiösen Feste und Gebräuche dieser Religion sind sehr mannigfach und merkwürdig. So werden ihre Ehen durch Priester eingesegnet und die neugeborenen Kinder mit Milch und Wasser getauft. Ist ein Tibetaner gestorben, so werden Kopf und Hände zwischen die Kniee gesteckt, zusammengebunden, der Körper in dieser Lage in einen Sack oder Korb gesteckt, dieser an einen Balken aufgehängt und so spricht der Gilong über demselben Gebete. Bei der Todtenbestattung wird die Leiche auf freiem Felde von besonders dazu bestellten Leuten in kleine Stücke zerschnitten, welche in einem Mörser mit Mehl vermischt zerstoßen

Digitized by Google

oder den Hunden vorgeworfen oder von Geiern gefressen werden. Ersteres heißt das irdische, letzteres das himmlische Begräbniß. Oder aber man wirft sie ins Wasser. Verbrannt werden nur die Lamas. Bisweilen soll aber auch ein Begräbniß nach unserer Weise stattfinden. Merkwürdig unter den religiösen Festen ist das Neujahrsfest (Jedro), welches der Dalai-Lama zuerst durch einen Kriegstanz feiert. Ferner wird bei dieser Gelegenheit unter andern ein wie eine Keule geformter, vom Himmel gefallener Stein in Procession vom Kloster Sera nach Lassa gebracht, vor welchem sich der Dalai-Lama verneigt, und das Dordziak dargestellt, worin der Böse (Logouny-Ghiaba) mit dem Dalai-Lama disputirend vorgestellt wird, immer und zuletzt auch im entscheidenden Würfelspiele besiegt unter Flinten- und Kanonenschüssen entflieht. Auch eine Art Carneval haben sie, bei dem das Volk in mannigfache Thiergestalten, die Lamas aber als gute und böse Genien verkleidet eine Procession dreimal um den Tempel zu Lassa machen und sich vor Buddha's Bilde neigen. Auch Gesänge und Tänze, jedoch von Weibern ausgeführt, feiern das Fest. Auf dasselbe folgt ein allgemeines Fasten, wo besonders Zwiebeln und Knoblauch auf das Strengste verboten sind. Um Unglück abzuwehren werden feierliche gemeinsame Bäder von Männern und Weibern alljährlich in Flüssen gehalten und die letzte Nacht des Jahres wird im Kloster Moru durch pantomimische Austreibung der bösen Geister begangen, wobei auf mannigfache Weise die Zukunft prophezeiht wird. In ihrem Lehrsysteme kennt diese Religion einen Papst in Dalai-Lama, den Cölibat der Priester, das Fegefeuer, die Fürbitte, Anbetung der Heiligen und andere Eigenthümlichkeiten des Katholicismus, so daß man angenommen hat, es habe ein Einfluß christlicher Secten stattgefunden. 82.

Tibullus (Albius), ein römischer Ritter und vorzüglicher elegischer Dichter, geb. um 60 vor Chr. Geb., war der Zeitgenosse und Freund des Virgil und Horatius und starb im Jahre 19 vor Chr. Geb. Bei den bürgerlichen Unruhen seiner Güter beraubt zog er sich in die Einsamkeit zurück und scheint vorzüglich die späteren Jahre seines Lebens auf seinem kleinen Landgute bei Pedum verlebt zu haben. Ein öffentliches Amt bekleidete er nie, war jedoch unter seinem Gönner P. Valerius Messala Corvinus Theilnehmer am aquitanischen Feldzuge. Wir besitzen von ihm noch 4 Bücher Elegien, deren Ächtheit aber wenigstens theilweise sehr angefochten worden ist. Das 3. Buch soll von einem ovidischen Nachahmer herrühren und das 4. Buch ist von Einigen und zwar wegen innerer Gründe für eine elegische Blumenlese gehalten worden. Eigenthümlich ist seiner Poesie tiefe Gemüthlichkeit, die hingebendste Liebe, unaffectirtes, wahres elegisches Gefühl, das sich fern von allem gelehrten Prunke, wie bei Propertius der Fall ist, in einer leichten, kunstlosen und ungeschmückten Form ausspricht. Und so ward T. selbst schon von den Alten als vollendetes Muster in Einfachheit und Anmuth des Ausdrucks tiefer und wahrer Empfindung betrachtet (vergl. Quintil. 10, 1. 93., Ovid. amor. 3, 9). Die Gedichte des T. sind meistentheils den Ausgaben des Catull und Propertius beigegeben; so schon in der ed. pr. (s. l. et a., wahrscheinlich 1472. 4.), dann Rom. 1475. 4. Hauptausgaben sind von J. Brukhusius (Amstel. 1708. 1727. 4.); Vulpius (Pat. 1710. 4.); Heyne (Lips. 1798. 8.); Wunderlich (Lips. 1817. 8.); Voß (Heidelb. 1811. 8.); Huschke (Lips. 1819. II. 8.); Bach (Lips. 1819. 8.); Lachmann (Berol. 1829. 8.) und Dissen (Gotting. 1835. 2 Voll. 8.). Die besten Übersetzungen sind von Voß (Tübing. 1810. 8.) und v. Strombeck (Götting. 1799. 1825. 8.). 20.

Tickel (Thomas), ein bekannter englischer Dichter, 1686 zu Bridekirk in Cumberland geboren, widmete sich zu Oxford der Jurisprudenz und erwarb sich durch mehrere gelungene Gelegenheitsgedichte zum Lobe des Hofes einflußreiche Freunde. Seine Beiträge zum „Spectator“ und „Guardian“, besonders seine Abhandlungen über die Schäferpoesie, wurden mit Vergnügen gelesen. Addison,

Digitized by Google

dem er durch die innigste Freundschaft verbunden war, erhob ihn, als er 1717 zum Staatssecretair ernannt wurde, zum Unterstaatssecretair. Nach Addison's Tode erhielt er 1724 die Stelle eines Secretairs bei dem Obergerichte in Irland, welche er bis zu seinem Tode mit Auszeichnung bekleidete. Er starb am 23. April 1740 zu Bath. Seine Gedichte, unter welchen man besonders die Ballade: „Colin and Lucy" lobend hervorhebt, entbehren freilich eines hohen Schwunges der Phantasie, zeichnen sich aber durch schöne, elegante Sprache und harmonischen Versbau, so wie durch Würde und Gedankenfülle aus. Auch besorgte er eine vorzügliche Ausgabe der Werke Addison's. — Sein Verwandter, Richard T. (starb zu Hamptoncourt am 7. Nov. 1793), ist ebenfalls als Dichter und politischer Schriftsteller bekannt. 66.

Tieck, drei in deutscher Literatur und Kunst bekannte Geschwister, sind die Kinder eines sehr wackern Vaters, der Seilermeister in Berlin war. Der älteste dieser Ehe, Ludwig, der sich in der deutschen Literatur eine bedeutsame, bleibende Stellung und einen großen Einfluß auf die Gestaltung derselben als Dichter verschafft hat, ward geboren den 31. Mai 1773. Seine Bildung gab ihm das friedrichswerderische Gymnasium zu Berlin, wo er bald schon seinen nachmaligen Schwager, Bernhardi, der später als Consistorialrath zu Berlin starb, kennen lernte und tiefen Einfluß auf ihn gewann, wie umgekehrt Bernhardi's Influenz auf T. nicht zu läugnen steht. T. studirte zu Halle, Göttingen und Erlangen, wo sich überall Verbindungen mit geistreichen Zeitgenossen knüpften. Schon früh war er mit Wackenroder (s. d. Art.) verbunden und beschäftigte sich gemeinsam mit ihm namentlich mit alldeutscher Kunst und Poesie. Auch als Schriftsteller war T. früh und bedeutsam aufgetreten. Sein „Abdallah" war merkwürdig, sein „William Lovell" (1793. 3 Bde.) aber für den besonders, welcher die tiefere Bedeutung der darin auftretenden Figuren kennt, noch wichtiger. Diesen folgten „Peter Lebrecht" und die „Volksmährchen", in welchen letzteren, so wie in den „Romantischen Dichtungen", sich ein kühner polemischer, fein ironischer Geist gegenüber der prosaischen Anmaßung und flachen poetischen Anschauung der damaligen Zeit und personell gegen Rambach, Merkel, Nicolai, Böttiger u. A. m. aussprach. Auch der „Bambocciaden", 3 Bände trefflicher Erzählungen und satyrischer Dramen, welche er gemeinsam mit seiner Schwester Sophie und Bernhardi herausgab, darf hier nicht vergessen werden. Aus den Papieren Wackenroder's gab er 1797 „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und 1799 „Phantasien über die Kunst" heraus. Einen bedeutenden Antheil hatte auch Wackenroder an dem berühmten Kunstromane: „Franz Sternbald", in welchem sich wunderbar Andacht, Sinnlichkeit, Sentimentalität, Derbheit und Begeisterung für Kunst, namentlich altdeutsche, begegnen. Er vermählte sich nun mit der Tochter des Predigers Alberti, welche ihm zwei Töchter gab und später mit diesen zur römischen Kirche trat. Längere Zeit lebte T. nun gemeinsam mit Aug. Wilhelm und Friedrich Schlegel und v. Hardenberg im innigsten Vereine zu Jena, wo sich damals auch Fichte und Schelling befanden. Dort übersetzte er vortrefflich den „Don Quixote", gab seine schon oben berührten „Romantischen Dichtungen" und ein poetisches Journal heraus, welches unter Anderm Briefe über den Shakspeare enthielt, dessen Studium ihn schon sehr früh beschäftigt hatte. Von Jena wandte er sich (1801—1802) nach Dresden und gab seinen Musenalmanach gemeinschaftlich mit den Schlegel's heraus und lebte dann theils in Berlin, theils in Ziebingen, einem Gute des Herrn von Burgsdorf, unweit Frankfurt an der Oder, und gab in dieser Zeit die Schriften des verstorbenen Novalis heraus, so wie eine Bearbeitung altdeutscher Minnelieder und den „Kaiser Octavian", ein romantisches Lustspiel. Hierauf reiste er in Begleitung seiner Schwester und des Baron von Knorring nach Italien, woselbst er sich bis 1809 in Rom aufhielt. Hier war es, wo er seine An-

Digitized by Google

sichten über Malerei reifte und die altdeutschen Gedichte in der vaticanischen Bibliothek studirte und copirte. Zurückgekehrt überfiel ihn zu München eine lebensgefährliche Krankheit, weßhalb er sich dort längere Zeit aufhielt und dann nach Ziebingen zurückkehrte. Hier gab er Ulrich von Lichtenstein's „Frauendienst" heraus und eine vermehrte Sammlung seiner früheren Erzählungen, die er in den Rahmen eines Romans faßte, der ebenfalls doppelt interessant wird, wenn man die Wiederspiegelung der Wirklichkeit darin zu erkennen versteht, unter dem Titel: „Phantasus." Damals erschien auch sein „Altenglisches Theater" (1811) und 1818 unternahm er eine Reise nach London, um dort für sein großes Werk über Shakspeare zu sammeln. Zurückgekehrt ließ er sich in Dresden nieder (1819), wo er noch lebt. Seit seinem Aufenthalte daselbst hat T. sich mannigfaltig im Gebiete der Poesie wie der Kritik bewegt. Er gab seine „Vorschule zum Shakspeare" heraus, sammelte die Werke Kleist's und Lenz's, machte seine eigenen Gedichte in einer Sammlung bekannt, deren dritter Band in vielfacher Hinsicht merkwürdig ist, und sammelte in 2 Bänden unter dem Titel: „Dramaturgische Blätter" seine Theaterkritiken, zu denen ihn seine Stellung zum dresdener Theater veranlaßt hatte. Er ward damals zum königlich sächsischen Hofrathe ernannt und ihm ein amtliches Verhältniß zum Theater gegeben, welches noch fortbesteht, obschon es die gehofften Wirkungen aus mannigfachen Gründen nicht hatte. Eine ganz neue, höchst großartige und merkwürdige Erscheinung in unserer Literatur sind seine seit 1821 geschriebenen Novellen, unter denen wir vorzüglich „Die Reisenden", „Dichterleben" in 2 Theilen und vorzugsweise den „Aufruhr in den Cevennen" anführen wollen. Nicht minder merkwürdig, obschon in anderer Rücksicht, sind seine „Nachgelassenen Schriften Solger's", besonders der Briefwechsel. Auch die Übersetzung Shakspeare's von Schlegel vollendete er mit Beihülfe gleichgesinnter, fleißiger Freunde und schrieb zu jedem Stücke nicht uninteressante kleine Anmerkungen. Eben so erschien eine Gesammtausgabe seiner Werke. Der König von Baiern beschenkte den gefeierten Dichter mit dem Ritterkreuze des Ordens der baierischen Krone. In der letzten Zeit endlich hat sich T. mit der Gegenwart und diese mit ihm in Opposition gesetzt; es scheint gleichsam, als vollende sich sein geistiges Leben auch in sofern harmonisch, als er im Kampfe begann und wohl kämpfend schließen wird. Es ist hier nicht Ort, Raum und Zeit, die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung zu erwägen, wohl aber einen Rückblick auf T.'s Erscheinung als Dichter zu thun. Unläugbar vereinigt sich in ihm auf wunderbare Weise Lyrik, Verstand und, um es so zu nennen, ein pittoresk-dramatisches Talent; aber um wahrhafter Dramatiker, d. h. Theaterschriftsteller und Wiederbeleber der Bühne zu werden, fehlt ihm jenes seltsame plastische Talent, das allen Figuren Shakspeare's so zu sagen Fleisch und Bein gibt, daß sie auf den Bretern gehen, stehen, handeln, denken, leben und sterben können. Dieß ist ihm nur in sehr einzelnen Figuren gelungen, z. B. im „Blaubart" und in der „Genovefa", obgleich auch hier Alles pittoresk erscheint; d. h. wie in der Malerei Rundung der Formen, Ablösung der Gestalten vom Hintergrunde, Tiefe des Schauplatzes ꝛc. nur scheinbar ist, so ist es auch mit diesem Allen bei T.'s dramatischen Figuren und dieß hat seine Einwirkung auf das Theater geschaffen und gehemmt. Eben so hat er als Kenner und Beurtheiler Shakspeare's viel gewirkt, tiefen Einfluß gehabt und doch dem eigentlichen Schauspieler das Verständniß dieses großen Genius nur mittelbar (durch sein überaus treffliches Vorlesen) und bei Weitem nicht in dem wünschenswerthen Maße nahe gebracht. Am Entscheidendsten hat er durch seine Novellen auf den Fortschritt unserer erzählenden Literatur gewirkt, indem er meisterhaft zeigte, wie man das dramatische Element der Poesie verwandeln müsse, um es für die Erzählung fruchtbar zu machen, und hier zeigen sich auch alle Gaben T.'s in ihrem herrlichsten Lichte; sein großer Verstand, seine tiefe Beobachtung, sein dramatisches Talent, sein Witz, sein Humor, sein Gefühl. Ge-

Digitized by Google

wiß, wenn ihn hier ein jüngeres Talent ſtudirt und ſich die Sache, nicht die Manier zu eigen macht, es wird den einzig richtigen Weg betreten. — Weit beſcheidener, mit viel äußerlich geringeren Erfolgen ſteht das Talent ſeines Bruders, Chriſtian Friedrich T., geb. den 14. Aug. 1776, da; allein man darf nur ſchärfer hinſehen und auch in ihm offenbart ſich die Fülle der Poeſie. Er iſt Bildhauer und jetzt Profeſſor an der Kunſtakademie und Director der Antiken zu Berlin. Als Knabe lernte er die erſten Anfangsgründe des Steinhauens bei einem gewiſſen Meiſter Bettkober, ward dann Schadow's Schüler und bildete ſich in Dresden, Paris und Rom aus. Auch in ihm lebt ein dramatiſches Talent; denn ſeine Büſten, alle Portraits, ſind mit einer ſo poetiſchen tiefen Anſchauung erfaßt, daß wohl kein Zweiter in Deutſchland lebt, der ähnlich ſchafft. Auch größere Werke hat er geſchaffen; die Domkirche und das Schauſpielhaus zu Berlin geben davon Zeugniß, und die Verehrung gegen ihn wird noch geſteigert, wenn man ihn als Menſchen kennen und lieben kann, ſo wie andererſeits ſeine tiefe theoretiſche Bildung für plaſtiſche Kunſt unläugbar aus mehreren, ſehr geiſtreichen Aufſätzen hervorleuchtet, die er, ohne ſich zu nennen, bekannt gemacht hat. — Die Schweſter dieſer beiden Brüder, Sophie, geb. 1778, hat auch ihre Begabung für Poeſie in vielfacher Rückſicht bewieſen. Sie verband ſich 1799 mit dem damaligen Profeſſor Bernhardi. Dieſe Ehe ward aber 1806 wiederum gelöſt und ſie vermählte ſich ſpäter mit dem Baron von Knorring. Sie gab „Wunderbilder und Träume" heraus, in denen ein tiefes, aber krankhaftes Gemüth uns anſpricht, ſchrieb ſpäter mit ihrem Bruder und Gatten die „Bambocciaden" und wohl auch manche Erzählung für die „Straußfedern." Dann ruhte ihr Talent lange, bis ſie kurz vor ihrem Tode „Triſtran und Iſolde" bekannt machte und ihr Bruder Ludwig nach ihrem Abſterben einen Roman: „Evremont" herausgab. In allen ihren Schriften zeigt ſich ein tiefes, aufgeregtes, krankhaftes Gemüth und eine wahrhaft muſikaliſche Behandlung der Sprache. 82.

Tiedemann (Dietrich), ein bekannter Philoſoph, ward den 3. April 1748 zu Bremervörde geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Verden, das Athenäum zu Bremen und die Univerſität Göttingen, ward 1776 Profeſſor der alten Sprachen am Carolinum zu Caſſel und von da 1786 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Marburg verſetzt, wo er am 24. Sept. 1803 ſtarb. Mit Geiſt und mannigfachen Kenntniſſen ausgeſtattet hat er beſonders um die Geſchichte der Philoſophie ſich ſehr verdient gemacht, während ſeine Leiſtungen auf dem Felde der Speculation, in welcher er als entſchiedener Gegner Kant's auftrat, von geringerem Werthe ſind. Unter ſeinen Schriften ſind beſonders zu erwähnen: „Unterſuchungen über den Menſchen" (Leipz. 1777—1778. 3 Thle. 8.); „Griechenlands erſte Philoſophen" (Ebend. 1780. 8.); „Geiſt der ſpeculativen Philoſophie" (Marburg 1790—1797. 6 Bde. 8.); „Handbuch der Pſychologie" (herausgegeben von L. Wachler, Leipz. 1804. 8.). Außerdem hat er eine Anzahl ſchätzbare Abhandlungen über Philoſophen und philoſophiſche Gegenſtände in verſchiedene Zeitſchriften geliefert. 16.

Tiedemann (Friedrich), der Sohn des Vorigen, berühmter deutſcher Anatom und Phyſiolog, ward 1781 zu Caſſel geboren. Als akademiſcher Lehrer trat er zuerſt 1804 in Marburg als Privatdocent auf, wurde hierauf 1805 Profeſſor der Anatomie und Zoologie zu Landshut und 1816 Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie zu Heidelberg, wo er noch jetzt, nachdem er mehrere an ihn ergangene Rufe (namentlich einen nach Berlin 1832 an Rudolphi's Stelle) ausgeſchlagen hat, als großherzoglicher badiſcher Geheimrath und Profeſſor und Director des anatomiſchen Theaters, ſo wie der zoologiſch-anatomiſchen Sammlung in großem Anſehn bei ſeinen Zuhörern und Mitbürgern ſteht. — T. genießt durch ſeine anatomiſchen, phyſiologiſchen und zoologiſchen Schriften, die meiſtentheils bald nach ihrem Erſcheinen in fremde Sprachen überſetzt worden ſind, nicht nur in ſeinem

Digitized by Google

Vaterlande, sondern auch in ganz Europa das größte Ansehn, so wie er auch in Hinsicht seines Lehrertalents eine der größten Zierden der heidelberger Universität ist. Unter seinen zahlreichen, sämmtlich gesuchten Schriften nennen wir als die vorzüglichsten: „Anatomie des Gehirns im Fötus" (mit 7 Kupfern, 1816); „Anatomie der kopflosen Mißgeburten" (mit 4 Kupfertafeln, 1813); „Tabulae arteriarum corp. humani" (4 Fasc. mit 74 lithographirten Tafeln, 1822—1824); „Anatomie der Röhrenholothurie, des pomeranzenfarbigen Seesterns und des Steinseeigels" (mit 13 Kupfern, 1820); „Physiologie des Menschen" (1. Bd., der die Einleitung enthält, 1833, 3. Bd. 1836, der sich mit der Ernährung des Menschen beschäftigt). — In Verein mit Gmelin gab er das wichtige Werk heraus: „Die Verdauung nach Versuchen" (2 Bde. 1826 und 1827). 39.

Tiedge (Christoph August), einer der ausgezeichnetsten lyrischen Dichter Deutschlands, ward den 14. Dec. 1752 zu Gardelegen geboren, verlor aber 1772 seinen Vater, der später Rector der Stadtschule in Magdeburg geworden war, und studirte seit 1773 zu Halle unter drückenden Verhältnissen die Rechte. Zwar ward er schon 1776 Secretair im Landrathscollegium zu Magdeburg, gab aber diese ihm nicht zusagende Stelle bald wieder auf und ging als Erzieher in der von Arnstädt'schen Familie nach Ellrich in der Grafschaft Hohnstein. Hier entschied der freundschaftliche Umgang mit Göckingk (s. d. Art.) seinen Beruf und er lieferte nun eine Anzahl gemüthlicher Gedichte, welche theils in der Zeitschrift „Olla potrida", theils in den Musenalmanachen von Voß und Bürger erschienen. Darauf folgte er der Einladung Gleim's (s. d. Art.) nach Halberstadt, um die beabsichtigte, aber damals nicht ausgeführte Herausgabe von dessen Werken zu leiten, und lebte hier in Verbindung mit diesem und Klamer Schmidt (s. d. Art.), bis er 1792 die Stelle als Gesellschafter und Privatsecretair des Domherrn von Stedern annahm, nach dessen Tode (1793) er als Erzieher seiner beiden Töchter in der Familie blieb und 1793 auf Gleim's Verwendung eine Vicariatspräbende am Domstifte erhielt. Mit der Familie von Stedern begab er sich 1797 nach Magdeburg und 1798 nach Quedlinburg; da aber Frau von Stedern 1799 starb, verließ er mit Resignirung auf seine Präbende zu Gunsten seines jüngern Bruders die Gegend und machte durch ein ausgesetztes Legat der Frau von Stedern unterstützt eine Reise durch das nordöstliche Deutschland, lebte einige Zeit in Berlin und traf hier mit Elise von der Recke zusammen, welche er schon in Ellrich kennen gelernt hatte und deren unzertrennlicher Gefährte er von nun an bis zu ihrem 1833 zu Dresden erfolgten Tode blieb, seit welcher Zeit er für seine letzten Lebenstage durch ihre letztwillige Verordnung jeder Nahrungssorge enthoben noch in rüstiger Kraft in Dresden lebt. — T. hat sich durch seine originellen, von tiefem Gemüthe und klarer Anschauung erzeugten Poesien den Ruhm eines der vorzüglichsten deutschen Dichters erworben. Vorzüglich neigt er sich zur elegischen und zur didaktischen Gattung hin und wenn in der ersten Hinsicht seine „Elegien und vermischte Gedichte" (Halle 1803. 2. Aufl. 1814. 2 Bde.) mit großem Beifalle aufgenommen und zum Theil von den ausgezeichnetsten Componisten in Musik gesetzt wurden, so hat sein unübertroffenes Lehrgedicht „Urania" (1801 u. ö.) seinen Namen zu einem gefeierten und ihn selbst zum Lieblinge der Nation gemacht. Schon weniger Werth haben das didaktische Gedicht „Der Frauenspiegel" (Halle 1806), der oft durch seine Monotonie ermüdet, und seine Liederromane: „Das Echo oder Alexis und Ida" (1812) und „Ännchen und Robert" (1815); großen Beifall fanden aber seine poetischen Episteln, mit denen er zuerst als Dichter sich einen Ruf erwarb. Sein neuestes Werk sind seine „Wanderungen durch den Markt des Lebens" (Halle 1833. 2. Aufl. 1836. 2 Bde.), in welchen er mit rüstiger Kraft einen Rückblick auf seine durchlaufene Lebensperiode darstellt. T.'s „Gesammelte Werke" (Halle 1823—1829. 8 Bdchen.). 16.

Tiefsinn, lat. tristitia; franz. rêverie; engl. thoughtfullness, nennt man

Digitized by Google

denjenigen krankhaften Zustand der Seele, der gewöhnlich ein Begleiter der Melancholie (s. d. Art.) ist und in einer anhaltenden Schwermuth besteht, der man sich unwillkührlich hingibt; in anderer Beziehung aber bezeichnet der Psycholog mit dem Namen T. (lat. meditatio; franz. profondeur d'esprit; engl. penetration) die Resultate des Strebens philosophischer Geister, welche verrathen, daß sie mit ihren Sinnen, ihren intellectuellen Kräften tief in das Wesen des ihnen zur Bearbeitung vorgelegenen Gegenstandes eingedrungen sind und woraus dann der Andere einen tiefen Sinn zu schöpfen vermag. Um beide psychologische Zustände besser von einander zu unterscheiden, hat man in neuer Zeit vorgeschlagen, jenen krankhaften, die Melancholie begleitenden Zustand Tiefsinnigkeit zu benennen, dagegen den Namen T. lediglich auf das, was sich durch Tiefe des Geistes kund gibt, zu beschränken. 21.

Tiepŏlo (Giovanni Battista), ein geschickter Maler, wurde im Jahre 1693 zu Venedig aus guter Familie geboren und in frühester Jugend in die Schule des Gregorio Lazarini geschickt, wo er in der Malerei bald so reißende Fortschritte machte, daß er in kurzer Zeit mit Aufträgen von allen Seiten überhäuft wurde. Eine Reise nach Deutschland war für ihn in der Beziehung von gutem Erfolge, daß er das kältere ihm aus der venetianischen Schule eigne Colorit mit einem lebhafteren, welches er in den Gemälden der transalpinischen Künstler bewunderte, vertauschte. T.'s Name war schon rühmlichst bekannt, als der Künstler nach Würzburg eingeladen wurde, um dort zwei Altarblätter und insbesondere den großen Saal und die prachtvolle Treppe des bischöflichen Palastes zu malen. Hier bewährte er sein Talent auf das Glänzendste und der vortheilhafte Ruf, dessen er sich erfreute, bewirkte, daß ihn Karl III. von Spanien an seinen Hof berief und ihm die Ausführung vieler Arbeiten übertrug. Gewöhnlich arbeitete er hier mit Corrado Giaquinto und öfters selbst mit Mengs zusammen. Geehrt starb er in Madrid 1769. — In T.'s Gemälden, dessen Vorbild Paul Veronese war, bewundert man vorzüglich die Schönheit der Köpfe und die eigne Anmuth in den Bewegungen seiner Figuren; vortrefflich gelang es ihm, die Gegensätze mit wirksamem Erfolge hervorzuheben, und nur dem aufmerksamsten Kenner kann es nicht entgehn, daß seine Zeichnung öfters nicht ganz rein und richtig ist. 83.

Tierney (Georg), einer der ausgezeichnetsten englischen Parliamentsredner von Seiten der Opposition zu Ende des letztvergangenen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts, der Sohn eines Kaufmanns, wurde am 20. Mai 1761 zu Gibraltar geboren, erhielt die erste wissenschaftliche Bildung zu Eton und studirte alsdann auf der Universität zu Cambridge die Rechte. Da er um diese Zeit durch den Tod seiner 3 Brüder zu einem bedeutenden Vermögen gelangt war, gab er die Jurisprudenz ganz auf und widmete sich ausschließlich den Staatswissenschaften, besonders der Finanzkunde. Im Jahre 1786 trat er als Abgeordneter für Southwark in das Parliament, stellte sich hier sogleich auf die Seite der Opposition und machte sich damals durch eine kräftige Rede bemerklich. Schon 1796 beantragte er eine Verbesserung des Parliaments, machte das Haus auf die bei den Wahlen vorkommenden Bestechungen aufmerksam und drang im folgenden Jahre nebst Fox darauf, daß die Bank, welche nach der Forderung Pitt's, daß sie Noten von 20 Schilling in Umlauf setzen dürfe, ihre Zahlungen eingestellt hatte, ihren Zustand offen vorlegen möchte. Obgleich er stets eines der heftigsten Mitglieder der Opposition war, so widersetzte er sich doch nie wahrhaft zweckmäßigen Vorschlägen, unterstützte deßhalb 1789 eine, die Sicherheit des Staates betreffende Bill mit aller Kraft, sprach aber gegen das Verbot, daß kein anonymer Herausgeber von Tageblättern mehr geduldet werden sollte. Zwischen ihm und Pitt, dessen heftigster Gegner er war, kam es im Jahre 1799 wegen einiger bitteren Äußerungen des ersteren gegen ihn zu einem Duelle, welches jedoch ohne Blutvergießen endigte. Er wider-

Digitized by Google

setzte sich zu jener Zeit jeder kriegerischen Maßregel gegen Frankreich und beschuldigte die Regierung offen, daß sie die Wiedereinsetzung der Bourbons bezwecke, die er als nachtheilig für jene Zeit ansah. Im Jahre 1801 ernannte ihn sein Freund Addington, welcher damals zum Kanzler erhoben worden war, zu dem sehr einträglichen Amte eines Schatzmeisters der Marine, als aber im Jahre 1805 Pitt wieder an die Spitze der Regierung trat, legte T. sogleich sein Amt wieder nieder und trat in seine frühere Stellung zurück. Nach dem Tode von Pitt und Fox gelangte er unter Lord Grenville's Verwaltung auf kurze Zeit in das Ministerium und wurde zum Staatssecretair für Irland ernannt, verlor aber nach Auflösung jenes Cabinets seinen Platz und wurde selbst von Southwark nicht wieder in das Parliament gewählt; allein er erschien daselbst im Namen eines andern Fleckens und zeigte sich nun als ein eben so erbitterter Gegner Castlereagh's, wie früher Pitt's. Er widersetzte sich namentlich dem Verfahren gegen Kopenhagen, der Unternehmung gegen Walchern, der Anklage der Königin, den Maßregeln gegen Nordamerika und dem starken Militairetat nach dem Jahre 1815. Eine Krankheit erschütterte um diese Zeit seine Gesundheit und seitdem trat er nie wieder so häufig als Redner auf, wie früher, obgleich er bei wichtigen Gelegenheiten noch fortwährend seine Stimme abgab. Nach dem Tode Ponsonby's galt er für das Haupt der Opposition, wiewohl er seit seinem Eintritt in das Ministerium den frühern großen Einfluß verloren hatte; allein man achtete dennoch in ihm den ausgezeichneten Redner und großen Staatsmann. Er starb am 25. Jan. 1830. Als Schriftsteller hat er sich durch die Herausgabe mehrerer Dichtungen und eine Schrift über die Lage der ostindischen Compagnie bekannt gemacht. 81.

Tiers état, dritter Stand, nannte man sonst in Frankreich denjenigen Theil des Volkes, in welchem der Adel und die Geistlichkeit nicht mit inbegriffen waren. Früher waren nämlich die letzteren beiden Stände fast die einzigen Güter- und Landbesitzer in Frankreich und sie allein hatten daher das Recht auf den Reichs- und Landtagen zu erscheinen. Als sich aber im Laufe der Zeit die Städte zu immer mehr Macht und Ansehen erhoben und sich nach und nach von der Lehnsherrlichkeit der großen und kleinen Vasallen immer mehr frei machten, so mußte man auch sie bei Gelegenheit der Steuerverwilligung zu Rathe ziehen, besonders seit auch der Bauernstand immer mehr an freiem Eigenthume gewann. So berief schon Ludwig IX. im Jahre 1252 die Städte und Ämter zu den Reichstagen; noch mehr geschah dieß aber seit 1303 von Philipp IV. dem Schönen, welcher wegen seiner bedenklichen Streitigkeiten mit Papst Bonifacius VIII. die große Masse des Volkes sich geneigt zu erhalten suchen mußte. Seitdem kam der Ausdruck „dritter Stand" in Gebrauch, allein derselbe war bei seinem Erscheinen auf den Reichstagen der Erniedrigung ausgesetzt, daß, während die Geistlichkeit zur rechten und der Adel zur linken Seite des Königs saß, die Deputirten der Städte und Ämter vor den Schranken stehen und die Propositionen des Königs knieend anhören und beantworten mußten. Dieses schmähliche Verhältniß nahm erst zu Anfange der französischen Revolution ein Ende, in der sich der Bürgerstand zur Nation auszubilden begann. Als nämlich Ludwig XVI. sich genöthigt sah im Jahre 1788 die Reichsstände zusammen zu berufen, legte er den zuvor von ihm versammelten Notabeln die Frage vor, ob die Stände nach der alten Weise, d. h. so zusammenberufen werden sollten, daß jeder Stand gleichviel Abgeordnete schicken solle, oder ob man den Forderungen des dritten Standes zufolge von diesem eben so viele Abgeordnete berufen solle, wie von den beiden übrigen Ständen zusammengenommen. Ehe die Notabeln aber noch zusammenkamen, erschien die Schrift des Abbé Sieyes: „Qu'est ce que le tiers état", worin er klar den großen Unterschied zwischen dem tiers état von 1788 und demjenigen von 1614 nachwies, in welchem Jahre sich die Reichsstände zum letzten Male versammelt hatten. Diese Schrift erregte nicht nur in ganz Frankreich die

Digitized by Google

größte Theilnahme, sondern sie veranlaßte auch vorzüglich die Richtung der Aufmerksamkeit des größten Theils der Nation auf eine genauere Prüfung der Streitfrage. Die Notabeln selbst aber waren darüber zwar verschiedener Ansicht, allein der Ausschuß, dessen Präsident der Graf von Provence, nachmaliger Ludwig XVIII. war, entschied dafür, daß von dem tiers état eben so viele Abgeordnete erscheinen sollten, wie von Geistlichkeit und Adel zusammengenommen. Als nun die Versammlung der Reichsstände am 5. Mai 1789 eröffnet wurde, trennten sich sogleich die Abgeordneten der beiden ersten Stände von dem tiers état und es entstand ein Streit, weil erstere nach den Ständen, letztere hingegen vereint sich berathen wollten. Da aber auch der auf Sieyes' Rath ergangenen Einladung des tiers état an die beiden andern Stände (17. Juni) zu allgemeiner Berathung nur 10 Mitglieder der Geistlichkeit und kein einziges des Adels gefolgt war, so erklärte sich, ebenfalls auf Sieyes' Rath, noch an demselben Tage der tiers état zur Nationalversammlung von Frankreich und die beiden übrigen Stände waren bald genöthigt, sich derselben anzuschließen, so daß der 17. Juni 1789 eigentlich als der Tag betrachtet werden kann, an welchem die französische Revolution begann, weil an ihm zuerst ein Jahrhunderte lang bestandenes Verhältniß der drei wichtigsten Stände des Staates eine ganz neue Form annahm. Jetzt ist der Ausdruck tiers état der französischen Verfassung zuwider. 81.

Tiers-parti ist eine Partei in der französischen Deputirtenkammer, die ihren Sitz im Centrum derselben einnimmt, ohne deßhalb ministeriell zu sein oder zur Opposition zu gehören. Sie entstand während der Kammersitzung von 1832—1833, bezweckt die Herrschaft des Mittelstandes, ein buonapartisches Ministerium von der bürgerlichen Partei, Vervollkommnung der kaiserlichen Verwaltung ꝛc. Ihre Grundsätze sucht der „Constitutionel" und der „Temps" zu verbreiten und die vorzüglichsten Mitglieder desselben sind: Dupin der Ältere, als dessen Partei sie eigentlich angesehen werden kann, daher auch ihr ausschließliches Streben dahin geht, ihn an die Spitze des Ministerium zu erheben, und außerdem gehören dazu: Beranger, Passy u. A. Im Jahre 1832 war der tiers-parti einmal dem Ziele seiner Wünsche, Dupin zum Conseilpräsidenten erhoben zu sehen, sehr nahe, auch war das dreitägige Ministerium Bassano (im Nov. 1834) nach seinen Ansichten zusammengesetzt, seitdem sind aber seine Bestrebungen stets vereitelt worden und die Partei hat sich damit begnügen müssen, Dupin zum Präsidenten der Deputirtenkammer gelangen zu lassen. 81.

Tiflis, bei den Einwohnern Tphilis K'alaki, d. i. Warmstadt, unter 41° 30¼′ N. Br., 62° 41′ 15″ L., Hauptstadt des russischen Gouvernements Grusien und Sitz des Oberstatthalters der kaukasischen Länder, eines georgischen und armenischen Erzbischofs und eines protestantischen Oberpfarrers, an der unterhalb der Stadt schiffbaren Kur, besteht aus dem eigentlichen T. und Kala auf der Westseite und der Vorstadt auf der Ostseite, ist mit Mauern umgeben und hat krumme, enge und unreinliche Straßen, außer den Krongebäuden 3684 Häuser, ohne die russischen Beamten und die Besatzung 35000 Einw., wovon die Hälfte Armenier, die übrigen Georgier, Juden und Tataren sind (namentlich 148 georgische, griechische, armenische, katholische und tatarische Geistliche, 160 georgische Fürsten, 316 georgische Edelleute, 1986 Bürger, 251 Kronbauern und 426 Bauern der georgischen Edelleute); ferner: 15 griechische, 20 armenische, 2 katholische Kirchen, 1 Kapuzinermissionshaus, 2 Moscheen, Bazars, Karawanserais, 1 Erziehungshaus für junge Adelige, 1 Armenhaus, 1 Hospital, 2 Buchdruckereien, öffentliche Schulen für Kinder der gebildeten Stände, 1 Gymnasium, 1 Seminar, 1 Bibliothek, 1 botanischen Garten, 2 Märkte mit 704 Buden, Woll-, Tapeten-, Gewehr-, Baumwoll-, Halbseidenzeuch- und Bandfabriken, Salzraffinerie aus den nahen Steinsalzgruben, Stückgießerei und

Digitized by Google

Münzstätte. Unter den Gebäuden ist der Dom wegen seines Alters, seiner Größe und seiner Bauart merkwürdig. In T. erscheinen 4 Zeitungen, eine russische, eine georgische, eine armenische und eine persische. Die Schwefelbäder, der Gewerbfleiß und der Handel ziehen eine Menge Fremder hierher und seit einigen Jahren ist die Stadt der gewöhnliche Weg der Engländer von Indien nach Europa geworden. Von T. aus besuchen tiflisser Kaufleute, meist Armenier, auch die leipziger Messe, wo sie Baumwollenfabrikate, Tuch, Schallong, Sammet, Galanteriewaaren ꝛc. kaufen. Die Stadt, in deren Nähe auf einem Berge die Festung Heraklea liegt, wurde 1796 durch den Aga Muhammed Chan zerstört und seitdem zwar langsam, aber mit viel Geschmack wieder aufgebaut, durch Jermoloff sehr verschönert und genießt durch den Kaiser Alexander großer Freiheiten. In der Nähe liegen 5 deutsche Colonien: Neutiflis, 1819 von Würtembürgern gegründet, mit 39 Familien, Alexandersdorf mit 39 Familien, Marienfeld mit 47 Familien, Elisabeththal mit 65 Familien und Katharinenfeld mit 99 Familien. 71.

Tiger, lat. tigris; franz. tigre; engl. tiger, ist ein großes Raubthier aus dem Katzengeschlechte, das auf lebhaftem rothgelbem Grunde schwarze, wellenförmige Querstreifen hat, an Größe dem Löwen gleicht, in Indien wohnt und sehr grausam, blutgierig und stark ist. Zu ihm gehören: a) der gemeine T., Königstiger, welcher größer, stärker und schlankgebauter als der Löwe ist, 10—12 Fuß mißt, einen rundlichen Kopf, kurzes, lebhaftes rothgelbes Haar, sehr langen Schwanz hat und auf dessen gelblich-braunem Felle über den ganzen Leib und über den Schwanz schwarzbraune Querstreifen hinlaufen. Er ist blutgieriger als der Löwe, erwürgt aus Mordlust, verschlingt seine eignen Jungen, springt 12 Fuß weit auf seine Beute, schwimmt höchst geschickt und scheuet Elephanten und Menschen nicht. Seine Heimath ist das warme Asien, vorzüglich Bengalen, wo er in Wäldern im Dickicht, an Flüssen und im Schilfe wohnt. Er wird trotz seiner Wildheit einigermaßen gezähmt. b) Der Jaguar oder amerikanische T., von der Größe eines afrikanischen und ostindischen Panthers, mit bräunlich gelber Grundfarbe, langen schwarzen Streifen auf dem Rücken, schwarzen Flecken an Schenkeln und Beinen, weißer Brust und Bauch und mit Reihen von unregelmäßigen Flecken an den Seiten. Er lebt in den wärmeren Theilen des südlichen Amerikas, vorzüglich in Brasilien, wo er sich an den Ufern der Flüsse aufhält, um Krokodille zu fangen, fällt Heerden und Menschen an und ist so stark, daß er einen Büffel oder ein Pferd im Rachen und sogar schwimmend durch einen Fluß fortträgt. 71.

Tigranes, der Große, König von Armenien, war der Urenkel des Valarsaces, des Stifters der arsacidischen Dynastie in Armenien, und Sohn des Tigranes I. In seiner Jugend lebte er als Geißel am Hofe des großen Mithridates, dessen Tochter T. nachher heirathete. Als sein Vater im Jahre 91 v. Chr. starb, kehrte er in sein Reich zurück und machte es durch seine kräftige, wiewohl unleidlich stolze Regierung zu einem der bedeutendsten in Asien. Er eroberte Theile von Parthien, Syrien und Kappadocien, holte zur Bevölkerung der von ihm in Großarmenien am Nicephoriusflusse erbauten Residenzstadt Tigranocerta Leute aus den bekriegten und eroberten Ländern, besonders griechische Colonisten, und nahm die unterworfenen Fürsten mit an seinen Hof, um sich von ihnen Sklavendienste erweisen zu lassen. Aber seiner Größe drohete Verfall; die Römer hatten damals schon angefangen ihre Politik auch in Asien spielen zu lassen und durch diese sollte T. gedemüthigt werden. In Berührung mit ihnen kam T. im Jahre 72, als sein Schwiegervater Mithridates auf der Flucht vor jenen bei ihm Schutz und Hülfe suchte. Lucullus, der römische Feldherr, schickte wohlwollend eine Gesandtschaft an ihn, um ihn zu bewegen, seinen Schwiegervater auszuliefern und lieber im

Bunde mit Rom, als mit einem besiegten und von Land und Leuten getriebenen Fürsten sein Heil zu suchen. Aber der stolze T. verschmähte den Antrag, weil ihn, den König der Könige (wie er sich zu nennen pflegte), die römischen Gesandten durch zu geringe Ehrfurchtsbezeigung beleidigt hatten, und kündigte den Römern darauf den Krieg an. Lucullus eilte im Jahre 69 über den Euphrat und Tigris nach Armenien und besiegte in einer blutigen Schlacht bei Tigranocerta den König, der dem römischen Heere fast zwanzigmal überlegen war. T. mußte seine Residenz mit ihren Schätzen eine Beute der Sieger werden lassen und eilte mit Mithridates, ein Bündniß mit dem Partherkönige zu machen, um seine den Römern nun zugefallenen Länder wieder zu erobern. Der aber blieb neutral und im folgenden Jahre wurde T. abermals bei Artaxata geschlagen. Daß er schon damals nicht ganz gedemüthigt wurde, davon war eine Meuterei die Ursache, welche in der römischen Armee gegen Lucullus ausbrach. Darauf empörte sich sein gleichnamiger Sohn (der vor seines Vaters Grausamkeit, womit derselbe die beiden anderen Brüder ermordet hatte, nach Parthien geflohen war) in der Hoffnung auf römische Unterstützung gegen ihn und da sich Mithridates jetzt von Neuem mit T. verbinden wollte, verbot er ihm, aus Furcht, er möchte in Einverständniß mit seinem aufrührerischen Sohne sein, seine Grenzen zu betreten. So abgeschlossen von aller Hülfe suchte er seine Rettung in der Selbstdemüthigung; er warf sich, seines königlichen Schmuckes beraubt, vor dem Pompejus, Lucullus' Nachfolger als römischer Feldherr, nieder, der ihn freundlich aufhob und in seinem Erbreiche Armenien bestätigte. Durch die Zahlung von 6000 Talenten erhielt er römischen Schutz und die Ehre Bundesgenosse der Römer zu heißen. Der trotzige Sohn, der sich mit seinem Vater hatte aussöhnen müssen und ein kleines Gebiet erhielt, war dem Römer nicht dankbar genug dafür, mußte deßhalb auch seine Rache fühlen und im Kriege besiegt schmückte er des triumphirenden Pompejus Siegeszug in Rom. Der alte T. starb 63 und hinterließ das Reich dem Artabazus. Nachher regierten noch 6 Könige mit dem Namen T. in dem armenischen Reiche in langer Abhängigkeit von den Römern, bis T. VIII. im V. Jahrh. n. Chr. sein Land dem Perserkönige abtrat. 6.

Tigris oder Schat el Bagdad, ein breiter, tiefer und reißender Fluß in der asiatischen Türkei, entsteht aus vielen wilden Gebirgsbächen, nordwestlich von der Stadt Diabekr, durchbricht in vielen Stromschnellen die Querketten des Karduchangebirges und des Kara-Dagh, wird erst bei Mosul mit dem Beginn des Mittellaufes schiffbar, steht von Bagdad an, bis wohin ihn östlich die Abfälle des Zagros begleiten, schon mehrmals durch Canäle mit dem Euphrat in Verbindung, und vereinigt sich endlich mit ihm bei Korneh, wo nun für beide Ströme als Schat el Arab der Unterlauf beginnt. In dem Mittellaufe nimmt der T. auf der linken Seite bedeutende Zuflüsse auf, als: den Zab, Odorneh, Diala und Gyndes, in deren Tiefthälern die Straßen zu den Bergpässen nach Iran liegen. Von Korneh, 30 Meilen vom Meere, fließt nun der Schat el Arab über Bassora, bis wohin die größten Seeschiffe segeln, durch ein Labyrinth von Canälen und stagnirenden Wassern zur Mündung in den persischen Meerbusen. 71.

Tilesius von Tilenau (Wilhelm Gottlieb), kaiserlich russischer Hofrath, geb. zu Mühlhausen in Thüringen 1769, studirte zu Leipzig und zeichnete sich bald durch sehr wohlgelungene Abbildungen merkwürdiger Pflanzen, Thiere und Menschen in seinen „Musae paradisiacae icones" (Lips. 1792. 4.) und der „Ausführlichen Beschreibung und Abbildung der sogenannten Stachelschweinmenschen" (Altenburg 1802. Fol.) aus. 1803 trat er als Hofrath in russische Dienste, um mit dem Capitain von Krusenstern die Reise um die Welt zu machen, von welcher er 1805 zurückkehrte. Er lebte nun (seit 1806) abwechselnd in Leipzig, Göttingen, Mühlhausen, Dresden und zuletzt wieder in Leipzig. Seine hauptsächlichsten

Digitized by Google

Schriften sind: „Historia pathologica singularis cutaneae turpitudinis J. G. Reinhardi“ (Lips. 1793); „Über die sogenannten Seemäuse“ (Leipz. 1802); „Jahrbuch der Naturgeschichte“ (Altenb. 1802); „Theorie der flechtenartigen Ausschläge“ (Leipz. 1802); „Naturhistorische Früchte der kaiserlich russischen, unter dem Commando des Herrn von Krusenstern vollbrachten Umsegelung“ (Petersb. 1813); „Über die Cholera und die kräftigsten Mittel dagegen“ (Nürnb. 1830 und 1831); „Neueste ableitende Behandlung der krampfartigen Cholera asiatica“ (Leipz. 1831). 25.

Tilgungsfond, s. Amortisationsfond.

Tillotson (John), einer der vorzüglichsten englischen Kanzelredner, ward im Jahre 1630 zu Sowerby geboren, studirte zu Cambridge, wurde nachher Prediger an der Lorenzkirche zu London und 1691 vom Könige Wilhelm III. zum Erzbischof von Canterbury und geheimen Rathe ernannt. Er starb 1694, geachtet und geehrt wegen seiner großen Rednertalente, seiner Rechtschaffenheit, Mäßigung und Bescheidenheit, von den eifrigen Orthodoxen aber rücksichtlich seiner Rechtgläubigkeit verdächtig gemacht. Durch Entfernung der scholastischen Spitzfindigkeit und Theologie, die bisher in den meisten Predigten sich kund gegeben hatte, erwarb er sich um die Kanzelberedsamkeit Englands großes Verdienst. Seinen eigenen Predigten fehlt zwar in Hinsicht der Darstellung Fülle und Kraft; aber sie zeichnen sich durch Popularität, gesunde Reflexion des Verstandes, Wärme und frommen Sinn aus. Unter anderen sind zu bemerken: „Of sincerity and constancy in the faith and profession of the true religion, in fifteen sermons“ (Lond. 1704). Gesammelt erschienen seine Predigten unter dem Titel: „Sermons by Archbishop Tillotson“ (Lond. 1757. 13 Voll. 8.) und wurden von Mosheim übersetzt. Seine sämmtlichen Werke sind öfters herausgegeben worden, z. B. London 1728. 9 Bde. Fol. 63.

Tilly (Johann Tzerklas, Graf von), einer der ausgezeichnetsten Feldherren des XVII. Jahrh., wurde 1559 auf der Herrschaft Tilly im Hochstifte Lüttich geboren und erhielt bei den Jesuiten, in deren Gesellschaft er auch als Novize aufgenommen wurde, seine wissenschaftliche Bildung. Indeß seine Neigung für den Militairdienst bewog ihn das Collegium zu verlassen und in spanische Kriegsdienste zu treten. Hier bildete er sich unter Alba, Requesens, Don Juan und Alexander Farnese in den Niederlanden zum Feldherrn, trat in kaiserliche Dienste und that sich in Ungarn so hervor, daß er 1601 vom Kaiser Rudolph II. zum Obersten ernannt wurde und nach und nach bis zum Range eines kaiserlichen Artilleriegenerals emporstieg. Kurz vor dem Ausbruche der böhmischen Unruhen verließ er den Dienst des Kaisers, um in das baiersche Heer einzutreten. Der Herzog Maximilian ernannte ihn zu seinem Generalfeldmarschall und späterhin zum Oberbefehlshaber des liguistischen Heeres im 30jährigen Kriege. T. ließ die Grenzplätze Baierns trefflich befestigen, die Zeughäuser mit Vorräthen an Waffen aller Art versehen und vervollkommnete die Truppen zum Kriegsgebrauche so sehr, daß sie in damaliger Zeit für die besten in Europa gehalten wurden. Sein Feldherrentalent glänzte in der Schlacht von Prag (8. Nov. 1620), bei der Verfolgung und Trennung Mannsfeld's und des Markgrafen von Baden, den er bei Wimpfen am Neckar (8. Mai 1622) besiegte. Hiernach wandte er sich gegen den Herzog Christian von Braunschweig, welcher sich in jugendlichem Feuer zum Kämpfer für den vertriebenen Churfürsten von der Pfalz aufgeworfen hatte, schlug denselben (am 2. Juli 1622) bei Höchst am Main und, als sich derselbe wieder im Felde zeigte, in dem dreitägigen Gefechte (4. bis 6. Aug. 1623) bei Stadtloo im Münsterschen. In demselben Jahre wurde T. vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben. 1625 wurde er gegen den König Christian IV. von Dänemark mit einem Heere abgesendet und schlug ihn am 24. Juli 1626 bei Lutter am Barenberge im Braunschweigischen völ-

Digitized by Google

sig aufs Haupt. Die ferneren Operationen gegen den König von Dänemark wurden ihm von dem als kaiserlicher General aufgetretenen Wallenstein entrissen, indem dieser ihn vermochte nach der niederländischen Grenze zu marschiren. Als aber im Jahre 1630 Wallenstein gezwungen ward den Oberbefehl über das kaiserliche Heer niederzulegen, wurde derselbe dem T. übertragen. Seine bedeutendste kriegerische Unternehmung in dieser Zeit war die Eroberung Magdeburgs (10. Mai 1631), welche durch unerhörte Grausamkeiten, von den wilden Kroaten verübt, einen schrecklichen Beweis für den Charakter der damaligen Kriege gibt. Kein Gräuel ist zu denken, der nicht verübt wurde, keine menschliche Qual, die an diesem schrecklichen Tage nicht erduldet worden ist. T., aufgefordert von einigen menschlich fühlenden Hauptleuten seiner Armee, diesen Gräueln Einhalt zu thun, antwortete: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit und dann kommt wieder. Der Krieger muß für seine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben." Am 25. Mai hielt T. seinen feierlichen Siegeseinzug durch den großen Schutthaufen und ließ im Dome das Tedeum singen. Obgleich er mit Stolz nach Wien berichtete: „Seit Trojas und Jerusalems Zerstörung ist solch ein Sieg nicht gesehen worden," so hat er doch die Stimme der Nachwelt nicht beschwichtigen können und sein Name ist dieser That wegen mit Fluch genannt worden. Von Magdeburg wandte sich T. mit seinem Heere nach Sachsen und wurde hier (am 17. Sept. 1631) von dem Schwedenkönige Gustav Adolph bei Leipzig gänzlich aufs Haupt geschlagen. T., in 36 Schlachten noch nicht besiegt, entkam nur mit Mühe und drei erhaltenen Wunden nach Halle. Zum Schutze der baierschen Erbländer wurde er nun vom Churfürsten Maximilian nach Baiern berufen und hier bezog er mit dem neu gesammelten Heere ein Lager bei Rain, um den König Gustav Adolph vom Überschreiten des Lech abzuhalten. Indeß dieser erzwang nach einem heftigen Geschützfeuer dennoch den Übergang, verfolgte das liguistische Heer und da geschah es, daß T., zum Auskunden der Feinde sich zu weit vorwagend, von einer dreipfündigen Stückkugel am Schenkel getroffen vom Pferde gerissen wurde. Schwer verwundet wurde er nach Ingolstadt gebracht, wo er 15 Tage nach seiner Verwundung im 72. Jahre seines Alters (am 30. April 1632) verschied. — Er war ein strenger, eiserner Mann, der es sich selbst zum Ruhme rechnete, niemals die Liebe gekannt zu haben; überaus mäßig und enthaltsam haßte er Aufwand und äußere Ehrenbezeugungen. Er nahm nie baares Geld vom Kaiser an, sondern nur Landgüter, und als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisecretair 500 Thlr., damit er das Patent nicht ausfertige. Der Stadt Hamburg gab er 1000 Rosenobel, die sie ihm aus Dankbarkeit zustellen ließ, wieder zurück. Er war ein eifriger Katholik und Vertheidiger seiner Religion und wohnte täglich der Messe bei. Sein weniges Geld, das er hinterließ, ward seinem letzten Willen gemäß größtentheils unter die Officiere seines Heeres vertheilt. Sein Körper entsprach dem Geiste. Er war von mittlerer Größe und hager; die Augen waren groß, blickten aber finster unter den grauen Wimpern hervor, und das Gesicht mit scharfen, eckigen Zügen und großer Nase drückte die Schärfe seines Gemüthes aus. 61.

Tilsit (Friede zu), s. Friedensschluß.

Timäus, ein Pythagoräer aus der Zeit des Sokrates, gebürtig aus Locri Epizephyrii in Unteritalien, daher T. Locrus oder Locrensis zubenannt, ist uns nur durch Nachrichten Anderer und durch den ihn verherrlichenden platonischen Dialog dieses Namens bekannt, in welchem Plato wahrscheinlich die Lehren dieses Philosophen, dessen Unterricht er genossen haben soll, vorträgt, freilich durchdrungen und dadurch modificirt von seinem eigenen Geiste. Man ist im Zweifel, ob die unter des T. Namen auf uns überkommene Schrift: „Περὶ ψυχᾶς κόσμω καὶ φύσιος" Vorbild oder Nachbild jener platonischen sei; doch ist es wahrscheinlicher,

Digitized by Google

daß ein Späterer den platonischen Dialog excerpirte und dem T. untergeschoben hat; denn Aristoteles ignorirt dieses Werk und nimmt von den im platonischen T. ausgesprochenen Ansichten nur als von den eigenen seines Lehrers Notiz. — Abgedruckt ist jene Schrift theils in manchen Ausgaben des Plato als Anhang zu dessen „Timäus", theils in „Galei opusc. myth. et eth." p. 539 und mit einer ähnlichen des Ocellus zusammen: „Oc. Luc. de la nature de l'univers et Tim. de L. de l'ame du monde. Avec. la trad. franç. et des remarques" par Batteux (Par. 1768. 3 Voll. 8.), auch besonders griechisch und französisch mit Anmerkk. von Argens (Berl. 1763. 8.). Eine deutsche Übersetzung derselben von Bardili steht in Fülleborn's „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie" IX. St. Nr. 1. Außerdem übersetzte dieselbe J. G. Schultheß (Zürich 1797. 8.) und Schmidt (Leipz. 1835). — Ein anderer T., aus Tauromenium, lebte um 290 v. Chr. und war als Geschichtschreiber berühmt; von seinen Werken sind aber nur dürftige Fragmente erhalten, die von Göller in der Schrift: „De situ et origine Syracusarum" (Lips. 1818 mit einer Biographie des T.) gesammelt sind. — Ein dritter T., Grammatiker und Sophist im III. Jahrh. n. Chr., schrieb ein Wörterbuch über Plato, das aber nur im Auszuge noch übrig ist. Dieses ward herausgegeben von Ruhnken (Leyd. 1754. 4.), Valckenaer (Ebend. 1789); zugleich mit Móris von Fischer (Leipz. 1756) und Koch (Leipz. 1828). 80. 16.

Timarioten waren sonst eine Abtheilung der türkischen Sipahi's (s. d. Art.) und zwar die vorzüglicheren derselben, und hatten ihren Namen von den Lehngütern (timars), welche ihnen als Sold angewiesen waren. 30.

Timbuctu oder **Tombuctu**, ein unabhängiger Negerstaat in Sudan im innern Afrika, welcher früher die Wüste, Haussa und den Hochsudan zum Theil beherrschte, nachher als zinspflichtig an Marokko, Haussa, Bambarra, den Tuariks, mit denen er noch kämpft, unterworfen war, liegt um den Joliba, ist meist sehr fruchtbar, mit sehr heißem Klima, doch mit kalten Nächten in der Winterszeit, erzeugt Haus- und Raubthiere, so wie anderes Wild, Vögel und Fische; Getreide, Reis, Gemüse, Obst, Indigo, vielerlei Palmen (Datteln und Cocos) und Waldbäume; Gold, Eisen, Blei und Schwefel. Die Einwohner, deren Zahl unbekannt ist, sind schwarze Neger, welche sich tätowiren, lange Hemden, Beinkleider und Sandalen tragen, mit Armbändern und Ohrringen sich schmücken, in Monogamie leben, spielen und tanzen und Reis, Brod und Milch mäßig genießen. Sie bekennen sich theils zum Fetischismus, theils zum Muhammedanismus und beschäftigen sich mit Fertigung von allerhand Waaren aus Metall, Holz, Kameelhaaren und Schafwolle, Berg- und Ackerbau und treiben einen sehr ausgebreiteten Tauschhandel, der durch Karawanen getrieben wird, die nach Mursuk, Labes, Tripolis, Tafilelt, Marokko und an die Küsten des atlantischen Meeres gehen oder von da kommen. Die Einfuhr der Waaren beträgt jährlich 92000 und die Ausfuhr 1700000 Thlr. Der Staat steht unter einem unumschränkt regierenden mauritischen Sultan, welcher in Dschenneh wohnt, auf dem rechten Ufer des Niger, ein starkes Heer, wobei 3000 Mann beritten sind, hat und die Richter anordnet und bestätigt. Die Hauptstadt des Reiches ist **Tombuctu**, unter 17° 5′ N. Br., 14° L. und in weiten, gelblichen, traurigen Sandebenen, 8 Meilen vom linken Stromufer des Joliba gelegen. Sie enthält 3 Meilen im Umfange, ist ohne Mauer und Thor, besteht aus niedrigen viereckigen Häusern von Backsteinen und runden Lehmhütten der Armen und Sklaven, hat weite, reinliche Straßen, 7 Moscheen, wovon 2 mit hohen Thürmen, 3 königliche Paläste, große Karawanserai für die Reisenden, Waarenniederlagen, Baumwollenfabriken und 12000 Einw. (Neger, Mauren und Juden) ohne die ausländischen Sklaven und 10000 Kaufleuten aus Fes und Marokko. T. ist ein wichtiger Handelsplatz, von wo aus allein 6 Karawanenstraßen durch die Sahara

Digitized by Google

laufen und Sudan mit Steinsalz versorgt wird. Alle Lebensmittel bezieht die Stadt von Dschenneh. Ihre gefährlichsten Feinde sind die Tuariks, welche als Räuber die Stadt umgeben und dem Handel schaden. — T. war lange das Ziel der afrikanischen Reisenden; aber erst Caillié (s. d. Art.) hat zuverlässige Nachricht über dasselbe gegeben. 71.

Timochăres, ein griechischer Astronom gegen das Jahr 300 v. Chr., lehrte an der berühmten Schule zu Alexandrien. Er und Aristyllus waren die Ersten, welche Genauigkeit bei den Beobachtungen anwendeten, den Ort der Fixsterne schärfer bestimmten und, indem sie einstmals den Zeitpunkt wahrnahmen, wo sie den Rand des Mondes einen an der Stirne des Skorpions befindlichen Fixstern berühren sahen, sehr viel dazu beitrugen, das Vorrücken der Nachtgleichen bemerkbarer zu machen. Nach Ptolemäus' Behauptung soll man von T.'s Zeiten an Himmelscharten gehabt haben. 13.

Timokrătie (Ehrenherrschaft) nennt Plato diejenige Staatsform, bei welcher alles Bestreben im Staatsleben nur auf die Ehre basirt ist, d. h. bei welcher als Staatsämter Ehrenämter ohne Besoldung sind; Aristoteles dagegen gebrauchte das Wort für diejenige Verwaltungsart, bei welcher alle Saatsämter nur mit angesehenen und vornehmen Personen besetzt werden, wodurch also gleichsam eine Geldherrschaft entsteht. Man hat in neuerer Zeit diese Form in den constitutionellen Staaten wieder finden wollen, in welchen die Wahlfähigkeit zu Landesabgeordneten auf eine gewisse Höhe des Steuerbeitrags gegründet ist; man verwechselt aber hierbei die Verwaltung des Staates mit der dieselbe controlirenden Behörde (dem Landtage) und bedenkt nicht, daß der Grundsatz, daß, je mehr Jemand zum Bedürfnisse des Staates beiträgt, desto mehr Interesse an der gehörigen Verwaltung desselben nehmen müsse, unter allen der zweckmäßigste ist. 30.

Timolĕon, ein vornehmer Korinther, gleich groß als Feldherr im Kriege, wie als Gesetzgeber und Richter im Frieden, war ein so warmer Vertheidiger der Freiheit des Vaterlandes, daß er seinen Bruder ermorden ließ, als sich dieser zum Tyrannen über Korinth aufwerfen wollte, eine That, die freilich einigen Schatten auf das Bild dieses großen Mannes wirft und worüber T. selbst sich nachher so heftige Vorwürfe machte, daß er bisweilen sein Leben zu endigen im Begriffe stand und sich endlich durch eine freiwillige Verbannung aus der Vaterstadt bestrafte. Zwanzig Jahre nachher, als die Feinde des Dionysius des Jüngern von den Korinthern Hülfe zur Vertreibung des Tyrannen erbaten (345 v. Chr.), wurde T. nach Syrakus geschickt und es gelang ihm den Dionysius zu besiegen und zu vertreiben; er kämpfte glücklich gegen den nach der Herrschaft von Syrakus strebenden Niceta, trieb die Carthager nach der Schlacht am Crimissus aus Sicilien und bekam den Mamercus aus Italien, welcher, um den Tyrannen zu unterstützen, nach Sicilien gezogen war, gefangen. Nach Wiederherstellung der Freiheit und Zurückberufung der Entflohenen und Vertriebenen erneuerte er alle durch den Krieg zerstörte Städte und gab ihnen neue, zweckmäßigere Gesetze und Einrichtungen. Zu Syrakus schleifte er alle Schutzmittel der Tyrannei, welche Dionysius zu seiner Sicherheit hatte anlegen lassen. Ob er nun gleich nach solchen Verdiensten ohne Widerspruch hätte herrschen können, so zog er sich doch in das Privatleben zurück, blieb aber zu Syrakus, wo er die größte Verehrung genoß. Seinen Geburtstag feierten alle Sicilianer als ein besonderes Fest, weil er an demselben die meisten Schlachten geschlagen hatte. Er starb 337 arm, nachdem er vorher noch blind geworden war, und wurde auf dem Markte in das Gymnasium begraben, welches nach ihm Timoleonteum genannt wurde. 25.

Timon aus Phlius, einer der vorzüglichsten Skeptiker aus Pyrrho's (s. d. Art.) Schule im III. Jahrh. vor Chr. Geb., war früher Tanzlehrer, ward dann Schüler des Megarikers Stilpo (s. d. Art.) und später des Pyrrho zu Elis, von wo

Digitized by Google

er sich nach Chalcedon begab und dort Unterricht in der Philosophie und Beredsamkeit ertheilte, darauf aber nach Theben und nach kurzem Aufenthalte daselbst nach Athen ging, wo er im hohen Alter starb. — Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, von dessen zahlreichen Werken aber, die in dramatische, satyrisch-poetische und philosophisch-skeptische zerfielen, die dramatischen (30 Komödien und 60 Tragödien) sämmtlich verloren gegangen sind, von den übrigen nur dürftige Bruchstücke bei anderen Schriftstellern sich erhalten haben. Unter diese gehören vorzüglich die Bruchstücke aus seinem satyrischen Lehrgedichte (σίλλοι), welches in 3 in Hexametern geschriebenen Büchern die Ansichten, Lebensweisen und den Charakter der dogmatischen Philosophen verspottete. Diese sind gesammelt in H. Stephanus' „Poesis philosophica" (Paris 1573), Brunck's „Analecta" und Langheinrich's „Dissertationes III de Timonis vita, doctrina, scriptis" (Lips. 1720—1721. 4.). — Er setzte den Zweck alles Lebens, das höchste Wohlsein, in eine unerschütterliche Gemüthsruhe, welche er durch Enthaltung von jedem Urtheile über die Dinge zu erlangen glaubte, indem er behauptete, daß alle Dinge unbestimmbar und schwankend seien und man also seinem Urtheile über sie nicht trauen dürfte, und gründete darauf den Hauptvorwurf gegen die Dogmatiker, daß ihre Hauptsätze immer nur willkührliche Voraussetzungen seien. — Ein anderer T. lebte zur Zeit des peloponnesischen Krieges in Athen und ist wegen seiner finstern Gemüthsart und seiner Menschenfeindlichkeit bekannt geworden, indem er theils durch die einreißende Sittenverderbniß zum Unmuthe aufgeregt, theils durch erfahrenen Undank und Betrug erbittert mit der übelsten Laune und dem beißendsten Spotte über die Laster der Menschen schalt, sich aber dadurch vielfachen Spott zuzog. Lucian hat ihn später zum Gegenstande eines seiner Gespräche gewählt und Shakspeare in seinem „Timon von Athen" ihn auf die Bühne gebracht. 16.

Timor, s. Sundische Inseln.

Timotheus, Gefährte des Apostel Paulus, war aus Derbe in Lykaonien gebürtig und der Sohn eines heidnischen Vaters und einer jüdischen Mutter, welche letztere ihm eine fromme Erziehung gab. Sehr bald ward er von Paulus zum Christenthume bekehrt, begleitete diesen auf seinen Reisen, ward von ihm zu mehreren Sendungen gebraucht und blieb zuletzt in Ephesus, für dessen ersten Bischof ihn die Sage hält, ohne daß über seine ferneren Schicksale etwas Weiteres bekannt wäre, weßhalb es auch unbestimmt ist, ob er wirklich unter Domitian oder Nerva den Märtyrertod erduldet habe. — Im neuen Testamente finden sich 2 Briefe des Paulus an ihn, deren Inhalt sich besonders auf das Äußere der Religion bezieht und welche deßwegen zugleich mit dem Briefe an den Titus (s. d. Art.) Pastoralbriefe genannt werden. 23.

Timur (d. h. das Eisen), auch Timur-Beg oder Timur-Lenk, d. h. der lahme T., genannt, weil er hinkte, bekannter unter dem aus T.-Lenk entstandenen Namen Tamerlan, einer der berühmtesten asiatischen Eroberer, wurde um das Jahr 1336 zu Kesch geboren und war nach einigen Nachrichten der Sohn eines Hirten, nach anderen der eines mogolischen Emirs, leitete jedoch selbst seine Abstammung von Dschingis-Chan ab. Von früher Jugend an zum Krieger gebildet erlangte er schon in seinen Jünglingsjahren einen weitverbreiteten Ruhm und benutzte den Verfall der mogolischen Dynastie Dschagatai, um sich des mogolischen Thrones zu bemächtigen, welches ihm auch 1370 nach Besiegung aller seiner Nebenbuhler gelang. Er erhob nun Samarkand zur Hauptstadt und zum Sitze seiner Regierung, bekriegte alle benachbarten Völker, unterwarf Persien, dehnte seine Eroberungen über Mittelasien und Hindostan (1398) aus und drang vom Indus bis zu der Mündung des Ganges vor. Vor seiner Übermacht suchten die Fürsten Kleinasiens bei dem Beherrscher der Osmanen, Bajasid I. (s. d. Art.), Schutz und Beistand. Während nun T., welcher mit Bajasid wegen des Tribu-

Digitized by Google

tes, den Letzterer von einem mogolischen Fürsten gefordert hatte, in Streit gerathen war, erobernd in Kleinasien vordrang, hob Bajasid die Belagerung von Constantinopel auf und rückte ihm entgegen. Ehe sich aber beide Heere begegneten, schlug T. am 22. Aug. ein von Bajasid's Sohne befehligtes Heer bei Cäsarea, eroberte Siwah, unterjochte ganz Syrien, zog darauf gegen Bagdad, nahm diese Stadt am 9. Juli 1401 mit Sturm und zerstörte sie gänzlich und soll in ihrer Nähe eine Pyramide von 80000—90000 Menschenschädeln aufgethürmt haben. Unterdeß näherte sich Bajasid und begegnete dem mächtigen Heere T.'s am 20. Juli 1402 in der Ebene von Angora. Hier kam es zur entscheidenden Schlacht, in welcher Bajasid gänzlich geschlagen und auf der Flucht gefangen wurde. T. unterwarf sich nun das osmanische Reich und theilte es unter Bajasid's Söhne, drang bis Smyrna vor, eroberte dasselbe mit Sturm und kehrte alsdann nach Samarkand zurück. Nach kurzem Aufenthalte daselbst zog er zur Unterjochung von China (im Nov. 1404) aus, erkrankte aber unterwegs und starb schon im Febr. 1405. Nach seinem Tode zerfiel sein durch innere Unruhen zerrüttetes Reich in mehrere Theile. Ungeachtet seiner Grausamkeit und Eroberungssucht war T. ein außerordentlicher Mann. Er schätzte und förderte die Wissenschaften, besaß selbst gelehrte Kenntnisse und traf manche treffliche Einrichtungen, wie es Langlès in seinem Werke: „La vie de Timour" nachweist. Ein Deutscher aus München, Namens Schiltberger, war sein Geheimschreiber (vergl. „Schiltberger, der vil wunders erfahren hatt", Ulm 1473. Fol.). 81.

Tinctur, s. Elixir.

Tindal (William), einer der ersten Märtyrer der Reformation, ward um 1500 in Wales geboren, studirte in Oxford, erhielt eine Stelle in dem von dem Cardinal Wolsey gestifteten Collegium daselbst und lebte endlich als Pfarrer in der Grafschaft Glouceſter. Hier ward er mit Luther's Schriften bekannt, die er eifrig studirte und deren Grundsätze er öffentlich aussprach, und übersetzte das „Enchiridion militis christiani" des Erasmus ins Englische. Aber dafür von den Priestern heftig verfolgt legte er seine Stelle nieder und begab sich nach London, wo er eine englische Übersetzung der Bibel begann, mußte aber auch von hier sich entfernen und ging zuerst zu Luther nach Wittenberg und von da nach Antwerpen, wo er seine Bibelübersetzung vollendete und diese so wie einzelne Flugschriften gegen das Papstthum und die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit durch Kaufmannsgelegenheit nach England zu bringen wußte. Die Geistlichkeit bot jetzt Alles gegen ihn auf und seine Übersetzung ward 1530 in London öffentlich verbrannt. Da aber der Bischof von London durch einen heimlichen Freund T.'s alle habhaften Exemplare zusammengekauft und dieser T. das Geld zugestellt hatte, war er in den Stand gesetzt, eine neue verbesserte Auflage zu liefern, welche in England begierig gekauft ward. Jetzt mußte man das Äußerste gegen T. versuchen; er ward 1534 zu Löwen auf Antrieb der Geistlichkeit verhaftet und nachdem er ein Jahr in dem Schlosse Vilvorde gefangen gesessen hatte und jedes Mittel, ihn zum Widerrufe zu bewegen, vergeblich gewesen war, 1536 daselbst verbrannt. Er starb mit den Worten: „O Herr, öffne die Augen des Königs von England!" Seine Schriften erschienen 1573 zu London gesammelt. 16.

Tindal (Matthews), ein bekannter englischer Jurist und Theolog, am 10. April 1656 zu Beer-Ferrers in Devonshire, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich auf der Universität Oxford der Rechtswissenschaft und nahm dann, als Freund eines ungeregelten Lebens, bei den Truppen des Königs Jakob Kriegsdienste. So leicht er von einem Stande zum andern überging, so leicht war ihm auch der Wechsel der Religion und er richtete sich dabei blos nach den Umständen und nach seinem Vortheile. So lange Jakob II. auf dem Throne saß, war er sein eifrigster Anhänger, kaum war er aber gefallen, sein erbittertster Gegner.

Digitized by Google

Seine zahlreichen Pamphlete gegen den unglücklichen Fürsten erwarben ihm von der neuen Regierung eine Pension von 200 Pfd. Sterl., die er auch trotz seiner Irreligiösität und seines scandalösen Benehmens bis zu seinem Tode behielt. Er starb am 16. Aug. 1733 zu Oxford. Sein gelesenstes Werk ist: „Christianity as old as the creation; or the gospel a republication of the religion of nature" (Lond. 1730. 4. u. öfter. Deutsch von J. C. Schmidt, Frankf. 1741. 8.), worin er die absolute Unmöglichkeit einer Offenbarung darzuthun sucht. Das Evangelium, behauptet er, sei nur eine Bestätigung des Naturgesetzes, und stelle die Grundlagen desselben, welche durch die Verdorbenheit der früheren Jahrhunderte zerstört worden seien, in ihr geziemendes Licht. Der Zweck des Verfassers ist aber kein anderer, als der, alle positive Religion zu zernichten; die Moral achtet er eben so wenig als die Dogmen. Die Deisten betrachten dieses Werk als das gründlichste und stärkste von allen, welche gegen das Christenthum geschrieben sind. Voltaire nennt T. den unerschrockensten Vertheidiger der Naturreligion. Von seinen übrigen Werken sind noch zu nennen: „An essay concerning the Duty of subjects in all revolutions" (Lond. 1694. 4.) und „The Rights of the Christian church asserted against the Romish and all other Priests, who claim an independent power over it" (Lond. 1706. 4.), die beide über den damaligen Stand der politischen und kirchlichen Angelegenheiten in England manchen nicht unbedeutenden Aufschluß geben. 66.

Tinelli (Tiberio), ein vortrefflicher Portraitmaler der venetianischen Schule, geb. 1586, erlernte die Anfangsgründe der Malerei bei Giovanni Contarino, ging hierauf zu Leandro Bassano über, unter dessen Leitung er sich fast ausschließlich der Portraitmalerei widmete, und erwarb sich einen ausgezeichneten Ruf. Ludwig XIII. von Frankreich belohnte seine Verdienste dadurch, daß er ihn zum Ritter des Michaelsorden ernannte. Er starb 1638. Wir haben nur wenige historische Stücke, aber eine desto größere Anzahl von Portraits von diesem Maler. Unter diesen zeichnet sich ganz besonders ein Portrait des Rechtsgelehrten und Dichters Nicolo Crasso aus, von dem Pietro da Cortona bemerkte, T. habe dem Bilde nicht nur die Seele des Dargestellten, sondern seine eigene eingehaucht. T.'s Werke sind überhaupt in einem großen und edlen, von Manier entfernten Style gearbeitet, die Behandlung überaus kräftig und frisch. 83.

Tinte (vom lat. tingere, färben, weßhalb aber die gewöhnliche Schreibart **Dinte** durchaus nicht falsch ist, sondern auf den Gesetzen der Lautverwechselung beruht, wenn ein Wort aus einer Sprache in eine andere übergeht), lat. liquor scriptorius; franz. encre; engl. tint, ink, heißt überhaupt jede Flüssigkeit, welche zum Schreiben benutzt wird, in der Malerei (franz. teinte) jede künstliche Farbenmischung, welche die natürliche Farbe eines Gegenstandes darstellt, besonders die verschiedene Schattirungsart von einerlei Farbe. Die T. zum Schreiben ist in allen Farben dargestellt worden. Am Gewöhnlichsten ist die schwarze T. (atramentum), deren Grundbestandtheile gewöhnlich Galläpfel, Weinessig, Alaun, gummi arabicum, schwefelsaures Eisen und etwas Blauholz sind, die aber nach verschiedenen Recepten in verschiedenartigem Mischungsverhältnisse stehen. Rothe, blaue, grüne, gelbe T. erhält man, wenn man statt der Galläpfel und des Blauholzes Fernambukholz, Indigo, Grünspan, Safran u. dergl. anwendet. — Sympathetische Tinten sind chemische Mischungen, welche auf dem Papiere ganz unsichtbar sind und erst wieder zum Vorscheine kommen, wenn man das Papier mit einer andern Substanz anfeuchtet. 30.

Tintenfisch, s. Sepia.

Tintoretto, einer der größten Meister der venetianischen Schule, wurde im Jahre 1512 zu Venedig geboren. Sein eigentlicher Name war Giacomo Robusti und er bekam den Zunamen T., weil sein Vater ein Färber war. Robusti legte

Digitized by

den Grund zur Malerei in der Schule des Tizian; doch Letzterer, der bald das große Talent seines Zöglings erkannte und sich in ihm einen glücklichen Nebenbuhler seines Ruhms zu erziehen befürchtete, ließ ihm durch einen seiner Schüler, Girolamo Danto, andeuten, sich aus der Werkstatt zu entfernen. Robusti auf diese Weise seiner eigenen Leitung überlassen beschloß nun mit dem Studium der Werke seines frühern Meisters das des Michel Angelo zu vereinigen. Wie man erzählt, schrieb er an die Wand seiner Werkstätte den Denkspruch: „Die Zeichnung des Michel Angelo und das Colorit des Tizian." Bei dem Studium des Letztern mußte er sich anfangs auf einige nach dessen Werken gefertigte Kupferstiche beschränken; den Michel Angelo studirte er nach Gypsabgüssen, die ihm einer seiner Freunde, Daniel von Volterra, von einigen auf dem Grabmale der Medicis befindlichen Figuren desselben gemacht hatte. Um besonders die Wirkungen des Schattens und Schlagschattens richtig beobachten zu können, verfertigte sich Robusti eigene Modelle aus Thon oder Wachs, die er bekleidete, zu Gruppen vereinigte und mit Kerzen beleuchtete. T. hat eine große Anzahl von Gemälden hervorgebracht; die früheren sind die vorzüglicheren. Zu diesen gehört eine Darstellung des jüngsten Gerichts und der Anbetung des goldenen Kalbs in der Kirche Santa Maria dell' Orto zu Venedig, zwei Gemälde von ungeheurer Größe, die in ihrer Höhe 50 Fuß messen; eine Kreuzigung und mehrere Darstellungen aus dem Leben des heiligen Marcus, Rochus u. a. Viele Stücke von ihm finden sich auch in auswärtigen Gallerien, in Frankreich, England und Deutschland. — T. malte mit einem außerordentlichen Feuer, das er leider nicht zu mäßigen verstand; mit Recht bezeichnete man ihn mit dem Namen il furioso, il fulmine. Dieses gestattete ihm nicht, auf die Correctheit der Zeichnung, die in den wenigsten seiner Gemälde bemerkbar ist, die nöthige Muße zu verwenden. Um mehr Leben und Bewegung in das Ganze zu bringen, erlaubte er sich nicht selten zu Verkürzungen und widernatürlichen Stellungen der Figuren seine Zuflucht zu nehmen, deren manche ganz aus ihrem Schwerpunkte gerückt erscheinen. Dennoch kann Niemand trotz dieser Fehler ein ungewöhnliches Talent in diesem Meister verkennen; seine Composition ist großartig und zeigt nichts von Überladung, deren sich seine zahlreichen Nachahmer schuldig machten; in der Lebendigkeit und Anmuth des Colorits erreicht, ja übertrifft er nicht selten den Tizian. Hierzu gesellt sich eine meisterhafte Vertheilung der Lichter und Schatten, die ihre überraschende Wirkung bei dem Beschauer hervorzubringen nicht verfehlt. T. starb 1594 und hinterließ einen Sohn, Domenico Robusti, und eine Tochter, Maria, die sich Beide in der Portraitmalerei nicht geringen Ruf erworben haben. 83.

Tippo Saheb, Sultan von Mysore, ein unversöhnlicher Feind der Engländer in Ostindien, ein Sohn Haider Ali's, wurde im Jahre 1751 geboren und bestieg am 10. Dec. 1782 den Thron von Mysore, den sein Vater errichtet hatte, deßhalb aber in einen langwierigen, bei seinem Tode noch nicht beendigten Krieg mit den Engländern verwickelt worden war. Während der Abwesenheit des Thronerben mit einem Theile des Heeres in einer entfernten Provinz fielen daher diese im Febr. 1783 in Mysore ein, eroberten mehrere feste Plätze und nahmen selbst einen Theil der Familie des Sultans gefangen. Bei der Nachricht von diesen Vorfällen eilte T. mit einem 25000 Mann starken Heere, unter welchen sich 1000 Franzosen befanden, herbei, schloß die Engländer in Bednor ein und nöthigte sie zu dem Abschlusse einer Capitulation (am 9. April 1783), worauf sie die Stadt räumen und das Land verlassen sollten; allein T. hielt sie vertragswidrig gefangen, bis er auf die Nachricht von dem Frieden zu Versailles am 11. März 1784 mit ihnen den Frieden zu Mangalore abschloß. Die Engländer räumten nun die von ihnen besetzten Provinzen seines Reichs, aber auch T. mußte seine Truppen aus den Staaten der den Engländern befreundeten Radschahs von Tanjoore und Travankore

Digitized by Google

zurückziehen. Durch sein Glück stolz gemacht legte sich T. nun nicht nur den Titel eines Schah, sondern auch den eines Padischah bei und maßte sich die Oberhoheit über alle Fürsten Hindostans an. Sein Reich umfaßte damals 4600 □Meil., trug jährlich 20 Mill. Thaler Einkünfte, war gut anbebaut, reich bevölkert und das Volk, ein Hindustamm, mit der Regierung T.'s, eines Muhammedaners, zufrieden. Allein jetzt fing er an, den unglücklichen Bewohnern seines Reichs seine Glaubenswuth und Unduldsamkeit fühlen zu lassen. Braminen, welche ihren Glauben nicht verläugnen wollten, wurden mit Gewalt beschnitten oder fast todt geprügelt, die Kirchen der Christen in Kanara und Mysore niedergebrannt und sie selbst so grausam behandelt, daß gegen 70000 derselben auswanderten. Im Vertrauen auf sein 200000 Mann starkes Heer hoffte er sich ganz Ostindien zu unterwerfen oder wenigstens die Engländer daraus vertreiben zu können. Um sich zu diesem Vorhaben der Hülfe Frankreichs zu versichern, sandte er im Jahre 1787 eine glänzende Gesandtschaft an den Hof von Versailles und griff, als diese erfolglos blieb, im Dec. 1789 unter einem nichtigen Vorwande den Radschah von Travankore, einen Verbündeten der Engländer und den einzigen noch unabhängigen Fürsten auf der Küste Malabar, an. Die Engländer drangen nun in Verbindung mit den Mahratten und dem Subah von Dekan im Jahre 1790 und 1791 in Mysore ein, eroberten mehrere feste Plätze, drangen unter der Anführung der Lords Cornwallis und Abercrombie bis Seringapatam, T.'s Hauptstadt, vor, erstürmten das Lager des Sultans und belagerten ihn in seiner Hauptstadt, so daß er sich genöthigt sah am 24. Febr. 1792 einen Frieden zu schließen. Er mußte darin fast die Hälfte seines Reichs abtreten, 33 Mill. Rupien Kriegskosten bezahlen und zwei seiner Söhne als Geißeln stellen. Vergebens suchte er nun, um seine Rache an den Engländern zu kühlen, den König von Kandahar, Seman Schah, die Mahratten und den Nizam gegen diese aufzuwiegeln. Als ihm dieß mißlungen war, schloß er mit dem französischen Capercapitain Ripaud, der im Jahre 1796 in seine Staaten gekommen war, einen geheimen Bund mit Frankreich gegen England und schickte deßhalb mehrere Gesandtschaften 1797 nach Isle de France, um die Überschiffung der französischen Hülfstruppen zu betreiben. Der Gouverneur dieser Insel schickte ihm einige Officiere und Unterofficiere und wollte zwar den Vertrag ohne Vorwissen des Directorium in Frankreich nicht unterzeichnen, forderte aber dennoch die Einwohner in Proclamationen auf, bei dem Sultane Dienste zu nehmen. Die Engländer, welche nicht nur bald hiervon benachrichtigt wurden, sondern auch glaubten, Napoleon's Landung in Ägypten und dessen Unterhandlung mit den ostindischen Fürsten mit jenen Plänen T.'s in Verbindung setzen zu müssen, beschlossen nun, als das französische Directorium keine genügende Auskunft darüber ertheilte und die französischen Soldaten aus Mysore nicht zurückrief, dem Angriffe T.'s zuvorzukommen und erklärten daher nebst ihren Verbündeten, den Mahratten und dem Nizam, am 22. Febr. 1799 an den Sultan von Mysore den Krieg. Der Generalgouverneur Wellesley (Wellington) ließ nun von Bombay aus zwei englische Heere unter den Generalen Harris und Stuart in die Staaten T.'s einrücken, welcher in der Eile ein Heer von 60000 Mann versammelt hatte und damit gegen den General Stuart zog. Allein von diesem am 6. März 1799 bei Sidasir geschlagen wendete er sich gegen Harris, griff ihn am 27. März bei Mabaweli an, wurde aber zum zweiten Male besiegt und flüchtete sich nun in seine nahgelegene Hauptstadt, in welcher er am 14. April eingeschlossen wurde. Die Belagerung der Stadt begann am 22. April und schon am 4. Mai eroberten die Engländer das für unüberwindlich gehaltene Seringapatam mit Sturm und fanden den Sultan mitten im Kampfe auf dem Walle getödtet. Sir Arthur Wellesley wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt und das Reich T.'s unter die Engländer, die Mahratten und den Nizam vertheilt. Seiner Familie, aus dreizehn Söhnen, vielen Töch-

Digitized by Google

tern, einer Menge Frauen und weiblichen Verwandten bestehend, wurde die Festung Velore im Carnatik zum Wohnorte und eine jährliche Pension von 720000 Rupien angewiesen. T. hatte sein Unglück durch Verstoßung alter, bewährter Minister und Officiere, durch Begünstigung von Schmeichlern und französischen Rathgebern, so wie durch seinen Stolz und Übermuth im Glücke größtentheils selbst verschuldet; aber bei allen Fehlern zeichnete er sich durch Kühnheit und Kraft bei seinen Unternehmungen, so wie durch Klugheit und List im Entwurfe und in der Ausführung von wohldurchdachten Plänen aus. Kriege und Schlachten bildeten seinen liebsten Wirkungskreis. Seine reichhaltige Bibliothek und ein sehr kunstreich verfertigter Automat, nämlich ein Tiger, welcher einen englischen Officier zerreißt, womit sich T. oft nach der Mahlzeit vergnügte, wird jetzt in dem Versammlungshause der ostindischen Compagnie zu London aufbewahrt. 81.

Tiraboschi (Girolamo), einer der ausgezeichnetsten Theologen Italiens, am 28. Dec. 1731 zu Bergamo geboren, widmete sich frühe dem geistlichen Stande und literarischen Studien und ward, nachdem er einige Zeit in Mailand und Novara die schönen Wissenschaften mit großem Beifalle gelehrt hatte, vom Herzoge Franz III. als Bibliothekar nach Modena berufen. Diese Stelle sagte seinen Neigungen am Meisten zu und er beschäftigte sich fortan mit rastlosem Fleiße mit literarischen Arbeiten. Er starb am 3. Juni 1794. Das vorzüglichste seiner Werke: „Storia della letteratura italiana antica e moderna“ (Moden. 1771—1782. 13 Voll. 4. Beste Ausg. Mod. 1787—1794. 16 Voll. 4.; Firenze e Pisa 1805—1813. 20 Voll. 8.; Milan. 1821—1826. 16 Voll. 8. Deutsch im Auszuge von C. J. Jagemann, Leipz. 1777—1781. 5 Bde. 8. unvollendet) zeichnet sich durch Vollständigkeit und tiefe Forschung aus und ist bis jetzt noch das brauchbarste Hülfsmittel zur Kenntniß der Geschichte der italienischen Literatur. Von seinen übrigen zahlreichen Werken nennen wir hier noch die „Biblioteca Modenese, o notizie della vita e delle opere degli scrittori nativi degli stati del duca di Modena“ (Mod. 1781—1786. 6 Voll. 4.) und die „Memorie storiche Modenesi, col codice diplomatico illustrato con note“ (Mod. 1793—1794. 4 Voll. 4.) als die bedeutendsten. 67.

Tirailleurs, s. Schützen.

Tirade (ital.) ist Wortschwall, eine Menge Worte über einen und denselben Gegenstand, durch welche der Gedanke ungebührlich ausgedehnt wird. In der Musik (tirata) ist es eine Verzierungsmanier, welche aus einer Anzahl geschwinder Noten besteht. 9.

Tiresias, Sohn des Eueres und der Nymphe Chariklo, ein berühmter thebanischer Seher, wurde blind, weil er einst die Athene mit seiner Mutter nackt im Bade traf. Als sie Chariklo bat, seine Augen wieder zu öffnen, ertheilte ihm Athene zum Ersatze die Kunst, in die Zukunft zu sehen, und schärfte sein Gehör so, daß er die verschiedenen Stimmen der Vögel zu verstehen vermochte. Nach Anderen ward er von den Göttern deßhalb geblendet, weil er den Sterblichen das enthüllte, was ihnen verborgen bleiben sollte. Die gewöhnlichste Mythe ist aber die, welche Hesiod erzählt. Einst nämlich traf er auf zwei Schlangen, die sich begatteten, und schlug mit seinem Stabe zwischen dieselben, worauf er Weib wurde; sieben Jahre darauf begegnete ihm dasselbe und er wurde deßhalb wieder in einen Mann verwandelt. Als nun einst Jupiter und Juno mit einander stritten, welches Geschlecht den größten Genuß bei der Begattung habe, riefen sie den T., der des Genusses beider Geschlechter theilhaftig geworden war, als den geeignetsten bei der Beurtheilung zum Schiedsrichter auf. T. trat der Meinung Jupiter's bei und behauptete, daß der Genuß des Weibes zehnmal stärker sei als der des Mannes. Da bestrafte ihn die erzürnte Juno durch Blindheit; doch Jupiter gab ihm die Kunst des Weissagens und vergönnte ihm sieben, nach Anderen neun Menschenalter zu leben.

Digitized by Google

Daher lebte er noch zur Zeit des Epigonenkrieges gegen Theben. Auf dem Wege aus der Quelle Tilphusa trinkend starb er. Noch in der Unterwelt war es ihm gestattet in die Zukunft zu schauen, weßhalb ihn auch Odysseus um seine Rückkehr befragte. Zu Orchomenus war ihm ein Orakel errichtet. Auch seine Tochter, Manto, die ihn in seiner Blindheit geleitete, war eine berühmte Seherin. 11.

Tirkelere oder Zirklere (Thomasius von), ein deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrh., gibt selbst als sein Vaterland Friaul an, ohne daß man jedoch darüber gewiß sein könnte, ob das Vaterland sowohl, als auch der Name des Dichters wirklich die angegebenen oder nur erdichtet sind, um mit der Miene eines welschen Gastes desto kräftigere Wahrheiten nach deutscher Art zu sagen. Sein Gedicht: „Der wälsche Gast" gehört zu der didaktischen Gattung; der poetische Werth desselben ist nur gering; die derbe Manier nähert sich der juvenalischen Satyre. (Vgl. Eschenburg's „Denkmäler der altdeutschen Dichtkunst", V, 121—124. 129—136.) 66.

Tirol, s. Tyrol.

Tironianische Noten, s. Abbreviatur.

Tischbein, eine ausgezeichnete Malerfamilie, aus der mehrere berühmte Männer hervorgegangen sind. Joh. Anton T., geb. 1720 zu Haina in Hessen, wo sein Vater Bäcker und Tischler war, beschäftigte sich zuerst in Frankfurt mit Tapisseriemalerei, studirte darauf in Paris und Rom und errichtete nach seiner Rückkehr eine Zeichnerschule zu Hamburg, wo er 1784 starb. Er hat eine „Anweisung zum Erlernen der Anfangsgründe der Malerei" (Hamb. 1771. 8.) herausgegeben. — Joh. Heinrich T., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. daselbst 1722, zeigte frühzeitig große Liebe zum Zeichnen, worauf ihn sein Vater zu einem mittelmäßigen Tapetenmaler und später zum Hofmaler Freese in Cassel schickte. Graf Stadion nahm sich des talentvollen Jünglings an und ließ ihn 1743 auf seine Kosten nach Frankreich, wo er 5 Jahre unter Vanloo zu Paris, und nach Italien reisen, wo er zu Venedig unter Piazzetta zwar nur 8 Monate studirte, aber, wie er selbst bekannte, die erfolgreichsten Fortschritte machte. Nachdem er auf seiner Rückreise die Alterthümer von Rom, Bologna und Florenz gesehen hatte, kam er 1751 zum Grafen Stadion nach Deutschland zurück. Der Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Cassel lernte den Künstler aus einem seiner Gemälde kennen und schätzen und ernannte ihn zum Hofmaler. Er ordnete und bereicherte des Landgrafen Gallerie, wurde Professor an dem Collegium Carolinum und später Director der davon gesonderten Akademie der bildenden Künste. Als solcher starb er im Jahre 1789. In der damaligen Zeit war die dunkle Rembrandt'sche Manier in Deutschland sehr verbreitet; T. wurde der Begründer einer neuen Schule, deren Einfluß sich bis nach Italien erstreckte. Er führte wieder auf die Nachahmung der Natur und auf das Studium der Antiken zurück. Gewöhnlich wählte er die Gegenstände seiner Darstellungen aus der Mythologie oder den Dichtern der Griechen. In seinen Compositionen, die einen schöpferischen Geist beurkunden, herrscht Einheit und Rundung; seine Zeichnung ist gewöhnlich richtig und die Draperie mit Leichtigkeit angelegt. In der Anwendung der Lichter und Schatten war er Meister und sein Colorit, eine Mischung der französischen und venetianischen Schule, ist frisch und lebhaft, zuweilen nur etwas zu bunt. — Joh. Heinrich Konrad T., geb. 1742 zu Haina, war Neffe und Schüler des Letztern, legte sich auf die Landschafts- und Thiermalerei und wurde zum Inspector der Gemäldegallerie zu Cassel ernannt, wo er 1808 starb. — Der Bruder desselben, Joh. Heinrich Wilhelm T., geb. 1751, bildete sich gleichfalls unter der Leitung seines Oheims, bereiste Deutschland, Holland und Italien, wurde in Neapel 1790 Director der Malerakademie, kehrte aber beim Ausbruche des Krieges nach Deuschland zurück. Er starb den 26. Juni 1829 zu Eutin. Man hat von ihm eine große Anzahl geätzter,

Digitized by Google

in einzelnen Sammlungen erschienener Blätter, die Darstellungen nach Homer, Abbildungen antiker Vasen und besonders sehr geschätzte Thierstudien enthalten. — Joh. Friedr. August T., geb. 1750 zu Mastricht, war ein Schüler des Vorigen, seines Bruders, und ging später nach Cassel, um sich unter seinem Oheim zu vervollkommenen. Der Fürst von Waldeck gab ihm die Mittel Frankreich und Italien zu besuchen und ernannte ihn nach seiner Rückkehr zum Hofmaler und Rathe. Im Jahre 1800 wurde er Director der Schule für schöne Künste zu Leipzig und starb 1812 zu Heidelberg. Er hat sich vorzüglich in der Portraitmalerei ausgezeichnet. Sein Sohn, Karl Ludwig T., geb. um 1797, ist jetzt Hofmaler in Bückeburg. 83.

Tisiphone, s. Furien.

Tissot (Simon Andreas), ein sehr berühmter schweitzer Arzt, ward am 20. März 1728 zu Grency bei Lausanne geboren, studirte von 1746—1749 zu Montpellier die Medicin und promovirte ebendaselbst. Er ließ sich hierauf als praktischer Arzt in Lausanne nieder, wo er sehr bald durch seine Curen so wie durch seine Schriften einen außerordentlichen Ruf erlangte, der sich über die Grenzen seines Vaterlandes ausdehnte. Trotz dem konnte er lange nicht vermocht werden, irgend einen Ruf an einen Hof oder eine Universität anzunehmen; er begnügte sich eine lange Zeit mit dem Titel eines Professors der Medicin am Collegium zu Lausanne, bis er endlich Kaiser Joseph's II. Verlangen nachgab und an Borsieri's Stelle die Klinik in Pavia übernahm, wo er anfangs mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, durch die glückliche Behandlung einer Gallenfieberepidemie sich aber, namentlich bei seinen Zuhörern, einen großen Namen erwarb, so daß ihm von diesen eine Marmorinschrift gewidmet wurde. Nachdem T. seine Stelle 3 Jahre lang bekleidet hatte, legte er sie nieder, machte zuvor eine Reise durch Italien und zog sich dann in sein Vaterland zurück, wo er auf seinem Landgute bei Lausanne am 15. Juni 1797 starb. — Die Schriften, durch die sich T. vorzüglich bekannt gemacht hat und die in vielen Auflagen und in vielen Übersetzungen erschienen sind, sind folgende: „Dissertatio de febribus biliosis, s. historia epidemiae Lausanensis anni 1755“ (Laus. 1758); „L'onanisme, ou dissertation physique sur les maladies produites par la masturbation“ (Louvain 1760); „Avis au peuple sur sa santé“ (Laus. 1761. Diese Schrift ist vorzüglich mit großem Beifalle aufgenommen und in viele Sprachen übersetzt worden); „Avis aux gens de lettres sur leur santé“ (Paris 1768); „Traité de l'épilepsie“ (Paris 1770); „Traité des nerfs et des leurs maladies“ (Paris 1782. 4 Voll.). — Ein Verwandter von ihm, Clément Joseph T., geb. 1750, gest. den 30. Juni 1826, hat sich ebenfalls als medicinischer Schriftsteller ausgezeichnet. 39.

Titanen, das dritte Göttergeschlecht nach den Centimanen und Cyklopen, erhielten nach Hesiod diesen Namen, weil sie die Hände nach dem Vater ausstrecken (von τιταίνω oder ταίνω). Sonst heißen sie auch Uraniden. Sie werden als Riesen personificirt dargestellt und waren die Kinder des Uranos und der Gäa, sechs Söhne: Cöos, Krios, Hyperion, Japetos, Oceanos und Kronos, zu denen noch Phorkys als der siebente gerechnet wird, und eben so viel Töchter (Titaniden): Tethys, Rhea, Themis, Thia, Mnemosyne und Phöbe. Andere zählen 18 T., weil sie vielleicht einige von den Cyklopen und Centimanen, die auch Söhne des Uranos waren, hinzurechnen. Auch die Kinder der T. belegte man mit diesem Namen. Zu den ältesten Mythen gehört, daß die T., von ihrer Mutter, welche die Hinabstoßung ihrer ersten Kinder in den Tartarus schmerzte, veranlaßt, sich und besonders Kronos gegen ihren grausamen Vater erhoben und, nachdem sie ihn entmannt und vom Throne gestoßen hatten, regierten. Da aber auch Kronos seine Brüder, die Cyklopen und Centimanen, in dem Tartarus verschlossen hielt, reizte

Digitized by Google

Gäa die Kinder des Kronos wider ihren Vater, so wie den Jupiter gegen diesen auf und nun begann der berühmte Götterkrieg (Titanomachie) zwischen den T. und Kroniden, dessen Schauplatz die thessalischen Gebirge waren. Auf dem Othrys standen die T. und auf dem Olymp die Kroniden. Schon hatte der Kampf 10 Jahre gewährt, da rieth Gäa dem Jupiter die Centimanen und Cyklopen aus der Unterwelt zu Hülfe zu rufen. Dieser entfesselte nun die Centimanen, durch deren Beistand die T. besiegt, gefesselt und in den Tartarus geworfen wurden. Dieser Titanenkampf ist oft von griechischen Dichtern und am Umständlichsten von Hesiod in der „Theogonie" besungen wurden; außerdem von Thampris, Linos, Eumelos und Arktinos. Die Mythendeuter finden in den T. die Elemente, die ohne Maß und Ziel zeugungslustige Natur, und in dem Streite gegen sie das Bestreben, Ordnung zum Bestehen des Alls herzustellen. Andere Wesen sind die T. in der phönicischen Kosmogonie. Dort ist ihr Vater bald Uranus, bald einer der Kureten, wohin auch die Angaben gehören, daß mehrere der T. nützliche Erfindungen machten und die ersten Künstler, Baumeister, Ackerbauer, Viehhirten und Jäger gewesen wären. Auch in der spätern griechischen Mythologie waren die T. andere, als in der alten Zeit; man nannte damals fast alle Götter T., in sofern sie von Jupiter, als dem Sohne eines T., abstammten. Besonders haben die Orphiker den Kreis der T. mehr und mehr ausgebreitet; sie nannten alle Urwesen, mochten sie Götter oder Menschen sein, T. 32.

Titanium, ein Metall, das von Gregor in einem Eisenerze aus Cornwallis 1781 aufgefunden wurde, besitzt eine rothe Farbe, ist völlig unschmelzbar wegen Unerreichbarkeit der dazu nöthigen Temperatur, wird von Säuren nicht angegriffen, oxydirt sich jedoch leicht beim Calciniren mit Alkalien und wird oxydirt als Säure in Verbindung mit Erden, Eisenoxyden, Chrom und Mangan gefunden. Die Oxyde desselben, die von Beimischungen frei sind, heißen **Anatas** und **Rutil**. Mehrere Arten von Titaneisensteinen enthalten davon im Zustande einer Säure 28—50 Procent mit Eisenoxyd und Eisenoxydul. Die Titansäure enthält 66,07 Metall und 33,93 Sauerstoff. Man benutzt das Titan in der Steingut- und Porzellanmalerei. 76.

Titel, lat. titulus; franz. titre; engl. title, ist eigentlich die Aufschrift eines Buches oder sonstigen Gegenstandes; dann die Überschrift eines einzelnen Abschnittes, Capitels ꝛc.; in den älteren römischen Rechtsbüchern auch jeder ganze Abschnitt, welcher einen besondern Gegenstand abhandelt; endlich überhaupt jede Urkunde und daher sogar metonymisch der **Rechtsgrund**, auf welchem sich irgend ein Anspruch u. dergl. gründet, und im kanonischen Rechte die einem Geistlichen angewiesenen Einkünfte (daher häufig bei den niederen Geistlichen **Tischtitel** genannt). Am Häufigsten kommt aber der Begriff als Bezeichnung der Würde vor, welche irgend Jemand behauptet, gleichsam die Aufschrift, welche die nähere Beschaffenheit desselben angibt. An sich wäre hierbei die Sache ganz einfach und natürlich, denn jede Würde muß auch ihren Namen haben, und es gäbe demnach eigentlich so viele T. als Würden; man hat aber im Laufe der Zeit neben den ursprünglichen Titeln noch eine Menge anderer eingeführt, welche als allgemeine Begriffe nicht die besondere Würde, sondern den Rang derselben in der menschlichen Gesellschaft bezeichnen und eigentlich bloße Höflichkeitsformeln sind, aber sich im ganzen gesellschaftlichen Leben so eingebürgert haben, daß ihre Vernachlässigung als Verstoß gegen den Anstand gilt. Man bezeichnet sie zum Unterschiede von den eigentlichen Titeln mit dem Ausdrucke **Titulaturen**, oder nennt jene auch **Charakter**, diese **Prädicate**. Die eigentlichen Titel zerfallen aber in **Standestitel** und **Amtstitel**. Zu ersteren gehören alle die unterschiedlichen Benennungen der fürstlichen und adeligen Personen (s. Fürst und Adel); zu letzteren alle Bezeichnungen, welche von einem Amte oder einer Beschäftigung oder einem Besitze hergenommen

Digitized by Google

sind, in wirkliche Amtstitel und in Ehrentitel (Titel ohne Amt) zerfallen und mit einem gewissen Range verbunden sind. Diesen Titeln sollen dann die Titulaturen entsprechen, bei denen besonders in Deutschland eine vielfache Abstufung stattfindet. Auch sie zerfallen in Standes- und Amtstitulaturen, und zwar so, daß beide mit einander vereinigt werden, wenn beide in derselben Person angetroffen werden, und lassen sich wieder in die Titulaturen für Individuen und für Gesammtheiten (moralische Personen) scheiden. Was zuerst die Standestitel betrifft, so unterscheidet man: Majestät mit dem Beisatze bei der Anrede: Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Unüberwindlichster für Kaiser und Könige; Hoheit und zwar kaiserliche oder königliche für Prinzen und Prinzessinnen aus kaiserlichen oder königlichen Häusern, königliche bei Großherzögen, ohne Beisatz bei Seitenlinien aus königlichen und großherzoglichen Häusern; Durchlaucht bei allen übrigen fürstlichen Personen; Erlaucht bei den ehemaligen deutschen Reichsgrafen; hochfürstliche Gnaden bei Titularfürsten; Hochgeboren bei Grafen; Hoch- und Wohlgeboren bei Freiherren; Hochwohlgeboren bei dem niedern Adel; Wohlgeboren bei höherstehenden Bürgerlichen; Hochedelgeboren bei Handwerkern und einfachen Bürgern; Edelgeboren als niedrigste Titulatur (doch sind die letzten beiden fast ganz außer Gebrauch). Amtstitulaturen sind im Civil- und Militairdienste blos bei den höheren Chargen gebräuchlich, wo die Minister und wirklichen Geheimenräthe, so wie die höchsten Militairs bis zum Generallieutenant herab das Prädicat Excellenz erhalten, außerdem aber die gewöhnlichen Standestitulaturen gebräuchlich sind; im geistlichen Stande dagegen erhalten bei den Katholiken der Papst das Prädicat Heiligkeit, die Cardinäle Eminenz, die Erzbischöfe und Bischöfe Gnaden und Hochwürdigster, die übrigen Geistlichen Hochwürden; bei den Protestanten die Bischöfe (in Preußen) Hochwürdigster, die Generalsuperintendenten und Rectoren der Universitäten Magnificenz, die Doctoren der Theologie Hochwürden, Superintendenten Hochehrwürden, Stadtgeistliche Hochwohlehrwürden, Landgeistliche Wohlehrwürden. Von Collegien und moralischen Personen erhalten der deutsche Bundestag das Prädicat Durchlaucht, die höchsten Landesbehörden hoch, die Regierungen, Appellationsgerichte, Kreisdirectionen ꝛc. hochpreißlich, Justizämter u. dergl. hochlöblich, niedere Gerichte wohllöblich, Stadträthe hochedel und weise, Privatvereine löblich. Viel einfacher sind die Titulaturen in anderen Ländern. So kennt z. B. der Franzose nur die Standestitel majesté für Kaiser und Könige, und altesse für alle übrigen fürstlichen Personen und redet erstere mit Sire, letztere mit Monseigneur an, während für alle übrigen Stände der einfache T. Monsieur und bei dem weiblichen Geschlechte durchaus Madame und Mademoiselle gnügt. 30.

Tittmann (Johann August Heinrich), einer der reichbegabtesten und ausgezeichnetsten Theologen neuester Zeit, ward geboren den 1. Aug. 1773 zu Langensalza, wo sein Vater, der nachmalige berühmte Kirchenrath und Superintendent zu Dresden, Dr. Karl Christian T. (starb am 29. Dec. 1820), Diakonus war. Durch Privatunterricht vorbereitet konnte er bei seinen eminenten Fähigkeiten schon im Jahre 1788 die Universität Wittenberg beziehen, nachdem er bereits 1787 mit einer kleinen, seinem Oheime Schleußner gewidmeten, Schrift: „De Virgilio Homerum imitante“ öffentlich aufgetreten war. Mit dem Entschlusse, sich dem akademischen Leben zu widmen, ging er 1792 nach Leipzig, trat in Beck's philologische Gesellschaft und habilitirte sich am 15. Mai 1793 mit der Dissertation „De consensu philosophorum veterum in summo bono definiendo.“ Seitdem er (schon 1795) das theologische Baccalaureat und zugleich eine Frühpredigerstelle an der Universitätskirche erhalten hatte, fing er an auch theologische Vorlesungen zu halten, welche bei seinen Zuhörern allgemeinen Beifall, bei der Behörde aber

Digitized by Google

solche Anerkennung fanden, daß ihm 1796 eine außerordentliche Professur der Philosophie und 1800 der Theologie übertragen ward. Im Jahre 1805 erlangte er durch die Vertheidigung seiner Dissertation „De discrimine disciplinae Christi et apostolorum“ (III Fasc.) die theologische Doctorwürde, ward in demselben Jahre Ephorus der churfürstlichen Stipendiaten und vierter ordentlicher Professor der Theologie, rückte nach A. Wolf's Tode 1809 in die dritte, 1815 in die zweite ordentliche Professur ein, ward 1818 an Keil's Stelle Professor primarius der Theologie und erhielt endlich in dem Domstifte Meißen die Custosprälatur, welche ein gelehrter Domherr sehr selten erreicht. Von seiner letzten Visitation der erzgebirgischen Gymnasien im Jahre 1828 krank zurückgekehrt genas er zwar wieder, aber seine Kräfte nahmen seitdem immer mehr ab und er starb am 31. Dec. 1831. T. war einer der talentvollsten und hochgebildetsten Geister, eine wahre Zierde seiner Universität und des Vaterlandes; ein gründlicher Gelehrter, der den Schatz des überlieferten Wissens nicht nur treulich gepflegt und bewahrt, sondern auch vielfach vermehrt und bereichert hat; ein geistvoller Lehrer, der seit länger als einem Menschenalter an der Bildung des christlichen Lehrstandes mit Eifer und Glück arbeitete; ein fruchtbarer Schriftsteller, dessen Name einen guten Klang weit und breit hatte; ein gewandter und kräftiger Wortführer im hohen Rathe der Landesversammlung; ein wackerer Kämpfer endlich für die protestantische Kirche, der mit männlichem Muthe ihre Rechte vertrat und die Waffen für sie, wie Wenige, zu führen verstand. Seine Vorträge, in denen er sich nie an ein Heft band, erstreckten sich fast über alle theologische Disciplinen, namentlich über Exegese des neuen Testaments, theologische Methodenlehre, Kirchengeschichte, Dogmatik, Moral, Symbolik und Apologetik. Zeichneten sich dieselben durch Scharfsinn, gesundes Urtheil, Einfachheit und große Deutlichkeit aus, so empfehlen sich durch eben diese Eigenschaften auch seine Schriften, von welchen wir folgende nennen: „Grundriß der Elementarlogik nebst einer Einleitung in die Philosophie“ (Leipzig 1795); „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften“ (Ebend. 1798); „Ideen zu einer Apologie des Glaubens“ (Ebend. 1799); „Theokles, ein Gespräch über den Glauben an Gott“ (1799); „Theon oder über unsere Hoffnungen nach dem Tode“ (1801); „Lehrbuch der Homiletik“ (Bresl. 1804); „Pragmatische Geschichte der Theologie und Religion in der protestantischen Kirche während der 2. Hälfte des XVIII. Jahrh.“ (Bresl. 1805. 1. Thl.); „Institutio symbolica ad sententiam ecclesiae evangelicae“ (Lips. 1811); „Libri symbolici ecclesiae evangelicae“ (Misen. 1817); „Über Supranaturalismus, Rationalismus und Atheismus“ (Leipz. 1816); „Über die Vereinigung der evangelischen Kirchen“ (Ebend. 1818); „Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1529“ (Ebend. 1829); „Die evangelische Kirche im Jahre 1530 und im Jahre 1830 pragmatisch dargestellt“ (Ebend. 1831); „Über die Fixirung der Stolgebühren“ (Ebend. 1831); „De synonymis in novo Testamento“ (Lips. 1832); „Opuscula varii argumenti, maximam partem dogmatici, apologetici et historici“ (Lips. 1833). Auch hat man von T. eine Ausgabe des Zonaras (Leipz. 1808) und des neuen Testaments (Ebd. 1824). Ausgezeichnet war T. auch als Geschäftsmann, indem er die schwierigsten und von seiner eigenthümlichen Sphäre entferntesten Geschäfte mit Leichtigkeit und Erfolg zu verrichten vermochte. Beweise davon sind seine Unterredung mit Napoleon, seine Conferenz bei dem Kaiser Alexander, seine Unterhandlungen mit den Fürsten Repnin und Wittgenstein, seine Reise zum Könige Friedrich August nach Preßburg, der ihn durch Verleihung des Civilverdienstordens ehrte, seine Reden an den wiener Congreß, namentlich für Realisirung seiner Lieblingsidee, wieder ein Corpus evangelicorum zu constituiren, sein Auftreten auf dem Landtage 1830 als Abgeordneter der Universität ꝛc. Überhaupt besaß T. die Gabe der freien Rede in

Digitized by

hohem Grade und namentlich hatte man bei feierlichen Veranlassungen Gelegenheit, sein Rednertalent in deutscher wie lateinischer Sprache zu bewundern, wie er denn z. B. bei des Kanzlers Niemeyer Jubiläum in ciceronianischem Latein eine Rede extemporirte, worin er auf sämmtliche Reden seiner Vorgänger Rücksicht nahm. — Vergl. über ihn „Rede am Grabe J. A. H. Tittmann's von Großmann mit einer biographischen Skizze von M. Becher" (Leipz. 1832). 63.

Tittmann (Karl August), königlich sächsischer Hof- und Justizrath, Bruder des Vorigen, geb. den 12. Sept. 1775 zu Wittenberg, studirte seit 1793 zu Leipzig und Göttingen die Rechte, kehrte 1797 nach Leipzig zurück, habilitirte sich daselbst und begann mit vielem Erfolge Vorlesungen zu halten. Er erwarb sich bedeutenden Ruf, hauptsächlich als Criminalist, und ging 1801 als Supernumeraroberconsistorialrath nach Dresden und ward 1807 Hof- und Justizrath und 1812 geheimer Referendar daselbst. Nachdem er 1815 mit dem sächsischen Civilverdienstorden decorirt worden war, ward er 1831 mit Pension in Ruhestand versetzt, jedoch mit dem Vorbehalte bei einzelnen vorkommenden Fällen durch seine Kenntnisse noch ferner zu nützen, daher er dann auch 1832 den Auftrag erhielt, die Direction der zur Entwerfung eines Preßgesetzes errichteten Commission zu übernehmen; doch starb er schon den 14. Juni 1834. Seine ausgezeichneten Kenntnisse und unermüdete Thätigkeit bekunden sich auch in seinen vielen Schriften, von denen wir nur folgende anführen: „Versuch über die wissenschaftliche Behandlung des peinlichen Rechts" (Leipz. 1798); „Grundlinien der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetzkunde" (Ebend.. 1800); „Handbuch der Strafrechtswissenschaft und Strafrechtskunde" (Halle 1807. 4 Bde.; 2. Aufl. 3 Bde. Ebend. 1822); „Rechtliche Bemerkungen über die Grenzen des Buchhändlerrechts in Beziehung auf den Betrieb der Bücher durch Commissionäre, Antiquare ꝛc." (Dresd. 1814); „Erörterungen" (Ebend. 1806); „Beitrag zur Lehre von dem Verbrechen gegen die Freiheit, besonders von dem Menschenraube und der Entführung" (Meißen 1806); „Über Geständnisse und Widerruf in Strafsachen" (Halle 1810); „Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Sachsen" (Meißen 1813. 2 Bde.); „Die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rücksicht mit besonderer Beziehung auf die deutschen Bundesstaaten" (Dresden 1817); „Handbuch für angehende Juristen zum Gebrauche während der Universitätszeit und bei dem Eintritte in das Geschäftsleben" (Halle 1828); „Die Homöopathie in staatspolizeirechtlicher Hinsicht" (Meißen 1829); „Regeln über das Verhalten der Studirenden bei Erlernung der Wissenschaften" (Halle 1831); „Geschichte der deutschen Strafgesetze" (Leipz. 1833). Ohne seinen Namen erschienen 1814 „Rechtliche Bemerkungen über das Recht der Eroberung und Erwerbung im Kriege", welches zur Zeit des russischen Gouvernements in Dresden heimlich gedruckt, vom Verfasser und einigen Freunden gebunden und aus Anhänglichkeit an den König vertheilt wurde. In dessen Folge erhielt T. 1815 den Civilverdienstorden. Noch schrieb er ein „Taschenbuch für Badegäste Pyrmonts" (Meißen 1825), welches Bad er mehrmals seiner Gesundheit wegen besucht hatte. 25.

Tittmann (Friedrich Wilhelm), der Bruder des Vorigen, Oberconsistorialrath, geb. 1784 in Wittenberg; studirte seit 1800 in Leipzig und in Wittenberg die Rechtswissenschaft, ward 1804 in Dresden geheimer Archivscanzelist, blieb bis 1822 in dieser Stellung und verwendete die Mußestunden auf seine ausgezeichnete schriftstellerische Thätigkeit. 1823 zum Oberconsistorialrathe befördert wurden ihm seit 1831 wichtige Arbeiten im Ministerium des Cultus übertragen und er selbst 1836 zum geheimen Archivar ernannt. Er schrieb: „Über den Bund der Amphiktyonen" (Berl. 1812); „Ideen zur Politik und Geschichte der europäischen Staatsgesellschaft" (Dresden 1816); „Über Erkenntniß und Kunst in der Geschichte" (Ebend. 1817); „Darstellung der Verfassung des deutschen Bundes"

Digitized by Google

(Leipz. 1818); „Darstellung der griechischen Staatsverfassung" (Ebend. 1822); „Gesammelte Blätter aus Wilhelm's Papieren" (Dresden 1825); „Über die Bestimmung des Gelehrten und seine Bildung durch Schule und Universität" (Berl. 1833). 25.

Titurell, s. Wolfram von Eschenbach.

Titus, ein Gehülfe und Gefährde des Paulus, ward von diesem aus dem Heidenthume zum Christenthume bekehrt, begleitete ihn auf die Apostelversammlung nach Jerusalem und ward später von Paulus mit einem Briefe (den 2.) nach Korinth gesandt. Hierauf soll er des Paulus Geschäftsführer in Dalmatien gewesen sein und findet sich zuletzt in Kreta wieder, wohin Paulus einen in der neutestamentlichen Sammlung befindlichen und zu den Pastoralbriefen gerechneten Brief über kirchliche Einrichtungen schrieb. Die Sage macht den T. zum ersten Bischof von Kreta und läßt ihn auch daselbst sterben. 23.

Titus Vespasianus, einer der ausgezeichnetsten römischen Kaiser, der älteste Sohn des Kaisers Vespasianus, wurde im Jahre 40 n. Chr. geboren und an dem Hofe des Claudius und Nero zugleich mit Britannicus, an den ihn ein inniges Freundschaftsverhältniß band, erzogen, zeigte in seiner Jugend ein ungewöhnliches Talent für die Dicht- und Redekunst, nahm hierauf als Tribun an den Feldzügen in Gallien, Germanien und Britannien Theil und erwarb sich durch seine Bescheidenheit, Tapferkeit, seine kriegerischen Talente und die Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens die allgemeine Achtung. Bei seiner Rückkehr nach Rom trat er als Sachwalter und Redner auf und bewies dabei eben so viel Talent, als Sachkenntniß. Nachdem er hierauf auch das Amt eines Quästors ruhmvoll verwaltet hatte, begleitete er als Führer einer Legion seinen Vater in den Krieg von Judäa und wurde bei der Thronbesteigung des Galba von demselben an den Kaiser gesandt, um ihm seine Anhänglichkeit zu bezeugen; allein bei der Nachricht von Galba's Ermordung, die er noch auf der Reise erhielt, kehrte er nach Judäa zurück, um keinem der neuen Thronbewerber, Vitellius und Otho, in die Hände zu gerathen. Als aber nach Otho's Tode die Legionen in Asien den Vespasianus zum Kaiser ausriefen, schloß T. deßhalb mit dem Mucianus, dem Statthalter von Syrien, ein Bündniß, übernahm nach dem Abgange seines Vaters nach Italien das Heer desselben, um den Krieg gegen die Juden fortzusetzen und vermittelte die Eintracht zwischen ihm und seinem Bruder Domitianus, welcher durch seine Ausschweifungen den Zorn des Vaters erregt hatte. Letzterer nahm ihn nun nach seiner Thronbesteigung zu seinem Amtsgenossen im Consulate (70 n. Chr.) an, ohne daß T. deßhalb die Fortsetzung des Kriegs aufgegeben hätte. Er eroberte vielmehr schon nach zwei Jahren (72 n. Chr.) die Hauptstadt des jüdischen Landes. Obgleich er die Gräuelthaten bei der Eroberung der Stadt so viel als möglich zu hindern suchte, so ließ er doch selbst mehrere Hunderte von Gefangenen, die sich als die erbittertsten Feinde der Römer gezeigt hatten, kreuzigen. Von Jerusalem zog er mit seinem Heere nach Alexandria, wohnte daselbst der Einweihung des Apis bei, empfing eine Gesandtschaft des Königs der Parther und eilte alsdann, um durch sein längeres Verweilen mit seinem Heere im Auslande nicht zu nachtheiligen Gerüchten Anlaß zu geben, nach Rom zurück, wo er in einem glänzenden Triumphe einzog und von seinem Vater, mit dem er bis zu dessen Tode in vollkommener Eintracht lebte, zum Mitregenten angenommen wurde. Sein moralisches Verhalten soll aber zu jener Zeit keineswegs musterhaft gewesen sein; denn er ergab sich nicht nur selbst einer entehrenden Schwelgerei und lebte in der Gesellschaft der ausschweifendsten Jünglinge von Rom, sondern ließ auch allen ihm verdächtigen Personen im Theater auflauern, oder zeigte sie der prätorianischen Garde an und verurtheilte sie ohne Verhör, ließ sich bei Ausübung der Rechtspflege durch Geschenke bestechen und verkaufte ohne Vorwissen seines Vaters mehrere wichtige Ämter. Nach dem Tode

Digitized by Google

seines Vaters (79 n. Chr.) bestieg er den römischen Kaiserthron, dessen ausschließlichen Besitz ihm aber sein Bruder Domitian unter dem Vorwande eines verfälschten Testamentes streitig machte; allein die dadurch in Rom erregten Unruhen wurden durch das liebevolle Betragen, mit welchem er seinen Bruder behandelte, bald beigelegt und er erwarb sich nun durch die Herzensgüte, welche er bei allen seinen Handlungen bewies, bald eine so allgemeine Hochachtung, daß man ihn mit Recht die Liebe und das Vergnügen des Menschengeschlechts (amor et deliciae humani generis) nennen konnte. Nach seiner Erwählung zum Pontifex Maximus gelobte er, seine Hände nie mit dem Blute von Bürgern zu beflecken, und als sich daher einst zwei Patricier gegen ihn verschworen hatten, stellte er ihnen, statt sie zu bestrafen, das Thörichte ihres Unternehmens vor, versprach ihnen alle billigen Wünsche zu erfüllen, lud sie zur Tafel und ließ sie am folgenden Tage bei einem öffentlichen Schauspiele neben sich sitzen. Ja er schickte an die Mutter des Einen, welche gerade von Rom abwesend war, einen Boten, um sie wegen des Lebens ihres Sohnes, welches außer aller Gefahr sei, zu beruhigen. Auch hob er alle Gesetze auf, worin die Reden oder schriftlichen Äußerungen gegen die Person und Würde des Kaisers als Hochverrath mit dem Tode bestraft wurden und verbannte die Angeber (delatores) solcher Verbrechen entweder aus Rom oder ließ sie an öffentlichen Plätzen peitschen und in den Theatern zur Schau ausstellen. Nach seinem Grundsatze, daß Niemand unvergnügt von seinem Fürsten gehen dürfe, suchte er die Wünsche Aller, die sich an ihn wandten, zu erfüllen und wenn ein Tag vergangen war, an dem er sich keiner wohlthätigen Handlung bewußt war, pflegte er zu sagen: Freunde, heute habe ich einen Tag verloren! Um das römische Volk zu vergnügen, überließ er ihm selbst die Bestimmung, wie viele und was für Kampfspiele auf dem Amphitheater gehalten werden sollten, auch gestattete er demselben den freien Zutritt zu den von ihm errichteten prachtvollen warmen Bädern und entließ endlich auch, um dasselbe zufrieden zu stellen, die von ihm wahrhaft geliebte Königin Berenice. Je milder aber seine Regierung war, desto drückender schien das Schicksal seine Macht dem unglücklichen Reiche fühlen lassen zu wollen; denn bei einem starken Ausbruche des Vesuvs wurden nicht nur die Städte Herculanum, Pompeji, Stabiä ꝛc. verschüttet, sondern es wüthete auch eine heftige Feuersbrunst und kurz darauf eine verheerende Pest in Rom. T. suchte mit der aufopferndsten Güte überall das allgemeine Elend zu mildern und die Leidenden zu unterstützen; aber er regierte leider zu kurze Zeit, um alle diese tiefen Wunden in wenigen Jahren zu heilen. Ein tödtliches Fieber ergriff ihn auf einer Reise durch das Land der Sabiner und er starb im Jahre 81 n. Chr. im 41. Jahre seines Alters ohne männliche Nachkommenschaft. In Rom beklagte man seinen Tod wie ein allgemeines Unglück und versetzte ihn, der Sitte der Zeit gemäß, unter die Götter. Sein Bruder Domitian stand in dem Verdachte, ihn durch Gift ermordet zu haben. T. vereinigte mit den Eigenschaften eines gerechten und menschenfreundlichen Fürsten die Tugenden eines rechtschaffenen und biederen Privatmannes. Er unterstützte Nothleidende mit Freigebigkeit, beförderte Künste und Wissenschaften, bewies Großmuth gegen die Feinde, Vertraulichkeit gegen Freunde und herablassende Milde gegen jeden seiner Unterthanen. 81.

Tivŏli, das alte Tibur, liegt in einer der reizendsten Gegenden des Kirchenstaates am Teverone (Anio), der ganz in der Nähe herrliche Wasserfälle bildet, hat etwa 6000 Einw. und viele prächtige Ruinen alter römischer Tempel und Villen und liegt 872 Fuß über dem Meere. Die Schönheit der Gegend hat veranlaßt, daß man in mehreren größeren europäischen Städten Belustigungsorte mit dem Namen T. belegt hat; doch hat sich der Begriff vorzugsweise mehr auf solche Vergnügungsorte beschränkt, wo zugleich Rutschberge angebracht sind, welche selbst wieder T. genannt werden, in denen vermuthlich die reizende Lage Tivolis auf

Digitized by Google

einem Berge, an welches romantische Thäler sich anschließen, und die prachtvollen Wasserfälle des Teverone eine freilich sehr wenig entsprende Ähnlichkeit finden sollen. — Diese Rutschberge sind von doppelter Art, zum Winter- oder zum Sommervergnügen. Erstere sind russischen Ursprungs und erst seit dem russisch-französischen Kriege im übrigen Europa bekannt und beliebt geworden. Sie bestehen aus Eisbahnen, auf welchen man von ziemlich steiler Höhe mit Schlitten herabrutscht, und werden gemeiniglich durch ein hölzernes Gerüste hergestellt, dessen oberer Theil einen kleinen Pavillon bildet und welches sich sehr abschüssig in einer schiefen mit Seitenwänden versehenen Ebene zur Erde herabneigt. Durch beständiges Begießen mit Wasser in kalten Tagen bildet sich nun eine Eiskruste, welche zur Bahn dient und von welcher der Schlitten mit Schnelligkeit herabrutschend noch weit hin auf der Erde sich fortbewegt. In fast allen großen Städten hat man im Winter dergleichen Rutschberge einzurichten gesucht. Auch hat man an einigen Orten, wie z. B. in Wien, ähnliche abschüssige Ebenen für den Sommer eingerichtet, auf welchen man vermittels kleiner Wagen herabfährt. — Dieselbe Idee wie den Rutschbergen liegt auch dem Tivolispiele zu Grunde, bei welchem durch eine an einer schiefen Ebene herumgehende Rinne eine kleine Kugel mit einer angemessenen Stärke aufwärts gerollt wird, daß sie in die Ebene selbst heraustreten und durch die auf derselben angebrachten Stifte sich hindurch windend entweder in eins der daselbst befindlichen Löcher fällt oder bis zu einer der unten angebrachten Fächer gelangt, wobei überall die hinzugeschriebene Zahl die Gewinnnummer ausdrückt. 30.

Tiziano (Vercelli), der größte Maler der venetianischen Schule und zugleich der größte Meister im Colorit, war im Jahre 1477 zu Piave, dem Hauptorte der sieben Gemeinden von Cadore, auf der Grenze von Friaul geboren. Sein Vater beabsichtigte, ihm eine gelehrte Erziehung zu geben; allein der Knabe zeigte eine so entschiedene Neigung zum Zeichnen, daß jener seinem Wunsche nachgab und ihn zum Sebastiano Zuccato nach Venedig schickte, der zwar gut in Mosaik arbeitete, sonst aber ein schlechter Zeichner war. T. verließ diesen bald, um sich unter die Leitung des Giovanni Bellini zu begeben, der damals eines ausgebreiteten Rufs genoß. Bellini zeigte indeß wenig Zufriedenheit mit seinem Zöglinge, da dieser mehr seinem eignen Genie, als den Vorschriften seines Lehrers folgte, und sagte ihm voraus, daß er auf diese Weise ewig ein Sudler bleiben werde. T. entfernte sich daher auch von diesem und wurde nach der gewöhnlichen Annahme ein Schüler des Giorgione, dessen Arbeiten sich besonders durch richtige Zeichnung und ein herrliches Colorit auszeichneten; allein es ist wahrscheinlicher, daß er von jetzt an selbstständig nur des Genannten Werke eifrig studirte. Auch scheinen einige sich zu jener Zeit in Venedig aufhaltende Flämander auf T.'s Bildung nicht geringen Einfluß gehabt zu haben, in deren Werken das Streben nach Wahrheit und Kraft sichtbar wurde. Im Jahre 1505 wurde ihm mit Giorgione der Auftag, die Façaden des neuerbauten Waarenlagers der Deutschen mit Freskogemälden zu verzieren. Er entledigte sich dieses Auftrags so, daß ihm der Preis über seinen berühmten Mitbewerber zuerkannt wurde. T. begab sich hierauf einige Zeit nach Vicenza und Padua, arbeitete viel für die dortigen Kirchen und als er nach dem Tode des Giorgione 1511 nach Venedig zurückkehrte, vollendete er mehrere von Letzterem angefangene Gemälde, die für den Saal des großen Raths bestimmt waren. Der Senat ernannte ihn zur Belohnung seiner Dienste zum Maler der Republik, wodurch er verpflichtet war, jedesmal den neuerwählten Dogen zu malen. Als Alphons von Este, Herzog von Ferrara, zur Ausschmückung seines neuen Palastes verschiedene Maler zu sich berief, war auch T. unter diesen, der bei dieser Gelegenheit den Arioſto kennen lernte und innige Freundschaft mit ihm schloß. Hier stellte er in einem Zimmer des Palastes den „Triumph des Amor" und die so

Digitized by Google

berühmt gewordenen Bacchanalien dar, welche Aug. Carracci für das Meisterstück der Malerei erklärte. In derselben Zeit malte er den trefflichen Christuskopf, bekannt unter dem Namen „della moneta“ und jetzt eine der größten Zierden der dresdener Gallerie. Im Jahre 1530 war T. bei der Krönung Karl's V. zu Bologna zugegen und malte hier den Kaiser; als dieß zum andern Male in derselben Stadt geschah, belohnte ihn Karl V. mit der Würde eines Ritters und Pfalzgrafen und setzte ihm zugleich einen beträchtlichen Jahrgehalt aus. Noch einmal malte er den Kaiser, als dieser nach Besiegung der Raubstaaten 1536 aus Afrika zurückkehrte. Karl V. schätzte den Künstler so sehr, daß er ihn öfters zu seiner Rechten reiten ließ und, als einige seiner Höflinge darüber ihre Bemerkungen machten, voll edlen Unwillens antwortete: „Es ist mir etwas Leichtes, Jemanden zu einem Herzoge zu machen, nicht aber zu einem T.“ T.'s fast beständiger Aufenthalt blieb fortan Venedig; unter den sehr zahlreichen Gemälden, die er hier hervorbrachte, ist insbesondere „Petrus der Märtyrer“ hervorzuheben, wo, wie es scheint, der Meister sich selbst übertroffen hat. Der Senat bezeigte ihm seine hohe Achtung dadurch, daß er ihn von einer neueingeführten Abgabe befreite, von deren Zahlung sonst Niemand ausgenommen war. Im Jahre 1545 (nach Anderen 1543) machte T. eine Reise nach Rom, die mehr einem Triumphzuge glich. Hier führte er in dem kurzen Zeitraume eines Jahres mehrere Gemälde für den Papst Paul III. und den Cardinal Farnese aus; auch sahen sich hier T. und Michel Angelo zum ersten Male. Er kehrte über Florenz, wo er eine günstigere Aufnahme erwartet hatte, nach Venedig zurück, unternahm aber schon 1548 und zum andern Male im Jahre 1550 eine neue Reise, und zwar nach Deutschland zu Karl V., auf dessen Wunsch er nach Augsburg kam. Bei diesem seinen Aufenthalte in Deutschland malte er viele der anwesenden Großen. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland übertrug ihm der Senat von Venedig die Verschönerung der Rathsstube; allein T., zu sehr mit Arbeiten überhäuft, überließ die Ausführung dem Tintoretto, Paul Veronese und seinem Sohne Horazio. Bis in sein höchstes Alter kräftig und voller Thätigkeit wurde er im Jahre 1576 von einer in einigen Theilen Venedigs sich zeigenden contagiösen Krankheit ergriffen, die ihn im 99. Lebensjahre hinraffte. Er wurde in der Kirche de' Frari begraben. — T. hat sein großes Talent in den verschiedensten Gattungen der Malerei bewährt; wir besitzen von ihm Darstellungen aus der heiligen und Profangeschichte, Landschaften und eine große Anzahl von Portraiten. Er kannte und schätzte die idealen Formen der Antiken; doch ohne die Absicht zu haben, sie erreichen zu wollen, zog er es vielmehr vor, dem Wahrern zu huldigen und seine Nachahmung auf die Natur zu beschränken. Hieraus erklärt sich, daß man in seinen männlichen Körpern nicht sowohl die Schönheit der Formen, als das Edle und Großartige derselben bewundert. Daß ihm aber auch die Darstellung des Anmuthigen nicht gebrach, zeigen seine weiblichen Figuren. Mit gleicher Wahrheit, wie die blos äußeren Formen, gelang es ihm das Innere des Menschen, wie es sich bei heftigen Erregungen auf dem Gesichte kund gibt und zeichnet, darzustellen. In Beziehung auf die Composition bemerkt man in seinen früheren Werken etwas Unfreies, nach einer gewissen Symmetrie Geordnetes; später jedoch ist sie voll Bewegung, einfach und harmonisch und jede Figur von Bedeutung. Die Zeichnung ist im Allgemeinen richtig und verräth anatomische Studien; doch scheint es, als ob der Künstler hierin manche Schwierigkeiten mehr zu vermeiden als zu überwinden gesucht hätte. Findet sich in den ebenerwähnten Beziehungen hin und wieder an den Werken T.'s Einiges auszusetzen, so ist man doch in dem Urtheile einstimmig, daß er in der Schönheit seines Colorits kaum seines Gleichen hat. Wie er den so außerordentlichen Farbenreiz, der nach dem Verflusse so vieler Jahre immer derselbe geblieben ist, hervorbrachte, ist bis jetzt noch ein Geheimniß geblieben. Man bemerkt in seinen Gemälden, daß

Digitized by Google

er sich sehr heller Gründungen bediente, das Ganze beim Anlegen sehr licht hielt und eine Farbe über die andere legte, ohne die Schattenfarben unter einander zu verschmelzen. Die Partien erscheinen auf diese Weise wie durchsichtig und das Gemälde scheint sich, in einer gewissen Entfernung betrachtet, von der Leinwand gleichsam abzulösen. 83.

Tmesis (Zerschneidung) heißt in der Grammatik die Trennung eines zusammengesetzten Wortes durch Einschiebung eines oder mehrerer anderen. Im Deutschen kommt dieselbe durchgängig bei den mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörtern als Regel vor, z. B. er schnitt das Buch auf, von aufschneiden. 9.

Toaldo (Giuseppe), bekannter italienischer Astronom und Meteorolog, geb. den 11. Juli 1719, widmete sich anfangs dem geistlichen Stande und wurde Abbate. Erst später trieb er auch emsig Mathematik, Physik und Astronomie, aber erst 1765 ward ihm zufolge eines Beschlusses der venetianischen Regierung die Aufführung einer Sternwarte zu Padua aufgetragen, zu der er wegen bequemer Lage und Kostenersparniß den großen Thurm des dasigen alten Schlosses bestimmte. Seit dieser Zeit widmete sich T., zumal da er 1778 einen vortrefflichen Mauerquadranten von Ramsden erhalten hatte, fortan der Astronomie, und sein Neffe, der Abbate Chiminello, stand ihm würdig zur Seite. Noch ehe T. Professor an der Sternwarte zu Padua geworden war, versuchte er nicht nur das Problem: „aus gut gewählten Barometerbeobachtungen auszumitteln, welcher Theil der gesammten Wirkung auf die Rechnung des Mondes falle" vollständig zu lösen, sondern er hatte auch schon eingesehen, daß, da die Gravitation eine verminderte Schwere in der Atmosphäre zur Folge haben muß, diese aber durch den Barometer gemessen wird, dieser das Instrument sei, jene Einwirkung, deren Erforschung durch Beobachtung von Winden wegen deren zu großer Veränderlichkeit nie zu erreichen sein würde, möglichst genau zu bestimmen. Diese beiden Zwecke aber gaben nun T. Veranlassung, mit einer fast beispiellosen Ausdauer und ziemlicher Genauigkeit den Barometer und Thermometer täglich 48 Jahre hindurch ohne Unterbrechung zu beobachten und diese vielen Beobachtungen sind es, durch die er sich einen Namen erworben hat. Die Frucht seiner meteorologischen Arbeiten waren seine „Novae tabulae barometri aestusque maris" (Batav. 1773); „Saggio meteorol. della vera influenza degli astri etc." (Venez. 1770, wieder herausgegeben von Daquin, Chambery 1784). Als Hauptresultat fand T., daß die mittleren Barometerhöhen im Mondesapogäum und Perigäum verschieden sind, daß aber im Allgemeinen die Barometerhöhen im Apogäum größer als im Perigäum sind und daß die Differenz der Barometerhöhen zu Anfange Sommers und Winters eine Viertellinie beträgt. Später gab er auch eine Witterungslehre für den Feldbau heraus, worin er gewisse nach dem Monde sich richtende Perioden der Witterung annimmt und feststellt. — T. starb den 11. Nov. 1797 an einem Nervenschlage. 13.

Toast (spr. Tohst) ist überhaupt jeder Trinkspruch, besonders auf die Gesundheit irgend Jemandes, und eine ursprünglich englische Sitte, welche aber auch in anderen Ländern Eingang gefunden hat. 9.

Tobias (Tobit) ist der Name eines zu Ninive im Exile lebenden Juden aus dem Stamme Naphthali, welcher von Salmanassar zum Hoflieferanten ernannt nicht nur seinen ärmeren Mitbrüdern viele Wohlthaten erwies, sondern auch für sich eine Summe von 10 Talenten Silber ersparte, die er zu Ragá in Medien bei einem seiner Freunde, Namens Gabael, niederlegte. Allein unter Sanherib wurde er seines Amtes entsetzt und mußte wegen eines Liebesdienstes, den er einer großen Anzahl hingerichteter Juden, welche er beerdigte, erwiesen hatte, die Flucht ergreifen. Auf Fürbitten eines Anverwandten, welcher Finanzminister geworden

Digitized by Google

war, konnte er jedoch bald nach Ninive zurückkehren. Nach der Beerdigung eines ermordeten Stammverwandten aber traf ihn das Unglück des Erblindens. In dieser hülflosen Lage schickte er seinen Sohn nach Ragá, um die dort niedergelegte Geldsumme zu heben. Dieß geschah und zugleich brachte der junge Tobias, auf seiner ganzen Reise vom Engel Gabriel begleitet, eine Fischgalle mit, die dem Vater das Gesicht wieder gab, aber auch die schöne und reiche Tochter des Reguel, eines Verwandten zu Ekbatana, welche er unterwegs zur Frau genommen hatte. Diese Erzählung macht den Inhalt des apokryphischen Buches Tobiä aus, welches für eine moralische Dichtung zu halten ist, durch welche die Lehre von der Belohnung der im Vertrauen zu Gott, in guten Werken und im Gebete ausharrenden Frömmigkeit anschaulich gemacht werden soll. Vergl. „Die Geschichte Tobi's nach drei verschiedenen Originalen, dem griechischen, dem lateinischen des Hieronymus und einem syrischen übersetzt und mit Anmerkungen, auch einer Einleitung versehen" von K. D. Ilgen (Jena 1800). 63.

Tobolsk, Hauptstadt des gleichnamigen russischen Departements, liegt unter 58° 11′ 43″ N. Br., 85° 45′ 43″ L., 436 Meilen von Petersburg, an der Mündung des Tobol in den Irtisch, in niedriger Steppengegend, ist der Sitz eines Oberstatthalters von Westsibirien, eines griechischen Erzbischofs und eines muhammedanischen Obergeistlichen und wird in Ober- und Unterstadt getheilt, von denen erstere hoch auf den Hügeln in einiger Entfernung vom Irtisch liegt und letztere sich nach Osten an den Fluß erstreckt, und hat 2300 meistens hölzerne Häuser, 175 steinerne und 190 hölzerne Buden, 16700 Einw., aus Russen, Türken, Bucharen und Verbannten gemischt, gerade, breite, reinliche, mit hölzernem Pflaster versehene Straßen, 23 Kirchen, 2 Moscheen, 1 lutherische Kirche, 2 Klöster, 13 griechische Kirchen, 1 Hospital für 100 Kranke, 1 theologisches Seminar mit 7 Professoren, 1 Seminar für griechische Geistliche, 1 Gymnasium, 1 Militairschule, 1 Lancasterschule, 1 muhammedanische Schule, 1 Pockenimpfungshaus, 1 Strafarbeitshaus für Verbannte, 1 Buchdruckerei, mehrere Kaufhöfe, große Magazine, worunter das große Pelztributmagazin, worin das Pelzwerk für die Krone abgeliefert wird, zu bemerken ist, und besuchte Märkte. Außer einer Fabrik für chirurgische Werkzeuge für das Heer und die Flotte befinden sich noch viele Juftenfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien und Stickereien da. Die Stadt als Hauptort des Speditionshandels erhält theils durch die bucharischen Karawanen, die sich des Pelz- und Getreidehandels wegen hier einfinden, theils durch die vielen Kaufleute, theils durch die Verbannten (über 3000), deren Aufenthalt hier ist, viel Leben. Die Besatzung der Stadt ist gegen 1500 Mann stark. Jenseits derselben fängt bald die ischymische Steppe noch mit schönen Wäldern an und rings um T. liegen Dörfer. 71.

Tobsucht, s. Wahnsinn.

Toccata heißt in der Musik ein Tonstück für das Clavier oder die Orgel, in welchem beide Hände mit dem Vortrage einer gewissen Notenfigur abwechseln; Toccatina, eine nicht weitläufig ausgearbeitete Toccata. Toccato, auch Touquet genannt, heißt bei den Trompeterchören die oft für die Grundstimme der Pauken geltende vierte Trompetenstimme. 20.

Tod, lat. mors; franz. mort; engl. death, ist das Ende des irdischen Daseins, das gänzliche Aufhören der organischen Bewegung der organischen Wesen. Die Ursachen desselben sind sowohl äußerlich als innerlich, doch letzteres mehr; denn obwohl äußere Einflüsse das Ende lebender Wesen herbeiführen können, so tritt es doch immer zu einer gewissen Epoche ein, selbst wenn diese äußeren Einflüsse so günstig als möglich wären, und zwar durch die bloße Thatsache des Lebensmechanismus, zu dessen Wesen es gehört, nur eine gewisse Zeit zu dauern und durch seine eigene anhaltende Thätigkeit sich zu zerstören. So wird allmählig der T. nur

Digitized by Google

durch das Alter herbeigeführt, was in der Regel nur selten der Fall ist; denn meist gesellt sich zur Gebrechlichkeit des Alters noch eine zufällige Ursache, die den ohnehin schwachen und mühevollen Rest des Lebens abkürzt, oder es tritt auch wohl der zufällige T. ein, dem eine zufällig in den Organen eingetretene Abnutzung, welche die Lebensbewegung hemmt, zum Grunde liegt. — Der letzte Athemzug endigt das Leben, in sofern mit ihm alle Empfindung und willkührliche Bewegung verschwindet; allein ganz ist es mit ihm noch nicht getilgt; denn in dem Nerven- und und Muskelsysteme ist noch einiges schwaches Leben übrig, welches bei angebrachter Erregung, besonders durch den Galvanismus (s. d. Art.), sich offenbart. Für völlig todt kann daher der Körper erst dann gehalten werden, wenn in diesen Systemen alle Erregbarkeit erloschen ist, was im menschlichen Körper oft erst ½ Stunde und längere Zeit nach dem letzten Athemzuge geschieht, nach welcher Zeit die charakteristischen Merkmale der Leiche (s. d. Art.) hervortreten und die Verwesung ihren Anfang nimmt. 7.

Tod (bürgerlicher). Es kann im bürgerlichen Leben Verhältnisse geben, unter welchen eine Person, ohne daß man über ihren natürlichen Tod eine bestimmte Nachweisung hat, ja sogar bei der Überzeugung, daß sie noch lebe, in Beziehung auf Rechtsverhältnisse für verlebt, d. h. für nicht mehr vorhanden unter den Lebendigen angesehen wird. Eine solche Annahme nennt man vergleichbar mit dem natürlichen Ableben den bürgerlichen T. Eine Spur davon finden wir schon in den Einrichtungen der Römer, bei denen man die capitis deminutio (J. I. 12. §. 1. I. 16) oder Beschränkung der Selbstständigkeit hatte, worin man 3 Stufen kannte, nämlich die höchste, wenn Jemand sowohl Bürgerrecht als Freiheit verlor, die geringere, wenn ihm blos das Bürgerrecht, und die geringste, wenn ihm die Familienrechte entzogen wurden. Am Häufigsten kommt der bürgerliche T. vor bei der Todeserklärung der Abwesenden und Verschollenen. Das Einziehen vom Vermögen bei Lehngütern kann als bloßer Verlust einer Gattung von Vermögensrechten nicht hierher gezogen werden. 3.

Tod (mythologisch). Wie dem Alterthume Alles, was geschah oder erschien, als die Wirkung einer selbstständigen Gottheit sich darstellte, so war es auch mit dem Tode, dem Ereignisse, wo Geist und Körper sich trennen, der Fall. Alle Völker in ihren Mythologien sprechen von einem Todesgotte, alle kennen ihn, verehren seine furchtbare Macht und suchen ihn durch Opfer zu sühnen. Je nachdem es aber eine ideellere oder materiellere Grundidee ist, auf denen sich das Religionsgebäude der verschiedenen heidnischen Stämme aufbaut, je nachdem ist auch die Anschauung des Todesgottes verschieden, sein Dienst ein anderer. Vor Allem ist zu beachten, daß im Alterthume der Todesgott selbst nie tödtet, sondern die Getödteten nur empfängt und in sein Reich aufnimmt. Die Griechen theilten hier die Begriffe mannigfach, indem sie den Pluto als Beherrscher des Todtenreiches, welcher die Todten empfängt und in dessen Beisein die Todtenrichter Äakos, Minos und Rhadamanthos den Kommenden ihren künftigen Aufenthaltsort, den Tartarus den Bösen, den Guten das Elysium anweisen, streng vom Thanatos, dem Tode schieden, welcher die Lebensfackel umkehrt und schwarz von Farbe oder schwarz geflügelt als ein nachdenkender Jüngling abgebildet ward, der die Hand an die Wange gelehnt hält oder mit dem Fuße über der Psyche steht, als Zeichen des Besitzes. Auch als schlafender Knabe mit über einander geschlagenen Beinen oder in gleicher Stellung sitzend, die umgekehrte Fackel auf die Brust eines Todten gestützt, wird er dargestellt. Kein so liebliches Bild geben die Dichter von ihm. Nach ihnen ist er ein Sohn der Nacht, ein Zwillingsbruder des Schlafes, hat ein stählernes Herz und hält unerbittlich fest, was einmal seine Beute geworden ist. Im Euripides erscheint er (in der Alkestis) auf der Bühne in schwarzem Gewande, ein Eisen in der Hand, womit er dem Sterbenden das Haar abschneidet und ihn den unterirdischen

Digitized by Google

Gottheiten weiht. Hier erscheint er als Diener des unterirdischen Zeus, als der vollstreckende T. Verschieden von ihm war auch eine Moira, welche im Homer als Todesgöttin erscheint, die Beinamen „verderbliche," „übergewaltige," „böse," „unselige" führt und als verwandt der lateinischen mors pallida erscheint, welche nach Horaz mit dem Fuße an die Thüren der Sterblichen klopft. Die Todesgöttin Moira wird auch von Homer genannt: *Μοῖρα θανάτοιο*, was auf ihre Unterordnung unter dem *Θάνατος* hinzudeuten scheint, obwohl es sein kann, daß dieser die Gottheit des natürlichen Endes war, wie die *Μοῖρα* und *Κῆρες* des gewaltsamen Todes. Die letzteren erinnern lebhaft an die nordischen Walkyren und erscheinen auf dem Schlachtfelde in einem von Menschenblut rothen Gewande, die Verwundeten und Todten herumzerrend. Ja, wie in der nordischen Mythe der ausgezeichnete Held seine besondere Walkyre hat, die ihn erst zum Siege, dann nach Valhöll führt, so wird auch in der griechischen Sage dem, der gewaltsamen Todes zu sterben bestimmt ist, seine *Κῆρ* schon bei der Geburt mitgetheilt, die ihn dann zur festgesetzten Stunde erfaßt. Eine andere Anschauung bietet die indische Mythe. Hier ist Yamas der Todesgott zugleich auch der Todtenrichter. Er erscheint lockigen Haares, schön gestaltet, rothäugig, schwarz und gelb in rothem Gewande, mit einem Stricke in der Hand, an dem er die Seelen gebunden fortführt. Merkwürdig ist in dieser Mythe die Ähnlichkeit mit der deutschen Sage, nach welcher der T. auch die Menschen am Seile führt, und mit der nordischen Denkweise, weil Hela, wie Yamas nur den Frommen aus besonderer Gunst erscheint, nur in Träumen gesehen wird. Die Todesgöttin der nordischen Mythe, Hela, nimmt alle Todten bei sich auf, die nicht im Kampfe fallen. Sie ist Lokis' und einer Riesin Tochter, die Schwester des Wolfes Fenrir und einer ungeheuren Schlange. Sie wird ganz schwarz oder halb schwarz, halb menschenfarben gedacht. Ihre Wohnung ist tief im Dunkel der Erde unter einer Wurzel der Esche Ygdrasill in Niflheim. Dort in Niflhöll liegen ihr Hof und ihre Säle. Die Todten, welche Alter und Krankheit dahinrafft, kommen zu ihr herab, ohne Geleiter, ohne Entgegenkommen der Gottheit. Nach dänischem Volksglauben soll sie noch Nachts als Gespenst auf dreibeinigem Rosse umgehen und darin liegt eine Andeutung, daß sie auch, wie andere Gottheiten, ihr Roß hatte. Die auf der See Umgekommenen, die Ertrinkenden zog Ran, die Meeresgöttin, in einem Netze zu sich hinab. Anders war es mit denen, welche den T. im Kampfe fanden. Zu diesen entsendet Odin (denn zu ihm kommen sie) die Walkyren (s. d. Art.), welche sie nach Walhalla (s. d. Art.) geleiten. Die Neugriechen haben aus dem Charon, dem Todtenschiffer bei den Alten, unter dem Namen Charos einen besondern Todesboten gemacht, der mit seiner dunklen Schaar über das Gebirge zieht. Vor ihm her ziehen die Jünglinge; er selbst reitet; an seinen Sattel sind die zarten Kinder gereiht und hinter ihm wandeln die Greise. Auch als feindselig dem Leben tritt er auf. Er ringt mit dem Menschen, er überfällt sie mit List. So verwandelt sich Charos in eine schwarze Schwalbe und schießt der Jungfrau einen Pfeil ins Herz. Offenbar sind dieß heidnische Vorstellungen, die gleichsam Fleisch und Bein verloren haben und als Schatten, dunkle Erinnerungen entschwundener Zustände, unter dem Volke leben. Ähnliches liegt den Vorstellungen des deutschen Mittelalters vom T. zu Grunde, welche alle auf eine frühere heidnische lebenskräftige Gottheit hinweisen. Noch Hans Sachs personificirt den T., indem er ihn Herr Tod, heilig Tod, lieber Tod nennt und von ihm sagt: er rücke dem Menschen den Stuhl weg, daß er fallen müsse; er stürze dem Menschen das Stühlchen um und blase sein Lebenslicht aus. Schon hierin begegnet man dem Fackelauslöschen der Griechen, aber mehr noch in dem wunderschönen Kindermärchen: „Vom Gevatter Tod", wo der T., wie in den uralten Mythen der Vorwelt, als ein freundliches, mildes Wesen erscheint. Diese Anschauung trat später mehr in den Hintergrund und die grauen-

Digitized by Google

hafte, feindselige vor. So überfällt der T. den Menschen plötzlich und schnell und führt die Seele in sein Haus, dessen Thüre offen steht. Wahrscheinlich trug er im Heidenthume, gleich allen Boten (denn er war der Bote der Hela, wie Odin's Boten die Walkyren waren), einen Stab und berührte damit die ihm Verfallenen. Er hat eine bauliche große Straße und erscheint zu Rosse, sich seine Beute zu holen. Der Gedanke von des Todes Gewalt erzeugte die Vorstellung, nach welcher er als Anführer einer großen Schaar als „Hauptmann vom Berge" erscheint und weil er als Bote der Hela auftritt, Boten aber gewöhnlich Spielleute und Fiedler waren, so lag der Gedanke nahe, den T. und die ihm Verfallenen einen großen Tanz, einen Todtentanz (s. d. Art.), aufführen zu lassen. Ähnliche Gedanken kennt der lappländische Glaube, nach welchem Tiermes (der Donner) wie Zeus und Odin über Leben und T. herrscht und nach dem T. die Seelen bei Jabme Akko, der Mutter des Todes, der Grabgöttin, bis zur Entscheidung ihres Schicksals verweilen. Dieß setzt ein Todtengericht (s. d. Art.) voraus. Die frommen Seelen nimmt dann Rádian, die Sünder und Gottlosen Rota, der bei dem Gotte der Unterwelt, Peskal (finnisch Perkel, Peiko), dem Obersten der bösen Geister, haust, bei sich auf. Bei den Preußen war der Todesgott Pikollos, der zu den Erben der Reichen kam, wenn sie starben, und Opfer forderte. Man sieht, hier liegt dieselbe Idee vor, wie beim indischen Yamas und bei der nordischen Hela. Ihm fielen Menschenopfer, er ward blassen Antlitzes abgebildet und vor ihm lagen die Häupter eines Menschen, eines Pferdes und einer Kuh. Er wohnte in der Unterwelt (Pieklo) und ihm gehörte das Korn unter der Erde, welches merkwürdig an den Mythus von der Persephone erinnert. Unter ihm stand Pokollus, der Herr der umwandelnden Gespenster. Bei den Polen war der Todesgott Nija und bei den Böhmen hieß die Todesgöttin Morana (Marzana), welche die Menschen einsingt und einschläfert. Ihr Fest fiel in den Frühling und hat sich noch in dem sogenannten Todaustragen (s. d. Art.) erhalten. Als Todesgott der Sorben wird von späteren Geschichtschreibern Flynz (s. d. Art.) genannt. Es ist möglich, daß er sich zur Morana so verhalten habe wie der T. zur Hela oder die Walkyren zum Odin, obwohl dem entgegensteht, daß der Löwe auf seiner Schulter einst durch sein Gebrüll die Todten auferwecken wird. Nach der hebräischen Ansicht endlich gibt es einen furchtbaren Todesengel, Samael, „der Fürst der Welt" geheißen, welcher einerseits mit dem Teufel zusammenfällt, wie der litthauische Weles gleichfalls Teufel und Todesgott zugleich ist (ein Gedanke, der aus dem ursprünglichen Todesgotte und Todtenrichter entsprang), anderntheils aber die frühsterbenden Frommen mit sanftem Kusse aus dieser Welt abfordert. Auch die Muhammedaner kennen einen Todesengel im Israel. 82.

Todaustragung. Unter diesem Namen besteht noch bis auf den heutigen Tag ein Fest, welches sich aus den grauen Zeiten des Heidenthums bis zu unseren Tagen herab gerettet hat. Es wird an dem Sonntage Lätare, welcher davon auch der Todtensonntag heißt, gefeiert und hatte früher eine bei Weitem größere Verbreitung. Das ganze Fest ist eine Frühlingsfeier, obschon es noch einer Untersuchung bedarf, ob der Tod, welcher dabei ausgetragen wird, ein ursprünglicher, oder erst durch die christliche Zeit untergeschobener Begriff statt des Winters ist. Am Rheine wenigstens, in der Pfalz, in den Gegenden zwischen Neckar und Main und im Odenwalde, wird nur des Sommers und Winters gedacht und der letztere unter Jubelgeschrei der Kinder nach einem Kampfe, in welchem der in Stroh gehüllte Winter von dem epheubekränzten Sommer besiegt wird, seiner Strohkleidung beraubt und davon gejagt. Dazu werden mancherlei darauf bezügliche Lieder gesungen. Anders ist es, wenn man über den Odenwald nach dem innern Franken, dem Spessart und der Rhön kommt. Hier tritt der Tod ganz an die Stelle des Winters. Man trägt zu Mitfasten einen Strohmann, wie der Tod angethan,

Digitized by Google

aufs nächste Dorf und die Empfänger, je nachdem sie die Sache ansehen, bewirthen die Überbringer oder empfangen sie mit Scheltworten und auch wohl mit Schlägen. In Nürnberg durchziehen die Bauermädchen von 7—18 Jahren, schön geputzt, alle Straßen der Stadt unter Absingung eines eintönigen Liedes, indem sie unter oder auf dem linken Arme einen kleinen offenen Sarg tragen, aus dem ein Leichentuch herabhängt, unter welchem eine Puppe liegt, die dann ins Wasser geworfen wird. Dieser Gebrauch erläutert merkwürdig den, welcher früher in Leipzig statt fand, wo nämlich im XVII. Jahrh. die öffentlichen Buhldirnen ein strohernes Bild des Todes unter einer traurigen Melodie durch alle Gassen der Stadt trugen und dann in die Parde warfen, damit die jungen Weiber fruchtbar, die Stadt gereinigt und die Einwohner vor der Pest und anderen ähnlichen Krankheiten bewahrt würden. Ähnliche Gebräuche finden sich in Polen, in der Lausitz, in Böhmen, ja in Siebenbürgen (Joh. Förster, „Polnische Adlerkrit." III. 1. S. 200). Diese Sommerfeier war in uralten Zeiten wohl ganz allgemein und nur in einzelnen Dingen verschieden; denn der Mairitt in Schweden, Gothland, der Sommereinzug in Schonen, Dänemark, Niedersachsen und England ist ganz derselbe Gedanke wie die Sommerfeier am Rheine und in der Pfalz und die Todaustreibung in Franken, Thüringen, Meißen, Schlesien, Böhmen, Polen und Siebenbürgen. In Spanien hat sich etwas Ähnliches in dem wunderlichen Gebrauche erhalten, am Sonntage Lätare eine Puppe, welche das älteste Weib im Dorfe vorstellt, hinauszuführen, mitten entzwei zu sägen (segare la vecchia) und zu verbrennen, eine Sitte, die sich bei den Kroaten wieder findet. Auch in Italien fand sich eine ähnliche Sommereinholung, da, nach Polydorus Vergilius, es gewöhnlich war, daß am 1. Mai die Jugend beiderlei Geschlechts heiter ins Feld ging und singend von dort grüne Baumzweige zurückbrachte, welche vor die Thüren gepflanzt wurden. Auch mußte Jeder an diesem Tage ein grünes Zweiglein tragen, um es ins Wasser zu tauchen, und wer dieß nicht that, ward gestraft. 82.

Todeserklärung ist die nach vorgängiger Untersuchung gesetzlich ausgesprochene Erklärung: daß Jemand bürgerlich todt sei (s. Abwesender). 3.

Todeskampf, s. Agonie.

Todesstrafe, lat. poena capitalis, supplicium; franz. peine capitale; engl. capital punishment. Vielfach ist, zumal in den neueren Zeiten, über die Frage der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Todesstrafe geschrieben und gesprochen worden. — Die Gegner der Todesstrafe führen als Grund der Unzulässigkeit derselben an, daß sie ungerecht, unnütz und zweckwidrig sei. Als ungerecht erscheint ihnen die T., indem das Recht, über die Fortdauer seines Lebens zu verfügen, ein unveräußerliches Recht des Menschen sei, weßhalb der in den Staatsverband Tretende ein solches Recht nicht auf die Staatsgewalt übertragen könne. Dieses Argument beruht aber auf der längst als unhaltbar erkannten Annahme eines stillschweigend eingegangenen Vertrages zwischen Staat und dessen Bewohner. Ein weiterer Grund der Ungerechtigkeit scheint ihnen in dem Zwecke des menschlichen Lebens zu liegen, welchen sie darin allein suchen, daß das Leben dem Menschen zu seiner Vervollkommnung gegeben sei. Diesem angenommenen Lebenszwecke scheint wohl außer Anderm auch das entgegenzustehen, daß es sogar öfter Pflicht des Menschen ist, sein Leben für Andere hinzuopfern. Ein dritter Grund wird endlich darin gesucht, daß es unmöglich sei, die Zurechnungsfähigkeit so darzuthun, daß man es für erlaubt halten könne, eine Strafe darauf zu bauen, die nicht wieder gut zu machen sei. Dieser Grund würde wohl bei den meisten Strafbestimmungen eintreten; denn wer kann wohl dem unschuldig Verurtheilten z. B. die Zeit wiedergeben oder vergüten, die er, seiner Freiheit beraubt, hat hinbringen müssen? — Den Beweis der Zweckwidrigkeit und Nutzlosigkeit der T. sucht man theils durch einzelne Beispiele, daß nämlich Einzelne Verbrechen begangen haben, um den Tod

Digitized by Google

zu erleiden, oder daß während einer Hinrichtung selbst ein Verbrechen verübt worden ist; theils durch die Gründe zu führen, daß eine lebenslängliche Sklaverei eine furchtbarere Strafe als der Tod sei, daß oft Menschen um eines geringen Nutzens willen ihr Leben in Gefahr bringen und daß die Vollstreckung der T. unzeitiges Mitleid erwecke oder das Volk an blutige Schauspiele gewöhne. — Diesem läßt sich wohl entgegenstellen, daß die Furcht vor dem Tode wohl immer das stärkste Abschreckungsmittel bleiben wird und daß, wenn eine Freiheitsstrafe so hart sein sollte, daß sie ein noch größeres Abschreckungsmittel bilden sollte, dieselbe nur gleich einer langsam vollzogenen T. angesehen werden könnte. Gewiß muß aber bei Entscheidung der Frage, ob die T. nothwendig sei oder nicht, die Erfahrung zu Rathe gezogen werden, und diese hat bis jetzt die T. nur als nothwendig erscheinen lassen; denn in allen den Staaten, wie Toscana, Östreich, auch Rußland, in denen die T. eine Zeit lang gänzlich abgeschafft war, wird dieselbe jetzt wieder vollzogen. Was nun die Eintheilung der T. in einfache und geschärfte (qualificirte) anlangt, so kommen von den einfachen Todesstrafen jetzt nur noch das Hängen, das Enthaupten und das Erschießen in Anwendung, dagegen ist das Ertränken (Säcken) ganz außer Gebrauch gekommen. Die geschärften Todesstrafen sind entweder innerlich oder äußerlich geschärft; innerlich geschärfte sind: das Rädern, das Verbrennen und das außer Anwendung gekommene Viertheilen, Pfählen und Lebendigbegraben; äußerlich geschärft dagegen nennt man das Schleifen zur Gerichtsstätte, das Kneipen mit glühenden Zangen, das Flechten des Körpers auf das Rad, das Stecken des Kopfes auf einen Pfahl, Verbrennen des Leichnams nach der Enthauptung, Abhauen der Hand des Leichnams u. a. m. Doch sind solche Verschärfungen bereits aus den meisten Criminalgesetzbüchern gänzlich verbannt. 85.

Todsünde (peccatum mortale) ist ein aus 1 Joh. 5, 16. 17, wo eine ἁμαρτία πρὸς θάνατον (eine Sünde, die den Tod herbeiführt) erwähnt wird, entlehnter Ausdruck, unter welchem man eine Sünde versteht, welche den geistigen Tod, d. h. den Verlust des Gnadenstandes nach sich zieht, oder (wie Ammon erklärt) welche den Menschen seines geistigen Lebens beraubt, den Glauben vernichtet und ewige Strafen verdient. Die katholische Kirche aber versteht darunter eine solche grobe Sünde, welche durch kanonische Satisfactionen nicht getilgt werden kann. Im Judenthume war eine T. diejenige, welche erst in der Stunde des Scheidens aus dem Leben erlassen wurde. Es ist indessen wahrscheinlich, daß man diesem Begriffe schon in der Synagoge bald den allegorischen Sinn des geistigen Todes unterlegte, wie es denn kaum zweifelhaft zu sein scheint, daß Johannes sich dieser Formel im moralischen Sinne bedient habe. Den Todsünden entgegen setzt man die Erlaßsünden, d. i. minder schwere Sünden, welche in einer bloßen Abirrung vom Moralgesetze bestehen. Die Eintheilung ist aus des Augustinus Buch: „De spiritu et litera“ c. 28 entlehnt und durch ihn hauptsächlich üblich geworden. Er zählte drei Todsünden: Gottesverachtung, Unkeuschheit und Menschenmord. Sieben Todsünden zählte zuerst Petrus Lombardus und zwar: superbia (Hochmuth), avaritia (Geiz), luxuria (Wollust), ira (Zorn), gula (Völlerei), invidia (Neid), acedia (Trägheit des Herzens), behaltbar durch das aus den Anfangsbuchstaben gebildete Wort saligia. Andere Scholastiker rechneten auch die sogenannten schreienden Sünden (Todschlag, Sodomiterei, Unterdrückung der Unschuld und gewaltsame Vorenthaltung des verdienten Lohnes), ja überhaupt was Paulus Gal. 5, 19—21 nennt, zu den Todsünden, während Richard von St. Victor richtiger die Größe der Unsittlichkeit des Sündigenden, der Verletzung des Nächsten und der Verachtung Gottes zum Kennzeichen der T. machte. Seit dem XII. Jahrh. werden die sieben Todsünden gewöhnlich in der scholastischen und noch jetzt in der katholischen Dogmatik aufgeführt, obwohl neuere katho-

Digitized by Google

lische Theologen auch eigenthümliche und angemessenere Verzeichnisse aufgestellt haben. 63.

Todte Hand, s. Amortisation und Mortuarium.

Todtenbestattung, s. Begräbniß.

Todtenfeier ist ein öffentlicher Gottesdienst, welcher zum Gedächtniß der Verstorbenen gehalten wird. In der katholischen Kirche ist das Fest Aller Seelen (s. d. Art.) jährlich dazu bestimmt; in der protestantischen Kirche pflegt in den Ländern, wo eine dergleichen Feier stattfindet, dieselbe entweder den letzten Tag des Jahres oder den letzten Sonntag des Kirchenjahres (wie in Sachsen) stattzufinden. 23.

Todtengericht, eine Sitte in Unterägypten, von der es jedoch sehr ungewiß ist, ob sie sich weiter erstreckt habe (s. Begräbniß), der aber nicht allein das Volk, sondern auch die Könige unterworfen waren, erscheint als eine symbolische Darstellung der Religionslehre vom Todtenrichter, der Seelenüberfahrt über den Fluß der Unterwelt und über den Eingang der Todten ins Jenseits, so daß das stille Begräbniß der Verdammung, das feierliche der Beseligung entspricht. 82.

Todtenhäuser, s. Leichenhäuser.

Todtenschein (testimonium mortis) ist eine amtlich von einem Geistlichen aus dem Kirchenbuche ausgestellte Bescheinigung, daß Jemand wirklich gestorben ist. Er ist zur Todeserklärung (s. d. Art.) erforderlich und hat vollkommene Gültigkeit. In Frankreich wird er von Civilbeamten mit Zuziehung von zwei Zeugen ausgefertigt. 30.

Todtensonntag, s. Todaustragung.

Todtentanz. Schon in dem Art. Tod ist darauf hingedeutet worden, wie leicht aus den Überbleibseln der heidnischen Ansicht vom Tode als eines Boten des Todesgottes und der Gewohnheit, zu Boten Spielleute und Fiedler zu nehmen, der Gedanke entspringen konnte, daß der Tod mit dem ganzen blühenden Leben einen furchtbaren Reigen, einen schauerlichen Kehraus tanze. Hieraus bildete die romantische Volkspoesie des Mittelalters eines der großartigsten Gedichte, den bekannten „Todtentanz", welcher im XV. und XVI. Jahrh. als ächt volksmäßig erscheint, während die Dichter des XIII. Jahrh. noch nicht von ihm sprechen. Mit Trommeln und Pfeifen zieht der Tod aus seinem Beinhause lustig aufspielend und hinter ihm reihen sich alle Stände der Welt mit ihm tanzend, während er oft in merkwürdiger Ironie und mit sonderbarer Laune das Lebens nachäfft. Daß diesen Gebilden uralte religiöse Anschauungen zum Grunde liegen, deren Bedeutung im Laufe der Jahrhunderte verloren worden, ist klar und nur die ärgste Plattheit kann in diesen Erscheinungen nichts Anderes als Hervorbringungen von beliebter „Pfaffenlist und Mönchstrug" erblicken. Der älteste T. ist der zu Kleinbasel auf dem rechten Rheinufer im ehemaligen Nonnenkloster. Im XVI. Jahrh. ward dieses Gemälde restaurirt, allein die deutlich zu sehende Jahreszahl 1312 weist ihm ein sehr hohes Alter an. Wahrscheinlich 1480 ward der T. an die Johanniskirchhofsmauer nach Großbasel verpflanzt, wo an demselben im obgenannten Jahre Hans Bock malte und der 1526, 1568 (von Hans Kluber), 1616, 1658 und 1703 restaurirt wurde. 1804 mußte die Mauer wegen Alters abgetragen werden und somit ging dieser T. unter. Indessen ist er so häufig in Kupfer gestochen worden und in Holz geschnitten, namentlich von Merian 1621 und von seinen Erben bis 1789, daß wir ihn genau kennen. Der älteste T. nach dem baseler ist der zu Lübeck mit plattdeutschen Versen, bekannt gemacht von L. Suhl (1783). Gleichalterig ist der in der Predigerkirche zu Straßburg, den man neuerlich aufgefunden hat. Im XVI. Jahrh. schuf Hans Holbein seinen berühmten T., der sehr häufig durch Kupferstiche und von ihm selbst durch Holzschnitte, die wiederum sehr oft nachgeschnitten wurden, bekannt ist. Seine Originalzeich-

Digitized by Google

nungen liegen zu Petersburg. Nach ihm ward der T. am Dominikanerkloſter zu Conſtanz 1538, der in der Magnuskirche zu Füſſen, der zu Lucern und der zu Kukuksbad in Böhmen gemalt. Andere Todtentänze waren: der zu Dresden am Schloſſe 1534 befindlich geweſene, den wir nur in Copie haben, und der zu Straubing, 1763 gemalt. Viele Künſtler haben dieſe Idee ergriffen und bearbeitet. Von Deutſchland breitete ſich der Geſchmack an dieſen Gemälden nach Frankreich hin, wo er, unbeſtimmt weßhalb, danse de macabre genannt wurde. Auch in England finden ſich ſo wie in Spanien und Italien ähnliche Todtentänze, ſo daß man ſieht, wie ganz Europa, eben weil überall germaniſche Elemente waren, ähnliche Gedanken hegte und künſtleriſch ausbildete. 82.

Todtes Meer (mare mortuum oder asphalticum) heißt der große und merkwürdige Landſee im Südoſten von Paläſtina, welcher als ein großes längliches Waſſerthal zwiſchen ſteilen und kahlen Felſen ſich ausbreitet. Es iſt gegen 11 Meilen lang und 5 Meilen breit und hat ein ſalziges und ſchweres Waſſer, welches viel Magneſia und Schwefel enthält, und ſein Boden, wie faſt die ganze Umgegend, beſteht aus Asphalt, der beſtändig daraus hervorquillt. Überhaupt iſt die ganze Gegend vulcaniſcher Natur und die bibliſche Erzählung von dem Untergange der vier Städte Sodom, Gomorrha, Adama und Zeboim ſcheint daher auf einer großen vulcaniſchen Revolution zu beruhen, bei welcher nach Verſinken der ganzen Gegend das todte Meer entſtanden iſt. Wegen dieſer Beſchaffenheit iſt aber auch die Gegend eine vollkommene Wüſte; nur Salzpflanzen wachſen um den See, kein Fiſch lebt in ſeinem Waſſer und kein lebendes Thier verweilt in ſeiner Nähe. Merkwürdig iſt die ſtarke Verdunſtung des Waſſers, von welcher in der Nähe befindliche Gegenſtände bald mit einer Salzkruſte überzogen werden und woher es auch kommt, daß trotz des in den See einfließenden Jordans und des Mangels an jedem Abfluſſe ſeine Waſſermenge ſich eher mindert als mehrt. Man glaubt, daß unter ihm noch ein beſtändig glühender vulcaniſcher Heerd ſich befinde. 37.

Todtſchlag, ſ. Mord.

Tököly (Emmerich, Graf von), bekannt durch ſeine Anſtrengungen zur Befreiung ſeines Vaterlandes von öſtreichiſcher Herrſchaft, der Sohn eines ungariſchen proteſtantiſchen Edelmannes, wurde im Jahre 1656 auf dem Schloſſe Käsmark in Ungarn geboren und floh nach dem Tode ſeines Vaters, welcher von dem öſtreichiſchen General Heiſter in ſeinem Schloſſe als ein Empörer belagert wurde und während der Belagerung ſtarb, erſt 15 Jahre alt zu dem Fürſten von Siebenbürgen, der ihm den Oberbefehl über ein Truppencorps, welches er den mißvergnügten Ungarn zu Hülfe ſchickte, übertrug. Im Juni 1678 von letzteren zu ihrem Oberfeldherrn ernannt drang er in Mähren ein und zwang Brünn zur Übergabe. Nun traten alle Bergſtädte auf ſeine Seite und ließen ſogar Münzen mit ſeinem Bildniſſe ſchlagen. Nach wiederholten vergeblichen Friedensunterhandlungen mit Öſtreich verband ſich T. darauf mit dem Sultan Muhammed IV. und dem Fürſten von Siebenbürgen, ward im Jahre 1682 vom Großherrn als König von Ungarn beſtätigt, kam in den Beſitz der Feſtung Munkatſch, verwarf nun abermals die ihm von Öſtreich geſtellten billigen Bedingungen, eroberte im Auguſt 1682 Kaſchau und verſammelte dort einen Landtag, auf welchem ihm die Stände als König huldigten. Im folgenden Jahre nahm er an dem Zuge der Türken gegen Wien Theil, wurde aber nach der Niederlage derſelben von dem Großweſier als die Urſache des Verluſtes der Schlacht bei dem Sultan angeklagt. T. eilte jedoch deßhalb ſchnell zu Muhammed IV. nach Adrianopel und wußte ſich bei demſelben ſo geſchickt zu rechtfertigen, daß der Großweſier hingerichtet wurde. Unterdeß drang die kaiſerliche Armee immer weiter ſiegreich in Ungarn vor und die Meiſten von T.'s Anhängern unterwarfen ſich dem Kaiſer, allein er ſetzte deſſenungeachtet mit den wenigen ihm treu Gebliebenen den Krieg fort, wurde aber am 17. Aug. 1684 in ſeinem Lager

Digitized by Google

von den Öſtreichern überfallen und konnte ſich nur durch die ſchleunigſte Flucht retten. Hierauf rief er die Türken zu Hülfe, wurde aber von dem Paſcha von Wardein verrätheriſch gefangen genommen und dem Sultan ausgeliefert, welcher ihn jedoch bald wieder freiließ. T. kehrte nun nach Ungarn zurück, war aber zu ſchwach, um etwas Entſcheidendes ausführen zu können. Das Mißtrauen der Türken gegen ihn, welche fürchteten, er möchte ſich dem Kaiſer wieder unterwerfen, obgleich er auf dem Reichstage zu Preßburg (1687) von jeder Amneſtie ausgeſchloſſen war, veranlaßte ſeine zweite Gefangennehmung und Auslieferung nach Conſtantinopel. Hier erhielt er die Nachricht von der Übergabe der Feſtung Munkatſch (14. Jan. 1688) und von der Abführung ſeiner Familie nach Wien. Er verließ deßhalb ſogleich Conſtantinopel, ſammelte ſeine wenigen zerſtreuten Anhänger, wurde aber bei Großwardein von den Öſtreichern überfallen und ſo gänzlich geſchlagen, daß er ſich mit nur wenigen Reitern nach Giula flüchten konnte. Obgleich ihn nun der Sultan aufs Neue als König von Ungarn beſtätigte und ihm auch 1690 das erledigte Fürſtenthum Siebenbürgen verlieh, ſo konnte er gegen die Übermacht der Öſtreicher doch nichts Weſentliches ausführen. Zwar ſchlug er am 25. Sept. 1690 den General Heusler und nahm ihn gefangen; allein er mußte ſich bald wieder in die Wallachei zurückziehen und konnte erſt wieder in Siebenbürgen einfallen, als die Türken, durch den Rückzug des Prinzen von Baden ermuthigt, erobernd in Ungarn eindrangen. T. ſchlug nun im Januar 1691 den Prinzen Auguſt von Hanover bei Teres, allein die üble Witterung nöthigte ihn zu einem neuen Rückzuge in die Wallachei, worauf er an der Schlacht bei Salankemen (19. Aug. 1691) als Befehlshaber der türkiſchen Reiterei Antheil nahm und nach der Niederlage nach Belgrad floh, wo ſein Leben durch den wüthenden Pöbel, welcher ihn für einen Verräther anſah, in große Gefahr kam. Von jetzt an wohnte er zwar noch fortdauernd dem Kampfe der Türken gegen Öſtreich bei, ohne dabei jedoch ſelbſtſtändig wieder aufzutreten; deßhalb zog er ſich 1695 nach Conſtantinopel zurück, wo er nebſt ſeiner Familie, die unterdeß gegen den gefangenen General Heusler ausgewechſelt worden war, von einer bedeutenden Penſion, die ihm der Sultan auszahlen ließ, lebte. Letzterer verlieh ihm ſpäter auch den Titel eines Fürſten von Widdin nebſt mehreren Gütern. Nachdem er noch im Jahre 1698 einen mißlungenen Verſuch, die Ungarn aufzuregen, gemacht hatte, zog er ſich auf ſein Landhaus in der Nähe von Nikomedia in Kleinaſien zurück und ſtarb dort im September 1705. 81.

Tönniſtein oder **Antoniusſtein**, ein ehemaliges Carmeliterkloſter im Kreiſe Andernach des preußiſchen Regierungsbezirks Coblenz, iſt berühmt durch den Sauerbrunnen (der Tillerborn genannt), welcher neben den Ruinen ſich befindet und 1708 auf Befehl des Churfürſten Clemens in Marmor gefaßt und mit einigen Säulen und guten Gebäuden verſehen wurde. Über ihm erhebt ſich heute noch ein mit Frescomalereien verziertes, tempelartiges Gebäude und ſein Baſſin iſt aus einem Stück Marmor gearbeitet. Die übrigen Gebäude ſind, außer dem Hauſe des Brunnenverwalters und einer Krugbäckerei, alle zerſtört. Das ſtark ſprudelnde Waſſer, von dem früher viel unter dem Namen Bonnerwaſſer nach England verſchickt wurde, wird in Krügen, jährlich an 60000 Stück, verſendet. 71.

Töpfer (Karl), ein bekannter Luſtſpieldichter der neueſten Zeit, geb. um 1790 zu Berlin, zeigte ſchon in der Jugend viel Neigung zur Schauſpielkunſt und widmete ſich daher auch ſpäter derſelben, indem er ſich an eine Schauſpielergeſellſchaft in Brünn anſchloß. Bald ward er an dem Hofburgtheater in Wien engagirt, verließ aber ſeine Stellung wieder, gaſtirte darauf einige Zeit lang auf verſchiedenen Theatern Deutſchlands, wobei er ſich auch als geſchickter Guitarrenſpieler hören ließ, und nahm endlich ſeinen feſten Wohnſitz in Hamburg, wo er ſich noch gegenwärtig befindet. — Seine Luſtſpiele (geſammelt in den „Spenden

Digitized by Google

für Thalien's Tempel", Leipz. 1822 und den „Lustspielen", Leipz. 1831—1835. 2 Bde.) zeichnen sich durch eine große Bühnengerechtheit, gut angelegte Intrigue und witzige Situationen vortheilhaft aus und werden stets mit vielem Beifalle aufgenommen. Unter denselben sind vorzüglich zu nennen: „Der Tagesbefehl", „Des Herzogs Befehl", „Die blonden Locken", „Der beste Ton", „Nehmt ein Exempel daran", „Der Empfehlungsbrief", „Freien nach Vorschrift" und sein neuestes Stück: „Die Einfalt vom Lande". Auch schrieb er: „Zeichnungen aus meinem Wanderleben" (Hanov. 1823). 16.

Töpferei, lat. ars figulina; franz. métier de potier; engl. potter's trade, nennt man eine Fabrik für irdene Waaren, welche hauptsächlich aus Koch-, Eß- und Trinkgeschirren bestehen. Das Material dazu ist ein fetter, zäher, meist graulicht blauer, eisenhaltiger Thon, der in der Luft beim Austrocknen nicht zu stark schwindet und sich im Feuer des Töpferofens hinreichend hart brennt, ohne zu schmelzen. Durch Einweichen, Kneten und Schlagen mit dem Thonschlägel, durch Zerschneiden mit einem großen gekrümmten Messer in dünne Scheiben, welche wieder zusammengeknetet und abermals zerschnitten werden, wird die zu einem Teige gebildete Thonmasse recht innig unter einander gemengt, die dabei gefundenen Steinchen oder andere fremde Körper herausgeworfen und nach Befinden Lehm oder Sand zugesetzt. Nun folgt die Bildung der Geschirre oder sonstiger Waare aus der teigartigen Masse entweder durch Drehen auf der Scheibe oder durch Formen oder Modeln. Die Bildung kreisrunder hohler Gefäße geschieht auf der Scheibe, welche der Arbeiter meist mit dem Fuße in eine schnelle rotirende Bewegung bringt. Zuweilen wird sie auch mechanisch oder durch einen Knaben herumgetrieben. Meist hat man Stühle mit senkrechter, zuweilen aber auch welche mit horizontaler Achse. In beiden Fällen wird der Thon über der Mitte der Achse befestigt und das Rotiren erleichtert die Erweiterung zu einem Gefäße so wie die Ertheilung einer kreisrunden Form. Das Formen geht dabei ausnehmend schnell von Statten. Viele Gefäße werden, wenn die Masse noch weich ist, erst im Rohen gebildet und später noch ausgebildet. Durch Andrücken von Schablonen oder Lehren gibt man ihnen vollends die gewünschte Form. Nach dem Formen wird die Waare langsam und sorgfältig in der Luft ausgetrocknet und alsdann im Ofen gebrannt. Je härter sie werden soll, desto heftiger muß die Hitze sein. Da aber dabei die Oberfläche immer noch etwas rauh und die Masse etwas porös bleibt, so sucht man diese zu verglasen oder mit einer dicht anliegenden Glashaut zu überziehen (s. Glasur). Viele Waaren, hauptsächlich aber das Steingut, Fayence und Porzellan (s. d. Artt.) verschönert man noch ganz oder stellenweise durch einen metallenen Überzug oder durch Bemalen. 26.

Törring (Johann August, Graf von), als dramatischer Dichter bekannt, stammte aus einem alten süddeutschen Reichsgrafengeschlechte und war Standesherr der Linie, welche die Herrschaft Gutenzell im Würtembergischen besitzt. Geboren zu München 1753 studirte er auf der Universität Ingolstadt, ward 1773 churfürstlicher Hofkammerrath in München und 1779 Oberlandesregierungsrath, legte aber diese Stelle 1785 nieder und ward 1789 Hofkammervicepräsident und 1799 Landesdirectionspräsident, welche Stelle er aber 1801 ebenfalls niederlegte. Nun lebte er als Privatmann, bis er 1817 königlich baierischer Reichsrath und Präsident des Staatsrathes mit dem Range eines Staatsministers ward, in welcher Stellung er den 9. April 1826 starb. Er war ein großer Freund der Dichtkunst und widmete ihr fast alle seine Mußestunden. Besonders ist er bekannt durch die beiden Trauerspiele: „Agnes Bernauerin" (München 1780. 2. Aufl. 1791) und „Kaspar der Thoringer" (Klagenfurt 1785), von denen das letztere ein ächt deutsches Nationalstück ist, zu dem er aber aus Gründen seiner öffentlichen Stellung sich nie öffentlich bekannt hat. 16.

Digitized by Google

Toga hieß das weite, bis auf die Füße reichende, wollene Oberkleid der römischen Bürger, welches so getragen wurde, daß der ganze Körper bis auf den rechten Arm damit bedeckt war; der linke, unter dem Kleide verborgen, faßte dasselbe unter der Schulter zusammen, woraus vorn auf der Brust ein Bausch (sinus) entstand, worin man allerhand Kleinigkeiten trug und der auch über den Kopf zusammengezogen werden konnte, was z. B. bei Opfern geschah. Es ist noch nicht bestimmt nachgewiesen, wie die T. gemacht war; nach Einigen war sie viereckig, ganz offen und wurde um den Leib geworfen, daß der obere Theil über die linke Schulter und unter dem rechten Arme weg über die Brust ging und unter dem linken Arme zusammengehalten wurde; nach Anderen war sie zusammengenäht und wurde durch eine gelassene Öffnung über den Kopf geworfen, wo dann das Zusammennehmen unter den linken Arm nur mit den oberen Flügeln hätte geschehen können. Von Bildsäulen hat man die Art der Fertigung nicht entnehmen können; so viel weiß man aber, daß in den älteren Zeiten die T. eng war und daraus scheint hervorzugehen, daß sie vielmehr angezogen als umgenommen wurde. Anfangs trugen die T. sowohl Männer als Frauen, später aber nahmen die Frauen die Stola (s. d. Art.) und nur Hetären trugen die T. noch fort. Die Männer aber trugen sie auch nur in Friedenszeiten, weil sie im Kriege wegen ihrer Länge zu unbequem gewesen wäre. Die Farbe war gewöhnlich weiß; nur gemeine Leute, welche an die Reinigung der T. nicht viel wenden konnten, trugen deren von dunkler Farbe; in der Trauer war sie schwarz. Auszeichnung war an derselben ein breiter Purpurstreif (toga praetexta), welchen alle Magistratspersonen und die Knaben bis zur Virilität hatten. Dieser Streifen war aber entweder breit (latus clavus) bei den Magistraten und Senatoren, oder schmal (angustus clavus) bei den Rittern. Wenn die Knaben das Jünglingsalter (aetas virilis, gewöhnlich im 16. Lebensjahre) erreicht hatten, so bekamen sie unter einer Feierlichkeit, welche von religiösen Ceremonien und Opfern begleitet war, auf dem Markte von dem Prätor die gewöhnliche ungeschmückte T. (toga virilis), wodurch sie als Bürger aufgenommen wurden und an Rechten und Pflichten derselben Theil erhielten. In den ältesten Zeiten des römischen Reichs trugen die Römer unter der T. kein anderes Kleid, später jedoch nahmen sie die engere, gegürtete, bei den Frauen längere, bei den Männern kürzere Tunica an und während noch Römer von alter Sitte nur die T. trugen, wurde bei dem Sinken des altväterischen Brauchs sogar die T. nur als Staatskleid getragen, welche man dann auch oft weit geöffnet trug, damit die untere prächtige Tunica gesehen werden konnte. Endlich kam in der Zeit der Bürgerkriege bei galanten und vornehmen Leuten die T. allmählig außer Gebrauch und nur Clienten, wenn sie ihre Patrone begleiteten, und Redner waren mit derselben bekleidet. Man trug aber dann statt derselben die Lacerna, einen weiten, vorn am Halse mit Schnallen oder Haften zusammengehaltenen Mantel, welche man schon seit längerer Zeit noch über die T. gezogen hatte. Das Recht die T. zu tragen verloren die mit Verlust des Bürgerrechts Verbannten; dagegen erhielten es Andere, denen der römische Senat eine Ehre anthun wollte. Daher kam es, daß die T. auch außerhalb Rom und Latium getragen wurde und als die Provinz Gallia cisalpina mit römischen Bürgern bevölkert wurde, bekam sie den Namen Gallia togata, weil man nur dort das römische Nationalkleid trug. 6.

Toggenburger Streit nennt man in der Schweitzergeschichte den Krieg, welchen im Jahre 1712 der Abt von St. Gallen mit der Grafschaft Toggenburg führte und dessen Veranlassung in den langjährigen Bedrückungen zu suchen ist, welche sich die Äbte von St. Gallen gegen die Bewohner der reformirten Grafschaft Toggenburg erlaubten. Der Abt Leodegar Bürgiser, auf den ihm zugesagten Beistand Östreichs vertrauend, beging an den Toggenburgern die größten Ungerechtigkeiten, so daß sie sich derselben durch fremde Unterstützung zu erwehren

Digitized by Google

ſuchen mußten. Die Cantone Zürich und Bern, von England und Preußen im Geheimen aufgereizt, erklärten ſich zu Beſchützern der bedrängten Toggenburger und der Züricher Rahholz ſtellte ſich an die Spitze des vereinigten Heeres, welches im Jahre 1712 in das Feld rückte. Mit den Truppen des Abtes, welcher vom Papſte mit Geld unterſtützt wurde, vereinigten ſich die Schaaren der Cantone Schwyz, Luzern, Unterwalden, Zug und Uri; allein die vereinigten Züricher und Berner griffen den Abt raſch an, welcher ſich anfangs nach Lindau und von da nach Augsburg zu flüchten genöthigt ſah. Während ſie Wyl eroberten und von da durch den Thurgau bis nach St. Gallen vordrangen, fiel ein anderes Heer der Reformirten in die Grafſchaft Baden und Bremgarten ein, welche von demſelben mit leichter Mühe erobert wurden. Durch das Unglück ihrer Glaubensgenoſſen bewogen griffen nun auch die katholiſchen Cantone, die bisher keinen Theil an dem Kampfe genommen hatten, zu den Waffen, ſo daß bald ein Heer von 150000 Schweitzern kriegsgerüſtet den Reformirten gegenüber ſtand und von beiden Theilen die Landſchaften einer gänzlichen Verwüſtung ausgeſetzt waren. Das Kriegsglück wendete ſich in raſchen Wechſel bald auf die eine und bald auf die andere Seite; denn kaum waren die Berner am 12. Juli 1712 von den Unterwaldnern bei Aargau geſchlagen worden, ſo erfochten die Züricher bei Hutten einen Sieg über die Schwyzer und kurz darauf erlitten die Katholiken bei Villmergen durch die Reformirten eine gänzliche Niederlage, in welcher 2000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben. Die gegenſeitigen Verluſte machten nun beide Theile zum Frieden geneigt, welcher ſchon am 11. Aug. zu Aarau zu Stande kam. Zufolge deſſelben wurden Rapperswyl, Baden und mehrere Gebiete mit dem Canton Zürich vereinigt, das Rheinthal und der Thurgau kamen an Glarus und Bern und beiden Religionsparteien wurden gleiche Rechte bewilligt. Der Papſt verwarf zwar dieſen Frieden, allein der Nachfolger des während der Zeit im Auslande geſtorbenen Abts nahm ihn im Jahre 1718 an und ſeitdem wurden die Toggenburger nie wieder in ihren Rechten verletzt. Die toggenburger Fehde war der letzte Streit, welcher bis zum Ausbruche der ſchweitzer Revolution unter den Cantonen ſelbſt ſtattfand. 81.

Togrul-Beg, ein berühmter Anführer der Seldſchucken, war entſproſſen aus dem Stamme der Turkomannen, welche ihn nach ihrer Eroberung von Perſien (1038) durch das Loos zum Könige wählten. Anderen Nachrichten zufolge wurde er jedoch früher zum Könige erwählt, eroberte ſodann Chorafſan nebſt Balch und unterjochte nach Vertreibung der Gasnewiden aus Perſien, ſo wie nach Vertilgung der perſiſchen Dynaſtie der Bujiden ganz Perſien. Er erhob nun Niſchabur und Rei zu ſeinen Reſidenzen, überließ Chorafſan ſeinem Bruder Dſchaffar, nahm die muhammedaniſche Religion an, kam den Chalifen Kajem von Bagdad gegen die Angriffe der Türken und Araber 1055 zu Hülfe, befreite ihn aus der Gewalt des Sultans der Bujiden, ſeines eigentlichen Oberhauptes, und ließ ſich zum Statthalter deſſelben im Morgen- und Abendlande durch Überreichung zweier Säbel einſetzen. T. ſtarb im Jahre 1063 und ihm folgte ſein Neffe Alp Arslan. 81.

Toiſe (ſpr. Toahs), franzöſiſche Klafter, ein Längenmaß. Man unterſcheidet alte und neue Toiſen. 1 alte T. iſt = $1\frac{949}{1000}$ Mètres = 6 pariſer Fuß = 72 pariſer Zoll = 864 pariſer Linien. 1 neue T. iſt = 2 Mètres und wird ebenfalls in 6 Fuß oder 72 Zoll oder 864 Linien eingetheilt. 26.

Tokai, ſ. Ungarn.

Toland (John), ein berühmt gewordener engliſcher Freidenker, wurde im Jahre 1670 in dem nördlichen Theile Irlands von katholiſchen Eltern geboren, trat aber ſchon in ſeiner Jugend zur presbyterianiſchen Kirche über, ſtudirte in Glasgow, Edinburg und Leyden und vollendete darauf in Oxford ſeine Studien. Seine ausgezeichneten natürlichen Anlagen machten es ihm möglich einen reichen Schatz von Kenntniſſen, beſonders in der Philoſophie und Theologie zu erwerben; allein ſeine

Digitized by Google

Neigung zum Paradoxen führte ihn auf manche Abwege. Seine freigeisterischen Schriften hatten ihn dem englischen Klerus verhaßt gemacht, welches seinen Stolz reizte und seine Rachsucht anregte; allein seine eigene sittenlose Lebensweise zerrütteten den Frieden seiner Seele noch weit mehr. Da er vergebens eine einflußreiche Stelle im Staate zu erringen strebte und auch viel Antheil an den politischen Ereignissen seiner Zeit nahm, so trat er oft als Schriftsteller in diesem Fache auf, zersplitterte aber seine Kraft durch Vielschreiberei. Auf seinen Reisen fand er an dem Hofe zu Hanover bei der Churfürstin Sophie und zu Berlin bei der Königin von Preußen eine sehr günstige Aufnahme. Nach vielfachem Umherirren ließ er sich zuletzt in Putney bei London nieder und starb dort im Jahre 1722. Unter seinen Schriften, welche zu ihrer Zeit vieles Aufsehen erregten, verdienen besonders Erwähnung: „The Christianity not mysterious“ (1696), worin er die Mysterien der christlichen Kirche bestritt; „Nazarenus, or Jewish, Gentile and Mohamedan Christianity“, worin er die ganze Geschichte der christlichen Religion verdächtig zu machen sucht, indem er ein vorgebliches Evangelium des Barnabas für ächter und zuverlässiger ausgab als die christlichen Evangelien; „Pantheisticon seu formula celebrandae sodalitatis Socraticae“, worin er den gröbern Pantheismus lehrte; ferner sein „Tetradymus“, sein „Adeisidaimon seu Titus Livius a superstitione vindicatus“ ꝛc. Sehr verdienstlich war außerdem seine Bearbeitung der Biographie Milton's und seine Ausgabe von Harrington's „Oceana.“ 81.

Toleranz (Duldung, Ertragung) bezeichnet nach dem allgemeinen Sprachgebrauche die Gestattung abweichender Ansichten und Meinungen neben den allgemein angenommenen oder auch nur von den Einzelnen als richtig anerkannten, besonders in Bezug auf Gegenstände des religiösen Glaubens. Man pflegt die T. als eine Tugend zu preisen; sie ist aber nichts mehr als eine natürliche Pflicht und nur geistlicher Stolz und hierarchische Selbstsucht kann sich mit ihrem Gegentheile befreunden. Denn Glaubens- und Denkfreiheit ist ein in der menschlichen Natur tiefbegründetes Recht des Menschen und Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen ist nicht eine Frucht menschlicher Willkühr, sondern beruht in der individuellen vom Schöpfer gegebenen Organisation des Geistes, in der größern oder geringern Ausbildung desselben nach verschiedenen Seiten und in dem größern oder geringern Vorherrschen irgend einer geistigen Kraft vor den übrigen. Und gerade auf dem Felde der Religion, wo sich so vieles Unbegreifliche und der Phantasie Anheimgegebene vorfindet, ist eine Gleichheit der Ansichten rein unmöglich. Leider aber verwechseln so Viele stets das Wesentliche mit dem Unwesentlichen, können sich keinen Begriff von den menschlichen Denkgesetzen machen und glauben in ihrem geistigen Hochmuthe allein das Wahre zu besitzen, welches sie dann unter dem Deckmantel der Menschenliebe Anderen aufdringen zu müssen wähnen, ohne zu bedenken, daß Irren menschlich ist und daß vielleicht der Irrthum gerade auf ihrer Seite sich befindet; ja es ist wohl sogar als ausgemacht anzunehmen, daß die Intoleranz sich stets auf der Seite des Unrechts befindet und die reine Wahrheit überall mit Schonung der Andersdenkenden aufgetreten ist. Freilich hat aber die T. auch ihre Grenzen innerhalb des Gebietes der Sittenlehre und es kann keineswegs verlangt werden, daß sie auch gegen anerkannt Unrechtes, Schlechtes, Verkehrtes und Schädliches stattfinde; denn dann dürfte es kein Gesetz und keine Strafe der Übertretung geben. 23.

Tollens (Hendrik van), der Lieblingsdichter der Holländer, 1780 zu Rotterdam geboren, widmete sich dem Handel, ohne eine eigentlich gelehrte Bildung zu erhalten. Doch machte er durch eigenen Fleiß bedeutende Fortschritte in der deutschen, englischen, französischen, spanischen und italienischen Sprache und nahm sich die classischen Leistungen der neueren Nationen zum Muster. Seine ersten Ver-

Digitized by Google

ſuche, welche er unter dem Titel: „Romanzen und Idyllen" („Proeve van Minnezangen en Idyllen", Amst. 1802—1805. 3 Voll. 8.) bekannt machte, erhielten den verdienten Beifall. Ohne ſich dadurch, wie es bei den meiſten Dichtern der Fall iſt, zur Vielſchreiberei verleiten zu laſſen, ſchritt T. auf der einmal gewählten Bahn ruhig weiter und erfreute ſich einer immer größern Aufmunterung ſeiner Nation. Unter ſeinen Leiſtungen werden als die gelungenſten geprieſen die Ode: „An ein gefallenes Mädchen" („Het gevallen Meisje"), „Blandine", „Die Mutter" („De Moeder"), „Kenau Haſſelaar" und „Die Überwinterung auf Nova Zembla", welche zu den glücklichſten didaktiſchen Poeſien der Holländer in der neuſten Zeit gehört. Tiefe, innige Empfindung, Wärme des Gefühls, Zartheit, Eleganz, Kraft und Würde zeichnen ſeine durch ganz Holland verbreiteten und unter verſchiedenen Titeln („Dichtlievende Mengelingen", Rotterd. 1802. 8., „Gedichten", Hage 1808—1813. 3 Bde. 8., „Minnedichtjes", Hage 1810. 8.) erſchienenen Gedichte aus. Faſt kein anderer neuerer Dichter Hollands weiß die Sprache mit ſo origineller Leichtigkeit zu behandeln und mit ſolcher Herzlichkeit zu beleben. Der König von Holland hat des Dichters Verdienſte um die vaterländiſche Poeſie durch die Ertheilung des Löwenordens anerkannt; die Errichtung eines Denkmals in ſeiner Vaterſtadt hat ſich der beſcheidene Mann verbeten. T. verſuchte ſich nur einmal im Drama, weil ſein Trauerſpiel: „Lucretia" (Amst. 1805. 8.) nur geringen Beifall fand. 66.

Tollheit, ſ. Wahnſinn.

Tolpiacum, ſ. Zülpich.

Tomäſchek (Wenzel Johann), einer der beſten Tonkünſtler des vorigen Jahrhunderts, ward geboren 1774 zu Skutſch in Böhmen, erhielt ſeine früheſte Jugendbildung und den erſten Unterricht in der Muſik in dem Städtchen Chudrin und hatte es als 13jähriger Knabe ſchon ſowohl im Violin- als Clavierſpiele, als auch im Geſange zu einer hohen Fertigkeit gebracht. Im Jahre 1787 ging er hierauf nach Iglau in das daſige Minoritenkloſter, beſuchte hier die lateiniſche Schule und wurde in dem Singchore Altiſt. Nach 3 Jahren (1790) bezog er Prag, wo endlich die hohe Liebe zur Muſik und die Gunſt des Grafen Buquoy ihn beſtimmten, ſich allein der Tonkunſt zu widmen. Mehrere treffliche Compoſitionen floſſen ſeitdem aus ſeiner Feder; ſo namentlich ſeine Muſikbegleitung zu Bürger's „Leonore." Gleichen Ruhm ſichern ihm auch ſeine übrigen Schöpfungen für Geſang (vorzüglich eine Meſſe), Orcheſter und Pianoforte, auf welchem Inſtrumente er Meiſter war. Die größte Genialität und Kenntniß der Harmonien ſpricht aus ſeinen Sonaten, deren er ziemlich viele, ſowohl mit als ohne Begleitung, geſchrieben hat. 20.

Tomback iſt eine Metalllegirung von Kupfer und Zink, die ſich vom Meſſing durch geringern Zinkgehalt und eine mehr rothe Farbe unterſcheidet. Je nach ſeinen Miſchungstheilen iſt ſeine Farbe tiefer und heller. Für die erſten Erfinder des T. werden die Siameſen gehalten. Sie nehmen nur feines chineſiſches Kupfer und Gold dazu. In Europa ward es im XVII. Jahrh. zuerſt am Hofe Ludwig's XIV. bekannt (ſ. auch Legiren). 33.

Tombuktu, ſ. Timbuctu.

Ton, lat. sonus, tonus; fr. ton, son; engl. tone, bezeichnet in muſikaliſcher Hinſicht im Allgemeinen die relative Beſtimmtheit der Höhe oder Tiefe des Klanges. Blos relativ kann dieſe Beſtimmtheit ſein, weil der Grad der Höhe und Tiefe eines jeden einzelnen Tones von dem Grade der Höhe und Tiefe des als Norm angenommenen Stimmtones abhängt. Im Beſondern dagegen bezeichnet Ton 1) jeden beſonderen, nach einem gewiſſen Verhältniſſe der Höhe und Tiefe beſtimmten muſikaliſchen Klang (ſ. d. Art.), deren ſämmtliche für die Muſik brauchbare, in abgemeſſener Ordnung an einander gereihte und in beſtimmten Intervallen verbundene Anzahl ein Tonſyſtem bildet. In unſerm modernen Tonſyſteme gibt es nur 12

Digitized by

solcher wesentlich von einander verschiedener Töne und zwar diejenigen, die in dem Raume einer Octave vorhanden sind; alle übrigen in der Musik gebräuchlichen Töne sind blos höhere oder tiefere Wiederholungen derselben. Die Verschiedenheit der Töne von einander aber hinsichtlich der Höhe und Tiefe entsteht durch Intervalle (s. d. Art.), daher man auch mit dem Worte T. 2) ein Intervall selbst bezeichnet, dessen beide Enden nur um eine diatonische Stufe von einander abstehen. Das Intervall einer großen diatonischen Stufe nennt man hiernach einen ganzen T., das der kleineren Stufen dagegen einen halben T. Die speciellste Bedeutung des Wortes T. aber in der Musik ist 3) diejenige, nach welcher man darunter denjenigen T. versteht, der bei der Modulation eines Tonstückes zum Grunde gelegt wird und von welchem alle übrigen Töne ihre besonderen Beziehungen erhalten, oder mit einem einzigen Worte den Grundton der Tonart. Weil aber nun die Modulation eines Tonstückes aus dem Tone, in welchem es anfängt und schließt, auch in andere Töne geleitet wird, so nennt man den T., in dessen Tonleiter es anfängt oder schließt, den Hauptton desselben; die durch eine gewisse Lage der großen halben Töne bestimmte Ordnung der diatonischen Tonleiter einer Octave aber, deren erster T. der Hauptton und zugleich derjenige ist, auf welchen sich die anderen beziehen, die Tonart. Diejenige Stufenfolge der Töne nämlich, welche theils unseren Gesangorganen, theils unserm Gehör am Meisten conform ist und welche man die diatonische Tonfolge zu nennen pflegt, hat die Eigenthümlichkeit, daß ihre Stufen nicht von gleicher Größe sind, sondern daß sich in einer Octave immer fünf große und zwei kleine Stufen finden. Die Lage nun, welche bei einer solchen diatonischen Tonreihe die zwei halben Töne vom Grundtone aus zwischen den fünf ganzen Tönen haben, macht den Unterschied der Tonarten aus. Hierbei liegt jedoch klar vor, daß diese Töne nicht ohne Auswahl und Unterschied mit einander verbunden werden können, sondern daß vielmehr in der Tonkunst nur diejenigen Töne brauchbar sind, durch welche eine Zusammenstimmung möglich ist. Um aber nun zu wissen, in welchem Verhältnisse die Töne zu einander stehen, brachte man frühzeitig schon die in der Tonkunst brauchbaren Töne in ein System, Tonsystem genannt, worunter man demnach den ganzen Umfang der für die Musik brauchbaren und in abgemessener Ordnung an einander gereihten Töne versteht. Dieses System aber mußte, je nachdem man mehr oder weniger sich mit dem Wesen der Töne vertraut gemacht oder je mehr oder weniger die Musik an Ausbildung gewonnen hatte, zu den verschiedenen Zeiten ebenfalls verschieden sein, daher man auch ein altes und ein neues oder modernes Tonsystem unterscheidet. Unter dem alten versteht man dasjenige, dessen sich die alten Ägypter, Griechen und Römer bedienten, das jedoch in seinen Specialitäten wegen Mangels an ausführlichen Nachrichten manchen Zweifeln unterworfen ist. Hierbei kann nur das als ziemlich gewiß erwähnt werden, daß man in jenen frühesten Zeiten, wo man noch kaum ein anderes Instrument als die Lyra und von den Blasinstrumenten eine Art Flöte kannte, von bei Weitem weniger Tönen Gebrauch machte und machen konnte, als wir gewohnt sind. Ursprünglich scheint man blos 3—4 in das Verhältniß der Quarte, Quinte und Octave gestimmte Töne gebraucht zu haben, doch wird schon Terpander (s. d. Art.) als derjenige genannt, der das Tongebiet um 3 Töne erweiterte und das Verhältniß dieser Töne unter einander genauer bestimmte. Schon er theilte das ganze Tongebiet in Tonleitern von je 4 Tönen, d. i. Tetrachorde, wonach die 7 Töne, deren er sich bediente, aus 2 kleinen Tonleitern zusammengesetzt waren, von denen die unterste den Umfang einer Quarte, die oberste aber den Umfang einer Quinte hatte, nämlich e, d, c, a g f e.

Bald indeß erkannte man das Mangelhafte dieses Systems und schon Pythagoras (s. d. Art.) füllte die Lücke zwischen dem 4. und 5. Tone durch die Einschaltung

Digitized by Google

eines 6. Tons aus, woraus nun zwei unverbundene Tetrachorde entstanden ($\bar{e}$ $\bar{d}$ $\bar{c}$ h und a g f e); ein System, welches die pythagorische Lyra, oder das octachordum Pythagorae genannt wurde. Allein auch dieses Tonsystem konnte unmöglich genügen, daher man im Verlaufe der Zeiten immer mehr Töne hinzufügte, bis endlich zur Zeit des Aristoxenes, um 340 v. Chr., das sogenannte große oder unabänderliche Tonsystem der Griechen seine vollkommene Ausbildung erhalten hatte. Dasselbe erstreckte sich von dem großen bis zum eingestrichenen a, war ebenfalls in Tetrachorde, die unseren Octaven entsprechen und durch besondere Namen unterschieden waren, abgetheilt und läßt sich folgendermaßen darstellen:

$\bar{a}$ $\bar{g}$ $\bar{f}$ $\bar{e}$ (das Tetrachord Hyperbolăon, lat. excellentium);
$\bar{e}$ $\bar{d}$ $\bar{c}$ h (das Tetrachord Diezeugmenon, lat. divisarum);
$\bar{d}$ $\bar{c}$ b a (das Tetrachord Synemmenon, lat. conjunctarum);
a g f e (das Tetrachord Meson, lat. mediarum);
d c H A (das Tetrachord Hypaton, lat. principalium).

Machten nun die Tonstufen eines Tetrachords einen großen halben Ton und zwei ganze Töne aus, so hieß das Tetrachord diatonisch, oder das diatonische Klanggeschlecht, welches sonach ganz so wie bei uns beschaffen war und in der Folge ganzer Töne bestand, die an bestimmten Stellen von großen halben Tönen unterbrochen wurde. Der große halbe Ton fand sich sonach in diesem Tetrachorde immer von der ersten zur zweiten Stufe; wogegen die zweite Stufe zur dritten und die dritte zur vierten zwei ganze Töne ausmachten. Chromatisch dagegen hieß das Tetrachord oder das chromatische Klanggeschlecht, wenn die zwischen den beiden Enden der Tetrachorde vorhandenen Töne so beschaffen waren, daß die erste Stufe zur zweiten und die zweite zur dritten nur halbe Töne enthielt, die dritte Stufe zur vierten aber eine kleine Terz ausmachte, z. B. h c cis e, oder e f fis a. Machte aber endlich der erste T. zum zweiten und der zweite zum dritten nur einen Viertelston, der dritte zum vierten dagegen eine große Terz, oder mit anderen Worten enthielten die Tetrachorde zwei Viertelstöne und eine große Terz, so nannte man die Tonfolge enharmonisch oder das enharmonische Klanggeschlecht. So mangelhaft aber auch dieses Tonsystem war, so bestand doch dasselbe mehrere Jahrhunderte hindurch, bis es endlich durch den Benedictinermönch Guido von Arezzo (s. d. Art.) zu Anfange des XI. Jahrh. abermals an Ausbildung gewann. Derselbe bereicherte dieses System in der Höhe mit den Tönen $\bar{\bar{b}}$ $\bar{\bar{h}}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{d}}$ $\bar{\bar{e}}$, verband mit denselben in der Tiefe noch das große G und theilte nun die Gesammtheit der Töne in 7 Hexachorde. Allein auch dieses System konnte unmöglich noch genügen, zumal da im Verlaufe der Zeit die Tonkunst immer mehr an Ausbildung gewann, dadurch aber auch die Mängel, die sich noch in der Theorie vorfanden, sich immer mehr herausstellten. So bildete sich allmählig das moderne Tonsystem, welches in verbundene Octaven getheilt ist, d. h. solche, bei welchen der letzte T. der vorhergehenden Octave zugleich den ersten T. der folgenden Octave ausmacht und sich hierdurch vorzüglich auf das Vortheilhafteste vor allen früheren Tonsystemen auszeichnet. In einer solchen Octave nun sind alle in der Tonkunst gebräuchliche und wesentlich verschiedene Töne enthalten und zwar so, daß, sobald man in der Stufenfolge der (8) Töne die Octave überschreitet, die neunte, zehnte, eilfte Stufe ꝛc. zu der achten, oder zu der Octave des Grundtones sich wieder eben so verhalten, wie sich die zweite, dritte und vierte Stufe ꝛc. zu dem Grundtone oder zu der ersten Stufe verhielten. Die stufenreiche Folge der Töne aber von einem Grundtone bis zu ihrer Octave nennt man hiernach die Tonleiter, die wieder diatonisch (das diatonische Klanggeschlecht), oder chromatisch, oder enharmonisch sein kann. Dieser vollständigen diatonisch-chro-

Digitized by

matiſch-enharmoniſchen Tonleiter zufolge ſollten nun in dem Raume der Octave eigentlich 12 halbe und 7 ſogenannte Viertelstöne (nämlich cis des, dis es, eis f, fis ges, gis as, ais b und his c) enthalten ſein; allein vorzüglich wegen des Temperirens dieſer Viertelstöne begreift die Octave nur 12 halbe Töne, die jedoch einer verſchiedenen Modification fähig ſind oder auf verſchiedene Arten vorgeſtellt werden können und zwar entweder in der Geſtalt der durch Kreuze erhöhten Töne, wie c cis d dis e f fis ꝛc., oder in der Geſtalt der durch ein b erniedrigten Töne wie c des d es e f ges ꝛc. Durch die Einführung dieſer neuen halben Töne aber zwiſchen den ganzen Stufen und durch die Eintheilung der muſikaliſchen Töne in verbundene Octaven mußte auch mit einem Male die Unvollkommenheit der in früherer Zeit gebräuchlich geweſenen und allein bekannten Tonarten gehoben werden. — Da in der ſtufenweiſen Folge die natürlichen Töne, nämlich in der Tonreihe c d e f g a h c die beſtimmte Lage der halben Töne jeder Zeit verändert wird, ſobald ein anderer dieſer Töne als der erſte, oder als Grundton der übrigen angenommen wird, ſo würden die Alten eigentlich 7 verſchiedene Haupttonarten gehabt haben. Da jedoch der T. h, als Grundton angenommen, in dem Tone f keine reine Quinte fand, ſo galt die Tonart, die er als Grundton gemacht haben würde, für unbrauchbar. Die Folge davon war, daß man ſich nur der übrigen 6 Töne zu Grundtönen der Tonarten bediente, die man zum Unterſchiede von einander nach altgriechiſchen Provinzen benannte. Da aber die Griechen bei ihrem Geſange mit ihrer Melodie blos in dem Umfange einer Octave blieben, ſo konnten auch ihre Tonarten blos auf zweierlei Art gebraucht werden, und zwar entweder ſo, daß ſich der Geſang zwiſchen den Grenzen der Tonica und ihrer Octave aufhielt, oder ſo, daß er zwiſchen der Dominante und ihrer Octave enthalten war. Dadurch nun entſtanden bei einem und demſelben zum Grunde liegenden Haupttone zwei verſchiedene Octavreihen und zwar 1) die, bei der die Tonica ſelbſt mit ihrer Octave die Grenzen der Melodie ausmachte, in welchem Falle die Tonart authentiſch (ächt oder ſelbſtſtändig) hieß, oder 2) die, bei welcher die Dominante mit ihrer Octave den Umfang der Töne ausmachte, in welcher ſich die Melodie aufhalten mußte und bei welcher der Hauptton ſelbſt in der Mitte ſtand, in welchem Falle die Tonart plagaliſch (entlehnt, hergeleitet) hieß und von der authentiſchen durch das vorgeſetzte Wort Hypo (ὑπό) unterſchieden wurde. Hiernach hatten daher die Alten 6 Haupt- oder authentiſche Tonarten und 6 plagaliſche oder Nebentonarten, nämlich:

authentiſche: d e f g a h c̄ d̄, doriſche
plagaliſche: A H c d e f g a, hypodoriſche
authentiſche: e f g a h c̄ d̄ ē, phrygiſche
plagaliſche: h c d e f g a h, hypophrygiſche
authentiſche: f g a h c̄ d̄ ē f̄, lydiſche
plagaliſche: c d e f g a h c̄, hypolydiſche
authentiſche: g a h c̄ d̄ ē f̄ ḡ, myxolydiſche
plagaliſche: d e f g a h c̄ d̄, hypomyxolydiſche
authentiſche: a h c̄ d̄ ē f̄ ḡ a̅, äoliſche
plagaliſche: e f g a h c̄ d̄ ē, hypoäoliſche
authentiſche: c d e f g a h c̄, joniſche
plagaliſche: G A H c d e f g, hypoioniſche.

Nur zuweilen finden ſich Abweichungen in der Benennung dieſer Tonarten; ſo wird bisweilen die joniſche Tonart auch die iaſtiſche (modus iastius), die hypomyxolydiſche auch die hyperiaſtiſche ꝛc. genannt. Unverändert kamen dieſe Tonarten von den Griechen auf die Römer. Später wählte der mailändiſche Biſchof

Digitized by Google

Ambrosius die 4 ersten authentischen Tonarten zur Einrichtung des Choralgesanges in der christlichen Kirche. Indeß blieben hierbei die plagalischen Tonarten ausgeschlossen und erst zu Ende des VI. Jahrh. wurden dieselben durch den Papst Gregor den Großen beim Choralgesange mit eingeführt. Seitdem pflegt man daher den Choralgesang selbst den gregorianischen Gesang zu nennen und eben daher heißen die 4 ersten authentischen und plagalischen Tonarten die 8 Kirchentöne. Eine große Menge noch vorhandener Choralmelodien sind in jenen Tonarten verfaßt, z. B. entspricht die Melodie: „Auf meinen lieben Gott trau ich ꝛc." der dorischen; die Melodie: „Ach Herr mich armen Sünder ꝛc." der phrygischen; „Helft mir Gottes Güte preisen ꝛc." der hypodorischen; „Erbarm' dich mein, o Herr Gott ꝛc." der hypophrygischen Melodie ꝛc. Von allen diesen Tonarten sind nur zwei in unser modernes Tonsystem übergegangen, die ionische und äolische, unter allen alten ohne Zweifel diejenigen, bei welchen vermittelst der Harmonie die Stufen der Tonleiter sowohl unter sich, als auch auf ihren gemeinschaftlichen Grundton die genaueste Beziehung bekommen. Denn nicht nur, daß durch die eigenthümliche Lage, die in der ionischen Tonart, oder unserer harten Tonleiter, c d e f g a h c, die halben Töne bekommen, die zwischen die 3. und 4. und zwischen die 7. und 8. Stufe fallen, die tiefere Stufe des ersten halben Tones, d. i. der T. e, eine große Terz gegen den Grundton selbst und so auch die tiefere Stufe des zweiten halben Tones, d. i. der T. h, eine große Terz gegen die Dominante der Tonart, d. i. gegen den T. g macht; so fällt auch eben hierdurch sowohl auf den Grundton der Tonart, als auch auf seine Dominante ein harter Dreiklang, wodurch das Gefühl der großen Terzen in dieser Tonart herrschend wird, zumal da außerdem noch die 4. Stufe in dem Tone a ebenfalls eine große Terz findet. Daher sind alle Grundaccorde dieser Tonart harte Dreiklänge und alle Töne der Tonart in diesen 3 harten Dreiklängen enthalten. Und fast eben so verhält es sich mit der äolischen Tonart oder mit unserer weichen Tonleiter a h c d e f g a. Die beiden halben Töne liegen hier zwischen der zweiten und dritten und zwischen der fünften und sechsten Stufe. Hiernach macht der T. c gegen den Grundton a und der T. f gegen den T. d eine kleine Terz, wogegen die Dominante e in dem Tone g ihre kleine Terz findet. Die weichen Dreiklänge also, durch die in dieser Tonart das Gefühl der kleinen Terzen herrschend wird, fallen hier ebenfalls auf den Grundton, daher auch alle Töne dieser weichen Tonart in diesen weichen Dreiklängen enthalten sind. Es unterliegt demnach wohl schwerlich einem Zweifel, daß unsere beiden modernen Haupttonarten ihrem Ursprunge nach Abkömmlinge der alten ionischen und äolischen sind, da sie sich in melodischer Hinsicht eben so wie die alten durch die Lage der beiden halben Töne von einander unterschieden. Weit mehr Bestimmtheit aber in Rücksicht auf die Benennungen hart oder weich, das heißt in Rücksicht auf die Oberherrschaft der großen oder kleinen Terz erhalten unsere Tonarten erst durch den Gebrauch der Harmonie. Hierher ist nun auch die Einführung der sogenannten schwebenden Temperatur*) der Töne in unsere moderne Musik zu rechnen, wodurch unser Ohr den harten und weichen Dreiklang auf jedem Tone des Tonsystems als rein und brauchbar anerkennt, wodurch ferner sowohl die harte als die weiche Tonart auf allen Tönen ausgeübt werden können und endlich sonach die harte und weiche Tonart, zufolge der Eintheilung der Octaven in 12

*) Die Temperatur heißt gleichschwebend, wenn die Quinten abwärts schweben, d. h. sobald alle 12 halbe Stufen des Systems gleich abgemessen sind, wodurch sonach allen reinen Quinten etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit genommen und den Quarten zugefügt, und eine große Terz um so viel zu hoch gestimmt wird als die andere; ungleichschwebend dagegen, sobald einige Quinten und Terzen von einander abweichen, so daß einige etwas höher, die anderen etwas tiefer sind.

Digitized by Google

halbe Töne, in 12 verschiedenen Gestalten uns entgegentreten, wonach in unserm modernen Tonsystem 24 von einander verschiedene Tonarten entstehen, unter welchen jeder Durtonart eine Molltonart entspricht und welche mit ihren Erhöhungs- oder Erniedrigungsvorzeichnungen folgende sind:

1 und	2	c-dur und	a-moll	ohne Vorzeichnung
3 —	4	g-dur —	e-moll	1 Kreuz (♯): fis
5 —	6	d-dur —	h-moll	2 Kreuze: fis und cis
7 —	8	a-dur —	fis-moll	3 Kreuze: fis, cis und gis
9 —	10	e-dur —	cis-moll	4 Kreuze: fis, cis, gis und dis
11 —	12	h-dur —	gis-moll*)	5 Kreuze: fis, cis, gis, dis und ais
13 —	14	fis-dur —	dis-moll**)	6 Kreuze: fis, cis, gis, dis, ais und eis
15 —	16	des-dur —	b-moll	5 b: b, es, as, des und ges
17 —	18	as-dur —	f-moll	4 b: b, es, as und des
19 —	20	es-dur —	c-moll	3 b: b, es und as
21 —	22	b-dur —	g-moll	2 b: b und es
23 —	24	f-dur —	d-moll	1 b: b.

Da nun eine jede dieser 24 Tonarten ihre eigene Tonleiter und somit ein Unterscheidungsmerkzeichen von allen anderen Tonarten hat, so unterliegt es auch keinem Zweifel, daß jede dieser Tonarten einen eigenen nur ihr zukommenden bestimmten Charakter hat, wonach die eine Tonart mehr Fülle und Einschneidendes, die andere mehr Sanftheit ꝛc. erhält. Es bleibt daher von einem Tonkünstler Haupterforderung, den eigenthümlichen Charakter jeder dieser Tonarten genau zu studiren, um zu ermessen, welche Gefühle und Empfindungen sich an die einzelnen Töne anschließen und hierdurch, sowohl beim Gebrauche der härtesten Dur- als der weichsten Molltonarten so auf das Gefühl und das Gehör des Zuhörers zu wirken, wie es die bestimmte Tonart erfordert. Ausführlichere Abhandlungen über alles dieß hier Angeführte finden sich in folgenden classischen Werken: „Forkel, „Allgemeine Geschichte der Musik"; Fink, „Erste Wanderung der ältesten Tonkunst, als Vorgeschichte der Musik"; von Drieberg, „Die praktische Musik der Griechen"; Vogler, „Choralsystem" und Schubert, „Ideen zu einer Ästhetik der Musik" (Wien 1806). — Ton (lat. und engl. tonus; franz. ton), Spannung, nennt die medicinische Sprache jenen natürlichen Zustand der festen Theile, welcher aus dem angemessenen Verhältnisse der flüssigen zu den eben genannten festen hervorgeht und den Fasern und Gefäßen, so wie überhaupt allen festen Theilen die natürliche Elasticität und Zusammenziehungskraft ertheilt. Es ist daher ein Zustand, der dem von Schwächung, von Weichheit und Welkheit der des Lebens beraubten Theile entgegengesetzt ist. Wo dieser T. im Körper fehlt oder in Folge dieser oder jener Ursache unterdrückt worden ist, da sucht ihn der Arzt durch Mittel wieder zu heben, welche geeignet sind, die verloren gegangene Elasticität der Fibern des Magens und der Gefäße, so wie des ganzen Körpers wieder herzustellen. Diese Mittel aber werden aus einer besondern Classe genommen, die, weil sie am Meisten dazu geeignet sind, diesen Zweck zu erfüllen, deßhalb tonica (tonische Mittel) genannt werden. — Ton nennt man auch in der Malerei die einzelnen Farben eines Gemäldes und ihr Verhältniß zu einander, wodurch das Colorit (s. d. Art.) erzeugt wird. In der Grammatik und Rhetorik ist T. s. v. a. Accent (s. d. Art. und Betonung). 20. 7. 9.

Tonica oder **Grundton** heißt in der Musik jeder erste Ton einer diatonischen

*) Es ist hier gleichviel, ob die harte oder weiche Tonart auf gis oder auf as ausgeübt wird. Nimmt man statt gis moll as moll, so muß vor jedem Tone der Tonleiter ein b stehen.

**) Statt dis moll kann auch es moll gebraucht werden; dann ist b, es, as, des, ges und ces vorgezeichnet.

Digitized by Google

Tonleiter (s. Ton), zu welchem die Dominante (s. d. Art.) immer die fünfte Stufe bildet. — Tonica oder tonische Mittel in der Medicin s. unter Ton. 30.

Tonkunst, s. Musik.

Tonleiter, s. Ton.

Tonne ist I. ein dänisches und schwedisches Ackermaß, hält in Dänemark Weizenaussaat = 100000—200000; in Schleswig Saatland = 52570, Hartkornaussaat = 210280; in Schweden = 46772 par. □Fuß. II. Ein Geldmaß. 1 T. Goldes = 100000 Thlr. Gold. III. Ein Getränkemaß. 1 T. Bier hält in Aachen 5941, in Altona 4380, in Amsterdam 7905, in Berlin 5772, in Braunschweig 5004, in Bremen 7840, in Dresden 4956, in Hamburg 8760, in Hanover 5096, in Kopenhagen 6624, in Leipzig 4552½, in Norwegen 6624, in Stockholm 6336 par. Cubikzoll; 1 T. Wein in Bordeaux = 45988, in Messina 52992, in Syrakus 47100 par. Cubikzoll. IV. Ein Getreidemaß in Norddeutschland, den Niederlanden, Dänemark und Schweden gebräuchlich, hält in Altona 7013, Amsterdam 6812, Emden 9636, Glückstadt 6456, Jever 12025, Kiel 5976, Kopenhagen 7013, Lübeck Roggen 6736, Hafer 7992, Oldenburg 8824, Reval 5964, Schleswig 7038, Schweden 7386, Stettin 6927 par. Cubikzoll. V. Eine Handelswaare, enthält: 1) in Amsterdam, Kalk 5417, Thon 5868; 2) in Bergen Theer 5844; 3) in Berlin, Salz, Kohlen ꝛc. 11083, Leinsaat 6465; 4) in Coblenz, Kalk 6235; 5) in Dänemark Butter, Mehl, Talg, Seife, Thran und Salz 6624, Theer 5844, Kalk und französisches Salz 7013, Steinkohlen und spanisches Salz 8571; 6) in Hamburg Kalk 7968; 7) in Hanover Honig 4998; 8) in England 73271; 9) in Schweden Malz 8771, Kalk und Salz 7848, Pech und Theer 6270; 10) in Trier 5056 ½ par. Cubikzoll. 1 T. Häringe hält in Bremen 800—900, Danzig 1040, Hamburg 800, Schweden 1000 Stück. VI. Eine Schiffsladung = 20 Centner = 2000 Pfund. 26.

Tonnengewölbe, s. Gewölbe.

Tonsetzer und Tonsetzkunst, s. Composition.

Tonsur (von tondēre, scheeren, rasiren). Bei der katholischen Geistlichkeit wird dem zum Dienste des Klerus Eingeweiheten auf dem Obertheile des Kopfes eine Platte geschoren, deren Form in den Ländern des Orients von den im Occidente verschieden ist. Es enthält solche das Zeichen der Bestimmung zum geistlichen Stande und des Unterschieds von den Laien. Im gemeinen Leben nannte man den, welcher die T. empfangen hat, einen „Plättling." Da bei den Germanen das langgewachsene Haar zum Zeichen der freien Abkunft diente, dessen sich kein Anderer anmaßen durfte, so hat man mitunter die T. für das Zeichen der Unterwürfigkeit unter die geistliche Herrschaft genommen, welches jedoch dem Einwurfe ausgesetzt sein würde, daß solche nicht blos in deutschen Ländern, sondern auch anderwärts hergebracht ist. 17.

Tonsystem, s. Ton.

Tontine, s. Leibrente.

Tonzeichen, s. Noten.

Topas (prismatischer T., Mohs), franz. topaze; engl. topaz. Es ist ungewiß, welches Mineral die Alten unter dem Namen T. verstanden, da die Griechen einen durchsichtigen goldgelben, die Römer einen durchsichtigen lauchgrünen, durch die Feile angreifbaren, in großen Massen vorkommenden Stein damit bezeichnen und einige Male ein Chrysolith genannter Stein mit den Eigenschaften der Species prismatischer T. beschrieben wird. Der Name stammt nach Plinius von der Benennung der Insel Topazos im rothen Meere. Der T. besitzt ein orthotypes Krystallsystem, nicht sehr mannigfaltige Krystallformen darin; eine einzige vollkommene Theilbarkeit, welche die eine Achse des Systems rechtwinkelig

Digitized by Google

schneidet, und muscheligen Bruch; er ist durchscheinend bis durchsichtig, hat sehr lebhaften Glanz, der glasartig ist, ist wasserhell, stroh-, schwefel-, wein- und goldgelb, zuweilen ins Carmoisinrothe, Grünliche und Weiße geneigt, härter als Quarz, wird von Sapphir geritzt und bezeichnet den zwischen beiden liegenden Härtegrad. Sein specifisches Gewicht ist 3,4—3,56. Er phosphorescirt in der Wärme und ist durch Reiben, Druck und Erwärmung elektrisch zu machen. Im Edelsteinhandel heißen die wasserhellen Topase Wassertropfen (gouttes d'eau). Von den übrigen verkäuflichen Varietäten sind sibirische oder taurische Topase meist ins Bläuliche fallend; brasilianische Topase haben goldgelbe Farben mit einem Stiche ins Rothe; sächsische oder schneckensteiner Topase sind weingelb; sächsische Chrysolithe sind ins Grünliche fallende, weingelbe Topase; indischer T. ist safrangelb; brasilianische Rubine sind rosenrothe Topase; brasilianische Sapphire lichtblaue Topase; Aquamarintopas ist meer- und berggrüner T. — Schöngefärbte, reine und vollkommen durchsichtige Topase stehen in nicht unbedeutendem Werthe. Die schönsten liefern Brasilien, Sibirien, Kleinasien und mehrere Zinngänge in Kornwallis und Sachsen. Die undurchsichtigen werden mit dem Namen Physalith bezeichnet und werden vorzüglich in Schweden angetroffen. Eine stänglichte, strohgelbe, undurchsichtige Abänderung, welche zu Altenberg in Sachsen häufig ist, heißt Pikrit. Der T. ändert seine Farbe durch Glühung, die gelben werden weiß; die röthlichgelben blaßrosenroth. 76.

Topfstein, Lavezstein; lat. talcum olaris; franz. talc olaire; engl. potstone, ist ein zum Talkschiefer gehöriges, aus Talk, Chlorit und Glimmer innig gemengtes Gestein von unvollkommen feinschuppig blätteriger Structur, dichtem, splitterigem, unvollkommen schieferigem Bruche und grünlich grauen Farben, welches Lager im Urthonschiefer in Graubündten und Wallis am St. Bernhard und an anderen Orten der Alpen bildet. Wegen seiner Weichheit ist es leicht zu bearbeiten und wird zur Darstellung von Gefäßen und Öfen benutzt. 76.

Topik (griech. τοπική, sc. τέχνη) ist wörtlich die Kunst, Gemeinörter oder Gemeinplätze (τόποι) zu finden. Den Griechen und Römern war sie daher die Zusammenstellung allgemeiner Begriffe und Sätze in systematischer Ordnung, als Hülfsmittel zur Auffindung und glücklichen Wahl der evidentesten Beweise. Aristoteles erklärt sie auch für die Kunst einen problematischen Satz nach den 4 Momenten: Definition, Genus, Proprium und Accidens zu beurtheilen, und versteht also hierunter mehr die Dialektik. Die Alten unterschieden aber auch noch zwischen Beweisplätzen (τόποι, loci argumentorum, Quellen der Beweise) und Gemeinplätzen; von den ersteren, als gemeinen Begriffen gingen sie auf den einzelnen Fall zurück, und von den letzteren, als allgemeinen Sätzen, stiegen sie zu dem Genus der durch die Beweisquellen bezeichneten Personen und Thatsachen auf. Sie verfuhren also hierbei nach der analytischen und synthetischen oder nach der regressiven und progressiven Methode. Die neuere Rhetorik — nach Maßgabe des veränderten Zwecks der Beredsamkeit — bezieht sich meist nur auf die geistliche; aber auch diese hat für eine besondere Bearbeitung der homiletischen T., zum Behufe der Predigtmeditation und Ausführung, reichen Stoff aus der T. der Alten erhalten. — Im engern Sinne aber ist T. gleichbedeutend mit Topologie, topischer Theologie, biblischer T., welche auf analytischem Wege den Lehrbegriff der christlichen Dogmatik aus den sogenannten Beweisstellen des neuen Testaments zu ermitteln sucht, zu deren Wahl und Behandlung sie hauptsächlich die unentbehrlichsten Grundsätze systematisch aufstellt. Noch wird endlich T. gleichsam im metaphysischen Sinne gebraucht, in sofern sie auf die Grundbegriffe der menschlichen Erkenntniß gestützt den Umfang der letztern angibt und entwickelt. Kant nennt sie deßhalb die transscendentale T. Sie ist dann auch überhaupt der

Digitized by Google

systematische Gliederbau einer jeden Wissenschaft. Man spricht auch noch von einer skeptischen T., worin die Quellen und Plätze des Zweifelns dargestellt werden. 84.

Topisch (abgeleitet vom griechischen τόπος, Ort), örtlich, im speciellern Sinne Alles, was auf Gemeinplätze Bezug hat (s. Topik). Örtliche Heilmittel (topica), entgegengesetzt den allgemeinen, wendet der Arzt, besonders der Chirurg, ausschließlich auf einzelne Theile und Stellen des Körpers äußerlich an. Die topische Methode ist das homiletische Verfahren, eine kürzere Erklärung des Textes vorauszuschicken, auf deren Grund man einen Gemeinplatz, eine allgemeine Wahrheit, ausführlich erörtert (predigt). Topische Fächer nannte man auch sonst die wörtlich niedergeschriebenen Rollen der Schauspieler. 84.

Topographie oder Ortsbeschreibung ist derjenige Theil der Geographie, welcher sich mit der genauen Beschreibung einzelner Gegenden und Orte beschäftigt, also eigentlich den Commentar zu geographischen Darstellungen liefert. Daher heißen topographische Charten solche, welche in einem so großen Maßstabe angelegt sind, daß sie eine Menge Einzelnheiten darstellen können. — Der große Nutzen der T. für die Strategie hat die Errichtung von topographischen Bureaus, Plankammern u. dergl. veranlaßt, denen es besonders obliegt, die detaillirten Örtlichkeiten einzelner Gegenden aufzufassen und darzustellen, und deren es jetzt fast in allen nur einigermaßen bedeutenden Staaten gibt. (Vergl. Planzeichnen, Aufnehmen und Terrain.) 30.

Toreno (Graf), bekannter spanischer Staatsmann und Schriftsteller, ward 1785 zu Oviedo in Asturien geboren, widmete sich den Studien der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen, zeigte sich in dem Aufstande gegen die Franzosen (1808) als einer der eifrigsten Patrioten und ward deßhalb zu den Unterhandlungen mit England wegen der abzuschließenden Allianz gebraucht. Hierauf ward er Mitglied der Cortes, wo er sich eben so thätig für die Verbesserung der Finanzen, als gegen die bestehenden Verhältnisse der Mönchsorden aussprach, ward daher nach Ferdinand's VII. Rückkehr verbannt und lebte seitdem in Frankreich, bis er nach der Revolution von 1820 ebenfalls wieder Mitglied der Cortes ward. Doch mußte er nach Wiederherstellung des absoluten Königthums nochmals fliehen, lebte nun in Paris und kehrte erst kurz vor Ferdinand's VII. Tode nach erhaltener Amnestie nach Spanien zurück, wo er in der Kammer der Proceres als Mitglied der Opposition gegen Zea und Martinez de la Rosa sich so bemerklich machte, daß er, nachdem der Letztere sein Ministerium niedergelegt hatte, zum Finanzminister, auch Präsidenten des Ministerraths erwählt wurde, aber, obwohl er mit Kraft die Finanzen zu heben suchte, doch durch seine Operationen sich allgemeines Mißvergnügen zuzog und durch ein anrückendes Rebellenheer unter dem Grafen las Navas gegen Madrid zur Niederlegung seiner Würde genöthigt ward, welche Mendizabal (s. d. Art.) übernahm. Er zog sich nun in das Privatleben zurück und widmete sich den historischen Studien, als deren Frucht seine „Geschichte des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien" (Madrid 1836. 4 Bde. Deutsch, Leipz. 1836) allgemeines Aufsehen erregt und große Anerkennung gefunden hat. 16.

Toreutik ist wohl überhaupt die Kunst, erhabene Arbeit zu verfertigen; in sofern dieß nun theils durch Graviren, theils durch Formen oder Gießen geschah, ward der Begriff unbestimmter und daher sowohl von erhaben eingeschnittenen Figuren in Stoffe aller Art, als überhaupt mit Bildgießerei oder wenigstens mit Bildnerei in Metall gleichbedeutend gebraucht. 30.

Torf, Turf, lat. turfa; franz. tourbe; engl. turf, ist hauptsächlich von zweierlei Beschaffenheit. Eine davon ist mehr mineralischer, die andere mehr organischer Natur. Der T. ersterer Art ist schwärzlichbraun und pechschwarz, fein- und groberdig, mehr und weniger schwer, je nach der Menge der dem Bitumen desselben beigemengten, erdigen Theile; der andere, aus Holzstücken, Wurzelfasern

Digitized by Google

zusammengesetzt, besitzt mehr die Eigenschaften des bituminösen Holzes. Höchst wahrscheinlich ist auch jeder T. eine durch Umänderung der Materie vegetabilischer Stoffe entstandene, unorganische Substanz. Daß diese Vermuthung von vielen Torfen richtig ist, wird durch das Entstehen, Vergrößern und Wiederentstehen von Torflagern in der Natur nachgewiesen. Mehrere alte Torfe, welche nach ihrer Bildung mit Erd- und Sandlagen bedeckt wurden, mögen selbst Veranlassung zur Bildung einiger Braunkohlenlager gegeben haben. Man unterscheidet nach der Farbe: schwarzen, braunen und gelben T.; nach der innern Beschaffenheit und Entstehung: Pechtorf, Rasen-, Moos-, Holz-, Blätter- und Wurzeltorf; nach dem Vorkommen Land-, Moraſt- und Moortorf. Verkohlte Pflanzenkörper seltener Conchylien, Blaueisenerde und Schwefelkies, Thone, Sande, Gerölle werden im Torfe angetroffen. Der T. dient als Brennmaterial, zuweilen auch als Düngmittel. Der Abbau von Torflagern erfordert einige Vorbereitungen. Zuerst muß der zu bearbeitende Theil des Lagers etwas trockner gelegt werden, doch so, daß der T., wenn er erdig ist, zu Ziegeln geformt werden kann, wenn er nicht von selbst den Zusammenhang besitzt, um zugleich mit dem Spaten in Ziegel von gewöhnlicher Form ausgestochen werden zu können. T. ist an den Küsten der Meere, in Niederungen der Ebenen und Gebirge häufig. (Siehe von Cancrin, „Abhandlung vom Torfe", Marburg 1801; Bose, „Das Ganze der Torfwissenschaft", Leipz. 1807; Dau, „Neues Handbuch über den Torf", Ebd. 1823.) 76.

Torgau, eine der stärksten Festungen der preußischen Monarchie, liegt im Regierungsbezirke Merseburg am linken Ufer der Elbe, über welche eine hölzerne Brücke führt, ist von Niederungen, Seen und Teichen umgeben und durch 6 ganze und 2 halbe Bastionen mit 2 Lunetten vor den Eckfronten, das Fort Zinna mit 4 Bastionen und 2 Ravelins, mehrere detachirte Forts und jenseits der Brücke, auf dem rechten Elbufer, durch einen aus einem doppelten Hornwerke bestehenden und außerdem mit einer Umwallung aus einer ganzen und 2 halben Bastionen versehenen Brückenkopf, vor dem noch 2 Lunetten liegen, vertheidigt und hat ein hochgelegenes Schloß an der Elbe, Hartenfels, mehrere Fabriken, bedeutenden Handel, Schifffahrt und ohne Besatzung 6500 Einw. In der Stadtkirche sind das Grabmal der Katharina von Bora und schätzbare Gemälde von Lukas Cranach. Außerdem ist die Stadt der Sitz eines Gymnasium, einer Superintendentur und eines Landgerichts. — Die Stadt ist in der Reformationsgeschichte berühmt durch die daselbst verfaßten torgauer Artikel (1530) und das torgauische Buch (1576) (s. Glaubensbekenntniß), so wie durch das torgauische Bündniß (1526) zwischen Sachsen und Hessen gegen die katholischen Stände. 1691 ward von hier aus die Verordnung wegen des leipziger Münzfußes erlassen, welcher deßhalb auch der torgauer heißt. Napoleon bestimmte endlich 1807 die Stadt zur Festung, als welche sie mit 3 Millionen Thaler Kosten eingerichtet ward, aber 1813 nur nothdürftig fertig war. Der General Thielemann erhielt das Commando derselben und die Festung ward von den Alliirten für neutral erklärt. Nachdem Thielemann zu den Alliirten übergegangen war, besetzten sie die Franzosen, wurden aber durch Tauentzien belagert und mußten sich den 10. Jan. 1814 ergeben. Bei der Theilung Sachsens fiel T. an Preußen, welches die Befestigung vollendet hat. Hier war auch eine blutige Schlacht im siebenjährigen Kriege zwischen Preußen und Östreichern den 3. Nov. 1763. Die Östreicher, 68000 Mann stark, standen in guter Stellung westlich von T.; die eine Hälfte der Preußen unter dem Könige selbst umging dieselbe und griff sie von der torgauer Haide aus an. Aber die furchtbare östreichische Artillerie warf ganze Regimenter derselben nieder, ohne daß diese große Vortheile erlangen konnte, bis Ziethen mit der andern Hälfte der preußischen Armee die Östreicher von der Südseite angriff. Unentschieden dauerte der Kampf bis in die finstere Nacht und am nächsten Morgen waren die Östreicher

Digitized by Google

abgezogen. Sie hatten 9000 Todte und Verwundete, 8500 Gefangene und 50 Kanonen zurückgelaſſen; die Preußen dagegen (45000 Mann ſtark) 11000 Todte und Verwundete und 4000 Gefangene verloren. 37.

Tories und Whigs nennt man in England die beiden politiſchen Hauptparteien, von denen die erſteren die Anhänger des Königs und des Ariſtokratismus, letztere aber die liberale oder Volkspartei bilden. Die Zeit ihrer Entſtehung beginnt unter König Jakob I., welcher mit ſeinem Parliamente in Streitigkeiten gerieth, die unter ſeinem Sohne Karl I. in offenen Kampf ausbrachen. Da derſelbe im Geheimen die irländiſchen Rebellen und Räuberbanden zu begünſtigen ſchien, ſo legte die Volkspartei den Anhängern des Königs den Spottnamen Tories (d. h. im Iriſchen Räuber) bei, die königliche Partei dagegen wählte zur Bezeichnung ihrer Gegner das Wort Whig, welches entweder von Whigamores herzuleiten iſt, wie man die ſchottiſchen Bauern von dem Rufe Whigam, womit ſie ihre Pferde antreiben, nennt, oder von Whig, d. h. Molken, dem Lieblingsgetränke jener Bauern, welche letztere man beſonders deßwegen in die Sache miſchte, weil das damalige Parliament ſeine kräftigſte Stütze in den ſchottiſchen Puritanern fand. Zu jener Zeit (1648) legte man jedoch auf dieſe Parteinamen noch kein beſonderes Gewicht; aber unter der Regierung Karl's II. trat jener Unterſchied mit aller Schärfe vorzüglich dann hervor, als man (1678) die Katholiken einer Verſchwörung gegen den König beſchuldigte. Alle diejenigen, welche dieſelbe für eine bloße Erdichtung hielten, wurden T., diejenigen aber, welche ſie als wahr annahmen, Whigs genannt. Damals ſtellte ſich der geiſtreiche Shaftesbury (ſ. d. Art.) an die Spitze der letzteren und als ſich nach der Thronbeſteigung Jakob's II. Shaftesbury's Vorausſagungen nur zu ſehr beſtätigten, ſo waren es vorzugsweiſe die Whigs, welche den damaligen Erbſtatthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien, als Wilhelm III. auf den engliſchen Thron beriefen. Von dieſer Zeit an (1688) blieben die Whigs die herrſchende Partei im Miniſterium, bis die Königin Anna im Jahre 1710 ihren Sturz herbeiführte. Allein das Toryminiſterium mußte ſchon im Jahre 1714 nach dem Tode der Königin Anna und der Thronbeſteigung Georg's I., deſſen Thronfolge beſonders die Whigs durchgeſetzt hatten, ihren Gegnern weichen, welche auch unter Georg II. die herrſchende Partei blieben. Beide Namen ſchienen aber nach und nach in Vergeſſenheit zu gerathen, bis ſie durch die mißlungenen Verſuche der Stuarts (1719 und 1745) ſich wieder der Krone zu bemächtigen aufs Neue angeregt wurden und zwar ſo, daß man mit Tory ausſchließlich die Anhänger der Stuarts und des Katholicismus bezeichnete. Als aber den Stuarts jede weitere Ausſicht auf den Thron zu gelangen für immer verſchloſſen war, ſo verwandelten ſich ihre Anhänger, die T., in Vertheidiger der Rechte der Krone und der Regierung überhaupt, die Whigs aber blieben fortwährend die Vertreter der Rechte und Freiheit des Volks und bildeten von jetzt an ſtets die Oppoſition. Der König wählte nun oft auch ſein Miniſterium aus den Whigs, wenn er die Mehrheit der Oppoſition oder die vorzüglichſten Häupter derſelben für ſich gewinnen wollte; oft wurde aber auch ein aus T. und Whigs zuſammengeſetztes Miniſterium gebildet, welches man ein Coalitionsminiſterium nannte. Ein ſolches war dasjenige, welches nach dem Sturze des Lord North und nach dem Abgange von Fox im Jahre 1782 zuſammentrat. Ungeachtet dieſer öftern Neutraliſirung der Parteien aber konnte dennoch der Unterſchied zwiſchen T. und Whigs nicht aufgehoben werden, deren Leitung des Staatsruders bis in die neueſte Zeit fortan gewechſelt hat. Zwar hat ſich ſeit Jakob I. die Richtung beider Parteien vielfach verändert und namentlich nehmen jetzt die ſtrengſten T. kaum die Stellung der radicalſten Whigs aus jener Zeit noch ein; allein der Unterſchied zwiſchen beiden tritt in den Angelegenheiten des Staates noch ſtets mit vieler Schärfe hervor, nur haben ſich in neuerer Zeit die Parteien in mehrere Unterab-

Digitized by Google

theilungen zerspalten; denn während die strengen T. auf dem Festhalten des Alten und der Rechte der Aristokratie, auf der Unverletzlichkeit der Person des Königs und seiner Thronfolge und auf strengen Gehorsam gegen seinen Willen, so wie auf der ausschließlichen Bevorzugung der englisch-bischöflichen Kirche, den Sinecuren und auf der Beibehaltung des altenglischen Rechtssystems bestehen, wollen die gemäßigten T. besonders eine Milderung der strengen englischen Aristokratie. An diese schließen sich zunächst die gemäßigten Whigs an, welche dieses Ziel nur schneller als jene zu erreichen wünschen, indeß die Reformers auf eine noch ausgedehntere Reformation des Parliamentes, auf jährliche Wahlen zu demselben ꝛc. dringen, die königliche Gewalt als nur im Volke gegründet annehmen und selbst die Absetzung des Königs und die Ausschließung seiner Nachkommenschaft von der Thronfolge durch das Parliament im Nothfalle für erlaubt ansehen. Die Radicalreformers streben dagegen nach einer durchgängigen Abänderung des jetzt bestehenden Zustandes, ohne dabei selbst politische Unruhen auszuschließen; jedoch sind seit der Emancipation der Katholiken, der Parliamentsreform ꝛc. viele ehemalige Mitglieder dieser Partei zu den gemäßigten Whigs übergetreten. 81.

Torquatus, s. Manlius.

Torquemāda (Thomas de), der erste Großinquisitor von Spanien unter Ferdinand dem Katholischen und der Königin Isabella, berüchtigt durch den Fanatismus, mit dem er sein furchtbares Amt verwaltete, zu welchem er im Jahre 1478 ernannt wurde, zugleich Prior des Dominikanerklosters zu Segovia und Beichtvater des Cardinal Mendoza. Sogleich nach seiner Erhebung zum Großinquisitor stellte er 200 Diener bei dem Inquisitionsgerichte an, umgab sich mit einer Schutzwache von 50 Reitern und bald wurde das Dominikanerkloster zu Segovia mit Gefangenen so überfüllt, daß der König dem Gerichte das Schloß in der Vorstadt Triana zum Gefängnisse einräumen mußte. Bei dem ersten Auto da Fé wurden sieben abgefallene Christen verbrannt und eine große Anzahl von Büßenden auf andere Weise bestraft. Hierauf gaben sich 17000 Menschen freiwillig bei dem Glaubensgerichte an, über 2000 wurden in den ersten Jahren von T.'s Amtsführung zum Scheiterhaufen verdammt und eine noch weit größere Anzahl flüchtete sich in das Ausland. Da aber der Papst die Umwandelung eines geistlichen Gerichtes in ein weltliches nicht anerkennen wollte, so forderte er den Großinquisitor mehrere Male zur Verantwortung nach Rom; allein T. folgte dem Rufe nicht persönlich, sondern sandte einen Freund dahin, welcher seine Vertheidigung übernahm. Endlich aber sah sich Sixtus IV. (1483) nach einem langen und heftigen Streite mit dem spanischen Hofe zum Nachgeben genöthigt und bestätigte T. als Großinquisitor von Castilien und Leon. Im Jahre 1484 erließ dieser die erste Verordnung über die Verwaltung der Glaubensgerichte, welcher bald mehrere folgten, bis das ganze Gebäude des Glaubensdespotismus zu einem schreckenerregenden Umfange erweitert worden war. T. legte, vom Podagra gequält, zwei Jahre vor seinem Tode sein Amt nieder und wurde nach seinem Ableben im Jahre 1498 im Dominikanerkloster zu Avila begraben, welches, aus den eingezogenen Gütern der Ketzer gestiftet, ein blutiges Denkmal seiner grausamen Amtsführung war. 81.

Torres Vedras (Flecken und Linien von), war vormals eine Festung, jetzt ist es blos ein Flecken mit 600 Häusern, 6 Meilen von Lissabon an der von hier nach Coimbra führenden Hauptstraße gelegen. Von dem Flecken bis an den Tajo zieht sich eine lange Reihe theils künstlich befestigter, theils natürlich geschützter Punkte hinab, hinter welchen im Jahre 1810 Wellington das gegen ihn andrängende, ihm weit überlegene, 70000 Mann starke französische Heer unter Massena erwartete. In dem Rücken dieser seitdem die Linien von Torres Vedras genannten Befestigungen hatte sich der englische Feldherr auf das Stärkste verschanzt, da-

Digitized by Google

durch, daß er die Böschungen der Berge, welche von hier mit dem Meere in fast paralleler Richtung bis nach Lissabon laufen, senkrecht gemacht und zwei Flüsse in der Nähe abgedämmt hatte, um das vor ihm liegende Land damit überschwemmen zu können. Im Rücken gewährte ihm das Meer stets freie Zufuhr und im Nothfalle einen sichern Rückzug, während die Feinde, hinter sich durch den Aufstand der Landleute bedroht, nach Vernichtung aller Brunnen, Mühlen und Lebensmittel täglich dem größten Mangel und bald dem gräßlichsten Hunger ausgesetzt waren, der mehr Menschen hinopferte, als die wüthendste Schlacht. Den Franzosen war es jedoch unmöglich, Lissabon zu erreichen, ohne vorher Wellington's Verschanzungen, welche von 28000 Mann, 444 Stücken Geschütz und 107 Schanzen vertheidigt wurden, durchbrochen zu haben. Massena, welcher ihm gegenüber bei Santarem eine ebenfalls sehr feste Stellung eingenommen hatte, sah sich endlich nach einem vergeblichen Aufenthalte von mehreren Monaten, in welcher Zeit mehrere sehr hartnäckige Vorpostengefechte geliefert wurden, am 4. März 1811 durch Hunger genöthigt, seinen Rückzug anzutreten, eben als Wellington im Begriffe stand, ihn mit den kürzlich erst aus England angelangten Verstärkungstruppen anzugreifen. Den Linien von Torres Vedras verdankte nicht allein Lissabon seine Rettung, sondern sie hatten auch zur Vernichtung eines gut ausgerüsteten Heeres beigetragen und Wellington Zeit und Gelegenheit gegeben, seine Streitkräfte zum Angriffe zu entwickeln. 81.

Torricelli (spr. Torritschelli) (Evangelista), ein berühmter Mathematiker und Philosoph, geb. zu Faenza den 15. Oct. 1608, betrieb mit Eifer die Mathematik, studirte zu Rom unter Castelli und zu Florenz unter Galilei. Nach des Letztern Tode wollte T. wieder nach Rom zurückkehren, wurde aber vom Großherzoge Ferdinand II. zum Professor der Mathematik und Physik zu Florenz ernannt, wo er seine Studien mit dem größten Eifer fortsetzte, allein schon den 25. Oct. 1647 zu früh für die Wissenschaften starb. Dennoch hat er sich um die Physik einen bleibenden Ruhm erworben, indem er sie von Irrthümern reinigte und mit wichtigen Erfindungen bereicherte. Die vornehmste darunter ist der Barometer (s. d. Art.) oder die Toricelli'sche Röhre, welchen er 1643 entdeckte und mit dessen Hülfe zuerst einen luftleeren Raum (die Torricelli'sche Leere) hervorbrachte. Wichtige Versuche stellte er mit dem Quecksilber an, brachte die Mikroskope zu außerordentlicher Vollkommenheit und verfertigte treffliche Linsengläser für die Teleskope. Er hinterließ: „Opera geometrica" (Florent. 1644. 4.) nebst seinem berühmten „Trattato del moto". 33.

Torrijos (Joseph Maria), ein vorzüglicher spanischer General, wurde im Jahre 1791 zu Madrid in einer adeligen Familie geboren, nahm in früher Jugend Kriegsdienste, rückte schon in seinem 19. Jahre zum Obristlieutenant und Commandeur der Vorposten des catalonischen Heeres vor, wurde im Jahre 1812 zum Brigadegeneral und Mariscallo del campo ernannt, zeichnete sich durch Tapferkeit und Unerschrockenheit in dem Theile des Krieges aus, welcher an den Pyrenäen wüthete, und wurde nach der Rückkehr Ferdinand's VII. zum zweiten Commandeur des nach Amerika abgehenden Heeres bestimmt. Aus Unzufriedenheit hierüber ließ er sich in ein geheimes Complott gegen die Regierung ein, wurde aber entdeckt, verhaftet und 3 Jahre lang in den Kerkern zu Alicante und Murcia gefangen gehalten. Während der Revolution (1820) gelangte er wieder zu seiner Freiheit, übernahm den Oberbefehl über eine gegen die Glaubensarmee bestimmte Heeresabtheilung in Catalonien und später in Biscaya, vertheidigte Carthagena und Alicante tapfer gegen die Franzosen, vor denen er sich anfangs zurückgezogen hatte, und übergab diese Plätze erst nach der Einnahme von Cadix unter sehr vortheilhaften Bedingungen für ihn. Da dieselben jedoch von der spanischen Regierung nicht anerkannt wurden, so bat T. um seine Entlassung und begab sich anfangs nach Frank-

Digitized by Google

reich, später aber nach England. Von hier aus knüpfte er mit mehreren constitutionell gesinnten Männern seines Vaterlandes geheime Verbindungen an, verließ im Jahre 1830 England und suchte nach der Julusrevolution von Gibraltar aus in Spanien zu Gunsten der Constitution Unruhen zu erregen; allein sie mißlangen eben so wie seine Versuche (Januar 1831), das spanische Gebiet zu betreten. Als er jedoch im December desselben Jahres, entweder von treulosen Freunden verrathen oder auf einer Reise nach Algier begriffen, sich von spanischen Küstenfahrern verfolgt sah, deßhalb an der Küste Spaniens landete und in einem nahe gelegenen Meierhofe Schutz suchte, wurde er hier plötzlich von spanischen Truppen unter dem Commando des Generals Moreno umzingelt, gefangen genommen und einem ausdrücklichen Befehle des Königs gemäß erschossen. 81.

Torso (ital.), eigentlich Stumpf, Gröbs, dann auch der Rumpf einer verstümmelten Statue, heißt vorzüglich der im Belvedere zu Rom befindliche Rumpf einer Statue des Hercules, als dessen Verfertiger eine Inschrift den Apollonius nennt und welcher für eines der größten Meisterwerke des Alterthums gehalten wird. 30.

Torstenson (Leonhard), schwedischer Feldherr, Zögling Gustav Adolph's und der glücklichste Nachfolger dieses Helden im Laufe des 30jährigen Krieges, ward 1603 geboren. Seit 1630 kämpfte er im schwedischen Heere, in welchem er anfangs als Capitain die Leibcompagnie, später einzelne Heerabtheilungen mit Ruhm und Glück in Deutschland führte. Im Jahre 1639 zum Reichsrathe ernannt verließ er den Kriegsschauplatz und kehrte nach Schweden zurück, wurde aber nach Banner's Tode (1641) von der schwedischen Regierung zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt und wieder nach Deutschland gesendet. Hier fand er die schwedischen Angelegenheiten in einer höchst ungünstigen Verfassung, da fast alle Verbündeten vom Kriegsschauplatze abgetreten waren; indeß die Verstärkung seines Heeres und das Geld, welches er mitgebracht hatte, setzten ihn in den Stand, bald angriffsweise verfahren zu können. So schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, war er doch der schnellste und gewandteste Held dieses Krieges. In der morschen Hülle wohnte ein gewaltiger Geist, welcher die Fürsten auf ihren Thronen zittern machte. Unter ihm veränderte sich der Schauplatz des Krieges, indem er (1642) in Schlesien einbrach, den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg — denselben, an dessen Seite Gustav Adolph bei Lützen fiel und der in kaiserliche Dienste übergetreten war — schlug und (am 31. Mai 1642) Schweidnitz eroberte. Hierauf eroberte er in großer Schnelle das ganze am linken Ufer der Oder gelegene Schlesien, drang unaufhaltsam in das Innere von Mähren vor, bemeisterte sich der Stadt Ollmütz und machte selbst die Hauptstadt Wien zittern. Krankheiten, welche in seinem Heere ausgebrochen waren, nöthigten ihn aber, von den kaiserlichen Truppen gedrängt, seinen Rückzug nach Sachsen anzutreten. Durch die Heerabtheilung von Wrangel verstärkt rückte T. dem Feinde von Neuem entgegen, überschwemmte die Lausitz, nahm Zittau, ging dann bei Torgau über die Elbe und bedrohte Leipzig. Das kaiserliche Heer eilte unter seinem Feldherrn Piccolomini zum Schutze Leipzigs herbei, wurde aber auf dem verhängnißvollen Breitenfelde, wo 1631 Tilly von Gustav Adolph besiegt worden war, den 2. Nov. 1642 so aufs Haupt geschlagen, daß er erst in Böhmen die Flüchtigen sammeln konnte. Um sein geschwächtes Heer durch die Besatzungen Schlesiens und Pommerns zu verstärken, ging T. mit demselben bis Frankfurt a. d. O. zurück, brach aber schon im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, bedrohte Prag, entsetzte das hart gedängte Olmütz und ließ seine leichten Krieger bis an die Brücken von Wien streifen. Als man ihn hier beschäftigt glaubte, stand er plötzlich, ungeachtet der rauhen Jahreszeit (im December), 100 Meilen davon, an den Küsten der Ostsee, in Holstein und Schleswig. Diese Länder waren lange vom

Digitized by Google

Kriege unberührt geblieben und boten den Schweden daher reiche Winterquartiere dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eifersucht, mit welcher daſſelbe die Siege der Schweden immer betrachtet hatte. Nachdem ſich T. bis auf Rendsburg und Glückſtadt aller feſten Plätze bemächtigt hatte, hinderte ihn nur die ungünſtige ſtürmiſche Jahreszeit, ſeine Waffen auch nach Fünen und Seeland zu tragen. Hoffend, die Schweden in Jütland einzuſchließen, war der kaiſerliche Feldherr Gallas mit einem anſehnlichen Heere nach Holſtein vorgerückt, indeß T. trieb daſſelbe bis an die Elbe vor ſich her zurück und ſchnitt ſeinen Gegner von Sachſen und Böhmen ab, ſo daß Gallas nur durch große Umwege im Stande war, die traurigen Reſte ſeines Heeres nach Böhmen zu retten. Der kühne Zug T.'s nach Dänemark trug viel zu dem für Schweden ſehr vortheilhaften Frieden bei, welchen daſſelbe (1645) zu Brömſebrö mit Dänemark abſchloß. Nun drang der ſiegreiche Feldherr wieder in Böhmen ein, um den Krieg von Neuem in die kaiſerlichen Erbländer zu verſetzen, rückte nach dem entſcheidenden Siege über die öſtreichiſch-baierſche Armee unter Hatzfeld bei Jankowitz in Mähren und Öſtreich ein und eroberte ſelbſt die Schanze an der Wolfsbrücke, im Angeſichte Wiens. Selbſt Wien würde vielleicht in ſeine Hände gefallen ſein, wenn nicht die langwierige Belagerung von Brünn ſein Heer, in welchem außerdem wieder Krankheiten wütheten, ſo zuſammengeſchmolzen hätte, daß er genöthigt war, mit demſelben zurückzuziehen (1645). Von körperlicher Schwäche überwältigt legte er kurz darauf den Oberbefehl nieder und kehrte in die Stille des Privatlebens zurück. Nach ihm erhielt Wrangel den Oberbefehl der Armee. Die Königin Chriſtine erhob ihn in den Grafenſtand und ernannte ihn zum Statthatter mehrerer Provinzen. Er ſtarb 1651 im 48. Jahre ſeines Lebens. Außer dem Ruhme, den er ſich durch die vortreffliche Führung des Heeres erworben hatte, hinterließ er noch den eines Kenners und Beförderers der Wiſſenſchaften und Künſte. 61.

Torti (Franz), berühmter italieniſcher Arzt, wurde am 1. Dec. 1658 zu Modena geboren und ſtudirte und promovirte zu Bologna, worauf er nach ſeiner Vaterſtadt zurückkehrte, in welcher er bereits in ſeinem 23. Jahre als Profeſſor der Medicin mit Ramazzini angeſtellt wurde. Beide beſtrebten ſich gegenſeitig, die Medicin auf feſteren Grund zu erbauen, als worauf ſie bisher geruht hatte. Als Frucht dieſes Strebens von T.'s Seite iſt ſeine Schrift zu betrachten: „Therapeutice specialis ad febres quasdam perniciosas, inopinato ac repente lethales, una vero chinachina peculiari methodo administrata“ (Moden. 1709 und in vielen folgenden Ausgaben), durch welche er den Rang eines der wenigen Ärzte, die die Medicin durch unerſchütterliche, wichtige Erfahrungen bereichert haben, einnimmt. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften und Lanciſi und Fr. Hoffmann nannten ihn den Hippokrates von Modena. Einen Ruf, den er nach Turin und bald darauf nach Padua erhielt, nahm er aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt nicht an, wofür der Herzog durch Verbeſſerung ſeiner Stelle ihn belohnte. Ein ſtarkes Zittern der Hand, das ihn im höhern Alter überfiel und das ihn den Puls zu fühlen verhinderte, zwang ihn ſeine praktiſche Laufbahn aufzugeben. Er lebte nun in ehrenvoller Zurückgezogenheit, genoß die Freuden der Jagd und der Dichtkunſt und ſtarb endlich an der Waſſerſucht im März 1741. 39.

Tortur, ſ. Folter.

Toscana, Großherzogthum im mittlern Italien, liegt unter 27° 17′ 30″ — 29° 49′ 40″ L., 42° 5′ 20″ — 44° 31′ 10″ N. Br., grenzt mit Ausſchluß der dazu gehörigen Inſeln Elba ꝛc. und einiger Parcellen im Norden an Lucca, Modena und an den nördlichen Theil des Kirchenſtaates, gegen Oſten an den Kirchenſtaat, gegen Süden an das mittelländiſche Meer und gegen Weſten an daſſelbe Meer und Lucca und enthält 395½ (nach Anderen 400 oder 376) □M. Es iſt im Norden und Oſten ſehr gebirgig, da von den Apenninen mehrere Gebirgsäſte landein-

Digitized by Google

wärts laufen, und seine höchsten Gipfel sind: der Boscolengo = 4178 Fuß, Cima di Vernina = 3914 Fuß, Cima del Sasso Cimone = 3800 F., die oft Flammen und Rauch auswerfenden Berge Radicosa mala = 2900 Fuß, Radicosani = 2515 Fuß, im Süden der Fiora im Innern und der Monte Rotondo, in dessen tiefer Höhle stets ein heftiger Wind brauset. Unter den mehr als 200 Flüssen sind der schiffbare Arno, der Cecina, Ombrone, Albegna, Magra, Serchio, Reno, Santerno, Senio, Lamone und Tiber die vornehmsten, die sämmtlich sich in das mittelländische Meer ergießen, beim Schmelzen des Gebirgsschnees oft weit aus ihren Ufern treten und nicht selten großen Schaden anrichten. Küstenflüsse gibt es viele. Die bekanntesten Seen sind: der Lago di Castiglione, eine Art Meerbusen, 21 Meilen im Umfange, Lago di Bientina im Norden, Montepulciano und Chiusi. Auch sind hier meilenweite Sümpfe, als: die Maremma von Siena an der Seeküste hin, auch bei Pisa, Volterra, Chiusi und Massa, welche ungeachtet der angelegten Abzugscanäle die Luft in diesen Gegenden sehr ungesund machen. Das Klima ist im Ganzen sehr mild; strenge Winter sind sehr selten; doch bleibt der Schnee lange auf den Apenninen liegen und der fruchtbare Boden, sowohl in den Apenninenthälern, als in dem schön angebauten Chianathale und dem Arnothale, liefert reichlichen Ertrag. Eine Plage der heißen Jahreszeit ist der ungestüme Südwestwind, hier Libechio genannt, und der glühend heiße Südostwind oder Sirocco. Die Producte sind: Pferde, Rindvieh, Büffel, Esel, Schweine, Schafe, Kleinwild, zahmes Geflügel, Thunfische, Sardellen; Weizen, Mais, Hirse (jährlich 9 Millionen Scheffel), Hülsenfrüchte, Küchen- und Gartengewächse, Obst, Kastanien, Pomeranzen, Mandeln, Feigen (jährlich 2 Erndten), Flachs, Hanf, Wein, Öl (jährlich an 140000 Tonnen), Manna, Safran, Krapp, Wachholderbeeren, Eichen und andere Forstbäume; Silber, Kupfer, Eisen (auf Elba 2800000 Centner), Blei, Quecksilber, Zinnober, Alaun, Vitriol, Schwefel, Marmor, Alabaster, Mühlsteine, Steinkohlen, Porzellan- und Farbenerden, Edelsteine, Salz, Mineralquellen bei Pisa ꝛc. Die Bewohner (1350000), welche in 36 Städten, 135 Marktflecken und 2517 Dörfern leben, sind bis auf 15000 Juden und wenige Protestanten Katholiken, die unter 3 Erzbischöfen und 16 Bischöfen stehen und den reinsten Dialekt in Italien sprechen. Sie beschäftigen sich mit Acker-, Wein-, Seiden-, Öl- und Bergbau, Vieh- und Kameelzucht bei Pisa, Fischerei, Seidenweberei und Strohflechten, welche letztere besondere Beschäftigung der Mädchen im Arnothale jährlich mehrere tausend Thaler einträgt, unterhalten Papier- und mehrere andere Fabriken, verfertigen allerhand Wollenwaaren, wohlriechende Öle, Korallen, Porzellan, Lack, Leder, Glas, Stahlwaaren, Kutschen ꝛc. und treiben mit diesen Artikeln sowohl, als mit ihren Landesproducten einen ausgebreiteten Handel. Man schätzt die jährliche Einfuhr auf 17 und die Ausfuhr auf 12 Millionen Thaler. Man hat des Handels wegen mehrere Straßen und Canäle angelegt, Sümpfe ausgetrocknet und zur Beförderung der Industrie viele Anstalten errichtet. Florenz und Livorno sind die Haupthandelsplätze. Die Wissenschaften blühen in T. mehr, als in dem übrigen Italien; denn man hat 3 Universitäten (Pisa, Florenz und Siena) und Volksschulen, welche sich in den Händen der Geistlichkeit befinden und in der neuern Zeit durch mehrere Anstalten (z. B. durch eine Lancasterschule) immer mehr verbessert werden. Akademien und Kunstvereine befinden sich in jeder größern Stadt und die merkwürdigsten sind: die Accademia delle belle arti und die Accademia florentina. Die Staatsform ist monarchisch, ohne Landstände; die Erbfolge findet in männlicher und weiblicher Linie statt und der jetzige Großherzog steht im östreichischen Familienverbande und hat 2 Ministerien und 1 Polizeipräsidium zur Seite. Ritterorden gibt es drei: 1) den St. Stephansorden, 1562 von Cosmo I. gestiftet; 2) den St. Josephsorden, als Verdienstorden in 3 Classen, 1807 ge-

Digitized by Google

stiftet, und 3) den Orden des weißen Kreuzes, 1814 gestiftet, für militairische Verdienste. Die Staatseinkünfte betragen 16 Millionen Franken und die Staatsschulden belaufen sich auf 30 Millionen Gulden. Die Kriegsmacht besteht in Friedenszeiten aus 5500 Mann, ohne die Dragoner und Landwehr, und die Seemacht enthält 3 Goeletten und einige Kanonierböte. Festungen sind: die Citadellen von Livorno und Pistoja, Piombino, Volterra, das kleine Martino an der Sieve, und auf Elba: Porto Ferraja, Longone und Orbitello. Das Großherzogthum wird gewöhnlich in 3 Gebiete eingetheilt, als: in das Gebiet von Florenz, von Pisa und von Siena. In administrativer Hinsicht zerfällt es aber jetzt in 5 Compartimenti oder Provinzen: I. Comp. Florenz, mit der Haupt- und Residenzstadt gleiches Namens (s. d. Art.); Prato, 10000 Einw., Bischof, Gymnasium und starke Weberei; Pistoja mit 10000 Einw., Gewehrfabrik und botanischem Garten; Fiesole, ein sehr altes und wegen der Reste cyklopischer Mauern berühmtes Städtchen; Pontremoli mit 3000 Einw. und einer alten Citadelle; Pietramala, wo fast beständig eine 30 Fuß im Durchmesser haltende Flamme aus dem Boden brennt. II. Comp. Pisa mit der Hauptstadt gleiches Namens (s. d. Art.); Livorno (s. d. Art.); Volterra mit 5000 Einw., berühmten Salzbrunnen, Marmor- und Alabasterbrüchen. III. Comp. Siena, Hauptstadt gleiches Namens auf 3 Hügeln, mit 24500 Einw., 53 Kirchen und Klöstern, prächtiger Domkirche, Erzbischof, Seminar, reicher Bibliothek, Tuch-, Band-, Hut-, Darmsaiten- und anderen Fabriken; Montepulciano, 2000 Einw. und vorzüglicher Weinbau. IV. Comp. Arezzo, Hauptstadt gleiches Namens 9000 Einw., Geburtsort des Dichters Petrarca (1304) und des Notenerfinders Guido; Cortona, 3500 Einw. und viele etrurische Alterthümer. V. Comp. Grossetto, Hauptstadt gleiches Namens mit 2500 E., in sehr ungesunder Gegend; Orbitello, Hafen und 1900 E., hier die entdeckte Nekropolis (Todtenstadt). Hierher gehört das Fürstenthum Piombino mit der befestigten Hauptstadt gleiches Namens von 1200 E. am Canale gleiches Namens, der das Land von der Insel Elba scheidet. — Geschichte. Das Gebiet des jetzigen Großherzogthums T., seit den ältesten Zeiten von mehreren Völkerstämmen bewohnt und noch nach dem Untergange der Herrschaft der Römer, wie früher, Hetrurien und Thuscien genannt, hatten im VII. Jahrh. die Longobarden in Besitz und es wurde damals in das römische, herzogliche und königliche Tuscien eingetheilt. Das römische umfaßte den zunächst der Tiber gelegenen District und war mit dem Herzogthume Rom vereinigt; das königliche enthielt die Städte Lucca, Siena, Pisa und Florenz mit ihrem Gebiete und das herzogliche bildete den zwischen beiden liegenden Landstrich, welcher vom bolsener See bis zum Meere reichte. Zur Zeit der Herrschaft der Longobarden gehorchte Thuscien mehreren Herzogen, von denen die in Lucca regierenden die mächtigsten und angesehensten waren; allein nach der Auflösung jenes Reiches setzte Karl der Große (776) den Fürsten Gundobald zum Markgrafen des Landes ein, welchem außer anderen Großen auch der Graf von Florenz unterworfen war. Nach der wenig denkwürdigen Regierung des Grafen Wickoram trat (813) Bonifacius I. an seine Stelle, welcher sich durch seine Tapferkeit auszeichnete und sich besonders um Corsika und Sardinien durch Vertreibung der seeräuberischen Saracenen, die er bis an die Küste von Afrika verfolgte, verdient machte, aber doch seinem Sohne die Nachfolge nicht sichern konnte, welche nach seinem Tode (836) dem Herzoge von Lucca, Adalbert I., (847) zu Theil wurde. Dieser vertheidigte zwar die Rechte der deutschen Könige aus Karl's des Großen Stamme auf Italien mit Nachdruck, konnte sich jedoch der Einfälle der Normannen, welche sogar Pisa plünderten, nicht erwehren. Ihm folgte im Jahre 890 sein tapferer und staatskluger Sohn, Adalbert II., der Reiche, welcher die Streitigkeiten der italienischen Fürsten in Italien zu Befestigung seiner Herrschaft benutzte und, je nachdem es dieser Zweck

Digitized by Google

erforderte, bald auf die eine und bald auf die andere Seite trat, wodurch seine Macht und sein Ansehen bald das königliche überstrahlte. Sein Sohn, Guido, der ihm im Jahre 917 folgte, vermählte sich mit der berüchtigten Marozzia, regierte deßhalb mit fast unumschränkter Gewalt auch in Rom, starb aber schon 929 und hinterließ die Regierung seinem Bruder Lambert, welcher bald darauf von dem neuen Gemahl der Marozzia, Hugo von Burgund, aus Neid über seine Macht und seinen Reichthum gefangen wurde, worauf Letzterer im Jahre 939 seinen Bruder Boso zum Markgrafen einsetzte. Da er aber auch gegen diesen bald Argwohn hegte, so ließ er ihn gleichfalls einkerkern (936) und erhob nun seinen Sohn Hubert zu jener Würde, welchem (961) dessen Sohn Hugo, ein treuer Anhänger des sächsischen Kaiserhauses, folgte. Durch die mütterliche Erbschaft der Markgrafschaften Spoleto und Camerino wurde er einer der mächtigsten Fürsten Italiens, da er aber ohne männliche Nachkommen starb, so fielen beide Besitzungen nebst seinen Erbgütern seinen Töchtern zu, die Markgrafschaft aber erhielt sein Verwandter Adalbert III., unter welchem der Wohlstand und die Macht der Städte, die durch kaiserliche Privilegien befördert wurden, wuchs, unter dem aber auch schon die gegenseitigen Zwistigkeiten derselben bereits begannen. Da der ihm (1096) in der Regierung folgende Markgraf Reiner sich gegen den deutschen Kaiser Konrad II. auflehnte, so wurde er (1027) von demselben abgesetzt und sein Platz Bonifacius II. verliehen, welcher außer den ihm durch seine Gemahlin zugeführten großen Reichthümern auch die Grafschaften von Modena, Reggio, Mantua und Ferrara besaß und daher für den mächtigsten und reichsten Fürsten von Italien galt, so daß mit der Pracht seines Hofes selbst der kaiserliche nicht wetteifern konnte. Allein obgleich er dem Kaiser unverbrüchlich treu blieb, konnte er doch dem Verdachte, nach Unabhängigkeit zu streben, nicht entgehen und fiel daher im Jahre 1052 durch Meuchelmord. Da aber auch sein Sohn Friedrich, welcher ihm gefolgt, schon 1055 starb, so fiel die Markgrafschaft an den zweiten Gemahl von Friedrich's Mutter Beatrix, den Herzog Gottfried den Bärtigen von Niederlothringen, welchem als Empörer Kaiser Heinrich III. sein Land genommen hatte. Um sich der Treue des neuen Markgrafen zu versichern, nahm der Kaiser (1055) dessen Gemahlin und Tochter als Geißeln mit nach Deutschland, welche zwar die Kaiserin nach dem Tode ihres Gemahls wieder entließ und deßhalb an Gottfried einen ihr stets treu ergebenen Vasallen fand, wodurch aber doch dessen Tochter, Mathilde (s. d. Art.), zu einer unversöhnlichen Feindin des Kaiserhauses geworden war. Diese starb 1115 und hatte sich durch ihre Staatsklugheit, welche sie unter den verwickeltesten Umständen, bei der Empörung der Städte und der Bedrängniß durch die kaiserlichen Heere in Italien beurkundete, allgemein den Namen der großen Gräfin und bei der Geistlichkeit, die ihr auf alle Weise schmeichelte, den einer Heiligen erworben und ihr Übergewicht in Italien stets zu behaupten gewußt. Sie war aber nicht nur während ihres Lebens die Veranlassung zu mehreren verderblichen Kriegen, sondern nach ihrem Tode begannen auch die Streitigkeiten über ihre Erbgüter, die sie zu wiederholten Malen, zuletzt noch 1102 dem päpstlichen Stuhle geschenkt hatte. Schon 1116 unterwarf Heinrich VI. bei seiner Anwesenheit in T. die aufrührischen Städte, ertheilte den übrigen neue Freiheiten, suchte das Land mehr zu bevölkern und setzte 1117 Radbod, 1119 aber seinen Neffen Konrad zum Markgrafen ein, welcher zugleich das Herzogthum Ravenna erhielt und sich nach dem Tode seines Oheims zum König von Italien krönen ließ. Allein Kaiser Lothar II. setzte 1133 an seiner Statt Engelbert zum Markgrafen ein, der jedoch aus Untüchtigkeit schon 1136 dem Schwiegersohne des Kaisers, Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern und Sachsen, weichen mußte. Dieser erhielt als der nächste Verwandte Welf V. zugleich die Erbgüter der Gräfin Mathilde vom Papste zum Lehen, aber Kaiser Konrad III. sprach im

Digitized by Google

Jahre 1139 die Acht über ihn aus und entsetzte ihn auch seiner markgräflichen Würde. Je mehr indeß das Ansehen und der Einfluß der Markgrafen durch ihren häufigen Wechsel und die ungewisse Lage des Staates sank, desto mehr erhob sich der Reichthum und die Macht der Städte, über welche insgesammt Pisa, welcher Heinrich V. 1116 Livorno geschenkt hatte, durch weitverbreiteten Seehandel und mächtige Flotten hervorragte, während Lucca durch den Landhandel und als Residenz der Markgrafen blühte, und Florenz, wo ein kaiserlicher Pfalzgraf seinen Sitz hatte, damals noch die minderbedeutendste unter ihnen war. Sie besaßen sämmtlich das Recht, ihre inneren Angelegenheiten durch selbst gewählte Consuln nach eigenem Ermessen zu verwalten. Da die Erbgüter Mathilden's durch den von 1116—1136 darüber geführten Streit sehr geschmälert worden waren, so konnte der Kaiser nach dem Tode Heinrich's des Stolzen es wagen, dessen Nachfolger (1139), Welf VI., die Reichsstatthalterschaft über T. anzuvertrauen, ohne den Mißbrauch seiner Macht fürchten zu müssen. Sein verschwenderischer und kinderloser Nachfolger, Welf VII. (1152), verkaufte an seinen Neffen, den Kaiser Friedrich I., (1169) die erwähnten Erbgüter nebst der Reichsstatthalterwürde. Unterdeß war durch Verwandelung vieler Afterlehen in unmittelbare Reichslehen nicht nur einzelnen großen Geschlechtern die Gelegenheit benommen sich zu unumschränkten Herren des Landes aufzuwerfen, sondern die Städte hatten auch durch Aufnahme eines zahlreichen Landadels ihr Vermögen, ihre Streitkräfte und ihr Gebiet vermehrt, obgleich sie andererseits demselben auch immer mehr Antheil an der Regierung nehmen lassen mußten. Unter allen Städten aber hatte sich Florenz am Meisten gehoben, sein Gebiet durch Unterwerfung des straßenräuberischen Landadels beträchtlich erweitert und sich durch Handel, Gewerb- und Kunstfleiß über alle andere Städte erhoben. Der neue kaiserliche Statthalter, der Erzbischof Christian von Mainz, verleitete durch seine Härte viele Städte und Adelige zum Abfalle vom Kaiser, der sich nur die Treue der übrigen durch Ertheilung neuer Freiheiten sichern mußte, so daß dieselben in Bezug auf Verfassung und innere Verwaltung ganz unabhängig waren und nur jährlich eine unbedeutende Abgabe zu entrichten hatten. Unter den inneren Kämpfen beschäftigte damals der Streit Pisas und Genuas um die Herrschaft über Sardinien fast alle Städte Toscanas und nur bedeutende Niederlagen oder gänzliche Erschöpfung einer Partei erzeugten einen Waffenstillstand oder kurzen Frieden. Kaiser Heinrich VI. überließ die von seinem Vater, Friedrich I., ererbten Ansprüche auf die Güter der Gräfin Mathilde und T. seinem Bruder Philipp, allein während derselbe mit Otto IV. in Deutschland um die Kaiserkrone kämpfte, brachte Papst Innocenz III., welcher die päpstlichen Rechte auf die mathildischen Erbgüter erneuerte, im Jahre 1198 einen Bund der toscanischen Städte gegen den Kaiser zu Stande, dessen Haupt das von den Kaisern oft hart behandelte Florenz war, und nur Pisa, von jeher durch die Hohenstaufen begünstigt, blieb ihnen treu. Durch die lange Abwesenheit der Kaiser von Italien geriethen indeß viele ihrer Rechte über T. in Vergessenheit und Otto IV. durfte dieselben bei seiner Ankunft in Italien nach Philipp's Ermordung (1208) nicht mit Strenge zu erneuern wagen, um nicht seine wenigen Anhänger dadurch zu verlieren. Allein dessenungeachtet brachten ihn seine Streitigkeiten mit dem Papste, welche eine ganz veränderte Stellung der Parteien bewirkten, um alles Ansehen und derselbe Fall trat kurz darauf mit dem ihm vom Papste entgegengestellten Friedrich von Hohenstaufen (später Kaiser Friedrich II.) ein, gegen welchen der Papst den lombardischen Städtebund gründete. Seit dieser Zeit (1206) begann auch in T. der Kampf der Gibellinen und Welfen mit aller Heftigkeit zu wüthen; denn nicht nur die einzelnen Städte schieden sich nach ihrer gibellinischen (Lucca, Siena, Pisa) oder guelfischen (Florenz) Gesinnung, sondern in den Städten selbst stand der Adel meist auf der Seite der Gibellinen, die Bürger aber auf derjenigen der Welfen. Friedrich II.

Digitized by Google

übergab seinem Sohne Enzio (s. d. Art.) die Markgrafschaft T. und erhielt während seines Lebens seiner Partei das Übergewicht; nach seinem Tode aber wurden die gibellinischen Obrigkeiten aus allen großen Städten vertrieben und die Bürger übernahmen selbst die Regierung. Als jedoch bald darauf Siena für die Gibellinen gegen Florenz in den Kampf trat und am 4. Sept. 1260 die entscheidende Schlacht bei Montaperti gewann, so bemächtigten sich in letzterer Stadt die Gibellinen der Regierung und ernannten den König Manfred zu ihrem Schutzherrn. Florenz, Siena, Pisa und Arezzo bekämpften (1261) glücklich das guelfisch gesinnte Lucca, welches gegen Manfred's Macht endlich an Karl von Anjou einen Retter fand; denn nach dessen Siege über Manfred (1265) verstärkte sich die guelfische Partei durch den Übertritt mehrerer Städte sehr bedeutend und sie erhielt selbst nach der Bestätigung Karl's als Statthalter von T. durch den Papst im ganzen Lande das Übergewicht; doch verlor Karl durch seine Härte bald alles Ansehn und mußte endlich selbst der Statthalterwürde entsagen. Nun begann der Parteikampf in allen Städten aufs Neue. Der guelfische Adel, an dessen Spitze Graf Ugolino della Gherhardesca stand, wurde vertrieben; Pisa, im Kampfe mit Florenz und Lucca, verlor durch den Frieden (1276) mehrere Städte und mußte die Gibellinen wieder aufnehmen; in Florenz gewannen sie nach einem Kampfe mit den Guelfen ebenfalls (1276) das Übergewicht und diese Stadt, welche durch Handel an Reichthum und durch glückliche Kriege an Macht und Gebiet bedeutend gewonnen hatte, galt jetzt für das Haupt aller toscanischen Städte. Der Einfluß der Welfen und das Ansehen Karl's von Anjou sank gänzlich, als Kaiser Rudolph I. einen Reichsvicar nach T. sandte, welcher zwar von Florenz bestochen bald wieder abzog, aber doch durch seine Anwesenheit den Bürgern das Übergewicht über den Adel gesichert und alle Bande, welche die Städte an Karl fesselten, vollends getrennt hatte. In Florenz trat nun eine rein demokratische Regierungsform an die Stelle der Herrschaft des Adels, welcher sich ohne Ausnahme sogar in die Zünfte mußte aufnehmen lassen, die Stadt genoß eines zehnjährigen Friedens, bis 1284 ein Kampf aller toscanischen Städte gegen Pisa ausbrach, an dessen Spitze die Genueser standen, welche nach Vernichtung der pisanischen Flotte (1285) den ausgebreiteten Seehandel dieser Stadt für immer zerstörten, und nur Graf Ugolino della Gherhardesca, welcher sich der Regierung Pisas bemächtigt und die größeren toscanischen Städte, außer Lucca und Arezzo, versöhnt hatte, sicherte es vor gänzlicher Vertilgung. Nach dem Sturze Ugolino's traten die Florentiner wieder als Pisas Feinde auf und nahmen ihm in Frieden (1293) den größten Theil seines Gebietes. Die Ruhe von Florenz, welches sich damals in solchem Wohlstande befand, daß alle öffentliche Ausgaben von den Einkünften der eroberten Städte gedeckt werden konnten, wurde jedoch schon 1300 durch die Parteikämpfe der Schwarzen, an deren Spitze die Donati standen, und der Weißen, deren Häupter die Cerchi waren, gestört und dieser blutige Bürgerkrieg wurde durch die Anwesenheit des Grafen Karl von Valois (1301), welchen der Papst nach Florenz gesandt hatte, nicht nur nicht beigelegt, sondern die Verwirrung durch seinen Eigennutz und seine Bestechlichkeit nur noch vergrößert, so daß auch nach seinem Abgange die Kämpfe noch fortdauerten und selbst Kaiser Heinrich VII., welcher bei seiner Ankunft in T. (1310) die Ruhe wegen der Schwäche seines Heeres nicht wieder herzustellen vermochte, über die Stadt, die der Papst mit dem Interdicte belegte, die Reichsacht (1310) aussprechen mußte. Während dieses Kampfes schloß das fortwährend guelfisch gesinnte Florenz zur Vermehrung seiner Streitkräfte Bündnisse mit den benachbarten republikanischen Städten und nahm fremde Feldherren in Sold, welche sich nicht selten zu Tyrannen der Bürger aufwarfen. Um sich jedoch des tapfern Castruccio von Lucca kräftiger erwehren zu können, ernannte es 1313 den König Robert von Neapel zu seinem Schutzherrn, welcher bald darauf auch von Lucca, Pistoja und Prato als

Digitized by Go

solcher anerkannt wurde. Dieser sandte seine Brüder, Philipp und Peter, als seine Stellvertreter nach T., von denen Letzterer schon 1315 in der Schlacht bei Montecatini gegen die Gibellinen fiel; allein auch sein Nachfolger konnte sich kaum nach Außen gegen die Gherhardesca in Pisa und die Castruccio in Lucca, so wie nach Innen gegen eine kaiserlich gesinnte Partei behaupten. Endlich aber benutzte König Robert das wieder gestiegene Ansehen der neapolitanischen Partei zum Abschlusse eines Friedens (1317) zwischen Florenz, Lucca und Pisa. Schon 1318 störte ein blutiger Aufruhr in Siena die kaum begonnene Ruhe; noch heftigere Stürme brachen jedoch aus, als Castruccio (1322) sich Pistoja unterworfen hatte und auch Prato angriff. Vergebens widersetzten sich ihm die Florentiner, die nun nebst anderen Städten an dem Kampfe Theil nahmen, Castruccio schlug jedoch das Heer der ersteren in einer entscheidenden Schlacht am 23. Sept. 1325 und verheerte das feindliche Land mit um so größerer Erbitterung. Florenz ernannte nun nebst anderen Städten, um sich vor seinen Einfällen zu schützen, 1326 den Sohn des Königs Robert, Herzog Karl von Calabrien, auf zehn Jahre zu seinem Schutzherrn, allein dieser zeigte sich ungeachtet seiner bedeutenden Rüstungen, zu denen er von den Städten große Geldsummen erpreßte, und der Überlegenheit seiner Macht sehr unthätig gegen die Feinde. Desto inniger schloß sich aber Castruccio an den König der Deutschen, Ludwig den Baier, an, welcher 1327 in T. erschien, ihn 1328 zum Herzog von Lucca erhob und sein Gebiet durch mehrere Districte von Florenz und Pisa erweiterte. Da sich aber der neue Herzog während der Anwesenheit des Kaisers in Rom zum Herrn von Pisa aufgeworfen hatte, so entzweite er sich darüber mit Ludwig, welcher nach Castruccio's Tode (1328) dessen Söhnen das Herzogthum nahm und Lucca in einen Freistaat verwandelte. Auch die Florentiner veränderten nach dem Tode des ihnen lästig gewordenen Herzogs Karl (1328) ihre Verfassung und suchten sich besonders Lucca zu unterwerfen, welches lange von den deutschen Söldnern bedrückt worden war und jetzt von Gerhard Spinola angekauft wurde. Um sich vor den Angriffen der Florentiner zu sichern, stellte dieser die von ihm mit Milde regierte Stadt (1331) unter den Schutz des kaiserlichen Reichsstatthalters, König Johann von Böhmen. Florenz trat nun, um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, einer gegen diesen (1334) gestifteten Liga bei, allein das den Florentinern von derselben versprochene Lucca wurde 1335 dem Mastino della Scala zu Theil und der Bischof von Florenz gewann unterdeß die Stadt Massa, um die sich Siena und Pisa von 1331—1333 stritten. Während der Zeit verließ auch König Johann, bereichert mit der Beute aller Parteien, die er wechselsweise getäuscht hatte, Italien, ohne den innern Frieden von T. wiederherzustellen. Florenz eilte jetzt den Perugiern gegen die Tarlati, welche sich Arezzo und andere Städte unterworfen hatten, zu Hülfe, brachten Arezzo unter ihre Herrschaft (1337) und erweiterten im Frieden mit Mastino della Scala (1339) ihr Gebiet, welches sie während dieser Zeit auch durch Kauf vergrößert hatten, indeß die übrigen Städte Toscanas immer mehr in Verfall geriethen. Ein Versuch der Florentiner, sich Lucca zu unterwerfen, mißlang trotz der dazu aufgebotenen großen Streitkräfte; denn sie wurden am 2. Oct. 1341 von den Pisanern gänzlich geschlagen und obgleich sie aufs Neue gerüstet dem Malatesta von Rimini den Oberbefehl anvertrauten, während sie die Verwaltung der Stadt dem Grafen von Brienne, Herzog von Athen, übertrugen, so erhielt sich doch Pisa im Besitze von Lucca. Da sich inzwischen auch der Herzog zum unumschränkten Herrn der Stadt aufgeworfen hatte, die Verfassung änderte und die Bürger auf alle Weise tyrannisirte, so bildeten sich mehrere Verschwörungen gegen ihn, unter denen die erst am 26. Juli 1343 ausgebrochene gelang. Mit Hülfe der Siener wurden nun die Beamten des Herzogs ermordet, er selbst vertrieben und die Verfassung geändert. Die Kämpfe des Adels und der Bürger begannen jedoch bald von Neuem und das da-

Digitized by Google

dadurch geschwächte Florenz verlor nun nicht allein die Schutzherrschaft über Arezzo und Pistoja, so wie seine Ansprüche auf Lucca, sondern sein Ansehn und Einfluß auf T. sank immer mehr durch den Sturz der reichsten Handelshäuser (1345), wozu noch eine dreijährige Hungersnoth und 1348 eine verheerende Pest kam. Während sich aber in Pisa die ersten Familien um die Herrschaft stritten und Siena für die Befestigung seiner Verfassung thätig war, verbanden sich Florenz, Siena, Arezzo und Perugia (1351) gegen die Anführer von Freibeutern, welche sich mehrere Städte im Norden bemächtigt hatten und nun mit Hülfe der Viscontis in Mailand die übrigen Städte Toscanas, welche ihnen oft zur Schonung ihres Gebietes große Summen bezahlen mußten, bekriegten. Kaiser Karl IV. kam zwar 1355 nach Italien, übernahm die Schutzherrschaft über Siena, Pisa und Florenz und setzte den Patriarchen von Aquileja zum Reichsvicar ein, hatte aber weder den Willen, noch die Macht die Parteikämpfe, aus denen er nur eigenen Vortheil zu ziehen suchte, zu beendigen und kehrte endlich, mit dem Hasse und der Beute aller Parteien beladen, nach Deutschland zurück. Hierauf brach im Jahre 1357 ein Krieg zwischen Pisa und Florenz aus; letzteres wurde unterworfen und seine Handelsfreiheit beschränkt. Da sich aber die Stadt des sienesischen Hafens Talamona zur Versendung seiner Waaren bediente, so verband sich, um dieß zu hintertreiben, Pisa mit Genua; allein in dem darüber ausgebrochenen Seekriege behielt Florenz die Oberhand und dasselbe war auch zu Lande so glücklich, daß Pisa nach einer bedeutenden Niederlage sich am 30. Aug. 1364 zum Frieden genöthigt sah, in welchem Florenz nicht nur neue Handelsvortheile, sondern auch einen bedeutenden Zuwachs an Gebiet erhielt. Unterdeß bekämpften sich auch Siena, Perugia, Arezzo u. a. durch die Freibeuterschaaren Burkhard's, Lando's und Baumgarten's, welche im Lande schonungslos wütheten und alle Friedensversuche von Florenz vereitelten. Im Jahre 1369 erschien Karl IV. wieder in Italien, verkaufte Privilegien und Freiheiten, so viel die Städte wünschten, überließ es aber denselben sich in ihrer Ausübung zu behaupten. So erkaufte Lucca 1370 seine Freiheit vom Kaiser und schloß mit Pisa ein Schutzbündniß gegen Florenz, vor dessen Angriffen mehrere Städte sich unter die Oberhoheit des Papstes (1374) stellten. Dieser suchte sich durch den ihm hierdurch gewordenen Einfluß das ganze Land zu unterwerfen und ergriff deßhalb die drückendsten Maßregeln; da sich aber mehrere Städte Toscanas dagegen mit Barnaba Visconti von Mailand verbanden, so sprach der Papst über die Verbündeten das Interdict aus, ohne daß deßhalb die Feindseligkeiten vor dem Tode desselben (1378) ein Ende hatten. Hierauf wurde Florenz durch einen mehrjährigen Krieg zwischen Adel und Volk zerrüttet, in welchem Georg Scali und Thomas Strozzi die Oberhand behielten; allein nach ihrem, durch gegenseitigen Zwist (1382) veranlaßten Sturze trat die Partei der Albini an die Spitze der Angelegenheiten. Da die zahlreich Verbannten in Siena eine Aufnahme fanden, so entstand daraus ein Krieg zwischen beiden Städten, der erst 1392 beigelegt wurde. Unterdeß hatte der Herzog Johann Galeazzo von Mailand die Schutzherrschaft über Pisa, Siena und Lucca erhalten und nur der Tod desselben (1402) befreite Florenz, welches sich gegen den Herzog mit dem Papste verband, aus ähnlicher Lage. Sein Nachfolger Gabriel Galeazzo verkaufte Pisa an Florenz, welches dadurch endlich die verhaßte Nebenbuhlerin für immer in seine Gewalt bekam, und Livorno an Frankreich; der Papst hatte sich Perugias bemächtigt, in Lucca gebot Paulo Guinigi und die übrigen Theile von T. besaßen Florenz und Siena. Kaum hatte nun T. einige Jahre Ruhe genossen, so fiel Ladislaus, König von Ungarn und Neapel, in den Kirchenstaat ein, bemächtigte sich Perugias und suchte auch Florenz zu unterwerfen, welches sich mit Siena gegen ihn verband. Nach kurzem Aufenthalte in T. wurde Ladislaus von Ludwig von Anjou nicht nur aus diesem Lande, sondern auch aus dem Kirchenstaate vertrieben und schloß nun am 7. Jan. 1411

Digitized by Google

mit Florenz Friede, worin er ihm Cortona abtrat. Zwar brach er denselben bald darauf und verheerte das florentinische Gebiet von Neuem, im Jahre 1417 machte jedoch ein neuer Friede und der Tod des Königs den Feindseligkeiten ein Ende. Hierauf bemächtigte sich der Söldnerhauptmann Braccio da Montano Perugias; dasselbe fiel aber nach der Niederlage des Montano durch die Neapolitaner (1424), mit denen er Krieg führte, und seinem bald nachher erfolgten Tode an den Papst, so wie die übrigen von ihm eroberten Gebiete an ihre früheren Besitzer zurück. Florenz sicherte seine Ruhe im Innern durch Unterdrückung der Alberti und Ricci, führte aber im Vereine mit Venedig einen siegreichen Krieg gegen Mailand, welcher 1419 beendigt, aber schon 1423 von letzter Stadt wieder gebrochen wurde. Dauerhafter war jedoch die Ruhe nach der Niederlage der Mailänder bei Cremona (1427), welcher im folgenden Jahre ein Friede folgte. Unterdeß hatte sich die Familie Medici in Florenz durch Handel fürstliche Reichthümer und einen unbegrenzten Einfluß auf die niedrigen Volksclassen erworben und gelangte endlich zur Oberherrschaft über Florenz und T., welche sie bis 1737 behielt (s. Medicäer). Mit dem Tode Johann Gaston's (am 9. Juli 1737) erlosch die männliche Linie des Hauses der Medicäer und der neue Großherzog, Franz Stephan (s. d. Art.), der Gemahl der deutschen Kaiserin Maria Theresia, trat sogleich die Regierung über T. an. Den zerrütteten Zustand seines Landes vermochte er um so weniger zu heben, da er selbst an dem Hofe seiner Gemahlin in Wien lebte und die Einkünfte für seinen Hofstaat demnach in das Ausland gingen. Eine glücklichere Zeit für den schwergedrückten Staat begann aber nach seinem Tode (18. Aug. 1765) mit dem Regierungsantritte seines zweiten Sohnes, des Erzherzogs Peter Leopold (s. Leopold II., deutscher Kaiser). Die vielen Übel und Mißbräuche, unter denen der Staat litt, sogleich durchschauend, erstreckte sich seine thätige Fürsorge für Verbesserungen über alle Theile der Staatsverwaltung, sowohl der öffentlichen und bürgerlichen Verhältnisse, als auch der geistlichen Angelegenheiten. Er sorgte für bessern Anbau des Landes, ließ Sümpfe austrocknen, Heerstraßen bauen, Canäle anlegen, die Häfen verbessern, hob den Innungszwang auf, ertheilte dem Landmanne Eigenthumsrechte, schaffte die Feudalrechte ab, hob die Mauthen im Lande und die Monopole auf, verbot die Generalverpachtung der Steuern, vervollkommnete die Unterrichtsanstalten und ließ ein neues Staatsgesetzbuch entwerfen. Zur Verbesserung des kirchlichen Zustandes rief er eine Synode der Geistlichkeit von T. zusammen, zog viele Klöster ein, schaffte die Inquisition ab, vermehrte die Einkünfte der Pfarrerstellen, gab den Bischöfen eine größere Unabhängigkeit vom Papste und suchte T. die Rechte der gallicanischen Kirche zu sichern. Die Protestation des Papstes dagegen war eben so vergeblich, wie die durch die Geistlichkeit versuchte Aufwiegelung des Volkes, welches ihm mit treuer Liebe und Ergebenheit anhing und daher seinen Abgang von T. am 1. März 1790 zur Übernahme der deutschen Kaiserkrone nach dem Tode seines Bruders Joseph II. allgemein betrauerte; denn durch seine weise Fürsorge war während seiner Regierung das vorher so tief verschuldete und zerrüttete T. das reichste und am Besten verwaltete Land von Italien geworden. Dem Erbfolgegesetze der Secundogenitur zufolge übernahm nun sein zweiter Sohn, der Erzherzog Ferdinand III., die Regierung, die er im Geiste seines Vaters fortzuführen suchte. Zur Erhaltung des Friedens weigerte er sich lange der Coalition gegen Frankreich beizutreten, wozu er erst gezwungen werden konnte, als die Engländer im Oct. 1793 Livorno, welches er ihnen bald darauf einräumte, mit einem Bombardement bedrohten. Obgleich er sich dessenungeachtet auch gegen Frankreich im Geheimen sehr zuvorkommend zeigte und zuerst unter allen europäischen Fürsten am 3. Febr. 1795 einen Frieden mit der Republik schloß, zu dessen Erhaltung er auch nachmals große Opfer brachte, so besetzte doch schon im nächsten Jahre Buonaparte, die Protestationen des Großherzogs nicht achtend, Livorno

Digitized

unter dem Vorwande, daß Letzterer die Neutralität nicht aufrecht zu erhalten vermöge. Das Land wurde nun durch die Franzosen, welche die Handelshäuser von Livorno zum Ersatze für die ihnen entgangenen englischen Waaren und Schiffe brandschatzten, und von den Engländern, welche den Hafen jener Stadt blokirten und sich der toscanischen Schiffe bemächtigten, gleich sehr gedrückt und durch die Vernichtung alles Handels und die dadurch erzeugte Noth der unteren Volksclassen konnte ein offener Ausbruch der Wuth gegen die Franzosen kaum zurückgehalten werden, deren Abzug am 12. Mai 1797 der Großherzog mit einer Million Franken erkaufte, worauf sich auch die Engländer von Porto Ferrajo entfernten. Da aber, ungeachtet der Nachgiebigkeit und Vorsicht des Großherzogs, die benachbarte cisalpinische und römische Republik sich mehrerer Landestheile von T. bemächtigten und die Vorstellungen des Großherzogs dagegen vergeblich waren, so schloß er mit England und Neapel ein Bündniß zur Vertheidigung seiner Grenzen, worauf schon im März 1799 die Franzosen in T. einrückten, Florenz besetzten und dem Großherzoge geboten, sein Land zu verlassen. Kaum war derselbe nach Wien abgegangen, so schalteten die Franzosen in T. wie in einem eroberten Lande, errichteten eine provisorische Regierung, veräußerten die Allodialgüter des Großherzogs und der Malteserritter, belegten die englischen und portugiesischen Waaren mit Beschlag und sandten die vorzüglichsten Kunstwerke von Florenz nach Paris. Die Wuth des Volkes gegen die Franzosen brach in Pistoja und Florenz in offenen Aufruhr aus, welcher zwar durch die Übermacht der Gegner augenblicklich unterdrückt wurde, aber doch nach einem neuen Aufstande in Arezzo die Vertreibung derselben und der polnischen Hülfstruppen (am 14. Mai 1799) zur Folge hatte. Am 9. Juni vereinigten sich die toscanischen Truppen mit den Östreichern, nahmen Cortona und Siena im Sturm ein, befreiten den Norden des Landes von den Feinden und riefen nach der mit den Franzosen in Livorno geschlossenen Capitulation am 16. Juni Ferdinand III. zum Großherzoge aus. Allein schon im October des folgenden Jahres besetzten die Franzosen zufolge der Siege Buonaparte's in Oberitalien T. aufs Neue und der Großherzog mußte das Land im Frieden zu Luneville gegen eine Entschädigung in Deutschland abtreten. Dem Vertrage Frankreichs mit Spanien gemäß nahm nun der bisherige Erbprinz Ludwig von Parma, ein Sprößling der spanischen Königsfamilie, T., dessen Gebiet vergrößert wurde, als König von Hetrurien in Besitz und Hetrurien wurde für ewige Zeiten zu einem Erbe des spanischen Königshauses erklärt. Der neue König reiste nun von Madrid, wo er seither gelebt hatte, mit seiner Gemahin Maria Louise, einer Tochter Karl's IV. von Spanien, über Paris mit großem Prunke in sein eben erworbenes Land, wurde bald von seinen Unterthanen wegen seines spanischen Hochmuthes und der Wiederherstellung der Hierarchie gehaßt und ganz nach dem Willen seiner Gemahlin geleitet, welche nach seinem Tode am 27. Mai 1803 für ihren minderjährigen Sohn, Ludwig, die Regierung übernahm. Das Land blieb bis zum Jahre 1806 bald von französischen, bald von spanischen Truppen besetzt, wurde jedoch schon am 27. Febr. 1807 durch den Vertrag zu Fontainebleau zwischen Frankreich und Spanien mit ersterm Lande vereinigt und der König von Hetrurien durch das nördliche Portugal entschädigt, worauf die königliche Familie nach Spanien abging. Durch das Decret vom 30. Mai 1808 erhielt nun Hetrurien seinen alten Namen wieder, wurde von Napoleon in drei Departemets abgetheilt und unter dem Namen eines Großherzogthums seiner Schwester Elise verliehen, welche das Land bis zur Thronentsetzung ihres Bruders im Jahre 1814 regierte. Alsdann erhielt es sein ehemaliger Fürst, der Erzherzog Ferdinand, welcher durch den Frieden zu Luneville zum Churfürsten von Salzburg und seit 1806 zum Großherzog von Würzburg ernannt worden war, in seinen früheren Grenzen nebst dem Stato de Presidi, den ehemaligen Reichslehen Montanto, Verno, Santa Maria und der Insel Elba

Digitized by Google

zurück, mit der Zusicherung der Erbfolge in Lucca nach dem Aussterben des bourbonischen Hauses. Als Ferdinand am 18. Juni 1824 nach einer langen und wechselsvollen, aber auch milden, gerechten und weisen Regierung starb, folgte ihm sein Sohn Leopold II., der im Geiste seiner nächsten Vorfahren fortregierte. Er verfuhr gegen die auch T. beunruhigenden Carbonari, die man in anderen Staaten Italiens mit großer Härte bestrafte, mit Mäßigung und Milde und wußte auch im Jahre 1825 in seinem Lande die Ruhe zu erhalten. Ein großes Verdienst um seine Unterthanen und das Land erwarb er sich 1829 durch Austrocknung der Maremmen zwischen Orbitello und Rombino und bewies auch seine religiöse Duldung durch die Erlaubniß, die er zur öffentlichen Ausübung des protestantischen Gottesdienstes in Florenz ertheilte. Selbst in den Jahren 1830 und 1831 blieb T. von den Aufregungen durch das junge Italien, welche besonders Bologna, Ancona ꝛc. bedrohten, größtentheils verschont und das Land genießt noch gegenwärtig nach den Stürmen einer vielbewegten Zeit eines festen innern und äußern Friedens. 71. 81.

Total (ein der spätern Latinität zugehöriges Wort), gänzlich, völlig, gesammt, ist entgegengesetzt dem ebenfalls unlateinischen partial oder partiell, d. i. theilweise. So spricht man von einer Totalbilanz, d. i. Schlußrechnung über die Verwaltung einer Casse mit Angabe des Verhältnisses der Einnahme zur Ausgabe; Totaleinkommen; Totalfinsterniß (der Sonne und des Mondes); Totalhabitus, d. i. die Beschaffenheit und Auffassung eines Gegenstandes im Ganzen, ohne Rücksicht auf seine einzelnen Theile; und endlich von einem Totaleindrucke, d. i. dem Gesammteindrucke, der harmonischen Stimmung, welche jedes Kunstproduct, als ein ästhetisches Ganzes, trotz der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinung in Raum und Zeit, hervorbringen soll, dessen Mangel offenbar beweist, daß die Einheit der Idee in dem Künstler noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen ist oder gar nicht vorhanden war. — Totalität (Ganzheit, Gesammtheit) wird gewöhnlich im Gegensatze zur Singularität (Besonderheit, Einzelheit) und Pluralität (Vielheit, Mehrheit) als die Zusammenfassung der progressiven Vielheit an Personen und Sachen derselben Gattung (besonders Kunstproducten) gedacht und gefordert. In dieser letztern Beziehung ist sie dann oft gleichbedeutend mit Vollständigkeit, in wie weit sie bei idealen Erzeugnissen auf dem Gebiete der Freiheit zulässig ist. Oft ist auch Totalität s. v. a. Universalität (Allheit), in sofern das All ein Ganzes ist und als solches gedacht wird. Totalitätssinn wird endlich noch für Gemeinsinn gebraucht. 84.

Totila, König der Ostgothen in Italien, gelangte im Jahre 544 n. Chr. Geb. auf den Thron. Von Pavia aus drang er erobernd in Italien vor, schlug die ihm entgegengeschickten römischen Heere und unterwarf sich nach und nach das ganze Land bis auf Rom und einige von byzantinischen Truppen besetzte Städte. Vergebens suchte ihn Belisar zur Aufhebung der Belagerung Roms zu zwingen, während schon die drückendste Hungersnoth in der Stadt wüthete. Die isaurischen Söldner, welche die Wälle vertheidigten, öffneten am 17. Dec. 546 dem gothischen Heere die Thore und T. zog nun an der Spitze desselben in die von den Feinden verlassene Stadt ein. Obgleich er den Soldaten eine uneingeschränkte Plünderung gestattete, so schonte er doch auf Fürbitten des Pelagius das Leben der Einwohner, so wie die Ehre der Frauen, und auch von der gänzlichen Zerstörung der Stadt, die sein Heer schon begonnen hatte, ließ er sich durch die Vorstellungen des Belisar zurückbringen, so daß die prachtvollsten Gebäude und die ehrwürdigsten Denkmäler des Alterthums noch zur rechten Zeit gerettet werden konnten. Als er darauf die Stadt verlassen und die Senatoren derselben mit sich fortgeführt hatte, nahm Belisar dieselbe mit seinen wenigen Truppen in Besitz, stellte die zerstörten Wälle wieder her und rief die geflohenen Einwohner in ihren alten Wohnsitz zurück. Auf die Nachricht davon kehrte T. wieder zur Belagerung Roms um, mußte sich aber nach

Digitized by Google

mehreren vergeblich wiederholten Versuchen, dasselbe zu erobern, mit großem Verluste zurückziehen, wandte sich alsdann nach Apulien, schlug dort ein römisches Heer, erschien darnach aufs Neue vor Rom und bekam es abermals durch eine Verrätherei der isaurischen Wache in seine Gewalt. Da er indeß vom griechischen Kaiser Justinian vergebens die Abtretung von Italien verlangt hatte, so rüstete er eine bedeutende Flotte aus, nahm Rhegium (Reggio) und Tarent in Besitz, schiffte nach Sicilien über und unterjochte nicht nur diese Insel, auf welcher er eine unermeßliche Beute gewann, sondern bemächtigte sich auch Sardiniens und Corsikas und verheerte die Küsten von Griechenland. Während unterdeß seine Truppen Ancona belagerten, erschien eine griechische Flotte vor dieser Stadt, schlug die gothische mit großem Verluste zurück und das Landheer mußte nun die Belagerung aufheben, worauf den Gothen auch Sicilien bald wieder abgenommen wurde. Nun wurde nach Zurückberufung Bellsar's dem T. ein neuer Gegner in der Person des Feldherrn Narses entgegengestellt. Derselbe überstieg im Jahre 552 mit einem zahlreichen, aus Herulern, Longobarden u. a. bestehenden Heere die julischen Alpen und zog schon auf Rom los, als ihm T. in der Ebene von Busta Gallorum (auch Taginä genannt, wo einst Camillus die Gallier geschlagen haben soll) entgegenkam. T. schlug die ihm von Justinian angebotene Verzeihung aus und griff am folgenden Morgen im Juni 552 den griechischen Feldherrn mit dem Entschlusse zu siegen oder zu sterben an; allein seine bald aus einander gesprengte Reiterei stürzte sich auf das Fußvolk, brachte dasselbe in Verwirrung und nun löste sich Alles in eine wilde Flucht auf. T. selbst entfloh mit nur fünf Begleitern, wurde aber bald von einem Anführer der Gepiden eingeholt und unerkannt mit einer Lanze durchbohrt. Sein Nachfolger war Tejas (s. d. Art.). 81.

Tott (Franz, Baron von), ein vorzüglicher Ingenieur und Schriftsteller, wurde im Jahre 1733 zu Chamigny bei la Ferté sous Jouarre geboren, wo sich seine Eltern, welche aus Ungarn stammten, damals aufhielten, ging im Jahre 1755 im Gefolge des französischen Gesandten Vergennes nach Constantinopel, hielt sich daselbst acht Jahre lang auf, lernte während dieser Zeit vollkommen türkisch, kehrte alsdann nach Frankreich zurück, wurde zum französischen Residenten beim Chan der krimmischen Tataren ernannt, ging nach dem Tode desselben wieder nach Constantinopel und leistete daselbst den Türken während ihres Krieges mit Rußland (1768—1774) durch Verbesserung der Stückgießerei und des Artillerieweſens, so wie durch Befestigung und Vertheidigung der Dardanellen sehr wichtige Dienste. Nach dem Frieden (1774) begab er sich nach Frankreich, besuchte alsdann im Auftrage der Regierung die französischen Handelsplätze in der Levante, wandte sich nach Vollendung dieses Geschäftes nach Ungarn, lebte daselbst sehr zurückgezogen und starb im Jahre 1793 zu Tatzmannsdorf. Sehr schätzenswerth sind die Nachrichten, die er über die Türkei, die Tatarei, den Archipel, Syrien ꝛc. in seinen Schriften hinterlassen hat. 81.

Toulon (spr. Tulong), feste Hauptstadt eines Bezirks im französischen Departement Var, Hauptort einer Seepräfectur, unter 23° 35′ 42″ L., 43° 7′ 16″ N.Br., an einem Busen des mittelländischen Meeres, in einer schönen fruchtbaren Ebene, welche eine hohe Felsenkette bis ans Meer umschließt, wird in das alte und neue Quartier getheilt und hat 2 Thore, meistens gerade, mit freundlichen Häusern besetzte Straßen, einen großen mit Bäumen besetzten Platz, 2436 Häuser, 32000 Einw.; 8 Kirchen mit einer Kathedralkirche; 3 Hospitäler mit dem großen See- und Landhospitale; ein großes Stadthaus; ein ungeheures Bagno, bestimmt, um mehrere Tausende von Galeerensklaven in sich zu fassen; ein ehemaliges Jesuitenhaus mit einem Seminare für Schiffsprediger; ein Gymnasium; eine königliche Schifffahrtsschule; eine Arzneischule zur Bildung von Schiffsärzten; eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften und Künste; einen botanischen Garten; eine

Digitized by Google

Sternwarte; eine Bibliothek; eine Quarantaineanstalt; Segeltuch-, Wollen-Hut-, Seife-, Öl-, Seiden- und Baumwolle-, Strumpf- und Mützenfabriken, Bierbrauerei; Kapernbau; Fischerei; Handel mit Kapern, Wein, Thunfischen; Sardellen, Korallen ꝛc. Am Merkwürdigsten ist T. wegen seines großen und sichern Kriegshafens und seiner vortrefflichen Rhede, wozu eine sehenswerthe Schiffsdocke zur Ausbesserung der Schiffe, eine große Seilerbahn, ein ungeheures Arsenal, eine Kanonengießerei, große Schiffswerfte, Seemagazine, Zeughäuser ꝛc. gehören. Südlich von der Rhede, auf einer bergigen Halbinsel, ist das weitläufige Hospital Saint-Madrier und in der Rhede selbst soll eine prächtige, mit Schiffsschnäbeln und einem Leuchtthurme auf ihrem Gipfel gezierte Säule zum Andenken an die im Jahre 1830 unternommene Expedition nach Algier errichtet werden. Napoleon zeichnete sich hier bei der Belagerung 1793 zuerst als Artillerielieutenant aus. Seit dem October 1817 gehört T. zu den guten Städten Frankreichs. 71.

Tourbillon (spr. Turbiljong) ist ein Lustfeuerwerkskörper, welcher aus einer ½- oder 1pfündigen Papierhülse besteht (d. h. der äußere Durchmesser derselben ist gleich dem Gewichte einer ½- oder 1pfündigen eisernen Kugel), die mit Raketensatz vollgeschlagen und an beiden Enden gewürgt ist. Damit dieses Kunstfeuer bei einer drehenden Bewegung steige, wird der äußere Umfang der Hülse in 4 gleiche Theile getheilt und durch der Länge nach gezogene Linien unterschieden. Auf 2 einander gegenüberstehenden Linien wird ½ Caliber von dem Ende, auf jeder ein Loch bis mitten in den Satz gebohrt; in die dritte, mittlere, in 5 Theile getheilte Linie werden auf den 4 Theilungspunkten gleichmäßige Löcher mit einem Hohlbohrer gebohrt, so daß sie ⅛ Caliber gleichförmig weit und inwendig glatt sind. Es wird endlich ein krummer Spahn von leichtem Holze mit ausgeglühetem Drahte zwischen die 4 Löcher genau in die Mitte der Hülse gebunden und oben auf letztere ein Schlag befestigt. Nachdem alle 6 Brandlöcher gut angefeuert und mit Zündschnur versehen, die Feuerleitung mit Papier überkleidet ist, zündet man den T. auf einem glatten Brete liegend an. Die 4 unteren Löcher bewirken das Steigen, während er durch die beiden Seitenlöcher eine drehende Bewegung erhält, so daß er mit heftigem Rauschen sich kreisend erhebt. 61.

Tournefort (spr. Turnefohr) (Joseph Pitton de), einer der ausgezeichnetsten Botaniker Frankreichs, wurde im J. 1656 zu Aix in der Provence geboren, lernte schon in seiner Kindheit aus eigenem Antriebe alle in der Umgegend seiner Vaterstadt wachsenden Pflanzen kennen, erhielt in dem Jesuitencollegium daselbst seine erste Schulbildung und studirte alsdann zu Montpellier Theologie, Anatomie, Medicin und besonders Botanik, konnte aber erst nach dem Tode seines Vaters (1677) seiner vorherrschenden Neigung zu letzterer uneingeschränkt folgen. Er unternahm nun mehrere wissenschaftliche Reisen durch Frankreich, Holland, England, die Pyrenäen, Spanien und in die Levante, zu welcher letztern ihn Ludwig XIV. unterstützte. Im J. 1683 zum Professor der Botanik bei dem königlichen Pflanzengarten in Paris ernannt war er zur Bereicherung desselben unermüdet thätig, unternahm deßhalb mehrere Reisen, schlug einen sehr vortheilhaften Ruf nach Leyden aus, wurde Professor der Medicin am Collége de France, trat im J. 1692 als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften ein und starb im J. 1708 zu Paris an den Folgen einer Quetschung auf der Brust, die er bei dem Vorüberfahren eines Wagens in einer engen Straße erhalten hatte. Unter seinen Schriften verdienen besonderer Erwähnung: „Elémens de botanique ou méthode pour connaître les plantes“ (Paris 1694. 3 Bde. mit Kupf. neue Ausg. Bonn 1711; lat. Bonn 1700, 4.); „Histoire des plantes, qui naissent aux environs de Paris“ (Paris 1698, 12.; neu bearbeitet von B. Jussieu 1725); „Voyage du Levant“ (Paris 1712. 2 Bde. 4; 2te Aufl. 1717. 3 Bde., auch Amsterdam 1718; deutsch Nürnberg 1776. 3 Bde.); und die „Institutiones

rei herbariae“ (1700 und 1719 von Anton Jussieu mit 489 Kupfern). In allen seinen Werken spricht sich außer seiner tiefen Sachkenntniß ein scharfgebildeter philosophischer Geist aus, wodurch sie um so werthvoller und anziehender werden. Vor Linné's Auftreten war T.'s System das verbreitetste und er überhaupt der erste Botaniker, welcher die Pflanzenwelt einem Systeme unterordnete. Er theilte dieselbe in 22 Classen, unterschied die kräuterartigen von den baumartigen Gewächsen und ordnete im Allgemeinen die Pflanzen nach der Blüthe. Die ersten 15 Classen sind auf den verschiedenen Bau der Blume begründet, die 16. enthält die Pflanzen, denen die Blumen fehlen, die 17. diejenigen, denen Blume und Frucht fehlen und die 5 letzten umfassen die Bäume und baumartigen Gesträuche, ebenfalls nach der Verschiedenheit der Blüthen geordnet. 81.

Tourniquet, s. Aderpresse.

Toussaint l'Ouverture, s. Haiti.

Tower, s. London.

Toxikologie (von τοξικόν, Gift und λόγος, Lehre), ist die Lehre von den Giften, d. h. ein Theil der Wissenschaft, welcher sich mit der Natur, den Wirkungen der Gifte und den zur Bekämpfung dieser Wirkungen geeigneten Mitteln beschäftigt. (Vergl. Gift.) 7.

Trabanten (satellites) hießen sonst die bewaffneten Diener, welche fürstliche und andere vornehme Personen beständig bekleideten und aus denen später die garde du corps entstand. Uebergetragen hat man den Namen auf die Nebenplaneten (s. d. Art.) als beständige Begleiter der Planeten. 30.

Traberkrankheit, s. Dreher.

Trachyt (fr. domite) ist ein Gebirgsgestein, dessen Entstehung mit derjenigen der Trappgesteine zusammenfällt und das entweder eine eigenthümliche Mineralsubstanz ist oder zum Feldspathe gerechnet werden kann. Es wird klein- und feinkörnig, dicht, erdig, porös und blasig, mandelsteinartig, von graulichweißen und grünlichgrauen Farben gefunden. Oft ist es durch Hornblende und Glimmer, Augit, Titan, Magneteisensteinkrystalle porphyrartig. Zuweilen ist es säulenförmig zerklüftet. Es ist nicht reich an Erzen, in Ungarn und Mexiko auch goldführend. 76.

Tracíren (spr. trassiren), fr. tracer, heißt eine auf dem Felde abgesteckte Figur (s. d. Art. Abstecken) durch auf dem Erdboden eingerissene Furchen in ihren Seiten und Winkeln bezeichnen. Des Tracirens bedient man sich besonders bei Bauen von Straßen, Dämmen und Gebäuden. 33.

Tractat, fr. traité; engl. treatise, ist überhaupt jede schriftliche Abhandlung über einen einzelnen Gegenstand; in dieser Bedeutung ist aber der Ausdruck in der neuern Zeit etwas in Mißcredit gerathen, indem man ihn besonders für die religiös-mystischen Büchelchen gebraucht, welche die religiösen Dunkelmänner unter dem Volke zu verbreiten suchen und wozu sich sogar besondere Gesellschaften gebildet haben (Tractatengesellschaften). In ganz anderer Bedeutung versteht man aber unter Tractaten theils die einem Vertrage vorausgehenden Verhandlungen, theils den Vertrag (s. Contract) selbst. 9.

Tradition (παράδοσις, traditio, Ueberlieferung) bezeichnet ursprünglich jeden mündlichen oder schriftlichen Unterricht und bei den älteren Kirchenvätern die ganze christliche Lehre, sowohl die mündlich als die in der heiligen Schrift niedergelegte (traditio scripta et non scripta); aber in späteren Zeiten schränkte man diesen Ausdruck blos auf die mündlich überlieferten Offenbarungen ein und setzte T. als ungeschriebenes Wort Gottes dem aufgeschriebenen Worte Gottes in der heiligen Schrift entgegen. Die katholische Kirche behauptet nämlich, daß ein Theil der Lehre Jesu und der Apostel nicht aufgeschrieben, sondern mündlich fortgepflanzt und allmählig in den Schriften der Kirchenväter niedergelegt und so bis auf unsere

Digitized by Google

Zeit unverfälscht erhalten worden sei. Das Concilium zu Trient gab dieser T. mit dem geschriebenen Worte, der heiligen Schrift, gleiches Ansehen, indem es verlangte, daß man sich ihr eben so unterwerfen müsse, wie den Aussprüchen der heiligen Schrift, weil die Kirche im fortwährenden Besitze der Offenbarungen des heiligen Geistes sei, dessen Gaben in der ununterbrochenen Succession der Bischöfe den folgenden Lehrern mitgetheilt worden wären. Man theilt die T. in eine dogmatische, d. i. Ueberlieferung gewisser Glaubenslehren, z. B. vom Fegefeuer, Meßopfer ꝛc.; eine historische, Ueberlieferung über gewisse Begebenheiten, die mit der Geschichte der christlichen Offenbarung in Verbindung stehen, z. B. von dem Primate Petri; eine rituale, Ueberlieferung über gewisse Kirchengebräuche, z. B. die Kindertaufe, Fasten ꝛc., und in eine hermeneutische, Ueberlieferung über den Sinn, in welchem die Verfasser der heiligen Schrift diese oder jene Stelle verstanden hätten; denn die römische Kirche behauptet, die heilige Schrift müsse nach der einstimmigen Lehre der Kirchenväter ausgelegt werden, wodurch sie in der That die T. über die Urkunden des Christenthums erhebt, indem sonach die Schrift nichts Anderes lehren und sagen darf, als was die Kirche und die Kirchenväter wollen und erlauben. Die römische Kirche erhob aber deßwegen die T., weil sich ein großer Theil ihrer Lehren, und besonders die Hierarchie, nicht aus der Schrift beweisen, wohl aber in ihren Anfängen in den Schriften der Kirchenväter und den Decreten der Päpste und Concilien nachweisen läßt. Die Protestanten verwerfen die katholische T. als falsch und unbegründet und behaupten, daß die einzig wahre T., in sofern sie Norm des Glaubens und Lebens ist, in dem Kanon des neuen Testaments enthalten ist. Die wahre und glaubwürdige T. außerhalb der Schrift, d. h. die einzelnen historischen Notizen, welche Thatsachen der christlichen Offenbarung betreffen und nicht in dem neuen Testamente enthalten sind (denn solche gibt es und kann es geben), haben nur einen hermeneutischen Werth und können mithin an sich nicht als Glaubens- und Lebensnorm betrachtet werden, was die katholische Kirche behauptet, indem sie annimmt, daß die T. eine von der Schrift ganz unabhängige Erkenntnißquelle und Norm sei. Uebrigens statuirt die katholische Kirche, daß die T. so wie die heilige Schrift inspirirt, infallibel und unverfälscht fortgepflanzt sei in der Kirche durch die Inspiration, und daß die Erklärung derselben lediglich von der Kirche abhänge, welche im Besitze einer fortgehenden Inspiration sei. Vergl. Weinmann, „Darstellung und unparteiische Kritik der Streitfrage über die T. als Quelle religiöser Lehren und Ueberzeugungen" (Hildburgh. 1825). 63.

Traditoren (traditores, scl. librorum sacrorum) hießen in der ersten christlichen Kirche diejenigen, welche in den Zeiten der Christenverfolgung, besonders in der unter Diocletian's Regierung stattfindenden, ihren Abfall vom Christenthume durch die Auslieferung der heiligen Bücher an die heidnischen Obrigkeiten bethätigten. Ein solcher Traditor war z. B. Cäcilianus, der im IV. Jahrh. zum Bischof von Carthago erwählt, von Donatus dessen für unwürdig erklärt wurde und dadurch die lange dauernden donatistischen Streitigkeiten und Unruhen veranlaßte. 63.

Traducianismus nennt man die Meinung derjenigen Psychologen, welche behaupten, daß die Seele bei dem Acte der Zeugung zugleich von den Eltern dem Embryo mitgetheilt werde (per traducem), und welche demnach dem Creatianismus und Inducianismus (s. d.) entgegensteht. 23.

Trafalgar (Seeschlacht bei). Nach vielfach erlittener Täuschung von den Franzosen griff endlich Nelson (s. d. Art.), welcher bereits am 4. Oct. seinen Unterbefehlshabern den Plan zur Schlacht mitgetheilt hatte, die aus 33 Linienschiffen bestehende Flotte seiner Gegner bei dem Vorgebirge Trafalgar in der Nähe von Cadix (d. 21. Oct. 1805) an, obgleich er selbst nur 27 Kriegsschiffe zählte. Er

Digitized by Google

rückte in zwei Colonnen, nach einer ganz neuen Seetaktik, gegen seine Feinde an, deren Flotte sich bei seiner Annäherung in einen Halbkreis zusammenzog, durchbrach, vom Winde wie von der Erfahrung und Kühnheit seiner Mannschaft besser wie seine Gegner unterstützt, an zwei Punkten die feindliche Schlachtordnung, nahm das französische und spanische Admiralschiff zwischen zwei Feuer und kam den feindlichen Schiffen so nahe, daß mehrere Schiffe derselben geentert und in den Grund gebohrt wurden. Nach drei Stunden war der Sieg für die Engländer entschieden; der spanische Admiral Gravina starb an seinen Wunden, 19 Schiffe gingen verloren, unter ihnen das spanische Admiralschiff von 130 Kanonen und ein anderes von 120 Kanonen. Außer dem französischen Admiral Villeneuve wurde noch der spanische Viceadmiral Alava und der Contreadmiral Cisneros gefangen. Aber auch der siegreiche englische Admiral Nelson fand in der Schlacht den Heldentod. Nach ihm übernahm Collingwood den Oberbefehl. Vier französische Schiffe, welche sich gerettet hatten und nach Ferrol gesegelt waren, fielen hier am 4. Novbr. dem Admiral Strachan in die Hände, so daß von der ganzen Flotte nur 10 Schiffe übrig blieben. Der Verlust der Feinde betrug 15000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen nebst 1654 Kanonen, indeß die Engländer nur 1800 Mann an Todten und Verwundeten zählten. So war durch diese eine Seeschlacht die sechsjährige Anstrengung Napoleon's und der ganzen französischen Nation zur Erschaffung einer achtunggebietenden Flotte vereitelt worden und erst im J. 1827 erschien eine ansehnliche französische Escadre bei Navarin wieder im Meere. 81.

Trägheit, lat. vis inertiae; fr. inertie; engl. tardiness, nennt man in der Physik das Unvermögen eines leblosen Körpers, den Zustand, in welchem er sich einmal befindet, er mag ruhen oder sich bewegen, aus eigener Kraft zu verändern. Man hat diese Trägheit auch besser noch das Beharrungsvermögen der Körper genannt. Nach dem Gesetze der materiellen Trägheit muß daher ein solcher Körper so lange in dem Zustande der Ruhe oder der Bewegung verharren, bis er durch irgend eine äußere Ursache oder Kraft genöthigt wird, denselben zu verändern oder aufzugeben. Man hat diese Eigenschaft der Körper nach Kepler auch wohl eine Trägheitskraft genannt, was aber offenbar unpassend ist und mit unsern täglichen Beobachtungen nicht übereinstimmt, da eine Kraft doch etwas vermögen und positiv sein muß. Newton war der erste, welcher eine richtige Bestimmung des Begriffes Trägheit gegeben hat, und seit ihm ist diese Vorstellungsart als Grundsatz in der Mechanik unter dem Namen des Gesetzes der T. eingeführt worden. 40.

Tragisch, gr. τραγικός oder τραγῳδικός; lat. tragicus; fr. tragique; engl. tragical, tragick, bezeichnet seinem Wortsinne nach Alles, was zur Tragödie gehört, auf dieselbe Bezug hat oder derselben angemessen und ähnlich ist. Es leuchtet daher ein, daß der Hauptbegriff des Tragischen das Erhabene (das Unerwartete) ist. Spricht man von tragischen Fabeln, Helden, Heldenrollen, Hebeln, tragischem Ende ꝛc., so wird hiermit nur eine nähere oder entferntere Beziehung zur Hauptidee, dem Erhabenen, angedeutet. Demnach hat das Wort tragisch eine viel weitere Bedeutung, als man es gewöhnlich auf einen Kampf der Freiheit mit der Nothwendigkeit oder der menschlichen That mit dem unbeugsamen Schicksale (das römische fatum und die griechische μοῖρα) beschränkt. Tragikomisch, ein Gemisch von jenem tragischen Ernste und heitern Scherze der Komödie, soll zuerst zur Zeit des Cardinals Richelieu als besonderer Begriff eingeführt worden sein. 84.

Tragödie oder das Trauerspiel verdankt aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Namen dem Ursprunge der Bühnendarstellung überhaupt. Bei den großen Dionysien (Bachusfesten) in Attika wurde ein Dithyrambos (Preisgesang) zur Ehre des Gottes von einem Chore in Satyrtracht ausgeführt; daran schlossen sich mi-

Digitized by Google

mische Zwischenreden neckischer Art. Weil nun der Chor eine Satyr- oder Bocksmaske trug, oder weil während des Gesanges ein Bock geschlachtet wurde, so hieß der Dithyramb Tragödia (Bocksgesang). Die Meinung, daß der Name Tragödie daher komme, weil der Sieger im tragischen Wettkampfe einen Bock als Preis davon trug, hat keinen annehmbaren Grund für sich. Thespis, der wahre Vater der Tragödie, ließ den Gesang zuerst durch wirkliche dramatische Handlung unterbrechen und verflocht den Chor dialogisch in diese Handlung. Äschylos, Sophokles und Euripides bildeten die Tragödie zu einer von den neueren Dichtern nur selten erreichten Höhe. — Betrachten wir diese Dichtungsart von ihrer ästhetischen Seite, so hören wir die Kunstrichter zuerst von ihrem Zwecke reden. Aristoteles sagt, die Tragödie soll durch Mitleid und Furcht zu einer Reinigung von eben diesen Leidenschaften führen. Es soll also (so lautet die Erklärung eines neuern Aesthetikers) in der Tragödie durch Mitleid und Furcht erregende Situationen der tragischen Charaktere das herbe Loos des Menschlichen überhaupt enthüllt werden; eine höhere Idee aber, die nämlich der ewigen Gerechtigkeit, welche über den menschlichen Angelegenheiten waltet, nicht feindselig, heimtückisch und um ein Nichts strafend, wohl aber den Irrenden durch Leiden und den Schuldigen durch Buße, selbst mit Untergang der zeitlichen Existenz, zur Erkenntniß und zur Aussöhnung seiner Frevel führend — diese Idee soll den Zuschauer wiederum über jenes Loos des Menschlichen beruhigen, sein Mitleid sänftigen und die Furcht hinwegnehmen, weil der Mensch nicht mehr leidet, als was er verschuldet, und wenn er sich frei von Schuld hält, er auch unangefochten durch das Leben gehen kann. Diese Beruhigung, welche durch das höhere Gefühl, die Ehrfurcht vor der waltenden Macht der Götter hervorgerufen wird, darf bei keinem Trauerspiele vermißt werden, denn wir wollen nicht gepeinigt, sondern, wenn auch tief bewegt und erschüttert, doch immer wieder erhoben und innerlich befestigt sein. Auch Aristoteles erkennt dieses als unbedingtes Gesetz für den Tragiker an, wenn er in seiner Theorie fortfährt: Weder dürfen gute Menschen aus Glück in Unglück gebracht dargestellt werden, denn dieß ist nicht Furcht noch Mitleid, sondern Abscheu erregend; noch Schlechte aus Unglück in Glück, denn dieß ist das Alleruntragischeste. Es entbehrt nämlich alles Erforderlichen; denn es ist weder der Menschenliebe angemessen, noch mitleidswerth, noch furchtbar. Noch ferner darf ein sehr Böser aus Glück in Unglück gerathen, denn eine solche Lage kann wohl unser allgemeines Menschengefühl ansprechen, ist aber weder zum Mitleide noch zur Furcht geeignet; denn jenes ist für den, der unverdient unglücklich ist, diese für den, mit dem wir in gleiche Lage kommen können. Es bleibt also nur ein zwischen diesen allen mitten inne Stehender übrig. Dieß ist der, der weder in Tugend und Gerechtigkeit vollkommen ist, noch durch Bosheit und Schlechtigkeit ins Unglück stürzt, sondern durch eine Verschuldung, wenn er in großem Ansehen und Glücke war. — In der griechischen Tragödie spielte der Chor eine Hauptrolle und war gleichsam das personifizirte sittliche und ästhetische Gewissen des Richters; in der neuern Zeit ist er fast immer ohne Glück auf die Bühne gezogen worden. Über die Erfordernisse eines guten Trauerspiels, die zugleich die Erfordernisse eines jeden gelungenen Dramas sind, über Acte, Dialog, Personen ꝛc. wollen wir hier nicht wiederholen, was schon anderwärts (s. Schauspiel) gesagt ist. Daß die Tragödie einen ernsten, wenn auch nicht gerade einen traurigen Ausgang haben müsse, versteht sich eigentlich schon von selbst. Die vorzüglichsten Tragödiendichter sind bei den Literaturübersichten der einzelnen Länder angegeben und näher charakterisirt. 67.

Train (spr. Träng) ist im Allgemeinen ein größerer Zug von Kriegs-Fahrzeugen, daher Belagerungs-Train, Munitions-Train ꝛc. Im Besondern bezeichnet man aber damit diejenigen Fahrzeuge, welche dazu bestimmt sind einer im Felde stehenden Armee die Verpflegung nachzuführen. Diese Fahrzeuge sind in

Digitized by

einzelne Colonnen getheilt, die unter Mitwirkung der Intendanturen einer besondern militairischen Behörde überwiesen sind. Train-Depot bezeichnet diese Verwaltungsbehörde sowohl als auch den Ort, wo jene Fahrzeuge nebst dazu gehörigen Geschirren aufbewahrt werden. Train-Soldaten werden diejenigen Mannschaften genannt, welche bei ausbrechendem Kriege zum Führen dieser Fahrzeuge ausgehoben werden. 61.

Trajanus (M. Ulpius), römischer Kaiser nach Nerva (98 bis 117 n. Chr. Geb.), ein trefflicher Fürst, dem die Liebe und die Bewunderung seiner Unterthanen den Beinamen des Besten gab und dessen Vorzüge man noch lange nachher den neuen Kaisern durch den Zuruf: Sis felicior Augusto, sis melior Trajano! anwünschte, war in der spanischen Stadt Italica, wohin seine Ahnen aus Italien gezogen waren, 54 n. Chr. Geb. geboren und unter den Waffen aufgewachsen. Unter den Fahnen seines Vaters hatte er in Germanien und Asien Kriegsdienste gethan und bald dem alten Nerva bekannt geworden wurde er von demselben mit solcher Achtung umfangen, daß er ihn adoptirte und von dem Senate als seinen Mitregenten anerkennen ließ. Nach Nerva's Tode (98) wurde er Alleinherrscher. Die Liebe für Waffenthat und Kriegsruhm, die der Jüngling einst als Soldat und Officier eingesogen hatte, blieb auch dem Kaiser. Damals standen dem Reiche harte Kämpfe bevor, die durch der frühern Kaiser Schlaffheit erregt worden waren. In Dacien hatte Domitianus schlechten Ruhm geerntet und die Dacier waren deßhalb übermüthig geworden; sie zu demüthigen zog T. im J. 101 aus und nachdem er ihren stolzen König Decebalus geschlagen und durch dessen Abfall zu nochmaligem Zuge (im J. 104) genöthigt worden war, bei welcher Gelegenheit der Kaiser die große Brücke über die Donau (Trajansbrücke) beim heutigen Czernetz in der Wallachei schlagen ließ, mußte Decebalus den Römern abermals weichen und überließ ihnen sein durch seinen Selbstmord erledigtes Reich zur Provinz. So wurde T. der erste, der die Grenzen des römischen Reichs nördlich über die Donau hinaussteckte. Darnach, nachdem er 107 Armenien und das nördliche Arabien bezwungen hatte (115), rief ihn des parthischen Königs Chosru Anmaßung in den Orient. Auf dieser Expedition eroberte er dem Reiche Armenien, Mesopotamien und nach dem Übergange über den Tigris Assyrien. Und hätte ihn von seinem fernern östlichen Zuge nicht eine Empörung, die in den im Rücken liegenden unterworfenen Ländern ausbrach, zurückgerufen, der siegreiche Kaiser, der schon im persischen Meerbusen angekommen war, hätte vielleicht auch Indien heimgesucht. Nachdem er die Empörung unterdrückt hatte, überwinterte er in Syrien und als er 117 nach Rom zurückkehren wollte, überraschte ihn in der cilicischen Stadt Selinus der Tod. An ihm verlor das römische Reich nicht nur einen Kriegshelden, sondern auch einen ausgezeichneten Regenten, der, wenn auch zu große Liebe zum Weine und zum weiblichen Geschlechte den Preis selbst sittlicher Vollkommenheit schmälerte, doch in jeder Hinsicht ein musterhafter Fürst war; denn er führte mit Kraft, Weisheit und Thätigkeit das Staatsruder, war gerecht und freundlich, wohlthätig und mild, freigebig und wissenschaftsliebend, dabei aller Unordnung und Kriecherei Feind. Vor seinen Vorfahren zeichnete er sich durch seine hohe Achtung vor dem Gesetze und den republikanischen Einrichtungen, wie sie neben der Kaiserwürde bestehen konnten, aus; er gab dem Senate sein Ansehen, den Magistraten ihre Würde wieder und hob, so sehr war er sich der redlich erworbnen Volksliebe bewußt, die Majestätsgesetze auf. Bei seiner Mäßigkeit war es ihm möglich die Steuern zu mildern und doch außerdem, daß er die Cassen füllte, auch noch Werke der Wohlthätigkeit und der Kunst zu stiften. So setzte er Gelder aus, wovon arme Kinder erzogen werden sollten, gründete Bibliotheken und führte mehrere herrliche Bauten aus. Darunter gehört besonders das nach ihm benannte im J. 114 angelegte forum Trajanum, ein von

Digitized by Google

Prachtgebäuden umgebener und mit Säulenhallen geschmückter Platz, in dessen Mitte die Trajanssäule sich erhob. Diese Säule, nach seinem Tode über seinem Grabmale errichtet und jetzt noch vorhanden, ist ohne die 12 Fuß hohe Basis 128 Fuß und besteht aus 24 über einander gelegten Quaderlagen, an deren jeder im Innern 8 Stufen angebracht sind, so daß man auf 192 Stufen auf den oben angebrachten Altan steigen kann, auf welchem sich wieder ein Postament mit des T. colossalem Standbilde aus Erz erhob; an dessen Stelle hat jedoch Papst Sixtus V. die Statue des Apostels Petrus stellen lassen. Die ganze Säule ist übrigens äußerlich mit Sculpturen geschmückt, welche des T. Thaten darstellen und auf dieselben sich beziehende Schriften sind an der Basis angebracht. Früher (102) ließ er den Hafen von Centum Cellä (dem jetzigen Civita Vecchia) herstellen. In den Annalen der christlichen Geschichte steht T. als Christenverfolger. Nämlich sein Freund Plinius (derselbe, von dem wir noch eine Briefsammlung besitzen), von dem Kaiser als Statthalter nach Bithynien und Pontus gesendet, erstattete Bericht nach Rom über das grenzenlose Umsichgreifen der neuen Lehre, wodurch die Staatsreligion ganz verschmäht und verachtet werde. T. fest haltend an der väterlichen Religion und die Verbreitung der christlichen nur als die Folge einer thörichten Schwärmerei betrachtend forderte den Plinius zwar auf die Christen zu bestrafen, wo sie sich hervorthäten, verbot aber zugleich sie aufzusuchen, um nicht etwa durch unzeitiges Eifern der Sache größere Bedeutung beizulegen und dadurch den Anhang selbst zu vermehren. Auch hierin zeigte er offenbar seine Weisheit. 6.

Tramontäna heißt in Italien der Nordwind, weil er hierher über die Berge (trans montes) kommt, auch der Norden überhaupt. Da nun die Magnetnadel sich stets nach Norden richtet, so heißt in der Schifferspracht: perdere tramontana (die Tramontana verlieren) s. v. a. die Richtung verlieren, ein Ausdruck, welcher auch von anderen Nationen, Franzosen, Holländern, Deutschen ꝛc., angenommen worden ist und selbst als tropische Redensart: außer Fassung kommen bedeutet. 9.

Tranchée, s. Laufgraben.

Tranquebar, s. Indien.

Transfiguration, wörtlich gleichbedeutend mit dem ebenfalls unlateinischen Transformation (Umbildung, Umwandlung), wird insbesondere in der katholischen Kirche die Verklärung Christi genannt, zu deren Andenken dieselbe mit der griechischen am 6. Aug. jährlich ein hohes Fest feiert. Auch die Kunstwerke berühmter Maler tragen diesen Namen (besonders von Raphael), weil sie diese erhabene Idee zum Gegenstande haben; demnach wird dieser Ausdruck auch bei Gemälden von der Jungfrau Maria gebraucht. Außerdem wird hiermit auch die Vorstellung von einer Seelenwanderung (gr. μετεμψύχωσις, μετενσωμάτωσις) durch andere thierische oder menschliche Körper bezeichnet. Die Scholastiker nannten die T. auch Transaccidentation. 84.

Transfusion, s. Einspritzung.

Transito heißt in der Handelssprache die Durchfuhr von Waaren durch ein Land, ohne daß also diese darin bleiben. Solche Waaren selbst heißen Transitogüter, Transitowaaren; der Handel damit Transitohandel und die für den Durchgang zu bezahlende Abgabe Transitozoll. 30.

Transpadanische Republik, s. Cisalpinische Republik.

Transporteur nennt man dasjenige mathematische Instrument, welches aus Messing, Stahl, Holz oder Horn gefertiget ist und dazu dient, Winkel in Graden und Minuten anzugeben und aufs Papier überzutragen. Gewöhnlich bildet es einen Halbkreis von 3—10 Zoll im Durchmesser, deren äußerer Umfang eine genaue Eintheilung von Graden und, wenn es möglich ist, auch von Minuten hat. Der innere Raum dieser Halbkreisfläche ist bis auf ½—1 Zoll breiten Rand

Digitized by Google

ausgeschnitten und unten in der geraden Linie von 0 und 180 Grad, durch eine linealförmige Fläche geschlossen, in welcher sich dem 90 Grad gegenüber ein senkrechter Einschnitt befindet, der beim Gebrauche des Transporteurs an den Scheitelpunkt des zu messenden oder aufzutragenden Winkels zu liegen kommt; der andere Schenkel aber wird auf dem Halbkreise die Anzahl Grade und Minuten abschneiden, die dem Winkel zukommen. 40.

Transposition, eigentlich **Versetzung**, ist in der Sprache der Musik ein technischer Ausdruck für dasjenige Verfahren, nach welchem bei der Ausführung eines Tonstückes einzelne Partien desselben in einer andern Tonart wiederholt werden, als in welcher sie unmittelbar vorher behandelt waren. Veranlassung dazu ist die größtmögliche Ausführung und Verarbeitung der Melodie eines Tonstückes, die verschiedenen Stimmungen der Instrumente und beim Gesange die Individualität des Sängers, für dessen Stimme das Tonstück zu hoch oder zu tief gesetzt ist. Wohl zu unterscheiden ist demnach die T. von der **Versetzung** (was freilich T. seiner Etymologie nach bedeutet), wobei der vorhergehende melodische Theil eines Tonstückes in **eben derselben Tonart**, aber auf verschiedenen Stufen der Tonleiter wiederholt wird. Daß aber die T. nur mit der äußersten Vorsicht angewendet werden dürfe, beweist schon dieß, daß eine jede Tonart dem Tonstücke einen bestimmten Charakter gibt und sonach durch die Veränderung der Tonart auch der Charakter des Tonstücks sich verändern muß, daher man auch an einer guten T. vorzüglich den Geschmack des Tonkünstlers erkennen kann. Eine geschmacklos angewendete T. nennt man spottweise sprüchwörtlich einen **Schusterfleck**, auch eine **Rosalie**, oder **Vetter Michel**, welche letztere Benennungen von Liedern herrühren sollen, die wegen der in ihnen oft vorkommenden geschmacklosen Transpositionen allgemein bekannt und berüchtigt waren. 20.

Transscendent und **Transscendental** sind zwei in der neuern Philosophie viel gebrauchte, aber durchaus in ihrer Bedeutung verschiedene und wohl zu trennende Ausdrücke. Beide kommen her von dem lateinischen Worte **transscendere, übersteigen**, und bezeichnen also gleichmäßig ein Überschreiten und zwar des Kreises, welcher unserm Philosophiren am Nächsten und Natürlichsten gegeben ist, des **Bewußtseins**. Nur in der Art dieser Überschreitung stellt sich ein Unterschied heraus. Was nämlich bis zum **Ursprünglichen** im Bewußtsein zurückgeht, also die empirische Sphäre desselben verläßt, soll **transscendental** sein; daher bei Kant die transscendentale Logik (s. **Logik** und **Kriticismus**), der **transscendentale Idealismus** ꝛc.; bei Späteren die **transscendentale Synthese** und der **transscendentale Synthetismus** (s. **Synthese**), allgemeine **Transscendentalphilosophie** für **Fundamentalphilosophie** ꝛc. Was dagegen auch dieß Ursprüngliche noch übersteigt und völlig überschwänglich wird, gilt für **transscendent**, und eben sowohl für unberechtigt und täuschend, als jene transscendentale Erkenntniß (a priori) für wahrhaft speculativ. So ist der Begriff Gottes transscendent und es ist daher eine Trugerkenntniß, welche ihn zum Principe hat. Der wahre Unterschied beider Erkenntnißarten scheint aber mehr geahnt als deutlich ausgesprochen zu sein. Gewiß ist, daß beide es mit einem Allgemeinen, einem Abstracten zu thun haben und in sofern das empirische Bewußtsein überschreiten, als dieß nicht ein reines Allgemeines, sondern dasselbe verbunden mit einer bestimmten Form, Äußerungsweise, enthält. Nur der verschiedene Gebrauch, den man mit diesem Allgemeinen macht, bildet einen Unterschied zwischen dem Transscendenten und dem Transscendentalen, dem Irrthume und der Wahrheit. Faßt man es nämlich nur nach der analytischen Methode als regulatives Princip auf und erklärt die einzelnen Bewußtseinsacte dadurch in soweit, als man in allen jenes Allgemeine nachweist, so verfährt man transscendental und naturgemäß; will man dagegen aus jenem Allgemeinen allererst das

Digitized by Go

Bewußtsein selbst, d. h. die bestimmten Formen des Daseins deduciren, genetisch entwickeln, als aus einem constitutiven Principe, nach der synthetischen Methode, so legt man in jenes Allgemeine Etwas hinein, was nicht darin liegt, erweitert die Befugniß des Denkens über die Schranken des Bewußtseins hinaus und kann nur durch Willkühr der Phantasie sich helfen. Princip und Erkenntniß sind dann transscendent. (Vergl. d. Artt. Princip, Methode, besonders aber Syntheſe.) 80.

Transspiration, s. Ausdünstung.

Transsubstantiation, s. Abendmahl.

Transversale nennt man 1) jede der schiefen geraden Linien, welche auf verjüngten Maßstäben und älteren Winkelmeßinstrumenten dazu dienen, um kleinere aliquote Theile einer geraden Linie oder eines Bogens anzugeben, und 2) jede gerade Linie oder Curve, welche auf irgend eine Art ein System anderer Linien, Ebenen oder krummer Flächen durchschneidet. 40.

Trapezium, Mensula, ungleiche oder ungeschickte Vierung nannte man früher jedes Viereck, welches kein Parallelogramm (s. d. Art.) ist. In den meisten neueren Lehrbüchern aber versteht man darunter ein Viereck, in welchem nur zwei Seiten einander parallel sind. — Trapezoid (lat. trapezium irregulare; franz. trapezoides, trapezois) ist ein Viereck, in welchem keine Seite der andern parallel ist. Da der Inhalt eines Trapezii gefunden wird, wenn man die Summe der beiden parallelen Seiten mit ihrer halben Höhe multiplicirt und ein jedes Vieleck sich durch parallele Linien in lauter Trapezien theilen läßt, so findet sich zur Berechnung der Vielecke für die praktische Geometrie folgende Regel, welche die Trapezialformel genannt wird. Man subtrahire von der ersten Parallele die dritte, von der zweiten die vierte ꝛc., so viel dergleichen Reste zu machen möglich sind. Den ersten Rest multiplicire man mit dem Abstande der ersten und zweiten Parallele; den zweiten Rest mit dem Abstande der ersten und dritten Parallele ꝛc.; zur Summe dieser Producte addire man endlich ein Product aus der Summe der beiden letzten Parallelen in dem Abstande der letzten Parallele von der ersten; so gibt die Hälfte dieser Summe den Inhalt des Vielecks. 40.

Trapezunt, Trabesun, Taraboſan, Trebizonde und Trapezus, von 1204—1461 Hauptstadt eines griechischen Kaiserthums, jetzt Hauptstadt des Ejalet Taraboſan oder Trabesun in der türkischen Provinz Anadoli oder im alten Pontus, Sitz eines Pascha, der die wilden Stämme im Zaume hält, die bis nach Bathumi an der Tschorakmündung die Küste bewohnen, unter 41° 1′ N. Br., 57° 24′ 37″ L. am schwarzen Meere zwischen 2 Felsen, ist sehr fest und hat die Gestalt eines länglichen Vierecks (daher ihr altgriechischer Name Τραπέζους, d. i. tischförmig), hohe Mauern, ein Felsencastell, ein altes Schloß, 18 schöne Moscheen, 10 griechische Kirchen, 3 Medressen, große Basars, Marmorbäder, einen Apollotempel, der in eine achteckige Kapelle verwandelt ist, eine ziemlich besuchte Rhede, einen Hafen für kleine Schiffe und 50000 Einw., ein Gemisch von Osmanen, Griechen, Armenier, Grusier, Mingrelier ꝛc., welche in 7 Kasten eingetheilt, Färber, Leineweber, Seiden- und Baumwollenweber, Gerber, Seifensieder, Goldschmiede, Fischer und Schiffbauer sind und einen bedeutenden Handel mit Holz, Kupfer, Tabak, Wachs, Leinewand, Früchten, auch mit kaukasischen Sklaven (Kriegsgefangene oder geraubte Kinder), die besonders nach Constantinopel geführt werden, treiben. Als im Jahre 1204 Constantinopel von den Lateinern erobert wurde, flüchtete sich Alexius Komnenus, ein kaiserlich griechischer Prinz und Anverwandter der kaiserlichen Familie zu Constantinopel, nach Asien, errichtete daselbst ein Fürstenthum und residirte zu T., wo er vorher Statthalter war. Seine Nachfolger, welche den Familiennamen Komnenen beibehielten, nannten sich Kaiser des trapezuntischen Reiches, welches Kappadocien, Pa-

Digitized by Google

phlagonien, Pontus und noch einige andere Provinzen in sich faßte. Dieses Kaiserreich erhielt sich bis auf David Komnenus, den zwölften und letzten Kaiser von T., welcher 1461 vom türkischen Kaiser Muhammed II., der die Hauptstadt belagerte und eroberte, gefangen, zuerst nach Constantinopel gebracht, hier gegen das ihm gegebene Versprechen im Triumphe aufgeführt und dann mit seiner Familie in Adrianopel hingerichtet wurde, nachdem das Reich 256 Jahre gedauert hatte (s. Byzantinisches Reich). 71.

Trapp. Mit diesem aus dem Schwedischen eingeführten, so viel wie Treppe bedeutenden Namen wurden einige nicht genau unterschiedene und bezeichnete Gesteine genannt, die theils zu den Grünsteinen, theils zu den Porphyren, zu den Basalten und Wacken, zu den Trachyten gehören. Der Name ist davon hergenommen, daß die freistehenden Felsen und Gänge dieser Gesteine den Gehängen der Gebirge häufig treppenförmige Form geben. In neuerer Zeit ist unter Flötztrappgebirgsformation diejenige zur Zeit der Braunkohlenbildung (s. d. Art. Molasse) entstandene Gesteinmassengruppe verstanden worden, welche Basalte, Wacken, Grausteine, Basaltconglomerate und Tuffe und Klingsteine enthält. 76.

Trappe, lat. otis tarda; franz. outarde; engl. bustard, der größte oder wenigstens schwerste europäische Vogel, nach Linné zu den hühnerartigen Vögeln, nach Cuvier zu den Stelzfüßen gehörig, ist gegen 4 Fuß lang, gegen 3 Fuß hoch und mit ausgespannten Flügeln 7 Fuß breit, hat eine rostbraune Farbe mit schwarzen wellenförmigen Zeichnungen, hellgrauen Kopf und Hals, weißen Bauch, einen oberhalb gewölbten Schnabel und Lauffüße und das Männchen außerdem noch einen 7 Zoll langen Federbart am Unterschnabel. Er ist sehr scheu, lebt truppweise in ganz Europa auf dem freien Felde, nährt sich von Körnern, Blättern, Insecten und Würmern und läuft sehr schnell; fliegt auch sehr gut, muß aber dazu erst einen starken Anlauf nehmen. Das Weibchen legt 2—3 schmutzig olivengelbe Eier in ein in die Erde gescharrtes Loch und brütet sie in 28 Tagen aus. Die Jungen lassen sich leicht zähmen. — Der T. gehört zur hohen Jagd, ist aber sehr schwer zum Schusse zu bekommen, obwohl er wie das Hochwild regelmäßigen Wechsel liebt. Sein Fleisch schmeckt wie Rindfleisch, es muß aber erst entweder frieren oder in Essig gelegt werden, wenn es genießbar werden soll. — Außer diesen gewöhnlichen Trappen gibt es noch 9 Arten, unter denen der kleine T. (otis tetrax) und der Kragentrappe (otis houbara) in Südeuropa, die übrigen in anderen Welttheilen sich finden. 30.

Trappisten hießen die Glieder eines nach dem Kloster la Trappe benannten Mönchsordens. Der Stifter dieses Ordens, Armand Jean le Bouthillier de Rancé, wurde zu Paris am 9. Jan. 1626 geboren. Dem zehnjährigen Knaben schon gehörten 3 Abteien, 2 Prioreien, eine Chorherrenstelle, zusammen mit 15—20000 Livres jährlicher Einkünfte. Seinem Pathen, dem Cardinal Richelieu, widmete er, 12 Jahre alt, eine Ausgabe des „Anakreon", mit Noten in griechischer Sprache. So trefflich sein Kopf, so trefflich war auch sein Herz. Unter den Wissenschaften, die er mit Eifer und Erfolg trieb, stand die Gottesgelahrtheit oben an. Aber auch Sternkunde beschäftigte ihn und die Astronomie ward bei ihm zur Astrologie. Vor der Hand aber genoß er noch der Welt; nur leider zu sehr. Denn was sein Liebling Anakreon ihm vorgesungen hatte von Lieb' und Wein, das that er nach und übertraf es. Zerrüttendem Sinnenrausche gab er sich hin. Daher ward, was der gewöhnliche Weg ins Kloster ist, es auch bei ihm. Die Leere eines im Genusse unbefriedigten Geistes, der Tod seiner Geliebten, der Herzogin von Mont-Bazon, fehlgeschlagene Rechnung auf Connexionen am Hofe, eine Flintenkugel, die am Metallbeschlage der ädtlichen Jagdtasche abprallte, und später der Anblick eines Hirten, der in seiner Beschränktheit so glücklich und zufrieden schien, führten ihn auf einen Lebensplan, der dem frühern gänzlich entgegen war. Er

Digitized by Google

eilte von Paris nach seinem Gute Veret und das schöne Landhaus, das früher der Schauplatz aller Wollüste gewesen war, wurde nun der Sitz der traurigsten Einsamkeit, des düstersten Grams und der widersinnigsten Kasteiungen. Er verzichtete nun auf alle seine Güter und behielt la Trappe (Fallthür). Diese Cistercienserabtei, in einem grauenvollen, 34 Stunden nordwestlich von Paris, in der Normandie (Departement Orne), gelegenen und von Wald und Felsen eingeschlossenen Thale, war schon im Jahre 1140 von Rotrou, Grafen von Perche, gestiftet und nach dem engen, schwierigen Eingange in das Thal benannt worden. Im XVI. Jahrh. aber verwilderten die einst so strengen Bewohner dieser Einöde so sehr, daß sie zu Straßenräubern und Mördern und daher auch nur die Banditen von la Trappe genannt wurden, welche sogar den Müttern ihre Töchter stahlen. Hierher nun zog sich 1664 B. de Rancé als regulirter Abt zurück und unternahm eine Reform des Klosters. Die Regel, die er für dasselbe entwarf, übertraf alle an Strenge und war so unmenschlich, daß man schon zu Rancé's Zeiten la Trappe das Grab der Mönche und ihren Abt den Scharfrichter derselben nannte. Er aber erklärte: „wenn das Klosterleben Vervollkommnung des Christenthums ist, so ist la Trappe Vervollkommnung des Klosterlebens" und legte seinen Mönchen eine furchtbare Enthaltsamkeit auf, die ihnen selbst den Trost des Gesprächs und der Wissenschaft versagte. Denn außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem Gruße „memento mori" darf kein Wort über ihre Lippen kommen und jeden Abend arbeiten sie an ihrem künftigen Grabe. Wer einmal als Mönch eingetreten ist, ist für immer von den Vorgängen in der Welt, von Verwandten und Freunden geschieden, darf nichts von deren Schicksale erfahren, damit alle seine Gedanken stets nur auf Buße und Tod gerichtet sind. Unaufhörlich sind die T. mit harten Leibesarbeiten beschäftigt und ihre Nahrung besteht nur aus Erzeugnissen des Pflanzenreichs und aus Milch und Käse. Den Kranken war früher sogar ärztliche Hülfe versagt und den mit dem Tode ringenden Mönch warf man auf Asche und Stroh und so verschied er unter dem eintönigen Gebete seiner Brüder. Daher es begreiflich ist, daß von 1667—1739 426 Bewohner dieser Abtei gestorben sind. — Rancé sah bald mit Freuden die Blüthe der Klostergemeinde, in welcher ein Jeder aufhören mußte ein Mensch zu sein, um ein Mönch zu werden. Gern wäre er Reformator aller Cistercienserklöster geworden und reiste deßhalb nach Rom, erreichte jedoch seine Absicht nicht. Dagegen verbreitete sich indessen der Ruf seines Klosters durch ganz Frankreich und andere Länder Europas. Fremde strömten herzu, so daß man alljährlich auf 6000 Besuchende rechnete. Durch seine Behauptung aber, daß ein ächter Mönch sich mit wissenschaftlichen Gegenständen nicht beschäftigen dürfe, gerieth Rancé in Streit mit Mabillon. In dem darüber entstandenen Schriftwechsel beging er jedoch die Inconsequenz, die Nichtgelehrsamkeit der Mönche gelehrt zu vertheidigen. Im höhern Alter wuchs sein Trübsinn. Auf Asche und Stroh hauchte er am 27. Oct. 1700 in einem Alter von 75 Jahren seinen Geist aus. Zufolge seines Wesens konnte der Trappismus sich nicht sehr ausbreiten. Im Jahre 1790, wo auch die T. aufgehoben wurden, begann die Auswanderung des Ordens in die Schweitz (zunächst nach Val-Saint im Canton Freiburg) und nach Deutschland unter dem Abte Don François Augustin Albi de Lestrange. Zu Büren und Welda im Bisthume Paderborn rissen sie den Jugendunterricht an sich. Die unglückliche Jugend aus diesem Elende zu retten, trat 1801 ein vormaliger Professor im Jesuitenorden, Leclerc, mit einer Schrift („Die enthüllten Trappisten") so nachdrücklich hervor, daß der König von Preußen eine scharfe Untersuchung veranstaltete und jene verderbliche Erziehungsanstalt aufhob. Verwiesen (gegen Ende des Jahres 1802) wanderten sie in die Schweitz, besonders in die Carthause zu Val-Saint, nach Belgien, Italien, ja an die Gestade des Mississippi. 1811 verordnete Napoleon ihre Entfernung aus der Schweitz.

Digitized by Google

Nach der Rückkehr der Bourbonen aber kauften sie das alte Stammkloster la Trappe wieder an. Don Augustin zog triumphirend wieder ein und sah sich schon 1818 wieder an der Spitze von 100 Mönchen. Neue Klöster der T. und Trappistinnen (z. B. das von Bellefonte, Melleray, Aigues Belles u. a.) entstanden. Da brach unter Karl X. die Reaction hervor. Die Sonne der T. ging unter und ihre meisten Klöster wurden geschlossen (1829). Sie entflohen in einige finstere Schweitzercantone (Wallis, Graubündten), wo sie geduldet wurden, und nach Irland. Doch erhob sich im Jahre 1833 das Kloster du Perche aus seiner Asche wieder und den 30. Aug. wurde die neue Kirche vom Bischofe von Seez eingeweiht. — Vergl. „Der Orden der Trappisten", dargestellt von E. L. Ritsert (Darmst. 1833. 8.). 63.

Traß, Taraß, Terraß wird ein Conglomerat von größeren, kleinen und feinen Bimssteln-, Trachyt-, Basalt- und Thonschieferstücken genannt, die durch ein graues oder bräunliches erdiges Bindemittel zusammengekittet sind. Man findet es in Lagern an und auf Trachyt. Bekannt sind die Lager des T. von Andernach am Rheine, welche bebaut werden, um die gewonnene Masse nach Holland zu verschiffen, woselbst sie zur Herstellung von hydraulischen Mörteln angewendet werden. 76.

Trassiren, s. Wechsel

Traube, s. Wein und Haubitze.

Trauerspiel, s. Tragödie.

Traufrecht ist das Recht, das vom Dache unseres Gebäudes herabträufelnde Wasser auf fremden Grund und Boden fallen zu lassen, und gehört zu den Dienstbarkeiten der städtischen Grundstücke. Da es zum Begriffe des Eigenthums gehört, den Andern davon abzuhalten oder ganz auszuschließen, so braucht sich Keiner die fremde Traufe auf seinem Grundstücke gefallen zu lassen. Es muß also das T., welches man gewöhnlich auf einen Raum von ½ Ellen vom Gebäude ab annimmt, erwiesen werden, oder bei neuen Anbauen hat sich der Bauende ½ Ellen vom Nachbargrundstücke zurückzuhalten. Das T. gibt übrigens noch keinen Anspruch auf übrige Benutzung des Platzes, worauf solches ausgeübt wird. 3.

Traum, lat. somnium; franz. songe, rêve; engl. dream, nennen wir die Thätigkeit der Seele im Schlafe, bei welcher dieselbe unabhängig von allen äußeren Erregungen aus dem Schatze ihres intellectuellen Reichthums sich Ideen und Bilder schafft und dadurch sich in ein eigenthümliches Leben versetzt, welches nur die Form von der Gestaltung des äußern Lebens, obwohl oft in sonderbarer Weise, entlehnt. An sich ist das Träumen etwas ganz Natürliches und wohl Erklärbares, da die Seele als eigentliches inneres und von dem Körper ganz verschiedenes Wesen ihr besonderes Leben hat, welches der Ermüdung und dem Schlafe des Körpers nicht unterworfen ist, daher in fortwährender Thätigkeit sich befindet und selbst ohne Erinnerung des Verarbeiteten im wieder eingetretenen Zustande des Wachens in dem Kreise ihrer Ideen wirksam ist; man bedenke nur, daß so oft das am vorigen Tage mit Aufmerksamkeit Behandelte, Gedachte, Gelesene ꝛc. nach genossenem Schlafe in viel größerer Deutlichkeit vor der Seele steht und selbst gefundene Undeutlichkeiten keine Schwierigkeiten mehr darbieten. Aber wenn wir daher auch bestimmt behaupten können, daß eigentlich die Seele stets träumen müsse, so pflegen wir doch nur dasjenige Seelenleben im Schlafe T. zu nennen, dessen wir uns bei dem Erwachen mehr oder weniger deutlich bewußt werden. Dann tritt aber eine gewisse Gebundenheit der Seelenthätigkeit an körperliche Organe ein und man bezeichnet vorzüglich die Thätigkeit des Gangliensystemes (s. d. Art.) als die nächste Ursache der Träume. Während nämlich im Schlafe das Cerebralsystem (s. Gehirn), an welches alle Functionen der Sinne, das Bewußtsein, die Denkkraft ꝛc. gebunden sind, in völlige Ruhe geräth und folglich alle geistige Verbindung des Individuum

Digitized by Google

mit der Außenwelt aufhört, bleibt das Ganglienſyſtem in ununterbrochener Thätigkeit und die Vermögen der Seele, welche man für an daſſelbe geknüpft hält, Begehrungsvermögen, Gedächtniß, Einbildungskraft ꝛc. ſind es vorzüglich, welche im T. als vorherrſchend erſcheinen und denſelben leiten. Doch erhält die Seele dadurch blos einen Theil des Stoffes zum T., während die eigenthümliche Seelenthätigkeit dabei unabhängig bleibt und viele Träume, welche als reine Erinnerungen oder als Bilder von Ideen anzuſehen ſind, auch mit dem Ganglienſyſteme nichts zu ſchaffen zu haben ſcheinen. Wir möchten daher zweierlei Arten von Träumen annehmen; ſolche, welche nur Abſpiegelungen des äußern Lebens ſind und mehr oder weniger lebhafte Erinnerungen an empfangene Eindrücke der Außenwelt geben und entweder als Fortſetzungen der geiſtigen Beſchäftigung im wachen Zuſtande oder als Erinnerungen an irgend einmal ſtattgefundene Erfahrungen bei dem beſtändigen Durchkreuzen der Ideen im Geiſte (ſ. Einbildungskraft) anzuſehen ſind, welche freilich bei der gänzlichen Entfernung des Geiſtes von äußeren Formen in willkührlicher Geſtalt oft ziemlich ſonderbar ſich geſtalten und Gegenſtände combiniren, an die man im wachenden Zuſtande nicht zu denken pflegt oder deren man ſich ſelbſt nicht einmal mehr zu erinnern weiß; und ſolche, welche auf der Thätigkeit des Ganglienſyſtemes beruhen. Letztere beziehen ſich meiſt nur auf die Subjectivität des Träumers ſelbſt und zwar ſehr häufig auf den körperlichen Zuſtand, indem die beim Wachſein ſonſt weniger hervortretenden Gefühle des Zuſtandes des innern Organismus ſich in mannigfachen Bildern als ein Befinden in mehr oder weniger angenehmen Verhältniſſen offenbaren. Daß aber auch noch viele Umſtände Inhalt und Form des Traumes beſtimmen können, daß namentlich die Mittheilungen der Empfindungen des Ganglienſyſtemes auf das Cerebralſyſtem und ſelbſt dieſes bei mehr oder weniger wachem Zuſtande Einfluß haben, darf nicht in Abrede geſtellt werden; daß aber auch der Zuſtand des Hellſehens im T. ſtattfinde, möchte billig bezweifelt werden und daher alle Traumdeuterei, als wenn die Träume Vorahnungen der Zukunft enthielten, trotz mancher ſehr überraſchenden Beiſpiele, zum allergrößten Theile nur dem Aberglauben zuzuſchreiben ſein. Eine geiſtreiche Schrift über dieſen Gegenſtand iſt von Ch. H. von Schubert, „Die Symbolik des Traumes" (Neue Aufl. Leipz. 1837). 23.

Trauung (Copulation) enthält bei den Völkern chriſtlicher Confeſſion die feierliche Einweihung eines Ehepaares am Hochzeittage durch einen ordinirten Geiſtlichen. Bei den mehrſten chriſtlichen Secten wird ſolches für einen weſentlichen Act zur Beſtätigung des Ehebündniſſes genommen. Faſt bei allen Völkern, die die Ehe kennen, ſtößt man ſchon ſeit dem grauеſten Alterthume auf verſchiedene aus der Sitte und dem eigenthümlichen Volkscharakter hervorgegangene Feierlichkeiten bei Vollziehung eines Ehebündniſſes. Es beziehen ſich jedoch ſolche gewöhnlich nur auf Freudensbezeigungen, Wünſche und Gebete für künftiges Wohl der Neuvermählten; nicht aber iſt die Gültigkeit des Ehebündniſſes davon abhängig gemacht, indem letzteres vielmehr blos als ein bürgerlicher Vertrag angeſehen wird. Auch bei den deutſchen Völkern war ſolches längere Zeit der Fall. Die Römer unterſchieden zwar die eigentliche Ehe, als Bündniß für immer, vom Concubinate; allein ſie betrachteten ſolche nur als Band nach den Förmlichkeiten des Civilrechts, während ſie aus dem Concubinate blos natürliche Verbindlichkeiten ableiteten. Bei den Ägyptern rief der Iſisdienſt eine Menge hochzeitliche Feierlichkeiten und Gebräuche hervor, welche auf die Geheimniſſe der Natur bei Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Geſchöpfe bezüglich waren und von ihnen auf die Hebräer und Griechen zum Theil und unter verſchiedenen Geſtalten übergingen. Bei den Hebräern findet ſich die prieſterliche Weihe als Erforderniß zur Beſtätigung des Ehebündniſſes ſchon deutlicher ausgedrückt, und von dieſen ſcheint ſolche auf die chriſtlichen Religionsverwandten übergegangen zu ſein. Doch konnte die Annahme, daß

Digitized by Google

die priesterliche Einweihung zur Gültigkeit eines Ehebündnisses unerläßlich sei nur nach und nach, mit vielfältigen Unterbrechungen und Widerstande, zur allgemeinen Regel angenommen werden. Karl der Große verlangte die Einsegnung des Brautpaares zur Gültigkeit des Ehebündnisses. Die Päpste (zuerst Nikolaus I.) suchten die Gültigkeit des Ehebündnisses nur dann anzuerkennen, wenn die kirchliche Einsegnung mit einer Messe dazu gekommen war. Die tridentische Kirchenversammlung scheint von diesen strengeren Grundsätzen wieder etwas nachgelassen zu haben, indem sie zur Gültigkeit der Ehe (s. d. Art.) blos die Schließung vor 2 oder 3 Zeugen und dem Pfarrer erfordert, ohne einer besondern T. ausdrücklich zu gedenken. Die Protestanten (besonders nach den Grundsätzen Luther's) nehmen die T., welche gesetzlich allemal von dem Pfarrer der Braut verrichtet werden muß, für einen wesentlichen Bestandtheil bei Schließung des Ehebündnisses; doch bleiben die bürgerlichen Folgen der wirklichen Erfüllung davon unabhängig (s. Beschreitung des Ehebettes). Bei den Katholiken hat sich in der abendländischen Kirche die Einrichtung der Päpste ebenfalls allgemein verbreitet. In solchen Ländern, wo man die Ehe nur als einen bürgerlichen Vertrag behandelt, wie unter der Napoleon'schen Gesetzgebung, fällt jedoch die T. hinweg. Da nach gemeinen Rechtsgrundsätzen die Auflösung eines Bündnisses nur auf dieselbe Weise, wie solches geschlossen worden, wieder zu erlangen ist, so hat dieses die Folge gehabt, daß man da, wo die T. für ein wesentliches Erforderniß zur Gültigkeit des Ehebündnisses gehalten worden ist, auch die Ehetrennungen wiederum dem geistlichen Gerichte unterworfen hat. Doch hat man auch hierbei in neueren Zeiten vielfältige Beschränkungen eintreten lassen und sich damit den Grundsätzen eines bürgerlichen Vertrages wieder mehr anzunähern gesucht. 10.

Travemünde, ein der freien Stadt Lübeck gehöriges Städtchen, am Ausflusse der Trave in die Ostsee, mit 1100 Einw., dem Hafen Lübecks und einem Leuchtthurme, ist außerdem durch eine Seebadeanstalt berühmt, deren Gebäude ½ Stunde von der Stadt an einem Hölzchen liegen, aber noch wenig Bequemlichkeit darbieten, zumal da die Gegend sehr öde ist und die Stadt nur etwa durch die lübeck-petersburger Dampfböte, welche hier anlegen, belebt wird. 37.

Traverse (Querwall) ist ein 6 Fuß hoher, 12 bis 18 Fuß dicker Aufwurf von Erde, welcher auf den langen Linien der Festungswerke von Distance zu Distance aufgeführt wird und dazu dienen soll, Geschütze und Mannschaft gegen das Rikochett- und Enfiladefeuer des Belagerers zu decken. Man verwendet sie auch zum Schließen der Eingänge in Feldwerke. 61.

Travestie (Verkleidung) nennt man eine Art der parodischen Dichtung (s. d. Art. Parodie), welche besonders Handlungen und Charaktere größerer Gedichte ins Lächerliche dreht. Soll eine T. gelingen, so muß in dem Originale schon falsches Pathos liegen, damit es ins Kleine gezogen und dem Lachen preisgegeben werden kann. Die „Äneis" war fast immer Gegenstand der Parodie, die „Iliade" konnte es nicht sein. Obschon die T., wie man häufig behauptet hat, ein Kunstwerk nicht herabwürdigt, so nimmt sie doch unter den Dichtungsarten eine sehr niedere Stelle ein. Leidlich wird sie immer bleiben, so lange die Erregung der Lachlust ihr Zweck bleibt; hat sie aber satyrische oder gar politische Nebenzwecke, so muß sie verwerflich erscheinen. Der beste deutsche Versuch in der Parodie ist Blumauer's „Travestirte Äneis". Wie musterhaft sie aber auch von Vielen genannt werden mag, so muß sie doch jedem gebildeten Sinne Ekel erregen. 66.

Trebatius Testa (Cajus), einer der berühmtesten römischen Juristen, war ein intimer Freund von Cicero, von dem noch einige Briefe an ihn übrig sind, und von Horaz und wurde von Ersterm dem Cäsar empfohlen, bei welchem er sich lange aufhielt, ohne ein Amt zu begleiten, und stand auch später bei Augustus in so hohem Ansehn, daß dieser seine Ansicht stets der anderer Rechtsgelehrten vorzog. Von

Digitized by Google

seinen Schriften ist nichts übrig, doch hat sein Schüler Labeo (s. d. Art.) seinen Ruhm fortgepflanzt. Vergl. Gundling, „Trebatius Testa ICtus etc.“ (Lips. 1736). 16.

Trebellius Pollio, ein römischer Geschichtschreiber unter Diocletian, beschrieb um 303 n. Chr. das Leben der römischen Kaiser von Philipp dem Araber bis Claudius II. in geschmacklosem, barbarischem Style; es sind aber nur noch die Lebensbeschreibungen der beiden Gallienus, der dreißig Tyrannen und Bruchstücke von dem Leben des Valerianus erhalten, welche in den Ausgaben der „Scriptores historiae Augustae“ (Leipz. 1774. 8. Zweibrücken 1787. 2 Bde. 8. Deutsch von Ostertag, Frankf. 1790—1793. 2 Bde. 8.) gesammelt sind. 25.

Trebia (jetzt Trebbia), ein kleiner Fluß in Oberitalien, entspringt auf den Apenninen, nordöstlich in der Nähe von Genua, fließt in nordöstlicher Richtung durch die Herzogthümer Genua und Parma und mündet westlich von Piacenza in den Po. Er ist in der Kriegsgeschichte merkwürdig durch eine schreckliche Schlacht zwischen Hannibal und den Römern unter Sempronius und Scipio (217 v. Chr.), in welcher letztere gänzlich geschlagen wurden (s. Punische Kriege) und durch den dreitägigen Kampf (den 17.—19. Juni 1799), in welchem Macdonald (s. d. Art.) von den Russen unter Suwarow zum Rückzuge gezwungen ward. 37.

Treckschuyten, Ziehbarken, sind eine Art bedeckter, mit Bänken versehener Schiffe, welche von Pferden gezogen werden (holl. trekken) und in den Niederlanden auf den dasigen Canälen oder sogenannten Binnenlandsgraben im Gebrauche sind. Sie kommen und gehen bei Tag und Nacht zu bestimmten Stunden ab und haben ihren vorgeschriebenen Weg. Für Reisende, welche für sich allein sein wollen, ist ein besonderes Cabinet (roef, ruhf) eingerichtet. 26.

Treffen, s. Schlacht.

Treiben ist beim Bergwesen eine Bezeichnung des Förderns durch Schachte vermittelst Maschinen. Man treibt Berge und Erze aus und Materialien jeder Art, auch Mauersteine und Maschinenstücke in die Grube. Die Maschinen heißen Treibemaschinen, und Treibegöpel die Behausungen, unter denen sie befindlich sind. Die Bergleute, welche beim T. angestellt sind, heißen Treibejungen, Treibeknechte, Treibemänner, Treibeausrichter, Treibesteiger. Das Maschinentreiben geschieht mit großen Tonnen, welche 10—15 Centner Gewicht fassen und die an großen eisernen Ketten und starken Tauen frei und auf Tonnenleitungen herauf und hinab geführt werden. Die Maschinen sind theils Roßkünste, theils Wasserräder, Kehrräder genannt, weil dieselben nach beiden Seiten gedreht werden können, theils Dampfmaschinen. — T., Abtreiben ist auch eine Schmelzoperation, welche bezweckt, die silberhaltigen Werke, welche vom Blei- und Kupferschmelzen fallen, vom Blei zu befreien und Silber darzustellen. Die Arbeit geschieht auf dem Treibeheerde, einem Schmelzgefäße in der Form und Größe eines Backofens mit flachschüsselförmiger Sohle. Auf derselben werden die Werke, welche vor ihrem Erkalten in Näpfe gegossen wurden und die daher die Form von Kegelabschnitten besitzen, aufgesetzt und unter Einwirkung einer Windofenflamme geschmolzen. Auf die geschmolzene und glühende Masse läßt man starke Gebläse einwirken, um durch die Luftzuführung das Blei zu Glätte zu oxydiren. Die Glätte wird von der Schmelzmasse theils mit Haken abgezogen, theils fließt sie von selbst durch eine Gasse aus dem Ofen und an demselben herab. Wenn alles Blei oxydirt und entfernt ist, erscheint auf der geschmolzenen Masse im Ofen der Blick, ein grünlich-gelbes zuckendes Lichtspiel, ein Anzeigen, daß die Oberfläche des Geschmolzenen und deßhalb die ganze Masse nur aus Silber besteht, welches im Begriffe ist, sich zu oxydiren. Dieß ist das Zeichen, den Proceß zu enden und das Blicksilber auf dem Herde erkalten zu lassen. Es ist 14—15löthig, wird vom Silberbrenner feingebrannt und als Brandsilber von 15¼—15½

Loth Gehalt zur Münzarbeit eingeliefert. Wenn die Blicksilber Gold enthalten, wird daſſelbe durch die Quart vom Silber geſchieden. 76.

Treibhäuſer, ſ. Gewächshäuſer.

Treizſauerwein (Marcus), deutſcher Dichter, war Geheimſchreiber des Kaiſers Maximilian I. und iſt der Verfaſſer eines allegoriſch-hiſtoriſchen Romans, „Der Weißkunig" (gedruckt, Wien 1575. Fol. mit Holzſchnitten), welcher die Geſchichte Kaiſers Friedrich III. und Maximilian's I. enthält und wozu Maximilian I. ſelbſt den Plan entworfen hatte. Er iſt in Bezug auf Inhalt und Form eins der vorzüglichſten Erzeugniſſe jener Zeitperiode und, obwohl in Proſa, dem gleichzeitigen „Theuerdank" in vieler Hinſicht vorzuziehen. Die Zeit ſeiner Abfaſſung fällt um 1514. 16.

Tremŭlant iſt der techniſche Ausdruck für einen Orgelzug, welcher eine zitternde Bewegung der Töne hervorbringt. Die Vorrichtung bei einer Orgel zur Bildung eines Tremulants iſt ſehr einfach und beſteht in einer beſondern Conſtruction des Hauptcanals des Windes, wobei dem Winde durch den Aufſchluß eines Ventils eine bebende Bewegung gegeben wird, die er dann dem Tone des Pfeifwerks mittheilt. Für die Benennung T. führt dieſer Orgelzug auch die Namen Bebezug oder Schwebung (vergl. d. Art. Bebung). 20.

Trenck (Franz, Freiherr von der), ein durch ſeine Rohheit und Ungebundenheit berüchtigter öſtreichiſcher Pandurenoberſter, wurde am 1. Jan. 1711 zu Reggio in Unteritalien geboren, wo ſein Vater als Oberſtlieutenant lebte, erhielt ſeine Erziehung in Wien, wo ſich ſchon die Zügelloſigkeit ſeines Sinnes zeigte, ſtudirte hierauf in Ödenburg bei den Jeſuiten (1724) und trat 1727 in öſtreichiſche Kriegsdienſte, erhielt aber ſchon 1738 wegen eines rohen Exceſſes ſeine Entlaſſung aus denſelben. Er fand nun als Rittmeiſter eine Anſtellung bei einem ruſſiſchen Huſarenregimente, zeichnete ſich in den damaligen Türkenkriegen durch Tapferkeit und militairiſchen Scharfblick aus und verdankte im Laufe des Krieges der Gunſt des Feldmarſchalls Münnich mehrmals die Rettung ſeines Lebens, welches er durch wiederholte Subordinationsvergehungen verwirkt hatte. Als er jedoch die ihm das letzte Mal zuerkannte Feſtungsſtrafe erlitten hatte, begab er ſich auf ſeine Güter nach Slavonien und errichtete dort 1740 auf ſeine Koſten ein Pandurenregiment, welches bis auf 5000 Mann ſtieg, ſtets den Vortrapp des öſtreichiſchen Heeres bildete und durch Brand, Mord und Plünderung die größten Grauſamkeiten beging, denen beſonders Baiern unterworfen war. Zu ſolcher Zügelloſigkeit wurde es durch das ſchlechte Beiſpiel ſeines Führers, deſſen Habſucht und Geiz ſelbſt durch die Zuſammenraubung eines Vermögens von 2 Millionen noch nicht geſättigt war, noch mehr ermuntert. Allein wegen ſolcher Erpreſſungen und der Pflichtwidrigkeit ſeines Betragens wurde er 1746 ſeines Poſtens entſetzt und nach Beendigung eines über ihn verhängten peinlichen Proceſſes zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf dem Spielberge in Brünn verurtheilt, auf welchem er im Jahre 1749 angeblich an ſich ſelbſt beigebrachtem Gifte ſtarb. — T. zeichnete ſich durch Vorzüge des Geiſtes und Körpers eben ſo ſehr aus, als ſein Charakter durch die gröbſten Flecken entſtellt wurde. Er hatte vielſeitige militairiſche Kenntniſſe, ſprach faſt alle europäiſchen Sprachen, war von männlich ſchönem Körperbaue, beſaß eine unglaubliche Stärke und vermochte die härteſten Anſtrengungen mit Leichtigkeit zu ertragen. Er gab die Beſchreibung ſeines eigenen Lebens unter dem Titel: „Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der Trenck" (Frankf. und Leipz. 1745) heraus, welches auch E. F. Hübner, „Franz von der Trenck, dargeſtellt von einem Unparteiiſchen, mit einer Vorrede von Schubarth" (Stuttg. 1788) bearbeitete. 81.

Trenck (Friedrich, Freiherr von der), ein durch ſein unglückliches Schickſal berühmt gewordener Mann, ein Vetter des Vorigen, wurde im Jahre 1726 zu Königsberg in Preußen geboren, beſuchte ſchon in ſeinem 14. Jahre die Vorleſungen

Digitized by Google

an der Universität seiner Vaterstadt, trat 1743 auf Veranlassung des Königs Friedrich II. selbst in preußische Kriegsdienste, wurde 1744 Adjutant des Königs und erhielt den Verdienstorden, fiel aber bald darauf, angeblich wegen eines mit der Prinzessin Amalie von Preußen angeknüpften Liebesverständnisses, in Ungnade. Kaum hatte er die Gunst des Monarchen (1745) von Neuem gewonnen und war wieder in dessen Gefolge aufgenommen worden, als sein Briefwechsel, der jedoch keineswegs politische Dinge zum Gegenstande hatte, mit seinem Vetter, Franz von der Trenck, entdeckt wurde, worauf ihn der König auf die Festung Glatz gefangensetzen ließ. Nach wiederholten Versuchen zur Flucht, die Friedrich's II. Unwillen und Verdacht gegen ihn noch mehr vermehrten, gelang ihm dieselbe 1746 ungeachtet des engen Gewahrsams, in dem er sich befand. Er reiste nun, um seine Mutter zu besuchen, 169 Meilen zu Fuß durch Mähren, Polen und Preußen, wandte sich darauf nach Wien und ging von hier, wo sich keine günstigen Aussichten für ihn zeigten, besonders da sein Vetter schon im Gefängnisse saß und ihn sehr unfreundlich empfing, nach Petersburg und trat, von der Kaiserin gnädig empfangen, als Rittmeister in russische Kriegsdienste. Im Jahre 1754 begab er sich von seiner Garnison in Ungarn, wo das von ihm befehligte Cuirassierregiment damals stand, nach Danzig, um die Erbschaft seiner Mutter mit seinen Geschwistern zu ordnen, wurde aber hier, obgleich er in ausländischen Diensten stand, auf Ansuchen Friedrich's II. verhaftet und nach Magdeburg gebracht, wo er in einem eigens für ihn eingerichteten Gefängnisse, welches noch jetzt gezeigt wird, aufbewahrt wurde. Seine öfteren Versuche, sich zu befreien, wußte man dadurch zu verhindern, daß man ihn in ein immer festeres Gefängniß brachte und ihn am Körper, an Händen und Füßen mit 68 Pfund schweren Fesseln anschmiedete, welche beim Beginne des siebenjährigen Krieges noch vermehrt wurden. Er hatte indeß den Plan entworfen, die Garnison von Magdeburg mit Hülfe der zahlreichen dort aufbewahrten östreichischen Kriegsgefangenen zu überrumpeln und die Festung an den Kaiser auszuliefern; allein sowohl dieses Vorhaben, als auch die vielen mit der größten Schlauheit und dem bewunderungswürdigsten Scharfsinne gemachten Entwürfe zu seiner Befreiung mißlangen sämmtlich und er wurde erst im December 1763 nach einer Gefangenschaft von 9 Jahren und 5 Monaten aus der Festung entlassen und nach Prag gebracht. Sowohl hier, als auch in Wien, Aachen, Spaa, Mannheim und an anderen Orten, wo er sich wechselsweise aufhielt, zog er sich durch freimüthige, mündliche und schriftliche Äußerungen vielfache Verfolgungen und den Verlust des größten Theils seines Vermögens zu. Nachdem er in Aachen sich mit literarischen Arbeiten beschäftigt und nebenbei einen Weinhandel betrieben hatte, bereiste er in den Jahren 1774—1777 England und Frankreich, wo ihm Franklin, den er dort kennen lernte, rieth, eine Niederlassung in Nordamerika zu gründen. Statt dessen aber kehrte er nach Deutschland zurück, wurde von der Kaiserin Maria Theresia zu einigen geheimen Sendungen gebraucht und mit einem Gnadengehalte beschenkt, den er jedoch nach ihrem Tode wieder verlor. Im Jahre 1781 zog er sich auf eines seiner Güter in Ungarn zurück, begab sich 1787 nach dem Tode Friedrich's II. wieder nach Berlin, erhielt von Friedrich Wilhelm II. seine eingezogenen Besitzungen zurück, reiste 1791 nach Paris, wo er in drückenden Verhältnissen lebte, und wurde daselbst 1794 unter Robespierre's Herrschaft als angeblicher Geschäftsträger fremder Mächte guillotinirt. — T. zeichnete sich durch Freimüthigkeit, Geist, Kühnheit und Standhaftigkeit aus, besaß dasselbe Sprachtalent und eben solche Körperstärke wie sein Vetter, war aber dabei keineswegs frei von Eigenliebe, Prahlerei und Ruhmsucht. Unter glücklicheren Umständen würde er bei seinen Talenten vielleicht ein ausgezeichneter Staatsmann oder Feldherr geworden sein. Unter seinen Schriften, welche jedoch nicht frei von mancherlei Entstellungen und Unwahrheiten sind, verdienen Erwähnung: „Das Leben des Frei-

herrn Friedrich von der Trenck" (Leipz. 1780. Berlin, Altenburg, Wien, Bautzen 1787—1792. 5 Bde.; von ihm selbst in das Französische übersetzt, Par. 1789) und seine „Sämmtlichen Gedichte und Schriften" (Leipz. 1786. 8 Bde.). 81.

Trentschin, Hauptstadt des trentschiner Comitats in Ungarn, unter 35° 41′ 20″ L., 48° 53′ 50″ N. Br., an der Waag, mit einem festen Bergschlosse, Comitatshause, 2 katholischen und 1 lutherischen Kirche, Synagoge, Piaristencollegium, Gymnasium, katholischen Hauptschule, adeligem Convict und 3000 Einwohnern (worunter 60 Judenfamilien), welche Tuchweberei, Bierbrauerei und Zwetschenbau unterhalten, hat berühmte warme Bäder in dem 1 Meile davon entfernten Dorfe Teplitz, welche eine Temperatur von 27—32° R. besitzen und bei Gicht, Lähmungen, Wunden, Hautausschlägen, Krämpfen, Verhärtungen und dergl. bereits treffliche Dienste geleistet haben und noch dazu unentgeldlich abgelassen werden. Die Einrichtungen sind vortrefflich und das Leben ist hier sehr wohlfeil. 71.

Trepanation ist die Durchbohrung des knöchernen Hirnschädels behufs der Entfernung fremder, reizender Körper, oder der Ausleerung ergossener Flüssigkeiten, oder der Emporhebung eines niedergedrückten Knochenstückes. Es ist diese Operation sorgfältig schon von Hippokrates beschrieben worden und daher anzunehmen, daß sie lange vor ihm schon ausgeübt worden ist; trotz dieses ihres hohen Alters ist man aber über ihre Anwendung in bestimmten Fällen noch nicht völlig einig und je allgemeiner sie von älteren Chirurgen verrichtet wurde, um so mehr bezweifeln neuere Chirurgen ihre Nothwendigkeit in vielen Fällen und beschränken sie nur auf einige wenige. Das hauptsächlichste Instrument, was man zur T. braucht, ist der Trepan. Dieser besteht aus der Trepankrone und dem Trepanbaume. Jene ist ein stählerner 1 Zoll hoher, 6 bis 10 Linien im Durchmesser haltender Cylinder, der auf seiner innern Seite genau polirt, auf seiner äußern Fläche dagegen mit kleinen Schneiden versehen ist, die sich in kleine sehr feine Zähne endigen und eine kreisförmige Säge bilden. In der Mitte der Krone ist eine pyramidale Spitze befindlich, die um eine halbe Linie aus derselben hervorragt und zur Fixirung des Instrumentes auf der anzubohrenden Stelle dient. Diese Pyramide kann in die Krone ein- und ausgeschraubt werden. Die Krone endigt sich nach oben in einen Stiel, der im Trepanbaume befestigt wird und woran ein Stellstift oder ein Ring (Apabtiston), um das zu tiefe Einsinken der Krone zu verhüten, angebracht ist. Dieser ist ein bei Tischlern und anderen Handwerkern sehr häufig vorkommender Traubenbohrer, von Stahl gearbeitet und mit einem Griffe oder einer Scheibe von Ebenholz oder Elfenbein versehen. Außer dem Trepan sind zur T. noch mehrere Instrumente erforderlich, als ein Schabeisen, ein Linsenmesser, Hebel, eine Bürste zum Reinigen der Trepanzähne u. m. a. — Hat sich der Wundarzt von der Gegenwart ergossenen Blutes oder Eiters unter dem Schädel überzeugt oder findet er eine Flintenkugel über die Hälfte ihres Durchmessers in den Schädel eingedrungen, oder ist bei einem Schädelbruche die eine Hälfte desselben niedergedrückt, oder ist von der innern Platte eines Schädelknochens ein Knochensplitter abgesprengt und im Hirne befindlich; so ist die T. angezeigt und wird folgendermaßen verrichtet. Nachdem der Apparat vorbereitet ist, wird der Kopf des zu Operirenden abrasirt und auf ein Kissen gelegt, so daß der Trepan senkrecht aufgesetzt werden kann; hierauf werden die Weichtheile da, wo eingebohrt werden soll, durchschnitten oder die bereits da befindliche Wunde erweitert, die Knochenhaut abgeschabt und in der Mitte dieser Stelle die Trepankrone aufgesetzt und gedreht, damit die in ihr befindliche Pyramide ein kleines Loch bildet; nunmehr wird der Trepan mit dem Griffe verbunden, der Operateur drückt mittelst Stirn oder Kinn oder linker Hand auf das Instrument und bewegt es mit der rechten Hand in seinem knieförmigen Theile von rechts nach links. Ist hierauf eine kreisförmige Furche gebildet, so wird die

Digitized by Google

Pyramide entfernt, mit kräftiger Drehung des Trepans aber fortgefahren, derſelbe jedoch bisweilen ausgehoben, um die Tiefe der Furche zu unterſuchen und ihn ſelbſt von Knochenſplittern zu reinigen, bis endlich unter Anwendung möglichſter Behutſamkeit das Knochenſtück ausgeſchnitten iſt, das man mit einem Spatel oder Hebel entfernt, die Rauhigkeiten des Knochenrandes aber mit dem Linſenmeſſer beſeitigt. Stößt man nunmehr im günſtigſten Falle auf den Eiterheerd oder das Blutextravaſat, ſo wird erſterer geöffnet und Eiter und Blut entfernt; im ungünſtigern Falle muß man erwarten, daß ſich beide in einiger Zeit einen Ausweg nach der Öffnung bahnen werden, oder man muß an einer andern Stelle eine zweite und dritte Trepanöffnung veranſtalten, was vorzüglich bei Knochenbrüchen, die nach der Operation durch den Hebel in die Höhe gehoben werden, öfter nöthig wird. Nach der Operation wird die Wunde mit Charpie und Compreſſen bedeckt, die durch Binden befeſtigt werden; über dieſelben werden kalte Umſchläge gemacht, ſo wie Aderläſſe und kühlende Mittel angewendet. Nach einiger Zeit bedeckt ſich die Wunde mit Granulationen, die immer feſter werden und endlich eine knorpelartige Conſiſtenz gewinnen, wodurch die Öffnung geſchloſſen iſt; der Sicherheit wegen muß jedoch eine Art Haube von gekochtem Leder oder Pappe getragen werden. — Die T. iſt eine Operation, die von mancherlei Gefahren begleitet wird. Dieſe treten ein, wenn der Trepan auf Stellen aufgeſetzt werden muß, wo die innere Platte des Schädels Protuberanzen bildet, oder wo große Blutgefäße unter ihr liegen, weßwegen man in erſterer Hinſicht die T. der untern Stirngegend widerräth; ferner entſteht durch Bloslegen der harten Hirnhaut ſehr leicht Entzündung derſelben; endlich wird auch häufig die T. unternommen, ohne daß die rechte Stelle, wo die Eiteranſammlung ꝛc. befindlich iſt, getroffen wird, und es endigt dann die urſprüngliche Krankheit trotz derſelben mit dem Tode. — Außer dem Schädel hat man auch, jedoch ſelten, T. des Bruſtbeines, des Darmbeines, des Schulterblattes unternommen, um dadurch ſtockenden Feuchtigkeiten einen Abfluß zu verſchaffen. 39.

Treſſan (Louis Eliſabeth de la Vergne, Graf von), ein beliebter franzöſiſcher Dichter des vorigen Jahrhunderts, am 5. Oct. 1705 zu Mons geboren, kam ſchon in früher Jugend nach Paris und durch ſeine Abſtammung aus einem alten Hauſe ſo wie durch ſeine Lernbegierde und ſeine Neigung zu den Wiſſenſchaften in die Geſellſchaft der angeſehenſten Männer der damaligen Zeit. Seine Liebe zur Poeſie und beſonders zum Romane wurde durch ſeine Reiſe nach Italien, auf welcher er in der vaticaniſchen Bibliothek eine handſchriftliche Sammlung der alten franzöſiſchen Ritterromane entdeckte, noch mehr genährt; nach ſeiner Heimkehr mußte er aber als Sprößling einer bedeutenden Familie dem Hofe nahe bleiben und Militairdienſte nehmen. Er machte 1741 den Feldzug nach Flandern mit und zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten durch ſeine Umſicht und durch ſeinen Muth aus. Später ging er an den Hof des Königs Stanislaus zu Luneville, weil er ſeiner Beförderung am franzöſiſchen Hofe durch einige beißende Epigramme ſelbſt hinderlich geworden war. Als er aber auch hier ſeiner freiſinnigen Anſichten wegen angefeindet wurde, kam er nach Paris zurück und ward 1781 als Mitglied in die franzöſiſche Akademie aufgenommen. Er beſchäftigte ſich nun mit der Bearbeitung alter Ritterromane und weckte dadurch wieder die Liebe zu dieſen längſt verſchollenen Dichtwerken. Auch verſuchte er eine Überſetzung des „Raſenden Roland“ von Arioſto, die aber zu ſchlecht und flüchtig gefertigt wurde, als daß ſie jetzt noch Berückſichtigung verdiente. Außer den Auszügen aus den Ritterromanen vollendete er ein phyſikaliſches Werk („Essai sur le fluide électrique considéré comme agent universel“, Par. 1786. 2 Voll. 8.), welches bei ſeinem Erſcheinen (nach des Verfaſſers Tode) großes Aufſehen erregte. T. ſtarb am 31. Oct. 1783. „Oeuvres choisies“ (Par. 1787—1791. 12 Voll. 8. Par. 1823. 10 Voll. 8.). 66.

Tretmühle heißt eine Mühle, die durch ein großes an einer Welle befindliches Rad (Tretrad, franz. tympan de grue; engl. crane-wheel, treading-wheel) durch Treten von Menschen oder Thieren in Bewegung gesetzt wird. 26.

Treuga dei, s. Gottesfriede.

Treviranus, Gebrüder, berühmte deutsche Naturforscher. — Der ältere derselben, Gottfried Reinhold T., geb. zu Bremen am 4. Juli 1776 und Professor der Medicin und Mathematik am Gymnasium daselbst, hat sich durch seine „Biologie oder Philosophie der lebenden Natur", 1802—1822. 6 Bde., einen großen Namen erworben und wird mit Recht den ersten jetzt lebenden Physiologen beigezählt. Außer diesem Werke besitzen wir noch von ihm: „Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Sinneswerkzeuge" (1828); „Über den innern Bau der Arachniden" (1812); „Physiologische Fragmente" (1797. 1799. 2 Bde.); „Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens" (1. u. 2. Thl. 2 Abth. 1831, 1832, 1833); „Beiträge zur Aufklärung der Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens" (1. Thl. 1836). — Der jüngere Bruder, Ludolph Christian T., 1779 ebenfalls in Bremen geboren, war anfangs Professor der Medicin daselbst, wurde 1812 Professor der Naturgeschichte und Botanik zu Rostock, 1816 Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens zu Breslau und bekleidet jetzt dieselbe Stelle an der Universität Bonn. Wie sein Bruder in der Anatomie und Zoologie, so hat er sich auf dieselbe Art in der Botanik ausgezeichnet. Die Physiologie der Gewächse ist der Hauptgegenstand seiner Forschungen, die seinen Namen nicht weniger als den seines Bruders berühmt gemacht haben. Von seinen Schriften nennen wir: „Entwickelung des Embryo im Pflanzenei" (1815. mit 6 Kupfern); „Über wichtige Gegenstände der Naturwissenschaft und Medicin" (1. Thl. 1803); „Vom Baue der Gewächse und der Saftbewegung (1806); „Symbolarum phytologicarum fasc. I. (1831). 39.

Treviri waren ein mächtiger deutscher Volksstamm in Gallien an der Mosel, dem Rheine und der Maas, welcher besonders durch seine gute Reiterei sich auszeichnete. Cäsar hatte viel mit ihnen zu schaffen, wie er im 5. Buche de bello gallico erzählt, und selbst unter Augustus empörten sie sich wieder, wurden aber bald wieder gedemüthigt und ihr Gebiet ward durch eingewanderte Ubier, Sigambrer und Sueven vom Rheine her sehr beschränkt. Noch einmal schlossen sie sich später dem Claudius Civilis (s. d. Art.) an, worauf sie auch die letzten Reste der Freiheit verloren. Ihr Hauptort war Treviris (Colonia Augusta Trevirorum, das heutige Trier); außerdem werden später auf ihrem Gebiete erwähnt: Palatium (Pfalz), Confluentia (Coblenz), Antunnacum (Andernach) und Noviomagus (Nimwegen). 37.

Treviso (Herzog von), s. Mortier.

Triangel ist der Name eines eintönigen geräuschvollen Schlaginstrumentes, das vorzüglich bei der Janitscharenmusik gebräuchlich ist. Es besteht aus einer zu einem gleichseitigen Dreiecke gebogenen dünnen stählernen Stange, an deren Ende ein Band befestigt ist, an welchem das Instrument mit der einen Hand gehalten wird. Der Ton aber des Instrumentes wird dadurch hervorgebracht, daß man mit der andern Hand und zwar mit einem eisernen Stäbchen das Instrument innerhalb seiner Winkel schlägt. 20.

Triangular- oder Dreiecksmethode, Trianguliren, nennt man die auf die Basismessung zunächst folgende geodätische Operation, wobei man das zu vermessende Land mit einem Netze großer Dreiecke überzieht, deren einzelne Seiten wenigstens 15000 bis 18000 Ellen lang sein müssen. Mit diesen werden sodann kleinere Dreiecke in Verbindung gesetzt. Die ersteren nennt man Dreiecke des ersten und die letzteren des zweiten Ranges. An die Dreiecke des zweiten Ranges schließen sich die des dritten Ranges und an die des dritten die Dreiecke des vierten Ranges so an, daß die Dreieckspunkte des ersten Ranges auch zugleich

Digitized by Google

Dreieckspunkte des zweiten, dritten und vierten Ranges, die Dreieckspunkte des zweiten Ranges auch zugleich Dreieckspunkte des dritten und vierten Ranges und endlich die Dreieckspunkte des dritten Ranges auch zugleich Dreieckspunkte des vierten Ranges bilden. 40.

Triangularzahlen, s. Polygon und Zahlen.

Trias, s. Drei.

Tribonianus, ein berühmter Staatsmann und kenntnißreicher Rechtsgelehrter unter der Regierung des Kaisers Justinian, übrigens Schriftsteller und Dichter in verschiedenen Gattungen, geb. zu Side in Paphlagonien, hatte früher sachwalterische Praxis betrieben, schwang sich aber unter Justinian, dessen Günstling er war, bis zu den höchsten Staatsämtern empor, ward Quästor, Consul und zuletzt magister officiorum, aber wegen seiner Habsucht und Bestechlichkeit verhaßt und bei einem Volksaufstande in Constantinopel vom Kaiser seiner Würden entsetzt (532 n. Chr. Geb.). Durch seine Talente gewann er sich Justinian's Vertrauen von Neuem, erhielt auch sein Amt wieder und der Kaiser übertrug ihm nebst neun anderen Rechtsgelehrten die Compilation der römischen Gesetze, welche dann unter dem Namen des justinianeischen Gesetzbuches (corpus juris civilis) verbreitet ward. Er soll ein heimlicher Feind des Christenthums gewesen sein und wird des Atheismus, so wie einer Hinneigung zum Heidenthume beschuldigt. Er starb 546 n. Chr. Geb. 25.

Tribūnal ist eigentlich das Gerüst oder die Bühne, von welcher aus auf dem Forum oder Comitium der römische Prätor mit Beirath der ihm zur Seite stehenden Assessores, auf seiner sella curulis sitzend, das Recht sprach; daher wird in neueren Zeiten mancher Gerichtshof mit dem Worte Tribunāl bezeichnet. 85.

Tribunat war eine der durch die Consularverfassung in Frankreich eingeführten gesetzgebenden Behörden zur Erhaltung der Constitution vom 15. Dec. 1799, jedoch mehr zum Schein, als in der Wirklichkeit, und bestand aus 100 Mitgliedern, welche jährlich zum fünften Theile erneuert wurden; die Ausgetretenen waren aber, so lange sie auf der Nationalliste standen, wieder wählbar. Der Wirkungskreis des Tribunats bestand darin, daß ihm die von der Regierung (den drei Consuln) vorgeschlagenen Gesetze mitgetheilt und von dem gesetzgebenden Körper beschlossen wurden. Es berathschlagte über die Vorschläge zu den Gesetzen; entschied über die Annahme und Verwerfung derselben; schickte aus seiner Mitte drei Sprecher ab, durch welche die Beweggründe seines über jeden dieser Vorschläge erklärten Wunsches dem gesetzgebenden Körper vorgelegt und vor demselben vertheidigt werden sollten; zeigte dem Senate, aber blos wegen Verstößen gegen die Constitution, die Verzeichnisse der Wählbaren und die Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers und der Regierung klagend an; theilte seine Wünsche mit wegen gemachter und zu machender Gesetze, wegen abzustellender Mißbräuche und wegen Verbesserungen in allen Theilen der Staatsverwaltung, nie aber wegen Civil- und Criminalfällen, die bei den Gerichtshöfen anhängig waren. Diese seine mitgetheilten Wünsche verbanden aber keine öffentliche Gewalt darüber zu berathschlagen. Das T. mußte seinem Zwecke um so mehr genügen, je mehr die größten Rednertalente und freisinnigsten Männer in demselben mit einander wetteiferten. Namentlich zeichneten sich Lucian Buonaparte, Carnot, Benjamin Constant aus. Allein ihre freimüthigen Erörterungen in demselben und ihre muthigen Erklärungen gegen die Schritte des consularischen Despotismus scheiterten gar bald an der Bestechlichkeit des gesetzgebenden Körpers und an den Cabalen, die Buonaparte anwandte, die besten Köpfe nach und nach zu entfernen. Als am 6. Mai 1802 vom T. der Antrag ausging, dem Generale Buonaparte ein ausgezeichnetes glänzendes Pfand des Nationaldankes zu ertheilen und ihn zum Consul auf Lebenszeit zu ernennen, gab nur Carnot allein ein verneinendes Votum. Das letzte Zeichen des republikanischen

Digitized by Google

Charakters des T. findet man in Carnot's Rede gegen Buonaparte's Kaiserwahl, welche dennoch auf den Antrag des T., den der Tribun Curée den 30. April 1804 zuerst gemacht hatte, erfolgte (Anfang Mai). Schon war das T. um 50 Mitglieder verringert worden, als es durch das Senatusconsult vom 19. Aug. 1807 völlig abgeschafft und durch einige aus dem gesetzgebenden Körper zu wählende, geheimberathende Ausschüsse ersetzt ward. 25.

Tribunen (tribuni) hießen ursprünglich in Rom die Vorsteher der Tribus (s. d. Art.), von denen jede einen hatte; später wurde aber der Name auch auf andere Ämter übergetragen und so entstanden die tribuni aerarii, welche die Steuerbetrage von den städtischen Quästoren empfingen und diese wieder an die Provinzialquästoren abgaben, anfänglich auch den Soldaten ihren Sold auszahlten, bis diese Verrichtung auch den Quästoren übertragen ward; der tribunus celerum, der Befehlshaber der berittenen königlichen Leibgarde, woraus in der Republik der magister equitum entstand; die tribuni militum, von denen anfangs jede Legion drei hatte, die aber später bis auf sechs vermehrt wurden und die Soldaten zu exerciren, die Ordnung im Lager aufrecht zu erhalten, die Militairgerichtspflege zu besorgen, den Proviant auszutheilen, die Wachen anzuordnen, die Kranken zu besuchen hatten ꝛc.; tribuni militum consulari potestate, welche im Jahre der Stadt 310 statt der Consuln (s. d. Art.) gewählt, als die Patricier die Plebejer nicht zu der verlangten Consulwürde gelangen lassen wollten, aber endlich, als diese dennoch dazu gelangten, wieder abgeschafft wurden u. m. a. Am Wichtigsten wurden die tribuni plebis (Volkstribunen), deren Würde nach dem Auszuge der Plebejer auf den mons sacer (492 v. Chr. Geb.) entstand, als die Patricier den Plebejern endlich eine Vertretung im Senate gestatteten, und deren anfangs 5, später 10 waren. Sie durften nicht Patricier sein und wurden anfangs in den Centuriatcomitien, später in den Tribuscomitien, in denen sie auch den Vorsitz hatten, erwählt. Uebrigens waren sie unverletzlich, galten aber nicht als Magistratspersonen, durften daher auch bei Gericht nicht auf dem Tribunal sitzen, mußten bei den Sitzungen des Senats an der Thüre stehen und ihre ganze Gewalt bestand nur in der Verweigerung der Anerkennung eines Senatsbeschlusses, der auch durch ihr veto völlig ungültig ward. Doch erstreckte sich diese Gewalt auch nicht über eine Meile im Umkreise der Stadt; sie durften dieselbe während des Jahres ihrer Amtsführung über Nacht gar nicht verlassen und ihr Haus mußte beständig offen sein, damit Jeder ihre Hülfe suchen konnte. In späterer Zeit durften sie jedoch selbst Comitien zusammenrufen und das Volk haranguiren, wobei sie Niemand unterbrechen durfte, während sie selbst sogar den Consuln das Reden wehren konnten; auch erfüllten sie nach und nach das Recht, das Interesse des Volkes öffentlich zu vertreten; doch mißbrauchten sie diese Befugnisse öfter und erst die Gracchen versuchten es wieder, nur allzu rasch, den alten Stand der Dinge herzustellen. Sulla hob das ganze Institut der Volkstribunen auf; doch stellte Cäsar ihre Macht höher als je, nahm ihnen aber zuletzt alle Gewalt wieder und unter den Kaisern war ihr Amt ein bloßer Schein, bis endlich Constantin der Große sie gänzlich aufhob. 37.

Tribus war die älteste und Hauptvolkseintheilung des alten Roms. Der Sage nach brachte schon Romulus das römische Volk in 3 T.; sie hießen ramnensis t., titiensis t. und lucerum t. Nach Niebuhr bezog sich aber diese Eintheilung blos auf die Patricier. Ramnenses waren die Krieger, wohin die equites gehören; luceres sind die Priesterkaste; titienses sollen die gewerbtreibenden Einwohner gewesen sein, oder auch der Theil der Patricier, der unter den herrschenden Stamm aufgenommen worden ist, nachdem die Vereinigung mit den Sabinern geschehen war. Unter Servius Tullius, nachdem bereits Tarquinius Priscus die T. verdoppelt hatte, zerfiel jede derselben wieder in 10 Curien und zwar ausschließungsweise für die Plebejer, so daß die Patricier aufhörten ein T. zu sein. Und

Digitized by Google

das war der erste Schritt zur demokratischen Verfassung Roms. Von diesen 30 T. kommen 4 auf die Stadt und 26 auf das Land. In der Folgezeit hat sich die Zahl der T. in diesem Sinne oft wieder geändert, wozu der Länderbesitz Veranlassung gab. Um das Jahr 514 hatte sich ihre Zahl bis auf 35 gestellt, wobei es auch geblieben ist. Ihre Namen richteten sich jetzt theils nach Localitäten, theils nach berühmten Familien. So gab es eine t. Aemilia, so benannt von der ämilischen Familie; Aniensis vom Anio genannt (s. 298 v. Chr. Geb.); Arniensis, später Narniensis, in Hetrurien, vom Arnusflusse genannt (seit 383); andere erhielten ihre Namen von einem Kaiser und verloren ihren ursprünglichen; so die Julia, Ulpia ꝛc. Jeder einer T. Zugehörige hieß tribulus und durfte schon nach einem Gesetze des Servius Tullius nicht willkührlich aus einer in die andere ziehen. Keiner konnte in 2 T. zugleich sein, aber wohl den Namen von zweien tragen, wenn er z. B. von dem Bürger einer andern T. adoptirt oder in eine höhere versetzt wurde und den Namen der vorigen noch beibehielt. Doppelte Stimme in den Tribuscomitien hatte er nicht. Von den ländlichen T. galten die einen für vornehmer als die anderen und es war ein besonderer Schimpf, den ein Bürger erfuhr, wenn er wegen eines begangenen Verbrechens von den Censoren in eine niedrigere T. versetzt wurde. — Von den organischen Volkseintheilungen scheinen die T. sich bis nach Augustus erhalten zu haben. 25.

Tribūt, ein ursprünglich römischer Ausdruck, bezeichnete 1) die von den Bürgern der Stadt Rom dem Staate dargebrachte Abgabe, welche nach ihren verschiedenen Sectionen (tribus) vertheilt und eingebracht wurde; 2) den aus den unterwürfigen Provinzen an den römischen Staat abzugebenden Zins oder die jährliche Abgabe, wofür man sie bei ihren inneren Einrichtungen ließ und gegen äußere Feinde schützte. Es war diese Einrichtung fast bei allen Völkern des Alterthums üblich und besteht in den Morgenländern noch. Auch die alten Deutschen hatten die Sitte, von den Überwundenen blos T. zu fordern, welchen man Geschenke nannte. Blos die Hebräer und Griechen machten hiervon Ausnahme. Erstere kannten die Sitte gar nicht, sondern vertilgten in den eroberten Ländern Alles, was Leben hatte; letztere aber (wie z. B. Athen) forderten auch von den freien Bundesgenossen T. Abgeleitet davon bedeutet T. 3) das Geschenk, welches ein Regent oder Staat dem andern zum Anerkenntniß der Oberherrschaft zu geben verpflichtet ist. 4) Jede Huldigung, welche man dem Höhergestellten schuldig ist. Tributbar ist s. v. a. abgabe- oder zinspflichtig, dann abhängig. 17.

Tridentinisches Concil, s. Kirchenversammlung.

Trieb, lat. impetus; franz. u. engl. inclination, wird in der philosophischen Sprache in doppelter Bedeutung genommen; einmal soll es die inneren Impulse ausdrücken, die den Thieren und den Menschen blos vermöge ihrer innern Organisation zukommen und ohne daß zu diesen Impulsen auf irgend eine Weise die Urtheile beitragen. Es ist dieß demnach, wie Platner sagt, jenes zufällige, thierische Vermögen der menschlichen Seele, den Wohlstand des ihr beigesellten thierischen Körpers zu bewirken, also ein zufälliger, thierischer T. nach körperlichem Wohlsein, der durch den geistigen T. nie zurückgedrängt werden kann, weil ihm constante Reize, wie z. B. Hunger, Durst und die verschiedenen anderen Nervenanregungen in den thierischen Werkzeugen, fortwährend erhalten oder, wenn er schlummert, erwecken. In dieser Bedeutung fällt der T. mit dem Instinct (s. d. Art.) zusammen. Allein in der zweiten Bedeutung wird T. im engern Sinne genommen und bezeichnet dann ein reines Seelenvermögen, wodurch Empfindungen erweckt werden, welche auf Vorstellungen des innern Zustandes der Seele erfolgen und in dem angenehmen oder unangenehmen Bewußtsein seiner Vollkommenheit oder Unvollkommenheit beruhen und ein nicht zu unterdrückendes Streben (eben den T.) Etwas zu erfinden, zu erweitern, zu vollenden ꝛc. erzeugen, was Befriedigung erheischt. Man nennt

Digitized by Google

dieß die geiſtigen Triebe als Gegentheil von den zuerſt erwähnten, die man organiſche Triebe nennen kann. 17.

Triesnecker (Franz von Paula), ein berühmter Aſtronom, geb. den 2. April 1745 zu Kirchberg in Öſtreich unter der Ens, ward im 16. Jahre Jeſuit, ſtudirte ſpäter Philoſophie und Mathematik, wurde Doctor der Philoſophie und Mitglied mehrerer Akademien und erwarb ſich, nachdem er 1781 Adjunct, 1793 aber Aſtronom an der kaiſerlich königlichen Sternwarte zu Wien geworden war, weſentliche Verdienſte um die Aſtronomie und mathematiſche Geographie. So entwarf er Sonnen-, Mond-, Mars- und Mercurtafeln, die in den von ihm berechneten und herausgegebenen „Wiener Ephemeriden" von 1794 bis 1806 ſtehen. Ferner war T. ſehr thätig bei den Vermeſſungen von Weſtgalizien und Niederöſtreich, wofür er das Ritterkreuz des Leopoldordens erhielt. Nach ſeinem den 29. Jan. 1817 zu Wien erfolgten Tode ward Littrow (ſ. d.) ſein Nachfolger. 13.

Trieſt (ital. Trieste, lat. Tergestum), Hauptſtadt des illyriſchen Küſtenlandes, die wichtigſte See- und Handelsſtadt in der öſtreichiſchen Monarchie, Sitz des Gubernium, General-Militaircommandos, Landrechts, Criminal- und Handelsgerichts, eines katholiſchen und eines griechiſch-illyriſchen Biſchofs, unter 31° 26′ 53″ L., 45° 38′ 8″ Br., am Abhange eines Berges und am Trieſter Meerbuſen des adriatiſchen Meeres, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt. Jene, der kleinere Theil des Ganzen, zieht ſich vom Meeresufer den Berg hinauf, auf deſſen Gipfel ein mit dicken Mauern und tiefen Graben umgebenes, ziemlich verfallenes Caſtell ſteht, und hat mit ihren engen krummen Gaſſen und vielen unanſehnlichen ſchwarzen Häuſern ein finſteres und unfreundliches Anſehen. Hingegen die weit größere Neuſtadt, welche ſich in die Thereſienſtadt und 2 Vorſtädte theilt, iſt faſt durchaus regelmäßig angelegt und hat ſchnurgerade Straßen, mit den ſchönſten modernen Gebäuden beſetzt. Ganz Trieſt, deſſen Umfang 1½ Stunden beträgt, enthält 34 öffentliche Plätze, 223 Straßen, Gaſſen und Gäßchen, 1700 Häuſer und 50000 Einwohner, 3 Klöſter, 1 lutheriſche, 1 reformirte, 1 armeniſche, 1 illyriſche, 1 morgenländiſche und 1 griechiſche Kirche, Synagoge, Mechitariſtenkloſter mit einer armeniſchen Buchdruckerei, 2 Lazarethe, Armen-, Waiſen- und Findelhaus, ein Theater, ein Gymnaſium, eine muſterhaft organiſirte Real- und nautiſche Schule, eine Normalhauptſchule, eine iſraelitiſche Hauptſchule, eine Schule der orientaliſchen und eine andere der illyriſchen Griechen, eine Hebammenſchule, eine öffentliche Bibliothek mit 10000 Bänden, 8 Buchhandlungen, 4 Buch- und 1 Kupferdruckerei, 1 Quarantaineanſtalt, Feuerverſicherungsanſtalt für die ganze Monarchie, Banken und viele Aſſecuranzgeſellſchaften. Die ſchönſte Straße iſt der Corſo, von anſehnlicher Breite und mit vielen Paläſten und ſchönen Häuſern eingefaßt. Die merkwürdigſten Plätze ſind: der große Platz (la piazza grande) in der Altſtadt, mit dem Stadthauſe und anderen großen Gebäuden umgeben, der lebhafteſte und beſuchteſte unter allen Plätzen und in der Mitte mit einem ſchönen Brunen und der marmornen Statue Karl's VI. auf einer 26 Fuß hohen Säule geziert, und der Börſenplatz in der Thereſienſtadt, merkwürdig wegen der herrlichen Gebäude, der modernen Fontaine mit einer marmornen Gruppe Neptun's, der bronzenen Statue Leopold's I. auf einer Marmorſäule und wegen des beſtändig hier gehaltenen Marktes, wo man alle Kunſt- und Bequemlichkeits-, Genuß- und Luxusgegenſtände aus allen Weltgegenden in offnen Buden aufgeſtellt ſieht. Zu den vornehmſten öffentlichen Gebäuden gehören: das Schloß, die Paläſte Carciotti und des Grafen von Montfort (einſt König von Weſtphalen), das Theater, die Börſe und das unfern von Trieſt gelegene große Lazareth mit einer Mauer umſchloſſen und ſehr geräumig. Merkwürdig ſind auch die zwei am Hafen errichteten Moli, vorzüglich der Thereſienmolo, ein Meiſterſtück militairiſcher Baukunſt von 1800 Fuß Länge und deſſen Kopf ein kleines Fort trägt, das nebſt

Digitized by Google

der Batterie am neuen Lazarethe den Eingang des Hafens vertheidigt. Die größten Kriegsschiffe können mit jedem Winde ohne Gefahr und ohne Lootsen einlaufen; aber in den kleinen gegen die Altstadt sich hineinziehenden Hafen Mandrachio oder Darsena können nur kleinere Barken gelangen. An der Spitze des Theresienmolo steht seit 1832 ein Leuchtthurm, eine 110 Fuß hohe, 16 Fuß dicke Säule. Die Einwohner unterhalten viele Fabriken, welche Wachs, Zucker, Liqueur, Rosoglio, türkisch Roth, Seiden-, Baumwoll- und Wollwaaren, Weinstein, Oel, Seife, Spielkarten, Seile, vorzüglich große Schiffsseile ꝛc. liefern, Branntweinbrennereien, Seilerbahnen, Schiffswerfte, Ankerschmiede, Austerfang, Fischerei, Schiffbau, Schifffahrt und nähren sich fast alle von dem äußerst wichtigen Seehandel, der sich immer hebt, da Triest seit 1717 ein Freihafen ist, den jährlich 7 — 8000 Schiffe aller Art besuchen. Man schätzte den Werth der Einfuhr im Jahre 1832 auf mehr als 31 und den der Ausfuhr auf fast 30 Mill. Gulden. Durch den großen Canal, der aus dem Meere mitten in die Theresienstadt führt, können Schiffe bis zu den Häusern der Kaufleute fahren. Der Handel erstreckt sich vorzüglich auf die Levante; daher halten sich zu Triest viele Griechen (1400), selbst Armenier und Türken auf. Die Stadt, welcher schon die Alten ein hohes Alterthum zuschreiben, unterwarf sich am am 30. Sept. 1382 dem Hause Östreich, gehörte seit dem wiener Frieden 1809 zu den französisch-illyrischen Provinzen, kehrte 1814 wieder unter Östreichs Herrschaft zurück und hat seit dem September 1818 den Titel Citta fidelissima (allertreueste Stadt). 71.

Trift, lat. via pecorum; fr passage; engl. drift, ist eigentlich der Ort oder der Weg, wo das Vieh getrieben wird und im Besondern der Pfad, auf welchem das Vieh zur Weide oder Hutung geht. Wenn nämlich bei der Nothwendigkeit, das Vieh auf den Feldern weiden zu lassen, und bei der Freiheit, dasselbe auf die eignen Grundstücke zu treiben, es wegen der oft unzugänglichen Lage derselben nothwendig ist, daß dasselbe fremde Grundstücke betritt, so hat das Herkommen oder das Gesetz bestimmt, daß dazu Wege von einer gewissen Breite nach Umständen bis zu 32 Fuß freigelassen werden, eben so wie Fahrwege und Fußsteige nach verschiedenen Richtungen vorhanden sein müssen, und das Recht, eine solche Passage zu erlangen, heißt die Triftgerechtigkeit, wobei jedoch das Vieh auf fremden Grundstücken nicht weiden darf, sondern so schnell als möglich über dieselben weggetrieben werden muß. Man hat dieselbe aber häufig mit der Hut- oder Weidegerechtigkeit verwechselt, welche in dem Servitute besteht, daß gewisse Grundstücke zu bestimmten Zeiten, z. B. wenn sie brach liegen, von den Heerden entweder des Rittergutsbesitzers oder der sämmtlichen Grundstücksbesitzer beweidet werden dürfen, wobei oft das Sprüchwort Zahn oder Sichel gilt, d. h. daß entweder das darauf Wachsende abgeweidet werden muß oder, wenn das Feld zu besonderm Zwecke besäet ist, der Eigenthümer selbst sein eignes Vieh nicht darauf treiben darf. 30.

Triglaw, eine slawische Gottheit, unentschieden, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, ward vorzüglich in der Nähe von Stettin verehrt, wo ihr ein prächtiger Tempel auf dem mittelsten der drei Hügel erbaut war. Dieser war mit vielen Bildwerken geziert, hierher wurden alle erbeuteten Reichthümer gebracht und hier befanden sich auch die silbernen Becher zum Weissagen. Das Bild der Gottheit hatte drei Köpfe von Gold, welche mit einem Schleier verdeckt waren und Ziegenköpfe vorgestellt haben sollen. Außerdem befand sich hier ein heiliger Baum (wahrscheinlich eine Eiche), unter welchem eine heilige Quelle hervorsprudelte. Der heilige Otto ließ die Quelle verschütten, den Baum umhauen und das Götzenbild nach Rom schaffen; aber der Cultus des T. war auch an vielen anderen Orten verbreitet, wo sich auch Bildsäulen des Gottes fanden. So fand sich noch 1526 ein solches Bildniß im Prämonstratenserkloster zu Brandenburg; auch bei Colberg,

Digitized by Google

Meißen und Zwickau hat man deren gefunden. Uebrigens war dem T. ein schwarzes Pferd geweiht. 82.

Triglyphen, s. Säule.

Trigonometrie, Dreieckmessung, ist die Wissenschaft, welche aus drei in Zahlen gegebenen Stücken eines Dreieckes, worunter wenigstens eine Seite sein muß, die übrigen drei Stücke durch Rechnung zu finden lehrt. Sie zerfällt 1) in die ebene T., welche sich mit der Berechnung ebener Dreiecke beschäftigt; 2) in die sphärische T., die es mit sphärischen Dreiecken zu thun hat; 3) in die sphäroidische T., die sich mit der Berechnung der sphäroidischen Dreiecke abgibt; 4) in die Polygonometrie, welche aus den gegebenen Seiten und Winkeln eines Vielecks, wodurch dasselbe bestimmt wird, die übrigen durch Rechnung zu finden lehrt und 5) in die Tetragonometrie, welche aus den gegebenen Seiten und Winkeln eines Vierecks, wodurch dasselbe bestimmt wird, die übrigen durch Rechnung finden lehrt. Die Hülfswissenschaften der T. sind Goniometrie (s. d. Art.), Cyklometrie, d. i. der Inbegriff der Formeln, welche die Relationen der Kreisbogen und der ihnen zugehörigen geraden Linien darstellen, und Cyklotechnie, d. i. die Anwendung der cyklometrischen Formeln auf die numerische Berechnung der zu den Kreisbogen gehörigen geraden Linien und umgekehrt. Die Astronomie gab wohl die erste Veranlassung zur Erfindung der T. und das Meiste, was man davon bei den Alten findet, geht die sphärische T. an. Im XI. Jahrh. fingen die Araber an der T. ihre jetzige Gestalt zu geben. Erst im XV. Jahrh. (1423) berechnete Purbach für die Sinus eine Tafel und sein Schüler Müller (Regiomontanus) schrieb 1436 „de Triangulis" die erste vollständige ebene und sphärische T. Rhäticus führte zuerst Secanten ein und berechnete Sinus, Tangenten und Secanten. Auch haben sich Landsberg und Snellius um die T. verdient gemacht. Durch die Anwendungen der T. fast auf alle Theile der angewandten Mathematik lernte man sie immer mehr entwickeln. Die Analysis auf die T. angewendet findet man in den Lehrbüchern von Kästner, Karsten und Klügel. 40.

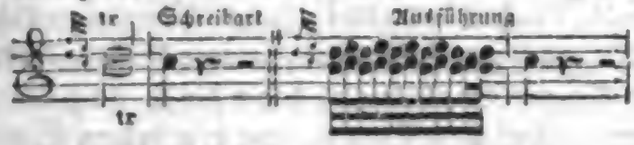
Triller, fr. trille; ital. trillo, heißt in der Musik die mehrmals wiederholte geschwinde und gleichförmige Abwechselung eines Tones mit seiner zunächst darüber liegenden diatonischen Stufe und besteht demnach seinem Hauptinhalte nach aus zwei wesentlich von einander verschiedenen Tönen, von denen der untere, auch Hauptton genannt, der vorzügliche und zugleich derjenige ist, über welchem sich in der Tonschrift das Zeichen des Trillers (tr. oder ~) befindet, der obere aber Hülfston genannt wird. Ob aber der Hülfston der aufwärts folgende ganze oder halbe Ton sei, hängt von der Tonart und von der Stellung der Hauptnote ab und es gilt bei der Ausführung des Trillers noch die Regel, daß man mit dem Hülfstone anfängt, um dadurch den T. reiner zu machen, obschon nicht wenige Musiker diese Regel verwerfen und bei der Ausführung des T. mit dem Haupttone anfangen, z. B.

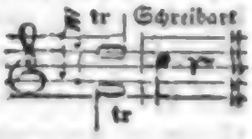
Doch ist hiermit der eigentliche oder ausgeführte T. noch nicht in seiner ganzen Ausdehnung beschrieben, sondern ein wesentliches Bestandtheil sind noch außerdem ein Vorschlag und ein Nachschlag, von denen der Vorschlag gewöhnlich mit kleinen Noten vor dem T. angezeigt, der Nachschlag aber gewöhnlich gar nicht (ausgenommen in den Ripienstimmen) ausgeschrieben wird und aus zwei Noten besteht, wovon die erste die unter dem Hauptton liegende Stufe, die zweite aber der Haupttriller selbst ist, welche beide Noten aber zusammen in der Ausführung gewöhnlich in einem noch etwas geschwindern Tempo genommen werden, z. B.

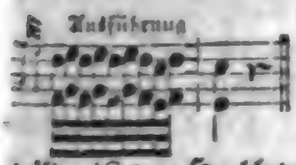
, wobei jedoch außer-

Digitized by Google

dem noch wohl zu beachten ist, daß der erste Ton des Nachschlages ebenso von der Tonart und von der Stellung der Hauptnote abhängt, wie der Hülfston im T. selbst. Ausnahme von dieser Regel ist, wenn der T. keinen Verschlag hat, sondern entweder gleich mit dem Haupt- oder Hülfstone angefangen wird, je nachdem sich die Noten vor den Triller auf- oder absteigend nach den T. bewegen. Eine speciellere Art dieses eigentlichen Trillers ist endlich der sogenannte **Doppeltriller**, worunter man einen von zwei Stimmen oder Partien ausgeführten einfachen T. ver-

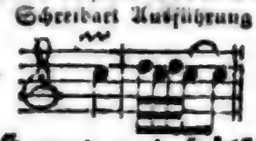
steht, z. B. 

oder 

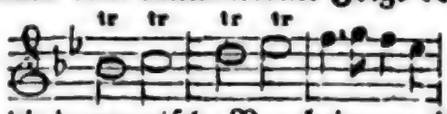


Wesentlich verschieden aber von dem einfachen und Doppel-

triller ist der **Halbtriller** oder sogenannte **Prelltriller** (ital. trilletto), welcher in der Tonschrift durch das Zeichen ~ angedeutet wird und vorzüglich in unserer neuesten Tanzmusik eine bedeutende Rolle spielt. Er entbehrt des Vor- und des Nachschlages, wird blos durch einen scharf markirten Wechsel des Hülfs- und Haupttones ausgeführt und besteht demnach aus den vier ersten Noten eines Tril-

lers, der mit dem Hülfstriller angefangen wird, z. B. 

Geschieht

bei der Ausführung des Trillers die Abwechselung des Haupt- und Hülfstons nicht in gleicher Geschwindigkeit, sondern einmal langsamer, das andere Mal geschwinder, oder wird der Hülfston zu hoch genommen und in der Form einer kleinen Terz ausgeübt, wodurch der T. unrein und ungleich wird, so wird dieser T. spottweise ein **Bockstriller** genannt. Ein anderer technischer Ausdruck ist endlich **Trillerkette** (ital. catena di trilli), worunter man eine unmittelbare Folge von Trillern auf verschiedenen Tönen versteht, z. B. 

20.

Trilogie nannten die alten Griechen die dramatische Bearbeitung eines tragischen Stoffes in 3 verschiedenen nicht sehr von einander entfernten Gesichtspunkten, so daß zwar 3 Tragödien entstanden, diese zusammen aber gewissermaßen wieder ein Ganzes bildeten, was um so mehr stattfinden mußte, als an den Bacchusfesten gesetzlich eine solche T. aufgeführt werden mußte, wozu dann noch ein Satyrstück kam, welches mit den vorigen eine Tetralogie bildete. Die dramatischen Dichter pflegten daher meist Trilogien zu schreiben, doch sind außer der T. des Äschylus: Oresligs, welche die Stücke „Agamemnon," „Choephoren" und „Eumeniden" enthält, von allen nur einzelne Tragödien uns erhalten worden. In neuerer Zeit haben einige Tragiker die Trilogien wiederum versucht und Schiller's „Wallenstein" möchte als eine der gelungensten zu nennen sein. 9.

Trimurti, s. Dreieinigkeit und Mythologie der Hindu.

Trincavella (Johann Baptista), Arzt zu Venedig, geb. 1496, studirte zu Padua und Bologna, wo er vorzüglich die griechische Sprache genau lernte, und ließ sich hierauf in Venedig nieder, wo er bei einer Epidemie, die die Insel Murano verheerte, sich so thätig erwies, daß er bald einer der beschäftigtsten und wohlhabendsten Ärzte wurde. 1551 versetzte ihn der Senat als Professor nach Padua, von wo er 1568 wieder nach Venedig zurückkehrte, aber noch in demselben Jahre starb. Er war ein großer Anhänger der arabischen Medicin, die er mit vielem Scharfsinne vertheidigte; indessen muß man von ihm anerkennen, daß er viel dazu beigetragen hat, die Dunkelheit in der Wissenschaft zu zerstören und der griechischen Medicin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Schriften erschienen gesammelt unter

Digitized by Google

dem Titel: „Opera omnia“ (Lugd. 1586 und 1592. 2 Voll. Fol. Venet. 1599. 3 Voll. Fol.). 39.

Trinidad, s. Westindien.

Trinität, s. Dreieinigkeit.

Trinitarier werden die Glieder des von zwei Einsiedlern, Johann von Matha und Felix von Valois, in der Provence im Jahre 1198 gestifteten und von Innocenz III. bestätigten Ordens von der heiligen Dreieinigkeit (ordo sanctae trinitatis) genannt, welcher neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach Augustin's Regel sich namentlich auch zur Loskaufung armer Gefangenen in Kreuzzügen und den mauretanischen Kriegen verpflichtete; daher die T. auch fratres de redemtione captivorum heißen. Auf dem Boden, wo den beiden Einsiedlern kurz vor der Stiftung ein weißer Hirsch mit rothem und blauem Kreuze zwischen den Geweihen erschienen war, erhob sich das erste und zugleich das Stamm- und Hauptkloster aller übrigen Häuser des Ordens, Cerf-Roy genannt. Die Ordenskleidung war ein weißer Rock, welchen ein rothes und blaues Kreuz zierte. Damit aber die Ordensbrüder nicht von ihrem wohlthätigen Zwecke abwichen, bestimmte die Regel ausdrücklich, daß ein Drittheil der gesammten Klostereinkünfte zur Loskaufung von Christensklaven angewendet werden sollte. Der rüstige Muth, mit welchem die neuen Ordensbrüder, denen sich schon 1201 auch weibliche Klöster beigesellten, ans Werk gingen (schon zwei Jahre nach der Stiftung dankten 186 Sklaven ihnen die Freiheit), und der edle Eifer, mit welchem diese Männer sich selbst jeden Genuß versagten und sich gleichsam in eine freiwillige Sklaverei begaben, um Andern das höchste Gut des Lebens zu verschaffen, forderte nicht nur alle, die nicht selbst in den Orden traten, auf, ihr Scherflein beizutragen und im schönen Wetteifer nach Kräften beizusteuern, sondern Männer von hohen Verdiensten und ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung bewarben sich sogar um die Aufnahme in diese Brüdergemeinschaft. So verschaffte sich diese bald in verschiedenen Ländern Eingang und Anerkennung. Frankreich, welches auf den Ruhm, dem Orden das Dasein gegeben zu haben, auch das Recht gründete, ihm nach eigener Wahl einen General zu geben, und das christliche Spanien, welches bei seinen steten Kämpfen mit den Saracenen durch eine solche Anstalt nur gewinnen konnte, wendeten den unermüdlichen Mönchen ihre besondere Vorliebe zu; aber auch in England, Deutschland, Italien, Portugal, Ungarn und Polen, selbst in Amerika wurden Trinitarierklöster gestiftet und im XVIII. Jahrh. besaß der Orden mit Inbegriff der bei Gelegenheit seiner Reformen in Spanien gestifteten und seit 1636 unter einem eigenen Generale stehenden Trinitarierbarfüßer in Europa 300 Klöster. In 437 Jahren (bis 1635) hat derselbe 30720 Sklaven losgekauft. Doch mit der Zeit erkaltete auch dieser fromme Eifer und die T. zogen es vor, ihre Reichthümer selbst zu verzehren, als sie zur Linderung fremden Elends zu verwenden. Zwar fehlte es nicht an Reformen; aber da die erste Begeisterung für ihren ursprünglichen Zweck nie wiederkehrte, so mußten alle neueren Satzungen unwirksam bleiben. In Spanien und Portugal, wo sie außer Amerika noch die meisten Klöster hatten, hat auch sie das allgemeine Loos der Mönche getroffen. 63.

Trio bedeutet im strengern Sinne des Wortes ein Instrumentalstück für drei concertirende Stimmen ohne alle weitere Begleitung, enthaltend verschiedene Sätze von willkührlichem, aber bestimmtem Charakter. Solche Trios oder dreistimmige Sonaten (sonate a tre) sind von beinahe noch größerer Schwierigkeit als die Terzette, da bei ihnen die Grundstimme eben so wie die beiden Oberstimmen durchaus den Charakter einer Hauptstimme behaupten soll und das Ganze in der gebundenen oder fugenartigen Schreibart gesetzt sein muß. Nur sehr wenig wird diese Art von Trios noch in der jetzigen Zeit bearbeitet, wogegen dieselben früher sehr gewöhnlich waren, den Namen Kirchentrios führten und in fugenartigem strengern

Digitized by Google

und gebundenen Kirchenstyl gesetzt waren. An ihre Stelle trat dann eine andere Art T., dreistimmige Sonaten, bestehend aus zwei concertirenden Oberstimmen, die von einem Basse begleitet werden. Namentlich berühmt sind die derartigen Leistungen von Graun, obgleich auch diese Trios durch die neuerdings mehr beliebt gewordenen Quartetts immer mehr verdrängt werden. Endlich gibt es noch eine Gattung des T., in welcher eigentlich nur eine Hauptstimme enthalten ist, die von der zweiten Stimme bald in Terzen, bald in Sexten, oder noch öfter blos als Füllstimme begleitet wird. Übergetragen wird der Name T. auch bei einem Walzer, Marsche, einer Menuett, Polonaise ꝛc. auf einen solchen Satz, der mit dem eigentlichen Walzer, Marsche ꝛc. abwechselt, ihm entspricht und als Zugabe gewöhnlich in der verwandten Molltonart geschrieben ist. Ein solcher Satz wird in der Notenschrift mit T. bezeichnet, wurde früher von 3 Stimmen ausgeführt und erhielt daher diesen Namen. 20.

Triole ist in der Musik diejenige Notenfigur, die entsteht, wenn eine Note in drei Noten von gleicher Zeitdauer zerfällt wird, wobei jedoch zu beachten ist, daß wegen der Unvollkommenheit unserer Tonschrift, die kein besonderes Zeichen für ein Drittheil hat, man genöthigt ist, diese Eintheilung der Note in 3 Theile mit derselben Notengattung zu bezeichnen, womit man die Auflösung derselben in 2 gleiche Theile bezeichnet, so daß die Triolen wie Halbe, Viertel, Achtel ꝛc. Noten geschrieben werden können. Um aber den Spielenden schnell über den wahren Werth solcher Triolennoten zu belehren und dem Auge einen schnellen Überblick über den ganzen Tact zu verschaffen, setzt man gewöhnlich über die Triolen die Zahl 3, obgleich ein geübter Tonkünstler schon durch Übung die T. sogleich auf den ersten Anblick erkennen wird. Beim Vortrage der Triolen gilt gewöhnlich die Regel, daß die erste Note derselben immer etwas markirt werden müsse, doch muß man sich sehr hüten, vorzüglich bei Triolen von geschwinder Bewegung, diesen Accent sehr hervorzuheben, da der Vortrag hierdurch nur zu leicht hinkend wird. Fehlerhaft ist es endlich auch, wenn man mitten im Laufe der Melodie, wo sich die metrische Bewegung des Satzes auf Achtelnoten gründet, Triolen setzt, die aus der Zergliederung der Viertelnoten entstehen, da hierdurch das Tactgewicht zerstört und das Gefühl beleidigt wird. Eben so wie bei der T. in 3 wird nicht selten auch eine Note in 5, 6, 7, 9, 10 ꝛc. Theile zergliedert, woraus der T. ähnliche Figuren entstehen, die jedoch mit derselben Vorsicht anzuwenden sind wie die Triolen und durchaus nicht so markirt werden dürfen, als wenn sie aus mehreren Triolen zusammengesetzt wären, sondern vielmehr so, daß sie als völlig gleiche Theile eines größeren Ganzen erscheinen. Die Namen solcher Notenfiguren sind dem Namen der T. analog gebildet, z. B. Quintole, Sextole, Septole, Novemole, Decimole ꝛc. 20.

Triolet nennt man eine achtzeilige gereimte Spielerei, die aus zwei Abtheilungen besteht, die beide vier Reime, zwei männliche und zwei weibliche in sich fassen, und zwar so, daß in der ersten Abtheilung die beiden männlichen Reime die beiden weiblichen und in der zweiten Abtheilung die beiden weiblichen Reime die beiden männlichen einschließen, oder umgekehrt. Die Reime sind auch nur auf je einen Klang und der erste, vierte und siebente Vers bleibt immer ein und derselbe. Diese Reimform, welche besonders bei den Franzosen großen Beifall gefunden hat, eignet sich nur zum Leichten, Scherzhaften, Tändelnden und Naiven. In Deutschland versuchten sie Gleim, Hagedorn und A. W. Schlegel nicht ohne Glück; als Beispiel diene ein T. des Letztern:

„Mit einem kleinen Triolet
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen:
Verwirrst du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolet?
Ei, ei! bei solchen Kennermienen
Einst wies ich dir schon das Sonett;
Mit einem kleinen Triolet
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen." 66.

Tripel, lat. argilla tripolitana; franz. argile tripolécenne; engl. tripolic,

Digitized by Google

eine zum Poliren dienende Mineralmasse, wird derb, in Lagern, zuweilen in sphäroïdischen Stücken, von unvollkommen schieferiger Structur im Großen, erdig im Bruche, von geringem Gewichte (1,8—2,2 specifisches Gewicht), asch- und gelblichgrauen Farben, etwas rauh und mager anzufühlen und ohne Glanz gefunden. Sie haftet nicht an der Zunge. Größtentheils enthält sie Kieselerde (80 Procent und mehr), Eisenoxyd, Schwefelsäure, Thonerde und Wasser. Bekannt ist der T. von Ronneburg, aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Frankreich. 76.

Triplik, s. Replik.

Tripŏlis, ein Staat an der Nordküste von Afrika zwischen Barka und Tunis, enthält ungefähr 8800 □Meil. mit 1500000 Einw., größtentheils Türken, Mauren, Berbern, Arabern, Franken, Negern und Juden, ist nicht sehr fruchtbar, sandig und zum Theil unangebaut, im Innern eine wahre Wüstenei, von dem 1500 hohen Ghuriano- und Harudschgebirge und Fissato, Zweige des Atlas, durchzogen, von den Vorgebirgen Ras Sem oder Rasat, Mesurata und Zoar umgeben und wird von dem Mittelmeere, welches auf 240 Meilen die Küste bespült und den großen Busen von Sidra und den kleinern von Bomba und anderen bildet, und von wenigen Seen und geringen Küstenflüssen bewässert. Das Klima ist im Sommer heiß, doch angenehm und gesund, und die Seewinde mäßigen die Hitze, welche durch die Landwinde, die viele Sandtheilchen mit sich führen und Augenkrankheiten erzeugen, vermehrt wird. Der häufige Thau ersetzt den Mangel des vom Mai bis October fehlenden Regens. Die Producte sind die der Berberei überhaupt: Haus- und Raubthiere, unter den ersteren vorzüglich Pferde und große Hammel, Strauße, Raubvögel, Schlangen, Skorpione, Seidenraupen, Bienen; Getreide, Citronen, Pomeranzen, Mandeln, Feigen, Datteln, Safran, Sennesblätter, Galläpfel, Wein, Oliven, Gemüse, Baumwolle und Maulbeerbäume; die Mineralien sind noch zu wenig gesucht, doch liefern Seen und Sümpfe an der Küste viel Salz. Die Einwohner beschäftigen sich mit Acker-, Obst- und Gemüsebau, Viehzucht, Jagd und Fischerei und treiben einen ausgebreiteten Tauschhandel, welcher sich vorzüglich in den Händen der Juden, Mauren, Türken und Christen befindet. Durch die Karawanen werden vorzüglich Gold, Tücher, seidene Zeuche, Glasperlen, Korallen, Messing und Eisendraht, Gewehre und Munition, Gewürze, Zucker und Kaffee, Straußfedern, Elfenbein, Sennesblätter, Gummi, Holz ꝛc. eingeführt. Die Landesreligion ist die muhammedanische und die Regierungsform war bisher eine militairische Republik, unter einem Pascha, der von dem Diwan und der 300 Mann starken türkischen Miliz, die den größten Einfluß behauptet, gewählt und dann von der Pforte bestätigt ward. Der Pascha hat, ohne die zufälligen Einkünfte, 300000 Fl., ein stehendes Heer von 3000 Mann (im Nothfalle 15000), eine kleine Seemacht und zahlt Tribut nach Constantinopel; dagegen bezieht er auch von mehreren europäischen Mächten, die vor Seeräuberei geschützt sein wollen, einen Tribut. Unter ihm stehen noch die Landschaft Fessan (s. d. Art.), Barka (s. d. Art.) und verschiedene Oasen der Wüste, Gadames ꝛc. Städte sind: Tripolis (Tarables), Hauptstadt, 31° 1′ 7″ L., 32° 53′ 40″ Br., in einer dattelreichen Gegend, am mittelländischen Meere. Sie hat 1 Meile im Umfange, eine steinerne Mauer ohne Graben und Außenwerke, 2 Thore, enge, krumme und unreinliche Gassen, aus Back- und Quadersteinen erbaute Häuser, 25000 Einw., Mauren, Türken, Christen und Juden, 1 befestigtes Schloß (Residenz des Pascha), 6 Moscheen, 1 Franziskanerkloster mit einem Hospitale für kranke Christensklaven, Synagoge, einen guten, durch Felsen, Schloß und Batterien geschützten Hafen, beträchtliche Seidenzeuch-, Camelott- und Corduanfabriken, erheblichen Handel, weßwegen die meisten europäischen Nationen hier Consuln haben, und öffentliche heiße Bäder, die besten in Afrika. Die Stadt hat weder Quell-, noch Flußwasser, sondern nur Cisternen.

Digitized by Google

Nicht weit davon liegt Neutripoli oder Missieh, kleiner Ort mit vielen Lusthäusern und Gärten. Tadschura mit 3000 Einw., Juden und Mauren, Barankenweberei und Palmenmattenflechterei. Mesurata, Festung und Meerbusen von Sidra. — Alttripolis, Hafen. Die Inseln Gerbi oder Dscherbi (mit 30000 Einw., Fabrikanten von Tüchern und Shawls) und Sidra. Die Trümmer der alten, durch die Phönicier erbauten Stadt Leptis magna, jetzt Lebeda. In der Nähe bei Ghirzza die sogenannte versteinerte Stadt mit schlechten unbewohnten Häusern, an den kahlen Hügeln Garatilla. — In der neuesten Zeit hat T. die Aufmerksamkeit Europas wieder auf sich gezogen, theils wegen der frühern angeblichen Absicht Englands, sich desselben, wie die Franzosen Algiers, zu bemächtigen, theils wegen der 1834 ausgebrochenen Revolution, bei welcher der Pascha Sidi Ali von seinem Neffen in der Hauptstadt belagert und zwar durch eine türkische Flotte befreit, aber abgesetzt und das Land von der Pforte in Besitz genommen wurde, so daß es, nachdem es gegen 200 Jahre unter Regenten aus dem Hause Karamanli ziemlich unabhängig von der Pforte gestanden hatte, nun wieder türkische Provinz ist. 71.

Tripper, lat. gonorrhoea, richtiger urethritis bei Männern, elytritis bei Frauen; franz. chaude-pisse; engl. clap, ist ein Schleimfluß der Geschlechtstheile, der aus allerlei krankmachenden Ursachen, am Häufigsten durch Ansteckung entsteht. Ist letzteres der Fall, so wird das Contagium während des Beischlafs mitgetheilt. Dann entsteht in der männlichen Harnröhre nach Verfluß einiger Tage ein Jucken und eine gelinde Röthe der Öffnung derselben, dabei Ausfluß einer wässerigen Feuchtigkeit, die nach und nach an Quantität zunimmt, die Wäsche grün färbt und eine schleimige Consistenz annimmt. Dabei stellen sich Brennen beim Uriniren, schmerzhafte Erectionen, abendliches Fieber, Schlaflosigkeit ein. So dauert die Krankheit einige Wochen fort; allmählig wird der Ausfluß geringer, dicker, gelber, bis er so wie der Schmerz endlich ganz aufhören. Dieß ist der gewöhnliche Verlauf des Trippers, der aber nicht immer in dieser gefahrlosen Gestalt auftritt, sondern häufig und besonders gern nach Diätfehlern, unter mehr oder weniger bedenklicheren Symptomen erscheint. Solche sind Entzündung der Vorhaut, sehr schmerzhafter, oder fast ganz unterdrückter, oder mit Blut vermischter Harnabgang, Anschwellung der Leistendrüsen, oder plötzliche Unterdrückung des Ausflusses mit darauf folgenden sehr bedenklichen Erscheinungen, als: Entzündung der Hoden, Entzündung eines oder beider Augen mit plötzlicher Erblindung derselben, heftige Schmerzen in den Kniegelenken ꝛc. Häufig bleiben auch nach dem T. allerlei lästige und gefährliche Nachkrankheiten zurück, von denen die gewöhnlichsten fortdauernder Schleimfluß aus der Harnröhre (Nachtripper) und Verengerungen der Harnröhre sind, von denen die letzteren ein höchst beschwerliches Schwerharnen (Dysurie) mit allen seinen Folgen, als Lähmung der Blase, Brand ꝛc., nach sich ziehen. — Anders und gelinder gestaltet sich der T. beim Weibe, wo er seinen Sitz auf der Schleimhaut des Scheidecanals nimmt. Auch hier bewirkt er einen eigenthümlichen Schleimfluß, der mit Brennen begleitet ist; doch ist er nicht mit Harnbeschwerden verbunden, so wie auch die entzündlichen Zufälle fehlen, so daß er im Ganzen einen mildern, zugleich aber auch langwierigern Verlauf macht. — Außer dem Contagium erregen gichtische, skrophulöse und andere Dyskrasien eine Art T.; auch kommt dieser bei Blasen- und Steinbeschwerden vor. Beim weiblichen Geschlechte, wo sie dann den Namen weißer Fluß führen, entstehen solche Schleimflüsse von ähnlichen Ursachen, öfter aber von Erschlaffung, nach Kindbetten, so wie von mancherlei organischen Übeln des Uterus und der Ovarien. — Ob das Trippercontagium ein und dasselbe mit dem venerischen sei, das nur in sofern verschiedene Zufälle errege, als es in dem einen Falle auf die Schleimhäute der Geschlechtstheile, in dem andern auf die eigentliche, aber zartere, äußere Haut der-

Digitized by Google

selben abgesetzt werde? ist eine Frage, die unter den Ärzten immer noch streitig ist; indessen erklären sich die meisten derselben jetzt dahin, daß beide Contagien unter sich verschieden seien, was sie auch aus der Geschichte des Trippers beweisen, von dessen Gegenwart sich schon Spuren in den Büchern Mosis, so wie bei griechischen und römischen Schriftstellern finden. — Bei der Cur des Trippers kommt es vorzüglich auf ein strenges diätetisches Verhalten an, indem hitzige Speisen und Getränke, Erkältungen, der Beischlaf, angestrengtes Laufen und Reiten ihn vermehren, und dadurch oft die traurigsten Folgen nach sich ziehen; auch ist es ein großer Übelstand, daß Personen, die an T. leiden, aus Scham sich Quacksalbern anvertrauen, oder Geheimmittel, oder sonstige schädliche Mittel gebrauchen und sich dadurch den größten Nachtheil zuziehn. 39.

Triptolĕmus war ein Sohn des Celeus, Königs von Eleusis, und der Metanira. Als Ceres ihre geliebte Tochter Proserpina vergeblich auf der ganzen Erde gesucht hatte, gelangte sie auch ermüdet und betrübt in Eleusis an, wo sie der gastfreie Celeus in seine Wohnung einlud, wiewohl sein Haus voll Trauer war, da der eben geborene T. (nach Andern Demophon) dem Tode nahe lag. Da machte ihn die Göttin gesund und wollte ihm Unsterblichkeit verleihen, indem sie ihn alle Nächte auf ihrem Schooße in Flammen hüllte, um alles Sterbliche an ihm verzehren zu lassen; doch einst von der furchtsamen Mutter bei diesem Geschäfte überrascht mußte sie diesen Wunsch aufgeben. Darauf gab sie dem T. einen Wagen mit fliegenden Drachen bespannt und schenkte ihm den edlen Weizen, daß er ihn auf der ganzen Erde ausstreue und Segen allenthalben seine Spur begleiten solle. Überall bei den verschiedenen Gefahren, die ihm drohten, wurde er von der Ceres beschützt. Als der König Lynkos in Scythien, um selbst für den Erfinder des Getreidebaues gehalten zu werden, den T. tödten wollte, verwandelte ihn Ceres in einen Luchs. Eben so stellte ihm Karnabon, der König der Geten, nach, der sogar einen seiner Drachen tödtete; diesen Drachen versetzte sie als Ophiuchos unter die Gestirne. Als selbst sein Vater ihn ermorden wollte, wurde er von der Göttin gezwungen, dem T. sein Reich abzutreten. In Arkadien lehrte er den Arkas den Ackerbau, in Attika den Eumelus; hier besäete er zuerst mit Getreide das rharische Feld. T. wurde als Erfinder des Pflugs und des Wagens, als Erbauer der Stadt Eleusis, wo er einen eigenen Tempel hatte, und Erfinder der eleusinischen Mysterien göttlich verehrt, und dargestellt auf einen mit Drachen bespannten Wagen sitzend, mit Kornähren in der Hand. Nach einer besondern Mythe gehörte T. auch zu den Richtern der Unterwelt. Aus dem griechischen T. bildeten die Römer ihren Bonus Eventus. 11.

Triqueballe (spr. Trik'ball) oder **Schleppwagen** ist ein sehr nützliches Hebezeug und Fahrzeug zugleich und dient vorzugsweise dazu, schwere Kanonenröhre, Mörser, Mörserlaffeten und andere ähnliche große Lasten, dicht über der Erde weg, auf Wällen und in Laufgräben, von einer Batterie zur andern mit ziemlicher Bequemlichkeit und ohne großen Kraftaufwand fortzubringen. Es hat viele Ähnlichkeit mit einer Sattelprotze (s. Protze) und besteht aus einer Achse mit einem hohen Achsschemel, zwei 7 bis 7½ Fuß hohen Rädern, einer 14 bis 15 Fuß langen Deichsel oder vielmehr Langbaum, und zwei Deichselarmen. Im vordern Ende des Langbaumes ist ein Loch wie ein Protzloch (s. Laffete) angebracht, um den T. mit einer Protze verbinden zu können, wenn ein Transport auf größere Entfernung geschehen soll. 61.

Trisection des Winkels ist eins von den berühmten geometrischen Problemen, dessen Auflösung fast alle berühmte Mathematiker beschäftigt hat, ohne daß bis jetzt ein völlig genügendes Resultat geliefert worden wäre. Es handelt sich nämlich darum, einen beliebigen Winkel auf rein geometrischem Wege in 3 gleiche zu theilen; es ist aber bis jetzt noch kein Verhältniß geometrischer Linien gefunden,

Digitized by Google

durch welche dieß erreicht werden könnte, und die Aufgabe läßt sich daher bis jetzt nur durch die höhere Mathematik lösen. 30.

Trismegistus, s. Hermes.

Trismus, s. Kinnbackenkrampf.

Tristan, s. Gottfried von Straßburg und Heinrich von Vriberg.

Tritheiten heißen in der christlichen Kirche diejenigen Irrlehrer, welche annehmen, daß jede Person der Trinität eine besondere individuelle Substanz, ein besonderes Wesen sei, also drei Gottheiten statuiren. Des Tritheismus wurden namentlich der Syrer Askusnages und sein Schüler Philoponus im VII. Jahrh. beschuldigt. Letzterer erklärte nämlich in seiner Schrift „*Περὶ τῆς ἁγίας τριάδος*“ den Namen Gott für den den drei Personen gemeinsamen Gattungsbegriff und die drei Personen für drei Substanzen, die durch gemeinsame Theilnahme an der einen göttlichen Wesenheit unter sich verbunden wären. Sein Gegner war der Bischof Damianus von Alexandrien, welcher nur der einen Gottheit persönliche Substantialität zuschrieb, die drei Personen aber für bloße Wirkungsweisen erklärte. 63.

Trithemius (Johannes), ein deutscher Historiker und Theolog des XV. Jahrh., am 1. Febr. 1462 zu Trittenheim im Churfürstenthume Trier von unbemittelten Eltern geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung in der Schule zu Trier und widmete sich dann der Theologie. Noch sehr jung trat er 1482 in den Benedictinerorden und wurde seiner ungewöhnlichen Kenntnisse wegen schon im folgenden Jahre Abt im Kloster Spanheim. Er stand dieser Abtei 25 Jahre vor, ordnete die völlig zerrütteten ökonomischen Verhältnisse derselben und errichtete eine so kostbare Bibliothek, daß sie bald in ganz Deutschland bekannt wurde. Der Ruf des gelehrten Abts verbreitete sich so schnell, daß ihn mehrere Fürsten an ihre Höfe zogen, um sich mit ihm über wichtige Dinge zu berathen. Während einer solchen Geschäftsreise erregten einige unruhige Köpfe in seinem Kloster, denen die strenge Disciplin lästig geworden war, eine Meuterei, worüber sich T. so sehr kränkte, daß er den Entschluß faßte, nie mehr zu seinen undankbaren Untergebenen zurückzukehren. Auf dringendes Bitten nahm er später (1506) die Abtswürde des Klosters St. Jakob in Würzburg an, wo er am 13. Dec. 1516 starb. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und Belesenheit erregen jetzt noch Erstaunen; zu jener Zeit brachten sie ihn in den Ruf der Zauberei. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir hier nur die „Opera historica“ (Francof. 1601. 2 Voll. Fol.), worin sich außer seinen kleineren Schriften über Geschichte auch die „Epistolae familiares“ befinden, die „Annales Hirsaugienses“ (St. Gall. 1690. 2 Voll. Fol.), worin bekanntlich die Hauptstelle über die Erfindung der Buchdruckerkunst vorkommt, und die „Polygraphia“ (Oppenh. 1518. Fol. u. ö.) als die bedeutendsten und jetzt noch brauchbarsten. 66.

Triton, ein Sohn des Neptun und der Amphitrite, nach Anderen des Oceanus und der Thetis, oder des Nereus, war nach der ältesten Mythe ein Meergott des libyschen Sees Triton, der als Geburtsort der Athene berühmt ist. Er erscheint als Symbol des brausenden Meeres, indem er auf einer Muschel bläst und auf Befehl des Meer beherrschenden Neptuns die aufgeregten Wellen besänftigt. Spätere Dichter versetzen ihn in das mittelländische Meer und machen ihn zu einem der unteren Meergötter. Hesiod beschreibt ihn in der Theogonie (930—934) als einen gewaltigen weitherrschenden Gott, der die Tiefen des Meeres inne habend bei der Mutter und dem herrschenden Vater goldene Häuser bewohnt; vom Homer ist er noch nicht gekannt. Im Gigantenkriege wurden diese durch den Ton seines Instruments in die Flucht getrieben. Als Äneas auf dem mittelländischen Meere segelte, tödtete T. dessen Steuermann Misenus, weil er einen Wettstreit im Blasen der Muschel mit ihm anfangen wollte. Apollonius beschreibt ihn als einen

Digitized by Google

Mann mit zweiendigem Fischschwanze und sichelförmigen Floßfittigen. Wie die Mythologie andere Götter, die erst einfach vorhanden waren, vervielfältigte, so die Satyrn, Silenen ꝛc., so erscheinen auch später mehrere Tritonen, welche die Meere beleben und sie aufregen oder beruhigen nach dem Befehle ihres obersten Vaters Neptun. Pausanias schildert sie als halbthierische Wesen, mit grünem Haupthaare, einem schuppenartigen Leibe, Kiemen unter den Ohren, menschlichen Nasen, blauen Augen, weiten Mäulern und Thierzähnen, Brust und Bauch mit Flossen versehen; ihre Stimme war der der Menschen gleich und sie bliesen auf durchbohrten Schnecken. Die Nereiden bedienten sich ihrer zum Gespanne und Reiten, daher sie auch 2 Roßfüße, bald mit Hufen, bald mit zweizackigen Flossen zum Schwimmen, erhalten. Zuletzt hielt man selbst Seethiere, die man noch nicht genau kannte, für die Tritonen. 11.

Triumph (triumphus) hieß bei den Römern der feierliche Einzug eines siegreichen Feldherrn in Rom. Die Ehre des Triumphes ward nur denen zu Theil, welche einen wesentlichen Vortheil für das römische Volk erfochten hatten, und es wurde erst von dem Senate die Erlaubniß dazu gegeben. Der Feldherr, welcher vorher die Stadt nicht betreten durfte, legte dem Senate, der sich außerhalb der Stadt im Tempel der Bellona versammelte, sein Gesuch vor und wenn ihm der T. zuerkannt war, setzte sich der Zug vom Marsfelde aus in Bewegung nach dem Capitolium. Voraus zogen Musikanten und Sänger, diesen folgten die Opferstiere, dann die Beute auf Wagen, wobei die Namen der eroberten Städte und Provinzen und Bilder der ersteren auf Tafeln getragen wurden, darauf die gefangenen feindlichen Anführer in Ketten, diesen Lictoren, deren Fasces mit Lorbeer umwunden waren, und diesen der Triumphator selbst mit seinen Söhnen, in goldgestickten Purpur gekleidet, mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, in der linken Hand einen Lorbeerzweig, in der rechten ein elfenbeinernes Scepter haltend und das Gesicht mit Mennige bestrichen, auf einem vergoldeten, mit Elfenbein besetzten und von 4 weißen Pferden gezogenen Triumphwagen; ihm zur Seite die Legaten und Kriegstribunen, hinter ihm ein Sklave mit einer goldnen Krone auf dem Haupte, welcher ihn vor Übermuth warnte. Den Zug beschloß das Heer und das jubelnde Volk. Auf dem Capitolium angekommen brachte der Triumphator dem Jupiter Dankgebete und die gewöhnlichen Opfer und legte die Krone des Sklaven in den Schooß Jupiter's. Darauf vertheilte er Geschenke an seine Soldaten, hielt mit seinen Freunden ein glänzendes Gastmahl und ward am Abende mit Fackeln und Musik nach Hause gebracht. — Eine geringere Art des Triumphes war die Ovation (s. d. Art.). — Unter der Herrschaft der Kaiser hielten diese allein Triumphe; den letzten Belisar nach seinen Siegen in Afrika. 37.

Triumphbogen (arcus triumphales), zum Einzuge eines Triumphators errichtete prachtvoll verzierte Ehrenpforten, scheinen erst gegen das Ende der Republik in Rom gebräuchlich geworden zu sein, waren aber unter den Kaisern gewöhnlich. Sie waren anfangs ganz einfach aus Backsteinen erbaut, mit Säulen, Statuen und Reliefs geschmückt und bestanden aus einem Bogen, über welchem eine Attika (s. d. Art.) mit Inschriften in Bezug auf die Veranlassung zur Erbauung des Triumphbogens angebracht war; später brachte man immer mehr Verschönerungen an und machte sie dauerhafter, um als bleibende Denkmäler zu dienen, von welcher Art die noch in Rom erhaltenen T. des Gallienus, Septimius Severus, Titus und Constantinus sind. Aber auch blos als Ehrendenkmäler wurden solche T. errichtet und in vielen alten Städten fanden sich derselben, oft erst nach dem Tode eines berühmten Mannes oder zum Andenken an irgend eine freudige Begebenheit aufgeführt. In der neuern Zeit pflegt man bei dem Einzuge eines Fürsten u. dergl. ähnliche Ehrenpforten, obwohl wegen ihrer kurzen Dauer nur ganz leicht von Bretern mit grünen Reisern decorirt aufzurichten; doch ist auch

Digitized by Google

ein ganz nach antikem Style errichteter T., de l'étoile (Stern) genannt, zum Gedächtnisse der Siege der französischen Heere unter Napoleon, von diesem schon begonnen, später wieder vernachlässigt, 1836 in Paris vollendet worden und eben so sind das brandenburger Thor in Berlin und das neue Burgthor in Wien im Style der T. gebaut. 30.

Triumviri (Dreimänner) hieß bei den Römern jede außerordentliche Commission von 3 Personen zu irgend einem Staatszwecke, blos von der Anzahl benannt, so wie es auch Duumviri (Zweimänner), Decemviri (Zehnmänner) gab und ein Zusatz zu diesem Titel ihre besondere Function bezeichnete. Besonders sind 2 solche Vereine in der römischen Geschichte bekannt geworden, welche sich triumviri reipublicae constituendae (Triumvirn zur Ordnung des Staatswesens) nannten und von denen die Mitglieder des erstern Cäsar, Pompejus und Crassus, des zweiten Antonius, Octavianus und Lepidus waren (s. die einzelnen Artikel und Rom). In der Geschichte werden sie unter dem Namen der Triumvirate aufgeführt. 37.

Trivial stammt von dem im Mittelalter gebräuchlichen Ausdrucke trivium ab, womit man die 3 niederen der 7 freien Künste (Grammatik, Arithmetik und Geometrie), die Grundlagen des gelehrten Unterrichts bezeichnete, und deßwegen pflegt die neuere Zeit Trivialschulen diejenigen zu nennen, in welchem nur die niederen Gegenstände gelehrt werden (Volksschulen), im Gegensatze zu den Gymnasien, und mit trivial überhaupt alles Alltägliche, Gewöhnliche, Abgenutzte zu bezeichnen. 9.

Trochäus, s. Rhythmus.

Trödelcontract, s. Ästimatorischer Contract.

Troglodyten (Höhlenbewohner) nannten die alten Griechen nach ihrer allgemeinen Benennungsweise eine Menge Völker Asiens und Afrikas, vorzüglich die Küstenbewohner der afrikanischen Seite des rothen Meeres. Wohl mögen die vielen Grotten der bergigen Gegend hier der erste Aufenthalt der Menschen gewesen sein; doch war in der spätern Zeit hier ein lebhafter Handelsverkehr und es blühten die Städte Berenice Panchrysus (Salaka), Berenice Epidires, Saba (Assab), Adule (Arkiko) u. a. — In der Kirchengeschichte wurden die arianischen Eunomianer spottweise T. genannt, weil sie nach ihrer Verfolgung sich in Höhlen verborgen halten mußten. 37.

Trogus Pompejus, ein aus Gallien stammender römischer Geschichtschreiber unter August, ist der Verfasser einer ethnographischen allgemeinen Geschichte unter dem Titel: „Historiae Philippicae et totius mundi origines et terrae situs“ (44 Bücher), eines Werks, das nach griechischen Quellen, wie Theopompus, Timäus, Klitarchus, Polybius, Posidonius u. A., bearbeitet noch die Eigenthümlichkeiten hatte, daß es den eingewebten Reden nicht die sonst gebräuchliche und wirkungsvollere directe, sondern indirecte Form gab und überhaupt in der Form der Einkleidung den rhetorischen Geschmack seiner Zeit verrieth. Leider ist uns das Werk in dieser Ausdehnung verloren gegangen und nur in dem höchst mittelmäßigen Auszuge des Justinus (s. d. Art.) erhalten worden, der neben nicht seltener Verletzung der Chronologie, alles scheinbar Unnützliche so wie alles Geographische übergeht. Vorzügliche Schriften über T. Pompejus sind: Gatterer, „Vom Plan des Trogus und seines Abkürzers“ (in dessen „Historischer Bibliothek“ 3. Bd.) und Heeren, „De Trogi P. ejusque epitomatoris fontibus et auctoritate“ (in Comment. Soc. Gotting. Vol. XV.). 29.

Troja, die berühmte Stadt des vorgeschichtlichen griechischen Alterthums, lag in einiger Entfernung von der Westküste Kleinasiens in der Landschaft Troas am Fuße des 4653 Fuß hohen Ida, zwischen welchen und der Stadt der Skamander floß, während diese westlich vom Simoeis bewässert ward, und nordwestlich davon

Digitized by Google

erhob sich das Vorgebirge Sigeum (jetzt Jenischeher). Die Stadt war klein und lag auf einem Hügel, hatte aber außerdem noch eine Citadelle, Pergamos, weßhalb auch die Stadt selbst oft Pergamus genannt wird. Sie soll von einem gewissen Teukros erbaut sein, weßhalb die Einwohner oft Teukrer genannt wurden; diesem folgte sein Sohn Dardanus, von dem die Einwohner Dardaner hießen, und von dessen Enkel Tros bekam die Landschaft den Namen Troas, so wie die erweiterte Stadt den Namen T., welche von dessen Sohne und Nachfolger, Ilus, auch Ilium (Ἴλιον) genannt wurde. Aber erst Laomedon (s. d. Art.) befestigte die Stadt, wobei Apollo und Neptun behülflich gewesen sein sollten. Laomedon wurde aber vom Hercules überwunden und nun ward Priamus (s. d. Art.) König, unter welchem der berühmte trojanische Krieg (s. d. Art.) dem Reiche ein Ende machte. Die Stadt ward zwar später von Mysiern und Phrygiern wieder aufgebaut; doch blieb sie nur ein unbedeutender Ort, der endlich ganz verödete, und schon die Alten waren über die wahre Lage der Stadt ungewiß. Neuere Reisende (Lechevalier, Choiseul-Gouffier u. A.) halten die bei dem jetzigen Dorfe Bunarbaschi gefundenen Mauerüberbleibsel für Reste des alten T., obwohl Spohn („De agro trojano", Lips. 1815) und Webb („Untersuchungen über den ehemaligen und jetzigen Zustand der Ebene von Troja", deutsch von Hase 1822) dieß bestreiten. — Ein anderes T. (Neu-Ilium, Troas Alexandri) ward von Alexander dem Großen erbaut und ist oft mit dem alten T. verwechselt worden, doch lag es einige Meilen südlicher bei dem jetzigen Dorfe Tschiblak. Diese Stadt ward von Sulla zerstört und von Cäsar wieder aufgebaut, daher alle gefundene Überreste auch römischen Styl verrathen. Überhaupt ist die ganze Gegend voll Ruinen und daher das Getäuschtwerden sehr leicht. — Die Landschaft Troas selbst umfaßte in engerer Bedeutung nur die nächste Umgebung der Stadt, im weitern Sinne aber versteht man darunter die ganze Halbinsel des Ida von dem Meerbusen von Adramyttium bis an den Propontis, im Osten durch den Fluß Äsepus begrenzt. 37.

Trojanischer Krieg. Dieser Krieg, den man gewöhnlich in das Jahr 1184 v. Chr. setzt, erscheint nach den uns davon überlieferten Nachrichten als die herrlichste und bedeutsamste Begebenheit des grauesten Alterthums, in welcher der Ruhm der griechischen Tapferkeit gefeiert wird. Die Geschichtsforschung macht es jedoch sehr wahrscheinlich, daß die mit der Zeit hinzutretende, Alles vergrößernde und ausschmückende Sage, eingekleidet in das glänzende Gewand der Poesie, die in ihren ersten Anfängen unwichtige Begebenheit erst zu der Größe und Bedeutsamkeit emporgehoben hat, in der sie sich uns jetzt darstellt. Demnach scheint der Zug der Griechen nach Troja ein bloßer Raubzug gewesen zu sein, der mit der Zerstörung Iliums und der Wegführung der Einwohner als Gefangener endigte. Paris oder Alexander, der Sohn des Priamus, berichtet die Sage, wird von den drei Göttinnen, Here, Pallas und Aphrodite, zum Schiedsrichter aufgerufen und erkennt der letztern den Preis der Schönheit zu, nachdem ihm diese als Lohn den Besitz des schönsten Weibes versprochen hatte. Auf ihr Geheiß schifft Alexander nach Griechenland, wird von Menelaus in Sparta aufgenommen und führt die Gemahlin seines Gastfreundes, Helena, als Raub nach Troja. Um diese Schmach und die Verletzung der heiligen Gastfreundschaft zu rächen, rüsten sich, aufgefordert von Menelaus und dem Bruder desselben, dem mächtigen Herrscher von Mycenä, Agamemnon, die Griechen zum Zuge gegen Ilium. Zehn Jahre dauert die Belagerung der festen Stadt; nachdem von beiden Seiten die berühmtesten Helden, unter ihnen Hektor und Achilles, gefallen sind, gelingt den Griechen erst durch List die Einnahme Iliums. Die Stadt wird verbrannt und die Einwohner, die dem Schwerte entgangen sind, werden als Gefangene in die Schiffe abgeführt. Mit Beute belastet treten die Griechen die Rückfahrt an; viele finden ihren Untergang auf der Reise, andere in der Heimath durch Verrath. — Nächst Homer und nach ihm

Digitized by Google

als ihrem Vorbilde haben die sogenannten cyklischen Dichter, wie Arktinos, Lesches, Stesichores u. A., einzelne Theile des trojanischen Krieges besungen; doch ist von ihren Werken nichts auf uns gekommen. Das für das Großartige und Wunderbare gleich empfängliche Mittelalter faßte die ihm überlieferte Sage auf und bildete sie in seinem Geiste weiter fort. So entstanden bei fast allen Völkern des Mittelalters, die eine gewisse Stufe der Cultur erreicht hatten, eine große Anzahl von poetischen und prosaischen Bearbeitungen dieser Sage, als deren Grundlage nicht die homerischen Gedichte, sondern die im IX. oder X. Jahrh. abgefaßten, mit Fabeln jeder Art gemischten Darstellungen des trojanischen Krieges, unter dem Namen des Dictys Cretensis und Dares Phrygius bekannt, angesehen werden müssen. Von minderm Einflusse auf die weitere Fortbildung der Sage, wie sie sich im Mittelalter gestaltete, mag das kleine in Hexametern abgefaßte Gedicht des sogenannten Pindarus Thebanus, „De bello Trojano" gewesen sein. Zu den bekanntesten Werken dieser Art gehört die poetische Bearbeitung des trojanischen Krieges in 6 Büchern von dem Engländer Josephus Devonicus oder Iscanus aus dem Anfange des XIII. Jahrh. (Amsterd. 1701. 4.) und die ebenfalls lateinische, aber prosaische Darstellung desselben in 34 Büchern von Guido de Columna aus dem Ende des XIII. Jahrh. Von besonderem Interesse ist für uns Conrad's von Würzburg trojanischer Krieg aus der Mitte des XIII. Jahrh. (die erste Hälfte davon gedruckt im 3. Theile der Müller'schen „Samml."), welches Werk wegen der leichten und gefälligen Darstellung zu den besten Denkmälern der ältern deutschen Poesie gerechnet werden kann. Eine noch ältere Bearbeitung aus dem Anfange des XIII. Jahrh. durch Herbart von Fritzlar und eine spätere von Wolfram ist bis jetzt noch nicht gedruckt. Noch ist zu erwähnen, daß Ulrich Fürterer im Jahre 1487 in seinem großen, aber werthvollen epischen Gedichte in die Sagen von Artus und dem heiligen Gral auch die vom trojanischen Kriege verflochten hat. 83.

Trokar oder **Troikart**, lat. terebellum triquetrum; franz. trois-quart oder trocart; engl. trocar, ein chirurgisches, wahrscheinlich von Sanctorius (s. d. Art.) erfundenes Instrument, dessen man sich hauptsächlich zur Anbohrung der Bauchhöhle bei Bauchwassersucht (ascites), so wie des Hodensacks beim Wasserbruche (hydrocele) bedient, besteht aus einem Perforator, dessen spitziges Ende die Form einer dreieckigen Pyramide mit schneidenden Winkeln (woher der Name des T.) hat, dessen anderes Ende aber mit einem hölzernen Griffe versehen ist, womit das Instrument angefaßt und in die Gewebe eingestoßen wird. Ehe dieses aber geschehen kann, wird der Perforator in eine silberne Röhre (Canüle), gleichsam wie in eine Degenscheide, eingesteckt, aus der jedoch die Spitze des Perforators hervorragt. Diese Canüle reicht bis zum Griffe und ist daselbst mit einem löffelartigen Ausgusse versehen. Ist nun der T. z. B. in die Bauchhöhle eingestoßen, so wird der Perforator zurückgezogen, und so haben die Flüssigkeiten durch die zurückgebliebene Canüle freien Ausfluß. 39.

Trollhätta ist ein Dorf in dem schwedischen Län Elfsborg, an der Götaelf, nahe bei dem Ausflusse derselben aus dem Wenersee, wo dieser Fluß einen der schönsten Wasserfälle bildet, indem er zwischen Felsenrissen 53 Fuß hoch mit einem großen Getöse herabstürzt, und weßhalb diese Gegend von allen Reisenden in Schweden besucht wird. Zur Beförderung der Schifffahrt hat man deßhalb im Jahre 1793 bis 1800 einen großen Canal (Trollhättacanal) angelegt, der bis zu dem Ackersee (s. d. Art. und Schweden) geht. 37.

Tromlitz (Georg), ein berühmter Virtuos auf der Flöte, geb. 1726 zu Gera, kam sehr früh nach Leipzig und lebte daselbst vom Unterrichtgeben, Flötenbauen und Componiren, wobei er verschiedene Kunstreisen durch Europa machte, bis an seinen Tod (im Februar 1805). Er war neben Quanz unstreitig der größte Flötenspieler; sein Ton war höchst rein, sicher und zart und sein Vortrag außerordentlich

Digitized by Google

präcis; dabei bereicherte er den Umfang der Flöte durch mehrere Mittelstücke und Klappen und die von ihm erbauten Flöten wurden weit und breit gesucht. Seine Ansichten darüber hat er in den Werken: „Ausführlicher und gründlicher Unterricht die Flöte zu spielen" (Leipz. 1791. 4. Neue Aufl. 1825) und „Über die Flöte mit mehreren Klappen, deren Anwendung und Nutzen" (Leipz. 1800. 4.) niedergelegt; seine Compositionen selbst aber sind unbedeutend. 16.

Tromlitz (A. von), s. Wißleben.

Trommel, lat. tympanum; franz. tambour; engl. drum; ital. tamburo, ein seit uralten Zeiten gebräuchliches musikalisches Schlaginstrument, besteht aus einem Cylinder von Holz oder gewöhnlicher von Messing, der oben und unten mit einem gegerbten Kalbfelle bespannt ist, von denen über das untere eine Darmseite gezogen wird, durch deren Schwirren beim Schlagen des Instruments ein rauschender Klang erzeugt wird. Damit aber die Felle festgehalten und willkührlich angespannt werden können, wird über jedes der beiden Trommelfelle ein hölzerner Reifen auf den Cylinder geschoben, durch deren Löcher ein Leinchen (Trommelleine) im Zickzack gezogen wird, die vermittelst einer am obern Rande angebrachten Schraube schlaff gelassen oder straff angezogen werden kann. Doch wird das straffere Anspannen der Felle auch noch durch die sogenannten Trommelschleifen bewirkt, die um je 2 Stücke der Trommelleine befestigt werden und durch das Hinauf- oder Herabschieben das Fell anspannen oder schlaff machen. Das Schlagen der T., in der Kunstsprache das Rühren der T. genannt, geschieht mit 2 hölzernen, 10—16 Zoll langen Stäbchen, Trommelklöppel, Trommelstöcke, mit denen wechselsweise auf das obere Trommelfell geschlagen wird. Der Ton der T. ist zwar nur immer ein einziger, aber von unendlicher Kraft und Wirksamkeit, und vor Allem dazu geeignet, dem Zuhörer die Gewalt des Rhythmus zu zeigen. Daher wird die T. auch vorzüglich beim Militair gebraucht und ist das am Meisten gebräuchliche Instrument, nach dessen Tönen die Soldaten sich beim Marschiren richten. Doch bedient man sich beim Militair der T. auch bei anderen Gelegenheiten als beim Marschiren, z. B. beim Appell, Zapfenstreich, Reveille, Feuerlärm ꝛc., wobei aber die Manieren des Trommelschlages (Wirbel, Schleifschlag, Doppelschlag ꝛc.) jedesmal andere sind. Gedämpft wird die T. durch ein Stück Tuch oder einen andern weichen Körper, der zwischen die über das untere Fell gespannte Darmsaite gesteckt wird. Ganz dieselbe Structur hat auch die sogenannte große T., nur daß dieselbe drei bis vier Mal größer und stets von Holz ist, so wie auch der Darmsaite über dem untern Felle entbehrt. Sie wird oben mit einem Klöppel, dessen Kopf mit Leder überzogen ist, unten mit einer Ruthe geschlagen, ist vorzüglich bei der Janitscharenmusik sehr gebräuchlich und wird bei anderen Musiken vorzüglich bei Haupt- und Kraftaccorden angewendet. Wohl zu unterscheiden von beiden Instrumenten ist die Pauke (s. d. Art.). — Die Trommelschläger heißen Tambours und jede Compagnie Soldaten hat deren gewöhnlich 2 bis 3; die sämmtlichen Tambours eines Bataillons oder Regiments stehen unter einem Regiments- oder Bataillonstambour (tambour-major), welcher durch einen mit großer schönverzierter Kuppe versehenen Stock dieselben nebst der Bataillonsmusik dirigirt. 20.

Trommelfell, s. Gehör.

Trommelsucht, s. Tympanitis.

Trommsdorff (Johann Bartholomäus), einer der berühmtesten Chemiker der neuesten Zeit, ward den 8. Mai 1770 zu Erfurt geboren, erlernte die Apothekerkunst in Weimar und übernahm, nachdem er an verschiedenen Orten Apothergehülfe gewesen war, 1794 die Apotheke seines Vaters in Erfurt, wozu er 1795 auch dessen Professur der Chemie und Physik an der Universität daselbst erhielt. Zugleich errichtete er seine bis 1828 blühende pharmaceutische Anstalt, welche außer-

Digitized by Google

ordentlich viel zur Ausbildung der Chemie beigetragen hat. Seit 1823 ist er Director der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt mit dem Hofrathstitel, welcher 1834 bei seinem 50jährigen Jubiläum als Apotheker in den eines geheimen Hofraths erhöht wurde. Seit mehreren Jahren ertheilt er den Unterricht in der Chemie, Physik und Technologie an Gewerbtreibende in Erfurt unentgeldlich. — Unter seinen vielen vortrefflichen Schriften sind besonders zu erwähnen: „Systematisches Handbuch der Pharmacie für angehende Ärzte und Apotheker" (Erfurt 1792. 4. Aufl. 1831); „Beschreibung der pharmaceutischen Experimentalchemie" (Altona 1796. 3. Aufl. 1811); „Chemische Receptirkunst" (Erfurt 1797. 5. Aufl. 1825); „Handbuch der pharmaceutischen Waarenkunde" (Erfurt 1799. 2 Thle. 3. Aufl. Gotha 1822); „Systematisches Handbuch der gesammten Chemie" (Erfurt 1800—1807. 8 Bde. 2. Aufl. 1805—1820); „Nachricht von dem Gebrauche der Reagentien" (Erfurt 1801. 3. Aufl. 1813); „Die Apothekerschule" (Erfurt 1803. 2. Aufl. 1810); „Allgemeines pharmaceutisch-chemisches Wörterbuch" (Erfurt 1805—1813. 4 Bde. Supplem., Gotha 1821—1822. 2 Bde.), fast sämmtlich in andere europäische Sprachen übersetzt. Vorzüglich wichtig sind auch sein „Journal für Pharmacie" (seit 1794) und mehrere populäre Schriften und Blätter. 16.

Tromp (Martin Happerth), einer der berühmtesten holländischen Seehelden und Admirale, ward geboren 1597 zu Briel in Holland. In seinem 8. Jahre (1605) begleitete er seinen Vater, der eine niederländische Fregatte befehligte, auf einem Streifzuge und wurde an der Küste von Guinea in einem Gefechte von einem englischen Caper zum Gefangenen gemacht, dem er über 2 Jahre als Schiffsjunge diente. Hier bot sich ihm die beste Gelegenheit dar, alle Künste und Manoeuvres des kleinen Seekrieges kennen zu lernen. 1611 in sein Vaterland zurückgekehrt trat er in die Dienste der Generalstaaten und zeichnete sich so aus, daß er schon 1624 zum Fregattencapitain erhoben wurde. Um das Jahr 1630 nahm er aber seinen Abschied, weil er sich zurückgesetzt glaubte, ward jedoch 1637 vom Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien zum Viceadmiral ernannt und erhielt den Oberbefehl über 11 Schiffe, mit welchen er die stärkere spanische Flotte mehrmals schlug und wofür er 1639 zum Admiral ernannt wurde. Sein Ruhm stieg hierauf durch mehrere Schlachten, die er den Engländern im Canale (s. d. Art.) lieferte, immer höher und der König von Frankreich erhob ihn in den französischen Adelstand. Er fiel in der Schlacht am 10. Aug. 1653 bei Dünkirchen von einer Kugel niedergestreckt, nachdem er 50 Seegefechten beigewohnt und davon 33 gewonnen hatte. Sein Leichnam wurde in der Kirche zu Delft prachtvoll beerdigt und ein glänzendes Mausoleum seinem Andenken errichtet. Der Staat ließ Denkmünzen auf ihn schlagen. 25.

Tromp (Cornelius), der jüngere Sohn des Vorigen, geb. zu Rotterdam 1629, ward von frühster Jugend an zum Seemanne erzogen und zeichnete sich schon als Jüngling auf der niederländischen Flotte im Mittelmeere so aus, daß er bereits 1652 Capitain eines Linienschiffs und 1654 Contreadmiral ward. Darauf commandirte er während des Krieges zwischen Polen und Schweden eine Flotte in der Ostsee, ohne jedoch thätig einzugreifen, schlug aber bei dem ausgebrochenen Kriege zwischen Schweden und Dänemark als Alliirter des letztern die Schweden im Sunde (den 29. Oct. 1658) und kehrte nach dem Frieden von Kopenhagen (1660) in das mittelländische Meer zurück, wo er zuerst die Raubstaaten im Zaume hielt, (1662) und zeichnete sich in dem Kriege mit England bei der unglücklichen Schlacht bei Solebay (den 13. Juli 1665) so durch Gewandtheit aus, daß er den größten Theil der holländischen Flotte rettete. Als aber jetzt der Admiral de Ruyter, sein Gegner, das Obercommando der Flotte erhielt, zeigte er sich fahrlässig und obwohl er in der viertägigen Schlacht in den Dünen gegen die Engländer (den 11.—14.

Digitized by

Juli 1666) sich rühmlich auszeichnete, so beschuldigte ihn de Ruyter doch nach der unglücklichen Schlacht den 4. und 5. Aug. 1666, ihn nicht gehörig unterstützt zu haben, und er ward deßwegen seines Commando entsetzt und nach dem Haag verwiesen. Doch ward er 1673 von Wilhelm von Oranien von Neuem angestellt und zeichnete sich in mehreren Schlachten gegen die verbündete französisch-englische Flotte rühmlich aus, daß er sogar nach dem Frieden 1675 von dem Könige Karl II. von England zum Baronet ernannt wurde. Hierauf ward er den Dänen abermals gegen die Schweden zu Hülfe gesendet und nach de Ruyter's Tode (1676) zum Oberadmirale der niederländischen Marine ernannt. Als solcher starb er, als er eben das Obercommando gegen die französische Flotte übernehmen wollte, den 29. Mai 1691. 16.

Trompete, franz. trompette; engl. trumpette; ital. tromba, ein schon seit uralten Zeiten gebräuchliches Blasinstrument (s. Tuba), besteht aus einer langen dünnen Röhre, die aus Messingblech zusammengelöthet ist, im Durchmesser ungefähr eine halben Zoll beträgt, gegen das Ende hin zur Verstärkung des Tones in eine weite Öffnung, Stürze genannt, ausläuft und einen Umfang vom Chortone C bis zum Kammertone D hat. Die gewöhnlichen Trompeten, deren man sich sowohl bei dem Militair als bei den Trompetenchören an Höfen bedient, sind auf den Ton Es mensurirt. Da man aber auch im Orchester die T. oft bei Tonstücken braucht, die in den harten Tonarten C und D gesetzt sind, so muß man auch besondere C- oder D-Trompeten haben oder die gewöhnlichen Trompeten vermittelst kleiner gewundener Röhren, die man Krummbogen oder Satzstückchen nennt, in die erforderten Tonarten umstimmen. Weit brauchbarer, obschon dem Tone nach weniger gut, sind die Trompeten der neusten Zeit, welche von Wögel in Karlsruhe erfunden und von Weidinger in Wien verbessert und mit Ventilen und Klappen (daher Klappentrompete) versehen sind, wodurch das Instrument bedeutend an Umfange gewinnt. Intonirt wird die T. vermittelst eines Mundstückes von gegossenem und abgedrehtem Messing, das einen halbrunden Kessel und einen etwas breiten Rand zum Ansatze hat. Ist schon hierbei eine starke Brust erforderlich und die Behandlung schwierig, so wird dieselbe noch schwieriger dadurch, daß in Ermangelung von Tonlöchern die Verschiedenheit der Töne blos durch die Verschiedenheit des Ansatzes hervorgebracht werden muß. Übrigens gibt es 2 verschiedene Arten die T. zu behandeln, entweder so, daß die Töne schmetternd und durch Zungenschläge oder daß sie mit gemäßigter Stärke intonirt werden. Die erstere Art heißt Principal- oder Feldstückblasen, die zweite Art Clarineblasen. Zur leichtern Behandlung der T. gehört endlich das sogenannte Sordin oder Sordun, ein ausgebohrtes und abgedrehtes Stück Holz, das in die Stürze der T. paßt und durch welches das Instrument sowohl gedämpft als auch um einen ganzen Ton höher geblasen werden kann. Zu bemerken ist übrigens, daß das große C hier Flattergrob, das ungestrichene c Grobstimme und das ungestrichene g Faulstimme heißt. Vergl. Altenburg's „Lehrbuch über die heroisch-musikalische Trompeter- und Paukerkunst" (Leipz. 1794. 2 Bde. 4.). 20.

Tronchin (Trongschäng) (Theodor), berühmter schweitzer Arzt, stammt aus einer vornehmen reformirten Familie aus der Provence, die ihr Vaterland nach der Bartholomäusnacht verlassen hatte, und wurde zu Genf 1709 geboren. Da sein Vater durch Unglück um sein Vermögen gekommen war, so wendete er sich in seinem 18. Jahre an den berühmten Lord Bolingbrocke, seinen Verwandten, der ihm das Studium der Medicin anrieth und ihn mit Empfehlungsbriefen an Boerhaave nach Leyden schickte. Dadurch fand er hier eine sehr gute Aufnahme, vollendete seine Studien, promovirte und ließ sich in Amsterdam nieder, wo ihm Boerhaave's Empfehlung eine sehr glänzende Praxis verschafft hatte. Aus politischen Beweggründen verließ er indessen diese Stadt wieder, trotz dem, daß ihm die

Digitized by Google

Stelle des Leibarztes beim Generalstatthalter, Prinzen von Oranien, angeboten wurde, und kehrte nach Genf zurück, wo ihm der große Rath den Titel eines professor honorarius der Medicin ertheilte. Hier beschäftigte ihn zumeist die neu aufgekommene Pocken-Inoculation, die er zuerst bei seinen Kindern anwendete und in der er sich bald eine solche Erfahrung erwarb, daß er für den ersten der damaligen Impfärzte Europas gehalten wurde, weßwegen man ihn 1756 nach Paris rief, um den Herzog von Chartres und die übrigen Kinder des Herzogs von Orleans zu impfen, welches ihm auch vollkommen gut glückte. Eben so impfte er 10 Jahre später am Hofe von Parma die Kinder des Königs, wofür er zum Leibarzte der Infanten ernannt wurde. Durch alles dieses hob sich seine Praxis zu Genf außerordentlich und es strömten ihm Kranke aus allen Theilen Europas zu. Endlich konnte er den verschiedensten Anträgen, die ihm gemacht wurden, nicht länger widerstehen und so nahm er 1766 den Ruf als Leibarzt des Herzogs von Orleans nach Paris an, welche Stelle ihm eine sehr ausgebreitete und einträgliche Praxis verschaffte. T. hatte viel Glück in der Behandlung chronischer Krankheiten; er war liebreich gegen seine Kranken, behauptete jedoch ihnen gegenüber sein Ansehn; als geborner Republikaner war er offen und freimüthig; der Heilkraft der Natur und dem diätetischen Verhalten gab er vielen Raum in der Anordnung seines Heilplans; auch Armen stand er mit seiner Hülfe bei und theilte ihnen reichlich mit, so daß er nur ein mäßiges Vermögen hinterließ. Er starb am 30. Nov. 1781. Seine vielen Geschäfte verstatteten ihm zur Sammlung seiner Beobachtungen keine Zeit. Seine Schrift: „De colica pictonum" (Genev. 1757) hat keinen großen Werth. 39.

Tropäen (τρόπαια), fälschlich **Trophäen**, nannten die Griechen die Denkmäler, welche zum Andenken eines erhaltenen Siegs errichtet waren. Sie waren ursprünglich ganz einfach, indem man nur eroberte Waffen und andere Siegeszeichen an einem Baume aufhing; später bediente man sich auch oft besonderer hölzerner Gerüste dazu und endlich verwandte man auch Stein und edle Metalle dazu und suchte überhaupt die T. immer mehr auszuschmücken. Bildlich versteht man unter T. überhaupt Siegeszeichen. 30.

Tropenländer heißen alle die Theile der Erde, welche zwischen den beiden Wendekreisen (tropici) zu beiden Seiten des Äquators, also in der sogenannten heißen Zone liegen, so wie das dort herrschende Klima **Tropenklima**, die dortigen Gewächse **Tropengewächse**. Im Allgemeinen zeigt sich hier bei Tage eine ungemeine Hitze, bei Nacht dagegen eine bedeutende Kühle; die Luft hat eine außerordentliche Heiterkeit und Durchsichtigkeit; die Pflanzen wachsen in großer Üppigkeit und Größe und die Blumen entwickeln eine unbeschreibliche Pracht. Jahreszeiten gibt es nur 2, die eigentliche heiße und die regnerische, welche von 3 zu 3 Monaten abwechseln. In ersterer ist die Hitze oft unerträglich, zumal da es häufig während der ganzen Zeit nicht regnet, und die Atmosphäre mit häufigen Gewittern geschwängert; in der letztern dagegen ist das Klima für den Europäer sehr ungesund, wozu noch die eigenthümlichen schädlichen Winde jener Gegend kommen. Vergl. Humboldt's und Bonpland's „Naturgemälde der Tropenländer" in ihren „Ideen einer Geographie der Pflanzen." 30.

Tropfbad, lat. stillicidium, embrocatio; franz. u. engl. embrocation, ist diejenige Art der Douchebäder (s. d. Art.), bei denen das Wasser tropfenweise auf den leidenden Theil gebracht wird. Die Höhe des fallenden Tropfens vermehrt die Wirkung und das Bad wird besonders bei heftigem Kopfschmerze und bei Wahnsinn mit Erfolge gebraucht. 30.

Tropfen, lat. gutta; franz. goutte; engl. drop, ist eine bekannte aber merkwürdige Erscheinung an flüssigen Körpern, besonders an denen, welche nicht zu den luftförmigen, elastischen gerechnet werden können, vermöge welcher sie sich in einem

Digitized by Google

Medium, womit sie nur schwach zusammenhängen, kugelförmig vereinigen. Diese Eigenschaft zeigt sich jedoch nur dann, wenn die umgebenden Körper keine oder doch nur eine geringe Verwandtschaft mit der Flüssigkeit haben und diese folglich an ihnen nicht adhärirt oder anhängt. Bei wechselseitiger Verwandtschaft dagegen bilden sich keine T. Daß die Anziehung oder wechselseitige Verwandtschaft es sei, welche die Bildung der T. veranlaßt, leidet keinen Zweifel, weil die Kugelgestalt die einzige ist, worin alle Theile eines Körpers, die sich einander anziehen, in einem völligen Gleichgewichte gegen einander sich befinden können. Vgl. Flüssigkeit. 40.

Tropfsteine, Stalaktiten, sind stangen-, säulen- oder zapfenähnliche, mehr oder weniger unförmliche und große Massen von Kalksteinen, welche in Höhlen und anderen offenen Räumen, in Kalksteingebirgen durch herabtropfendes, Kalktheile mit sich führendes Wasser allmählig an den Decken und Wänden gebildet worden sind. Stalagmiten heißen ähnliche Massen, die vom Boden aus aufwärts gewachsen sind. Einige dieser Bildungen sind dicht, andere concentrisch-kegelförmig schalig, andere von krystallischer Theilbarkeit im Innern. Schöne Stalaktiten sind aus der Baumannshöhle am Harze, aus der Korniakhöhle bei Triest, aus mehreren nord- und südamerikanischen Höhlen bekannt. 76.

Trophäen, s. Tropäen.

Trophonius, Bruder des Agamedes (s. d. Art.), ein berühmter Baumeister, ist in der alten Welt vorzüglich berühmt wegen einer von ihm benannten Höhle bei Lebadeia in Böotien, in welcher Orakelsprüche ertheilt wurden. Die Sage erzählt nämlich: T. und Agamedes hätten dem Hyrieus eine Schatzkammer erbaut, darin aber einen unverbundenen Stein so täuschend eingesetzt, daß sie denselben leicht wieder herausnehmen und sich von den Schätzen holen konnten. Hyrieus aber habe die Abnahme seiner Schätze gemerkt und Angeln gelegt, in denen der in die Schatzkammer kommende Agamedes unrettbar gefangen wurde. T. habe ihm deßhalb den Kopf abgeschnitten, damit er nicht erkannt werde und sei in einen Wald bei Lebadeia geflohen, wo die Erde ihn verschlungen habe und eine Orakelhöhle entstanden sei, welche die Böotier einst von dem delpischen Orakel aufmerksam gemacht fanden und welche fortan als Orakel benutzt wurde. Diese Erzählung stimmt freilich mit einer andern in dem Artikel Agamedes (s. d. Art.) bereits erzählten von seinem Tode nicht und wird auch in ganz ähnlicher Weise von dem ägyptischen Könige Rhampsinitis und seinen Baumeistern erzählt und es ist daher wahrscheinlich, daß die delphischen Priester dieselbe zu ihrem Vortheile ersonnen haben und dieses Orakel mit dem delphischen in genauer Verbindung stand. Der Ort bestand aus einer steinernen Ringmauer, in deren Mitte eine Höhle und unter dieser eine kleinere sich befand. Die Frager stiegen bei Nacht in die obere Höhle auf einer Leiter hinab, nachdem sie einige Tage vorher bei den Priestern gefastet und geopfert hatten, und fühlten sich plötzlich an den Füßen in die untere Höhle hinabgezogen. Hier wurden sie mit allerhand schrecklichen Bildern umgaukelt und wahrscheinlich auch durch Dämpfe betäubt, so daß ihre Phantasie auf das Schrecklichste aufgeregt ward. Nach längerer oder kürzerer Zeit wurden sie wieder in die obere Höhle emporgezogen und stiegen heraus, worauf sie das Gesehene aussagen mußten und daraus die Deutung von den Priestern erhielten. Fast alle aber blieben nachher tiefsinnig und melancholisch, so daß die Redensart: „Aus der Höhle des T. kommen." für diesen Geisteszustand sprüchwörtlich ward. Jährlich wurden auch zu Lebadeia feierliche Spilee gehalten, welche Trophonia hießen. 23.

Tropisches Jahr, s. Jahr.

Troppau (Congreß zu), s. Congreß.

Tropus (τρόπος, Wendung), nennt man in der Rhetorik und Poetik eine Figur, bei welcher ein Ausdruck in einem uneigentlichen Sinne genommen wird. Meist und gewöhnlich ist der Ausdruck ein sinnlicher, welcher in einem geistigen

Digitized by Google

Sinne aufgefaßt wird. Besondere Arten des T. sind die Metapher, Metonymie und Synekdoche und gewissermaßen auch die Allegorie und Personification (s. d. Artt. und Bild, Figur). — Tropisch ist daher s. v. a. bildlich, uneigentlich. 9.

Trotzendorf (Valentin Friedland), der berühmteste Schulmann seiner Zeit, wurde am 14. Febr. 1490 zu Trotzendorf in der Oberlausitz, nach Anderen zu Friedland in der Niederlausitz geboren und in seinem elften Jahre in ein Kloster in Görlitz gebracht, von wo er aber bald mit der Äußerung, daß er lieber Bauer als Mönch werden wolle, nach Hause zurückkehrte. Um jedoch seine Fähigkeiten nicht ganz unentwickelt zu lassen, ertheilten ihm der Pfarrer und Schulmeister des Dorfes Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. In seinem sechszehnten Jahre (1506) bezog er die Schule zu Görlitz und zeigte solchen Fleiß und solche Ausdauer, daß der Rector der Schule ihm den Gebrauch seiner Bibliothek gestattete. Nach dem Tode seiner Eltern verkaufte er das väterliche Besitzthum und begab sich nach Leipzig, von wo er (1515) als unterster Lehrer nach Görlitz zurückkehrte. Hier bildete er die übrigen Lehrer durch Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache noch mehr aus, legte aber nach Luther's Auftreten sein Amt nieder und begab sich 1518 nach Wittenberg, trat mit Luther und Melanchthon in nähere Verbindung und verrichtete bei einem getauften Juden die Geschäfte eines Dieners, um dafür Hebräisch von ihm zu lernen, weil er zu arm war, um das Honorar zu bezahlen. Im Jahre 1523 wurde er zum Rector an das neu errichtete Gymnasium zu Goldberg berufen, nahm aber, um den ihm hier in den Weg gelegten Hindernissen zu entgehen, 1527 eine Lehrerstelle in Liegnitz an, begab sich 1529 wieder nach Wittenberg und folgte 1531 abermals einem Rufe als Rector nach Goldberg. Unter seiner Leitung gelangte nun die Schule bald zu einem so ausgebreiteten Rufe, daß die Zahl seiner Schüler, welche zusammen in einem Schulgebäude wohnten, oft über 1000 betrug. T. hatte sämmtliche Schüler in sechs Classen und jede derselben in Unterordnungen (tribus) getheilt. Anfangs übernahm er den Unterricht in den oberen Classen allein, später unterstützten ihn mehrere Gehülfen und in den unteren Classen ertheilten die vorzüglichsten Schüler der oberen Unterricht. In Bezug auf die Anordnung seiner ganzen Schulanstalt hatte er eine der republikanisch-römischen Verfassung ähnliche Einrichtung getroffen. Die Entscheidung über wichtige Angelegenheiten der Schule lag zwei Consuln, von denen einer T. stets selbst war, zwei Censoren und einem Senate aus zwölf Senatoren ob. Die Censoren beaufsichtigten das Betragen der Schüler auf der Straße, in der Schule und bei den Leibesübungen, während über den häuslichen Fleiß ein Quästor in jeder Classe, unter welchem die Quästoren der einzelnen Tribus standen, wachte. Ein Oberquästor, dem sie sämmtlich Bericht abstatteten, händigte denselben an T. ein. Für Ruhe, Reinlichkeit und Ordnung sorgten die Ökonomen so wie die Ephoren für anständiges Betragen bei Tische. Die Beamtenstellen wurden den fleißigsten und gesittetsten Schülern übertragen, welche dieselben einen Monat, oft auch blos eine Woche verwalteten und ihr Amt mit einer feierlichen Rede anzutreten und eben so niederzulegen pflegten. Leider konnte T. in seinen letzten Lebensjahren diese Schulverfassung nicht mehr kräftig aufrecht erhalten und als er an der Einführung eines neuen Schulplans arbeitete, wurde das Schulgebäude durch eine Feuersbrunst verzehrt, so daß T. sich mit den Schülern nach Liegnitz begeben mußte. Hier starb T. nach einer 33jährigen Wirksamkeit, von Alter, Anstrengung und Kummer aufgerieben, am 26. April 1556 und wurde in der dasigen Johanniskirche begraben. Er ist Verfasser mehrerer Schriften, von denen wir folgende anführen „Precationes," „Methodus doctrinae catecheticae," „Rosarium scholae Trocedorfii," „*Γνωρίσματα* de ordine regularum syntacticarum" ꝛc. Vergl. über ihn Melanchthon's „Declamationes" (5. Bd. S. 817 ff.); Ludovici „Historia scholar. celeber." (3 Thle.); Ruhkopf, „Geschichte des Schul- und Er-

Digitized by Google

ziehungswesens" (S. 351 ff.); G. H. Rosenmüller, „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten des XVI. Jahrh." (1. B. S. 103 ff.); Spieker, „V. F. Trotzendorf"; in den „Verhandlungsblättern zur Jugendzeitung" (1808, 49. St.) und „V. F. Trotzendorf dargestellt von Dr. Gust. Pinzger" (Hirschberg 1835). 81.

Troubadours (von trouver, erfinden) nennt man die Dichter des südlichen Frankreichs im Mittelalter. Ist auch die Behauptung, daß diese Zeit die einzig poetische in Frankreich gewesen sei, zu gewagt, so kann man doch nicht umhin sie eine glückliche, natürlich poetische zu nennen. Wir wollen uns hier nicht über die Entstehung und den Charakter der Poesie der Troubadours überhaupt verbreiten, da wir schon anderwärts (s. Art. Franz. Literatur und Provenzal. Poesie) davon gesprochen haben, sondern wollen nur die bedeutendsten Troubadours namhaft machen. An der Spitze steht Wilhelm IX. von Poitiers (1087—1127); seine Gedichte sind leicht und anmuthig, doch fehlt es ihnen an Tiefe; der Form nach sind sie höchst einfach. Nach ihm sind der Zeitfolge nach zu nennen: Bernart Ventadour (1140—1195), dessen Lieder sich durch Schönheit und Gefühl auszeichnen; Marcabrunn (1140—1185), ein wunderlich origineller Mann, der das Wesen der höheren Poesie in der Dunkelheit des Ausdrucks suchte; Jaufre Rudel, Prinz von Blaya (1140—1170), ein Dichter voll glühender Liebe; Rambaut III., Graf von Orange (1150—1173), bekannt durch seine überkünstliche Manier und absichtliche Härte; Peire von Auvergne (1153—1215), dessen Liebeslieder Geschicklichkeit in Form und Darstellung verrathen, tiefe poetische Empfindung würde man aber vergebens in ihnen suchen; Guillem von Cabestaing (st. 1196) voll glühenden Gefühls; Peire Rogier, bei dessen Gedichten die didaktische Tendenz hervortritt; Alfons II., König von Aragon (1162—1196); Richard I., König von England (1169—1199); Robert I., Dauphin von Auvergne; Peire Raimon von Toulouse (1170—1200), dessen Minnelieder nicht ohne eigenthümlichen Gehalt sind; Arnaut von Marueil (1170—1200), in dessen Gedichten sich keine besondere Originalität zeigt, denn er wiederholt sich nur zu oft, allein ihm gebührt das Lob einer höchst gefälligen Darstellung; auch hat sich in wenigen Troubadours der Frauendienst so schön mit Wahrheit der Gefühle verbunden; Guiraut von Borneil (1175—1220), dessen Lieder zwar wenig von der Naivetät anderer Sänger verrathen, allein der männliche Sinn dieses Dichters, welchen Dante den Sänger der Rechtschaffenheit nennt, entschädigt uns für seine Befangenheit; Peire Vidal (1175—1215), der merkwürdigste aller Hofdichter und einer der fruchtbarsten Troubadours; Bertran von Bora (1180—1195), ausgezeichnet in der Canzone und im Sirventes; Folquet von Marseille (1180—1231); Pons von Capdueil (1180—1240), voll Kunst und die Schicklichkeit nie verletzend; Rambaut von Vaqueiras (1180—1207), nach Ungewöhnlichem haschend; Peirol (1180—1225); Guillem von Saint-Didier (1180—1200), dessen Lieder nicht reich an originellen Zügen, aber frei von aller Künstelei sind; der Mönch von Montaudon (1180—1200), ein durch seine kecke Laune hervorstechender Sänger, dessen Name zwar unbekannt ist, dessen Lieder aber größtentheils satyrische Ausfälle gegen die Weiber sind; Arnaut Daniel (1180—1200), dessen Minnegesänge sich in Form und Ausdruck auszeichnen; Gaucelm Faidit (1190—1240), voll Kunst; Raimon von Miraval (1190—1220), dessen Werke sämmtlich nur Verstand und Nachdenken und keine Spur von poetischer Empfindung tragen; Blacatz (1200—1236), voll edler Galanterie; Savaric von Mauleon (1200—1230); Uc von Saint-Cyr (1200—1240), ein trefflicher Canzonendichter; Aimeric von Peguilain (1205—1270); Peire Cardinal (st. 1130), Meister im moralischen Sirventes; Sordel (1225—1250), einer der bekanntesten Troubadours; die beiden

Digitized by Google

Italiener Bonifaci Calvo und Bertolome Zorgi (1250—1270), und der sinnvolle und gemüthliche Guiraut Riquier (1250—1294). So sehr diese Dichter einzelner vortrefflicher Züge wegen Anerkennung verdienen, so erregt doch die völlige Gleichförmigkeit ihrer Ideen und ihrer Gedanken bald Überdruß. (Vergl. F. Diez „Die Poesie der Troubadours nach gedruckten und handschriftlichen Werken dargestellt," Zwickau 1827. 8. Desselben „Leben und Werke der Troubadours," Zwickau 1829. 8). 66.

Troxler (Ignaz Paul Vitalis), als Philosoph, noch mehr aber durch seine Theilnahme an den neuesten Unruhen in der Schweiz bekannt, wurde den 17. Aug. 1790 zu Münster im Canton Luzern geboren, studirte auf den Gymnasien zu Solothurn und Luzern bei den Jesuiten und (seit 1800) auf den Universitäten Jena, Göttingen und Wien Medicin und Philosophie und befreundete sich in letzterer vorzüglich mit den schellingschen Ideen, reiste dann nach Italien und prakticirte darauf als Arzt in Luzern, gerieth aber hier über den Charakter einer herrschenden Epidemie mit dem Sanitätsrathe in Streit und wandte sich nun wieder nach Wien, von wo er nach einer Reise durch Italien, Frankreich und die Niederlande (1810) in seine Vaterstadt Münster zurückkehrte. Hier beschäftigte er sich mit medicinischer Praxis und dem Studium der Naturphilosophie, kam aber 1814 in den Verdacht der Demagogie und mußte eine kurze Haft erdulden, worauf er während des Congresses nach Wien ging und über Berlin nach Aarau zurückkehrte (1816) und 1817 sich abermals in Münster niederließ, bis er 1820 als Professor der Philosophie und Geschichte an das Lyceum zu Luzern berufen ward. Bald jedoch bewirkten die Jesuiten wegen seiner freisinnigen Ansichten und Äußerungen seine Entlassung von dieser Stelle und er gründete nun in Aarau ein Erziehungsinstitut, erhielt ebendaselbst die Direction des polytechnischen Instituts und war auch als Arzt thätig. Endlich 1830 ward er als Professor der Philosophie an die Universität Basel berufen, zeigte sich aber hier bei den Unruhen 1831, während er eben das Rectorat der Universität verwaltete, so sehr der Volkspartei geneigt, daß er seiner Stelle entsetzt ward und, obgleich in dem gegen ihn eingeleiteten Processe freigesprochen, Basel verlassen mußte. Er lebte nun auf einem Gute in der Nähe von Aarau, ward 1832 Mitglied des großen Raths von Aarau und Ehrenbürger von Bern und 1834 Professor an der neuerrichteten Universität zu Bern, wo er bisher nach den Grundsätzen Jacobi's die Philosophie gelehrt, aber bei dem bisherigen Wirren in Bern wieder mancherlei Kämpfe bestanden hat, da seine freisinnigen politischen Ansichten sich einer größern Theilnahme des Volks an der Verwaltung der Schweitzercantone zuwenden. Als Philosoph hat er sich mehr durch Verarbeitung schelling'scher und jacobi'scher Ideen, als durch eigenthümliche Sätze ausgezeichnet; die Grundlage alles Philosophirens ist ihm die Erkenntniß der innern Natur des menschlichen Geistes als Quelle und Maß aller Speculation. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Blicke in das Wesen des Menschen" (Aarau 1812); „Über das Leben und sein Problem" (Göttingen 1807); „Philosophische Rechtslehre der Natur und des Gesetzes" (Zürich 1820, 8.); „Fürst und Volk nach Buchanan's und Milton's Lehre" (Aarau 1821, 8.); „Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik" (Aarau 1828, 8.); „Logik" (Stuttgart 1829—1830. 3 Bde.); „Über Philosophie, Princip, Materie und Studium derselben" (Basel 1830); „Vorlesungen über Philosophie" (Bern 1835); „Grundriß der Theorie der Medicin" (Wien 1805). Auch gab er 1816 in Aarau „das neue schweizerische Museum" und 1817 ein „Archiv für Medicin und Chirurgie" heraus. 16.

Troy- (spr. Troa-) Gewicht, Troy-Mark ist ein aus der Stadt Troyes in Frankreich herstammendes altes Handels-, Gold- und Silbergewicht. In England und Schottland hält 1 Pound Troy-Gewicht oder 1 Troy-Mark = 12 Unzen = 240 Pfennig-Gewicht (Pennyweight) = 5760 Grains = 115200 Mi-

Digitized by Google

tes = 24 Karat = 96 Grains = 384 Oarts = 7767⅔ holl. Aß; in Frankreich 1 alte Mark oder halbe Pfund Troy-Gewicht = 8 Unzen = 64 Gros = 160 Eſtelins = 192 Deniers = 320 Mailles = 640 Felins = 4608 Grains = 5093 holl. Aß; in Holland 1 Troy-Mark = 8 Unzen = 160 Engels = 640 Vierling = 1280 Troisquins = 2560 Deusquins = 5120 Aß. 33.

Truchmenen (Turkomanen, ruſſiſch Truchmenzi), ein weit ausgebreiteter Völkerſtamm von tatariſcher Abkunft in Aſien, an beiden Seiten des Kaukaſus, in der Türkei und in Iran, größtentheils Nomaden und nur zum Theil anſäſſig, mit Ackerbau, Handwerken und Handel, reden einen türkiſchen Dialekt, ſind Muhamedaner, freiheitliebend, kriegeriſch, roh und größtentheils arm. Man unterſcheidet 1) die in Weſtdſchagatai, zwiſchen dem kaſpiſchen und Aralſee, unter gewählten Stammälteſten, die wenig Anſehn haben; ſie ſind theils den Kirgiſen, theils dem Chan von Weſtdſchagatai unterworfen und ſtellen 40000 Mann ins Feld. 2) Die auf der Weſtſeite des caſpiſchen Meeres ſind theils in Gruſien anſäſſig, wo ſie 5000 Familien ſtark in der Provinz Somgiti 30 Dörfer bewohnen und Ackerbau und Viehzucht treiben, theils nomadiſiren ſie, 2000 Zelte ſtark, als ruſſiſche Unterthanen unter einem Priſtef (Vorgeſetzten) innerhalb der kaukaſiſchen Linie am Kuma und Terek, ſind reich, geſittet und leiſten Koſakendienſte. 3) Die in Iran bilden die ſogenante türkiſche Zunge und beſtehen aus 44 Abtheilungen oder Familien. Zur erſten zählt man die Eſchar, beſonders in Aſerbaidſchan, an 89000 Köpfe ſtark. Die Katſchar werden von den anderen Stämmen verachtet; doch ſtammte der vorige Beherrſcher Irans, Feth Ali Schah, von ihnen ab. 4) Die in der Türkei nomadiſiren in Anadoli und Erzerum und ſind in Ordas abgetheilt, deren jede ein Oberhaupt hat. Die Männer ſitzen beſtändig zu Pferde und die Weiber beſchäftigen ſich mit dem Hausweſen. Zwei ihrer Oberhäupter, Kara Osman Oglu und Tſchapan Oglu, haben jetzt in Anadoli 2 Staaten gegründet, die nur dem Namen nach unter türkiſcher Oberherrſchaft ſtehen. Ein Theil von ihnen iſt von Murad IV. nach Europa verſetzt worden, wo ihre Nachkommen in den Thälern des Hämus bis Philippopoli wohnen. 71.

Truchſeß war im deutſchen Reiche ein hoher Würdenträger, welcher ganz dem franzöſiſchen Seneſchall, dem jetzigen Hofmarſchall, entſprach und bei feierlichen Gelegenheiten die erſte Schüſſel dem Fürſten übergab, ſo wie der Erztruchſeß des deutſchen Reichs bei der Kaiſerkrönung dem Kaiſer eine Schüſſel mit Rinderbraten überreichen mußte. Wegen letzterer Verpflichtung hat man das Wort lateiniſch durch dapifer (Speiſeauftrager) überſetzt, obwohl es Viele lieber mit dem ſchwediſchen Drockſes, dem erſten Reichsrathe, und dem niederdeutſchen Droſt in Verbindung bringen wollen. — Erztruchſeß des deutſchen Reichs war früher der Herzog von Baiern; durch die goldne Bulle (1356) wurde es der Churfürſt von der Pfalz; ſeit 1623 ging die Würde mit der pfälziſchen Chur wieder an Baiern über, welches dieſelbe nur mit der kurzen Unterbrechung von 1708—1714, wo ſie Pfalz wieder verwaltete, bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs behauptet hat, weßhalb es einen Reichsapfel im Wappen führte. Dieſen mußte nämlich der Erztruchſeß bei dem Krönungszuge dem Kaiſer vortragen und es läßt ſich daraus die Erklärung der Würde als Reichsdroſt ſehr wohl ableiten. In Abweſenheit des Churfürſten verrichteten die Grafen (zum Theil jetzt Fürſten) von Waldburg das Amt, welche ſich deßhalb Truchſeß von Waldburg nannten und ebenfalls einen Reichsapfel im Schilde führten. Aber auch andere deutſche Fürſten hatten ihre Truchſeſſen, weßhalb dieſer Titel von vielen adeligen Familien geführt worden iſt, von denen ein noch blühendes Geſchlecht ſich ausſchließlich von Truchſeß genannt hat. 39.

Trübſinn iſt ſ. v. a. Schwermuth, Melancholie (ſ. d. Artt.).

Trüffeln, lat. tubera; fr. toulles; engl. toullles, earth-nuts, nennt man

Digitized by Google

eine sehr beliebte Pilzart, welche unter der Erde wächst und das Ansehn einer unregelmäßigen Fleischmasse hat, die von der Größe einer Haselnuß bis zu der einer Faust angetroffen wird. Die besten T. sind von Außen und Innen schwarz, wie z. B. die in Frankreich in der Gegend von Perigord wachsenden. Die burgundischen sind blos außen schwarz, innen aber weiß; dagegen die aus der Provence außen wie innen graulich aussehen und von diesen 3 Arten die minder geschätztesten sind. Außerdem findet man deren auch im ehemaligen Delphinat, in Languedoc und Angumois, doch auch an vielen Orten Deutschlands, namentlich in der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und Pommern. Die vorzüglichsten aber erhält man aus Italien, namentlich aus Piemont, unter denen sich bisweilen 1 Pfund schwere Stücke befinden sollen. Die T. braucht zu ihrer völligen Entwickelung ungefähr 1 Jahr. Im Frühjahre ist sie ein kleiner röthlicher, erbsenförmiger Knollen, der während des Sommers, wo er weiß und fleischig wird, wächst; man nennt ihn dann die weiße T. (Tuber album). Nun erst gegen Ende des Herbstes findet sie sich dunkler und endlich schwärzlich, wo sie dann den Namen schwarze T. (Tuber cibarium), weil sie dann erst genossen werden kann, erhält. In ungebautem, röthlichem, sandigem, aber dabei etwas fettem Boden kommen sie am Besten fort. Sie sind meist im Schatten der Bäume, am Fuße derselben, bisweilen aber auch zwischen Steinen, Wurzeln und mehr oder weniger tief unter der Erde anzutreffen. Der Baum, den sie am meisten lieben, ist die Eiche, wie die Morchel den Ulmenbaum. Außerdem will man auch beobachtet haben, daß an der Stelle und rings um dieselbe, wo die Trüffeln wachsen, keine anderen Pflanzen fortkommen, weil ihnen jene den Nahrungssaft entziehen, oder vielmehr durch ihren Geruch bewirken sollen, daß alles Kraut der anderen Gewächse abstirbt und nicht treiben kann. Dieser starke Geruch ist es auch, den die Hunde wittern, weßhalb man auch diese Thiere, besonders aber Pudel, zum Aufsuchen der T. (deßhalb Trüffeljagd genannt) abgerichtet hat. Das Abrichten derselben besteht darin, daß man eine Trüffel in Leinwand näht, damit der Hund sie nicht fressen lerne, worauf man ihn dieselbe apportiren läßt, sie nachher in die Erde versteckt und dann den Hund befiehlt, sie aufzusuchen. Vor einer solchen Jagd darf aber dem Thiere nichts Anderes als einige Bissen Brod gegeben werden. Da die Schweine die T. sehr gern fressen, so hat man auch diese, besonders in Frankreich, abgerichtet, sie zu suchen und auszugraben. Man muß ihnen aber die gefundenen T. sogleich wegnehmen und ihnen etwas Anderes geben, weil sie sonst diese Jagd nach T. völlig unterlassen würden. 21.

Trützschler (Friedrich Karl Adolph von), Präsident des geheimen Rathes für die Fürstenthümer Gotha und Altenburg, Kanzler, Obersteuerdirector und Stiftspropst zu Altenburg, wurde am 3. Juni 1751 in Kulmitsch bei Weida im Voigtlande geboren und nach dem frühen Tode seines Vaters von Hauslehrern so zweckmäßig gebildet, daß er schon in seinem 15. Jahre die Universität Jena besuchen konnte, wo er sich durch die Herausgabe von zwei Dissertationen „De jure creditoris, mutata re oppignerata“ (1769) und „De donatione inter virum et uxorem per tertium facta, prohibita“ (1771) schon rühmlich bekannt machte und den Grad eines Doctors beider Rechte erwarb. Noch im Jahre 1771 zum Assessor bei der Landesregierung in Altenburg ernannt gewann er bald das Vertrauen des Fürstenhauses, welches er bis zu dessen Erlöschen ungeschmälert besessen hat und das ihm auch von Seiten des neuen Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen zu Theil wurde. Seinem regen Streben zum Wohle des Landes verdankte er im Jahre 1786 seine Erhebung zum Vicekanzler, 1794 zur Stelle eines wirklichen Kanzlers und geheimen Rathes und 1820 zum Präsidenten des geheimen Rathscollegium in Gotha. Bei der Feier seines funfzigjährigen Dienstjubiläum am 23. Oct. 1821 erhielt er von den Ständen der Fürstenthümer Gotha und Al-

Digitized by Google

tenburg, wo er sich seit 1826 ausschließlich niederließ, die unzweideutigsten Beweise der allgemeinen Achtung und Ergebenheit, wurde zugleich vom Könige von Sachsen mit dem Civilverdienstorden und vom Großherzoge von Weimar mit dem Orden des weißen Falken beehrt. (Vergl. „Denkschrift der funfzigjährigen Dienstjubelfeier S. Exc. des Herrn Friedrich Adolph v. T." Altenb. 1821). Die Verhältnisse des Jahres 1830 veranlaßten ihn sein Amt niederzulegen; er starb aber bald darauf den 31. Juli 1831 auf seinem Gute Falkenstein im Voigtlande. Während seiner fast 60jährigen Amtsthätigkeit zeichnete er sich durch Gerechtigkeit, Milde und Klugheit aus und erwarb sich besonders um das Herzogthum Altenburg bleibende Verdienste. Auch als Schriftsteller im Fache der Jurisprudenz hat er sich durch die Werke: „Versuch einer genauen Bestimmung des Rechtes wiederkäuflicher und unableglicher Zinsen bei entstandenen Concursen" (Altenb. 1777); „Die Lehre von der Präclusion bei entstandenen Concursen der Gläubiger" (Leipz. 1781. 2. Aufl. 1802); „Anweisung zur Abfassung rechtlicher Aufsätze über Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit" (Leipz. 1783—1784. 2 Bde. 5. Aufl. 1817); und „Anweisung zur Abfassung der Berichte über rechtliche Gegenstände" (Leipz. 1785. 3. Aufl. 1817) rühmlich bekannt gemacht. 81.

Truffaldino, s. Maske.

Trugschluß, s. Schluß (unter Urtheil).

Truhe, im Altdeutschen s. v. a. Kasten, Koffer, hieß im Besondern beim Reichskammergerichte die Casse, aus welcher die Besoldungen bezahlt wurden. In Würtemberg bestand die geheime T. (hier auch Truche genannt) als eine ständische Casse, über welche der engere Ausschluß der Landstände stets verfügen konnte, welche aber bei der Erhebung Würtembergs zu einem Königreiche (1804) abgeschafft und trotz des Verlangens der Landstände (1815) nicht wieder eingeführt ward. 30.

Trullanisches Concil, s. Kirchenversammlung.

Trum, Trümmer heißen im Bergwesen diejenigen ausgefüllten Klüfte, welche von einem Gange gleichsam als dessen Nebenzweige ausgehen. Sie ziehen sich entweder bald wieder an denselben heran oder keilen sich aus, d. i. enden keilförmig abgeschärft. 76.

Trunkenheit, lat. ebrietas; fr. ivresse; engl. drunkenness, nennt man den Zustand, welcher durch einen verhältnißmäßig zu starken Genuß des Weins, Branntweins oder anderer gegohrener spirituöser Getränke herbeigeführt wird. Sie entsteht nur allmälig und kann verschiedene Grade darbieten. Im ersten Grade, wo der Mensch das spirituöse Getränk noch in mäßiger Quantität genossen hat, erregt dasselbe zunächst etwas den Magen, erzeugt darin ein angenehmes Gefühl von Wärme, beschleunigt den Umlauf des Blutes und bringt eine allgemeine Aufregung hervor, die sich gewöhnlich durch eine größere Leichtigkeit in der Ausübung der intellectuellen Vermögen und eine Art innerer Befriedigung, die von wohlwollenden Neigungen für Andere begleitet wird, ankündigt. Dieser Zustand charakterisirt sich vorzüglich durch höhere Färbung des Gesichts, durch ein glänzendes Auge, durch eine größere, mit mehr Begeisterung als gewöhnlich verbundene Sprechseligkeit. Im zweiten Grade tritt die Einwirkung auf die Verdauungsorgane schon weit stärker hervor, die Energie des Blutumlaufs und seine centrifugalen Kräfte verdoppeln sich und das Gehirn wird durch eine unablässig steigende Menge Bluts gereizt. Das Athemholen ist dann beschleunigt, der Puls voll, gespannt, vibrirend, der Kopf brennend heiß; das Gesicht dunkelroth, bisweilen auch bläulich; an den Schläfen treten die Arterien deutlich hervor und pulsiren heftig. In diesem Zustande werden die Vorstellungen verworren, der Verstand faßt nicht mehr genau und klar das, was rings herum gesprochen wird, er vermag nur mit Mühe Zusammenhang in die eigenen Gedanken zu bringen und er

Digitized by Google

kann sie nur mit vieler Schwierigkeit durch Worte ausdrücken. Die bisher festen und sicheren Muskelbewegungen werden unregelmäßig und schwankend, die Zunge scheint schwer und die Worte werden nur unvollkommen articulirt. Im dritten Grade nimmt dieß Alles noch mehr überhand, denn zur T. gesellt sich nun eine mehr oder minder bedeutende Hirncongestion; der Puls wird langsam, ohne dabei an Vollheit und Härte zu verlieren; das Athmen wird tief, schwer und röchelnd; die Muskelkräfte nehmen ab und erlöschen endlich ganz; der Körper, dessen Gleichgewicht schon im 2. Grade schwankt, vermag sich, selbst im Sitzen, nicht mehr aufrecht zu erhalten; die Augen schließen sich, die Worte ersterben gleichsam auf der Zunge, das Denkvermögen hört gänzlich auf und der Mensch verfällt in einen tiefen, fast lethargischen Schlaf. Nach kürzerer oder längerer Zeit vergehen allmählig diese Wirkungen; das Athmen wird freier, das Gesicht entfärbt sich, der Puls fängt an wieder natürlich zu schlagen und beim Erwachen empfindet der Kranke (denn die T. bildet im hohen Grade eine wirkliche Krankheit) blos noch ein Gefühl von innerer Wärme, einen mehr oder minder heftigen Durst, Schwere im Kopfe und in den Gliedern, Widerwillen gegen Speisen und einen sehr unangenehmen klebrigen, teigigen Geschmack im Munde. Es gibt Menschen, die in dem Maaße, als sie sich berauschen, traurig und kummervoll, endlich fast melancholisch werden und in Thränen, Klagen und Seufzen ausbrechen. Andere gerathen in eine Art von Tollwuth, die oft von den heftigsten Krämpfen begleitet ist. Einige werden blaß und fühlen zugleich eine innerliche Kälte ꝛc. Ein zu hoher Grad von T. kann Apoplexie und den Tod herbeiführen. Man hat verschiedene Mittel versucht, um die T. zu verhüten, wie z. B. vor dem Trinken einen Löffel voll Mandel- oder Baumöl zu nehmen, bittere Mandeln zu essen ꝛc., doch vermögen diese Mittel die Wirkungen einer zu großen Menge spirituöser Getränke nicht zu verhüten. Unter den Mitteln, die man in neuerer Zeit als vorzüglich heilsam gegen diese Wirkungen des höchsten Grades der T. gerühmt hat, ist das Alkali volatile. So erklärt Girard (in Lyon), daß es ihm stets geglückt sei, die T. durch 6—8 Tropfen dieses Mittels, auf ein einziges Mal in einem Glase Zuckerwasser genommen, zu beseitigen. 14.

Tryphiodōrus, ein späterer griechischer Dichter (lebte im VI. Jahrh. n. Chr.), aus Ägypten gebürtig, ist der Verfasser eines noch vorhandenen epischen Gedichts in 677 Versen: „Ἅλωσις Ἰλίου“ („Die Einnahme Trojas“), welches von Aldus zugleich mit Quintus Smyrnäus (Venedig 1504, wieder Paris 1557), von Frischlin (Frankf. 1585. 4. mit doppelter lateinischer Version), Merrick (Oxford 1741), Northmore (London 1791 und 1804), Schäfer (Leipz. 1809) und Wernicke (Leipz. 1819) herausgegeben worden ist. Ein anderes Gedicht: „Ὀδύσσεια λειπογράμματος“, eine Spielerei, in welcher im 1. Buche kein α, im 2. kein β ꝛc. vorkam, ist verloren gegangen. 16.

Tschaiken sind kleine Boote oder Schiffe, deren sich die Ungarn auf der Donau und die Kosaken auf dem Dnieper bedienen. Sie sind mit Segel und Ruder versehen, dabei sehr leicht und geschwind, und dienen zur Beschützung der Donau, Save und Theis gegen die Unternehmungen der Türken. — Tschaikisten, s. Nassadisten. 26.

Tschechen. Nachdem die Markomannen, seit 420 n. Chr., aus der Geschichte verschwinden und Böhmen, der alte Sitz der Bojer, zur Einöde geworden war, findet man, daß sich einzelne slawische Stämme, von den Ihrigen Hruati oder Horowaty, Gebirgsbewohner, genannt, daselbst ansiedelten. Die deutschen Nachbarn dieser Stämme nannten sie Böhmen, allein lange Zeit hindurch findet man für Böhmen den Namen Weiß- oder Groß-Kroatien gebraucht. Nach und nach mehrten und mischten sich die slawischen Stämme und so wohnten im X. Jahrh. Lausitzer bei Saaz und Daleminzier bei Melneck. Im XII. Jahrh. kam der jetzige

Digitized by Google

Name Tzechowe, T. oder Böhmen auf. Der Ursprung derselben ist unbestimmt und schwer zu ermitteln. Einige leiten ihn von einer asiatischen Völkerschaft, den Zichen, her, von denen die Böhmen abstammen sollen, Andere von einem böhmischen Worte, welches anfangen heißt, und übersetzen es die vordersten, äußersten Slawen. Endlich sprechen Schriftsteller von einem Tzech als Stammvater, dessen Brüder Lech den Polen und Rus den Russen die Namen gegeben haben sollen. Merkwürdig ist die erste sagenhafte Urgeschichte der T., welche uns aufbehalten ist. Nach ihr fanden die ersten in Böhmen eindringenden tzechischen Anführer das Land mit dichter Waldung bedeckt, reich mit Vögeln, eßbaren vierfüßigen Thieren und wilden Bienen versehen. Sie wählten den Waldtheil zu ihren Sitzen, welcher zwischen der Ocra (Eger) und Wultawa (Morava) lag und lebten, ohne Herrschaft eines Einzelnen, rein im Naturzustande. Wasser, Milch, Honig, Früchte waren die Nahrungsmittel; im Sommer gingen sie nackt, im Winter mit Thierfellen bekleidet. Man kannte kein Eigenthum und von Waffen nur den Wurfspieß gegen das Wild. Man verschloß nichts und nahm nicht mehr, als der augenblickliche Bedarf gebot. Die einzigen Missethäter, die es gab, waren Diebe. Die Ehe kannte man nicht, sondern nur uneingeschränkten sorglosen Umgang der Geschlechter. Allein bald änderte sich dieß; Reichthum Einzelner und Streitsucht kam unter die Menschen; doch litt das Volk keine Richter, geschweige denn Herrscher. Man sieht dieser mythischen Erzählung an, daß es die wendische Sage vom goldnen Zeitalter war. Die Böhmen geriethen schnell erst unter fränkische, nachher 575 unter awarische Hoheit, welche sie ihrer Härte halber bald wieder abzuwerfen suchten. Gerade damals kam ein fränkischer Kaufmann, Samo genannt, zu ihnen, begleitete sie auf ihrem Zuge gegen die Awaren und gab so guten Rath, daß diese geschlagen wurden. Hierauf wählten sie den Samo zu ihrem Könige, der zum Heidenthume übertrat, 12 Weiber nahm, mit denen er 22 Söhne und viele Töchter zeugte und 35 Jahre mit vielem Glücke regierte. Er warf auch das fränkische Joch ab und verwüstete besonders Thüringen, indem er unter anderen auch die Sorben bewog, sich von der fränkischen Herrschaft loszusagen und sich mit ihm zu verbünden. Es gelang indessen wenigstens später den Austrasiern die Böhmen zur Ruhe zu zwingen und nun begannen innere Streitigkeiten, in deren Folge 5 Brüder und 2 Schwestern 641 nach Dalmatien auswanderten und dort die kroatischen Reiche stifteten. Samo starb 658 und mit ihm die Monarchie. An ihre Stelle traten Stammälteste und Unruhen, bis funfzig Jahre später Krokko zum Könige erwählt ward. Nach seinem Tode behielten seine Töchter, Kazi, Thetka und Libussa, vorzugsweise die Letztere, seine Macht. Sie sind berühmt als weise Frauen oder Zauberinnen. Thetka baute das Schloß Techin, welches 1422 zerstört ward, und Libussa die Stadt Lubossa an der Elbe. Letztere ward vom Volke gezwungen einen Gatten zu wählen und wählte den Przemysl. Dieser ward demnach König, gründete Prag und viele andere Burgen gemeinsam mit seiner Gattin und herrschte glücklich, bis Libussa starb. Da wollten deren Dienerinnen selbst herrschen und die Männer unterjochen. Wlasta ward ihre Königin, sie bauten dem Wischehrad zum Trotze die Burg Duwin und kämpften 7 Jahre lang grausam einen Vernichtungskrieg gegen die Männer. Endlich wurden sie in ihrer Burg eingeschlossen, diese durch List genommen und alle Mädchen getödtet. Nach dem Tode Przemysl's sollen aus seinem Stamme noch 7 Könige geherrscht haben. Der Sohn aber Goslivits Borwoi ist der erste geschichtlich beglaubigte böhmische Fürst. Es ist an sich klar, daß im Vorstehenden Mythus und Geschichte vereinigt erscheinen und diese letztere nur rein in der späteren böhmischen Geschichte hervortritt. Mit der geschichtlichen Periode Böhmens tritt auch der Name T. ins Dunkel zurück. 82.

Tscheremissen oder **Mari**, ein ansehnlicher, aus etwa 500000 Köpfen be-

Digitized by Google

stehender finnischer Volksstamm im russischen Asien, vorzüglich in den russischen Gouvernements Nischnei-Nowgorod, Kasan, Simbirsk, Wjátka, Perm und Orenburg, sind größer als die anderen Finnen, blondhaarig, arm, unreinlich, wohnen in Dörfern oder einzeln liegenden Jurten, beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, sprechen finnisch mit tatarischen Wörtern vermischt und sind ohne Schulen und Schrift, theils zum Christenthume übergegangen, mit Beibehaltung heidnischer Religionsgebräuche, z. B. der Thieropfer, theils Schamanen. 71.

Tscherkassen (Tscherkessen, d. i. Wegabschneider, Straßenräuber, in Europa Circassier und in der Landessprache Adige oder Adeli genannt), bedeutender Völkerstamm kaukasischer Abkunft, in der Kabardah im Norden des Kaukasus am Kuban, deßhalb auch Kabardiner genannt, sind mittleren Wuchses, schlank und nervig, oben breit, haben gerade Nasen, länglichen Kopf, braune Augen und Haare und die Weiber gelten im Morgenlande für die schönsten. Ihre Kleidung ähnelt der der Tataren; sie tragen, bis auf einen Scheitelbüschel, abgeschnittenes Haar, sind stets mit Dolchen, Flinten, Pistolen bewaffnet und mit einem Panzeranzuge, welcher auf die Nachkommen erbt und für den hauptsächlichsten Reichthum einer Familie gilt, bekleidet, wohnen in Dörfern von schlechten Lehmhütten, beschäftigen sich mit Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, Jagd, Raub, Krieg, Sklavenhandel; nebenbei fertigen die Weiber Kleidungsstücke und die Männer allerhand Geschirre und Waffen. Von Charakter sind sie muthig, thätig, gastfrei, höflich, reinlich, dabei auch räuberisch, hinterlistig und eigennützig. Ihre Nahrung sind Hirse und daraus bereitetes Brot, türkischer Pfeffer, Knoblauch und Zwiebeln. Sie sind theils strenge Muhammedaner, theils haben sie eine heidnische Religion mit mehreren Göttern, verbunden mit christlichen Überresten. Die Sprache ist eigenthümlich, schnalzend und zischend und hat keine Schrift. Sie enthalten 48000 Familien und mehrere kleine, zum Theil durch eidgenossenschaftliche Verbindung vereinigte, oft auch einander bekriegende Herrschaften, unter sehr verschiedenartiger Regierung von Erbfürsten (Pscheh, tatarisch Bek, russisch Kniäsen, die von der russischen Regierung Titel und Jahrgehalt empfangen) und Adel (Work, bei den Russen und Tataren Usden); die übrigen bestehen aus den Freigelassenen der Fürsten und Usden, die dadurch selbst Usden geworden sind, aber in Hinsicht des Kriegsdienstes ihren ehemaligen Herren unterthänig bleiben; aus den Freigelassenen dieser neuen Edelleute und den Leibeigenen Tscho'kchtl, von den Russen Chalopi genannt, die wieder in Ackerbauer und Dienstboten der höheren Classen zerfallen. Die Rechtspflege üben die Alten, Fürsten, Edlen ꝛc. in Versammlungen und die Strafen bestehen in Geld. Das Land Tscherkassien führt von ihnen seinen Namen. 71.

Tscherning (Andreas), ein deutscher Dichter des XVII. Jahrh., am 18. Nov. 1611 zu Bunzlau in Schlesien geboren, entfloh der Religionsverfolgungen wegen aus seinem Vaterlande und machte erst spät zu Rostock seine Universitätsstudien. Hier ward er auch, nachdem er sich lange vergebens nach einer Anstellung umgesehen hatte, 1644 zum Professor der Dichtkunst ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode (27. Sept. 1659) mit Würde und Beifall bekleidete. T. hatte sich ganz nach Opitz gebildet, ohne ihn zu erreichen; seine Gedichte, die unter verschiedenen Titeln („Deutscher Gedichte Frühling", Bresl. 1642. 8.; „Vortrab des Sommers deutscher Gedichte", Rostock 1655. 8.) erschienen, zeichnen sich weder durch Kraft der Gedanken, noch durch Wärme des Gefühls aus, verdienen aber wegen des leichten Schwungs des Styls, wegen ihrer gefälligen Bilder und wegen ihres harmonischen Versbaues Beachtung. In W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrh." (Bd. 7) findet sich eine gute Auswahl seiner besseren Leistungen. 66.

Digitized by Google

Tschetschenzen, s. Kisten.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter, Graf von), ein ausgezeichneter Mathematiker, Naturforscher und Philosoph, wurde im Jahre 1651 zu Kislingswalde in der Oberlausitz geboren, widmete sich schon von Jugend auf mit vieler Vorliebe der Mathematik, mit der er sich auch auf der Universität zu Leyden fast ausschließlich beschäftigte, trat 1672 als Freiwilliger in holländische Dienste, unternahm seit dem Jahre 1674 eine große Reise durch Frankreich, Italien, Sicilien und Malta und lebte alsdann längere Zeit an dem Kaiserhofe zu Wien. Von hier reiste er abermals nach Frankreich, wurde bei seiner dritten Anwesenheit in Paris (1682) von der Akademie der Wissenschaften daselbst zum Mitgliede aufgenommen, begab sich von hier wieder nach Holland, wo er sich längere Zeit aufhielt, kehrte alsdann nach Sachsen zurück, wurde zum churſächsischen Rathe ernannt und starb im Jahre 1708 auf seinem Gute Kislingswalde, wo er sich nach seiner Rückkehr vom Auslande besonders mit optischen und mechanischen Arbeiten beschäftigte. Er legte nicht nur in Sachsen die drei ersten Glashütten an, sondern unter seiner Leitung und in seinem Laboratorium vollendete auch Böttger die Erfindung des Porzellans. Seine wichtigste Erfindung bestand jedoch in der Verfertigung eines Brennspiegels aus Kupfer von außerordentlicher, bisher noch nicht vorgekommener Größe und einem Gewichte von 160 Pfund, welcher die bewunderungswürdigsten Wirkungen hervorbrachte und den er der Akademie der Wissenschaften zu Paris schenkte, in deren Cabinet er sich noch jetzt befindet. Zum Schleifer desselben, so wie zur Herstellung einer Menge anderer Brennspiegel von seltener Vollkommenheit hatte er eine eigene Mühle errichtet. Mehrere Abhandlungen von ihm über diese Gegenstände befinden sich in den „Actis Eruditorum." Außerdem besitzen wir von ihm die Schrift: „Medicina mentis et corporis" (Amsterd. 1687. 4.; Leipz. 1695. 1705. 1753). — Vergl. über ihn seine „Lebens- und Todesgeschichte" (Görlitz 1709. 12.). 81.

Tschuden nennen die Russen ein altes jetzt untergegangenes Volk, welches die ganze Strecke von Sibirien an dem Nordrande Hochasiens inne gehabt hat und von dessen Dasein und bedeutende Cultur die Menge von Grabhügeln, ähnlich den Hühnengräbern, in welchen man Schmuck, Waffen und Geräthschaften aller Art von Gold, Silber und Kupfer gefunden hat, die Spuren von Bergbau auf Gold und Kupfer, die Reste von Festungswerken deutlich Zeugniß geben, welche die dasige Volkssage durchaus einem ehemals hier herrschenden Volke zuschreibt. Dieses Volk wird stets Tschuden (Fremdlinge) genannt, aber alle Nachforschungen nach demselben haben bis jetzt noch kein genügendes Resultat gegeben. Am Wahrscheinlichsten hat man den Namen auf die sonst weit verbreiteten und mächtigen finnischen Völkerschaften (s. Finnen) bezogen und noch jetzt pflegt man die Esthen zuweilen T. zu nennen. 37.

Tschudi (Ägidius), ein berühmter schweitzer Chronikenschreiber, aus dem alten adeligen Geschlechte der T. abstammend, ward 1505 zu Glarus geboren, studirte in Basel und Paris, ward 1528 Gesandter von Glarus auf der Tagsatzung, 1529 Landvoigt in Sargans, 1532 Obervoigt über mehrere Ämter des Abts zu St. Gallen und 1533 Landvoigt von Baden, trat aber später als Hauptmann in französische Dienste und kehrte erst nach 8 Jahren nach Glarus zurück, wo er 1549 wieder Landvoigt von Baden, 1556 Statthalter und 1558 Landammann ward und, nachdem er als solcher auch mehrere Gesandtschaften ausgeführt hatte, den 29. Febr. 1572 starb. Bekannt ist er der Nachwelt rühmlich geworden durch seine schweitzerische Chronik, die mit großem Fleiße und viel Sorgfalt zusammengetragen ist und als Hauptquelle der schweitzer Geschichte dient. Sie ist, aber nur zum Theil (vom Jahre 1000—1470), herausgegeben von Iselin (Basel 1734. 2 Bde. Fol.). 16.

Digitized by Google

Tschuktschen (Tschukotsken), nordostsibirisches Volk, gegen das Eis- und Ostmeer, von den Flüssen Kowyna nnd Anadyr an, auch auf den Inseln im Eismeere und Ostoceane, bestehen aus 15000 Seelen, sind mittleren Wuchses, derben Baues, frischer Farbe, schneiden die Haare wie die ähnlichen nordwestlichen Amerikaner und die Weiber sind im Gesichte tättowirt. Sie beschäftigen sich theils mit Rennthierzucht (daher Rennthiertschuktschen, welche wohlhabend sind, 1000 — 50000 Rennthiere besitzen, aber auch wild, kriegerisch, grausam, rachsüchtig, mordlustig, jedoch gastfrei, alle nicht gesunde Kinder und unfähigen Alten tödten und unabhängig leben), theils Jagd und Fischfang (Sandtschuktschen), essen Fleisch von Wild und gefallenen Rennthieren, Fische, Muscheln, kleiden sich in ein langes Oberkleid und Beinkleider von Rennthierfellen, tragen Alaschken (Schuhe), Stiefeln von Seehund oder von zusammengenähten Fischgedärmen und wohnen in Jurten, die mit Thierhäuten bedeckt sind, oder in Felsenklüften. Ihr ganzes Geräthe enthält: Bogen, Pfeile, Lanzen, Messer mit Knochen und Steinspitzen, eine Art von Panzer, Baidaren aus Häuten, Rennthier- und Hundeschlitten. Sie sind Schamanen, theilen sich in 2 Stämme; die eigentlichen T. und die Telugen oder Tschelugen, welche seit 1812 etwa 3500 Bogen an die russische Krone steuern. 71.

Tschuwaschen, Volksstamm in den russischen Gouvernements Nischegorod, Kasan, Wiátka, Simbirsk, Orenburg und Tomsk, sind Nachkommen oder Colonisten des sonst weit verbreiteten finnischen Völkerstammes, hager von Gestalt, blasser Gesichtsfarbe, träge, doch still, treu und friedlich, reden eine finnische Sprache, die aber mit vielen tatarischen Wörtern vermischt ist, wohnen nicht in Städten, sondern in kleinen Dörfern, nach allgemeiner finnischer Sitte am Liebsten im Walde, und haben, außer der väterlichen Sprache und Kleidung, Gebräuche und Aberglauben ihrer Vorfahren beibehalten. Ihre Beschäftigung ist Ackerbau und Jagd, ihre Nahrung Pferdefleisch und ihre Religion die christliche, bei welcher sie noch viele abergläubische Gebräuche ihres frühern Heidenthumes beibehalten haben. Sie kennen keinen Eid, sondern halten sich an Ja und Nein, und müssen sie ja vor Gericht schwören, so gibt man ihnen einen Bissen Brot und Salz in den Mund, wobei sie sagen: „das fehle mir künftig, wenn ich jetzt nicht die Wahrheit rede;" sie halten auf Treue und Glauben, verehren ihre Götter auf freien heiligen Plätzen, Keremet oder Jrsan, in Wäldern oder Hainen, oder auch nur mit Bäumen besetzten Gehegen, halten den Freitag vorzüglich als den Tag der Anbetung und Ruhe von der Arbeit heilig und glauben ein Leben nach dem Tode, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Ihre Priester opfern, beten, zaubern und wahrsagen. Jumen Bairan heißt ihr Frühlingsfest, Uitschuk das Erntefest, Keremet tasados das Fest der Reinigung des Keremet, das vor der Zeit des Pflügens mit Opfern von 7 Feuern begangen wird. Ihr größter Tag ist Mittwoch vor Ostern, Munkau genannt, an dem jeder Hausvater etwas von Geflügel oder Kuchen zu Hause ins Feuer wirft. Sie sind 200000 Köpfe stark und zahlen jährlich 186279 Rubel Steuern an die Krone Rußlands. 71.

Tuariks, ein afrikanischer Völkerstamm im Westen der Tibbo's in der Sahara, gehören zu den Berbern und sind theils Muhammedaner, theils Heiden. Sie zerfallen in unzählige Stämme unter erwählten Anführern und beschäftigen sich mit Karawanenhandel, Jagd und Raub. 71.

Tuba, ein bei den alten Römern gebräuchliches Blasinstrument, in Form der griechischen Salpinx und unserer Trompete (s. d. Art.), bestand aus langen, geraden, am Ende sich weiter öffnenden metallenen Röhren mit einem zum Ansatze erforderlichen Mundstücke. Am Gebräuchlichsten war die T. in der Schlacht, um Signale zu geben, bei feierlichen Opfern, Spielen (so namentlich bei den ludi florales und den scenischen Spielen) und bei Leichenfeierlichkeiten. Da alle Feste

Digitized by

der alten Römer mit Musik begleitet wurden, so war die Anzahl derer, die die T. so wie andere Instrumente bliesen, ziemlich bedeutend. Diese Leute hießen die tubicines und bildeten eine besondere Zunft, die schon König Numa eingerichtet haben soll. 20,

Tuberkel sind als krankhafte Geschwülste jeder Art den Ärzten schon seit Hippokrates bekannt; indessen hat man in neuerer Zeit seit Morton ihren Begriff genauer bestimmt, vorzüglich aber in neuester Zeit seit Laennec sorgfältige Untersuchungen über ihre Natur angestellt, so daß sie Franzosen und Engländer zu einem Lieblingsthema ihrer anatomisch-pathologischen Forschungen gemacht haben. Unter T. verstehen wir jetzt kleine, runde, weißgelbliche, undurchsichtige Körper, die sich als ein abnormes Product im Zellgewebe aller Organe des menschlichen Körpers vorfinden; sie kommen daselbst zuweilen in sehr großer Anzahl vor, sind anfangs von der Größe eines Hanfkorns, ziemlich hart und das sie umgebende Gewebe, z. B. die Lungen- und Leberſubstanz, ist dabei gesund beschaffen. Nach und nach gehen einzelne dieser T. aus dem Zustande der Rohheit, wie man denselben nennt, heraus und in den Zustand der Erweichung über; der T. nimmt nunmehr an Umfang zu, so daß er bis zur Größe einer welschen Nuß und noch mehr anwächst; dadurch vereinigt er sich mit mehreren anderen; sein Inhalt wird weich; er zerfällt in mehrere Stücke; es mischt sich eine eiterartige Flüssigkeit zu; dabei entsteht im nahen Gewebe eine Entzündung; der im T. gebildete flüssige Stoff wird auf irgend einem Wege aus dem Körper entfernt; dadurch bleibt aber eine Höhle zurück, die entweder forteitert und sich mehr und mehr vergrößert, oder bleibt wie sie ist, oder mit der sie umgebenden Substanz verwächst. — Wie der T. seinen ersten Anfang nehme, ist eine Frage, die zwar häufig aufgeworfen, bis jetzt aber nicht mit Bestimmtheit beantwortet ist. Nach Einigen verdankt er seinen Ursprung einer Hydatide, nach Anderen besteht er in einer einfachen Gewebeumänderung, noch Andere halten ihn für krankhafte Absonderung. Er kommt bei Menschen von jedem Alter, Temperamente, Constitution vor; Skrophulöse erzeugen ihn besonders häufig; auch kommt er in manchen Familien häufiger als in anderen vor, so daß man ihn für erblich hält; endlich findet er sich bei Bewohnern sumpfiger, ungesunder Gegenden, bei Personen, die viel in dumpfen, engen Räumen leben und schwerverdauliche Speisen genießen. Die T. kommen an allen Stellen des Körpers vor, man findet sie in den Lungen, der Leber, der Milz, den Nieren, den Därmen, den Drüsen, im Gehirne und Rückenmarke, im Herzen und in den Gefäßen und selbst in den Knochen. Je nach dem Vorkommen derselben in gewissen Organen sind die Zufälle, die sie erregen, verschieden; am Häufigsten und Wichtigsten ist ihr Vorkommen in den Lungen, in denen sie die gewöhnlichste Ursache zur Lungensucht und zwar zur knotigen Lungensucht abgeben (s. Schwindsucht). 39.

Tubus (Röhre) ist s. v. a. Fernrohr (s. d. Art.).

Tudela, ein Städtchen am Ebro in der spanischen Provinz Navarra oberhalb Saragossa, nicht zu verwechseln mit T. bei Valladolid, ist in dem französisch-spanischen Kriege durch eine Schlacht am 23. Nov. 1808 berühmt geworden. — Die Spanier unter Castaños waren 45000 Mann stark auf den Anhöhen aufgestellt, mit dem rechten Flügel an T., mit dem linken an Cascante stoßend, das Centrum etwas rückwärts geschoben. Diese Linie ward von 30000 Franzosen unter Lannes im Centrum angegriffen, die französische Reiterei drang in die gebrochene Lücke ein und der rechte Flügel der Spanier gerieth in Unordnung und löste sich nach einem zweiten heftigen Angriffe in völlige Flucht auf. Der spanische linke Flügel dagegen hielt sich lange tapfer und trat endlich in geschlossenen Colonnen den Rückzug an. Die Spanier hatten 4000 Todte und Verwundete, 3500 Gefangene und 30 Kanonen, die Franzosen 1500 Todte nnd Verwundete verloren. 37.

Tudor, ein englisches Regentenhaus, stammte von einem armen Edelmanne

Digitized by Go

aus Wales, welchen die Wittwe Heinrich's V. heimlich heirathete (1420). Diese ward zwar später auf Eduard's IV. Befehl enthauptet, aber sein ältester Sohn wurde zum Grafen von Richmond erhoben und dessen Sohn schwang sich 1485 als Heinrich VII. (s. d. Art.) auf den englischen Thron; doch erlosch das Geschlecht mit der Königin Elisabeth schon wieder (s. Großbritannien). 37.

Tübingen, s. Würtemberg.

Türkei, türkisches Reich, auch osmanisches Reich, von dem herrschenden Stamme der osmanischen Türken, und hohe Pforte (s. d. Art.) genannt, umfaßt im weitesten Sinne die ganzen Länder rings um die östliche Hälfte des mittelländischen Meeres in Europa, Asien und Afrika, so daß seine äußeren Grenzen das adriatische Meer, der östreichische Kaiserstaat, das russische Reich, Persien, Arabien, das rothe Meer, Nubien, die Sahara und Algier bilden; doch sind außer dem jetzt unabhängig dastehenden Griechenland die afrikanischen Staaten Ägypten mit Barka, Tripolis und Tunis nur im losen Verbande mit dem Reiche und die Fürstenthümer Wallachei, Moldau und Serbien nur als Schutzstaaten zu betrachten, wovon jedoch Tripolis seit 1835 wieder in den ausschließlichen Besitz der Pforte gekommen ist. Das unmittelbar türkische Reich begreift daher nur den europäischen und asiatischen Theil (die europäische und asiatische T.), den erstern mit Einschluß Serbiens, der Wallachei und Moldau, letzteres mit Syrien, obwohl dieses gegenwärtig unter Ägypten steht. In dieser Begrenzung liegt es zwischen 33° — 65° 50′ L. und 30° — 48° 19′ N. Br., enthält ungefähr 30000 □ M. und umfaßt die europäische Hämushalbinsel mit Ausschluß Griechenlands, den größten Theil der Inseln im Archipelagus, Kleinasien, Armenien, Mesopotamien und Syrien. — I. Die europäische Türkei wird im Norden durch die Sau und Donau von den östreichischen Ländern, der Moldau, Wallachei und Bessarabien getrennt, im Osten vom schwarzen Meere, von der Meerenge von Constantinopel, dem Marmormeere, den Dardanellen, dem Archipelagus, im Süden von Griechenland, im Westen vom adriatischen Meere und von Dalmatien begrenzt und bildet eine viereckige Ländermasse mit vielfach zerrissenen Küsten. Das ganze Land ist gebirgig und alle einzelne Gebirgszweige gehen von dem Balkan (s. d. Art.) oder Hämus aus. Er bildet eine Kreuzform, welche das ganze Stromsystem bestimmt, und zwar fließen von dem Hauptquerrücken nach Norden die Verbitza und Bosna (in Bosnien) in die Sau, die Morawa (in Serbien) in die Donau und außerdem gibt es hier eine Menge kleiner Flüsse; in dem Winkel zwischen diesem Querrücken und dem nach Süden gehenden Höhenzuge fließen die Maritza (in Rumelien), der Karasu und Vardar (in Macedonien), der Indscha Karasu und Salambria (in Thessalien), welche in den Archipelagus münden; auf der Westseite die Narenta (in Bosnien), der Drin und die Vojuzza (in Albanien), welche in das adriatische Meer gehen. Canäle gibt es nicht und unter den Seen sind nur der Ramsin südlich von den Donaumündungen, die Seen von Skutari, Ochrida und Janina in Albanien, von Kadaka, Jenidsche und Betschik in Macedonien von Bedeutung. Das Klima ist ganz das des südlichen Europas; doch zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied zwischen den Gegenden im Norden und denen im Süden des Balkan. In den ersteren ist das Klima oft sehr rauh und die Winter sind streng, da das Land den rauhen Nordostwinden sehr ausgesetzt ist; in den letzteren hingegen ist völlig italienische Luft und nur die gebirgigen Gegenden sind etwas rauher. Das Land gehört übrigens zu den fruchtbarsten Europas; überall wechselt der ergiebigste Ackerboden mit dem herrlichsten Wiesengrunde ab und nur wenige Theile der höchsten Gebirgsgegenden, einige Moorgegenden an der Donau und einige Sandflächen in Macedonien sind unfruchtbar zu nennen; doch gibt es eine Menge ganz unangebauter Strecken, eine Folge des Despotismus und der Trägheit der Einwohner. Die Producte sind im Allgemeinen die Südeuropas, aus dem Thierreiche: schöne

Digitized by Google

Pferde, Kameele, Esel, Maulesel, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Auerochsen, Wild aller Art, Gasellen, Bären, Wölfe, Luchse, viele Raubvögel, Bienen, Seidenwürmer, Heuschrecken, Kermes ꝛc.; aus dem Pflanzenreiche: viel Getreide, besonders Mais, Hirse und Reis, wenig Roggen, Wein, Südfrüchte aller Art, Baumwolle, Flachs, Hanf, Tabak und alle Sorten Obst; ferner Cedern, Lorbeerbäume, Platanen, Cypressen, Oleanderbäume, Süßholz ꝛc. und die herrlichsten Blumen; aus dem Mineralreiche: Gold, Silber, Blei, Eisen, Kupfer, Schwefel, Salpeter, Marmor, Alabaster, Salz; auch gibt es viele Mineralquellen. Die Industrie steht aber auf einer sehr niedern Stufe; nur in einzelnen Städten blühen einzelne Zweige derselben, und da sind es wieder meist die Christen und Juden, welche dieselbe treiben. Am Ausgebildetsten sind die Baumwollenfabriken zu Constantinopel, Adrianopel, Salonichi (Teppiche), Schumla, Ruschtschuk und Seres; die Gerbereien (Saffian und Corduan) in Larissa, Salonichi, Janina, Gallipoli; die Färbereien (türkisch Roth) zu Larissa, Ambelakia; die Seidenwebereien zu Constantinopel und Salonichi; die Waffenfabriken zu Semendria; die Stahlwaarenfabriken zu Constantinopel, Skutari, Karatowa und Bosna-Serai; in Constantinopel gibt es eine türkische und mehrere griechische, armenische und jüdische Buchdruckereien. Eben so unbedeutend ist der Handel, welcher fast ausschließlich in den Händen der Armenier, Juden, Griechen und Franken ist, obgleich die günstige Lage die T. zu einem Haupthandelsstaate machen könnte. Die vorzüglichsten Handelsstädte für den Seehandel sind: Constantinopel, Gallipoli, Salonichi, Enos und Varna; für den Landhandel: Adrianopel, Bosna-Serai, Janina, Belgrad, Bukarest, Jassy und Galatsch. Hauptausfuhrartikel sind meist Pferde, Rindvieh, Schweine und rohe Producte, als: Baumwolle, Getreide, Tabak, Wolle, Seide, Wein und Früchte aller Art, Galläpfel, Krapp, Gummi-Traganth, Schwämme, Alaun, Siegelerde, Honig ꝛc. und von Fabrikgegenständen Saffian, Corduan, Teppiche, Garn, Kamelotten, Pfeifenköpfe, Säbel und dergl. Haupteinfuhrartikel dagegen sind fast alle europäischen Fabrikwaaren und Colonialwaaren. Ackerbau und Viehzucht (besonders Bienenzucht) sind noch am Meisten verbreitet; der innere Verkehr dagegen ist wegen des Mangels an Straßen und der Unsicherheit der Wege fast ganz gehemmt, auch drückt der Despotismus zu schwer auf den Unterthanen, als daß diese zu kräftiger Gewerbthätigkeit sich angespornt fühlen sollten. — Die Zahl der Einwohner mag gegen 10 Millionen betragen und sie sind ein Gemisch von vielen Völkern, Türken (etwa 3 Mill.), Griechen (gegen 3 Mill.), Tataren, Wallachen (1300000), Arnauten (½ Mill.), Armenier (80000), Slawen (Serbier, Bosnier, Bulgaren, Morlachen, Montenegriner, zusammen gegen 1½ Mill.), Juden (300000), Zigeuner (80000) und Europäer aller Nationen, welche neben der herrschenden türkischen Sprache ihre eigenen Sprachen reden. — II. Die asiatische T. begreift etwa 20000 □M. und enthält die Länder Natolien, Armenien, Kurdistan, Mesopotamien (Dschesira) und Syrien (s. d. einzelnen Artt.) mit ungefähr 10 Mill. Einw., ein gleiches Völkergemisch, wie in der europäischen T., wozu hier noch Syrer, Kurden, Araber, Turkomannen, Perser und mehrere kaukasische Stämme kommen. Der Boden ist ungemein ergiebig und der Productenreichthum unermeßlich, indem hier alle Pflanzen Europas wild wachsen und hier ihr Vaterland haben. Unter den Thieren gibt es auch Löwen, Leoparden, Hyänen, Unzen, Schakale und besonders die angorischen Ziegen und Kaninchen. Der Gewerbfleiß ist auch hier gering, doch steht er höher als in der europäischen Türkei; besonders berühmt sind die Seidenstoffe von Aleppo, Damaskus, Bagdad, Brusa; die Baumwollenzeuche von Damaskus, Mosul, Aleppo, Smyrna, Diarbekr, Manissa; die Leinwand von Bagdad, Diarbekr, Trapezunt, Brusa, Amasia, Tokat; die Teppiche von Aleppo, Damaskus, Kara-

Digitized by Google

hissar, Brusa, Pergamus; die Shawls von Angora; die Lederfabriken zu Diarbekr, Koniah, Orfa, Kaissarija; die Seife von Damaskus, Aleppo, Bagdad; die Stahlfabriken zu Damaskus u. a. (s. Levante). Der Handel könnte bei der trefflichen Lage Welthandel sein und ist auch noch lebhafter, als in der europäischen T.; aber der Seehandel ist fast gänzlich in den Händen der Europäer, den Landhandel treiben fast ausschließlich Griechen, Armenier und Juden. Letzterer wird vermittelst Karawanen getrieben, welche die Verbindung mit Europa, Persien und Arabien unterhalten. Die vornehmsten Handelsplätze sind Angora, Brusa, Tokat, Smyrna, Bassora, Bagdad, Aleppo, Diarbekr, Erserum, Karahissar, Damaskus, Mosul, Tripolis, Trapezunt und Akka (die Ausfuhrartikel s. unter Levante). Übrigens treibt man viel Ackerbau und Viehzucht; der sehr ergiebige Bergbau liegt fast ganz danieder. Herrschende Religion im ganzen türkischen Reiche ist der Islam (s. d. Art.) in der Secte der Sunniten; doch sind alle andere Religionen als solche geduldet, wenn auch ihre Bekenner außerdem von dem Übermuthe der Türken viel zu dulden haben und in den christlichen Kirchen keine Glocken sein, keine neuen Kirchen gebaut und die alten nur mit besonderer Erlaubniß ausgebessert werden dürfen. Unter den letzteren zählt die griechische Kirche die meisten Bekenner, deren Oberhaupt, ein vom Sultan ernannter Patriarch, in Constantinopel residirt; außerdem gibt es auch viele römische Katholiken; die Armenier sind theils römisch-katholisch, theils gehören sie zur armenischen Kirche, von denen jede Partei ebenfalls einen Patriarchen in Constantinopel hat; Protestanten finden sich nur in einzelnen Städten; in der asiatischen T. gibt es außerdem noch Nestorianer, Jakobiten, Drusen, Nosairier, Ismaeliten u. a. Secten. — Der Culturzustand und die wissenschaftliche Bildung im türkischen Reiche stehen noch auf einer sehr niedern Stufe. Am Meisten sind die Griechen und Armenier vorgeschritten; die Türken dagegen werden durch den Korân von aller wissenschaftlichen Fortbildung fern gehalten. Denn obwohl sie Gelehrsamkeit sehr schätzen, die Gelehrten in sehr großer Achtung stehen und allein zu allen Kirchen- und Staatsämtern (so weit letztere nicht militairische sind) zugelassen werden und fast jede bedeutende Stadt höhere und niedere Schulen (Medresse und Mekteb) hat, deren von Hammer in Constantinopel allein 275 namentlich aufführt, so sind die Türken doch auf dem Standpunkte stehen geblieben, den ihnen die Araber überliefert haben (s. Türkische Literatur). Auch in der Kunst haben sie keine Fortschritte gemacht und außer der Baukunst und Musik, beide ziemlich roh, sind alle übrigen Künste fast gänzlich unbekannt, man müßte denn die Schreibekunst ausnehmen, welche wegen des Mangels an Buchdruckereien sehr betrieben wird. — Die Staatsverfassung ist völlig despotisch. An der Spitze derselben steht ein Sultan (Kaiser) oder Padischah (großer König), welcher die weltliche und geistliche Macht in sich vereinigt, unbeschränkter Herr über Leben und Gut seiner Unterthanen ist, die Staatsbeamten nach Willkühr ein- und absetzt, belohnt oder hinrichten läßt und ihre Güter einzieht. Vor ihm sind alle Unterthanen als seine Sklaven gleich; er erhebt zu Ehrenstellen und Staatswürden, wen er will, und nur eine solche Erhebung gewährt eine Art von Adel, welche aber mit dem Sturze des Besitzers wieder verloren geht. Der Sultan stammt aus dem Hause Osman's (s. d. Art.), in welchem die Thronfolge in männlicher Linie erblich ist und wird bei der Erhebung auf den Thron mit dem Säbel Osman's umgürtet; da aber keine Stipulation die Thronfolge ordnet und die von verschiedenen Weibern geborenen Söhne des letzten Sultans einerlei Rechte auf dieselbe zu haben meinen, so entstehen meist Thronstreitigkeiten, welche der neue Sultan gemeiniglich durch Ermordung aller seiner männlichen Verwandten zu beseitigen sucht. Die Prinzen selbst wurden bisher nur im Innern des Harem erzogen, wo ihnen dürftige Kenntnisse beigebracht wurden und sie selbst irgend ein mechanisches Geschäft trieben, bis sie endlich aus Furcht von ihrem zum Sultan erhobenen Bruder erdrosselt wurden;

Digitized by Google

nur selten haben Einzelne Statthalterschaften bekleidet. Der Sultan selbst hat keine eigentliche Gemahlin, obwohl er deren 7 haben darf, sondern wählt aus den Odaliks (s. d. Art.) seine Favoritinnen, welche in großem Ansehen stehen, wenn sie einen Prinzen geboren haben, und von denen diejenige, deren Sohn zur Regierung gelangt (Sultane Walide, Sultanin Mutter), den größten Einfluß auf denselben hat, während dann die übrigen oft mit ihren Söhnen ermordet werden. Die Töchter des Sultans werden an vornehme Staatsbeamte verheirathet, welche dann aber keinen Harem haben dürfen und bisher alle ihre männlichen Nachkommen sogleich nach der Geburt erdrosseln mußten, um nicht durch zu nahe Verwandtschaft mit dem Regenten diese dem Sklavenverhältnisse zu demselben zu überheben. Der jetzige Sultan, Mahmud II. (s. d. Art.), ist aber in vieler Hinsicht von diesem schrecklichen Herkommen abgewichen; er läßt seine Söhne freier und besser erziehen, hat bereits seinen Thronfolger bestimmt und bei Verheirathung seiner ältesten Tochter mit Halil Pascha (1835) das Gesetz wegen Ermordung der neugeborenen Knaben aufgehoben. — Der Hofstaat ist sehr zahlreich, zählt über 10000 Personen und zerfällt in den äußern und innern. Der letztere besteht aus dem Harem, an dessen Spitze der Kislar-Agassi und der Kapi-Agassi (s. Aga) stehen; der erstere enthält alle Hofchargen mit der großherrlichen Leibwache. Symbol des Reichs ist der wachsende halbe Mond; Orden verbietet der Koran zu tragen, doch stiftete schon Selim III. 1797 den Orden des halben Mondes für Europäer, aus 3 Classen bestehend, und Mahmud II. fügte am 19. Aug. 1831 den Orden des Ruhms in 4 Classen hinzu. — Die Staatsverwaltung theilt sich in 2 Zweige, die kirchliche und politische, an deren Spitzen 2 Großwürdenträger des Reichs stehen. Die kirchlichen Angelegenheiten, denen der Korân als oberste und einzige Richtschnur gilt, und welcher das ganze Religions- und Rechtswesen begreift, leitet der Mufti als oberster Theolog und Ausleger des Koräns, welcher vom Sultan ein- und abgesetzt wird. Unter ihm stehen die Ulema (Gelehrte), welche eine Corporation aller Religions- und Rechtsverständigen bilden und aus denen alle Kirchen- und Richterstellen besetzt werden. Classen derselben sind die Unter-Mufti's Kadilesker (Armeerichter), Molla (Richter erster Classe) und Kadi und Naib (niedere Richter) für den Civilstaat, die Imams, Scheichs, Chatibs, Muessims, Kaims und Derwische. Die Rechtspflege ist einfach und die Urtheile beruhen nach den Grundsätzen des Koräns auf dem willkührlichen Ausspruche des Kadi, von welchem keine Appellation stattfindet; doch haben die Nichttürken ihre eigenen Richter und die Europäer stehen unter dem Schutze der Consuln ihrer Nationen. An der Spitze der politischen Angelegenheiten steht der Großwesir, in dessen Abwesenheit der Kaimakan die Geschäfte leitet. Er ist oberster Befehlshaber im Kriege und Frieden und unter ihm stehen die sämmtlichen Minister. Diese, bestehend aus dem Umuri mülkie nasiri (bisher Kiaja Bei, Minister des Innern), Umuri charadschie nasiri (bisher Reisefendi, Minister des Auswärtigen), Defterdar (Finanzminister), Kapudan Pascha (Marineminister und Oberadmiral), Tschausch-Baschi (Polizeiminister), Mufti (Cultus- und Justizminister), bilden nebst den Aga's der Truppen und anderen dazu gezogenen hohen Reichsbeamten, vorzüglich den Staatssecretairen für die einzelnen Verwaltungszweige, den Diwan (Staatsrath), welcher alle Reichsangelegenheiten verhandelt. Die Verwaltung der einzelnen Landestheile ist den Pascha's (Beglerbegs, Sandschak) anvertraut, deren Rang durch die Roßschweife (s. d. Art.) bestimmt wird und welche von dem Sultan nach Willkühr ein- und abgesetzt werden, obwohl auch mehrere seit längerer Zeit sich unabhängig erhalten haben. Ein Pascha bildet seinen eigenen Hof und seine eigene Regierung, hat sein eigenes Ministerium, seinen Diwan und bezahlt an die Pforte nur den jährlichen Tribut, den er den Unterthanen erpreßt. Die Staatseinkünfte kommen aus den Grund-, Gewerbe- und Vermögensteuern,

Digitized by Google

den Monopolen, Zöllen, Regalien, Confiscation von Gütern u. dergl., Tributen zinsbarer Fürsten u. dergl. und dem Charadsch (s. d. Art.) und werden zu etwa 25 Mill. Thaler angegeben; doch ist das Einkommen viel größer, da die Pascha's sich meist durch Erpressungen aller Art bereichern und der Staatscasse nur etwas Bestimmtes zufließen lassen. Man unterschied früher den Staatsschatz (Miri) von dem Privatschatze des Sultans (Chasne), welcher nach dem Tode desselben im Serail aufbewahrt wurde, so daß man von ungeheuern im Serail befindlichen Reichthümern träumte; doch hat die neuere Zeit erkannt, daß letzterer gar nicht existirt. — Die Kriegsmacht des Staats wird zu 220000 Mann angegeben, worunter 120000 Mann Fußvolk und 50000 Reiter, das Übrige Artillerie und Garde. Die Soldaten werden jetzt, nach Aufhebung der Janitscharen, auf europäische Art exercirt; ihre Uniform ist blau mit roth und besteht aus weiten bis an die Kniee reichenden Hosen, einer Jacke mit rothem Kragen und einer rothen Mütze (Fes) mit blauer Quaste; die Officiere tragen Überröcke mit Schnüren und unterscheiden sich durch Sterne auf der Brust; die Stabsofficiere haben volle Epaulettes. Die Seemacht ist jetzt, nach der unglücklichen Schlacht bei Navarin, sehr gering und soll aus 10 Linienschiffen, 24 Fregatten und einigen Corvetten und Brigs bestehen. Die Flagge ist dunkelroth. — In politischer Hinsicht ist das ganze türkische Reich in Ejalate eingetheilt, deren kleinere Unterabtheilungen Liwas oder Sandschaks heißen, und von denen auf die europäische Türkei 4, auf die asiatische 18 (21) Ejalate kommen. Wir folgen hier der in Europa gewöhnlichen Eintheilung in Provinzen. I. Die europäische T. Diese enthält 9 Provinzen, wozu als 10. die Inseln kommen. 1) Romanien oder Rumili, das alte Thracien, zwischen Macedonien, dem Balkan, dem schwarzen Meere, den beiden Meerengen mit dem Marmormeere und dem ägäischen Meere, mit der Hauptstadt Constantinopel oder Stambul (s. d. Art.) und den Städten Adrianopel (s. d. Art.); Philippopel oder Felibe mit 30000 Einw. (zur Hälfte Griechen), Handel, wichtigen Manufacturen, Bädern und Karawansarais, Sitz eines griechischen Erzbischofs; Kirkilisse, 16000 Einw., worunter viele Juden; Selimnia am Balkan, am Passe Demir Kapi (Eisenthor), 20000 Einw. (Bulgaren) und viele Fabriken; Tatar-Basar, befestigt, mit 10000 Einw.; Eskisagra am Balkan, 18000 Einw., Teppichfabriken; Urundschowa mit bedeutender Messe; Wisa, Citadelle; Gallipoli auf dem Isthmus mit 80000 Einw., Saffianfabriken, große Magazine für die Flotte, Sitz eines griechischen Bischofs; in der Nähe die beiden europäischen Dardanellenschlösser. 2) Bulgarien, westlich von Serbien, östlich vom schwarzen Meere, nördlich von der Donau, südlich vom Balkan begrenzt, mit den Städten: Sophia, 50000 Einw., Sitz eines griechischen Metropolitan, Fabriken und Handel; Varna am schwarzen Meere, 1600 Einw., Festung; Schumla, 30000 Einw., starke Festung, wichtige Industrie und Handel; Widdin an der Donau, 20000 Einw., starke Festung; Nikopoli an der Donau, 10000 Einw., Festung; Sziſtowa an der Donau, 21000 Einw.; Ruschtschuk an der Donau, 30000 Einw., starke Festung, bedeutende Fabriken und Handel; Silistria, 22000 Einw., starke Festung, bedeutende Manufacturen und Handel; in der Nähe der Flecken Kutschuk Kainardschi (Friede 1774); Hirschowa an der Donau, bedeutende Festung in der Dobrudscha, dem nördlichsten Theile Bulgariens. 3) Serbien (s. d. Art.). 4) Wallachei (s. d. Art.). 5) Moldau (s. d. Art.). 6) Bosnien mit der Herzegowina, türkisch Kroatien, türkisch Dalmatien und Montenegro, der nordwestlichste Theil des Reichs, mit den Städten a) in Bosnien: Bosna Serai, 70000 Einw., bedeutender Handel, wichtige Fabriken; Trawnik, 8000 Einw.; Wisegrad; Zwornik, 14000 Einw., starke Festung; Banjaluka, 15000 Einw., lebhafter Handel; b) in der Herzegowina: Mostar, 9000 Einw., lebhafter Handel und Gewerbe; Trebin, 10000 Einw., Festung, Sitz eines katholischen Bi-

Digitized by Google

schofs; c) in türkisch Kroatien: Bihatsch, 3000 Einw., Festung; Dubitza, 6000 Einw., Festung; türkisch Gradiska, 1000 Einw., Festung. 7) Macedonien oder Felibe Vilajeti, zwischen Thessalien, Albanien, Serbien, Bulgarien, Romanien und dem Meere, mit den Städten: Salonichi oder Thessalonich (s. d. Art.), dem Athos (s. d. Art.); Kostendil, 8000 Einw., griechischer Erzbischof; Jenidsche Wardar; Wodina, 12600 Einw.; Seres, 30000 Einw., griechischer Erzbischof, starke Baumwollenweberei und Handel. 8) Thessalien oder Janiah, zwischen Macedonien, dem ägäischen Meere, Griechenland und Albanien, mit den Städten: Jenischeher oder Larissa, 2000 Einw., bedeutende Webereien und Gerbereien, griechischer Erzbischof; Trikala, 10000 Einw., Baumwollenbau; Ambelakia, 4000 Einw., große Färbereien. 9) Albanien (s. d. Art.). 10) Die Inseln im ägäischen Meere. Von diesen gehört eigentlich nur Kandia (s. d. Art.) hierher, da die übrigen europäischen Inseln zum neuen griechischen Staate geschlagen sind; die Inseln an der asiatischen Küste: Rhodus, die Sporaden, Samos, Skio (Chios), Metalino (Lesbos), Stalimene (Lemnos), Imbro, Samothrace, Thasus s. unter eigenen Artikeln. II. Die asiatische T. s. unter den einzelnen Provinzen: Natolien, Armenien, Kurdistan, Mesopotamien, Syrien und Cypern. — Kurze Übersicht der türkischen Geschichte. Das osmanische Reich ist aus einem kleinen Anfange zu solcher Größe emporgewachsen, von welcher es schon seit geraumer Zeit wieder herabsinkt. Es hat seine Gründung Osmân I. (s. d. Art.) zu danken, unter dem sich zu einem Haufen Seldschuken (s. d. Art.) von Ikonium bald eine Menge anderen Gesindels sammelte, mit welchem er einen großen Theil des vordern Kleinasiens eroberte und zu Brussa seine Residenz aufschlug und welche sich von ihm Osmanen (bei den Europäern oft fälschlich Ottomanen) nannten. Sein Sohn Orchan (s. d. Art.) machte durch Errichtung der Janitscharen und Sipahi (s. d. Artt.) seine Macht immer furchtbarer, eroberte ganz Kleinasien und nahm den Griechen viele Städte in Europa, besonders Gallipoli und Adrianopel weg. Sein Sohn Murad I. (s. d. Art.) erweiterte die Grenzen des Reichs nach Osten durch Unterwerfung mehrerer Fürsten, während die Janitscharen Albanien in Europa eroberten und nachdem er in der siegreichen Schlacht bei Kaschau (1389) gegen die Serbier geblieben war, unterwarf sein Sohn und Nachfolger, Bajasid I. (s. d. Art.), mehrere Theile von Armenien, zwang dem griechischen Kaiser selbst eine Vorstadt von Constantinopel ab und schlug das große christliche Heer, das gegen ihn anrückte, bei Nikopolis an der Donau (1396). Zwar unterlag er bald darauf den Mogolen unter Timur (s. d. Art.) und sein Reich ward zersplittert; aber sein Sohn Muhammed I. (s. d. Art.) brachte, nachdem er seine übrigen Brüder, Musa und Solimân I., besiegt hatte, seine Macht durch Unterwerfung Bulgariens, der Wallachei und der Moldau höher, als sie vorher gewesen war und machte Adrianopel zur Residenz. Dessen Sohn Murad II. (s. d. Art.) zwang den griechischen Kaiser zu einem jährlichen Tribute, nahm Salonichi und schlug bei Varna (1448) und Kaschau (1448) die gegen ihn gesandten christlichen Heere gänzlich, hatte aber während seiner ganzen Regierung zu sehr mit Unruhen im Innern, gegen Karaman Oglu in Kleinasien und gegen Skanderbeg (s. d. Art.) in Albanien zu kämpfen, um bei seiner Energie seine Herrschaft noch weiter auszubreiten. Dieß gelang jedoch seinem Sohne Muhammed II. (s. d. Art.), welcher durch die Eroberung Constantinopels (1453) dem griechischen Reiche ein Ende machte, das kleine Reich in Trapezunt vernichtete, ganz Griechenland, Albanien, die Inseln des ägäischen Meeres und selbst die ionischen Inseln unterwarf, den Chan der Krim zinsbar machte und gegen die Perser siegreich kämpfte, aber von Rhodus unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Sein Sohn Bajasid II. war glücklich im Kriege gegen die Venetianer und nahm ihnen mehrere Plätze in Griechenland weg, mußte aber vor der Tapferkeit und dem Kriegs-

Digitized by Google

glücke des Admirals Gonsalvo von Cordova sich zum Frieden bequemen (1503). Sein Sohn Selim I. dagegen unterwarf ganz Armenien, Syrien und Ägypten, nahm die Würde des Chalifats an und erhielt die Fahne Muhammed's, wodurch er als Herr der ganzen muhammedanischen Welt Anerkennung erlangte. Sein trefflicher Sohn Solimân II. (s. d. Art.) eroberte darauf Belgrad und Rhodus und nach der mörderischen Schlacht bei Mohacz (1526) ganz Ungarn und belagerte selbst, obwohl vergeblich, Wien, während sein Admiral Barbarossa (s. d. Art.) Tunis und Jemen in Arabien, so wie mehrere Inseln des mittelländischen Meeres von den Venetianern eroberte; aber sein Versuch, auch Malta zu unterwerfen, scheiterte an der Tapferkeit der Johanniter und Zrini's Vertheidigung Szigeths brachte ihm großen Verlust. Mit ihm stand die Macht des türkischen Reichs auf ihrem höchsten Gipfel und fing unter seinem schwachen Sohne Selim II. (s. d. Art.) schon wieder an zu sinken, obwohl dessen Heere den Venetianern Cypern und den Spaniern Tunis wieder entrissen und das empörte Arabien von Neuem unterwarfen. Dafür war sein unfähiger Sohn Murad III. unglücklich bei seiner Einmischung in die polnischen Händel, verlor Armenien und Georgien an die Perser und richtete trotz der Siege der Türken über die Ungarn doch wenig gegen dieselben aus. Noch mehr sank der Glanz der türkischen Waffen unter Muhammed III. (s. d. Art.), unter welchem mehrere Theile Ungarns wieder verloren gingen. Auch sein Sohn und Nachfolger Ahmed I. (s. d. Art.) vermochte nichts auszurichten und schloß daher mit allen seinen Nachbarn Frieden. Ganz unbedeutend war die Regierung seines Sohnes Osmân II. (s. d. Art.), welcher statt seines unfähigen Vaters Mustafa I., des Bruders Ahmed's I., auf den Thron gesetzt ward und dessen Heere von den Polen geschlagen wurden, und nur dessen kräftiger Bruder, Murad IV. (s. d. Art.), welcher Kaffa, Bagdad und Eriwan wegnahm und die Drusen auf dem Libanon unterwarf, brachte wieder einige Krafterhebung; es war aber keineswegs das Verdienst seines schwachen Bruders und Nachfolgers, Ibrahim (s. d. Art.), daß Asow von den Türken erobert und der Anfang zur Eroberung von Kandia gemacht wurde. Dagegen entwickelte dessen Sohn und Nachfolger, Muhammed IV. (s. d. Art.), mit Hülfe der Kiuperli's (s. d. Art.) wieder eine bedeutende Kraft; unter ihm ward Kandia erobert und die türkischen Heere belagerten Wien, doch waren seine Waffen nach dem Entsatze Wiens durch Sobieski sehr unglücklich und fast ganz Ungarn ward ihm wieder entrissen und nur Mustafa Kiuperli rettete unter seinem schwachen Bruder und Nachfolger, Solimân III. (s. d. Art.), das sinkende Reich, welches unter seinem Bruder Ahmed II. (s. d. Art.) nur schwache Kraft zeigte und unter dessen Bruder, Mustafa II., wegen des Mangels an Hülfsquellen im Frieden zu Carlowitz bedeutenden Verlust erleiden mußte. Noch einmal richtete jedoch der kräftige Ahmed III. (s. d. Art.) daselbe empor, indem er den Venetianern eine Menge Besitzungen abnahm, mit Östreich und Rußland, trotz der Siege des Prinzen Eugen, den nicht ganz ungünstigen Frieden zu Passarowitz (1718) schloß und die Kurden und Abchasen unterwarf und mehrere Landstriche Persiens eroberte, die jedoch Nadir Schah (s. d. Art.) bald wieder nahm. Mit diesem hatte Ahmed's Neffe und Nachfolger, Mahmud I. (s. d. Art.), einen langwierigen Krieg zu führen, der endlich zu Gunsten des Erstern endete; auch die russische Macht ward jetzt den Türken gefährlich und Asow, Oczakow und Kimburn wurden von den Russen genommen, während der Sultan ein Spielball der Seraillintriguen und der rohen Janitscharen war. Immer mehr sank nun der Glanz des Reiches unter dem geistesschwachen Osmân III. (s. d. Art.) und sein Sohn und Nachfolger, Mustafa III. (s. d. Art.), mußte daher die Krim, Moldau und Wallachei an Rußland verloren gehen sehen. Der zunehmenden Schwäche des Reiches suchte nun zwar der ausgezeichnete Selim III. (s. d. Art.) durch die trefflichsten Maßregeln zu steuern; während er aber

Digitized by Google

den glücklichen Waffen der Russen und Östreicher nicht widerstehen konnte und daher gern die nicht ganz vortheilhaften Frieden zu Sziſtowa (1791) und Jaſſy (1792) einging, ſcheiterten ſeine Reformmaßregeln an dem Trotze und der Rohheit der Nation und beunruhigten ihn die Empörungen von Paßwan Oglu und Czerny (ſ. d. Artt.) und er fiel als Opfer des Fanatismus. Doch regierte ſein Nachfolger Muſtafa IV. nur kurze Zeit und der Sohn ſeines Oheims, Abdul Hamid, Mahmud II. (ſ. d. Art.), der jetzige Sultan, beſtieg den Thron, welcher ſich durch die Wirren der Zeit mit einer bewundernswürdigen Energie zu einem der ausgezeichnetſten Regenten der Türken emporgeſchwungen hat, während die Ohnmacht des türkiſchen Reichs den europäiſchen Großmächten immer deutlicher geworden iſt und dieſes ſein Fortbeſtehen vielleicht nur der gegenſeitigen Eiferſucht derſelben verdankt. Kaum hat die T. je in einem ſo kurzen Zeitraume ſo bedeutende Verluſte erlitten; denn in den unglücklichen Kriegen mit Rußland hat ſie in der neuern Zeit nicht nur bedeutende Landſtrecken in Kleinaſien an Rußland verloren, ſondern hat auch das neue Griechenland als ein unabhängiges Königreich anerkennen müſſen; der Paſcha von Ägypten, Muhammed Ali (ſ. d. Art.), hat außerdem für Ägypten, Syrien und Cilicien ſich beinahe unabhängig gemacht und bezahlt nur zuweilen einen Theil des Tributs; die Moldau und Wallachei ſtehen unter ruſſiſchem Einfluſſe nur als Vaſallenſtaaten im lockern Verbande mit ihr; eben ſo iſt Serbien ein erbliches zinsbares Fürſtenthum geworden, die Inſel Kandia gehört dem Paſcha von Ägypten, und Algier, obwohl es auch vorher unabhängig von der Pforte daſtand, iſt franzöſiſches Beſitzthum geworden; nur die Erwerbung von Tripolis (1835) iſt ein ſchwacher Zuwachs. Der Sultan erkennt aber die Schwäche ſeines Reichs und ſucht ihr durch kräftige Maßregeln im Innern abzuhelfen, indem er ſeine Augen auf die Cultur des Weſtens wirft. So erſtrebt er eine vollſtändige Reform ſeines Reiches und der ganzen Nation durch Einführung europäiſcher Sitten und Abſchaffung alter Gebräuche der Rohheit und ſucht ſie trotz der vielfachen Empörungen und Äußerungen des Mißvergnügens mit aller Kraft durchzuſetzen. Er hat eine beſſere Staatsverwaltung eingeführt, indem er den militairiſchen Paſchas Civilgouverneure an die Seite geſetzt hat; er hat die Güterconfiſcation aufgehoben, die Rechte der Raja's (ſ. d. Art.) geordnet, viele Unterrichts- und Wohlfahrtsanſtalten gegründet, europäiſche Sitten bei Hofe eingeführt und ſelbſt ſeinen Frauen allwöchentlich einen Tag zum öffentlichen Vergnügen geſtattet, das Militair auf europäiſchen Fuß eingerichtet und europäiſcher Cultur überhaupt auf alle nur mögliche Weiſe Eingang zu verſchaffen geſucht, indem er ſtets zu ſeinen Hofleuten ſagen ſoll: „Wenn ihr Menſchen ſein wollt, ſo ahmt den Franken nach.“ Welche Rolle die T. fortan ſpielen wird, wird die Folgezeit lehren. — Als vorzügliche Schriften über das Geſagte erwähnen wir: v. Hammer's „Geſchichte des osmaniſchen Reichs“ (Peſth 1827—1834. 10 Bde. 2. Aufl. 1834 ff.); daſſelbe im Auszuge (4 Bde.); Muradgea d'Ohſſon, „Tableau général de l'empire ottoman“ (Paris 1787—1824. 7 Voll.). 37.

Türken, das herrſchende Volk in der Türkei, ſind ein Zweig des großen tatariſchen Völkerſtammes (ſ. Tataren) und erſcheinen zuerſt ſeit dem VI. Jahrh. nach Chr. Geb. in der Geſchichte, wo ſie in 2 Zweigen, den Oghuſen oder Weſttürken und den Uiguren (ſ. d. Art.) oder Oſttürken, auftreten. Erſtere theilen ſich wieder in mehrere Zweige, von denen die Seldſchuken (ſ. d. Art.) als Söldner der arabiſchen Chalifen ſich bald ſehr mächtig machten, und aus dieſen gingen unter Osmân nach der mogoliſchen Weltſtürmung die jetzigen Türken hervor, welche ſich daher vorzugsweiſe Osmanli nennen (ſ. Türkei). Dieſe ſind im Allgemeinen ein wohlgebautes, kräftiges und ſchönes Volk, eine Folge ihrer Abſtammung von ſchönen Kaukaſierinnen, und von Natur mit vielen Fähigkeiten ausgerüſtet. Ihr Hauptcharakter iſt Abgemeſſenheit, Ernſt und Würde; ſie ſind mäßig im Genuſſe

Digitized by Google

von Speisen und Getränken (nur Tabak, Opium und Caffee lieben sie leidenschaftlich), streng in Ausübung der Religionspflichten und im Allgemeinen träge und schweigsam, dabei aber redlich in Geschäften, treu in Erfüllung ihrer Versprechen, großmüthig und von strengen Sitten. Doch hat sich trotz ihrer vielfachen Berührung mit den Europäern die Rohheit ihres Wesens und das Orientalische ihrer Sitten nicht geändert. In allen wohnt durchgehends ein großer Sklavensinn, eine Folge der despotischen Regierungsform, und Falschheit, Verstellungskunst, Habsucht, Ränke aller Art und Despotismus gegen Untergebene sind daher die gewöhnlichen Züge ihres Charakters. Alle übrigen Nationen verachtet der Türke und belegt besonders die Europäer mit dem Beinamen „Hunde." Außerdem aber ist er sehr abergläubisch, glaubt an ein unabänderliches Schicksal und hat zu eigentlich wissenschaftlicher Ausbildung wenig Neigung; seine größte Liebhaberei besteht in schönen Waffen, Pferden und kostbarem Geschirre. Die Häuser der T. zerfallen in 2 Abtheilungen, den Selamik oder die Wohnung des Mannes nach der Straße heraus, und den Harem oder die Wohnung der Frauen; sie sind meist schlecht gebaut und die Zimmer darin mit Polstern rings um die Wand umgeben, da Meubles völlig unbekannt sind. Eine große Vorliebe hat der Türke beiderlei Geschlechts für das Bad, welches täglich genommen wird und wobei oft großer Luxus herrscht. Übrigens hat jeder Türke, dem es nur einigermaßen möglich ist, seine Sklaven, welche sein Hauswesen und seine Geschäfte besorgen, während er selbst stets in träger Ruhe bleibt. 37.

Türkheim (Johannes von), ein ausgezeichneter Staatsmann und publicistischer Schriftsteller Frankreichs, stammt aus einer angesehenen protestantischen Familie in Straßburg, wo er im Jahre 1746 geboren wurde, widmete sich besonders dem Studium der Staatswissenschaften, bildete sich dann durch mehrere Reisen weiter aus und bekleidete hierauf einige einflußreiche Ämter in seiner Vaterstadt. Von dieser wurde er im Jahre 1789 zum Mitgliede der constituirenden Nationalversammlung gewählt, zeichnete sich darin durch Rechtlichkeit und Eifer für das Wohl des Staates aus und machte eine sehr gehaltvolle Schrift unter dem Titel: „Darstellung der politischen Verhältnisse des Elsaßes überhaupt und der Stadt Straßburg insbesondere" bekannt. Zur Zeit der Schreckensherrschaft verließ er Frankreich und begab sich auf sein Gut Altdorf bei Ettenheim, wo er einige Jahre lebte und durch dessen Besitz er in die ortenaulsche Ritterschaft eingetreten war. Hierauf wohnte er als Abgeordneter mehrerer sächsischen Fürstenhäuser der fränkischen Kreisversammlung zu Nürnberg bei, nahm alsdann hessen-darmstädtische Dienste und wurde zum bevollmächtigten Minister beim Reichstage zu Regensburg und bei der Reichsdeputation ernannt. Nach der Auflösung der deutschen Reichsverfassung übernahm er mehrere diplomatische Sendungen von Wichtigkeit und ging alsdann im Auftrage seiner Regierung nach Wien, wo er sich längere Zeit aufhielt. Im Namen der Fürsten Süddeutschlands unternahm er hierauf mit dem Freiherrn Schmitz von Grollenburg eine diplomatische Reise nach Rom, um daselbst mit dem päpstlichen Hofe das Concordat zu unterhandeln. Von hier zurückgekehrt, begab er sich auf sein Gut Altdorf in Baden und starb dort am 28. Jan. 1824 im 78. Jahre seines Lebens. Man hält ihn für den Verfasser der „Histoire généologique de la maison de Hesse." 81.

Türkheim (Bernhard Friedrich, Baron von), Mitglied der französischen Deputirtenkammer, Banquier zu Straßburg, Präsident des dortigen Handelsgerichts, Beisitzer des lutherischen Consistorium und der Commission für den protestantischen Cultus im Ministerium des Innern, wurde zu Straßburg von angesehenen Eltern geboren, bekleidete während der Revolution mehrere Municipalämter, machte sich aber durch seine gemäßigte Denkart zur Zeit des Schreckenssystems bei den Gewalthabern verdächtig, flüchtete deßhalb nach Deutschland, nahm nach der Rückkehr in

Digitized by Google

sein Vaterland, statt in den Erhaltungssenat zu treten, zu dessen Mitglied ihn der Kaiser ernannt hatte, mit Bewilligung desselben die Stelle eines Finanzministers bei dem Großherzog von Baden an, legte dieselbe jedoch schon einige Monate später wieder nieder und kehrte alsdann, zum Baron erhoben und mit dem badenschen Orden der Treue beehrt, nach Frankreich zurück. Im J. 1815 wurde er vom Departement des Niederrheins zum Mitgliede der sogenannten Chambre introuvable erwählt, worin er mit der Minorität stimmte, trat 1819, von Neuem gewählt, auf die linke Seite und erklärte sich gegen die Ausnahmegesetze, stimmte aber für die neue Wahlform. Er starb den 11. Juli 1831. Sowohl als Mensch, wie auch in seinen Geschäften als Banquier hat er sich durch Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit und seine liberale Gesinnung die allgemeine Hochachtung erworben. 81.

Türkis, Kalaït, lat. turcosa; franz. turquoise; engl. calaïte, wird derb, eingesprengt, in ersterm Falle tropfsteinartig und nierenförmig gefunden. Sein Bruch ist flachmuschelig; er ist undurchsichtig, wenig glänzend; himmel-, smalteblau, apfel-, seladongrün, selten ins Gelbe stechend; sein Strich ist blaßbläulich oder grünlich; er ist so hart, wie Apatit; sein specifisches Gewicht = 2,86 bis 3,00. Durch Feuer verliert der T. seine Farbe. Die schöne himmelblaue Farbe dieses Minerals macht dasselbe zu einem beliebten Edelsteine, der in größeren reinen Stücken immer noch ansehnliche Preise besitzt. Man unterscheidet im Handel persischen T. vom alten und vom neuen Felsen zur Bezeichnung des T. von zwei verschiedenen Ursprungsorten. Er ist mit einem Pseudotürkis, Zahntürkis, nicht zu verwechseln, dessen Substanz blaugefärbte Zahntheile von Mastodonten sein und welche sich gegen jene des ächten T. durch den innern knochenartigen Bau verrathen soll. Der ächte T. kommt im Kieselschiefer auf Gangspalten vor zu Nischabur in Chorassan und minder schöne Abänderungen zu Frankenstein in Schlesien und zu Ölsnitz in Sachsen. 76.

Türkische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnet man nach Piastern (Grusch) zu 40 Paras à 3 Asper und nach Piastern zu 100 Aspern. 1 Beutel (Keser) = 500 Piaster; 1 Juk = 2 Beutel = 1000 Piaster. 1 Beutel Gold (Chise) = 15000 türkische Zechinen = 30000 Piaster. 1 Beutel Silber = 500 Piaster. Die türkischen Münzen sind nach keinem festen Münzfuße ausgeprägt. Alte Silbermünzen: 1 Juspara, Juslik = 2½ Piaster; 1 Ikigrusch, 3 Ikelik = 2 Piaster; 1 Halmischlik, Altmischlik = 1½ Piaster; 1 Grusch, Biergrusch, Tarolo = 1 Piaster; 1 Jselotte, Solota, Zolota = 30 Paras; 1 Jarimlik, Jghirmischlik = 20 Paras; 1 Ombeschlik = 15 Paras; 1 Onlik, Olik, Ompara, Rubb = 10 Paras; 1 Beslik, Beschlik = 5 Paras; 1 Aktsche = 1 Asper. Alte Goldmünzen: 1 Fonduk, Fondukli = 5 Piaster; 1 Mahbub, Cerimabub = 3 Piaster; 1 Mahmuds = 25 Piaster; 1 Rubbeh = 1½ Piaster. Neue Goldmünzen: Zechinen, Adelié, Adlié, Onlik zu 12; halbe Zechinen, Altely, zu 6 und Viertelzechinen, Rubbeh, zu 3 Piastern. Neue Silbermünzen: 10, 5 (Beschliks) und 1 Piasterstücke; Paras, deren 100 5 Drachmen wiegen. II. Längenmaß: 1 Pik Arschim, Stambuli (Fuß) = 314 pariser Linien; 1 Pik Endasé (Elle) = 280 pariser Linien; 1 größere Pik = 304 pariser Linien. III. Getreidemaß: 1 Kilot = 1770 pariser Cubikzoll. IV. Flüssigkeitsmaß: 1 Alma, Almud = 264 pariser Cubikzoll. V. Gewicht. a) Gold-, Silber- und Edelsteingewicht: 1 Tscheky = 100 Dirhem = 1600 Karat = 6400 Grän = 6673 holl. Aß; b) Handelsgewicht: 1 Okka = 400 Drachmen = 4 Tschekys = 26693 holl. Aß; 1 Cantar, Centner = 44 Okka = 100 Rotoli; Miscal = 1¼ Drachmen. 33.

Türkische Musik, s. Janitscharenmusik.

Türkische Sprache und Literatur. Die türkische Sprache gehört zu dem großen tatarischen Sprachstamme, welcher sich über das ganze vordere Hochasien

und einen Theil vom öſtlichen Europa verbreitet hat und von allen Völkern tatariſchen Stammes in verſchiedenen Dialekten geſprochen wird (vgl. Schott, „Verſuch über die tatariſchen Sprachen", Berlin 1836); ſie iſt aber als Sprache der osmaniſchen Türken nicht mehr in ihrer Reinheit vorhanden, ſondern, da ſie urſprünglich eine ſehr arme Sprache war und wegen der Annahme des Islam von Seiten des Volks, ſo ſehr mit arabiſchen Wörtern und, wegen der frühern politiſchen und ſpätern geiſtigen Berührung mit den Perſern, mit perſiſchen Wörtern verſetzt worden, daß ſie jetzt als ein vollkommenes Gemiſch von 3 verſchiedenen Sprachen angeſehen werden kann. Es hat ſich ebenfalls auch bei ihr die merkwürdige Erfahrung beſtätigt, welche ſich auch bei den romaniſchen Sprachen im Abendlande wiederfindet, daß ein Volk zwar lexikaliſch die Sprache eines andern ſich aneignen kann, aber doch immer die Grammatik ſeiner Mutterſprache einen großen Einfluß darauf ausüben läßt oder dieſe ſogar beibehält; denn die Grammatik der türkiſchen Sprache iſt ganz die tatariſche geblieben. Dieſe iſt ſehr einfach. Die Subſtantive haben weder Artikel noch Genusunterſchied; die Declination zählt 5 Caſus, deren Flexion auch an der Endſylbe des Plurals, ler, ſtattfindet; die Adjectiva haben gar keine Flexion und werden dem Subſtantive unverändert nachgeſetzt; Comparativ und Superlativ werden umſchrieben; die Pronomina ſind geſchlechtslos und werden wie die Subſtantive declinirt; die Poſſeſſive ſind Suffixe wie in den ſemitiſchen Sprachen, doch muß ihnen jederzeit der Genitiv des Perſonalpronomen pleonaſtiſch vorausgehen. Der ſchwierigſte Redetheil iſt das Verbum, ſowohl wegen der Menge der Modi und Tempora, als auch der Genera; die Conjugation bildet ſich durch die Flexion des der Wurzel (dem Imperativ) angehängten Hülfszeitwortes ſein, welche übrigens ſo loſe ſich anfügt, daß bei den verſchiedenen Arten der Verba die charakteriſtiſche Bildungsſylbe ſtets zwiſchen die Wurzel und die Flexionsendung eingeſchoben wird; merkwürdig iſt die Formation des Infinitivs durch die angehängte Sylbe mak, welche in den übrigen Formen wieder wegfällt. Die Verhältnißwörter ſind Poſtpoſitionen, ſo wie auch Ableitungen von Subſtantiven durch Anhängſylben bezeichnet werden; außerdem herrſcht ein großer Reichthum an zuſammengeſetzten Wörtern. Ganz eigenthümlich iſt die Syntax, welche dadurch, daß das regierte Wort ſtets von dem regierenden und das Verbum meiſt am Ende des Satzes ſteht, oft eine der orientaliſchen Wortſtellung geradezu entgegengeſetzte iſt und weßhalb meiſt ein Satz nie eher verſtanden werden kann, als bis er ganz vollendet iſt, zumal da Participial- und Gerundialconſtructionen häufig ſind. — Die vorzüglichſten Hülfsmittel zur Erlernung der türkiſchen Sprache ſind die Lexika von Meninski (ſ. d. Art.), Clodius (Leipz. 1730. 2 Bde. 8.) und mehrere kleinere türkiſch-italieniſche und türkiſch-franzöſiſche und die Grammatiken von Meninski (Wien 1680. Fol.), Holdermann (Conſtantinopel 1730. 4.), Jaubert (Paris 1823) und Davids (London 1832. 4.). — Was die türkiſche Literatur betrifft, ſo iſt ſie dem Abendlande noch ſehr unbekannt und Alles, was wir davon wiſſen, verdanken wir faſt einzig den Studien des Freiherrn von Hammer-Purgſtall. So reich dieſelbe aber auch in allen Fächern iſt, ſo könnte ſie doch höchſtens im Fache der Geſchichte und deren Hülfswiſſenſchaften für den Europäer von großem Intereſſe ſein, da in allen übrigen Wiſſenſchaften die Türken nicht weiter gekommen ſind, als ihre Lehrmeiſter, die Araber, und ſelbſt ihre Poeſie zum allergrößten Theile Nachahmung der perſiſchen und arabiſchen iſt. Wir können daher billig eine Aufzählung und Claſſificirung ihrer Leiſtungen hier übergehen, indem wir denjenigen, welcher weiter ſich darüber belehren will, auf v. Hammer's „Darſtellung der türkiſchen Literatur" in Eichhorn's „Geſchichte der morgenländiſchen Literatur" (3. Bd. S. 1103 ff.), wozu er in der Zeitſchrift: „Das Ausland" (Januarheft 1836) einen Nachtrag der ſeit 1800 erſchienenen Werke geliefert hat, und auf deſſelben „Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt, mit Proben aus 2200

Dichtern" (Pesth 1836 ff.) verweisen. — Die alte türkische Schrift, deren sich die Osttürken (Uiguren) noch bedienen, ist die von den Mogolen angenommene und daher mogolische genannte; die Schrift der Osmanen aber die arabische mit einigen neuen Zeichen zur Darstellung eigenthümlicher Laute, übrigens aber in Form und verschiedenen Arten dieser ganz gleich. 9.

Tuffstein, s. Kalk.

Tugend, lat. virtus; franz. vertu; engl. virtue, ist das beharrliche Streben des Willens nach der höchsten Vollendung unseres ganzen sittlichen Zustandes oder das beharrliche Aufstreben zu Gott, dem Heiligen und Seligen, als dem höchsten Vorbilde unseres Denkens und Wollens. Plato nannte sie die möglichste Annäherung an Gott; Zeno: die stete Consequenz des Handelns; Aristoteles: den Mittelweg zwischen zwei Lastern; Kant: die moralische Stärke des Willens in der Befolgung der Pflicht. Einzelne durch jenes Bestreben erzeugte Handlungen heißen Tugenden. Alle T. aber soll Frömmigkeit sein, d. h. aus Liebe zu Gott und aus der Empfindung des absoluten Werthes des Wahren und Guten hervorgehen. Ohne Religion gibt es daher keine wahre T. Denn die wahre T. setzt stets den reinen Gedanken an Gott mit allen Handlungen in Verbindung und befolgt daher nur Maximen des Lichts und der Klarheit. Sie hält aber auch beharrlich an diesen Grundsätzen fest und zwar nicht nur in einem oder dem andern Falle, sondern in allen freien Handlungen, und sieht immer zuerst auf das Gut der Seele und dann erst auf körperliches Wohlsein. Wie die T. wirklich hervorgebracht und im beständigen Wachsthume erhalten werden müsse, dieß ist der Gegenstand desjenigen Theils der Moral, welchen man gewöhnlich Ascetik nennt. Sie hat es vorzüglich mit den sogenannten Tugendmitteln zu thun, unter welchem Namen man Alles begreift, was die moralische Aufklärung befördern und sittliche Gefühle zu erwecken, zu stärken und zu veredeln vermag. Vergl. Caj. von Weiller, „Tugend, die höchste Kunst" (München 1816). 63.

Tugendbund nennt man denjenigen patriotischen Verein, welcher nach dem Frieden zu Tilsit (1807) von zwanzig edlen Männern zur Erstarkung des sittlich-wissenschaftlichen Geistes im preußischen Volke zu Königsberg gestiftet wurde und sich bald über alle Theile der damals beschränkten Monarchie, für die er ausschließlich bestimmt war, verbreitete. Die Veranlassung zur Gründung desselben gab das nach dem erwähnten Frieden über Preußen hereinbrechende Unglück und die harten Urtheile, welche damals in Europa über den preußischen Staat und sein Volk gefällt wurden, und seine Hauptpunkte waren folgende: 1) Die durch das allgemeine Unglück aufgeregten Gemüther zu beruhigen und zur Ausdauer zu ermahnen; 2) die Liebe für den König und sein Haus zu erhalten und sie zum Vaterlande zu erwecken und zu vermehren; 3) das Unglück des Staates im Einzelnen kennen zu lernen, Vorschläge zu dessen Minderung und Abhülfe zu thun und kräftig zu deren Ausführung mitzuwirken; 4) eine zweckmäßige Einrichtung des Militairs herbeizuführen; 5) für die Verbesserung der Erziehung zu sorgen, einen guten Sinn im Volke zu erhalten und es zu ermuntern im Hinweisen auf eine bessere Zeit; 6) die Noth Einzelner zu mildern; 7) die Polizei zu unterstützen; 8) die Literatur zu beleben und die Lügen der Libellenschreiber, die das Volk unzufrieden machten, aufzudecken. Ein geheimer Zweck des Bundes bestand noch darin, die Gewaltherrschaft Frankreichs über Preußen zu brechen oder doch wenigstens die Zerstörung derselben möglichst schnell und kräftig vorzubereiten. Obgleich die Mitglieder des Vereins für jeden, der nicht an dem Bunde Theil nahm, unbekannt waren, so ist derselbe doch keineswegs als eine geheime Verbindung zu betrachten, da seine Statuten vom Könige von Preußen genehmigt und eigenhändig unterschrieben waren und die Regierung sich von Zeit zu Zeit über seine Wirksamkeit Bericht abstatten und Verzeichnisse seiner Mitglieder einreichen ließ. Blos königlich

Digitized by Google

preußiſche Unterthanen konnten Theilnehmer des Bundes werden und hörten auf es zu ſein, ſobald ſie einen Wohnort außerhalb dieſes Staates bezogen. Übrigens wurde jeder gebildete und geſittete Mann, ohne Unterſchied des Standes und der Religion, aufgenommen, ſo daß ſelbſt Juden nicht unbedingt ausgeſchloſſen waren; unfähig zum Beitritt aber waren Frauen, unerwachſene Perſonen und ſolche, welche ſich durch irgend ein Vergehen der öffentlichen Achtung unwürdig gemacht hatten. Der Austritt hingegen ſtand Jedermann frei, ſobald ihn irgend ein Grund, den er der Geſellſchaft anzeigte, dazu bewog; dem Bunde war es aber auch verſtattet, untaugliche Mitglieder wieder auszuſchließen. — An der Spitze deſſelben ſtand ein hoher Rath von fünf Mitgliedern, welche aus den zuerſt in den Bund getretenen 20 Mitgliedern gewählt wurden und zu Königsberg ihren Sitz hatten. In dieſem Rathe hatte noch ein Obercenſor Sitz und Stimme, durfte darin aber nie den Vorſitz führen, um von der ihm anvertrauten Gewalt, welche in der Aufſicht über die Aufrechthaltung der Geſetze und im Schlichten der zwiſchen Mitgliedern ausgebrochenen Streitigkeiten beſtand, keinen Mißbrauch machen zu können. Alle Glieder des hohen Rathes wurden jedes halbe Jahr von Neuem gewählt, die früher ausgetretenen waren jedoch wieder wahlfähig, wenn man mit ihnen zufrieden war und ſie die Stelle wieder annahmen. Ein Secretair führte in den Sitzungen das Protocoll und fertigte die gefaßten Beſchlüſſe aus, zu denen er indeß ſeine Stimme nicht geben durfte. Ein Honorar für die gehabten Bemühungen wurde nicht verabreicht. Unter dem hohen Rathe ſtanden die Provinzialräthe, welche dieſelbe Einrichtung wie jener beſaßen und die Leitung ſo wie die Beaufſichtigung der in den Provinzen beſtehendem Vereine oder Kammern hatten. Die Cenſoren wachten im Allgemeinen über die Aufrechthaltung des Grundgeſetzes, beſorgten die Wahlen der Vorſteher, ſprachen ihr Urtheil aus über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit aufzunehmender oder auszuſchließender Mitglieder und vertraten das Intereſſe der Regierung bei dem Vereine, damit dieſer die Grenzen ſeiner Wirkſamkeit nicht überſchreite. Alle Mitglieder einer Kammer hatten ihren Wirkungskreis in fünf Abtheilungen geſondert, nämlich 1) für Erziehung und Volksbildung; 2) für die Staats- und häusliche Oekonomie; 3) für die Polizei; 4) für die Literatur und 5) für das Militair. Jede dieſer Abtheilungen hatte wöchentlich einen Arbeitstag und jedes Mitglied mußte ſich bei ſeiner Aufnahme für eine oder mehrere Abtheilungen beſtimmen, für welche es wirken wollte. Eine Rangordnung oder eine Verſchiedenheit nach Graden fand in der Geſellſchaft nicht ſtatt. Der Bund verbreitete ſich kurz nach ſeiner Entſtehung ſo ſchnell über Preußen, daß bald in faſt jeder Stadt des Landes ein Verein beſtand. Eine der erſten äußerſt wohlthätigen Wirkungen des Bundes war die von ihm bewirkte Ausſöhnung oder wenigſtens Annäherung des Bürger- und Soldatenſtandes, welche ſich damals gänzlich entfremdet und ſelbſt feindſelig gegenüber ſtanden, wozu das hochfahrende Betragen des Militairs gegen die Bürger vor Ausbruch des Kriegs und nach Beendigung deſſelben die Verachtung, mit der jetzt die Bürger auf das Militair herabſahen, die nächſte Veranlaſſung gegeben hatte. Einem Geſetze des Bundes gemäß mußte nämlich jedes bürgerliche Mitglied in einer Geſellſchaft, in welcher ein Officier wegen ſeines Standes angegriffen wurde, als deſſen Vertheidiger auftreten, und daſſelbe war auch im entgegengeſetzten Verhältniſſe die Pflicht des Militairs. Auch wirkte der Bund zur Beſchränkung des Luxus, worin die angeſehenſten Mitglieder deſſelben mit ihrem Beiſpiele vorangingen; am wohlthätigſten und erfolgreichſten aber waren die Bemühungen der Mitglieder aus dem Soldatenſtande zur Umſchaffung des Heeres. Vor allen machte ſich in dieſer Beziehung der General von Scharnhorſt, der zwar als Stellvertreter des Kriegsminiſters kein Mitglied des Tugendbundes ſein konnte, aber doch von dem Beſtehen und den Zwecken deſſelben auf das Genaueſte unterrichtet war, verdient, indem er durch eigenes Beiſpiel und die Thätig-

Digitized by G

keit derjenigen Officiere, welche Theilnehmer an dem Bunde waren, den kriegerischen Geist und die verfallene Mannszucht wieder emporhob. Das Bestehen eines solchen Vereins mußte natürlich den französischen Gewalthabern, sobald sie nur entfernte Kunde von ihm erhielten, den größten Verdacht zu geheimen Befreiungsplänen vom französischen Joche erwecken. Dieser Argwohn wurde noch mehr verstärkt durch den kühnen, jedoch abenteuerlichen Zug des Major v. Schill, welcher Mitglied des Tugendbundes war, von Berlin gegen Westphalen (1809) und durch die von dem Freiherrn von Stein an den Fürsten von Wittgenstein über diese Angelegenheit gerichteten, aber von den Franzosen aufgefangenen Briefe, so daß Napoleon sogleich die wirksamsten Maßregeln ergriff, um die ihm drohende Gefahr noch zu rechter Zeit von seinem Haupte abzuwenden. Durch seinen Einfluß bewogen mußte nun der König von Preußen den Minister von Stein sogleich entlassen, eine Cabinetsordre befahl sodann die augenblickliche Aufhebung des Bundes, dessen Acten und Arbeiten nun nach Berlin, wohin der König kurz zuvor zurückgekehrt war (1809), eingesendet werden. Dem Beispiele des Hauptvereins zu Folge lösten sich nun auch alle Provinzialvereine auf; aber nach der Rückkehr der Franzosen aus Rußland (1812) trat die Wirksamkeit des Bundes sogleich in Ostpreußen an den Tag. Der Freiherr von Stein, der mit den Russen wieder nach Deutschland zurückkam, bereitete mit Hülfe der ehemaligen Mitglieder des Tugendbundes die allgemeine Bewaffnung des Landes vor, so daß, als der Befehl des Königs dazu erschien, dieselbe sogleich ins Leben treten konnte. Bei dem Bestehen des Bundes waren außer den Franzosen auch alle diejenigen Deutschen, welche Napoleon's Übermacht scheuten und die Unterwerfung für bequemer und klüger hielten als die Kraftanstrengung zur Rettung, die Hauptgegner desselben, allein der Verein erfuhr auch lange nach seinem Untergange, besonders vom geheimen Rathe Schmalz in Berlin (1815), die heftigsten Angriffe, und auch Schleiermacher und Niebuhr traten als gemäßigte Gegner desselben auf. Dagegen wurde der T. von Krug, welcher selbst, damals Professor in Königsberg, eine Zeit lang Obercensor desselben gewesen war, in der Schrift: „Das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes" vertheidigt und auch der Verfasser des anonymen Werkes: „Darstellung des unter dem Namen des Tugendbundes bekannten sittlich-wissenschaftlichen Vereins, nebst Abfertigung seiner Gegner" (Berlin und Leipzig 1816) übernahm die Rechtfertigung des Tugendbundes. Die Ansichten der Franzosen darüber findet man am Deutlichsten, aber auch am Einseitigsten in der Schrift des General Vaudancourt „Über den Krieg der Franzosen in Deutschland" (1812) ausgesprochen, deren Widerlegung in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (1819. 162. St.) gründlich zu finden ist. Die Grundgesetze des Vereins sind in dem „Fürsten- und Volksfreund," jedoch ohne volle Gewährleistung ihrer Ächtheit, abgedruckt. 81.

Tugra nennen die Türken den Namenszug des Sultans, wie er unter Diplome und Chattischerifs gesetzt wird und auf Münzen sich findet. Er besteht meist aus einer Menge in einander gezogener Linien, von denen einige senkrecht herabgehende am stärksten sind und ist fast immer derselbe bei den einzelnen Regenten; doch ist gewöhnlich der eigentliche Name des Sultans unten rechts in einigen verschlungenen Buchstaben gezeichnet, wodurch sich ein wesentlicher Unterschied begründet. 9.

Tuilerien, s. Paris.

Tuisko, s. Thuisko.

Tuliberten, ein schwacher tatarischer Volksstamm im Gouvernement Tomsk, am linken Ufer des Tom, besonders am Kaltirakbach, sind Schamanen und treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang. 71.

Tullus Hostilius war der dritte römische König und Nachfolger des Numa.

Digitized by Google

Sein Großvater, Hostus Hostilius, hatte unter Romulus gefochten und den Enkel belebte derselbe kriegerische Geist. Da zwischen Rom und der Mutterstadt Alba Longa Streitigkeiten entstanden waren, so schlug Tullus dem Mettus Suffetius, welcher die Albaner befehligte, vor, die Mißhelligkeiten durch einen Zweikampf zu beenden, und setzte die Bedingung, daß die Verlierenden des Siegers Oberherrschaft anerkennen sollten. Dieß ward eingegangen und von beiden Seiten fochten Drillingsbrüder, von Seiten der Römer die Horatier und von den Albanern die Curiatier. Die Römer siegten und Alba Longa mußte zu Schutz und Trutz sich mit Rom verbinden. Dieß ward bald lästig und Mettus Suffetius, heimlich mit den Vejentern und Fidenaten, die mit den Römern kriegten, verständigt, führte mitten in der Schlacht seine albanischen Hülfstruppen zu den Feinden der Römer über. Dennoch aber siegte Tullus und bestrafte sodann den Verrath der Albaner durch Zerstörung der Stadt, Wegführung der Einwohner nach Rom und Hinrichtung des Mettus, der von Pferden zerrissen ward. Er zog den mons coelius zur Stadt und hatte auf demselben einen Palast. Nach einem glücklich beendeten Kriege mit den Sabinern starb er nach 32jähriger Regierung, durch Jupiter, der Sage zufolge, mit Blitz getödtet, weil er diesem ein Opfer in nicht richtiger Weise brachte. Auch seine Geschichte, wie die aller Könige Roms, erscheint als gemischt mit Dichtung oder Volksmythus. 82.

Tulpe, lat. tulipa; fr. tulipe; engl. tulip, eine Pflanzengattung aus der 1. Classe der 6. Linné'schen Ordnung (hexandria monogynia), hat lancettförmige Blätter, eine sechsblättrige glockenförmige Blume ohne Kelche und Griffel und eine dreieckige, dreifächrige und vielsamige Samenkapsel. Die Wurzel ist ein zwiebelartiger Knollen, aus deren Mitte der Blumenstengel aufschießt. Sie stammt ursprünglich aus Kleinasien und dem südlichen Rußland, wo sie meist in schöner dunkelrother Farbe prangt; der Naturforscher K. Gesner (s. d. Art.) zog sie zuerst aus Samen, welchen er 1558 aus Constantinopel erhalten hatte, und gab ihr den Namen wegen der Ähnlichkeit ihrer Blume mit dem Turbane (Tülbend) der Türken. Sie scheint zuerst in Süddeutschland als Zierpflanze gebaut worden zu sein (die erste blühte 1559 in Augsburg), kam aber bald nach Holland und ward von den dortigen Blumisten besonders gepflegt, zumal da sie ihre Farben leicht ändert und eine große Anzahl Spielarten erzeugt. Vorzüglich ward Nordholland, besonders Haarlem und Alkmaar, der Sitz der Tulpenzucht und die Blumisten versuchten Alles, um immer neue und schönere Spielarten zu erzielen, die sie mit besonderen Namen benannten und um ungeheure Preise verkauften, zumal wenn die Art selten war, z. B. für eine Semper Augustus 13000 Gulden, für andere 8000, 6000, 5000 Gulden ꝛc. Diese ungeheueren Preise veranlaßten aber zu Anfange des XVII. Jahrh. einen eigenthümlichen Speculationsschwindel, wie er sich wohl nie wieder findet. Man fing nämlich an Anweisungen auf künftig zu liefernde Tulpen zu geben, welche wie Staatspapiere von Hand zu Hand gingen und immer mehr im Preise stiegen, so daß die Circulation dieser eingebildeten Geldvaluta in die Millionen stieg. Zwar wurden viele Speculanten dadurch reich, aber endlich ward der Schwindel und die Betrügerei so groß, daß 1637 die Staaten von Holland ein Gesetz wegen gewissenhafter Ablieferung der verheißenen Tulpen einerseits und eben so richtiger Zahlung der Summe andrerseits zu geben gezwungen waren. Keine von beiden Parteien hatte aber bis jetzt an dergleichen gedacht, es entstanden von beiden Seiten Weigerungen und es sanken nicht nur die ungeheueren Preise auf wenig herab, sondern auch viele Inhaber von dergleichen Anweisungen, wozu selbst die untersten Volksclassen gehörten, mußten die bedeutendsten Summen verlieren. Nichtsdestoweniger dauerte die Tulpencultur fort und auch später wurden noch wirkliche Tulpen oft mit mehreren 100 Gulden bezahlt. Ein Gleiches geschah mit vielen anderen Blumensorten, besonders mit Zwiebelgewächsen, und noch jetzt wenden

Digitized by Google

die Blumisten in Haarlem und Alkmaar den größten Fleiß auf Erzielung immer neuer Arten von Tulpen, Hyacinthen, Nelken, Lilien u. dergl., deren Unterschiede jedoch stets nur in der Verschiedenheit der Farbe und Zeichnung der Blume bestehen, aber durch besondere frei gewählte Namen bezeichnet werden. 30.

Tuluniden, eine arabische Dynastie in Aegypten, die erste, welche sich von der Herrschaft der Chalifen lossagte, ward von Ahmed Ben Tulun, dem Statthalter des Chalifen Motas, nach dessen Tode gestiftet (869 n. Chr. Geb.); aber schon 905 eroberte der Chalif Moktadi Ägypten wieder und machte der Herrschaft der T. ein Ende. 9.

Tumult, s. Aufruhr.

Tunguſen, mandschurische Völkerschaft in den unteren Gegenden des Jenisei, an den Flüssen Tungucka, Lena, Amur, bis zum pentschinskischen Meerbusen, 53—63° B., regelmäßig gebildet, wohlgewachsen, mit plattem Gesichte, kleinen Augen, schwarzem Haare, wohnen in Spitzjurten, sind in viele Stämme getheilt, die sich nach ihren Beschäftigungen in Pferde-, Rennthier-, Hunde- und Fischtunguſen theilen, reden eine gemeinschaftliche Sprache und sind mit Ausnahme Weniger Schamanen. Sie stehen theils unter chinesischer Herrschaft in der Mandschurei, wo sie die Mehrzahl der Bewohner bilden, theils unter russischer und entrichten hier ihren Tribut nach der von der Krone bestimmten Taxe in Zobelfellen und anderen Pelzwaaren. Sie stehen unter eigenen Oberhäuptern in patriarchalischer Verfassung und einige schwache Stämme sind frei von Tribut, wofür sie als leichte Truppen an der mogolischen Grenze dienen müssen. 71.

Tunica, s. Toga.

Tunis, der kleinste, aber bevölkertste und ziemlich gut cultivirte Barbareskenstaat in Nordafrika, liegt 25° 30′—28° 55′ L., 33° 10′—37° 12′ N. Br., grenzt im N. und O. an das mittelländische Meer, im S. an Tripolis, im W. an Algier und enthält 3—4000 □ Meilen mit 2—3 Millionen Einwohnern, mehr Araber und ansässige Mauren, als Berbern (auch 8000 Türken, 100000 Juden, an 2000 Christensklaven). Im S. ist dürres Steppenland und das Nefusa-, Mogala- und Leahgebirge, Zweige des Atlas, im W. und an der 125 Meilen langen Küste aber, wo T. mehrere Vorgebirge, als Cap Roux (Roxo), Serrat, Blanco, Bona, Bai von T., Gales und Hammamet und Busen von Cabes, Tunis ꝛc. hat, sehr fruchtbarer Boden, der von dem 12 Meilen langen Wad el Kebir, dem Medschurda, dem Nil dieses Landes, und dem Milliana und einigen Seen (darunter der 15 Meilen lange Lowdeah und der Boghas) bewässert wird und viel salziges Wasser und einige heiße Quellen hat. Die Luft ist längs der Küste rein und gesund und die Hitze von Juni bis September durch die Seewinde gemäßigt; im Juli und August bringt der Sirokkowind sie zu einer furchtbaren Höhe. Die ersten Regen fallen in die Mitte des October, am meisten regnet es im December. Die Producte sind wie in Algier, jedoch hat T. besonders schöne Pferde, viele Datteln und vorzüglich Getreide, mit dem es, wie im Alterthume, Italien und andere Länder Süd-Europas versorgt; die Gebirge liefern Silber, Kupfer, Blei, Queckſilber, Holz und sind reich an Speise- und Raubwild. Die Einwohner treiben Acker- und Gartenbau, Viehzucht, Corallenfischerei, sind ziemlich gewerbfleißig, haben Baumwoll-, Seiden-, Woll-, tuniser Mützen-, Corduan-, Corallen-, Töpfereiwaaren und Seifefabriken und einen ausgebreiteten See- und Landhandel. Es kommen jährlich 3 Karawanen aus dem innern Afrika und einige gehen von hier nach Sudan, Marokko und Ägypten. Die Regierung hat viele Handelsmonopole, die sie den Meistbietenden überläßt; z. B. hat eine Gesellschaft Juden den Alleinhandel mit Häuten, Wolle, Wachs und Tabak, die dem Bey 1816 286000 Piaster zahlte und außerdem für die Montirung seiner Truppen sor-

Digitized by Google

gen mußte, und ein anderes Monopol mit Fleisch, Brod, Gemüse, Hülsenfrüchten, Obst, welches dem Bey 1816 320000 Piaster eintrug. — T. ist eine militairische Republik, unter einem Bey, mit einem aus 37 Personen bestehenden Diwan, dessen Einfluß aber wenig bedeutet; gewichtiger ist die türkische Miliz, welche den Bey wählt. Er muß an den türkischen Kaiser, der auch ihn unter den Listen seiner Paschas aufzeichnet, jährliche Geschenke entrichten. Seine Residenz ist in dem 1 Stunde von T. entfernten Schlosse Barda. Die Einkünfte belaufen sich auf 9 Mill. Fl., die Landmacht auf 15000 Mann, wozu der Bey im Nothfalle noch 50000 Beduinen aufbieten kann; die Seemacht auf 1 Fregatte von 36 Kanonen, 5—6 Schebecken von 20—24 Kanonen und mehrere kleinere Schiffe. Dieser Staat war seit dem XVI. Jahrh. ebenfalls einem türkischen Pascha unterworfen, dessen Macht aber noch früher als in Algier der Aga an sich zog. Späterhin ernannte die türkische Miliz den Dey zum Oberhaupte und über diesen erhob sich in der Folge wieder der Schatzmeister, der Bey, der ganz unumschränkt herrschte. Als gegen ihn Empörungen ausbrachen, halfen die Algierer und nahmen 1686 die Stadt ein. Seit dieser Zeit stand T. einigermaßen unter der Oberhoheit von Algier und zahlte Tribut, der jährliche Kriegszüge des Deys von Algier veranlaßte, indem die Tunesen mit den Waffen zur Zahlung dessen gezwungen werden mußten. — Die Städte sind an der Küste: Tunis, Hauptstadt des Reichs, unter 27° 44′ L., 36° 43′ Br., an einem salzigen See, der durch den Canal Golette mit dem nahen Meere verbunden ist, hat 1 Stunde im Umfange, die Form eines Ovals, mit Mauern, mehrere Vorstädte mit Mauern, enge, schmutzige Straßen, 12000 niedrige, flachdachige Häuser und 130000 Einw., worunter 30000 Juden und 1600 Christen, viele Moscheen, 1 schönen neuen Palast des Bey, 1 Jesuitencollegium, großen Basar, 8 Synagogen, einige Schulen, öffentliche Bäder, Fabriken in Shawls, Mützen, Leder, Rosenöl, Säbeln ꝛc., guten Hafen und starken Handel, besonders nach Frankreich, Ägypten, der Levante und in das Innere von Afrika; daher haben Consuln fast aller europäischen Staaten hier ihren Sitz. Die übrigen Seestädte sind: Kairwan, Handelsstadt mit 50000 Einw. und einer großen auf 500 Granitsäulen ruhenden Moschee. Kabes in der Böschung des Busens gleiches Namens mit 25000 Einw., Hafen und Handel mit Datteln und Senna. An den Busen von Kabes liegt die Insel Dscherbi, 30000 Einw., nicht allein durch ihre Fruchtbarkeit, sondern auch durch Woll- und Leineweberei berühmt. — Sfax, 6000 Einw., welche stark mit Malta handeln. In der Nähe die beiden Inseln Kerkenni, von Fischern bewohnt und unter einem besondern Scheik. — Nördlicher liegen die Städte: Monastir, 12000 Einw., welche wichtige Wollenweberei treiben; Hamamet, 8000 Einw.; Galibia, 4000 Einw.; Susa, 8000 Einw., von großen Ölpflanzungen umgeben. Im Innern liegen: Hamamlihf, warme Bäder; Keff, an der Grenze von Algier; Toser, berühmter Dattelmarkt in der südlichen Steppe. — Porto Ferino, schlechter Hafen, an der nördlichen Küste, in dessen Nähe die Ruinen von Utica und Biserta, 8000 Einw., die viel Getreide ausführen. Die in diesem Staate liegende kleine Insel Tabarka gehörte bis 1798 den Genuesern, ist aber 1830 an Frankreich abgetreten. 71.

Tunkin, s. Cochinchina.

Tunnel heißt der berühmte, noch nicht beendigte, auf 1300 Fuß Länge beabsichtigte Fahrweg, welchen der französische Ingenieur Brunel unter der Themse hinweg anzulegen begonnen hatte, um ohne Brücke London mit Southwark zu verbinden. Der erste Anfang dazu wurde schon 1807 gemacht, doch war man noch nicht weit vorwärts gelangt, als wegen der sich immer mehr häufenden Hindernisse der ganze Plan scheiterte und man sich genöthigt sah, das ganze Vorhaben

Digitized by Google

aufzugeben. Erst im Jahre 1823 wurde dem Publicum der Plan von Neuem vorgelegt und es fanden sich im Februar 1824 bereits so viele Unterzeichner auf Actien, daß das Werk im März 1825 unter der Leitung des Ingenieurs Brunel beginnen konnte. Allein mehrere bedeutende und unglückliche Durchbrüche der Themse, einer den 18. Mai 1827 und ein anderer den 12. Jan. 1828, denen jedoch jedesmal mit ungeheurer Anstrengung und Kosten glücklich Einhalt gethan wurde, hatten die Geldmittel der Gesellschaft so erschöpft, daß es unmöglich wurde mit dem Werke weiter vorwärts zu schreiten und man war gezwungen die fernere Arbeit bis auf Weiteres einzustellen. Er hat seit 1835 wieder begonnen und ist bereits über 660 Fuß vorgerückt. 33.

Turalinzen, tatarischer Völkerstamm in Rußland, an beiden Turaufern, im Gouvernement Tobolsk, 12408 Muhammedaner und 5043 Christen stark und Einzelne in den Gouvernements Tomsk und Perm, theilen sich in krimische und nogaische Stämme und treiben Ackerbau, Viehzucht und Bienenzucht. Jeder männliche Kopf gibt als Tribut 2 Zobel oder 20 Hermeline. 71.

Turan, s. Iran.

Turban, falsche europäische Benennung für das türkische Tülbend (Kopfbinde), auch Türkenbund genannt. Der türkische Nationalkopfputz besteht aus einer cylinder- oder halbkugelförmigen Mütze, um welche ein langes Stück Musselin, Seidenzeuch oder Leinwand in eigenthümlicher Art gewunden und vorn befestigt ist. Die Mütze ist gewöhnlich roth, der Bund weiß, aber die Verzierungen daran unterscheiden die Stände. Der Sultan trägt einen mit einer Agraffe von Brillanten verzierten T., an welcher 3 Reiherbüsche stecken; hohe Beamten tragen ebenfalls einen Reiherbusch. Eine Auszeichnung der Nachkommen Muhammed's ist der grüne T.; Nichttürken tragen Turbane von verschiedenen anderen Farben. Bei den Staatsbeamten und dem Militair ist der T. jetzt abgeschafft und dafür die rothe Mütze mit blauer Quaste (Fes) eingeführt. 30.

Turenne (Henri de la Tour, Vicomte de), Generalmarschall des Königs von Frankreich, war der zweite Sohn von Henri de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und Elisabeth, Tochter des Fürsten Wilhelm I. von Oranien, und zu Sedan 1611 geboren. Durch das Lesen der Geschichte Alexander's von Curtius, so wie des Lebens großer Feldherren, wurde seine Neigung für den Militairstand früh geweckt und seinem Geiste eine Richtung gegeben, die auf sein späteres Leben den größten Einfluß äußerte. Die ersten Waffenthaten verrichtete er unter den Augen seines Oheims, des Prinzen Moritz von Nassau. Nachdem ihm 1634 die Führung eines französischen Regiments verliehen war, zeichnete er sich während der Belagerung von Lamothe in Lothringen durch den Marschall La Force vortheilhaft aus und erhielt noch in demselben Jahre den Rang eines Maréchal de camp. Im Jahre 1639 erfocht er in Italien den Sieg bei Montcallier, eroberte 1643 die Grafschaft Roussillon und empfing im Jahre 1644 den Marschallstab. In Deutschland wurde T. zwar 1645 bei Mergentheim geschlagen, siegte aber 3 Monate später bei Nördlingen und nach der Vereinigung mit dem schwedischen Feldherrn Wrangel bei Zusmarshausen über die baierischen Truppen, in Folge dessen der Churfürst von Baiern zum Frieden gezwungen wurde. Als dieser jedoch bald darauf den Frieden wieder brach, besiegte T. abermals dessen Heer und trieb ihn selbst aus seinem Lande. Während des bürgerlichen Krieges der Fronde, deren Partei T. angehörte, wurde er 1650 vom Marschalle du Plessis Praslin bei Rhetel geschlagen, sehnte sich aber wieder mit dem Hofe aus und wurde 1651 an die Spitze des königlichen Heeres gestellt, welches den Herzog von Enghien, nachmaligen Prinzen von Condé, zum Gegner hatte. Beide fochten mit wechselndem Glücke, bis endlich durch die Einnahme Dünkirchens und des größten Theils von Flandern, der Friede mit Spanien auf der Fasaneninsel geschlossen wurde. Als

Digitized by Google

1667 von Neuem ein Krieg mit Spanien ausbrach, den Ludwig XIV. selbst mitmachte, wurde T. zum Generalmarschall des Königs und zu dessen Unterfeldherrn ernannt; Flandern und die Franche Comté wurden während desselben erobert. Im Jahre 1668 trat T. zur großen Freude der Katholiken zur katholischen Religion über. Bei der Eroberung Hollands durch die Franzosen (1672) befehligte er die französische Armee und nöthigte 1673 den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher ein Bundesgenosse der Holländer war, zu Vossem Frieden zu schließen. Eben so eroberte er im folgenden Jahre die Franche Comté, ging dann bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim und trieb die kaiserlichen Truppen unter Caprara und dem Herzoge von Lothringen bis an den Main zurück, besiegte den herbeieilenden Prinzen von Beurnonville und hinderte dadurch dessen Vereinigung mit dem kaiserlichen Hauptheere. Nicht minder glücklich war er in seinen Operationen gegen die im Elsaß eingefallenen kaiserlichen Truppen, indem er sie zum Rückzuge über den Rhein zwang. Der deutsche Kaiser stellte ihm hierauf den berühmten Feldherrn Montecuculi entgegen und Beide entwickelten durch ihre geschickten Bewegungen ihre vorzüglichen Heerführertalente. T.'s künstliche Märsche, seine Geschwindigkeit, sein überraschendes Erscheinen, so wie die kluge Benutzung jeder Gelegenheit, den Feind zu beunruhigen und ihm Abbruch zu thun, werden von allen Kennern noch jetzt bewundert. Am 27. Juli 1675 wurde er beim Recognosciren der feindlichen Aufstellung bei Saspach durch eine Kanonenkugel getödtet. Ludwig XIV. ließ seinen Leichnam zu St. Denis in dem Begräbnißplatze der französischen Könige beisetzen, wo ein schönes Denkmal die Gruft ziert, in der er ruhet. T. galt für den geschicktesten Feldherrn in Europa; er lebte gerade zu einer Zeit, wo die Kriegskunst mehr als je studirt wurde und durch ihn ist dieselbe ansehnlich bereichert worden. Er war zwar nicht immer glücklich im Kriege, beging auch Fehler, machte dieselben jedoch stets wieder gut und verrichtete mit geringen Mitteln manche große That. Das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm war grenzenlos und dieß setzte ihn auch vorzüglich in den Stand, mit Wenigem Vieles zu leisten. Bei einem rohen und derben Äußern bewohnte seinen Körper eine große Seele; stets bewies er sich ehrliebend und uneigennützig. Seine Sitten waren anständig und einfach. 61.

Turfan, s. Bucharei.

Turgot (spr. Türgo) (Anne Robert Jacques, Baron von Aulne), der menschenfreundlichste und aufgeklärteste aller Staatsminister von Frankreich, der Sohn des Präsidenten M. E. Turgot, wurde den 22. Mai 1717 zu Paris geboren, studirte anfangs in dem Ludwigscollegium daselbst Theologie, wurde 1749 zum Prior der Sorbonne ernannt, legte aber im Jahre 1751 nach dem Tode seines Vaters diese Stelle nieder, widmete sich dem Studium der Staatswissenschaften und schloß sich besonders an das ökonomische System an. Im Jahre 1752 wurde er zum Substituten des Generalprocurators, alsdann zum Parliamentsrathe und 1753 zum Requetenmeister ernannt und trat nach Aufhebung der Parliamente und nach Einsetzung der königlichen Kammer (chambre royale) als Mitglied in dieselbe ein. Hierauf begleitete er den Handelsintendanten de Goernay auf seiner Reise durch Frankreich und wurde im Jahre 1761 zum Intendanten von Limoges ernannt, wo er sich durch zwölfjährige Amtsthätigkeit die Achtung und Liebe aller Einwohner dieser Provinz erwarb. Er lebte damals persönlich sehr sparsam, war aber der Wohlthäter vieler Armen und sorgte eifrigst für die Beschäftigung und den Erwerb nahrungsloser Unterthanen, schaffte alle durch Mißbrauch entstandene alten Auflagen ab, errichtete die ersten wohlthätigen Arbeitsanstalten in Frankreich und eröffnete neue Ausfuhrswege für die Erzeugnisse des Landes. Nachdem er während dieser Zeit mehrere vortheilhafte Anträge zur Übernahme von Intendanzen in Lyon, Rouen und Bordeaux ausgeschlagen hatte, erhielt er im Jahre 1774

Digitized by Google

nach dem Abgange des Premierministers Maurepas das Amt eines Seeministers und bald darauf auch dasjenige eines Generalprocurators der Finanzen. Er suchte sogleich seine Verbesserungen des öffentlichen Zustandes durchzusetzen, wodurch er aber von Seiten der privilegirten Stände, besonders der Hofleute, der Geistlichkeit und der Finanzmänner den heftigsten Widerspruch erfuhr, so daß er, vom Könige und von dem Ministerium nicht unterstützt, kaum einige seiner heilsamen und zweckmäßigen Maßregeln durchsetzen konnte und endlich selbst durch den Einfluß der Königin, der Prinzen und Hofleute schon im März 1776 seine Stelle wieder aufgeben mußte. Die von ihm während dieses Zeitraums bezweckten Verbesserungen betrafen besonders die Verringerung der Zölle auf die zum Leben nöthigen Eingangsartikel, eine freiere Bewegung des Handels, Erweiterung der Rechte der Gewerbtreibenden, Aufhebung der Vorrechte von Zünften und Gesellschaften, Beförderung des Ackerbaues durch Verminderung der Auflagen, Veränderung der Lehnsverhältnisse, Aufhebung des Salzmonopols und Beschränkung des Hof- und Staatshaushaltes. Auch drang er außerdem auf die Besteuerung der Geistlichkeit, die Aufhebung der meisten Klöster, die Einführung von gleichem Maße und Gewichte im ganzen Königreiche, stellte die vom Minister Terray (1772) aufgehobene Freiheit des Getreidehandels wieder her, öffnete die Garonne und den Hafen von Marseille für die Ausfuhr inländischer Weine und befreite das Ländchen Gex von allen unmittelbaren Steuern ꝛc. Seine Thätigkeit und sein edler Eifer für das Wohl des Staates war unermüdlich und nur durch Befolgung seiner heilsamen Maßregeln wäre der Sturm der Revolution vielleicht allein noch zu beschwichtigen gewesen; dessenungeachtet aber war er während seiner Amtsführung oft den gehässigsten Verläumdungen ausgesetzt. So beschuldigte ihn die Geistlichkeit, als er im Jahre 1775 die Erlaubniß, an Fasttagen Fleisch zu verkaufen, ertheilte, er wolle die Religion vernichten, und als nach einer kärglichen Ernte (im Sommer 1774) im folgenden Jahre in vielen Städten aus Kornmangel Theuerung entstand, welche sogar in Versailles einen Aufruhr veranlaßte, so schob das Volk, durch T.'s Gegner noch mehr gereizt, allgemein die Schuld auf T.'s Erlaubniß der freien Getreideausfuhr. Nach seiner Entlassung aus dem Ministerium beschäftigte er sich ausschließlich mit wissenschaftlichen Gegenständen und starb im Jahre 1781 zu Paris. Ludwig XVI. erkannte seinen Werth vollkommen, aber er hatte nicht die Kraft ihn nachdrücklich zu unterstützen. T. zeichnete sich dagegen durch Charakterstärke, unbestechliche Rechtlichkeit, unerschütterlichen Gleichmuth, nie ermüdende Thätigkeit, aufrichtige Menschenfreundlichkeit, tiefe Gelehrsamkeit und Liebe zu den Künsten und schönen Wissenschaften aus. Letztere bewies er namentlich durch die erste Übertragung von „Ossian's Gedichten" in das Französische, ferner durch eine französische Übersetzung von Guarini's „Il pastor fido", so wie eines Theils von Klopstock's „Messiade" und von Geßner's „Tod Abel's." Auch versuchte er eine metrische Übersetzung einiger Eklogen Virgil's im Versmaße des Originals, ein Unternehmen, welches natürlich bei der Sprödigkeit der französischen Sprache für solche Versuche mißlingen mußte. Außerdem besitzen wir von T. noch die beiden prosaischen Schriften: „Über die Vortheile, die das Christenthum dem menschlichen Geiste verschafft" (Par. 1750) und „Über die allmähligen Fortschritte des menschlichen Geistes" (Ebend. 1750). Eine Gesammtausgabe von „Turgot's Werken" kam zu Paris (1808—1811) in 9 Bänden heraus. 81.

Turin (ital. Torino), Haupt- und Residenzstadt des Königs von Sardinien, Sitz eines Erzbischofs und des Senats, d. i. des höchsten Tribunals von Piemont, unter 45° 4′ 14″ N. Br., 25° 14′ 30″ L., in einer weiten schönen Ebene, am Fuße einer Hügelreihe, die mit vielen Landhäusern übersäet ist, und am linken Ufer des Po, mit dem sich in der Nähe die Sagona und Dora Riparia vereinigen, über

Digitized by Google

welche Flüsse 2 schöne steinerne Brücken führen, ist eine der schönsten und regelmäßigsten Städte Europas, in Alt- und Neuturin eingetheilt, und hat eine starke Citadelle, ein regelmäßiges Fünfeck bildend mit 50 Bastions, einem prächtigen Arsenale, Stückgießerei ꝛc., ohne Mauern, 1 Thor (Porta nuova an der Mittagsseite), 2 Vorstädte, 11 öffentliche Plätze (darunter der St. Karlsplatz mit schönen Bogengängen an beiden Seiten, der königliche Platz des Castello reale, Piazza reale und della Frutta), 32 Hauptstraßen, die sich fast alle rechtwinkelig durchkreuzen, 139 Vierecke bilden (darunter die neue [1200 Schritte lang], die des Po, der Dora Grossa oder Mont Cenis, die St. Teresa, die 1100 Schritte lange und 25 Schritte breite Poststraße, die des Nachts durch 630 Laternen erleuchtet und durch einen Canal der Stura gereinigt werden), 5100 Häuser mit 121850 Einw., 43 Kirchen (worunter sich die Kathedrale oder Kirche des St. Johannes des Täufers mit der prächtigen Kapelle zum heiligen Grabtuche, die St. Lorenzkirche, beinahe ganz von Marmor und mit schöner Kuppel, die Kirchen Consolata, der Feuillanten, des heiligen Sacraments, der heiligen Theresia, der Carmeliter-Barfüßer, der heiligen Christiana und des St. Filippo di Neri auszeichnen), 67 Kapellen, 16 Mönchs- und 9 Nonnenklöster, 30 Privatpaläste, 5 Hospitäler, worunter das della Carità, 2500 Arme aufnimmt, 2 Hospitäler für Pilgrime, Findlinge, Irren-, Waisen-, Arbeits- und Zuchthäuser, 2 weibliche Conservatorien, 1 Lombard, 4 Theater (worunter das große Theater oder Opernhaus), 2 öffentliche Bäder ꝛc. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich am Meisten aus: der königliche Palast an der Piazza reale mit reichen und prachtvoll geschmückten Zimmern, Gemälden, dem Reichsarchive, schönem, öffentlich benutztem Garten, der Marmorsäule des Victor Amadeus ꝛc.; das Schloß des ehemaligen Prinzen von Carignan mit einer großen Treppe und Saale; der Palast der Herzöge von Savoyen oder das Castello reale; der Senatspalast; das Universitätsgebäude; das Akademiegebäude; das Zeughaus mit schöner Waffensammlung. An wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen ist Turin sehr reich, darunter die wichtigsten: die 1405 vom Kaiser Sigismund gestiftete und 1632 erneuerte Universität mit 24 Lehrern, einer Bibliothek von 60000 Bänden, prächtigem ägyptischen Museum mit der herrlichen Sammlung Drovetti's, aus mehr als 8000 Stücken bestehend, worunter 3 colossale Säulen ägyptischer Könige, z. B. des großen Sesostris oder Rhaemses IV., und zahlreiche ägyptische Handschriften; Antikenmuseum mit reichem Münzcabinete, Naturaliencabinete, physikalischem Cabinete, chemischem Laboratorium, botanischem Garten, Sternwarte und über 1000 Studenten; die Militairakademie mit 33 Professoren und 8 Lehrern; die 1824 erneuerte königliche Akademie der schönen Künste mit Bibliothek, Museum und Sternwarte; die Collegien Caccia, del Carmine und San Francesco de Paola; die philharmonische Akademie mit einer 1827 verbundenen Gesangschule; das hydraulische Gebäude, wo im Mai und Juni Vorlesungen aus der Hydraulik gehalten und dabei Versuche im Großen angestellt werden; der Experimentalgarten der königlichen Ackerbaugesellschaft mit einer Bibliothek über Ackerbau und Botanik, reichen Naturaliensammlungen, einer Sammlung von Ackerwerkzeugen und Modellen von Ackerbaumaschinen und Geräthschaften; ferner die schöne Anstalt, welche kürzlich Burdin im Weichbilde Turins zur Natur und Akklimatisirung der exotischen Gewächse errichtet hat; das Gymnasium; das Priesterseminar; die Thierarznei-, Handwerksschule; mehrere Erziehungsanstalten und die Buchdruckerei mit 12 Pressen. Die Einwohner unterhalten Seidenwaaren-, Tuch-, Fayence-, Leder-, Tapeten-, Nudeln-, Chocolade-, Tabak-, Pulver- und andere Fabriken, Salpetersiedereien, Papiermühlen (worunter eine mit 800 Arbeitern), liefern Marmorarbeiten und treiben Handel mit Wein, Seide und anderen Fabrikaten. — T., früher eine Stadt der Selassier, hieß unter den Römern Taurasia, ward von Hannibal zerstört, von

Digitized by Google

Cäsar unter dem Namen Colonia Julia wieder gebaut und von Augustus Taurinorum Augusta genannt. Sie wurde bei dem Verfalle des Römerreiches abwechselnd von den Gothen, Hunnen, Herulern, von longobardischen Herzögen, von denen einige Könige von Italien wurden, beherrscht. Nach der Zerstörung des Longobardenreiches durch Karl den Großen, welcher Markgrafen in T. zur Beschützung der Grenze einsetzte und es dadurch in ein Markgrafenthum verwandelte, eroberten es die Markgrafen von Susa und nach dem Tode des Otto Manfred, des letzten Markgrafen (st. 1032), fiel T. durch Heirath seiner Erbtochter an den Grafen Otto von Savoyen, dessen Hauptstadt sie wurde. Von 1536—1562 besaßen die Franzosen T., welches dann an den Herzog Philibert von Savoyen abgetreten ward. 1640 eroberte die Stadt nach 17tägiger Belagerung der französische General Harcourt und 1705 lag der Herzog von Feuillade vergeblich vor derselben, zeigte sich aber 1706 wieder davor, belagerte die Stadt bis zum 7. Sept. desselben Jahres, wo unter dem Prinzen Eugen die kaiserliche Armee die französische Vertheidigungslinie erstürmt und die Franzosen gänzlich geschlagen wurden. 1798 fiel die Stadt und Citadelle durch Convention des Königs von Sardinien, Karl Emanuel IV., an die Franzosen, die sie bis 1799 besaßen, wo die Östreicher Herren der Stadt und Citadelle wurden, die sie aber 1800 nach der Schlacht von Marengo wieder an die Franzosen abtreten mußten, in deren Herrschaft T. zugleich mit Piemont bis 1814 blieb, wo es der König von Sardinien, der es zur Haupt- und Residenzstadt machte, nach dem pariser Frieden wieder erhielt. 71.

Turkestan, das Land der Türken, deren Heimath es ist, sonst auch freie Tatarei, große Bucharei und im Mittelalter Dschagatai genannt, liegt vom 67° 32′ — 90° L. und 34° 34′ — 47° 24′ N.Br., grenzt gegen Norden an russisch Asien, gegen Osten an chinesische, gegen Süden an chinesische und persische Gebiete, gegen Westen an persische und russische Gebiete und den kaspischen See und enthält 32718 □M. Hier gehen die hohen Scheitelflächen Mittelasiens in einer breiten Gebirgszone allmählig in die tiefe Senkung um den Aral- und Kaspisee über. Die Gebirge sind auf der östlichen Seite Theile des songarischen Gebirges, gegen Süden aber der eisige Belur-Tagh. Die Nordwesthälfte Turkestans macht nur den Haupttheil der kaspischen Senkung aus und das Ganze bildet eine wahre Wüste, aus Flugsand oder hartem eisenschüssigen Thonboden bestehend, der nur hin und wieder bei natürlicher oder künstlicher Bewässerung culturfähig ist, mit Salz geschwängert oder strichweise bedeckt mit Steppenklee, bucharischem Hirse und Wermutharten, spärlichem Baumwuchs nur an den Flußufern. Das Klima ist angenehm und gesund; die starke Hitze wird durch die beschneiten Gebirge und die immer frische Bergluft gemäßigt. Das Land hat bedeutende Gewässer, als: das kaspische Meer, den Aralsee, verschiedene Salz- und Steppenseen und die großen Flüsse Gihon (Oxus, Amu, Kisil-Darja), Sihon oder Sir-Darja (Jaxartes, Sir), Jemba, Sir und Sarasu. Zu den Producten, die das Land liefert, gehören: Pferde, Kameele, Rindvieh, Schafe, Speise- und Raubwild, Geflügel, Seidenraupen; Getreide, Baumwolle, Rhabarber, Flachs, Hanf, Tabak, Wein, Obst, Südfrüchte, Gemüse, Safran, Saflor, aber Mangel an Holz; Eisen, Kupfer, Blei, Goldsand, Quecksilber, Naphtha, Salz, Carneole, Smaragde und Lasursteine. Die Einwohner, deren Zahl 5 Millionen beträgt, sind theils Usbeken und wie die Turkestaner, Araber, Chiwaer, Karakalpaken und Turkmanen von türkischer Abkunft, theils Bucharen und Tadschiks, theils Kirghisen; auch Armenier, Hindu, Juden und Zigeuner. Hauptreligion ist die muhammedanische von der sunnitischen Secte. Bei den Nomaden ist Viehzucht und Räuberei der vorzüglichste Nahrungszweig; aber die Bucharen, Taschkender, Turkestaner und Chiwenser unterhalten Acker- und Gartenbau, alle nöthige Hand-

Digitized by Google

werke, Seiden- und Baumwollenweberei ꝛc., treiben erheblichen Handel mit Rußland, China, Persien und Indien und schicken große Karawanen von den Hauptstädten nach allen benachbarten Staaten, selbst nach Sibirien und Orenburg. Sie tauschen indische und andere Producte gegen europäische Waaren aus und ihre Haupthandelswaare sind Sklaven, die von den Nomaden in Persien und an der russischen Grenze geraubt werden. Die Regierungsverfassung ist mannigfaltig und das Land zerfällt in mehrere Chanschaften. Die Hauptheile sind: 1) Usbekistan oder die große Bucharei (s. d. Art.); 2) das Turkomanenland, zwischen dem kaspischen und Aralsee, von den nomadisirenden Turkomanen oder Truchmenen bewohnt, die Canäle durch ihr Land gezogen haben und den Hafen Mangischlak am kaspischen See besitzen; 3) das Chanat Chiwa, zwischen dem kaspischen See, Turkomannien, Usbekistan und Persien, von Steppen und Wüsten umgeben, reich an Getreide, Obst, Gemüse, guter Viehzucht, mit 300000 Einw. (Bucharen, Karakalpaken, Turkomanen und Usbeken). Hier die Hauptstadt Chiwa, mit 3000 Häusern und 10000 Einw. Neuurgenz, mit 5000 (10000) Einw., der Mittelpunkt des Handels dieses Landes. Abhängig von diesem Chanate sind die Araler (100000 Köpfe), die um den Aralsee und am Amufluſſe wohnen und Konrat zur Hauptstadt haben. 4) Das Chanat Kochand mit der volkreichen Handels- und Fabrikstadt gleiches Namens am Sir, bewohnt von Usbeken, Bucharen, Turkomanen, Kirgisen und Juden. Zu diesem Chanate gehört auch die Landschaft T., die Heimath der Türken, mit der großen Handelsstadt Taschkend am Sir, mit 3000 Häusern und 40000 Einw. — 5) Das Gebiet der großen Orda der Kirgisen (die mittlere und kleinere unter russischem Schutze), 60000 Kibitken oder 360000 Köpfe stark, von herumziehenden Stämmen bewohnt, die sich zum Theil den Karakalpaken unterworfen haben. 71.

Turkomannen, s. Truchmenen.

Turmalin, lat. turmalinus; franz. tourmaline; engl. turmaline, ein Mineral, das erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts durch Holländer aus Ostindien in Europa bekannt wurde, besitzt rhomboëdrische Krystallformen mit mehreren Eigenthümlichkeiten des Charakters. Die Krystalle sind häufig säulenförmiger Art und an ihren Enden verschieden ausgebildet. Der Bruch der Substanz ist muschelig. Theilbarkeit wird zuweilen bemerkt, doch ist sie unvollkommen. Er ist durchsichtig bis undurchsichtig, glasartig glänzend, wasserhell und von vielen rothen, blauen, grünen, braunen und schwarzen Farben und Abstufungen derselben; an einigen Krystallen vereinigen sich sogar mehrere Farben, die auf verschiedene Weise nach der Länge der Säulen und nach ihrer Dicke mit einander wechseln. Seine Härte ist die des Quarzes; sein specifisches Gewicht ist 3,0 — 3,3. Durch Reiben und Erwärmungen wird er elektrisch und gewöhnlich polarisch. Die durchsichtigen und schöngefärbten Turmaline werden im Handel als Edelsteine verkauft. Man unterscheidet Siberit oder Rubelit, auch Apyrit (franz. rubellite), welcher die karmin-, hyazinth-, purpur-, rosenrothen ins Violetblaue fallenden Turmaline enthält; Indikolith oder brasilianischen Sapphir oder indigo-, lasur- und berlinerblauen T.; brasilianische oder Turmaline von gras-, oliven-, pistacien-, lauch- und schwärzlichgrünen Farben; ceilanische Turmaline von grünlichgelben und Schörl von gelblich-, röthlich-, leber- und schwärzlichbraunen Farben. Aphricit, Stangenschörl oder schwarzer Schörl wird der gemeine schwarze T. genannt. Er kommt überhaupt porphyrartig eingewachsen in mehreren Gesteinarten, im Quarze, Glimmerschiefer, Granite, Gneiße Dolonite oder in Druſenräumen auf Gängen mit einigen anderen Mineralien vor. In Geschieben wird er häufig im Sande der Flüsse getroffen. Berühmte Fundorte sind Käringsbricka in Schweden, Karosulik in Grönland, Tyrol, Sachsen und

Digitized by Google

andere Länder. Der T. enthält Kiesel- und Thonerde ziemlich in gleichen Theilen; außerdem Eisenoxyd, Manganoxyd und die Alkalien in ersetzenden Verhältnissen; einige Abarten enthalten auch Boraxsäure. 76.

Turnēbus (Hadrian), einer der besten französischen Philologen des XVI. Jahrh., war geboren 1512 zu Andely, einem Städtchen in der Normandie, kam schon in seinem 11. Jahre nach Paris, woselbst er später auch studirte, lehrte hierauf zu Toulouse die schönen Wissenschaften und ward 1547 Professor der griechischen Sprache zu Paris. Allein nach 5 Jahren schon änderte er abermals seine Stellung, wurde mit Wilh. Morell Director der königlichen Druckerei für die griechische Literatur, sagte sich jedoch, da er königlicher Professor wurde, 1555 von diesem Amte wieder los und starb schon den 12. Juni 1565. Redende Zeugen seines unendlichen Fleißes sind seine zahlreichen ausgezeichneten Schriften, bestehend in Briefen, Gedichten, vorzüglich aber in Commentaren, Vorreden und Übersetzungen von vielen alten Classikern; so namentlich seine Commentare in Ciceronis „Orationes", „Academ. quaest.", „Libr. de legib.", „Libr. de fato"; in M. Varronis „Libr. de ling. lat." etc.; seine Übersetzungen von „Aristoteles", „Theophrast", „Plutarch", „Plato"; seine „Praefationes in „Thucydidem", „Dionysium", „Platonem" etc. Seine Gesammtschriften gab sein Sohn, Stephan T., unter dem Titel: „Adriani Turnebi Opera" (Strassb. 1600. 3 Voll. Fol.) heraus. 20.

Turnier (ludi trojani, torneamenta). Man leitet dieß Wort gewöhnlich vom französischen tourner ab, allein es scheint doch, als sei dieses Etymon zu jung und gesucht, da man behauptet, die Sache habe diesen Namen daher erhalten, daß man die Pferde dabei drehen und wenden müsse. Indessen ist die Sache und der Name viel älter, als die Entstehung der französischen Sprache, und ist ebenso wenig eine französische Erfindung. Schon im Isländischen heißt turna kämpfen und schon in dieser Sprache bildete sich das Wort turnreite für Kampfspiel. Die Sache ist auch wohl eine uralte germanische Einrichtung und dem Kaiser Heinrich I. darf höchstens die Wiedererneuerung oder vielmehr nur die Vervollkommnung derselben durch Gesetz und Recht zugeschrieben werden, da sich Ähnliches unter allen gothischen, longobardischen und fränkischen Königen bereits findet, wenn gleich nicht so ausgebildet, oder in dieser besonderen Art. Vielleicht lassen sich sogar die Waffentänze nackter Jünglinge zwischen Schwertern und Lanzen, deren Tacitus (Germ. 24) gedenkt, hierher ziehen. Daß die Turniere ferner keine mittelbare oder unmittelbare Nachahmung der älteren griechischen und römischen Kampfspiele sind, dafür spricht schon der entscheidende Zug allein, daß auch hier, wie überall in germanischen Instituten den Frauen die edelste, heiligste Rolle zugetheilt war, und wenn sich die Turniere in Frankreich früher zeigen, oder selbst von alten Schriftstellern für eine französische Erfindung ausgegeben werden, so dürfte dieß höchstens zu dem Schlusse berechtigen, daß, da die Franzosen ein Mischvolk sind, diese Einrichtung bei den Franken, welche mit anderen deutschen Stämmen im alten Gallien sich niederließen, vorzüglich schon damals, als sie nach Gallien kamen, ausgebildet gewesen sei. Übrigens heißt auch im Celtischen kämpfen dorna, und könnte somit in Betracht gezogen werden. Seit dem XII. Jahrh. wurden diese Kampfspiele auch in Deutschland gewöhnlicher, fanden Anklang und breiteten sich so sehr aus, daß unter Konrad II. oder Heinrich IV. sich die Ritter in 4 große Turniergesellschaften nach den 4 Hauptstämmen theilten, nämlich in die rheinische, baiersche, schwäbische und fränkische, deren jede unter einem Turniervogte stand. Dieß waren früher die Herzöge von Baiern, die Pfalzgrafen vom Rhein, die Herzöge von Schwaben und Franken. Sie hießen auch Turnierkönige und hatten ihr Amt vom Kaiser zu Lehen. Außerdem wählte beim Ende jedes Turniers jede Turniergesellschaft Unterturniervögte, deren Geschäft war, Ort und Zeit des Turniers zu

Digitized by Google

benennen, durch offene Briefe die Turnierfähigen einzuladen, das Unterkommen der Gäste, so wie das Einschreiben der Gekommenen in die Turnierbücher zu besorgen, bei der Wappenschau gegenwärtig zu sein und auf Ordnung, so lange das T. währte, zu sehen. Dabei hatten sie den Vorsitz im Turniergerichte und nach Ende des Turniers übergaben sie alle auf dasselbe bezügliche Schriften ihren Nachfolgern. An die Hand gingen ihnen die Gesellschaftsvögte. Jede Turniergesellschaft theilte sich nun unter sich wieder in 3 Theile, deren jeder einen besondern Vorsteher hatte und sich durch ein besonderes Zeichen (Orden) unterschied. Um nun an diesen Kampfspielen Theil nehmen zu dürfen, mußte man turnierfähig sein, d. h. 4 ebenbürtige Ahnen aufweisen können, nicht in Städten wohnen, noch sich zu Bürgerpflichten verbindlich gemacht haben, keine bürgerliche Frau geheirathet haben oder aus solcher Ehe entsprossen, noch unehelich gezeugt sein. Eben so wenig durften Verbrecher gegen Kaiser und Reich, gegen die Kirche ꝛc. turnieren. Die Untersuchung der Turnierfähigkeit geschah durch die Turniervögte mittelst der Wappen- und Helmschau und durch die Turnierbücher oder Turnierregister, so wie durch die Turnierbriefe. Letztere waren Zeugnisse, welche die Turnierenden nach Beendigung desselben von den Turniervögten unterschrieben erhielten. Fehlte alles dieß, so galt auch die Beweisführung durch Zeugen. Das Turniergericht bestand aus den Turniervögten, Grieswärteln, Herolden, Turnierknechten und einigen Damen. Das Amt der Herolde war vornehmlich, die Turniere anzusagen, beim Turniergerichte zu sitzen, die Gesetze des Turniers auszurufen, das Turnierzeug zu untersuchen und die Sieger bekannt zu machen. Die Grieswärtel, mit Stäben versehen, sahen, daß Niemand ernstlich angegriffen wurde und brachten, geschah dieß, die Reitenden aus einander. Die Turnierknechte aber hielten auf Ordnung und Freiheit des Turniers und bewachten das Volk. Jede Turniergesellschaft stellte auch 3 Damen, eine Wittwe, Frau und Jungfrau, theils als Beisitzerinnen des Turniergerichts, theils zum Austheilen der Preise und dergl. Auf dem Turnierplatze, welcher durch Schranken von dem Zuschauerraume abgesondert war, befand sich eine prächtig geschmückte Tribüne zum Zuschauen für Fürsten, Damen und Ritter, und vor dem eigentlichen T. war das Knappenturnier, mit leichteren Waffen, wobei öfter die tapfersten Knappen zu Rittern geschlagen wurden. Am dritten Tage nach der Wappenschau begann hierauf das Haupt- (Ritter- oder Meister-) turnier. Unter Trompetenschall ritten dann die Ritter, von ihren Knappen begleitet, an die Schranken, wurden hier nochmals untersucht, eingelassen und nun fing das Waffenspiel an. Dieses war sehr mannigfaltig. Nachdem man im Vorturnier sich in ganzen Haufen mit den Turnierkolben mehrere Stunden und im Nachturnier mit turniergerechten Schwertern gestritten hatte, begann das Lanzenbrechen der Einzelnen. Dieß war sehr verschieden, z. B. das Stechen über die Schranken, wobei eine Breterwand mitten durch die Rennbahn ging, an deren beiden Seiten ein Kämpfer ritt, und der gewann, welcher den Andern aus dem Sattel hob; das Stechen im hohen Zeug, das Pfannenstechen ꝛc. Nach Endigung des Turniers vertheilten die Damen die Preise (Dänke), welche in kostbaren Waffen, Kleinodien aller Art, Pferden ꝛc. bestanden und deren es mehrere Arten gab. Da indessen die Turniere oft dazu dienten, Privatrache zu befriedigen, ja Verschwörungen zu stiften, so wurden sie bald von Fürsten und Päpsten verboten, allein mit wenigem Erfolge. Der Zeit, der Erfindung des Feuergewehrs, den veränderten Verhältnissen, der verwandelten Meinung war es vorbehalten, dieses Vergnügen absterben zu lassen. Das letzte T. soll zu Worms 1487 abgehalten worden sein. An die Stelle desselben, besonders in Frankreich, trat das Carousſel mit seinen Quadrillen, Quintanrennen, Kopfrennen und Ringelrennen, welches sich bis in die neuesten Zeiten und sogar als Kinderspiel erhalten hat. In Frankreich erlosch die Turnierlust erst 1559, und nach und nach auch in England, Italien und Spanien. Überall

Digitized by Google

brachte sie namentlich die veränderte Kriegskunst ab, welche nunmehr sich auf Fußvolk und Feuergewehr zu stützen begann, obgleich sich noch lange eine Menge Gebräuche und Regeln unter den Kriegern erhielten, die dorther stammen. 82.

Turniket, s. Aderpresse.

Turnkunst, s. Gymnastik.

Tusch, Tusche, lat. atramentum indicum; franz. encre de la la Chine; engl. indian (china), ink, bister, ist das bekannte schwarze, in festen Täfelchen oder länglich viereckigen Stücken oder Stängelchen vorkommende Farbematerial, dessen man sich so häufig zum Zeichnen und zur Wassermalerei bedient, weil es das Eigene besitzt, daß es sich in Wasser leicht abreiben läßt und alle Schattirungen vom reinsten Schwarz bis zum schwächsten Grau gibt. Der beste T. ist der chinesische; man gewinnt ihn aus demjenigen Ruße, welcher sich an Bleche ansetzt, die über angezündete Öllampen gehalten werden. Die Chinesen bedienen sich dazu des Sesamöls. Den erhaltenen Ruß vereinigen sie mittelst eines thierischen Leimes (aus Hirschhorn, Rinds- oder Eselsleder ꝛc. gewonnen), dem sie des Geruches wegen etwas Moschus zusetzen, bilden ihn dann in hölzerne Formen, trocknen ihn und versehen ihn mit gewissen Handelszeichen aus Gold oder Silber. Zu einheimischen Sorten kommt feiner Kienruß, Kohle von Kork, Pfirsichkernen ꝛc., die man mit Tragantschleim oder Hausenblasenauflösung ꝛc. zu einem Teige bildet. 26.

Tuschmanier, s. Schattiren.

Tuscien, s. Hetrurien.

Tusculanum war ein Landgut des Cicero in der Nähe der hetrurischen Stadt Tusculum, wo er gern verweilte und mehrere seiner Werke, unter anderen die daher benannten „Tusculanae quaestiones" schrieb. — In der neuern Zeit pflegt man häufig den Landsitz eines Gelehrten sein T. zu nennen. 37.

Tutel, s. Vormund.

Tutti heißt eigentlich Alle und ist in der Musik der technische Ausdruck für die Partien eines Tonstückes, wo nach einem Solo mit einem Male entweder alle Instrumente oder alle Stimmen einfallen sollen. 20.

Twist, s. Baumwollengarn.

Tyche, s. Fortuna.

Tycho de Brahe, s. Brahe.

Tychsen (Olaf Gerhard), berühmter Orientalist, ward zu Tongern im Schleswigschen am 14. Dec. 1734 geboren und war der Sohn eines armen Schneiders, in dessen Hause er eine fast pietistische Erziehung erhielt, während er auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt Unterricht in den höheren Wissenschaften erhielt. Die Armuth seines Vaters hätte aber seinen Wunsch, zu studiren, nicht befriedigen können, hätte ihm nicht ein angesehener Mann eine Freistelle auf dem Gymnasium zu Altona verschafft. Hier ward seine Neigung zu den orientalischen Sprachen entschieden und bei einem Oberrabbiner erwarb er sich hier schon genaue Kenntniß des Rabbinischen und Jüdisch-Deutschen. So bezog er 1756 die Universität Halle, ward hier bald als Lehrer am Waisenhause angestellt und 1759 von Dr. Callenberg wegen seiner Kenntnisse und Frömmigkeit zum Judenbekehrer bestimmt. Er bereiste nun mit einem Gehülfen Norddeutschland und Dänemark, kehrte aber nach schwachem Erfolge und großen Mühseligkeiten im Januar 1760 nach Halle zurück und war eben so wenig glücklich auf einer zweiten Reise, erhielt jedoch im Herbste 1760 den Ruf als Lehrer der orientalischen Sprachen an der Universität zu Bützow, deren ordentlicher Professor er 1763 wurde, verbreitete seinen Ruf bald durch ganz Europa, ward 1789 als Professor, Oberbibliothekar und Vorsteher des Museum nach Rostock versetzt, wo er 1810 bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum zum Kanzleirathe und Doctor der Theologie und Jurisprudenz er-

Digitized by Google

nannt ward und am 30. Dec. 1815 starb. — T. besaß eine ungemeine Gelehrsamkeit, besonders im Rabbinischen und Jüdisch-Deutschen, und ward deßhalb in allen darauf bezüglichen Gegenständen von Nah und Fern um Rath gefragt, den er mit großer Uneigennützigkeit und Dienstfertigkeit ertheilte; aber sein Mangel an Geschmack, seine finstere theologische Denkart und sein schwach aufstrebender Geist, gepaart mit einer großen Eitelkeit und Prahlsucht, ließen ihn weniger leisten, als man hätte erwarten können. Doch hat er durch seinen Sammlerfleiß der Wissenschaft die ersprießlichsten Dienste geleistet, während er bei tieferen Untersuchungen oft auf die abenteuerlichsten Behauptungen gerieth; er hat ferner die semitische Paläographie in Deutschland erst begründet, durch seinen Widerspruch gegen Kennikott (s. d. Art.) den Weg zu festen Grundsätzen in der alttestamentlichen Kritik gebahnt und auch für die arabische Münzkunde vielfach nützlich gewirkt. Sein Ruf war so groß, daß die berühmtesten Gelehrten seines Faches durch ganz Europa mit ihm in Briefwechsel traten, er ließ sich aber durch den literarischen Betrüger Joseph Vella zu Palermo wegen einiger angeblich aufgefundenen wichtigen arabischen Handschriften, unter diesen einer vollständigen arabischen Übersetzung des ganzen Livius, täuschen. Die Zahl seiner Schriften ist groß; diese sind sämmtlich aufgeführt in A. Th. Hartmann's „O. G. Tychsen oder Wanderungen durch die mannigfaltigen Gebilde der biblisch-asiatischen Literatur" (Bremen 1818—1820. 2 Bde. 8.). 16.

Tychsen (Thomas Christian), bekannter Orientalist, ward den 8. Mai 1758 zu Horsbyll im Schleswigschen, wo sein Vater Prediger war, geboren, studirte zu Kiel und seit 1779 zu Göttingen Theologie und Philologie, bereiste auf Kosten der dänischen Regierung 1783 bis 1784 Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien, ward 1784 außerordentlicher Professor der Theologie und 1788 ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen zu Göttingen, erhielt 1806 die Hofraths-, 1817 die theologische Doctorwürde, war Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften und seit 1797 Director der göttinger Societät der Wissenschaften und starb den 23. Oct. 1834. Unter seinen Schriften sind bemerkenswerth: „Grundriß einer Archäologie der Hebräer" (Götting. 1789); eine Ausgabe des Quintus Smyrnäus (Straßburg 1807); „Grammatik der arabischen Schriftsprache" (Götting. 1823., ein Auszug aus S. de Sacy's Grammatik); auch war er Mitherausgeber der letzten Stücke von Michaelis' „Orientalischer Bibliothek". 16.

Tympanitis, Trommelsucht, franz. tympanite; engl. tympany, wird diejenige Anschwellung des Unterleibes genannt, die durch die Ansammlung von Luft in den Gedärmen oder in der Bauchfellhöhle entsteht. Am Richtigsten nennen wir dieses Übel Pneumatosis, weil in der medicinischen Sprache mit T. nur die Entzündung des Trommelfelles im Ohre bezeichnet wird. 14.

Tympănum, ein bei den Griechen und Römern gebrauchtes Schlaginstrument, ist zu vergleichen mit unserer Handpauke, Handtrommel, der äußern Form nach oben rund und mit einem Felle bespannt und unten flach. Vorzüglich gebräuchlich war das T. beim Dienste der Cybele, daher es auch für ein weibisches musikalisches Instrument galt. Auch bedeutet das Wort T. ein Werkzeug zum Schlagen, einen Prügel, ferner ein sogenanntes Klotz- oder Tellerrad, und in der Baukunst das dreieckige, hölzerne Giebelfeld, auch die Füllung der Thürflügel. 20.

Tyndariden, s. Dioskuren.

Typen und Typik oder Typologie. Das griechische Wort Typus (τύπος, Schlag, Eindruck vom Schlage) bezeichnet eigentlich die Form, worin etwas seine Gestalt und Bildung erhalten soll (wie z. B. die Matrize des Schriftgießers), dann überhaupt jedes Modell, dessen Ähnlichkeit etwas anderes Ähnliches bildlich darstellt

Digitized by Google

(Vorbild). Das Correlativum des T. in diesem Sinne ist der Antitypus (ἀντίτυπος), das, was durch das Vorbild bezeichnet wird. Auch wird das Wort im neuen Testamente, weil zwischen Original und Copie die größte Ähnlichkeit zu sein pflegt, von der Ähnlichkeit selbst gebraucht, welche zwei verschiedene Dinge mit einander haben. So wird (Röm. 5, 14) Adam ein T. Jesu genannt, weil zwischen beiden die Parallele stattfindet, daß jener allen Menschen den Tod, dieser allen das Leben gab. Die älteren Theologen aber bestimmten den Begriff eines T. nicht sowohl nach dem Sprachgebrauche der Schrift, als vielmehr nach dogmatischen Rücksichten und man verstand unter einem T. die durch eine Person, Begebenheit oder Einrichtung des alten Testaments geschehene sinnbildliche Vorausbezeichnung (adumbratio, praefiguratio) der Person, Schicksale und Wohlthaten des zukünftigen Messias. Die Untersuchung dieser gegenseitigen Beziehungen hat erst durch Carpzov, Baumgarten u. A. ein vorübergehendes Dasein als besondere Wissenschaft erlangt, Typik oder Typologie (theologia typica) genannt, d. i. die wissenschaftliche Darstellung und Entwickelung der im alten Testamente befindlichen Vorbilder des Messias. Man nahm dabei an, Gott habe die T. absichtlich angeordnet, um theils dem Alterthume vor Jesu einen Vorschmack und Begriff von der Person und den Wohlthaten des zukünftigen Messias, theils den Menschen zu und nach Jesu Zeit Kennzeichen zu geben, an denen sie die Göttlichkeit Jesu und seiner Wohlthaten und Anstalten erkennen möchten. Man unterschied in Beziehung auf den Inhalt t. personales, wenn das Vorbild eine Person des alten Testaments (wie Melchisedek, Jonas) enthielt, und t. reales, wenn es in einer Begebenheit oder Einrichtung (wie die Beschneidung, Opferung Isaak's, Erhöhung der Schlange in der Wüste) bestand. In Bezug auf ihre Auffindung aber theilte man sie in t. innati, welche im neuen Testamente selbst als solche erklärt werden, und t. illati, Beziehungen, welche nicht in der heiligen Schrift selbst als solche genannt sind, uns aber durch innere Ähnlichkeit als solche erscheinen. Besonders glaubte man durch einige Stellen in den Briefen des Apostels Paulus, der z. B. Hagar als Vorbild des Judenthums, Isaak als das Vorbild des Christenthums betrachtet, und im Briefe an die Hebräer, wo die Stiftshütte als Vorbild des Himmels, der Hohepriester als das Vorbild Christi und seine Opfer als die Vorbilder der Auferstehung Jesu vorgestellt werden, zur Annahme der T. berechtigt zu werden. Die neukirchlichen Dogmatiker seit Morus aber gaben die ganze Typologie, als zur Accommodation in der Lehrart gehörig und blos für die Juden damaliger Zeit berechnet, auf und fanden in den T. nur Vergleichungen, Parallelen, welche nicht zur Lehre, sondern zur Lehrweisheit gehören, indem man aus Philo, Josephus und den Rabbinen nachwies, daß es allgemeiner Geschmack der jüdischen Lehrer war, die alten religiösen Einrichtungen und das alte Testament überhaupt allegorisch auf neuere Begebenheiten zu deuten. Allein die religiöse Bedeutung der T. wurde hierdurch gänzlich mißverstanden. In sofern die alttestamentlichen Offenbarungen Vorbereitungen auf die christliche waren, mußte sich in den Thatsachen jener diese schon gewissermaßen abbilden, oder vielmehr vorbilden. Hiernach betrachten wir die T. des alten Testaments als die Thatsachen der jüdischen Offenbarung, welche wegen ihrer äußern (Form) und innern (Materie, Sinn) Ähnlichkeit mit den Thatsachen der christlichen Offenbarung die Bestimmung hatten, sowohl auf die letztere vorzubereiten, als die Überzeugung unter den Bekennern des Christenthums zu begründen und recht lebendig zu machen, daß die christliche Offenbarung der Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte, in sofern sie Offenbarung Gottes ist, sei, da sogar die außerordentliche vorchristliche Offenbarung auf dieselbe, als auf das Ziel, auf das Vollkommene und Bleibende hinweise. 63.

Typhon (Typhaon, Typhoeus, Typhos) heißt das furchtbarste Ungeheuer der griechischen Mythologie, dessen Entstehung verschieden angegeben wird.

Digitized by Google

Als Zeus die Titanen in den Tartarus gestürzt, sagt Hesiod, und auf die Giganten die Inseln des Meeres geworfen hatte, da zürnte die Erde über das Schicksal ihrer Kinder, vermischte sich mit dem Tartarus und gebar das Ungeheuer T., größer und schrecklicher als Alles, was die Erde erzeugt. Seine Hände und Füße waren immer zu furchtbarer That gerüstet, aus den Schultern gingen 100 Schlangenköpfe mit schwarzen Zungen hervor und aus den Augen brannte immerwährendes Feuer; mannigfaltig war seine Stimme und zuweilen den Göttern verständlich; bald aber brüllte er wie ein Löwe oder Stier, bald heulte er wie ein Hund und zischte so fürchterlich, daß die hohen Berge erbebten. Sein Haupt berührte die Sterne und mit den Armen faßte er die beiden Enden der Erde zugleich. Nach Homer (Hymne auf den Apollo) zürnte Juno, weil Zeus aus sich selbst die Athene geboren hatte, und sie zeugte ebenfalls aus sich selbst den T. und ließ ihn vom Drachen Delphine erziehen, nachdem sie Himmel und Erde gebeten hatte, ihn mächtiger als den Zeus zu machen. Aus beiden Mythen machte Eustathius eine dritte. Als die Titanen und Giganten vom Zeus besiegt waren, bewirkte die Erde aus Rache eine Uneinigkeit zwischen dem Zeus und der Juno, worüber die letztere sich beim Saturn beklagte. Dieser gab ihr 2 Eier, welche sie auf die Erde legen sollte; das aus ihnen hervorgehende Geschöpf würde den König der Götter vom Throne zu stoßen vermögen. Nachdem sie dieselben auf dem Gebirge Arima in Cilicien niedergelegt, sich aber bald mit dem Zeus versöhnt und ihm Alles gestanden hatte, rüstete sich dieser schnell mit dem Blitze gegen das eben entstandene Ungeheuer. Auf seine Stärke vertrauend wagte es T., mit dem Zeus um die Herrschaft zu kämpfen, und er erstürmte den Olymp, Felsen auf Felsen thürmend und Feuerflammen aus seinem Rachen schießend; wiewohl Zeus unaufhörlich seine Blitze auf ihn schleuderte, so daß Erde und Himmel in Flammen stand und der Weltbau erschüttert ward, ja Pluto und die Titanen im Tartarus erbebten. Die Götter flohen nach Ägypten, wo sie in Thiere verwandelt wurden. Doch Zeus ließ nicht ab, selbst auf der Flucht seine Blitze auf den verfolgenden T. zu schleudern und er drohte ihm mit seiner diamantenen Sichel, worauf sich das Ungeheuer erschrocken abwandte. Am Berge Kasios wurde Zeus vom T. durch seine Schlangen besiegt, worauf dieser dem Gotte die Sehnen ausschnitt und dem Drachen Delphine zur Verwahrung gab; doch Hermes und Ägipan stahlen sie und heilten auf diese Weise den Zeus. Da entspann sich die Verfolgung und der Kampf aufs Neue und noch einmal setzte sich T. am Hämus in Thracien fest; doch bald zwang ihn der Gott nach Sicilien zu flüchten, wo er den Ätna auf ihn stürzte. Hier lag er vom Gipfel bis an den Fuß des Ätna gefesselt, mit zerfleischtem Rücken, Feuer und Flammen von sich speiend und Steine weit in das Meer werfend. Nach Ovid lag ganz Sicilien auf ihm, der Ätna auf dem Haupte, das pelorische Vorgebirge auf dem rechten, das pachynische auf dem linken Arme und das lilybäische auf den Beinen. Bei Hesiod wird er vom erzürnten Zeus zerschmettert in den Tartarus gestürzt; im homerischen Hymnus liegt er unter den arimischen Gebirge begraben; bei Pindar ist er ebenfalls im Tartarus, doch so, daß die phlegräische Gegend bei Cumä in Italien auf ihm liegt und er unter dem Meere hin bis zum Ätna reicht. — Mit der Echidna hatte T. den dreiköpfigen Cerberus, den zweiköpfigen Orthros, die lernäische Schlange und die feuerspeiende Chimäre erzeugt; nach Anderen auch den nemäischen Löwen und die räthselhaften Sphinxe; Hesiod, der ihn überhaupt für einen Sturmwind hält, leitet auch alle verderblichen Winde von ihm her. Daß unter T. alle furchtbaren Naturerscheinungen, die gegen die gesetzmäßige Ordnung der Welt zu kämpfen scheinen, wie Erdbeben, Stürme, Vulcane ꝛc. zu verstehen sind, deutet diese Mythe im Ganzen und im Einzelnen an und ist deßhalb wohl Personification des in Asien und Afrika oft wüthenden tödtlichen Südwindes gleiches Namens, welcher sich als ein furchtbarer Wirbelwind zeigt. — Auch in der ägyptischen Mythologie gibt es einen T.,

Digitized by Google

als feindseliges Princip und Personification alles Bösen und Schädlichen, welcher ebenfalls seine Entstehung dem heißen, Alles versengenden Südwinde verdankt und wahrscheinlich erst in die griechische Mythologie übergetragen worden ist. Er war ein Bruder des Osiris (s. d. Art.), aber vollkommener Feind desselben, den er auch endlich tödtete; doch Horos nahm ihn gefangen und brachte ihn gebunden seiner Mutter Isis. Diese ließ den T. aber wieder los und nun kämpfte Horos aufs Neue mit ihm und warf ihn in den See Serbonis bei Pelusium. Ihm waren das Krokodil, der Esel, das Flußpferd, in deren Gestalt er auch abgebildet ward, und Alles geheiligt, was die Ägyptern verabscheuten; alle Landplagen wurden ihm zugeschrieben, die übelen Dünste des serbonischen Sees wurden sein Hauch genannt und selbst der Schaum des Meeres ward als sein Geifer bezeichnet. Seine Gemahlin war Nephthys (s. d. Art.). Die Ägypter hatten in ihren Tempeln besondere Gemächer, Typhonia, in welchen man zu ihm betete, und schlachteten bei anhaltenden Landplagen unter Verwünschungen an finsteren Orten Thiere zur Abwendung derselben. 11. 23.

Typhus, das ansteckende Nervenfieber, Fleckfieber, lat. typhus contagiosus; franz. typhus contagieux; engl. typhus-fever, ist eine fieberhafte, in bestimmten Stadien verlaufende Krankheit, die sich durch ein eigenthümliches Exanthem und durch Betäubung des Kopfs zu erkennen gibt und sich meistentheils durch ein Contagium fortpflanzt. Es verläuft diese Krankheit in siebentägigen Perioden, so daß sie 2-, 3- bis 4mal 7 Tage währt. Dieser Zeitraum zerfällt bei einem regelmäßigen T. in verschiedene Unterabtheilungen (Stadien), deren die meisten Ärzte folgende vier annehmen: 1) **Stadium der Ansteckung.** Nachdem diese erfolgt ist, wird der Kranke von Tage zu Tage abgeschlagener, verdrießlicher; er empfindet abwechselnd Frost und Hitze und verliert den Appetit; so geht es 2—3—7 Tage; öfters, wenn das Contagium mit großer Heftigkeit eingewirkt hat, tritt auch nach vorgängiger Übligkeit und Ohnmacht die Krankheit plötzlich und dann immer mit großer Heftigkeit ein. — 2) **Stadium der Reizung.** Jetzt bildet sich das Fieber vollständig aus; dabei sind katarrhalische Symptome zugegen oder rheumatisches Ziehen in den Gliedern; der Kopf ist schwer, schmerzhaft, schwindelig, die Kräfte schon sehr gesunken, der Gang schwankend und gleich dem eines Betrunkenen, die Augen gläsern; nach 3—4 Tagen bildet sich auf der Haut ein Exanthem, das Typhusexanthem, das zwar früheren Beobachtern schon bekannt gewesen, in neuerer Zeit aber erst sorgfältig beschrieben worden ist (dieses besteht aus flachen, mehr oder weniger runden, nicht streng getrennten Flecken von bleicher oder bläulicher Farbe, welche den Umfang eines Nadelkopfes oder einer Linse erreichen und leicht zusammenfließen); bald erscheinen auch wirkliche Bläschen, andere Male Frieselknötchen, mit denen häufig, vorzüglich bei höheren Graden der Krankheit, Petechien (s. d. Art.) sich verbinden. Nachdem dieses Stadium 8—11 Tage gedauert hat, tritt 3) das **nervöse Stadium** ein. Dieses ist von gleicher Dauer und zeichnet sich durch große Lebensschwäche des Kranken und eine Menge nervöser Erscheinungen aus; die beständigste Erscheinung in diesem Zeitraume ist ein fortdauernd schlafsüchtiger Zustand des Kranken, wobei derselbe unverständliche Worte hinmurmelt, von sich nichts weiß, schwer hört, auf dem Bette bewußtlos herumgreift, ganz schmerz- und gefühllos ist; dabei ist seine Haut trocken und brennend heiß, Zunge und Lippen schwarz und ebenfalls trocken; er hat Flechsenspringen, Schluchzen ꝛc. Unter diesen Symptomen und während sich dieselben noch mehr steigern, geht die Krankheit entweder in den Tod über, oder es tritt 4) das **Stadium der Reconvalescenz** ein, in welchem die Krankheit nach 2- — 3- — 6wöchentlicher Dauer endlich in Genesung übergeht; der Kranke erwacht wie aus einem tiefen Schlafe, besinnt sich auf das, was um ihn her vorgeht (weiß aber nicht, was während der Krankheit mit ihm geschah), bleibt aber auf lange Zeit sehr schwach, ist

Digitized by Google

schwerhörig, sehr abgemagert; er verliert die Haare, die Oberhaut, die Nägel; öfters ist er sehr stumpfsinnig, schläft viel, häufig wird er von Kopfschmerz und Schwindel geplagt. — Dieß ist der Verlauf des regelmäßigen T.; derselbe wird aber abnorm, wenn er mit Hirn- oder Brustentzündungen (entzündlicher T.), mit Krankheit der Abdominalorgane (gastrischer T.), mit nervösen Symptomen (nervöser T.) oder als fauliger T., die gefährlichste Form unter allen, die in Kriegslazarethen, unter Kriegsgefangenen, auf Schiffen, in belagerten Städten vorkommt, auftritt. — Der T. wird am Häufigsten durch ein Contagium erzeugt; doch entsteht er auch ursprünglich durch eigenthümliche Schädlichkeiten. Solche sind anhaltender Kummer, Angst, Sorgen, schwere geistige Anstrengungen, ferner Mangel, schwere Arbeit bei dürftiger Nahrung, fortgesetzte Erkältung des Körpers bei schlechter, zu leichter Kleidung u. dergl. Erkrankt Jemand auf solche Veranlassung und verfällt er dabei in den T., so erzeugt er zwar ein Contagium, das aber anfangs wenig kräftig ist und daher nur die nächsten Umgebungen des Kranken ergreift und bei ihm ungünstigen Umständen bald vertilgt wird; sind aber die Umstände ihm günstiger, sind eine Menge Menschen durch Krieg, durch Theuerung, durch üble Witterung, durch schwere Arbeit hart betroffen, so findet das Contagium einen vorbereiteten Boden, breitet sich über ganze Bevölkerungen aus, und so entstehen Typhusepidemien, die für eine der größten Plagen der europäischen Menschheit anzusehen und in sofern sie die gewöhnlichen Begleiter der Kriege sind, gewöhnlich mehr Opfer als die blutigsten Schlachten dahinraffen. So starben in Mainz vom December 1813 bis zum März 1814 14000 Soldaten und 2000 Einwohner und in Torgau zu eben dieser Zeit von 25000 Mann Garnison 13448 Mann am T. — Fragen wir, worin das Wesen dieser europäischen Pest bestehe, so müssen wir leider bekennen, daß wir es so wenig, wie das aller übrigen Krankheiten kennen; wenigstens hat es noch nicht zum Ziele geführt, wenn Einige den T. bald für eine Hirnentzündung, Andere für eine Asthenie, oder für ein Nervenfieber, oder für eine Säftekrankheit, oder für eine Vergiftung der edelsten Nervenorgane u. dgl. m. gehalten haben. — Bei der Heilung des T. kommt es vorzüglich darauf an, ihn in seinem regelmäßigen, einfachen Verlaufe zu erhalten und Alles von ihm zu entfernen, was denselben stört und ihn mit anderen fremdartigen Krankheitssymptomen complicirt. Die Dauer der Krankheit abzukürzen ist nicht möglich, sobald dieselbe einmal ausgebrochen ist; in dieser Hinsicht ist ein kühlendes Verhalten dasjenige, was in den meisten Fällen den Erwartungen entsprochen hat; also innerlich verdünnte Säuren, leichte Salze, zum Trinken kaltes Wasser, häufige Waschungen der Haut und Übergießungen mit kaltem Wasser, kalte Umschläge auf den Kopf, eine mehr kalte als warme Atmosphäre, die man nöthigenfalls durch Erregung von Zugluft abkühlen kann. Von großer Wichtigkeit ist bei dieser, wie bei allen ansteckenden Krankheiten das prophylaktische Verfahren, das zuerst Verhütung der Entwickelung des Contagium und dessen weiterer Verbreitung berücksichtigt. Diese wird erreicht durch möglichste Reinlichkeit, frische Luft, große, geräumige Krankenzimmer, durch Ventilatoren, endlich durch Militaircordons zur Verhütung der Einschleppung der Krankheit aus fernen Gegenden; ist aber das Contagium einmal gebildet, so muß dasselbe durch passende Mittel wieder zerstört werden. Als solche qualificiren sich am Besten die desinficirenden Räucherungen (s. unter Chlor); endlich wird auch das Verlangen gestellt, daß die Gesunden vor der Einwirkung des Typhuscontagium geschützt werden mögen. Absperrung derselben von aller Annäherung an Typhuskranke ist in dieser Hinsicht unstreitig das beste Mittel; außerdem gibt man Personen, die sich in der Nähe solcher Kranken aufhalten müssen, den Rath, sich zuweilen in freier Luft zu bewegen; sie müssen sich eine heitere, furchtlose Gemüthsstimmung erhalten; sie sollen sich den Kranken nicht nüchtern nahen, den Mund sollen sie sich zuweilen mit Essig ausspülen, den Speichel nicht

Digitized by Google

hinunterschlucken; zur Tragung einer Fontanelle wird sich so leicht Niemand entschließen wollen. — Die Geschichte des T. s. unter Seuchen, so wie von dem T. bei Thieren s. unter Rinderpest. 39.

Typographie, s. Buchdruckerkunst.

Typolithen, s. Petrefacten.

Tyr, Sohn Odin's, nimmt nach diesem und Thor dem Range nach die dritte Stelle in der altnordischen Götterlehre ein und entspricht dem römischen Kriegsgotte Mars. Er ist nach der Edda einhändig, da ihm der Wolf bis zum Gelenke die rechte Hand abgebissen hat. Es finden sich genugsame Spuren, daß bei den Deutschen der Gott Zio oder Ziu (goth Tius, altsächsisch Ti) geheißen habe; der dritte Wochentag Dienstag (im südlichen Deutschlande Zies- oder Zinstag), dies Martis, hat diese Namensform des Gottes noch erhalten. Die Deutschen opferten ihm gewöhnlich Thiere, nicht selten aber auch Kriegsgefangene, wie namentlich die Hermunduren und Gothen. 83.

Tyrann ist im altgriechischen Sprachgebrauche eigentlich Jeder, der in einem nicht monarchischen Staate sich zum alleinigen Oberhaupte aufwirft, also was man jetzt einen Usurpator nennt. Auf besondere Eigenschaft, ob der T. gut oder schlecht, mild oder grausam regierte, darauf kam es nicht an, und so führen diesen Namen in der griechischen Geschichte die trefflichsten Regenten, wie der Athener Pisistratus, der Korinther Cypselus u. A. Verabscheut aber waren schon damals die Tyrannen, weil sie sich gegen die bestehende Verfassung auflehnten. Geschichtlich wichtig sind die dreißig Tyrannen, denen wir zweimal begegnen. Zuerst in der atheniischen Geschichte, wo die 30 Tyrannen die Männer, aus aristokratisch Gesinnten erwählt, genannt werden, welche Athen in dem Frieden, welcher 404 v. Chr. Geb. den peloponesischen Krieg endete, durch spartanischen Einfluß genöthigt als die obersten Machthaber anerkannte und welche wegen ihrer Schreckensregierung verabscheut durch Thrasybulus (s. d. Art.) wieder gestürzt wurden. Dann wieder in der Mitte des III. Jahrh. n. Chr. Geb. im römischen Reiche unter der Regierung des Gallienus, wo durch die Schwäche der Regierung veranlaßt in den meisten Provinzen Einzelne als Regenten hervortraten, um unabhängig von dem römischen Hofe selbst Herrscher zu sein. Aber diese sind nur sehr uneigentlich die 30 Tyrannen genannt worden, denn ihre Anzahl erreicht diese Höhe nicht (z. B. Tillemont zählt deren nur 18) und zudem sind sie in keiner Hinsicht mit den atheniischen, mit denen man sie gleichwohl verglichen und darnach benannt hat, vergleichbar. Sie erhoben sich aus Noth, weil der Kaiser ihre Staaten nicht regieren konnte, in den verschiedensten Theilen des Reichs — von Gallien bis in die östlichen Theile — und konnten daher auch erst allmählig wieder gestürzt werden, was in Athen mit einem Schlage geschah. 6.

Tyrol, gefürstete Grafschaft des östreichischen Kaiserthums unter 27° 42′ — 30° L., 45° 46′ — 47° 48′ N. Br., grenzt im Norden an Baiern, im Osten an das Land der Ens und Illyrien, im Süden an die Lombardei und Venedig, im Westen an die Schweitz und enthält 519⅞ □Meil. Das Land, eine Fortsetzung des Schweitzerlandes, wird von den norischen und rhätischen Alpen (s. d. Art.) durchzogen. Die Mittelberge schließen das bewohnte Land ein; daher auch die verschiedenen Landschaften Thäler heißen. In der Mitte, am Brenner (= 6000 Fuß), ist die niedrigste Erhebung des Gebirges und hier zieht sich auch die große 4100 Fuß hohe und für schwere Fuhrwagen brauchbare Hauptstraße über die Alpen. Lawinen, Gletscher (Ferner), Schnee- und Eisfelder, Bergstürze (Murren), Bergseen, Wildbäche und Wasserfälle (unter denen die merkwürdigsten sind: die Sulzbachfälle im Stubbeithale, der Stäubi bei Reutte, der Zemfall im Zillerthale, der Stuibenfall im Ötzthale, der Fall des Ledro am Gardasee und der Fall bei Rieglern im Bregenzerwalde) sind diesem Lande, wie der Schweitz,

Digitized by Google

eigen. Es wird durch den Inn, Etsch, Eisack, Brenta, Drau, Ill, Iller, Isar, Lech in 2 Haupt- und mehr als 30 Nebenthäler durchschnitten und der Rhein, der Boden- und Gardasee berühren die Grenze. Viele Seen, unter denen der Achre- und Planſee die größten ſind, bewäſſern das Land, welches überdieß auch zahlreiche Mineralquellen hat, deren jetzt 123 bekannt und die berühmteſten: Egart auf der Töll, Mitterbad bei Meran, Rabbi und Pejo im Sulzbergthale, Ratzer bei Botzen, Innichen und Prax im Puſterthale und Reute in Bregenzerwalde ſind. Bei der hohen Lage des Landes iſt die Luft ſehr rein und ſcharf; doch verſpürt man in den der Mittagsſonne offenen ſüdlichen Thälern ſchon die Wirkung des Sirokko. Frühling und Sommer ſind mehr feucht, als trocken und der Herbſt iſt die ſchönſte Jahreszeit; dabei iſt das Land ſehr geſund und der Boden ergiebig. Die Producte ſind: Pferde, Maulesel, Hornvieh, Schafe, Ziegen, wilde Alpenthiere, Gemſen, Bäre, Wölfe, Luchſe, Fiſche, Bienen, Seidenraupen; Getreide, Mais (390000 Malter jährlich), Hanf, Flachs, Tabak, Obſt, Südfrüchte, vorzüglich Citronen, Pomeranzen (wovon Südtyrol über 100000 Stück liefert), Granaten, Oliven, Kaſtanien, Mandeln, Arzneikräuter auf den Bergen (isländiſch Moos), Blätter und Zweige des Perückenſumach in Süden, welche zum Gerben und Färben eingeſammelt werden, und Holz; Gold (jährlich 30 Mark), Silber (1000 Mark), Eiſen (37000 Centner), Kupfer (3000 Centner), Blei (2000 Centner), Galmei, Steinkohlen (38000 Centner) und Salz (200000 Centner). Die Einwohner, an Zahl 840000, welche in 22 Städten, 36 Dörfern, 3150 Marktflecken und 126154 Häuſern wohnen, ſind größtentheils Deutſche, im Süden Italiener (200000), alle, mit wenigen Ausnahmen, katholiſcher Religion, unter den Diöceſen von Salzburg, Brixen und Trient und in 4 Stände: Prälaten, Adel, Bürger und Bauern, getheilt, die auch an der Landſtandſchaft und den ihnen verwilligten Vorrechten Theil nehmen. Sie ſind kräftig gebaut, arbeitſam, ſparſam, fröhlich, treuherzig, haben ſich in verſchiedenen Bedrängniſſen des öſtreichiſchen Staates ſtets tapfer bewieſen, reden deutſch und italieniſch, beſchäftigen ſich mit Ackerbau, welcher der Berge wegen ſehr mühſelig iſt, Obſt-, Berg- und Seidenbau (jährlich 180000 Pfund), Viehzucht (vorzüglich auf den Alpen, welche treffliche Weiden enthalten), Vogelfang, Seiden-, Woll-, Baumwoll-, Leinwand- und Teppichweberei, Ledergerberei, Glasbereitung, Bearbeitung der Metalle und mit Holzſchnitzerei; treiben Handel, vorzüglich ſtarken Tranſitohandel, welcher durch die trefflichen Straßen ſehr befördert wird und gegen 30—40000 wandern jährlich im Sommer oder auf längere Zeit als Hauſſirer mit Bildern, Canarienvögeln, Handſchuhen ꝛc. oder als Handwerker und Tagelöhner ins Ausland, beſonders nach der Schweiz und Frankreich. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet man in T.: 1 Univerſität, 8 Gymnaſien, 1 Lyceum, 2 Seminarien, 1564 Schulen, darunter 12 Hauptſchulen, 36 Induſtrie- und 12 Zeichnenſchulen. Ausgezeichnet ſind die Humanitätsanſtalten; denn es beſtehen 48 Civil- und 4 Militairhoſpitäler, 2 Irrenhäuſer, 38 Siechenhäuſer, 347 Armeninſtitute und 1 Taubſtummenanſtalt. Die Ausfuhr an Wein (32000 Eimer), Obſt (4980 Eimer), Canarienvögeln (für 37000 Gulden) ꝛc. beträgt jährlich 3200000 Gulden, die Einfuhr 2709000 Gulden und die Einkünfte des ganzen Landes ſollen 4 Millionen Gulden betragen. T. wird in 7 Hauptkreiſe getheilt: A. Unterinnthalkreis = 102½ □Meil. mit 135000 Einw., darin: Insbruck (ſ. d. Art.); Hall (ſ. d. Art.); Schwaz am Inn, mit 8000 Einw., Kupfer, Eiſen- und Silbergruben, die 2000 Menſchen beſchäftigen und jährlich 3500 Mark Silber und 2500 Centner Kupfer liefern, Berggrün- und kaiſerlicher Tabaksfabrik; Kufſtein am Inn, mit 1400 Einw. und der größtentheils in Felſen gehauenen Bergfeſtung Geroldſtein oder Joſephsburg; Rattenberg am Inn mit 850 Einw., Felſenſchloß, Silber- und Kupfergruben; Zell im

Digitized by Google

Zillerthale, mit Goldbergwerken und das stubbeyer Thal mit 5 Gemeinden, worunter die Gemeinde Gulpmes, berühmt wegen seiner Eisen- und Stahlarbeiten. — B. Oberinnthal = 64 □Meil., 93000 Einw., darin: Imst, Flecken mit 2000 Einw., Bergbau, Seeschmieden, Zucht der Canarienvögel; Glurns an der Etsch im fruchtbaren Vintschgau, 850 Einw.; Reutti, Marktflecken mit 820 Einw.; Zirl, Dorf am Inn, mit der berühmten, durch ein hohes eisernes Kreuz bezeichneten Martinswand, auf welcher Kaiser Maximilian einst auf der Jagd in Todesgefahr schwebte; Ehrenberg, Fort und fester Paß; Finstermünz, fester Paß und Scharnitz (porta Claudia); das fruchtbare Öthal mit dem schönen Wasserfalle bei Umhausen. — C. Bregenzer Kreis, welcher die vorarlbergischen Herrschaften begreift, = 74 □Meil., 90000 Einw., darin: Bregenz, Hauptstadt mit 2300 Einw., altem Bergschlosse, Baumwollweberei, Holzhandel und Tischlerarbeiten und mit einem Bergpasse (bregenzer Klause); Bludens im montafuner Thale an der Ill, mit 1900 Einw. und Baumwollspinnerei; Feldkirch, 2100 Einw., Schloß, Gymnasium und die alten Burgen Alt- und Neuhohenems; Dornbirn, 4000 Einw. — D. Pusterthal = 100 □Meil., 103000 Einw., darin: Brünecken, 12000 Einw.; Brixen an der Eisack, 3200 Einw., Sitz eines Bischofs, Dom, theologisches Seminar, Taubstummenanstalt, Gymnasium, Spedition und Weinbau; Lienz, 1600 Einw., Eisen- und Messingfabriken und Deckenweberei, dabei ein fester Paß an der Drau (lienzer Klause); Sterzingen, 3000 Einw., Handel mit Eisenwaaren, Marmor- und Asbestbruch. — E. Der Etschkreis = 64½ □Meil., 110000 Einw., darin: Botzen oder Bolzano (1100 Fuß) an der Etsch und Eisack, 8000 Einw., im italienischen Geschmacke gebaut, Gymnasium; Seidenbau und Seidenfabriken; Ledergerbereien, Orangen- und Weinbau, 4 Messen und starker Handel nach Italien; Meran, Städtchen im passeier Thale (Hofer's Geburtsgegend) mit 2200 Einw., Gymnasium, Obst- und Weinbau, ehemaliger Sitz mächtiger Herzöge, in der Nähe der alten Burg Tyrol, wovon das Land den Namen hat; Klausen, mit 700 Einw., Schloß, Silberhütten und Holzschnitzerei; Tramin, Flecken, mit 600 Einw. und trefflichem Wein; das grödener (Gardena) Thal mit 3500 Einw., welche Waaren aus Zirbelbaum- und anderm Holze verfertigen und Spitzen klöppeln; das 7 Stunden lange Passeierthal, wo Andreas Hofer Wirth am Sand zu St. Leonhard war. — F. Der trienter Kreis (dieser und der rovereder Kreis hießen sonst auch die welschen Confinien) = 76½ □Meil., 170000 Einw., darin: Trient (Trident), Kreisstadt, 28° 43′ 30″ L., 46° 6′ 26″ Br., zwischen hohen Bergen an der Etsch, über die eine 146 Schuh lange hölzerne Brücke führt, hat ein altes Castell, bischöfliches Schloß, 1 Kathedrale St. Virgili mit einem hohen kostbaren Altare, 2 anderen Kirchen, unter denen die Pfarrkirche St. Maria Maggiore wegen einer großen Orgel mit 60 Registern und des hier 1545—1562 gehaltenen Concilii merkwürdig ist, 3 Mönchsklöster, 1 Ursulinerkloster mit Mädchenschule, Hospital, Arbeits- und Waisenhaus, 764 meistens von röthlichem und weißem Marmor erbaute Häuser mit 12000 Einw. (die mehr italienisch, als deutsch reden), theologisches Seminar, Gymnasium, philosophische Lehranstalt, Seidenspinnerei, Wein-, Tabak- und Seidenbau, Marmorbruch und wichtigen Handel mit den Blättern des Sumach; Pergine, 1700 Einw., starke Seidenweberei und Weinbau; Kofel, an der Brenta, Castell auf unzugänglicher, 50 Fuß hoher Felsenwand; Cles im nonsberger Thale, in dessen Nähe die schwarzen Felder, Fundort vieler Alterthümer; das fleimser Thal, Val di Fieme, mit den Flecken Cavalese und Pedrazzo, mit carrarischem Marmor; das sulzberger Thal. — G. Rovereder Kreis = 34½ □Meil., 104000 Einw., darin: Rovereith oder Roveredo, Hauptstadt, im Lagerthale unweit der Etsch, mit 7300 Einw., Castell, Akademie der Bedächtigen, Gymna-

Digitized by Google

sium, Bibliothek, großer Lederfabrik, Seidenspinnerei, Handel und Spedition; in der Nähe das Steinmeer, eine 6—700000 □Ruthen große Fläche mit Steinblöcken bedeckt; Borgo, 3250 Einw.; Riva oder Reif, mit 2000 Einw., Schloß, starke Maultrommelfabrikation, 30—40000 Dutzend; in der Nähe der Wasserfall des Ledro; Arco im Sarcathale, mit 2100 Einw., Bergschloß, Seiden- und Ölbau; Ario, 2000 Einw. und Flintensteinbruch; Ala an der Etsch, 3700 Einw. und wichtige Sammetwreberei; Brentonico am Berge Baldo, Marmorbrüche und Grünerde; die Klause (la chiusa), Paß, durch welche die Etsch in die Ebene übergeht; das Schloß Lodron, unweit des Idrosees, Sitz der alten gräflichen Familie gleiches Namens. — Geschichte. Über die ältesten Namen und Einwohner Tyrols läßt sich nichts geschichtlich Nachweisbares mehr bestimmen, da die Sage von den Einwanderungen der Euganeer, welche im Jahre 1100 v. Chr. nach der Zerstörung Trojas von Antenor aus ihren zwischen den Alpen und dem Po gelegenen Wohnplätzen vertrieben worden waren und sich in den Thälern Tyrols niedergelassen haben sollen, blos dem mythischen Zeitalter angehört. Erst im Jahre 600 v. Chr. nahmen die von den Galliern verdrängten Tusker von dem jetzigen Veltlin Besitz; 283 v. Chr. zogen sich die Sennonen oder Senogallier vor der Übermacht der Römer hierher zurück und gründeten vielleicht schon Trient. Von den Zeiten des Einfalls der Cimbern in das römische Reich war T. nebst den benachbarten Ländern unter dem Namen Rhätien bekannt, dessen kriegerische Einwohner oft verheerend und plündernd in Oberitalien einfielen. Allein erst im Jahre 121 v. Chr. überzog ein römisches Heer unter Quintus Marcius Rex die Tyroler mit Krieg, aber den vereinten Angriffen der Römer einzeln unterliegend stürzten sich die freigesinnten Bewohner des Landes, um nicht in römische Knechtschaft zu fallen, nach Ermordung von Weib und Kind und Anzündung ihrer Wohnungen, zuletzt selbst in die Flammen. Im Jahre 102 v. Chr. wurde auch T. zum Theil in den zwischen den Römern und Cimbern geführten Krieg verwickelt, so wie es auch unter dem Raubzuge des Königs der Geten Beronbistos gegen die den Böhmerwald bewohnenden Bojer zu leiden hatte. Die darauf eingetretene Ruhe wurde zuerst wieder im Jahre 56 v. Chr. durch die Pyrrusten, die Bewohner des heutigen Pusterthals und des gegen Kärnthen liegenden Landstrichs, unterbrochen, indem dieselben die mit Rom verbündeten, in Krain und Kärnthen wohnenden norischen Völker bekriegten, wodurch sie die Rache des im cisalpinischen Gallien commandirenden Cäsar reizten. Bevor derselbe aber noch gegen sie einen Kriegszug unternehmen konnte, unterwarfen sich ihm aus Furcht vor seiner Übermacht die Pyrrusten, stellten Geißeln und leisteten einen angemessenen Schadenersatz. Hierauf wurde Rhätien im Jahre 15 v. Chr. aufs Neue von zwei römischen Heeren unter Drusus von Oberitalien und unter Tiberius von Gallien aus zugleich bedroht und da die Tyroler bei dem Vorrücken aus ihren Grenzen, die sie nicht zum Schauplatze des Krieges machen wollten, auf das gesammte wohlgerüstete Heer des Drusus stießen, so wandten sie sich, von ihm zurückgetrieben, durch Helvetien nach Gallien, wurden aber hier von Tiberius geschlagen und beide römische Feldherren drangen nun vereint in T. ein, erbauten Thürme und Brücken zum Schutze und zur Erleichterung der Verbindung, legten Straßen über die Gebirge nach Oberitalien an, führten eine Menge Bewohner des Landes gefangen mit sich fort und vereinigten Rhätien als die zwölfte und dreizehnte Provinz mit dem römischen Reiche. Als neu angelegte Pflanzstädte wurden jetzt Inspruck, Botzen und Meran angelegt, Trient erweitert und die Ruhe des Landes nicht eher unterbrochen, als bis vom Jahre 168 n. Chr. an die deutschen Völkerzüge wechselsweise dasselbe beunruhigten, welche sich mit dem erweiterten Verfalle des Römerreiches immer vermehrten. Nach dem gänzlichen Untergange des letzteren vereinigte im Jahre 476 n. Chr. Odoacer T. mit dem von ihm in Ita-

Digitized by Google

lien gegründeten Reiche und nach seiner Ermordung fiel (493) das Land seinem Mörder, Theodorich, König der Ostgothen, anheim und wurde nach der zertrümmerten Herrschaft der Ostgothen in Italien (536) mit dem Reiche der Franken vereinigt, indem der nördliche Theil des Landes mit dem Herzogthume Baiern, der südliche dagegen mit dem fränkischen Reiche in Oberitalien verbunden wurde. Als hierauf (570) die Longobarden ihre Herrschaft über Oberitalien verbreiteten, rissen sie auch den südlichen Theil von T., dessen früherer Name nun gänzlich verschwunden war, an sich und errichteten zu Trident ein Herzogthum (573). Von baierischen und tridentischen Herzögen wurde das Land nun bis zu den Zeiten Karl's des Großen verwaltet, welcher nach Entsetzung des Herzogs Thassilo II. von Baiern das Land unter Grafen stellte. Durch die zahlreichen seit dem Untergange der Römerschaft über T. ergangenen Streifzüge deutscher Völker war das früher reichbevölkerte und blühende Land nach und nach so verödet und entvölkert worden, daß, mit Ausnahme einiger entlegenen Thäler, jetzt nur noch einige befestigte Städte und Burgen vorhanden waren und bei dem allgemeinen Elende gewährte auch der Einfluß des schon seit dem III. und IV. Jahrh. über T. allgemein verbreiteten Christenthums unter seinem schon damals entstellten Geiste einen nur schwachen Trost für die wenigen noch vorhandenen Bewohner. Außer dem bereits erwähnten Herzoge von Trident war während der baierischen Herrschaft ein Markgraf von Botzen oder auch an der Etsch genannt eingesetzt worden, doch wurde diese Würde, so wie die der Grafen überhaupt erst zur Zeit Kaiser Friedrich's I. erblich, welcher bei der Theilung von Heinrich's des Löwen Besitzungen T. dem Grafen Berchthold von Andechs als erbliches Lehen ertheilte; denn ihm folgten vier Sprößlinge seines Stammes unmittelbar, nämlich Berthold I. (starb 1192), Berthold II. (1192—1202), Otto I. (starb 1234) und Otto II. (starb 1228), welche jedoch sämmtlich nicht Grafen von T., sondern Herzöge von Meran genannt wurden, wogegen Otto II., Schwiegersohn Albert's I., der jenem folgte, wieder den Titel eines Grafen von T. annahm. Da Albert gleichfalls ohne Söhne starb, so fiel T. an seinen Schwiegersohn Meinhard I., Grafen von Görtz, jedoch mit Ausnahme des oberen und unteren Innthales, welches ein anderer Eidam Albert's, der Graf Gebhard von Hirschberg, erhielt; allein bald darauf (1254) vereinigte Meinhard das Innthal durch Ankauf desselben von seinem Schwager wieder mit seinem Gebiete. Auf Meinhard folgte (1258) sein Sohn Meinhard II. Nach dessen Tode folgten ihm seine drei Söhne und zwar erst Otto, welcher von 1296—1310 regierte, alsdann Ludwig, von 1313—1315 und endlich Heinrich, von 1315—1335. Von Letzterem ging T. auf seine einzige Tochter Margaretha Maultasch (s. d. Art.) über, welche 1363 die Grafschaft T. mit Bewilligung der Landstände unter ihre Vettern, die Erzherzöge Rudolph, Albrecht und Leopold von Östreich, vertheilte. Die Grafschaft T. wurde nun den östreichischen Staaten einverleibt und blieb in Verbindung mit denselben, bis sie Leopold III. 1406 seinem ältesten Sohne Friedrich in der Erbvertheilung überließ. Als aber Friedrich, gewöhnlich zubenannt mit der leeren Tasche, vom Kaiser Sigismund in die Reichsacht erklärt wurde, weil er dem Papste Johann XXIII. zu seiner Flucht aus Costnitz behülflich gewesen war, wurden seine östreichischen Lande mit den Truppen der Eidgenossen besetzt, die Landstände wählten jedoch während der Dauer der Reichsacht Friedrich's Bruder, den Herzog Ernst, zum Landesverweser, bis 1416 Friedrich wieder erschien und die Reichsacht aufgehoben ward (1418). Nach Friedrich's Tode 1439 folgte ihm sein unmündiger Sohn Sigismund unter der Vormundschaft des Herzogs Friedrich des Jüngern von Östreich, überließ aber 1489 dem Kaiser Maximilian I., da er selbst keine Söhne hatte, gegen einen Jahrgehalt von 52000 Gulden sein Land und starb 1496. Von jetzt an blieb die Grafschaft bis zu dem Tode Kaiser

Digitized by Google

Ferdinand's I. (1564) mit Östreich vereinigt, dieser aber ertheilte sie nebst Vorderöstreich seinem Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, dem Gemahle der Philippine Welser, welcher das durch Mißwachs und Erdbeben schwer gedrückte Land durch seine Verschwendung in große Schulden stürzte. Nach seinem Tode (1595) fiel T. an den Erzherzog Maximilian, den Sohn Kaiser Maximilian's II., welcher 1615 das Jesuitencollegium zu Inspruck stiftete und 1618 als Ritter des deutschen Ordens unvermählt starb, worauf die Grafschaft T. wieder mit Östreich vereinigt wurde. Obgleich Kaiser Ferdinand II. durch ein ausdrückliches Gesetz vom Jahre 1621 die Untheilbarkeit der östreichischen Länder ausgesprochen hatte, so trat er dennoch kurz darauf T. an seinen Bruder, den Erzherzog Leopold, ab und das Land blieb nun von Östreich getrennt, bis es nach dem Tode des Erzherzogs Sigismund Franz (1665) wieder für längere Zeit mit jener Monarchie vereinigt wurde. T. genoß unter Östreichs Scepter einer langen Ruhe, welche jedoch während des spanischen Erbfolgekrieges gestört wurde, indem der damals mit Frankreich verbundene Churfürst von Baiern mit dem vereinigten französischen Heere zu der Zeit, als der Prinz Eugen in Italien gegen die Franzosen kämpfte, in T. einfiel, um den in Italien fechtenden Franzosen einen Paß in die östreichischen Erblande zu eröffnen. Der Churfürst eroberte T. in sehr kurzer Zeit, doch konnte er sich nicht lange in dem Lande behaupten; denn die Einwohner, von den ungemäßigten Brandschatzungen und der Zügellosigkeit der Baiern zur Verzweiflung gebracht, rotteten sich unter einem kühnen Anführer, Martin Störzinger, zusammen und vertrieben im Vereine mit den östreichischen Truppen unter dem Generale Guttenstein die Baiern aus dem Lande, worauf wenigstens T. vor den Stürmen des Kriegs gesichert blieb. Erst zu Anfange des XIX. Jahrh. wurde es denselben von Neuem zu wiederholten Malen preisgegeben. Zuerst 1805, wo der Erzherzog Johann das Land gegen die Angriffe der Franzosen mit 25000 M. zu decken suchte; aber durch die Corps von Augereau, Ney und die Baiern daraus vertrieben wurde, worauf T. in der Gewalt der Franzosen blieb, bis es nach vielen Bedrückungen und von der Last der Truppendurchzüge öfters heimgesucht im Frieden zu Preßburg (am 26. Dec. 1805) an Baiern abgetreten werden mußte. Aber mit Widerwillen ertrugen die Tyroler die Herrschaft der verhaßten Baiern. Ihre Anhänglichkeit an das Haus Östreich war durch die erzwungene Lossagung von demselben, ihr Festhalten an dem Alten durch gänzliche Abschaffung der ihnen liebgewordenen Einrichtungen, ihr Nationalgefühl durch das Aufhören des Namens T. tief gekränkt worden und sowohl die früheren östreichischen Beamten, als auch die der neuen Regierung abholde Geistlichkeit und in späterer Zeit die östreichischen Emissaire nährten im Geheimen die Unzufriedenheit immer mehr. Kaum hatte daher der östreichische General Chasteler am 9. April 1809 die Grenze von T. überschritten und kaum waren die den Aufruhr entzündenden Proclamationen erschienen, als im ganzen Lande der Aufstand ausbrach, einzelne das Land durchziehende französische und baierische Soldaten ermordet, die baierischen Beamten gemißhandelt und gefangen und alle Gräuel der Empörung verübt wurden. Die Baiern, 1000 Mann stark und durch 3600 Mann französische Truppen verstärkt, welche von Inspruck aus in das Ober- und Unterinnthal zur Unterdrückung der Insurgenten vorgedrungen waren, wurden nach Inspruck zurückgetrieben und hier von den tyroler Bauern und Östreichern nebst ihrem Generale gefangen genommen, so daß nur einzelne Franzosen und Baiern über die Gebirge entkamen. An die Spitze der Insurgenten stellte sich nun der östreichische Major Teimer, der Freiherr von Hormayr und der Dr. Schneider, welche den Aufstand auch über Vorarlberg und Salzburg zu verbreiten suchten. Außer ihnen traten noch mit Bewilligung Östreichs Andreas Hofer, Sandwirth von Passeyr, Speckbacher und der Sennenwirth Riedmüller zu Pludenz als kriegerische Volkshäupter auf. Am 1. Mai versammelte

Digitized by Google

sich der Ausschuß der tyroler Stände in Brixen; der Landsturm trat auf ein allgemeines Aufgebot zusammen und es wurde eine Landes- und 3 Schutzdeputationen errichtet. Napoleon, erzürnt über diese unerwartete Störung seiner Kriegsplane, sendete zur Unterdrückung des Aufstandes und Vertreibung der Östreicher die baierischen Generale Wrede und Deroi unter Lefevre nach T., welche auch sofort siegreich in T. eindrangen. Die Tyroler machten aber dem Feinde jeden Fuß breit Landes streitig; aus allen Gebüschen schmetterten Schüsse in die Reihen desselben oder Felsenstücke stürzten von den steilen Höhen zur Seite der Straße in die geschlossenen Glieder der Baiern. Hierdurch wurde aber auch die Wuth derselben auf das Höchste gesteigert; sie knüpften Hunderte von gefangenen Bauern an der Straße auf, mordeten ohne Unterschied Weiber und Kinder, brannten das Städtchen Schwatz und eine Menge Dörfer nieder, schnitten den Männern die Zungen aus, nothzüchtigten die Frauen, rissen Schwangeren den Leib auf und verübten Gräuel jeder Art, denen selbst die Anführer nicht Einhalt zu thun vermochten. Ein 36stündiger Waffenstillstand, den Wrede zur Unterbrechung der Schreckensscenen schloß, hatte keine weiteren Folgen; deßhalb rückte er am linken, Deroi am rechten Innufer nach Inspruck vor. Die Baiern zogen am Abend des 19. Mai in diese Hauptstadt, die um Gnade flehte, ein, und verkündeten die Unterwerfung Tyrols. Allein hierdurch war blos das Innthal beruhigt worden, der Kern Tyrols, der Brenner und der Isel, waren noch im Aufstande begriffen und obgleich sich der größte Theil der östreichischen Macht durch das Vordringen der französisch-italienischen Armee bis an den Sömmering aus T. zurückziehen mußte, so brannte die Fackel des Aufruhrs doch noch an vielen Orten. Da Wrede das Land bald mit seiner Division verlassen hatte, so ward Deroi schon am 25. Mai von den Tyrolern aus dem Pusterthale und Vinschgau angegriffen, hatte sich aber gegen sie behauptet, bis sich die Insurgenten auf die Nachricht von der durch die Östreicher gewonnenen Schlacht bei Aspern auf 18000 Mann verstärkten und das bisher ruhig gebliebene Oberinnthal ebenfalls aufstand, worauf er sich unter fortwährenden Gefechten längs des unwegsamen linken Innufers durch Berge und Wälder zurückziehen mußte und endlich bei Rosenhain (am 6. Juni) zur Deckung Baierns eine feste Stellung bezog. Die Tyroler griffen nun den nach seinem Abzuge verlassen bei Mittenwalde stehenden Arco von Scharnitz an und trieben ihn mit bedeutendem Verluste nach Kochel, wo er ebenfalls eine feste Stellung bezog. Durch die Bemühungen der Leiter des Aufstandes nahm nun derselbe eine geregeltere Form an. Dr. Schneider schrieb auf den 5. Juni einen Landtag nach Bregenz aus, wo die Errichtung von 8000 Mann neuer Truppen, die Einsetzung eines Kriegsgerichts und eine minder barbarische Weise den Krieg zu führen beschlossen wurde. In T. leitete der Sandwirth Hofer die Vertheidigungsanstalten, erließ von seinem Hauptquartiere zu Inspruck aus seine Befehle an die Landschützenbataillons, schlug Münzen und setzte das Land in völligen Vertheidigungszustand. Nun begannen auch die Ausfälle vom Gebirge in das flache Land, die Bewohner von Vorarlberg griffen gegen Ende des Juni Lindau, Kempten und Kochel mit großer Kühnheit an, verursachten, obgleich zurückgeschlagen, dem Feinde großen Schaden und vom italienischen T. aus unternahm Chasteler nach Bassano und Mestre einen mit Brandschatzungen begleiteten Zug; jedoch gelang es auch Deroi am 17. Juni dem blokirten Kufstein Hülfe zu bringen und die Besatzung zu wechseln. Obgleich aber Östreich nach der Schlacht bei Wagram zu Ende des Julius seine Truppen zurückzog, Hormayr nebst vielen seiner Anhänger und Hauptleuten das Land verließen und zu gleicher Zeit Lefevre mit 30000 Baiern und einem herzoglichen sächsischen Hülfscorps in T. eindrang und ohne Widerstand in Inspruck einzog, so hatte doch der tapfere Hofer im Vereine mit dem Capuziner Haspinger, Speckbacher u. A. die Hoffnung nicht aufgegeben, T. gegen die Angriffe der Feinde zu behaupten.

Digitized by Google

Während seinem Rufe zum Aufstande das Hochgebirge folgte, schlug Haspinger am 4. Aug. an der laditscher Brücke auf der Straße nach Brixen die Baiern und trieb am 5. Aug. Lefebvre zurück, so daß derselbe nach einem ähnlichen Gefechte am 7. und 8. Aug. nach Inspruck zurückreisen mußte; am 13. Aug. schlugen ihn 20000 Tyroler von Neuem und zwangen ihn Inspruck am 16. zu verlassen. Zu gleicher Zeit wurde General Arco bei Rattenburg und Schwatz geschlagen und getödtet und eine andere Abtheilung Baiern, die über Scharnitz in das Oberinnthal und den Obervintschgau vorgedrungen war, mußte sich bei der puntlatzer Brücke gefangen geben. Hofer rückte zum dritten Male in Inspruck ein, ordnete die Verwaltung des Landes und regierte mit Gutmüthigkeit uneigennützig, vaterlandsliebend und sittenrein, öfter tröstend und ermahnend als befehlend. Unterdeß hatte Speckbacher am 24. Aug. die tyroler Grenze überschritten, am 17. Sept. die Baiern bei Luftenstein und Lofen zurückgetrieben und Berchtesgaden besetzt und die Tyroler streiften selbst bis Reichenhall; zu gleicher Zeit eroberte Haspinger den Paß Linz, besetzte Hallein und trieb die Baiern zu Ende des Sept. bis Salzburg zurück. Allein am 16. Oct. wurde Speckbacher mit 600 Mann von 6000 Franzosen bei Melek überfallen, so daß er nach Niedermetzelung der Seinen mit nur wenigen verwundet nach Rattenburg entrann, worauf auch Haspinger das Gebiet von Salzburg räumen und sich nach T. zurückziehen mußte, und auch in Vorarlberg war Schneider von den Würtembergern gefangen worden. Nun sah sich auch der von Feinden bedrängte Hofer genöthigt am 21. Oct. Inspruck zu verlassen, um sich auf dem Isel zu vertheidigen. Denn schon am 18. Oct. war Wrede über Salzburg und Traunstein nach St. Johann vorgerückt, während der Kronprinz von Baiern nach Lofen drang und Deroi von Kufstein aus nach Wörgel zog; zugleich besetzten 5000 Franzosen von Italien aus Trident und die Divisionen Baraguay d'Hilliers und Broussier rückten über Krain und Lienz vor. Von Übermacht gedrängt mußte auch Speckbacher seine Stellung auf der Brücke zu Hall verlassen und der Vortrapp der Baiern zog noch an demselben Tage (am 25. Oct.) in Inspruck ein, wo der Friede zu Wien feierlich verkündigt und die Mitglieder der Regierung Hofer's als Geißeln fortgeführt wurden. Dennoch aber legten die Tyroler die Waffen nicht nieder und Speckbacher nahm sogar noch ein baierisches Bataillon im Zimmerthale gefangen. Am 1. Nov. stürmte der Kronprinz von Baiern und General Drouet den Isel; allein ihren Angriff auf den Patschberg schlug Speckbacher zurück und hemmte ihr weiteres Vorrücken. Auch Rusca, welcher von Botzen gegen den Passeyer vordrang, fand hier den heftigsten Widerstand, wurde am 18. und 19. Nov. geschlagen und am 22. bei Terlan überfallen. Am 24. Nov. gelang es aber dem Generale Baraguay d'Hilliers endlich durch Überredung den Passeyer und Vintschgau zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Auch das Oberinnthal war nach vielen hartnäckigen Gefechten zur Unterwerfung gezwungen worden, nur das Pusterthal unterwarf sich erst im Jan. und Febr. 1810. Die Häuptlinge der Tyroler entflohen nun nach allen Seiten; Speckbacher und Haspinger entkamen mit Mühe nach Östreich, Andere wurden gefangen und erschossen, welches Loos auch Hofer traf. Im wiener Frieden wurde nun der südliche Theil Tyrols von Baiern getrennt und mit dem Königreiche Italien vereinigt; aber in dem ersten pariser Frieden wurden beide Theile wieder verbunden und als gefürstete Grafschaft T. an Oestreich abgetreten, welches auch seitdem in dem ungestörten Besitze des Landes geblieben ist. 81.

Tyrrhener, s. Hetrurien.

Tyrtäus, einer der ältesten griechischen Dichter zur Zeit des zweiten messenischen Krieges aus Aphidnä in Attika gebürtig, wurde den durch Kriegsunglück entmuthigten Spartanern, die deßhalb das Orakel befragt und von demselben die Weisung erhalten hatten, sich einen Anführer aus dem Auslande zu holen, von

Digitized by Google

den Athenienſern als Anführer zugeſchickt. T. löſte den Orakelſpruch dadurch, daß er die Spartaner durch ſeine epiſch-ioniſchen Kriegselegien, ſo wie durch doriſch-anapäſtiſche Kriegslieder (ἐμβατήρια ἐνόπλια) ſo zu Muth und Tapferkeit begeiſterte, daß ſie unter ſeiner Leitung die glänzendſten Siege errangen. Von des T. Gedichten ſind jedoch blos noch 3 Elegien nebſt 8 Fragmenten übrig. Dieſelben befinden ſich in den Sammlungen der gnomiſchen Dichter. Selbſtſtändige Ausgaben der Fragmente des T. ſind von C. A. Klotz (Altenb. 1767. 8.) und von Francke (im „Callinus" p. 133 sq.). — Vergl. A. Matthiae, „De Tyrtaei carminibus" (Altenb. 1820 progr.); die neueſte und beſte deutſche Überſetzung von des T. Gedichten befindet ſich in Weber's „Elegiſche Dichter der Hellenen" (Frankf. a. M. 1826). 20.

Tyrus, ſ. Phönicien.

Tzetzes, Name zweier ſehr gelehrter Brüder des XII. Jahrh. 1) Johannes T., lebte als griechiſcher Dichter und Grammatiker zu Conſtantinopel, zeichnete ſich aber nicht nur durch ſeine große Gelehrſamkeit, ſondern auch durch ſeine abgeſchmackte Prahlerei aus. Sein Hauptwerk ſind ſeine Scholien zu Lykophron's „Cassandra", die er unter ſeines Bruders Namen ſchrieb. Seine anderen Werke alle verrathen zwar tiefe Gelehrſamkeit, ſind aber theils ohne poetiſchen Werth, theils nur als geſchmackloſe Erzeugniſſe einer ſpätern Zeit beachtenswerth. Die bemerkenswertheſten ſind: „Chiliades", ein Gedicht in politiſchen Verſen über alle Fächer der Wiſſenſchaft, herausgegeben mit Lykophron von Nik. Gerbelius (Baſ. 1546. Fol.) und Kießling (Leipz. 1826. 8.); „Iliaca" („Antehomerica", „Homerica", „Posthomerica"), im Ganzen 1676 Verſe, herausgegeben von Glo. Ben. de Schirach (Hal. 1770. 8.); Fr. Jacobs (Leipz. 1793. 8.) und Im. Bekker (Berl. 1816. 8.) und außerdem noch eine Menge Commentare zu griechiſchen Dichtern. Mehrere ſeiner Schriften ſind noch nicht gedruckt. 2) Iſaak T., lebte ebenfalls zu derſelben Zeit in Conſtantinopel, war nicht weniger gelehrt als ſein Bruder und gilt für den Verfaſſer des von ſeinem Bruder geſchriebenen Commentars zum „Lykophron", am Beſten herausgegeben von Joh. Potter (Oxon. 1697. Fol.). 20.

Tzſchirner (Heinrich Gottlieb), einer der vorzüglichſten gelehrten Theologen, ausgezeichnetſten Kanzelredner und muthigſten Vertheidiger des Proteſtantismus neueſter Zeit, wurde am 14. Nov. 1778 zu Mitweida geboren, wo ſein Vater zuletzt Oberprediger war. Von dieſem und dem Schulrector Trübenbach vorbereitet ging er 1791 auf die benachbarte gelehrte Schule zu Chemnitz über, wo er mit Bretſchneider, Winzer, Pölitz u. A. in vertrauter Freundſchaft lebte, und bezog ſchon Oſtern 1796 die Univerſität Leipzig. Im Jahre 1799 beſtand er zu Dresden das theologiſche Candidatenexamen mit ſo vieler Auszeichnung, daß der Oberhofprediger Reinhard ihn veranlaßte, der akademiſchen Laufbahn ſich zu widmen. Er habilitirte ſich daher im Febr. 1800 zu Wittenberg und erwarb ſich bald darauf durch eine zweite Disputation die Rechte eines Adjuncts der philoſophiſchen Facultät. Seine akademiſchen Vorträge, beſonders über empiriſche Pſychologie, fanden vielen Beifall. Allein ſchon 1801 kehrte er nach der Heimath zurück, um ſeinem gefährlich erkrankten Vater als Amtsgehülfe zugeſellt zu werden. Dieſer ſtarb jedoch, ehe der Sohn noch wirklich die beabſichtigte Hülfe ihm leiſten konnte, und ſo übertrug der Stadtrath dieſem das Diakonat. Während ſeiner vierjährigen Amtsverwaltung ſetzte er aber das Studium der höheren theologiſchen Wiſſenſchaften mit dem angeſtrengteſten Eifer fort, wie ſeine damals erſcheinende „Geſchichte der Apologetik" (Wittenb. 1805) bewies, zu welcher Reinhard eine Vorrede ſchrieb. So geſchah es, daß er 1805 als ordentlicher Profeſſor der Theologie abermals nach Wittenberg berufen und zum Doctor derſelben ernannt wurde. Im J. 1809 ward er in die vierte theologiſche Lehrſtelle nach Leipzig verſetzt und eröffnete am 4. Dec.

Digitized by Google

desselben Jahres die Jubelfeier der Universität mit einer trefflichen Predigt, durch welche er sich als ausgezeichneter Kanzelredner ankündigte. Bereits zum außerordentlichen Assessor im Consistorium ernannt folgte er 1813 unter dem Großherzoge von Weimar dem sächsischen Heerestheile als Feldprobst und erhielt nach seiner Rückkehr von dem Magistrate 1814 das erledigte Archidiakonat an der Thomaskirche, von dem er noch in demselben Jahre dem verewigten Rosenmüller als Pastor zu St. Thomas, Superintendent der leipziger Ephorie und bald darauf als wirklicher Assessor des Consistorium folgte. Durch das Aufrücken in die dritte theologische Professur ward er 1815 Kanonikus zu Zeitz und nach Keil's Tode (1818), bei dem Aufrücken in die zweite Lehrstelle seiner Facultät, Domherr zu Meißen. Im Jahre 1826 beehrte ihn der König von Dänemark mit dem Danebrogorden. Nachdem er aber bereits seit 1823 an einem heftigen Brustübel gelitten hatte, starb er an einer katarrhalischen Lungenentzündung schon am 17. Febr. 1828. Es war einer der edelsten Geister, der in T.'s Gestalt über die Erde gegangen ist. Als Gelehrter war T. ein Mann, der nicht nur umfassende Kenntnisse, sondern auch einen ungemeinen Scharfsinn, ein sehr feines und richtiges Urtheil hatte. Seine theologische Denkart war im edelsten Sinne des Wortes aufgeklärt. Er hatte Glauben, aber sein Glaube war weder blind, noch schwärmerisch; er kannte wohl die Schranken der Vernunft, aber darum floh er diese nicht als ein gefährliches Irrlicht, vielmehr erklärte er sich in seinen „Briefen, veranlaßt durch Reinhard's Geständnisse" (Leipz. 1811) für die Vereinbarkeit übernatürlicher Offenbarung und Prüfung derselben durch die Vernunft. Obgleich T. weder ein neues System aufgestellt, noch eine neue Schule gestiftet hat, so hat er doch durch Verbreitung jener theologischen Denkart in den weiten Kreisen seiner kirchlichen, akademischen und literarischen Wirksamkeit der guten Sache unendlich genützt. — Gegen Haller's u. A. Angriffe trat er mit hoher Begeisterung als Wortführer des Protestantismus auf und siegreich wies er in der Schrift: „Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik" (Leipz. 1822), welche in 3 Jahren 4 Auflagen erlebte und gleichzeitig in die französische, englische und holländische Sprache übersetzt wurde, die Beschuldigung zurück, daß die Reformation die Revolutionen befördere. Ergriffen von der hohen Würde seines Berufs redete er nie ohne Begeisterung von der Kanzel zum Volke herab und seine Predigten, die er höchst sorgfältig ausarbeitete und streng memorirte, sprachen durch die Neuheit und das Interesse ihrer Hauptsätze, durch die logische Anordnung und Gliederung ihrer Theile, durch die kräftige Hervorhebung der religiösen und sittlichen Beziehungen, durch die häufigen Rücksichten auf geschichtliche Vorgänge und Belege und durch die Würde, Fülle, Reinheit und Lebendigkeit ihrer Form, den dicht gedrängten Kreis seiner Zuhörer ungemein an, ja rissen oft, namentlich am Schlusse, unwiderstehlich hin. — Seine schriftstellerische Thätigkeit nahm im Laufe zweier Jahrzehnte eine theilweise veränderte Richtung an. Wenn er in der ersten wittenberger Zeit, nach seiner unvollendet gebliebenen Geschichte der Apologetik, hauptsächlich mit Stoffen aus der Psychologie und Moraltheologie sich beschäftigte; so neigte er sich in späterer Zeit zunächst für Behandlung geschichtlicher und selbst politischer Aufgaben hin. Außer der bereits genannten besitzen wir aber noch folgende Schriften von T.: „Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder"; „Über den moralischen Indifferentismus"; „Über die Verwandtschaft der Tugenden und Laster"; „Über den Krieg, ein philosophischer Versuch" (Leipz. 1815); „Predigten" (Ebend. 1812 und 1816. 2 Bde.); mit Jörg, „Die Ehe aus dem Gesichtspunkte der Natur, der Moral und der Kirche" (Ebend. 1819); „Der Übertritt des Herrn von Haller zur katholischen Kirche" (Ebend. 1821); „Die Sache Griechenlands, die Sache Europas ꝛc." (Ebend. 1821); „Die Gefahr einer deutschen Revolution" (Ebendas. 1823); „Über die preußische Kirchenagende"

(Leipz. 1823); „Die Rückkehr katholischer Christen im Großherzogthume Baden zum evangelischen Christenthume" (Ebend. 1823. 4. Aufl. 1824); „Das Reactionssystem" (Ebend. 1824); „Zwei Briefe, durch die Schrift: Die reine katholische Kirche, veranlaßt" (Ebend. 1826); „Die Anklagen der Stunden der Andacht" (Frankf. a. M. 1826). Nach seinem Tode erschienen: „Predigten", herausgegeben von Goldhorn (Leipz. 1828. 3 Bde. 2. Aufl. 4 Bde. 1829); „Der Fall des Heidenthums", herausgegeben von Niedner (Ebend. 1829. 1. Bd.); „Vorlesungen über die Dogmatik", herausgegeben von Hase (Ebend. 1829); „Briefe eines Deutschen an französische Gelehrte" (Chateaubriand, Montlosier, Lamennais u. A.), herausgegeben von Krug (Ebend. 1829); „Opuscula academica", ed. Winzer (Lips. 1829). Auch vollendete T. Schröckh's „Kirchengeschichte seit der Reformation" durch Hinzufügung des 9. und 10. Bandes und redigirte folgende Zeitschriften: „Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers" (8 Bde. bis 1821); in Verbindung mit Stäudlin das „Archiv für alte und neue Kirchengeschichte" (5 Bde. bis 1822); als dessen Fortsetzung mit Stäudlin und Vater das „Kirchenhistorische Archiv" (1823—1826); mit Keil und Rosenmüller die „Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie" (1812—1817. 3 Bde.); endlich das „Magazin für christliche Prediger", von welchem er 5 Bände besorgte. — Vergl. über T. „Tzschirner's Denkmal", von Krug (Leipz. 1828); „Dr. H. G. Tzschirner", von Pölitz (Ebend. 1828) und „Mittheilungen aus Tzschirner's letzten Amts- und Leidensjahren", von Goldhorn (Ebend. 1828). 63.

U.

U, der 20. Buchstabe der abendländischen Alphabete und der dunkelste Vocal, wird mit fast geschlossenem Munde gesprochen und ist einer der Urlaute in jeder Sprache, welcher durch Verfeinerung zum O, durch Anschleifung an einen folgenden Vocal zum W (in der alten Schrift V, s. V-Buchstabe) und durch weichere Aussprache zum Ü wurde. Im Griechischen wurde er früher durch das Ypsilon (υ) (s. Y, Buchstabe) bezeichnet, als aber dessen Laut später in ü überging, pflegte man noch ein o vorzusetzen, um den alten U-Laut zu bezeichnen, und eben so ist man im Französischen verfahren. 9.

Ubbonisten war der frühere Name der Mennoniten (s. Anabaptisten), von ihrem Stifter, Ubbo Philippi, dem Lehrer von Menno Simonis. 23.

Ubier, ein alter deutscher Volksstamm, wohnten ursprünglich am rechten Rheinufer um die Sieg, wurden aber beständig von ihren mächtigen Nachbarn, den Katten, so gedrängt, daß sie einige Male den Cäsar gegen dieselben zu Hülfe riefen und sich unter den Schutz der Römer begaben, später auf ihr Bitten von Vipsanius Agrippa (s. d. Art.) auf das linke Rheinufer versetzt wurden (36 v. Chr.), wo sie das oppidum Ubiorum erbauten, welches 50 n. Chr. durch eine von der Enkelin Agrippa, Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, dahin gesetzte römische Colonie den Namen Colonia Agrippina erhielt, das heutige Köln. Das Gebiet der U. umfaßte jetzt das ehemalige der Eburonen (s. d. Art.) und einen Theil des der Trevirer (s. d. Art.) und als Städte darin werden genannt: Bonna (Bonn), Novesium (Neuß), Tolpiacum (Zülpich), Juliacum (Jülich), Tiberiacum (Berchem) u. a. Sie blieben treue Bundesgenossen der Römer und hatten deßhalb bei dem Aufstande des Claudius Civilis (s. d. Art.) viel zu leiden. Später verschwindet ihr Name. 37.

Ubiquität (ubiquitas) ist ein unlateinischer Ausdruck, womit Luther und

Digitized by Google

seine Anhänger die Allgegenwart des Körpers Christi im heiligen Abendmahle bezeichneten. Durch diese Behauptung wurden die sogenannten Sacramentsstreitigkeiten veranlaßt und die eifrigen Vertheidiger der U. Ubiquisten genannt. Um sich von den Calvinisten zu unterscheiden, die ebenfalls eine, jedoch nur durch den Glauben erkennbare, Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle zugestehen, gingen sie so weit, daß sie wirklich, vermöge der gegenseitigen Mittheilung der beiden Naturen in Christo (communicatio idiomatum), eine körperliche Gegenwart, allem Begriffe eines Körpers widersprechend, in den Lehrbegriff aufzunehmen verlangten. Um aber dem Vorwurfe der katholischen Transsubstantiationslehre zu entgehen, erklärten die Verfasser der Concordienformel, daß die U. des Leibes Christi nicht auf räumliche und irdische Weise stattfindend zu denken sei. Noch im Jahre 1610 erhob sich ein neuer Streit über die Ubiquitätslehre zwischen den tübingischen Theologen, welche sie streng vertheidigten, und den gießenschen, welche einer freiern Ansicht zugethan waren. 63.

Ueberbein (ganglion) ist eine Art Balggeschwulst (s. d. Art.), meist auf der Rückenfläche der Hand, von der Größe einer Haselnuß bis zu der einer Wallnuß, welche in den Flechsenscheiden der Muskeln durch Anstrengung und Druck entsteht und ganz wie eine Balggeschwulst zu behandeln ist. 30.

Ueberfahren heißt beim Bergbaubetriebe Lagerstätten von Metallen, Erzen und Mineralien im Fortbetriebe der Bergbauräume an- und durchbrechen. 76.

Ueberfall, franz. und engl. surprise. Wenn Heere eine Zeit lang unthätig gegenüber stehen und der Feldherr keine sichere Nachricht von der Absicht des Feindes erhalten kann, so werden Überfälle angeordnet, die sich auf größere oder kleinere Theile der feindlichen Macht, oder auch auf das ganze Corps erstrecken und namentlich die ersteren den Zweck haben, Gefangene zu machen, um von diesen die Absichten des Feindes in Erfahrung zu bringen. Um einen Ü. mit Erfolg zu unternehmen, bedarf es der Kenntniß des feindlichen Postens, der überfallen werden soll. Läßt sich der feindliche Posten umgehen, so ist die Wahrscheinlichkeit für das Gelingen. Schlechtes, nebelichtes, regnichtes Wetter gehören zu den günstigen Umständen eines Überfalls. Der Entwurf dazu ist, wie überall, abhängig vom Object der Operation und von den Linien, die zu demselben führen. Heimlichkeit des Marsches ist wesentliche Bedingung; die Sicherheit des Rückmarsches muß basirt sein. Kleine Überfälle werden am Vortheilhaftesten gleich nach Mitternacht, große aber erst etwas vor Tagesanbruch ausgeführt. 61.

Uebergabe, lat. traditio; franz. tradition, déliverance; engl. delivery, besteht in der Übertragung des Besitzes eines körperlichen Gegenstandes auf den Andern. Bei nicht körperlichen, dergleichen Berechtigungen, dient statt deren die Überlassung, indem man dem Annehmer die Ausübung zugesteht, ein Verhältniß, woraus vorzüglich der Unterschied zwischen „Kauf einer Sache" und „Cession eines Rechts" hervorgeht. Von umfassendster Bedeutung ist die Ü. (als Besitzeinräumung) bei Eigenthumsübertragungen, indem nur durch Erlangung des Besitzes das zum Eigenthume gehörige Recht, seinen Willen an der Sache geltend zu machen (dominium, jus reale), zur Ausübung gebracht werden kann. Die Juristen erklären deßhalb die Ü. für den instrumentalen Grund der Eigenthumsübertragung. Der Vertrag allein über die Übertragung des Eigenthums auf den Andern würde blos einen persönlichen Anspruch an den Versprechenden bilden, nicht aber die Sache selbst zu eigen machen. Hierbei zeigt sich der Unterschied zwischen dem natürlichen und dem Völkerrechte auf das Augenfälligste. Da die Sicherung von Besitz und Eigenthum bei Grundstücken nur durch gegenseitige Zusicherungen der Völker im socialen Zustande erreicht werden kann, so hat man in den mehrsten Staaten zur Eigenthumsübertragung bei Grundstücken für rathsam gehalten, den civilrechtlichen Besitz nicht von einer actuellen Ü. durch Hinein-

Digitized by Google

führung oder Einweisung durch Worte oder verständliche Zeichen ꝛc. abhängig zu machen, sondern dazu die gerichtliche Erklärung des Einen, daß er sich von der Sache lossage, und die des Andern, daß er solche annehme, zu verlangen. Dieß hat die Veranlassung gegeben 1) bei Allodialgrundstücken zu den in verschiedenen Ländern vorkommenden sogenannten Lehnsauflassungen und Lehnsreichungen oder statt deren zur Eintragung des Besitztitels in das dazu im Gerichte gehaltene Register und 2) zur Eintragung der Realrechte in die Hypotheken- und Grundbücher oder Tabellen. 10.

Uebergangsgebirge, s. Geognosie.

Ueberlieferung, s. Tradition.

Uebersetzung, lat. interpretatio; franz. traduction; engl. translation. Es ist noch nicht lange her, daß man das Übersetzen eines fremden Originals in die Muttersprache als eine Taglöhnerarbeit betrachtete, wozu allenfalls eine nothdürftige Kenntniß der Sprache, aus welcher übertragen werden soll, gehöre. Wie kümmerlich die früheren Leistungen schon deßhalb ausfallen mußten, liegt am Tage. Wie ungenießbar sind fast alle deutschen Übersetzungen, die bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen? Erst in der neuern Zeit hat die richtige Behauptung, daß Übersetzen nicht selten eben so schwer und häufig noch schwerer sei, als eine Originalschrift liefern, die verdiente Anerkennung gefunden. Ein Übersetzer soll (was freilich nicht immer der Fall ist) im vollständigen Besitze der beiden Sprachen, aus welcher und in welche er übersetzt, sein; er soll auch in den Gegenstand des Wissens, der den Inhalt des zu übersetzenden Werkes ausmacht, eingedrungen sein. Trifft er, mit diesen Eigenschaften versehen, den Sinn des Originals, so ist die Übersetzung doch deßwegen noch keine vorzügliche zu nennen, wenn sie nicht zugleich die besondere Art und Weise des Verfassers getreu wiedergibt, und zwar ohne der Sprache, in welche übersetzt wird, Gewalt anzuthun. Dunkelheit und Unverständlichkeit, so wie Umschreibung und Anpassung an unsere Denkweise (besonders bei der Ü. älterer Werke) müssen sorgfältig vermieden werden. Absichtliche Dunkelheit und Zweideutigkeit des Originals sollen ebenfalls nachgebildet werden; Sprüchwörter im Originale müssen in der Übertragung durch ähnliche und entsprechende ersetzt werden. Das Ziel des Übersetzers ist also die möglichste Treue, verbunden mit freier Gewandtheit. Ist das Original ein Werk in gebundener Sprache, so muß auch die Ü. metrisch sein und zwar muß sie (in soweit es möglich ist) das Versmaß des Originals beibehalten. Aus Allem geht hervor, daß ein guter Übersetzer nicht nur Talent und natürliche Anlage, sich in die Geisteserzeugnisse eines Andern hineinzudenken, sondern auch mancherlei andere Kenntnisse besitzen müsse. Die vorzüglichsten Übertragungen hat Deutschland aufzuweisen; denn keine andere Sprache ist in Prosa und Versen so fügsam und dem Charakter des Originals so leicht anzupassen, als die deutsche. Die Übersetzungen von J. H. Voß (jedoch nur Homer und Virgil), A. W. Schlegel (Shakspeare, Calderon) und Gries (Tasso, Arioste, Fortiguerra) sind unübertroffene Meisterwerke, wie sie keine andere Nation aufweisen kann. Wie erbärmlich sind dagegen fast alle französische Übersetzungen fremder poetischer Originale? Größtentheils in Prosa aufgelöst lassen sie den Leser fast keinen der Vorzüge, welche das Original darbietet, auch nur ahnen. 66.

Uechtland ist der alte Name des Schweitzercantons Freiburg nebst einigen angrenzenden Strecken. 37.

Uechtritz (Friedrich von), neuerer dramatischer Dichter, ward 1800 zu Görlitz geboren, auf der Schule seiner Vaterstadt und der Universität Leipzig, wo er die Rechte studirte, gebildet, trat zuerst als Referendar in das Kammergericht zu Berlin und ward 1828 Assessor des Landgerichts in Trier und 1829 in Düsseldorf, wo er bis in die neueste Zeit geblieben ist. Schon sein erstes dramatisches Werk:

Digitized by Google

„Chrysostomus" (Brandenb. 1822) erregte durch die Kraft der Rede, die scharfe Zeichnung der Charaktere und die ächt dramatische Ausführung des Ganzen große Aufmerksamkeit, welche seinen „Rom und Spartacus" (Berlin 1823) und „Rom und Otto III." (Berl. 1823) wegen noch entschiedenerer Vorzüge im erhöhten Grade zu Theil wurde und bei dem Erscheinen seines „Darius und Alexander" (Berl. 1827) in Bezug auf seine eigenthümliche dramatische Selbstständigkeit einen mehrjährigen Kunststreit zwischen Tieck, der eine Vorrede dazu schrieb, und seiner Schule und den Hegelianern als Gegnern herbeiführte. Weniger hat „Das Ehrenschwert" (Berl. 1823) angesprochen; aber „Rosamunda" (Düsseld. 1834) wird von den Kritikern allgemein für seine ausgezeichnetste Leistung gehalten. 16.

Ufer, lat. ripa; franz. rivage; engl. shore, ist im Allgemeinen die äußerste Grenze des an ein Gewässer stoßenden Landes, ohne daß der Sprachgebrauch oder das Herkommen die Grenze desselben nach der Landseite zu genauer bestimmte; in der eigentlichsten Bedeutung möchte es daher nur der gegen das Wasser gekehrte Rand des Landes sein. Bei Seen und dem Meere bedient man sich des Ausdrucks Strand und Küste, lat. littus; franz. côte; engl. coast, strand. 30.

Ugarte y Larrizabal (Don Antonio), ein spanischer Staatsmann, stammte aus einem alten Geschlechte in Navarra, wurde im Jahre 1817 dem Könige von Spanien von dem damaligen russischen Gesandten am spanischen Hofe, von Tatitscheff, empfohlen, stieg seitdem in der Gunst des Königs immer höher und wurde besonders mit mehreren wichtigen Aufträgen beehrt, die der Monarch vor den Augen der Minister geheim gehalten wissen wollte. Er handelte fortwährend im innigsten Einverständnisse mit dem russischen Gesandten und betrieb unter Anderm vorzüglich den Ankauf der russischen Schiffe, die zur Überfahrt der spanischen Truppen nach Amerika bestimmt waren. Allein ungeachtet der Gunst, in welcher er bei Ferdinand VII. stand, wurde er dennoch kurz vor dem Ausbruche der Revolution von 1820 besonders durch den Einfluß des Ministers, Herzogs von San Fernando, nach Segovia verwiesen, kehrte jedoch nach der Annahme der Constitution von Seiten des Königs zugleich mit diesem nach Madrid zurück, ohne aber seinen frühern Einfluß sogleich wieder gewinnen zu können. Indeß leitete er die geheime Correspondenz Ferdinand's VII. mit dem Kaiser von Rußland und anderen Fürsten und wirkte sehr thätig zur Organisation der ersten royalistischen Insurrection (1822). Nach der Wiederherstellung der königlichen Macht (1823) nahm sein Einfluß täglich mehr zu und er veranlaßte den Sturz des Ministerium Victor Saez. Im Jahre 1824 wurde er zum Secretair des Ministerium und zum Staatsrathe mit dem Range eines Ministers ernannt, leitete aber in der That als Chef das Ministerium, in welchem er das russische Interesse begünstigte, bewirkte den Sturz des bald darauf zusammengetretenen Ministerium Ofalia und brachte Zea-Bermudez an die Spitze der Regierung. Da jedoch U. bald einsah, daß er sich durch die Wahl Zea's um die Gunst der Absolutisten gebracht hatte, schloß er sich an dessen vorzüglichsten Gegner, Calomarde, an, um ihn zu stürzen; allein Zea, dieß bemerkend, brachte es dahin, daß der König am 17. März 1825 seinen bisherigen Günstling zum Gesandten zu Turin ernannte, um ihn aus Spanien zu entfernen, und als er den Gesandtschaftsposten ablehnte, gab ihm Zea zu erkennen, daß er dann wenigstens Madrid verlassen und sich nach Toledo begeben müsse. Er ging daher nach Turin ab und wurde zwar 1827 wieder zurückgerufen, mußte jedoch anfangs in Vittoria und später in Burgos verweilen und erhielt, als er im Mai 1829 im Begriff war, sich nach Madrid zu begeben, den Befehl, sich 15 Meilen von der Hauptstadt und den königlichen Lustschlössern entfernt zu halten. Er begab sich daher nach Buitrago und hierauf nach Guadalaxara. Endlich bewirkte der Minister Calomarde im Juni 1830 seine Zurückberufung nach Madrid, wo er jedoch noch in demselben Jahre starb. Sein Tod brachte den König um einen der eifrigsten Absolutisten. 81.

Digitized by Google

Ugolino della Gherardesca (Graf), das Haupt der guelphischen Partei in Pisa, bemächtigte sich der Herrschaft über diese Stadt, zerstörte aber, um sich leichter im Besitze seiner Macht behaupten zu können, die festen Schlösser daselbst. Im Jahre 1288 vertrieb er mit Hülfe der Gibellinen den ihm feindlichen Theil der Guelphen, schwächte aber hierdurch seine Partei, wurde alsdann von den Gibellinen besiegt, gefangen und auf Befehl des Erzbischofs Ruggieri in einen Thurm gesetzt, worin er nebst zweien seiner Söhne den Hungertod starb. Der Thurm, in welchem er gefangen saß, führt seit jener Zeit den Namen des Hungerthurmes. Dante Alighieri hat dieses Ereigniß zu einer meisterhaften, jedoch gräßlichen Schilderung des Hundertodes Ugolino's benutzt und H. W. von Gerstenberg hat diesen Stoff in seinem „Ugolino, eine Tragödie" (Hamb. 1768) dramatisch bearbeitet. 81.

Uhland (Johann Ludwig), einer der vorzüglichsten deutschen Lyriker, am 26. April 1787 zu Tübingen, wo sein Vater Secretair der Universität war, geboren, erhielt in der Schule seiner Vaterstadt eine gediegene gelehrte Bildung und widmete sich dann (1805—1808) der Rechtswissenschaft. Nach der Beendigung seiner Studien ward er in die Zahl der königlichen Advocaten aufgenommen und ließ sich, nachdem er vorher eine wissenschaftliche Reise nach Paris gemacht hatte, zu Stuttgart nieder (1812), wo er auch neben seiner Advocatur eine Stelle im Justizministerium bekleidete. Später entwickelte er zur Wiedererlangung der seinem Lande entrissenen Constitution eine unermüdliche Thätigkeit und war nach der Verleihung derselben seit 1819 eines der eifrigsten Mitglieder der Ständeversammlung, bis er 1829 als Professor der deutschen Literatur nach Tübingen zurückberufen ward. In der neuesten Zeit nahm U. wieder an den Verhandlungen der Ständeversammlung Theil und erwies sich stets als einen festen Freund und Vertheidiger des Rechts und einer gediegenen Aufklärung. U. repräsentirt die altdeutschthuende Periode von 1813 am Getreuesten und Besten; in seinen Gedichten spiegelt sich der Geist jener Zeit aufs Kostbarste, und zwar nicht nur der politische, sondern auch der moralische und ästhetische Geist. „Uhland," sagt W. Menzel, „steht unter den Dichtern, welche den Übergang bilden aus der begeisterten in die nüchterne Zeit, oben an; denn in ihm finden wir die schöne Wärme und farbige Phantasie der frühern romantischen Zeit und die besonnene praktische Richtung der neuen Zeit, kurz beide Zeiten in ihren guten Eigenschaften vereinigt. Daher ist auch sein Doppelleben als Dichter und Volksvertreter bedeutungsvoll und keineswegs blos zufällig. Die Umwandlung der Zeit selbst spiegelt sich darin. Die schöne Schwärmerei des Dichters schließt die klare Handlungsweise des Staatsmanns, die liebende Versenkung in die Erinnerung der alten romantischen Vorzeit schließt die Theilnahme am jugendlichen und kräftigen Wachsthum der Gegenwart nicht aus. Das Charakteristische fast aller seiner „Gedichte" (Tübing. 1815. 8. 10. Aufl. 1836. 8.) ist vollendete Gesundheit, Einfachheit ohne alle Manier und zieltreffende Wahrheit, und man darf ihm mit vollem Rechte nachrühmen, daß er die Lyrik zu der Natürlichkeit zurückgeführt habe, die unser ächtes altes Volkslied so vortheilhaft von der Kunstlyrik der Neueren unterscheidet." In U.'s minder berühmten dramatischen Werken: „Ernst von Schwaben" (Heidelb. 1818. 8.) und „Ludwig der Baier" (Berl. 1819. 8.) wird die Freundschaft, die Treue unter Männern verherrlicht. Auch mit literarischen Studien über die Poesie des Mittelalters hat sich der Dichter beschäftigt, bis jetzt aber nur eine kleine Probe der gewonnenen Resultate („Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter", Stuttg. 1823. 8.) gegeben. Sein neuestes Werk sind seine „Sagenforschungen, 1. Thl.: der Mythus von Thor" (Stuttg. 1836). 66.

Uhr, lat. horologium; franz. horloge; engl. clock, watch, heißt jedes künstliche Werk, welches zur Bestimmung und Abmessung der Zeit in Stunden

Digitized by Google

und deren Unterabtheilungen (Viertelstunden, Minuten, Secunden ꝛc.) dient. Die U. gehört zu den allernützlichsten Erfindungen, welche der menschliche Scharfsinn je erdacht hat, denn ohne sie würde es höchst unordentlich mit allen Geschäften der Menschen gehen. Dieses Bedürfniß fühlten schon die ersten Menschen. Sie ersannen deßhalb allerlei Mittel, den Tag in eine Anzahl gleicher Theile einzutheilen, und benutzten dazu den verschiedenen Stand der Sonne am Tage und der Sterne des Nachts, das Hahnengeschrei ꝛc. Eines der ersten Instrumente, dessen man sich später zu diesem Zwecke bediente, ist der Gnomon oder die **Sonnenuhr**, welche durch nachherige Vervollkommnung zu einem Sonnenquadranten geworden ist. Der Sonnenquadrant des Ahas (ungefähr 750 Jahre v. Chr. Geb.) darf wohl als einer der ersten Zeitmesser angesehen werden, dessen Andenken sich erhalten hat. In Rom wurde der erste Sonnenquadrant durch den römischen General Papirius Cursor (293 v. Chr. G.) bei dem Tempel des Quirinus aufgestellt. Aber auch die Klepsydder oder **Wasseruhr** wurde sehr frühzeitig benutzt. Nach Vitruv wurde dieses Instrument durch Ktesibius aus Alexandrien (140 Jahre v. Chr. G.) wesentlich verbessert. Ihr ähnlich sind die **Sanduhren**, welche gleichfalls sehr frühzeitig im Gebrauche waren. Die erste vollständige, durch Räder und Gewichte im Gange erhaltene Uhr, deren Dasein uns bekannt geworden ist, wurde im XIII. Jahrh. verfertigt. Sie war das Werk eines arabischen Künstlers und wurde auf Befehl des Sultans Salaheddin verfertigt, welcher sie später dem Kaiser Friedrich II. zum Geschenke machte. Im XIV. Jahrh. finden sich schon mehrere Spuren unserer heutigen Uhren. Richard, Abt von St. Albans in England, hatte 1326 eine U. verfertigt, welche nicht allein den Lauf der Sonne und des Mondes, sondern auch die Ebbe und Fluth anzeigte. Ein Künstler mit Namen Jacob Dondi erbaute für die Stadt Padua eine **Thurmuhr**, welche geraume Zeit als ein Wunderwerk betrachtet wurde. Sie stellte außer der Andeutung der Stunden auch den Umlauf der Sonne, des Mondes und der Planeten dar und bemerkte noch überdieß die verschiedenen Feiertage des Jahres. Dieses Werk verschaffte Dondi und seinen Nachkommen den Namen dell' orologio. Zu derselben Zeit baute Wilh. Zalander für dieselbe Stadt eine noch künstlichere U., welche im XVI. Jahrh. durch den Mechaniker Janellus Turvianus ausgebessert ward. Auch ein Deutscher, Namens Heinr. de Wyck, baute auf Befehl des Königs von Frankreich, Karl's V., eine große Thurmuhr, die noch 1737 vorhanden gewesen ist. Der Mönch Gerbert, später Papst Sylvester II., wird als der Erfinder der **Schlaguhren** angegeben. Er leistete dadurch den Mönchen in den Klöstern einen wesentlichen Dienst, da sie nun nicht mehr nöthig hatten, während der Nacht die Gestirne zu beobachten, um zu wissen, wenn ihre Berufszeit anfing. In jene Zeit fällt auch die erste Entstehung der **Uhrmacherkunst**. Man verfertigte nun auch kleinere Uhren, um sie im Zimmer zu gebrauchen, und endlich tragbare Uhren, welche wir auch **Taschenuhren** nennen. Die Erfindung der letzteren wird gewöhnlich dem nürnberger Künstler, Peter Hele (um 1510), zugeschrieben. Andere halten Hebrecht in Straßburg für den Erfinder, der aber seine erste Feder- oder Sackuhr im Jahre 1520 verfertigte, also gegen 10 Jahre später, als jener. Einige Decennien später ward in Deutschland, besonders in Nürnberg und Augsburg, aus der Uhrmacherkunst ein wichtiges Gewerbe. Die Erfindung der Unruhe in den Taschenuhren wird dem Mathematiker Huyghens (s. d. Art.) zugeschrieben, welcher auch zuerst 1676 die Anwendung der Pendel (s. d. Art.) vorschlug, um den Gang der Uhren gleichförmiger zu machen und dadurch der Erfinder der **Pendeluhren**, **Wanduhren**, **Stock-** oder **Stutzuhren** wurde. In dem nämlichen Jahre verfertigte ein gewisser Barlow für den König Karl II. die erste **Repetiruhr**. Um die Taschenuhren noch sicherer gehen zu machen und alle Reibungen zu vermeiden, erfand der Genfer Facio die Kunst, in Rubinen und Diamanten Löcher für die

Stifte zu bohren. Der Erfinder der Compensivpendel ist Graham (1715). Von da an wurden bei den Fortschritten in der Mechanik bei Verfertigung der Uhren immer neue Verbesserungen erfunden, so daß alle Arten von Uhren nach und nach einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt haben. — Die Haupttheile einer jeden U., welche die Tageszeiten durch Zeiger auf dem Zifferblatte anzeigen soll, sind: ein Räderwerk aus einer gewissen Anzahl in einander greifender Räder und Getriebe bestehend; die bewegende Kraft, welche dieses Räderwerk in Thätigkeit setzt, nämlich das Gewicht oder die in mehreren Gängen um sich selbst herumgewickelte elastische Stahlfeder und die Hemmung oder diejenige Vorrichtung, welche ein so langsames Umdrehen der Räder und Getriebe bewirkt, daß Wellen oder Achsen, welche die Zeiger tragen, erst in einer Stunde oder in zwölf oder mehr Stunden einen Umgang vollenden. Vorzüglich ist es die Hemmung, welche in neuerer Zeit vielerlei Veränderungen und Verbesserungen erlitten hat. Die erste Bahn dazu brach William Clement durch die Erfindung des englischen Hakens für die Pendeluhren. Es entstand nun die zurückfallende, die ruhende und die freie Hemmung. Für die Taschenuhren erfand 1695 Tompion die Cylinderhemmung. Überhaupt waren die mit den Hemmungen vorgenommenen Veränderungen zahlreich, obwohl nicht immer vortheilhaft. Eine der wichtigsten Epochen für die Uhrmacherkunst ist die Erfindung der See- oder Längenuhren von Harrison in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Sie heißen auch Chronometer, griech. Zeitmesser, und dienen insbesondere zur Bestimmung der geographischen Längen. Ein gutes Chronometer darf in einigen Monaten nur um einige Secunden abweichen, auch darf das Schwanken des Schiffes nicht die geringste Veränderung im Gange desselben hervorbringen. Astronomische Uhren sind solche, welche auf ihren Zifferblättern die planetarischen Darstellungen der Himmelskugel mit den Planeten, so wie der Systeme von Ptolomäus und Copernicus haben, an welchen die Planeten und um diese herum wieder ihre Trabanten genau in derjenigen Zeit ihre Umdrehungen machen, wie solche in der Wirklichkeit am Himmel stattfinden. — Spieluhren sind solche, wo mit dem Räderwerke eine mechanische Vorrichtung verbunden ist, so daß vermittelst einer Walze auf Stahlfedern oder auf flötenartigen Pfeifen Lieder oder andere Melodien gespielt werden. Man theilt sie gemeiniglich in Harfenuhren, Flötenuhren und Glockenspiele, wovon entweder jedes einzeln an die U. angebracht oder alle drei mit einander verbunden sind. Vergl. J. H. M. Poppe's „Praktisches Handbuch für Uhrmacher" (Neue Ausg. Leipz. 1810). 40.

Uhu, s. Eule.

Uiguren, ein altes Volk Hochasiens, waren früher ein Gegenstand vielfach verschiedener Meinungen; man hielt sie besonders für einen finnischen Volksstamm und brachte verschiedene ähnlich klingende Benennungen alter und russischer Schriftsteller mit ihnen in Verbindung und fand sogar die Ungarn in ihnen wieder. Neuere Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß sie rein türkischen Stammes sind und den Stamm der sogenannten Osttürken bilden, welche noch zerstreut in der Bucharei, Songarei, Sifan, Turfan ꝛc. unter Kirgisen und Kalmücken wohnen; doch ist der Name U. selbst verschwunden. Ihre Sprache ist gewissermaßen als Stammsprache der türkischen zu betrachten und dient sehr gut zur Erklärung vieler Erscheinungen in derselben. Vergl. Klaproth, „Reisen in den Kaukasus" (2. Thl. S. 481 ff.) und „Über Sprache und Schrift der Uiguren" (Halle 1813. 8.). 37.

Ukase, die (russ. der Ukas), ist 1) der Befehl, die Vorschrift, in sofern sich solche nicht auf Willkühr, sondern auf Grundsätze beziehen (daher nauka, die Wissenschaft); 2) die specielle Anordnung oder das Gesetz, welches unmittelbar vom Kaiser ausgegangen ist. 17.

Ukert (Friedrich August), ein ausgezeichneter geographischer Schriftsteller, wurde im Jahre 1780 zu Eutin geboren und starb 1834 als Bibliothekar und Pro-

d by Google

fessor am Gymnasium zu Gotha. Unter seinen Schriften erwähnen wir vorzüglich: „Handbuch der Geographie der Griechen und Römer von den frühesten Zeiten an" (Weimar 1816. 1. Bd. 1821. 2. Bd. 1. Abth. 1832. 2. Abth.); „Erdbeschreibung von Afrika" (in Hassel's und Gaspari's „Handbuch der Erdbeschreibung" 21. und 22. Bd., Weimar 1824—1825); „Gemälde von Griechenland" (Königsberg 1811) und die „Italienische Chrestomathie" (Gotha 1823). Im Vereine mit Heeren gab er die „Geschichte der europäischen Staaten" bis jetzt (Hamb. 1820—1834) 21 Bde., heraus, welche nach seinem Tode noch fortgesetzt wird. Auch besorgte er die Herausgabe der Schrift seines Vaters, Georg Heinrich Albrecht U.: „Dr. Martin Luther's Leben" (Gotha 1817). 81.

Ukraine, Ukräne, ein großer Landstrich Südrußlands, heißt eigentlich im Slawischen die Grenze und bekam seinen Namen nach der Eroberung Kiews durch die Polen als Grenzland gegen die tatarischen Stämme. Bei weiterer Ausdehnung der polnischen Erwerbungen ward endlich die ganze Kosakensteppe mit diesem Namen belegt, welcher auch bis in die neuere Zeit geblieben ist, wo die U. in die Gouvernements Kiew, Czernigow, Pultawa und Charkow vertheilt worden ist. 37.

Ulanen, Uhlanen, s. Reiterei.

Ulĕmā (عُلَمَآءُ) ist der Plural des arabischen Wortes عَلِيمٌ (Alīm), Gelehrter, und bezeichnet in der Türkei überhaupt die ganze Classe der Gelehrten, welche in die Abtheilungen der Theologen und Gesetzkundigen zerfallen, aus denen alle bürgerlichen Staatsämter besetzt werden, welche in allen wichtigen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme haben und vom Sultan nicht am Leben oder mit Confiscation der Güter bestraft werden dürfen. 9.

Ulfilas (oder richtiger Wulfila [welcher Name das Deminutiv von wulfs, der Wolf, ist], nicht aber Ulphilas, welches nur die griechische und lateinische Schreibart ist) ist ein berühmter Name in der gothischen Kirche und in der deutschen Literatur. Er war nach Einigen ein geborener Gothe, nach Anderen stammte er von kappadocischen Eltern, welche einst bei einem Raubzuge der mösischen Gothen von diesen aus ihrem väterlichen Sitze Sadagolthina nach dem Lande der Gothen abgeführt und daselbst heimisch geworden waren. Hier wurde U. gegen den Anfang des IV. Jahrh. geboren (sein Sterbejahr fällt um 380). Die mehrfache Verbindung, in welcher damals die Gothen mit dem griechischen Hofe standen, machte, daß U. Gelegenheit hatte, sich in Constantinopel oder einer andern Stadt dieses Reiches zu bilden und eine gründliche Kenntniß der griechischen Sprache zu erlangen. Seine Gelehrsamkeit und sein trefflicher Charakter machte ihn seinen Landsleuten so werth, daß sie ihn zu ihrem Bischofe (nach der Mitte des IV. Jahrh.) machten. Als solcher wohnte er der 359 zu Constantinopel gehaltenen Synode bei und ging außerdem noch zweimal in Angelegenheiten seines Volkes dahin, wo ihn der Kaiser Valens mit großer Auszeichnung aufnahm. Noch ist die allgemeine Sage, daß sich U. dadurch um sein Volk bleibende Verdienste erwarb, daß er ihnen eine Buchstabenschrift gegeben und die Bibel in ihre Sprache übersetzt habe. Das Erstere anlangend, so ist es ein Irrthum; denn die Gothen waren schon lange vorher ein sehr gebildetes Volk und hatten wahrscheinlich schon früher eine Schrift, wenigstens ist es kaum glaublich, daß eine so ausgebildete Sprache, wie die gothische damals, nach der Bibelübersetzung zu schließen, gewesen sein muß, nicht auch schon geschrieben worden wäre. Er scheint vielmehr nur das Alphabet aus dem Griechischen bereichert zu haben, wenn er ja in dieser Hinsicht etwas gethan hat und nicht vielmehr, weil er der Erste ist, von dem man eine schriftliche Aufzeichnung kennt, ganz unverdient zu dieser Ehre gekommen ist. Die Bibel hat er gewiß, wenigstens zum Theil, übersetzt, und zwar nicht, wie man gewöhnlich glaubt, knechtisch und mit Verläug-

Digitized by Google

nung der Idiome seiner Sprache und dem griechischen Texte Wort für Wort folgend, sondern auf eine so geistreiche, ungezwungene, dabei so treue und an das Original sich anschmiegende Weise, daß sie noch jetzt unsere Bewunderung in Anspruch nimmt und alle anderen alten Bibelübersetzungen, besonders die lateinischen, weit hinter sich zurückläßt. Ursprünglich ist sie aus griechischen Quellen geschöpft, aber später, als die Gothen in Italien und Gallien wohnten, aus lateinischen Handschriften emendirt und interpolirt. Sie ist zugleich das älteste Denkmal der deutschen Literatur und als solches von dem größten Werthe. Lange Zeit hatte man gar keine Kunde mehr von derselben und seit dem IX. Jahrh. verschwinden alle Nachrichten von ihr, wenn nicht Einer oder der Andere aus früheren Quellen sie anführte. Im XVI. Jahrh. fand Anton Morillon in der Benedictinerabtei Verden ein gothisches Evangeliarium, welches später nach Prag und wegen seiner Schönheit nach dem Schlusse des westphälischen Friedens nach Schweden kam. Dieß ist der berühmte Codex argenteus, auf purpurfarbenes Pergament mit silbernen und goldenen Buchstaben geschrieben, welcher jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Upsala aufbewahrt wird und durch vielerlei Unbilden der Zeit und Menschen sehr lückenhaft geworden ist. Fragmente von den Briefen wurden erst theils im vorigen Jahrhundert aus Palimpsesten zu Wolfenbüttel von Knittel und noch viel reichere in unserer Zeit zu Mailand von Aug. Mai und Graf Castiglione aufgefunden. Die erste Ausgabe der Evangelien besorgte Junius (Dortrecht 1665. Amsterdam 1684. 4.), dann der schwedische Kriegsrath Stjernhjelm (Stockholm 1671. 4.); besser ist die von Benzel ausgearbeitete des Engländer Lyn (Oxford 1750. 4.). In Deutschland gab Zahn mit den wolfenbüttler Fragmenten zuerst den U. (Weißenfels 1805. 4.) heraus und nachher mit allen seit 1819 von Castiglione zu Mailand edirten Fragmenten der paulinischen Briefe und des alten Testaments der Regierungsrath von der Gabelentz und Dr. Jul. Löbe (Altenb. 1836 f. 2 Bde. 4.). 6.

Ulloa (Don Antonio di), Generaldirector der spanischen Marine, geb. den 12. Jan. 1716 zu Sevilla, war der Sohn einer altadeligen Familie, widmete sich früh dem Seedienste und wurde schon 1733 Capitain einer königlichen Fregatte. Im folgenden Jahre erhielt er den Auftrag, der berühmten Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erdkugel in Südamerika beizuwohnen, blieb 13 Jahre in Peru und machte nach seiner Rückkehr auf Kosten der Regierung seine während der Zeit gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen bekannt. Im Jahre 1746 wurde er Fregattencapitain, bereiste fast alle Meere Europas und kehrte mit Kenntnissen bereichert zurück, die er mit patriotischem Eifer zum Besten seines Vaterlandes anwendete. Er war der vorzüglichste Beförderer der königlichen Wollenmanufacturen, vollendete die großen Canäle und Bassins von Carthagena und Ferrol und belebte die berühmten Quecksilberminen von Almaden und Guançavellica in Peru. Bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die Flotte in den westindischen Meeren und da nach dem Frieden von 1762 Louisiana unter spanische Herrschaft gekommen war, wurde er 1766 Gouverneur dieser Provinz, blieb aber wegen erfolgter Unruhen nicht lange in dieser Stelle. Der König erhob ihn endlich zum Ritter und Commandeur des St. Jago Ordens, zum Generallieutenant der königlichen Flotten und zum Generaldirector der ganzen spanischen Marine, in welcher Würde er den 5. Juli 1795 auf seinem Landhause unweit Cadiz starb. U. war einer der berühmtesten und verdienstvollsten Männer seiner Nation im XVIII. Jahrh., der mit geprüfter Einsicht alles Gute patriotisch beförderte und sich nicht allein um die Verbesserung der Marine und der Manufacturen, sondern auch um die Ausbreitung der Wissenschaften, namentlich der mechanischen und physikalischen, große Verdienste erwarb. Die von ihm hinterlassenen Werke sind: „Relacion historica del viage a la America meridional“ (Madr. 1748. Ins Engl. u. Franz. übersetzt; deutsch in 9 Bdn. der „Allgemeinen Historie der Reisen“); „Noticias americanas sobre

Digitized by Google

la America meridional y la septentrional-oriental" (Madr. 1772. Deutsch von J. A. Dieze mit Zusätzen von Schneider, Leipz. 1781. 2 Bde.). — Don Bernardo di U., ein naher Verwandter des Vorigen, ist bekannt durch sein interessantes Werk: „Restablecimiento de las Fabricas y commercio Espanol." (Madr. 1740, franz. Amsterd. 1761). 26.

Ulm, eine alte berühmte deutsche Stadt, jetzt Hauptstadt des würtembergischen Donaukreises, liegt am Einflusse der Blau und ganz in der Nähe der Mündung der Iller in die Donau, welche hier schiffbar wird, ist altmodisch und unfreundlich gebaut und hat etwa 14500 (sonst 40000) Einwohner. Sie ist der Sitz der Kreisregierung und einer Finanzkammer, hat ein berühmtes Gymnasium, eine Kunstschule, einen landwirthschaftlichen Verein, ein Zwangsarbeitshaus, einige Fabriken und nicht unbedeutenden Handel, der aber doch gegen früher außerordentlich gesunken ist. Außerdem beschäftigen sich die Einwohner mit Schifffahrt, Schiffbau, Gemüsebau, Fabrication von hölzernen Pfeifenköpfen (welche sonst sehr berühmt waren), Tabak, Graupen, Mehl, Zuckerbrod, Feuerschwamm u. dergl.; auch pflegte man sonst hier viele Schnecken zu mästen; die sonst so blühende Leinwand- und Wollweberei ist jetzt sehr gesunken. Zu den merkwürdigen Gebäuden Ulms gehören: der Münster, ein Meisterstück der gothischen Baukunst, von 1377—1488 erbaut, die höchste und größte Kirche Deutschlands, im Innern 416 Fuß lang, 142 Fuß hoch und 166 Fuß breit, mit einem 337 Fuß hohen, aber nicht vollendeten Thurme, einem herrlichen Portale im gothischen Style, einer sehr großen Orgel und vielen Glasmalereien; das Rathhaus mit dem künstlichen Uhrwerke; das Schauspielhaus mit schönem Portale von korinthischen Säulen; das deutsche Ordenshaus, jetzt Sitz der obersten Kreisbehörden; der neue Bau; das Zeughaus; das ehemalige Steuerhaus und die prächtige Brücke über die Donau, über welche zugleich die baiersch-würtembergische Grenze geht und jenseits welcher das baiersche Neu-Ulm liegt. — Die Stadt ist sehr alt, erhielt schon 883 Stadtrechte, ward im XIV. Jahrh. freie Reichsstadt mit dem Münzrechte, dem jus de non appellando, dem Blutbanne ꝛc. und erwarb allmählig ein Gebiet von 17 □Meilen mit 40000 Einwohnern, verlor aber 1803 ihre Reichsunmittelbarkeit und fiel an Baiern, von dessen Oberdonaukreise sie die Hauptstadt ward, kam 1805 in die Hände der Östreicher, wurde aber von den Franzosen eingeschlossen, so daß endlich am 17. Oct. 1805 der östreichische General Mack mit 23800 Mann capituliren mußte, und ward im Frieden zu Preßburg an Würtemberg abgetreten. 37.

Ulme oder Rüster, lat. ulmus; franz. orme; engl. elm, eine schöne hohe Baumgattung Europas zu Linné's pendandria digynia gehörig, ist in 7 Arten bekannt, von denen die Feldulme (ulmus campestris), ein schlanker Baum mit eiförmigen, zugespitzten, doppelt gesägten Blättern und kleinen dunkelrothen Blüthen, in ganz Europa wächst, über 100 Jahre alt wird, die Höhe der größten Eiche erreicht und ein weißes, weiches und grobadriges Holz hat, dessen Rinde in der Medicin gebraucht und in Norwegen sogar zu Mehl gemahlen und zu Brod gebacken wird; die Blätter geben ein gutes Futter für Ziegen und Schafe. — Die rauhe Ulme (u. sativa) dagegen wird über 200 Jahre alt und ihr Holz sehr häufig zu Tischlerarbeiten verbraucht. Auch die übrigen Arten werden ihres maserigen Holzes wegen sehr häufig zu allerhand Holzarbeiten, besonders zu Pfeifenköpfen, verarbeitet. 30.

Ulpianus (Domitius), ein großer theoretischer Rechtslehrer der Römer, geb. zu Tyrus in Syrien, kam frühzeitig an den römischen Hof, wo er bis zu Heliogabalus' Regierung in großem Ansehn stand. Dieser schickte ihn zwar ins Exil, er wurde aber nach dessen gewaltsamem Tode (222) zurückberufen und stand beim Regierungsantritte des jungen Kaisers Alexander Severus an der Spitze eines Staatsraths von 16 Senatoren, in dessen Händen die Leitung der Staatsge-

Digitized by Google

schäfte ruhte. U. war zuletzt praefectus praetorio und wurde im Jahre 228, weil er die Verbesserung des Soldatenstandes beabsichtigte, als ein Feind dieses Standes betrachtet, von den Prätorianern zu den Füßen seines Kaisers ermordet, der, zur Rettung desselben, ihn mit seinem Purpur, aber vergeblich, bedeckte. Nach Lactantius war er ein Feind der christlichen Religion. Von seinen vielen juristischen Schriften sind die Fragmente zahlreich in die Pandecten mit aufgenommen worden und vor Auffindung des Gajus waren U.'s Fragmente die wichtigste Quelle des ältern Rechts. Das wichtigste seiner Werke waren die „libri 83 ad edictum." Vorhanden ist auch noch die von Anderen dem Dositheos Magister beigelegte Schrift: „Über die Arten des Rechts und die Freilassungen", herausgegeben von Röver (Leyden 1739). Vergl. Steyer, „De Ulpiano" (Leipz. 1726. 4.) und Heimbach, „Über Ulpian's Fragmente" (Leipz. 1834). 25.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, war ein Sohn Heinrich's IV., welcher wahnsinnig geworden war, ward 1487 geboren und kam zur Regierung, weil von Eberhard im Bart und dessen Nachfolger Eberhard II. keine männliche Nachkommenschaft vorhanden war. Der Letztere ward 1498 vertrieben und U. ward, 11 Jahre alt, Herzog. Während die Vormünder das Land regierten, lebte er seiner Ausbildung halber am kaiserlichen Hofe Maximilian's I., mit dessen Schwestertochter, Sabine von Baiern, er frühzeitig verlobt wurde. Dieß und die Gunst, in welche sich U. beim Kaiser zu setzen verstand, bewirkten, daß dieser den 16jährigen Jüngling für mündig erklärte, worauf U. die Zügel der Regierung ergriff (1503). Der Beginn seiner Herrschaft zeichnete sich mannigfach durch glückliche kriegerische Unternehmungen im baierisch-landshutischen Erbfolgestreite, durch Glanz und Pracht des Hofes, besonders bei seiner Vermählung mit Sabine von Baiern, und die unwandelbare Gnade des Kaisers aus. Bald aber wendete sich das Blatt und es folgte eine leidensvolle Zeit. Die eigentlich unbesonnene Geldverschwendung, so wie die mannigfachen Kriegszüge mehrten die Schuldenlast ungemein, so daß sich ein gefährlicher Aufruhr, bekannt unter dem Namen des armen Konrad (1514), erhob, den U. nur dadurch dämpfte, daß er im tübinger Vertrage, worin das Land die Bezahlung der fürstlichen Schulden übernahm, versprach, ohne Wissen und Willen der Landschaft keinen Rettungskrieg als Hauptkrieg zu führen; eben so sich in keinen andern für sich einzulassen, falls er des Landes Hülfe dazu in Anspruch nehme; daß die Landschaft sich selbst nur besteuern solle und außer den zur Rentkammer zu liefernden Gefällen keine andere Schatzung zu zahlen habe; daß das Land keine anderen Schulden zu übernehmen haben und die Aussteuer der Prinzessinnen von Verwilligung abhängen solle; daß kein Stück des Landes zukünftig veräußert werden dürfe, allen Einwohnern freier Abzug gestattet sei; kein Landeskind in Zukunft in peinlichen Sachen ohne Urtheil und Recht gestraft werde; die Landschaft Antheil an der Gesetzgebung habe und Stuttgart und Tübingen das Recht haben sollen, den Herzog zur Ausschreibung eines Landtags zu ermahnen, im Falle sie dieß für nöthig halten würden. Diese Punkte versprach der Herzog eidlich und der Kaiser bestätigte den Vertrag. Kurz nachher aber schadete er sich an Ehre, Ruhm und des Kaisers Gunst durch Flucht seiner Gemahlin, in deren Armen er Hans von Hutten, welchen er in Verdachte eines zu zärtlichen Verhältnisses mit der Herzogin hatte, eigenhändig ermordete. Den Adel und die Herzöge Baierns brachte er gegen sich auf und mühsam entrann er der Acht. Allein 1519 traf ihn unrettbar das Geschick, da er sich die Reichsstadt Reutlingen zueignete, deren Bürger einen seiner Vögte erschlagen hatten und die er dafür eroberte. Der schwäbische Bund trat wider ihn auf, vertrieb ihn aus seinem Erblande und verkaufte dieses an Östreich, während U. auf dem Hohentwiel oder zu Mömpelgard sich aufhielt, welches ihm geblieben war. Nach mehreren vergeblichen Versuchen U.'s, seines Landes wieder Herr zu werden, gelang es endlich 1534 Philipp dem Großmüthigen, ihn durch die siegreiche

Digitized by Google

Schlacht bei Laufen wiederum in Besitz desselben zu setzen und nun sorgte U. auf das Eifrigste für die Verbreitung des Lutherthums. Aber bald trübten neue Schicksale seine Lage. Er war zum schmalkaldischen Bunde getreten, hatte ein bedeutendes Hülfsheer demselben zugesendet und mußte nun nach Besiegung des Bundes beträchtliche Summen zahlen und das Interim annehmen. Alles dieß aber schützte ihn nicht gegen eine Felonieklage, welche Ferdinand, von dem er 1534 das Land zu Afterlehn hatte nehmen müssen, erhob und es war wohl vorher zu sehen, welche Wendung der Rechtsstreit genommen haben dürfte, wenn nicht der Tod 1550 den Leiden des Herzogs und den östreichischen Planen ein Ziel gesetzt hätte. 82.

Ulrich Anton, Herzog von Braunschweig, einer der gebildetsten Fürsten seiner Zeit, am 4. Oct. 1633 zu Hizacker im Lüneburgischen geboren, zeigte schon sehr frühe eine seltene Liebe zu den Wissenschaften und bezog, nachdem er unter seinen Lehrern F. von Kramm und dem in der deutschen Literatur bekannten J. G. Schottel treffliche Vorstudien gemacht hatte, die Universität Helmstädt, wo er sich der Theologie und der Poesie widmete. Seine Kenntnisse suchte er auf einer Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien immer mehr zu erweitern und nahm nach seiner Zurückkunft an der Landesverwaltung thätigen Antheil. Nach dem Tode seines Bruders, des regierenden Fürsten Rudolph August (1704), ward er Beherrscher des braunschweig-wolfenbüttelschen Landes und nahm 1710 aus politischen Absichten die katholische Religion an, ohne jedoch seine Unterthanen in der Ausübung der protestantischen im Geringsten zu beschränken. Er starb am 27. März 1714 und hinterließ den Ruhm eines eben so guten und einsichtsvollen Fürsten, als eines freigebigen Gönners und Beförderers der Künste und Wissenschaften. Als Dichter gehört Anton U. zu der Schule Hoffmannswaldau's, vermied aber die diesem Dichter eigene Witzelei und unsittliche Geistesverwirrung. An Gedankenleere und wässerigter gedehnter Darstellung scheint er ihn jedoch übertroffen zu haben. Seine geistlichen Poesien („Churfürstliches David's Harpffenspiel", Nürnb. 1667. 8., Wolfenb. 1670. 8.) wurden, obschon sie sich nicht über das Gewöhnliche erheben, in viele Gesangbücher aufgenommen. Seine Romane: „Die durchlauchtige Syrerinn Aramena" (Nürnb. 1669 u. 1678. 5 Thle. 8. Umgearbeitet von S. Albrecht, Berl. 1782—1786. 3 Thle. 8.) und „Octavia, Römische Geschichte" (Nürnb. 1687—1707. 6 Thle. 8. N. Ausg. Braunschw. 1712. 6 Thle. 8.) fanden zu ihrer Zeit zahllose Leser und gelten als unerschöpfliche Fundgrube wahrer Weltklugheit. An Erfindungsgeist fehlte es dem Verfasser nicht; die Geschichte ist aber bis zur Unleidlichkeit gedehnt und die Charaktere bleiben schon deßwegen, weil die Denkart und die Sitten verschiedener Zeiten in einer damals beliebten pretiösen Flachheit vermischt sind, ohne alle Individualität, matt und trocken. Dem Styl fehlt es an Kraft und Bestimmtheit; die Sprache ist ziemlich rein, aber höchst altväterisch. U.'s Singspiele und dramatische Gelegenheitsgedichte übergehen wir mit Stillschweigen, da sie längst aus dem Andenken der Lesewelt verschwunden sind. 67.

Ulrich von Lichtenstein, ein deutscher Minnesänger aus dem XIII. Jahrh., stammte aus der noch blühenden Familie dieses Namens und scheint ein eben so tapferer als galanter Ritter gewesen zu sein. Seine (58) Lieder (Manesf. Samml. II. 24—46) gehören zu den besten dieser Periode. In der Leichtigkeit der Sprache und der Versification übertreffen sie weit alle gleichzeitigen Versuche. Ein eigenthümlicher Vorzug ist die durchgehends vorherrschende ächtpoetische Fröhlichkeit, welche aus einem innig heiteren, freien Gemüthe entspringt, und man könnte wohl diesen Dichter ausschließend den Fröhlichen nennen. U. hat die einzelnen Minnelieder auch in seinen „Frauendienst" (bearbeitet von L. Tieck, Stuttg. 1812. 8.), ein zur epischen Gattung gehörendes Gedicht, welches noch nicht in seinem ursprünglichen Texte bekannt gemacht worden ist, verflochten. 67.

Digitized by Google

Ulrich von Turlin, ein deutscher Dichter aus der Mitte des XIII. Jahrh., verfaßte ein episches Gedicht: „Der Aventüre Krone", welches zu dem Sagenkreise von Artus Tafelrunde gehört, das aber nicht gedruckt ist. Man hat diesen Dichter oft mit **Ulrich von Thürheim**, aus dem südlichen Schwaben, welcher noch den **Tristan** Gottfried's von Straßburg (s. d. Art.) und Wolfram's von Eschenbach „Wilhelm von Oranse" unter dem Titel: „Der starke Rennewart" fortsetzte (Alles bis jetzt nur handschriftlich vorhanden) und als Verfasser eines sonst unbekannten epischen Gedichtes: „**Elias**" genannt wird, für eine und dieselbe Person gehalten; aus inneren Gründen, besonders der Darstellung, unterliegt jedoch diese Meinung großem Zweifel. 66.

Ultimat (vom lat. ultimatum, das zuletzt Gegebene oder Versprochene) heißt bei Verhandlungen Zweier, welche einander gegenüber stehen, sollte der Eine auch blos Bittender sein, die letzte oder Schlußerklärung des Andern; daher bei Verträgen die letzte Erklärung der Proposition, bei wiederholten Anträgen oder Gesuchen aber die letzte Antwort, wobei es nunmehr verbleibt. Da in der Erklärung: „Dieß sei das U." zugleich die Andeutung liegt, man wünsche nicht mit weiteren Anträgen behelligt zu werden, so fordert es bei diplomatischen Angelegenheiten der Anstand, daß der Andere sich des Weitern enthalte und, wenn er sich nicht beruhigen will, nun auf indirectem Wege, z. B. durch Interceſſion des Dritten, die ferneren Versuche mache. 17.

Ultra (lat.) heißt über etwas hinaus und wird vorzüglich in dem neuern Sprachgebrauche den Namen der verschiedenen politischen und religiösen Parteien vorgesetzt, um eine Meinung anzudeuten, welche in ihrer Richtung noch über die gewöhnlichen Grundsätze hinausgeht. So gibt es Ultraroyalisten, Ultraservile, Ultrarationalisten, Ultraliberale ꝛc., welche bezüglich auf ihre Gegner wohl auch oft einfach **Ultras** genannt werden. 30.

Ultramarin, s. Azur.

Ultramontanismus, s. Papismus.

Ulug Beg (großer Fürst), Herrscher der Mogolen, hieß eigentlich Muhammed Taratai, war der Enkel Timur's und ward 1393 geboren. Schon 1407 übertrug ihm sein Vater Schahroch die Verwaltung von Chorassan, Masenderan und Maweralnahr; er schlug seine Residenz in Samarkand auf und zeichnete sich nicht weniger durch Milde und Gerechtigkeitsliebe, als durch seine Liebe zu Künsten und Wissenschaften aus, so daß sein Hof der Mittelpunkt aller Gelehrsamkeit Hochasiens ward und ihm der Titel U. Beg beigelegt ward, unter dem er allein bekannt geworden ist. Vorzüglich liebte er die mathematischen Wissenschaften, errichtete in Samarkand eine große Sternwarte, deren Leitung er den berühmtesten Astronomen seiner Zeit übertrug, ließ zum Behufe astronomischer Beobachtungen einen großen Quadranten verfertigen und war bei der Entwerfung seiner berühmten Sterntafeln (1437) selbst sehr thätig; auch errichtete er zu Samarkand eine berühmte Universität, welche lange Zeit für die ausgezeichnetste des Islam galt. Seit 1446 war er Beherrscher des ganzen Reichs seines Vaters; doch empörte sich 1449 sein Sohn Abdollatif gegen ihn, besiegte ihn und ließ ihn erdrosseln. Die astronomischen Tafeln sind herausgegeben worden von Thomas Hyde (Oxford 1665. pers. u. lat. mit Commentar). Eben so ist ein ihm zugeschriebenes Geschichtswerk von J. Grävius herausgegeben worden (1650). 37.

Ulysses (griech. Ὀδυσσεύς), war der Sohn des Laertes und der Antiklea, der Tochter des Autolykus, König von Ithaka und Dulichium. Seine Geschichte fällt in die Zeit der Mythe; er wird nicht sowohl seiner Tapferkeit, als seiner List und Verschlagenheit wegen gerühmt, daher seine Beinamen πολύμητις, πολύτροπος ꝛc. In den Versammlungen zeichnete er sich durch eine glänzende Beredsamkeit aus. In seiner Jugend besuchte er den Autolykus und wurde hier in den Wäldern

Digitized by Google

des Parnassus bei einer Jagd von einem Eber in den Fuß verwundet, welche Narbe er zeitlebens behielt. Auf einer Gesandtschaft nach Messenien erhielt er vom Iphitus, den er beim Orsilochus traf, als Freundschaftszeichen einen Köcher und jenen berühmten Bogen, mit dem er später die Freier erlegte. Als die Griechen den Zug nach Troja unternahmen, suchten sie auch ihn zur Theilnahme zu bewegen; doch durch einen Orakelspruch gewarnt, daß er erst nach 20 Jahren seine Heimath wiedersehen würde, stellte er sich wahnsinnig. Er spannte nämlich einen Ochsen und Esel vor den Pflug und fing an zu ackern; als aber Palamedes (s. d. Art.) seinen neugeborenen Sohn Telemach auf das Feld legte und U. den Pflug vorsichtig über denselben weghob, wurde sein Betrug entdeckt. Er brachte jetzt 12 Schiffe zu der griechischen Flotte. Durch seine List wurde Achilles unter den Frauen des Lykomedes aufgefunden und zur Theilnahme an dem Kriege gezwungen; zweimal ging er als Gesandter nach Troja, um die Auslösung der Helena zu bewirken; auch einmal als Bettler verkleidet, um die Stärke der Belagerten zu erkunden. Vom Agamemnon wurde er als Gesandter an den Achill geschickt, den er durch seine Beredsamkeit zur Aussöhnung bewegen sollte. Nach dem Tode dieses Helden erhielt er seine Waffen, ungeachtet sie dem Ajax Telamonius, als dem Tapfersten, gebührten. Endlich war er auch unter denen, die sich in das hölzerne Pferd einschließen ließen, durch welche List die Stadt erobert wurde. Am Berühmtesten ist er aber durch seine zehnjährigen Irrfahrten geworden, welche uns Homer in der Odyssee schildert. Mit vieler Beute beladen segelte er zugleich mit dem Agamemnon von Troja ab, wurde aber durch einen Sturm zu den Ciconen, Bundesgenossen der Trojaner, getrieben, deren Stadt er zerstörte. Von hier durch die Nachbarn verjagt kam er in das Land der Lotophagen, an welches die süße Frucht des Lotos seine Gefährten so fesselte, daß er sie nur durch Gewalt zur Einschiffung bewegen konnte. Zu den wilden Cyklopen gelangt trat er mit 12 Gefährten in die Höhle des einäugigen Polyphem (s. d. Art.), vor dessen Grausamkeit er sich nur dadurch rettete, daß er ihn betrunken machte und dann blendete; doch erregte er dadurch den mächtigen Zorn des Neptun, des Vaters des Polyphem, der ihm jetzt auf jegliche Weise hinderlich war. Vom Äolus, dem Gott der Winde, erhielt U. einen Sack, in welchem alle Winde, den Zephyr ausgenommen, der ihm günstig war, eingeschlossen waren; doch seine Gefährten öffneten ihn, während er schlief und so wurde er vom gewaltigen Sturme an Äoliens Küste geworfen, dessen König ihn ungünstig aufnahm. Weiter segelnd gelangte er zu den menschenfressenden Lästrygonen, die viele seiner Genossen tödteten, nur durch große List rettete er ein Schiff, mit welchem er in Ääa, der Insel der Circe, landete. Diese Göttin verwandelte seine Gefährten in Schweine; er selbst aber, vom Mercur mit einem Zauberkraute versehen, entfloh ihrer Macht und zwang sie sogar jene wieder in Menschen umzuschaffen. Nach Verlauf eines Jahres rieth ihm die Circe, seines fernern Schicksals willen in die Unterwelt hinabzusteigen und den Tiresias zu befragen. Hier fand er die Heroen und griechischen Helden, auch seine Mutter und mehrere seiner Gefährten. Als er vor den Inseln der Sirenen vorbeifuhr, ließ er sich fest an den Mastbaum binden, nachdem er die Ohren der Übrigen mit Wachs verstopft hatte, damit Keiner von dem Zaubergesange gelockt würde. Glücklich vermied er die Charybdis, doch die Scylla entriß ihm 6 seiner Gefährten. Zur Insel Trinakria gelangt wollte er vorbeisegeln, doch ein Sturm nöthigte ihn zur Landung; aus Hungersnoth tödteten seine Genossen einige der heiligen Stiere des Sonnengottes, worauf dieser den Jupiter bewog, das Schiff der Unglücklichen durch einen Blitz zu zertrümmern. Nur U. wurde gerettet und, nachdem er 9 Tage auf einem Balken von den Meereswellen herumgeworfen worden war, gelangte er zur Insel der Kalypso. Nachdem er bei dieser Nymphe 7 Jahre, jedoch wider seinen Willen, der Liebe gepflegt hatte, segelte er auf einem selbst verfertigten Schiffe gen Ithaka.

Digitized by Google

Schon hatte er Scheria, die Insel der Phäaken, im Gesichte, als sein Schiff vom Neptun zertrümmert und er selbst ans Land geworfen wurde. Hier entdeckte ihn des andern Tages Nausikae, die Tochter des Königs Alcinous. Er fand bei diesem eine günstige Aufnahme und Mittel zur Rückkehr. Ein Schiff mit 50 Phäaken bemannt brachte ihn in sein Vaterland. Von seiner Schutzgöttin Athene in einen greisen Bettler verwandelt kam er zum Hirten Eumäos, dem er sich entdeckte. Seine ihm stets treugebliebene Gemahlin Penelope (s. d. Art.) war von übermüthigen Freiern belagert, die sie bestürmten, einen von ihnen zum Gemahle zu wählen, und während dem die Güter des U. verzehrten. Diese mußte U. erst verjagen oder tödten, ehe er sich seiner Rückkehr freuen konnte. Mit seinem Sohne Telemach (s. d. Art.) begann er bei einem feierlichen Mahle, zu dem er sich als Bettler geschlichen hatte, den Kampf gegen die Freier und führte ihn zu einem glücklichen Ende. Er gelangte wieder zur Regierung von Ithaka und wurde nach langen Jahren von seinem mit der Circe erzeugten Sohne, Telegonos, getödtet. Außer diesem soll er mit dieser Göttin noch den Agrios und Latinos, mit der Kalypso den Nausithoos und nach seiner Rückkehr mit der Penelope den Ptoliporthes gezeugt haben. 11.

Umber, Umbra, türkische Umber, kommt derb, feinerdig und muschelig im Bruche, sehr weich, milde, von specifischem Gewichte = 2, leberbraun, kastanienbraun, gelblichbraun, matt oder schwach schimmernd, wenig glänzend im Striche, undurchsichtig, mager anzufühlen, wenig abfärbend, aber schreibend, stark an der Zunge hängend in der Natur vor. Im Wasser zerfällt sie schnell. Sie besteht aus Eisenoxyd, Manganoxyd, Wasser, Kiesel und Thonerde, wird auf der Insel Cypern in Nestern, im Thonschiefer am wittgensteiner Schloßberge, so wie bei Stuttgart gefunden und als Farbe gebraucht. Sie ist unterschieden von der kölnischen U., welche, obgleich von ähnlichen schönen, braunen Farben, eine feine Braunkohle ist. 76.

Umbrer (Umbri), eines der ältesten und mächtigsten Völker Italiens, hatten früher das ganze Land zwischen dem Po und der Tiber inne, wurden aber von den eindringenden Tyrrhenern zurückgedrängt und wohnten später in dem Landstriche zwischen dem Rubico, der Tiber, dem Nar (Nara) und dem adriatischen Meere, in den jetzigen Delegationen Urbino, Perugia (zum Theil), Ancona, Macerata, Fermo, Camarino, Ascoli und Spoleto. Die vorzüglichsten Städte waren: Ariminum (Rimini), Pisaurium (Pesaro), Fanum Fortunae (Fano), Senegallia, Sarsina, Urbinum, Sentinum, Camerinum, Aesis (Jesi), Asisium, Inguvium (Gubbio), Spoletium (Spoleto), Narnia (Narni), Fulginia (Foligno) u. a. Die U. erhielten lange ihre Unabhängigkeit, bis sie im ersten punischen Kriege von den Römern unterworfen wurden und, wenn sie auch später einige Male wider dieselben sich auflehnten, doch stets den Kürzern zogen; ihr Name blieb aber noch sehr lange üblich und das Land bildete unter Augustus die 6. Region Italiens. Im Mittelalter bestand das Herzogthum Urbino, doch gehörten Theile des Landes zur Mark Ancona und zum Herzogthume Spoleto. Die Aufmerksamkeit der Neueren haben die Reste der umbrischen Sprache auf sich gezogen, welche als Inschrift auf den sogenannten eugubinischen Tafeln gefunden worden sind und einiges Licht auf die altlateinische Sprache werfen. Vgl. Grotefend, „Rudimenta linguae umbricae" (Fasc. I. Hanov. 1835). 37.

Umbruch nennt man im Bergwesen diejenigen streckenartigen Räume, welche um eine Gegend oder einen Punkt herumgeführt werden in der Absicht, denselben vom Bergbaubetriebe aus besonderen Gründen abzuschließen, z. B. wenn an demselben zerrüttetes Gebirge oder Wasserzudrang ꝛc. befindlich ist. 76.

Umdrehung, s. Rotation.

Umgehungen oder Tournirungen nennt man in militairischer Hinsicht alle Unternehmungen, welche auf die Flanken oder den Rücken einer feindlichen

Digitized by Google

Stellung abgesehen sind, wodurch der Feind entweder von seinen Rückzugs- und Subsistenzmitteln abgeschnitten oder doch wenigstens auf einige Zeit damit bedroht und so in seinen Bewegungen gestört wird. Gewöhnlich sind die U. mit Frontalangriffen verbunden, die entweder nur zum Schein unternommen werden, um die Aufmerksamkeit des Feindes von dem eigentlichen Angriffspunkte abzulenken, oder auch in einem ernstlichen Angriffe bestehen, um den Feind zwischen zwei Feuer zu bringen. Die U. lassen sich eintheilen in strategische und taktische. Erstere werden schon beim Beginne des Feldzuges eingeleitet, indem die Märsche so dirigirt werden, daß die feindliche Truppenmacht von Weitem umfaßt und entweder ohne Schlacht zum Rückzuge genöthigt wird, oder dieselbe unter nachtheiligen Verhältnissen annehmen muß. Die taktischen U. sind diejenigen, die entweder kurz vor oder während der Schlacht durch Entsendung einzelner Corps bewirkt werden. Beide Arten der U. lassen sich in der Praxis nicht so scharf von einander trennen als in der Theorie. Oft genügen strategische U. oder die bloße Drohung mit denselben einen schüchternen Feind zur Räumung ganzer Provinzen zu veranlassen und ihn aus der Offensive in die Defensive zu werfen, so wie taktische ihn nicht selten veranlassen, unangreifbare Stellungen aufzugeben. Napoleon war Meister in strategischen U., namentlich beweisen dieß die Feldzüge von 1805, 1806 und 1809. Als seine Armee 1812 den Niemen überschritten hatte, leitete er den Plan ein, die Armee des Fürsten Bagration zu umgehen, abzuschneiden und zu vernichten. Der erste Theil dieses Plans gelang vollkommen, der letztere scheiterte aber an der Geschicklichkeit des russischen Feldherrn und dem Mangel an Einheit unter den französischen Generalen. Bei Friedrich's des Großen kriegerischen Unternehmungen findet man fast nur taktische U. Oft sind die U. für den, welcher sie unternehmen läßt, sehr nachtheilbringend, da sie zu Truppenentsendungen nöthigen, die man am Tage der Schlacht schmerzlich vermißt. Friedrich der Große und auch Napoleon eifern daher in ihren hinterlassenen Schriften sehr gegen diesen Fehler. Oft kommen die umgehenden Corps bei Mangel an Vorsicht und Unkenntniß der feindlichen Kräfte, so wie des Terrains und wenn sie zu weit von der Hauptmacht entfernt sind, um von derselben unterstützt werden zu können, selbst in den Fall, umgangen, abgeschnitten und aufgerieben zu werden, wie dieß bei den Generalen Fink bei Maxen und Vandamme bei Kulm der Fall war. 61.

Uminski (Johann Nepomuk), einer der ausgezeichnetsten polnischen Generale im letzten Aufstande, geb. im heutigen Großherzogthume Posen um 1782, trat schon 1794 in die dombrowskische Division, in welcher er den Befreiungskampf Kosciusko's mitfocht und sich schon damals glänzende Lorbeern errang. Nach Polens dritter Theilung lebte er abwechselnd in Dresden und auf seinen Gütern, bis er 1806 auf Napoleon's Aufruf an die Polen, nach Anordnung des Generals Excelmans, aus den Tapfersten seines Volkes eine Ehrengarde für Napoleon in Warschau bildete. Er focht dann an der Spitze einer Reiterschaar vor Danzig, wurde 1807 bei Dirschau verwundet und von den Preußen, welche damals alle polnischen Gefangenen wie aufrührerische Unterthanen behandelten, gefangen genommen und von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Schon stand er mit verbundenen Augen vor einen Haufen Füsilieren, als ein französischer Parlamentair im Namen des Kaisers erklärte, daß das Leben des gefangenen Prinzen August von Preußen für das der gefangenen Polen und namentlich U.'s haften werde. Er blieb nun bis zur Beendigung des Feldzugs in Riga. Als er zur Armee zurückkam, ward er zum Major im 5. Jägerregimente zu Pferde ernannt, befehligte im östreichischen Feldzuge 1809 die Vorhut des Generals Dombrowski und zeichnete sich durch kühne Unternehmungen aus, die ihm den Grad eines Obersten verschafften, und errichtete, als eine förmliche Umbildung der polnischen Truppen stattfand, das 10. polnische Husarenregiment, welches bald für das schönste in der polnischen

Armee galt. An der Spitze dieses Regiments machte er unter dem General Montbrun den russischen Feldzug mit und zeichnete sich besonders bei Mosaisk ruhmvoll aus. Auf dem Rückzuge rettete er das Leben des kranken Poniatowski und bildete hierauf, zum Brigadegeneral befördert, in Krakau ein leichtes Reiterregiment, das, dem heiligen Krakus zu Ehren, das Regiment der Krakusen genannt wurde. Dieses neugebildete Regiment zeichnete sich im Feldzuge von 1813 vortheilhaft aus und die Erinnerung daran bewirkte, daß die gesammte Reiterei, welche während des Aufstandes 1830 gebildet wurde, den Namen Krakusen erhielt. In jenem Feldzuge führte er den Vortrapp des 8. Armeecorps, erwarb sich in allen Gefechten neuen Ruhm und fiel in Leipzig nach der Schlacht vom 18. Oct. verwundet in Gefangenschaft, nachdem er viel zur Gefangennehmung des Generals Meerveldt und dessen Schaar beigetragen hatte. Unter russischer Herrschaft organisirte er eine Jägerdivision zu Pferde, nahm aber bald seinen Abschied, zog sich auf seine Güter in preußisch Polen zurück und stiftete dort mit Lukasinski eine patriotische Verbindung (3. Mai 1821), die Sensenträger genannt, die sich bald über ganz Polen verbreitete, endlich aber entdeckt wurde. In Folge dessen wurde U. verhaftet (21. Febr. 1826), nach der Festung Thorn gebracht und, da er in den Verhören zu Warschau Niemand verrieth und alle Schuld auf sich nahm, zu 6jähriger Haft in Glogau verurtheilt. Hier genoß er bis zum Ausbruche der polnischen Revolution eine gute Behandlung, dann wurde er streng bewacht; er hatte aber kaum von den Ereignissen des 29. Nov. 1830 die Nachricht erfahren, so entfloh er am 17. Jan. 1831, kam einige Tage später in Warschau an und wurde von der Nationalregierung zum Divisionsgeneral ernannt (25. Febr.). In der Schlacht von Grochow, an der Narew, gegen das Sacken'sche Corps und in dem Treffen bei Dembe erwarb er sich hohen Ruhm. Bei der Vertheidigung Warschaus verlor U. keine einzige Bastion, nicht eine Redoute. In Modlin gehörte er zu den Männern, die mit den Russen nur vermittelst der Kanonen unterhandeln wollten. Wenig Tage darauf boten ihm die Regierung und der Landtag nach Rybinski's Absetzung die Dictatur und den Oberbefehl über die Armee an; doch der Zustand des Heeres war hoffnungslos. Von Preußen und Rußland geächtet irrte er nach dem Falle des Vaterlandes 4 Monate in mancherlei Verkleidung umher, bis er endlich nach Frankreich entkam. In Preußen aber ward ihm der Proceß gemacht und in Posen sein Bild an den Galgen geschlagen. 25.

Umkehrung, Inversion, heißt in der Tonkunst dasjenige Verfahren, nach welchem der tiefere Ton eines Intervalles um eine Octave höher, oder der höhere um eine Octave tiefer gesetzt wird. Zufolge dieser U. entsteht z. B. aus der Quinte c g die Quarte g c. Die U. bei allen Intervallen auf einmal zu übersehen, dient folgende Tabelle:

1 2 3 4 5 6 7 8
8 7 6 5 4 3 2 1

woraus man ersieht, daß bei der U. die Septime zur Secunde, die Sexte zur Terz, die Quinte zur Quarte ꝛc. wird. Besondere Regeln hierbei sind noch: 1) daß die reinen Intervallen in der U. rein bleiben, z. B. die reine Quinte g d, umgekehrt die reine Quarte d g; 2) daß die großen zu kleinen und die kleinen zu großen werden, z. B. die große Terz c e umgekehrt zur kleinen Sexte e c und die kleine Terz e g umgekehrt zur großen Sexte g e, und 3) daß die verminderten zu übermäßigen und die übermäßigen zu verminderten werden, z. B. die verminderte Quinte h f umgekehrt zur übermäßigen Quarte f h und die übermäßige Quinte c gis umgekehrt zur verminderten Quarte gis c ꝛc. Diesem Verfahren analog ist die U. melodischer Sätze beim doppelten Contrapunkte, nach welcher eine und dieselbe Melodie in eine andere Stimme vertieft und erhöht wird, und sonach bald als obere, bald als untere Stimme erscheint. Mehr hierüber s. unter Contrapunkt. — U. in der Rhetorik s. Inversion. 20.

Digitized by Google

Umlauf (astron.), s. Revolution.

Umriß, franz. und engl. contour, nennt man in den zeichnenden Künsten die Angabe der äußern Form der Gegenstände durch entsprechende Linien, ohne daß die näheren Verhältnisse durch Schatten und Licht weiter ausgeführt sind. Ein U. ist jederzeit die erste Anlage der Zeichnung und von ihm hängt das Gelingen derselben ab; der Künstler zeigt darin deßhalb vorzüglich seine Talente und Umrisse werden darum von Kunstkennern sehr geschätzt (s. Carton). In der neuern Zeit hat man angefangen, viele Gegenstände nur in Umrissen zu zeichnen, und die Gebrüder Riepenhausen, Cornelius, vorzüglich Retzsch haben darin Ausgezeichnetes geleistet. 30.

Uncialbuchstaben sind Buchstaben, welche einen Zoll (uncia) und darüber lang sind und auf Denkmälern oder in Urkunden als Initialen gebraucht werden. 30.

Undinen sind in der Dämonologie s. v. a. Nixen vom lateinischen unda, die Wasserwelle. 23.

Unehelich (vom altdeutschen „Unehe," welches den ledigen Stand und nachmals den Concubinat bezeichnete) bezieht sich auf die Verhältnisse und die Folgen des Beisammenlebens zweier Personen verschiedenen Geschlechts ohne das Verband der Ehe, daher solches oft s. v. a. außerehelich bedeutet. Uneheliche Kinder sind solche, bei deren Geburt die Eltern nicht mit einander verheirathet waren. Sie sind von Seiten der Mutter legitim, gehören ihr an, erhalten ihre Heimath und sollen nach den mehrsten Gesetzgebungen deren Namen führen, jedoch ohne Ansprüche auf Familienrechte gegen die Seitenverwandten der Mutter (Preuß. Landrecht). In Erbschaftsfällen succediren sie ihr zugleich mit den ehelichen Kindern. In den früheren Zeiten nannte man in Deutschland die Kinder, welche zwar außerhalb des Ehestandes, doch nicht von verdammter Geburt (in Blutschande) erzeugt worden waren, bezüglich auf den Vater Bastarde (s. d. Art.). In Beziehung zur Mutter galt das Sprüchwort: „Keine Mutter trägt einen Bastard." Es fand daher zwischen ihnen und der väterlichen Verwandtschaftslinie kein gegenseitiges Erbrecht statt. Nach einem Privilegium vom Kaiser Maximilian I. erhielt der Churfürst von der Pfalz das Befugniß, alle Bastarde in seinem Lande leibeigen zu machen. Nach dem römischen Rechte erhielten die natürlichen (im Concubinat erzeugten) Kinder zugleich mit der Mutter das Intestaterbrecht im $\frac{1}{6}$ vom Nachlasse des Vaters. Wegen der Billigkeit wird dieses Gesetz in vielen Ländern auf alle uneheliche Kinder angewendet. Nach dem preußischen Landrechte (Thl. II. tit. 2. §. 652) erhalten uneheliche Kinder den 6. Theil vom Nachlasse des Vaters, wenn keine ehelichen Geschwister und kein Testament vorhanden ist. Im Mittelalter waren die unehelichen Kinder anrüchtig (s. d. Art.), von den Zünften ausgeschlossen und mußten erst vom Landesherrn specielle Erlaubniß erhalten. Staatsmänner und Gelehrte, wie Mittermaier („Jahrbücher der Geschichte ꝛc." von Pölitz, Juliheft 1835), ingleichen ein hallischer Arzt, welcher jedoch die Sache satyrisch behandelt und darum mißverstanden worden ist, haben sich Mühe gegeben zu untersuchen, in wiefern der überhandnehmenden Progression der Geburten unehelicher Kinder zu steuern ist; man scheint jedoch aus der Acht gelassen zu haben, daß beim gleichen Fortschreiten der Erschwerungen des ehelichen und Familienlebens durch Communaleinrichtungen, Heimaths-, Zunft- und Militairzwang, durch Maßregeln gegen das Ausland ꝛc. die stärkere Natur dann ihre Rechte behaupten wird. 24.

Unendlich, lat. infinitum; franz. infini; engl. endless, infinite, nennt man in der Mathematik solche Größen, die man ohne Grenzen sich denkt und die daher in Bezug auf endliche Größen nach Erfordern größer oder kleiner als letztere angenommen werden. So sagt man: eine veränderliche Größe werde unendlich groß, wenn ihr numerischer Werth unbegrenzt wächst und folglich größer werden kann, als jede gegebene noch so große Größe. Eben so auch: eine veränderliche Größe werde unendlich klein, wenn ihr numerischer Werth unbegrenzt

Digitized by Google

abnimmt, so daß er kleiner werden kann, als jede gegebene noch so kleine Größe, und folglich der Null sich immer mehr und mehr nähert und der Abnahme keine andere Grenze, als Null selbst, gesetzt werden kann. Das unendlich Große drückt man kürzlich durch ∞, das unendlich Kleine durch 0 aus, und die Anwendung der auf diesen beiden Begriffen beruhenden Sätze macht den Inhalt der Infinitesimalrechnung (s. d. Art.) aus. Ferner sind unendliche Reihen (series infinitae) solche, deren Glieder nach einem bestimmten, allen gemeinschaftlichen Gesetze ins Unendliche fortlaufen, ohne jemals abzubrechen, und unendliche Kettenbrüche solche, deren Glieder nach einem bestimmten allgemeinen Gesetze, ohne jemals abzubrechen, ins Unendliche fortlaufen. Die alten Metaphysiker nannten das Unendliche actual oder kategorematisch (infinitum actu), wenn es wirklich Unendlichkeit in sich hat, und potential oder synkategorematisch (infinitum potentia), wenn es zwar nicht wirklich unendlich, aber doch eines ins Unendliche, d. h. ohne Ende, fortgehenden Wachsthums fähig ist. 40.

Unfehlbarkeit, Infallibilität, ist eine Eigenschaft, welche sich der Papst in seiner Würde als Statthalter Christi auf Erden beilegt und welche als Hauptgrundsatz der Unwandelbarkeit der katholischen Kirche gilt. Leider haben aber die Päpste durch häufigen Widerspruch gegen einander den Glauben an ihre U. schon frühzeitig sehr erschüttert und selbst gebildete Katholiken verwerfen diese jetzt; dafür aber hat man die U. der Kirche als Organ des heiligen Geistes bis in die neueste Zeit fest zu behaupten gesucht. 23.

Ungarn (Pannonia der Römer, ungar. Magyar-Orszay, d. h. das Land der Magyaren), Königreich des östreichischen Kaiserthums, liegt zwischen 42° 35′ — 49° 30′ N. Br. und dem 30° — 43° 30′ L., grenzt im Norden an Galizien, im Osten an Siebenbürgen und die Wallachei, im Süden an die Türkei, im Westen an Steiermark, Östreich, Mähren und Schlesien und enthält mit den Königreichen Slavonien, Kroatien, Dalmatien und der Militairgrenze 5175 □ Meil. mit 13557000 Einw. Das Land ist meistens gebirgig und hat nur im Südosten große Flächen, die sich durch trefflichen, fruchtbaren Boden auszeichnen, obgleich auch hier viele unangebaute, dürre, unfruchtbare Steppen sind und die Moräste an den Ufern der Theiß, Donau ꝛc. fast 110 □ Meil. einnehmen. Die Karpathen (s. d. Art.) umgeben das Land im Norden und Osten; von Östreich ziehen sich auch mehrere Gebirge herein, darunter die steiermärkischen und letzischen Gebirge, Zweige der Alpen, so wie im Süden Zweige der julischen Alpen. Die bedeutendsten Moräste sind: der Hansaymoraſt, von 4—5 Meilen Länge und 2—3 Meilen Breite; der 2 Meilen lange und breite Plattenmoraſt; die Sarwizermoräste; die 1—2 Meilen langen und breiten Donausümpfe; die Drausümpfe; die syrmischen Sümpfe; die Theißmoore; der Moraſt von Ecsed; die Körösmoore; der Begamoraſt; viele Moraſtſtriche auf den beiden Inseln Schütt. Unter den Steppen zeichnen sich aus: die Haiden von Ketskemet und Debreczin, so auch einige kleinere zwischen der Donau und Theiß. Bewässert wird U. von der Donau und ihren Nebenflüssen, welche verschiedene Inseln (Schütt, St. Andreas, Tschepel, Margitta ꝛc.) bildet. Canäle sind: der Bega- oder Temesch-, Franz-, Albrecht-, Jarszina-, Karasitza-, Theresiencanal und die Sarwizcanäle, theils zur Entsumpfung, theils zur Schifffahrt und zu Flößen benutzt. Von Binnenseen sind merkwürdig: der lange Platten-, Neusiedler-, paltische, weiße und grüne See, letztere zwar nur 300 Schritte lang, aber mit Granitmassen von 5000 Fuß Höhe umgeben. Das Klima ist im Norden rauh und kalt, aber gesund, in der Mitte gelind, im Sommer zuweilen sehr heiß, im Süden sehr warm, aber wegen der Seen, Ströme und Sümpfe dick und feucht. Nicht selten verspürt man in U. heftige Erdstöße. Die Producte sind, aus dem Thierreiche: Vieh aller Art, vorzüglich Pferde, Rindvieh (4 Millionen), Büffel, Schafe mit veredelter Wolle

Digitized by Google

(9 Millionen), Schweine, Ziegen, Esel, Speisewildpret, Bäre, Luchse, Wölfe, Murmelthiere, Gemsen, Fischottern, Schildkröten, Krebse, Skorpione, Federvieh in großer Menge, See- und Flußfische (darunter Störe, Hausen, Lachse), Sumpf- und Wasservögel (darunter Kropfgänse), Bienen und Seidenraupen (welche letztere jährlich 200000 Pfund Seide geben); aus dem Pflanzenreiche: Getreide in großer Menge (60—80 Mill. preßburger Metzen jährlich), Mais, Weizen, Reis, Hirse, Buchweizen, herrliches Gemüse, Melonen zu 30—40 Pfund, Mandeln, Pfirsichen, Ollven, Obst, Wein (darunter der tokaier, ödenburger und karlowitzer, jährlich 18 Mill. Eimer), Flachs im Norden, Hanf im Süden, Waid, Safran, Krapp, Saflor, Tabak (300000 Centner), Hopfen, Zuckerrohr und Holz im Gebirge mehr als 8 Mill. Joche Waldungen; aus dem Mineralreiche: Gold aus dem Erzgebirge jährlich 2500 Mark; Waschgold des Banat (1000 Ducaten), Silber (jährlich mehr als 100000 Mark), Kupfer (48000 Centner), Eisen (140000 Centner), Blei (30000 Centner), Quecksilber (134 Centner), Antimonium (5258 Centner), Kobalt (6000 Centner), Galmei (600 Centner), Berggrün (1350 Centner), Spießglanz, Arsenik, Braunstein, Steinkohlen (400000 Centner), Natrum (15000 Centner), Auripigment (100 Centner), Stein- und Kochsalz (1 Mill. Centner), Alaun (1900 Centner), Glaubersalz, Salpeter, Opale, Aventurin, Granat, occidentalischer Rubin und andere Edelsteine, Marmor, Speckstein, Walkererde, Torf, Bernstein, Sauerbrunnen, Mineralquellen, warme und kalte Bäder. Die Einwohner wohnen in 65 königlichen Freistädten, 13 Festungen, 33 kleineren Städten, 845 Marktflecken, 14160 Dörfern und 5030 Prädien (adeligen Weilern) und bestehen aus 9 verschiedenen Stämmen. 1) Nationalungarn oder Magyaren, gegen 4 Millionen; sie sind von Charakter feurig und offen, patriotisch und höchst gastfreundschaftlich, haben eigene Tracht, Sitten, Nationalzüge und Tänze, tragen einen Schnurbart, eine Mütze oder Hut, weitärmliche Hemden, enge und bis an die Knöchel reichende Beinkleider, eine eng anliegende, mit vielen Knöpfen versehene und an den Lenden mit einer Scherpe befestigte Jacke von blauem Tuche, über derselben einen längern, mit Pelz oder Zeuch gefütterten Rock (Mente), Schuhe (Toppanke) oder Stiefeln von farbigem Leder; die Frauen haben nur auf dem Lande eine eigene Tracht und in den Städten kleiden sie sich nach französischer Art; 2) Slaven, gegen 4 Mill.; 3) Deutsche (¼ Mill.); 4) Wlachen (½ Mill.); 5) Griechen; 6) Armenier; 7) Juden (150000); 8) Zigeuner und 9) Türken, an Zahl wenig. Alle diese Völker beschäftigen sich theils mit Acker-, Gemüse-, Obst-, Wein-, Tabaks-, Flachs-, Hanf- und Bergbau, theils mit Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht, theils mit Holzcultur, Fischerei und Seidenbau, verfertigen Leinwand, unterhalten große Bleichen, Tuch-, Garn-, Leder-, Kattun-, Zucker-, Öl-, Tabak-, Papier-, Glas-, Pfeifen-, Eisen-, Holzwaaren-, Krummholz-, Terpentinöl- und andere Fabriken, treiben Handel nach Deutschland, Galizien, Polen, Siebenbürgen, der Türkei und Italien und werden in Adel (welcher mit der hohen Geistlichkeit besondere Vorrechte genießt, auch Magnaten genannt, wenn sie auf dem Reichstage erscheinen), Bürger und Bauern getheilt, welche letztere nicht viel mehr als Leibeigene sind; denn sie geben nicht allein der Geistlichkeit den Zehnten, sondern auch den Grundherren den 9. Theil aller ihrer Producte, arbeiten jährlich 104 Tage lang für den Grundherrn und tragen mit den Städtern alle Staatsabgaben. Die Sprache ist theils magyarisch, theils deutsch, theils slowakisch, theils lateinisch, welche letztere auch Staats- und Geschäftssprache ist. Die herrschende Religion ist die römisch-katholische, zu der sich 4 Millionen bekennen, mit 3 Erzbischöfen, 36 Bischöfen und mehreren Klöstern. Unter diesen gibt es auch noch 600000 unirte Griechen unter 4 Bischöfen, 3 Mill. nicht unirte Griechen unter 1 Erzbischofe und 7 Bischöfen, mehr als 2 Mill. Pro-

Digitized by Google

testanten, sowohl Lutheraner (519 Prediger), als auch Reformirte (unter 8 Superintendenturen), beinahe lauter Magyaren (1384 Prediger), denen erst seit 1606 und 1791 freie Religionsübung erlaubt ist, die aber dennoch hart bedrückt werden. Bildung unter den höheren Ständen fehlt nicht, aber die Wissenschaften sind hier trotz der 5 Akademien (Preßburg, Kaschau, Großwardein, Raab und Agram), der Universität zu Pesth, 70 — 80 Gymnasien, Lyceen, lateinischen und Normalschulen und anderen Lehranstalten noch nicht weit gediehen und im ganzen Lande sind nur 44 Buchdruckereien. Als Contingent zur östreichischen Armee stellt U. theils durch Werbung, theils durch Recrutirung 13 Infanterie- und 10 Cavallerieregimenter (zusammen 64000 Mann), ohne die im Nothfalle eintretende Insurrection von 40000 Mann und das Grenzmilitair von 62000 Mann. Die jährlichen Einkünfte der Regierung aus den Domainen, den Regalien und der Contribution betragen 40 Millionen Gulden. Der Staat ist eine durch Reichsstände und Reichsgrundgesetze, vorzüglich durch die goldene Bulle des Königs Andreas II. von 1222 eingeschränkte und auch auf die weibliche Linie des östreichischen Hauses erbliche constitutionelle Monarchie. Der König, welcher mit dem 14. Jahre mündig ist und mit seiner Gemahlin, die bei der Krönung 25000 Ducaten zum Geschenke erhält, gekrönt wird, regiert das Land und beruft die Landstände durch Einberufungsschreiben (regales) gesetzlich alle 3 Jahre nach Ofen oder Pesth. Er wird von der ungarischen Kanzelei in Wien unterstützt und seine Stelle vertritt der Palatin, welchem die königliche Statthalterei in Ofen (aus 3 Prälaten, 11 Magnaten und 10 Rittern bestehend und von dem Könige gewählt) beigegeben ist. Ihnen untergeordnet sind: die Obergespanne und Vicegespanne in den Comitaten, die königlichen Freistädte und die Districte der Kumanen, Jazygen und Heiducken. Die Stände, welche bedeutende Rechte besitzen, Circularsitzungen unter 2 Präsidenten und Reichstagssitzungen halten, über Gesetzgebung, Contributionen und Subsidien berathen, sind zusammengesetzt aus römisch-katholischen und griechischen Prälaten, Magnaten (beide machen die erste Kammer, die Magnatentafel aus), adeligen Repräsentanten der Comitate und den Deputirten der 49 Freistädte, der abwesenden Freiherren und Grafen, der Jazygen, Kumanen und Heiducken (zweite Kammer, die Ständetafel), alle zusammen gegen 600 an der Zahl. Das Finanzwesen stehet unter der Hofkanzelei. Die Reichsämter bekleiden der Palatin, Präsident der Magnatentafel und des ganzen Reichstags, Stellvertreter des Königs, der Erz-, Hof- und Landrichter, der Ban von Kroatien, der Reichsschatzmeister. Kronämter gibt es mehrere. Orden ist der des heiligen Stephan. Das ganze Königreich zerfällt in 4 Haupttheile: I. Das eigentliche Ungarn = 3830 □Meil., welches in Ober- und Niederungarn und in 4 Kreise getheilt ist, diesseits und jenseits der Donau, diesseits und jenseits der Theis. A. Niederungarn oder der westliche Theil mit 2 Kreisen: α) diesseit der Donau im Osten und Norden dieses Flusses mit 13 Comitaten oder Gespannschaften: 1) Preßburg, Hauptstadt gleiches Namens (s. d. Art.); Tyrnau, 6800 Einw., Gymnasium, Seminarium; 2) Neitra, Hauptstadt gleiches Namens, 5000 Einw., Seminar und Piaristencollegium; Neuhäusel (s. d. Art.), 5700 Einw.; 3) Trentschin, Hauptstadt gleiches Namens (s. d. Art.); 4) Turocz (Turotsch), St. Martin, Flecken mit 1900 Einw.; 5) Arva, Hauptstadt Alsókubin, 1100 Einw.; das dreifache Schloß Arva; 6) Liptau, Hauptort Niklan mit 4200 Einw.; 7) Barsch, Hauptort Kremnitz (s. d. Art.); Königsberg, 3800 Einw., Bergamt, Glashütten und Goldbergwerke; 8) Honth, Hauptstadt Schemnitz (s. d. Art.), mit den wichtigsten Silbergruben, Wein- und Ackerbau; 9) Gran, Hauptstadt gleiches Namens (s. d. Art.); 10) Neograd, Flecken gleiches Namens; 11) Pesth, Hauptstadt gleiches Namens (s. d. Art.); Ofen (s. d. Art.), Altofen, Marktflecken mit 7500 Einw.; Waizen, 5500 (10000) Einw., katholischer Bischof, Lyceum,

Digitized by Google

Seminar, Taubstummeninstitut und prächtiger Dom; Kecskemet, ein großer Marktflecken in der Mitte einer Steppe, 32000 Einw., Gerberei, Seifensiederei, Weinbau und starke Viehzucht; 12) Neusohl, Hauptstadt gleiches Namens, 10000 Einw., Schloß, Bischof und Bergkammer, Seminar, evangelisches Gymnasium, Bergbau auf Silber, Kupfer, Eisen, Marmor- und Gypsbrüche, Pulvermühlen, große Holzflößerei; Altsohl, 6300 (3500) Einw., Piaristencollegium, Gymnasium, Waldbienenzucht, berühmter Käse; 13) Bats, Hauptstadt Zombor, 20000 Einw., schönes Comitatsgebäude, Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht; Theresienstadt, in der Ebene Teleska (Teletschka) mit einem Gebiete von 36 □Meil., 40000 Einw., Gymnasium, Viehzucht und Viehhandel, Wein- und Obstbau; Berdan, 6200 Einw.; Baja, 11000 Einw., Gymnasium, berühmte Schweinemärkte; Zentha, 13000 Einw., Eugen's Sieg 1696; Neusatz mit 17000 Einw. (Serben, Wlachen, Griechen, Deutschen, Juden und Armeniern), Sitz eines unirten griechischen Bischofs, unregelmäßig, ohne Straßenpflaster, hat eine Schiffbrücke, Römerdamm, Gymnasium, Wein-, Melonen- und Obstbau und ist ein Haupthandelsplatz, der wichtigen Verkehr mit der Türkei hat. B. Jenseits der Donau am rechten Donauufer mit 11 Comitaten. 1) Wieselburg, Hauptstadt gleiches Namens, 3000 Einw., Getreidehandel; Ovar oder ungarisch Altenburg, mit 2600 Einw., Gymnasium und landwirthschaftliches Institut; Neusiedl, 1700 Einwohner; 2) Ödenburg, Hauptstadt gleiches Namens, 12000 Einw., evangelisches und katholisches Gymnasium, starke Baumwollen- und Tuchweberei, Zuckerfabrik, viele Messerschmiede und Töpfer, starker Obst-, Getreide-, Tabak- und Viehhandel und Steinkohlengruben; Eisenstadt, 4700 Einw., Stammschloß des Fürsten Esterhazy; 3) Komorn, Hauptstadt gleiches Namens, 19000 Einw., Festung, katholisches und evangelisches Gymnasium, Tuch- und Lederfabriken und lebhafter Donauhandel; 4) Raab, Hauptstadt gleiches Namens, 16100 Einw., Schloß, Bischof, königliche Akademie, Seminarium, katholisches und evangelisches Gymnasium, Baumwollenmagazin, Tuchfabriken und Messerschmiede; Schlacht 1809, 13. Juni; 5) Stuhlweißenburg, Hauptstadt gleiches Namens, am Sarviz, 19000 Einw., schönes Comitatshaus, Palast des Grafen Schmiedegg, Marienkirche, katholischer Bischof, katholisches Gymnasium, Tuch- und Flanellweberei, Salpetersiedereien und Weinbau (ehemalige Residenz- und Krönungsstadt); 6) Weszprim, Hauptstadt gleiches Namens, 9000 Einw., katholischer Bischof, Piaristencollegium und Gymnasium; 7) Eisenburg, Hauptstadt Günß, 6000 Einw., Deutsche, Schloß, Sitz der Districtualtafel, Piaristencollegium und Gymnasium, Wollenweberei, Wein-, Getreide- und Obstbau; Stein am Anger, 3800 Einw., prächtiger Dom, Seminar, Gymnasium, Bischof und römische Alterthümer; St. Gotthard an der Raab, Abtei, Niederlage der Türken 1664; 8) Szala, Hauptstadt Szala Egerßeg; 9) Tolna, Hauptstadt Szerard am Sarviz, 7000 Einw., Weinbau; 10) Schümegh, Hauptstadt Szigethvar, 2800 Einw., Schloß und Kirche; 11) Baranya, Hauptstadt Fünfkirchen am Metsek- (Jakobs) Berge, 11500 Einw., prächtige Jesuitenkirche, Sitz eines Bischofs und Bergdirection, katholisches Gymnasium, Bibliothek, Tabaksbau, Wein-, Vieh- und Knopperhandel, Marmor, Steinkohlen; Mohacs, Gymnasium, Schlachten 1526 und 1687. — II. Oberungarn oder der östliche Theil mit 2 Kreisen. A. Diesseits der Theiß oder am rechten Ufer dieses Flusses, mit 10 Comitaten. 1) Hevesch, Hauptstadt Erlau, am Flusse gleiches Namens, 18000 Einw., Erzbischof, Seminar, Gymnasium, Lyceum, Bibliothek, Weinbau und Mineralquelle; 2) Borsod, Miskolecz (Miskolts), Flecken unweit des Sajo, mit 22000 Einw., katholischem und protestantischem Gymnasium und Weinbau; 3) Torna, Marktflecken gleiches Namens, mit 1200 Einw. und der

Digitized by Google

merkwürdigen Szliczen- (Szlitsen) Höhle; 4) Abaujvar, Hauptstadt Kaschau, 12000 Einw., Festung, schöne Kirche und andere ausgezeichnete Gebäude, katholischer Bischof, Akademie, Gymnasium, Bibliothek, Steingut-, Tabaks-, Hut- und Tuchfabriken und Verkehr mit Polen; 5) Gömör, Hauptstadt gleiches Namens am Sajo; Rosenau, mit 9000 Einw., katholischer Bischof, katholisches und protestantisches Gymnasium, Seminar, Wein-, Meth- und Obsthandel, Leinwandbleichen, Gold-, Kupfer- und Spießglanzgruben; 6) Zips, darin die 16 zipser Kronstädte: Iglo, Kirchdrauf, Leibitz, Pudlein, Lublo, Bela, Wallendorf ꝛc. = 10 □Meil. mit 42000 deutschen Einw.; Leutschau, 4500 Einw., katholisches und lutherisches Gymnasium, Ackerbau, Bienenzucht und Methbrauerei; Käsmark (Kaisersmark), 5900 Einw., Schloß, protestantisches Lyceum, katholisches Gymnasium, Tuchweberei, Wein- und Leinwandhandel; Iglo am Hernad, 5300 deutsche Einw., Sitz der obersten Behörde der 16 Kronstädte, Getreide- und Flachsbau, Eisen- und Kupfergruben; Schmölnitz, Bergstadt mit 1500 Einw., Münze, Kupfergruben und Cementquellen; 7) Saroſch, Hauptstadt Eperies, 7500 Einw., Sitz eines griechischen unirten Bischofs und der Districtualtafel, protestantisches und katholisches Gymnasium, Tuchfabriken, Leinwandhandel und Bierbrauerei; 8) Unghvar, Hauptort gleiches Namens, 5000 Einw., griechischer Bischof, griechisches Seminar und katholisches Gymnasium; 9) Beregh, Hauptort Bereghßaß, 4200 Einw.; Munkacs, Marktflecken mit 5000 Einw., Salpeter- und Alaunsiedereien, Eisenwerke, Pferdegestüt; 10) Zemplin, Hauptstadt Satoralya Ujhely, 3500 Einw., Weinbau; Zemplin; Tokay, Marktflecken an der Theiß, mit 3000 Einw. und dem berühmten Weine. B. Kreis jenseit der Theiß am linken Ufer dieses Flusses mit 12 Comitaten. 1) Szaboltsch, Hauptstadt Nyiregyhaza, 15000 Einw., Sodasiederei; Nyir Bator, Stammort der Familie Bathory; 2) Szathmar, Hauptstadt Nagy Karoly, 10000 Einw., Piaristencollegium, Seminar, Viehzucht; Nagy Bánya, 4500 Einw., Gymnasium, Inspectoratamt über das Bergwesen, Töpfereien, Wein- und Kastanienbau, Gold-, Blei- und Silbergruben; 3) Marmaros, Hauptstadt Szigeth (s. d. Art.); 4) Bihar, Hauptstadt Debreczin, 42000 Einw., reformirtes Collegium, katholisches Gymnasium, Piaristencollegium; Melonenbau, Wollenzeuchmalerei, Tabaksfabriken, Töpfer, Seife (jährlich 700 Centner) ꝛc., 3 Jahrmärkte; 5) Ugocz, Hauptort Szöllös, 2200 Einw.; 6) Czongrad, Hauptstadt gleiches Namens, 10000 Einw., Weinbau und Viehzucht; Szegedin, 32000 Einw. (Deutsche und Magyaren), Festung, Zucht- und Arbeitshaus, 2 Gymnasien, Piaristencollegium, Tabaksbau, Soda- und Seifenfabriken, Hausenfang, Handel; Vasárhely, großer Marktflecken von 25000 Einw.; 7) Bekes, Hauptort Gyula, 11000 Einw.; 8) Czanad, Hauptort Mako, 15000 Einw., das große vom Kaiser Joseph 1785 gegründete Gestüt bei Mezöhegges (Mezöheggesch), welches auf einem Raume von 4 □Meil. einige Tausend Pferde unterhält; 9) Arad, Hauptort Altarad, Marktflecken, mit 5000 Einw., Gymnasium, lebhaftem Handel; 1685 Niederlage der Türken; dabei die Festung Arad, Staatsgefängniß; 10) Torontal, Hauptstadt Becskerek, 9800 Einw.; 11) Temeswar, Hauptstadt gleiches Namens (s. d. Art.); 12) Krassova, Hauptort Lugos, Marktflecken, 6100 Einw., Weinbau. Außer diesen Comitaten liegen noch hier: das temeswarer Banat und das Land der Kumanier und der Jazygen (s. d. Artt.). — II. Das Königreich Slavonien, eine der schönsten Provinzen Östreichs, mit fruchtbarem und gut angebautem Boden, begreift einen 34 Meilen langen und 6—13 Meilen breiten Landstrich, zwischen der Sau, Drau und Donau und umfaßt 312 □Meil. mit 620000 Einw. (Illyrier, Serbier, Raitzen, Deutsche und Magyaren). Das Klima ist mild, die Winter sind sehr gelind, die Berge sind stark bewaldet und der

Digitized by Google

Boden liefert: Hausthiere, besonders Schweine, wenig Schafe, Büffel, Raubthiere, viel Wild, Biber, wilde Bienen, Schildkröten, Hausen; Getreide, vorzüglich Mais, Weizen, Hirse, Hülsenfrüchte, Obst, Feigen, Mandeln, Wein, Tabak, Flachs, Hanf, Wein, Süßholz, Kastanien, Knoppern und Trüffeln; das Mineral ist noch wenig benutzt, doch soll selbst Gold sich finden. Die Einwohner beschäftigen sich mit Seiden- und Bienenzucht und die meisten sind der griechischen Kirche zugethan, die übrigen römische Katholiken, und seit 1827 gibt es auch hier einige protestantische Gemeinden. Das Königreich beherrschten früher die Könige von U., von 1526—1699 war es in der Gewalt der Türken, die es wieder an U., mit dem es eine gleiche Verfassung hat, abtraten. Die Comitate von Slavonien und Kroatien schicken ihre Abgeordneten zum ungarischen Reichstage, haben aber auch ihre eigenen Landtage in Agram. Das höchste Gericht ist die Septemviraltafel in Pesth. Darin liegen: 1) Comitat Weröcz, mit der Hauptstadt Esseg, Festung an der Drau, 9500 Einw., Gymnasium, Seidenfabriken, Viehhandel. 2) Comitat Posega: Hauptstadt gleiches Namens mit 2200 Einw., Gymnasium, Seiden- und Tabaksbau; Pakracz, 1000 Einw. und griechischer Bischof. 3) Comitat Syrmien, darin: Vukovár mit 5700 Einw., Seidenbau und Fischerei. — III. Das Königreich Kroatien, zwischen der Sau und dem quarnerischen Meerbusen, wird von der Drau, Sau, Kulpa und Unna bewässert und vom Kapella- und Wellebitgebirge durchzogen und umfaßt jetzt, nachdem der karlsstädter Kreis und die ungarische Littorale wieder dazu gekommen ist, 643 □M. und 1100000 Einw., theils eigentliche Kroaten, räuberische Morlachen, theils eingewanderte Deutsche, Magyaren ꝛc. Der nördlichste Theil ist der fruchtbarste und die Producte sind wie in Slavonien, doch ist hier der Seidenbau bedeutender; die Küste liefert Seesalz und viele Fische, der südliche Theil Öl und man gewinnt Eisen, Blei, Schwefel, Steinkohlen und Marmor. Lebhaft ist der Handelsverkehr, da durch gute Straßen (worunter die 17 Meilen lange Karolinenstraße, die Josephinen- und die 18 Meilen lange Louisenstraße) U. hier mit dem adriatischen Meere verbunden wird. Die Einwohner sind theils römische Katholiken, doch gibt es auch Griechen und seit 1827 Protestanten hier. Das Königreich bewohnten schon im VII. Jahrh. Slawen aus Böhmen und Polen, welche ihre verschiedenen Häuptlinge (Supane) hatten, kam aber 1102 an U. Es wird in 3 Comitate und das ungarische Küstenland oder Littorale getheilt. 1) Comitat Agram: Hauptstadt gleiches Namens, mit 18000 Einw., Sitz des Bans, d. h. Statthalters der Canal- und Districtualtafel von Slavonien und Kroatien und eines katholischen Bischofs, Akademie, Seminar, Gymnasium und Handel. 2) Comitat Warasdin, Hauptstadt gleiches Namens, 7800 Einw., Fort, Gymnasium, warme Bäder bei Töplitz. 3) Comitat Kreutz, darin: Hauptstadt gleiches Namens, mit 2700 Einw. und griechischem Bischofe. 4) Das Küstenland oder Littorale, darin: St. Veit oder Fiume, am Einflusse der Fiumara in den Golf von Quarnero, 7600 Einw., Freihafen mit lebhaftem Verkehr, Gymnasium, Sitz des Gubernium, Zucker-, Tabak-, Pottasche-, Rosoglio- und andere Fabriken, große Reperbahnen, Schiffswerfte und Hauptniederlage der für die Seeausfuhr bestimmten ungarischen Waaren; Karlstadt an der Kulpa und Korona im Littorale, 4400 Einw., befestigt, griechischer Bischof, Schiffbau, Rosogliofabriken und Handel. — IV. Die Militairgrenze (s. Östreich). — (Geschichte). Bis zur Römerzeit ist die Geschichte des Landes völlig unbekannt, in dieser aber fängt es an lichter zu werden. 59 v. Chr. legte Julius Cäsar die ersten Waffenplätze in Pannonia, wie man das Land nannte, an und Augustus vollendete die Besiegung desselben. Dennoch fanden mehrere Empörungen statt, die nur schwer und durch harte Maßregeln wieder gestillt wurden. Die Römer cultivirten das Land und baueten es immer mehr und mehr an, trotz der vielen Einfälle

Digitized by Google

barbarischer Völker, denen die Provinz seit Marcus Aurelius Antoninus ausgesetzt war. Kaiser Probus verpflanzte den ersten Wein hierher und so ward Pannonien schnell so bedeutend, daß es in das obere und untere Pannonien getheilt werden mußte. Zur Zeit Constantin's des Großen hatte es 4 Bischöfe und 2 Metropoliten; allein bei der bald nachher hereinbrechenden Völkerwanderung verschwand das Christenthum hier wieder spurlos. 374 n. Chr. verwüsteten es die Jazygen und Quaden und auf diese folgten die Hunnen, die das Land auch bis zum Tode Attila's (453) behaupteten. Nach Zerstörung der hunnischen Herrschaft ward es der Tummelplatz vieler eben so schnell erscheinender als wiederum verschwindender Nationen, als der Gepiden, Skyrren, Heruler ꝛc., bis es den Rugiern gelang, in einem Theile Oberungarns und Östreichs ein eigenes Königreich zu stiften, welches Rugiland hieß und 488 von Odoacer wieder zerstört wurde. Später beherrschten es die Ostgothen unter Theodorich bis 525, denen die Longobarden unter Alboin folgten, die sich aber 568 nach Italien wendeten. Nach diesem Ereignisse bemächtigten sich die Awaren, welche bis dahin in Oberungarn und Siebenbürgen gesessen hatten, des ganzen Landes und nannten es Avaria. Sie breiteten von hier aus bald ihre Macht weiter aus und blieben 200 Jahre hindurch gefürchtet und mächtig, bis Karl der Große und seine Söhne das Reich zerstörten, worauf Pannonien eine fränkische Provinz ward und zum zweiten Male dem Christenthume zugeführt wurde. Im Vertrage von Verdun ward U. an Ludwig den Deutschen vertheilt, von dem es an Karlmann und von diesem an Arnulf kam, welcher zuerst die Magyaren oder Ugren gegen die Mähren unter Zwentibold zu Hülfe nahm. Dieser wahrscheinlich finnische Völkerstamm wohnte zuerst auf dem Altai und wanderte dann immer weiter westlich, bis sie unter Alom (Almus) dem Rufe Arnulf's folgend in 7 Stämmen, 108 Geschlechter und über 1 Million an Zahl, in das heutige U. einfielen. Sie waren Heiden; allein unsere Nachrichten über ihre Religion sind zu unbestimmt, als daß man Bedeutsames daraus mittheilen könnte. Arpad, Alom's Sohn, drang bis nach Deutschland und Italien vor, allein von den Baiern (901) und den Italienern (902) gänzlich geschlagen kehrte er nach U. zurück und starb 907. Ihm folgte der damals noch minderjährige Sultan I., zu dessen Zeiten die so furchtbaren Züge der Ungarn nach Deutschland geschahen. Sie fielen nach einander in Thüringen (908), in Franken, Baiern und Schwaben (909) fast alljährlich ein und beunruhigten auch Italien und Südfrankreich. 917 eroberten sie Mähren und 926 ward König Heinrich von Deutschland von ihnen geschlagen, der indessen durch einen gefangenen Hauptanführer gegen Tributentrichtung sich einen 9jährigen Waffenstillstand zu verschaffen wußte. Nach Ablauf der 9 Jahre verweigerte Heinrich, der unterdessen sich und sein Heer wohl vorbereitet hatte, den Tribut und schlug bei Merseburg (934) die eindringenden Ungarn. Doch wagten sie immer wieder Einfälle, bis 955 Otto I. ihr Heer auf dem Lechfelde bei Augsburg dergestalt schlug, daß 60000 Leichname die Wahlstatt bedeckten. Seitdem erschienen sie nicht wieder. 957 trat Taksong (Toxus, Topus), der Sohn Sultan's, die Regierung an, der bei Adrianopel (970) eine gewaltige Niederlage erlitt, so daß auch Griechenland lange seitdem verschont blieb. Sein Sohn Geisa, durch seine christliche Gemahlin Sarolta bestimmt, schloß mit den Nachbarn Frieden und suchte das Christenthum zu verbreiten. Sein Sohn, Stephan I., der Heilige, der dem Vater 997 folgte, ließ sich taufen und heirathete die Prinzessin Gisela von Burgund. Sein Eifer für die Missionaire und den Zehnten rief eine Empörung hervor, die aber durch die glückliche Schlacht bei Weszprim völlig unterdrückt wurde, worauf die Bekehrung ohne Hindernisse erfolgte. Im Jahre 1000 ließ er sich mit Otto's III. und des Papstes Sylvester II. Zustimmung zum Könige krönen, nahm die heilige Jungfrau Maria zur Schutzpatronin des Reiches und residirte in Stuhlweißenburg. Er errichtete zu Gran ein Erzbisthum,

theilte das Land in 7 Gespannschaften, an deren Spitze ein Hauptgraf (Fö Ispan) und ein Graf (Ispan) standen, über die ein Pfalzgraf (Nandor Ispan) gesetzt war. Volksversammlungen waren uralt und Gesetzvorschläge des Fürsten erhielten erst Gültigkeit durch Beistimmung des Volkes. Im Heidenthume hatte wohl jeder freie Mann Stimmrecht, nach Stephan's Anordnungen nur die 72 Obergrafen. Auch das erste geschriebene Gesetz verdanken die Ungarn dem Stephan, worin jedoch, wie in allen Gesetzen des Mittelalters, jedes Verbrechen durch Abgabe eines gewissen Wehrgeldes gesühnt wurde. Er führte mehrere Kriege, unter anderen gegen Kaiser Konrad II., mit Glück und ernannte, da sein Sohn ihm starb, seinen Schwestersohn, Peter von Venedig, zum Nachfolger. Diese Wahl mißfiel den Ungarn und sie verschworen sich, die Nachkommen des Oheims Stephans, Andreas und Bela, an der Spitze, gegen den König. Dieser aber entdeckte das Complott und zwang den Andreas und Bela zur Flucht. Stephan starb 1038 und Peter folgte ihm, dessen in jedem Bezuge unwürdiges Benehmen die Ungarn und namentlich die dem Heidenthume anhängigen bewog, 1041 einen Gegenkönig, Aba Samuel, aufzustellen, der Ausländer und Christenthum verfolgte, 1045 jedoch vom Kaiser Heinrich III. geschlagen, gefangen und hingerichtet ward, worauf Peter den Thron wieder bestieg. Ein zweiter, durch sein grausames Betragen hervorgerufener Aufstand kostete ihm Thron und Leben und Andreas folgte ihm 1047. Dieser fand das Land verwüstet, das Christenthum verfolgt, das Heidenthum im Aufschwunge und konnte diesem Elende nur durch die größte Strenge ein Ziel setzen. Glücklich erkämpfte er sich seine Würde gegen Papst und Kaiser (1050—1054), aber unglücklich focht er gegen seinen Bruder Bela, der sich empörte, weil Andreas seinen 9jährigen Sohn Salomo zum Nachfolger ernannte. Geschlagen starb er auf der Flucht (1060) und sein Bruder, Bela I., bestieg den Thron, aber nur auf kurze Zeit; denn schon 1063 starb er und ihm folgte sein Neffe Salomo, des Andreas Sohn, trotz der Absichten der Magnaten, welche Geisa, den Sohn Bela's, zum Könige haben wollten, durch Beihülfe Heinrich's IV., seines Schwagers. Da er aber seinen Vettern die gemachten Versprechungen nicht hielt, so flohen diese nach Polen, brachten dort ein Heer zusammen und erzwangen die Haltung des getroffenen Vergleiches, worauf Salomo (1065) von Geisa selbst gekrönt ward. Da Salomo jedoch später die Ermordung seiner Vettern beabsichtigte, kam es (1074) bei Waitzen zur Schlacht, in der Salomo geschlagen wurde. Die Stände setzten ihn hierauf ab und beriefen Geisa auf den Thron, der sich auch behauptete, obwohl er (1077) nach stetem Kampfe gegen Salomo, den Kaiser und den Papst starb. Ladislaus I., sein Bruder, der ihm folgte, fand sich mit Salomo ab und wies die Anmaßungen Gregor's kräftig zurück. Er stellte den Landfrieden wieder her, eroberte (1087) Kroatien, unterwarf und bekehrte die Kumanen (1091) und hinterließ (1095) sein Reich seinem Neffen oder Sohne Coloman. Dieser widersetzte sich den Ausschweifungen der ersten Kreuzfahrer mit Glück und gestattete blos dem regelmäßigen Heere Gottfried's von Bouillon bedingungsweise den Durchzug. Sehr unglücklich aber focht er (1099) gegen die Russen und Kumanen, dagegen eroberte er (1102) Dalmatien. Eine Empörung seines Vetters oder Bruders Almus in Kroatien bestrafte erhart (1113) und gerieth gegen sein Lebensende mit dem Papste noch in Streitigkeiten. Er starb 1114 und sein minderjähriger Sohn, Stephan II., war sein Nachfolger. Unter ihm ging Dalmatien an Venedig verloren und er ernannte, selbst kinderlos, Bela II., den geblendeten Sohn des Almus, zum Könige (1127). Er starb 1131 und an Bela's Stelle herrschte seine kluge Gemahlin 10 Jahre hindurch. Bela's Sohn, Geisa II., folgte dem Vater 1141 und bevölkerte sein Land durch deutsche Colonisten. Er focht siegreich gegen die Östreicher und Böhmen (1146), mischte sich erfolglos mehrmals in die russischen Händel und führte einen unentschiedenen Kampf

Digitized by Google

wegen Serbiens mit dem griechischen Kaiser (1152). Er starb 1161 und sogleich ward sein unmündiger Sohn, Stephan III., von den Magnaten zum Könige gekrönt. Aber dieser fand bald, erst in Ladislaus und dann nach dessen Tode (1162) in Stephan IV. Gegenkönige, von denen der letztere jedoch in Kurzem nach Constantinopel fliehen mußte. Daraus entspannen sich mehrfache, dann und wann von kurzen Friedenszeiten unterbrochene, blutige Kämpfe, welche bei Stephan's III. Tode (1172) noch fortdauerten. Sein Bruder, Bela III., verdächtigt, als habe er den Bruder durch Gift getödtet, regierte nach ihm und vereinigte Kroatien und Dalmatien (1180) wieder mit der ungarischen Krone und sein Sohn Andreas vereinigte (1182), wenn auch nur für kurze Zeit, Galizien mit U. Ihm folgte (1196) sein schwacher Sohn Emmerich, auf den unter Vormundschaft des Andreas, seines Oheims, der unmündige Ladislaus (1204) den Thron bestieg, aber bald verjagt wurde und zu Wien starb, worauf Andreas II. bis 1235 König ward. Er vereinige Galizien wieder mit dem Reiche (1213), unternahm (1217) einen Kreuzzug, ohne viel zu thun, und kehrte bald in sein Reich zurück, wo er Alles in der höchsten Verwirrung fand, die er zu heben nicht im Stande war, sondern gezwungen wurde, auf dem Reichstage zu Stuhlweißenburg (1222) alle angemaßten Rechte des hohen Adels und der Geistlichkeit durch seine aurea bulla zu bestätigen. Späterhin war seine Regierung nicht beglückter und sein Nachfolger, Bela IV. (1235—1270), hatte nicht minder mit Noth und widrigen Schicksalen zu kämpfen. Zuerst machte ihm eine Verschwörung der Großen, sodann (1239) die wilden Kumanen, hierauf die furchtbaren Mogolen (1241), nach diesen die bei Neustadt (1246) siegreichen Östreicher und die versuchte, aber vereitelte Erwerbung Steiermarks viele Sorge (1260), und obwohl es nicht an inneren Unruhen fehlte, so gelang es ihm doch, Bosnien (1266) zur Provinz von U. zu machen. Nach seinem Tode (1270) übernahm sein Sohn, Stephan V., die Regierung, der aber nach kurzer Herrschaft starb und das Reich dem 10jährigen Ladislaus hinterließ. Als dieser herangewachsen war, brachte er durch seine unbesonnene, leichtfertige Lebensweise die Großen des Landes dergestalt auf, daß sie ihn zweimal (1280 und 1281) gefangen setzten und das letzte Mal nur losließen, weil sich die Kumanen empörten. Diese schlug er zwar (1282), verlor aber an Östreich Preßburg, Ödenburg und 28 Städte (1288) in Serbien und erregte den Haß des Papstes in dem Maße, daß dieser einen Kreuzzug gegen des Königs unchristliche Freunde predigen ließ. In diesen Verwirrungen ward 1290 Ladislaus ermordet und das Reich kam an Andreas III., den Enkel Andreas' II., welcher den Thron auch sowohl gegen Kaiser Rudolph, als den Papst behauptete. Noch während seines Kampfes gegen den vom Papste begünstigten Karl Robert von Neapel, dem ganz Illyrien zugefallen war, starb Andreas (1301) und mit ihm endeten die Fürsten aus dem Hause Arpad. Nach seinem Tode wählte die eine Partei den Prinzen Wenzeslaus von Böhmen, die andere den vom Papste begünstigten neapolitanischen Karl Robert. Der Letztere blieb im Kampfe um die Krone Sieger und wurde 1310 zum Könige gekrönt. Eine unruhige, wenig beglückte Regierung war sein Loos; doch hinterließ er seinem Sohne Ludwig (1342) das Reich blühender als je. Ludwig, der Große genannt, bezwang Siebenbürgen, schlug die Wallachen, versuchte seine Ansprüche auf Neapel durchzusetzen, eroberte (1356) Dalmatien von den Venedigern wieder, focht glücklich gegen die Serbier (1359) und Bulgaren, erzwang die Anerkennung seiner Oberhoheit von den moldauischen Fürsten, vertrieb (1367) die Litthauer aus Lodomirien und ward 1370 König von Polen. Er vermählte seine zweite Tochter, Maria, dem Markgrafen Sigismund von Brandenburg (1377), focht noch einmal glücklich gegen Venedig, betrieb mit Erfolg die Wahl Sigismund's zum Könige von Polen und starb 1382, worauf seine Tochter, Maria, die Regierung, obwohl unter Vormundschaft, antrat. Kurz nach ihrem

Digitized by Google

Regierungsantritte aber brach eine Verschwörung aus, durch welche Karl der Kleine von Neapel König von U. ward. Er regierte aber nicht 40 Tage und ward auf Veranstaltung der Königin Wittwe, Maria's Mutter, ermordet. Doch geriethen beide Frauen in Gefangenschaft des Ban von Kroatien, Horvath, aus welcher Maria nur durch Sigismund, ihren Gatten, befreit wurde, der 1387 als König anerkannt ward. Sigismund brachte Bosnien, die Wallachei und Moldau wieder zum Gehorsam und ward nach Maria's Tode (1392) Alleinherrscher. Allein er regierte nicht ohne bedeutende Unruhe und große Gefahren. Denn nicht nur daß die Polen ihm Unruhen im Innern erregten, es griffen ihn auch die Türken unter Bajasid an und schlugen ihn bei Nikopolis dergestalt, daß er kaum entrann und im Stande war, nach Constantinopel zu fliehen. Da er auch hier nicht sicher war, begab er sich nach Dalmatien; allein ehe er nach U. zurückzukehren im Stande war, hatten schon die größten Verwirrungen daselbst die Oberhand. Bajasid hatte das Land verwüstet; Siebenbürgen, Kroatien und zum Theil Dalmatien hatten sich empört und die Ungarn den König Ladislaus zum Nachfolger Sigismund's gewählt. Endlich nach U. auf mühseligem Umwege zurückgekehrt mußte er noch Gefangenschaft erdulden, sehen, wie Wladislaw-Jagello Galizien und Lodomirien an sich riß und Jobst von Mähren Preßburg und Tyrnau besetzte. Endlich gelang es dennoch Sigismund, sich zu befestigen; er verständigte sich mit Jobst und zog nach Böhmen, um dort die Regentschaft zu übernehmen. Indessen landete Ladislaus von Neapel und ließ sich zu Hura krönen, kehrte aber, da er Sigismund's Rückkehr mit einem starken böhmischen Heere vernahm, bald nach Neapel zurück. Sigismund übte nun Milde und gewann sich dadurch die Ungarn; auch gelang es ihm nach langem Kampfe, Bosnien wieder zu unterwerfen. 1410 ward Sigismund zum deutschen Kaiser gewählt und dieß war für U. keine glückliche Begebenheit. Denn alle Unternehmungen des Landes in Sigismund's Interesse fielen unglücklich aus. So schlugen die Türken wiederholt die ungarischen Heere, eben so die Venetianer unter Malatesta und die Hussiten. Allein dennoch gelang es dem Kaiser, sich aus dieser höchst verwickelten unglücklichen Lage zu ziehen und seine Tochter 1422 mit dem Herzoge Albrecht von Östreich zu vermählen. Immer gefahrdrohender aber wurden für U. die Türken, zumal da sie 1428 Sigismund dergestalt schlugen, daß er kaum dem Tode entrann. Indessen zwangen sie doch die Siege des Herzogs Albrecht von Östreich (1435) und des kaiserlichen Heeres (1437) nicht nur die Belagerung Belgrads wieder aufzugeben, sondern auch das schon besetzte Serbien wieder zu räumen. Nachdem Sigismund 1436 in Prag sich hatte zum böhmischen Könige krönen lassen, kehrte er nach U. zurück und starb in Znaim. Er hinterließ seinem Nachfolger, Albrecht, das Land in einer sehr bedrängten Lage, welche sich noch vergrößerte, als dieser bald (1439) starb und seine Gemahlin schwanger hinterließ. Diese, welche eine Vermählung mit Wladislaw von Polen vor ihrer Niederkunft, wie es schien, der üblen Lage des Reiches halber, nicht ungern eingegangen war, gebar einen Sohn, Ladislaus, und wollte nun nichts mehr vom polnischen Könige wissen. Darüber kam es zu inneren Unruhen; die Königin ließ den jungen König zu Stuhlweißenburg krönen, die Gegner den König von Polen, und es entspann sich ein 2jähriger Kampf, den endlich Papst Eugen IV. dahin verglich, daß die Heirath zwischen Wladislaw und Elisabeth doch statthaben sollte, als die Letztere plötzlich (1442) starb. Wladislaw Jagello, vom Hauptgegner seiner Ansprüche befreit, wußte sich vom Kaiser Friedrich III., der sich des jungen Ladislaus sehr thätig annahm, einen Waffenstillstand von 2 Jahren zu verschaffen und wandte diese Zeit zu Kämpfen gegen die immer furchtbarer werdenden Türken an. Er focht glücklich gegen sie, bis er 1444 bei Varna Schlacht und Leben verlor. Nach dieser traurigen Begebenheit ward der wackere Johann von Hunyad zum Statthalter und der unmündige Ladislaus IV., Sohn Albrecht's,

Digitized by Google

zum Könige gewählt. Hunyad wurde fortwährend in Kriege mit den Türken verwickelt, die er mit abwechselndem Glücke führte, bis die unglückliche Schlacht von Kossowo (1448) einen Waffenstillstand und die Abtretung Serbiens, der Wallachei und Bosniens nothwendig machte. Die inneren Unruhen, welche seitdem Hunyad von allen Seiten bedrängten, machten es ihm wünschenswerth, den jungen König, der in Wien war, bei den Ungarn zu haben, und es gelang ihm auch, den Kaiser Friedrich durch Gewalt zur Ausantwortung des Ladislaus zu bewegen. Dieser bestieg 1453 den Thron und ernannte Hunyad zum Oberfeldherrn, der auch die nahenden Türken schlug und namentlich 1456 bei Belgrad völlig in die Flucht trieb. Dieß war aber auch die letzte Heldenthat seines kampfbewegten Lebens, denn bald nachher starb er am Fieber. Auch Ladislaus starb bald darauf (1457) zu Prag und die Ungarn wählten 1458 den jüngern Sohn Hunyad's, genannt Matthias Corvinus, zu ihrem Könige. Dieser bezeichnete seine Regierung, nachdem er sich auf dem Throne befestigt hatte, durch die weisesten Einrichtungen und große Sorgsamkeit für das Land. Er verbesserte die Justizverfassung, die Einrichtung des Heeres, sorgte durch Stiftung einer Bibliothek und Universität zu Ofen für die geistige Bildung seiner Unterthanen und in seinen mannigfachen Kämpfen bewies er Kühnheit und Klugheit. So nahm er den Türken Bosnien wieder ab und focht mit ziemlichem Glücke gegen Georg Podiebrad, dem er 1469 Mähren abnahm. Allein da nach dem Tode Podiebrad's die Böhmen den Prinzen Wladislaw von Polen zum Könige wählten und die unruhige ungarische Geistlichkeit ihn mit Verlust seines Thrones bedrohte, so kehrte er eilig nach U. zurück und vereitelte die Entwürfe seiner Gegner. Bald darauf wurde er mit Polen in Krieg verwickelt, der aber mit Vortheil für Matthias endete, so wie er auch mit Glück gegen die Türken (1475—1476), gegen Kaiser Friedrich (1477) und gegen Böhmen (1478) focht. Die Türken, welche sich wieder erhoben, wurden abermals (1479) geschlagen und als Kaiser Friedrich III. von Neuem den Krieg begann, waren die ungarischen Waffen so glücklich (1482—1487), daß selbst Wien in die Hände des Matthias fiel und der Kaiser sich zu Unterhandlungen bequemen mußte. Auch der Sultan mußte einen Waffenstillstand (1484) schließen und Matthias suchte nun seine Krone auf seinen unehelichen Sohn, Johannes Corvinus, zu bringen, allein während der Unterhandlungen darüber starb er (1490) zu Wien. Nach ihm ward, vorzüglich auf Betrieb Stephan Bathori's, Ladislaus V., welcher König von Böhmen war, zum Könige gewählt und bestieg nach glücklichem Kampfe mit Maximilian, dem er jedoch, im Falle er unbeerbt stürbe, die Nachfolge im Reiche durch den preßburger Frieden (1491) zusagte, wirklich den Thron. Unter seiner Regierung kämpfte Johannes Corvinus sehr glücklich (1500—1502) gegen die Türken und zwang sie zum 7jährigen Waffenstillstande, und Johann von Zapolya bekämpfte die aufrührerischen Bauern unter Georg Dosa nachdrücklich (1513). Von hier an bis zu seinem Tode beschäftigten den König die Kämpfe und Pläne des siebenbürgischen Woiwoden Zapolya. Ihm folgte sein Sohn, Ludwig II. (1516—1526), dessen Regierung durch innern Verfall, blutige Kriege mit den Türken, welche abwechselnd mit Glück geführt wurden, Religionsspaltungen und innere Zwistigkeiten bezeichnet war. Er verlor endlich sein Leben in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz gegen Soliman (29. Aug. 1526) und mit ihm erlosch das Haus der Jagellonen. In diesen verwirrten Zeiten wählte ein Theil der Ungarn den Johann Zapolya von Siebenbürgen, ein anderer den König von Böhmen, Erzherzog Ferdinand I., welcher den Erstern bald zwang, die Hülfe des Sultans in Constantinopel zu suchen. Die Türken kamen auch, konnten aber, obschon sie Wien belagerten, nichts gegen Östreich ausrichten und U. konnte sich bis zum Tode des Johann Zapolya, der sich mit Ferdinand verglichen hatte, etwas erholen. Gleich nach dessen Absterben aber kam es wieder zum Kampfe (1540), der mit

Digitized by Google

mannigfachem Glückswechsel bis 1547 fortdauerte. In diesem Jahre kam ein 5jähriger Waffenstillstand zu Stande, nach welchem Ferdinand dem Sultan 30000 Ducaten Tribut zahlen mußte und behielt, was er in U. besaß. Auf dem nun einberufenen Landtage ließ Ferdinand U. für ein Erbreich in der habsburgischen Familie erklären und fing an die Protestanten zu unterdrücken. Da es ihm (1550) gelang, Siebenbürgen der Königin Isabella gegen das schlesische Oppeln und eine Pension von 100000 Ducaten abzutauschen, so erregte dieß einen neuen türkischen Krieg, der sich unter wechselndem Glücke Jahre lang hinzog. Unterdessen gelang es Ferdinand, seinen Sohn Maximilian (1563) zum Könige Ungarns krönen zu lassen, nachdem er kurz zuvor von Soliman einen 8jährigen Waffenstillstand mit einem Tribute von 30000 Thalern erkauft hatte. Maximilian (1564—1576) erbte mit der ungarischen Krone auch die Kriege mit den Parteihäuptern und den Türken, war aber in beiden ziemlich glücklich, so daß U. unter ihm endlich wieder einiger Ruhe genoß, die jedoch vorzüglich durch Religionsstreitigkeiten unterbrochen wurde und die bis zu seinem Tode (1576) dauerte. Nach ihm gelangte sein schon früher gekrönter Sohn, Rudolph, zur Regierung (1576—1612), der gleichfalls viel mit den Protestanten im Innern und den Türken von Außen her zu kämpfen hatte. Durch die Bevorzugung der Deutschen entstanden Zwistigkeiten, die so stark wurden, daß 1583 der Reichstag keine Bewilligung vor Erledigung seiner Klagen machen wollte, worüber Rudolph in 5 Jahren keinen Reichstag berief und dadurch große Verwirrungen erzeugte. Endlich (1587) versöhnte sich der Kaiser mit den Großen des Reiches und führte darauf von 1593—1606 einen langwierigen Krieg gegen die Türken, der aber eben nicht glücklich für Rudolph endete, da der Sultan halb U. im Besitze behielt. Auch mit den Venetianern gerieth er der Uzkoken halber in Streitigkeiten (1593—1595), welche durch die Dazwischenkunft Philipp's von Spanien beendet wurden. Nachdem er (1608) in die Krönung Matthias' gewilligt hatte, starb er (1612) und Matthias II. folgte ihm. Dieser hatte anfangs mit den Protestanten, sodann mit den Siebenbürgern Kämpfe zu bestehen, schloß mit den Türken (1616) einen vortheilhaften Frieden, legte die Zwistigkeiten mit der Republik Venedig bei und brachte die Thronfolge für seinen Vetter, Ferdinand von Gräz (1618), zu Stande, worauf er im folgenden Jahre starb. Ferdinand II. (1619—1637), sein Nachfolger, hatte, wie überall, so auch in U. mit den Protestanten einen harten Strauß, welche den siebenbürgischen Bethlen Gabor um Schutz anriefen. Dieser kam auch, drang glücklich vor, erzwang einen Waffenstillstand und als die hierauf begonnenen Friedensunterhandlungen als nutzlos erschienen, ließ sich Bethlen, der auf türkischen Beistand rechnete, 1620 zum Könige von U. krönen. Man schlug sich nun mit wechselndem Glücke, bis endlich 1621 ein Friede zu Nicolsburg zu Stande kam, der für den Kaiser nicht unvortheilhaft war. Ein neuer Kampf mit Bethlen Gabor endete 1624 äußerst vortheilhaft für diesen, und als der Kaiser anfing, die Protestanten in U. mit Gewalt zu unterdrücken, so erhob sich Bethlen Gabor zum dritten Male, schloß aber, da er sah, er könne nichts ausrichten, 1629 schon wieder Frieden. Ferdinand III., der 1637 seinem Vater folgte, hatte wie jener mit den Protestanten und den Siebenbürgern unter Rakoczy (1642—1645) viel Händel und mußte dem Letzteren im Frieden zu Linz alle seine Forderungen zugestehen. Nach Rakoczy's Tode aber begannen die Bedrückungen der Protestanten aufs Neue und erzeugten von Neuem Gährungen, in die Leopold I., sein Sohn, gleich beim Antritte seiner Regierung (1657) hineingezogen wurde, indem er dem Georg Rakoczy II. gegen die Türken und Michael Abaffi, seinen Gegenfürsten, beistand. Die Bedrückungen der Protestanten, welche von den Jesuiten verfolgt wurden, die Anwesenheit deutscher Truppen in U. machten die Stände äußerst schwierig, und als 1663 die Türken unter dem Großwesir Kiuperli mit 200000 Mann im Felde

Digitized by Google

erschienen, waren die kaiserlichen Generale nicht im Stande, das Feld zu halten, ja der Kaiser mußte 1664 einen den Türken vortheilhaften Frieden schließen. Durch die beständige Besetzung des Landes von ausländischen Truppen und vornehmlich durch die unaufhörlichen Verfolgungen der Protestanten wurden diese zu einer Verschwörung veranlaßt und wandten sich um Hülfe an die Türken. Dieß ward Leopold verrathen; er ließ 2 Armeen nach U. rücken, bekam die Häupter der Verschworenen, meist Protestanten, in seine Gewalt und ließ sie hinrichten. Nun glaubte Leopold, es sei Zeit, die ganze Staatsverfassung Ungarns umzuschmelzen, welches er auch damit begann, daß er alle hohen Staatswürden aufhob, die Protestanten zu vernichten strebte, ein großes deutsches Heer nach U. legte und ein neues Gubernium für U. einsetzte. Dieses verfuhr so willkührlich und grausam, daß ein Aufstand die unvermeidliche Folge war, welchen Abaffi unterstützte und der Graf Tököli bis 1682 mit vielem Glücke leitete. Als ihm nun das Glück untreu ward, wandte er sich an die Türken und der Sultan sandte ihm, der schon nicht unglücklich den Kampf begonnen hatte, den Großwessier Kara Mustafa zu Hülfe, der auch bis Wien vordrang, dort aber von Sobieski und dem Prinzen Karl von Lothringen so geschlagen ward (11. Sept. 1683), daß alle errungenen Vortheile verloren gingen und Tököli von ihnen nicht nur verlassen, sondern von ihnen sogar verhaftet wurde. Indessen da sich die mit den Kaiserlichen angeknüpften Friedensverhandlungen zerschlugen, gab der Sultan ihn wieder frei und unterstützte ihn sogar mit Truppen. Allein Tököli konnte keine Partei wieder zusammenbringen, obwohl er noch Anhänger genug hatte, und die Türken verloren 1686 Ofen. 1687 schlug Karl von Lothringen die Türken bei Mohacz, drang in Siebenbürgen ein und Joseph ward zum ungarischen Könige gekrönt. Gegen die Türken ward mit abwechselndem Glücke gefochten, bis der Friede von Carlowitz (1699) den Krieg endete. Die Beschränkungen der Freiheit, die Verfolgungen der Protestanten begannen nun aufs Neue, bis endlich die Mißvergnügten in Rakoczy einen Mittelpunkt fanden und eine offene Empörung ausbrach, unter deren Dauer Leopold starb (1705). Seinem Sohne und Nachfolger, Joseph I. (1705—1711), war es vorbehalten, nach langen Unterhandlungen 1706 einen Waffenstillstand zu Wege zu bringen, welcher aber fruchtlos blieb, bis endlich nach mannigfachen Kämpfen und Unterhandlungen 1711 der Friede zu Szathmar zu Stande kam. Allein Joseph erlebte ihn nicht mehr und ihm folgte Karl VI., welcher den Frieden von Szathmar bestätigte und alle Vorrechte Ungarns von Neuem bekräftigte. Ein neu ausgebrochener Türkenkrieg (1716—1718) belebte eine Zeit lang Muth und Hoffnungen des in Frankreich lebenden Rakoczy; allein der passarowitzer Frieden vernichtete sie gänzlich. 1722 nahm U. die pragmatische Sanction an und die innere Verwaltung ward mannigfach verbessert. Für das Geschick der Protestanten geschah fast gar nichts und das Wenige, was durch die Religionsresolution gethan ward, fand den lebhaftesten Widerstand des katholischen Klerus. Ein neuer, aber unglücklicher Türkenkrieg (1737—1739), welcher mit dem Verluste Belgrads endete, erbitterte zwar die Ungarn sehr, aber als nach Karl's Tode (1740) Maria Theresia, seine Nachfolgerin, durch den Successionskrieg in die höchste Bedrängniß gesetzt, sich in die Arme der so oft gekränkten Ungarn zu werfen eilte, retteten diese die Königin durch ihren Edelmuth. Maria Theresia that sehr viel für die Nation in jeder Hinsicht und vereinigte mit der Monarchie wiederum das Zipserland, Siebenbürgen, einen Theil der Moldau und das Banat von Temeswar. Sie starb 1780 und Joseph II. ward ihr Nachfolger, dessen Hauptstreben dahin ging, alle so verschiedenartigen Bestandtheile seines großen Reiches zu einer einzigen wohlconsolidirten, zusammenhängenden Masse umzugestalten. Aber er ging zu rasch zu Werke; die, denen er Wohlthaten erweisen wollte, verstanden ihn nicht und bildeten daher nicht nur kein Gleichgewicht gegen den Haß des hohen Adels und Klerus, son-

dern glaubten auch noch in ihrer Beschränktheit in den Erleichterungen, die ihnen gewährt wurden, böse Folgen für sich selbst zu finden und schmähten daher noch, statt zu segnen. Als daher in dem unglücklichen Türkenkriege 1788—1790 Joseph die unverhehlte Aufregung der Ungarn sah, widerrief er in einem Rescripte Alles, was er seit seinem Regierungsantritte geändert hatte, zum großen Jubel der Ungarn und starb 3 Wochen später (1790). Leopold II., der ihm folgte, besänftigte mit Mühe, aber fester Haltung die aufgeregten Gemüther, indem er in Vielem nachgab, Manches beschränkte und Einiges, z. B. das Toleranzedict, mit aller Kraft schützte und mit den Türken den Frieden von Sziſtova schloß. Ihm folgte 1792 Franz I., welcher das System seines Vaters in kluger Mäßigung verfolgte und dadurch sich die unwandelbare Treue der Ungarn in allen Geschicken der östreichischen Monarchie erhielt. Mit Tapferkeit und Begeisterung fochten sie unter Östreichs Fahnen und halfen den Frieden 1813 erringen, und selbst das aufgeregte Jahr 1830, selbst die Nähe des polnischen Kampfes gingen gefahrlos vorüber, obwohl die Polen Ungarns lebhafteste Theilnahme erregten. Zugleich wüthete die furchtbare Cholera in jenen Gegenden entsetzlich und brachte Unruhen hervor, die jedoch bald gedämpft wurden. Nachdem 1835 der Kaiser Franz I. gestorben war, trat der jetzige Kaiser, schon 1830 zum Könige gekrönt, die Regierung an und die Zeit wird zeigen, daß das Vertrauen seiner Völker kein leeres sei, wie dieß schon vielfache Schritte seiner Regierung bewiesen haben. 71. 82.

Ungarische Sprache und Literatur. Die ungarische Sprache hat zwar durch die christliche Religion die lateinische Sprache als eine lästige Zugabe erhalten, welche bis auf den heutigen Tag einen schädlichen Einfluß auf die Nationalliteratur geäußert hat; doch waltet bei allen diesen Hindernissen in ihr der ganze Charakter der Nation, welcher besonders durch die ganz eigenthümliche Ansicht des Lebens und der Welt auffällt. Auch mangelt es dieser freilich wenig bekannten Literatur nicht an Werth. Die ungarische Grammatik gewährt viele unerwartete Aufschlüsse für die Philosophie der menschlichen Sprache; die ungarische Poesie (besonders die lyrische) bietet einige ausgezeichnete Muster und auch in den Wissenschaften (besonders in der Naturkunde, der Ökonomie, der Philologie, der Geschichte und dem allgemeinen Staats- und Völkerrechte) wurde Erfreuliches geleistet. — Die Sprache der Magyaren, wie sie gegenwärtig in Ungarn geschrieben und gesprochen wird, ist unter den lebenden gebildeten Sprachen Europas, die aus Asien herübergewandert sind, eine der jüngsten, bei der die Familienzüge noch am Deutlichsten hervortreten. Sie löste sich von jener Ursprache ab, worin die semitischen und finnischen Sprachen als Töchter noch vereinigt lebten, und behielt ihre ursprüngliche sinnliche Lebensfülle und ihre originelle Frische hauptsächlich dadurch, daß ihr kräftiger Organismus das Einwirken heterogener Einflüsse standhaft abwehrte und jedes schmarotzerartige Anschmiegen an fremde Stützen und Stämme verschmähte. Hält man die Ansicht fest, daß die ungarische und finnische Sprache in einer asiatischen Ursprache zusammenlebten, so wird sich der fortwährende Streit der Gelehrten über die Frage, ob die ungarische Sprache mit der lappländischen und finnischen, oder mit den sogenannten orientalischen Sprachen verwandt sei, leicht zu Ende bringen lassen. „Der Magyar," sagt Sartori, „unterscheidet wie der Orientale die einfachen Vocale von den ruhenden; jene (a, e, i, o, ö, u, ü) werden scharf ausgesprochen, sie mögen kurz oder lang sein; diese haben immer eine gedehnte Aussprache, werden mit einem Striche über sich bezeichnet (á, é, í, ó, ő, ú, ű) und sehr genau von den ersteren im Sprechen unterschieden, z. B. Kar (der Arm), Kár (der Schade), kerek (rund), Kerék (das Rad, kérek (ich bitte). Die ungarische Sprache hat ferner, so wie die orientalischen, keine eigentlichen Diphthongen; sie unterscheidet die feinsten Verschiedenheiten der Laute, besonders der Mitlaute, äußerst genau. Eigenthümliche Laute

Digitized by Google

sind gy, ny, ly, ty, wo das y keineswegs wie ein i gebraucht, sondern als ein mit dem vorhergehenden Mitlauter innig verschmolzenes j gehört wird. Sie verträgt am Anfange einer Sylbe nie mehr als einen Consonanten; in fremden Wörtern, die mit zwei Mitlautern anfangen, werden diese im Munde des ächten Ungar durch einen vorgesetzten Selbstlauter (aus schola wird iskola), oder einem eingeschalteten (aus král wird király) getrennt. Sie hat ein bestimmtes Gesetz der Vocalenfolge, wie die finnische; sie hat wie diese gar keine Unterscheidungen für das Geschlecht der Wörter, aber eine reiche Declination mit einer großen Menge von Casusflexionen, die den für die Geschichte der Sprache überhaupt wichtigen Satz im hellsten Lichte darstellt, daß die Casusflexionen eigentlich aus Partikeln bestehen, die an das Wurzelwort wachsen. Der in den Denkgesetzen begründete Unterschied zwischen den absoluten und relativen Formen der Wörter, der sich in vielen Sprachen noch theilweise findet, zeigt sich in der ungarischen durch alle Declinationen und Conjugationen so bestimmt und charakteristisch, daß eben daraus für den Fremden, der in keiner Sprache diese durchgängige Bestimmtheit kennt, die größte Schwierigkeit entsteht. Die verbindenden Besitzfürwörter, so wie die Verhältnißwörter werden als Suffixa ausgedrückt. Die Familienzunamen werden als Adjective (aus denen sie meist entstanden sind) angesehen und daher auch den Taufnamen vorgesetzt (z. B. Bátori Gábor, gleichsam Gabriel von Bator, oder der Bator'sche Gabriel). Das schöne Verhältniß zwischen den Selbst- und Mitlautern, die genaue Nüancirung und richtige Artikulirung, die jede Sylbe fordert (der Ungar verträgt keine sogenannten stummen Vocale) und die bestimmte Vocalenfolge geben der ungarischen Aussprache den Charakter des Prächtigen und einen männlichen Wohllaut, worin sie sich mit jeder andern messen kann. Durch die lebendige Fülle und Bedeutsamkeit der Wortformen und Fügungen gewinnt die Sprache eine ungemeine Energie; durch die nur mit der Sanskrit zu vergleichende Regelmäßigkeit ihrer Flexionen und Verbindungen entsteht Deutlichkeit und Bestimmtheit; durch die Eigenthümlichkeit ihrer reinen Wurzelwörter beweist sie Originalität; durch die unendliche Bildsamkeit, die aus diesen Wurzeln feste Stämme emportreibt, welche sich mit kräftigem, in treuer Befolgung normaler Formen als gesund bewährendem Organismus in vielfältige Äste, Zweige, Blätter und Blüthen entwickeln, erhält sie einen innern Reichthum, worin sie beinahe alle Sprachen des Occidents übertrifft. Weit beschränkter ist wohl zur Zeit noch der äußere Reichthum der Sprache, theils darum, weil sie bisher mit zu wenig Vorsicht das Recht des Besitzes und Gebrauches mit mehreren Sprachen im Lande theilte, besonders aber darum, weil sie viele Jahrhunderte hindurch nicht nur aus den Geschäftsverhandlungen aller öffentlichen Behörden, sondern auch aus den Kirchen, aus den niederen und höheren Schulen durch die lateinische, so wie lange Zeit sogar aus der gebildeteren Conversation durch die französische und deutsche verdrängt war. Indessen gewann sie doch oft Gelegenheit, sich weiter zu verbreiten und zu entwickeln, theils an den Höfen ungarischer Könige und Magnaten, vorzüglich aber siebenbürgischer Fürsten, wo sie sich wirklich am Meisten ausbildete, theils durch die freie Verfassung des Landes, die in den Comitatsversammlungen und auf den Reichstagen den öffentlichen Gebrauch der ungarischen Sprache nicht unterdrücken ließ, theils durch die zur Zeit der Reformation eingetretenen polemisch-theologischen Anregungen, die sich meistentheils in der ungarischen Sprache sowohl beim Lehrvortrage in Kirchen und Schulen, als auch häufig in Druckschriften äußerte; endlich in dem Widerstreben gegen die Einführung der deutschen Sprache zur Geschäftssprache unter Joseph II., was viele treffliche ungarische Werke ans Licht förderte. Seit dieser letzten Epoche nimmt die ungarische Sprache einen höhern, herrlichen Schwung, worin Kraft, durch Besonnenheit geleitet, zum schönen Ziele wahrer Nationalveredelung strebt, ohne durch den Despotismus einer Sprachakademie beengt zu werden."

Digitized by Google

Die älteste ungarische Grammatik lieferte J. Erdösi (Sylvester) (Vi-Szigeth 1539. 8.); von den neueren Sprachlehren nennen wir die von M. Adami (Wien 1760. 8.), J. Farkas (Wien 1779. 9. Ausg. 1816. 8.), G. Nagy (Wien 1793. 8.), S. Gyamarthi („Kritische Grammatik", Clausenb. 1794. 8.), P. von Beregszászi (Erlang. 1797. 8.), J. H. Revai („Elaboratior grammatica hungarica", Pesth. 1803. 2 Voll. 8.) und J. Marton (Wien 1820. 8.). Wörterbücher besitzen wir (außer mehreren älteren, jetzt nicht mehr sehr brauchbaren) von A. Molnar („Lexicon latino-hungaricum et hungarico-latinum", Francof. 1604. Nov. ed. cur. J. C. Beer, Francof. 1708. 2 Voll. 8. Auct. per F. Pariz Papai, Leutschau 1708, et per P. Bod. Czeben 1767. 1799. 2 Voll. 8.) und Jos. Marton („Deutsch-ungarisches und ungarisch-deutsches Handlexikon", Preßb. 1799. 2 Bde. 8. Neue Aufl. Wien 1803. 3 Bde. 8.). — Die ersten Spuren der ungarischen Nationalliteratur sind, wie bei fast allen Völkern, Lieder, welche die Thaten vaterländischer Helden verherrlichen. Die ungarischen Chronisten des Mittelalters sprechen von Joculatoren (Possenreißern) oder Trufatoren (Troubadours?); auch werden mehrere Könige des XIV. und XV. Jahrh. als Liebhaber und Gönner der Nationalpoesie namentlich angeführt. Daß man seit dem XII. Jahrh. auch ungarisch schrieb, beweisen die handschriftlichen ungarischen Predigten, Bibeln und Legenden aus dem XII. und den darauf folgenden Jahrhunderten. Die ältesten poetischen Überbleibsel sind aus dem XV. Jahrh. und beschränken sich auf Helden- und Kirchenlieder; Liebeslieder scheinen bei Weitem seltener gedichtet worden zu sein. Der poetische Werth dieser Gesänge ist sehr gering; denn die Liederkunst wurde professionsmäßig und nicht von Männern, die innerer Beruf dazu antrieb, geübt; talentvollere und gelehrtere Männer huldigten jetzt schon dem Fremden. Die ungarische Literatur gewann erst durch die Reformation Schwung und Leben; Luther's Apostel schrieben hier ungarisch, wie er selbst für sein Volk deutsch; mehrere Druckereien wurden in Ungarn und Siebenbürgen errichtet und dadurch der gelehrten Bildung Vorschub geleistet. In diese Zeit fallen die Übersetzung der äsopischen Fabeln von Pesti (Wien 1536. 8.), Farkas' „Reimchronik" und Székely's „Geistliche Lieder" (Krakau 1338. 8.). Nach dem Tode des unglücklichen Königs Johann zerfiel das Reich durch innere und äußere Angriffe; das Nationalgefühl lebte nur in den sogenannten historischen Liedern (bis zu Ende des XVI. Jahrh.), durch welche die Helden der Vorzeit gefeiert wurden. Die bekanntesten dieser (wenn man sie so nennen will) epischen Dichter sind Tinodi, Nagy-Báczai, Temeswari, Bogati, Valkai, Illosvai, Gerciáni, Csanádi, Gosárvári, Szöllösi und Gyulai. Diese Versuche sind jedoch nichts weiter als trockene Reimchroniken, nur selten mit einigen Beschreibungen, Vergleichen, Bildern und Metaphern geschmückt. Obgleich im Unwesentlichen bis zur Kleinlichkeit gewissenhaft, vernachlässigen sie gänzlich alle Charakterzeichnung; Sprache und Verse sind incorrect und ohne Wohlklang. Das einzige Anziehende dieser gereimten Geschichten sind die eingestreuten moralischen und politischen Reflexionen, und diese sind es auch, wo sich ihre Tendenz ausspricht. Unter den Lyrikern dieser Periode sind nur der tieffühlende, feuer- und phantasievolle Balassa und der mehr reflectirende Rimai zu nennen; die geistlichen Lieder von Bornemisza, Gönczi und Ujfalvi sind ohne bedeutenden poetischen Werth; eben so gering sind die dramatischen Versuche dieser Zeit, Paul Karádi's Nationalschauspiel „Balassa Menyhárt" und Bornemisza's Tragödie „Klytemnestra." Bemerkenswerth sind die Bemühungen Erdösi's, Turi's, Heltai's u. A., die Versmaße der Alten nachzubilden, und da ein Grundgesetz der ungarischen Prosodie, so wie im Lateinischen, die Position ist, das andere aber die Accentuirung der Vocale, ein Umstand, der der ungarischen Aussprache mehr Bestimmtheit gibt, als selbst die lateinische hat, so konnte dieses Unternehmen

Digitized by Google

nicht mißglücken. Am Ende des XVI. Jahrh. wurde der Gang der ungarischen Poesie durch die Kämpfe der verschiedenen Religionsparteien unterbrochen. Die besseren Köpfe widmeten sich der Theologie und verkündeten ihre Lehre auf Kanzeln und in Streitschriften; Pázmány, Káldi, Alvinczi und die übrigen Koryphäen der ungarischen Kanzelberedsamkeit kamen nun an die Tagesordnung und gaben der Literatur schnell eine ganz andere Richtung, so daß bis zur Hälfte des XVII. Jahrh. die Muse des Gesanges völlig verschwunden zu sein scheint. Erst mit Zrinyi, dem Enkel des großen Zrinyi und dem ersten romantischen Dichter der Ungarn, beginnt eine erfreulichere Zeit. Seine „Zrinyiade" (1651, ein Epos, welches ein tiefes Studium Homer's, Virgil's und Tasso's verräth, ist voll Feuer und Begeisterung. Glauben, Heldenthum vom hochherzigsten Patriotismus angefacht, und Liebe sind sein Element. Seine Gestalten, scharf und consequent gezeichnet, sind sich wechselsweise sehr glücklich gegenübergestellt, und eine bilderreiche Phantasie, im Zarten so fruchtbar, als im Wilden und Großartigen, durchstrahlt das Ganze. Sprache und Versification befriedigen aber nicht und sind nicht selten äußerst uncorrect. Die übrigen Heldengedichte aus dieser Periode, die „Mohácser Niederlage" (1653) von dem mehr fleißigen und gelehrten, als phantasiereichen Liszti, „Trojas Fall" von Dalnoki (1651) und „Muranyi Venus", „Cupido" und „Kemény" von dem fruchtbaren und in Sprache und Versification ausgezeichneten, aber sonst oberflächlichen Gyöngyösi fanden bei den Zeitgenossen lang andauernden Beifall, können aber jetzt nicht mehr ansprechen. Als die vorzüglichsten Lyriker des XVII. Jahrh. gelten der schon erwähnte Zrinyi (besonders im erotischen Gedichte idyllischer Form), der mehr reflectirende Beniczky und der streng philosophische Kohari. Unter den zahlreichen Kirchenliederdichtern zeigen nur Kohari und Paul Rádai poetische Erhebung des Gefühls. Die dramatische Poesie wollte im XVII. Jahrh. und in der ersten Hälfte des XVIII. immer noch nicht gedeihen. Die sogenannte „Comico-Tragödia" (1683), von einem ungenannten Verfasser, ein allegorisches Stück, in welchem alle guten und bösen Eigenschaften personificirt sind, so wie G. Felvinczi's Tragödie „Jupiter und Pluto" (1693) sind eben so unbedeutende Versuche, als die dramatischen Schulübungen der Jesuiten Kunics („Sedecias", 1753), Faludi („Constantinus Porphyrogenitus", 1754), Illei („Salomon", „Ptolomäus", „Titus", 1767), Kereskényi („Mauritius", „Cyrus", 1767) und Anderer. Von einem stehenden Theater wußte man nichts; herumziehende Schauspieler befriedigten von Zeit zu Zeit die Sehlust des Publicum. — Durch Joseph's II. strenge Maßregeln zur Verbreitung der deutschen Sprache in Ungarn wurde eine völlig entgegengesetzte Wirkung hervorgerufen. Die Liebe zur Muttersprache und Nationalliteratur erwachte mit frischer und verdoppelter Kraft und blieb in dem Kampfe gegen das Fremde siegreich. Freilich bemerkt man (wie es wohl nicht anders möglich war) im Beginne dieser Periode eine gewisse Charakterlosigkeit, ein Umhergreifen nach einem festen Punke, wovon ausgehend die ungarische Poesie eine gewisse und stätige Richtung nehmend sich ihrer möglichen Vervollkommnung nähern sollte. Wir unterscheiden überhaupt drei Richtungen, welche wir mit dem Namen französische, lateinische und neue Schule bezeichnen wollen. Die französische Literatur gewann durch den Aufenthalt vieler angesehener Ungarn in der Hauptstadt Frankreichs Eingang im Vaterlande. Bessenyei (1772), Báróczy (1774) und Barcsai (1777) waren die ersten, welche französischen Mustern nachdichteten; Bessenyei, obgleich der geistreichste, fruchtbarste und selbstständigste dieser Nachahmer, beging den Unsinn, den langweiligen französischen Alexandriner an die Stelle nationaler Versmaße zu setzen und seinen Dramen („Attila", „Buda", „Hunyadi") einen schulgerechten französischen Zuschnitt zu geben. Ihm folgten A. Teleki (1773), Könyi (1774), Zalanyi (1775),

Digitized by Google

Stephan Däniel (1776), Orczy (1777), Anyos (1778), ein sonst ächt patriotischer, gefühlvoller Dichter, und Gvadányi (1787), der erste unter den ungarischen Dichtern, welcher komische Gegenstände („Die ofner Reise", „Der Tod und die Höllenfahrt eines Dorfnotars") nicht ohne Glück und Beifall behandelte. Andere wässerige Reimer dieser Schule übergehen wir mit Stillschweigen. Die lateinische Schule hat in Hinsicht auf den Geist der Dichtung, die Sprache und Diction die wichtigsten Resultate für die ungarische Poesie gehabt. Diese wie jene wurden nun studirt; der Grundsatz des Wohlklangs (durch die Beachtung der Prosodie) in die ihm gebührende Stelle eingesetzt; man suchte sich die Correctheit, die Präcision und den Adel der Alten anzueignen und schied fleißiger die prosaischen Theile von den poetischen. An der Spitze dieser Schule stehen Ráday und Szilagyi; Molnar (1760) lehnte sich gegen den eingeschwärzten Alexandriner auf und zog die alten Versmaße wieder hervor; ihm folgten der Didaktiker Kalmár („Vom Menschen", 1761), die Elegiker und Lyriker Rájnis, Baroti, Verseghy, Döbrentei, Buczy und Berzsenyi, der ausgezeichnete Erotiker Révai, die Epistolographen Kazinczy und Vitkovics und die trefflichen Epigrammatisten Virág, Vitkovics und Szentmiklossy. Die beiden classischen Zierden dieser Schule sind Virág und Kazinczy. Der Geist und die Empfindung der Alten lassen sich nicht reiner auffassen, nicht eigenthümlicher wiedergeben, als in den Oden Beider; sie sind ernst, kräftig, ruhig, klar und correct. In Kazinczy's Oden spricht aber nur der Mensch, nicht der Bürger; Virág ergreift oft von Vaterlandsliebe durchbebt die Laute. Die neue Schule endlich streifte die Fesseln der Nachahmung französischer und lateinischer Muster ab und beachtete vor Allem den eigenthümlichen Geist der Nation. Radai und Földi suchten 1781 den Reim und das Sylbenmaß zu verschwistern und fanden an Verseghy, Kazinczy, dem sentimentalen Lyriker Dayka und dem vielschreibenden, nur in dem Volksliede ausgezeichneten Csokonai (den man öfter mit Bürger verglichen hat) geistreiche und talentvolle Nachfolger. Alle übertrifft der ächtnationale, phantasiereiche und in jeder Beziehung meisterhafte A. Kisfaludy (s. d. Art.). Seine Muse ist durchaus episch-lyrisch, daher ihm das Drama am Wenigsten gelingt. Die neue Schule gewann auch auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß, indem sie seither nicht gehörte Wortformen sanctionirte, durch Übersetzungen aus den neueren Sprachen das Gebiet der ungarischen Poesie erweiterte und sogar die schwierigeren metrischen Formen der südlichen Völker versuchte. Kisfaludy, Kazinczy, Szemere und Helmeczy gingen mit gutem Beispiele voran und verschafften ihrer Neuerung, trotz vielen Widerreden, bald Eingang. Die vorzüglichsten ungarischen Lyriker der neuern Zeit sind Berzsenyi, originell, voll tiefen Gefühls, feuriger Phantasie, jugendlicher Kraft, dabei sanft und heiter, der gemüthliche Szentmiklóssy, der oft ins Gesuchte fallende, aber auch nicht selten pindarisch schwungreiche Toth, der treffliche Sonettendichter Tölfényi, der philosophische Kis, der anmuthige und lieblich natürliche Szász, die populären Dichter Döbrentei und Vitkovics, der zum Komischen hinneigende Fay, Teleki, der ungarische Tyrtäus, der an Lieblichkeit der Phantasie und Wärme des Gefühls fast Alle überstrahlende Liederdichter und Balladensänger Kölcsey, der anmuthige, manchmal zur Schwermuth geneigte Bajza, der liebliche Sonettendichter Bárthay, der Schiller nacheifernde Szenvey und der vielseitige Vörösmarty. In der didaktischen Poesie ist nur A. Horvát („Zircz' emlékezete", 1814) zu nennen. Das Epos machte erfreuliche Fortschritte. Döbrentei erinnert in seinem prosaischen Heldengedicht: „Der Sieg auf Kenyérmezö" an Ossian und bewährt in der „Bestürmung von Nandor" ächt ungarischen Sinn; Székely's „Mohács" und „Sekler in Siebenbürgen" (1823) neigen sich zur romantischen Gattung und beurkunden ein ungewöhnliches Talent zur epischen Poesie. Die vor-

Digitized by Google

züglichsten Repräsentanten des ungarischen Heldengedichts sind der feuervolle (manchmal freilich ins Schwülstige hinüberstreifende) und in der Charakteristik meisterhafte Czuczor („Die Schlacht bei Augsburg", „Der Reichstag zu Arad") und der mehr romantische, durch unerschöpfliche Fülle und Mannigfaltigkeit anziehende, in der Schilderung weiblicher Charakterbilder unübertreffliche Vörösmarty („Ungarns Eroberung durch Arpad", „Die Niederlage der Kumanen auf Eserhalom", „Erlaus Belagerung", „Das Zauberthal"). Die geringsten Fortschritte machte das Drama. Karl Kisfaludy (s. d. Art.), ein Bruder des schon genannten Alex. Kisfaludy, war der erste, welcher sich über das Gewöhnliche erhob; im Trauerspiele leistete er Leidliches, im nationalen Lustspiele Vorzügliches. Die früheren dramatischen Versuche von A. Horváth, Toth, Gorové und Szentmiklóssi sind völlig mißlungen zu nennen. Die neuste Zeit hat noch weniger Bedeutendes geliefert; im Lustspiele halten der nicht selten triviale Sebestyen und der die Bühne zu wenig berücksichtigende Fáy mit Kisfaludy keinen Vergleich aus; im ernsten Drama verdienen Vörösmarty, Tölténi und Szenvey Beachtung. — Wir haben uns in dieser kurzen Darstellung absichtlich auf die ungarische Nationalliteratur beschränkt, ohne die eigentliche Gelehrsamkeit zu berücksichtigen, weil die Resultate derselben zu geringfügig und einflußlos sind, als daß sie hier berücksichtigt werden könnten. (Vergl. J. Bowring's „Poetry of the Magyars", Lond. 1830. 8.; F. Toldy's „Handbuch der ungarischen Poesie", Pesth und Wien 1828. 2 Bde. 8.; F. Sartori's „Historisch-ethnographische Übersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des östreichischen Kaiserthums", Wien 1830. 8. Bd. I. S. 103—149.) 66.

Ungehorsam im juristischen Sinne, s. Contumaz.

Unger (Johann Georg), verdienter Form- und Holzschneider, ward 1715 in Goes unweit Pirna in Sachsen geboren, erlernte die Buchdruckerkunst und widmete sich nebenbei dem Holzschneiden, ohne einen Lehrer zu haben, brachte es aber darin bald zu einer großen Fertigkeit und legte sich in Berlin, wo er seit 1740 lebte, mit immer größern Fleiße auf dieselbe, besonders nachdem er daselbst sich als Buchdrucker und Buchhändler etablirt hatte, und suchte nicht allein den Geschmack in den Typen und typographischen Verzierungen zu verbessern, sondern löste auch selbst sehr schwierige Aufgaben, indem er z. B. 5 Landschaften in Holz schnitt, welche einen hohen Kunstwerth haben. Er starb zu Berlin 1788, ohne große Anerkennung gefunden zu haben, welche aber seinem Sohne und Nachfolger, Johann Friedrich Gottlieb U., in desto größerm Maße zu Theil wurde. Dieser, geb. zu Berlin 1750, widmete sich ebenfalls der Buchdrucker- und Formschneidekunst und vereinigte mit großer Geschicklichkeit einen sehr guten Geschmack und ungemeine Thätigkeit. So suchte er den Lettern eine immer schönere Form zu geben und besonders die eckige deutsche Schrift durch mehr Rundung der lateinischen näher zu bringen und ihr eine dem Auge gefälligere Form zu geben, wodurch die lange sehr beliebte Unger'sche Schrift entstand. Auch schnitt er eine Menge Zeichnungen, meist nach Meil, mit großer Kunst in Holz, ward deßhalb zum Mitgliede der Akademie der Künste und 1800 selbst zum Professor der Holzschneidekunst an derselben ernannt und lieferte eine Anzahl gründlicher Abhandlungen über Form- und Holzschneidekunst in mehrere Journale; doch starb er schon 1804. 16.

Unger (Friederike Helene), eine geschätzte deutsche Schriftstellerin, 1751 zu Berlin geboren, war eine Tochter des preußischen Generals von Rothenburg und erhielt in dem Hause des Hofpredigers J. P. Bamberger in Potsdam eine sehr sorgfältige Erziehung und eine für die damalige Zeit seltene Ausbildung. Sie verheirathete sich später mit dem Buchdrucker und Formschneider J. F. G. Unger (s. d. Art.) und setzte nach dessen Tode (1804) das Geschäft fort. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich mit literarischen Arbeiten, die sie ohne ihren Namen zu nen-

Digitized by Google

nen herausgab. Sie starb am 21. Sept. 1813. Ihre Romane zeichnen sich durch vortreffliche Zeichnung der Sitten und gelungene Charakterschilderung aus und behaupten jetzt noch einen vorzüglichen Rang unter den angenehm unterhaltenden und zugleich belehrenden Geistesproducten weiblicher Schriftsteller. Ganz besonders wurde der Roman: „Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte" (Berlin 1784. 8. N. Aufl. 1798. 2 Thle. 8.), ein ganz nach dem Leben gezeichnetes Gemälde, mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Außer diesem sind noch mit Auszeichnung zu nennen: „Gräfin Pauline" (Berl. 1800. 2 Thle. 8.), „Melanie, das Findelkind" (Ebd. 1804. 8.), „Bekenntnisse einer schönen Seele" (Ebd. 1806. 8.) und „Der junge Franzose und das deutsche Mädchen" (Hamb. 1810. 8.). Ihre zahlreichen Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen sind treu und geschmackvoll. 67.

Unglaube, lat. incredulitas; franz. incredulité, infidelité; engl. incredulity, infidelity, ist überhaupt der Hang oder die Gewohnheit, Nichts als wahr anzunehmen, als das, was man selbst sinnlich wahrgenommen hat oder wahrnehmen kann. Man kann einen dreifachen Unglauben unterscheiden, einen historischen, philosophischen und religiösen. Der erstere verwirft Wahrheiten, die durch glaubwürdige historische Zeugnisse und Thatsachen begründet sind; der andere bestreitet die ursprüngliche Gültigkeit von Vernunftsätzen, z. B. die Lehre vom Dasein Gottes; der dritte endlich läugnet entweder die Glaubwürdigkeit göttlicher Offenbarung überhaupt, oder einer gewissen Form derselben, wie der christlichen, oder einzelner Religionslehren. Für den Unglauben haben nur die sinnlichen Wahrnehmungen Realität. Was ihm nicht äußerlich erscheint, es sei als Anschauung oder als Empfindung, was dem innern Sinne allein sich offenbart, ist ihm eine leere Täuschung; er nimmt nur das an, was verstanden werden kann, und wähnt nur dasjenige vollkommen zu verstehen und zu erkennen, was wir mit unseren Sinnen fassen: ein doppelter Irrthum, da der Mensch Vieles annehmen muß, was über seinen Verstand geht, und eben so wenig die sinnlichen Anschauungen und Empfindungen als das, was ihnen zur Grundlage dient, zu verstehen vermag. Der U. geht aber noch weiter. Die Natur der Vernunft verkennend schützt er oft dieselbe vor, um sein Abläugnen gewisser Existenzen zu rechtfertigen. Er sieht die Vernunft nur in Vernunftschlüssen und verfehlt dadurch ihr wahres eigentliches Wesen; er fordert von ihr zu beweisen, was, als eine Unwahrheit, sich allen Beweisen entzieht, und behauptet, Alles, was solche Beweise nicht zuläßt, verwerfen zu dürfen und sogar zu müssen. Nothwendig führt der consequente U. zum Atheismus; denn sinnlich kann man Gott nicht wahrnehmen, verstehen kann man ihn eben so wenig und nie hat die Vernunft seine Existenz beweisen können. Der Unglaube schützt aber auch nicht vor Aberglauben; denn die Seele des Menschen kann die Leere der Negativität nicht lange ertragen, und füllt der Mensch diese Leere nicht mit positiven Wahrheiten aus, so muß er es mit Irrthümern thun. Man hat daher Freigeister gesehen, die von einer Menge abergläubischer Vorstellungen wie mit Fesseln gebunden waren. So glaubten Alexander, Cäsar, Napoleon an Vorbedeutungen, Götterssprüche u. dergl. und verfuhren dabei so, als ob kein göttliches Strafgericht zu fürchten sei. Vergl. Fr. v. Ancillon im 2. Thle. seiner Schrift: „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen." 63.

Uniform (uniformis, gleichförmig) nennt man die Leuten einer gewissen Corporation oder eines Standes zukommende Kleidung, vorzüglich im Staats- und Militairdienste, um dadurch sich äußerlich von anderen zu unterscheiden. Schon die Römer kannten die Uniformen in den verschiedenen Auszeichnungen an den Kleidern, besonders der Toga und Tunica, während bei dem Militair dieselbe nur durch die Gleichförmigkeit der Bewaffnung bestimmt wurde. Auch im Mittelalter hatten Beamte besondere äußere Auszeichnungen, während bei den Soldaten eben-

falls nur die Bewaffnung mit Harnisch und Helm oder Haube einen Unterschied von der gewöhnlichen Kleidung herbeiführte. Erst im XVII. Jahrh. fing man an, die Hof- und Jagdtrachten gleichmäßig einzurichten und die schwedischen Soldaten im dreißigjährigen Kriege unterschieden sich nach der Farbe des Rocks. Ludwig XIV. von Frankreich fing endlich zu Ende des XVII. Jahrh. an, das Militair gleichförmig zu kleiden und bald ahmte man in anderen Staaten nach; doch blieb die Kleidung immer noch schwerfällig und erst die neuere und neuste Zeit hat darin die zweckmäßigste Änderung hervorgerufen. Nach dem Muster der Militairuniformen, welche man übrigens bei den Gemeinen und Unterofficieren gewöhnlicher Montur nennt, wurden auch allmählig die Civiluniformen eingerichtet, weßhalb diese meist einen militairischen Schnitt haben; doch tragen meist nur die unmittelbaren Hofchargen und nebst ihnen die Glieder besonderer Corporationen, wie des Jagdwesens, der Posten, der Marställe ꝛc., Uniformen, während die übrigen Staatsdiener ihre bürgerliche Tracht und bei feierlichen Gelegenheiten wenig davon unterschiedene Civiluniformen tragen, von denen die Amtstrachten, z. B. der Geistlichkeit, der Rectoren und Decanen der Universitäten, der Richter ꝛc. jedoch gänzlich verschieden sind, da diese nur bei besonderen Fällen getragen werden. 30.

Uniformitätsacte (act of uniformity) wurde die Verordnung einer londoner Synode vom Jahre 1562 genannt, in welcher die Liturgie für die evangelische Kirche Englands bestimmt ward. Sie behielt mit Ausnahme der Bilder den Glanz des katholischen Ritus bei. Alle Geistliche sollten ihre Übereinstimmung mit der Liturgie der hohen bischöflichen Kirche bis zum 24. Aug. dieses Jahres erklären und nur unter der Bedingung, daß sie von englischen Bischöfen geweiht wären, das Abendmahl verwalten. Aber von 9400 Geistlichen verweigerten alle bis auf 177 die Unterzeichnung der U., obgleich Geld- und Gefängnißstrafe den Nonconformisten angedroht worden war. Erst die Toleranzacte von 1689 unter Wilhelm III. ertheilte den höchst zahlreichen Dissenters öffentliche Religionsübung unter der Bedingung der Abgaben an den bischöflichen Klerus und der wenigstens theilweisen Unterzeichnung der 39 Artikel. 63.

Unigenitus Dei filius sind die Anfangsworte einer Bulle, welche vom Papste Clemens XI. 1713 auf Veranlassung der Hofjesuiten Ludwig's XIV., La Chaise und Le Tellier, zum Sturze des Jansenismus erlassen wurde, unter dem Namen der Constitution Unigenitus bekannt ist und in Frankreich vielfache Zwistigkeiten herbeiführte (s. Jansen), aber durch die Aufhebung des Jesuitenordens allmählig ihr Gewicht verlor. In anderen katholischen Ländern ist sie wenig beachtet worden und in Östreich, wo sie von einigen Bischöfen in ihren Sprengeln verbreitet worden war, ward sie nebst der Bulle: „In coena Domini" 1781 von Joseph II. aufgehoben. Vergl. „Acta Constitut. Unig." ed. Pfaff (Tub. 1721. 4.); „Collectio nova act. constit. unigen." ed. Dubois (Lugd. Bat. 1725. 4.); „Anecdotes au mémoires sécrets de la const. unig." (Ultraj. 1723. 3 Voll. Magdeb. u. Leipz. 1755 ff. 6 Bde.); „La const. unig. deferée à l'égl. universelle" (Col. 1769. 4 Voll.). 63.

Union (kirchliche) nennt man die Vereinigung der getrennten christlichen Kirchenparteien. Eine solche U. muß zunächst dogmatisch sein, d. h. eine Übereinstimmung in den Dogmen herbeiführen; sie muß ferner liturgisch sein, oder Einheit des Rituals, wenigstens in der Hauptsache, sofern die Liturgie mit dem Dogma in Verbindung steht, hervorbringen; sie muß endlich staatsrechtlich, in Bezug auf die politischen und ökonomischen Verhältnisse, stattfinden: die gesammte Verwaltung der Kirchen muß in Eins zerfließen. Versuche aber, die getrennten christlichen Hauptparteien wieder zu vereinigen, sind verschiedentlich gemacht, wiewohl nie vollkommen, bis auf die neueste Zeit, realisirt worden. Dergleichen fanden schon frühzeitig zwischen der griechischen und römischen Kirche, jedoch vergebens, statt (s. d.

Art. Griechische Kirche). Seit der Reformation aber sind vorzüglich Versuche zur Wiedervereinigung theils der römisch-katholischen Kirche mit den evangelischen, theils der reformirten mit der lutherischen gemacht worden. Daß die ersteren zu keinem günstigen Resultate führen konnten, ist in dem innern Wesen beider Kirchen begründet. Denn soll die katholische und protestantische Kirche vereint werden, so ist dieß nur durch Verschmelzung, durch das gänzliche Übergehen einer von beiden Kirchen in die andere, möglich, weil ihre Principien sowohl nach Lehrbegriff als Cultus sich direct entgegenstehen (vergl. die Artt. Katholicismus und Protestantismus). Rom fordert daher nichts weniger, als unbedingte Unterwerfung, woran alle Unionsverhandlungen zwischen Katholiken und Protestanten gescheitert sind, wie dieß aus der folgenden Übersicht der wichtigsten Unionsversuche zwischen beiden Theilen hervorgehen wird. Es war zu Ende des Jahres 1540, als ein großes Religionsgespräch zwischen Katholiken und Protestanten zuerst zu Hagenau angefangen, dann bald nach Worms versetzt, dort im Jan. 1541 abgebrochen und sodann im Frühjahre 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg wieder aufgenommen und beendigt wurde. In diesem Gespräche scheint es dem Kaiser Karl V. wirklich ein Ernst gewesen zu sein, beide Theile zu vergleichen, und wirklich kam man sich in einigen Punkten näher als jemals. Aber dieser Schritt des Kaisers wurde von Rom aus gemißbilligt und der päpstliche Legat Contarini war beauftragt, jede Ausgleichung zu hindern. Gleichen Widerspruch von Seiten der römischen Kirche fanden die vom Kaiser Ferdinand I. 1564 veranlaßten und von Cassander und Wicelius verfaßten Gutachten, die den Kirchenfrieden vermitteln sollten. Lebhafter wurde der Wiedervereinigungseifer durch die Bedrängniß der Evangelischen im dreißigjährigen Kriege. Selbst H. Grotius („Via ad pacem ecclesiasticam") suchte 1642 mit den Katholiken den Frieden zu vermitteln. Aber Nachgiebigkeit war jetzt am Wenigsten an der Zeit, wo 1644 der Plan von Rom ausging, die Fürsten allein, ohne Zuziehung der Theologen, zu gewinnen durch Nachweisung der von diesen größtentheils ungerecht der Kirche gemachten Vorwürfe und durch Aussicht auf den Besitz geistlicher Güter. Nicht lange nachher (1660) ließ der Churfürst von Mainz, Johann Philipp, durch seinen Kanzler von Boyneburg Unionsvorschläge abfassen und einigen deutschen Höfen mittheilen. In denselben ward eine Synode von 24 Abgeordneten beider Confessionen beantragt, welche die Glaubensbekenntnisse beider Theile gegen einander abwägen und über das Religionswesen Deutschlands entscheiden sollte. Aber auch sie blieben wegen allzu milder Anbequemung der Unterscheidungslehren des Katholicismus nach den Ansichten der Protestanten erfolglos. Seit 1675 bereiste der Bischof Christoph Rojas de Spinola 20 Jahre hindurch als Unterhändler Kaiser Leopold's I. Deutschland und Ungarn und war auch in Schriften für die Wiedervereinigung der Protestanten und Katholiken thätig. Aber er entbehrte einer hinlänglichen Vollmacht des Papstes und seine Zweideutigkeit machte die Protestanten vorsichtig. Gleichzeitig unterhandelte der große Bossuet mit dem evangelischen Abte zu Lockum, Molanus, der zu viel für einen protestantischen Theologen nachgab und deßhalb in den Verdacht des Kryptokatholicismus kam. Auch Leibnitz wechselte zu Ende des XVII. Jahrh. über die Ausgleichung mit den Katholischen eine Reihe von Briefen, besonders mit einem Mitgliede der pariser Akademie, überzeugte sich aber bald selbst von ihrer Unmöglichkeit. Seitdem sind nur noch wenig Unionsvorschläge gemacht worden. Die Schriften, welche in den Jahren 1717—1719 zwischen dem Theologen der Sorbonne du Pin und dem Erzbischofe Wake von Canterbury über eine U. der französischen und englischen Kirche gewechselt wurden, erschienen damals nicht öffentlich; auf den Privatantrag des Erzbischofs von Turin, della Lanza, ertheilte der Abt Jerusalem 1772 ein ablehnendes Gutachten und die Aufforderung des Erzbischofs Lecoz von Besançon an die protestantischen

Digitized by Google

Prediger zu Paris zur Rückkehr in die katholische Kirche wurde ebenfalls abgelehnt. Der letzte von dem französischen Juristen Beaufort ausgegangene und selbst dem Kaiser Napoleon vorgelegte (1806) Unionsplan endlich mißfiel beiden Kirchen. — Anders verhält es sich mit der seit der Reformation mehrfach beabsichtigsten Vereinigung der beiden protestantischen Hauptparteien, welche eben so wünschenswerth als möglich ist, da bei ihnen dieselben Principien gelten, sie nur als verschiedene Bildungen eines und desselben Geistes erscheinen und sie außer der Lehre von der Gnadenwahl fast nur durch Verschiedenheit der Ansicht vom heiligen Abendmahle getrennt wurden. Daher haben denn auch von jeher viele Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte den Wunsch laut ausgesprochen und Versuche gemacht, die beiden evangelischen Kirchen zu vereinigen. Den ersten machte der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, auf dem Colloquium zu Marburg (Oct. 1529), wo aber Luther die von Zwingli mit Thränen dargebotene Bruderhand hartnäckig zurückstieß. Nur anscheinend war die Vereinigung durch die von Melanchthon verfaßte und von den Schweitzern unterzeichnete wittenberger Concordie (25. Mai 1536), da Luther bald den Streit aufs Heftigte erneute. Die gegenseitigen Streitigkeiten dauerten fort und gingen in der letzten Hälfte des XVI. Jahrh. selbst in Verfolgungen über. Friedlicher, wiewohl vergeblich, waren die Religionsgespräche zu Leipzig 1631 mit deutschen Reformirten, zu Thorn 1645, wo Ladislav IV. Katholiken, Calviniſten und Lutheraner vereinigen wollte, und zu Cassel 1661. Um jene Zeit (seit 1631) war namentlich ein Prediger der schottischen Gemeinde zu Elbing, Johannes Duräus, 40 Jahre hindurch auf Reisen bei Theologen und an Höfen, wie durch Schriften bemüht, eine U. der englischen, holländischen, schweizerischen und deutschen Reformirten mit den Lutheranern ins Werk zu setzen. Aber auch seine Bemühungen, wie die gleichzeitigen des Calixtus (s. d. Art. Synkretismus) blieben erfolglos. Mehr hoffte man von dem Unionsgespräche, welches der reformirte König Friedrich I. von Brandenburg im Jahre 1703 zu Berlin unter einheimischen Lutheranern und reformirten Theologen veranstaltete. Aber die Unterhandlung löste sich in einen heftigen Schriftenwechsel unter den Orthodoxen und Pietisten auf, indem diese von jenen des Synkretismus beschuldigt wurden. Wenig später (1719—1722) veranlaßte eine Berathung der evangelischen Stände zu Regensburg wegen der fortdauernden Beschwerden über die Bedrückungen der Lutherischen und Reformirten einen Unionsentwurf, der beide evangelische Theile bei ihren Entscheidungslehren ließ. Allein mehrere lutherische Stände widersprachen bestimmt, unter den Schriftstellern am Heftigsten der Prediger Neumeister in Hamburg, mit Mäßigung Mosheim u. A. Friedrich Wilhelm I. aber ließ die mit dem reformirten Gottesdienste unvereinbaren lutherischen Ceremonien, als das Collectensingen, die Chorhemden, Meßgewänder und Lichter beim Abendmahle, in seinen Staaten abschaffen. Doch unter Friedrich II. kehrten die meisten Gemeinden zu den alten Formen zurück. Entschiedenere und erfolgreichere Schritte geschahen in der neuesten Zeit für die U. Nachdem nämlich im XIX. Jahrh. in Folge der innern Entwickelung der Theologie in beiden Kirchen die Übereinstimmung zwischen diesen wenigstens unter den Gebildeten eingetreten war, oder doch der frühere Sectenhaß sich verloren hatte, schien es in Deutschland, aber auch fast nur hier, möglich, die innere Vereinigung durch eine zugleich äußerliche und kirchliche zu bestätigen und zu befestigen. Als daher der König von Preußen im Jubeljahre der Reformation den ewig denk- und preiswürdigen Aufruf (abgedruckt in Schulz's „Lehre vom Abendmahle" S. 325 ff. und Hahn's „Lehrbuch des christlichen Glaubens" S. 607 ff) zu einer freien Einigung erließ (27. Sept. 1817), fiel die U. als eine reife Frucht des Zeitalters ihm zu. Fast überall in Preußen und in allen deutschen Staaten, wo durch die Mischung der Kirchen an ihrer Einigung gelegen war, ist sie seitdem durch Gemeindebeschlüsse vollzogen worden, ohne den

Digitized by Google

Versuch für die Unterscheidungslehren eine indifferente Eintrachtsformel zu finden, sondern mittels der Überzeugung, daß die Unterscheidungslehren, wie man es auch mit ihnen halte, der christlichen Liebe und kirchlichen Gemeinschaft nicht entgegenständen. Außer mehreren Theilen Preußens ist die U. zu Stande gekommen in Nassau (1817), im Fürstenthume Hanau (1818), in Rheinbaiern (1818), in Anhalt-Bernburg (1819), im Fürstenthume Waldeck und Pyrmont (1820), im Großherzogthume Baden (1821), in einem Theile des Großherzogthums Hessen (1822), in Anhalt-Zerbst, Darmstadt (1833) ꝛc. Aber unter entschiedenen Lutheranern, denen die U. ein Bund des Glaubens mit dem Unglauben, Christi mit Belial war, mußte der Buchstabe des Lutherthums wie das Bedürfniß der sinnlichen Gottesnähe im Abendmahle eine Reaction hervorrufen, welche sich erst in Bremen (1823), dann weit heftiger in und bei Breslau (seit 1830) zeigte. (Vergl. die Artt. Kirchenagende und Scheibel.) Öffentlich und in Schriften ward hier die U. auf das Heftigste angegriffen und verlästert. Aber nur Verblendung kann ihren hohen Werth verkennen. Sie wird laufen und wachsen, die Verirrten und Irregeführten werden ihren Irrthum erkennen, die Aufgeregten sich beruhigen; denn das Werk der U. ist in Gott gethan und der Ruhm, den sich Preußens frommer König durch dieselbe erworben hat, wird unvergänglich sein. — Vergl. G. A. Böckel, „Irenicon" (Berl. 1821. 2 Bde.); Bretschneider, „Aphorismen über die Union" (Gotha 1819); D. v. Cölln, „Ideen über den innern Zusammenhang der Glaubenseinigung und Glaubensreinigung in der evangelischen Kirche" (Leipz. 1834); [Professor Elwert] „Über die Union" (Berl. 1836); K. W. Hering, „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit" (Leipz. 1836. 1. Bd.). 63.

Union (politische) heißt die Vereinigung mehrerer Staaten zu einem einzigen (s. Bundesstaat). Vorzugsweise pflegt man den nordamerikanischen Freistaat (s. d. Art.) die U. zu nennen. 37.

Unirte Griechen, auch latinisirende Griechen, heißen diejenigen griechischen Christen, welche sich mit der römisch-katholischen Kirche unter gewissen gegenseitigen Bedingungen vereinigt (unirt) haben. Diese Bedingungen waren von der einen Seite: Beibehaltung des ganzen griechischen Cultus und der griechischen Sprache beim Gottesdienste, Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und Verstattung der Ehe des nichtbischöflichen Klerus; dagegen von der andern Seite: Annahme des römischen Supremats, Anerkennung des Ausgangs des heiligen Geistes auch vom Sohne, des Fegfeuers und der Seelenmessen. Die Bekehrung dieser griechischen Christen ward im XVII. und XVIII. Jahrh. allmählig durch jesuitische Missionaire bewerkstelligt, welche ihre Bemühungen jetzt auf Gewinnung einzelner Personen und noch mehr der zahlreichen Emigrantencolonien wandten. Zu der Union wirkte vorzüglich der Umstand mit, daß einzelne Griechen ihre wissenschaftliche Bildung in Italien, seit 1566 besonders in dem griechischen Collegium zu Rom erhielten. Von solchen unternahmen es dann mehrere, die Unwesentlichkeit oder Rechtmäßigkeit der römischen Abweichungen darzuthun, wie Leo Allatius aus Chios (starb 1669 zu Rom) in der Schrift: „De ecclesiae occidentalis et orientalis perpetua consensione." Von den Ausgewanderten behaupteten sich meist die in Siebenbürgen, Slavonien bis Dalmatien als disunirte, wurden aber die in Ungarn und Oberitalien zum Theil gewaltsam unirt. Man schätzt die Anzahl der mit der römischen Kirche unirten Griechen auf 2 Mill., die sich in Italien, besonders zu Venedig und Rom, im südlichen Neapel und in Sicilien, in den östlichen Grenzländern der östreichischen Monarchie ꝛc. befinden, wohin sie vor den Türken flüchteten. 63.

Unisono (im Einklange) ist in der Musik ein technischer Ausdruck für Gleichheit der Töne, die auf gleicher Zahl der Schwingungen des tönenden Körpers be-

ruht, und hiernach für Gleichheit zweier Klänge rücksichtlich ihrer Höhe oder Tiefe. Das U. ist demnach die vollkommenste unter allen Consonanzen, da seine zwei Töne in einen Ton zusammenfließen. Rechnet man aber, worüber übrigens viel gestritten worden ist, das U. oder den Einklang unter die Intervallen (s. d. Art.), so nennt man ihn gewöhnlicher die reine Prime, die sonach ebenfalls aus zwei Tönen von gleicher Größe, z. B. a a, besteht. In der Harmonie vertritt sehr oft die Octave die Stelle des U., oder des Einklangs, oder das U. die Stelle der Octave, daher auch beide, Einklang und Octave, in Ansehung ihrer Fortbewegung einerlei Regeln unterworfen sind. Das Wort U. wird daher gebraucht 1) wenn mehrere Stimmen oder Instrumente eine und dieselbe Melodie ausführen, sei es nun, daß dieß in einer und derselben Octave oder mit den Tönen einer höhern oder tiefern Octave geschieht. Vorzüglich gewöhnlich ist dieser Ausdruck in der Tonschrift der Partituren, wo der Tonsetzer die Melodie blos in einer Stimme schreibt, dagegen in die Notenzeilen, in welchen eigentlich dieselbe Melodie, aber für eine andere Stimme, ausgeschrieben sein sollte, blos die Bezeichnung all' unisono setzt; 2) im Generalbasse, wo es dann für den Ausdruck all' ottava steht und anzeigt, daß der Generalbaßspieler statt der Accorde die Grundstimme in der Octave begleiten soll. 20.

Unitarier, s. Antitrinitarier.

Universalien (entia universalia, Allgemeinheiten oder Allgemeinwesen) nannten die Scholastiker die Geschlechts- oder Allgemeinbegriffe (Mensch, Tugend ꝛc.), welche nicht ein einzelnes Ding, sondern etwas vielen einzelnen Dingen Gemeinschaftliches bezeichnen. Wie nun aber dieser Begriffe oder Dinge Sein oder Gedachtwerden, wie ihr Verhältniß einerseits zu den Einzeldingen, die an ihnen Theil haben, aber nicht sie selbst sein sollten, andererseits zu dem menschlichen Verstande, der sie denkt, endlich zu dem Allgemeinsten, dem Allprincipe der Dinge, Gott, gefaßt werden müsse, darüber entstanden unter den Scholastikern lange und harte dialektische Kriege und die Verschiedenheit der Auslegung dieses Problems liegt fast den sämmtlichen Spaltungen der Scholastik zu Grunde, wie denn ganz besonders die Frage, ob die U. ante rem, in re oder post rem (vor, in oder aus den Einzeldingen) seien, den Lebenspunkt in den Systemen des Realismus und des Nominalismus ausmachte. (S. d. Art. Scholastik.) 80.

Universitäten. Es gibt für den Menschen keinen glücklichern Augenblick, als wenn er aus den Knabenjahren heraustritt und sein Geist und seine Seele sich den ersten Eindrücken der Wissenschaft und des Lebens erschließen; in diesem Moment gehört ihm die Welt. Der Ort, wo diese Erhebung der Seele, diese Entwickelung aller Geisteskräfte vor sich gehen sollen, sind die U. oder sollen es vielmehr sein. Die U. (Gesammtschulen) unterscheiden sich von den niederern Vorbereitungsschulen hauptsächlich dadurch, daß auf ihnen alle Hauptzweige des Wissens (nebst den dazu gehörenden Hülfswissenschaften), die zur wissenschaftlichen Ausbildung des Menschen und Staatsbürgers zu jedem Fache erforderlich sind, gelehrt werden und daß sie das Recht haben, in allen Hauptwissenschaften die höchsten Würden zu ertheilen. Der barbarische Name Universität (universitas) kam zu Anfange des XIII. Jahrh. auf und sollte die Vereinigung der Studirenden an einem Orte zu wissenschaftlichen Zwecken bezeichnen. Die altclassischen Benennungen scholae (Schulen) und studia (Studienanstalten) wurden jedoch in Italien auch auf die U. übertragen. In Deutschland verwechselt man oft nach einem hergebrachten Sprachgebrauche die Benennungen Akademie (eine Vereinigung zu einem gelehrten Zwecke verbundener Gelehrter, bei denen jedoch das Wechselverhältniß zwischen Lehrer und Schüler nicht obwaltet) und Universität. Man thut Unrecht, wenn man den Ursprung der U. von den schon zur Zeit Karl's des Großen eingerichteten Kloster- und Domschulen herleitet; sie entstanden vielmehr dadurch,

Digitized by Google

daß einzelne bedeutende Männer eine Anzahl wißbegieriger Schüler um sich versammelten, um ihnen die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen. So wurde schon am Beginne des XII. Jahrh. zu Paris von solchen Lehrern, hauptsächlich in der Philosophie, Rhetorik und Theologie, Unterricht ertheilt. Da auf diese Weise eine große Menge junger Leute aus allen Ländern nach der Hauptstadt Frankreichs gezogen wurden, so mußte die Regierung bald auf den dem Lande daraus erwachsenden Vortheil aufmerksam werden und sich geneigt fühlen, diesen durch sich selbst gegründeten und durch sich selbst verwalteten U. nach und nach manche Privilegien zu gewähren. König Philipp August befreite sie von allen königlichen Gerichten, wodurch sie in Stand gesetzt wurden, sich eine feste Verfassung zu geben. Lehrer und Schüler wählten 1206 zum ersten Male einen das Ganze überwachenden Vorsteher (Rector). Eine den Studirenden zugefügte Beleidigung (1229), welche die Entfernung der meisten Lehrer und Schüler zur Folge hatte, diente nur dazu, der pariser Universität eine festere Gestaltung zu geben; denn der Hof sah sein Unrecht ein, rief Lehrer und Schüler zurück und sanctionirte die früher nur stillschweigend anerkannten Rechte der hohen Schule, wodurch diese unter dem Namen Sorbonne, obgleich dieß eigentlich nur die theologische Facultät war, bald die berühmteste in ganz Europa wurde. Die Studirenden wurden in Nationen eingetheilt und schon 1206 bestanden vier Nationen, die französische (Franzosen, Italiener und Spanier), die picardische, die normännische und die englische (zu welcher alle Nordländer gerechnet wurden). Diese Einrichtung wurde auch von den italienischen und deutschen U. angenommen und mag den sogenannten Landsmannschaften ihren Ursprung gegeben haben. In Italien entstanden ebenfalls im XII. Jahrh. die ersten Hochschulen zu Salerno (besonders für die Arzneikunde) und zu Bologna (vorzüglich durch ihre Rechtslehrer berühmt). Auch hier constituirten sich mit Beihülfe der Regierungen Lehrer und Schüler zu gelehrten Zünften, die ihre Cassen, ihre Vorsteher (procuratores) und andere Würdenträger hatten. Zur Unterstützung armer Studirender wurden die sogenannten Collegien, worin die Schüler freie Wohnung und Unterhalt hatten, gestiftet. In Deutschland nannte man ähnliche Anstalten Bursen. Die Lehrer lebten anfangs ausschließend von dem Honorare ihrer Schüler, bis ihnen die Regierungen angemessene Besoldungen reichten, ihnen aber dadurch die Verbindlichkeit auflegten, bestimmte Collegien umsonst zu lesen, wodurch nach und nach die nicht sehr zweckmäßige Eintheilung in öffentliche (freie) und Privatcollegien (bezahlte) entstand. Die englischen U. begannen im XIII., die deutschen im XIV. Jahrh. und richteten sich nach den französischen. Bis zur Reformation ertheilten die Päpste den neuerrichteten U. die Privilegien und übten überhaupt auf sie einen ungebührlichen Einfluß, der jetzt gänzlich verschwunden ist. Die meisten U. hat Deutschland aufzuweisen; auch gelten ihre Einrichtungen als die vorzüglichsten. Die Scheidung der Lehrer und Schüler in Facultäten (Abtheilungen) nach den Hauptzweigen der Wissenschaft entstand wahrscheinlich gegen das Ende des XII. Jahrh. Die Facultäten, vier an der Zahl (die philosophische, theologische, juristische und medicinische), wählten ihre geschäftsführenden Stellvertreter (Decane). Um dieselbe Zeit mag auch die Ertheilung der sogenannten akademischen Würden beginnen. Anfangs waren die Professoren von Niemand zum Lehren berufen, sie thaten es aus eigener Machtvollkommenheit und Neigung. Als sich aber die U. förmlich constituirten, mußte sowohl den Mitgliedern derselben, als auch den Regierungen daran gelegen sein, nur taugliche Männer zu der Zahl der Lehrer zuzulassen. Es mußten also Prüfungen bestanden werden, in Folge welcher dem Geprüften und würdig Befundenen mit bestimmten Feierlichkeiten die Erlaubniß zu lehren ertheilt wurde. Der erste akademische Grad war der eines Baccalaureus (der die erste Prüfung über die gewöhnlichen Lehrgegenstände bestanden hat), der zweite der eines Licentiaten (wodurch

das Recht zur Erlangung der Magisterwürde begründet wurde), der dritte der eines Magisters (oder Doctors), wodurch die Collegenschaft und die völlige Gleichstellung mit anderen Lehrern bedingt wurden. — Es ist unmöglich hier in weitere Untersuchungen über das Wesen der U., so wie über die Frage, ob der Nutzen, den sie stiften, oder die Nachtheile, die sie bringen, überwiegend seien, einzugehen. Wir bemerken nur, daß die Wissenschaft, wenn sie gedeihen soll, Freiheit und Unbeschränktheit verlangt, und daß der sogenannte Studentenunfug, dem wohl Niemand das Wort reden wird, nicht aus dieser der Wissenschaft zu gewährenden Freiheit, sondern aus dem nicht wissenschaftlichen Geiste der Schule zu früh entlaufener und höherer Bildung unfähiger Jünglinge entspringt. Den Ideen der studirenden Jugend keine zwängenden Fesseln anzulegen und ihr sittliches Benehmen dem bei ihnen vorauszusetzenden Ehrgefühle zu überlassen, verdient die größte Anerkennung und man sollte der freilich nicht selten alle Grenzen überschreitenden Studentenlüderlichkeit nicht durch Unterdrückung der akademischen Freiheit, sondern durch bessere Schul- und Gymnasialerziehung zu begegnen suchen. Auch die sogenannten politischen Umtriebe, welche durch die bewegte Zeit bei den sonst völlig anderen Richtungen folgenden Studentenverbindungen hervorgerufen wurden, würden verschwinden, wenn die Fortbildung in dem gewählten Fache des Wissens als einziger Zweck des Besuchens der U. angesehen würde, wenn man mit größerer Strenge bei den Prüfungen verführe und Niemand zum Staatsdienste zuließe, der seine Befähigung dazu nicht klar beurkundete. Auf diese Weise würden die Studirenden selbst, die sich nur zu häufig mit dem noch allenthalben obwaltenden Nepotismus zu Ehren und Würden zu verhelfen gedenken, sich ausschließend den Wissenschaften zuwenden und jede zeitraubende und ruinirende Ausschweifung vermeiden. Die Anfeindungen der U. gehen von zwei völlig verschiedenen politischen Parteien aus, von den Absolutisten und den Ultraliberalen; die ersteren mißgönnen den U. ihre Freiheit und betrachten sie als die Werkstätten der Revolutionen, die letzteren sehen darin ein die freiere Forschung beengendes Überbleibsel des Mittelalters. Beide Parteien verkennen entweder die Vortheile, welche besonders die deutschen U. den Wissenschaften gebracht haben oder kennen sie gar nicht. Die Deutschen wollen ihre Hochschulen aufheben, während die Franzosen sie als Musteranstalten anpreisen und ihr Unterrichtswesen nach ihnen zu regeln sich vornehmen! Daß übrigens den meisten deutschen U. zeitgemäße Reformen ersprießlich seien, wird kein Vernünftiger in Abrede stellen. — Vergl. Scheidler's „Apologie der deutschen Universitäten" (Jena 1832) und die durch Diesterweg („Über das Verderben der deutschen Universitäten", Essen 1826) angeregten Schriften. — Wir schließen mit einer kurzen ethnographisch-chronologischen Übersicht der europäischen U. [Die nicht mehr bestehenden sind in Klammern gesetzt.] In Frankreich nennen wir: Paris, Toulouse (1226), Montpellier (1289), Lyon (um 1300), Orleans (1305), Avignon (1340), Rheims (1547), Besançon (1564), Pont-a-Mousson (1568), nach Nancy verlegt (1768) und Pau (1720). Durch Errichtung der kaiserlichen Universität (1808) wurden alle höheren Bildungsanstalten einem verderblichen Geisteszwange unterworfen und nach der Restauration behalf man sich mit höheren Specialschulen. Kaum können die Unterrichtsanstalten zu Paris und zu Straßburg (1538) als eine Art von U. gelten. Die reformirten U. Montauban (1560), Dortes, Puy-Laurens, Nismes, Dié, Sedan und Saumur verfielen zum Theil früher und gingen zum Theil 1681 ein. Seit 1816 bestehen nur wenige dürftige reformirte Specialschulen. — In Italien: Padua (1222), Neapel (1224), Rom (1303), Pisa (1338), Pavia (1361), Ferrara (1391), Cremona (1413), Macerata (1540), Messina (1548), Mailand (1565), Parma (1606), Mantua (1625) und

Digitized by Google

Urbino (1671). — In Großbritannien (wo noch die alten Formen in ihrer völligen Unzweckmäßigkeit und Mangelhaftigkeit bestehen): Oxford und Cambridge (im XIII. Jahrh.), Glasgow (1454), Aberdeen (1477), Edinburg (1581), Dublin (1591), Neu-Aberdeen (1593) und London (1828). — In Spanien und Portugal: Salamanca (1240), Coimbra (1279), Lissabon (1290), Valladolid (1346), Valencia (1410), Saragossa (1474), Alcala (1499), Sevilla (1504), Granada (1531), Compostela (1532), [Banza, 1533], [Ossuna, 1548], [Gandia, 1549], [Osma, 1550], [Oribuela und Almagro, 1552], [Estella, 1565], [Tarragona, 1572], [Evora, 1578], Oviedo (1580), [Barcelona, 1596], [Pamplona, 1680], [Girona, 1710] und Cervera (1717). — In Deutschland: Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1387), [Köln, 1388], [Erfurt, 1392—1816], Leipzig (1409), Rostock (1419), Greifswalde (1456), Freiburg (1457), [Trier, 1472], [Ingolstadt, 1472], Tübingen (1477), [Mainz, 1477—1798], [Wittenberg, 1502—1815], [Frankfurt an der Oder, 1505—1811], Marburg (1527), Königsberg (1544), Jena (1557), [Dillingen, 1554—1804], [Helmstädt, 1576—1809], [Altorf, 1575—1809], [Herborn, 1654—1818], [Grätz, 1586—1783], [Paderborn, 1592—1815], Gießen (1607), [Molsheim, 1618—1702], [Rinteln, 1619—1809], [Salzburg, 1622—1810], [Münster, 1631—1821], [Osnabrück, 1632—1633], [Bamberg, 1648—1803], [Duisburg, 1655—1804], Kiel (1665), [Inspruck, 1670—1782], [Lingen, 1687—1820], Halle (1694), Breslau (1702), [Kassel, 1709—1786], [Fulda, 1734—1804], Göttingen (1734), Erlangen (1742), Bonn (1774), [Stuttgart, 1770—1794], Lemberg (1784), [Landshut, 1802—1826], Berlin (1810) und München (1826). (Vergl. Ch. Meiners, „Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten", Götting. 1801. 2 Bde. 8.) — In der Schweitz: Basel (1480), Zürich (1521), Lausanne (1537), Genf (1536) und Bern (1805). — In den Niederlanden: Löwen (1426), Douay (1562), Leyden (1575), Franecker (1585), [Harderwyk, 1600—1816], Utrecht (1636), [Lüttich und Gent, 1816] und Brüssel. — In Dänemark: Kopenhagen (1479) und [Soroe, 1623—1665]. — In Norwegen: Christiania (1811). — In Schweden: Upsala (1476), Abo (1640) und Lund (1666). — In Ungarn: Tyrnau (1635), nach Ofen verlegt 1780 und nach Pesth 1784, und Clausenburg (1580). — In Polen: Krakau (1347), Wilna (1576), [Zamoscie, 1594] und Warschau (1816). — In Rußland: Dorpat (1632), Kiew (1588), Moskau (1705), Kasan (1803) und Petersburg (1819). 66.

Unschuld, lat. innocentia; franz. und engl. innocence, bezeichnet sowohl den Mangel an einer bestimmten Schuld, als auch vorzüglich den sittlichen Zustand, in welchem der Mensch noch nicht der Herrschaft seiner sinnlichen Triebe sich hingegeben und der Sünde geopfert hat, wo ihm also überhaupt der Unterschied zwischen Gut und Böse noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Dieser Stand der U. kann aber nur im frühesten Kindesalter stattfinden und muß natürlich immer mehr entschwinden, je mehr der Mensch in späteren Jahren in die Kenntniß der äußeren Lebensverhältnisse eingeweiht wird, und es tritt dann die Tugend (s. d. Art.) an seine Stelle. Betrachtet man das Menschengeschlecht überhaupt unter dem Bilde eines Individuum, welches sich immer mehr entwickelt, so läßt sich aus guten Gründen annehmen, daß auch die ersten Menschen im Stande der U. gelebt haben, indem sie noch eins mit der Natur in völliger Bewußtlosigkeit

Digitized by Google

des Unterschiedes zwischen Recht und Unrecht lebten und erst allmählig sich dieses aus socialen Verhältnissen entwickelte; wir dürfen aber keineswegs diesen Stand der U. mit einer hohen Vollkommenheit der menschlichen Natur verwechseln, welche in ihr stattgefunden habe und durch die Sünde verloren gegangen sei; denn letztere ist nur eine dogmatische Annahme, welche aller zuverlässigen Beweise ermangelt. — Im engsten Sinne nennen wir U. die Reinheit von sinnlichen Begierden, die wir besonders als ein Attribut der Jungfräulichkeit schätzen. 9.

Unsterblichkeit, lat. immortalitas; franz. immortalité; engl. immortality, ist die Eigenschaft oder der Zustand des menschlichen Geistes nach dem Tode, nach welchem wir mit denselben geistigen Kräften, mit demselben Bewußtsein unserer Persönlichkeit ins Unendliche fortleben und fortwirken. Es gehört also dazu Identität des Wesens, oder es müssen alle wesentliche Kräfte unseres Geistes das Eigenthum unseres Ichs und in ihrer Verbindung bleiben; ferner Identität des Bewußtseins: der Unsterbliche muß sich in seinem zukünftigen Zustande immer noch als denselben erkennen, der hier lebte und wirkte; endlich fortdauernde Wirksamkeit des Geistes, weil ein Zustand des Nichtwirkens den Namen des Lebens nicht verdienen würde. Obgleich die U. der Demonstration nicht fähig ist, weil sie nichts in der Erfahrung Gegebenes, sondern eine Idee, die weder sinnlich anschaulich, noch im Begriffe faßlich ist, mithin kein Gegenstand des Wissens, sondern des Glaubens ist, so hat man doch mehrere unmittelbare und mittelbare Beweise für sie aufgestellt. Die hauptsächlichsten Beweise aber, mit welchen die christlichen Theologen der ältern und neuern Zeit die U. der Seele darzuthun suchten, sind folgende: 1) Der metaphysische Beweis, der aus der einfachen Natur der Seele auf ihre Unzerstörbarkeit also schließt: Tod oder Zerstörung ist Auflösung eines Dinges in seine Theile. Nun aber ist die Seele etwas Immaterielles, also Einfaches (Untheilbares); mithin ist sie untheilbar und unzerstörbar. (Hieraus folgt blos Fortdauer der Seele als Substanz, nicht Fortdauer mit Bewußtsein.) 2) Der teleologische Beweis, hergenommen aus der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Anlagen. Gott thut, sagt man, vermöge seiner Weisheit nichts vergebens, sondern hat stets seine weisen Zwecke und Absichten. Nun aber besitzt der Mensch so große geistige Kräfte und Anlagen, daß sie in diesem Leben niemals zu ihrer völligen Ausbildung gelangen. Also würde Gott dieselben unnütz verschwendet haben, wenn er die Seele im Tode wieder zerstörte. (Hieraus folgt nur ein zweites, nicht ein ewiges Leben.) 3) Der theologische Beweis, aus der Idee Gottes, vornehmlich aus seiner Weisheit, Güte und Gerechtigkeit abgeleitet, läßt sich auf folgende Sätze zurückführen. Wenn Gott weise, heilig, gerecht und ein gütiger Regent seiner Welt ist, so muß er auch dem Menschen, der überdieß die Sehnsucht nach U. in sich trägt, durch alle Zeiten hindurch ein bleibendes und unvergängliches Dasein schenken, weil es sonst ganz zwecklos sein würde, ihn durch Vernunft und Gewissen zur Tugend zu bestimmen. Nun ist aber Gott, der unsern Willen mit der Vernunft genau verbunden und ihm durch sie das Ziel einer endlosen Vollkommenheit vorgesteckt hat, ohne Zweifel gerecht und gut; es wird daher unser Leben und Dasein, so wie es jetzt schon von seiner Allmacht und Güte abhängt, auch in der Zukunft von ihm erhalten und ins Unendliche verlängert werden. 4) Der moralische Beweis geht von dem unbedingt gebietenden Sittengesetze aus. Dieses nämlich, indem es sich im Bewußtsein als ein über der Glückseligkeit und ihrem Sinnenleben stehendes Gesetz ankündigt und das sinnlich Angenehme, ja das Leben selbst zum Opfer fordert, würde ein innerer Widerspruch sein, wenn es für uns keine U. gäbe, weil dann die Erhaltung des irdischen Lebens das höchste Gut und das höchste Gesetz sein müßte. Da aber jene Forderung des sittlichen Bewußtseins da und unabweisbar ist, so muß sie auch erfüllbar, folglich der Mensch unsterblich sein. 5) Der analogische Beweis ist

Digitized by Google

aus der Analogie in der Natur hergenommen und man schließt aus den Erscheinungen in der Natur, in welcher sich aus dem Tode immer neues Leben entwickelt, auf eine ähnliche neue Entwickelung des sterbenden Menschen. 6) Bei dem kosmischen Beweise wird aus dem physischen Zusammenhange der Gestirne mit einander auf eine moralische Verbindung ihrer Bewohner geschlossen, die aber nur möglich, wenn der Mensch unsterblich ist. 7) Endlich beruft man sich auf den historischen Beweis oder auf die Allgemeinheit des Glaubens an U., welcher sich bei allen einigermaßen gebildeten Völkern finde und also voraussetzen lasse, daß dieser Glaube dem Menschen natürlich und unvermeidlich sei. — Sämmtliche angeführte Beweise dienen allerdings, das natürliche Bewußtsein mit dem religiösen Glauben zu befreunden, widerlegen wohl auch die Möglichkeit einer Vernichtung, dagegen das Aufhören eines individuellen Bewußtseins und ein bloßes Fortleben oder Untergehen in Gott scheinen sie nicht hinreichend auszuschließen, wie die neuere Philosophie dieß bezeugt. Überhaupt liegt in der ganzen Anforderung eines förmlichen Beweises für die Fortdauer der Seele etwas Schiefes und Unklares. Ein künftig eintretender, factischer Zustand soll erwiesen, d. h. durch besondere Gründe seine Existenz garantirt werden. Diese könnten nur aprioriſche sein, oder als Thatsachen in der Erfahrung liegen. Eine rein aprioriſche Begründung zu suchen, wäre in diesem Falle unstatthaft, weil das aprioriſche Denken nirgends vom Factischen, sondern lediglich von Allgemeinbegriffen und deren Verhältnisse im Denken handelt. Eben so bliebe es ungereimt, von einem künftigen, noch unerlebten Zustande einen thatsächlichen oder Erfahrungsbeweis verlangen zu wollen. Indem so die Wissenschaft aus sich selbst zur Unterstützung jenes Glaubens nichts zu thun vermag, noch auch zuerst ihn hervorgerufen hat; tritt doch gerade dadurch die Thatsache desselben, die ursprüngliche Gewißheit einer Fortdauer, wie sie im Menschengeschlechte zu allen Zeiten sich findet, desto merkwürdiger und bedeutungsvoller hervor. Es ist das ursprüngliche, unmittelbar gewisse Zeugniß, das der Geist des Menschen sich selbst gibt von seiner innern, wesenhaften Unendlichkeit, in dessen ungetrübter Zuversicht er sich nicht irre machen läßt durch die Grübeleien der Schule dafür oder dawider. Es reicht daher bei dieser Frage über unsere U. hin, nur die dagegen erhobenen Bedenklichkeiten hinwegzuräumen, die Möglichkeit der Fortdauer aufzuweisen. Einer Demonstration bedarf sie gar nicht, denn „im Herzen kündet es laut sich an: zu was Besserm sind wir geboren; und was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht." Wir haben ein unmittelbares Bewußtsein der U. und Göthe sagt ganz recht: „die Unmöglichkeit einer Zerstörung unseres Selbst sei das Gefühl und Bewußtsein aller tüchtigen Naturen." Die neuere Philosophie, nach welcher der Tod ein Untergehen der subjectiven Persönlichkeit in dem absoluten Geiste ist, hat freilich dadurch das Urtheil der Vernichtung über den Menschen ausgesprochen und vergebens suchte der geistreiche Göschel („Berliner Jahrbücher", Jan. 1834) aus jenem Vernichtungsprocesse wenigstens Etwas von unserer U. zu retten, wie denn auch Weiße's Versuch („Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuum", Dresd. 1834), unsere Individualität vom Untergange zu retten, mißlungen und unbefriedigend ist. Allein, um nur darauf aufmerksam zu machen, wenn es keine persönliche Fortdauer gibt, so müßte dieses mängelvolle Erdenleben an sich das höchste Gut werden und Erhaltung und Verlängerung desselben auf die erreichbar höchste Dauer das Ziel aller unserer Wünsche. So stürzen aber alle bisher aufgestellten Pflichtfälle, das eigne Leben um höheter Güter willen aufs Spiel zu setzen oder aufzuopfern, von selbst in ihr Nichts zusammen. Mit dem Glauben an U. (versteht sich persönliche Fortdauer), sagt Hüffell, steht und fällt Alles, alles Wahre, alles Gute, alles Schöne, kurz Alles, was dem menschlichen Leben auf Erden irgend ein reelles Interesse, ja nur irgend einen dauernden Reiz zu geben

vermag. Ist dem Menschen dieser Glaube genommen, dann ist Alles dahin und es entsteht eine Nacht, worin auch nicht ein Stern mehr leuchtet, worin man keinen lebendigen Gott, viel weniger einen Vater im Himmel erkennen kann. — Vergl. Ch. F. Sintenis, „Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode" (Lpz. 1803 ff. 3. Aufl.); J. G. Heinig, „Die Unsterblichkeit der Seele" (Merseb. 1817. 8. Aufl.); Hüffell, „Briefe über die Unsterblichkeit" (Karlsruhe 1833. 2. Aufl.); Derselbe, „Die Unsterblichkeit aufs Neue beleuchtet" (Ebd. 1836); J. H. Fichte, „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer" (Elberf. 1834); Göschel, „Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele" (Berl. 1835). 63.

Unterbinden oder Abbinden, lat. ligatura; franz. und engl. ligature, nennt man diejenige chirurgische Operation, vermöge welcher die Gefäße oder gewisse abnorme Weichtheile, wie z. B. Warzen, Polypen, fleischige Auswüchse und mehrere andere widernatürliche Gewächse mit einem Faden umwunden und zusammengeschnürt werden, entweder um einen Blutfluß zu stillen, oder auch um den Zufluß des Nahrungssafts in den genannten Auswüchsen zu verhindern, damit sie alsdann vertrocknen und von selbst abfallen. (Vergl. Amputation und Aneurysma.) 7.

Unterhaus, s. Parliament.

Unterleib oder Bauch, lat. abdomen, venter; franz. ventre; engl. belly, bezeichnet die große, unterhalb der Brusthöhle gelegene und von dieser durch das Zwerchfell getrennte Eingeweidehöhle, welche den untern Theil des Stammes oder Rumpfes einnimmt und bestimmt ist, alle die aus der Speiseröhre sich fortsetzenden Verdauungsorgane, so wie die Harnwerkzeuge und die inneren Geschlechtsorgane, neben dem thätigen Einflusse, den sie auf deren Function ausübt, in ihrem Raume einzuschließen und durch ihre Wände zu beschirmen. Das Wort U. wird daher zugleich von den Wänden und den Eingeweiden gebraucht. Die Wände des Unterleibes werden hinten von der Lendengegend, unten vom Becken, oben vom Zwerchfelle, vorn und an den Seiten von den Bauchmuskeln gebildet. Die Anatomen haben den U. in 3 verschiedene Gegenden abgetheilt: 1) in die Oberbauchgegend (regio epigastrica), die unter dem Zwerchfelle liegt und von den Knorpeln der 6 unteren Rippen (s. d. Art.) und dem vorn zwischen diesen befindlichen Ausschnitte begrenzt wird; 2) in die Mittelbauchgegend (regio mesogastrica), die von den Lendenwirbeln und Bauchmuskeln eingeschlossen wird; 3) in die Unterbauchgegend (regio hypogastrica), die von dem Becken und den das Becken vorn vervollständigenden Bauchmuskeln begrenzt wird. Der mittlere Theil der ersten Gegend hat eine Grube, welche die Herzgrube heißt; die seitlichen Theile dieser Gegend nennt man die Hypochondrien, die auf beiden Seiten von den kurzen Rippen bedeckt sind. Die zweite Gegend zerfällt in den senkrecht unter der Herzgrube gelegenen Theil, die Nabelgegend (regio umbilicalis) genannt, aus deren Mitte sich der Nabel erhebt; in die senkrecht unter den Hypochondrien, neben der Nabelgegend gelegenen Hüftgegenden (regiones iliacae) und in die senkrecht unter dem knöchernen Theile der untersten Rippe jeder Seite gelegenen Lendengegenden (regiones lumbales). Die dritte Gegend zerfällt in den mittlern Theil (in die eigentlich sogenannte hypogastrische Gegend, ein vorn durch die Bauchmuskeln ergänzter Raum zwischen den Darmbeinen, dessen über den Schambeinen gelegene Seitentheile die Leisten oder Leistengegenden (regiones inguinales) heißen; ferner in den vordern untern Theil, die Schamgegend (regio pubis), ein dreieckiger, von den Schamtheilen eingenommener Raum zwischen dem vordern Theile des Scham- und Sitzbeins und vor den zusammenstoßenden Schambeinen; dann in den hintern untern Theil, den Damm oder die Mittelfleischgegend (regio perinaei), welche zwischen der Scham, den Sitzbeinhöckern und dem After

Digitized by Google

gelegen ist; ferner in den hintern Theil, das Kreuz (regio sacralis), ein von dem Kreuz- und Schwanzbeine gedeckter Raum; endlich in die hinteren Seitentheile, die Hinterbacken (regiones glutaeae), zwei von der äußern Fläche des Darmbeins und seiner Muskeln auf beiden Seiten eingenommene Gegenden. — Von den in der Bauchhöhle liegenden Eingeweiden sind die meisten mit dem Bauchfelle umgeben und grenzen an die vordere Wand an, welche ebenfalls mit diesem Felle ausgekleidet ist, so daß die Bauchhöhle mit der des Bauches zusammenfällt, welche letztere im gesunden Zustande eine Höhle bildet, deren Wände sich fortwährend wechselseitig berühren. Die in der Bauchhöhle befindlichen Theile sind folgende: in der Gegend der Herzgrube liegt der mittlere Theil und das rechte Ende des Magens mit dem größten Theile des Zwölffingerdarms, dem linken Leberlappen, dem kleinen Netze und einem Theile der Bauchspeicheldrüse (Pankreas). Im rechten Hypochonder befindet sich der rechte Leberlappen und der rechte Theil des Quergrimmdarms, im linken Hypochonder aber der blinde Sack des Magens, die Milz, der schmälere Theil der Bauchspeicheldrüse, der linke Theil des Quergrimmdarms mit den hier vorhandenen Netzen. Man fühlt die Aorta auf der Stelle, wo sie zwischen den Schenkeln des Zwerchfelles heraustritt; ferner der Stamm der Bauchartarterie (art. coeliaca) und ihre 3 Äste, so wie die Magen-, Leber- und Kranzarterie und die obere Gekrösarterie. Diese sämmtlichen Arterien sind es auch, die das heftige Klopfen in der Oberbauchgegend hervorbringen, das namentlich den Hypochondristen so viel Beschwerde verursacht. Rings um alle diese Gefäße liegt das Sonnengeflecht, dieses wahre Gehirn des Bauches, von dem alle Nerven des Unterleibes ausgehen und welches die wichtige Rolle, welche die epigastrische Gegend in den Krankheiten spielt, hinlänglich erklärt. An der Oberbauchgegend findet man noch überdem eine Partie der Hohlvene, den Speisesaftbehälter (receptaculum chyli), die den Magen umgebenden lymphatischen Ganglien (s. d. Art.), den daran grenzenden Theil der Wirbelsäule und endlich den Theil derselben, welchen vorn die Schenkel des Zwerchfells und an den Seiten die Psoasmuskeln bedecken. In der Nabelgegend liegen, von dem großen Netze bedeckt, die Windungen des Dünndarms, sein Gekröse, in dessen dickerm Theile sowohl die Milchgefäße, als die Milchganglien, so wie die Verzweigungen der Gekrösarterien und Gekrösvenen und die Bauchaorta sich bemerkbar machen; ferner die untere Gekrösarterie, die aufsteigende Hohlvene, der Lendentheil der Wirbelsäule, die Lendenarterie, die Reihe von Ganglien des großen sympathischen Nerven, so wie endlich der Psoasmuskel, zwischen welchem das Lendengeflecht liegt. In der Lenden- oder Nierengegend befinden sich der aufsteigende Grimmdarm an der rechten und der absteigende an der linken Seite, so wie die Windungen des Dünndarms; hinter dem Grimmdarme liegen die Niere, das Nierenbecken und der Anfang des Harnleiters; in der linken noch überdieß der absteigende Dickdarm. In der rechten Hüftgegend trifft man zunächst auf den Blinddarm, in welchem sich bisweilen die Auswurfsstoffe des Darmcanals so anhäufen können, daß sie die Quelle bedeutender Entzündungen werden; dann auf dessen Wurmfortsatz, auf das Ende des Dünndarms und den Anfang des Grimmdarms; ferner auf die so wichtige Blind- oder Grimmdarmklappe. In der linken Hüftgegend begegnet man der Sförmigen Krümmung des Grimmdarms und dem Anfange des Mastdarms. An beiden Seiten liegen oft verschiedene Windungen des Dünndarms vor den so eben angegebenen Theilen. Endlich liegen an der Unterbauchgegend die Windungen des Dünndarms, der Mastdarm und seine von dem Bauchfelle gebildete halbmondförmige Falte (plica Douglassii). Wenn man mit den Fingern von oben nach unten in das kleine Becken eindringt, stößt man bei dem Manne zunächst auf die Harnblase, und bei dem Weibe auf diese und den Fruchthälter, so wie noch überdem auf die breiten oder seitlichen Mutterbänder, die Muttertrompeten, die Eier-

Digitized by Google

stöcke und die runden Mutterbänder. In der Leistengegend liegen noch die sogenannten Leistendrüsen. (Außerdem vergl. Adern und Nerven.) — Mit dem Namen Unterleibskrankheiten bezeichnet man alle diejenigen Krankheiten, welche entweder den Umfang des Unterleibes oder die in seinem Innern liegenden Organe betreffen können. Demnach können z. B. alle die oben genannten Eingeweide von Entzündung befallen werden, und wir haben es dann mit jenen verschiedenen, unter dem Namen von Bauchfell-, Magen-, Darm-, Leber-, Milz-, Nieren-, Harnblasenentzündung ꝛc. bekannten Übeln zu thun, die dann in den Kreis der acuten Unterleibskrankheiten gehören. Allein gewöhnlich versteht man unter Unterleibskrankheiten gewisse langwierige Krankheiten oder vielmehr Kränklichkeiten, welche entweder in der abnormen Beschaffenheit irgend eines wichtigen Organs des Unterleibes begründet sind, oder von einer anhaltenden Verstimmung des Nervensystemes dieses Theiles herrühren. Wir verweisen hier den Leser auf die verschiedenen Artikel, welche von diesen Krankheiten handeln, wie z. B. auf Magen, Leber, Nieren ꝛc., so wie noch überdieß auf die Artt. Blutung, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Hysterie ꝛc. 21.

Unterofficier, Corporal, franz. bas-officier; engl. under-officer, subaltern-officer, ist eine Militaircharge, bei welcher der Feldwebel den ersten und der Corporal den letzten Rang hat. Zu den Unterofficieren rechnet man also in aufsteigender Rangordnung, die Corporals, die Sergeanten, Fouriere und die Feldwebel. Die Fähndriche werden bald dazu gezählt, bald zu den Oberofficieren. 26.

Unterschlächtig, s. Mühle.

Unterschlagung, lat. interversio; franz. suppression; engl. intercepting, als Verbrechen besteht in der heimlichen Zurückbehaltung einer körperlichen Sache, welche zum Abliefern, oder einer Nachricht, welche zur Mittheilung an den Andern anvertraut erhalten worden. Für vollendet nimmt man gewöhnlich das Verbrechen, wenn der Empfänger der Sache den Termin zur Ablieferung oder die Gelegenheit zur Mittheilung an den Andern in böser Absicht hat vorbeistreichen lassen. Hierbei ist es gleich, ob der Andere, dem die Sache verheimlicht worden ist, selbst den Empfänger zur Abholung oder Erhebung beauftragt gehabt, oder ob der Letztere die Sache von einem Dritten zur weitern Ablieferung anvertraut erhalten hat. Indeß ist es in vorkommenden Fällen mitunter schwer, dem Ablieferer die böse Absicht mit strafrechtlicher Gewißheit nachzuweisen. Deßhalb hat man in den mehrsten Gesetzgebungen noch gewisse administrative Anordnungen eingeführt, bei deren Übertretung diese böse Absicht für bestimmt angenommen wird, z. B. bei Cassenverwaltungen, wo die Unterschlagungen am Häufigsten vorkommen, die Vorschrift: daß der Cassirer jeden Augenblick die Revision sich gefallen zu lassen habe, keine Gelder umsetzen, solche (auch nicht auf einen Augenblick) aus dem Cassenlocale entfernen und nicht einmal seine eigenen Gelder in der Casse zugleich aufheben soll u. a. Für Sachsen sind dergleichen Anordnungen nebst den auf die Übertretung gesetzten geschärften Strafen in der sogenannten Constitution vom anvertrauten Gute enthalten, worauf ein jeder Cassenbeamter besonders verpflichtet wird. Das Verbrechen der U. gehört zum Betruge im weitern Sinne, hat aber auch einige Ähnlichkeit mit dem Diebstahle in seinen verschiedenartigen Abstufungen, besonders als fructuum usus u. a., nur mit dem Unterschiede, daß hier der Thäter nicht die Sache ꝛc. gleich anfangs dem Andern heimlich weggenommen, sondern nur das rechtmäßig Empfangene nachher dem Andern verheimlicht hat. Die U. öffentlicher Gelder besteht nicht blos in der Defraudation des Capitals, sondern auch in Verheimlichung der der Casse zugekommenen Vortheile, in der Umwechselung besserer Sorten gegen geringere, ohne das Agio zu berechnen, u. a. Das eigentliche Verbrechen beschränkt sich nach neueren Grundsätzen

Digitized by Google

auf die Person des Cassenbeamten, nicht auf die seiner Diener, wenn sie nicht zugleich dem Staate persönlich mit verpflichtet worden sind. (Vgl. Residuum.) 3.

Untersuchung, lat. inquisitio, findet statt 1) im Allgemeinen, wenn ein Einzelner in das Wesen einer Sache einzudringen strebt; 2) besonders bei Übertretungen von Gesetzen oder administrativen Anordnungen, wenn der Vorgesetzte oder Richter, ohne einen Kläger oder dessen Anzeige oder Beweis zu erwarten, schon vermöge seines Amtes in die Sache einzudringen, die näheren Umstände zu erforschen und so den Thatbestand zu ermitteln sucht. 3) Besonders wird der Ausdruck gebraucht in schwereren Fällen des Strafrechts für „formelle Untersuchung", in sofern solche auf inquisitorische Weise geführt wird (s. Inquisitorisch). 17.

Unterthan, lat. subditus; franz. sujet; engl. subject, ist der, welcher der Gerichtsbarkeit des Andern unterworfen ist. Das Verhältniß des Unterthanen setzt allemal einen Rechtszustand voraus. Ein der bloßen Willkühr Untergebener würde Sklave, der Gebieter aber entweder Herr oder Usurpator sein. Die Unterthänigkeit kann a) eine allgemeine sein, wie die jedes einzelnen Staatsbürgers gegen das Staatsoberhaupt. In solchem Sinne hat man königlich sächsische, preußische, östreichische, russische, großbritannische u. a. Unterthanen. Hier bedeutet der Ausdruck U. so viel als Staatsangehöriger, Staatsuntergebener. In eigentlichen Republiken, wo ein Jeder mit zu regieren glaubt, will jedoch Keiner für einen U. gelten. Dann kann b) selbige auch insbesondere gelten für das Verhältniß der in einem gewissen Gerichtsbezirke Seßhaften gegen das ihm vorgesetzte Gericht, daher Amtsunterthan, Erbgerichtsunterthan, Stiftsunterthan ꝛc. Endlich c) bedient man sich auch des Ausdrucks U. für den Zins- oder Frohnpflichtigen in Beziehung auf den Dienstherrn, in soweit das Dienstverhältniß es mit sich bringt, daß er sich den Vorschriften des letztern unterwerfe. Die letzteren beiden Unterthänigkeitsverhältnisse haben nicht leicht Schwierigkeiten oder Zweifel im Gefolge; denn meistens sind die Voraussetzungen dazu durch specielle Gesetze und Verordnungen geregelt; bei der Staatsunterthänigkeit im Allgemeinen aber gibt es dafür desto mehrere verschiedenartige Bestimmungen. U. eines Staates ist ein Jeder, welcher daselbst geboren ist, so lange, bis er aus rechtmäßigen Ursachen auswandert. Der fremde Ankömmling, der Durchreisende, der, welcher sich nur auf einige Zeit aufhalten will, ist solches nur zur Zeit, so lange er sich daselbst aufhält, und in Ansehung der dortigen Geschäfte. Auch hiervon finden noch gewisse beschränkende Ausnahmen statt, welche unter dem Begriffe der Exterritorialität enthalten sind (s. Gesandte). Zur Unterthänigkeit für immer bedarf es der Aufnahme von Seiten des Staats so wie der ausdrücklich oder stillschweigend übernommenen Unterwürfigkeit von Seiten des Eingewanderten. Der Besitz von Grundstücken allein, ohne Aufenthalt darauf, begründet weiter kein Unterthänigkeitsverhältniß, als nur in soweit solches das Eigenthum vom Grundstücke an sich erfordert. Das Unterthanenverhältniß des Staatsbürgers gegen das Staatsoberhaupt ändert übrigens nichts an den persönlichen Verhältnissen beider als Privatpersonen unter und gegen einander; indem der U. als Privatmann mit dem Staatsoberhaupte in Privatangelegenheiten Verträge eingehen, gegen ihn Rechte erwerben, solche auf dem Rechtswege ausführen und sich der gewöhnlichen Beweismittel bedienen und umgekehrt Verpflichtungen eingehen kann, so gut wie gegen jede andere Privatperson. 24.

Unterwalden, Canton der Schweitz, liegt unter 23° 39′ — 25° 59′ L., 46° 44′ — 46° 57′ N. Br., grenzt im Norden an Luzern und den Vierwaldstädtersee, im Osten an Uri, im Süden an Bern, im Westen an Schwyz und enthält auf 12¼ □M. 25000 Einwohner. Das Land hat im Süden sehr rauhe und hohe Alpenzüge, z. B. den Tittlis mit der 10000 Fuß hohen Eisspitze, den Rolle, Henneberg, engelberger Rothstock und die Wallen- (Wellen-) stöcke

= 8100, nach Anderen 9536 Fuß, alle mit Eis bedeckt, und den Jochberg, den Rotzberg mit der Drachenhöhle. In den nördlicheren am Waldstädtersee liegenden Theilen ist das Land ebener und das Klima mild. Hier sind die beiden Aa und Melch, der Vierwaldstädter-, Lunger-, Sarner-, Trübi- und Melchsee, die Wasserfälle Rotzloch und Tätschbach. Die Einwohner, Katholiken und deutsch redend, beschäftigen sich viel mit Alpenwirthschaft, bereiten viel Butter und schmackhafte (unterwaldener) Käse, bauen fast kein Getreide, sondern nur Kartoffeln und Kastanien, Flachs und Hanf, verwenden allen Fleiß auf die Cultur der Wiesen, auf Obst- und Gemüsebau, auf Viehzucht auf den Alpen, wo über 11000 Kühe weiden, und treiben einen starken Handel mit Käse, Holz, Vieh und Häuten. Die Verfassung ist gänzlich demokratisch. Die Bundesgemeinde, zu der sich alle unbescholtene Einwohner über 20 Jahre zählen und die am 1. April sich versammelt, wählt in jedem Kreise ihre Beamten, ernennt die Gesandten ꝛc., und die Gemeinden, deren jede ein Siebenergericht hat, ernennen die Mitglieder des Landrathes, der aus dem Landamman, Statthalter, Säckelmeister ꝛc. und aus 65 anderen Mitgliedern besteht. Gemeinschaftlich haben sie einen Pannerherrn und Landeshauptmann, stellen zum Bundescontingente 382 Mann und zahlen 1920 Francs als Geldbeitrag. Durch den Kernwald wird das Land in 2 Hauptthäler, Ob- und Nid dem Walde, getheilt. 1) In Ob dem Walde, mit 14000 E., liegt: Sarnen, Hauptort mit 3600 Einw., Rathhaus mit merkwürdigen Gemälden und dem neuesten schweitzer Relief, 210 □Stunden umfassend, Gymnasium, Gerberei und Waarenniederlage und nahe dabei der Landesgemeindeplatz auf der zerstörten Burg Landenberg; das romantische Melchthal mit Marmorbrüchen; das engelberger Thal, zwischen steilen Felsen, mit einer großen Abtei und Bibliothek. 2) In Nid dem Walde, mit 10000 Einw., befindet sich: Stanz, Hauptort und Flecken mit 4800 Einw., schöner Kirche, Rathhaus mit den bei Sempach, Morgarten und Murten eroberten Fahnen, Zeughaus mit Arnold's von Winkelried Panzer, Wohnhaus desselben. („Der Canton U. historisch-geographisch-statistisch geschildert von A. Bufinger", St. Gallen 1836.) 71.

Unterwelt. Der Begriff einer U. als entgegengesetzt der Erdoberfläche hat seit der richtigen Kenntniß des Erdkörpers nur noch eine historische Bedeutung; er kommt aber in dieser Beziehung in doppelter Hinsicht, in den kosmogonischen Systemen und in den religiösen Meinungen der Alten vor. In erster Beziehung dachte man sich, da man die Erde als eine Scheibe betrachtete, als außerwesentliche Theile derselben einen Raum über derselben ausgespannt und einen andern, jenem entsprechenden, unter derselben sich hinziehend; jenes war der Himmel oder die Oberwelt, dieß die U. (Tartarus). Die Mythe — denn in ihren Kreis gehört auch die Kosmogonie der Alten — läßt die U. dadurch entstehen, daß die Erdscheibe durch die Umarmung des Eros und des Chaos aus dem letztern entsteht und sich durch das ei- oder kugelförmige All ausdehnt. Dadurch nun geschieden von dem Himmel, an welchen die Tag und Licht bringenden Gestirne gestellt wurden, herrscht in der U. eine ewige, undurchdringliche Finsterniß (Erebus), daher auch Hades genannt, d. h. der Ort, wo man nichts sieht, und auf ihrem Boden sollten die Säulen stehen, worauf Erde, Meer und Himmel ruhete. Hierher versetzten nun die Dichter den Kerker der von Kronus gestürzten Titanen und dann nach Zeus und der Kroniden Siege den entthronten Kronus selbst. Sie schmückte nun die dichterische Phantasie aus als mit metallenem Boden versehen und mit metallenen Mauern verschlossen, durch welche eherne Thore führten, bewacht von den Centimanen Kottus, Gyes und Briareus. Als Sitz der Abgeschiedenen, als das Reich der Todten wird die U. erst später genannt und bei Hesiodus und Homer sind die Inseln der Seligen weder als Aufenthaltsorte der Seelen aller Gestorbenen, sondern nur einzelner Göttergünstlinge, noch unter der Erde, sondern außerhalb der-

Digitized by Google

ſelben an ihrem Weſtrande, in den Fluthen des Ocean, gedacht. Indeß ſchon die Zeit, welcher die Odyſſee angehört, ſcheint die U. als den Sitz der abgeſchiedenen Menſchenſeelen angenommen zu haben; wenigſtens werden in dieſem Gedichte die außerirdiſchen Sitze der der Erde entnommenen Götterfreunde und die U. an verſchiedenen Stellen genannt; auch muß man die Asphodeluswieſe, wo die Schatten ſich aufhielten, unter der Erde annehmen, da von einem Hinabſteigen zu derſelben geſprochen wird. Von einer Vergeltung iſt aber noch keine Rede; weil überhaupt die epiſche Zeit nur die Namen von Helden kennt, ſo kamen, weil nur perſönlicher Muth als Tugend galt, alle Geſchiedenen an einen Ort, und nur erklärte Götterfeinde, wie Tityus, Tantalus, Siſyphus u. A. erduldeten poſitive Strafen. Dieſe Scheidung beſtimmte als Richter der Todten der als gerechter König im Leben bewährte kretiſche Minos. Mit der Zeit änderten ſich jedoch der angebliche Ort der U. und die daſelbſt angenommenen Räumlichkeiten. Als Todtenreich war die U. nun wirklich angenommen, aber je richtigere Anſichten von der Geſtalt der Erde verbreitet und dieſelbe als eine Kugel erkannt wurde und man von einer zwiſchen den leeren Himmels- und Unterweltsräumen ſchwebenden Scheibe abkam, ſo mußte man das Todtenreich anders wohin verſetzen. Die Entſcheidung fiel auf das Innere der Erde und zwar dachte man ſie entweder überhaupt in den inneren Theilen, oder beſtimmter in der Mitte, und Zugänge in dieſe U. waren alle ſchaurigen Erdriſſe, Höhlen, Klüfte, Felsſpalten und dergl., z. B. auf dem lakoniſchen Vorgebirge Tänarum, bei der italieniſchen Stadt Cumä ꝛc. Unterdeſſen hatte ſich auch, durch hervortretendes ſittliches Princip in der griechiſchen Religion, beſonders durch orientaliſche Ideen erregt, die Idee an eine Vergeltung nach dem Tode beſtimmter herausgebildet, und nach derſelben durften die Seelen der Guten und die der Schlechten nicht an demſelben Orte im Schattenreiche verweilen, ſondern ſie mußten von einander geſchiedene Räume bewohnen. Die U., Hades oder auf lateiniſch Orcus (welche beiden Namen auch für den die U. regierenden Gott gebraucht werden), theilte ſich nun in 2 Theile, in das Elyſium, wohin die Frommen, und den Tartarus im engern Sinne, wohin die Strafwürdigen kamen. Von Mercur wurden die Seelen in die U. hinabgeführt; dort gelangten ſie zuerſt an den acherontiſchen See, welcher durch das Zuſammenſtrömen der unterirdiſchen Sümpfe Kocytus und Styx gebildet wurde. Über dieſen See fuhr ſie Charon (ſ. d. Art.) auf einem alten, zerbrechlichen Boote, wofür dieſem ein kleines Geldſtück (Danake, auch ein etwas weniger geltendes, Obolus) gezahlt wurde. Daher pflegte man dem Todten eine ſolche Münze in den Mund zu legen. Doch wurden nur die übergefahren und in den eigentlichen Bereich der U. gebracht, welche nach ihrem Tode auf der Oberwelt beerdigt, d. h. mit Erde bedeckt waren; weſſen Körper unbeerdigt geblieben war, deſſen Seele mußte 100 Jahre ruh- und raſtlos an dem ſchaudervollen Ufer des trüben Sees umherirren. Auch Lebende konnten dahin kommen, wenn ſie mit einem goldenen, der Proſerpina geweihten Zweige bewehrt waren. Jenſeit des Pfuhls trafen die wandernden Geiſter zuerſt auf eine Höhle, in welcher der dreiköpfige Cerberus (ſ. d. Art.) lag; wer dieſe paſſirt hatte, konnte von dort nicht wiederkehren; nur dem lebendig hinabgeſtiegenen Hercules glückte es mit des Admetus Gemahlin. Auf einem dahinter liegenden Platze angekommen erblickten die Schatten den Richterſtuhl des Minos; er entſchied nach den Thaten auf der Oberwelt, ob Einer im Elyſium oder im Tartarus fortzuleben verdient habe. Der letztere war ein trauriger und finſterer, von einer dreifachen Mauer umgebener, von dem feuerſtrömenden Phlegethon und dem brauſenden Acheron umfloſſener Ort, wo ein anderer Höllenrichter, Rhadamanthus, Art und Grad der Strafe beſtimmte und die Furien die Verurtheilten mit allen Qualen peinigten. Der Weg hierher führte links von dem Gerichtsplatze; rechts lag das Elyſium, ein herrlicher, mit Allem, was die Natur Reizendes bietet und die Phantaſie Schönes ſchaffen kann,

Digitized by Google

versehener Ort; um denselben flossen die Fluthen der Lethe, von deren Wasser die Schatten trinkend Alles vergaßen, was sie auf der Oberwelt gelitten und geduldet hatten; nur die Erinnerungen an die oberweltlichen Freuden blieben ihnen und in denselben Beschäftigungen sehen wir die Seligen dort geschildert, die sie diesseits geliebt. Daß einzelne Ideen, oder vielmehr die Grundidee, worauf die Griechen den Glauben an eine Vergeltung gründeten, aus orientalischen, besonders parsischen Ansichten herrührten, ist schon oben angedeutet. Die Annahme derselben fällt gewiß in die ruhige, von keinem bedeutenden Kriege gestörte Bildungsstufe des Hellenenthums nach dem homerischen Zeitalter und vor den Perserkriegen, wo die sich auch über Griechenland ausbreitenden Magier ihre Ideen dahin brachten. In jenem Zeitraume war aber auch Ägypten den Hellenen geöffnet worden und auch aus der Mythologie dieses Landes entlehnten dieselben Vieles, hauptsächlich das Locale. Denn wer dürfte wohl daran zweifeln, wenn man das oben Angeführte mit den ägyptischen Ansichten vergleicht? Hier glaubte man einen Amenthes, das unterirdische Todtenreich, wo Osiris, Serapis und Isis richteten, wohin Anubis die Seelen führte und wo Wölfe den Eingang bewachten. Das Fahren über den acherontischen See scheint auch von dort genommen zu sein; denn aus Memphis wurden die Mumien in Kähnen über den See Möris in die Todtenkammer geführt. Vielleicht gab auch die ägyptische Sitte, vor der Beisetzung der Mumien ein Todtengericht zu halten, Veranlassung zu den unterirdischen Gerichten. Das Judenthum, dessen Glaube Bestimmung des Menschen und Vergeltung seiner Thaten im irdischen Leben annahm, war ziemlich gleichgültig gegen ein anderes Leben; doch dachten sie, die Seele gehe nicht ganz unter und in dem Scheol, welchen Ort sie auch in die inneren Räume der Erde versetzten, wo der Körper geborgen wurde, meinten sie, lebe die Seele in schlummerähnlichem, freud- und erinnerungslosem Zustande fort. Erst nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil finden sich auf eine bestimmtere Fortdauer und Vergeltung hindeutende Ansichten, welche sie den Chaldäern entlehnt hatten und die sich dann in der griechischen Zeit verschieden im alten Vaterlande und bei den alexandrinischen Juden unter mannigfaltigen äußeren Einflüssen gestalteten. Die christliche Mythe führte nur die Bösen in die U. hinab, während die Frommen in den Himmel zu Gott geführt wurden. Ohne die Orte, wo Hölle und Himmel sei, bestimmter anzugeben, begnügten sich die christlichen Lehrer auf ächt menschliche Weise die Hölle, wo der Teufel mit seinen Engeln residirte, auf das Grellste und Gräßlichste auszumalen; das Feuer, orientalischen Mythen entnommen und von der Kirche in das den Pfaffen so einträgliche Fegefeuer (s. d. Art.) umgeschaffen, spielte hier eine Hauptrolle und in seinen Schrecken und in seiner Qual durch das ganze Mittelalter geglaubt, gab es besonders den zeichnenden Künsten reichen Stoff zu Darstellungen. Die neuere Theologie, welche das Christenthum wieder zu dem Wahne des menschlichen Kirchenglaubens zurückführen wollte, suchte, trotz des Widerstrebens der Erd- und Naturkunde und der Vernunft, die unterirdische Hölle mit allen teuflischen Personalitäten in die Dogmatik einzuführen und es ist kein Zweifel, daß es ihr in dem engen Kreise ihrer Wirksamkeit gelungen ist. 6.

Unze, I. ein Handelsgewicht: = 2 Loth, hält in Aachen 607⅞, Amsterdam 642½, Bern 676¼, Kopenhagen 649½, Hanover 636⅛, Riga 543¾, Warschau 527½ holl. Aß; II. Gold- und Silbergewicht: 1 U. = 2 Loth = 8 Quent = 32 Pfennige = 64 Heller = 544 Äßchen = 8192 Pfennig-Richttheile und hält in Amsterdam 640, Berlin 608, Bern 636¾, Kopenhagen 608, Nürnberg 620⅝ und Zürich 609½ holl. Aß; III. Medicinalgewicht: 1 U. = 8 Drachmen = 24 Scrupel = 480 Gran und hält in Amsterdam 640, Berlin 608, Hanover 661¼, Nürnberg 663⅝, Venedig 522¾, Warschau 621¾, Wien 728½ holl. Aß. 26.

Digitized by Google

Unze, ein zum Katzengeschlechte gehöriges Raubthier, ist eine Spielart zwischen Panther und Leopard und wird nicht allgemein als besondere Thiergattung angenommen, indem Einige ihn mit dem Leoparden, Andere mit dem Jaguar (s. Tiger) für einerlei halten. 30.

Unzer (Johann August), bekannt als ärztlicher Volksschriftsteller, ward am 29. April 1727 zu Halle geboren, studirte hier unter Krüger und Junker Medicin und wendete sich sodann nach Hamburg, wo er eine einträgliche Praxis fand. Sein Tod erfolgte am 2. April 1799. — U. war ein sehr fleißiger Schriftsteller; am Meisten hat er sich durch eine Zeitschrift bekannt gemacht, die unter dem Titel: „Der Arzt, eine Wochenschrift" (Hamb. 1759—1764 und dann Leipz. 1766. 6 Bde.) erschienen ist. Diese Unternehmung, eine Nachahmung von Addison's „Zuschauer", fand großen Beifall und verdiente ihn, indem sie, obgleich in einer gekünstelten Sprache geschrieben, viel dazu beitrug, richtige Begriffe über Medicin und Diätetik zu verbreiten. Eine ähnliche Absicht lag auch seinem „Medicinischen Handbuche" (Leipz. 1770—1776. 5. umgearbeit. Ausg. 1789 u. 1794. 6 Thle.) unter. Außer demselben besitzen wir noch von ihm „Sammlung kleiner Schriften" (Leipz. 1766. 3 Thle.) und mehrere andere kleine Schriften, namentlich über Pocken und ihr Contagium. 39.

Unzucht (impudicitia) ist jede gesetzwidrige Befriedigung des Geschlechtstriebes. 9.

Ural, 1) das hyperboriſche oder rypheiſche Gebirge der Alten, bei den Russen Kamenoi Pojas genannt, scheidet Europa von Asien, indem er von der Waigatzstraße südwärts bis gegen Turkestan als großer Grenzgürtel zwischen beiden Welttheilen sich ganz isolirt hinzieht und mit keinem andern Gebirge Europas in Verbindung steht. Seine ganze Länge beträgt bis an den Fluß Ural, oberhalb Orenburg, als europäisches Grenzgebirge, 250 Meilen und erreicht in der Gegend der Petschoraquelle in dem Pawdinskö-Kamenberge eine Höhe von 6397 Fuß. Von ihm entspringen der Ural, Tobol, Emba, Tschussoweja, Tset, Petschora und Sosme. Am Breitesten ist der U. an den Quellen des Flusses gleiches Namens und der Bjalaja, wo er 25 Meilen breit ist; in der Mitte, zwischen den Quellen der Ufa und Tschussoweja, ist er nur 7, nördlicher wieder 15—18 Meilen breit. Die Hochthäler, welche das Gebirge meist als Längenthäler durchziehen, haben nur 1000—1500 Fuß absolute Höhe. Gegen Osten hat er fast keine Vorberge, gegen Westen hingegen fällt er in mehrere Terrassen ab, welche besonders südlich mit dichten Wäldern bewachsen, sehr wasser- und erzreich sind. Der eine dieser Abfälle trennt sich als Obschtschei-Syrt und Sokgebirge an der Quelle der Bjalaja vom Hauptrücken, setzt bei Samara über die Wolga und zieht sich dann als Wolgagebirge und zuletzt als Irgeniberge parallel mit dem Ufer der Wolga südlich bis an den Don und Kaukasus fort. Die einzelnen Abschnitte des U. sind: das werchoturiſche oder uralsche Erzgebirge, das Gebirge Pojassowei-Pawdinskö, der nördlichste oder wüste U., der jekatharinenburgiſche, orenburgiſche und der kirgisiſche U. Über ihm führen 7 Pässe, als: der Werchoturie-, jekatharinenburger, Selkinskoi-, Petro-Paulowskaja-, Uralskajapaß und der am Berge Mugodja. Zwischen seinem Südabfalle und dem kaspischen und Aralsee läßt er eine über 40 Meilen breite Straße offen, das weite Thor, durch welche die Völkerhorden Hochasiens mehr als einmal Europa überfluthet haben. Das Hochgebirge besteht aus Granit, das Gehänge aus Schiefer und Wacker, zwischen denen Höhlen und Klüfte sind, die Vorberge aus Gneis, Porphyr, Jaspis, Chalcedon, Bergkrystallen, Sand- und Kalkstein; er ist reich an Kupfer (jährlich 200000 Pud), Eisen (5500000 Pud), etwas Gold, Silber, Platina und Salz, wovon die Salzwerke der Regierung jährlich 1300000, die Privatsalzwerke 6136000 Pud geben. Die Krone hat auf dem U. 9 Bergwerke und Eisenhütten, 51 Kupfergruben, eine Goldwäsche und einen

Digitized by Google

Münzhof; von Privatbergwerken gibt es 81 in Eisen und 18 in Kupfer. In den Bergwerken arbeiten mehr als 120000 Arbeiter. Die jährliche Ausbeute an Bergwerksproducten schlägt man auf 45, mit Einschluß des Waschgoldes auf 50 Mill. Rubel (worunter Gold 1½ Mill., Platina eben so viel) an. Auch Diamanten haben sich in der Nähe des U. gezeigt und bei Jekatharinenburg fand man einen 6 Pfund schweren, sehr reinen Beryll von grüner Farbe; 1836 auch Bernstein. — 2) Fischreicher Fluß (in den älteren Zeiten Rhymnus) in den russischen Gouvernements Orenburg und Astrachan, entspringt auf dem baschkirischen U., 54° N.B., nimmt den Sakmara, Or, Ilek auf und fällt nach einem Laufe von 2000 Werften oder 300 Meilen auf der Nordseite in das kaspische Meer. An den Mündungen ist er sehr verschlämmt und enthält vorzüglich Störe, aus dessen Rogen man Caviar bereitet. Er dient als natürliche Grenze gegen die Kirgisen, gegen die an seinen Ufern viele Grenzfestungen errichtet sind. Er hieß bis 1775 Jaik, erhielt aber wegen der hier entstandenen Empörung des Pugatschew auf kaiserlichen Befehl seinen jetzigen Namen. An ihm wohnen die uralschen Kosaken. 71.

Urania, s. Musen.

Uranium, ein 1789 von Klaproth entdecktes Metall, hat stahlgraue Farbe, ist hart, hat das specifische Gewicht 8,7, wird aus seinen Oxyden durch Wasserstoffgase beim Glühen desselben leicht dargestellt, der bei der Masse des Metalls in Oktaëdern krystallisirt, läßt sich pulvern und gibt dann ein metallisches dunkelrothes Pulver. Es wird in seinen Salzen zu Färbereien auf Gelb und Grün gebraucht und als Oxydhydrat zu Glas- und Porzellanmalerei angewendet, wo es eine schöne gelbe Farbe gibt. Es wird am Häufigsten mit 25 Theilen Eisenoxydul, 50 Kieselerde und 6—8 beigemengten Bleierzen und erdigen Substanzen zu Johanngeorgenstadt in Sachsen gefunden; ebendaselbst findet sich sehr schönes grünes Uranerz, das phosphorsaure Uranoxydhydrat oder der Uranglimmer. Der **gelbe Uranocker** ist seiner prächtigen citronengelben Farbe wegen berühmt und findet sich in derselben Gegend in Böhmen. 76.

Urănus (*Οὐρανός*), der Himmel. Zuerst war nach der Kosmogonie der Griechen das Chaos, jener dunkle luftleere Raum; aus ihm ging die Gäa, die weite Erde, hervor, welche den U. erzeugte. So verband sich das Finstere, Irdische und Tiefe mit dem Himmlischen, Hohen und Leuchtenden. Aus der Umarmung der Erde mit dem umwölbenden U. entstanden die hundertarmigen Giganten, die ungeheuren Cyklopen (Blitz, Donner und Wetterleuchten) und die ihrem Erzeuger selbst furchtbar werdenden Titanen und Titaniden. U., ihre Macht scheuend, schleudert sie in den Tartarus hinab; die Bildungen schwanken noch zwischen Unterdrückung und Empörung. Die Erde seufzt über das Schicksal ihrer Kinder und giebt dem jüngsten derselben, dem Kronos oder der Zeit, eine Sichel, mit welcher dieser seinen Erzeuger entmannt. Die Blutstropfen des U., welche die Erde in ihren Schooß aufnimmt, gebären die Furien; aus der entnommenen Zeugungskraft, welche das Meer befruchtet, geht die Venus hervor. So entwickelte sich aus dem Streite und der Empörung in der Folge der Zeit das Schöne. 11.

Uranus ist der von der Sonne entfernteste aller uns bekannten Planeten, den Herschel am 13. März 1781 im Fuße des Wassermanns entdeckte. Schon 1690 den 13. Dec. alten Styls hatten den U. Flamsteed, 1756 den 25. Sept. T. Mayer, so wie später auch Bradley und Le Monnier beobachtet, hielten aber alle ihn wegen seiner fast unbemerkbaren Bewegung für einen Fixstern. — U., der 75¼mal größer als die Erde ist, durchläuft, 400¼ Mill. Meilen von der Sonne entfernt, seine über 2425 Mill. Meilen lange Bahn, deren Excentricität $\frac{47}{1000}$ Theile ihrer halben großen Achse beträgt, um die Sonne in beinahe 84 Jahren; die Ebene dieser Bahn bildet mit der der Erde nur den kleinen Winkel von 46 Minuten. Des U. größte und kleinste Distanz von der Erde ist 348 und 384 Mill. Meilen, daher,

Digitized by Google

weil sein Durchmesser 7500 Meilen beträgt, U. von der Sonne und der Erde aus gesehen 3″ 5 und 4″ 3 resp. groß erscheint, dagegen ihm selbst der Sonnendurchmesser 19- und ihre Oberfläche 361mal kleiner als uns vorkommt, so daß also auch die Beleuchtung des U. von der Sonne 361mal schwächer als die der Erde ist. Die Masse des U. beträgt 17mal mehr als die der Erde und ist 4mal weniger dicht als diese, folglich nahe gleich der Dichtigkeit unseres Wassers; mithin beträgt der Fall schwerer Körper auf seiner Oberfläche in der ersten Secunde 14 Fuß. — Bei der großen Entfernung, aus der U. nur wie ein Stern sechster Größer bis zu uns schimmert, ist es unmöglich, mittelst der stärksten Fernröhre sich von dem Dasein beständiger Flecken auf seiner Oberfläche zu versichern und dadurch seine Rotation zu bestimmen, die vermuthlich sehr schnell geschieht, weil sich eine bedeutende Abplattung an seinen Polen zeigt. Herschel glaubte zwar einmal Spuren von einem Ringe an diesem Planeten zu erkennen, aber später sah er nichts wieder davon und erkannte nun die optische Täuschung. Dagegen entdeckte er am 11. Jan. 1787 zwei Monde des U., den 18. Febr. 1790 wieder zwei und endlich 1794 am 28. Oct. und 26. März den fünften und sechsten. Auch bestimmte Herschel noch die Zeiten ihrer Revolutionen resp. auf $5\frac{9}{10}$, $8\frac{7}{10}$, 11, $13\frac{1}{2}$, $38\frac{1}{10}$ und $107\frac{3}{10}$ Tage, ihre Entfernungen vom U. auf $13\frac{1}{10}$, 17, $19\frac{4}{5}$, $22\frac{3}{4}$, $45\frac{1}{2}$ und 91 Uranushalbmesser. Ihre Größen sind schwer zu bestimmen, müssen jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutend sein, da sie in einer solchen ungeheuern Entfernung von der Erde doch noch sichtbar sind. Äußerst merkwürdig ist die Neigung ihrer Bahnen, die fast senkrecht auf der Uranusbahn stehen, woher es denn auch kommt, daß diese 6 Monate die ganz ungewöhnliche Bewegung von Norden nach Süden haben. Auch ist die Neigung des Uranusäquators gegen seine Bahn, d. h. seine Schiefe der Ekliptik, sehr nahe ein rechter Winkel, wodurch aller Unterschied der Klimate der verschiedenen Zonen auf dem U. wegfallen muß, dagegen der Unterschied der Jahreszeiten ungemein groß ausfällt. Wenn daher die Sonne um Frühlings- oder Herbstsanfang im Äquator steht, so wird sie von den Bewohnern des Uranusäquators im Zenith und von denen der beiden Pole im Horizonte wahrgenommen, und sie theilt, wie bei uns, Tag und Nacht in zwei gleiche Theile. Aber gleich nachher erhalten die nur wenig vom Äquator entfernten Gegenden schon sehr lange Tage oder Nächte, die für diejenigen, welche die nächsten Regionen um die Pole bewohnen, schon volle 42 unserer Jahre dauern. Man würde endlich nahe am Pole des U. zur Sommerszeit die Sonne lange, fast unbeweglich im Zenith stehen und nachher beinahe ein Jahr hindurch sie nur einen sehr kleinen Kreis um das Zenith beschreiben sehen, indessen man unter dem Äquator die Sonne binnen 84 Jahren zweimal gerade über sich erblicken, aber nachher auch während des Sommers der beiden Pole sie zweimal von 45° Höhe bis zum Horizonte herab sinken sehen würde. — Eine solche Einrichtung des U., den die Astronomen mit ♅ oder ♅ bezeichnen, muß auf die Bewohner dieses Planeten, wenn es deren gibt, Einflüsse äußern, die sie zu ganz von uns verschiedenen Wesen machen werden. 13.

Urban, Päpste. — U. I., Nachfolger Calixtus' I. im Jahre 222, soll 230 den Märtyrertod gestorben sein. Man schreibt ihm die Einführung der Firmelung, so wie den Gebrauch der silbernen Gefäße in den Kirchen zu. — U. II., aus Chatillon an der Marne, eigentlich Otto genannt, studirte zu Rheims und ward daselbst Kanonicus, legte aber aus Überdruß der Welt sein Kanonicat nieder und zog sich nach Clugny zurück. Dort von Gregor VII. erkannt und zum Bischof von Ostia erhoben ward er von diesem 1084 als Legat nach Deutschland geschickt, wo er ganz im Geiste seines Bevollmächtigers handelte, die Bannbulle Gregor's gegen den Kaiser und seine Anhänger überall bekannt machte und viele deutsche Bischofsstühle mit Anhängern dieses Papstes besetzte. Nach Victor's III. Tode zum Papste ernannt (März 1088), während der schon früher vom Kaiser gewählte

Digitized by Google

Gegenpaſt, Clemens III., über Ober- und Mittelitalien herrſchte, mußte er vor ſeinem Gegner auf eine Inſel der Tiber flüchten. Doch verſtand U. bald ſeine Partei zu verſtärken. Er gewann zuerſt die Römer, daß ſie Clemens in die Engelsburg trieben, vermochte ſodann die Markgräfin Mathildis von Toscana zu einer Vermählung mit dem Herzoge Welf von Baiern, wodurch die päpſtliche Partei auf kurze Zeit ein kriegeriſches Haupt erhielt, verglich die Söhne des Herzogs Robert Guiscard, Roger und Boëmund, durch eine gleiche Vertheilung der väterlichen Verlaſſenſchaft und ſchleuderte nun ſeine kirchlichen Blitze gegen ſeinen Gegenpapſt, den Kaiſer und die ihm getreuen Fürſten und Biſchöfe in einer Verſammlung von 115 Biſchöfen, die er 1089 zu Rom hielt; erkannte auch 1093 den abtrünnigen Sohn des Kaiſers, Konrad, als König von Italien an. Wider den König Philipp von Frankreich ſprach er auf dem großen Concilium zu Clermont (1095) den Bann wegen ſeiner ehebrecheriſchen Vermählung mit der Gräfin Bertrada und verbot jeden Eid der Treue eines Geiſtlichen in die Hand eines Weltlichen. Auf demſelben Concilium ermahnte er, nachdem die Einleitung dazu auf der Synode zu Piacenza (1094) gemacht worden war, die Völker zum heiligen Kriege unter einem Kriegsherrn, dem das Brod nimmer ausgeht, bei dem der Sieg gewiß, der Lohn ewig, der Tod ein Märtyrertod iſt; und alles Volk rief: Gott will es. (U.'s Reden zu Clermont ſ. in Manſi „Collect. conc." T. XX. p. 821 sqq.) Durch das Gelingen ſolchen Werkes fiel ihm die öffentliche Meinung zu. Vor den Theilnehmern wenigſtens, den Italienern ſeiner Partei und den eben durch ſeinen Aufruf gewonnenen Franzoſen, erſchien er nun als das ächte Oberhaupt der Kirche. Philipp mußte ſeine Buhlerin entlaſſen, Kaiſer Heinrich und ſein Papſt verloren alle Macht über Italien. Die normanniſche Schutzmacht des Stuhles Petri aber verpflichtete er dieſem noch mehr, indem er unter der Bedingung des zu leiſtenden Schutzes dem Grafen Roger von Sicilien, als ſeinem Legaten, die landesherrlichen Rechte auch über die Kirche dieſes Landes übertrug und ſo (1098) Urheber der ſpäter ſo oft Streit erregenden monarchia ecclesiastica Siciliae wurde. U. ſtarb fünf Tage nach Jeruſalems Eroberung (1099), ohne jedoch noch die Nachricht davon erhalten zu haben. Er gehörte zu Gregor's VII. würdigſten Nachfolgern, behauptete deſſen Grundſätze mit dem größten Muthe und oft unter ſehr ungünſtigen Umſtänden, übte ſie ohne Furcht ſelbſt gegen Mächtige aus, benutzte ſchlau jede Gelegenheit, ſein Anſehn auszubreiten, und ging noch einen Schritt weiter, als Gregor ſelbſt, indem er ſich aus den abendländiſchen Völkern ein großes, von ihm ganz abhängiges Heer ſchuf, und dadurch, daß er an die Spitze der großen Volksbewegung des Abendlandes geſtellt wurde, einen Zuwachs von moraliſcher Kraft erhielt. — U. III., ein Mailänder, früher Archidiakonus zu Bourges, dann zu Mailand, ward von Lucius III. zum Erzbiſchofe von Mailand, 1182 zum Cardinal und nach ſeines Gönners Tode (1185) auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Er ſtarb aber ſchon 1187 zu Ferrara aus Betrübniß über die Eroberung Jeruſalems durch die Sarazenen. — U. IV., eines Schuſters Sohn aus Troyes und Jacob Pantaleon genannt, war früher Kanonicus in ſeiner Vaterſtadt, dann Biſchof zu Laon und zu Verdun, ging ſpäter als Alexander's IV. Legat nach Pommern, Preußen, Liefland und Deutſchland und ward 1261 zu Viterbo zum Papſte erwählt, obgleich er nie Cardinal geweſen war, wohl aber den Titel eines Patriarchen von Jeruſalem geführt hatte. Sogleich bei ſeinem Regierungsantritte mußte er die unangenehme Nachricht hören, daß Michael Paläologus dem lateiniſch-griechiſchen Kaiſerthume gänzlich ein Ende gemacht habe. Gegen Manfred von Sicilien, der bis 1264 den Kirchenſtaat eroberte, ließ er das Kreuz predigen und rief er den Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Anjou, zu Hülfe. In dem Streite Alphons' von Caſtilien und Richard's um die deutſche Königskrone warf er ſich vergebens zum Richter auf und beſchied beide Parteien vor

Digitized by Google

sich; denn Richard beachtete des Papstes Vorladung nicht. Endlich führte er aus Ehr- und Geldgeiz dem Traume einer Priorin bei Lüttich zufolge um das Jahr 1264 das Fronleichnamsfest ein und ertheilte den Theilnehmern an der Feier desselben einen Ablaß auf 40—100 Tage. U. starb 1264 zu Perugia. — U. V. (Wilhelm von Grimoard), früher als Benedictiner zu Montpellier und Avignon lehrend, dann Abt zu Auxerre, später zu Marseille, nachher päpstlicher Legat in Neapel und Sicilien, ward im Jahre 1362 zum Nachfolger Innocenz's VI. ernannt und brachte zur dreifachen Krone den Ruhm seiner Tugenden. Sein Wunsch, einen Kreuzzug gegen die Türken zu bewirken, blieb unerfüllt. Auch dem griechischen Kaiser Johannes Paläologus VI., der 1367 nach Rom kam und dem päpstlichen Stuhle beständigen Gehorsam schwur, vermochte er nicht Hülfe gegen die Türken zu verschaffen. Gegen das Widerstreben der Cardinäle und des Königs von Frankreich zog er aus dem damaligen Sitze der Päpste in diesem Lande wiederum in die verödete Welthauptstadt (1367). Aber die Bitten der Cardinäle und die Unruhen Italiens führten ihn nach 3jährigem Aufenthalte zu Rom nach Avignon zurück (1370), wenn auch nur um dort zu sterben; denn noch im Jahre 1370 ereilte ihn der Tod. — U. VI. (Bartholomäus Pignano), ein Neapolitaner von Geburt und vor seiner Erhebung Erzbischof von Bari, wurde im April des Jahres 1378 durch den Willen des römischen Volks mit der Tiara geschmückt und mußte versprechen, nicht in Avignon, sondern zu Rom zu residiren. Da er, dem Volke freundlich, gegen die Cardinäle, deren Abneigung er kannte, die natürliche Härte seines Charakters bewies, entwichen die zwölf Tramontanen unter ihnen nach Anagni, warben einen Condottiere, vernichteten U.'s Wahl als unfrei, weil vom Volke dazu gezwungen, zogen die drei italienischen Cardinäle durch listige Verheißung in ihr Conclave und wählten den Cardinal Robert von Genf als Clemens VII., welcher nach Avignon sich begab und von Frankreich, Schottland und Spanien anerkannt wurde, während, außer Ober- und Mittelitalien, England, Deutschland, der Norden und Nordosten von Europa für U. sich entschied. Gegen die Königin Johanna von Neapel, die sich gleichfalls für Clemens erklärt hatte, erregte U. ihren Thronerben Karl von Durazzo, welcher jene im Kerker ermorden ließ und nun Neapel gegen Ludwig von Anjou glücklich behauptete. Aber U. zerfiel mit ihm über Capua, das er zum Danke für seinen Neffen vergebens verlangte, sprach den Bann gegen ihn (1385), wurde in Nocera belagert und entfloh nach Genua. Auf seiner Flucht mitten durch die Feinde führte er fünf Cardinäle gefesselt mit sich und ließ sie in Genua hinrichten, weil sie sich verschworen haben sollten, den Papst unter Curatel zu stellen. Über die Ermordung Karl's von Durazzo freute er sich so sehr, daß er das Messer, womit jener erstochen worden war, lange mit Vergnügen betrachtet haben soll. Unter des Königs Sohne und Nachfolger, Ladislaus, versuchte er, Neapel zu erobern. Allein seine Truppen, denen er ihren Sold nicht auszahlen konnte, verließen ihn und er mußte unverrichteter Sache 1388 nach Rom zurückkehren, wo er im folgenden Jahre starb. — U. VII. (Baptista Castagna), früher Professor des kanonischen Rechts und Erzbischof von Rossano, wurde von mehreren Päpsten zu verschiedenen Gesandtschaften in Deutschland und Spanien gebraucht, 1583 zum Cardinal und 1590 nach Sixtus' V. Tode zum Papste erwählt. Aber schon 13 Tage nach seiner Ernennung noch vor der Consecration starb er und erhielt Gregor XIV. zum Nachfolger. — U. VIII. (Maffeo Barberini), geb. 1568 zu Florenz, studirte zu Rom und Bologna, ward unter Sixtus V. Referendarius signaturae justitiae und Abbreviator majoris praesidentiae, unter Gregor XIV. Referendarius signaturae gratiae und Gouverneur der Stadt Fano, unter Clemens VIII. päpstlicher Protonotarius und clericus camerae; 1604 erhielt er den Titel eines Erzbischofs von Nazareth und ging als Gesandter nach Paris, wurde 1605 zum Cardinalpresbyter, 1608 zum Erz-

Digitized by Google

bischofe von Spoleto und 1623 nach Gregor's XV. Tode zum Papste ernannt. Bald nach seiner Thronbesteigung wußte er den alten Herzog von Urbino zu bewegen, seine Tochter von der Nachfolge in seinem Herzogthume auszuschließen und diese lediglich dem römischen Stuhle zu überlassen. Weniger glücklich war er in seinen Unternehmungen gegen den Herzog von Parma, welchen U. mit Heeresmacht überzog und in den Bann that (1642). Dieser verband sich mit Toscana, Modena und Venedig, fiel in den Kirchenstaat ein und setzte Rom in Schrecken, so daß der Papst endlich Frieden schließen mußte. Der Nachtmahlsbulle (in coena domini) gab er (1627) ihre letzte Gestalt, in welcher fast alle Ansprüche der Hierarchie des Mittelalters geltend gemacht und neben Saracenen, Seeräubern, Fürsten, welche willkührliche Steuern auflegen, auch Lutheraner, Zwinglianer und Calvinisten verdammt werden. Die metallenen Balken im Pantheon ließ er einschmelzen und daraus den hohen Altar der Peterskirche und 50 Kanonen für die Engelsburg gießen; verbesserte das „Breviarium romanum" (Rom 1632. 12.); errichtete das Collegium der Propaganda; verdammte das galileische Sonnensystem und in der Bulle „In eminenti" (1642) das Werk des Jansenius. Seine Nepoten versorgte er reichlich. Doch war er allgemein geliebt und geachtet wegen seiner Milde und Freundlichkeit, seiner Gelehrsamkeit und Förderung der Künste und Wissenschaften. Er starb 1644 und hinterließ mehrere Schriften (Gedichte, Antwerp. 1634. 4.; Paris 1642. Fol.; Epigramme, Rom 1643). 63.

Urbanistinnen heißen auch die Clarissinnen (s. Franciskaner), weil sie vom Papste Urban V. ihre Regel empfangen haben. 23.

Urbanität (urbanitas) nannten die Römer überhaupt die feinere Bildung der Städte (urbes) im Gegensatze zu der Ungeschliffenheit und Rohheit (rusticitas) der Landbewohner (rustici). 9.

Urbarium, Urbarbuch, von „urbar" oder ertragsfähig gemacht, enthält bei Dörfern das Verzeichniß der einzelnen zur Dorfmark gehörigen, urbaren Stükken, mit genauer Angabe ihrer Lage neben einander und gegen die Grenznachbarn, so wie den Vormerk der auf einem jeden derselben haftenden Grundsteuern, Zinsen und Dienste. Das U. umfaßt mehr als das Flurbuch, welches gewöhnlich blos die Lage der einzelnen Flurstücken gegen einander und deren Flächeninhalt angibt. Bezüglich auf die käufliche Ertragsfähigkeit der Brauereien durch Verarbeitung der Feldfrüchte, an Gerste und Weitzen, wendet man in manchen Gegenden den Ausdruck „urbar, U.", auch auf das Brauwesen und dessen Zubehörungen an. 31.

Urbarmachung, lat. cultura; franz. défrichement; engl. cultivation, ist die Umgestaltung von waldigem, sumpfigem oder steinigem Boden in fruchtbares Ackerland. Es gehören hierzu nicht allein die dem Zwecke völlig entsprechenden Mittel, sondern auch besonders Berücksichtigung und Kenntniß des Bodens und der klimatischen Verhältnisse, deren Ungunst oft den größten Anstrengungen unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt. Vorzüglich ist dieß von den Auswanderern nach Amerika zu berücksichtigen, da schon viele derselben die erwählten Landstriche vergebens urbar zu machen gestrebt haben. 30.

Urevangelium, Protevangelium, ist nach der Annahme mehrerer Theologen die Quelle, aus welcher unsere vorhandenen kanonischen Evangelien geflossen sind; doch beruht die ganze Annahme auf einer Hypothese, durch welche man die oft so auffällige Ähnlichkeit der 3 ersten Evangelien in Sachen und Worten zu erklären gesucht hat. Am Scharfsinnigsten ward die Hypothese von einem geschriebenen U. von H. Marsh und Eichhorn, von jedem in eigenthümlicher Art, durchgeführt; doch ist man in neueren Zeiten mehr der Meinung Herder's von einem mündlich fortgepflanzten beigetreten. 23.

Urfé (Honoré d'), der berühmteste französische Romanschriftsteller im

Digitized by Google

XVI. Jahrh., am 11. Febr. 1567 zu Marseille geboren, widmete sich nach Beendigung seiner Studien dem Kriegsdienste und zeichnte sich sowohl durch seine Tapferkeit in den Kämpfen der Ligue, als auch durch seine diplomatische Gewandtheit in mehreren Unterhandlungen mit Savoyen und Venedig aus. Er gerieth auch einige Male in Gefangenschaft, aus der er aber nicht nur stets befreit wurde, sondern auch manchen Vortheil zog. Am Hofe Heinrich's IV. konnte er sich keiner günstigen Aufnahme erfreuen, weil seine Familie sich gegen die bourbonische Partei erklärt hatte; desto beliebter war er aber am savoyischen Hofe. Was man von seinen galanten Abenteuern, die er in seinem Romane versteckt erzählt haben soll, früher fabelte, ist von neueren wohlunterrichteten Literarhistorikern längst widerlegt worden. In seinen späteren Jahren zog sich U. auf sein Landgut bei Nizza zurück, um sich ausschließend mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Er starb aber, ehe er seine begonnenen Arbeiten vollenden konnte, 1625 zu Villefranche an einer Brustkrankheit. Der provençalisch-romantische Geist, der im südlichen Frankreich noch jetzt nicht ganz verschwunden ist, scheint auch auf U. seinen Einfluß geäußert zu haben. Es ist zwar nirgends die Sprache davon, daß ihm Montemayor zum Vorbilde gedient habe, es scheint aber dennoch der Fall gewesen zu sein und dann fiele die Vergleichung zu Gunsten des Spaniers, der besonders in den poetischen Stellen seinen Nachahmer weit hinter sich zurückläßt, aus. Die „Astrea" (Par. 1637. 5 Voll. 8., Rouen 1647. 5 Voll. 8., Par. 1733. 5 Voll. 12.), das Werk, worauf U.'s Ruhm gegründet ist, nennt er selbst einen allegorischen Schäferroman (Pastorale allégorique). Die Allegorie beschränkt sich aber nur auf die versteckte Einkleidung wirklicher Begebenheiten in eine bukolische Dichtung, in die eine Menge artiger Novellen eingeschaltet sind, ohne daß die ohnehin schon sehr labyrinthische Verwickelung im Ganzen ihre Einheit verlöre. An einen eigentlich idyllischen Charakter der Personen ist nicht zu denken; die romantischen Schäfer und Schäferinnen handeln und sprechen im Geiste und im Style der Ritterromane und wechseln sogar elegant geschriebene Liebesbriefe. Die durchgehends herrschende romantische Sentimentalität wird besonders durch die unaufhörliche Wiederholung derselben zärtlichen Phrasen, so wie durch die endlose Gedehntheit der Gespräche und Monologe unerträglich und man muß in unserer, einem völlig andern Geschmacke folgenden Zeit den Roman einen langweiligen nennen. Die anderen Werke U.'s („La Syreine", Par. 1618. 8.; „La Sylvanire", Par. 1625. 8.; „Epitres morales", Lyon 1620. 8.) sind längst vergessen. 67.

Urfehde, Urphede. Nach gemeinem deutschen Rechte wurden Kriegsgefangene, ingleichen solche Sträflinge, welche ein langanhaltendes Gefängniß oder vielleicht gar die Tortur erlitten hatten, nicht eher entlassen, bevor sie nicht eidlich angelobt hatten, daß sie weder an dem, welcher ihnen die Gefangenschaft zugezogen, noch an dem Gerichte, welches sie verurtheilt habe, Rache nehmen wollten. Die Verletzung dieses Eides nannte man den Urfehdebruch. Die einfache Strafe des letztern war in den ältesten rohen Zeiten die des Abhauens der drei ersten Finger der rechten Hand, deren er bedurfte, um das Schwert zu führen; bei der bloßen Rachedrohung aber anderweites Gefängniß bis zur geleisteten Sicherheit. Diese ältere Sitte hat sich auch nach der Auflösung des deutschen Reichs noch in vielen deutschen Ländern erhalten, obschon die Strafe der Übertretung gemildert ist. 17.

Urgebirge, s. Geognosie.

Urheber, s. Auctor.

Uri, ein schweitzerischer Canton, liegt 25° 49′ — 26° 20′ L., 46° 27′ — 46° 56′ N.Br., grenzt im Norden an Schwytz, im Osten an Glarus und Graubündten, im Süden an Tessin, im Westen an Bern und Unterwalden, und enthält auf 24 □Meilen 13900 Einwohner. Das Land besteht nur aus Gebirgen und den Thälern Reuß und Urseren und hat nur an wenigen Stellen einen zum

Digitized by Google

Ackerbau tauglichen Boden, aber vortreffliche Alpen zur Weide. Unter den Alpen sind im Westen der Galenstock = 9930 Fuß, das Süstenhorn = 10000 Fuß, der Titlis — 10200 Fuß, die Surenenalpen = 10000 Fuß, der Spitzliberg = 9285 Fuß, im Süden das ganze Gotthardsgebirge mit seinen 3 Spitzen, im Osten der Bristenstock 8765 Fuß, das Scheerhorn, der Crispalt und Oberalpstock. Der einzige Fluß ist die Reuß und zu den Seen gehören der Vierwaldstädtersee, der Lago di Locendro 6000 Fuß über dem Meere, der Alp-, Oberalp- und Sellasee. Das Klima ist im Reußthale milder, als im Urserenthale; in jenem wüthet häufig der ungestüme, aber warme Fön. Die Einwohner sind Katholiken, meist sehr arm, deutscher Abstammung, reden deutsch und italienisch und beschäftigen sich mit Viehzucht, Acker-, Gemüse- und Obstbau, bereiten den guten Urserenkäse, welchen sie nebst dem Mastvieh, Häuten, Wolle und Holz ausführen, und bringen die starken Waarentransporte auf Saumthieren (Pferden oder Mauleseln, daher auch Säumer genannt) über den St. Gotthard nach Italien. Die Verfassung ist rein demokratisch und die höchste Behörde ist die Landesgemeinde, welche den Landrath, als vollziehende Behörde, bestehend aus dem Landammann, vorsitzendem Herrn und 44 Räthen, wählt. Neben diesen gibt es auch eine Criminalbehörde oder zweifachen Landrath, einen Wochen- und geheimen Rath, welcher letztere das Finanz- und Kriegswesen zu verwalten hat. Zur Bundesarmee stellt der Canton 256 Mann und der Geldbeitrag beträgt 3012 schweizer Franken. Der Canton ist in 2 Bezirke, Uri und Urseren, eingetheilt. Im erstern liegt: die regelmäßig gebaute Hauptstadt Altorf mit 1650 Einw., altem Thurme und Tell's Brunnen, Gymnasium und Spedition über den St. Gotthard; das schöne Schächenthal; Flüelen, Dorf mit einem Schlosse, Hafen von Altorf und Waarenniederlage; das Dorf Bürglen, Tell's Geburtsort, dessen Kapelle am See und jährliche Erinnerungsfeier daselbst, und die Grütliwiese, Versammlung zum ersten Schweitzerbunde 1308; im zweiten: das $1\frac{1}{2}$ Meilen lange und mit 8 Gletschern versehene Urserenthal, durch welches die Straße zum St. Gotthard führt, bemerkenswerth durch die hier bereiteten, oft 30 Pfund schweren Käse. Es treibt Handel mit Wild und Mineralien, hat starke Waarendurchfuhr und großen Holzmangel. Darin: Wasen, Dorf am Eingange des Mayenthals, aus welchem man durch eine Straße in das berner Gadmen- und Haslithal kommt; Amsteg, Dorf mit den Resten der vom Landvoigte Geßler 1307 erbauten Burg Zwing-Uri; Attinghausen, Dorf; die 10 Thäler, welche durch den St. Gotthard gebildet werden; Realp, Dorf, 4700 Fuß hoch, mit einem Kloster, worin eine Sammlung von Gotthards Fossilien aufbewahrt ist; Andermatt und Hospenthal. 71.

Urim und Thummim (Licht und Recht) bildeten einen Theil des Brustschildes des jüdischen Hohenpriesters, man ist aber über das Wesen derselben noch nicht einig. Daß man darunter die 12 Edelsteine des Brustschildes verstanden habe, ist nicht wahrscheinlich, doch ist so viel bekannt, daß man sich der U. u. Th. zu Entscheidung von allerhand schwierigen Rechtsfragen bediente und daß sie demnach eine Art heiligen Looses waren, dergleichen man auch bei den ägyptischen Oberpriestern fand. 23.

Urin, s. Harn.

Urkunde, s. Diplom, Document, Instrument.

Urne, lat. urna; franz. urne; engl. urn, war bei den alten Römern überhaupt ein Topf zum Wasserschöpfen, dann zur Aufbewahrung von flüssigen Gegenständen; auch zum Hineinwerfen der Loose bei Wahlen und endlich zur Aufbewahrung der Asche Verstorbener. Die letzte Art versteht der neuere Sprachgebrauch unter dem Namen und dergleichen werden viele in antiken Grabmälern gefunden. Sie waren meist aus gebranntem Thon, doch finden sich deren auch aus Stein, Metall und Holz, und wurden mit allerhand Zierath, erhabener Arbeit und In-

Digitized by Google

ſchriften verſehen. Ihre Geſtalt iſt meiſt bauchig und napfförmig mit Fuß und darauf geſetztem zierlichen Deckel, oft mit Handhaben verſehen, zuweilen auch eckig. Die Griechen ſcheinen die Urnen nur als Zierath benutzt zu haben; die Römer aber gebrauchten ſie ſtatt der hetruriſchen Aſchenkiſten zum Aufbewahren der Aſche Verſtorbener; eben ſo die alten Deutſchen und Slawen. — In neuerer Zeit verſteht man unter U. jedes zierlich gearbeitete runde Gefäß ohne engen Hals, wodurch man ſie von der Vaſe unterſcheidet, deren Hauptkennzeichen ein ſich verengender und dann wieder erweiternder Hals bildet. Auch von ihnen findet man viele, vorzüglich in Unter- und Mittelitalien, in Grabgewölben, doch waren ſie wohl nie Aſchenkrüge, ſondern nur Weihgeſchenke und ſollen nach der Annahme neuerer Gelehrten in Verbindung mit dem Bacchusdienſte ſtehen. Dieſe antiken Vaſen hat man in neuerer Zeit vielfach nachzuahmen geſucht und bedient ſich ihrer zu vielfachen Verzierungen an Bauwerken, Gartengeländern, Altänen, Dächern ꝛc., häufig auch zu Blumennäpfen. 30.

Urner Loch iſt eine 210 Fuß lange, 12—15 Fuß breite, 1829 beim Bau der neuen Straße aber vergrößerte Felſengallerie, welche im Canton Uri am Anfange des Urſerenthales liegt und ſich bis an die Furka zieht. Vor demſelben liegt ſüdlich die Teufelsbrücke, eine über die Reuß führende ſteinerne, 200 Fuß lange Brücke, an dem von Italien nach der Schweitz über den St. Gotthard führenden Alpenpaſſe, unter der das Waſſer 70 Fuß tief mit fürchterlichem Brauſen durch die Felſen läuft. Auf dieſer Straße muß man wegen der ſteilen Felſen, die keinen Weg erlauben, die Reuß 11mal paſſiren und es gibt daher noch mehrere Brücken, die der Teufelsbrücke an Größe und Kühnheit nicht nachſtehen. Sie wurde von den Franzoſen im Revolutionskriege größtentheils vernichtet, die nachfolgenden Ruſſen legten aber darüber Balken und machten ſie wieder gangbar; ſpäter wurde ſie völlig wiederhergeſtellt. 71.

Urſini (Fulvius), einer der vorzüglichſten Philologen des XVI. Jahrh., geb. zu Rom den 2. Dec. 1529, war ein außereheliches Kind, wurde nebſt ſeiner Mutter von ſeinem Vater verſtoßen und verlebte ſeine früheſten Jugendjahre im kümmerlichſten Elende, bis ſich endlich der Kanonicus am Lateran, Gentilius Delphini, ſeiner erbarmte, ihn an Kindesſtatt annahm und, als er ſein Talent erkannt hatte, für ſeine weitere Ausbildung die größte Sorge trug. Mit dem raſtloſeſten Fleiße vergalt U. die Liebe ſeines väterlichen Wohlthäters, der ihm ſogar ſein eigenes Kanonicat freiwillig abtrat. Durch dieſe neue Stellung trat U. mit den vornehmſten Männern ſeiner Vaterſtadt in Verbindung und ward in Folge deſſen zuerſt beim Cardinal Rainutius, nach deſſen Tode aber bei deſſen Bruder, dem Cardinal Alexander Farneſe, Bibliothekar. Noch größern Nutzen brachte ihm die Bekanntſchaft mit dem Cardinal Caraffa, durch deſſen Empfehlung an den Papſt Gregor XIII. er eine jährliche Penſion auf das Bisthum Averſa von 200 Ducaten erhielt, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, nicht nur ſeine von ihm zärtlich geliebte Mutter zu unterſtützen, ſondern auch Sammlungen von ſeltenen Manuſcripten, koſtbaren Gemälden, Statuen, Münzen ꝛc. anzulegen, die er bei ſeinem mit Eifer betriebenen Studium der Alterthümer bedurfte. Sein Tod erfolgte den 18. Mai 1600; ſein Antiquitätencabinet erbte von ihm zufolge des Teſtamentes der Cardinal Odoardo Farneſe, ſeine Manuſcriptenſammlung aber die vaticaniſche Bibliothek. Beſonders bemerkenswerth iſt U. als der erſte vorzüglichſte italieniſche Numismatiker, was beſonders aus der Schrift hervorgeht: „Familiae romanae, quae reperiuntur in antiquis numismatibus“, welche von Karl Patin vermehrt wurde und ſich im VII. Tom. des Grävʼſchen „Thesaurus antiq. rom.“ befindet. Seine anderen zahlreichen Arbeiten beſtehen vorzüglich in Anmerkungen zu alten Claſſikern, ſo zum Feſtus (Rom. 1581), Cicero (Antverp. 1581), „Scriptores rei rusticae“ (Rom. 1587), den römiſchen Geſchichtſchreibern (Ant-

verp. 1598), Arnobius (Rom. 1583) ꝛc. Vorzüglich zu bemerken ist außerdem noch seine gelehrte Bearbeitung des Werkes Petri Ciacconii „De triclinio romano liber singularis, cum appendice“ (Rom. 1588). Alle seine Schriften werden mit Recht noch jetzt hochgeschätzt und liefern einen deutlichen Beweis von des Verfassers Fleiß und Scharfsinn. Eine besondere Biographie von U. besitzen wir von Joseph Castalius (in den „Vitis selectis hominum eruditorum“, Vratislav. 1711). 20.

Ursinus (Zacharias), berühmter Theolog, geb. 1534 zu Breslau, studirte seit 1550 in Wittenberg, wo er Melanchthon's Schüler ward, bereiste nachher Frankreich und die Schweitz und studirte noch eine Zeit lang in Paris, worauf er 1558 Rector am Gymnasium zu Breslau ward. Doch legte er, in den Verdacht eines Sacramentirers gekommen, schon 1560 diese Stelle nieder, begab sich in die Schweitz, wo er sich mit den Reformirten verband, und folgte 1561 einem Rufe als Professor nach Heidelberg. Allein die Intoleranz des Churfürsten Ludwig bewog ihn 1578, auch diese Stelle aufzugeben. Er ging nun nach Neustadt an der Hardt als Professor der Theologie am dortigen Gymnasium und starb daselbst 1583. Er ist nebst Caspar Olevianus Verfasser des heidelberger Katechismus, wozu er auch einen Commentar schrieb, der zuerst nach seinem Tode 1584, dann von D. Paräus (Neust. 1593. 4 Thle.) wieder herausgegeben wurde (4. Aufl. 1607). Seine sämmtlichen theologischen Schriften erschienen 1612 zu Heidelberg in 3 Foliobänden, besorgt von Q. Reuter. 63.

Urstoffe, s. Elemente.

Ursulinerinnen heißen die Glieder eines weiblichen geistlichen Ordens, welcher von der heiligen Angela von Brescia zu Ehren der heiligen Ursula (starb im III. Jahrh.) zu Liebesdiensten (als Krankenwartung, Armenpflege ꝛc.) innerhalb des Familienlebens im Jahre 1537 in Italien gestiftet und vom Papste Paul III. 1544 bestätigt wurde. Die U. gingen später, zu Anfange des XVII. Jahrh., auf eine Klosterverfassung ein und übernahmen die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Ihre Kleidung ist schwarz, mit ledernem Gürtel, an welchem ein Strick zum Geißeln angebracht ist. Im XVIII. Jahrh. zählte der Orden, welcher der Regel des heiligen Augustinus folgt, über 350 Klöster. 63.

Urtheil, lat. judicium; franz. jugement, sentence; engl. judgment, sentence, gilt ganz allgemein für die Operation des denkenden Geistes, durch welche zwei Vorstellungen oder Begriffe auf einander bezogen werden, dann auch für das dadurch bezeichnete Verhältniß selbst, und in diesem Sinne kommt es nicht nur in der Wissenschaft, sondern im täglichen Leben und Denken fortwährend vor, da fast alle Verrichtungen der erstern, wie des letztern, auf Beziehungen verschiedener Dinge, also auf verschiedenen Vorstellungen, somit auf Urtheilen beruhen. Welches indeß die tiefere Bedeutung, welches die möglichen Modificationen eines solchen Verhältnisses, welches sowohl der Ursprung des Urtheilens in der Natur unseres Geistes und der vorgestellten Dinge, als auch dessen Gebrauch für Erkenntniß wie für Praxis seien, ist eine schwierigere und gewichtigere, zumeist aber zu oberflächlich behandelte Frage. Weder die bloße Aufstellung dieses Verhältnisses, als eines factischen, und seiner gewöhnlichen Formen, worauf sich die Mehrzahl der Logiken beschränkt, noch auch die umfassendere Anführung der neuern Schule (jedes Ding sei ein U.) will hier genügen. Um jene gebräuchlichen formellen Bestimmungen über das U. anzuführen, so ist bekannt, daß man von den zwei zu einem Urtheile gehörigen Begriffen den einen die Unter- oder Vorlage des Urtheils (subjectum), den andern die Beilage, Aussage (praedicatum) nennt, beide auch wohl die Grenzpunkte (termini), zwischen denen gleichsam das U. sich bewegt, und dann wieder das Subject das Vorderglied, das Prädicat das Hinterglied, was dann in die blos sprachliche Bezeichnung übergeht, daher auch

der Willkühr des Ausdrucks unterliegt; daß man ferner das eigentliche Verhältniß oder Band dieser beiden Begriffe durch die Copula bezeichnet; auch wohl dieselbe als die Synthesis der beiden Glieder, als der thesis und antithesis, betrachtet, welche Ausdrücke vielfach unbequem sind; endlich, daß das U. selbst, wenn es ausgesprochen ist, Satz heißt (propositio). Wichtiger als diese rein äußerlichen Bestimmungen sind andere, die Form oder Beschaffenheit des ganzen Urtheils, als einer Denkoperation, betreffenden. Die durchgreifendste Unterscheidung ist hier die von analytischen und synthetischen Urtheilen, deren jene nur ein im Subjecte versteckt liegendes Merkmal daraus entwickeln und im Prädicate ihm gegenüberstellen, diese dagegen ein solches allererst und von anderswoher ihm beilegen sollen; daher jene wohl auch Erläuterungsurtheile, diese Erweiterungsurtheile genannt worden sind. Neben beiden stehen dann noch die Identitätsurtheile, wo ein Begriff von sich selbst ausgesagt wird, blos um seine Identität sich zu versichern, auch tautologische genannt, wenn der Begriff in doppeltem sprachlichen Ausdrucke sich gegenübergestellt wird. — Daneben aber stellt man auch eine Menge von Urtheilsarten auf, als gewisse, dem Geiste inwohnende Formen des Denkens, nach denen sich dieses und somit auch das Urtheilen richten müsse. Es sind dieß dieselben, welche den Kategorien (s. d. Art. u. Kriticismus) zu Grunde liegen und welche, unter vier Rubriken befaßt, folgende Tafel bilden: I. Quantität (des Subjects nämlich): Einzelurtheile, besonderes U., allgemeines U.; II. Qualität (des Prädicats): affirmatives, negatives, limitatives U.; III. Relation (der Urtheilselemente zu einander): kategorisches, hypothetisches, disjunctives U; IV. Modalität (des ganzen Urtheils, als eines Denkacts): problematisches, assertorisches, apodiktisches U. Diese Tafel ist eben so unwissenschaftlich und fehlerhaft, als für eine tiefere Erkenntniß des Wesens und der Anwendung des Urtheils unfruchtbar. Um eine solche zu gewinnen, bedarf es einer metaphysischen Betrachtung des Denkens und Wissens überhaupt, dessen Schema nur das U. ist, dessen verschiedene Functionen daher auch diesem einen verschiedenen Charakter verleihen müssen. Dabei muß man freilich das wahre, wissenschaftliche U. von der bloßen äußern Form des Urtheilens, der Verbindung zweier Begriffe, trennen. Soll nun das Wesen des Urtheils zunächst nach seiner etymologischen Bedeutung erwogen werden, so weist das Wort selbst auf eine Urtheilung, d. h. ursprüngliche oder Grundtheilung hin, und es würde in sofern der Charakter des Urtheilens stets ein analytischer, der des Trennens, Scheidens, sein. Diese Operation des Ausscheidens selbst nun ist bekannt unter dem Namen der Abstraction und ihr Gegenstand wird daher allemal ein Concretes sein, welches man durch Analyse auf ein Abstractes reducirt. So wird dieß Concrete getheilt oder geschieden in seinen Grund, ein Allgemeines, und in eine Bestimmtheit, Form, Daseinsweise dieses Allgemeinen, welche es eben zu einem Concreten, Besondern macht. Der Forschung nur ist es bei dieser Analyse oder Urtheilung eines Concreten ausschließlich zu thun um das Allgemeine darin, als dessen Wesen oder Grund, durch welches sie jenes als das Abgeleitete erklärt. Das U. ist somit hier Beziehung des Concreten auf das Allgemeine und als solche Schema oder Form der wissenschaftlichen Erklärung und Erkenntniß. Es ist dabei also die Beziehung des Begriffs, als des Concreten, auf sein Merkmal, als das Allgemeine, nicht eine willkührliche, so daß man irgend eine Seite des Dinges oder irgend eine Vorstellung von dem Dinge als Merkmal demselben beilegen und auf diese Weise nach und nach eine Menge von Merkmalen für einen Begriff aufstellen könnte; sondern das richtige U. geht nur auf das nächste allgemeine Merkmal oder Geschlecht (genus proximum), wodurch vor der Hand der Begriff erklärt ist. Jene Beziehung des Begriffs auf das Merkmal, wie sie die Copula ist oder = ausdrückt, ist nun nicht eine völlige Gleichheit

Digitized by

beider, was nach dem Gesagten widersprechend wäre, sondern eben nur eine theilweise oder bezügliche Erklärung des Concreten, wobei man dessen Besonderheit, Einzelform, ganz bei Seite setzt. Wenn ich sage: der Mensch ist Thier, so stelle ich beide nicht gleich, sondern ich lasse nur das, was im Menschen noch neben dem Thierischen ist (z. B. Vernunft), fallen, um jetzt nur sein allgemeines Wesen, das Thierische, behufs der Erklärung herauszuheben; ich abstrahire von der Bestimmtheit des Menschlichen. — Daraus folgt auch, daß die sogenannten Identitätsurtheile gar keine ächten Urtheile sind, weil dabei gar nicht abstrahirt wird. — Will ich einen Begriff vollständig darstellen, so muß ich zu der Beziehung auf sein Allgemeines (das genus prox.) auch noch das Besondere hinzufügen, wodurch er sich eben von jenem Allgemeinen unterscheidet, als Art von der Gattung (die differentia specifica) — dieß gibt dann die Definition (der Mensch = Thier mit Vernunft). — Nun ist es aber weit seltener der Fall, daß wir so methodisch vom Concreten zur nächsten Gattung ꝛc. fortgehen, als vielmehr daß uns zu einem Begriffe irgend ein Merkmal geboten wird, die Idee eines Allgemeinen, und es sich nun fragt, ob dieß Merkmal diesem Begriffe zukomme, d. h. ob in diesem Concreten dieß Allgemeine als dessen Wesen enthalten sei. — Nun gibt es bekanntlich viele Stufen der Abstraction, folglich auch der abstracten oder Allgemeinbegriffe, deren jede gegen die vorhergehende eine höhere, abstractere, gegen eine nachfolgende eine niedere, concretere ist. Jeder Allgemeinbegriff steht demnach in der Mitte zwischen zwei anderen, als deren Mittelbegriff (terminus medius), und von diesen selbst ist der eine gegen ihn ein noch höherer (t. major), der andere ein niederer (t. minor). Es wird z. B. gefragt, ob der Begriff Mensch das Merkmal des Lebendigen habe. Zwischen beiden steht als Mittelbegriff der Begriff Thier. Die Erklärung und das U. geht demnach durch diesen hindurch zu jenem Merkmale fort: der Mensch — als Thier — lebendig, oder: der Mensch ist Thier; das Thier ist lebendig; also ist der Mensch lebendig. Diese Vermittelung eines Urtheils durch Angabe der Zwischenstufen der Abstraction gibt den Schluß (ratiocinium, conclusio, συλλογισμός). Dieser besteht demnach allemal aus drei Urtheilen, die man gewöhnlich so ordnet, daß man die beiden vermittelnden (der Mensch = Thier — das Thier = lebendig) vorausschickt (als praemissae, Prämissen), das dritte, den eigentlichen Zweck des Schlusses, den Schlußsatz (conclusio im engern Sinne), als den Schluß wirklich abschließend, folgen läßt. Die Ordnung der Prämissen verkehrt man dabei meist so, daß das U., dessen Prädicat das allgemeinere, dessen Subject also der terminus medius ist, als Obersatz (propositio major), das andere als Untersatz (p. minor) zu stehen kommt, indem letzteres als eine niedere, unter jenem begriffene Sphäre (subsumtio) erscheint. Als Schlußarten, analog den obigen Urtheilsarten, gibt man hier sonderbarer Weise nur die drei der Relation an, so daß alle Schlüsse kategorische, hypothetische oder disjunctive sein sollen. — Desto mannigfaltiger dagegen sind die Schlußfiguren (σχήματα), erzeugt durch Umstellung und dadurch bedingten veränderten Ausdruck der einzelnen Sätze und Satzglieder; und die Logiker seit Aristoteles haben es sich angelegen sein lassen, alle möglichen Combinationen dieser Art aufzufinden, zu berechnen und aufzulösen, — ein für das Denken selbst unwesentliches Geschäft. Dahin gehören auch die Umkehrungs-, Gleichheits-, Unterordnungs- u. a. Schlüsse, ebenfalls parallel mit den gleichnamigen Urtheilen gehend, zum Theil zusammengefaßt unter der Benennung unmittelbare oder abgekürzte Schlüsse, weil man dabei nicht immer nöthig hat, die ganze Operation vollständig auszuführen, sondern einen Theil der Beziehungen, wiefern er ganz unmittelbar einleuchtet, unausgesprochen im Sinne behalten kann (daher dafür der Name Enthymemen). Nun kann aber die Beziehung

Digitized by Google

eines Besondern auf ein Allgemeineres, weil die Abstraction eine stetige Reihe bildet, ins Unbestimmte fortgehen von A durch B C D ..... bis zu X, wo man etwa dieselbe fixirt. Betrachtet man sodann X als ein gegebenes und an A gehaltenes Merkmal, somit das U., A = X als ein zu erschließendes, so kann man die ganzen Zwischenstufen B C D ꝛc. und die darauf basirten Urtheile als Vermittlungen dieses Urtheils, als Prämissen ansehen und es lassen sich aus jener stetigen Reihe der Beziehungen eine Menge einzelner Schlüsse herausstellen, welche darin wie an einer Kette zusammenhängen, einen Kettenschluß (syllogismus concatenatus) oder Schlußhaufen (sorites) bilden. Man darf nur je zwei Prämissen zusammenschließen durch eine Conclusion, diese wieder zur Prämisse machen ꝛc. (A=B. B=C. — A=C. — A=C. C=D. A=D. — A=D. D....=X. A=X.). Nun kommt es aber auch hier selten vor, daß man gleich die ganze Reihe von Beziehungen kennt und aufstellt; vielmehr begnügt man sich zuerst damit, nur überhaupt einen Grund oder Mittelbegriff für A=X zu finden, etwa C, und erst auf die weitere Frage geht man daran, die Lücke zwischen A und C, so wie zwischen C und X auszufüllen durch die Vorschlüsse (Prosyllogismen), A=B—C und C=D=X. Man geht also hier von den äußersten Punkten einer möglichen Reihe von Beziehungen, A und X, zu Auffindung der Zwischenpunkte fort, gleichsam zur Theilung der zwischen beiden liegenden Linie, wodurch also die Schlußglieder, termini, immer enger zusammenrücken, bis man, vermöge der Unvollständigkeit aller erfahrungsmäßigen Analyse und der dadurch bedingten scheinbaren Unmittelbarkeit der letzten Sätze, in dieser, eigentlich ins Unbestimmte fortgehenden Theilung stillsteht. Dieß Verfahren gibt eine prosyllogistische oder regressive Reihe. — Geht man dagegen von einem für unmittelbar höher gehaltenen Schlusse aus, als einer geschlossenen Reihe, verlängert aber diese über dessen Grenzen hinaus durch Ansetzen weiterer Glieder, was, wie sich versteht, sowohl nach vorn als nach hinten geschehen kann, so gibt dieses Fortschreiten der Analyse zu neuen Begriffen eine episyllogistische oder progressive Reihe (z. B. A=B=C. A=C=D.. oder a=A=C). — Hat man dieses methodische und natürliche Verfahren des Schließens und dessen metaphysische Bedeutung richtig erkannt, so ist es leicht, sowohl aus den figurirten, abgekürzten oder verketteten Schlüssen die einfachen herzustellen, als auch die mancherlei Täuschungen, welche leicht beim Schließen unterlaufen und dann Trugschlüsse geben (paralogismi, oder als absichtlich, sophismata) zu vermeiden und zu widerlegen. Diese Täuschungen sind bald blos formal durch einen zweideutigen sprachlichen Ausdruck (s. amphiboliae), bald material durch eine unrichtige Abstraction, die man in eine Reihe Begriffe als Mittelglieder einführt, welche nicht dahin gehören (s. fictae universalitatis, wenn der Obersatz, falsi medii, wenn der Untersatz eine solche Täuschung enthält). Die alten Dialektiker, besonders die Sophisten und Megariker, waren stark in Erfindung solcher Sophismen und wir haben noch eine Menge solcher angeblich unwiderleglicher unter den Namen des Calvus, des Sorites, der Electra ꝛc. — Wie nun oben das U. das Schema der Erklärung genannt wurde, so ist der Schluß die allgemeinste und strengste Form des Beweises (argumentatio, demonstratio) — und wie man durch jene nichts gewann, als die Beziehung oder Reduction eines Concreten auf ein Allgemeines, als sein Wesen, so gibt dieser nichts als eine Vervollständigung der dort unmittelbaren Beziehung durch Mittelglieder oder Stufen der Abstraction. Keines von beiden aber vermag aus dem Allgemeinen das Besondere herzustellen und abzuleiten, oder über die bestimmte Art und Form, wie das Allgemeine im concreten Falle erscheinen, ein Einzelnes sein werde, Rechenschaft zu geben; vielmehr behalten das Erklärungsurtheil und der beweisende Schluß stets und ohne Ausnahme ihren analytischen Charakter bei, können nie synthetisch zu dem gedachten Allgemeinen die besondere Modification oder

Digitized by Google

Form hinzufügen, durch welche es concretes Dasein bekäme. Diese Ansicht hat man freilich nicht festgehalten, sondern gerade am Liebsten das Besondere, das Dasein oder Sosein des bestimmten Falles zu beweisen versucht, was nothwendig auf Täuschungen führen mußte (dieser Art ist z. B. der ontologische Beweis, welcher aus dem bloßen gedachten allgemeinen Wesen Gottes dessen concretes Dasein und bestimmte Seinsweise darthun will). Ein analytischer Beweis kann daher wohl der Unvollständigkeit geziehen werden, wenn er Mittelglieder überspringt (saltus in concludendo) oder ein solches als unmittelbares und letztes nimmt, was es nicht ist (petitio principii) ꝛc. — allein von einer Widerlegung kann nicht die Rede sein, dermaßen als ob das allgemeine Merkmal, was man einem Begriffe beilegt, gar nicht ihm zukomme, da dem Concreten das Allgemeine stets inwohnt, also auch stets in der Reihe der Abstraction von jenem aus irgendwo dieses liegen muß. Der Widerlegung bedarf daher nur jener Beweis, welcher es unternimmt, aus dem Allgemeinen das Concrete, aus X A zu beweisen. Dieß macht man nun einfach so, daß man die Bestimmtheit, wodurch das Concrete von dem Allgemeinen sich scheidet, heraushebt und dadurch die Unmöglichkeit nachweist, dieses aus jenem herzuleiten oder ihm beizulegen, z. B. wenn Gott existirt (als Einzelwesen), so ist er begrenzt (dieß die Bestimmtheit, wodurch Etwas Einzelwesen ist); dieß aber widerspricht seinem Wesen als einem Allgemeinen, Unendlichen (X = A. Aber A = X + [− X] [weil = X + a] also X nicht = A). Dieß ist der sogenannte apagogische oder indirecte Beweis, die deductio ad absurdum. Vollständiger ist sein Schema dieß: X = A. A = X + (− X). Also X sowohl X + (− X) (als A) als auch X (als X). — Beides widerstreitet sich, also X nicht A. Im obigen Beispiele: Wenn Gott existirt, ist er zugleich unendlich (durch sein allgemeines Wesen) und endlich (durch seine Existenz); beides hebt sich auf, also ist er keines von beiden, also existirt er nicht. Diese Form nennt man das Dilemma oder den gehörnten Schluß, weil er von zwei Seiten den Gegner angreift. — (Vergl. auch d. Art. Beweis.) Wenn nun das U. als Mittel des Erkennens eines Objects sich durchaus als analytisch erwiesen hat, auch in sofern es von dem Niederern zum Höhern aufsteigt (a posteriori, anhebt), als aposteriorisch, so scheint das umgekehrte Verfahren, das Anheben vom Höhern (a priori) und Fortgehen zum Concreteren durch Hinzufügung einer Bestimmung, — also das synthetische, aprioristische U. einer ganz andern Operation des Geistes und einem ganz andern Zwecke anzugehören. Wenn nämlich die Analyse ein Fertiges nur in seine Bestandtheile zerlegte, ohne es aus diesen wirklich herzustellen, so soll hier aus dem unmittelbar gegebenen Elemente oder Vermögen das Ding geschaffen werden; das U. ist hier das Schema für das Werden des Dinges selbst, wie es Hegel in dem Satze ausspricht: Jedes Ding ist ein U. Dieß unmittelbare Schaffen einer Bestimmtheit aus einem schlechthin uns gegebenen Vermögen kann aber ursprünglich nur in dem Falle stattfinden, wo dieß Vermögen unser eignes Wesen ausmacht, d. h. bei unseren Handlungen. Unsere Handlungen sind ein Fortgang von einem unbestimmten Vermögen, dem Willen, zu einer bestimmten Form und Äußerungsweise desselben und tragen somit den Charakter synthetischer oder aprioriſcher Urtheile. — Die Thätigkeit, welche hier das Wesen, das blos innerliche Sein des Willens, zur Erscheinung bringt, indem sie in dasselbe hinein eine bestimmte Form gleichsam einbildet, ist die Phantasie (φαίνομαι) oder Einbildungskraft, wie die analytische Thätigkeit, welche oben das Allgemeine aus dem Einzelnen herausschied und selbstständig hinstellte, der Verstand heißt. Die Urtheilskraft ist ein vager Ausdruck, welcher gewöhnlich nur die Functionen des Verstandes befaßt. — Nach dem Obigen nun würden sich die synthetischen Urtheile nur auf die Sphäre unserer prakti-

Digitized by Google

schen Thätigkeit beschränken müssen. Allein wir dehnen sie auch auf die Betrachtung dessen aus, was wir nicht selbst hervorbringen durch ein merkwürdiges Privilegium eben jener Phantasie, welche, als die nachbildende oder künstlerische (vergl. d. Art. Schön) sich in das Wesen der Dinge so versetzt, als ob diese nicht schon fertig wären, sondern erst von ihr aus jenem Wesen geschaffen werden sollten und nun sie gleichsam erst aus sich erzeugt, sie in ihrem Werden anschaut. — Hier, wie bei den Handlungen, ist es ein unmittelbarer, genialer Instinct, welcher die Phantasie leitet (die dem gemäß eben sowohl Freiheit, wie der Verstand Nothwendigkeit anspricht); es können daher auch nur praktische oder künstlerische Resultate, nie aber Erkenntnisse aus diesem synthetischen Verfahren hervorgehen und jeder Versuch, die Dinge synthetisch a priori zu beweisen und zu erklären, ist eine unwissenschaftliche, den Grundgesetzen der Logik zuwiderlaufende Verkehrtheit. 80.

Urtheil (juristisches), s. Rechtsspruch.

Urtheilskraft, s. Urtheil.

Uruguay ist der neuere Name für Banda Oriental (s. d. Art.). Vergl. auch La Plata. 37.

Urwelt, s. Antediluvisch.

Usbeken, das herrschende Volk in Turkestan, eigentlich Usen, da Usbek (Usenfürst) eigentlich nur der Name ihrer Beherrscher ist, sind ein türkischer Volksstamm, welcher im Jahre 1498 aus Kiptschak (an der Wolga) in Turkestan eindrangen und nach langen Kriegen mit den Kirgisen und Persern endlich das Land unterwarfen. Zuerst gründeten sie Urgenz, schlugen aber später ihren Hauptsitz in Buchara auf, von wo aus sie beständige räuberische Einfälle in das benachbarte Persien thaten; doch scheinen die siegreichen Waffen des jetzigen Schah von Persien, Muhammed, der mit einer starken Armee gegenwärtig gegen sie zieht, ihre Macht erschüttern zu können. — Die U. sind ein wilder, kriegslustiger Menschenstamm, nationalstolz und grausam, habsüchtig und geizig, aber gastfrei und treu dem ergebenen Versprechen. Sie werden zur kaukasischen Race gerechnet, doch zeigen ihre kleinen tiefliegenden Augen, ihre hohen Backenknochen, die breite Stirn und der dünne Bart viel Neigung zur mogolischen Race, weßhalb man sie wohl nur als ein Mischvolk ansehen kann. Ihre Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern in Hemd, wollenen Beinkleidern und dergleichen Weste, einem wollenen durch einen Gürtel befestigten Überrock, Stiefeln mit Bändern und einer spizzigen Mütze (Kalpak) mit oder ohne Turban, für welchen letztern die Frauen ein hinten hinabhängendes Tuch tragen und Finger, Arme und Ohren mit Ringen und Edelsteinen schmücken; ihre Speise ist Fleisch von Pferden, Rindvieh und Schafen, Pferdemilch, woraus man so wie aus Gerste, ein berauschendes Getränk bereitet, Brod, Butter, Thee, Baum- und Feldfrüchte; ihre Hauptwaffen sind Schild, Lanze und Schwert; ihre Sprache ist die dschagatai-türkische mit vielen persischen und arabischen Wörtern gemischt. 37.

Usipeter, Usipier, ein altdeutsches Volk, sollen anfangs in der Wetterau neben den Tenchterern gewohnt haben, wanderten aber mit diesen von den Katten vertrieben, einige Zeit umher und vertrieben endlich die Menapier (s. d. Art.) aus ihren Sitzen. Von hier fielen sie in Gallien ein, wurden aber vom Cäsar zurückgeschlagen und ließen sich neben den Sicambern zwischen der Lippe und Ruhr nieder. Noch einmal erscheinen sie unter dem Heere des Claudius Civilis (s. d. Art.); seit dieser Zeit verschwindet ihr Name und sie selbst gehörten dann wahrscheinlich zum Völkerbunde der Franken. 37.

Uskoken (Überläufer) sind ein slawischer Volksstamm, welcher zu Anfange des XV. Jahrh. vor den Türken nach Kroatien und Dalmatien flüchtete und hier von Land- und Seeräuberei lebte und lange Zeit den Venetianern und Türken und

selbst den Östreichern viel zu schaffen machte, bis sie endlich unter Kaiser Matthias (1618) gebändigt und in verschiedene Theile des innern Landes vertheilt wurden. Sie wohnen vorzüglich in der Nähe von Zengh und Karlsstadt in Dörfern und Höfen, treiben Ackerbau und Viehzucht, nähern sich in Sprache und Tracht den Kroaten, sind der Religion nach Katholiken und gehören zu den Grenzern. 37.

Uso, s. A Uso.

Usteri (Paul), ein ausgezeichneter Staatsmann der Schweitz, der ältere Sohn des um die Verbesserung des Schulwesens im Canton Zürich höchst verdienten Chorherrn und Professor Leonhard U., wurde im Jahre 1768 zu Zürich geboren, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet und in dem dortigen medicinischen Institute für seinen künftigen Beruf vorbereitet. Hierauf widmete er sich auf der Universität zu Göttingen dem Studium der Medicin, ward daselbst 1788 Doctor, besuchte alsdann die Spitäler in Wien und Berlin, kehrte von hier in sein Vaterland zurück, begann in seiner Vaterstadt seine Laufbahn als praktischer Arzt und wurde zugleich zum Lehrer an dem medicinischen Institute, so wie zum Aufseher des botanischen Gartens ernannt. Im Jahre 1797 zum Mitgliede des großen Rathes gewählt suchte er im Vereine mit einigen gleichgesinnten Männern vergebens eine zeitgemäße Verbesserung der Staatsverfassung zu bewirken; als jedoch die gewaltsame Auflösung der bisher bestandenen Formen erfolgt war und das Centralsystem der einen und untheilbaren Republik die Oberhand erhalten hatte, trat U. als Abgeordneter des Cantons Zürich in den Senat der helvetischen Regierung, worin er sich während seiner dreijährigen Theilnahme an den Verhandlungen durch die Festigkeit seines Charakters, die Uneigennützigkeit seiner Vaterlandsliebe und seine aufgeklärte Denkart die allgemeine Achtung erwarb. Im Jahre 1801 wurde er in den Vollziehungsrath gewählt, aus dem er zwar schon im Oct. desselben Jahres durch die Gewalt der französischen Waffen wieder entfernt, aber bereits 1802 aufs Neue zum Abgeordneten seines Cantons zu der Consulta in Paris und zum Mitgliede der Commission der Zehnmänner gewählt wurde, welche sich mit dem ersten Consul selbst über die Beilegung der Parteiungen und Streitigkeiten, die damals in der Schweitz die herrschenden waren, berathen sollte. Zur Zeit der Mediatverfassung wurde er zum Mitgliede des kleinen Rathes, seit der Constitution von 1814 zum Staatsrathe des Cantons Zürich ernannt und während dieser Zeit öfters zum Gesandten bei der eidgenössischen Tagsatzung gewählt. Außerdem war U. Staatsrath, Vorstand des Regierungsdepartements des Innern, des Sanitätsraths, Präsident der naturforschenden Gesellschaft und des Vereins für Ärzte zu Zürich, so wie Mitglied der meisten allgemeinen schweitzerischen Gesellschaften. Er starb den 9. April 1831 als Bürgermeister zu Zürich. Ungeachtet seiner vielfachen Amtsthätigkeit hat er sich auch als Schriftsteller, besonders durch folgende Werke, rühmlichst bekannt gemacht: „Dissertatio inauguralis, specimen bibliothecae criticae magnetismi sic dicti animalis“ (1788); „Magazin für die Botanik“, im Verein mit Dr. Römer (12 Stücke); „Annalen der Botanik“ (1787—1799. 24 Stücke); „Repertorium der medicinischen Literatur von 1789—1794“; „Grundlage der medicinischen Anthropologie, zum Gebrauche für Vorlesungen.“ Auch gab er folgende politische Zeitschriften heraus: „Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution“ (21 Stücke); „Die Humaniora“ (9 Stücke); „Die Klio“ und „Die neue Klio“, fortgesetzt von Weber; „Der schweitzerische Republikaner“, herausgegeben im Vereine mit seinem Freunde Escher von der Linth (1798—1803). Später lieferte er meistentheils alle die Schweitz betreffenden Aufsätze in die „Allgemeine Zeitung“, in die „Europäischen Annalen“, in die „Aarauer Zeitung“ und zuletzt in die „Neue züricher Zeitung.“ Um die Geschichte, Statistik und Rechtswissenschaft der Schweitz machte er sich durch sein Werk: „Schweitzerisches Staatsrecht“ (Aarau 1815—1821. 2. Aufl. 2 Bde.

Deutsch und französisch) bleibend verdient. — Johann Martin U., geb. 1763, der Sohn eines Kaufmanns, starb 1827, besonders des Andenkens werth als Dichter und Componist des allgemein verbreiteten Volksliedes „Freuet Euch des Lebens" (1793), welches ursprünglich für einen kleinen Kreis vertrauter Freunde gedichtet war. 81.

Usucapio (aus dem römischen Rechte von usus und capio, Erwerbung durch anhaltenden Gebrauch) ist die acquisitive Verjährung, indem derjenige, welcher durch langjährige Zeit hindurch die Sache besessen und gebraucht hatte, dadurch auch die Proprietät (Eigenthum) daran erhielt. Er hatte nun das Realrecht daran, konnte die Sache von jedem Andern zurückfordern und darüber willkührlich verfügen. Man unterschied nämlich die usucapio von der praescriptio, bei welcher letztern der langjährige Besitz blos gegen fremde Anfechtungen schützte, aber keine Vindication verstattete. In neueren Zeiten bedient man sich jedoch der Ausdrücke Usucapion und Präscription willkührlich anstatt Verjährung. 31.

Usurpator ist derjenige, welcher sich einer Sache, eines Rechts, einer Stelle oder Würde, ohne Rechtstitel anmaßt und nichts weiter für sich hat, als das bloße Factum, daß er die Sache alleweile gebraucht. — Usurpation, wörtlich die Gebrauchsnahme, bezeichnet diesen Zustand. Man untersucht bei der Usurpation nicht, auf welche Weise der U. zum Besitze gelangt ist, ob mit List oder mit Gewalt; es ist genug, daß er den Gebrauch hat. Gelingt es und der U. bleibt so lange im Besitze, bis seine Gegner ermüdet oder verschwunden sind, so erlangt derselbe zuletzt ein historisches Recht, d. h. ein solches, dessen Grund nicht zu erweisen ist, sondern welches sich blos auf die Geschichte, daß es lange so gewesen sei, bezieht. (Vergl. auch Anmaßung.) 24.

Ususfructus, s. Nießbrauch.

Utica, s. Carthago.

Utopien (aus dem Griechischen von οὐ und ὄπτεσθαι, was nicht gesehen wird), ein Land, welches nur in der Einbildung existirt, und das deßwegen mit allen Annehmlichkeiten des Lebens geschmückt ist. Denn in ihm trägt die Erde von selbst die Früchte, Flüsse und Seen fließen von Milch und Honig, es herrscht ein ewiger Friede und Frühling und die Bewohner kennen weder Schmerzen, noch Arbeit. Daher die Redensart: nach U. wandern, von Leuten, denen der Müßiggang das Höchste ist; Utopist, welcher meint, daß er Alles ohne Arbeit erlange. Der Name stammt von Thomas Morus, welcher in der Schrift: „De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia" (Löwen 1516) das Ideal einer Republik darstellte, wie sie freilich nirgends existiren kann. Das Werk machte großes Aufsehen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. „Tabula Utopiae oder Schlaraffenland" nannte der östreichische General Schrebelin eine in demselben Sinne verfaßte satyrische Landcharte. 11.

Utraquisten, s. Hussiten.

Ut, re, mi, sol, s. Solmisation.

Utrecht (Friede zu), s. Friedensschluß.

Uttmann (Barbara), die Begründerin des Spitzenklöppelns im sächsischen Erzgebirge, geboren 1514 zu Elterlein, stammte aus einer nürnbergischen Patricierfamilie, welche sich zu Elterlein niedergelassen hatte und dessen Namen führte, und war an einen reichen Bürger in Annaberg verheirathet, als dessen Wittwe sie 1571 daselbst starb. Von einer geflüchteten protestantischen Brabanterin soll sie das Spitzenklöppeln erlernt haben, das sie dann in einer errichteten Anstalt weiter lehrte (um 1561). Ihr Grabmal wird auf dem Gottesacker zu Annaberg gezeigt, wo ihr der jetzige Bürgermeister, Reiche-Eisenstuck, ein Denkmal errichtet hat. 16.

Utzschneider (Joseph von), ein ausgezeichneter baierischer Staatsmann, wurde im Jahre 1763 zu Rieden am Staffelsee, in dem baierischen Landgerichte

Digitized by Google

Weilheim, geboren, studirte seit 1773 auf den Universitäten zu München und Ingolstadt, brachte in den Jahren 1778 und 1779 mehrere Monate in der Geheimschreiberei der Herzogin Maria Anna von Baiern zur Zeit des baierischen Erbfolgekriegs zu und wurde darauf in der herzoglichen marianischen Akademie als Repetitor in der Mathematik und Physik, so wie als Professor der Cameralwissenschaften angestellt und ihm zugleich die Verwaltung der herzoglichen Landwirthschaft zu Schwaig-Anger übertragen. Da er um diese Zeit ohne seine Schuld in die Illuminatenstreitigkeiten verwickelt und deßhalb vielen Verfolgungen ausgesetzt wurde, so war er schon im Begriffe in die Dienste König Friedrich's II. von Preußen zu treten, als ihm die Herzogin Maria Anna von Baiern im Jahre 1784 die Stelle eines baierischen Hofkammerrathes mit Sitz und Stimme verschaffte und ihn dadurch für Baiern erhielt. In dieser Stellung, die ihm Gelegenheit gab, alle Zweige der Finanzverwaltung praktisch kennen zu lernen, machte er sich zugleich um die Beförderung der verfallenen Cultur auf dem Donaumoose verdient und nach Vollendung dieses Geschäftes wurde er von dem Churfürsten Karl Theodor nach München berufen, um die Zwistigkeiten zwischen Salzburg und Berchtesgaden in Bezug auf die baierischen Salinen an Ort und Stelle auszugleichen, was ihm auch vollständig gelang. Hierauf wurde er vom Churfürsten zum Geschäftsträger und ersten baierischen Salinenadministrator im Fürstenthume Berchtesgaden ernannt, welche Stelle er bis 1798 bekleidete und mehrere wesentliche Verbesserungen im Salinenwesen einführte. Der neue Churfürst Maximilian Joseph wählte ihn im Jahre 1799 zu einem der sieben Directoren bei der neuerrichteten Generallandesdirection, bald darauf wurde er jedoch als geheimer Referendar für landständische Angelegenheiten in das geheime Finanzdepartement versetzt. Er legte in dieser Stellung dem Ministerium den traurigen Zustand der baierischen Finanzen vor, widersetzte sich den in Vorschlag gebrachten ausländischen Anleihen und der Zulassung fremder Bankpapiere, schlug dagegen die Errichtung einer eigenen Bank in Baiern vor und unterhandelte den neuburger Deputationsabschied vom 5. Oct. 1799 mit den Landständen des Herzogthums Neuburg; da aber seine darin aufgestellten staatswirthschaftlichen Grundsätze, so wie seine Verbesserungspläne überhaupt das Mißfallen einiger privilegirten Stände erregten, so wurde er, besonders nach dem Erscheinen seines „Entwurfs zu einer neuen Erklärung der Landesfreiheit in Baiern" (in Häberlin's „Staatsarchiv" 1801. 22. Heft), welchen er dem Ministerium vorlegte, in den Ruhestand versetzt und von allen Staatsgeschäften entfernt. Sein gewohnter Trieb zur Thätigkeit bewog ihn jetzt zur Errichtung einer Ledermanufactur in München und zur Gründung eines mechanischen Institutes im Vereine mit Georg von Reichenbach und Joseph Liebherr, wozu er die Klosterbesitzungen zu Benedictbeurn kaufte. Er verband damit zugleich die Stiftung eines optischen Institutes, welches durch die Zuziehung Frauenhofer's bald europäische Berühmtheit erlangte. Der Verfall des Salinenbetriebs nach U.'s Abgange bewog indeß die Regierung, ihm 1807 Anträge zum Wiedereintritte in den Staatsdienst zu thun. Er wurde nun zum Generalsalinenadministrator und zum königlichen geheimen Finanzreferendar ernannt, widersetzte sich als solcher der vorgeschlagenen Verpachtung der Salinen, bewirkte durch seine zweckmäßige Verwaltung derselben einen ansehnlich erhöhten Ertrag dieses Zweiges des Staatshaushaltes und legte eine neue Saline zu Rosenheim an. Am 17. Mai 1809 schloß er mit dem Generalintendanten der französischen Armee einen Vertrag zu Wien, wodurch er nicht nur die Saline Berchtesgaden für Baiern erhielt, sondern auch die Saline Hallein mit allen Vorräthen für sein Land gewann. Nach dem Frieden zu Wien 1809 trat er als Mitglied in den zu Verbesserung der zerrütteten baierischen Finanzen niedergesetzten Finanzcomité ein und wurde 1811 zum Vorstande der Schuldentilgungsanstalt ernannt; da aber durch den Wiederausbruch des Kriegs

Digitized by Google

alle Fonds erschöpft wurden und er nach dem Frieden zu Paris (1814) nicht die nöthige Unterstützung fand, um die Rückstände der Staatsschuldentilgungscasse zu decken, so nahm er freiwillig seine Entlassung, um dadurch das Fortbestehen dieses Geschäftszweiges zu sichern und errichtete nun eine Tuchmanufactur, wobei jedoch der Haß seiner Gegner seinen Credit im In- und Auslande untergrub. Bald darauf trat er abermals zum zweiten Male in den Staatsdienst zurück, indem er nach Einführung der baierischen Verfassungsurkunde im Jahre 1818 zum Bürgermeister und kurz darauf auch zum Abgeordneten der Stadt München in die erste und zweite Ständeversammlung gewählt wurde. Als er hierauf seine Stelle als Bürgermeister von München niedergelegt hatte, wählten ihn die Grundeigenthümer ohne gutsherrliche Gerichtsbarkeit für die dritte Ständeversammlung zu ihrem Vertreter. Obwohl er in den Kammersitzungen 1819, 1822 und 1825 nicht allen von ihm gehegten Erwartungen entsprach und man ihm namentlich zum Vorwurfe machte, daß er nur selten öffentlich spreche, so wirkte er doch sehr thätig für die festere Basirung der Verfassungsurkunde und suchte Alles zu befördern, was auf die Erhöhung des Nationalwohlstandes wesentlichen Einfluß hatte. Nach Beendigung des Landtages widmete er sich wieder vorzüglich seinen Industriegeschäften, war besonders zur Belebung und Hebung des Ackerbaues und der Landwirthschaft vielfach thätig und errichtete 1829 auf seinem Landgute Erching bei Freisingen eine landwirthschaftliche Unterrichtsanstalt. Schon im Jahre 1827 war er zum geheimen Rathe und zum Vorstande der in München neuerrichteten polytechnischen Centralschule ernannt worden, deren Leitung noch gegenwärtig seiner Aufsicht anvertraut ist. 81.

Uwäroff (Sergius von), kaiserlich russischer Minister des öffentlichen Unterrichts und der Aufklärung, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Rußlands und durch seine Schrift „Projet d'une académie asiatique" (Petersb. 1810) der eigentliche Begründer des asiatischen Museum und des Studium der asiatischen Sprachen daselbst, war früher Lehrer an der Universität zu Petersburg, später Curator derselben und Mitglied der Akademie der Wissenschaften und ward 1818 Präsident der letztern. Seine Stelle als Curator legte er aber 1821 nieder und ward 1822 Director des Departements für den Handel und die Manufacturen im Ministerium des Innern, 1824 wirklicher Geheimerrath und bald darauf Minister des öffentlichen Unterrichts, als welcher er sich unsterbliche Verdienste um Bildung und Aufklärung des Volks erworben hat, wovon sein öffentlich bekannt gewordener „Bericht an den Kaiser über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Rußland" (1836) das herrlichste Zeugniß ablegt. Als Schriftsteller ist er durch seine Schriften: „Über das vorhomerische Zeitalter"; „Versuch über die eleusinischen Geheimnisse"; „Nonnus von Panopolis"; „Kritische Untersuchung der Sage von Hercules"; „Ursprung aller Culte"; „Bemerkungen über Göthe" u. a. auch dem Auslande vortheilhaft bekannt geworden. 16.

Uz (Johann Peter), einer der besten deutschen Dichter aus dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts, am 3. Oct. 1720 zu Ansbach geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der Universität Halle der Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz. Schon als Schüler hatte er große Vorliebe für die Poesie und Malerei gezeigt und manche Versuche gewagt; in der Folge verdrängte der Dichter den Maler, wozu der Umgang mit den Dichtern Gleim und Götz, welche sich ebenfalls zu Halle aufhielten, nicht wenig beigetragen haben mag. In diese Zeit fällt die mit Götz gemeinschaftlich gearbeitete Übersetzung des Anakreon (Frankf. und Leipz. 1746. 8.), die freilich jetzt nicht mehr die billigsten Ansprüche befriedigt, zu jener Zeit aber als meisterhaft gelten mußte. Nach Beendigung seiner Studien (1748) arbeitete U. bei dem ansbachschen Justizcollegium ohne Gehalt, bis er 1763 zum Assessor des kaiser-

Digitized by Google

lichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und zum gemeinschaftlichen Rathe der Markgrafen von Ansbach und Kulmbach ernannt wurde. Er nahm nun völlig Abschied von den Musen und warf sich ganz in ernsthafte Geschäfte. Nur an der Ausarbeitung des „Ansbachschen Gesangbuches" (1781) und einer prosaischen Übersetzung des Horaz (1773) von Junkheim und Hirsch nahm er noch einigen Antheil. Seine Verdienste als Geschäftsmann wurden von dem Markgrafen durch die Ernennung zum burggräflichen Director (1790) und durch den König von Preußen, an welchen die ansbachschen Länder fielen, durch die Erhebung zum Justizrathe und Landrichter zu Ansbach, welche kurz vor seinem Tode erfolgte, anerkannt. U. starb am 12. Mai 1796. Er hatte ein wackeres, kräftiges, wenn auch nicht sehr reiches Gemüth, voll reiner Liebe für Sittlichkeit und Vaterland, mitunter auch den Scherz nicht ohne Glück versuchend. In seiner freilich nicht sehr weiten Sphäre beherrscht er die Sprache und strebt mit besonnener Strenge und Sorgsamkeit nach wahrer und nicht ängstlicher Correctheit. Seine Oden sind nicht ohne lyrischen Schwung, lassen aber manchmal die berechnete Tendenz zu sehr durchblicken. Sein „Lehrgedicht über die Kunst, stets fröhlich zu sein" ist bei manchen schönen Einzelnheiten nur eine sehr ermüdende Weisheitslehre. „Der Sieg des Liebesgottes" ist eine steifgalante und läppische Nachahmung des Lockenraubs von Pope. Natürlicher und feiner, obgleich sehr einförmig, sind seine französischen Mustern nachgebildeten „Briefe". Wie man die Arbeiten dieses Dichters zu jener Zeit allzufrei und unsittlich finden konnte, ist jetzt nicht mehr leicht zu begreifen. „Sämmtliche Werke" (Leipz. 1768 [1772]. 8.) herausgegeben von C. F. Weiße (Wien 1804. 2 Bde. 8.). 67.

V.

V, der 21. Buchstabe der abendländischen Alphabete, ist eigentlich der zum Consonanten erstarrte U-Laut, mit dem er auch in der ältern lateinischen Schrift und in der anderer Sprachen einerlei Zeichen hat, und der weichste Lippenlaut, der er auch in allen Sprachen geblieben ist, während er im Deutschen sich wieder verhärtet und den Laut des F angenommen hat, so daß man hier sich genöthigt gesehen hat, für den ursprünglichen Laut ein eigenthümliches, aus Verdoppelung entstandenes Zeichen, W, zu erfinden. Als römisches Zahlzeichen (V) bedeutet er 5. 9.

Vacanz heißt die Erledigtheit einer Stelle, besonders einer geistlichen. Sie heißt im kanonischen Rechte sedis vacantia, wenn es eine bischöfliche Stelle ist, und vacantia loci, wenn irgend ein anderer Geistlicher fehlt, und es gilt das Gesetz, daß keine V., wenn ein Patron die Stelle zu besetzen hat, länger als 6 Monate dauern dürfe. Bei den Protestanten werden diese 6 Monate das Gnadenhalbjahr genannt, in welchem, wenn die Stelle durch den Tod erledigt ward, die Erben des Verstorbenen den vollen Genuß seines Diensteinkommens erhalten. Im Großherzogthume Weimar kann die V. 8 Monate dauern, da wegen des $\frac{1}{6}$ des Einkommens betragenden Einkaufs eines neuangestellten Geistlichen in die Wittwencasse es diesem gestattet ist, wenn er nicht den Betrag abzahlen will, noch 2 Monate lang nach dem Gnadenhalbjahre zum Besten des Wittwenfiscus die Stelle verwalten zu lassen. Bei bloßer Versetzung des Stellinhabers fällt übrigens die 6monatliche V. überall weg, in dieser Zeit aber der Betrag der bei den geistlichen Functionen eingehenden Accidenzien den vicarirenden Geistlichen zu. 23.

Vacciniren, s. Blattern, Einimpfung, Kuhpocken.

Vacuna, eine römische Feldgöttin, welcher die Landleute nach vollbrachter

Ernte, wenn sie von der Arbeit ausruhen konnten (vacare, frei sein, nämlich von Arbeit), opferten und das Fest Vacunalia feierten. Sie soll auch von den Sabinern verehrt worden sein. In Rom hatte sie einen Tempel und in der Nähe des Landgutes des Horaz einen heiligen Hain (Vacunae nemus). 11.

Vacuum, s. Leere.

Vadĕmēcum, d. i. Geh' mit mir! zuerst als Titel eines Gebetbuches gebraucht („Vademecum piorum christianorum", Colon. 1709), ist häufig der Titel von Büchern geworden, welche auf irgend eine Weise als Handbücher, Rathgeber, Taschenbücher auf Reisen ꝛc. Belehrung und Unterhaltung gewähren sollten. Zumeist sind dergleichen Bücher zu Erregung heiterer Laune bestimmt gewesen, aber der Witz in denselben war auch oft so trivial, daß eine Vademecumsgeschichte den Begriff der Flachheit und Geistlosigkeit erhalten hat. 30.

Vagabund, lat. vagabundus, ist ein Solcher, der ohne bestimmten Zweck und ohne besondere Richtung auf gut Glück in der Welt herumschweift und sich vom Zufalle leiten läßt, ob und wo er etwas zur augenblicklichen Stillung der dringendsten Bedürfnisse findet. Gewöhnlich sind die Vagabunden zugleich Bettler und mitunter, wenn das Bedürfniß dringend ist und sich Gelegenheit findet, Diebe. Sie sind dem Gesellschaftsverbande gefährlich, weil es mehrentheils Personen sind, welche eine anhaltende Beschäftigung, obschon sie Kräfte und Fähigkeiten dazu besitzen, scheuen und ein wüstes, herumschweifendes Leben als Landstreicher vorziehen, mithin für die Gesellschaft gar nichts thun. Zu den Herumstreichenden gehören jedoch aber auch die ohne ihre Schuld heimath- und herberglos Gewordenen, d. h. solche Unglückliche, worüber vor einigen Jahren vorzüglich in der Schweiz geklagt wurde, welche auf keinem Orte als Einheimische zugelassen und bald vom Geburtsorte, weil sie (angeblich) zu lange von da fort, bald aus dem Orte oder der Provinz, weil sie (angeblich) ihr Heimathsrecht verzogen, ausgestoßen werden und nun nirgends eine feste Zuflucht mehr finden. Im engern Sinne nennt man diejenigen, welche sich zwar nicht aus dem Orte, sondern von jeder bestimmten Beschäftigung entfernen und gewissermaßen vom Strome leiten lassen, ob er ihnen etwas zuführe, Stromerz ihr Treiben herumstromern. — Da das Vagabundiren immer mehr überhand zu nehmen scheint, dem allgemeinen Wohle aber höchst nachtheilig wird, so haben die mehrsten Staaten die zur Aufgreifung und Transportirung der Vagabunden erforderlichen Maßregeln für Sache einer allgemeinen Polizei angesehen und gegenseitig kostenfrei expedirt, dabei aber auch sich zur unweigerlichen Aufnahme der anderwärts ausgewiesenen Ihrigen verpflichtet. 17.

Vaillant (François le), s. Levaillant.

Valckenaer, ein hochgefeierter Gelehrtenname des XVIII. Jahrhunderts. — 1) Ludwig Kaspar V., ward geboren zu Leeuwaarden in Holland 1715, widmete sich dem Studium der Philologie zu Franecker und Leyden, erhielt bald den Ruf als Conrector an das Gymnasium zu Kampen, 1741 aber nach Hemsterhuis' Tode als Professor der griechischen Sprache nach Franecker und endlich 1766 einen Ruf als Professor der griechischen Sprache und Alterthümer nach Leyden, woselbst er auch 1785 starb. Bei dem glänzendsten Talente, dem ausgezeichnetsten Fleiße und dabei der größten Bescheidenheit ist V. unter allen Gelehrten des XVIII. Jahrh. derjenige, der den Namen Humanist mit dem größten Rechte verdient, und dabei derjenige, dessen Leistungen, so hoch auch die Wissenschaft steigen mag, stets die Nachwelt zur Bewunderung hinreißen werden. Er ist das vorzüglichste Muster alterthümlicher Gelehrsamkeit so wie methodischer Verbindung der Kritik und Auslegung. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir blos die vorzüglichsten und vor allen seine Bearbeitungen des Ammonius, „De differentiis vocabul." (Leyd. 1739. 4.), der Phönissen und des Hippolytus des Euripides

(Franecker 1755. 4.), wobei vorzüglich noch seine berühmte „Diatribe in deperditas Euripidis tragoedias“ (Lugd. 1768. 4.) zu nennen ist; ferner des Theokrit (Lugd. 1779) und des Kallimachus (Lugd. 1799). Seine kleineren philologischen Schriften kamen gesammelt unter dem Titel: „Opuscula philologica“ (Lips. 1808. 2 Voll. 8.) heraus. — Nicht minder ausgezeichnet, auch als Diplomat, war sein Sohn 2) Johann V. Derselbe erhielt seine Bildung zu Franecker, woselbst er Jurisprudenz studirte und nach beendigtem akademischen Cursus Professor der Rechte wurde. Trotz dem lebhaften Interesse, das er an den Stürmen seiner Zeit nahm, setzte er doch mit regem Eifer sein Studium fort, ja erwarb sich in kurzer Zeit einen so bedeutenden Ruhm, daß er schon 1787 einen Ruf als Professor der Rechte nach Utrecht erhielt, welches Amt er jedoch nicht ein volles Jahr bekleidete, da er als Antioranianer aus Unwillen, daß das oranische Haus siegte, Holland verließ und sich nach Frankreich begab. Dieselbe politische Gesinnung sprach er auch öffentlich aus, als er 1795 nach Leyden zurückkehrte und daselbst Professor des Staatsrechts geworden war. Noch mehr politisch thätig, ja als einen der tüchtigsten Diplomaten bewies er sich in den nächstfolgenden Jahren, als er als Gesandter mehrere Male an den spanischen, französischen und preußischen Hof ging. In gleicher Function ward er 1810 an Napoleon gesandt, zeigte sich abermals als gewandten und dabei scharfdenkenden Staatsmann, zog sich jedoch nach seiner Rückkehr von allen Staatsgeschäften zurück, worauf er als Privatmann seiner Muße und den Wissenschaften lebte. Öffentliche Anerkennung seiner unendlichen Verdienste um Staat und Wissenschaft fand er theils in seinem über ganz Europa verbreiteten Ruhme, theils darin, daß er in der letzten Zeit seiner politischen Thätigkeit zum Mitgliede des niederländischen Instituts ernannt und außerdem mit dem rothen Adlerorden beehrt wurde. Von seinen vielen, meist juristischen Werken ist vor allen die mit jugendlichem Feuer geschriebene Abhandlung zu nennen: „Der Advocat der batavischen Freiheit“ (Leyden 1795) und außerdem „Rechtsgutachten in Sachen des Erbstatthalters Wilhelm V.“. Er starb als Privatmann zu Harlem den 25. Jan. 1821. — Fast gleichen literarischen Ruhm erwarb sich ein dritter Mann dieses Namens, Isaak V., der Großoheim Johann V.'s, welcher Rector zuerst an der Schule zu Leeuwaarden, dann zu Haag war und sich durch die Herausgabe auserlesener Briefe des Cicero (Leeuwaarden 1716) als gründlicher Kenner der lateinischen Sprache und als scharfsinniger Kritiker einen nicht unbedeutenden Namen erworben hat. 20.

Valdes (Geronimo), spanischer General, ward 1770 in Asturien geboren, widmete sich frühzeitig dem Seedienste, begleitete die Expedition des Malaspina, zeichnete sich dann im Seekriege vortheilhaft aus, avancirte bis zum Viceadmiral und rettete 1808 die spanische Flotte nach Minorca. Auf Murat's Befehl ward er aber vom Commando abberufen und ergriff nun die Partei der Insurgenten, war bei der ersten Belagerung von Saragossa und ging später als Generalcapitain nach Asturien. Hier ward er bei Espinosa schwer verwundet, wandte sich dann nach seiner Wiederherstellung nach Cadiz, wo er das Commando der im Hafen liegenden Flotte übernahm, hierauf Gouverneur der Stadt ward und sich entschieden den liberalen Grundsätzen zuneigte. Deßhalb ward er, unterdessen von den Cortes zum Generallieutenant ernannt, nach Ferdinand's VII. Rückkehr (1814) gefangen nach Alicante abgeführt und hier festgehalten, bis die Cortes 1820 ihn wieder befreiten. Er ward von Neuem Gouverneur von Cadiz und dann Kriegsminister, legte aber 1822 seine Stelle nieder, trat in die Versammlung der Cortes ein und ward Jefe politico und Generalgouverneur von Cadiz und nach der Absetzung des Königs Präsident der Regentschaft, als welcher er nach dem Einrücken der Franzosen zuerst nach Gibraltar, dann nach Marokko flüchtete, von wo er, als er nur durch die dringenden Verwendungen des nordamerikanischen Consuls der Auslie-

rung an Spanien entgangen war, sich nach England wandte und hier bis zum Tode Ferdinand's VII. blieb. Nun kehrte er nach Spanien zurück und focht in der christlinischen Armee in den Nordprovinzen, deren Obercommando er seit der Mitte des Novembers 1833 an Sarsfield's Stelle erhielt. Endlich kämpfte er gegen Merino und rückte den 28. Nov. in Burgos ein, doch richtete er sonst wenig aus und mußte bei dem Sturze des Ministerium Zea das Commando wieder niederlegen. Endlich ward er am 17. Febr. 1835 an Llauder's Stelle Kriegsminister, übernahm als solcher den 7. April desselben Jahres wieder das Obercommando gegen die Carlisten, suchte durch Versprechung von Amnestie die Anhänger des Prätendenten zu gewinnen und schloß durch Lord Elliot's Vermittelung am 29. April mit Zumalacarreguy den Vertrag zu einer menschlichern Behandlung und Auswechselung der Kriegsgefangenen, legte jedoch nach der Auflösung des Ministerium Martinez auch den Oberbefehl nieder (5. Juli 1835) und seit dieser Zeit scheint er ganz in das Privatleben sich zurückgezogen zu haben. 16.

Valencia, s. Spanien.

Valens, Bruder des Kaisers Valentinianus I., wurde von diesem bei seiner Thronbesteigung im Jahre 364 mit dem Titel Augustus zum Herrscher des Orientes gemacht. Seine Würde sicherte er sich durch die Unterdrückung des Usurpators Procopius. Da er aber dem Gothenkönige Athanarich die Zurückgabe der gefangenen Gothen, welche in Procopius' Heere gedient hatten, abschlug, so kam es zum Kriege, der nach 3jähriger Dauer 369 durch einen keinem Theile bedeutende Vortheile gewährenden Frieden beigelegt wurde. Bald darauf wendeten sich die Gothen, von den andrängenden Hunnen bedroht, an V. mit der Bitte, sie in den Grenzen seines Reiches aufzunehmen und versprachen ihm dafür Kriegsdienste zu leisten. V. erfüllte ihre Bitte und ließ sie nach Thracien ziehen; aber seine Amtleute bewiesen sich hart und habsüchtig gegen die neuen Landesbewohner, daß dieselben, da sie nichts mehr zu verlieren hatten, empört zu den Waffen griffen und mit solchem Erfolge gegen die römisch-thracischen Heere stritten, daß sie sich bald zu Herren von Thracien gemacht hatten. V. war damals in Antiochien; auf die Nachricht von dem Beginnen der Fremdlinge und den Fortschritten ihrer Waffen eilte er nach Constantinopel und von da nach Adrianopel, unter dessen Mauern er aber den 9. August 378 eine solche Niederlage erlitt, wie sie das römische Volk vielleicht seit der cannensischen nicht wieder erlitten hatte. V. selbst wurde verwundet und verbrannte mit einer Bauernhütte, in welche ihn die Seinigen geschafft hatten und welche von den Feinden angezündet worden war. Darauf durchzogen die Gothen das ganze griechische Reich bis an das adriatische Meer mit Plündern, Sengen und Brennen. — Seine Unbesonnenheit selbst abgerechnet war V. auch nicht etwa ein Mann, der große Herrschergaben besaß, und Härte, Strenge und Grausamkeit, welche er bewies, konnten dieselben nicht ersetzen. Nur rühmlich bezeigte er sich nebst seinem Bruder in Sparsamkeit und Mäßigkeit; auch manche heilsame Gesetze hat er gegeben. Merkwürdig ist V. noch als großer Anhänger der arianischen Parteiansicht und besonders der Eifer, mit welchem er sich dieses Glaubens annahm, verleitete ihn oft zur Grausamkeit gegen die Orthodoxen. Sein Einfluß auf das gothische Christenthum hatte auch hier dem Arianismus Eingang und lange Dauer verschafft. 6.

Valentini (Georg Wilhelm, Freiherr von), preußischer Generallieutenant, wurde am 21. Aug. 1775 geboren und, dem Kriegsdienste bestimmt, in das berliner Cadettencorps aufgenommen, trat im 15. Jahre in das Jägerregiment, ward 1792 zum Officier befördert, wohnte den letzten Ereignissen des Feldzuges am Rheine, so wie denen von 1793 und 1794 bei und wurde bei den Gefechten in der Gegend von Landau verwundet. Nun begann er unmittelbar nach der Rückkehr in die Friedensgarnison seine schriftstellerische Laufbahn durch die Bearbeitung des „Kleinen

Digitized by Google

Krieges", der unter allen Militairs solchen Anklang fand, daß nach und nach 5 Auflagen nöthig wurden Mit seltener Ausdauer und Anstrengung benutzte er die Muße des Friedens zu seiner weitern Ausbildung. Auch blieb ein so rühmliches Streben nicht unerkannt und im Anfange des Jahres 1804 ward er als überzähliger Quartiermeisterlieutenant zu dem neu organisirten Generalstabe versetzt, im Mai des nächsten Jahres zum wirklichen Quartiermeisterlieutenant und Stabscapitain befördert und im Spätherbste bei einer ins Bambergische geschickten Avantgarde angestellt. Im Feldzuge von 1806 ward V. der Armee des Fürsten Hohenlohe und von diesem dem Vortrabe unter Prinz Louis zugetheilt, an dessen Seite er dem Gefechte von Saalfeld und darauf, in das Hauptquartier des Fürsten zurückgekehrt, der Schlacht von Jena beiwohnte. Ein günstiger Stern führte ihn beim Rückzuge nach der Oder zum Corps von Blücher; ein nicht geringerer Glücksfall machte, daß er, der Gefangenschaft bei Lübeck entgangen, über Kopenhagen und Helsingör nach Königsberg gelangte. Sehr nützliche Dienste, den hier neu formirten Truppen geleistet, bewirkten seine Beförderung zum Major. Doch trat er 1809 in den östreichischen Dienst und wohnte als Adjutant des Prinzen von Oranien, jetzigen Königs Wilhelm I. von Holland, der zweiten Hälfte des Feldzuges, namentlich den Schlachten von Aspern und Wagram, so wie dem Gefechte bei Znaim bei. Der „Versuch einer Geschichte des Feldzuges von 1809" war das Ergebniß seiner dort gemachten Beobachtungen. Der aufs Neue beginnende Krieg Rußlands gegen die Pforte führte V. unter die Fahnen jener Macht, wo er in 2 Feldzügen mannigfache Erfahrungen sammelte und Verhältnisse anknüpfte, die auf sein späteres Leben nicht ohne Einfluß blieben. Damals wurden die Materialien zu dem bekannten Werke über den Türkenkrieg gesammelt, welches erst später erschien. Zum Oberstlieutenant befördert kehrte er am Schlusse des Jahres 1811 in sein Vaterland zurück und erhielt hier durch die Wiederanstellung in gleichem Grade, so wie durch den Auftrag, den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich zu unterrichten und die Erziehung des Prinzen von Oranien zu leiten, erfreuliche Beweise des Wohlwollens und Vertrauens seines Monarchen. Er begleitete denselben zu Anfange 1813 nach Breslau, war bei der neuen Organisation des Heeres thätig und erhielt beim Beginne des großen Kampfes die Anstellung als Oberquartiermeister bei dem Corps des Generals von York und wohnte allen Treffen desselben bei, bis er im Spätherbste zu dem General von Bülow versetzt wurde und mit diesem den kurzen, aber glänzenden Winterfeldzug machte, dessen Ergebniß die Befreiung Hollands war. Hiernächst wieder als Chef des Generalstabes zum York'schen Corps zurückgekehrt erhielt er in dem Gefechte bei Mery (23. Febr. 1814) eine Wunde, die ihn jedoch nicht hinderte, bei dem Einzuge in die feindliche Hauptstadt gegenwärtig zu sein, wo seine Leistungen durch die Beförderung zum Generalmajor anerkannt wurden. Der Feldzug von 1815 führte ihn zum zweiten Male, jetzt als Chef des Generalstaabes vom Bülow'schen Corps, dahin. Nach dem Frieden zum Commandanten von Glogau ernannt benutzte er die ihm dadurch gewordene Muße zur Bearbeitung mehrerer Werke, wovon das: „Über den Krieg im Großen" für alle Zeit einen ausgezeichneten Platz in der Militairliteratur einnimmt. Im Jahre 1824 zum Generallieutenant ernannt erhielt er 1828 den Posten des Generalinspectors des Militairunterrichts- und Bildungswesens der Armee und widmete sich diesem Wirkungskreise mit dem Eifer und der Ausdauer, die ihn charakterisirten, ohne darum literarische Beschäftigungen ganz aufzugeben, wie die neue Ausgabe seiner „Lehre vom Kriege" und die anonym geschriebenen „Erinnerungen eines alten preußischen Officiers aus den Jahren 1792—1794" beweisen. Am 4. Aug. 1834 traf ihn ein Nervenschlag und 2 Tage darauf starb er. 61.

Valentinianer, s. Gnostiker.

Valentinianus, römische Kaiser. — V. I., aus Pannonien gebürtig,

Digitized by Google

hatte in seiner Jugend das Kriegshandwerk wohl erlernt, aber unter den Kaisern Julianus und Jovianus mannigfaltigen Wechsel des Geschicks hinsichtlich seiner Glücksgüter erfahren. Jovianus schenkte ihm seine Gunst und wegen seiner vielen löblichen Eigenschaften erhielt er 364 nach dieses Kaisers Tode den Purpur. Er theilte das Reich mit seinem an Herrschergaben ihm nachstehenden Bruder Valens (s. d. Art.), bei welcher Theilung er sich den Occident vorbehielt und denselben von Mailand aus regierte. Unter seiner Regierung fanden besonders die Christen einen trefflichen Schutz im Kaiserhause, das selbst dem Christenthume eifrig ergeben war; doch war V. bei allem Eifer für seinen Glauben weder unduldsam gegen das Heidenthum, noch auch gegen die andere christliche Partei, nämlich die Arianer, welche sein Bruder Valens vertrat. Sein Wirken nach Außen war besonders auf den Norden gerichtet. Dort bedrängten die Picten und Scoten die britannische, die Sachsen zu Meere und die Alemannen zu Lande die gallische Provinz. Nach blutigen Schlachten, die des Erfolgs entbehrten, schloß V. mit den Alemannen Frieden und zog gegen die Quaden, welche in das pannonische Gebiet eingefallen waren. Zu Bregetium, unweit dem jetzigen Komorn in Ungarn, hatte er eine Zusammenkunft mit den quadischen Abgeordneten, und als er sich bei dieser Gelegenheit sehr geärgert hatte, bekam er einen Blutsturz, an dessen Folgen er den 17. Nov. 375 starb. Seine Nachfolger waren seine beiden Söhne, Gratianus und Valentinianus II., der Letztere ein Kind von 4 Jahren. Jener erhielt die nördlichen Provinzen des römischen Westreichs, V. selbst Italien, Afrika und Illyrien; seine Mutter, Justina, des erstern Valentinian zweite Gemahlin, führte die Regentschaft. Dieser Kaiser, so schöne Hoffnungen auch seine entfaltenden Talente erregten, kam nicht zur Selbstherrschaft. Im Jahre 387 in seinem Reiche von dem Usurpator Maximus, der 383 seinen Bruder aus seiner Herrschaft verdrängt hatte, angegriffen wurde er zwar durch seines Schwagers Theodosius, des Herrschers im orientalischen Reiche, Hülfe wieder von dem Einfalle befreit und in sein Land eingesetzt; aber aus dem Einflusse der Mutter trat er nun unter den seines Oberfeldherrn Arbogast, eines Franken von Geburt; und da es dem nach Thätigkeit und Selbstständigkeit strebenden V. lästig ward, einem Barbaren zu gehorchen, so entsetzte er denselben seines Amtes. Der rachsüchtige Arbogast ließ aber den Kaiser zu Vienna 392 ermorden. — Ein Enkel der Galla, der Schwester dieses V., war **V. III.**, Sohn des constantinopolitanischen Patriciers Constantius und der Placidia, der Wittwe des Kaisers Honorius. Er wurde nach dem Tode seines Oheims Honorius, des weströmischen Kaisers, im Jahre 423 auf dessen Thron gesetzt und weil er damals erst 6 Jahre alt war, so hielt seine Mutter Placidia das Ruder der Regierung in ihren Händen und behielt es noch nach V.'s Volljährigkeit, da der Kaiser durch die Folgen seiner sinnlichen Ausschweifungen ganz regierungsunfähig war. Unter dieser Regierung geschah es durch die Rivalität des Bonifacius und Aëtius, daß Afrika seinem Reiche verloren ging und der Rest am Ende in sich selbst aufrieb. Nach seiner Mutter Tode (450) hatte V. (s. d. Art.), wie schon lange vorher, alle Macht in den Händen, bis er den Aëtius ermorden ließ (454). V., wegen seiner Erbärmlichkeit bis jetzt vom Volke verachtet und nur geduldet, weil er den Kaisernamen trug, erregte durch diese an dem einflußreichen Manne verübte Gräuelthat den Haß Aller, und zwei Freunde des Ermordeten, von dem durch die Schändung seiner Frau vom Kaiser beleidigten Senator Petronius Maximus aufgeregt, ermordeten straflos den jämmerlichen V. am 16. März 455. Die Kaiserin Eudoxia mußte ihres Gemahls Nachfolger, Maximus, heirathen. 6.

Valentinois (Herzogin von), s. Diana von Poitiers.

Valentinus (Basilius), s. Basilius Valentinus.

Valerianus, römischer Kaiser von 253—260, war ein Freund seines Vorgängers Gallus und eilte aus Gallien und Germanien, wo er commandirte, des-

gitized by Google

sen Tod an dem Äm ilianus zu rächen; aber ehe es noch zu einer Schlacht mit demselben kam, ward dieser von seinen Anhängern verlassen und V. zum Kaiser ausgerufen. V. war ein guter, menschenfreundlicher, weiser Mann, aber kein Kaiser; wenigstens war er nicht thatkräftig genug, um das Reich aus den vielen Gefahren, welche dasselbe umgaben, zu retten. Wo man den Blick hinwendete, stürmten Feinde heran, um die römische Herrschaft zu stürzen. Nach Gallien sendete V. seinen Sohn Gallienus, den er bei seiner Thronbesteigung zum Mitregenten angenommen hatte; er selbst zog nach Asien, um dort die in das römische Gebiet eingefallenen Perser zu vertreiben. Geschlagen von dem persischen Könige Schapur lud er denselben zu einer Unterredung (im Jahre 260) ein, wurde aber von dem treulosen Könige gefangen genommen. In dieser Gefangenschaft, wo er viel Unwürdiges erduldet haben soll, starb V. Unter seiner Regierung wurden auch die Christen, welche er doch früher geduldet hatte, hart bedrückt; man sagt, einer seiner Günstlinge, Macrianus, welcher Vorsteher der ägyptischen Zauberer gewesen sein soll, habe ihn deßhalb dazu veranlaßt, weil die Christen seine Zauberkünste verworfen hätten. Seine Christenverfolgung fing er damit an, daß er die Bischöfe exilirte, die christlichen Versammlungen verbot und die Römer, welche zu der neuen Lehre getreten waren, ihrer Würden für verlustig erklärte. Bald ließ er noch härtere Maßregeln eintreten und bestrafte die ihrem Glauben Getreuen mit dem Tode. 6.

Valerius. Das valerische Geschlecht zu Rom war eines der reichsten an den vortrefflichsten Männern. Ohne alle hier aufzählen zu können, welche Großes gethan und sich unter ihrem Volke Ansehen und bei der Nachwelt Ruhm erworben haben, wollen wir nur folgende als die berühmtesten auswählen. P. Valerius Publicola lebte unter der Regierung des letzten Königs Tarquinius Superbus, den er vorzüglich mit stürzen half. Als er nach des Tarquinius Collatinus Zurücktritt vom Consulat zu dieser Würde gewählt war, bewies er sich klug und schonend gegen die königlich Gesinnten, ohne jedoch die Republikaner dadurch zu verletzen, und als er einige Male durch Zufall alleiniger Consul war, so wußte er durch seine Rechtlichkeit und Sorge für Gesetze, welche die consularische Gewalt einschränkten, die Gemüther derer zu beruhigen, welche etwa ein Mißtrauen in seine Gewalt setzen wollten. Nach vielen Kämpfen und Siegen, deren er auch gegen den Tarquinius, als derselbe Rom mit Krieg überzog, erfocht, starb er in hohem Alter und ihm ward zuerst die Ehre, daß er innerhalb der Stadtmauern begraben und ihm ein Denkmal auf dem Forum errichtet wurde. — Sein Bruder, L. Valerius Maximus, zeichnete sich besonders durch sein Wohlwollen gegen die Plebs aus und als er derselben, die auf sein Versprechen, ihr wegen ihrer Schuldenlasten von den Patriciern günstige Bedingungen zu verschaffen, mit ihm gegen die Sabiner gezogen war und ihm einen großen Sieg hatte erfechten helfen, ungeachtet seiner Bemühungen das Versprechen nicht hatte bewirken können, so legte er seine Würde nieder und forderte das Volk auf, ihn als einen Wortbrüchigen zu behandeln. Dieses aber begleitete ihn mit Frohlocken und stürmischem Jubel nach Hause. — Um ein halb Jahrhundert später florirte der berühmte M. Valerius Corvus oder Corvinus, ein Mann, von dem erzählt wird, daß er allein bis zu seiner Zeit 21 höhere Staatsämter bekleidet habe. Er nöthigte durch die rühmlichsten Siege allen Nachbarvölkern die größte Bewunderung vor seinem Volke ab. Seinen Zunamen Corvus erhielt er in einem Kriege gegen die italischen Gallier, in den er als Kriegstribun unter Camillus zog. Ein übermüthiger Feind forderte einen Römer, der der tapferste wäre, zum Zweikampfe heraus, und da sich ihm V. stellte, so flog ihm während des Kampfes ein Rabe (corvus) auf seine rechte Schulter, der den Gallier mit Flügeln und Krallen so in das Gesicht schlug, daß derselbe nicht aufsehen konnte und von dem V. erlegt wurde. 6.

Valerius Flaccus (Setinus Balbus), einer der besten epischen Dichter in der Kaiserzeit, stammte vermuthlich aus Patavium (Padua), bildete sich durch alexandrinische Gelehrsamkeit, lebte jedoch in beschränkten Verhältnissen und dichtete unter der Regierung Vespasian's. Sein uns erhaltenes Werk ist eine Nachahmung des Apollonius und ist betitelt: „Argonautica" (8 Bde.), von denen jedoch das letzte Buch unvollendet und lückenhaft ist (fortgesetzt wurde dieses Gedicht von J. Baptist Pius). Obgleich V. als Epiker dem Virgil nachstehen muß und sein Gedicht an vielen dunkelen Stellen alexandrinische Gelehrsamkeit verräth, so ist doch das Ganze in blühender, kunstreicher Sprache und mit großer Leichtigkeit geschrieben. Die Ed. pr. dieses Werkes erschien Bonon. 1474. Fol. Florent. s. a. [um 1481] 4. Eine neue Ausgabe besorgte dann Nic. Heinsius (1680. 12.). Hauptausgabe ist die von P. Burmann (Leyden 1724. 4.). Ein bloßer Nachdruck dieser Ausgabe ist die von Thph. Chr. Harles (Altenb. 1781. 8.). 20.

Valerius Maximus, ein römischer Schriftsteller, lebte unter Tiberius und sein uns noch erhaltenes Werk führt den Titel: „Factorum dictorumque memorabilium libri IX." Es ist eine reichhaltige Anekdotensammlung in ethischer Rücksicht, jedoch in rhetorischem Ungeschmacke, in fehlerhafter und barbarischer Sprache und Darstellung und in declamatorisch-fließendem Style geschrieben, obschon viele der in dem Werke sich findenden Barbarismen ihre Entstehung der Interpolationssucht des Mittelalters zu verdanken scheinen, einer Zeit, in welcher das Buch vorzüglich als Lehrbuch sehr gebraucht wurde. Noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrzehends hatten fast alle namhaften Gelehrten die Ansicht, das Werk in seiner jetzigen Gestalt sei nichts weiter als ein verunstalteter Auszug eines Julius Paris, der als Anhang ein zehntes Buch: „De nominibus" bearbeitete. Vollkommen widerlegt ist aber diese Ansicht von Ang. Mai durch die Bekanntmachung des wahren, aber unvollständigen Auszuges (vergl. Ang. Maii „Scriptorum vet. Collectio", Rom. 1828. 4. T. III. P. III. p. 1 sqq.), der sowohl in Sprache als in Inhalt gänzlich vom Werke des V. abweicht. Auch haben das Werk Einige fälschlich für einen Auszug des Januarius Nepotianus gehalten (vergl. Ang. Mai a. a. O. S. 93 ff.). V. erscheint übrigens in seinem Buche als ein Schmeichler der niedrigsten Art, gewährt aber durch die abwechselnde Menge seiner Histörchen ziemliche Unterhaltung. Die Ed. pr. dieses Werkes erschien Moguntiae 1471. Fol., dann von Steph. Pighius (Antwerp. 1567 und öfter). Hauptausgabe ist die von Abr. Torrenius (Leyden 1726. 4.); die neueste aber von C. Ben. Hase (Paris 1823. 3 Bde.). Die beste deutsche Übersetzung ist von einem anonymen Verfasser (Frankf. a. M. 1805—1807. 2 Bde.). 20.

Valet ist Lebewohl, Abschied, aus der 3. Person des lateinischen valēre, gesund sein, gebildet, mit dessen Imperativ vale der Römer Abschied nahm. Höchst wahrscheinlich ist die Redensart Flötengehen für Verlorengehen eine verderbte Aussprache für Valetengehen. 9.

Valla (Laurentius), einer der ersten und verdienstvollsten Philologen des XV. Jahrh., 1406 zu Rom geboren, widmete sich mit besonderer Vorliebe humanistischen Studien und ward, nachdem er sich vergebens um eine Anstellung in seiner Vaterstadt beworben hatte, Professor der Beredsamkeit zu Pavia. Den Zwist, welchen er hier mit den Rechtslehrern (besonders mit Bartolus) ihres barbarischen Lateins wegen bekam, führte er nicht ohne Geschick, aber mit allzugroßer Erbitterung. Als durch die Pest die Universität zu Pavia aus einander gesprengt wurde, trat er als Lehrer zu Mailand, Genua und Florenz auf und erndtete nicht geringen Beifall. Besonders gewann ihn Alfonso, König von Aragonien, lieb und zog ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen (1435—1442) mit sich. Kurz nachdem Alfonso von Neapel Besitz genommen hatte, ging V. nach Rom zurück

Digitized by Google

(1443), mußte aber bald wieder, da seine Schrift über die angebliche Schenkung Constantin's („Declamatio de falso credita et ementita Constantini donatione"), worauf die Päpste das Recht ihrer weltlichen Macht gründen, den Zorn des römischen Hofes in hohem Grade erregte, heimlich die Flucht ergreifen. Er ging nun wieder nach Neapel, gerieth aber auch hier über theologische Gegenstände mit den Mönchen in heftige Streitigkeiten, die kaum der König in den gebührenden Schranken zu halten wußte. Nach vielfachen Bemühungen erhielt er nach Nikolaus' V. Thronbesteigung (1447) die Erlaubniß, nach Rom zurückzukommen und ward zum apostolischen Secretair und zum Kanonicus zu St. Johann am Lateran ernannt. Auch hier lebte V. in beständigem Zwiste, besonders mit dem Humanisten Poggius. Gegen das Ende seines Lebens kehrte er nach Neapel zu seinem hohen Gönner zurück und starb im August 1457. Unter seinen Werken sind die „Elegantiae linguae latinae", welche sehr viele Auflagen erlebten, das gründlichste und geschätzteste. Sein geschichtlicher Versuch: „Historia Ferdinandi" (Par. 1521. 4.) ist unbedeutend. Größern Werth haben seine Übersetzungen alter Classiker (Thucydides, Herodot, Äsopus und Homer), wodurch er nicht wenig zur Erneuerung der Kenntniß des classischen Alterthums beitrug. Alle Werke V.'s, mit Ausnahme der Übersetzungen, finden sich in der Gesammtausgabe („Opera", Basil. 1543. Fol.) vereinigt. 66.

Valle (Pietro della), bekannter Reisender, geb. zu Rom 1586 in einer angesehenen Familie, widmete sich den Studien mit großem Eifer, fand sich aber durch eine unglückliche Liebe veranlaßt, auf Reisen zu gehen (1614), durchwanderte die Türkei, Kleinasien, Persien, Arabien und Indien, vermählte sich in Bagdad mit einer schönen Georgierin, kehrte nach dem Tode derselben (1626) nach Europa zurück und lebte fortan nochmals mit einer Georgierin vermählt in Rom in gemüthlicher Ruhe, mußte aber, als bei einer Procession päpstliche Diener über sein morgenländisches Gefolge hergefallen waren und er einen derselben mit dem Degen durchbohrt hatte, flüchtig werden und lebte nun in Neapel, bis der Papst ihm verzieh. Er starb zu Rom 1652. Seine Reisebeschreibung (italienisch, Rom 1650. 4 Bde. 4.; französisch, Paris 1661; deutsch, Genf 1674. Fol.) ist ein schätzbarer Beitrag zur Länder- und Völkerkunde damaliger Zeit und noch jetzt sehr werthvoll, obwohl wegen seiner Leichtgläubigkeit mit Vorsicht zu gebrauchen. 16.

Vallière (Louise Françoise de la Baume le Blanc, Herzogin de la), eine der Maitressen Ludwig's XIV., stammte aus dem altadeligen Hause de la Baume im Bourbonnais, war anfangs Hofdame bei der Gemahlin des Herzogs von Orleans und wurde alsdann zur Favoritin Ludwig's XIV. erhoben, nachdem sie schon zwei Jahre lang eine stille Neigung für den König gehegt hatte. Sie zeichnete sich durch Schönheit, Sanftmuth, Tugend und Frömmigkeit aus und verläugnete auch auf der glänzenden Höhe ihres Glückes ihren sanften Charakter nicht und benutzte, frei von aller Herrschsucht, ihren Einfluß auf den König blos, um Gutes zu thun. Ludwig XIV. schenkte ihr das Landgut Vaujour und die Baronie St. Christophle und erhob sie aus Liebe zu ihr zur Pairie und zum Herzogthume. Als die Montespan sie um die Gunst des Fürsten gebracht hatte, ging sie 1675 in ein Carmeliterkloster der Vorstadt St. Jacques zu Paris, wo sie fortan als Büßerin lebte, den Namen Louise de la Misericorde annahm und daselbst im Jahre 1710 im 66. Jahre starb. Sie gilt als Verfasserin der anziehenden „Reflexions sur la miséricorde de Dieu." Frau von Genlis hat einen Theil ihres Lebens zu einem interessanten Romane benutzt und Lebrun eine büßende Magdalene nach ihrem Bilde gemalt. Vergl. die „Mémoires de Mad. la Duchesse de la Vallière" (Par. 1829. 2 Voll.). 81.

Vallisnieri (Anton), berühmter Arzt und Naturforscher, ward am 3. Mai

Digitized by Google

1661 zu Trasilico, einem Schlosse im Modenesischen, geboren, studirte zu Bologna und Parma Medicin und Naturgeschichte und ließ sich hierauf in Scandiano als praktischer Arzt nieder. Hier machte er die Naturgeschichte zu seinem Hauptstudium und gelangte durch seine vielen Entdeckungen, die er machte, bald zu einem großen Rufe, wodurch die Republik von Venedig bewogen wurde, ihm im Jahre 1700 eine Professur der Medicin zu Padua zu übertragen, in welcher Stelle er am 28. Jan. 1730 starb. Die Naturgeschichte verdankt ihm eine Menge interessanter Wahrnehmungen, die sich vorzüglich auf die Insecten beziehen. So hat er sehr sorgfältig die Lebensart der Ameisenlöwen beschrieben; auch vom Chamäleon hat er zuerst eine sehr vollständige Beschreibung gegeben. Seine vielen, meist in italienischer Sprache geschriebenen Schriften handeln über den Ursprung der Insecten, die Entstehung der Eingeweidewürmer, die Naturgeschichte des Chamäleon, den Ursprung der Quellen, übeer die Rinderpest, über den Nutzen und Schaden warmer und kalter Getränke und Bäder; sein wichtigstes Werk ist aber seine „Istoria della generazione dell' uomo et degli animali". Seine sämmtlichen Schriften gab sein Sohn gesammelt unter dem Titel: „Opere fisico-mediche" (Venet. 1733. 2 Voll. Fol.) heraus. — Die Botaniker haben ihm zu Ehren eine Pflanze aus der Familie der Hydrocharideen Vallisneria genannt. 39.

Vallon-Chalys (Marguerite Eleonore Clotilde von), französische Dichterin, geb. zu Vallon im Departement Ardèche (1405), gestorben um 1500, ist erst seit 1782 wieder bekannt geworden, wo das Manuscript ihrer durch Zartheit des Gefühls und tiefe Poesie ausgezeichneten Gedichte in einem alten Archive gefunden wurden. Sie erschienen zuerst unter dem Titel: „Poésies de M. E. C. de Vallon-Chalys" (Par. 1803) und haben an Fr. Freiherrn von Gaudy („Clot. von Vallon-Chalys, Dichterin des XV. Jahrh., Auswahl in freier Bearbeitung", Berl. 1837) einen geistreichen Würdiger gefunden. 16.

Valmy, ein Dorf in der Nähe von Menehould im französischen Departement der Marne, ist bekannt durch den Angriff der Preußen den 20. Sept. 1792 unter dem Herzoge von Braunschweig gegen den General Kellermann, wobei jedoch von beiden Seiten nur die Artillerie thätig war, weßhalb dieses Treffen unter dem Namen der Kanonade von V. bekannt ist. Die Preußen mußten sich aber zurückziehen und Kellermann erhielt davon den Titel eines Herzogs von V. 37.

Valois (Haus). Als Stifter der Linie V. gilt der Bruder Philipp's des Schönen, Karl, welchem sein Neffe, König Philipp V. von Frankreich, die Grafschaft Valois schenkte. Da aber mit dem Tode König Karl's IV. die erste regierende Linie des capetingischen Hauses erloschen war, so folgte ihm der nächste männliche Agnat, Philipp von V., der Sohn Karl's von V., als Philipp VI. (1328) auf dem Throne von Frankreich, welcher dadurch die bisher blos gräfliche Linie V. zur königlichen Würde erhob. Er behauptete seine Rechte auf die Krone gegen Isabella, die Schwester Karl's IV. und Gemahlin König Eduard's II. von England, durch die Gewalt der Waffen und hinterließ den Thron bei seinen Tode (1350) seinem Sohne Johann II. oder dem Guten. Die nach ihm regierenden Könige aus dem Hause V. waren: Karl V. (von 1364—1380), Karl VI. (von 1380—1422), Karl VII. (von 1422—1461), Ludwig XI. (von 1461—1483) und Karl VIII. (von 1483—1498), mit welchem das ältere Haus V. erlosch. Mit seinem Nachfolger Ludwig XII. (von 1498—1515) kam das jüngere Haus V., das von Karl von Orleans, dem jüngern Bruder Karl's VI., abstammte, dessen Enkel Ludwig XII. war, zur Regierung. Ihm folgten die Könige Franz I. (von 1515—1547), Heinich II. (von 1547—1559), Franz II. (von 1559—1560), Karl IX. (von 1560—1574) und Heinrich III. (von 1574—1589), nach dessen Ermordung das Haus Bourbon

Digitized by Google

mit Heinrich IV. auf den Thron kam. Die nicht zum Throne gelangten Glieder des Hauses V. waren: 1) Karl von V., ein natürlicher Sohn Karl's IX., welcher sich mit seiner Halbschwester, der Marquise von Verneuil, einer Maitresse Heinrich's IV., in eine Verschwörung gegen Letztern einließ, aber sammt ihr von demselben besonders durch die Vermittelung der Diana von Poitiers, einer natürlichen Tochter Heinrich's II., begnadigt wurde, worauf Diana Karl von V. zum Erben ihrer Güter einsetzte und ihn mit der Nichte ihres zweiten Gemahls, Charlotte von Montmorency, vermählte. 2) Margarethe von V. (s. Margaretha). 81.

Valombrosa (Vallis umbrosa), eine berühmte Abtei in dem Sprengel Fiesole in Toscana, ward gegen 1040 von Gualbert, einem Mönche aus Florenz, gestiftet, der seinen Bischof der Simonie beschuldigt hatte und deßhalb fliehen mußte. Zuerst lebte er nebst 2 Mönchen als Einsiedler, aber bald ward er wegen seiner Heiligkeit so berühmt, daß sich immer Mehrere zu ihm sammelten und er ein eigenes Kloster erbauen konnte, dessen Mönchen er die Regel des heiligen Benedict's vorschrieb und welches demnach das Stammkloster eines eigenen Ordens von V. wurde. Der Papst Alexander II. bestätigte den Orden und bald ward er sehr reich, hat sich aber nie weit ausgebreitet. Der Stifter ward 1093 kanonisirt. 23.

Valsalva (Anton Maria), geb. 1666 zu Imola, widmete sich auf der Universität Bologna anfänglich dem Studium der Physik, Mathematik und Botanik, später dem der Medicin und hauptsächlich dem der Anatomie, die er schon von Jugend auf lieb gewonnen hatte und die er nunmehr unter des großen Anatomen Malpighi Leitung mit vielem Eifer erlernte. Hiermit beschäftigte er sich noch fortwährend nachdem er 1687 Doctor geworden war, so daß anatomische Untersuchungen an Menschen und Thieren beständig seinen Eifer rege hielten und seinen Ruf immer mehr begründeten; daher er auch 1707 zum Professor der Anatomie an der Universität Bologna ernannt wurde. Aber nicht allein als Anatom, auch als Chirurg erwarb er sich einen Namen, indem er bei Blutungen nach Amputationen statt des bisher gewöhnlichen Glüheisens die Unterbindungen wieder anwendete, mehrere Verbesserungen an chirurgischen Instrumenten anbrachte und in der Behandlung der Gehörkrankheiten sehr glücklich war. Er starb zu Bologna 1723. Sein berühmtes Werk führt den Titel: „De aure humana tractatus, in quo integra ejusdem auris fabrica multis novis inventis et iconibus illustrata describitur“ (Bonon. 1704. 4.) — id. c. dissertationibus anatomicis recensuit J. B. Morgagni (Venet. 1740. 4). 39.

Valuta (von valviren, umwenden, umstürzen), kaufmänniſch, eine Münze gegen die andere ihrem innern Gehalte nach vergleichen und dadurch den wahren Werth derselben herausbringen, ist daher: 1) der innere reine Werth einer Münze; 2) bezüglich auf eine solche Vergleichung aller einschlagenden Verhältnisse, der Werth eines gezogenen Wechsels; 3) der reine Ertrag, welcher aus einem Geschäfte wiederzuerlangen ist, oder welcher in demselben steckt. Bei Berechnung des Werthes einer Münzsorte gegen die andere kommt ein dreifaches Verhältniß vor: entweder sind beide Münzsorten einander völlig gleich, so stehen sie al pari; oder die eine ist werthvoller als die andere, wobei der Ausgleichung halber vom Werthe etwas abgezogen wird, disconto; oder es ist zum Geringern etwas zuzulegen, Agio oder Aufgeld zu geben. Hierbei gilt die Regel, daß zur Ausgleichung das Agio ebenfalls in der geringern Münzsorte darauf zu legen, das Disconto aber von der bessern Sorte abzuziehen ist. 38.

Valvation findet statt, wenn man irgend eine Münze in Geschäften, die im Lande oder Orte hergebrachten und gangbaren (z. B. in Sachsen vollhaltiges Conventionsgeld oder sogenannte Wechselzahlung, also keine Groschen oder Münze; im königlich preußischen Staate grobes Courant u. s. f.), zum Grunde legt und darnach die übrigen auf dem Platze gangbaren Münzsorten dem Werthe nach berechnet, so

Digitized by Google

daß bei einer jeden derselben angegeben wird, ob man solche mit der zum Grunde gelegten Hauptmünze als pari annehmen wolle, oder ob und wie viel Agio zu geben oder was als disconto abzuziehen ist. Die über dergleichen Münzvergleichungen herausgegebenen Tabellen werden Valvationstabellen genannt. In den italienischen Städten hatte man zu dergleichen Ausmittelungen gewisse Valvasores, welche mit den Münzwaardeins, gewissermaßen aber auch mit den Wechselsensals in ihrem Berufe Ähnlichkeit hatten. Bei Berechnung des Werthes verschiedenartiger Wechselbriefe gegen einander wird das, was bei den Münzen V. und Valvationstabellen heißt, unter Cours und Courszettel verstanden. 38.

Vampyr, ein serbisches Wort, bedeutet Blutsauger und bezeichnet ursprünglich ein vom Volksglauben angenommenes gespenstisches Wesen, welches die Lebenden überfallen und ihnen das Blut aussaugen solle. Die Sage von demselben ging vermuthlich aus dem Glauben der griechischen Christen hervor, daß die im Kirchenbanne Gestorbenen durch die Wirkung des Teufels nicht verweseten, sondern frisch und wohlbeleibt blieben, ja fortwährend an sich selbst nagten, schmatzten und kauten und wohl gar des Nachts aus den Gräbern hervorgingen und Lebende überfielen. Vorzüglich war dieser Glaube im Jahre 1732 in einigen Gegenden Kroatiens sehr lebhaft, als plötzlich eine Anzahl Personen ohne vorherige Krankheit starben und kurz vor ihrem Tode behaupteten, daß sie von vor einiger Zeit Verstorbenen in der Nacht gewürgt worden seien. Man öffnete daher die Gräber dieser letzteren und fand die Körper derselben, obwohl mehrere schon Monate lang in der Erde gelegen hatten, frisch und ohne Leichengeruch und Blut in ihrem Munde und als man die Leichname mit einem Pfahle durchstach, floß reichliches Blut von ihnen. Das letztere läßt sich aus der Beschaffenheit der Erde, worin die Leichen lagen, wohl erklären und die Ausschmückung des Aberglaubens hat hierbei fast nicht mehr gethan, als in der bekannten neusten weinsberger Spukgeschichte. Übrigens findet die ganze Fabel ihren Anklang bereits in den griechischen Harpyien, Empusen und Steigen. Sie ist mehrfach als künstlerischer Stoff benutzt worden, von denen wir nur Marschner's Oper: „Der Vampyr" erwähnen. — Den Namen V. hat auch die große hundsköpfige Fledermaus erhalten, welche den Schlafenden das Blut aussaugt. 30.

Vanadium, s. Metalle.

Vancouvre (Georg), ein berühmter englischer Seereisender, wurde um das Jahr 1750 geboren, begleitete den Capitain Cook auf seiner zweiten und dritten Reise um die Welt, wurde im Jahre 1780 zum Schiffslieutenant und 1790 zum Capitain ernannt und erhielt von der Regierung den Auftrag, zu untersuchen, ob zwischen dem 30. und 60. Grade nördlicher Breite ein inneres Meer oder ob Verbindungscanäle zwischen den bekannten Meerbusen des atlantischen und des großen Oceans vorhanden seien. Er verließ am 1. April 1791 mit zwei Schiffen Falmouth, segelte um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Neuholland, entdeckte den Georgshafen und schiffte dann nach der Westküste von Nordamerika. Nachdem er drei Jahre mit der Untersuchung jener Küste zugebracht hatte, fand er 1794 mit Gewißheit, daß keine Verbindung zwischen beiden Meeren vorhanden sei. Er kehrte im Sept. 1795 nach England zurück und starb nach Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung im Mai 1798 zu Petersham in Folge seiner großen Anstrengungen. Die Beschreibung seiner Reise gab er unter dem Titel heraus: „Entdeckungsreise in dem stillen nördlichen Ocean und um die Erde, auf welcher die Nordwestküste von Amerika sorgfältig untersucht und aufgenommen worden ist; auf Befehl des Königs von England unternommen von 1790—1795" (Lond. 1798). 81.

Vandalen waren ein deutscher gothischer Stamm, welcher sich in 2 Theile spaltete, in die westlichen und östlichen V. Die früheren Angaben der Römer über dieses Volk sind unbestimmt, bis sie unter Kaiser Commodus mit den Römern ver-

bündet erſcheinen. Später aber führten dieſe weſtlichen V. mit dem Kaiſer Aurelian einen blutigen, aber für ſie unglücklichen Krieg und 280 bekämpfte ſie Kaiſer Probus, welcher ſie faſt vernichtete. Mit der Völkerwanderung treten auch die öſtlichen pannoniſchen V., welche ſeit Conſtantin dem Großen ruhig Pannonien bewohnt hatten, hervor, wenden ſich, von ihrem Könige Gonderich geführt, (406) nach Gallien, ſchlagen die Franken, gehen 409 über die Pyrenäen und erobern Spanien. Hier, von den Gothen gedrängt, kommt ihnen der Ruf des afrikaniſchen Statthalters Bonifacius, der vom römiſchen Kaiſer beleidigt ſich durch die V. halten und rächen wollte, gerade gelegen und der ganze Stamm ſchifft ſich unter Geiſerich (429), 30000 Mann Krieger ſtark, nach Afrika ein. Da ſich aber Bonifacius indeſſen mit Rom ausgeſöhnt hatte, wollte er die V. mit Gewalt zurücktreiben, ward aber geſchlagen und die V. eroberten die ganze Nordküſte Afrikas. Hier gründeten ſie ein Reich, deſſen Hauptſtadt Carthago war (439). Bald nachher ward Geiſerich durch die Kaiſerin Eudoxia veranlaßt, nach Rom zu gehen, nachdem er vorher die Balearen, Sardinien und einen Theil Siciliens erobert hatte. Rom plünderte er 10 Tage lang (455) und rächte ſo Carthago an der Welthauptſtadt. Geiſerich ſtarb 477 und ſeine Nachfolger verloren bald, was er erworben hatte, da ſie in jedem Bezuge ausarteten, bis endlich Gelimer von Beliſar bei Bulla (553) geſchlagen, gefangen und zu Conſtantinopel im Triumphe aufgeführt wurde. Hiermit zerfiel das vandaliſche Reich. (Vergl. Mannert, „Geſchichte der Vandalen", Leipz. 1785.) 82.

Vandamme (Dominique), Graf von Hüneburg, franzöſiſcher General aus der Kaiſerzeit, ward geboren zu Caſſel im Departement des Norden am 5 Nov. 1771. Schon in früher Jugend nahm er Dienſte in einem nach den Colonien beſtimmten Regimente, kam 1789 nach Frankreich zurück und ſtiftete zu Anfange der Revolution eine Compagnie unter dem Namen der Jäger von Mont-Caſſel, die er im Feldzuge 1792 befehligte. Durch ſeinen Eifer erwarb er ſich den Grad eines Brigadegenerals; als ſolcher ſtand er 1793 bei der Nordarmee, wurde dann zur Armee der Sambre und Maas verſetzt, machte 1795 den Feldzug unter Jourdan, hierauf 1796 unter Moreau mit und zeichnete ſich in dieſem und dem darauf folgenden durch Muth und Kühnheit aus. Nach dem Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) ward er zum Diviſionsgeneral ernannt und befehligte die 16. Militairdiviſion, commandirte in dem Lager von Boulogne, machte an der Spitze der 2. Diviſion des Soult'ſchen Corps den Feldzug von 1805 gegen Öſtreich mit, bemächtigte ſich der Brücke bei Donauwörth (4. Oct.) und erhielt nach der Schlacht von Auſterlitz den Orden der Ehrenlegion. In dem Feldzuge von 1806 und 1807 ward ihm die Eroberung von Schleſien übertragen. 1809 befehligte er die Würtemberger und erkämpfte mit ihnen bei der Brücke von Linz einen vollſtändigeu Sieg über die öſtreichiſchen Colonnen. In Folge einiger Streitigkeiten mit dem Könige von Weſtphalen wohnte er dem Feldzuge gegen Rußland zwar nicht bei, erhielt aber 1813 den Oberbefehl eines Truppencorps, welches ſich in den hanſeatiſchen Departements gebildet hatte, und wollte ſich eben mit den Ruſſen im Kampfe meſſen, als der Waffenſtillſtand eintrat (4. Juni). Als die Feindſeligkeiten wieder begonnen hatten, drang er nach der Schlacht bei Dresden (26. Aug.) in Böhmen ein, wo er bei Kulm (30. Aug.), auf allen Seiten eingeſchloſſen, nach hartnäckigem Kampfe gefangen und, wegen ſeines üblen Betragens berüchtigt, als Kriegsgefangener mit Verachtung behandelt und nach Rußland abgeführt wurde. Der Friede von 1814 führte ihn nach Frankreich zurück, er erhielt aber vom Kriegsminiſter, dem Herzoge von Feltre, gleich nach ſeiner Ankunft Befehl, Paris binnen 24 Stunden zu verlaſſen. Napoleon ernannte ihn nach ſeiner Rückkehr von Elba zum Pair von Frankreich und V. befehligte im Juni unter Grouchy das dritte Armeecorps und zeichnete ſich bei dem Angriffe auf Wavre beſonders aus, brachte faſt ſein ganzes Corps nach Paris und führte es hinter die Loire. In der Ordonnanz vom 24. Juni

Digitized by Google

1815 mit begriffen ging er zunächst nach Gent; da man ihm aber auch hier nicht gestattete zu bleiben, schiffte er sich nach den vereinigten Staaten ein, kehrte aber nach zweijähriger Abwesenheit nach Frankreich zurück, wurde auf einige Zeit gefänglich eingezogen und bewohnte dann bis zum Ablaufe seiner Verbannungszeit ein Gut, das er in der Nähe von Gent besaß. Seit 1824 ist er in den Ruhestand versetzt worden. 25.

Van der Velde, s. Velde.

Van-Diemens-Land, 1) eine Insel an der südlichen Spitze Neuhollands, entdeckt 1642 von Abel Tasman (s. d. Art.), getrennt durch die 20 Meilen breite, 1798 von Baß und Flinders entdeckte Baßstraße von der Südostspitze Neuhollands, unter 145—148° L., 40—44° S. Br., enthält 1255 □ Meil. Sie hat meist steile Felsenklüfte, gegen Südosten hohe Vorgebirge, mehrere Bergreiche, die sich im Tafelberge fast 4000 Fuß erheben, und im Innern fruchtbare Ebenen, bewaldete Hügel und Berge. Ihre bedeutendsten Vorgebirge sind: Cap Portland im Nordosten, Cap Trobriand (bei Cook Cap Frederik-Hendryk genannt), Patrik im Osten, Südostcap, Südwestcap im Süden, Cap Circular im Nordwesten; die Baien: Sturmbai mit mehreren Nebenbaien: Adventurebai im Südosten, Philippsbai, sonst Kingsbai, Portlandbai, Friedrich Heinrichsbai, Oysterbai ꝛc. Bewässert wird die Insel vom Dalrymplesflusse im Norden mit einem Hafen an seiner Mündung, vom Tamar im Norden, der den nördlichen und südlichen Eskfluß aufnimmt, bis zur Stadt Launceston Schiffe von 100 Tonnen trägt und sich 146° 50′ L., 41° S. Br. in dem Port Dalrymple mündet, vom Derwent, der bis 11 Meilen oberhalb der Niederlassungen 3 Klaftern Tiefe hat, sehr fischreich und zwei Mündungen, zwischen denen die Insel Bruné liegt, hat, vom Kolenfluß (Coal River), der Schiffe von 100 Tonnen trägt, vom Union, Lake, Macquarin und von dem auf dem 3500 Fuß hohen Westberge gelegenen, 10 Meilen im Umfange haltenden See, aus dem der Derwent und die in den Macquarinhafen mündenden Flüsse entspringen. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter gelinde und der höchste Wärmegrad ist 80, der mittlere 60 und der geringste 30 Fahrenheit. Die Producte sind: europäische Hausthiere, besonders Pferde, Rinder, Schafe, die jährlich zweimal lammen und gewöhnlich Zwillinge bringen, Schweine, Känguruhs, Opossums, fliegende Eichhörnchen, Schweifbeutler, Seehunde, Wallfische, Papageien, Adler, Bartvögel, giftige Schlangen, viele Arten Fische und mehrere seltene Thiere; alle Getreide- und Gemüsearten (mit Ausnahme des Mais), mehrere Palmenarten und viele Waldbäume, worunter 150 Fuß hohe, 6—7 Fuß dicke und sehr gleichgewachsene Bäume aus der Myrtenfamilie und Huonfichten von sehr hartem und wohlriechendem Holze; Eisenerz, Kupfer, Marmor, Krystall, Carneol, Asbest, Jaspis, Chrysolith, Alaun, Steinkohlen, Kalksteine, Schiefer, Steinbrüche, Versteinerungen und Salzseen. Die Eingebornen dieser Insel sind von einem ganz von den Neuholländern verschiedenen Menschenstamme, haben schwarze Haut und wolliges Haar gleich dem Afrikaner, sind scheu, aber freundlicher als die Neuholländer, gehen im Sommer nackend, im Winter mit Känguruhsfellen bedeckt, wohnen theils in ausgehöhlten oder ausgebrannten Bäumen, theils in Hütten aus Balken und Flechtwerk, nähren sich von Muscheln, Austern, Hummern, Krabben ꝛc. und verehren einen Gott des Tages und einen (bösen) der Nacht. Auch hier haben die Briten seit 1803 eine Colonie angelegt, die aus Eingewanderten und Deportirten besteht und jetzt, die Civil- und Militairbeamten ungerechnet, 21000 Einw. zählt. Dieselbe blühet besonders, seitdem die Colonisten der Norfolkinsel 1811 hierher versetzt sind, schnell auf, steht unter dem Generalgouverneur von Neusüdwales und ist in Hinsicht ihrer Verwaltung von der auf dem Festlande verschieden, weil sie nicht allein Verbrechercolonie ist, sondern durch die freien Landbesitzer nach englischen Gesetzen

Digitized by Google

regiert wird. Die Insel hat seit 1826 eine von Neusüdwales getrennte Regierung mit einem besonderen gesetzgebenden und ausübenden Rathe und einen auf englische Weise eingerichteten Gerichtshof, welcher unter dem Obergerichtshofe und Criminalgerichte zu Port-Jackson steht. Die Staatseinkünfte betrugen 1834 85505 Pfund Sterlinge. Beschützt wird die Insel durch 2 Compagnien Soldaten und ist in 2 Grafschaften getheilt. 1) Buckingham, darin: Howard-Town, Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs und aller Oberbehörden der Colonie, regelmäßig gebaut, hat 600 Häuser, 10000 Einw., schöne Gebäude, darunter das Gouvernementshaus, die Davidskirche, der Justizpalast, das Depot der Deportirten, die Caserne und das Spital, eine Erziehungsanstalt, 4 Wassermühlen, Lancasterschulen, 3 Buchdruckereien, 3 Journale, wohlthätige Anstalten, Hülfscassen, landwirthschaftliche Vereine, Assecuranzgesellschaften und unterhält bedeutende Manufacturen, Brauereien und Brennereien, eine öffentliche Bank, einen wichtigen Handel, ein Dampfpaketboot nach Port-Jackson und einen der schönsten Hafen, welcher von d'Entrecasteaux entdeckt wurde; Elizabeth-Town (Eleisabettaun), 1813 gegründet; Newtown, meist Meierhöfe. 2) Cornwall, darin: Georgetown (Dschordschtaun) am Tamar, erst 1817 gegründet, mit 3000 Einw., einer Zeitung und dem schönen Hafen Dalrymple; Launceston (Lahnßestn) am Tamar, mit 1200 Einw.; Perth; Campbelltown; Richmond; Oatlands und Brighton. — 2) Land im Norden von Australasien oder Neuholland, welches ans Meer und Arnhemsland grenzt, gegen 45000 □ Meil. enthält und unfruchtbar und öde ist. An der Küste des Landes ist die große Van-Diemens-Bai, bei welcher sich ein breiter schiffbarer Strom ins Meer ergießt, und Diemen (Leoben), ein Vorgebirge, bildet die nordwestliche Spitze dieses Landes. 71.

Vandyck (spr. Wandeik) (Antonius), nach Tizian unstreitig der größte Meister in der Portraitmalerei, wurde 1599 zu Antwerpen geboren. Da er große Neigung zur Malerei zeigte, ließ ihn sein Vater, ein geschickter Glasmaler, von Heinrich van Balen in den ersten Anfangsgründen unterrichten, nach deren Erlernung er ihn in die Schule von Rubens schickte. Hier wurde er bald einer der ausgezeichnetsten von dessen Schülern, so daß ihm der Meister öfters die Ausführung von Gemälden nach seinem Entwurfe anvertrauen konnte. Auf den Rath von Rubens unternahm er eine Reise nach Italien, um die Muster seines Meisters, Tizian und Paul Veronese, zu studiren, was er auch in Venedig ausführte. Von Venedig reiste er nach Genua, wo er eine Zeit lang mit vielem Beifalle arbeitete; einen längern Aufenthalt in Rom verleideten ihm die Mißgunst und die Befeindungen seiner eignen Landsleute, in deren Gesellschaft, unter dem Namen der Schilderbent bekannt, er einzutreten verschmäht hatte. Als er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde ihm eine Einladung des Prinzen von Oranien, Heinrich von Nassau, nach dem Haag, wo er während seines Aufenthalts viele Große portraitirte. Eine Reise von hier nach England war von keinem Erfolge, da es ihm nicht gelang, dem Könige Karl I. vorgestellt zu werden. Als späterhin dem Könige Gemälde von ihm zu Gesichte kamen, gefielen ihm diese so sehr, daß er dem Ritter Digby den Auftrag ertheilte, V. für seine Dienste zu gewinnen. Dieser, obgleich erbittert über den früher durch die Ränke seiner Feinde fehlgeschlagenen Versuch, folgte seinem Freunde Digby nach England und fand am königlichen Hofe eine sehr ehrenvolle Aufnahme. Karl I. sicherte ihm nicht nur einen jährlichen Gehalt von 200 Pfund zu, sondern ehrte ihn auch durch die Ertheilung der Ritterwürde. Für seinen Pinsel fand V. in London fortwährende Beschäftigung, da die angesehensten Personen sich von ihm malen ließen; und wie groß seine Einnahmen gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß er trotz der Freigebigkeit gegen seine Freunde, für die er immer offene Tafel hielt, und trotz der Verschwendung, zu der ihn seine zahlreichen Maitressen verleiteten, bei seinem Tode

Digitized by Google

eine Summe von 100000 Thalern hinterließ. Um ihn den fortwährenden Ausschweifungen, die seine Gesundheit zu untergraben anfingen, zu entreißen, brachte der Herzog von Buckingham zwischen ihm und der zwar nicht durch Reichthum, aber durch Schönheit sich auszeichnenden Tochter des Lord Ruthven, Grafen von Goree, Marie, eine Heirath zu Stande. Mit dieser unternahm er eine Reise in sein Vaterland und von da nach Paris; krank kehrte er nach England zurück. Hier nahm die Entkräftung zu und bald sahen die Ärzte kein Mittel, sein Leben länger zu erhalten. Er starb in seinem 42. Jahre 1641 zu London und wurde mit großer Pracht in der Kirche St. Paul beigesetzt. — V. übertraf seinen Meister Rubens im Portrait durch größere Wahrheit und Anmuth im Ausdrucke, Zartheit und Leichtigkeit des Pinsels; sein Colorit ist warm und glänzend und die Farbentöne innig verschmolzen. Dagegen steht er in der Historienmalerei, in der er mehrere Stücke geliefert hat, Rubens bei Weitem nach; die Composition ist ohne Geist und seine Figuren sind leblos, sein Faltenwurf steif. Seinen groß en Leistungen in der Portraitmalerei mag es zuzuschreiben sein, daß sich in England bis in die neuesten Zeiten herab die Liebe für diese Gattung der Materie vorzug sweise erhalten hat. Alle größere Gallerien besitzen Stücke von ihm; in Deutsch land zeichnen sich in dieser Hinsicht besonders die zu Wien, München, Berlin und Dresden aus. 83.

Vanille (spr. Wanilj), lat. vanilla; franz. vanille; engl. vanelloe, nennt man die vor der Reife gesammelten, in eine Art von Gährung versetzten, nachher getrockneten und eingeölten Früchte oder Schooten von epidendron vanilla L., nach Swartz vanilla aromatica, einer rankenden Schmarotzerpflanze aus Jussieu's Familie der orchideae und Linné's gynandria diandria, welcher in Südamerika, besonders Peru, auch in Mexico, auf Jamaica, Cayenne und einigen anderen westindischen Inseln auf Bergen angebaut wird, einen sehr langen Stengel treibt, der sich vermittels seiner biegsamen Zweige durch Umranken der benachbarten Bäume sehr hoch erheben kann, aber auch außerdem fast in gleicher Länge auf der Erde fortläuft. Seine Blätter sind abwechselnd, stehenbleibend, dick, fleischig, etwas lederartig und an den Rändern schwach wellenförmig. Die Blüthen sind sehr groß, purpurfarbig, wohlriechend und bilden eine Art von aus 5—6 Blüthen bestehendem Bouquet. Die Früchte stellen sich als 4—8 Zoll lange, 2—3 Linien breite, gerade, am Grunde gekrümmte, walzenförmige, gefurchte, glänzende, zusammengedrückte, in eine Art gestieltes Wärzchen endende Schooten von schwärzlich-brauner Farbe, mit 2 dicken, leicht brechenden, obgleich nicht besonders weichen Klappen dar, welche in einem weichen braunen Marke sehr viel rundliche, schwärzliche, glänzende Samen enthalten. Der Geruch ist stark und angenehm, der Geschmack brennend und beißend. Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, das den Vanilleschooten doch wahrscheinlich eigenthümliche, ihnen den Geruch gebende ätherische Öl durch Destillation frei darzustellen; wohl aber nimmt das darüber abgezogene Wasser, wie auch der heiße Aufguß einen kräftigen Vanillegeruch und auch Geschmack an. Durch Weingeist werden sie vollkommen ausgezogen und liefern eine höchst kräftige Tinctur. Indeß enthalten dieselben nach Bucholz's chemischer Untersuchung in 500 Gran: 84 Extractivstoff, 35⅔ durch Ätzkali aufgelöstes Extract, 45 chinaartiges Extract mit Benzoësäure, 6$\frac{1}{10}$ süßen Extractivstoff, 30$\frac{7}{10}$ zuckerige Materie mit Benzoësäure, 56 Gummi, 29⅓ modificirtes Gummi, 54¼ eigenthümliches fettes Öl, 11¼ eigenthümliches Harz, ¼ reine Benzoësäure, 5½ harz- und extractivstoffhaltige Benzoësäure, 14¼ stärkemehlartigen Stoff, 100 unauflösliche Faser, 28$\frac{7}{10}$ Verlust. Die Vanilleasche enthielt kohlensaures Natrum, Kali, Kalk und Talk, schwefelsauren Kalk, Kali, salzsaure Salze, Alaunerde und Kupferoxyd. In der Medicin wird von der V. kein Gebrauch gemacht, obgleich ihre flüchtigen und aromati-

Digitized by Google

schen Bestandtheile nervenstärkend sind und durch zu übermäßigen Genuß sehr nachtheilig wirken können. Indeß will man sie bisweilen im Magenkrampfe mit Vortheil angewandt haben. Doch dient sie gegenwärtig meist blos bei der Zubereitung der bekannten Vanillechocolate, als Zusatz zu Thee und zu gewissen Speisen. 14.

Vanini (Lucilio, oder, wie er sich später nannte, Julius Cäsar), ein durch sein Schicksal berühmter italienischer Gelehrter, geb. 1585 zu Taurefano im Neapolitanischen, widmete sich in früher Jugend den Wissenschaften, studirte zu Rom und Padua Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Astrologie und ließ sich zum Priester weihen, begann auch zu predigen, verließ jedoch bald diese Beschäftigung wieder, um ganz den Wissenschaften leben zu können. Eitel auf seine großen Fähigkeiten und Kenntnisse und voll von Ruhmsucht wollte er ein Julius Cäsar in der Philosophie sein und ward ihr trauriges Opfer. Er bereiste Deutschland, Böhmen und die Niederlande, ertheilte eine Zeit lang in Genf und Lyon jungen Leuten Unterricht, mußte aber von letzterm Orte verdächtiger Äußerungen über Religion wegen nach England flüchten, wo er gefangen gesetzt ward, nach seiner Befreiung jedoch nach Lyon zurückkehrte. Hier gab er seine Schrift: „Amphitheatrum aeternae provideutiae" (1615) heraus, durch welche er, obgleich sie gegen Geronimo Cardano und andere Atheisten gerichtet zu sein schien, doch sich selbst den Verdacht des Atheismus zuzog. Deßhalb Lyon abermals zu verlassen genöthigt begab er sich nach Paris, wo sein Buch: „De admirandis naturae reginae deaeque mortalium arcanis" (1616) erschien, welches aus 60 Dialogen bestehend mehr physikalischen Inhalts ist. Allein auch hier sah er sich nicht sicher, indem er eben dieser Schrift wegen bald angegriffen und als Gotteslängner verfolgt ward. Auch zu Toulouse, wo er seit 1617 sich aufhielt, ward er des Atheismus und der Zauberei angeklagt, eingekerkert und durch einen Urtheilsspruch des toulouser Parliaments 1619 zum Feuertode verdammt, welcher noch an demselben Tage an ihm vollzogen wurde. Nachdem er zum Richtplatze geschleift und ihm die Zunge herausgerissen worden war, ward er erwürgt und verbrannt. Durch sein unvorsichtiges Betragen, seine Prahlerei und seinen beißenden Spott hatte er sich heftige Gegner zugezogen; aber jedenfalls verdiente er solche Strafe nicht und war sein angeblicher Atheismus durchaus nicht erwiesen. Vielmehr schrieb er eine herrliche Ode an Gott voll religiösen Glaubens (enthalten in Herder's „Werken" zur Philosophie und Geschichte, Stuttg. und Tübing. 1828. 9. Thl. S. 127—131) und noch auf dem Richtplatze hob er einen Strohhalm auf und sagte: „daß, wenn er so unglücklich wäre, keine anderen Beweise vom Dasein Gottes zu haben, als diesen Strohhalm, so würde dieser ihm genug sein." — Man hat von ihm auch eine Apologie des tridentinischen Concilium und eine Abhandlung über die Astronomie. Vergl. „Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini", von W. D. F. (Leipz. 1800). 63.

Vanloo, eine berühmte französische Malerfamilie, in deren Werken nichts von den Verirrungen sichtbar ist, an denen die französische Malerei im XVII. Jahrh. im Allgemeinen litt. Das Haupt derselben, Jean V., stammte aus dem Orte Ecluse in Flandern und hinterließ einen Sohn Jacques V., geb. 1614, gest. 1670, der als geachteter Portraitmaler zuerst in Amsterdam lebte, später nach Paris ging und hier im Jahre 1663 das Bürgerrecht und eine Stelle bei der Akademie der Künste erhielt. Eben sollte sein Sohn Louis als Mitglied derselben Akademie aufgenommen werden, als ihn ein Zweikampf nach Piemont zu fliehen nöthigte. Von ihm finden sich gute Freskomalereien zu Aix in der Provence. Er hinterließ zwei Söhne, die den Namen ihrer Familie besonders berühmt gemacht haben, Jean Baptiste und Charles André. — J. B. Vanloo, geb. zu Aix 1684, gest. 1745, entwickelte unter der Leitung seines Vaters sehr frühzeitiges Talent, welches er durch Unterstützung des Prinzen von Carignan in der Schule

Digitized by Google

des Benedetto Lutti zu Rom zu vervollkommnen Gelegenheit fand. Nach einem längern Aufenthalte in Italien kam er nach Frankreich zurück, wo er von dem erwähnten Prinzen und dem Herzog-Regent vielfältig beschäftigt und 1731 zum Mitgliede der königlichen Akademie ernannt wurde. Er besuchte auch England, welches er aber wegen schwankender Gesundheit nach vier Jahren zu verlassen sich genöthigt sah; er begab sich 1742 nach Aix und starb hier im Jahre 1745. Er hat zahlreiche Portraite nebst historischen Stücken hinterlassen, an denen ein leichter und weicher Pinsel, richtige Zeichnung und ein schönes, in Fleischfarben dem Rubens nahekommendes, Colorit zu rühmen sind. — Charles André V., geb. 1705 zu Nice in der Provence, gest. 1765, wurde von seinem Bruder mit nach Rom genommen und ebenfalls von Benedetto Lutti in der Malerei, von le Gros in der Sculptur gebildet. Im Jahre 1735 wurde er Mitglied der Akademie der Künste und 1751 Director derselben; die Stelle als Hofmaler konnte er erst im Jahre 1762 erhalten. Seine Gemälde, die in Landschaften und historischen Stücken bestehen, finden sich zum größten Theile in Frankreich; sie sind, abgesehn von einiger Manier in der Zeichnung, ausgezeichnet durch Feuer und Kraft des Colorits. — Der erstere der Brüder, Baptiste V., hinterließ vier Söhne, die sämmtlich in der Malerei entschiedenes Talent offenbarten. Louis Michel V., geb. 1707 zu Toulon, war Schüler seines Vaters, wurde nach seiner Rückkunft von Rom 1733 Mitglied der Akademie und darauf von Philipp V. von Spanien nach Madrid berufen, nach dessen Tode er nach Frankreich zurückging und im Jahre 1771 zu Paris starb. — Charles Amadée Philipp V., geb. 1718 zu Turin, studirte unter seinem Vater und Oheim, erhielt nach Pesne's Tode die Stelle als Hofmaler in Berlin und kehrte 1770 nach Paris zurück. Seine Zeichnung ist zwar richtig, sein Colorit aber zu grell. Die beiden jüngeren Söhne von Baptiste V., Claude und François, starben zu jung, um das zu leisten, was ihr Talent erwarten ließ. — Ein Sohn des Charles V., Cesar V., lebte 1786 zu Rom, wurde Mitglied der französischen Akademie und hat in der Darstellung von Winterlandschaften ganz Ausgezeichnetes geleistet. 83.

Vannucchi, gewöhnlich Andrea del Sarto genannt, einer der größten Meister der florentinischen Schule, wurde im Jahre 1488 zu Florenz geboren. Daraus, daß sein erster Lehrer, Giovanni Berile, ein mittelmäßiger Maler, der zweite, Pietro di Cosimo, zwar gut im Colorit, aber schlecht in der Zeichnung war, erwuchs ihm kein Nachtheil, indem ihn eignes Talent die Fehler dieser Lehrer vermeiden ließ und er späterhin seine Studien nach den berühmten Cartons des Michel Angelo und Leonardo da Vinci machte. Sein Ruf, den ihm mehrere in Florenz für Kirchen ausgeführte Gemälde verschafften und den der Tadel und die Mißgunst seiner Zeitgenossen nicht zu verringern vermochten, verbreitete sich bis nach Frankreich, und Franz I., der einige Stücke von Andrea sah, berief den Maler mit Zusicherung eines ansehnlichen Gehalts im Jahre 1519 zu sich. Andrea's Aufenthalt war hier von kurzer Dauer, da er dem Drängen seiner Frau nachgab und nach Italien zurückreiste. Doch gab er das Versprechen, nach einem bestimmten Zeitraume wieder nach Frankreich zu kommen und empfing von Franz I. eine bedeutende Summe, um für ihn einige Antiken und Gemälde berühmter Meister in Italien zu kaufen; doch dachte er nicht an die Rückkehr und ließ sich sogar von seiner Frau verleiten, das empfangene Geld für eigne Bedürfnisse zu verwenden. Er erkannte zwar das Unedle seiner Handlung und suchte durch ein vortreffliches Gemälde, „die Opferung Abraham's", seinen Beschützer zu versöhnen; allein Franz I. nahm das Gemälde nicht an, welches nach manchen Schicksalen zuletzt in die dresdener Gallerie gelangt ist. Dieser Umstand, der mehr einen schwachen als verwerflichen Charakter in V. erkennen läßt, verbitterte ihm sein Leben, dem die im Jahre 1530 in Florenz ausgebrochene Pest ein Ende machte. — Schon seine

Digitized by Google

Zeitgenossen machten dem V. den Vorwurf, daß es ihm an Erfindung fehle und gewiß nicht ganz ohne Unrecht, obgleich er das, was er aus den Werken anderer Meister entlehnte, mit solcher Kunst zu benutzen und umzuschmelzen verstand, daß das Ganze für eignes Product gelten konnte. Sein Styl hat sich aus der Vereinigung seiner Vorbilder, des Michel Angelo und Leonardo da Vinci, gebildet; doch näherte er sich mehr dem Charakter des Letztern. Seine Zeichnung ist demnach sehr correct, doch mehr anmuthig als groß, das Colorit voller Frische und durchsichtig, die Draperie leicht und gefällig. Seinen Figuren fehlt es jedoch im Ganzen an Leben. V. hat mehrere Schüler gezogen, von denen Giacomo de Pantorme, Giacomo del Conte, Francesco Salviati und Giorgio Vasari die berühmtesten sind. Die meisten und schönsten Gemälde von ihm befinden sich in Florenz. 82.

Vanucci, s. Perugino.

Varianten ist ein aus dem Lateinischen (variae lectiones) entstandener technischer Ausdruck in der Sprache der Kritik für alle Abweichungen der Lesart in dem Texte einer und derselben, aber in mehreren Abschriften vorhandenen Schrift. Die Ursachen zu solchen abweichenden Lesarten können sehr viele sein und es ist höchst interessant, doch auch sehr oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft, zu ermitteln, wie es kam, daß an einer und derselben Stelle nicht selten sich die auffallendsten Abweichungen vorfinden, obschon das früheste Schicksal aller alten classischen Schriftwerke, die durch die Hände von Schreibern vervielfältigt und verbreitet wurden, ein und dasselbe ist. Die ergiebigste Quelle von Textesverschiedenheiten ist vor allen die Unkunde, Unwissenheit, Nachlässigkeit und Flüchtigkeit, womit die Abschreiber bei der Vervielfältigung alter Schriften verfuhren, sei es nun, daß sie, während ihnen der Text dictirt wurde, den Dictirenden falsch verstanden hatten und daher Abweichungen niederschrieben, oder daß sie bei selbstständigem Abschreiben den Text nicht verstanden und denselben nach ihrem Dafürhalten änderten, oder daß sie beim Abschreiben alter schon gebrauchter und mit Randbemerkungen versehener Handschriften diese Bemerkungen als mit zum Texte gehörig betrachteten und dadurch in ihre Abschrift Abweichungen vom Originale brachten, oder endlich daß sie sogar mit Willen selbstgeschriebene Fehler stehen ließen, um nur nicht ihre saubere Handschrift durch eine Correctur zu verunstalten. Unter vielen anderen Veranlassungen zu V. ist auch vorzüglich noch das Verfahren zu erwähnen, nach welchem ein Schriftsteller einzelne Gedanken aus dem Werke eines andern Schriftstellers aus dem Gedächtnisse anzieht, wobei jedoch die wahre Lesart des Originals in der Regel sehr bald hervortritt, wenn man mehrere Handschriften vergleicht. Alle V. aber, die sich in einem Schriftsteller finden und die zusammengenommen unter dem Ausdrucke „kritischer Apparat" begriffen werden, bei der Lectüre dieses Schriftstellers zu beachten, ist schon unerläßliche Pflicht desjenigen, dem die Wahrheit am Herzen liegt, noch mehr aber desjenigen, der diesen Schriftsteller genau studirt. Zu ermitteln aber, ob eine Stelle ächt oder unächt und welche von beiden Lesarten die wahre und ursprüngliche sei, fällt der Kritik anheim (vergl. d. Art. Kritik). 20.

Variation oder Veränderung der Abweichung der Magnetnadel, worunter die Physiker die kleineren, meist periodischen Änderungen der Richtung der Magnetnadel verstehen, welche während eines Tages sich ereignen und die nur als Störungen des mittlern Standes der Magnetnadel anzusehen sind, ist schwierig zu beobachten und erfordert weit feinere Werkzeuge, als die gewöhnliche Beobachtung und absolute Bestimmung der Declination, erspart aber die astronomischen Methoden zur Bestimmung des wahren Meridians; auch kommt, weil es sich hier nur um Differenzen der Richtung handelt, die Kenntniß der magnetischen Achse der Nadel in keinen Betracht. — Um die V. zu beobachten, dient der Variationscompaß (s. d. Art.). Die erste Entdeckung der täglichen Verän-

derung der magnetischen Abweichung wurde im Jahre 1683 von dem Jesuiten Tachard in Siam gemacht, die der stündlichen V. aber im März 1722 von Graham zu London. — Ausführlicheres hierüber gibt Gehler, „Physikalisches Wörterbuch" (neue Ausg. I. Bd. S. 152 ff.). 13.

Variationen, ital. variazioni; franz. doubles, heißen in der Musik mehrmalige unmittelbar auf einander folgende Wiederholungen eines kurzen Tonstückes, mit jedesmaliger verschiedener Zergliederung der Hauptnoten und Veränderung der damit verbundenen Nebennoten, wobei jedoch stets auf die Beibehaltung der Ähnlichkeit der Hauptmelodie zu sehen ist. Man unterscheidet aber eine doppelte Art von V. und zwar theils V. im eigentlichen Sinne, d. h. solche, die als für sich bestehende Tonstücke angesehen werden müssen und von denen eine jede ein abgeschlossenes Ganzes bildet und nur in sofern in Verbindung mit der Hauptmelodie (hier Thema genannt) steht, als die Variation diesen kurzen Hauptsatz verändert wiedergibt; theils sogenannte freie V., bei denen man weniger streng auf das Thema, sowohl hinsichtlich der Melodie, als des Umfangs Rücksicht nimmt. Anwendung finden diese letzteren bei aus mehreren Sätzen bestehenden Tonwerken, z. B. den Symphonien, Quintetten, Quartetten, Sonaten, Concerten ꝛc., wobei sie dann den Mittelsatz bilden. Hauptregeln aber bei allen V. sind: 1) daß man zu der zu variirenden Melodie ein einfaches, angenehm in die Ohren fallendes und im Gedächtnisse leicht zu behaltendes Thema wählt, welches zufolge dieser Eigenschaften schon an und für sich selbst Interesse hat; 2) daß in den V. hinsichtlich ihres besondern Charakters Abwechselung herrsche, so daß nach mehreren sogenannten brillanten immer wieder eine Variation von sanfterem Charakter folgen muß; 3) daß bei jeder Variation die Ähnlichkeit mit der Hauptmelodie wenigstens so weit beibehalten werden muß, daß der Zuhörer dieß Thema immer durchhört und somit seine Aufmerksamkeit gefesselt wird. Diese letzte Anforderung ist aber freilich das, woran gewöhnlich die Tonkünstler scheitern. Solche ungeniale Wiederholungen sind aber freilich auch weiter nichts als willkührlich an einander gereihte Sätze, die in keiner Verbindung mit einander stehen und den Zuhörer kalt lassen. Die musikalische Literatur ist ziemlich reich an V. und es gibt deren nicht nur für alle Instrumente, sondern auch für den Gesang, von denen jedoch die Gesangvariationen mehr als Übungsstücke zu betrachten sind und bei Weitem nicht den Einfluß auf das Herz und Gemüth des Zuhörers äußern als die V. für Instrumente. 20.

Variationscompaß ist ein Instrument, die kleineren meist periodischen Änderungen der Richtung der Magnetnadel, welche im Laufe eines Tages vor sich gehen, zu beobachten, d. h. die Variation der Declination der Magnetnadel zu bestimmen. Cassini, Coulomb, Gambey, G. Bidone und Biot haben verschiedene Constructionen des Variationscompasses angegeben; eine der besten findet man in Gehler's „Physikalischem Wörterbuche" (neue Ausg. I. Bd. S. 150 und 151), wo auch die allgemeinen, aus vielen Beobachtungen gezogenen Resultate, die Variationen selbst betreffen, umständlich angegeben sind. 13.

Variationsrechnung ist diejenige Wissenschaft, welche der Differential- und Integralrechnung ähnlich, die Variationen gegebener Functionen zu finden lehrt. Bei der Lehre vom Größten und Kleinsten wird sie mit großem Vortheile angewendet. Die Erfindung derselben schreibt man Johann Bernoulli zu. Als die vollständigsten Lehrbücher hierüber verdienen genannt zu werden: „Analytische Darstellung der Variationsrechnung mit Anwendung derselben auf die Größten und Kleinsten", von E. H. Dirksen (Berlin 1823. 4.); Ohm's „Lehre vom Größten und Kleinsten" (Berlin 1825). 40.

Varicellen, s. Windpocken.

Varignon (spr. Warinjong) (Pierre), ein ausgezeichneter Mathematiker

Digitized by Google

des XVII. Jahrh., geb. zu Caen 1654, ſtudirte gegen den Willen ſeines Vaters Mathematik, ging 1686 mit dem Abte St. Pierre nach Paris und wurde Mitglied der franzöſiſchen und berliner Akademie und Lehrer der Mathematik am Collegium Mazarin. Später erhielt er am Collège de France eine Lehrerſtelle und ſtarb den 22. Dec. 1722. Seine Schriften zeichnen ſich durch gute Anordnung und Deutlichkeit aus, und ſind: „Nouvelles conjectures sur la pésanteur" (Par. 1690); „Project d'une nouv. mécanique" (Par. 1687); „Nouvelle mécanique" (Par. 1725. 4. 2 Voll.); „Eclaircissement sur l'analyse des infiniment petits" (Paris 1723. 4.); „Eléments de mathématiques" (Paris 1732). 26.

Varioloiden, ſ. Blattern und Kuhpocken.

Varius (Lucius), ein alter römiſcher Dramatiker zur Zeit des Auguſtus, bekannt als Freund des Virgil und Horatius und als Verfaſſer eines Trauerſpiels „Thyeſtes", welches Quinctilian (10, 1, 97) allen griechiſchen dramatiſchen Poeſien gleichſtellt. Daß V. gewiß Ausgezeichnetes leiſtete, beweiſt wohl hinlänglich das Urtheil des Horatius (Od. 1, 6. Serm. 1, 10, 43 sq.), der ihn, obgleich kein anderes epiſches Gedicht von ihm erwähnt wird, als ein „Panegyricus in Augustum" und ein Gedicht „De morte" (Julii Caesaris), doch den erſten römiſchen Epiker nennt. Auch ſoll dem V. Auguſtus nach Virgil's Tode die Durchſicht von deſſen Epopoe aufgetragen haben. — Vergl. Augustus Weichert, „De Lucii Varii et Cassii Parmensis vita et carminibus" (Grimae 1836). 20.

Varna, Warna, eine Stadt mit 16000 Einwohnern, in Bulgarien, im Paſchalik Siliſtria, an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes ins ſchwarze Meer gelegen, iſt der Hauptſtapelplatz des Handels der Bulgarei und Wallachei mit Conſtantinopel. Die Stadt iſt mit hohen Steinmauern umgeben, welche ihre Seitenvertheidigung durch Baſtione erhalten. Das ſchwarze Meer beſpült an der öſtlichen und der ſumpfige See Dewna an der Weſtſeite die Mauern der Feſtung. Der Umfang Varnas iſt anſehnlich; die hohen Minarets, ſo wie die Feſtungswerke gewähren einen ſchönen Anblick. Überhaupt iſt die Lage der Stadt und die Umgegend höchſt reizend; hohe, mit Wald und Gebüſch bedeckte Berge, die prachtvollen Gärten im Thale und die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Vegetation erinnern lebhaft an die anmuthigen ſüdlichen Ufer der Krim. V. iſt bekannt durch die Schlacht, welche die Chriſten unter dem Könige von Ungarn und Polen, Wladislaw IV., gegen die Türken, unter Sultan Murad II., am 10. Nov. 1444 verloren, in welcher der König Wladislaw blieb. Im Jahre 1783 von den Ruſſen belagert widerſtand es allen hartnäckigen Angriffen, ward aber in dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege (am 11. Oct. 1828) von den Ruſſen genommen. Von den in V. eroberten türkiſchen Geſchützen ſchenkte der Kaiſer Nikolaus I. 12 Kanonen der Stadt Warſchau zu einem Denkmale für den 1444 bei V. gefallenen König Wladislaw; 2 Kanonen ſchenkte derſelbe dem Könige von Preußen und dieſe werden gegenwärtig im Zeughauſe zu Berlin aufbewahrt. 61.

Varnhagen von Enſe (Karl Auguſt), königlich preußiſcher geheimer Legationsrath, geb. den 21. Febr. 1785 zu Düſſeldorf, wo ſein Vater pfalzbaieriſcher Medicinalrath und Stadtphyſikus war, der aber in Folge von Ereigniſſen, die mit der franzöſiſchen Revolution verknüpft waren, ſein Vaterland verlaſſen mußte und ſich in Hamburg niederließ, wo er 1799 ſtarb. Gleich dem Vater wählte V. das Studium der Medicin und ging deßhalb nach Berlin, ſtudirte aber hier mehr Philoſophie und alte Literatur, gab 1804 mit Chamiſſo einen „Muſenalmanach" heraus, in welchem er zuerſt als Dichter auftrat, und ſetzte ſeine Studien ſpäter in Hamburg, Halle, Berlin und Tübingen fort. Von hier ging er 1809 zur öſtreichiſchen Armee, ward nach der Schlacht bei Aſpern Officier, aber bei Wagram ſchwer verwundet und nach Wien gebracht und langte erſt im Herbſte wieder

bei ſeinem Regimente in Ungarn an, kam hier mit dem Prinzen von Bentheim in genauere Verbindung, ward deſſen Adjutant und begleitete ihn auf mehreren Reiſen, unter anderen 1810 nach Paris. Um einer franzöſiſchen Verordnung, nach der alle im damaligen Gebiete des Kaiſerreichs geborenen Männer aus fremden Kriegsdienſten reclamirt wurden, leichter ausweichen zu können, nahm er den alten ihm durch Abſtammung angehörigen Familiennamen von Enſe wieder an, der ihm ſpäter durch eine königliche preußiſche Urkunde förmlich beſtätigt wurde. Im Jahre 1812 verließ er den öſtreichiſchen Dienſt und ging nach Berlin, um in den preußiſchen Staatsdienſt zu treten, fand jedoch große Schwierigkeiten und als den Franzoſen verdächtig ſelbſt Gefahren. Daher trat er 1813 als Hauptmann in ruſſiſche Dienſte, ward Adjutant Tettenborn's (ſ. d. Art.) und begleitete dieſen während des ganzen folgenden Kriegs bis Paris. Hier erhielt er den Beruf in den preußiſchen Staatsdienſt und begleitete den Staatskanzler von Hardenberg über Berlin, wo er ſich verheirathete und durch dieſe Verbindung ſein größtes Lebensglück begründete, auf den Congreß nach Wien, ſchrieb hier im Auftrage Hardenberg's unter anderen eine Schrift über Sachſen, begleitete darauf nach der Rückkunft Napoleon's Hardenberg nach Paris (1815) und ward von hier als Geſchäftsträger nach Karlsruhe geſandt, wo er bald darauf Miniſter-Reſident ward, bis 1819 blieb und bei der baieriſch-badiſchen Frage ſehr thätig war. Nun ward er zum preußiſchen Miniſter bei den vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt, trat jedoch dieſen Poſten nicht an, da mancherlei Gründe, beſonders auch die damals ſchon leidende Geſundheit ſeiner Frau, ihm eine ſo weite Entfernung nicht wünſchen ließen. Er lebte hierauf größtentheils in Berlin anfangs in literariſcher Muße, dann in erneuter Geſchäftsthätigkeit, indem der Miniſter des Auswärtigen, Graf von Bernſtorff, ihm bedeutende Arbeiten ſeines Departements übertrug. An den ſeit 1827 erſcheinenden „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik" hatte er gleich bei der Gründung entſchiedenen und thätigen Antheil. 1829 wurde ihm eine Sendung nach Caſſel und Bonn in churheſſiſchen Familienangelegenheiten, bei welchen Preußen vermittelnd eintrat, aufgetragen und der Churfürſt von Heſſen verlieh ihm bei dieſer Gelegenheit das Komthurkreuz erſter Claſſe des heſſiſchen Hausordens vom goldnen Löwen. Nach dem Ausbruche der Julirevolution erhöhte und verzweigte ſich ſeine Thätigkeit vielfach, die aber nach dem Zurücktritte des Grafen von Bernſtorff und nach dem Tode ſeiner Frau (im März 1833) bald gänzlich aufhörte. Er lebte ſeitdem in meiſt kränklicher Zurückgezogenheit zu Berlin und nur literariſche Thätigkeit beſchäftigt ihn noch. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Geſchichte der hamburger Ereigniſſe" (London 1813); „Geſchichte der Kriegszüge Tettenborn's" (Stuttg. 1814); „Deutſche Erzählungen" (Ebend. 1816); „Vermiſchte Gedichte" (Frankf. a. M. 1816); „Geiſtliche Sprüche des Angelus Sileſius" (Hamb. 1822); „Göthe in den Zeugniſſen der Mitlebenden" (Berl. 1823); „Biographiſche Denkmale" (Ebend. 1824—1830. 5 Bde.); „Zur Geſchichtſchreibung und Literatur" (Hamb. 1833); „Angelus Sileſius und St. Martin" (Berlin 1833); „Seydlitz's Leben" (Ebend. 1834); „Winterfeldt's Leben" (Ebend. 1835); „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (Ebend. 1833. 2. Aufl. 1834. 3 Bde.); auch gab er „Knebel's Nachlaß und Briefwechſel" (Leipz. 1836. 3 Bde.) zugleich mit Th. Mundt; „W. Neumann's Schriften" (Ebend. 1836. 2 Bde.); „Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgange und Briefwechſel" (Ebend. 1836. 2 Bde.) heraus. Angekündigt ſind von ihm „Das Leben der Königin Sophie Charlotte" und „Vermiſchte Schriften." — Seine Gemahlin, Rahel Antonie Friederike, geborne Levin Marcus, Schweſter Ludwig Robert's (ſ. d. Art.), eine der ausgezeichnetſten und geiſtreichſten deutſchen Frauen, geboren zu Berlin im Juni 1771, zeigte ſchon in früher Jugend einen reichen Geiſt, der ſich um ſo ungehinderter und reiner entwickeln

Digitized by Google

konnte, je weniger ihr Jugendunterricht auf positive Kenntnisse gerichtet war, und nach dem Tode des Vaters im Umgange mit Gelehrten und Künstlern im vollen Genusse der Kunst und Literatur sich veredelte. Diesen reinen geistigen Freuden widmete sie sich auch fortan mit völliger Hingebung trotz mancherlei Unfälle und Leiden, welche ihr begegneten, theilte nach dem unglücklichen Jahre 1806 ihre Thätigkeit zwischen geistigen Bestrebungen und gefühlvoller Sorge für die Wunden des unglücklichen Vaterlandes, nahm an allen Ereignissen der Zeit in Politik, Wissenschaft und Kunst den lebhaftesten Antheil und war eine der ersten deutschen Frauen, welche als Glieder des Wohlthätigkeitsvereins auftraten. Seit 1814 mit V. von Ense vermählt folgte sie ihm in seinen verschiedenen Aufenthaltsorten und sammelte überall einen Kreis der ausgezeichnetsten Männer und Frauen um sich. Zwar kränkelte sie schon seit 1820, doch hielt es sie nicht ab, zur Zeit der Cholera in Berlin (1831) überall, wo sie konnte, mit Rath und That beizustehen. Sie selbst starb zu Berlin den 7. März 1833. Ihre literarische Thätigkeit ist reich an Zahl und Inhalt, doch hat sie nie etwas für den Druck bestimmt; doch hat ihr Gemahl in den oben angeführten Schriften ihren hohen Werth zu allgemeiner verdienter Anerkennung gebracht. 16.

Varro, Name mehrerer ausgezeichneten Männer des alten Roms, von denen wir jedoch nur die zwei berühmtesten nennen: 1) Marcus Terentius V., ward geboren 116 v. Chr., in einer Zeit, wo griechische Bildung nach Rom wanderte und jeder hochaufstrebende Geist fand, wonach er begehrte. Den wärmsten Antheil nehmend an den politischen Verhältnissen seiner Zeit verlebte V. nach Römerart seine früheste Jugend im Felde, ward bald zu öffentlichen Würden erhoben, schloß mit Cicero einen engen Freundschaftsbund, mußte aber auch mit diesem als dessen Anhänger, nachdem Octavius die Oberhand gewonnen hatte, als 70jähriger Greis sein Vaterland verlassen und ins Exil wandern. Unter Augustus aber kehrte er nach Rom zurück, konnte sich jedoch nur noch eine kurze Zeit des Ruhmes freuen, mit dem er fortan bei seinen Zeitgenossen beehrt wurde. Als wissenschaftlich gebildeter Mann dagegen ist V. einer der vielseitigsten, die Rom jemals sah. Verrathen auch seine Schriften Mangel an Geschmack und bisweilen Vernachlässigung der Form der Darstellung, so sind sie doch redende Zeugen von der umfassenden Gelehrsamkeit des Verfassers und von seiner bewunderungswürdigen Kenntniß in den verschiedensten Fächern der Wissenschaft, Sprachstudium, Kritik, Geschichte, Ökonomie, Philosophie, Chronologie; überall war er gleich ausgezeichnet und leuchtet als wissenschaftlicher Heros seines Zeitalters. Leider sind uns viele seiner Schriften verloren gegangen. Der Sage nach soll der Papst Gregorius VII. des V. Schriften haben verbrennen lassen, um die Ehre des Kirchenvaters Augustinus zu retten, der viel aus V.'s Schriften entnommen hatte. Der alten Akademie ergeben schrieb er mehrere rein philosophische Schriften, von denen sich jedoch nur die Titel erhalten haben, z. B. „De cultu deorum", „rerum humanarum antiquitates etc.", die jedoch bei Vielen nicht so hochgeschätzt wurden als seine Satyren, worin er auf originelle Weise poetische Form mit Prosa mischte, um mit der Ironie des Menippus (daher die Satyre des V. „Satyra Menippea" genannt) das Treiben im Leben und auf dem Gebiete der Literatur und Philosophie darzustellen. Unsterblichen Ruhm aber erwarb sich V. durch seine die catonische Zeitrechnung verdrängende neue Ära (varronische Zeitrechnung), die seit Claudius die herrschende wurde und nach welcher Plinius, Tacitus, Dio Cassius ꝛc. rechnen, ferner durch seine Werke „De lingua romana" (ursprünglich 24 Bände; jetzt nur noch 4—9 vorhanden) und durch sein in einfacher und verständlicher Dialogform und mit Sachkenntniß geschriebenes Werk „De re rustica" (3 Bde.). An die Bearbeitung des letztern ging er erst als 80jähriger Greis, erscheint aber in demselben auch als geläutertes Genie. Eine Ausgabe der Fragmente des V. besorgte

Digitized by Google

Aug. Popma (Franecker 1591); die Ed. pr. seines Werks „De ling. rom.“ erschien in Rom 1471. Die neuesten Ausgaben sind von Spengel (Berlin 1826), C. Gottfr. Müller (Leipz. 1833. 8.); auch befindet sich das Werk in den Sammlungen der römischen Grammatiker. Die Ed. pr. des Werks „De re rust.“ erschien (Venet. 1472. Fol.), am Besten in der Ausgabe der „Scriptores rei rusticae“ von Schneider (Saxo). Gesammtausgaben seiner Werke erschienen zu Paris 1569 (3. Ausg. 1581), zu Leyden 1601, Dortrecht 1619. — 2) Marcus Terentius V. Atacinus, sogenannt wegen seines Geburtsorts, des Fleckens Atax, in Gallia Narbonensis, war einer der bekanntesten römischen Dichter zur Zeit des Julius Cäsar, obschon Horatius ihn nicht eben als Dichter erhebt. Er verfaßte ein Werk „De bello sequanico“ und übersetzte die „Argonautica“ des Apollonius Rhodius, wovon uns jedoch nur wenig Bruchstücke erhalten worden sind. Sein Hauptverdienst besteht, wie sich aus den Fragmenten schließen läßt, in einer gewählten Sprache. Die Fragmente selbst aber finden sich in der Sammlung von Stephanus. — Vergl. auch Ruhnk. epist. crit. p. 199 — 201. Quintil. 10, 1, 87 und Wernsdorf poet. lat. min. T. I. p. 154 sqq. 20.

Varus (Quintilius), ein durch eine unglückliche Schlacht gegen die Deutschen historisch berühmt gewordener Römerfeldherr zur Zeit des Augustus, zeichnete sich, im Jahre 13 v. Chr. mit Tiberius zum ersten Male Consul, schon damals als habsüchtiger und herrschsüchtiger Mann aus, ging dann als Proconsul in die Provinz Syrien, kehrte von da nach einem Jahre zurück und erhielt nun 6 n. Chr. den Oberbefehl der römischen Armee gegen die Deutschen im Norden, die zu wiederholten Malen sich von der römischen Herrschaft loszumachen gesucht hatten. Bei ihm befand sich der Cheruskerfürst Hermann (s. d. Art.). V. lebte zwar in sorgloser Ruhe in seinem Standlager an der Weser und verwaltete, von 3 Legionen umgeben, das Land nach römischer Weise wie ein unumschränkter Fürst; die heimliche Feindschaft der Cherusker gegen die Römer wurde aber bald eine offene bei einem andern deutschen Volke, das westlich von der Weser wohnte und sich zu einem Aufstande erhob. V. sah sich daher genöthigt, sein Standlager zu verlassen und im Sept. des Jahres 9 nach dem Rheine zu aufzubrechen, um diesen Aufstand sobald als möglich zu unterdrücken. Die Cherusker unter Arminius begleiteten ruhig den prahlenden V. bis in den teutoburger Wald (s. d. Art.). Hier aber kehrten sie, schon längst erbittert, in Verbindung mit den Marsern und Bructerern, plötzlich die Waffen gegen die Römer und begannen mit V. jene ewig denkwürdige und blutige Schlacht. Nach einem dreitägigen fürchterlichen Kampfe unter dem heftigsten Sturme und Platzregen, in den Waldschluchten auf dem Wege nach Aliso zu, waren die 3 schönsten Legionen vernichtet und V. stieß sich, keine Rettung erblickend, das Schwert eigenhändig in seine Brust. 20.

Vasall, s. Lehn.

Vasari (Giorgio), ein berühmter Künstler und Kunsthistoriker, geb. 1512 zu Arezzo, war im Anfange ein Schüler des Luca Signoretti und des Andrea del Sarto und ging von diesen zum Michel Angelo über, nach dem er sich in der Folge ganz bildete. Der Cardinal Ippolito de' Medici rief ihn nach Rom und wurde der Begründer seines Glücks; später diente er dem Papste Clemens VII. und dem Herzoge Alexander von Florenz, nach dessen Ermordung er vom Jahre 1553 an unabhängig für den Großherzog Cosmo I. arbeitete. Auf seine Verwendung wurde im Jahre 1561 zu Florenz eine Malerakademie gegründet, aus der mehrere berühmte Meister hervorgegangen sind. V. genoß zu seiner Zeit als Maler und als Baumeister eines ausgebreiteten Rufes; als ersterer würde er höher zu schätzen sein, wenn seinen Pinsel nicht der Tadel einer zu großen Flüchtigkeit träfe und das Blendende einer reichen Composition und der allerdings großartige Charakter seiner Fi-

guren den Mangel an Wahrheit ersetzen könnte. Einige seiner besten Gemälde sieht man in dem alten Palaste und in mehreren Kirchen von Florenz. Größeres Verdienst hat er sich als Baumeister, indem er unter anderen großen Gebäuden das Haus Degli Uffizj in Florenz aufführte, ein bleibenderes als Verfasser des Werkes: „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti" erworben. Dieses Werk, welches er auf Antrieb des Cardinals Farnese und unter theilweiser Mitwirkung des Paul Jovius und Annibale Caro unternahm, behandelt die Geschichte der Malerei, Sculptur und Architektur, vorzüglich in Toscana, von Cimabue bis auf des Verfassers Zeiten herab. Es erschien zuerst zu Florenz 1550 (2 Bde. 4.) und vermehrt (1568. 3 Bde. 4.); von den späteren zahlreichen Ausgaben ist die von Giovanni Bottari mit Anmerkungen besorgte (Rom 1759. 3 Bde.) hervorzuheben. V.'s Werk ist sowohl wegen seines geschichtlichen als artistischen Inhalts äußerst schätzbar, hinsichtlich des Styls jedoch weniger ausgezeichnet. Manche Irrthümer, die er sich vornehmlich in Bezug auf ältere Künstler hat zu Schulden kommen lassen, können ihm, da sein Werk das erste dieser Art war, weniger hoch angerechnet werden, als die entschiedene Vorliebe und Parteilichkeit, die er für seine Landsleute an den Tag legt und die ihn verhindert, den Verdiensten anderer nicht toscanischer Künstler volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Außerdem hat man von V. einen „Apparato per le nozze del Principe Don Francesco", der seinen Werken beigedruckt ist, und „Ragionamenti sopra le invenzioni da lui dipinte in Firenze nel palazzo de' Medici insieme coll' invenzione della pittura da lui cominciata nella Cupola" (Firenze 1586. 4.), welche jedoch von Einigen seinem Neffen beigelegt werden. 83.

Vasco de Gama, s. Gama.

Vase, s. Urne.

Vater, lat. pater; franz. père; engl. father, ist Jeder, welcher in Vereinigung mit einem Weibe ein Kind erzeugt hat, gleichviel, ob dieses in ehelichen oder außerehelichen Verhältnissen geschah; doch gestaltet sich das Verhältniß in beiden Fällen verschieden. Bei Eheleuten wird rechtlich die Vaterschaft allemal vermuthet, sobald ein Kind später als 181 Tage nach eingegangener und nicht über 10 Monate nach getrennter Ehe geboren wird (s. Schwangerschaft), und nur ganz triftige Beweise können dieselbe aufheben; bei unehelichem Beiwohnen dagegen gelten zwar dieselben Termine, doch sind hier die Gesetze meist gelind und nach französischen Gesetzen darf der Erweis der Vaterschaft und Klage gegen den unehelichen V. gar nicht geführt werden; auch in Preußen und Sachsen darf die Behörde nicht nach dem V. fragen, wenn die Mutter es nicht ausdrücklich anzeigt. In Bezug auf Ernährung und Erziehung des Kindes ist der uneheliche V. nur zu nothdürftiger Unterstützung verpflichtet (s. Alimente) und braucht seiner im Testamente nicht zu denken (s. Unehelich), der eheliche V. dagegen ist verbunden, sein Kind zu einem nützlichen Staatsbürger heranzubilden und ihm wenigstens den Pflichttheil des Erbes auszusetzen. Dafür hat aber der uneheliche V. auch gar keine Gewalt über sein Kind, während die väterliche Gewalt des ehelichen sehr groß ist; doch mehr nach römischem Rechte, als nach deutschem. Dort nämlich war sie früher ganz unbeschränkt und erhielt nur nach und nach Einschränkungen, hier hingegen war sie mancherlei Gesetzen unterworfen; die Grenzen der jetzigen väterlichen Gewalt sind daher durch Vermischung beider Rechte bestimmt, der V. theilt sie aber zum größten Theile auch mit der Mutter, nur die Nutznießung des besondern Vermögens der Kinder steht dem V. allein zu. Die verschiedenen Gesetzgebungen haben jedoch in dieser Hinsicht vielfach verschiedene Bestimmungen und besonders haben die Staaten die väterliche Gewalt in Bezug auf Bestrafung und Behinderung der Kinder zu einzelnen Bestrebungen verschiedentlich eingeschränkt; selbst die Erlaubniß zu heirathen kann nur aus ganz triftigen Gründen von den Eltern versagt werden. 30.

Digitized by Google

Vater (Johann Severin), bekannt als Theolog und Sprachforscher, ward den 27. Mai 1771 zu Altenburg geboren, besuchte das Gymnasium daselbst und seit 1790 die Universität Jena und 1792 Halle, wo er sich 1795 habilitirte, und ging 1796 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena zurück. Aber schon 1800 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen nach Halle, ward von da 1809 nach Königsberg versetzt, kam 1820 nach Halle zurück und starb daselbst den 16. März 1826. — V. war ein gründlicher Sprachkenner und Theolog, vorzüglich im Fache der Kirchengeschichte, und ein äußerst thätiger Schriftsteller, als welcher er besonders die philosophische und vergleichende Grammatik, die hebräische Philologie und die Kirchengeschichte gefördert hat; doch fehlte es ihm an ächt philosophischem Scharfblicke und seine sprachlichen Arbeiten bilden daher mehr Materialiensammlungen als gründliche Verarbeitungen des Stoffes. Unter seinen Schriften nennen wir: „Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik" (2. Aufl. Leipz. 1817); „Principien einer allgemeinen Sprachlehre" (Halle 1804); „Pasigraphie und Antipasigraphie" (Weißenfels 1799); „Archiv für Ethnographie und Linguistik" (Weim. 1807); „Analekten der Sprachkunde" (Leipz. 1820—1821); „Commentar über den Pentateuch" (Halle 1802—1805. 3 Bde.); „Henke's Kirchengeschichte 7.—9. Thl." (Braunschw. 1825); „Synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte" (Halle 1824); Fortsetzung von Adelung's „Mithridates" (1809—1816). Außerdem gründete er das „Jahrbuch der häuslichen Andacht" (Halle 1819 ff.) und schrieb hebräische, polnische, russische, deutsche u. a. Grammatiken, so wie er das „Journal für Prediger" und „Kirchenhistorische Archiv" herausgab. 16.

Vatican, s. Rom.

Vatismenil, ein französischer Staatsmann, trat nach Zurücklegung seiner juristischen Studien während Napoleon's Herrschaft als Advocat auf, wurde nach dem Jahre 1814 zum Kronanwalt ernannt, verfolgte in dieser Stellung alle Preßvergehen mit unerbittlicher Strenge, setzte sich aber dadurch dem Hasse und Spotte der Liberalen aus, wurde alsdann zum Generaladvocaten ernannt und übernahm unter dem Ministerium Martignac das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Von jetzt an neigte er sich mehr zum Liberalismus hin, ließ Geistlichen und Jesuiten weniger Schutz angedeihen, als sein Vorgänger Frayssinous, nahm die neueren Sprachen als Unterrichtsgegenstände in die Collegien auf, setzte den Schullehrern Medaillen aus, wurde aber schon 1829 unter dem Ministerium Villèle von Montbel verdrängt, der mehr im absolutistischen Sinne regierte. Seit der Julirevolution blieb er ohne Anstellung und konnte auch bis jetzt keinen Platz in der Deputirtenkammer erlangen. 81.

Vauban (spr. Wobang) (Sebastien le Prestre de), Marschall von Frankreich, ein großer Ingenieur Frankreichs, wurde 1653 geboren und nahm im 17. Lebensjahre bei dem spanischen Heere in Frankreich unter dem Prinzen Condé Kriegsdienste; da er aber bald gefangen wurde, so trat er in französische Dienste über. In Folge seiner ausgezeichneten Talente gelangte er bald zu den ersten militairischen Würden. Vorzugsweise glänzte sein Genie in der Befestigungskunst und er zeichnete sich aus bei den Belagerungen der Festungen St. Menehould (1653), Stenai (1654), und als Befehlshaber (1658) bei den Belagerungen von Grävelingen, Ypern und Oudenaarde. Nach dem pyrenäischen Frieden (1659) leitete er den Bau neuer und die Vervollkommnung älterer Festungen und brachte die Fortification auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Mehr als 300 Plätze sind unter seiner Leitung befestigt und 53 Festungen belagert worden; er selbst ist aber nie in den Fall gekommen, die Vertheidigung einer Festung zu commandiren. Im Jahre 1668 wurde er Gouverneur von Lille (Ryssel), dessen Befestigung man für

Digitized by Google

sein Meister verk hält, und im Jahre 1669 wurde er zum Generalcommissair sämmtlicher französischen Festungen ernannt. Nach dem nimwegener Frieden legte er den berühmten Hafen von Dünkirchen an, eroberte 1683 Luxemburg, erhielt 1689 den Oberbefehl an der flandrischen Küste und 1703 den Marschallsstab. Er starb 1707 in Paris. Seine Befestigungssysteme sind noch unter dem Namen von Vauban's Manier bekannt, von denen wir 3 verschiedene Arten besitzen. Man schreibt ihm ein sehr geschätztes Werk über „Fortification" zu und er war auch Statistiker und Arithmetiker. Er soll Verfasser des Werkes: „Projet d'une dixième royale" (Par. 1704) sein, welches indeß Andere dem Boisquillebert zuschreiben und in welchem eine bis dahin nicht gemachte Berechnung des Flächeninhalts und der Bevölkerung Frankreichs enthalten ist. 61.

Vaucanson (spr. Wocangsong) (Jacques de), ein ausgezeichneter französischer Mechaniker, geb. zu Grenoble den 24. März 1709, erwarb sich durch seine künstlichen und sinnreichen Automaten auch im Auslande bedeutenden Ruhm. Zuerst verfertigte er eine Ente von Messing, welche alle Bewegungen einer lebendigen Ente macht, das ihr vorgestreute Futter verschlingt und es auf dem gewöhnlichen Wege verdaut wieder von sich gibt; dann einen provençalischen Schalmeipfeifer und 1738 den berühmten Flötenspieler. Dieser letztere ist eine Figur in gewöhnlicher Mannshöhe, welcher auf einem Piedestale sitzt, in dem ein Triebwerk und Blasebälge angebracht sind, durch welche der Wind in die verschiedenen Theile der Maschine geleitet wird, so daß sich die Lippen und Finger des Flötenspielers ganz regelmäßig bewegen. Aber nützlicher als diese ist die berühmte Seidenmühle, welche er zu Aubonas und an anderen Orten zu wohlfeilerer Bereitung des Eintrags (organsin) eingeführt hat. Auch erfand er einen Stuhl, auf welchem ein Kind die schönsten lyoner Zeuche verfertigen konnte. Er starb den 21. November 1782. 26.

Vaucluse (spr. Voclühs), lat. vallis clausa, heißt ein enges Felsenthal in der Nähe von Avignon, in welchem aus einer Höhle die Quelle der Sorgue entspringt und sich über mehrere Felsen herabstürzt. Das hier liegende Dorf ist besonders durch Petrarca's Aufenthalt berühmt, weßhalb es auch einem ganzen Departement den Namen gegeben hat. 37.

Vaudeville (spr. Wod'wil) nennt man eigentlich ein leichtes Lied (Volkslied), das öffentlich gesungen wird und gewöhnlich komischen oder auch satyrischen Inhalts ist. Die Tagsgeschichte bietet meist den Stoff. Über die Ableitung des Namens ist man bis jetzt nicht im Reinen. Einige leiten es von Vau de Vire, einem Thale der Normandie, oder dem Städtchen Vaux-de-Vire, wo der normännische Dichter Olivier Basselin im XIV. Jahrh. die Thorheiten seiner Zeit in geistreichen Spottliedern gegeißelt haben soll, her. Aus diesen nach dem Orte ihrer Entstehung sogenannten Vau de Vire wurde später Vaux de toutes les villes und nach und nach Vaudevilles. Andere erklären es durch Vau-de-ville, ein Gesang, der durch die Stadt von Mund zu Mund geht. Man könnte also V. durch Gassenhauer übersetzen, wenn dieser Ausdruck nicht den Begriff des Niedrigen und Gemeinen mit einschlösse. Das V. verlangt eine gefällige, leicht singbare und mittheilbare Melodie; es besteht meist aus mehreren Strophen (couplets), von denen jede in den letzten Versen den Hauptgedanken des Liedes mit entsprechenden Variationen enthält. — Ferner nennt man V. ein kleines Schauspiel oder Singspiel (Liederspiel) heiterer Gattung, in welches kleine Lieder von der Art der Vaudevilles eingeflochten sind. Diese Gattung dramatischer Dichtung (comedies-vaudevilles), in welcher Witz und Satyre vorherrschen, machte in Frankreich großes Glück und schon 1791 wurde zu Paris ein Vaudevilletheater (théâtre du vaudeville) errichtet. Anfangs endeten diese Dramen nur mit einem V., von welchem jede mitspielende Person eine dem Charakter, den sie im Laufe des Stückes

Digitized by Google

entwickelt hatte, entsprechende Strophe sang. Später wurden solche Stücke ganz mit Liedern durchflochten. Viele französische Dichter haben sich in dieser Gattung des Dramas, welche übrigens dem Fortkommen guter Tragödien und Komödien nicht selten hinderlich ist, versucht; die neuesten und beliebtesten Vaudevilledichter sind Scribe und Melesville, deren meist nicht sehr gehaltreiche Werke auch auf den deutschen Bühnen nicht ohne Beifall gesehen werden. Die Versuche deutscher Dichter (Angely, Blum, von Holtei, Bäuerle, Castelli) im V. sind nicht sehr gelungen zu nennen. (Vergl. Heiberg, „Über das Vaudeville", Kopenh. 1826. 8.) 66.

Vaudoncourt (spr. Wodongcūr) (Guillaume de), französischer General, geb. zu Wien 1772 von französischen Eltern und in Berlin erzogen, ward 1786 nach Frankreich geschickt, um dort seine militairische Bildung zu vollenden, da ihn Friedrich der Große für das preußische Ingenieurcorps bestimmt hatte. Beim Ausbruche der französischen Revolution trat aber V. in ein Bataillon Freiwilliger als Lieutenant ein (1791), das er während der Feldzüge von 1792 und 1793 als Bataillonschef befehligte. In der Schlacht bei Pirmasenz (10. Oct. 1793) wurde er sechsmal verwundet und gefangen, aber 1794 wieder ausgewechselt, zur italienischen Armee versetzt und zum Major der Artillerie der cisalpinischen Republik ernannt (1797); doch war er 1799 und 1800 wiederum bei dem französischen Generalstabe der Artillerie und wurde zum Obersten befördert. 1801 erhielt er den Oberbefehl über die Artillerie der italienischen Republik, legte Arsenale und Fabriken für diesen Dienstzweig an, begleitete den Marschall Massena während des Feldzuges von 1805 und ward 1807 nach der Türkei gesandt, um die Armee des Ali Pascha zu organisiren. Auf seinen Posten zurückgekehrt wurde er 1808 und 1809 General. Im Feldzuge von 1809 begleitete er den Vicekönig von Italien und wurde nach der Eroberung von Raab (22. Juni) Gouverneur dieses Platzes. 1812 ward er in Wilna gefangen, kam 1814 nach Frankreich zurück und war während der 100 Tage Inspector der Nationalgarde von Metz, mußte aber nach der zweiten Restauration Frankreich verlassen und begab sich nach München, wo ihn der Prinz Eugen mit Auszeichnung empfing. 1821 ging er nach Piemont, um für Italiens Unabhängigkeit zu fechten, wurde auch zum General en Chef der constitutionellen Armee ernannt, sah sich aber bald genöthigt, seinen Posten aufzugeben und floh nach Spanien. Durch den Einmarsch der Franzosen auch aus diesem Lande, wo er sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, vertrieben floh er nach England, erhielt jedoch 1825 die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, blieb aber ohne Anstellung. Da er ohne Vermögen war, beschäftigte er sich mit Schriftstellerei. Er schrieb: „Geschichte der Feldzüge Hannibal's" (Mailand 1812); „Memoiren über den Feldzug in Rußland von 1812" (Par. 1815); „Politische und militairische Denkwürdigkeiten über die jonischen Inseln und Epirus" (London 1816); „Geschichte der Feldzüge in Italien von 1813 und 1814" (München und London 1817); „Geschichte des Krieges der Franzosen in Deutschland während des Jahres 1813" (Par. 1819); „Briefe über die politische Lage Spaniens in den Jahren 1821 — 1823" (Lond. 1824); „Geschichte der Feldzüge von 1814 und 1815 in Frankreich" (Par. 1826); „Politische und militairische Geschichte des Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien" (Ebend. 1827). Auch hat er eine Charte des türkisch-griechischen Kriegsschauplatzes herausgegeben. 25.

Vauquelin (spr. Wok'läng) (Nikolaus Ludwig), einer der berühmtesten Chemiker Frankreichs, Ritter der Ehrenlegion und des heiligen Michael und fast aller gelehrten Gesellschaften Mitglied, ward geboren den 16. Mai 1760 zu Hébersot in der Normandie und ging 1780 nach Paris, um seine in Rouen angefangenen Studien der Chemie und Pharmacie fortzusetzen. Fourcroy erwählte ihn 1783 zu seinem Gehülfen bei Anfertigung chemischer Präparate. 1793 ging er als erster

Digitized by Google

Pharmaceut an das Militairhospital zu Melun, wurde aber nach einem Jahre zurückberufen und zum Inspector des Bergbaues ernannt. Später wurde er Lehrer der Chemie am polytechnischen Institute, dann an Darcet's Stelle Professor der Chemie am Collège de France. Er nahm seine Entlassung als Bergbauinspector, um dagegen die Direction der neu errichteten Specialschule der Pharmacie zu übernehmen. Nach Brogniart's Tode erhielt V. die Professur der Chemie am Jardin des Plantes und nach Fourcroy's Tode (1811) in der medicinischen Facultät. Im Jahre 1822 wurde V. nebst Jussieu, Dubois, Lallemand u. A. in Ruhestand versetzt. Er starb im November 1829. V. hat zahlreiche Abhandlungen geschrieben, welche in den verschiedenen chemischen und physikalischen Zeitschriften erschienen, auch eine Schrift unter dem Titel: „Manuel d'essayeur" (Par. 1812). 26.

Vaux (spr. Wō) (Thierry, Baron de), berühmter östreichischer Artilleriegeneral, ward den 4. Juni 1748 zu Petit-Failly in Lothringen geboren und auf der Militairschule zu Sedan gebildet und trat 1768 als Cadet in das Ingenieurcorps zu Brüssel, avancirte bis 1778 zum Oberlieutenant, als welcher er den baierschen Erbfolgekrieg mitmachte und den Bau einiger Verschanzungen und nach dem Frieden den Bau mehrerer Werke an der Festung Theresienstadt in Böhmen leitete, avancirte hierauf zum Capitain, ward 1788 wegen seiner Tapferkeit vor Dubitza Major und erhielt 1789 wegen seiner ausgezeichneten Bravour bei der Belagerung Belgrads, wo er, obwohl schwer verwundet, die Eröffnung der Laufgräben leitete, und vor Türkisch-Czettin den Maria-Theresienorden und ward in den Freiherrnstand erhoben. Nach geschlossenem Frieden ward er Localgeniedirector zu Prag, ging aber nach dem Ausbruche der französischen Revolution mit zu der Rheinarmee und zeichnete sich so aus, daß er zum Obristlieutenant und 1796 zum Obersten ernannt ward. Jetzt setzte er Ingolstadt in Vertheidigungsstand, leitete die Belagerung von Kehl und darauf von Hüningen, ward kurz hinter einander Generalmajor und Feldgeniedirector und nahm an allen Ereignissen der Feldzüge von 1799 und 1800 den entschiedensten Antheil. Nach dem Frieden ward er Generalgeniedirector bei der Armee des Erzherzogs Johann, leitete 1805 das Genieweſen bei der italienischen Armee, bekam 1806 ein Regiment, ward 1807 Feldmarschalllieutenant und 1809 Generalgenieprodirector der östreichischen Armee, gerieth aber bei der Übergabe Wiens in französische Gefangenschaft, ward jedoch bald ausgewechselt und zum interimistischen Generalcommandanten von Wien ernannt, avancirte 1813 zum Feldzeugmeister, ward 1817 wirklicher geheimer Rath und starb zu Wien den 4. April 1820. 16.

Vecelli, s. Tiziano.

Vedas, s. Sanskritliteratur.

Vedetten nennt man die von den Wachttrupps, Feldwachten der Vorposten einer lagernden oder cantonirenden Truppenabtheilung, Corps ꝛc. um sich her ausgestellte Kette von Schildwachten, so daß sich Niemand unbemerkt hindurchschleichen könne. 26.

Vedūta (ital.) ist Aussicht, Ansicht, und wird vorzüglich in den zeichnenden Künsten gebraucht. 9.

Veen (das hohe), franz. les hautes fanges, ist der Name der Hochebene, ein Zweig der Ardennen, welche sich im preußischen Regierungsbezirke Aachen zwischen Malmedy, Eupen, Montjoie und Prüm ausbreitet. Sie steigt sanft an, bis zu 2200', ist ohne hervorragende Bergkuppen, eine wahre Ebene, dabei aber öde und unfruchtbar, ohne Bäume und Gesträucher, nur von Dorfmooren durchzogen, die sich mehrere Meilen weit erstrecken und den armen Einwohnern der Gegend den einzigen Erwerbszweig gewähren. Aus den Moräſten gehen die Flüsse Roer, Weeze, Helle, Inde ꝛc. hervor. 37.

Digitized by Google

Vega (Garcilaso de la), s. Garcilaso.

Vega (Georg, Freiherr von), ein berühmter Ingenieur und Artilleriſt, geb. 1754 in Sagoritza, einem krainiſchen Dorfe, ſtudirte auf dem Lyceum zu Laibach und zeigte bald hervorſtechende Talente. Bald darauf ward er kaiſerlich königlicher Navigationsingenieur, trat dann als Officier in die öſtreichiſche Artillerie, wurde Unterlieutenant und Lehrer der Mathematik beim zweiten Feldartillerieregimente und erhielt bei Errichtung des Bombardiercorps als Hauptmann die Stelle eines Profeſſors der Mathematik. Er machte den Feldzug gegen die Türken und 1797—1799 gegen die Franzoſen mit, zeichnete ſich dabei aus, erhielt den Maria-Thereſienorden und avancirte bis zum Obriſtlieutenant empor. Den 26. Sept. 1802 war V. von einem Müller beraubt und in die Donau geſtürzt worden, wo man ihn todt fand. Um die Verbreitung der mathematiſchen Wiſſenſchaften hat er ſich viele Verdienſte erworben und ſeine mathematiſchen Vorleſungen (Wien 1786—1790. 4 Bde. 3. Aufl. 1802 und ſeitdem mehrmals) ſind ſowohl im In- als auch im Auslande mit vielem Beifalle aufgenommen worden. Noch größern Ruhm verſchafften ihm ſeine „Logarithmentafeln" (Wien 1783. 3. Aufl. Leipz. 1814. 2 Bde.). Außerdem ſchrieb er noch: „Logarithmiſch-trigonometriſches Handbuch" (Leipz. 1793. 5. Aufl. 1820); „Thes. logarithmorum completus" (Lips. 1794. Fol.); „Anleitung zur Zeitkunde" (Wien 1801); „Natürliches Maß-, Münz- und Gewichtsſyſtem" (Wien 1803). — V. war vieler gelehrten Geſellſchaften Mitglied, wurde 1800 in den Freiherrnſtand erhoben und 1802 unter die Landſtände des Herzogthums Krain aufgenommen. 26.

Vega Carpio (Don Lope Felix de), der Vater der ſpaniſchen Bühne, am 25. Nov. 1562 zu Madrid geboren, ſoll ſchon, wie man erzählt, als Schulknabe ein wunderſames Talent zur Poeſie gezeigt haben. Von ſeinem ſchwärmeriſchen Geiſte zeugt ſchon der Entſchluß, dem elterlichen Hauſe zu entfliehen, um die Welt zu ſehen. Er kam aber nur bis Aſtorga, von wo er nach der Hauptſtadt zurückgebracht wurde. Seine Eltern ſtarben, noch ehe er ſeine Schulſtudien beendigt hatte, und nur durch die Unterſtützung des Generalinquiſitors und Biſchofs von Alcala, Don Geronymo Maurique, der ihn liebgewonnen hatte, konnte er zu Alcala ſeinen philoſophiſchen Curſus abſolviren. Von Alcala kam er nach Madrid zurück und trat als Secretair in die Dienſte des Herzogs von Alba. Um dieſe Zeit ward er der Leſewelt durch ſeine „Arcadia", ein dem Sannazar nachgebildetes Schäfergedicht, bekannt, ward aber zugleich dadurch in Händel verwickelt. Ein Edelmann, der ſich über ſeine Gedichte luſtig gemacht hatte, ward von ihm in einer beleidigenden Satyre derb abgewieſen und, als von deſſen Seite eine Herausforderung folgte, gefährlich verwundet. Der Dichter mußte nach Valencia flüchten, wo er mehrere Jahre von ſeiner Familie getrennt lebte. Kaum war er nach Madrid zurückgekommen, als ihn der Tod ſeiner Gattin in neue Betrübniß verſetzte. Mißmuthig nahm er auf der berüchtigten unüberwindlichen Flotte, welche gegen England ausgeſendet wurde, Dienſte und dichtete während der Fahrt ſein romantiſches Epos: „Die ſchöne Angelica." Das Schickſal der Flotte ging ihm ſehr zu Herzen, obſchon er ſelbſt wohlbehalten nach Madrid zurückkam (1590). Er nahm nun wieder eine Secretairſtelle an, verheirathete ſich zum zweiten Male und lebte einige Jahre als glücklicher Hausvater. Als ihm der Tod bald darauf wieder ſeine Gattin und einen ſeiner Söhne entriß, nahm er, um den Freuden dieſer Welt zu entſagen, die Prieſterweihe, ohne ſich jedoch in ein Kloſter einzuſchließen. Er ſcheint ſich von nun an ausſchließend der Poeſie gewidmet zu haben. Seine unerhörte Erfindungsgabe, ſein Talent, richtig und größtentheils auch gut gebaute Verſe in allen Sylbenmaßen, zu denen ſich die ſpaniſche Sprache bequemt, mit derſelben Leichtigkeit wie fließende Proſa zu ſchreiben, machten ihn bald in ganz Spanien berühmt; Cervantes, der übrigens die frivole Unregelmäßigkeit der Dramen Lope's de Vega

Digitized by Google

tadelt, nennt ihn ein Naturwunder. Der Dichter kannte und achtete wohl die Regeln der antiken Poesie, hielt sie aber nicht anwendbar für seine Zeit und für seine Nation. „Wer heut zu Tage", sagt er selbst in seiner Abhandlung über die Kunst, Komödien zu machen („Arte nueva de hazar comedias"), „nach den Regeln der Kunst dichten wollte, würde ohne Ruhm und Belohnung sterben; denn die Gewohnheit vermag mehr als die Vernunft über die, welche selbst keine Einsichten haben. Ich habe mich einige Male in meinen Schriften zu den Regeln dieser so wenig gekannten Kunst bequemt, da ich mich aber bald überzeugte, daß das Volk und besonders die Frauen nur Ungewöhnliches und Sonderbares sehen wollten, so kam ich zu der herkömmlichen barbarischen Gewohnheit zurück; und sobald ich jetzt eine Komödie zu machen habe, lege ich alle Regeln unter Schloß und Riegel; ich jage Terenz und Plautus aus meinem Zimmer, daß sie mir die Wahrheit nicht in die Ohren schreien, und dichte einzig und allein in der Weise, welche den Beifall des Volkes erregen kann; denn das Volk bezahlt und man muß es also nach seinem Willen bedienen." Von diesem Grundsatze ausgehend übergab der Dichter seine Verse, so wie sie der Feder entströmten, seinen Bewunderern. Er versah das spanische Theater mit mehr denn 2000 neuen Schauspielen, von denen aber kaum 300 durch den Druck aufbewahrt wurden. Die Directoren drängten ihn nicht selten mit Ungestüm und oft war er in solchen Fällen in 3—4 Stunden mit einem Schauspiele fertig. Der baare Gewinn des Dichters war eben so groß als sein Ruhm; er soll sogar einmal ein Vermögen von 100000 Dukaten beisammen gehabt haben; da er aber in seiner Freigebigkeit gegen Arme und Nothleidende keine Grenzen kannte, so hinterließ er nur ein sehr geringes Vermögen. Die Bewunderung, welche man dem „spanischen Phönix", wie Lope de V. von seinen Zeitgenossen genannt wurde, zollte, war allgemein. Das geistliche Collegium zu Madrid, in welches er sich hatte aufnehmen lassen, erwählte ihn zu seinem Vorsteher (capellan mayor); Urban VIII. verlieh ihm das Malteserkreuz und den Titel eines Doctors der Theologie und ernannte ihn zugleich zum apostolischen Kammerfiscal. Das Volk bewies ihm seine Huldigung allenthalben, wo es ihn zu Gesicht bekam. Gegen das Ende seines Lebens neigte sich der Geist des Dichters zur Frömmelei, sein Genie erlosch und sein Körper ward so schwach, wie seine Seele. Man glaubt sogar, daß er durch strenge Bußübungen seine Tage verkürzt habe. Er starb am 26. Aug. 1635. Lope de V. ist vielleicht der fruchtbarste Dichter, der je gelebt hat. Bei Weitem nicht Alles, was er schrieb, wurde gedruckt. Man schätzt die Anzahl seiner gedruckten Verse auf 21300000; man hat ferner berechnet, daß er während seines Lebens 133225 Bogen Papier müsse beschrieben und jeden Tag 900 Zeilen Verse oder Prosa zu Stande gebracht haben. Die Natur, sagt Bouterwek, müßte selbst zum Wunder geworden sein, wenn Lope de V. bei dieser Flüchtigkeit im Dichten und Reimen etwas in irgend einer Art Vollkommenes hervorgebracht hätte. Aber das Ihrige hat die Natur an ihm gethan; denn auch in den rohesten, incorrectesten und zum Theil geschwätzigsten Werken dieses Dichters lebt ein poetischer Geist, den keine methodische Kunst erreichen kann. Und dieser poetische Geist ist zugleich so national, so durchaus spanisch, daß man, ohne durch genaue Bekanntschaft mit anderen, besonders älteren spanischen Dichtern, auf Lope de V. vorbereitet zu sein, weder seine Vorzüge, noch seine Fehler in ihrem Zusammenhange verstehen oder empfinden kann. Deßwegen war er in einem so eminenten Grade der Mann des Volks und der Großen seiner Nation zu seiner Zeit; deßwegen wurde er in der Folge fast immer einseitig oder falsch beurtheilt. Für die dramatische Poesie war Lope de V. geboren; in allen übrigen Gattungen dichtete er entweder nur fleißig mit oder brach auf eine so unvollkommene Art eine neue Bahn, daß sein Beispiel fast schlimmer als keines war. Aber als dramatischer Dichter hat er die spanische Komödie im eigentlichen Sinne des Worts, wenn gleich nicht erfunden, doch durch seine unerschöpfliche Phantasie und

Digitized by Google

durch die fliegende Leichtigkeit seiner lebendigen Darstellungen zu dem gemacht, was sie blieb. Alle spanischen Schauspieldichter, die auf ihn folgten, traten, bis der französische Geschmack das Genie aus dieser Sphäre verscheuchte, in Lope de V.'s Fußtapfen; sie verfeinerten nur sein Werk. Die historischen oder heroischen Stücke (comedias heroycas) des Lope de V. sind größtentheils aus der Landesgeschichte genommen; nur sehr selten wählt er ausländische Stoffe. In der Art der Composition sind sie alle völlig gleich; Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts wird gar nicht berücksichtigt; eben so locker ist die Ausführung; Darstellung und Sprache sind bald kräftig, bald matt; bald edel, bald gemein; bald roh, bald cultivirt. Eines der besten dieser heroischen Stücke sind „Die Zinnen von Toro" („Las almenas de Toro"); hier sind alle Fehler und Vorzüge vortheilhaft vereinigt. Die Mantel- und Degenstücke (comedias de capa y espada) oder eigentliche Intriguenstücke sind das Feld, worauf sich der Dichter am Liebsten bewegt, ohne sich jedoch von den Regeln der Kunst im Geringsten beschränken zu lassen. Sinnreiche Verwikkelung ist ihm hier die Hauptsache. Eine Intrigue muß die andere durchkreuzen, bis, um dem Spiele ein Ende zu machen, die nicht mehr zu lösenden Knoten ohne Umstände zerhauen werden. Reflexionen und Klugheitsregeln werden, wie es der Gegenstand bietet, angebracht, nie aber eigentliche Moral. Der Dichter wollte das elegante Leben seiner Zeitgenossen zeichnen, wie er es kannte, nicht wie er es billigte; die Nutzanwendung überließ er ganz dem Zuschauer. Die ausschweifendsten Galanterien, mit und ohne Decenz, nur durch das Ehrgefühl ein wenig, durch kein moralische Ideen nie gezügelt, sind das belebende Princip dieser Schauspiele. Wo die Leidenschaften aufbrausen, stürmen sie mit spanischer Gluth zum Ziele, und wo sie schwärmerisch werden, sind sie unerschöpflich in altromantischen Tiraden und Spielen des grüblerischen Witzes. Die Charakterformen (obgleich freilich in fast allen Stücken dieselben) sind sehr getreu und natürlich. Stehende Personen sind in allen Schauspielen der Alte (vejete), der elegante Liebhaber (galan), das elegante Fräulein (dama), der Diener, das Kammermädchen und der Hanswurst (gracioso). Als zwei der vorzüglichsten dieser Intriguenstücke können gelten: „Das Landmädchen von Xetafe" („La villana de Xetafe") und „Die Wittwe von Valencia" („La viuda de Valencia"). Die geistlichen Komödien Lope de V.'s bieten ein seltsames Gemisch von wahrer römisch-katholischen Frömmigkeit und von widersinniger Phantasterei, veredelt durch die kühnsten Züge wahrer Poesie, und haben eine opermäßige Erfindung, berechnet auf Coulissenkünste und auf einen theatralischen Apparat, der alle Sinne bezaubern sollte. Die Lebensläufe der Heiligen (vidas de santos) gehören zu den regellosesten Compositionen des Dichters. Allegorische Personen, Spaßmacher, Heilige, Bauern, Studenten, Könige, das Christuskind, Gott der Vater, der Teufel und was die wildeste Laune von heterogenen Wesen durch einander werfen mag, treten bunt durch einander als handelnde Personen auf. Einfacher und mit einer gewissen theologischen Cultur ausgeführt sind die Frohnleichnamsstücke (autos sacramentales). Da diese dem Volke nicht ganz verständlich sein konnten, so wurden sie durch die munteren Vorspiele (loas) und die burlesken Zwischenspiele (entremeses, saynetes), welche stets diese Autos begleiteten, entschädigt. Unter den übrigen sehr zahlreichen Werken Lope de V.'s sind noch zu nennen die epischen Gedichte: „Das eroberte Jerusalem" („Jerusalen conquistada") in 20 Gesängen, worin nur einzelne schöne Stellen hervorleuchten; „Die schöne Angelika" („La Hermosura de Angelica"), eine Fortsetzung des rasenden Roland's von Arioſto in 20 Gesängen; „Die tragische Krone" („Corona tragica"), eine versificirte Geschichte der unglücklichen Königin Maria Stuart; „Circe"; „Dragontea", worin der englische Admiral Drake als Held, aber (als Protestant) in sehr schlimmem Lichte figurirt, und die komische Epopöe: „Der Katzenkrieg" („La gatomachia"); ferner eine Menge Romanzen,

Digitized by Google

Sonette, geistliche Gedichte und Episteln. Sein „Lorbeer Apollo's" („Laurel de Apolo"), ein Lobgedicht auf viele, zum Theil längst vergessene spanische Dichter, ist eben so unbedeutend, als es seine Romane in Prosa: „Der Fremdling im Vaterlande" („El peregrino en su patria") und „Dorothea" und seine Novellen sind. Eine Gesammtausgabe aller Werke des Dichters, mit Ausnahme der Komödien, besorgte Fr. Cerda y Rico („Colleccion de las obras sueltas, assi en prosa, como en verso", Madr. 1776—1779. 21 Voll. 4.). Von den dramatischen Werken (comedias) hat man bis jetzt nur eine Gesammtausgabe von B. Grassa (Madr. y Zarag. 1604—1647. 25 Voll. 4.). Eine Übersetzung derselben, welche aber schwerlich beendigt werden wird, begann J. von Soden (Leipz. 1820. 8). Vergl. L. Holland's „Some account of the life and writings of Lope Felix de Vega Carpio and Guillen de Castro" (Lond. 1817. 2 Voll. 8.). 67.

Vegetabilien ist mit dem Worte **Pflanzen** (s. d. Art.) gleichbedeutend. Die Ärzte bedienen sich besonders häufig des Ausdrucks **vegetabilisch**, um damit z. B. die einem Patienten vorgeschriebene Kost, welche blos in dem Genusse von Brod und Gemüsen besteht und daher die vegetabilische Kost heißt, zu bezeichnen. Eben so spricht man auch in der Pflanzenchemie von vegetabilischen Bestandtheilen; in der Chemie überhaupt, so wie in der materia medica von vegetabilischen Säuren, im Gegensatze zu den thierischen und Mineralsäuren ꝛc. 21.

Vegetation, lat. vegetatio; franz. und engl. végétation, nennt man das Wachsthum der Pflanzen (s. d. Art.) oder das Pflanzenleben. — **Vegetationen** heißen auch in der Medicin kleine, verschiedenartig gestaltete Geschwülste, die am Gewöhnlichsten durch die Syphilis veranlaßt werden, sowohl auf der Haut, als den nicht sehr tiefen Gegenden der Schleimhäute zum Vorscheine kommen und die mehr die Dicke dieser häutigen Hüllen zu durchbohren, als von einem ungewöhnlichen Wachsthume der Falten oder Tuberkel, die sie in ihrem natürlichen Zustande darbieten, herzurühren scheinen. 7.

Vegetius. 1) **Flavius V. Renatus** war ein vornehmer Römer und Schriftsteller zur Zeit Valentinian's II., von dessen näheren Lebensverhältnissen aber uns nirgends eine Notiz geboten wird. Er schrieb eine „Epitome institutorum rei militaris l. V." an Valentinian II., ein Werk, dem zwar alle Selbständigkeit abgeht, das aber als Compilation aus verloren gegangenen Taktikern wohl zu berücksichtigen ist. Die ed. pr. erschien Oxon. 1468. Eine neuere Ausgabe besorgte Goder. Stewechius (Antv. 1585. 4. u. öft.), die neueste aber Exter und Embser (Straßburg 1801). Vergl. die „Veteres de re militari scriptores" (Paris 1585. Wesel 1670). — Eben so unbekannt hinsichtlich seines Lebens ist 2) **Publius V.**, der in barbarischer Sprache über Thierarzneikunde das Werk: „Digestorum artis mulomedicinae s. veterinariae" (4 Voll.) verfaßte, wovon die ed. pr. Basil. 1528. 4. und eine neuere Ausgabe von J. **Sambucus** (Bas. 1574. 4.) erschien. Vergl. **Schneider** (Saxo) in seinen „Scriptores rei rusticae", T. IV. 20.

Vehmgericht, Vehme, heilige Vehme, Fehme (velicium vemicum). Die Namensableitung dieses einst so furchtbaren Instituts ist verschieden, indem es nach Einigen von fahm, hoch, oberst (also oberstes oder Blutgericht), nach Anderen von fahen, fangen, ergreifen (weil es die Verbrecher überall faßte), herstammt und nach wieder Anderen von derselben Wurzel wie das isländische feimer (schnell) zu deriviren wäre. Den Ursprung setzen Manche in die Zeit Karl's des Großen, welcher es in Westphalen gegen die rebellischen und dem Christenthume so sehr abholden Sachsen angeordnet haben soll; Andere in die Zeit Heinrich's des Löwen (1182), wo es der Erzbischof von Köln, an den ein großer Theil der Länder fiel, die Heinrich der Löwe früher besessen hatte, der gänzlich darniederliegenden Rechtspflege halber, eingerichtet haben soll. Allerdings hatte der Erzbischof von

Köln, welcher als Herzog von Westphalen in dem Falle oberster Stuhlherr war, daß der Kaiser nicht zu den Wissenden gehörte, ein bedeutendes Gewicht und der Sage nach soll Erzbischof Engelbert (1216—1225) der erste Freigraf gewesen sein, welches beides zu obiger Annahme stimmen würde. Das Gericht bestand aus Wissenden, d. h. solchen Männern, die in ehrlicher christlicher Ehe geboren waren und sich eidlich verpflichteten, alles vor die Vehme Gehörige dieser zu berichten. Sie hießen auch Vehmgenossen und sollten nur auf westphälischer (rother) Erde in den Bund aufgenommen werden. Jeder Wissende (und ihre Zahl soll 100000 gewesen sein) erkannte den Bruder an gewissen Zeichen und war für die Vollziehung des Vehmgerichtsspruches verantwortlich. Aus ihnen wurden die Freischöppen, Vehmrichter, gewählt, zu denen der Freibote gehörte und in deren Freigerichte, Freiding, der Freigraf präsidirte. Vor dem letztern lagen Dolch und Strick, Symbole des Blutbanns, den er von seinem Freistuhle aus in seiner Freigrafschaft ausübte. Die Freigrafen standen unter Stuhlherren und dieser unter dem Kaiser, oder, wenn dieser kein Wissender war, unter dem Erzbischofe von Köln. Die Freigerichte waren öffentlich oder heimlich; erstere wurden bei Tage, unter freiem Himmel in Gegenwart des Volks, letztere zur Nachtzeit in Wäldern, Höhlen, Ruinen gehalten. Die Richter erschienen dabei unkenntlich und vermummt. Jeder Verbrecher erhielt durch einen Wissenden die Ladung dadurch, daß an seine Thür eine Schrift gehängt ward unter drei starken Schlägen und dem Abhauen dreier Späne, zum Zeichen der Gegenwart des Wissenden. Sechs Wochen 3 Tage hatte der Nichtwissende, das Doppelte der Wissende an Zeit zu seiner Vertheidigung. Erschien der Geladene zur bestimmten Zeit, so fand er an gewissen Kreuzwegen Wissende, die ihn zur Gerichtsstätte leiteten, wo er sich durch einen Eid von seinem Verbrechen reinigen konnte. Widerlegte diesen der Kläger durch einen Eid mit Eideshelfern, so konnte er diesen übersiebnen, d. h. durch einen Eid mit 6 Eideshelfern niederschlagen, und ward dieser durch 14 Gegeneideshelfer entkräftet und konnte er 21 Eideshelfer aufbringen, so ward er freigesprochen. Der nicht erschienene oder überwiesene Angeklagte ward vervehmt und jeder Wissende war dann verpflichtet die Execution zu vollstrecken. Dieß geschah durch Henken an einen Baum oder Ermordung durch den Dolch. Die Waffe, besonders gezeichnet, ward neben den Hingerichteten gelegt, zum Zeichen, daß er durch Vehmspruch gefallen war. Ward ein Verbrecher auf der That ertappt, so konnten ihn 3—4 Schöffen sogleich richten. Die Vehme gelangte zu großem Ansehen und die Kaiser beschützten sie lange, bis sie entartete, man ihren Sprüchen entgehen konnte, mehr und mehr beschränkt wurde und nach und nach von selbst verschwand. Vergl. P. Wigand, „Das Fehmgericht Westphalens" (Hanau 1825). 82.

Veji, eine der bedeutendsten von den 12 Städten des alten Hetruriens, auf einem hohen Felsen liegend und deßwegen schon strategisch wichtig und in der Geschichte berühmt durch eine Reihe von blutigen Kriegen, die es mit Rom und dessen Nachbarn führte. Sie galt schon längst vor Roms Aufblühen für eine der mächtigsten Städte Italiens und hatte, ehe Roms Adler über Italien ihre Flügel ausbreiteten, eine nicht unbedeutende Strecke Landes seiner Herrschaft unterworfen. Gleiche kriegerische Thätigkeit bewies V. daher auch, als das nahe Rom sich zu rühren anfing, obschon die ersten Feindseiligkeiten dieser beiden Städte gegen einander nur als Vorspiel zu den großen Kämpfen betrachtet werden können, die mit dem tragischen Falle der Fabier ihren Anfang nahmen. Trotz aller Anstrengung der Römer aber, die verhaßte Nebenbuhlerin zu unterwerfen, trotz aller Siege, die römische Feldherren über vejentische Truppen erfochten, so z. B. 479 der Consul Fabius, 477 der Consul Æmilius und 473 der Consul Manlius, erhielt sich doch V. Jahrhunderte hindurch seine politische Selbstständigkeit, wußte durch einen zu rechter Zeit geschlossenen Frieden die römischen Truppen, die Manlius schon vor Vejis

Digitized by Google

Thore geführt hätte, zu entfernen, ja es brachte im Jahre 426 einem römischen Heere eine so bedeutende Niederlage bei, daß der römische Senat nur in einem Kampfe der Verzweiflung seine Rettung erblickte. Neue geworbene römische Heeresmassen wälzten sich vor Vejis Mauren und 10 Jahre lang trotzte die Stadt der römischen Belagerungskunst, bis endlich Camillus, zum Dictator ernannt, 393 in die Stadt eindrang, in derselben ein furchtbares Blutbad anrichtete und alle noch verschont gebliebenen Einwohner als Sklaven verkaufte. Noch aber war die Statue der Juno, der Schutzgottheit der ausgeplünderten Stadt, in V. und der römische Aberglaube meinte, nur erst, wenn die Schutzgötter einer Stadt entfernt seien, wäre dieselbe als vollkommen unterworfen zu betrachten. Die Statue der Juno wurde daher nach Rom gebracht und auf dem aventinischen Hügel aufgestellt. Von Stunde an verfiel die Stadt und schon im II. Jahrh. vor Chr. war sie gänzlich verschwunden. An Vejis Stelle liegt jetzt das Örtchen Isola Farnese. 20.

Veillodter (Valentin Karl), berühmter Kanzelredner, am 10. März 1769 zu Nürnberg geboren, wurde in seiner Vaterstadt Pfarrer an der Ägidienkirche und später königlich baierischer Decan und Hauptpastor an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, wo er am 11. April 1828 starb. V. gehört zu den vorzüglichsten ascetischen Schriftstellern und Kanzelrednern Deutschlands, dessen Schriften mit großem Beifalle aufgenommen und zum Theil in mehreren Auflagen verbreitet worden sind. Die hauptsächlichsten sind folgende: „Predigten über freie Texte auf alle Sonn- und Festtage" (Leipz. 1799—1800. 2 Bde.); „Neue Predigten auf alle Sonn- und Festtage" (Nürnb. 1816—1817. 2 Bde.); „Predigten über auserlesene Stellen der Psalmen" (Nürnb. 1820. 2 Bde.); „Predigten über die Episteln des ganzen Jahres" (Leipz. 1806. 3 Bde.); „Predigten über die Evangelien des ganzen Jahres" (Leipz. 1810. 2 Thle.); „Predigten über Texte und Schriften des Apostels Johannes" (Nürnb. 1828. 2 Bde.); „Summarische Erklärung der Sonn-, Fest- und Feiertagsepisteln zum Vorlesen am Altare" (Leipz. 1808); „Sammlung biblischer Texte" (Nürnb. 1794); „Gebete am Morgen und Abend" (Nürnb. 1801. 2 Bde. N. Aufl. 1827); „Ideen über Leben, Tod und Unsterblichkeit" (Nürnb. 1824. 3. Aufl.); „An junge Christen bei der ersten Feier des Abendmahls" (Nürnb. 1815. 3. Aufl.); „Communionbuch für denkende Christen (Nürnb. 1822. 7. Aufl.); „Christliches Beicht- und Communionbuch für Landleute" (2. Aufl. 1815); „Lieder, Erzählungen und Fabeln für Kinder" (Nürnb. 1826. 4. Aufl.). Mit Scheibler und Hennings gab er heraus: „Allgemeine Chronik der 3. Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche" (Erf. u. Gotha 1819. 2 Bde.) und in Vater's „Jahrbuch der häuslichen Andacht" lieferte er mehrere werthvolle Beiträge. Anonym erschien von ihm: „Wie sehr die protestantische Kirche Ursache habe, es nie zu vergessen, sie sei ihr Dasein vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der wahren evangelischen Freiheit schuldig; eine veränderte Auflage der vom Dr. F. V. Reinhard den 31. Oct. 1800 gehaltenen Predigt" (Dresden u. Pirna 1801). Dieses Schriftchen enthält eine witzige und scharfsinnige Parodie der bekannten Predigt Reinhard's über die freie Gnade Gottes in Christo. 63.

Veitstanz, lat. chorea St. Viti; franz. chorée; engl. St. Vitus's dance, ist eine Nervenkrankheit, die im Hirne, zumeist aber im Rückenmarke ihren Sitz hat und Kindern und jungen Leuten, vorzüglich jungen Mädchen eigen ist. Die gewöhnlichste Gelegenheitsursache, die sie hervorruft, ist ein heftiger Schreck; doch kann sie auch durch Zorn, durch erlittenes Unglück, durch Würmer ꝛc. entstehen, so wie ihr auch am Allerhäufigsten eine krankhafte, gestörte Entwickelung des Körpers zu Grunde liegt, weßwegen sie so oft zur Zeit des Übergangs aus der Kindheit zum jugendlichen Alter, im 14.—16. Jahre, vorkommt. Die Erscheinungen, unter denen der V. auftritt, sind sehr merkwürdig und erregen allgemeine Aufmerksamkeit;

sie bestehen in einer fortwährenden, unfreiwilligen Bewegung gewisser Muskeln, so daß bald die Muskeln des Antlitzes, bald nur einer Seite desselben, bald eines oder beider Arme und Füße afficirt sind, wobei der Kranke beständig das Gesicht verzieht und Grimassen schneidet, den Kopf hin- und herdreht, die Arme auf- und niederhebt, mit den Füßen keinen Augenblick still stehen kann, bald blos herumtrippelt, bald beständig laufen oder springen muß, an den Wänden hinauf zu klettern versucht; dabei ist der Geist gewöhnlich stumpf, der Kranke redet nicht, kann zu keiner Beschäftigung angehalten werden, ist jähzornig, eigensinnig; sein Schlaf, in welchem seine Bewegungen ruhen, ist sehr leise, von Träumen unterbrochen; der Körper magert ab; der Appetit ist gering. Die Dauer der Krankheit ist verschieden, häufig erstreckt sie sich auf mehrere Monate; ihr Übergang ist entweder zur Genesung, oder sie läßt Epilepsie, Hysterie oder Wahnsinn zurück; endlich kann ihr auch ein abzehrendes Fieber und dadurch der Tod folgen. Die Heilung ist um so eher möglich, je früher Hülfe gesucht wird. Ist der V. Folge körperlicher Entwickelung, so kann es räthlich erscheinen, denselben, vorzüglich wenn er nicht gar zu heftig ist, unter Beobachtung einer gehörigen Diät einige Zeit sich selbst zu überlassen. — Der V. zeigte sich zuerst im Jahre 1373 in England und theilte sich von da im folgenden Jahre über Brabant und Niederdeutschland dem übrigen Europa mit. Er zeigte damals die auffallendsten Erscheinungen; nach mehreren Schriftstellern damaliger Zeit wären Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen schäumend und bewußtlos zu Boden gestürzt und wenn sie sich wieder bewegen konnten, hätten sie bis zur Ohnmacht tanzen müssen; es ergriff sie eine wahre Tanzwuth; sie liefen den Ihrigen davon, gesellten sich zu Ihresgleichen, liefen fast nackend, mit Blumen bekränzt, sich an den Händen haltend durch die Straßen und tanzten besonders in der Nähe von Kirchen und Wallfahrtsorten, bis sie niedersanken; wer ihnen aufmerksam zusah, wurde häufig von gleicher Wuth ergriffen. Diese Erscheinung nannte man St. V., nicht weil man St. Veit dabei eine Einwirkung zumaß, sondern weil der Ausbruch der Krankheit am Häufigsten in die Jahreszeit fiel, in welcher die Wallfahrten ihre Richtungen zu den Kapellen dieses Heiligen nahmen. Noch im Jahre 1520 befand sich zu Basel eine Weibsperson, mit welcher die Obrigkeit eigends bezahlte, roth gekleidete Leute tanzen ließ, bis sie endlich vor Entkräftung vom Tanze ablassen mußte, was jedoch erst nach einem Monate erreicht wurde. 39.

Velasco (Don Acisto Antonio Palomino y), als Maler und als Schriftsteller über Malerei rühmlichst bekannt, wurde 1653 zu Bajulance geboren. Er war fast zum Jünglinge herangewachsen, als er mit seinen Eltern nach Cordova ging, um Philosophie, Theologie und die Rechte zu studiren. Die so lange schlummernde Neigung zur Malerei erwachte hier in ihm durch den Anblick einiger trefflicher Gemälde und bestimmte ihn, sich unter der Leitung des Don Juan de Valdes der Kunst zu widmen, ohne deßhalb die gelehrten Studien ganz aufzugeben. Mit Don Juan de Alfaro ging er nach Madrid, um die dortigen Gemälde berühmter Künstler zu studiren; als dieser starb, vollendete er einige von ihm angefangene Gemälde. Durch seinen Freund, den Kammermaler Careño, wurde ihm der Auftrag, die Gallerie del Cierzo zu malen, und er entledigte sich dieses Auftrags so gut, daß ihm der König im Jahre 1688 die Würde eines königlichen Malers und nicht lange nachher den damit verbundenen Gehalt ertheilte. Er war sehr fleißig und hat eine zahllose Menge von Gemälden hinterlassen; die werthvollsten befinden sich zu Madrid, Valencia und Salamanca. Er hatte genaue Kenntniß der Mathematik und Architektur; seine Zeichnung ist daher richtig, auch sein Colorit angenehm und lebhaft, die Composition sinnreich. V. starb im Jahre 1726, nachdem er ein Jahr vorher in einen geistlichen Orden eingetreten war. Außer einigen anderen Schriften besitzen wir von V. ein Werk über Malerei unter dem Titel:

Digitized by Google

„El museo pictorico y escala optica“, wovon der erste Theil 1715, die beiden letzten aber zu Madrid im Jahre 1724. Fol. erschienen. Der dritte Theil (auch unter dem besondern Titel: „El Parnaso Español pintoresco laureado etc.“), welcher die Biographien der spanischen Maler enthält, ist am Wichtigsten. Das Werk ist zwar nicht, wie das von Vasari, beurtheilend; auch sind viele Nachrichten, da sie ohne kritische Prüfung aus mündlicher Überlieferung aufgenommen wurden, falsch und die Zeitangabe oft verwirrt und unrichtig; dennoch heben diese Mängel die sonstigen Verdienste des Werks von V., die in manchen sehr wichtigen, anderswoher nicht bekannten Notizen bestehen, keineswegs auf. 83.

Velasquez (Louis Johann), ein spanischer Geschichtschreiber, erwarb sich besonders durch seine „Origennes de la poesia Española“ (Malaga 1754. Deutsch mit Anmerkungen von Joh. Andr. Dieze, Götting. 1769), durch die „Conjecturas sopra las Medallas di los Reyes Godos y Suevos de España“ (Malaga 1759) und die „Annales de historia de la nacion Espannola desde el tiempo mas remoto hasta la entrada de los Romanos“ (Malaga 1759. 4.) bleibende Verdienste. Er starb im Jahre 1772. 81.

Velasquez de Silva (Don Diego), geb. 1599 zu Sevilla, wurde von seinem Vater zum Gelehrten bestimmt, entschied sich aber späterhin für die Malerei, deren Anfangsgründe er in der Schule des Francisco Herrera erlernte. Von diesem begab er sich zu Francisco Pacheco, bei dem er fünf Jahre blieb. Im Jahre 1623 nahm ihn der König in seine Dienste; seine Leistungen befriedigten diesen so, daß er ihn in demselben Jahre zum Kammermaler ernannte. V. fühlte ein so großes Verlangen, zu seiner Vervollkommnung die Werke der größten italienischen Meister zu studiren, daß er den König um die Erlaubniß zu einer Reise nach Italien anging, die er nebst einem ansehnlichen Reisegelde auch erhielt. Er reiste 1627 zuerst nach Venedig und copirte hier einige Gemälde von Tizian, Tintoretto und Paul Veronese; am Längsten verweilte er zu Rom, wo ihn das Studium der Werke des Michel Angelo und Raphael fesselte. Im Jahre 1631 kehrte er über Neapel nach Spanien zurück. Als man den Plan faßte, in Madrid eine Akademie der zeichnenden Künste zu gründen, wurde V. im Jahre 1648 nach Italien gesandt, theils um geschickte Künstler anzuwerben, theils auch um Gegenstände der Kunst anzukaufen. Auf dieser Reise wurde er mit den berühmtesten Künstlern der damaligen Zeit bekannt; die Akademie San Luca in Rom ehrte ihn durch die Ernennung zu ihrem Mitgliede. Sein Aufenthalt in Italien hatte kaum ein Jahr gedauert, als er vom Könige den Befehl zur Rückreise erhielt. Die Errichtung einer Akademie in Madrid unterblieb, die Verdienste von V. aber wurden durch die Würde eines Aposentador mayor belohnt, der im Jahre 1658 die Erhebung in den Ritterstand folgte. Geehrt und betrauert starb V. im Jahre 1660. — V. nahm anfangs allein die Natur zu seinem Muster und suchte in einer getreuen Nachahmung derselben, sowohl in Zeichnung als Colorit, die höchste Aufgabe. Allein durch späteres Studium italienischer Meister ging er von dieser sklavischen Nachahmung ab und brachte mehr Geist und Freiheit in seine Gemälde. Nach dem Urtheile von Mengs kann er als das reinste Muster des natürlichen Styls angesehen werden. In der Schönheit des Colorits steht er dem Tizian nach, übertrifft ihn aber durch die meisterhafte Behandlung des Helldunkels und der Luftperspective. Zu den berühmtesten seiner Gemälde, die fast alle in Spanien geblieben sind, gehören: „Der Wasserträger“, aus seiner frühesten Periode; „Die Familie“; mehrere Bildnisse von Philipp IV. und Marianna von Östreich; „Die Empfängniß Mariä“ und ein heiliger Johannes zu Sevilla ꝛc. Von seinen Schülern erwarben sich den ausgezeichnetsten Ruf Juan de Pareja, genannt el Esclavo, und sein Schwiegersohn Juan Bautista Martinez. 83.

Velde (Adrian van der), ein vortrefflicher Landschaftsmaler, war ein Schüler

Digitized by Google

des berühmten Wynants und wurde 1639 zu Amsterdam geboren. In mehrere Gemälde seines und anderer Meister hat er die Figuren hineingemalt. Sein Pinsel ist markig und sein Colorit lebhaft und glänzend. Man besitzt von ihm eine ansehnliche Zahl von Werken, obgleich er schon frühzeitig (1672) starb. — Jesaias van der V. lebte 1626 zu Haarlem, 1630 zu Leyden und ist als vorzüglicher Schlachtenmaler bekannt geworden. — Wilhelm van der V. (vielleicht ein Bruder des Vorhergehenden) wurde 1610 zu Leyden geboren und starb 1693 in England. Als Jüngling machte er mehrere Seereisen und fand auf diese Weise Gelegenheit, sich in der Schiffsbaukunst gründlich zu unterrichten. Mehrere Seetreffen, die er zeichnete, machten ihn in Holland bekannt; durch die Darstellung der Seeschlacht zwischen der holländischen und englischen Flotte unter Ruyter und Monk 1666, die er auf Befehl der Generalstaaten unternahm, verbreitete sich sein Ruhm auch nach England. Karl II. rief ihn zu sich und setzte ihm einen jährlichen Gehalt von 100 Pfd. Sterl. aus, den er nach dessen Tode auch von Jakob II. erhielt. Seine Werke sind sämmtlich mit der Feder entworfen und meisterhaft auf Papier, Pergament oder grundirter Leinwand ausgeführt. — Wilhelm van der V., zum Unterschiede von seinem Vater der Jüngere genannt, wurde 1633 zu Amsterdam geboren. Er erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und vervollkommnete sich darauf in der Schule des Simon de Vlieger. Sein Vater ließ ihn späterhin zu sich nach England kommen und bewirkte auch für ihn eine Anstellung vom Könige. Seine Seestücke, die er meistentheils selbstständig, theilweise auch nach den Zeichnungen seines Vaters in Ölfarben verfertigte, sichern ihm in dieser Art der Malerei eine der ersten Stellen. Er starb 1707 im 74. Jahre. — Cornelius van der V., nach Einigen ein Bruder, nach Anderen ein Sohn des Letztern, lebte 1710 in London und hat, wie der ältere Wilhelm van der V., vortreffliche mit der Feder ausgeführte Seestücke hinterlassen. 83.

Velde (Karl Franz van der), einer der beliebtesten deutschen Romanschriftsteller, am 27. Sept. 1779 zu Breslau geboren, erhielt in den Schulen seiner Vaterstadt die erste gelehrte Bildung und widmete sich dann auf der Universität zu Frankfurt an der Oder der Jurisprudenz. Nach Beendigung seiner Studien ward er Auscultator zu Breslau, 1804 Stadtgerichtsdirector zu Winzig, 1814 Stadtgerichtsassessor zu Breslau, 1818 Stadtrichter zu Zobten und 1822 Justizcommissair und Notar im Departement des Oberlandesgerichts zu Breslau, wo er am 6. April 1824 starb. Van der V. begann seine schriftstellerische Laufbahn mit kleineren Arbeiten für Journale und mit dramatischen Versuchen; da aber diese wenig Beifall erhielten, wandte er sich ganz dem Romane zu und ward bald der Lieblingserzähler Deutschlands. Seine Erzählungen und Romane („Erzstufen", „Prinz Friedrich", „Die Eroberung von Mexico", „Der Malteser", „Die Lichtensteiner", „Die Wiedertäufer", „Die Patrizier", „Guido", „Arwed Gyllenstierna", „Das Liebhabertheater", „Der böhmische Mägdekrieg", „Christine und ihr Hof", „Das Horoscop", „Die Gesandtsschaftsreise nach China") erwarben ihm den Namen des deutschen Walter Scott, doch herrscht bei ihm mehr der Roman als die trockene Geschichte vor, auch übertrifft er den englischen Novellisten an Lebendigkeit der Handlung und des Vortrags. Man kann ihn als zwischen diesem und Fouqué, dem man aber unbedenklich mehr Poesie zugestehen darf, stehend betrachten. Er wählt, sagt W. Menzel, seine romantischen Gegenstände eben so oft in der Sagenwelt, als in der historischen Zeit, was zum Beweise dienen mag, daß es ihm weniger um die Genremalerei geschichtlicher Beschreibungen, als um ein wirklich ächtes poetisches Interesse zu thun ist, welches letztere er auch in historischen Darstellungen geltend zu machen weiß. Er beschäftigt die Phantasie auf eine angenehme Weise und wir dürfen ihn in jeder Hinsicht einen guten Erzähler nennen. Obgleich redselig, wie es einmal die Erzähler sein müssen, fällt er doch nie in die

Digitized by Google

unerträgliche Breite der Engländer und deutschen Walter Scotte, und besonders ist an ihm zu loben, daß er die Mährchenwelt oder romantische Vorwelt nicht blos als müßige Decoration zur Seite und in den Hintergrund stellt und den Vordergrund mit einem ganz modernen Liebespaare und Zubehör anfüllt, wie so viele historische Romanschreiber thun. „Sämmtliche Werke, herausgegeben von K. A. Böttiger und Th. Hell", Dresden 1825 ff. 25 Bde. 8. Die „Abendzeitung" verdankte ihren frühern Schwung hauptsächlich den Beiträgen van der V.'s. — Seine Tochter, **Bertha**, geb. 1811, seit 1834 an den Bürgermeister Richter in Breslau verheirathet, dem sie aber schon 1835 im Wochenbette starb, hat sich ebenfalls als Erzählerin bekannt gemacht. Ihre Schriften sind gesammelt unter dem Titel: „Novellen" (Leipz. 1831—1832. 2 Bde.); außerdem schrieb sie: „Prinz Wilhelm von Hessen" (Bunzlau 1833). 67.

Veldeck (Heinrich von), s. Heinrich.

Velinpapier, s. Papier.

Veliten waren bei den Römern eine Art leichtbewaffneter Soldaten, welche zuerst im zweiten punischen Kriege von Fulvius Flaccus eingerichtet wurden und nur mit Bogen, leichten Wurfspießen, Schleudern und kleinen Schilden versehen waren. Sie hatten ganz die Kampfweise der jetzigen Tirailleurs, wurden bei schneller Fortbewegung von den Reitern hinten auf die Pferde genommen und kämpften auch zuweilen zwischen den Reihen der Reiter. Seit Marius ward der Name V. ungebräuchlich, indem der Ausdruck Antesignani dafür aufkam. In der neusten Zeit wird er noch bei dem ungarischen berittenen Aufgebote gebraucht, wovon jedem Husarenregimente ein Theil beigegeben wird, und eben so hießen die Voltigeurs der Franzosen zuweilen V. 37.

Vella (Giuseppe), ein berüchtigter literarischer Betrüger, um das Jahr 1750 auf der Insel Malta geboren, widmete sich theologischen Studien und ward Capellan des Malteserordens. Mit dem arabischen Dialekte, der jetzt noch auf Malta gesprochen wird, vertraut war es ihm möglich einen literarischen Betrug, der ihm nicht nur großes Ansehen, sondern auch bedeutenden Vortheil brachte, auszuführen. Er gab nämlich vor, während seines Aufenthalts zu Palermo (1782) in der Abtei des heil. Martin eine arabische Handschrift, welche die Correspondenz zwischen den arabischen Statthaltern Siciliens und ihren Gebietern in Afrika enthalte, ferner eine andere, in welcher die wichtigsten auf die Herrschaft der Normannen in Sicilien bezüglichen Documente vereinigt seien, und eine dritte, durch welche die verlorenen Bücher des Livius in einer arabischen Übersetzung gerettet seien, entdeckt zu haben. Alfonso Airoldi, Erzbischof von Heraklea und Richter der apostolischen Legation auf Sicilien, welchen V. von dem Funde in Kenntniß setzte, unterstützte den Betrüger auf jede mögliche Weise und erbot sich zur Bestreitung aller zur Herausgabe der angeführten Werke nöthigen Kosten. Zuerst erschien als Übersetzung aus dem Arabischen der „Codice diplomatico di Sicilia sotto il governo degli Arabi" (Palerm. 1789—1792. 5 Voll. 4.) und später, als man Zweifel über die Ächtheit dieser Urkunden äußerte, auch der erste Band der angeführten Correspondenz unter dem Titel: „Kitab divan Mesr; Libro del consiglio di Egitto" (Palermo 1793 Fol.). Schon hatte man mit dem Drucke des zweiten Bandes begonnen, als J. Hager, ebenfalls ein gelehrter Marktschreier, auf einer Reise nach Sicilien den Betrug entdeckte und der Welt bekannt machte. Es wurden nun von mehreren Seiten Untersuchungen angestellt und gefunden, daß der Originaltext nicht die gewöhnliche Schriftsprache, sondern der verdorbene arabische Dialekt auf Malta sei und daß die Namen in dem ebenfalls bekanntgemachten neuentdeckten Livius ganz anders geschrieben seien, als es bei den Arabern gewöhnlich ist. Olaus Tychsen erklärte die von V. vielgepriesene Inschrift eines alten Ringes, den man für den Ring des Königs Roger ausgab, für einen gewöhnlichen Spruch aus dem

Digitized by Google

Koran. V. wurde nach Entdeckung des unverschämten Betrugs seiner Stellen entsetzt und zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Er starb um das Jahr 1824. (Vergl. J. Hager's „Nachricht von einer literarischen Betrügerei", Erlang. 1799. 8.) 66.

Vellējus Paterculus, einer der besseren Schriftsteller aus der römischen Kaiserzeit, geb. 19 vor Chr., stammte aus Neapel, kam frühzeitig nach Rom, wurde hier Freund des Sejanus, begleitete den Tiberius fast in allen Feldzüge und ward in Folge dessen praefectus equitum und zuletzt Prätor in Rom. Von seinem Werke: „Historia romana" haben sich nur noch Fragmente erhalten; doch erscheint der Verfasser in denselben als feingebildeter, talentvoller Weltmann, der in gelungener Nachahmung älterer Historiographen und in reiner Sprache in seinem Werke das Staatsleben auf eine seiner Zeit wohlangemessene Weise fast ganz zurücktreten läßt und die Geschichte des Staats dafür in die Geschichte seiner großen Zeitgenossen hineinzuflechten sucht, obschon er durch diese Schmeichelei gegen Tiberius und Sejanus sich als kaiserlichen Historiographen kundgibt. V. starb um 31 nach Chr. als Anhänger Sejan's nach dessen Sturze unter der Hand des Henkers. Die ed. pr. seines Geschichtswerkes erschien von Rhenanus herausgegeben Basil. 1520. Fol. Die besten Ausgaben aber sind von Lipsius (Antv. 1607), Burmann (Lugd. 1719. 2. ed. 1744. 3 Voll.), Ruhnkenius (Lugd. 1779. 2 Voll.) und C. H. Frotscher (Lips. 1830). Gute Übersetzungen sind von Fr. Jacobs (Leipz. 1793) und von Strombeck (Braunschw. 1826). 20.

Velthem (Johann), ein um die deutsche Bühne verdienter Mann, von dessen Lebensumständen wir aber nur sehr dürftige Nachrichten haben, brachte um das Jahr 1688 eine Schauspielergesellschaft aus Studenten zu Leipzig, wo er selbst studirt hatte, zusammen und suchte seine Darstellungen zuerst nach den Regeln der Kunst, die den bisherigen Acteurs, meist zusammengelaufenem Gesindel, völlig unbekannt waren, zu ordnen. Zu Berlin, Hamburg, Nürnberg, Breslau, Frankfurt am Main, Leipzig und an anderen Orten, wo er Vorstellungen gab, ward ihm der allgemeinste Beifall. Mit ihm begann die seither verachtete Schauspielkunst Achtung zu gewinnen. Er selbst war aus reiner Liebe zur Kunst Schauspieler geworden. Seine Kenntnisse scheinen nicht gering gewesen zu sein; wenigstens war er in mehreren neueren Sprachen und sogar im Spanischen, welches damals nur selten erlernt wurde, bewandert. Er übersetzte viel (so wird ihm die Übersetzung der Lustspiele Molière's, Nürnberg 1694. 4 Bde. 8., zugeschrieben), ahmte noch Mehreres nach und hatte besonders eine große Geschicklichkeit, in jedes Stück, mochte es nun angelegt sein, wie es wollte, den Hauswurst hineinzubringen, welchen sich das deutsche Publicum um keinen Preis nehmen ließ. Es wäre sehr zu wünschen, daß über das Leben und Wirken dieses in der Geschichte des deutschen Theaters bedeutenden Mannes mehr Licht verbreitet würde. 67.

Veltlin (zusammengezogen aus Val Tellina) begreift im weitesten Sinne die ganze Landschaft Oberitaliens, welche das Thal der Adda von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Einflusse in den Comersee bildet, im engern Sinne nur den mittlern Theil derselben, so daß man die Landschaft Bormio im Nordosten und Chiavenna (Kläven) im Westen als besondere Theile annimmt. Es ist ein äußerst fruchtbares, von hohen Bergen begrenztes Thal, welches seit dem Mittelalter häufig der Zankapfel der oberitalischen Staaten und Schweitzercantone gewesen ist, bis es in der neuern Zeit zu dem lombardisch-venetianischen Königreiche geschlagen worden ist und dessen Delegation Sondrio bildet. 37.

Vendée (spr. Wangdeh), Vendéekrieg. Wenige Länder bieten so viele Vortheile für den kleinen Krieg dar, als die in den Zeiten der französischen Revolution so bekannt gewordene V. Der östliche Theil derselben, le Boccage genannt, besteht größtentheils aus niedrigen Hügelreihen, zwischen denen sich schmale, selten größere Thäler hindurchziehen. Das überaus viele Buschholz hemmt jede weite

Digitized by Google

Aussicht und die Ähnlichkeit aller Gegenden in der V. vermehrt die Gefahr der Verwirrung. Da nun überdieß der Ackerbau nicht beträchtlich ist und die meist an Abhängen gelegenen Wiesen mit lebendigen, gewöhnlich 7—8 Fuß hohen Hecken umzäunt sind, wenige Heerstraßen das Land durchziehen und die Ortschaften klein sind, ja nur aus wenigen Häusern bestehen, so ist leicht zu ermessen, mit welchen Nachtheilen in diesen Gegenden Linientruppen gegen die Eingeborenen Krieg führen müssen. Nicht minder gefährlich ist dieß in der südlichen V., le Marais genannt. Hier ist zwar das Erdreich sehr fruchtbar, aber Canäle und Dämme durchschneiden das Land, Sümpfe treten hindernd entgegen und die nahe gelegenen Inseln Noirmoutier, Bouin, Dieu, Le Chevaux ꝛc. bieten mannigfache Vortheile und Schlupfwinkel. Es ist daher wohl natürlich, daß es den regulairen Truppen der französischen Republik sehr schwer ward, in einem solchen Lande selbst gegen übelbewaffnete Landleute zu siegen; denn ihnen erlaubte die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes nicht ihre Vorzüge der Taktik und Disciplin geltend zu machen, während sie ihren Gegnern den unberechenbaren Nutzen gewährte, den Feind allaugenblicks unvermuthet überfallen, sich eben so schnell gegen alle Verfolgung gedeckt zurückziehen und zerstreuen und, sobald es die Noth erforderte, sich wieder an einem beliebigen Punkte ungehindert versammeln zu können. Dadurch wurde im Falle des Sieges dieser den Truppen der Republik fast unnütz, da sie denselben nie gehörig verfolgen konnten, eine Niederlage aber doppelt gefährlich, weil sie den Muth des Feindes erhöhte, seine Kräfte und Mittel vergrößerte. Die Gelegenheitsursache, durch welche der Aufstand der V. scheinbar herbeigeführt wurde, war die vom Convent im Jahre 1793 angeordnete Soldatenaushebung, der eigentliche Grund dazu aber lag viel tiefer; er beruhte im Charakter, in der Bildung und Leitung der Vendéeeinwohner. Zu diesen nämlich waren noch nicht jene Ansichten gekommen, durch welche allein die französische Revolution den ausgezeichneten Charakter empfangen hat, der sie von jeder ähnlichen Begebenheit so weit abscheidet. In diesem Landstriche Frankreichs mischte sich noch in wunderbarer Weise die tiefste Unwissenheit mit der höchsten Anhänglichkeit an Adel und Priesterschaft und die unerschütterlichste Liebe für den König. Es war also den Priestern wie den Edelleuten sehr leicht, bei den gewaltsamen Ereignissen jener Tage die Gemüther der Landleute besonders aufzuregen, zumal in diesen ein kräftiger Haß gegen die Städte wohnte, in welchen theilweise mindestens die neuen Ideen vielfachen Anklang fanden. Mehrmals waren daher schon Ausbrüche des Unwillens in Volksbewegungen laut geworden, die jedoch immer wieder rasch und glücklich unterdrückt wurden, bis endlich die eben berührten Werbungen die Gelegenheit zu einem kräftigen, nachhaltenden Aufruhre gaben. Mehrere Tage lang ertönten die Sturmglocken, bald waren mehrere hundert Dorfschaften vereinigt, welche (den 10. März 1793) die weiße Fahne entfalteten und als Vertheidiger der Religion und Wiederaufrichter des Königthums auftraten. Angeführt von einem Fuhrmanne, Namens Cathelineau, eroberten sie, nur mit Sensen, Mistgabeln, Hacken und Stöcken bewaffnet, eine Kanone, schlugen 100 Mann gegen sie ausgesendete Linientruppen und besetzten die kleine Stadt Chollet. Dieser Sieg ermunterte die Kämpfer, bald gesellten sich geschickte Anführer zu ihnen und ihre Masse wuchs mit jedem Tage. Als hierauf der Convent den General Berruyer gegen die Empörer schickte, ward dieser am 13. April bei les Aubiers von La Roche Jacquelin gänzlich geschlagen und mußte sich auf das rechte Ufer der Loire zurückziehen. Dieser Tag war für die Sache der V. von großen Folgen; denn Alles strömte nun zu den Fahnen der katholischen Armee, wie sich die Aufgestandenen nannten. Bald waren die Vendéer reichlich mit Kanonen, Flinten und Munition versehen und wurden nun ihren Gegnern in der That furchtbar. Glücklicher hatte unterdessen Boullard gegen Charette gefochten, welcher sich zum Anführer der Insurgenten in Marais aufgeworfen hatte. Aller Anstrengungen ungeachtet hatten

Digitized by Google

hier die Vendéer das Feld nicht halten können, verloren sogar gegen den Oberst Beisser die Insel Noirmoutier und schienen gänzlich zu unterliegen. Um diese Zeit gelang es der auf 20000 Mann angewachsenen Armee der östlichen V. Bressaire zu nehmen, Thouars zu erobern und den General Quetineau mit seinem Corps und 12 Kanonen gefangen zu nehmen. Nach diesem Siege eilte man Charette zu Hülfe, schlug bei la Chalaignerai 3000 Republikaner und griff den General Chalbos, obschon unglücklich, bei Fontenoy an. Hier verloren die Royalisten 16 Kanonen. Indessen entmuthigte sie dieser Schlag nicht; bald versammelten sie sich wieder und lieferten dem Generale Chalbos auf derselben Wahlstadt ein zweites Treffen, worin sie 40 Kanonen eroberten und gegen 3000 Gefangene machten. Nun folgte ein Sieg auf den andern. Am 6. Juni schlug Laroche die Republikaner bei Vihiers, am 7. bei Concourson, am 8. bei Montreuil und eroberte kurz darauf Saumur. 80 Kanonen und 10000 Gefangene waren die Früchte dieser wenigen Tage. Auch Charette hatte mit Glück gefochten und hatte am 11. Juni die Stadt Machecoul erobert und in dieser 18 Kanonen und die gesammte Munition erbeutet. Jetzt fand der Convent es angemessen ernstere Maßregeln zu ergreifen. Zwei Armeen unter den Generalen Biron und Canclaux sollten die Empörung unterdrücken, die immer furchtbarer anwuchs. Es gelang auch, die Royalisten bei Nantes, welches sie zu stürmen gedachten, völlig zurückzuschlagen, wobei einer ihrer größten Verluste war, daß Cathelineau, ihr bisheriger Chef, durch eine Kugel getödtet fiel (29. Juni 1793). Sie zogen sich demnach zurück und die Republikaner errangen mehrere Vortheile; allein am 4. Juli ward der General Westermann bei Chatillon überfallen und mußte sich nach dem Verluste seines ganzen Gepäcks und 11 Kanonen eiligst zurückziehen. In dieser Zeit nahm der Krieg den Charakter gegenseitiger Grausamkeit an, der so viel Blut gekostet hat. Nach einigen geringeren Verlusten gegen die republikanischen Heere gelang es den Vendéern am 18. Juli die Republikaner dergestalt zu schlagen, daß sich in Chinon von 14000 nur 4000 Mann wieder zusammenfanden und 3000 Gefangene nebst 25 Kanonen den Vendéern in die Hände fielen. Damals ward Elbée zum Oberbefehlshaber an des gefallenen Cathelineau's Statt gewählt. Allein das Glück war nicht von Dauer; denn obschon es den Vendéechefs gelang, eine zahlreiche Armee gegen den General Tuncq zusammenzuführen, so wurden sie doch von diesem bei Luçon so gänzlich geschlagen, daß sie 17 Kanonen und 5000 Todte verloren und sich Alles in wilder Flucht der Heimath zustürzte (13. Aug. 1793). Indessen rächten die Royalisten diese Schmach bald an dem Generale Le Comte, welchen sie am 5. Sept. bei Chantonnay angriffen und vernichteten. Kaum 1500 Mann seiner Division retteten sich und alles Geschütz und Gepäck ward eine Beute der Royalisten. Nun ward der Convent ungeduldig und wollte durch einen großen Schlag die V. vernichten. Zu diesem Endzwecke ward die damals eben disponibel gewordene Garnison von Mainz mit Post in die V. geschickt und das Heer so verstärkt, daß es 60000 Mann betrug. Diese Truppen sollten nun einen förmlichen Vertilgungskrieg führen, das Land verwüsten, alle Ortschaften zerstören, die Männer tödten, Weiber, Kinder und Greise aber ins Innere der Republik schaffen. Anfangs ging Alles dem Entwurfe gemäß von Statten; allein am 17. Sept. ward der General Santerre geschlagen, verlor seine ganze Artillerie und floh in wilder Unordnung davon. Ein gleiches Schicksal hatten auch die Generale Duhour und Kleber, welche ebenfalls ihr ganzes Geschütz dem Sieger überlassen mußten, und als wenige Tage später die Republikaner bei Montaigu (21. Sept.) überfallen, geschlagen und ihnen 14 Kanonen nebst 2 Haubitzen abgenommen wurden, während Charette in der westlichen V. bei St. Fulgent siegte, so zerfiel der ganze Plan des Convents in Nichts und die Republik hatte großen Verlust an Mannschaft und 100 Kanonen nebst Zubehör zu beklagen. Leider aber brachen zu dieser Zeit die Zwistigkeiten in

Digitized by Google

vollen Flammen unter den Vendéechefs aus, die sich seit geraumer Zeit zwischen ihnen angesponnen hatten, und hinderten eine richtige und kräftige Benutzung der großen errungenen Vortheile, während sie den Republikanern vollkommen Zeit gaben, sich von dem Schrecken zu erholen, welcher sich ihrer bemächtigt hatte, und einen neuen Plan zur Unterdrückung der V. zu entwerfen. Er ward ausgeführt und von diesem Augenblicke an hörten alle Vortheile der Royalisten auf. Mehrfach geschlagen hatten sie sich immer mehr der Loire genähert und wurden 44000 Mann stark, nach dem unglücklichen Gefechte bei Chollet, worin 3000 Mann und 10 Kanonen verloren gingen, gezwungen, diesen Strom, in Begleitung vieler Weiber und Kinder, die sich aus Furcht vor der republikanischen Grausamkeit zum Heere geflüchtet hatten, zu überschreiten. Dieß geschah in 2 Tagen und zwei Nächten und nun setzte sich die ganze, aus 80000 Köpfen bestehende, Masse gegen Laval in Bewegung, welches sie auch eroberten. Hier kam es am 27. Febr. zu einer für die Royalisten glücklichen Schlacht, in welcher die Republikaner 4000 Mann einbüßten. Auch bei Fougères ward von den Vendéern mit Glück geschlagen und das Heer rückte nun nach Granville, einer Seestadt, um diese wo möglich zu nehmen, da ihnen Hülfe aus England zugesagt worden war. Allein jede Anstrengung war umsonst; man mußte sich zurückziehn und durch das eigne Heer gezwungen den Weg zur Rückkehr nach der V. einschlagen. Mit Glück schlugen sie die ihnen im Wege stehenden Truppen zurück, erreichten die Loire wieder und wollten Angers erstürmen, um sich einen Übergang über den Fluß zu erzwingen. Allein jede Bemühung war umsonst und sehr niedergeschlagen wandte sich das Heer nach Beaugé von den Heeren der Republik verfolgt und mehrfach geschlagen. Am 23. Dec. endlich kam es bei Savenai zur Schlacht, welche mit der Vernichtung der Vendéearmee endete. Alle Gefangenen wurden hingerichtet und so starben der Prinz Talmont, der Bischof von Agra, der Vendéechef Perrault. Im westlichen Theile der V. hatte Charette während aller dieser Begebenheiten die Insel Noirmoutier genommen, aber bei dem Verluste der Insel Bouin 700 Mann und 6 Kanonen verloren. Indessen gelang es ihm dennoch wiederum sich zu erholen und den kleinen Krieg mit vielem Glücke zu führen. Nach dem unglücklichen Tage von Savenai, dem Laroche-Jaquelin glücklich entgangen war, erschien dieser im Walde von Vezin und führte auch seinerseits den kleinen Krieg mit vielem Vortheile. Im folgenden Jahre (1794) eröffneten die Republikaner unter dem Generale Turreau den Feldzug mit der glücklichen Eroberung der Insel Noirmoutier und drohten nun, nach Unterwerfung der westlichen V., den Aufstand in der östlichen durch bewegliche Colonnen, deren sie 12 errichteten, die unter dem Namen der höllischen bekannt sind, mit einem Streiche zu vernichten. Diese drangen von 6 Seiten in das Land, vernichteten Alles und mordeten jeden, auch den unbewehrten Landmann. Dieß Benehmen führte einen neuen verzweiflungsvollen Kampf herbei, der sich mit wechselndem Glücke in lauter kleinen Gefechten zeigte, in denen bald die Republikaner, bald die Vendéechefs die Oberhand hatten, bis denn doch die Zerstörungsmaßregeln der Republik nach und nach größtentheils ausgeführt worden waren und man nun die V. mit einem Kranze befestigter Lager umgab, damit dadurch die Bevölkerung von Hunger und Kampf vernichtet wurde. Allein Charette und Stofflet ruhten nicht; sie erschienen bald hier, bald dort und der Erstere schlug am 1. Juni die Republikaner bei Mormaison, während Letzterem die Republikaner mit Glück die Spitze boten. Jetzt endlich gab der Convent milderen Maßregeln Gehör und mit Erfolg; denn wenn auch die erste Bekanntmachung, daß jeder Verzeihung finden solle, der die Waffen niederlege, weniger wirkte, so hatte doch das am 2. Dec. 1794 erlassene Amnestiedecret die Befreiung vieler Gefangenen und die mildere Behandlung der besetzten Landstriche entschiedene Wirkung, so daß 1795 am 17. Febr. ein für die Vendéer ganz vortheilhafter Vergleich zu la Jau-

Digitized by Google

nais zu Stande kam, worin ihnen freier Gottesdienst, Schutz der Priester, Geldunterstützung und andere Forderungen bewilligt wurden. Trotz dieses Vergleichs indessen glimmte das Feuer unter der Asche fort und brach endlich am 26. Juni 1795, da die Punkte des Vergleichs von den Republikanern nicht gehalten wurden, zum zweiten Male in offenen Kampf aus. Allein die Zeit der Begeisterung, welche alle Beschwerde erleichtert, war vorüber und umsonst bemühte sich Charette, das Feuer wieder anzufachen. Nach einigen kleinen Siegen und fruchtlosen Anstrengungen, da es auch nicht gelang, ihm das Landen einer englischen Flotte bei der Insel Dieu kund zu machen, fiel er nach heldenmüthigem Kampfe unweit von St. Sulpice in die Hände der Republikaner und ward am 29. März 1796 zu Nantes erschossen. Auch Stofflet, der seit Laroche-Jaquelin's Tode (28. Jan. 1794) den Oberbefehl hatte und eben so vergeblich bemüht war, das Kriegsfeuer wieder anzuschüren, fiel in die Hände seiner Gegner und endete am 26. Febr. 1796 zu Angers unter ihren Musketen. So ward endlich die Ruhe in der V. hergestellt, wenn es auch nur eine Ruhe des Grabes und der Wüste war, deren unglückliche Bewohner sich am Ende mehr noch über ihre Freunde, deren Rathlosigkeit, Beschränktheit und Säumniß, als über die Grausamkeit, Rachgier und Schonungslosigkeit ihrer Feinde zu beklagen hatten, und nichts vermochte mehr in späteren Jahren, so wie in der neuesten Zeit ähnliche Kämpfe, wie den Krieg in der V., in jenen Gegenden zu veranlassen. 82.

Vendôme (spr. Wangdohm), ein berühmter Name in der französischen Geschichte. Die V.'s waren natürliche Abkömmlinge Heinrich's IV. und der schönen Gabriele d'Estrées, die ihm 2 Söhne, Cäsar und Alexander V., gebar. — Berühmt sind Cäsar, Herzog von V., geb. 1594, wurde, 1598 zum Herzoge ernannt, mit der einzigen Tochter des Herzogs von Mercoeur, der reichsten Erbin in Frankreich, verlobt, worauf ihm sein Schwiegervater das Gouvernement der Bretagne abtrat. 1610 gab ihm Heinrich IV. den Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Während Ludwig's XIII. Minderjährigkeit stand der Herzog an der Spitze der Mißvergnügten und obgleich er sich bei den Conferenzen zu Loudun unterwarf, auch 1622 in dem Kriege gegen die Protestanten treffliche Dienste leistete, so wurde er doch, als er auf Andringen seines Bruders, des Großpriors von Frankreich, nach Blois zum Könige sich begab (1626), dort verhaftet und 4 Jahre im Gefängnisse gehalten. 1630 wieder freigelassen und aus dem Königreiche verbannt, begab er sich in holländische Dienste, focht in der Schlacht bei Lille und kehrte später mit Erlaubniß des Königs nach Frankreich zurück, wo er auf seinen Gütern lebte. 1641 ward er eines Attentats gegen Richelieu beschuldigt und mußte deßhalb nach England flüchten, von wo er erst nach dessen Tode zurückkehrte, aber sogleich aus Paris verwiesen ward. Er vereinigte sich dann bald mit Mazarin, wurde 1650 Gouverneur von Bourgogne und that während des Frondekriegs in Guyenne wichtige Dienste, indem er diese Provinz beruhigte, Bordeaux eroberte (1653) und die spanische Flotte bei Barcelona schlug (1655). Er starb zu Paris 1665. — Ludwig Joseph, Herzog von V., Neffe des Vorigen, Sohn des Herzogs von Beaufort, ein ausgezeichneter Feldherr unter Ludwig XIV., ward geboren 1654. Er machte 1672 an der Seite Ludwig's XIV. die Feldzüge in den Niederlanden mit, diente später unter Turenne in der Pfalz, befehligte (1677), zum Brigadier ernannt, unter dem Marschalle von Crequi in Flandern, zeichnete sich bei den Belagerungen von Condé und Cambrai aus und wurde Maréchal de Camp. 1681 ernannte ihn der König zum Gouverneur der Provence; er ward 1688 Generallieutenant, leistete als solcher in 4 flandrischen Feldzügen die wichtigsten Dienste, focht 1693 unter Catinat in Italien und wurde 1695 General en Chef der französischen Armee in Catalonien. Er entsetzte hier Palamos, belagerte Barcelona, das sich ihm ergab (10. Aug. 1695), und ging

nach dem ryswijker Frieden auf seine Güter. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges erhielt er, nachdem der sorglose Marschall Villeroi in Cremona gefangen worden war (1702), das Commando der französischen Armee in Italien, entsetzte das belagerte Mantua, lieferte bei Vittoria und Luzzara im Mantuanischen dem Prinzen Eugen ein Treffen (15. Aug.), das zwar wenig entschied, drang jedoch im Frühjahre 1703 durch Tyrol in Deutschland bis Trient vor und hatte sich mit Baiern vereinigt. Weitere Versuche wurden jedoch durch die Tapferkeit der Tyroler vereitelt; aber V. entwaffnete die Truppen des Herzogs von Savoyen, eroberte verschiedene Festungen desselben und belagerte zuletzt Turin. Von da abgerufen trat er an die Stelle Villeroi's in den Niederlanden (1708), vereitelte durch geschickte Märsche die weiteren Unternehmungen Marlborough's und nahm Gent, Brügge und andere Plätze in Flandern und Brabant. Als ihm aber jetzt der Herzog von Bourgogne im Commando vorgesetzt wurde, was Uneinigkeiten zwischen Beiden herbeiführte, wurde V. bei Oudenaarde durch die Schuld des Herzogs von Bourgogne geschlagen (11. Juli 1708). Ihm hatte der Einfluß der Maintenon geschadet, weil er so unglücklich gewesen war, ihr zu mißfallen. Er wurde jetzt von der Armee abgerufen und blieb 1709 ohne Anstellung. Aber Philipp V. bat Ludwig XIV., da in Spanien sich die Angelegenheiten immer mehr verschlimmerten, ihm den General V. zu Hülfe zu schicken, und so erhielt V. 1710 das Commando der französischen Armee in Spanien, wo Karl III. von Östreich Madrid erobert hatte. V.'s Ankunft in Spanien belebte die Nation mit neuem Muthe; auch hatte er bald eine Armee und Geld beisammen, stellte das Übergewicht der Franzosen wieder her, zwang die Alliirten zur Räumung Madrids, führte Philipp V. dahin zurück (9. Dec.), schlug Starhemberg bei Villaviciosa, wodurch alle Eroberungen der Alliirten verloren gingen, und sicherte Philipp V. den Thron. Er hatte im folgenden Jahre die Verbündeten in Catalonien bekämpft, als er im Juni 1712 zu Tigneroz starb. — Philipp, Herzog von V., Bruder des Vorigen, gewöhnlich der Großprior genannt, geb. 1655, zeichnete sich ebenfalls im Kriege aus. Er trat als Knabe in den Malteserorden und wohnte schon 1669 der Belagerung von Kandia bei; von 1672 an machte er die Feldzüge in den Niederlanden, am Rheine und in Spanien mit, 1691 wurde er Maréchal de Camp und 1693 ernannte ihn der König zum Großprior und zum Generallieutenant, als welcher er sich unter Catinat in Italien vortheilhaft auszeichnete. Im spanischen Erbfolgekriege erhielt er nach der Schlacht bei Cassano (1705) seine Entlassung und lebte dann einige Jahre in Rom, später in Paris, wo er sich durch seine Sittenlosigkeit auszeichnete. Er starb daselbst 1724, nach Anderen 1727. 25.

Venedig, Hauptstadt des venetianischen Gouvernements und der Provinz Venedig, Sitz des Gubernium, eines Appellations- und Criminalobergerichts, des Marinecommando, eines katholischen Erzbischofs, eines griechischen und armenischen Bischofs, eine der ältesten und ansehnlichsten Städte Italiens, unter 30° 0′ 45″ L., 45° 27′ 7″ Br., in einem Busen des adriatischen Meeres mitten in den Lagunen, welche durch schmale Sandbänke von dem offenen Meere getrennt sind, auf 72 oder nach Anderen 136 größeren und kleineren Inseln, zwischen welchen sich 134 Canäle, die hier oft die Stelle der Straßen vertreten und durch 450 Brücken und Stege zusammenhängen, hindurchziehen. Fast alle Canäle sind sehr schmal und man fährt auf denselben in Gondeln oder bedeckten Kähnen. Unter denselben zeichnet sich der große Canal (Canal grande, Canalazzo) aus, welcher schlangenförmig ganz V. durchschneidet, mit prächtigen Palästen eingefaßt ist, und die Stadt in 2 fast gleiche Theile trennt, welche durch die berühmte Rialtobrücke, die größte und schönste Brücke Venedigs, wieder vereinigt werden. An vielen Canälen laufen vor den Häusern schmale Pfade für Fußgänger hin, an anderen reichen die Gebäude ganz ins Wasser hinein. Überhaupt sind

Digitized by Google

die vorhandenen Straßen so enge, daß kein Wagen hindurch kann, und selbst die breitesten messen kaum 50 Fuß Breite. Die einzige, Riva de' Schiavoni, ist eine breite Uferstraße, die vom Marcusplatze gegen das Arsenal hinabführt. V. ist in 6 Haupttheile (Sestieri, als: di St. Marco, di Castello, Canal regio, di S. Polo, di S. Croce, di Durso duro) getheilt, enthält über 3 Stunden im Umfange und hat 51 öffentliche Plätze, 71 katholische Kirchen, 30 Pfarrkirchen, 1 protestantisch-deutsches Bethaus, 59 Klöster, 7 Synagogen in dem nur von Juden bewohnten Quartiere Ghetto, 19 öffentliche und 45 Privatpaläste, 23 Hospitäler, 7 Theater, 2 Lazarethe, 2 Versorgungs-, 2 Arbeits-, 2 Waisenhäuser, 1 Straf- und Findlingshaus, 28000 theils auf Pfählen, theils aus rothem veronesischen und weißem Marmor gebaute Häuser und 99827 Einw., worunter 4000 Juden und 20000 Bettler. Unter den öffentlichen Plätzen ist der vornehmste, der St. Marcusplatz, einer der schönsten und regelmäßigsten Europas, sowohl wegen der ihn umgebenden Gebäude, als wegen der malerischen Lage am Ufer des Meeres. Auf diesem Platze, der auf zwei Seiten mit Arcaden umgeben ist, herrscht das größte Leben Venedigs. Ein Theil desselben verlängert sich in einem rechten Winkel und bildet einen andern kleinern Platz, Piazzetta genannt, auf dem zwei hohe schöne Säulen stehen, davon die eine den geflügelten venetianischen Löwen, die andere die Bildsäule des heiligen Theodorus trägt. Hier erhebt sich der 332 Fuß hohe Marcusthurm (Campanile de St. Marco), in welchem ein anderer Thurm, der bis zu den Glockenboden geht und 164 Schuh ist, sich befindet. Zwischen den Wänden des äußern und innern Thurms können 3 Personen neben einander gehen und zur Noth reiten, welches letztere Heinrich III., König von Frankreich, wirklich that. Das Dach dieses Thurmes ist mit kupfernen, jedoch vergoldeten Ziegeln gedeckt und auf der pyramidenförmigen Spitze steht ein 16 Fuß hoher, vergoldeter, hölzerner Engel. Auf den Marcusplatz folgen die Plätze San-Stefano, San-Giovanni-Paolo, San-Paolo, Santa-Margarita und Santa-Maria-Formosa. Die ausgezeichnetsten öffentlichen Gebäude sind: die neue Procurazzia, ehemalige Beamtenwohnung mit Gerichtssälen, und diesem gegenüber die alte Procurazzia, welche beide mit dem durch Napoleon erbauten Residenzschlosse des Vicekönigs (Residenz- und Gubernialpalast) verbunden und mit 128 prächtigen Arcaden geschmückt sind, unter denen Kaufmannsladen und Caffeehäuser sind, der wahre Mittelpunkt des venetianischen Lebens; das schöne, blos aus Stein und Eisen aufgeführte Münzgebäude (la Zecca); der ehemalige herzogliche oder Dogenpalast, merkwürdig durch seine Architektur, ein Gemisch arabischen und gothischen Baustyls, durch seine imponirende Masse und durch seine zahlreichen Kunstdenkmale, dessen Inneres prächtige Gemächer und Säle, als den 154 Fuß langen Saal des großen Raths mit der Marcusbibliothek von 70000 Bänden und 5000 Handschriften, den Saal dello scrutinio, worin sich die Bildnisse von 114 Dogen befinden, Sammlungen von Gemälden und Alterthümern und das Bureau des Civiltribunals und der Handelsbörse enthält und worin sich die Scala di Gangi (Riesentreppe) befindet, auf welcher der Doge Falieri enthauptet wurde, und aus demselben führt über einen dahinter befindlichen Canal eine bedeckte Gallerie, Ponte dei sospiri oder Seufzerbrücke genannt, zu dem schönen, soliden Gebäude des Civilgefängnisses, wo ehemals die berüchtigten Bleidächer waren; das Kaufhaus der Deutschen (il Fondaco dei Tedeschi) am großen Canal mit 22 Buden und 100 Zimmern, jetzt Rathhaus des Stadtraths. Von den vielen Privatpalästen, wovon aber ein Theil jetzt verlassen oder vernachlässigt und leer steht, sind die berühmtesten: die Paläste Trevisani, einst der berühmten Bianca Capello gehörig, Cornaro, Mocenigo mit schönen Gemälden, Pisani, Maccini mit vortrefflichen Gemälden und Bildwerken, Barbarigo, gewöhnlich Tizian's Schule genannt, Grimani, ein Meisterwerk der Baukunst, Manfredi, reich an alten Malereien, Da-

Digitized by Google

rio in sehr zierlichem Style, Giustiniani-Colin mit ausgewählter Bibliothek, Foscari, Cornes de la Grande, Cornes de la Reina, Micheli della Colonne mit herrlichen Tapeten nach Raphael'schen Zeichnungen und einem schönen Waffensaale, Vendramini-Balergi, einer der schönsten Paläste Venedigs, Manfrin, mit einer reichen Gemäldegallerie ꝛc. Die schönsten Kirchen und Kloster sind: der Dom oder die St. Marcuskirche, am Marcusplatze, ein Gemisch byzantinisch-gothisch-italienischer Bauart, die 950 Fuß im Umfange enthält und über dessen Hauptthore die berühmten 4 bronzenen antiken Pferde stehen, die zu Korinth in den schönsten Zeiten Griechenlands gegossen wurden und nach einander Athen, Rom, Constantinopel, V. und Paris zierten und 1815 wieder nach V. zurückkehrten; die S. Giorgio maggiore auf der gleichnamigen Insel, mit einer hohen Kuppel; die St. Maria della Salute, bemerkenswerth durch ihre imponirende Masse und schöne Kuppel; die Carmeliterkirche degli Scalzi und die vormalige Jesuitenkirche Sta Maria assunta, berühmt durch ihren außerordentlichen Marmorreichthum; die Kirche del Redentore auf der Insel Giudecca, von einer herrlichen Bauart; Sta Maria gloriosa oder al Frari, mit dem Grabmale des berühmten Bildhauers Canova; S. Giovanni und Paolo mit den prachtvollen Grabmälern von mehr als 20 Dogen; Salvatore mit vielen Denkmälern; S. Pietro mit schöner Kuppel und dem höchsten Thurme nach dem von St. Marcus; S. Rocco, die eine Gallerie Tintoretto's genannt werden kann; S. Giorgio, Palladio's Meisterwerk, mit einer großen Bibliothek und herrlichen Gärten des Klosters gleiches Namens; die Peterskirche, bis 1807 die Kathedrale Venedigs; das armenische Kloster der Mechitaristen auf der Insel St. Lazarus, mit Bibliothek, wichtiger Buchdruckerei und Missionsanstalt für Armenier. Zu den größten Merkwürdigkeiten Venedigs gehören noch: das Arsenal oder Zeughaus, welches eine besondere mit hohen Mauern umgebene Insel einnimmt, die $\frac{1}{2}$ Stunden im Umfange hat, und die Werkstätten und Ausrüstungsgegenstände für alle Arten von Schiffen, 32 Werfte für Linienschiffe, 54 Werfte für kleinere Kriegsschiffe, 4 große Bassins, 5 Kanonengießereien, eine ungeheure Seilerbahn von 900 Fuß Länge, 5 große Waffensäle, den 180 Fuß langen Modellsaal, in welchem das kunstreiche Denkmal des Feldmarschalls, Grafen von der Schulenburg, steht, u. a. m. enthält und 1200 Arbeiter beschäftigt; das prächtige Schauspielhaus alla Fenice, eines der schönsten und größten in Italien; das große Findlingshaus, welches 1300 Kinder auf dem Lande und 400 im Hause ernährt; die Murazzi, ein wahres Riesenwerk, ein Damm, der sich 11000 Fuß weit, längs dem Lido di Palestrina, bis Chioggia erstreckt, im XVII. Jahrh. erbauet, 50 Fuß breit, 79 Fuß über dem Meere, von ungeheuren Steinblöcken aufgeführt, mit der stolzen Inschrift: Ausu Romano, aere Veneto. Von wissenschaftlichen Anstalten sind zu bemerken: das königliche Lyceum mit einem Convict und botanischen Garten, 3 Gymnasien, 1 Patriarchalseminar mit philosophisch-theologischen Studien, 1 Normalhauptschule, 1 Schifffahrtsschule, ein Salesianernonnenkloster mit Mädchenunterrichts- und Erziehungsanstalt, 4 andere Mädchenerziehungscollegien, das griechische Gymnasium, das Mariencadetencollegium, das Athenaeum, die königliche Akademie der schönen Künste mit einer reichen Gemäldegallerie, das Musikconservatorium, die reiche Marcusbibliothek. Von Fabriken findet man 56 Gold- und Juwelierarbeiter, 425 Seidenweber, 39 Leinwand-, 27 Tuch- und Wollenzeuch-, 40 Kupfer- und 16 Messingwaaren-, 12 Farbewaaren-, 18 Leder-, 12 Rosoglio-, 6 Weinsteinrahm-, 2 Bleiweiß-, 4 venetianische Lackfabriken, 1 große kaiserliche Tabaksfabrik, Wachsbleichen, Zuckersiedereien, Golddrahtziehereien, Borax-, Uhr-, Tressen-, Seife-, Porzellan-, Spitzen-, Segeltuch-, Tau-, Masken-, Wachsblumen- und Wachsfrucht-, Spiegel-, Glas-, Glasperlen-, Grünspan- und Kupferschwärzefabriken, Destillirlaboratorien ꝛc. Die Stadt hat für den Handel

Digitized by Google

eine äußerst vortheilhafte Lage und war vor der Entdeckung von Amerika im Besitze eines sehr wichtigen Handels, der den Venetianern große Reichthümer verschaffte, allein seitdem ist der Handel sehr herabgesunken und hat nur jetzt, nachdem V. seit 1829 zu einem Freihafen erklärt worden ist, wieder angefangen, sich zu erweitern. Als öffentliche Spaziergänge dienen der St. Marcusplatz mit seinen schönen Arcaden, der neue Damm, der Garten auf der Insel S. Giorgio maggiore, die öffentlichen Gärten (Giardini pubblici) im englischen Geschmacke, auf einer den Lagunen abgewonnenen Halbinsel angelegt. Die Stadt ist in neueren Zeiten durch Festungswerke von der Landseite gedeckt, so wie durch 6 befestigte Inseln von der Seeseite geschützt. Zu V. gehören und machen einigermaßen seine Vorstädte aus, die Inseln: St.-Elena, S. Giorgio, St. Erasmo, Giudecca, Burano mit 8000 Einwohnern, Murana von 6000 Einwohnern, Michele und il Lido di Malamocco, meist von Fabrikanten, Künstlern und Handwerkern bewohnt; auch ist hier trefflicher Gemüsebau. — (Geschichte). Zur Römerzeit wohnte an den Küsten des adriatischen Meeres ein Volksstamm, die Veneter, der gleich allen übrigen Völkern der damals bekannten Erde sich unter das römische Joch beugen mußte und durch einen Prätor regiert wurde. Die Völkerwanderung und ihre Verwüstungen, namentlich der Einfall der Gothen im IV. und V. Jahrh. bevölkerte die sogenannten Lagunen, Inseln im adriatischen Meerbusen, mit Flüchtlingen, die ihr Leben und ihre Schätze vor den Barbaren sichern wollten, und so entstand auf dem Rialto die erste Niederlassung, der Grund zu dem später so wunderbar mächtigen V. Gleiche Ursachen führten immer mehr und mehr Menschen zu den unangefochtenen Inseln und bald, zur Zeit des ostgothischen Theodorich's, war die Stadt schon so emporgekommen, daß sie von Bedeutung für den ganzen damaligen Handel Italiens zu werden anfing und einen Krieg mit den seeräuberischen Slawoniern glücklich führen konnte, die durch ihre Niederlassungen an den Küsten des adriatischen Meeres allem Handel gefährlich zu werden drohten. Die mannigfachen Kämpfe der Völker auf dem Festlande Italiens, namentlich die Zerstörung Paduas durch die Longobarden, brachte den Venetianern nur Vortheil, Reichthum und Macht; denn die Paduaner flüchteten auf die Lagunen und wurden aus Nebenbuhlern Mitbürger. Dieser bedeutende Anwachs materieller Kräfte wirkte aber auch auf die Gestalt des Staates mächtig ein. Bis dahin hatten demokratisch auf jeder einzelnen Insel Tribunen, die man wählte, geherrscht; später hatte man die Tribunen der kleineren Inseln denen der größeren, den Obertribunen, untergeordnet, und jetzt ward die Wahl eines Herzogs, Doge genannt, nothwendig. Sie fiel auf Paolo Luca Anafesto von Heraclea (im Jahre 697) und in ihm repräsentirte sich der Grundsatz eines monarchischen Wahlreiches. Anafesto (st. 717) und seine nächsten Nachfolger regierten glücklich, allein die Gewaltthätigkeiten des im Kriege gegen die Longobarden glücklichen Orso, der 737 im eigenen Palaste vom Volke ermordet ward, brachten eine Änderung, aber keine glückliche, in der Regierungsform hervor. Man wollte das Staatsoberhaupt jährlich wechseln und ihn General der Milizen nennen. Die Folge dieses Schrittes waren 19jährige Unruhen im Innern des Staates. Da ward die lebenslängliche Herzogswürde, jedoch mit Beschränkung durch zwei Tribunen, wieder eingeführt. Allein die nächsten Dogen waren meistentheils so tyrannisch und eigenmächtig, daß der Staat einer absoluten Monarchie oder dem Untergange durch stete Volksempörungen entgegenzugehen schien. Mit dem Sohne Karl's des Großen, Pipin, gerieth V. in einen Kampf, in welchem ihr Admiral Participatio den König schlug und dafür statt des verbannten Obelario (909) zum Dogen erwählt ward. Er nahm seinen Sitz auf dem Rialto, vereinte durch Brücken die einzeln umherliegenden kleinen Inseln und erhob so das Ganze zu einer einzigen Stadt. Sein Sohn Giustiniano, der dem Vater (st. 827) folgte, brachte

Digitized by Google

die Gebeine des heiligen Marcus nach V. Unter den nächsten Dogen aber traten wiederum Unordnungen ein. So ward Pietro Tradonico von Pola, der unglücklich gegen die Saracenen gefochten hatte, 864 auf der Straße ermordet und die kurzen Regierungen seiner Nachfolger wirkten auch nicht vortheilhaft auf den Staat. Als aber Pietro Tribuno (888) zur Regierung kam, hob sich durch seine kluge Staatsverwaltung Handel, Macht und Reichthum Venedigs bald wieder empor. Seine Nachfolger besiegten die gefährlichen narensischen Seeräuber, fochten glücklich gegen die Saracenen und sorgten, bis auf Einzelne, redlich für das Wohl des Staates. Besonders zeichnete sich aber Orseolo II. aus, welcher 991 erwählt wurde und nicht nur die Narenser gänzlich besiegte, sondern auch die Küsten Dalmatiens und Istriens der Republik erwarb, so daß seitdem der Doge von V. auch Herzog von Dalmatien hieß. Von allen Fürsten geachtet und als Vater vom Volke geliebt starb dieser edle Herrscher 1006 und ihm folgte sein Sohn Ottone Orseolo III., der in die Fußtapfen seines Vaters trat, die Erwerbungen desselben behauptete und sich überhaupt als kluger und weiser Fürst benahm. Dennoch aber entstand eine Empörung gegen ihn; er ward verbannt und starb in Constantinopel. Eine Zeit lang bewegten nun mannigfache Parteiungen den Staat, bis endlich Domenico Flavanigo zum Dogen erwählt und zugleich bestimmt ward, daß nie während der Lebenszeit des gewählten Dogen zu einer neuen Wahl geschritten werden dürfe, weil bis dahin die Dogen immer gesucht hatten die Herrschaft erblich zu machen. Kämpfe mit den Dalmatiern unter Domenico Contarini, mit den Normannen unter Domenico Silvio und Vitule Fulieri und Theilnahme an den Kreuzzügen unter Vitule Michieli und Ordelufo Falieri so wie gegen das nebenbuhlerische Pisa kräftigten die Republik und schafften ihr Gedeihen, da sie namentlich überall ihre Handelsvortheile geltend zu machen wußte. Eben so klug wurden von den Dogen Pietro Polani (1130—1148) und Domenico Morosini (1148—1156) die Händel der Griechen mit den Normannen zum Vortheile des Staates benutzt, und nicht minder weise benahm sich Vitule Michieli II. (1156—1175) in den äußerst schwierigen Verhältnissen Italiens zur Zeit Kaiser Friedrich's I. Zu dieser Zeit wurde der große Rath der 470 eingeführt. Der Doge Sebastiano Zioni unterstützte Alexander III., den Papst, und den lombardischen Städtebund kräftig, schlug 1177 die kaiserliche Flotte, versöhnte den Papst und Friedrich I. und erhielt von Ersterm nebst mehreren Grenzrechten auch die Herrschaft über das Meer und als deren Symbol (1177) den Ring, womit er sich jährlich dem Meere vermählen sollte. Durch den Frieden von Kostnitz (1183) riß sich V. von Deutschland völlig los und ward die erste Macht Oberitaliens, so daß sie nun für den Gang der europäischen Geschichte äußerst wichtig wurde. Dieß zeigte besonders die Regierung Henrico Dandolo's (1192—1205), der Zara mit Hülfe eines Kreuzfahrerheeres, welches die Venetianer nach dem gelobten Lande zu bringen übernommen hatten, nach fünftägigem Sturme eroberte, den abgesetzten griechischen Kaiser Isaak Angelos mit derselben Unterstützung wieder auf den Thron setzte, und als Alexius V. Dukas, der später vom Volke an des nachmals entthronten Isaak Stelle erwählte Kaiser, sich mit ihm nicht über die Vergleichspunkte mit dem Dogen vereinigen konnte, mit den französischen Kreuzfahrern einen Theilungsvertrag des griechischen Kaiserthums abschloß, Constantinopel (8. April 1204) eroberte und das lateinische Kaiserthum aufrichtete. Er starb (1205) während des Kampfes um das der Republik durch den Theilungsvertrag (März 1204) Zugesicherte, welches sein Nachfolger Pietro Zioni (1205—1228) in Besitz zu nehmen suchte. So bemächtigte er sich Corfus, der Städte Modon und Koron auf Morea, und der Insel Kandia. Darüber ward aber die Republik in mannigfache Kämpfe verwickelt; denn zum Theil empörten sich die Kandioten wiederholt, zum Theil griffen der griechische Kaiser, nach Zerstörung der lateinischen Herrschaft in Constantinopel, zum Theil die

Digitized by Google

Genueser den Staat an; allein aus allen diesen Gefahren trat V. immer siegreich hervor und die Genueser empfanden die Macht der Republik am Furchtbarsten; denn 1262 ward ihre ganze Flotte vernichtet. Unter der Regierung des Dogen Lorenzo Tiepolo (1268—1274) traten mannigfache und merkwürdige Veränderungen in der Regierungsform ein. Bei seiner Wahl ward zum ersten Male eine neue sehr zusammengesetzte Form derselben gebraucht; unter ihm trat das Großkanzleramt der Republik, ein sehr wichtiges, auf; seine Regierung war der Zeitpunkt einer neuen Machtverminderung des Dogen durch Verstärkung seines geheimen Rathes, und nach seinem Tode ward ein Gesetz gegeben, welches den Söhnen des Dogen verbot, eine Fremde zu heirathen, und jeder Tochter eines venetianischen Edlen eine Vermählung ins Ausland dann nur gestattete, wenn sie zur Tochter des Freistaates erklärt worden sei. Aber auch die äußere Macht Venedigs wuchs unter diesem Dogen. Um die böswilligen Nachbarstaaten, welche bei einer eingetretenen Hungersnoth (1269) alle Hülfe versagt hatten, zu strafen, erklärte sich die Republik zum Herrscher des adriatischen Meeres, verlangte von allen Schiffen, die das adriatische Meer nördlich vom Vorgebirge von Ravenna und den Golf von Fiume durchschnitten, einen Zoll und zwang Alle, die sich mit Waffengewalt oder List dieser Abgabe widersetzten, mit bewaffneter Hand zur Anerkennung dieses Rechts. Nach den kurzen und mit eben nicht sehr bedeutenden Begebenheiten geschmückten Regierungen Jacopo Contarini's (1274—1279) und Giovanni Dandolo's (1279—1289) folgte die um so merkwürdigere des Dogen Pietro Gradenigo (1290—1311), während welcher V. große und glückliche Kämpfe zu bestehen hatte. Zuerst griff es der alte Staatsfeind, der Patriarch von Aquileja, an; dann verloren die Venetianer 1291 bei dem Falle Ptolomais unermeßliche Schätze und Niederlagen und endlich ward die Republik mit Genua (1292) in einen unglücklichen Kampf verwickelt, in dem sie bei der Insel Curzola ihre ganze 95 Schiffe starke Flotte bis auf 12 verloren und welcher erst 1299 durch Vermittelung des Herzogs Visconti von Mailand durch einen Waffenstillstand endete. Aber auch in anderer Rücksicht ist Gradenigo merkwürdig; er war die Haupttriebfeder zu dem Festsetzen der Aristokratie, indem er 1296 das sogenannte goldene Buch einführte und dadurch bewirkte, daß kein Venetianer, dessen Familie nicht schon 1172 zum großen Rathe gehört hatte, in denselben gewählt werden konnte. Eine Verschwörung, die gegen ihn veranstaltet, aber entdeckt wurde (1309), schuf das furchtbare Tribunal „den Rath der Zehn," welches seit 1335 für immer fortbestehend erklärt wurde und bald mit Allgewalt die ganze Republik beherrschte. Unter dem Dogen Francesco Dandolo (1328—1339) erwarb die Republik durch einen Krieg mit Verona auch auf dem Festlande Italiens Treviso und Bassano (1338) als Besitzungen und kurz vor dem Tode Dandolo's erschien ein Decret, welches dem Dogen untersagte, die Regierung ohne Genehmigung des großen Rathes niederzulegen. Ihm folgte Bartholomeo Gradenigo und diesem der große Andrea Dandolo (1343—1354), welcher Smyrna (1344) eroberte, aber bald wieder den Türken überließ, das empörte Zara (1346) wieder bezwang, die Genueser (1348) schlug und sein übriges Leben im Kampfe mit diesen Nebenbuhlern unter mannigfachen Glückswechseln verbrachte (st. 1354). Sein Nachfolger Marino Falieri, der später einer durch ihn geleiteten, aber entdeckten Verschwörung halber auf der Riesentreppe des Marcuspalastes enthauptet wurde (1355), schloß einen für Genua günstigen Frieden (März 1355). Unglückliche Kämpfe mit den Ungarn, in denen Dalmatien verloren ging (1358), bezeichnete die Regierungen Giovanni Gradenigo's (1355—1356) und Giovanni Delfino's (1356—1361) und Empörungen Kandias die der beiden folgenden Dogen, Lorenzo Celsi (1361—1365) und Marco Cornaro (1365—1367). Dieß Alles aber waren nur Vorspiele der großen Unglücksfälle, von denen die Regierung des nun gewählten Andrea Contarini

Digitized by Google

(1367—1382) heimgesucht ward. Besonders war es der Kampf mit Padua und Genua, durch welchen V. an den Rand des Verderbens gebracht wurde; denn der Beherrscher der erstern Stadt hetzte den Venetianern eine Macht nach der andern auf den Hals und zettelte selbst Verschwörungen in der Stadt an. Wurden die letzteren auch glücklich besiegt und sogar die Ungarn zu einem höchst vortheilhaften Frieden für V. gezwungen, der griechische Kaiser zurückgewiesen, der Erzherzog von Östreich besänftigt; so stand doch Francesco Carrara bald wieder an der Spitze einer mächtigen Verbindung gegen die Republik, die sich zugleich von Verona, Padua, Aquileja, Ancona und Neapel bedroht sah. Der Kampf währte mehrere Jahre und war für die Verbündeten besonders 1380 glücklich, zu einer Zeit, wo der Kampf zur See gegen Genua eine so unheilvolle Wendung genommen hatte, daß nach den Verlusten von 1378 und 1379 die Flotte Venedigs nur aus 6 Galeeren bestand und die Stadt selbst von den Feinden belagert ward, denen es gelungen war, durch die Wegnahme Chioggias sich einen Weg in die Lagunen zu eröffnen. In dieser Noth zeigte sich die Vaterlandsliebe und Begeisterung der Venetianer groß. Da alle Versuche, Frieden zu erhalten, scheiterten, bewaffnete sich Alles; Schiffe, Geld, Mannschaft gab die einzige Stadt her; man kämpfte um Leben und Tod. Chioggia ward (24. Juni 1380) von den Venetianern nach vielen Kämpfen wiedergenommen, allein trotz dieses und mancher anderen Vortheile war doch die Bedrängniß der Republik durch die Fortschritte der Feinde zu Lande und vielfältiger Unfälle zur See so groß, daß sie (1381) einen Frieden schließen mußte, welcher ihr alles Erworbene raubte. Bald aber erholte sich der Staat von allen dem Unglücke wieder, welches ihn betroffen hatte. Unter dem Dogen Antonio Veniero (1382—1400) ward Chioggia (1383) wieder erbaut, das trevisanische verlorene Gebiet und die Insel Corfu (1386) besetzt und Durazzo, Alasseo, Argos, Napoli di Romania mit der Republik vereinigt. Dieß Glück wuchs noch unter Veniero's Nachfolger, Michele Steno (1400—1414), welcher die Genueser zum Frieden zwang, vom Mailändischen in den Kämpfen, welche nach dem Tode Galeazzo Visconti's (1402) um das Herzogthum entstanden, erst Vicenza, Feltre und Belluno, sodann nach Einmischung des Fürsten von Padua das Polesin von Rovigo (1405) und Padua selbst (1406) an sich riß. Eben so erwarb er der Republik Lepanto, Patras (1407. 1408) und Zara und während der Streitigkeiten Siegmund's mit Ladislaus von Neapel um Ungarn, Guastalla, Casal maggiore und Brescello im Tausche gegen Parma und Reggio. Er wie sein Nachfolger Mocenigo (1414—1423) wurden mit dem Kaiser Siegmund in Krieg verwickelt, der aber mit Vergrößerung des venetianischen Gebietes endete, indem das Gebiet des Patriarchen von Aquileja und von den Ungarn Almissa, Brazza, Lessina, Curzola und Czalatro erobert wurden, während der Freistaat Cattaro sich ihnen von selbst unterwarf. Zugleich war Korinth (1421) nebst mehreren anderen festen Schlössern Moreas in die Hände Venedigs gekommen. Unter Francesco Foscari (1423—1457) mischte sich die Republik in die Streitigkeiten Italiens und half den Florentinern gegen Mailand, worin V. die Stadt und Provinz Brescia (1426) erwarb. Da die Mailänder diesen Verlust nicht verschmerzen konnten, begann der Krieg im folgenden Jahre von Neuem, allein auch mit Glück für V., welches 1428 die Provinz Bergamo und ein Stück des Gebietes von Cremona im Frieden zu Ferrara erhielt. Aber bald ward die Ruhe von Neuem getrübt; denn die schon früher gegen Mailand verbündeten Mächte sahen sich zu einem neuen Kriege gegen dasselbe genöthigt, welcher jedoch für V. unglücklich ausfiel, da es den venetianischen Waffen unmöglich wurde, Cremona zu nehmen, und ihre Flotte von der mailändischen gänzlich besiegt ward. Doch gewann nach einigen Wechselfällen des Glücks die Republik beim Friedensschlusse (1433) einen Landstrich jenseits der Adda. Die Unruhen in Italien stiegen immer höher und der Kampf der Parteien ward all-

Digitized by Google

gemein, so daß V. unmöglich dabei ruhig bleiben konnte. Bald entspann sich daher ein neuer Kampf zwischen V. und Mailand (1437), da ersteres den Papst gegen die Angriffe des letztern unterstützte. Der Krieg ward von V. anfangs mit vielem Unglücke, dann mit einzelnen Siegen geführt, bis endlich der Friede (1441) für die Republik vortheilhaft ausfiel, da sie Lonato, Voleggio und Peschiera mit ihrem Gebiete vereinigte. Eben so entthronte es bald darauf den Fürsten von Ravenna und zog das Gebiet desselben zum Besitzthume der Republik. Wenige Jahre später (1443) fochten die Venetianer im Vereine mit den Mailändern, Bolognesern, Genuesern und Florentinern gegen den König Alphons von Neapel und Aragonien, und halfen einen Frieden zu Stande bringen, der besonders für Franz Sforza vortheilhaft war. Kurz darauf vereinigte sich dieser mit dem Herzoge von Mailand (1445); es kam zum Kriege und V. half dem Sforza, welcher mit Glück gegen den Herzog von Mailand, Visconti, seinen Schwiegervater, focht. Nachdem Visconti vergebens bei Frankreich und Neapel Hülfe gesucht hatte, wollte er sich endlich mit seinem Schwiegersohne eben aussöhnen und den Krieg gegen V. weiter fortsetzen, als er (1447) starb und dadurch die Angelegenheiten Italiens noch tiefer verwickelte; denn nun machten Neapel, Sforza, der deutsche Kaiser, Frankreich und V. Ansprüche auf das Land, während Mailand, Parma und Pavia sich für freie Städte erklärten. Hieraus entspann sich ein schwerer Krieg, welcher aber zum Vortheile Sforza's endete, der als Herzog anerkannt und von V. bei Eroberung Mailands unterstützt wurde. In diesem Kriege eroberte die Republik Crema und wollte nun im Vereine mit Neapel, dem Papste, Savoyen und Florenz den Sforza zwingen, Mailand und alles Land zwischen dem Po, der Adda und dem Tessino als Republik anzuerkennen und sich mit dem Reste zu begnügen. Allein Sforza, der 1450 die Mailänder genöthigt hatte, ihn als Herzog anzuerkennen, zwang auch 1454 im Frieden von Lodi die Republik dazu. So mißlang der Plan, die Oberherrschaft in der Lombardei zu erhalten, den Venetianern und es war nur ein geringer Ersatz, daß sie mit dem Sultan einen Handelstractat über den levantischen Handel schlossen und der Patriarch von Aquileja sie als Souverain von Friaul anerkannte. Die Regierung des folgenden Dogen, Pascal Malipierro (1457—1462), hatte keine bedeutenden Erlebnisse für die Republik, allein sie bereitete gleichsam einen schweren Kampf mit den Türken vor, mit denen die Verhältnisse unter der Regierung des Cristoforo Moro (1462—1471) immer gespannter wurden, bis 1463 endlich wegen der Wegnahme von Argos ein Krieg zwischen beiden Mächten ausbrach, den V. nicht mit Glück führte, da (1470) Negroponte verloren ging. Nicht minder unvortheilhaft für den Staat war der rasche Regentenwechsel, da auf Nicolo Trone (von 1471—1473) schnell Nicolo Marcello (1473—1474), Pietro Mocenigo (1474—1476) und Andrea Vendramino (1476—1478) folgten. Trotz des Waffenglückes unter der Regierung des letztern Dogen ward daher dennoch Giovanni Mocenigo (1478—1485) zu einem sehr unvortheilhaften Frieden mit den Türken gezwungen, in welchem die Republik Negroponte, Kroja, Scutari und Tannare verlor, ja dem Sultan 10000 Ducaten Tribut gab (1479). Einigermaßen entschädigt ward die Republik dafür durch die Erwerbung Cyperns (1475—1489), die Eroberung Veggias (1480) und Zantes (1483). Bald hierauf brachen neue Unruhen in Italien aus, in welche V. mannigfach verwickelt ward und bald die eine, bald die andere Partei ergriff. Unter dem Dogen Agostino Barbarigo (1486—1500) ward ein neues Gericht neben den schon bestehenden der peinlichen Quarantia, der Civil-Quarantia und der furchtbaren Staatsinquisition gegründet, welches den Namen der neuen Civil-Quarantia erhielt. Damals stand V. auf der höchsten Stufe seiner Macht und bald nachher begannen die Ereignisse dasselbe von dieser Gewalt nach und nach herabzuziehen. Der Krieg, welcher sich zwischen Frankreich und Neapel um die Krone

Digitized by Google

dieſes Reiches entſpann und in welchen V. verwickelt wurde, indem es ſich zum Sitze der (1495) zwiſchen dem deutſchen Kaiſer, dem Könige von Spanien, dem Papſte, dem Herzoge von Mailand und der Republik abgeſchloſſenen Ligue machte, erledigte ſich durch Karl's Tod (1499) augenblicklich; allein ein Krieg mit den Türken (1499—1501) endigte mit dem Verluſte von Koron, Modon und Zonchio. Da V. ſeiner Stellung nach immer mehr und mehr darauf bedacht ſein mußte, die Herrſchaft Oberitaliens zu erringen, ſo war es natürlich, daß der Streit mit den mailändiſchen Herzogen nicht aufhörte und V. ſich mit Frankreich über die Theilung Mailands (1499) vereinigte. Die mailändiſchen Staaten wurden auch ſchnell erobert; allein bald traten Zwiſtigkeiten mit Ludwig XII. ein, welche ein Bündniß deſſelben mit dem Papſte und dem Kaiſer zur Vernichtung der Republik zur Folge hatten (1504). Dießmal indeſſen gelang es der venetianiſchen Staatskunſt, Luft zu gewinnen, wenn gleich das neue Bündniß Ludwig's XII. mit Spanien nicht minder drohend war, als das frühere und Maximilian den verweigerten Durchzug zu ſeiner Römerfahrt erzwingen wollte. Der Kaiſer war indeſſen hier, wie faſt immer, aus Geldmangel unglücklich und ward bald zum Waffenſtillſtande (1508) gezwungen. Dieß Alles aber machte die Schwierigkeiten, in die ſich Leonardo Loredano während ſeiner Regierung (1500—1521) verwickelt fand, nur um Weniges geringer; denn die hochgeſpannten Verhältniſſe mit Papſt Julius II. brachten die Ligue von Cambrai (1508) zwiſchen dem Papſte, dem Kaiſer, den Königen Frankreichs und Spaniens zur Vernichtung Venedigs zu Stande. Die Republik ward in den Bann gethan; die Franzoſen ſchlugen ihr Heer bei Agnadello (14. Mai 1509); Crema ging verloren; Trieſt empörte ſich; die Deutſchen drangen bis Cadore und Trento vor und die Republik ſchien verloren. Allein in dieſer Noth gelang es ihr, außer der höchſten Kraftentwickelung die Fortſchritte des Kaiſers zu hemmen und den Papſt für ſich zu gewinnen. So ward Padua wieder erobert, und nach vielen Kämpfen, und da glücklicherweiſe Ludwig XII. und Maximilian zerfielen, athmete die Republik wieder auf. Der Papſt, durch die Abtretung Veronas an Ludwig XII. ſehr beunruhigt, ergriff erſt im Geheimen, dann offen die Partei des bedrängten V. Uneinigkeiten zwiſchen Frankreich und Deutſchland, das Abtreten der Schweitzer und Spaniens von der Ligue, die Errichtung der heiligen Ligue (1511), der auch England beitrat, hoben die Lage Venedigs ſo ſehr, daß ſelbſt der Sieg Gaſton's de Foix bei Ravenna (1512) den Franzoſen nichts half und im Sommer dieſes Jahres die Franzoſen aus Italien faſt vertrieben waren. Dieſe Wendung der Dinge verbeſſerte die Lage der Republik zwar gegen Frankreich aber nicht an ſich; ſie ſchwebte immer noch in Gefahr der Vernichtung. Deßhalb ſchloß der bedrängte Staat mit Frankreich ein Bündniß zu Blois (1513) und vereinte ſein Heer mit dem franzöſiſchen. Aber auch jetzt lächelte dem verbündeten Heere kein Glück; die Franzoſen wurden bei Novara (6. Juli 1513), die Venetianer bei Motta (7. Oct. 1513) geſchlagen und die Gegner eroberten mehrere bedeutende Plätze. Allein auch dießmal trug die Energie der Republik den Sieg davon und der Sieg von Marignano (15. Febr. 1515) gab dem Staate wieder trotz des erneuerten Bündniſſes unter dem Kaiſer, Spanien, dem Papſte und der Schweitz ſo viel Kraft, daß er dem andringenden Maximilian widerſtehen und Brescia zurückerobern konnte (1516). Endlich kam (13. Aug. 1516) ein Friede zu Noyon zu Stande, wodurch die Ruhe Italiens nach 8 Kriegsjahren (1509—1516) wiederhergeſtellt ward und in welchem die Republik zwar Verona zurückerhielt, aber Cremona, die Ufer der Adda, die Romagna, Roveredo, Riva und Gradisca verlor. Bald nach der Wahl Karl's V. ward V. von Neuem in die Kriege verwickelt, welche damals Europa bewegten. Es hielt ſich zu Franz I. von Frankreich, allein nicht zu ſeinem Vortheile, und da es den Kaiſer als Sieger ſah, wandte V. ſich zu dieſem (25. Juni 1523), um die verlorenen Plätze wieder zu erhalten.

Digitized by Google

Allein nun wandte sich das Glück, die Franzosen gewannen und die Republik trat abermals (1525) auf die französische Seite. Allein die Schlacht von Pavia (1525) vernichtete alle Hoffnungen derselben und ließ dem Kaiser freien Spielraum, der unstreitig auch sich an der Republik würde gerächt haben, wenn es dieser nicht gelungen wäre, an dem Papste Clemens VII., Heinrich VIII. von England und dem wiederbefreiten Franz I. von Frankreich kräftige Freunde zu finden. Der Krieg ward nun mit wechselndem Glücke, im Ganzen jedoch vortheilhafter für den Kaiser als die Franzosen und deren Verbündete geführt, bis 1530 ein ehrenvoller Friede, in welchem V. seine ganzen Besitzungen behielt, den Kampf beendete. Trauriger fielen die Kämpfe mit den für Venedigs Größe so sehr gefährlichen Türken aus, welche sich 1537 anfingen und, nachdem man 1538 ein Bündniß mit dem Papste und Karl V. gegen sie geschlossen, den Krieg aber nicht sonderlich mit Glück geführt hatte, 1539 mit einem für V. verlustvollen Frieden endeten; denn die Republik verlor die Inseln Scio, Palmosa, Cesina, Nio und Paros, die Städte Malvasia und Nauplia und mußte 30000 Ducaten zahlen. Nach diesen Opfern, welche den festen Beschluß einer unerschütterlichen Neutralität zur Folge hatten, trat eine große Ruhe für V. ein, deren es so sehr bedurfte. Die Regierungen der Dogen Pietro Lando (1539—1545), Francesco Donato (1545—1553), Marco Antonio Trevisani (1553—1554), Francesco Venieri (1554—1556), Lorenzo Priuli (1556—1559) und Hieronymo Priuli (1559—1567) flossen im Frieden dahin und ihr Wirken zeigt sich nur im Aufblühen der schönen Künste, oder in der Verbesserung des Landbaues, oder Einführung der strengsten Censur u. a. Friedensbeschäftigungen. Allein schon Pietro Loredano (1567—1570) sah den Sturm des Krieges wegen des Besitzes der Insel Cypern, welchen die Türken durchaus forderten, herannahen und sein Nachfolger Ludovico Mocenigo (1570—1576) hatte ihn zu bestehen, der trotz der tapfern Vertheidigung Famagusta's und der siegreichen Schlacht von Lepanto mit dem Verluste der schönen Colonie Cypern (1573) endete. In einem 30jährigen Frieden folgten sich nun die Dogen Sebastiano Veniero (1576—1578), Nicolo da Ponte (1578—1585), Pascale Cicogna (1585—1595) und Maria Grimani (1595—1605), dessen letzte Regierungsjahre durch kirchliche Verwickelungen mit dem Papste getrübt wurden; allein die Macht, das Ansehn, der Einfluß der Republik sanken immer tiefer und den Frieden mit den Türken namentlich konnte der Staat nur auf Kosten seiner Ehre behaupten. Die etwas schwierigen Verhältnisse mit dem Papste lösten sich unter dem Dogen Leonardo Donato (1606—1612) glücklich durch Frankreichs Vermittelung und Antonio Memmo (1612—1615) bestieg den Thron im tiefsten Frieden; allein die Räubereien der Uskoken, deren Züchtigung die venetianische Regierung zu betreiben gezwungen war, verwickelten seinen Nachfolger Bembo (1615—1618) in einen Krieg mit Östreich, der aber 1617 ehrenvoll für V. durch den Frieden zu Madrid geendet wurde. Bald aber ward V. in neue Verwickelungen gezogen, welche durch den von Spanien und Östreich unterstützten Aufstand des Veltlin gegen Graubündten (1620. 1622) entstanden, und noch der Doge Antonio Priuli (1618—1623) sah den Krieg ausbrechen, welcher unter seinem Nachfolger Francesco Contarini (1623—1625), aber ohne Beiziehung Venedigs, durch den Frieden von Monzon geendet wurde. Später mischte sich V. in den Krieg, welchen Mantua gegen den Kaiser führte, und unterstützte den Herzog ziemlich glücklich, bis 1630 die unglückliche Schlacht bei Valesso der Republik einen minder rühmliche Rolle aufzwang. Alles dieses aber waren nur Vorspiele zu dem 25jährigen Kampfe gegen die Türken um Kandia, welcher 1645 begann und 1669 mit dem Verluste Kandias nach einem ruhmvollen Kampfe endete. In 10 Seeschlachten blieben die Venetianer Sieger, 100000 Mann kostete den Türken die Eroberung Kandias, aber dennoch gab dieser Krieg der Republik durch Verlust ihrer schönsten Colonie, durch

Digitized by Google

Erschöpfung ihres Credits einen empfindlichen Stoß. Nach einem längern Frieden (1670—1684) brach der Krieg zwischen den Türken und der Republik, welche mit Östreich, Polen und Rußland in ein Bündniß getreten war, von Neuem aus und Francesco Morosini führte ihn mit Glück bis zu seinem Tode. Ihm folgte in der Dogenwürde Sylvester Valicio (1694—1700), welcher noch den rühmlichen Frieden von Carlowitz erlebte, durch welchen V. von seinen Eroberungen ganz Morea, die Inseln Ägina und St. Maura, Castel nuovo am Canale von Cattaro und einige dalmatische Örter behielt. An dem östreichischen Erbfolgekriege unter dem Dogen Ludovico Mocenigo (1700—1709) nahm die Republik keinen Antheil, obwohl ihre Neutralität gar nicht beachtet ward und Östreicher wie Franzosen das Gebiet derselben verletzten. Nach dem utrechter Frieden (1713) begannen die Rüstungen der Türken gegen die Venetianer aufs Neue; die Republik ward angegriffen und der Krieg endete 1718 mit dem Frieden zu Passarowitz, worin V. Morea verlor und dafür die Insel Cerigo erhielt. Seitdem spielte die Republik in den Welthändeln nur eine zweite Rolle, beschäftigte sich lediglich mit der innern Staatsverwaltung und nach Außen hin mit diplomatischen Verhandlungen. So regierten, ohne unmittelbaren Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen, Sebastiano Mocenigo (1722—1732), Carlo Ruzzini (1732—1735), Ludovico Pisani (1735—1741), Pietro Grimani (1741—1752), Francesco Loredano (1752—1762), Marco Foscarini (1762—1763), Aloysio Mocenigo (1763—1779), unter dem es erfolglose Händel mit den Raubstaaten Afrikas und Demüthigungen gegen die Türken gab. Unter dem Dogen Paolo Renieri (1779—1788) vermittelte Joseph II. die Streitigkeiten der Republik mit Holland und ihm folgte Ludovico Manini, der letzte Doge des Freistaates. Säumig sah die Republik der gewaltigen französischen Revolution zu, verkannte gänzlich deren Bedeutung und ihren Standpunkt zu derselben und erst 1794 entschloß sich der Senat zu ernsteren Maßregeln. Unentschieden in denselben wollte die Republik beiden Parteien des damaligen europäischen Staatslebens huldigen und mußte darüber zu Grunde gehen. Als nun der Krieg der Franzosen in Italien gegen Östreich durch Napoleon Buonaparte (1796) eine für Frankreich sehr günstige Wendung nahm, so verdarb sich der Senat selbst durch sein gänzliches Verkennen der Sachlage, indem er Buonaparte's friedliche Anerbietungen so wie eine Allianz mit Preußen hartnäckig zurückwies. Unter stetem Hin- und Herschwanken der Regierung, bald demüthigen Bitten, bald Drohungen von Seiten des Senats gegen Frankreich, unter allaugenblicklichen, von der venetianischen Regierung gegen die Franzosen begünstigten Aufständen des Landvolkes und stetem Abläugnen der Theilnahme daran gegen die Sieger, unter lauter halben, verkehrten, altersschwachen Maßregeln im Laufe dieser gewaltigen Zeit kam der 16. Mai 1797 heran, welcher dem Todeskampfe der aristokratischen Republik ein Ende machte, indem französische Truppen V. besetzten und seine Schätze in Kunst und Wissen nach Paris entführten. Im Frieden von Campo Formio kam der größte Theil des venetianischen Gebietes an Östreich (1798), ward später (1805) an das französische Königreich Italien abgetreten und kam 1814 endlich wieder an Östreich zurück, unter dessen milder Regierung es noch steht. 71. 82.

Venen, s. Ader.

Venerabile heißt in der katholischen Kirche die in der Monstranz (s. d. Art.) befindliche geweihte Hostie. 23.

Venerische Krankheiten, s. Lustseuche.

Venezuela, s. Colombien.

Ventil, lat. epistomium; fr. soupape; engl. valve, heißt im Allgemeinen eine Vorrichtung, wodurch sowohl einer tropfbaren, als einer elastischen (dampf- oder luftförmigen) Flüssigkeit ein Durchgang durch eine Röhre oder irgend eine an-

Digitized by Google

dere Öffnung verstattet, der Rückweg aber verschlossen wird. Es gibt mehrere Arten von Ventilen. 1) Das Klappenventil. Man erhält dieses, wenn man auf die Mündung eines Röhrenstücks eine mit einem Scharnier versehene Klappe befestigt. Stößt nun eine Flüssigkeit unten gegen die Klappe, so öffnet sie sich, fällt aber von selbst wieder zu, wenn die Flüssigkeit hindurch ist, so daß diese nicht wieder zurückkann. 2) Das Muschelventil besteht aus einem convexen messingenen Deckel, der mit seiner gut polirten convexen Fläche auf den concaven Rand der Öffnung paßt und diese genau verschließt. Zum Aufpassen dieses Deckels gehört ein besonderes Mündungsstück mit einem unterhalb befindlichen Stege, der in der Mitte ein Loch hat, durch welches ein am Deckel angebrachter Zapfen geht, damit der Deckel nur bis auf eine gewisse Höhe emporgehoben werden kann. 3) Das Kegelventil hat ganz dieselbe Einrichtung, nur daß der Deckel die Gestalt eines abgekürzten Kegelstücks hat. 4) Das Kugelventil ist eine massive Kugel, welche auf das kugelförmig ausgehöhlte Mündungsstück genau paßt. 5) Das Scheibenventil wird nur bei Kolben (den Scheibenkolben) angewendet; der Kolben besteht aus einer durchlöcherten metallenen Scheibe, über welcher eine lederne Scheibe befindlich ist. 6) Das Blasenventil, welches bei den Luftpumpen vorkommt, besteht aus einem ausgespannten Stück Blase, welches von einer Flüssigkeit nach einer Richtung etwas gehoben, nach der andern aber angedrückt wird. Die Ventile kommen bei Pumpen, Druck- und Saugwerken, Feuerspritzen, Kolben, Luftpumpen (s. d. Artt.) ꝛc. vor. 33.

Ventilator, franz. ventilateur; engl. ventilator, heißt eine Maschine, welche dazu dient, Zimmer oder andere verschlossene Räume von verdorbener Luft zu reinigen und mit frischer zu versorgen. Die in den Fensterscheiben eingesetzten Radventilatoren sind die einfachsten Vorrichtungen dieser Art. Schon künstlicher sind die Ventilatoren von Hales, welche insbesondere für Spitäler, Gefängnisse und Schiffe bestimmt sind. Sie bestehen aus zwei hölzernen Kasten in parallelepipedischer Form, deren jeder in der Mitte durch eine um ein Scharnier bewegliche hölzerne Klappe getheilt ist. Mittelst eiserner Stangen sind die Klappen so an einen Hebel befestigt, daß man durch dessen Hin- und Herbewegung abwechselnd eine Klappe heben und die andere niederdrücken kann. An den Grundflächen jedes Kastens befinden sich 4 Ventile, wovon sich 2 nach Innen und 2 nach Außen bewegen. Jeder Kasten ist an der Stelle, wo die auslassenden Ventile sich befinden, mit einem kleinen Kasten verbunden, in welchen man bewegliche Röhren einsetzen kann, um durch sie die Luft dahin zu leiten, wo man sie nöthig hat. Außerdem haben Ventura, De Lile de St. Martin, Parrot, van Marum, Boswell u. A. noch verschiedene Ventilatoren angegeben, welche alle ihren Zweck mehr oder weniger vollkommen erfüllen. 33.

Venus, von den Griechen Aphrodite (Ἀφροδίτη) genannt, ist eine der reizendsten und anmuthigsten Göttergestalten der Alten. Man verehrte sie zunächst als Göttin der Liebe und Schönheit, als Beschützerin der Ehen, indem der Reiz der Schönheit zur Vermählung anlockt, überhaupt als das Symbol des heiligen Triebes, der alle Wesen fortpflanzt. So wie aber die Liebe doppelter Natur ist, so muß man auch im ganzen Mythus der V. zwei Göttinnen dieses Namens unterscheiden, die freilich von den Dichtern oft in Ein Wesen verbunden werden. Die himmlische V. (Οὐρανία) war aus den in das Meer gefallenen Zeugungstheilen des Uranus entstanden; sie ward aus dem Schaume des Meeres geboren von Zephyra an die Insel Cythere getragen, wo sie sich nackend hinter einem Myrtenbaume verbarg; daher bei den Griechen die Beinamen der Schaumgeborenen (Ἀφροδίτη, Ἀναδυομένη) oder der Meerentsprossenen (Πουτογενεία, Ἁλιγενής), auch Cytherea und Cypris von ihren Lieblingsorten. Unter ihren Tritten sprossen duftende Blumen empor; die Horen empfangen und schmücken sie mit unsterblichen Klei-

Digitized by Google

dern, einer goldenen Krone und und herrlichem Geschmeide; und so tritt sie in die Versammlung der Götter, wo sie mit Entzücken empfangen wird. Die irdische V. (*Πάνδημος*, Vulgivaga) war eine Tochter Jupiter's und der vom Äther und der Erde abstammenden Dione; daher sie auch V. Dione oder Dionäa heißt. Außerdem hat sie noch den Beinamen Apostrophia, die Abwendende, nach Pausanias deßhalb, weil die Liebe von unnatürlicher Wollust und Frevelthaten abwendet. Der Gürtel verleiht ihr allen Liebreiz und jegliche Schönheit; sie ruft in allen Wesen, Göttern und Menschen, den Trieb zur Vereinigung und Liebe hervor; in ihrem Gefolge sind die Grazien, die Liebesgötter und die Überredung; vor ihrem Wagen sind Tauben gespannt; Alles in ihrem Bilde deutet auf Sanftheit und Weichheit. Doch ist sie auch selbst nicht vor der Allgewalt der Liebe geschützt. Denn untreu ihrem häßlichen Gemahle, dem Vulcan, zu welchem sie keine Neigung fühlen konnte, genießt sie heimlich der Liebe mit dem herrlichen Kriegsgotte Mars; doch Helios verräth die Liebenden, der kunstverständige Vulcan bereitet ein unsichtbares Netz, mit welchem er Beide im Bette fängt, und ruft nun alle Götter als Zeugen der Untreue seiner schönen Gemahlin herbei. Sie zeugte mit diesem den Phobos (Furcht), Deinos (Schrecken) und die Harmonia (Vereinigung). Außerdem liebte sie auch den Bacchus, dem sie den Hymen und Priapus gebar; ferner den Hermes, mit welchem sie den Hermaphrodit zeugte; und unter den Sterblichen den Adonis (s. d. Art.) und den Trojaner Anchises, von dem sie Mutter des Äneas wurde. Die schönsten und mächtigsten ihrer Kinder waren Eros und Anteros (Liebe und Gegenliebe). Auch an dem trojanischen Kriege nahm sie thätigen Antheil; doch als sie sich einst zu weit in den Kampf wagte, wurde sie von der mächtigen Minerva und dem kräftigen Diomedes verwundet, so daß sie weinend ihren Schmerz dem Vater Jupiter klagte. Sie hatte die erste Veranlassung zu diesem Kriege gegeben; denn als Eris den Streitapfel mit der Aufschrift: „der Schönsten" in die Versammlung der Götter geworfen hatte, erkannte Paris, den Jupiter zum Schiedsrichter ernannt hatte, der V. den Preis der Schönheit zu und sie versprach ihm dafür die Liebe der schönsten Sterblichen, der Helena, Gemahlin des Menelaus. — Ihr Dienst und ihre Verehrung war weit über Griechenland und Italien verbreitet. Wann und von wem sie aus Asien, wo ihr ursprünglicher Cultus war, nach Griechenland eingeführt wurde, läßt sich nicht genau bestimmen. Vorzüglich wurde sie verehrt in Theben, auf Cypern in Paphos, Cythere und Knidos, wo sie drei Tempel hatte; in Athen war der Aphrodite Pandemos ein Tempel geweiht; auch in Rom hatte sie mehrere Tempel. Als Opfer wurden ihr Tauben und junge Kühe gebracht. Von Vögeln waren ihr heilig die Sperlinge, Tauben, Schwäne, Schwalben und der Iynx; von Pflanzen die Myrten, Rosen und Linden; unter den Monaten der April, unter den Tagen der Freitag und unter den Zahlen 6. Ihre berühmtesten Feste waren die Adonia und Anagogia. Dargestellt wurde sie gewöhnlich nackt, mit ovalem Gesichte, vollen Wangen, rundem Kinne mit einem leichten Grübchen. An mehreren Orten erschien sie bewaffnet mit Bogen und Pfeil, oder einem Speere und Helme auf dem Haupte, um gleichsam anzudeuten, daß die Liebe Hindernisse zu überwinden habe. Die herrlichsten Statuen der V. sind vom Praxiteles: die koische, von unten enthüllt, und die knidische, ganz nackt, zu welcher ihm seine Geliebte Phryne als Modell gedient haben soll. Von ihr soll die mediceische V. (V. Aphrodite oder Anadyomene) eine Nachbildung sein. Diese ist völlig nackend aus dem Meere steigend dargestellt, die rechte Hand vor dem Busen, mit der linken die Schamtheile bedeckend. Diese Statue wurde in der Villa des Hadrian gefunden, kam dann in den Palast der Mediceer, von wo sie Kosmus III. nach Florenz bringen ließ. 1796 führte sie Napoleon nach Paris, 1815 aber wurde sie wieder nach Florenz gebracht. Die V. von Milo, welche man erst vor 20 Jahren auf der Insel Melos aufgefunden

Digitized by Google

hat, ist die vollendetste; man glaubt, daß sie aus dem Zeitalter des Phidias sei. 11.

Venus ist der schönste aller Planeten, leicht erkennnbar an dem blendend weißen Lichte, das ihn oft selbst bei Tage sehen läßt und so stark ist, daß es des Nachts einen erkennbaren Schatten an den von ihm erleuchteten Körpern wirft. — V., zwischen dem Mercur und der Erde, mithin ein sogenannter unterer Planet, entfernt sich nicht über 48 Grade von der Sonne, kann daher niemals um Mitternacht, sondern nur in den ersten Morgen- und Abendstunden sichtbar sein, weßhalb V. auch Morgen- und Abendstern (Phosphorus und Hesperus) heißt, eine Benennung, die auch Mercur mit Recht zukommt. — V. vollendet ihren siderischen Umlauf um die Sonne, von der sie im Mittel 14570000 Meilen entfernt ist, in $224\frac{7}{10}$ Tagen. Die Excentricität ihrer Bahn beträgt 99850 Meilen und ist die kleinste von allen; aber von der Erde kann sie sich bis auf $35\frac{3}{10}$ Mill. Meilen entfernen und ihr wieder bis auf $5\frac{1}{8}$ Mill. Meilen nähern, woher es denn auch kommt, daß man diesen Planeten in der scheinbaren Größe von 9″ 6 — 65″ 6 wahrnehmen kann. Bei der großen Nähe der V. ist es möglich, ihre dem Monde ähnlichen Phasen schon mit einem gewöhnlichen Fernrohre zu erkennen. Ihre größte Beleuchtung findet statt, wenn sie 70 Tage vor oder nach ihrer untern Conjunction 39° 43′ geocentrisch von der Sonne entfernt ist, obschon sie dann nur 38 Sec. im Durchmesser hat und ihre uns zugewandte Scheibe nur halb beleuchtet ist. Dieser großen Lichtstärke wegen wird die V. dann genauer in der Dämmerung betrachtet, als zur Zeit der völligen Nacht, wo ihr Licht zu sehr blenden würde. Der wahre Durchmesser dieses Planeten ist blos 86 Meilen kleiner als der Durchmesser der Erde. Die Masse und deren Dichtigkeit ist bei der V. sehr schwer zu bestimmen; doch scheint der Fall der schweren Körper in der ersten Secunde auf der Oberfläche dieses Planeten fast gar nicht von dem auf der Erde verschieden zu sein. Mehr weiß man von der Oberfläche der V. selbst. Da nämlich ihre Lichtgrenze stets sehr uneben erscheint, so werden auf der V. Berge und Thäler mit Ebenen abwechseln. Schröter entdeckte Berge, deren Höhe 6—7 Meilen beträgt, und fand überhaupt die meisten und höchsten auf der südlichen Halbkugel, wo sie oft Ketten von 200 Meilen Länge bilden. Schröter bestimmte ferner aus den lange fortgesetzten Beobachtungen der Phasenspitzen der V. die Rotationszeit derselben zu 23 Stunden 21 Minuten und 19 Secunden, die Neigung des Äquators dieses Planeten gegen die Ebene der Venusbahn zu 72 Graden. Endlich setzen auch Schröter's Beobachtungen die Existenz einer Atmosphäre der V. in Gewißheit, die aus der beochachteten starken Dämmerung und aus dem stufenweisen Übergange der beleuchteten Seite in die dunkle folgt; diese letztere ist überdieß von einem besondern matten Lichtschimmer beleuchtet, ähnlich dem aschgrauen Lichte des Mondes, dessen Ursache jedoch noch unbekannt ist. — Monde hat die V. nicht; zwar wollen Fontana einmal, Cassinie zweimal, Montaigne und Horrebow viermal einen Mond bei der V. beobachtet haben; allein spätere genaue Beobachtungen haben dessen Existenz nicht bestätigt und man hält also jene Erscheinung für eine optische Täuschung, verursacht durch den Reflex des starken Lichtes der V. Wenn die untere Conjunction dieses Planeten nahe bei einem der Knoten statt hat, so ereignet sich ein Durchgang der V. vor der Sonne. Die Beobachtung desselben gehört zu den wichtigsten und genauesten, aber auch seltensten in der Astronomie. Die Perioden, welche die Venusdurchgänge von einander trennen, enthalten der Reihe nach 8, $105\frac{1}{2}$, $113\frac{1}{2}$, $121\frac{1}{2}$, $129\frac{1}{2}$ Jahre u. s. f. Es fanden 1631, 1639, 1761 und 1769 Durchgänge statt; die nächsten werden eintreten 1874, 1882, 2004 und 2012. Diese Durchgänge, welche jedesmal im Juni oder im December eintreten müssen, wurden früher wenig oder gar nicht beachtet, weil man weder Fernröhre noch genaue Venustafeln hatte. Als aber Halley 1677 einen Mercursdurchgang

Digitized by Google

auf St. Helena beobachtete, erkannte er die große Wichtigkeit dieser Beobachtung, indem er fand, daß man aus einer solchen Beobachtung die Parallaxe der Sonne und hieraus die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne sehr genau berechnen könne. Er forderte demnach dringend auf, die Durchgänge der V. in den Jahren 1761 und 1769 an vielen Orten der Erde möglichst genau zu beobachten, indem er geometrisch bewies, daß diese noch weit genauere Resultate als die Durchgänge des Mercurs zu geben vermöchten. Wirklich sah man, um die beiden Venusdurchgänge von 1761 und 1769 aufs Vollständigste zu benutzen, viele europäische Regenten mit großen Kosten Astronomen in ferne Länder der Erde schicken, um dort gedachte Phänomene zu observiren, welche Beobachtungen denn auch vollkommen gelungen sind, indem nur wenige Astronomen durch schlechte Witterung behindert wurden, dagegen die meisten mit vollständigen Observationen nach Hause kamen. Im ganzen Umfange und mit den neusten Elementen wurden alle diese Beobachtungen erst vor einigen Jahren von Encke berechnet. Vergl. Littrow, „Populäre Astronomie" (Wien 1825, im 2. Thle. 3. Buch. S. 33 u. ff.). 13.

Vera Cruz, s. Mexiko.

Veräußerung, lat. alienatio, wörtlich Fremdmachung, bezeichnet diejenige Handlung, vermöge deren Jemand das Eigenthum (Proprietät) seiner Sache oder seines Rechts oder wenigstens die Verfügung (dominium, jus in re) auf den Andern überträgt. Die V. unterscheidet sich von der Lossagung, Entsagung und Derelictio darin, daß bei den letzteren blos der bisherige Besitzer die Sache nicht mehr haben will, ohne gerade am künftigen Annehmer ein besonderes Interesse zu haben. Nicht einmal bei einem jeden Verkaufe findet zugleich V. statt, sondern nur beim Verkaufe der eigenen Sache. Man bedient sich des Ausdrucks V. bei allen Contracten, wodurch das Eigenthum auf den Andern übertragen wird, wie bei den meisten Verkäufen, bei Vertauschungen, Abtretungen, Schenkungen, An- und Überweisungen u. a., sollte auch die Übertragung vor der Hand blos eventuell geschehen, wie beim Pfandvertrage, bei welchem das Realrecht blos eventuell auf den Gläubiger übertragen wird, falls er seine Befriedigung vom Schuldner selbst nicht erlangen sollte. Verfügungen über bewegliche Güter, also auch Veräußerungen, sind nach dem natürlichen Rechte zu beurtheilen und daher nur den allgemeinen Regeln unterworfen, welche bei Contracten überhaupt stattfinden, wie z. B. daß freie, nicht durch List oder Betrug erschlichene, oder durch Einschüchterung erpreßte oder durch Gewalt erzwungene Einwilligung vorhanden sei; daß der Veräußernde frei zu verfügen vollkommen berechtigt sei u. s. f. Sachen und Güter, die mehreren Privaten zugleich gehören (gemeinschaftliche) oder die zu öffentlichen Zwecken bestimmt sind, können daher vom Einzelnen gültiger Weise nicht veräußert werden. Zur V. von Immobilien, deren Besitz blos durch das Übereinkommen der Völker garantirt wird, gehört auch noch entweder die Eintragung des neuen Besitzers in die dazu bestimmten Verzeichnisse beim Richter, in dessen Bezirke die unbewegliche Sache gelegen, oder, wie in Sachsen, die obrigkeitliche Bestätigung. Frauenspersonen bedürfen zu dergleichen Veräußerungen eines Curators oder da, wo die Curatel nicht üblich ist, die Zuziehung eines der Rechte kundigen Beistandes. 31.

Verantwortlichkeit, lat. res praestanda; franz. responsibilité; engl. answerableness. Verantwortlich ist der, welcher dem Andern für sein Thun und Lassen Rede zu stehen und die Rechtmäßigkeit desselben zu vertheidigen hat. Kann er das Letztere nicht ausführen, so hat er den Schaden zu ersetzen und ist, wenn es eine unerlaubte Handlung betroffen hat, die er beging oder die er wenigstens hätte hindern sollen, überdieß strafbar. V. setzt daher im Rechtssinne Pflichten voraus, deren Erfüllung nachzuweisen ist. Verantwortlich ist daher insbesondere der, welchem etwas anvertraut worden ist, wegen pflichtmäßigen Gebrauchs und

Digitized by Google

dereinstiger richtiger Wiederablieferung; der Vormund; der Cassenbeamte wegen richtiger Verwaltung; der Staatsdiener wegen gewissenhafter Erfüllung seiner Pflicht; der, welchem die Gewalt in die Hände gegeben worden ist, wegen Mißbrauchs derselben. Am Bedeutungsvollsten stellt sich die V. der Staatsdiener und Beamten wegen ihrer umfassenden Pflichten und wegen der so häufig vorkommenden Überschreitung der Grenzen ihrer Gewalten dar. In constitutionellen Monarchien sind die Anordnungen des Staatsoberhauptes von den auf die Verfassung verpflichteten höheren Staatsbeamten (Ministern) zu unterzeichnen. Letztere dürfen daher Nichts unterzeichnen, was der Verfassung, welche sie beschworen haben, zuwider ist, bei eigener Vertretung. Für Anklagen und Beschwerden der Staatsbehörigen und Stände wider Gesetzwidrigkeiten der Minister ist mehrentheils ein oberster Staatsgerichtshof bestellt. In anderen Staaten, wie England und Frankreich, gehört die Anklage der Art vor die Pairs. Da dem Regenten auch in constitutionellen Staaten das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, also auch über das Militair zu gebieten, allein zusteht, so ist auf dem Festlande (namentlich in Baiern) vielfältig die Frage zur Sprache gekommen, wie weit der Gehorsam des Militairs in dem Falle gehe, da man etwas von ihm verlange, was der Verfassung, die der Soldat als Bürger beschworen habe, zuwiderscheine oder ihr geradezu entgegenstehe? Da dem Militair die Pflicht zu gehorchen obliegt, nicht aber das Deliberationsrecht zugestanden werden kann, so hat die Frage eine vielseitige Beurtheilung zugelassen. Bei den Briten aber, wo einem jedem Mißbrauche das Vorbeugungsmittel im Voraus entgegengesetzt wird, ist die Frage einflußlos. Bei ihnen ist im Lande gegen die Bürger keinem Militair erlaubt anders einzuschreiten, als auf besondere Requisition der Civilauctorität; diese aber ist im vollen Maße verantwortlich. Zudem wird überhaupt zu Sicherheitsmaßregeln nicht leicht Militair, sondern die aus Bürgern bestehende Yeomanry verwendet. Jede andere Operation des Militairs, selbst das bloße Ziehen des Degen, würde auf das Härteste (in der Regel mit dem Tode) bestraft werden. 34.

Verband, s. Bandage.

Verbannung, franz. bannissement; engl. banishment, eigentlich die Wegweisung aus dem Banne oder dem Gerichtsbezirke, dann die Verweisung aus dem Lande, soll blos eine Sicherheitsmaßregel gegen gefährliche Personen enthalten, ohne gerade sie der Freiheit zu berauben, indem man sie blos aus dem gefürchteten Wirkungskreise entfernt, und enthält daher weniger Härte als die Acht. Besondere Arten s. unter Exil, Deportation und Relegation. 17.

Verbindlichkeit, lat. obligatio; franz. und engl. obligation, ist jede persönliche Verpflichtung, etwas zu thun, zu geben oder zu unterlassen, und kann entweder aus einer That entstehen, wie die des Schwängerers zur Ernährung der Kinder, welche ihn Vater nennen; des Beschädigers zur Vergütung des angerichteten Schadens, oder aus einem Versprechen (das eigentliche Obligationenrecht im besondern Sinne). Hierzu gehören alle Contracte. Erstere nannten die Alten obligatio ex re seu ex facto, die andere obligatio ex pacto seu ex promissione. Von den Verbindlichkeiten gilt die allgemeine Regel, daß solche streng auf diejenige Person beschränkt sind, welche sich, gleichviel ob durch ein factum oder durch das Versprechen, dem Andern verpflichtete. Keiner kann durch ein fremdes Versprechen oder durch die fremde That (die er nicht geheißen hat) verpflichtet werden. Dem Verpflichteten steht der Berechtigte als Herr der Forderung gegenüber. Das römische Recht, welches überall den größten Anstand beobachtet wissen will, rechnet vergleichungsweise noch dasjenige zu den Verbindlichkeiten, was gleichsam wie aus einem Contracte entstanden ist (obligatio quae quasi ex contractu nata), was bei einem honetten Manne von selbst verstanden wird, indem man ihn außerdem für einen Betrüger erkennen müßte. Z. B. es hat Jemand aus Irrthum eine

Digitized by Google

Nichtschuld bezahlt. Man nimmt hier an, der Empfänger habe ebenfalls nur aus Irrthum, unter der von selbst verstandenen Verpflichtung zur Rückgabe angenommen, wenn sich ein Irrthum finden sollte. Ähnlich diesen Grundsätzen bedient man sich des Ausdrucks V. außer den Zwangspflichten auch noch für die Pflichten der Gutherzigkeit und des Anstandes. 10.

Verbrechen, lat. delictum, crimen; franz. delit, crime; engl. delict, crime, ist im weitesten Sinne jede aus Vorsatz oder Fahrlässigkeit begangene Übertretung eines Strafgesetzes. Man theilt die V. in diesem Sinne ein in eigentliche V. (delicta sensu angusto) und Vergehen (delicta sensu lato). Unter ersteren verstehen bewährte Rechtslehrer die Handlungen, welche die Verletzung angeborner Rechte, d. h. solcher, welche jeder Mensch als Mensch besitzt, bezwecken, unter Vergehen dagegen Verletzungen erworbener Rechte (wie des Rechts auf Eigenthum, der äußern Ehre und der auf Erhaltung der durch die Bürgesellschaft getroffenen Einrichtungen). — Andere Rechtslehrer haben andere Merkmale des Unterschiedes zwischen diesen beiden Begriffen aufgestellt, je nachdem ihre Ansichten über das Grundprincip des Strafrechts verschieden sind. — Die V. im engern Sinne theilt man nun wiederum in Begehungs- und Unterlassungsverbrechen (crimina commissionis et omissionis), in sonderliche, d. h. einem gewissen Stande eigene (delicta propria), und gemeine V. (delicta communia), in geistliche, weltliche und vermischte (delicta ecclesiastica, saecularia, mixta). Diese Eintheilung findet jetzt jedoch in den protestantischen Ländern fast gar keine Anwendung. Eine weitere Eintheilung ist die in V., die mit der Überzeugung und dem Willen, eine strafbare Handlung zu begehen, begangen werden, V. aus Bosheit (vera delicta) und V. aus Fahrlässigkeit (quasi delicta). — Ohne Einfluß ist jetzt die Eintheilung der V. in delicta privata und delicta publica; diese beruht auf den Grundsätzen des römischen Rechts, nach welchen einzelne V. nun auf Auftrag des Beeinträchtigten (laesi) untersucht und bestraft werden konnten. — Alle Verbrechen können übrigens entweder blos begonnene V. (delicta inchoata) oder wirklich vollendete (delicta consumata) sein. Die Rechtsgründe, welche ein V. tilgen, sind: die erlittene Strafe, die Begnadigung durch die höchste Gewalt im Staate (abolitio) und die Verjährung. Die Verjährung erfordert den Ablauf einer gesetzlich bestimmten Zeit und zwar in der Regel des Zeitraums von 20 Jahren. Einige V. verjähren erst nach 30 Jahren, andere dagegen schon nach kurzer Zeit, doch wird, damit ein Verbrechen verjähren könne, vorausgesetzt, daß nicht während der zur Verjährung festgesetzten Zeit etwas von Seiten des Staates geschehen ist, das begangene V. zu untersuchen und zu bestrafen. 85.

Verbrennung, lat. combustio; franz. combustion; engl. combustion, nennt man die unter Licht- und Wärme- oder Feuerentwickelung erfolgende Vereinigung des Sauerstoffs (s. d. Art.) mit einem brennbaren Körper. Jede V. ist daher ein wahrer Oxydationsproceß, obgleich nicht jede Oxydation eine V. ist. Man hat die V. zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise zu erklären versucht. In den ältesten Zeiten nahm man das Dasein eines elementarischen Feuerstoffs an, dem man die Eigenschaft zuschrieb, andere Körper in seine eigene Natur zu verwandeln. Andere erklärten die Sache wieder mechanisch, indem sie sich die Feuermaterie in den verbrennlichen Körpern in kleine Hüllen eingeschlossen dachten, welche letztere bei Entzündung zerspringen und die Feuermaterie frei werden ließen. Diese Theorie blieb, einige Modificationen abgerechnet, lange unangefochten, bis endlich Becher (1669) den Grund zur Lehre von dem Phlogiston legte, von dessen Gegenwart sein Schüler Stahl bald die Brennfähigkeit der Körper herleitete, indem nach ihm das Phlogiston während des Verbrennens entweichen oder feurig werden sollte. Indeß schrieb späterhin Gren dem Phlogiston eine negative Schwere zu, indem er

by Google

es nämlich für einen das specifische Gewicht der Körper vermindernden Stoff erklärte; denn man hatte bereits die Entdeckung gemacht, daß die Metalle durch das Verbrennen schwer werden, welches letztere lange vor Becher schon Rey (1630) vermuthet hatte. Späterhin ging Hooke (1665) noch weiter, indem er mit der so scharfsinnigen Theorie auftrat, daß in der atmosphärischen Luft ein dem Salpeter ähnlicher oder gleicher Stoff enthalten sei, der die brennbaren Körper bei erhöhter Temperatur auflöse und dadurch eine so heftige Erschütterung errege, daß Licht und Wärme die Folge davon seien. Mit nur wenig Abänderungen trug nachher (1674) auch Mayow dieselbe Theorie vor; dessenungeachtet aber siegte Stahl's mangelhafte Lehre über diese so richtigen theoretischen Elemente der V., bis endlich Priestley, Crawford, Scheele und andere Chemiker — nachdem zuvor noch Macquer und Black das Phlogiston für Licht und Kirwan für Wärmestoff erklärt hatten — öffentlich ihre Zweifel über die Unvollkommenheit aller dieser Erklärungen aussprachen; doch dem berühmten Lavoisier war es vorbehalten, Stahl's Lehrgebäude zu zertrümmern und das antiphlogistische System zu begründen, das nicht blos die Erscheinungen des Verbrennens, sondern auch eine Menge anderer bisher ganz dunkel gebliebener Beobachtungen sehr genügend erklärte und der Chemie eine wahrhaft wissenschaftliche Gestalt ertheilte. Er bewies mit der Wage in der Hand, daß die Luft, in welcher die Körper verbrennen, genau so viel an Gewicht abnehme, als die verbrannten Körper zunehmen, und daß diese Zunahme von dem absorbirten Sauerstoffe der Luft herrühre; daß ferner der Sauerstoff der Atmosphäre durch Luft- und Wärmestoff seine Expansibilität erhalte und diese Stoffe bei der V., wobei sich der Sauerstoff verdichtet, frei werden und das Phänomen des Feuers hervorbringen. Da indeß nicht blos der Sauerstoff in Gasgestalt die Körper verbrennt, sondern dieß bisweilen auch dann erfolgt, wenn er, wie z. B. in der Salpetersäure, dem Salpeter, der Salzsäure in ihren höheren Oxydationszuständen, dem überoxydirt salzsauren Kali und einigen Oxyden gebunden, folglich nach Lavoisier's Theorie, seines Licht- und Wärmestoffs beraubt ist, so hat dieser berühmte Chemiker in dieser Hinsicht eine große Lücke übrig gelassen, welche zwar späterhin Brugnatelli, Richter, Gren durch sehr scharfsinnige Hypothesen und neuerlich viele andere Chemiker durch die Erklärung der V. nach elektro-chemischen Principien auszufüllen strebten, womit aber nichts weiter gewonnen wurde, da uns die Natur des elektrischen Fluidum eben so wenig, als die Ursache der Licht- und Wärmethätigkeit bekannt ist. Mag man sich daher die Erscheinungen der V. auf diese oder jene Weise erklären, so ist doch so viel gewiß, daß zur Entzündung eines brennbaren Körpers ein seiner Natur angemessener Hitzegrad erforderlich, ohne Gegenwart des Sauerstoffgases keine V. möglich ist und alle die V. befördernden Körper, wie z. B. die oxydirte Salzsäure, Sauerstoff enthalten müssen; ferner daß die V. desto lebhafter und vollkommener geschieht, je mehr durch künstlichen oder natürlichen Luftzug der Sauerstoff dem erhitzten, oder glühenden, verbrennlichen Körper hinzugeführt wird; daß der verbrannte Körper genau so viel an Gewicht gewinnt, als die die V. bewirkte Luft verloren hat; daß endlich das Product der V. nach Verschiedenheit der verbrennlichen Körper verschieden ist, so daß z. B. die Kohle ein gasförmiges Product (kohlensaures Gas) bildet, wobei Asche, d. h. der erdige und salzige Bestandtheil, zurückbleibt ꝛc. (Vergl. Feuer.) — Unter V. in medicinischer Hinsicht (lat. combustio, ambustio, combustura, encausis; franz. brûlure; engl. burn, scald) versteht man eine mehr oder weniger bedeutende Verletzung oder Trennung des Zusammenhangs durch wirkliches Feuer oder durch erhitzte und feurige Körper, von trockner oder feuchter Beschaffenheit, welche die Theile des menschlichen Körpers, nahe oder fern, kürzere oder längere Zeit berührt haben. Von dem Grade des erhitzten und verbrennenden Körpers, von seiner kürzer oder länger dauernden Berührung und von der Empfindlichkeit des ver-

Digitized

brannten Theils hängt auch der Grad der darauf folgenden Entzündung ab. Man hat nach dieser Wirkung die V. in 4 Grade eingetheilt. Im 1. Grade zeigt die äußere Haut blos eine schmerzhafte gelinde Röthe, ohne alle Geschwulst; im 2. stärkere Röthe, heftigeren Schmerz und zugleich Geschwulst mit Fieber; hier können, wenn nicht sogleich die Zertheilung befördert wird, auch Blasen entstehen. Im 3. Grade löst sich das Oberhäutchen ab und es entstehen sogleich oder nach und nach Blasen, die eine gelbe oder helle Feuchtigkeit enthalten; hier ist das Fieber heftig, der Schmerz unerträglich und selten eine Eiterung zu verhüten. Endlich im 4. Grade ist die verbrannte Stelle ganz unempfindlich und der kalte Brand entsteht entweder sogleich, oder er folgt auf die vorhergegangene heftige Entzündung. Die Hauptsache bei der Cur der Verbrennungen ist stets schleunige Linderung der Schmerzen und Verhütung der Entzündung, folglich in höheren Graden zugleich Vermeidung der Eiterung; im 1. Grade ist das kalte Wasser das beste Mittel und ist dieß auch noch im 2. Grade. Auch zerquetschte Kartoffeln, Mohrrüben, Bleiwasser, Umschläge mit Leinöl, Eieröl ꝛc. leisten hier gute Dienste und im 2. Grade besonders auch Hufeland's Brandsalbe, bestehend aus gleichen Theilen frischem Leinöle, Eiweiß und Milchrahm, nachdem man zuvor die Brandblasen geöffnet hat, wenn sie sehr groß sind. Die Behandlung des 3. und 4. Grades muß dem Arzte überlassen werden, doch wird auch hier im Anfange kaltes Wasser sehr zweckmäßig sein. — Freiwillige Verbrennung oder Selbstverbrennung, s. Selbstentzündung. 14.

Verbum, franz. verbe; engl. verb, bezeichnet in der Grammatik den Gattungsbegriff für eine Classe von Wörtern, welche im Gegensatze zu den Substantiven, den bloßen Namen von Gegenständen, die an denselben vorgehenden Erscheinungen in sich schließen, indem sie nämlich in Verbindung mit ihnen den jedesmaligen Zustand ausdrücken, in dem man gerade dieselben auffassen will. Ein bezeichnender deutscher Name fehlt uns ganz dafür. Man hat zwar das V. im Deutschen durch Melde- oder Aussagewort wieder zu geben gesucht; doch paßt diese Benennung nur in Bezug auf die Stellung desselben als Prädicat, ohne sein Wesen zu bezeichnen, nicht aber auf den absoluten Begriff, und eben so wenig genügt die Bezeichnung: Zeitwort, da zwar das V. sich stets mit dem Begriffe der Zeit verbindet, diese Verbindung aber nur eine Folge aus dem Grundwesen des V. und folglich etwas blos Accidentielles ist. Man scheint aber diesen Grundbegriff des V. bisher immer noch verkannt zu haben, indem man denselben unter dem Namen „Copula" von ihm zu unterscheiden gesucht, so jedes V. in den eigentlichen Verbalbegriff und die Copula getrennt und letztere in dem Begriffe des „Seins" gefunden hat. Aber eben erst die sogenannte Copula ist der eigentliche Verbalbegriff, ohne welchen das V. ein bloßes Adjectiv oder sonstiges Beschaffenheitswort sein würde; doch tritt sie nicht überall deutlich hervor, sondern läßt sich nur bei einer bestimmten Classe der Verba, den sogenannten neutris (s. unten), davon ablösen und im V. „sein" darstellen. Man hat aber sehr unrecht daran gethan, diesen Begriff des Seins allen übrigen Verben zu Grunde legen zu wollen; denn man hat den erst später entwickelten Begriff der Existenz mit dem reinen Verbalbegriffe verwechselt, welcher in allen Ursprachen nichts weiter als die mit einer Verbalform verbundene dritte Person des pronomen personale ist, und die demselben angehängten Formen, welche natürlich auch anderen Verben zu Theil wurden, wegen ihrer engen Verschmelzung mit dem nur durch einen Vocal bezeichneten Pronomen für ein Urverbum gehalten, während es selbst in allen Ursprachen seinen spätern Gebrauch als Begriff der Existenz und selbst als Hülfszeitwort deutlich erkennen läßt. Vielmehr ist der Grundbegriff des V. das Leben in der Natur überhaupt, das Allgemeine, welches das Dasein der Dinge den Sinnen beurkundet, das eigentlich Vermittelnde zwischen der Existenz und der Er-

Digitized by Goog

kenntniß, und jedes einzelne V. ist daher nur eine Verbindung dieses Allgemeinbegriffes mit einer besondern Art des Sichzuerkennengebens. Wie aber alle Erscheinungen in der Natur sich auf zwei allgemeine Begriffe zurückführen lassen, Ruhe und Bewegung, so gibt es auch zwei Arten von Verben, a) solche, welche die Lebenserscheinungen nur als den Gegenständen inhärirend angeben (Zustand), und b) solche, welche dieselben als von jenen ausgehend darstellen (Thätigkeit). Die erstere hat man unpassend verba neutra genannt (indem man damit bezeichnen wollte, daß sie weder activa, noch passiva seien); die letzteren sind die verba activa in der weitesten Bedeutung; beide gänzlich von einander verschieden, aber durch die verschiedensten Nüancen in einander übergehend. Die verba neutra nämlich sind reine Adjectivbegriffe mit dem allgemeinen Verbalbegriffe verbunden, weßhalb sich bei ihnen auch die merkwürdige Erscheinung findet, daß, während in jeder Sprache ihrer nur wenige sind, einestheils die übrigen durch Adjective mit beigefügtem allgemeinen Verbalbegriffe gebildet werden, anderntheils besonderen Verben in verschiedenen Sprachen adjectivischen Umschreibungen entsprechen. Allein auch sie sind wieder in sich selbst verschieden, indem ihr allgemeiner Verbalbegriff in drei besondere Begriffe, des vollendeten Zustandes (sein) mit seinen Nüancen (scheinen, bleiben ꝛc.), des unvollendeten Zustandes (werden) und des verschwindenden Daseins (Aufhören) zerfällt. Die verba activa dagegen zeigen den Gegenstand in Thätigkeit und Bewegung, und zwar entweder indem sie nur einen Zustand der Bewegung beschreiben, oder indem sie den Gegenstand ganz aus dem individuellen Zustande herausnehmen und seine Beziehung zu einem andern darstellen. Erstere nennt man intransitiva, letztere transitiva, zwischen denen diejenigen liegen, welche beides zugleich sein können; beiden liegt der Grundbegriff, das Thun oder Machen, zu Grunde, weßhalb nicht nur die Vulgärsprache diesen Begriff häufig pleonastisch beifügt, sondern auch in allen Sprachen derselbe in Zusammensetzungen sehr oft vorkommt (zumachen, aufmachen, allicere, deficere, conficere ꝛc.). Hier tritt aber auch ein Unterschied der Form ein, indem man die Thätigkeit entweder als von einem Gegenstande ausgehend (activum) oder als auf ihn einwirkend (passivum) ansehen kann, weßhalb jedes verbum transitivum beide Formen aufzuweisen hat. — Aus dem Gesagten folgt die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Eintheilung der Verba in activa, passiva und neutra; aber mit dem Angegebenen ist die Verschiedenheit der Verba selbst noch nicht erschöpft. Denn wie sich schon wegen der unendlichen Vielfachheit der Verbalbegriffe keine bestimmte Grenzlinie zwischen den einzelnen Arten ziehen läßt, indem die Classe der Neutra Begriffe vom einfachen Zustande bis zur eigentlichen Thätigkeit enthält und so allmählig ein Übergang zu den Activen sich bildet, unter denen wieder die verschiedenen Arten der Thätigkeit und ihr Verhältniß zu anderen Gegenständen mannigfache Unterschiede bewirken; so hat die Art und Weise des Zustandes und der Handlung selbst wieder besondere Arten von Verben erzeugt, welche als iterativa, meditativa, frequentativa ꝛc. die Grundverhältnisse nicht ändern, aber durch ein besonderes hinzugetretenes Merkmal sich von anderen Verben wesentlich unterscheiden. Aber auch die Form der Verba verdient manche Berücksichtigung, zumal da sie häufig von dem Inhalte selbst abhängt. Denn da die ersten Sprachbildner sich nicht nach erkannten logischen Grundsätzen richteten, sondern einem innern Gefühle folgten, welches das Allgemeine durch eine gemeinschaftliche Form auffaßte, aber einzelne Verba ihrer Bedeutung nach oft mehreren Classen zugleich angehören können oder wenigstens die eine leicht in die andere übergeht, so sind in verschiedenen Sprachen oft einzelne Verba in ganz verschiedene Classen gesetzt worden, so daß sie einer andern Sprache fast als Unregelmäßigkeiten vorkommen. So streifen die Neutra des unvollendeten Zustandes, welche man auch inchoativa nennt, nahe an die Passiva an; die Verba, in denen die Handlung des Subjects auf die-

Digitized by Google

ſes ſelbſt zurückgeht, reflexiva, ſind activa und passiva zugleich; die intranſitiven activa ſtehen wieder den neutris ſehr nahe ꝛc. und daher kommt es, daß, während in den einzelnen Sprachen häufig nur die active und paſſive Form zum Bewußtſein gekommen iſt, die neutra aber ſelten durch eigne Form ſich unterſcheiden, dieſes Schwanken der Bedeutung die Wahl der äußern Form beſtimmt hat und ſo die reflexiva im Griechiſchen zum Theil passiva, eben ſo im Lateiniſchen reine verba activa oder auch neutra paſſive Form erhalten haben, und dann deponentia heißen (weil ſie gewiſſermaßen die paſſive Bedeutung ablegen [deponere]), verba neutra halb active, halb paſſive Form erhalten haben (neutra passiva) und wirkliche paſſive Verbalbegriffe nur in der Form einfacher neutra auftreten (neutralia passiva). Was andere Claſſen von Verben betrifft, wie die irregularia oder anomala, welche in ihrer grammatiſchen Flexion von der gewöhnlichen Regel abgehen, die defectiva, denen einzelne Formen gänzlich fehlen, die impersonalia, welche nur ein allgemeines Subject geſtatten; ſo ſind dieß nur grammatiſche Auswüchſe, welche ſich in jeder Sprache anders geſtalten, und was die grammatiſche Behandlung der V. betrifft, ſo iſt über dieſelbe unter den Artt. Conjugation, Modus, Tempus, Pronomen das Nöthige bereits erwähnt. 9.

Verdacht, lat. suspicio; franz. soupçon; engl. suspicion, iſt die Annahme oder das muthmaßliche Urtheil, daß Jemand wirklich Böſes im Sinne oder wohl gar ſchon begangen habe und gründet ſich allemal auf Muthmaßungen, nie aber auf vollſtändige Beweiſe, und beſteht deßhalb blos in der ſubjectiven Überzeugung (oft blos willkührlichen Annahme) des Urtheilenden. Je aufrichtiger und gerader daher der Charakter eines Volkes iſt, deſto ſicherer wird ſolches den V. verabſcheuen; daher bei den alten Deutſchen das Sprüchwort: „Argwohn iſt ein Schalk" (Eiſenhart Abth. 9.). Es bleibt daher jederzeit gefährlich, dem Richter zu verſtatten, daß er Jemand auf V. verurtheilen darf, indem derſelbe ſehr leicht anſtatt der Wahrheit nur ſeine eigenen Geſinnungen ausſprechen wird. 10.

Verdammniß (damnatio) wird in der Kirche der Zuſtand der Gottloſen nach dem Tode genannt und derſelbe von den älteren Theologen mit allen Schrecken des Schmerzes geſchildert; vorzüglich glaubten die älteren Theologen nach der bibliſchen Bilderſprache an einen Aufenthaltsort der Gottloſen nach dem Tode, in welchem ein ewiges Feuer dieſelben quäle (ſ. Hölle). Die neuere Theologie findet zwar die V. der Böſen mit der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit vollkommen vereinbar, ſetzt dieſelbe aber nicht in ſinnliche Schmerzen, ſondern vielmehr in fortdauernde Gewiſſensbiſſe (Marc. 9, 44 ff.) und in das Zurückbleiben von der Vollkommenheit, zu der die Frommen in einer andern Welt beſtimmt ſind, wodurch der ſchreckliche Gedanke von der Ewigkeit der Höllenſtrafen ſich in den Troſt auflöſt, daß auch die Sünder in jener Welt allmählig zu einem beſſern Zuſtande gelangen können, wenn ſie die dort dargebotenen Mittel zur Beſeligung ergreifen, wiewohl ſie den hohen Grad der Seligkeit der Tugendhaften nie erreichen können. 23.

Verdampfung oder **Verdunſtung** nennt man den Übergang eines tropfbar flüſſigen Körpers in einen luftförmigen oder elaſtiſch-flüſſigen Zuſtand unter dem Einfluſſe der Wärme, mit welcher er ſich dann in größerer oder geringerer Menge verbindet. Namentlich werden flüchtige Körper von dem Wärmeſtoffe in Dämpfe aufgelöſt und verfliegen in dieſer Geſtalt, indem ſie ſich von den fixen trennen, ſo daß demnach die V. eine wirkliche Auflöſung flüchtiger Körper in Wärmeſtoff iſt. (Man vergl. d. Artt. Abdampfen, Dampf und Wärme.) 14.

Verdauung, ſ. Digeſtion.

Verdeck, ſ. Schiff.

Verdichtung, ſ. Condenſation.

Verdickung, lat. spissatio; franz. épaissement; engl. thickening, findet ſtatt, wenn bei einer Flüſſigkeit die wäſſerigen Beſtandtheile ſich verdampfen

Digitized by Google

und nur die festeren zurückbleiben. Das Gegentheil davon ist die Verdünnung (lat. dilutio; franz. délaiement; engl. dilution), wenn die festeren Bestandtheile mit flüssigeren vermischt werden. 30.

Verdingen, s. Miethe.

Verdun (Vertrag zu), s. Lothar I.

Vereinigte Staaten von Nordamerika, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Vereinigte Staaten von Südamerika, s. La Plataſtaaten.

Verfahren heißt in der Jurisprudenz s. v. a. im Processe fortfahren. So verfährt der Richter mit der Untersuchung oder mit Vollstreckung der Execution wider die Person, oder mit Taxation und Versteigerung der Sache ꝛc. Bei Processen zwischen Parteien heißt „verfahren" s. v. a. vor Gericht mit einander streiten (Churf. Const. I. S. 1.). Im besondern Sinne versteht man in manchen Ländern unter dem „V.", oder dem „rechtlichen V." die Einreichung abwechselnder Sätze oder Schriften in den verschiedenen Instanzen des bürgerlichen Processes; daher Beweisverfahren, Läuterungs- oder Appellationsverfahren. Solcher abwechselnder Sätze sind 6 hergebracht, für jeden Theil 3, nämlich 1) der Provocationssatz; 2) der Exceptionssatz; 3) die Replik; 4) die Duplik; 5) die Triplik und 6) die Quadruplik. Die Sätze 1, 3 und 5 gehören zum Angriffe, die Nr. 2, 4 und 6 aber zur Vertheidigung. Den Anfang hat derjenige mit dem Provocationssatze (1) zu machen, welcher in der vorliegenden Instanz den Vortrag hat. Beim V. über die Klage ist solches sonach der Kläger, bei dem über den Beweis der Beweisführer, beim V. über den Gegenbeweis der Gegenbeweisführer, beim Appellationsverfahren der Appellant, endlich beim V. über die Hauptsache (Hauptverfahren) vor dem Endurtheile wiederum der Kläger. Es muß der Natur der Sache nach einem jeden Theile der Gebrauch von 3 solchen Sätzen oder Schriften freistehen; selten werden jedoch mehr als 2 gebraucht. Der Provocationssatz enthält eine kurze Beziehung auf den Gegenstand der vorliegenden Instanz nebst Angabe der etwaigen Verbesserungen (besonders bei der Klage). Der Exceptionssatz trägt die Einwendungen des Angegriffenen (wider den geklagt, Beweis oder Gegenbeweis geführt, gegen welchen appellirt worden ist u. a.) vor. Der 3. Satz enthält die Replik darauf, so wie sich die Duplik (Nr. 4 oder der zweite Satz des Angegriffenen) mit Widerlegung der Replik befaßt. In den meisten Fällen, besonders da, wo gleich anfangs zweckmäßig gearbeitet worden ist, wird es hiermit genug sein und das V. geschlossen werden; indeß kommen Fälle vor, wo im Exceptionssatze etwas überraschendes Neues, welches die Intention des Angreifenden sofort völlig vernichtet, vorgetragen worden ist, dessen Widerlegung aber eben so durch Anführung neuer Umstände in der Replik möglich gemacht werden kann. In solchem Falle ist man in der Replik wieder auf der alten Stelle, von wo bei der Provocation (1) ausgegangen worden ist. Die Replik tritt demnach gewissermaßen in die Stelle einer neuen Provocation, wogegen die Duplik die Exception vorzutragen hat. In diesem Falle, welcher beim V. über die Klage am Leichtesten vorkommt, ist dann nöthig, sich zum Zwecke als Replik und Duplik auch noch der Triplik und Quadruplik zu bedienen. In Sachsen gibt es bei geringfügigen Sachen noch einen andern Grund, sich der vollen 6 Sätze zu bedienen. Es soll nur ein einziges V. geben, welches zugleich das Vor- und das Hauptverfahren vertritt. Hier ist es nicht selten rathsam, anstatt des letztern in der Triplik und Quadruplik ein Resumé der bisherigen Verhandlungen zu geben. Das rechtliche V. bildet in einer jeden Instanz die Grundlage für das darin zu ertheilende Erkenntniß oder Decret und gehört folglich zu den Hauptmomenten des Processes. Doch gleichwohl ist solches unter allen Proceßverhandlungen die beschränkteste, welche den Sachwaltern die meiste Gelegenheit bietet, einander an-

Digitized by Google

statt der Gründe durch Mißbrauch der Formen im Contumaciren und Präcludiren zu überflügeln. Abgeleitet von der altdeutschen Sitte, von 14 Nächten zu 14 Nächten Gericht zu hegen, wird zum rechtlichen V., nach der Observanz mancher Länder, selbst bei den verwickeltsten Sachen unter Entfernten nur die halbe Frist mit 7 Tagen verstattet, von denen 2 zur Provocation, 2 zur Exception, 1 zur Replik, 1 zur Duplik, ½ zur Triplik und ½ zur Quadruplik gerechnet werden, was damals, als die Parteien ihre Sachen noch mündlich vortrugen und wohl nicht leicht Einer 2 ganze Tage über seinen Exceptionen perorirt haben mag, vollkommen ausreichend gewesen ist. Dafür wird jetzt, seltsam genug, die Zeit, welche im Gerichte der Copist bedarf, um den Satz des Vordermanns, bevor solcher dem Nachmanne zur Beantwortung überlassen wird, vorerst zu den Acten zu schreiben, nicht dem erstern, sondern dem letztern von seiner Frist abgezogen. Was das V. des Richters anbelangt, so werden die Ausdrücke: „V., Procedur und Proceß" sehr häufig als gleichbedeutend genommen. Am Bedeutungsvollsten ist der Unterschied A. zwischen dem Anklage- und dem Untersuchungsverfahren (s. Accusatorischer Proceß). Auch in der Behandlung der bürgerlichen Streitsachen findet sich etwas dem Ähnliches beim gewöhnlichen und dem Instructionsverfahren wieder. Beim erstern (dem gewöhnlichen Rechtsgange) hat man die Sicherstellung der Parteien gegen das Zuweitgreifen des Richters dadurch zu beschränken gesucht, daß derselbe nichts ohne besondern Antrag expediren soll; allein es ist dadurch nur dem thätigen Unrechte gewissermaßen eine andere Richtung gegeben, dagegen aber dem negativen Unrechte, durch Nichtsthun, Verzögern, angebliches Nichtverstehen u. a., desto weiterer Spielraum eröffnet worden. Beim Instructionsverfahren (wie z. B. in Preußen) aber nimmt der Richter an, daß derjenige, welcher einmal im Allgemeinen seine Hülfe angerufen habe, ihn auch um Übernahme der dazu erforderlichen einzelnen Verhandlungen zugleich mit ersucht habe. Die Unparteilichkeit der Rechtspflege scheint sonach nicht sowohl durch die Art des Verfahrens bedingt, als vielmehr durch unzweideutige Gesetzbücher und durch Öffentlichkeit der Verhandlungen gesichert zu werden. B Zwischen dem öffentlichen oder dem nicht öffentlichen (geheimen) V. Letzteres wird ohne Zulassung dritter Personen, das erstere aber bei offenen Thüren gehalten und findet beim Civil- sowohl als Criminalprocesse, besonders aber beim accusatorischen statt. Man würde jedoch irren, wenn man annehmen wollte, daß selbst in den Ländern, wo solches eingeführt ist, das öffentliche V. durchaus und überall stattfände. Bei der französischen Gesetzgebung werden in bürgerlichen Rechtssachen die Vorverfahren mehrentheils in Schriften abgehandelt und nur nach diesen die Hauptsache (das Hauptverfahren) mündlich und öffentlich betrieben. In Criminalsachen werden nur die eigentlichen Assisen mündlich und öffentlich verhandelt, nicht aber das vorhergehende V. vor dem Instructionsrichter, welches aber auch in Ansehung derjenigen Punkte, die vor der Assise nicht speciell wiederholt worden sind, keinen Beweis abgibt. 3.

Verfangungsrecht, auch **Verfangenschaft, Abwälzungsrecht**, war ein im südwestlichen Deutschland sonst übliches Erbrecht, vermöge dessen den Kindern beim Ableben eines von den Eltern der unbewegliche Nachlaß verfiel und dem überlebenden Vater oder der Mutter blos der Nießbrauch davon zukam. 31.

Verfassung oder **Constitution** im neuern Sinne ist eine schriftliche Urkunde, welche alle die rechtlichen Bedingungen enthält, auf welchen das innere Leben eines bestehenden Staates nach dem nothwendigen Zusammenhange der einzelnen Theile dieses Lebens beruht; früher dagegen verstand man darunter die theils im Mittelalter ausgebildeten und zunächst auf dem Herkommen beruhenden Versammlungen der Reichs- und Landstände in einer großen Mehrzahl der europäischen Reiche germanischer Abstammung, theils gewisse schriftliche Reichsgrundgesetze, welche zwar

gewisse allgemeine, aber nicht unter sich organisch zusammenhängende Grundbestimmungen des innern Rechtszustandes dieser Reiche und Staaten enthielten. Es sind dieß folgende Reichsgrundgesetze: die goldene Bulle vom 25. Dec. 1356, der ewige Landfriede vom 7. Aug. 1495, die jedesmalige kaiserliche Wahlcapitulation (seit Karl's V. Wahl [1519] gewöhnlich), der zu Augsburg abgeschlossene Religionsfriede vom 25. Sept. 1555 und der westphälische Friede vom 24. Oct. 1648, der lüneviller Friede vom 9. Febr. 1801 und der auf die Basis desselben zu Regensburg abgeschlossene Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803. So wichtig nun auch diese Reichsgrundgesetze waren, so bildeten sie doch kein zusammenhängendes Ganze der innern Gestaltung des politischen Lebens im deutschen Reiche. Auf ähnliche Weise bildete sich die britische V. Sie beruht jedoch durchaus auf keinem einzigen, alle wesentlichen des innern Staatslebens in sich enthaltenden, schriftlichen Grundgesetze; es sind vielmehr einige einzelne, in verschiedenen Zeitaltern und für augenblickliche Bedürfnisse gegebene, organische Gesetze, die man als die Unterlage der noch jetzt bestehenden V. Großbritanniens ansehen muß. Das älteste Gesetz dieser Art ist die charta libertatum (um 1101) von Heinrich I. Ihr folgte die magna charta Johann's ohne Land vom 15. Juni 1215, ein Freiheitsbrief, der, aller späteren politischen Verhältnisse ungeachtet, dennoch die Grundlage der englischen Nationalfreiheit ward. Eine wesentliche Erweiterung erhielt dieses Grundgesetz im Jahre 1297 durch den Zusatz, daß keine Steuern ohne die Zustimmung der Abgeordneten der Städte erhoben werden durften. Das Parliament nöthigte später dem Regenten aus dem Hause Stuart, das nach absoluter Regentenmacht strebte, die petition of rights (1629), die Testacte (1673), die Habeas-Corpus-Acte (1679) ab, welche letzteren aber unter Wellington's Ministerium durch Parliamentsbeschluß aufgehoben wurden (28. Apr. 1828), weil der Rechtsgegenstand, welche diese Urkunden festsetzten, nunmehro fest und thatsächlich in der britischen V. begründet ist, daß er fortan keines besondern Gesetzes bedarf. Zu diesen früheren Grundgesetzen kam aber, nach der Verdrängung der Dynastie Stuart vom Throne, bei der Thronbesteigung Wilhelm's III. und seiner Gemahlin Maria die declaration oder bill of rights (13. Febr. 1689), zu deren Aufrechthaltung die neue Dynastie sich verpflichtete. Selbst der Act of settlement vom 12. Juni 1701, in welcher die künftige Succession des Hauses Hanover auf dem britischen Throne festgesetzt ward, muß den britischen grundgesetzlichen Bestimmungen beigezählt werden. — Auch in einigen anderen Ländern des europäischen Festlandes waren schon vorlängst glückliche Vorschritte zur Freiheit geschehen, veranlaßt allernächst durch weltlichen oder geistlichen Gewaltmißbrauch; so in der Schweitz durch aristokratische Anmaßungen der vornehmen Geschlechter; in den Niederlanden durch tyrannischen Glaubensdruck; gleiches Schicksal erfuhr Spanien, Frankreich, Ungarn u. a. Aber das Ringen in einigen Ländern, hauptsächlich nach Gewissensfreiheit, legte auch den Grund zu einer bürgerlichen, ja es führte selbst zu überspannten Lehren und Bestrebungen. — Unter den schriftlichen Verfassungsurkunden im modernen Begriffe des Wortes tritt uns zunächst die nordamerikanische vom 17. Sept. 1787 von dem Congresse zu Philadelphia unterworfene und im März 1789 in Verbindung mit mehreren Zusatzartikeln von den 13 Provinzen dieses Bundesstaates angenommene schriftliche Verfassungs- und Staatsvertragsurkunde entgegen. Sie ist ihrem Charakter und Inhalte nach ein Nachbild der britischen V. Besondere Verfassungen erhielten: Newjersei (2. Juli 1776), Virginien (5. Juli), Maryland (14. Aug.), Pennsylvanien (28. Sept.) (verbessert im Jahre 1790), Nordcarolina (18. Dec.), Delaware (verbessert am 12. Juni 1792), Georgien (5. Febr. 1777), Newyork (20. Apr.), Südcarolina (19. März 1778 [verbessert im Jahre 1790]), Massachusetts (2. März 1780), Newhampshire (2. Juni 1784), Vermont (4. Juli 1793),

Digitized by

Kentucki (17. Aug. 1799), Tenneſſee (6. Febr. 1796), Ohio (1. Nov. 1802), Luiſiana (22. Jan. 1812), Indiana (29. Juni 1816), Miſſiſſippi (15. Aug. 1817) ꝛc. In Frankreich wagte es bald darauf die Nationalverſammlung am 3. Sept. 1791 eine neue V. zu geben, die vom Könige am 14. ohne Einſchränkung beſchworen ward; aber ſie trat ins Leben, ohne daß zuvor eine zweckmäßige Gemeinde- und Städteordnung (eine Municipalverfaſſung) gegeben wurde, beſchränkte die Macht des Königs und erklärte ſich gegen das Zweikammerſyſtem. Sie erloſch aber bald wieder, da ſie in vielen organiſchen Fehlern den Grund ihrer eigenen baldigen Auflöſung in ſich trug, und eine zweite V., die man dem Volke verheißen hatte, nachdem Herault de Sechelles im Namen des Wohlfahrtsausſchuſſes über denſelben Entwurf berichtet hatte, ward nach flüchtiger Berathung vom Convente angenommen (24. Juni 1793) und am 10. Aug. in Paris feierlich verkündet. Sie war auf die Idee einer abſoluten Demokratie errichtet und ertheilte ſonach dem Volke die oberſte Gewalt, die es durch das Organ der jährlich in den Urverſammlungen blos nach dem Verhältniſſe der Bevölkerung zu wählenden Repräſentanten ausüben ſollte. Dem aus ſolchen Repräſentanten zu bildenden geſetzgebenden Körper ſollte ein Vollziehungsrath von 24 Mitgliedern zur Seite geſetzt werden. Dieſe V., ein Denkmal der Verkehrtheit und Tolldreiſtigkeit ihrer Urheber, trat gar nicht ins Staatsleben ein, denn es ward wegen der gefahrvollen Umſtände des Staats die Republik in Revolutionszuſtand erklärt (28. Aug.) und eine revolutionaire Regierung angeordnet, welche die Dictatur der Schreckensmänner befeſtigte. — Dagegen dauerte die dritte V. der Republik Frankreich vom 22. Aug. 1795, mit einem Directorium von 5 Individuen für die vollziehende Gewalt, und zwei Räthen, dem Rathe der Fünfhundert und dem Rathe der Alten, für die geſetzgebende Gewalt, vier Jahre, bis ſie der General Buonaparte auflöſete, und an deren Stelle die vierte V. vom 13. Dec. 1799 ſetzte, die ihn als erſten Conſul an die Spitze des Staats ſtellte und in welcher durchgehends die Annäherung an das monarchiſche Princip hervortrat. Dieſe V. wurde in der Folge in vielen weſentlichen Punkten verändert und ergänzt durch die ſogenannten organiſchen Senatusconſulta vom 2. Aug. 1802, welches Buonaparte zum lebenslänglichen Conſul ernannte, vom 4. Aug., wodurch die V. von 1799 in mehreren weſentlichen Punkten verändert ward, und vom 18. Mai 1804, in Folge deſſen auf Buonaparte und ſeine Nachkommenſchaft die erbliche Kaiſerwürde Frankreichs übertragen ward; zugleich befanden ſich darin mehrere durchgreifende Veränderungen der V. Indeſſen blieb dieſe doch die Baſis der Organiſation des franzöſiſchen Reiches bis zu Napoleon's Thronverzichtung im Jahre 1814. Allein ſchon einige Tage vor dieſer Thronentſagung erließ der franzöſiſche Senat am 6. Apr. 1814 unter Talleyrand's Vorſitze eine V., welche vorzüglich die Intereſſen der Senatoren wahrend Ludwig Bourbon auf den Thron berief. Indeſſen erkannte Ludwig XVIII. nach ſeiner Ankunft in Frankreich dieſe fünfte V. nicht an; er machte vielmehr am 4. Juni 1814 die ſogenannte conſtitutionelle Charte, die ſechſte V. Frankreichs, aus königlicher Machtvollkommenheit bekannt, ohne ſie vorher den Repräſentanten der Nation zur Begutachtung, Prüfung und Annahme vorzulegen, ſprach in derſelben die königliche Initiative der Geſetze aus und verordnete die Eintheilung der Volksrepräſentanten in zwei Kammern. Dieſe V. beſtand, mit Ausnahme der 100 Tage, bis in den Juli 1830, obgleich viele ihrer Grundbeſtimmungen durch die Willkühr der Miniſter Ludwig's XVIII. und Karl's X. bald beſchränkt, bald verändert, bald in der Wirklichkeit nicht vollzogen wurden, bis nach der mächtigen Bewegung Frankreichs vom 27. bis 29. Juli 1830, zugleich mit der Thronbeſteigung des Herzogs von Orleans (Ludwig Philipp's) am 8. Auguſt 1830 die ſiebente V. erſchien, welche zwar die Hauptgrundlagen der Charte Ludwig's XVIII. beibehielt, doch mehrere weſentliche Beſtimmungen derſelben

Digitized by Goog

veränderte und durch neue Gewährleistungen für die bürgerliche Freiheit erweiterte. So hat Frankreich seit 1791 den Kreislauf der möglichen Verfassungsformen erduldet, ein Gewinn und eine Belehrung für alle europäische Völker. — Auch der vormalige Freistaat der Niederlande erhielt nach dem Vordringen der Franzosen und nach dreijähriger Berathung der ersten (1796) und zweiten (September 1797) Nationalversammlung am 23. April 1798, unter dem Einflusse des französischen Gesandten Lacroix, eine V. auf die Unterlage der Volkssouverainetät. Der Vollziehungsrath (Staatsbewind) sollte aus fünf Personen bestehen und die Volksvertretung in zwei Kammern sich theilen. Diese V. ward aber am 16. Oct. 1801 mit einer zweiten vertauscht, die der vierten V. Frankreichs nachgebildet war. Der in der ersten niederländischen V. ausgesprochene Grundsatz der Volkssouverainetät ward weggelassen; die Zahl der Volksvertreter, nun gesetzgebender Körper genannt, herabgesetzt, und die vollziehende Gewalt, zugleich mit der Initiative der Gesetze, einem Staatsbewind von 12 Personen übertragen. Doch auch diese V. mußte einer dritten vom 15. März 1805 weichen, in welcher an die Stelle des Staatsbewind ein Rathspensionair beinahe mit monarchischen Rechten trat und der gesetzgebende Körper (nun hochmögende Repräsentanten genannt) auf 19 Individuen zurückgebracht ward. Schon am 4. Aug. 1806 wurde sie jedoch von der vierten V. verdrängt, deren politischer Charakter monarchisch-repräsentativ war, nachdem (24. Mai 1806) Napoleon's jüngster Bruder, Ludwig, zum Könige von Holland ernannt und von diesem die neue V. unterzeichnet worden war. Sie war eine der besseren aus der napoleonischen Zeit; nach ihr theilte sogar der König mit dem gesetzgebenden Körper, gebildet aus 38 Individuen, die Initiative der Gesetze, besaß aber die vollziehende Gewalt und die Regierung der Colonien ausschließend, so wie ihm das Begnadigungsrecht zustand. Als aber Napoleon am 9. Juli 1810 das Königreich Holland Frankreich einverleibte, erlosch diese vierte holländische V. und die vierte französische von 1799 trat mit ihren Modificationen an ihre Stelle, bis nach der Völkerschlacht bei Leipzig die Befreiung und Trennung Hollands von Frankreich wieder erfolgte. Der Prinz von Oranien, von den Niederländern am 1. Dec. 1813 als souverainer Fürst anerkannt, gab bereits am 2. Dec. das Versprechen einer neuen zeitgemäßen V. Den Entwurf derselben ließ er am 28. März 1814 dem zusammenberufenen Ausschusse der Repräsentanten (den Notabeln) der niederländischen Provinzen zur Berathung vorlegen, damit auf dem Wege des Vertrages das neue Grundgesetz ins öffentliche Leben träte. Als aber kurz darauf (30. Mai 1814) die verbündeten Mächte Belgien mit Holland zu einem gemeinsamen Königreiche vereinigten, versammelte der nunmehrige König der Niederlande, Wilhelm I. (seit dem 8. Aug. 1815), die belgischen und holländischen Notabeln zur nochmaligen Berathung des vorjährigen, nun aber auf beide vereinigte Länder ausgedehnten Verfassungsentwurfes. Ob nun gleich die Stimmenmehrheit gegen die Annahme der neuen V. sich aussprach, so erklärte doch der König dieselbe am 24. Aug. 1815 zum Grundgesetze des Königreiches. Sie gehört in der That zu den gemäßigtsten neuen Verfassungen; doch rissen sich die südlichen Provinzen von der Regierung des Hauses Oranien los (1830) und wurden als besonderer Staat von den übrigen europäischen Mächten anerkannt. Die nun am 7. Febr. 1831 vom Nationalcongresse angenommene und vom Könige Leopold zu Brüssel am 21. Juli beschworene V. des neuen Königreichs Belgien ist wohl die merkwürdigste der neuern Zeit, indem sie dem Volksleben im Verhältnisse zur Regierung eine größere Freiheit und Unabhängigkeit gewährt, als irgend eine andere. Aller Unterschied der Stände ist aufgehoben (Art. 6); jede Religion genießt gleiche Rechte (Art. 14 und 15); der Staat kann sich nicht in kirchliche Angelegenheiten mischen, auch an der Berufung und Einsetzung der Geistlichen keinen Antheil nehmen und jede Kirche Verordnungen erlassen, die sie für gut befin-

Digitized by Google

det (Art. 16); die Preßfreiheit ist grundgesetzlich (Art. 18); die Bürger können sich versammeln wie sie wollen, doch unbewaffnet und nicht unter freiem Himmel, weil sie da unter der Polizei stehen (Art. 19); sie dürfen auch Vereine schließen (Art. 20), ohne irgend einer präventiven Maßregel unterworfen zu sein, und Petitionen übergeben. Die Stände bestehen aus zwei gewählten Kammern, der der Abgeordneten, welche wenigstens 25 Jahre alt sein müssen und die auf 4 Jahre gewählt werden, und dem Senate, der Zahl nach halb so stark als die Kammer der Abgeordneten. — In Italien wechselten die Verfassungen so häufig wie in den Niederlanden. Savoyen, Nizza und Piemont wurden 1796 und von 1798—1814 nach den für Frankreich gegebenen Verfassungen regiert; seitdem regiert der König ohne repräsentative Staatsformen. Die am 10. März 1821 nach den Vorgängen in Neapel (seit dem 2. Juli 1820) durch einen Soldatenaufstand in Piemont proclamirte spanische V. ward nach dem Treffen bei Novara (8. April 1821) wieder abgeschafft. — Genua verlor 1797 in Folge innerer Parteikämpfe seine aristokratische Staatsverfassung und erhielt durch Mitwirkung des Generals Buonaparte, vom Dogen dazu angerufen, in der Convention zu Montebello am 6. Juni 1797 eine demokratische Regierungsform; später ward der Name des Staates selbst in die Benennung ligurische Republik verwandelt. Nach der neuen Staatsform, einer Nachbildung der damaligen französischen, beruhete die Souverainetät auf dem Volke; die gesetzgebende Gewalt ward zweien Räthen übertragen, die vollziehende aber einem von beiden Räthen zu ernennenden Senate unter dem Vorsitze eines Dogen. Diese V. galt vom 2. Dec. 1797—1802, wo sie durch die der cisalpinischen nachgebildete, von Buonaparte und Talleyrand unterzeichnete V. ersetzt ward. Nach dieser V. bestanden die Vertreter des Volkes aus den drei Collegiis der Grundeigenthümer, der Kaufleute und der Gelehrten. Die Collegia wählten die Senatoren und schlugen drei Candidaten vor, aus welchen der Senat den Dogen ernannte. Doch schon am 1. Dec. 1802 erhielt diese V. einige Veränderungen, bis die ligurische Republik am 4. Juni 1805 Frankreich einverleibt ward. Diese Verbindung dauerte bis nach Napoleon's Thronverzichtung (Apr. 1814); da erschien Lord Bentinck am 19. Apr. in dem von den Franzosen verlassenen Genua und stellte im Namen Großbritanniens die frühere republikanische V., wie vor dem Jahre 1797, her. Nach den Beschlüssen des wiener Congresses wurde aber der Freistaat nebst den alten kaiserlichen Lehen als ein Herzogthum dem Könige von Sardinien zugetheilt, womit auch in Genua die repräsentative Staatsform erlosch. Das neue Herzogthum erhielt jedoch einen Senat, ein eigenes Obergericht und Provinzialräthe, ohne deren Zustimmung keine neuen Steuern eingeführt werden können. — Die ehemalige cisalpinische Republik erhielt in der V. vom 30. Juni 1797 nach dem Vorbilde der damaligen republikanischen Regierungsform in Frankreich für die vollziehende Gewalt im Directorium von 5 Mitgliedern und für die gesetzgebende Gewalt zwei Räthe, den Rath der Jüngern und den Rath der Alten; allein schon 1798 machte der französische Gesandte Trouvé (30. Aug.) und später (19. Oct.) der General Brune wesentliche Veränderungen in derselben und bald ward sie durch den zwischen Frankreich und Östreich neubegonnenen Krieg mit der Republik selbst aufgelöst, bis die Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) von Neuem über Italiens Schicksal entschied. Am 18. Juni durch den ersten Consul wieder hergestellt erhielt sie zu Lyon, wohin er die Staatsconsulta, aus mehr denn 450 Personen bestehend, eingeladen hatte (Dec. 1801), am 28. Jan. 1802 eine neue V., wo die bisherige cisalpinische Republik diesen Namen in die italienische Republik verwandelte und den ersten Consul zu ihrem Präsidenten erhielt. Diese neue V. war in vielen wesentlichen Punkten von der vierten französischen verschieden. Sie erhob zwar die katholische Religion zur Staatsreligion; auch beruhete nach ihr die Souverainetät auf der

Digitized by Google

Gesammtheit der Bürger; das Grundorgan der Nationalsouverainetät bildeten aber die drei Wahlcollegia der Grundeigenthümer, der Gelehrten und der Kaufleute und Fabrikanten. Die Regierung bestand aus einem auf zehn Jahre gewählten (nach dieser Zeit aber wieder wahlfähigen) Präsidenten (Buonaparte), einem Vicepräsidenten, einem Staatsrathe, den Ministern, welche dem Präsidenten verantwortlich waren, und dem gesetzgebenden Rathe. Der Präsident hatte die Initiative aller Gesetze, übte ausschließend die vollziehende Gewalt und wurde vom Staatsrathe gewählt; er wählte wieder die Minister, die er auch entlassen konnte; gleiche Befugniß hatte er in Hinsicht des Gesetzgebungsrathes. Ein besonderes Concordat ward für die Republik Italien mit dem Papste, nach dem Muster des französischen, am 16. Sept. 1803 abgeschlossen. Als aber die italienische Republik in das Königreich Italien verwandelt und Napoleon am 16. März 1805 zum ersten Könige von Italien ernannt wurde, gab er diesem Staate zur nähern Bestimmung der neuen monarchischen Regierungsform drei constitutionelle Statute vom 16. und 27. März und vom 5. Juni 1805. Nach Napoleon's Thronentsagung gründete hier Kaiser Franz das lombardisch-venetianische Königreich, welches am 24. Apr. 1815 statt seiner bisherigen volksvertretenden V., eine mehr der V. der übrigen östreichischen Provinzen angepaßte Constitution erhielt. — Der aristokratische Freistaat Lucca erhielt, nachdem Rom eine Republik geworden und Piemont an Frankreich überlassen worden war, durch den französischen General Serrurier nach einer kurzen provisorischen Regierung im Febr. 1799 eine V., welche im verjüngten Maßstabe der französischen V. vom Jahre 1795 nachgebildet war. Doch schon im Sommer 1799 bewirkten die Siege der Russen und Östreicher in Italien die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge in Lucca, bis der Tag bei Marengo das Übergewicht der französischen Waffen begründete. Napoleon setzte eine einstweilige Regierung nieder (vom Juni 1800 bis 1801), bis eine Constitutionscommission die neue V. vollendet hatte, welche der cisalpinischen von 1802 ähnlich war, die sodann auch am 26. Dec. 1801 als Staatsgrundgesetz eingeführt ward. Allein Mitte 1805 setzte der Kaiser seinen Schwager, den Fürsten Bacciochi, zum Fürsten von Lucca ein und gab das constitutionelle Statut vom 23. Juni 1805. Der wiener Congreß überließ dieses Fürstenthum, das noch jetzt im Wesentlichen nach der V. von 1805 regiert wird, der vormaligen Königin von Hetrurien. — Der Kirchenstaat wurde nach der Ermordung des französischen Generals Duphot vor dem Palaste des französischen Gesandten in Rom (28. Dec. 1797) vom Generale Berthier (15. Febr. 1798) in eine römische Republik verwandelt, welche eine von Daunou entworfene der französischen von 1795 ähnliche V. am 20. März 1798 erhielt, die aber bei den Siegen der Russen und Östreicher 1799 wieder verschwand. Nach Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes Pius VII. entriß ihm Napoleon mehrere Provinzen und stellte dieselben unter die V. des Königreichs Italien (2. Apr. 1808); bald hob er auch alle weltliche Macht des Papstes ganz auf, vereinigte den Rest des Kirchenstaates mit Frankreich und brachte ihn unter dessen Constitution. Nach der Wiedereinsetzung des Papstes im Jahre 1814 gab dieser zwar keine neue V., jedoch näherte sich die von ihm gegebene Verordnung vom 6. Juli 1816 den Forderungen des jüngern Zeitgeistes, welche aber Leo XII. am 5. Oct. 1824 in dem sogenannten Motuproprio wiederum aufhob. — Der kleine Freistaat S.-Marino, innerhalb des Kirchenstaates, erhielt sich unter allen Stürmen der Zeit bei seiner Selbstständigkeit und bei seiner alten demokratischen repräsentativen V., mit einigen aristokratischen Elementen. — In dem Königreiche beider Sicilien gab Joseph, kurz vor seinem Abgange nach Spanien, am 20. Juni 1808 eine neue V., mit einem Nationalparliamente, bestehend in fünf Bänken: der Geistlichkeit, des Adels, der Grundbesitzer, der Gelehrten und der Kaufleute.

Digitized by Google

Allein Joachim Murat regierte Neapel, ohne diese V. ins Leben treten zu lassen. Als aber Ferdinand IV. im Jahre 1815 von Sicilien nach Neapel zurückkehrte, wurden die Formen der absoluten Regierung durchgehends wieder hergestellt. Eben so erlosch bei diesem Wendepunkte der politischen Verhältnisse die von dem britischen Lord Bentinck dem Königreiche Sicilien im Juli 1812, mit Zustimmung des britischen Ministerium gegebene V., die ohnedieß von der damals in Sicilien lebenden, bourbonischen Dynastie nicht anerkannt ward, obgleich diese Urkunde manche sehr zweckmäßige Bestimmungen enthielt. — Nur der einzige Insularstaat der jonischen Inseln hat gegenwärtig, dem Namen und der Form nach, eine V., welche ihm im Dec. 1817 von England aus zukam und von dem damaligen Prinz-Regenten, nachmaligen Könige Georg IV., unterzeichnet ward, weil der Vertrag vom 5. Nov. 1815, welchen die europäischen Großmächte zu Paris abgeschlossen, die „vereinigten Staaten der jonischen Inseln" unter den unmittelbaren und ausschließenden Schutz Großbritanniens stellte. Nach dieser V., deren Einführung in die Wirklichkeit aber nicht bekannt ward, soll der gesetzgebende Körper der vereinigten Inseln 40 Personen umschließen und der Senat aus einem Präsidenten und fünf Senatoren bestehen. Den Präsidenten ernennt der König von Großbritannien als Protector des Freistaates. Die schweitzerische Eidgenossenschaft hatte ihre früheren Verfassungsformen überlebt, als die französische Revolution ausbrach. Im Frühjahre 1798 überwältigten die Heere Frankreichs die Schweitz und es sollte die nunmehrige „eine und untheilbare Republik Helvetien" eine der dritten französischen V. vom Jahre 1795 nachgebildete, demokratische V. erhalten. Der Entwurf derselben erschien am 12. April 1798, ward aber nur von einigen Cantonen angenommen und der zwischen Östreich und Frankreich im Jahre 1799 erneuerte Krieg hinderte zudem den förmlichen Eintritt dieser V. ins innere Staatsleben. Zwar wurde nach dem lüneviller Frieden ein neuer Verfassungsentwurf bearbeitet (29. Mai 1801), dem aber unter fortdauernden Reibungen der beiden politischen Hauptparteien ein anderer Entwurf entgegengestellt wurde. Da aber auch dieser Entwurf nicht zur Reife gedieh, so bewirkten Buonaparte's Drohungen, daß Frankreich den anarchischen Zustand in der Schweitz nicht mehr länger bestehen lassen könne, eine augenblickliche Annäherung zwischen den Parteien und den Entwurf vom 27. Febr. 1802, aber bei den erneuerten politischen Stürmen trat dieser Entwurf, so wie ein folgender vom 2. Juli, nicht in das Staatsleben ein. Da berief der erste Consul, die Vermittelung übernehmend, die Abgeordneten beider politischen Parteien zu sich nach Frankreich und das Ergebniß der nunmehr eingeleiteten Unterhandlungen war die sogenante „Mediationsacte" vom 19. Febr. 1803, als Bundesvertrag der gesammten helvetischen Cantone. Dieselbe beabsichtigte eine Verschmelzung der beiden Parteien, doch mit dem Übergewichte der neueren politischen Grundsätze über die veralteten aristokratischen Formen, und blieb bis nach der Völkerschlacht bei Leipzig in Gültigkeit. Nach dieser neuen Gestaltung des Staatslebens sollte jeder der 19 Cantone einen Deputirten zur Tagsatzung senden, an der Spitze derselben ein Landammann stehen, der Sitz der Tagsatzung aber zwischen den sechs großen Cantonen, Zürich, Bern, Basel, Luzern, Freyburg und Solothurn, jährlich wechseln. Kaum aber näherten sich nach der Völkerschlacht bei Leipzig die verbündeten Heere der Grenze der Schweitz, als die zu Zürich versammelten Abgeordneten der meisten Cantone am 29. Dec. 1813 die Auflösung der Mediationsacte erklärten. Der neue Kampf der wiederauflebenden Reaction gegen die, in die bisherige V. aufgenommenen neuen Formen bewog die Mächte des wiener Congresses zu durchgreifenden politischen Entscheidungen. Nach diesen ward die Zahl der Cantone bis auf 22 vermehrt und die immerwährende Neutralität der Republik anerkannt und ausgesprochen. So wie jeder einzelne der nordamerikanischen Staaten seine besondere V. hat, so

Digitized by Google

auch jeder einzelne Canton der Schweitz. Der Bundesvertrag aber, welcher die Grundlage des politischen Gesammtlebens dieses Bundesstaates enthalten sollte, ward am 7. Aug. 1815 von den Abgeordneten der 22 einzelnen Cantone beschworen und bildet gegenwärtig ebenso das Grundgesetz derselben, wie die deutsche Bundesacte für den deutschen Staatenbund. Nach diesem Bundesvertrage wechselt der sogenannte Vorort, in welchem die Tagsatzung sich versammelt, alle zwei Jahre, jedoch blos unter den drei Cantonen Zürich, Bern und Luzern. Der im Amte stehende Bürgermeister des Vororts führt als Landammann den Vorsitz in der Tagsatzung, die aus den Abgeordneten der 22 Cantone besteht. In den Verfassungen der einzelnen Cantone herrscht bald das demokratische, bald das aristokratische Princip mehr oder weniger vor, bald hat man auch eine Verschmelzung beider versucht. Neufchatel insbesondere hat eine aristokratisch-demokratisch-monarchische V. mit einer landständischen Repräsentation von seinem souverainen Fürsten, dem Könige von Preußen, am 28. Juni und 26. Dec. 1814 erhalten. Im Jahre 1830 entstand in den meisten Cantonen eine große demokratische Bewegung und in deren Folge nahmen Tessin (1830), Zürich, Luzern, Waadt, Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Aargau, Thurgau und St. Gallen (1831) revidirte Verfassungen an. Auch ward eine neue Bundesacte entworfen, fand aber von den alten demokratischen Cantonen vielen Widerspruch und die Annahme ist unseres Wissens noch nicht erfolgt. — Unter den neuen demokratischen Staaten Amerikas haben gegenwärtig repräsentative Verfassungen die Plataunion, Chile, der mexicanische Staatenbund, Guatimala, Bolivia, Peru, Uruguay, Neugranada, Venezuela und Ecuador, so wie das Kaiserthum Brasilien, wobei ihnen die V. der vereinigten Staaten von Nordamerika größtentheils als Muster diente. Paraguay wird ohne V. regiert. — Auf der Insel Haiti führte schon der Mulatte Toussaint (zu Ende des XVIII. Jahrh.) eine neue V. ein, wonach er lebenslänglicher Statthalter der Insel ward; nach Dessalines' Ermordung aber (1806) erhielt unter Christoph, als König Heinrich I., der nordwestliche Theil die monarchische V. vom 28. März 1811, eine Nachbildung der V. Frankreichs unter Napoleon's Kaiserregierung (seit 1804); der südwestliche Theil bildete (seit dem 7. Febr. 1807) eine Republik, bei welcher die nordamerikanische V. zum Grunde lag. Nachdem sich aber Christoph getödtet hatte, ward die demokratische V. für den die ganze Insel umschließenden Freistaat eingeführt (Febr. 1822). Nach derselben ist zur Verwaltung der gesetzgebenden Gewalt, nach Art der amerikanischen V., eine Kammer der Repräsentanten und ein Senat angeordnet; die ausübende Gewalt aber einem von den Bürgern freigewählten Präsidenten anvertraut; sie hob übrigens die Sklaverei auf Haiti für immer auf. — Polen erhielt am 3. Mai 1791 eine V., welche die Macht des Königs beschränkte, zwei Reichskammern constituirte und das Gemeindewesen ordnete; sie trat aber bei dem Einzuge der russischen Truppen außer Wirksamkeit. Nachdem jedoch in dem Frieden zu Tilsit (1807) das Herzogthum Warschau als ein neuer Staat ins politische Leben getreten war, gab Napoleon demselben zu Dresden eine neue V. (22. Juli 1807). Nach derselben erhielt der König von Sachsen die erbliche Krone des Herzogthums; ihm stand die Initiative der Gesetze und die vollziehende Gewalt zu; der Reichstag theilte sich in die zwei Kammern, des Senats und der Landboten, welche letzteren von dem Adel und den Gemeinden gewählt wurden; die Leibeigenschaft sollte aufgehoben und jeder Bürger vor dem Gesetze dem andern gleich sein. Als aber auf dem wiener Congresse der Kaiser Alexander I. von Rußland die erbliche Würde eines Königs von Polen annahm, gab er dem neuen Königreiche Polen am 7. Nov. 1815 eine neue V., welche der polnischen Nation eine Nationalrepräsentation, bestehend in einem Landtage, der aus dem Könige und zwei Kammern zusammengesetzt war, ertheilte. Die erste Kammer ist die des Senats, die zweite wird von den Landboten

Digitized by Google

und den Abgeordneten der Gemeinden gebildet. „Die gesetzgebende Gewalt ruht in der Person des Königs und in den beiden Kammern." Der Landtag versammelt sich alle zwei Jahre auf 30 Tage, beide Kammern berathschlagen öffentlich. Nach Unterdrückung des Aufstandes im Jahre 1831 hob der Kaiser Nicolaus diese V. auf und gab dem Königreiche Polen eine abgesonderte Verwaltung durch das organische Statut vom 25. Febr. 1832, welches jedoch Frankreich und England als den Tractaten des wiener Congresses entgegen ansahen, während Rußland sein diesen Tractaten gemäßes Verfahren zu beweisen suchte. — Die Stadt Krakau erhielt am 3. Mai 1815 eine von den Ministern der drei Schutzmächte unterzeichnete besondere V. Nach derselben leitet ein Senat von zwölf Individuen, an dessen Spitze ein Präsident steht, die Regierung; der Präsident wird auf 3 Jahre gewählt, ist aber wieder wählbar; die Senatoren werden jährlich zur Hälfte erneuert; doch behalten zwei vom Domcapitel und von der Universität ernannte Senatoren ihre Würde lebenslänglich. Die Repräsentantenkammer, welche jährlich im December zusammentritt und die Rechte der gesetzgebenden Gewalt übt, wird gewählt aus Abgeordneten der Gemeinden, des Domcapitels, der Universität, den Facultätsdoctoren und aus 6 Friedensrichtern. In Folge der polnischen Revolution erfuhr auch die V. Krakaus einige Umänderungen. — Schweden, das bereits seit dem ausgehenden XV. Jahrh., besonders aber seit der Thronbesteigung Gustav's Wasa (1523) einen Reichstag mit 4 Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bürger- und dem Bauerstande, gehabt hatte, erhielt nach der Thronverzichtung Gustav's IV. (29. März 1809) eine neue schriftliche V., welche am 7. Juni 1809 vom schwedischen Reichstage aufgestellt und angenommen, so wie von dem in Angemessenheit zu dieser V. als König anerkannten Herzoge von Südermannland (nun Karl XIII.) unterzeichnet ward. Nach dieser V. ist die Krone Schwedens erblich im Mannsstamme; doch übt der Staatsrath, wenn der König im Auslande sich aufhält, die Rechte der königlichen Gewalt. Die Reichsstände versammeln sich aller 5 Jahre; bei dem Schlusse eines jeden Reichstages bestimmen die Stände den Tag, an welchem sie wieder zusammentreten; doch kann der König in der Zwischenzeit die Stände zu einem außerordentlichen Reichstage berufen. Sobald der Reichstag eröffnet ist, wählen die Stände die Ausschüsse, welche die Angelegenheiten vorbereiten sollen. In der Gegenwart des Königs dürfen die Reichsstände keinen Beschluß fassen; sie üben das uralte Recht der Nation, sich selbst zu besteuern. Mit Ausnahme des Seezolles können keine öffentlichen Abgaben ohne Zustimmung der Stände erhöhet werden. Der König darf weder die Einkünfte des Staates verpachten, noch Monopole zum Vortheile der Krone oder zu Gunsten von Individuen und Corporationen ertheilen. Die Reichsschuldenverwaltung steht unter der Leitung der Stände; ohne ihre Zustimmung darf der König weder im In- noch Auslande Anleihen machen. Die Domainen werden nach den Bestimmungen der Stände verwaltet und dürfen ohne ihre Einwilligung weder verkauft, noch verpfändet, noch verschenkt werden. Als Grundgesetze gelten: 1) die neue V.; 2) die Reichstagsordnung; 3) die Thronerbfolgeordnung und 4) die Preßfreiheit, welche der König und die Stände gemeinschaftlich festsetzten. Die Reichsstände haben gemeinschaftlich mit dem Könige die Macht, Civil-, Straf- und Kirchengesetze zu geben und die gegebenen Gesetze zu verändern und aufzuheben. Der König darf ohne Einwilligung der Reichsstände kein neues Gesetz geben oder ein bestehendes abschaffen; die Verhandlungen darüber geschehen im Plenum der Reichsstände. Haben diese über ein neues Gesetz oder über die Veränderung und Aufhebung eines alten Gesetzes sich vereinigt, so wird der darüber geschehene Vorschlag dem Könige durch den Sprecher überreicht. Der König hört darüber die Gutachten des Staatsrathes und des höchsten Tribunals und macht darauf den versammelten Reichsständen seine Annahme des Gesetzentwurfes oder die Gründe seiner Weigerung be-

Digitized by Google

kannt. Will der König den Ständen einen Gesetzentwurf vorlegen, so holt er zuvor das Gutachten des Staatsrathes und des höchsten Tribunals darüber ein und legt dann den Ständen seine Proposition zugleich mit diesem Gutachten vor. Darauf wird der königliche Antrag dem Gesetzesausschusse vorgelegt und nach dessen eingeholtem Gutachten von dem Reichstage beschlossen, ob der Antrag angenommen oder verworfen werden soll. Ein Reichstagsschluß über anzunehmende Gesetze beruht auf der Zustimmung dreier Stände; stehen zwei Stände gegen zwei, so bleibt es bei dem, was bis dahin bestand. — Ähnliche Verhältnisse sind in Norwegen. Es erhielt seine V. vom Prinzen Christian Friedrich den 17. Mai 1814 und der König von Schweden nahm sie bei der Unterwerfung Norwegens an, jedoch mit einigen Modificationen (den 9. Nov. 1814). Viele Bestimmungen derselben sind von der Art, daß sie in keiner andern neueuropäischen V. vorkommen. Dahin gehören namentlich folgende: daß Jesuiten, Mönchsorden und Juden nie im Reiche geduldet und keine persönlichen oder erblichen Vorzüge irgend Jemand für die Zukunft ertheilt werden sollen; daß selbst der König, ob er gleich Orden verleihen darf, nie einen andern Rang und Titel ertheilen kann, als den, welchen jedes Amt mit sich führt. Der nach der in Schweden bestehenden erblichen Thronfolge über Norwegen regierende König muß sich zu der evangelisch-lutherischen Religion bekennen und übt die vollziehende Gewalt; seine Person ist heilig; seine Räthe sind verantwortlich; er wählt seinen Staatsrath blos aus norwegischen Bürgern; auch kann er für die Zeit seiner Abwesenheit einen Vicekönig oder Statthalter ernennen; der König führt den Oberbefehl über die Land- und Seemacht; beide können aber ohne Zustimmung des Storthings weder vermehrt noch vermindert werden. Die gesetzgebende Gewalt „übt das Volk" durch das Storthing, welches in zwei Abtheilungen (Kammern) zerfällt: das Lagthing (gesetzgebenden Körper) und das Odelsthing (die Grundeigenthümer). Die Wahlen werden in jedem dritten Jahre gehalten und die Wahlversammlungen in den Städten von den Magistraten, auf dem Lande von den Predigern geleitet. Das Storthing selbst wählt aus seiner Mitte ein Viertel zum Lagthing; die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing. Die Rechte des Storthings sind: Gesetze zu geben und aufzuheben; Steuern, Abgaben und Zölle aufzulegen; Anleihen zu eröffnen; die Summen zu den Staatsbedürfnissen zu bewilligen; die jährliche Civilliste des Königs, des Vicekönigs und der Apanage der königlichen Familie festzusetzen, wozu aber kein festes Eigenthum bestimmt werden darf, und die Bündnisse und Verträge des Königs mit fremden Mächten sich vorlegen zu lassen, mit Ausnahme der geheimen Artikel, die aber den öffentlichen nicht widerstreiten dürfen. Die Vorschläge zu neuen Gesetzen geschehen bei dem Odelsthing entweder durch dessen eigene Mitglieder oder von der Regierung durch einen Staatsrath. Wird ein solcher Gesetzesvorschlag angenommen, so wird er dem Lagthing zugesandt, das ihn entweder annimmt oder verwirft und in letzterm Falle denselben mit seinen Bemerkungen zurücksendet. Über diese berathschlagt das Odelsthing und läßt entweder den Gesetzentwurf auf sich beruhen oder sendet ihn von Neuem, mit oder ohne Veränderungen, an das Lagthing. Ist aber ein Gesetzvorschlag vom Odelsthing dem Lagthing zweimal vorgelegt und von diesem zum zweiten Male verweigert worden, so vereinigt sich das ganze Storthing und entscheidet mit einer Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen über die Annahme oder Verwerfung. Die vom Lagthing oder vom ganzen Storthing angenommenen Gesetzvorschläge werden dem Könige vorgelegt. Sie werden durch seine Unterschrift zu Gesetzen. Genehmigt er aber den Vorschlag nicht, so sendet er ihn dem Odelsthing zurück. Der König kann auf dem nächsten Storthing die Zustimmung zu demselben, ihm von Neuem vorgelegten Gesetzvorschlage auf dieselbe Weise verweigern. Allein wenn auf dem dritten Storthing derselbe Entwurf wiederholt und von beiden Kammern unverändert angenommen

Digitized by Google

wird, so wird er zum Gesetze, wenn auch des Königs Bestätigung nicht erfolgt. Das Storthing bleibt so lange versammelt, als dasselbe es für nöthig findet. Dauert die Versammlung aber über 3 Monate, so muß es der König verstatten. Die Versammlungen des Storthing sind öffentlich; auch werden seine Verhandlungen durch den Druck bekannt gemacht. Aus diesem Umrisse der Hauptbestimmungen der norwegischen V. geht hervor, daß ihr politischer Charakter demokratisch-monarchisch und der König von Norwegen nach mehreren wesentlichen Punkten in seiner Regentengewalt noch beschränkter ist, als der König von Schweden. — In Spanien behaupteten die Reichsstände (Cortes) in früher Zeit große Rechte; doch wurden dieselben bereits seit der Regierung Philipp's II. sehr beschränkt, und unter der Herrschaft des Hauses Bourbon über Spanien bestand ihre Zusammenberufung blos noch in einer Förmlichkeit. Als jedoch Napoleon im Mai 1808 seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron berief, ließ er zugleich den zu Bayonne versammelten Notablen der spanischen Monarchie eine neue V. vorlegen, die auch am 6. Juli angenommen und von dem Könige Joseph beschworen ward. Sie konnte aber bei dem auf der pyrenäischen Halbinsel ausgebrochenen Kriege nur da in Ausübung gebracht werden, wo die französischen Heere die Regierung Joseph's schützten, und verschwand, als dieser sich genöthigt sah, den spanischen Boden für immer zu verlassen, im Jahre 1813 völlig. In derselben ward die katholische Religion für die einzig erlaubte ausgesprochen, der frühere Name der Cortes erneuert und auf die Nationalrepräsentation übergetragen und erklärt, daß die Sitzungen der Cortes nicht öffentlich sein und selbst ihre Beschlüsse nicht gedruckt werden sollten. Die Cortes sollten aus 172 Individuen bestehen, getheilt in 3 Bänke: die Bank der Geistlichkeit; die Bank des Adels mit Erneuerung der Benennung: Granden der Cortes; und die Bank des Volkes. Außerdem bestimmte die V. die Erblichkeit des Thrones in der männlichen Nachkommenschaft, die Verantwortlichkeit der Minister, einen Senat von 24 Mitgliedern und einen Staatsrath, getheilt in 6 Sectionen; außerdem die Aufhebung aller grundherrlichen und besondern Gerichtsbarkeit, die Errichtung von Friedensrichtern, die Öffentlichkeit des peinlichen Verfahrens, die Einführung von Geschworenen, die Bekanntmachung eines allgemeinen Gesetzbuches, die Gewährleistung der Nationalschuld und die Aufhebung aller Privilegien der Privatpersonen und besonderen Corporationen. Dagegen berief die Centraljunta zum 24. Sept. 1810 die allgemeinen und außerordentlichen Cortes Spaniens auf die Insel Leon, welche Ferdinand VII. als den einzig rechtmäßigen Regenten Spaniens anerkannten, eine Commission von 15 Mitgliedern zur Bearbeitung einer neuen V. wählten, deren Entwurf, nach der Berathung desselben von den gesammten Cortes, am 19. März 1812 als das Grundgesetz Spaniens angenommen ward. Diese V., theilweise der ersten französischen vom Jahre 1791 nachgebildet, trug das Gepräge der Mangelhaftigkeit und Unreife in sehr vielen wesentlichen Bestimmungen (s. d. Art. Spanien) und konnte auf die Dauer nicht bestehen. Ferdinand VII. hob sie bei seiner Rückkunft auf den Thron durch die Erklärung zu Valencia vom 4. Mai 1814 auf, ward aber in der Folge (7. März 1820) durch den Aufstand des Heeres und der Städte genöthigt, sie anzunehmen und zu beschwören. Nach dem Einzuge des französischen Heeres in Spanien (1823) ward sie aber wieder beseitigt. Um das antisalische Erbfolgegesetz, die pragmatische Sanction vom 29. März 1830, anzuerkennen und der Infantin Isabella als Thronerbin zu huldigen, wurden die alten Cortes in alter Form am 22. Mai 1833 versammelt. Nach dem Tode Ferdinand's VII. (29. Sept. 1833) übernahm die verwittwete Königin Christine die Regentschaft für ihre Tochter, Isabella II., und erließ am 15. April 1834 die neue octroyirte Charte oder das Estatuto real. Aber zu Folge der Ereignisse zu Malaga (25. Juli 1836) wurde daselbst die Constitution von 1812 ausgerufen und die Bewegungen

by Google

zu Gunsten dieser V. verbreiteten sich schnell über Andalusien, Aragonien, Estremadura und Castilien. Ein Militairaufstand in Madrid (14. Aug.) nöthigte die Regentin zur Annahme der Cortesverfassung (22. Aug.), mit deren Revision die Cortes jetzt (1837) beschäftigt sind. — Portugal erhielt eine auf die Grundlage der spanischen abgefaßte, die königliche Gewalt noch mehr einschränkende V. durch die am 24. Aug. 1820 ausgebrochene Revolution. Sie ward von den portugiesischen Cortes während der Abwesenheit des Königs Johann VI. in Brasilien bearbeitet und von dem nach Europa zurückgekehrten Könige den 1. Oct. 1822 angenommen. Sie war eben so unhaltbar wie die spanische, und ihre Auflösung, bewirkt durch den zweiten Sohn des Königs, den Infanten Dom Miguel, erfolgte am 3. Juni 1823. Zwar gab der Kaiser von Brasilien, Dom Pedro, dem Reiche eine der brasilischen V. vom Jahre 1824 theilweise nachgebildete Constitution am 23. April 1826; aber Dom Miguel hob dieselbe wieder auf, bis sie nach seiner Vertreibung wieder eingeführt ward. Allein das Beispiel Spaniens erregte auch in Portugal ähnliche Militairaufstände, welche im November 1836 die Königin Donna Maria zur Annahme der Constitution von 1820 zwangen, zu deren Revision jetzt ebenfalls die Cortes versammelt sind. — Griechenland, seitdem es den Kampf für seine Unabhängigkeit begann, experimentirte von dem Jahre 1822 an zu verschiedenen Malen mit neuen auf eine Republik berechneten Verfassungen; allein selbst die dritte, von der griechischen Nationalversammlung unter dem Präsidenten Sissini am 17. Mai 1827 gegebene und angenommene V. trat nach der Ankunft des Präsidenten Capodistrias nicht ins öffentliche Staatsleben. — Was endlich Deutschland anlangt, so wurde bis zur Auflösung des deutschen Reiches (1806) in den einzelnen Staaten desselben keine neue schriftliche Verfassungsurkunde in dem einleitungsweise bezeichneten Sinne derselben gegeben. Zwar geschahen während der Zeit des Rheinbundes die ersten Versuche dieser Art in den Königreichen Westphalen und Baiern, im Großherzogthume Frankfurt und im Herzogthume Anhalt-Köthen; aber ohne daß eine derselben in Wirksamkeit getreten wäre und die Auflösung des Rheinbundes überlebt hätte. Erst nach der Besiegung und Thronverzichtung Napoleon's (1814) und nach den Berathungen auf dem wiener Congresse über die neue Gestaltung der Regierungsformen der einzelnen Staaten des deutschen Bundes begann hier das constitutionelle Leben. Die Regierungen dieser Länder hatten nun aber den Vortheil, daß sie an den bereits vielfach versuchten Formen und Gestaltungen neuer Verfassungen in anderen europäischen Reichen und Staaten theils belehrende, theils warnende Beispiele vor sich sahen, so daß sie aus jenen mit Beziehung auf die örtlichen Verhältnisse und auf die geschichtliche Unterlage der früheren ständischen Formen der meisten deutschen Länder, nur das für Deutschland Anwendbare und das durch die Erfahrung in anderen Staaten bereits Bewährte bei der Bearbeitung neuer schriftlicher Verfassungsurkunden berücksichtigen und vor den Verirrungen, Mängeln und Fehlern der auswärts versuchten neuen Verfassungen sich bewahren konnten. — Für den gesammten deutschen Staatenbund sind als Grundgesetze gültig, so daß keine Bestimmungen der einzelnen deutschen Verfassungen mit den in jenen Urkunden ausgesprochenen Grundsätzen im Widerspruche stehen dürfen: die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815 (deren eilf erste Artikel auch in die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 aufgenommen und mit der letztern unter die Garantie der acht europäischen Mächte gestellt worden sind) und die Schlußacte der wiener Ministerialconferenzen, am 15. Mai 1820 zu Wien unterzeichnet und zu Frankfurt a. M. am 8. Juni 1820 als gleichgeltend mit der Bundesacte angenommen und bekannt gemacht. — In den zum deutschen Bunde gehörenden Ländern der östreichischen Monarchie bestehen die älteren Stände im Erzherzogthume Östreich; im Königreiche Böhmen, nach der Landtagsordnung Ferdinand's II. vom

Digitized by Google

Jahre 1627 getheilt in 4 Classen; in Mähren nach Ferdinand's II. Landtagsordnung vom Jahre 1628; und in Tyrol, nach dem kaiserlichen Decrete vom 24. März 1816, welches die Herstellung der älteren vier Stände (des Prälaten-, des Herren- und Ritter-, des Bürger- und des Bauernstandes) aussprach. — Der König von Preußen versprach am 22. Mai 1815, nachdem er bereits dem, zu dem helvetischen Bundesstaate als Canton gehörenden Fürstenthume Neuenburg am 18. Juni 1814 eine besondere neue V. gegeben hatte, „eine schriftliche Urkunde, als Verfassung des preußischen Reiches", nach welcher eine „Repräsentation des Volkes" gebildet, dieser aber die Errichtung oder Herstellung von Provinzialständen vorausgehen und aus diesen Provinzialständen „die Versammlung der Repräsentantenkammer" gewählt werden sollte. In Angemessenheit zu dieser Bestimmung erschien am 5. Juni 1823 das allgemeine Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände, welchem im Jahre 1823 und 1824 die Gesetze für die Provinzialstände der einzelnen zehn Provinzen (wovon aber nur sieben zum deutschen Staatenbunde gehören) folgten. — Das Königreich Baiern erhielt bereits zur Zeit des Rheinbundes, am 1. Mai 1808, eine neue V., die aber nicht ins Staatsleben eintrat. Dieß erfolgte erst mit der octroyirten V. vom 26. Mai 1818, welche zwei Kammern aufstellte. — Dem Königreiche Sachsen, wo die früheren ständischen Formen, selbst nach dem Beitritte Friedrich August's zum Rheinbunde und zum deutschen Bunde, mit wenigen Modificationen beibehalten wurden, wurde die neue V. am 1. März 1831 den versammelten bisherigen Ständen vorgelegt und am 4. Sept. 1831 angenommen. — Das Königreich Hanover erhielt durch königliches Patent vom 7. Dec. 1819 eine theilweise auf die frühere ständische Unterlage gegründete, doch nach den Bedürfnissen der Zeit fortgebildete, den versammelten Ständen vorgelegte und von diesen angenommene neue V. mit zwei Kammern. — Im Königreiche Würtemberg trat eine neue, vom Könige den Ständen als Entwurf vorgelegte und von diesen angenommene, liberale ständische V. am 25. Sept. 1819 mit zwei Kammern ins öffentliche Staatsleben. — Das Großherzogthum Baden erhielt am 22. Aug. 1818 eine (octroyirte) liberale und zeitgemäße V. mit zwei Kammern. — Im Churstaate Hessen zerschlugen sich die von dem Churfürsten Wilhelm I. mit den zusammenberufenen Ständen eingeleiteten Unterhandlungen im Jahre 1816, bis in Folge der neuen Ereignisse der Churfürst Wilhelm II. am 16. Oct. 1830 den zu Cassel versammelten Ständen einen Verfassungsentwurf vorlegen ließ, nach welchem die Stände in drei Curien (der Ritterschaft, der Städte und des Bauernstandes) getheilt werden sollten. — Das Großherzogthum Hessen erhielt, nachdem die zu Darmstadt versammelten Stände die Annahme des ihnen am 18. März 1820 vorgelegten, sehr unvollkommenen neuen Verfassungsentwurfes verweigert hatten, am 17. Dec. 1820 eine neue zeitgemäße V. mit zwei Kammern auf dem Wege des Vertrages. — Das zum deutschen Bunde gehörende Großherzogthum Luxemburg steht unter der vom Könige der Niederlande am 24. Aug. 1815 als Grundgesetz des gesammten Königreiches erklärten, liberalen neuen V. mit zwei Kammern und mit Provinzialständen in den Provinzen des Königreiches. — In den dem Könige von Dänemark gehörenden deutschen Ländern Holstein und Lauenburg ist die den übrigen dänischen Staaten gegebene V. von 1833 gültig. — In den Staaten des sächsisch-ernestinischen Hauses erhielt das Großherzogthum Weimar am 5. Mai 1816 eine neue vom Großherzoge den Ständen vorgelegte und von diesen vertragsmäßig angenommene ständische V., nach welcher die 31 ständischen Mitglieder (10 aus dem Stande der Rittergutsbesitzer, 1 Deputirter der Universität Jena, 10 aus dem Stande der Bürger und 10 aus dem Stande der Bauern) in Einer Kammer sich versammeln. — Der Herzog von Meiningen gab seinem Staate am 23. Aug. 1829 eine neue ständische V., welche von den Ständen vertragsmäßig angenommen

Digitized by Google

ward. Die Stände versammeln sich in einer Kammer und bestehen aus 8 Rittergutsbesitzern, 8 aus den Städten und 8 aus dem Bauernstande. — Dem Herzogthume Altenburg, in welchem die ältere ständische V., doch mit mehreren Modificationen vom Jahre 1818 fortdauerte, ward am 29. April 1831 ein neues Grundgesetz gegeben. — Der Herzog von Coburg gab seinen (damaligen) Ländern am 8. Aug. 1821 eine neue ständische V. mit 6 Abgeordneten aus dem Stande der Rittergutsbesitzer, 5 Abgeordneten der größeren Städte und 6 Abgeordneten der übrigen Städte und Dorfgemeinden. — Das Herzogthum Braunschweig erhielt auf den Grund der neuen V. des Königreichs Hanover unter der vormundschaftlichen Regierung des Königs von England am 25. April 1820 eine neue, den Ständen vorgelegte und von diesen angenommene V. mit zwei Sectionen (Kammern). Da der Herzog Karl bei der Übernahme der Regierung diese V. nicht anerkannte, so wandten sich die Stände 1829 an den Bundestag, um die Bestätigung derselben zu erlangen. Nach seiner Vertreibung im Jahre 1830 ward von seinem Nachfolger, dem Herzoge Wilhelm, am 12. Oct. 1832 die neue revidirte Landtagsordnung eingeführt. — Im Herzogthume Nassau ward durch Patent vom 2. Sept. 1814 eine (octroyirte) zeitgemäße neue V. mit zwei Kammern (der Herrenbank und der Landesdeputirten) begründet. — Das Fürstenthum Lippe-Detmold erhielt eine von der Fürstin-Vormünderin Pauline selbst entworfene, auf die Wahlform gegründete, neue, in jeder Hinsicht ausgezeichnete landständische V. am 8. Juni 1819, gegen welche aber die alten Landstände von Ritterschaft und Städten, so wie der Fürst von Schauenburg, als nächster Agnat, bei dem Bundestage zu Frankfurt protestirten (2. Aug. 1829) und die deßhalb nicht ins Leben getreten ist. — Dem Fürstenthume Lippe-Schauenburg gab die Verordnung vom 15. Jan. 1816 eine neue, zeitgemäße ständische V., nach welcher der Landtag aus den Besitzern adeliger Güter und aus den von den Städten und den Amtsunterthanen gewählten Deputirten besteht. — Der Fürst von Waldeck-Pyrmont ließ am 19. April 1816 seinen Ständen den Entwurf einer neuen ständischen V. vorlegen, der von diesen auf dem Wege des Vertrags angenommen ward. Die Stände bestehen aus der Ritterschaft, dem Bürger- und Bauerstande. — Das Fürstenthum Liechtenstein erhielt am 9. Nov. 1818 eine (octroyirte) ständische V., nach welcher die Stände aus der Geistlichkeit und Landmannschaft bestehen. — In den Ländern der Großherzoge von Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Strelitz dauerte die ältere ständische V. fort. — Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt gab in der Verordnung vom 8 Jan. 1816 seinem Lande eine neue Organisation der ständischen V., nach welcher die Rittergutsbesitzer, Städte und Landeigenthümer die Repräsentanten des Landes wählen, welche aus 18 Individuen bestehen sollten. — Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen gab eine landständische V. am 8. Dec. 1830; da aber von den Unterthanen Vorstellungen dagegen gemacht wurden, so erklärte der Fürst am 21. Juli 1831, daß, weil die gegebene V. nicht in Ausübung kommen könne, Alles in seiner bisherigen Ordnung bleiben und fortgehen müsse. — Die drei Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen haben ihre alte freie V., welche Villers in seinen „Constitutions des trois villes libres-anséatiques“ (Leipzig 1814) abdrucken ließ, 1814 wiederhergestellt. — Im Fürstenthume Hohenzollern-Sigmaringen kam in Einverständniß des Fürsten mit der Ständeversammlung 1833 ein Staatsgrundgesetz zu Stande, welches am 11. Juli 1833 von beiden Theilen angenommen wurde. — Das Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen hat eine auf dem Grundvertrage von 1796 beruhende Landesvertretung durch zwölf gewählte Abgeordnete. — Bei Aufstellung der Umrisse der neueuropäischen Verfassungen tritt uns in den einzelnen Bestimmungen derselben eine große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Formen und Bedingungen entgegen. Die Verschie-

Digitized by Google

denheit der einzelnen Verfassungen nach ihren Formen wird erkannt: 1) ob die neuen Verfassungen für Monarchien oder Republiken gegeben wurden. Schon nach dieser Grundverschiedenheit in der Gesammtgestaltung eines Staates mußte die Verfassungsurkunde Nordamerikas vom 17. Sept. 1787 und der schweitzerische Bundesvertrag vom 7. Aug. 1815 anders gefaßt werden als Frankreichs constitutionelle Charte und die Verfassungsurkunden Baierns, Würtembergs, Badens, Darmstadts u. a. Man kann aber die Verschiedenheit der monarchischen und republikanischen Staatsform nicht darein setzen, als ob in den ersten mehr bürgerliche und politische Freiheit sich befinde, wie aus der Zusammenstellung Würtembergs und Badens mit den aristokratischen Cantonen der schweitzerischen Bundesstaaten hervorgeht; selbst nicht in die Verschiedenheit der theoretischen Begriffe der sogenannten Volkssouverainetät, der Ableitung der unbeschränkten Regentenmacht von dem göttlichen Willen, und des stillschweigenden Staatsgrundvertrags zwischen dem Regenten und dem Volke; vielmehr beruht der Unterschied auf der in den Verfassungen monarchischer und republikanischer Staaten ausgesprochenen Stellung des Regenten zu den Repräsentanten des Volkes und zu dem Volke selbst. Wie sehr aber diese schriftlichen Verfassungsurkunden, obgleich durch sie jedesmal die Macht des Regenten mehr oder weniger beschränkt wird, in ihren einzelnen und oft selbst in den wesentlichen Grundbestimmungen von einander abweichen, geht aus der Geschichte und dem Inhalte der neuen Verfassungen hervor, welche seit den letzten Jahrzehnten ins innere Leben der Staaten eintraten. 2) Gibt die Art und Weise ihres Entstehens eine Verschiedenheit; hiernach werden drei Arten aufgestellt: α) octroyirte Verfassungen. Darunter versteht man nämlich diejenigen, welche der Regent des Staates ohne Zuziehung und Mitwirkung der Reichsstände oder Abgeordneten des Volkes gibt, welche er vor ihrer Bekanntmachung und Einführung den Abgeordneten des Volkes weder zur Berathung und Begutachtung, noch zur Annahme, oder zur Modificirung, oder zur Verwerfung vorlegt; vielmehr nach seiner unbeschränkten Regentenwürde, wie jedes andere Gesetz, als einen Act und Ausfluß seiner Souverainetät bekannt macht. Allerdings beschränkt der Souverain durch eine octroyirte V. seine absolute Regentengewalt durch gewisse dem Volke und dessen Abgeordneten zugetheilte Rechte; allein die Größe und der Umfang dieser Beschränkung hängt lediglich ab von seinem Ermessen, von seinem guten Willen und von seiner klaren Einsicht in die zeitgemäßen Bedürfnisse und Verhältnisse seines Staates. Auf diese Weise traten die constitutionelle Charte Ludwig's XVIII. für Frankreich im Jahre 1814, die nassauische V. vom Jahre 1814, die V. des preußischen Fürstenthums Neuenburg im Jahre 1814, die baierische und badensche V. vom Jahre 1818, die vom Kaiser Alexander I. dem Königreiche Polen im Jahre 1815 gegebene, die V. des Fürstenthums Liechtenstein vom Jahre 1818 ins Leben. β) Die zweite Art der V. in dieser Hinsicht bilden diejenigen, welche ohne Antheil und Mitwirkung des Regenten von den versammelten Ständen, Reichstagen, Congressen, Parliamenten, Nationalconventen, Cortes ꝛc. berathen, beschlossen und dem Regenten zur Annahme vorgelegt werden, gewöhnlich mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß ihm die Regentenmacht nur unter der Bedingung der Annahme der V. ertheilt und dadurch die ihm als Regenten zustehende Gewalt beschränkt wird. Nach dieser Form gab der Congreß von Nordamerika die am 17. Sept. 1787 von den Mitgliedern desselben unterzeichnete V. Denselben Ursprung hatten die drei ersten französischen Verfassungen von den Jahren 1791, 1793 und 1795; die polnische V. vom 3. Mai 1791; die schwedische vom Jahre 1809; die norwegische vom Jahre 1814; die der spanischen Cortes vom 19. März 1812; die des neapolitanischen Parliamentes vom Jahre 1821, so wie die V. der portugiesischen Cortes vom Jahre 1822. Von dieser Classe neuer Verfassungen haben sich blos die schwedische und norwegische im Staatensysteme

Europas erhalten. γ) Zur dritten Art gehören endlich diejenigen, welche auf dem Wege des Vertrags zwischen dem Regenten und den Vertretern und Abgeordneten des Volkes zu Stande kamen und zur Ausübung gediehen. Bei Verfassungen dieser Art geht der Entwurf vom Regenten aus; doch gibt er die V. dem Volke und Staate nicht als einen Act der Souverainetait, wie die octroyirten Verfassungen, sondern er legt den von seinen Staatsräthen und Ministern bearbeiteten Entwurf zu einem Staatsgrundvertrage den zusammenberufenen bisherigen Ständen oder den neugewählten Abgeordneten des Volkes zur Berathung, zur Prüfung, zur Begutachtung, zur theilweisen Veränderung und Modification, überhaupt zur Annahme oder Verweigerung vor, so daß erst nach der Vereinigung des Regenten mit den Abgeordneten des Volkes über die neue V. dieselbe in der Form eines Vertrags von beiden Theilen angenommen, bestätigt, beschworen und als gültiges Grundgesetz eingeführt wird. Auf diesem Wege des Vertrags traten die V. des Königreichs Westphalen im Jahre 1807, die spanische (von Napoleon zu Bayonne den spanischen Notabeln im Jahre 1808 vorgelegte) V., die V. des Königreichs der Niederlande im Jahre 1815, die V. des Fürstenthums Waldeck und des Großherzogthums Weimar im Jahre 1816, die des Königreichs Würtemberg vom Jahre 1819, die des Königreichs Hanover vom Jahre 1819, die des Herzogthums Braunschweig vom Jahre 1820, die des Großherzogthums Hessen-Darmstadt vom Jahre 1820, die des Königreichs Sachsen vom Jahre 1831 u. a. ins Staatsleben.— Diese wesentliche Verschiedenheit der geschichtlichen Entstehung der neuen Verfassungen entscheidet zugleich über den eigenthümlichen politischen Charakter derselben. Die octroyirten tragen gewöhnlich das Gepräge einer größern innern Einheit, als die von Nationalversammlungen bearbeiteten und als die vertragsmäßigen, weil sie nicht durch so viele Hände gehen und nicht durch Amendements, Zusätze und vielfältige Modificationen so verändert werden, wie die Verfassungen der zweiten und dritten Art. Als ein Muster in dieser formellen Art kann die badensche aufgestellt werden. Dagegen sind gewöhnlich die von den Reichsständen oder Nationalversammlungen ausgehenden die breitesten und in ihrem Innern verhältnißmäßig am Wenigsten zu einer Einheit verbunden. Zwar trifft diese Ausstellung nicht die nordamerikanische, weil sie in der That in politischer, wie in stylistischer Hinsicht ein in sich zusammenhängendes Ganze bildet. Desto mehr gilt das aufgestellte Urtheil von der schwedischen V. vom Jahre 1809 und von der spanischen Cortesverfassung vom 19. März 1812. Die vertragsmäßigen Verfassungen nähern sich zwar in Hinsicht des von den Regenten ausgehenden Entwurfes zu denselben, nach der innern Einheit des Entwurfes, den octroyirten Verfassungen; sie enthalten aber doch auch, wie z. B. die würtembergische und darmstädtische, weniger die niederländische, weimarische u. a., durch die Mitwirkung der begutachtenden Stände oder Volksvertreter manche Veränderungen und Zusätze, die theils auf die Begriffsbestimmungen, theils auf die stylistische Stellung und Ausdrucksform sich beziehen.— Außer dieser formellen Verschiedenheit der neuen Verfassungen gibt es auch eine materielle dieser drei Classen, die für das innere Staatsleben eine bedeutende Wichtigkeit behauptet. Gewöhnlich enthalten die octroyirten Verfassungen in ihren Grundbestimmungen die wenigste Beschränkung der Regentenmacht und nur die allgemeinsten und nothdürftigsten Bewilligungen von Rechten für das Volk und die Vertreter desselben. Namentlich legen sie, außer der vollziehenden Macht, wie dieß sich von selbst versteht, die gesammte Initiative der Gesetze in die Hände der Regierung und gestatten den Ständen nur das sogenannte Petitionsrecht. Dagegen enthalten die von Nationalversammlungen und Reichsständen aufgestellten Verfassungen gewöhnlich die möglichst größte Beschränkung der Regentenrechte, namentlich in Hinsicht des Antheils des Regenten an der Gesetzgebung, wo ihm nicht selten die Initiative ganz abgesprochen und seine Wirksamkeit blos auf ein suspensives, nicht einmal auf ein

Digitized by

absolutes Veto zurückgeführt wird. Zwischen diesen zwei Classen hält die dritte der vertragsmäßigen V. in der Regel die Mitte, da sie auf der freien Zustimmung beider contrahirenden Theile beruhen. — Eine formelle Verschiedenheit der V. beruht 3) darauf, ob in der V. die Stellung der Abgeordneten des Volkes als repräsentativ oder als ständisch ausgesprochen wird. Bei dem Repräsentativsysteme bestimmt zwar die V. die näheren Bedingungen für die, welche berechtigt sind, Volksvertreter zu wählen, so wie für die, welche von diesen Wählern gewählt werden, z. B. die Entrichtung einer gewissen Steuerquote; allein in Hinsicht auf die zu wählenden Individuen läßt dieses System völligen Spielraum, so daß es auf die sogenannten bürgerlichen Stände und Berufsarten keine Rücksicht nimmt. Dieses System bildet die Grundlage der verschiedenen neuen Verfassungen Frankreichs, so wie aller derjenigen Reiche und Staaten, wo im Sturme einer Revolution alle früheren, aus dem Mittelalter stammenden Ständeverhältnisse vernichtet wurden. Das ständische System dagegen beruht darauf, daß zwar in den Grundbestimmungen einer neuen V. die Vorschriften enthalten sind, unter welchen Bedingungen die Wähler und von diesen wieder die ständischen Deputirten ernannt werden, daß aber nach einer in der V. ausgesprochenen Zahl die Wahl selbst an die in den Staaten bestehenden bürgerlichen Stände gebunden bleibt; so z. B. daß bestimmt wird, es sollen im Ganzen 60 ständische Abgeordnete und diese zu einem Dritttheile aus dem Stande der Gewerbe- und Handeltreibenden und zu einem Dritttheile aus dem Stande der Landleute oder der kleineren Gutsbesitzer gewählt werden. So unterscheidet z. B. namentlich die neue V. Schwedens vom Jahre 1809 die bereits seit den Zeiten Gustav Wasa's auf dem Reichstage besonders vertretenen vier Stände: des Adels, der Geistlichkeit, des Bürger- und des Bauernstandes. Als Ergebniß über die in der Wirklichkeit versuchte Anwendung beider Systeme scheint hervorzugehen, daß das erste in seiner Abgeschlossenheit und Strenge nur in Reichen und Staaten anwendbar ist, welche durch die Feuertaufe einer Revolution gingen, wo also das Lehnssystem mit allen seinen Bestimmungen, Schattirungen und Folgen völlig aufgehoben, das Recht des Adels blos als ein persönliches anerkannt, das Band der Zünfte und Innungen aufgelöst, der Landmann von der Eingehörigkeit und den Frohnen befreit und jeder active Bürger als berechtigt zur Theilnahme an den Verhandlungen der gesammten, nicht ständisch getrennten Interessen des ganzen Staates und Volkes betrachtet wird. — Das zweite oder ständische System hingegen wird nach seinen durch die Fortschritte der Zeit herbeigeführten Reformen in allen denjenigen Staaten vorgezogen werden müssen, wo keine Revolution, sondern die Nothwendigkeit von dem Eintritte zeitgemäßer Reformen ins innere Staatsleben den Ausschlag für die Begründung einer neuer V. gab; wo man folglich Bedenken trug, die völlige Aufhebung des Lehnssystems auszusprechen, wenn man gleich dessen veraltete und drückende Formen möglichst beseitigte; wo man, ungeachtet der beibehaltenen Vorrechte des Adels, dennoch den zur höhern Civilisation gelangten dritten Stand nicht länger von dem Antheile an der Leitung der Gemeinde- und Staatsangelegenheiten, selbst nicht von den höheren Staatsämtern ausschloß ꝛc. — Formell sind die Verfassungen auch verschieden nach dem, was 4) die V. über die Wahlberechtigung, Wahlfähigkeit und Wahlform der Abgeordneten festsetzt; 5) je nachdem die Repräsentanten oder ständischen Abgeordneten in einer oder zwei Kammern sich versammeln; und 6) in welchem Verhältnisse da, wo zwei Kammern sind, die beiden Kammern gegen einander stehen (man s. den Art. Landstände). — So groß die Verschiedenheit der Formen bei der Begründung schriftlicher Verfassungsurkunden ist, so groß ist auch die Verschiedenheit der Bedingungen, auf welche man neue Verfassungen gegründet hat, in wiefern nämlich diese Bedingungen den eigentlichen materiellen Stoff für die verfassungsmäßige neue Gestaltung des innern Staatslebens enthalten. Die wesentlichen Be-

Digitized by Google

dingungen einer neuen neuen schriftlichen Verfassungsurkunde, die wir der Kürze halber nur andeuten können, beruhen a) auf einer ihr vorausgehenden und mit ihr nothwendig zusammenhängenden Gemeinde-, Städte- und Kreis- (oder Departemental-) ordnung; b) auf dem in der V. aufgestellten Verhältnisse des Regenten zu den Reichsständen oder Abgeordneten des Volkes; c) auf dem Verhältnisse der Reichsstände oder Abgeordneten des Volkes zu dem Regenten; d) auf den verfassungsmäßigen Rechten der Reichsstände und Abgeordneten nach ihrem Antheile an der Gesetzgebung, an der Besteuerung, an den einzelnen Theilen der Verwaltung und an den auswärtigen Angelegenheiten; e) auf dem Rechte der Beschwerdeführung wegen Verletzung der V., oder wegen Mängel und Mißbräuche in der Verwaltung, und f) auf der Öffentlichkeit oder Nichtöffentlichkeit der Verhandlungen. Außer diesen staatsrechtlichen Bedingungen gibt es gewisse staatsrechtliche Prämissen; es sind, im eigentlichen Sinne, die staatsrechtlichen Vorbedingungen jeder neuen V.: 1) Persönliche Freiheit; 2) Gleichheit vor dem Gesetze für alle Staatsbürger und Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze. Niemand darf seinem natürlichen Richter entzogen und Niemand verhaftet, verfolgt und bestraft werden, als in der in den Gesetzen bestimmten Form. 3) Gleiches Recht aller Staatsbürger zu allen Graden des Staatsdienstes und zu allen Bezeichnungen des Verdienstes. 4) Gleichmäßige Besteuerung Aller, selbst der Domainen und der geistlichen Güter, nach dem Maßstabe des reinen Ertrags. 5) Gleichmäßige Verpflichtung zu allen für die Erhaltung und Fortbildung des Staates unentbehrlichen Leistungen. 6) Gleichmäßige Rechte aller im Staate bestehenden Kirchen. 7) Völlige Entschädigung derjenigen Staatsbürger, welche für anerkannte Zwecke des Staates einen Theil ihres Eigenthums und ihrer Privatrechte abzutreten veranlaßt worden sind. 8) Freiheit des Wortes und der Presse, doch nach den Bestimmungen eines Preßgesetzes. — Noch keine besonderen Verfassungen bestehen 1) in Rußland, 2) Preußen mit Ausnahme von Neufchatel, 3) Hessen-Homburg, 4) den Herzogthümern Anhalt, 5) dem Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen, 6) dem Großherzogthume Oldenburg, 7) Piemont, Savoyen und Nizza, 8) Toscana, Parma und Modena, 9) beiden Sicilien und 10) dem Kirchenstaate. — Vergl. Pölitz, „Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit, mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen" (Leipz. 1817—1825. 4 Bde.; 2. Aufl. 1832—1833. 3 Bde.); Desselben 4. Bd. der „Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (Leipz. 1828. 2 Aufl.); „Das constitutionelle Leben nach seinen Formen und Bedingungen" von demselben (Leipz. 1831); „Collections des constitutions, chartes et lois fondamentales des peuples de l'Europe et de l'Amérique avec de précis historiques" von Duvergier, Dufau und Guadet (6 Bde.); 1830 erschien ein Supplementband, der die neueren Constitutionen bis mit der französischen Charte von 1830 enthält. 25.

Verfolgungen der Christen, s. Christenthum.

Verganten, s. Gant.

Vergehen, s. Verbrechen.

Vergennes (spr. Werschenn) (Charles Gravier, Graf von), französischer Staatsminister unter Ludwig XVI., am 28. Dec. 1717 zu Dijon, wo sein Vater Parliamentspräsident war, geboren, erwählte nach Beendigung seiner Studien die diplomatische Laufbahn und betrat diese 1740 unter der Leitung seines Oheims Chavigny, welcher zu dieser Zeit als französischer Gesandter in Lissabon residirte. Sein Fleiß und seine Gewandtheit erwarben ihm den Beifall des Marquis von Argenson und er wurde 1750 zum französischen Gesandten bei dem Churfürsten von Trier ernannt. In dieser Stellung arbeitete er mit Erfolg gegen die Kaiserin Maria Theresia, welche die Wahl ihres damals noch minderjährigen Sohnes zum deutschen Kaiser zu erwirken strebte. Darauf bekleidete er den Gesandtschaftsposten

Digitized by Google

zu Constantinopel zu großer Zufriedenheit der Pforte (1755—1768), bis ihn der Herzog von Choiseul, dem seine Verfahrungsweise zu langsam schien, zurückrief. V. zog sich auf sein Landgut Toulongeon in Burgund zurück, bis er nach Choiseul's Falle zum Gesandten am schwedischen Hofe zu Stockholm ernannt wurde (1771), wo er nicht wenig zur Revolution vom 19. Aug. 1772, durch welche Gustav III. sich unumschränkte Herrschergewalt verschaffte und die Volksherrschaft niederdrückte, beitrug. Nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. wurde V. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben (1774). Als solcher schloß er einen Vertrag mit der Schweitz (1777) und einen andern mit den insurgirten Staaten von Nordamerika (1778), wodurch zwar England in große Verlegenheit gebracht, aber auch Frankreich dem Abgrunde des Verderbens immer näher geführt wurde. Die Schulden wuchsen durch den Krieg zu einer nicht mehr zu tilgenden Summe und die Ideen von Freiheit und Gleichheit, welche schnell aus Amerika herüberwanderten, dessen glückliches Beispiel zu ihrer Verwirklichung reizte, trugen nicht wenig zum Ausbruche der französischen Revolution bei. Des Ministers letzte Arbeit war der nicht sehr gebilligte Handelsvertrag zwischen Frankreich und England (1786). Die Folgen seines Vertrags mit Nordamerika sah er nicht mehr. Er starb am 13. Febr. 1787. V. war einer der fleißigsten Diplomaten; in allen seinen Geschäften bemerkt man Consequenz, Sachkenntniß und Aufrichtigkeit. War er auch von der Natur mit keinem glänzenden Genie ausgestattet, so wußte er doch diesen Mangel dadurch, daß er sich stets mit talentvollen Männern umgab, zu ersetzen. Man hat ihm oft bedenkliche Langsamkeit zum Vorwurfe gemacht, ohne zu überlegen, daß er einem furchtsamen, unentschiedenen Fürsten diente. (Vergl. Mayer's „Vie de Charles Gravier, Comte de Vergennes", Par. 1789. 8.) 66.

Vergiftung, s. Gift.

Verglasung, franz. und engl. vitrification, nennt man die durch Hülfe des Feuers bewirkte Umwandelung eines oder mehrerer Körper zu einer glasartigen Masse, wozu die meisten mit sehr leichtflüssigen Körpern, sogenannten Schmelzungsmitteln, wie Kochsalz, Holzasche, Pottasche, Sode, gebranntem Kalk ꝛc., versetzt werden, um sie schneller zum Schmelzen zu bringen. Körper, die für sich allein unschmelzbar sind, schmelzen, wenn man sie mit gewissen anderen Körpern vermengt. Reine Kieselerde schmelzt für sich im heftigsten Ofenfeuer nicht, eben so wenig schmelzen auch Sand oder Quarz für sich allein, weßhalb man seine Zuflucht zu obigen Schmelzmitteln nehmen muß. (Vergl. auch Glas.) 26.

Vergleich (transactio) ist derjenige Vertrag, durch welchen zwei oder mehrere Personen ein unter ihnen streitiges oder zweifelhaftes Recht durch gegenseitiges Nachgeben bestimmen. — Um einen V. zur Perfection zu bringen ist nur die Einwilligung der Transigenten selbst zu dem Abkommen erforderlich. — Ein V. kann daher sowohl außergerichtlich, als auch gerichtlich abgeschlossen werden, kann vor Beginn eines wirklichen Rechtsstreites oder nach dessen Entstehen zu dessen Beendigung eintreten und kann Hauptpunkte oder blos Nebenpunkte eines Rechts betreffen; nur wird stets vorausgesetzt, daß das Recht, um welches es sich handelt, ein zweifelhaftes oder streitiges ist. — Ist bei einem Vergleiche ein Irrthum vorgefallen, so wird der V., wenn der Irrthum einen Punkt betrifft, den die Transigenten bei Treffung ihres gütlichen Abkommens für unzweifelhaft hielten, ungültig. 85.

Vergniaux (spr. Wernjoh) (Pierre Victorin), einer der vorzüglichsten politischen Redner während der französischen Revolution und Haupt der Girondisten, 1759 zu Limoges geboren, widmete sich der Jurisprudenz und ließ sich zu Bordeaux als Advocat nieder, wo er sich durch seine Beredsamkeit und durch seine freisinnigen Grundsätze ein solches Ansehen erwarb, daß er 1791 zum Deputirten bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt ward. Er hatte alle Eigenschaften eines vorzüg-

lichen Redners, Vieles fehlte ihm aber, um auch nur ein mittelmäßiger Staatsmann heißen zu können. Vergnügungssucht und Trägheit hielten ihn in steter Unthätigkeit, aus der er mit Gewalt gerissen werden mußte; war er aber einmal aus seiner Apathie aufgerüttet, so zitterten die Gegner seiner Partei vor jedem seiner Worte. Hätte V. eben so große Klugheit, als übereilende Hitze, eben so große Beharrlichkeit, als glühenden Eifer des Augenblicks entwickelt, so wäre die Partei der Girondisten, an deren Spitze er stand, nicht so schnell dem Verderben zugeeilt. Seine Angriffe auf den König und die Emigranten erwarben ihm den Beifall der Majorität der Versammlung, die ihn zum Präsidenten erhob (29. Oct. 1791). In dieser Stellung gab er sich alle Mühe, um den Krieg gegen die Alliirten anzufachen und die Ausgewanderten und die Geistlichkeit zu verderben. Mit seiner Consequenz untergrub er immer mehr das Ansehen des Thrones, bis er krachend zusammenstürzte und die Girondisten, welche den zügellosen Pöbel nicht mehr zu fesseln und den blutdürstigen Jacobinern zu widerstehen vermochten, mit unter seinen Ruinen begrub. Zum Mitgliede des Constitutionscomité gewählt schien V. auf einmal seine Ansichten zu ändern und sprach mit Energie gegen Robespierre und Marat, die allmählig die Oberhand bekamen. Er hatte für den Tod des Königs gestimmt und selbst das Urtheil ausgesprochen und doch wurde er von den Jacobinern des Royalismus angeklagt und zum Tode verurtheilt. Er starb auf dem Blutgerüste am 31. Oct. 1793 in der Blüthe seiner Jahre. Er war nicht für das Laster geschaffen, aber wie alle schwache Charaktere, welche nach Macht und Ansehen streben, ließ er sich zu politischen Gewaltstreichen verleiten, die er zu spät, als er es nicht mehr vermochte, wieder gut machen wollte. Seine Reden verdienten gesammelt zu werden; zum Theil findet man sie in dem Werke: „Choix de rapports, opinions et discours prononcés à la tribune nationale“ (Par. 1818—1825. 24 Voll. 8.). 66.

Vergolden, franz. dorer; engl. to gild, nennt man die Kunst, die Oberfläche verschiedener Gegenstände aus unedlem Metalle, aus Thon, Glas, Porzellan ꝛc., mit einem dünnen Überzuge von Gold zu überziehen. Das Verfahren dabei ist verschieden und richtet sich meist nach den zu vergoldenden Gegenständen. So hat man: 1) ächte oder Feuervergoldung. Hierzu wird das Gold in Quecksilber aufgelöst, um einen Quickbrei zu erhalten, womit man vermöge eines Drahtes die Gegenstände überzieht. Nach der gleichförmigen Vertheilung darauf mittelst einer Bürste wird das Quecksilber durch glühende Kohlen in Dämpfen verflüchtigt und das Gold mit Blutstein (Hämatit) gerieben und brunirt. Will man Silber vergolden, so ist das Quickwasser überflüssig. Eisen und Stahl machen einen Kupferüberzug nöthig, weil sich das Quecksilber nicht mit dem Eisen gattet. Bei der griechischen, ebenfalls ächten Vergoldung taucht man den Gegenstand in eine mit Weingeist verdünnte Auflösung von Gold mit Alembrotsalze und Salpetersäure und treibt das Quecksilber auf gleiche Weise ab. 2) Die kalte Vergoldung geschieht entweder auf trockenem oder auf nassem Wege. Bei jenem löst man das Gold in Königswasser, so wie das dabei gewonnene Salz in Wasser auf, taucht leinene Lappen in die Auflösung, in welche sich die Flüssigkeit mit den Goldtheilchen zieht, und trocknet alsdann die Lappen, wobei sie zu Asche verbrennen und in dieser das Metall auf das Feinste zertheilt enthalten. Diese Goldasche reibt man nun mittelst eines mit Wasser befeuchteten Stückes Korkes auf den Gegenstand. Auf nassem Wege taucht man letztern in eine mit Alkohol verdünnte Auflösung des oxydirt salzsauren Goldes oder in eine Auflösung des Goldoxydes in Schwefeläther, bis er sich mit Gold überzogen hat, worauf er mit Wasser abgespült, getrocknet und polirt wird. 3) Die Vergoldung mittelst Goldblätter. Nicht metallische Körper werden durch einen Überzug von Blattgold vergoldet, welches mit einer klebrigen Materie befestigt, mit dem Polirstahl sanft angedrückt und dann mit Blutstein polirt wird. So vergoldet der Buchbinder den Einband und Schnitt der Bücher, indem

Digitized by Google

er beides vorher mit Eiweiß, letzteres noch mit einem Gemische von Candiszucker und Bolus grundirt hat. Auf ähnliche Weise werden auch Leder und Papier vergoldet, wobei man einen Ölfirniß als Bindemittel anwendet. Eben so dient ein Ölfirniß zur Befestigung der Goldblätter auf Stein, Gypsfiguren ꝛc. Das Vergolden des Holzes geschieht mit Leimwasser und erfordert erst eine Grundirung aus Spanischweiß, auf welches ein Anstrich von gelbem Ocker und dann ein Brei aus Bolus oder Röthelstein folgt und auf dieses werden die Goldblätter aufgetragen. Zuletzt wird die Vergoldung mit Blutstein geglättet und mit einer farbigen Auflösung von Gummigut, Orleans, Vermillon u. dergl. dünn überstrichen. Das V. des Glases und Porzellans geschieht auf ähnliche Weise. 4) Die unächte Vergoldung geschieht entweder durch einen von dem Sicilier Ant. Cento erfundenen Goldfirniß aus Harz, Sandarack und Aloë nebst etwas Leinöl und Mennige, oder durch einen Kupferblättchenüberzug. In England bedient man sich auch einer Mischung aus Quecksilber nebst etwas rohem Weinsteine, welche man in Salzsäure schüttet und das Kupfer in dieser Flüssigkeit kocht. Aus diesem läßt sich dann Draht und Lahn ziehen. 26.

Vergrößerungsglas, s. Mikroskop.

Verhältniß, lat. ratio; franz. und engl. proportion, nennt man die gegenseitige Beziehung, in welcher zwei gleichartige Größen in Absicht ihrer Größe zu einander stehen, d. h. die Vergleichung zweier gleichartigen Größen mit einander. Die vollkommenste Vergleichung zweier Größen mit einander stellt man aber an, wenn man untersucht, wie die eine aus der andern entstehen kann. Die beiden mit einander zu vergleichenden Größen heißen Glieder des Verhältnisses und zwar die eine das erste oder Vorderglied, die andere das zweite oder Hinterglied. Die Vergleichung zweier Größen kann auf eine doppelte Art geschehen, nämlich: 1) indem man untersucht, um wie viel die eine größer oder kleiner sei als die andere, 2) indem man untersucht, wie vielmal die eine Größe in der andern enthalten sei. Die erste Art des Verhältnisses nennt man ein arithmetisches, die andere ein geometrisches oder auch blos ein V. Die erstere Art bezeichnet man mit (—), die letztere Art mit (:). Daher bezeichnet 7 — 21 das arithmetische und 7 : 21 das geometrische V. der beiden Größen 7 und 21. Die Größe 14, welche zu 7 addirt werden muß, um 21 zu erhalten, heißt die Differenz des Verhältnisses 7—21. Die Zahl 3, mit welcher man 7 multipliciren muß, um 21 zu erhalten, heißt der Exponent des Verhältnisses 7:21. Arithmetische Verhältnisse sind einander gleich, wenn ihre Differenzen einander gleich sind, und geometrische Verhältnisse sind einander gleich, wenn ihre Exponenten einander gleich sind. Ist das Hinterglied größer als das Vorderglied, so heißt das V. steigend, im entgegengesetzten Falle fallend. Über die Lehre von den Verhältnissen überhaupt sehe man Kannegießer, „Versuch einer allgemeinen Theorie der Verhältnisse" (Berlin 1811). 40.

Verhärtung, lat. induratio; franz. und engl. induration, nennt man in der Medicin denjenigen Zustand, in welchem sich das Gewebe der Organe so sehr verdichtet, daß diese eine weit beträchtlichere Härte zeigen, als die ist, welche sie von Natur haben sollen. Sie bildet zunächst einen Ausgang der Entzündung und ihre Entstehung erkennt man aus der Verminderung des Schmerzes, der Geschwulst, Röthe, des Klopfens, Fiebers und der vermehrten Härte der Geschwulst. Ihr Vorhandensein aber verräth sich dadurch, daß Schmerz, Röthe und Klopfen gänzlich nachgelassen haben und die Geschwulst umgrenzt ist. Sobald die V. von ausgetretener Lymphe oder von Verdickung der Wände der Gefäße ꝛc. herrührt und die die Geschwulst bildenden Theile noch deutlich erkennbar sind, ist die V. eine gutartige; bösartig dagegen ist sie, wenn diese Theile, wie z. B. Gefäße, Nerven ꝛc., mit einander in eine einzige Masse verschmolzen sind und nichts von ihrer ursprüng-

lichen Bildung mehr wahrzunehmen ist, wie dieß bei der scirrhösen V. beobachtet wird (vergl. Krebs und Scirrhus). 7.

Verhau oder **Verhack**, franz. abatis d'arbres; engl. abatis. Wenn dem Feinde das Passiren eines gewissen Terrainabschnittes oder die Annäherung an eine genommene Stellung oder Verschanzung erschwert werden soll, so legt man, wenn es die Umstände gestatten, Verhaue an, welche darin bestehen, daß Stämme und Bäume mit ihren Ästen dem Feinde zugekehrt an den bestimmten Orten niedergelegt werden. Sie werden in natürliche und künstliche oder Schleppverhaue eingetheilt. Erstere sind diejenigen, welche in einem Walde angelegt werden, wobei die Bäume so liegen bleiben, wie sie umgefallen sind. Um ein natürliches V. so schnell als möglich einzurichten, haut man die Bäume 2—3 Fuß vom Boden bis zur Hälfte ein und 2—3 Hände hoch über diesen Kerb auf der entgegengesetzten Seite ebenfalls, wobei es möglich wird, den Baum nach der Seite umzuwerfen, welche am Tiefsten eingehauen ist. Der stehengebliebene Stumpf gewährt den Vortheil, daß der Feind die Bäume nicht so leicht aus einander ziehen kann, um das V. zu passiren. Ein künstliches oder Schleppverhau entsteht, wenn man in einem Walde Stämme von 6 Zoll bis 1 Fuß Stärke fällt und diese nach dem Orte hinschleppt, wo sie gebraucht werden sollen; sie müssen eine Länge von etwa 20 Fuß haben, und die Bäume werden dann so gelegt, daß sie die Wipfel dem Feinde zukehren. Bei Verschanzungen werden diese Verhaue im Bereiche des wirksamsten Feuers derselben angelegt, dürfen aber keine zu große Höhe bekommen, weil sie der Besatzung sonst die freie Aussicht auf das vorliegende Terrain benehmen würden. Eine Höhe von 3 Fuß über dem Boden darf das V. füglich nicht überschreiten. In dem Falle, daß sich vor dem Graben der Schanze ein glacisförmiger Einschnitt befindet, liegt das V. am Zweckmäßigsten in demselben. Man bedient sich der Verhaue ebenfalls zur Schließung der Kehle hinter offenen Schanzen und vorzugsweise zur Schließung der Zwischenräume getrennt liegender Schanzen. Das V. ist ein vortreffliches Hinderniß und wird nächst den Wolfsgruben am Meisten angewendet. Statt der Bäume kann man sich auch des Dorngebüsches vortheilhaft bedienen, wobei man wohlthut, die einzelnen Büsche mit Pfählen an der Erde zu befestigen. Endlich kann man sich auch des Verhaues bedienen, um Schießscharten, hinter denen die Geschütze demontirt sind, zu schließen, um dadurch dem Feinde das Ersteigen der Schanze durch dieselben zu erschweren. 61.

Verheyen (Philipp), berühmter Anatom, ward zu Verbruck in den Niederlanden am 23. April 1648 geboren. Anfangs sollte er bei der Lebensart seiner Eltern, einfacher Landleute, bleiben; indessen bemerkte der Geistliche seines Orts vorzügliche Geistesanlagen in ihm und verschaffte ihm daher eine Stelle im Collegium zu Löwen. Nachdem er sich hier in 3 Jahren die nöthige Vorbildung erworben hatte, wollte er sich der Theologie widmen, allein eine Verletzung eines Knies, die eine Amputation nöthig machte, zwang ihn seinen Vorsatz aufzugeben. Er studirte nunmehr zu Löwen und Leyden Medicin, worauf er nach Löwen zurückkehrte, da 1683 promovirte, 6 Jahre später die Professur der Anatomie und 1693 die der Chirurgie erhielt. Er starb am 28. Jan. 1710. Bei seinen Lebzeiten war V. eine der größten Zierden seiner Universität und ohne Widerspruch verdient er eine vorzügliche Stelle in der Geschichte der Anatomie. Er ist vielfach gelobt und getadelt worden; gewiß ist, daß seine Werke neben wichtigen neuen Thatsachen auch große Irrthümer enthalten. Die vorzüglichsten derselben sind: „Compendii theoriae practicae pars I. et II." (1683); „De febribus" (1692); „Anatomia corporis humani" (1693. 4., die beste Ausg. ist die brüsseler 1726). 39.

Verhör, lat. quaestio; franz. interrogatoire; engl. trial, hearing, ist jede mündliche Vernehmung einer Person vor einer Behörde, um Auskunft über den Thatbestand zu erhalten, gleich viel, ob solches Administration und Polizei

Digitized by Google

oder Justizsache betreffe. In Sachen des Strafrechts unterscheidet sich dabei das Verfahren (s. d. Art.) als accusatorischer oder inquisitorischer Proceß (s. d. Art.). Beim letztern besonders soll durch das anzustellende V. nicht blos die Anklage, sondern auch die Unschuld, so wie alles dasjenige ermittelt werden, was selbst bei der erwiesenen Anschuldigung zur Exculpation oder Strafmilderung gereichen kann. Das V. befaßt sich daher nicht blos mit dem Angeklagten, sondern auch mit Befragung und Gegeneinanderstellung der Zeugen, so wie aller derjenigen Personen, welche um die Sachverhältnisse wissen können. Bei wichtigen Untersuchungssachen ist das V. an gewisse Formen gebunden; es sollen außer dem Protokollanten ein Richter und zwei Schöppen zugegen sein, die erhaltenen Aussagen aber, so weit möglich, wörtlich niedergeschrieben werden. Solchem Verhöre mit dem Beschuldigten soll eine umständliche Ermahnung zur Wahrheitsaussage mit Bemerkung der nachtheiligen Folgen des Abläugnens vorausgehen. Ein derartiges V. nennt man dann ein formelles, im Gegensatze zu den summarischen Verhören, wobei solches nicht stattfindet. Das summarische V. soll jederzeit vorausgehen und auf frischer That angestellt werden, um zu erforschen, ob die Sache von solcher Bedeutung sei, um mit Anwendung des formellen Verhörs zu verfahren. Nach der Sitte des Mittelalters hatte man in Sachen des Strafrechts, sobald es an Haut und Haar ging, noch das articulirte V. Es wurden nämlich gewisse Fragen in einer solchen Ordnung, woraus zum Behufe der Überführung eine richtige Schlußfolge hervorgehen sollte, aufgesetzt, welche der Beschuldigte blos mit Ja! oder Nein! zu beantworten hatte. Dieses Verfahren, wider den der Rechte Unkundigen einen künstlichen Beweis ohne Verstattung des Gegenbeweises zu führen, ist jedoch aus leicht begreiflichen Gründen in gebildeteren Staaten ohne specielle Verbietungsgesetze längst aus der Übung gekommen. Da das formelle, wie das articulirte V. ohne vorhergehende summarische Untersuchung nicht anzustellen war, so bewirkte dasselbe, einmal angestellt, wenn darauf der Beschuldigte nicht völlig reingesprochen wurde, wegen des durch die vorausgegangene summarische Untersuchung erweckten Verdachtes allemal eine nachtheilige Vermuthung wider ihn, welche man mitunter in Sachsen (bezüglich auf das sogenannte Ehrenbürgerrecht) auch auf die summarischen Verhöre in Kleinigkeiten auszudehnen gesucht hat. In bürgerlichen Rechtssachen besteht das V. nur beim Instructionsverfahren und auch da nicht als eine eigentliche Inquisition von Seiten des Richters. Beim gewöhnlichen Verfahren kommt solches nur im Gütetermine (daher der Ausdruck „gütliches V. und Handlung") und überhaupt da vor, wo eine einfache Erörterung einer einzelnen Thatsache erforderlich ist. In Sachen der Verwaltung, einschließlich der Polizei, findet überall ein summarisches V. statt. 3.

Verjährung, lat. praescriptio; franz. prescription, surannation; engl. prescription, ist die Erlangung eines Rechtes durch den eine gewisse Zeit hindurch ausgeübten Besitz desselben, welchen der dadurch Beeinträchtigte durch die ihm dazu verstatteten Mittel nicht verhindert hat. Zu einer jeden V. wird erfordert 1) der Besitz, d. h. der factische Zustand des Verjährenden, nach welchem er während der Verjährungszeit ungehindert und gleichsam als dazu berechtigt die Vortheile genoß, auf welche ihm nachher die vollendete V. das Recht selbst gibt; 2) der Ablauf einer gesetzlich bestimmten Zeit, welcher ein tempus continuum sein muß, d. h. eine nicht durch Rechtsverfolgungen des Beeinträchtigten unterbrochene Zeit und bald eine kürzere (p. longi temporis), bald eine längere (p. longissimi temporis), bald eine sogenannte unerdenkliche V. (p. immemorialis) ist; 3) die Möglichkeit der Rechtsverfolgung, in welcher sich der Beeinträchtigte die Verjährungszeit hindurch befunden haben muß, so wie 4) die Versäumung dieser Rechtsverfolgung gegen den Verjährenden während der Verjährungszeit; endlich auch 5) vorzugsweise

Digitized by Google

nach kanonischem Rechte, daß der Verjährende durch die ganze Verjährungszeit hindurch im guten Glauben (bona fide) gewesen sei, es sei das von ihm ausgeübte Befugniß in seinen Rechten begründet. Durch die V. entsteht bald ein neues Recht, bald geht durch sie ein früheres Recht verloren. Hiernach theilt man die V. in eine erwerbende oder ersitzende (praescriptio acquisitiva) und eine erlöschende (praescriptio extinctiva). Der Regel nach sind alle Sachen und Rechte verjährte, welche nicht durch ausdrückliche Gesetze der V. entzogen sind oder wegen der Natur der Sache davon ausgenommen sind (res inpraescriptibiles). 85.

Verkalken, s. Calciniren.

Verklärung, s. Transfiguration.

Verkohlen, s. Kohlenbrenner.

Verlagsrecht, franz. privilège d'impression; engl. right of publication, enthält das Recht, die Geistes- oder Kunstproducte eines Andern (besonders Bücher, Musikalien, Kupferstiche und Lithographien) für eigene Rechnung durch den Druck zu vervielfältigen und zu verkaufen. Es gründet sich solches auf den Verlagscontract oder die erlangte Überlassung vom Autor oder Verfertiger, entweder durch Verkauf und Übergabe des Ganzen, oder durch Abtretung eines Theils seiner Rechte. Der Verleger ist der Käufer oder Cessionar; der Autor, Künstler oder Verfertiger des Productes der Verkäufer oder Cedent. Die Vernachlässigung des Unterschiedes, ob Kauf des Ganzen oder Cession des Theiles vorliege, dient in Ermangelung hinlänglich bestimmter Ausdrücke im Contracte, nicht selten einer Menge Streitigkeiten zum Grunde, welche zwischen Autoren und Verlegern vorkommen. Beim Verkaufe oder bei der Abtretung des Ganzen hat die Sache keine Schwierigkeiten. Bei der Cession einzelner Rechte kommt jedoch dem Cessionar nicht mehr zu, als was ihm genau abgetreten worden ist; er darf nicht weiter gehen. Sein Recht ist jedoch der weitern Abtretung fähig und geht auf die Erben über. Ist im Contracte nichts Bestimmtes darüber angegeben, wie weit sich das V. erstrecken soll, so unterscheidet man zwischen Auflage und Ausgabe. Erstere, als unveränderter Abdruck, im selbigen Formate, enthält bei noch so starker späterer Vervielfältigung doch keine Neuerung (novation) und kann sonach, sobald nicht die Zahl der Exemplare contractmäßig beschränkt war, vom Autor ꝛc. nicht behindert werden. Bei der Ausgabe versteht sich jedoch, wenn nicht ein anderes bedungen worden ist, blos die Abtretung des Rechtes zu einer einzigen Ausgabe. Zu den folgenden ist das Recht dem Autor und Verfertiger verblieben (s. Nachdruck). Doch hat derselbe mit der Veranstaltung einer neuen Ausgabe so lange, bis die frühere vergriffen ist, anzustehen oder den Schaden durch Annahme der noch vorräthigen Exemplare zu ersetzen. 10.

Verlobung, s. Sponsalien und Ehe.

Vermächtniß, s. Legat.

Vermessungskunde, s. Messung.

Vermeyen (Johann von), ein berühmter niederländischer Maler, geb. 1500 zu Beverwijk bei Haarlem, ward von Kaiser Karl V. sehr geschätzt und war sein steter Begleiter, selbst auf seinem Zuge nach Tunis. Er starb zu Brüssel 1559. Besonders ausgezeichnet sind seine historischen Compositionen und unter diesen 10 Cartons, welche den Zug Karl's V. nach Tunis darstellen und sich gegenwärtig in Wien befinden, so wie ebenfalls die kostbaren Tapeten aufbewahrt werden, welche Philipp II. nach den Darstellungen V.'s aus den Kriegsthaten Karl's V. weben ließ. Merkwürdig ist, daß V. einen so langen Bart trug, daß er ihm im Stehen bis auf die Füße reichte, weßhalb er auch häufig Hans mit dem Barte genannt wird. Seine meisten Stücke finden sich in den Niederlanden zerstreut. 16.

Vermischungsrechnung, s. Alligationsrechnung.

Digitized by Google

Vermögen, lat. facultas; franz. faculté; engl. faculty, ist ein vielgebrauchter und doch höchst schwieriger, darum selten verstandener Begriff. Er steht entgegen dem Wirklichen oder der Wirkung, als seinem Resultate, ein Gegensatz, den schon Aristoteles durch das δυνάμει ὄν (dem V. nach seiend) und ἐνεργείᾳ ὄν oder ἐντελεχές (der Wirklichkeit nach seiend, wirklich) bezeichnete, welche Ausdrücke von den Scholastikern durch potentialiter oder actualiter esse übersetzt wurden. Aber wie man sich das blos dem V. nach Sein zu denken habe, ist eben die schwierige Aufgabe. Das Wirkliche ist anschaubar, vorstellbar, ist mit einem Worte da; aber die bloße Möglichkeit eines Wirklichen, wo ist sie? Schon Aristoteles sah ein, daß das V. als solches nicht dasein könnte (sonst wäre es eben schon ein Wirkliches), sondern daß es nur an einem Wirklichen sein müßte. Wie aber? Nicht als Theil neben anderen Theilen, sondern nur als eine allgemeine Kraft, welche gleichsam als Centrum des Dinges allen Äußerungen, Wirkungen desselben zur Basis dient, als Bewußtsein, Geist, Seele, Lebensprincip ꝛc. Das Bewußtsein ist uns der nächste und unmittelbarste Ausdruck für V.; denn wir sind uns unserer nur so bewußt, daß wir unsere Kraft, unser Wesen fühlen, als ein Allgemeines, in dem die Möglichkeit, der Ausgangspunkt für eine Menge von Äußerungen liegt. Nun ist diese Kraft, welche wir fühlen, nicht eine ganz unbestimmte, sondern sie hat schon eine gewisse Bestimmtheit, einen concreten Zustand, ohne daß sie darum minder den Charakter des Allgemeinen, gegen eine noch weitere Bestimmung und Fortbildung, trüge. Jeder Bewußtseinszustand ist eine Stufe des Vermögens, ein Wirkliches, d. h. Wirkung oder Resultat eines früheren Vermögens, Kraft oder V. einer fernern Wirkung, eines noch concretern Zustandes. So bildet der gesammte Naturlauf solche Stufen, deren jede Resultat, Wirkung einer frühern Voraussetzung, V. einer spätern ist, wie z. B. das thierische Leben im Thierindividuum abgeschlossenes Resultat, Wirkliches, Erscheinung ist, während dasselbe die Basis, das V. oder die Grundkraft ausmacht, aus welcher eine fernere Stufe des Wirklichen, das Vernünftige, Menschliche sich herausbildet, das eben so wieder Voraussetzung eines noch concretern Zustandes, des Staats wird ꝛc. Diese richtige Ansicht vom V. (welche selbst in der ganz äußerlichen Anwendung auf das sachliche V., besonders als Geld, liegt, wo auch das V. Basis und Ausgangspunkt für alle Wirkungen, Unternehmungen wird, welche aber sogleich auch wieder ein neues V., ein neues Capital zum Resultate haben, welches abermals rentirt, wirbt und wirkt) weist nun sowohl die Beschränkung jenes Begriffs auf die menschliche Seele, als auch die Spaltung dieser in eine Vielheit von neben einander bereit liegenden V. ab. Vielmehr ist das V. oder Bewußtsein jedesmal nur eines, der gegenwärtige concrete persönliche Zustand, und nur die Beziehungen dieses Vermögens, sowohl rückwärts auf einen frühern Zustand, als seine Voraussetzung auf ein früheres V., als vorwärts auf die Weiterbildung dieses Zustandes, auf die Wirkung und Äußerung, jene allgemein als Verstand, diese als Phantasie und Wille bezeichnet, geben mannigfache Combinationen. (Vergl. d. Artt. Urtheil, Verstand, Vernunft, Wille.) 80.

Vermögensteuer ist im Allgemeinen die Abgabe, welche von den bereits im Besitze der Staatsbürger vorhandenen werthvollen Gegenständen gefordert wird. Diese Art der Besteuerung war die bei den Alten, namentlich den Griechen und Römern, vorherrschende und bestand eigentlich in einer auf den Umfang des Vermögens basirten Personalsteuer. Das Lästige, welches in diesem einfachen Verhältnisse lag, wurde durch die Vortheile überwogen, welche dafür dem höher Besteuerten gegen den Niedrigeren im öffentlichen Leben zu Theil wurden. Die Geschicklichkeit, durch indirecte Steuern auch die Erwerbsthätigkeit bei den Staatslasten zur Mitleidenheit zu ziehen, schien ihnen, wenn auch nicht ganz unbekannt,

doch wenigstens noch nicht geläufig zu sein. In neueren Zeiten, wo man durch Grund- und Personalsteuern, directe und indirecte Abgaben und Gefälle alle Staatsbürger möglichst gleich zu besteuern sich bemühet, wird unter V. eine gewisse, nach Procenten zu berechnende directe Abgabe von zinsbaren Capitalien verstanden, um dadurch auch die sogenannten Rentner (rentiers), welche weiter nichts thun, als ihre Zinsen einstreichen, zu einiger Mitleidenheit zu den Staatslasten zu ziehen. Es ist jedoch diese Art der Besteuerung nur mit Vorsicht anzuwenden. Auf das Capital selbst gelegt würde sie solches in jedem Falle zuletzt aufzehren. Sodann betrifft solche in gewerbtreibenden Ländern das bereits Hervorgebrachte, wofür früher schon bei der Production im Einzelnen die verhältnißmäßige Steuer erlangt war. Es darf daher die V. nur die Zinsen betreffen und nicht weiter gehen, als erforderlich ist, um den, welcher außerdem für den Staat nichts thun würde, verhältnißmäßig zuzuziehen. Gewissermaßen ist schon die Stempelabgabe von Erbschaften in den entfernteren Graden auf diesen Zweck mit berechnet. Die Art der Vertheilung und Beitreibung der Capitalssteuer ist übrigens die allermißlichste und kränkt auf der einen Seite sehr leicht die Rechte der Bürger, welche gezwungen werden sollen, ihre innersten Familiengeheimnisse zur Schau zu legen, auf der andern Seite aber befördert sie zugleich die Immoralität durch das der Controlle halber erforderliche Spionensystem und Eindringen in das Innere vom Privatleben der Bürger. 24.

Vermont, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Vermuthung, s. Conjectur und Präsumption.

Vernageln der Geschütze. Wenn man im Felde gezwungen wird, dem Feinde Geschütze zu überlassen, sei es beim Rückzuge, bei Aufhebung einer Belagerung ꝛc., so sucht man dieselben, so viel es die Zeit erlaubt, vorher zu verderben oder doch wenigstens für den Augenblick unbrauchbar zu machen. Das einfachste Mittel ist: dieselben zu vernageln. Dieß geschieht, indem man einen von unten nach oben eingezackten vierkantigen stählernen Nagel, der zu diesem Ende beim Geschütze mitgeführt wird, in das Zündloch treibt und oben mit der Fläche des Rohres gleich abbricht, damit kein Instrument angesetzt werden kann, denselben herauszuziehen. Um den Nagel wieder aus dem Zündloche zu schaffen, reicht es oft hin, das Geschütz zu laden und den Schuß von vorn mittelst Leitfeuers anzuzünden. Sitzt der Nagel sehr fest, so bildet man auch um das Zündloch eine Art Näpfchen von Wachs und gießt starkes Scheidewasser oder Vitriolgeist darauf, wodurch meistens der Nagel so lose wird, daß er herausgeschossen werden kann. Sollte auch diese Procedur nicht gelingen, dann bleibt nur übrig, den Zündlochsteller, in welchen der Nagel eingetrieben ist, auszubohren und das Zündloch neu zu verschrauben. 61.

Verneinung, s. Negation.

Vernet, der Name einer berühmten französischen Malerfamilie, welche von Antoine V., einem weniger bedeutenden Maler in Avignon, abstammte. Der erste, welcher sich großen Ruf erwarb, war Claude Joseph V., der Sohn desselben, geb. den 14. Aug. 1714 zu Avignon. Blos von seinem Vater unterrichtet entwickelte er schon in der frühern Jugend entschiedene Neigung und großes Talent zur Malerei und begab sich 1732 zur See nach Rom, um sich dort weiter auszubilden. Diese Reise entschied die Richtung der zu betretenden Kunstbahn; denn der Anblick der See ergriff ihn wie ein Zauber und bei einem entstandenen heftigen Sturme ließ er sich an den Mastbaum binden, um das großartige Schauspiel ungehindert genießen zu können. Von nun an wählte er ausschließlich das Seeleben zu seinen Darstellungen und schmückte während seines 20jährigen Aufenthaltes in Rom die vorzüglichsten Paläste daselbst mit seinen Stücken. Endlich kehrte er auf dringendes Gesuch der französischen Regierung 1752 nach Frankreich zurück, ward sogleich

Digitized by Google

Mitglied der Akademie der Künste zu Paris und 1766 Rath derselben und erhielt seine Wohnung im Louvre, wo er nach und nach über 200 größere und kleinere Seestücke verfertigt haben soll, unter anderen sämmtliche Hafen Frankreichs, welche von Ph. Lebas in Kupfer gestochen sind. Er starb 1789. Seine Werke gelten für die trefflichsten Erzeugnisse der Kunst und verbinden mit der größten Naturtreue eine hohe Lebhaftigkeit des Colorits und eine große jugendliche Frische; doch fehlte es ihm an eigentlicher poetischer Schöpferkraft. — Sein Sohn, Antoine Charles Horace, geb. zu Bordeaux den 14. Aug. 1758, war zwar sein Schüler, neigte sich aber mehr zu Natur- und Jagdstücken und später zur Schlacht- und Parademalerei. Schon 1774 erhielt er den 2. Preis von der Akademie und 1781 den ersten, ging dann als Pensionair des Königs nach Rom und kehrte 1787 zurück, wo er in die Akademie aufgenommen ward. Seitdem beschäftigte sich sein Pinsel vielfach mit Naturstücken, deren seelenvolle und kühne Auffassung oft das Grelle in denselben übersehen lassen; am Geschätztesten sind aber seine Lager- und Schlachtstücke, in denen er die Thaten der französischen Armee unter Napoleon darstellt. Als Mitglied des Instituts und Officier der Ehrenlegion starb er den 27. Nov. 1836. — Am Berühmtesten ist aber dessen Sohn, Horace, geworden, der am 30. Juni 1789 geboren sich nach seinem Vater und Großvater bildete und Beider Bestrebungen so mit einander vereinigte, daß er der berühmteste französische Maler der neuesten Zeit geworden ist. Auch er bildete sich in Rom, ward Mitglied der Akademie San Luca und endlich Director der französischen Akademie daselbst, ward aber 1835 als Director der königlichen Museen nach Paris zurückberufen und besuchte 1836 auf Einladung des Kaisers Nikolaus St. Petersburg. Seiner Werke, die sich durch die höchste technische Vollendung auszeichnen, sind sehr viele; vorzüglich sind seine vortrefflichen Darstellungen von Pferden auch in Deutschland durch zahlreiche Kupferstiche und Lithographien bekannter geworden. Eine treffliche Charakteristik seiner Werke gibt das „Stuttgarter Kunstblatt" (1836. Nr. 96), auf welches wir hiermit verweisen. Eins seiner ausgezeichnetsten Gemälde „die Cholera am Bord der Fregatte Melpomene" ist im Hôtel der Sanitätsbehörde zu Marseille aufgehängt. 16.

Vernier, s. Nonius.

Vernunft, lat. ratio; franz. raison; engl. reason, von vernehmen, wird definirt als das Vermögen des Übersinnlichen, der Ideen oder der Principien. So betrachtete schon Plato seinen λόγος, wenn er ihn der αἴσθησις, der sinnlichen Wahrnehmung, entgegensetzte. Er soll nämlich nicht die äußere Erscheinung des Dinges, sondern dessen Wesen unmittelbar erfassen, welches, eben im Gegensatze der realen Erscheinung, als Idee nur in der V. ist und dieser zugleich für ihre Erklärung der Dinge als Princip dient, indem sie vermöge der Idee sich in das Wesen der Dinge selbst versetzt, sie gleichsam selbst schafft und ihres Werdens vollständig bewußt ist. Dadurch wird sie nun nothwendig auf das allerhöchste Princip der Dinge geführt, auf Gott, von welchem doch am Ende alles Schaffen, also auch alle folgende Ideen ausgehen. Die V. ist somit in ihrer höchsten Potenz Bewußtsein Gottes. Aber als solches ist sie nicht mehr endliche, individuelle menschliche V., sondern göttliche; ein adäquates Bewußtsein Gottes ist nur in Gott selbst und die V., um solches zu sein, muß Gott selbst werden. Dieß hat sie auch auf verschiedene Weise versucht; das Sichversenken in Gott durch Abstreifen aller endlichen Schranken (wie etwa bei den Neuplatonikern), die intellectuelle Anschauung (wie bei Schelling), oder, einfacher, das unmittelbare Aufnehmen des sich selbst uns offenbarenden Göttlichen, der Glaube, sind solche Versuche einer Apotheose der V. — Aber es wollte der V. doch nie recht glücken, jene Unmittelbarkeit in Erfassung des Princips oder Absoluten zu behaupten; denn da sie von ihrem Standpunkte aus denn doch nicht wahrhaft in

Digitized by Google

Gott sich versetzen konnte, so mußte sie diesen auf- und sich gänzlich an die göttliche V. hingeben, wodurch sie aber zu einem blos Leidenden wurde, ohne eignes Bewußtsein oder selbstständige Norm. Man hatte statt der V. nur Phantasie als Organ des Unendlichen, Übersinnlichen. Daher versuchte der Kriticismus (s. d. Art.) die V. zu Verstande zu bringen, d. h. durch kritische Richtung ihres Gebrauchs und ihrer Berechtigung vor ihren Verirrungen zu bewahren. Kant nannte darum V. das ganze Bewußtsein des Menschen und schied sie in theoretische und praktische, als die beiden Seiten der Thätigkeit dieses Bewußtseins. Seitdem sind nun diese beiden Ausdrücke, V. und Verstand, vielfach verwechselt worden; man hat ferner über den Vorrang des einen oder des andern dieser sogenannten Vermögen der Seele gestritten. Jedenfalls richtig ist die Betrachtung, daß V. überhaupt Bewußtsein ist, also ein allgemeines Vermögen (s. d. Art.), das in sofern nur mit dem Wesen, nicht mit der Form oder Erscheinung es zu thun hat. Nur darf man sie nicht so von dem Sinnlichen trennen, als ob ihr Gegenstand, das Allgemeine, die Idee für sich bestände oder existirte und so, isolirt von aller Erscheinung und Realität, von ihr aufgefaßt würde, sondern das Bewußtsein steht stets inmitten einer Menge sinnlicher Erscheinungen, die es aber nur nach dem ihnen inwohnenden Allgemeinen erfaßt und vernimmt, entweder so, daß es dieß Allgemeine als Idee, Allgemeinbegriff durch die Analyse des Verstandes herausfindet, das Ding auf diese Idee bezieht, darnach beurtheilt (s. d. Art. Urtheil), weßhalb man wohl auch die V. das Vermögen des Schließens genannt hat; oder so, daß es sich selbst als praktisches Bewußtsein oder Wille zum Ausgangspunkt einer neuen Reihe von Erscheinungen macht, welche in ihm, als der praktischen Idee, der Zweckidee, ihr Princip haben, daher auch sämmtlich wieder darauf bezogen und dadurch gewürdigt werden. Die V. hat hiernach keine besondere Sphäre des Handelns, etwa ein Ding an sich, welches mit der Erscheinung nichts zu thun hätte, sondern sie ist nur das Centrum aller Thätigkeit des Subjects, von wo aus dessen verschiedene Richtungen, Verstand und Wille, analytisches und productives Vermögen, auslaufen und wodurch sie geregelt werden. — Vergl. Jacobi's berühmte Abhandlung: „Über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen" (Hamb. 1801. 8.); Weiller, „Verstand und Vernunft" (München 1806. 8.); Salat, „Vernunft und Verstand" (Tüb. 1808. 8.); Aschenbrenner, „Über den Begriff der Vernunft und über den nothwendigen Vernunftgebrauch in den Gegenständen der Religion" (1827. 4.). 80.

Verona (Congreß zu), s. Congreß.

Veroneſe, s. Cagliari.

Verpuffen, lat. detonatio; franz. und engl. detonation, nennt man in der Chemie eine schleunige, sehr leuchtende Entzündung, verbunden mit einem heftigen Geräusche oder Knalle, wie beim Schießpulver, Knallgolde ꝛc. Vorzüglich aber ist diese Eigenschaft dem Salpeter eigen, wenn er mit Körpern, die zur Verbindung mit dem Sauerstoffe sehr geneigt sind, in der Glühhitze zusammentrifft. Außer diesem zeigt die verpuffende Eigenschaft auch das oxydirte salzsaure Kali. 40.

Verquicken heißt Metalle mit Quecksilber verbinden oder Amalgame darstellen (s. Amalgam, Amalgamirwerk). 76.

Verrenkung, lat. luxatio; franz. und engl. luxation, findet statt, wenn ein beweglicher Knochen aus seiner natürlichen Gelenkverbindung ausweicht, und ist eine vollkommene, wenn die zusammenstoßenden Gelenkflächen gänzlich außer Berührung mit einander kommen, eine unvollkommene, wenn dieß nur zum Theil geschieht. Meist zerreißen dabei die an dem Gelenke befindlichen Bänder; doch fügt sich gewöhnlich Alles sehr leicht wieder, wenn das Gelenk bald wieder eingerichtet

Digitized by Google

wird, während im Gegentheile leicht Verwachsungen eintreten. Ist die Ausweichung der Gelenkflächen vorübergehend und begeben sich dieselben von selbst wieder in ihre Lage, so hat nach der Art der einwirkenden Ursachen entweder eine Verdrehung oder eine Verstauchung stattgefunden, deren Folgen gewöhnlich vorübergehend sind. 30.

Verrius Flaccus (Marcus), römischer Grammatiker unter Augustus, stand bei diesem in solchem Ansehen, daß er in dem kaiserlichen Palaste wohnen und daselbst seine Vorträge halten durfte und die Erziehung der Enkel desselben erhielt. Von seinen Schriften hat sich das Werk „De verborum significatione libb. XX" noch im Auszuge des Festus (s. d. Art.) erhalten. Von seinen „Fasti," unter dem Namen „Fasti capitolini" (abgedruckt in „Graevii thesaurus") zum Theil bekannt, hat man durch die 1770 entdeckten Bruchstücke der „Fasti praenestini" (herausgegeben von Foggini, Rom 1779, auch abgedruckt in F. A. Wolf's Ausgabe des „Suetonius", Bd. 4) eine bedeutende Erweiterung enthalten. 16.

Verrocchio (Andrea del), ein berühmter italienischer Maler, Kupferstecher und Bildhauer, ward um 1432 zu Florenz geboren und erwarb sich daselbst bald einen bedeutenden Ruf. Vorzüglich war er Meister in der Perspective; aber nur seine Federzeichnungen waren ausgezeichnet, während die Farbenmalerei ihm weniger gelang, da er die Behandlung des Colorits nicht verstand. Größer war er als Goldarbeiter, Bildhauer und Metallgießer. Als ersterer verfertigte er verschiedene Gefäße in die päpstliche Kapelle und für den Großherzog von Florenz; als letzterer hat er sich durch die Grabmale Johann's, Peter's und Cosmo's von Medicis in Florenz und die Reiterstatue des venetianischen Befehlshabers, Barthelemi von Bergamo, ausgezeichnet, doch starb er noch vor der Vollendung der letztern, da er sich bei dem Gusse derselben zu sehr angestrengt hatte, 1488 in Venedig. Merkwürdig ist noch, daß er zuerst das Abdrücken der menschlichen Angesichter in Gyps versucht haben soll. Unter seinen Schülern sind Leonardo da Vinci und Peter Perugino die berühmtesten, welche ihn aber als Maler weit übertrafen. 16.

Verrücktheit ist diejenige Form der Seelenstörung, bei welcher der Geist so sehr abgespannt ist, daß dadurch das natürliche Gleichgewicht der physischen Kräfte aufgehoben ist, und wobei alle Begriffe und Urtheile den Charakter der Verkehrtheit an sich tragen. Sie begründet dasselbe, was Esquirol unter Monomanie (s. d. Art.) im engern Sinne versteht. 7.

Vers, Versmaß, Versarten. Der dichtende Geist bedient sich, wenn er sich in der Sprache als Stoff ausprägt, einer eigenthümlichen Form. Diese Form ist das künstliche, sprachliche Zeitmaß, gewöhnlich schlechtweg das Maß (Metrum) genannt. Es ist hier nicht der Ort, über die allgemeinen metrischen Grundbegriffe zu sprechen (vergl. d. Art. Metrum), obschon sie unentbehrlich nöthig sind, um die Definition des Verses richtig aufzufassen. Das kleinste Element der Metrik ist der Fuß; ein Fuß bildet aber noch keinen V., sondern erst eine Folge von Füßen; oder, kunstgerecht ausgedrückt: der V. ist eine mit Pausirung schließende Reihe von Arsen (Hebungen) und Thesen (Senkungen). Eine Dipodie (zwei Füße) ist also schon ein kleiner V., eine unvollständige Dipodie der möglichst kleine V. Man kann demnach Alles, was mehr als ein einfacher Fuß ist, einen V. nennen. Ein Jambus (⏑ –), ein Trochäus (– ⏑), ein Dactylus (– ⏑ ⏑) ꝛc. sind noch keine Verse, wohl aber eine vollständige oder unvollständige jambische (⏑ ´– ⏑ – oder ⏑ ´– ⏑), trochäische (´– ⏑ ´– ⏑ oder ´– ⏑ ´–) oder dactylische (´– ⏑ ⏑ ´– ⏑ oder ´– ⏑ ⏑ ´–) Dipodie. Man nennt jeden Fuß, mag er nun eine Monopodie oder eine Dipodie sein, ein Metrum, und so heißt denn der Dactylus ein Monometer (einmaßiger), zwei Dactylen (– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑) nennt man einen dactylischen Dimeter (zweimaßigen); die jambische, trochäische oder anapästische

Digitized by Google

Dipodie (⏑ –́ ⏑ –, –́ ⏑ –̇ ⏑̄, ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –̇) heißt ein jambischer, trochäischer oder anapästischer Monometer. Auf diese Weise kann ein V. ein dreimaßiger (Trimeter), viermaßiger (Tetrameter), fünfmaßiger (Pentameter) und sechsmaßiger (Hexameter) sein. Einen V., an dessen letztem Fuße eine oder mehrere Sylben fehlen (z. B. –́ ⏑ ⏑ | –́ ⏑ ⏑ | – oder ⏑ –́ ⏑ –́ | ⏑̄), nennt man in der Kunstsprache einen katalektischen (unvollständigen), einen, an dessen Ende eine Sylbe scheinbar zu viel ist (z. B. –́ ⏑ ⏑ –̇ | –́ ⏑ ⏑ –̇ | –), einen hyperkatalektischen, einen, bei dem der ganze Fuß einer Dipodie zu fehlen scheint (z. B. –́ ⏑ –̇ ⏑̄ | –́ ⏑̄), einen brachykatalektischen, einen, der ganz vollständig ist, einen akatalektischen. Man hat oft über den möglichst größten V. gesprochen; der größte, welcher das vernehmende Ohr bis zur vollsten Genüge ohne Überreizung beschäftigen kann, ist wohl der Hexameter. Ein nach den Regeln der Kunst gebildeter V. muß eigentlich aus gleichartigen oder doch zu einem und demselben Geschlechte gehörenden Füßen bestehen; einen unvollkommen (aus verschiedenartigen Füßen oder aus eigentlich zwei Versen) zusammengesetzten V., der durch die irrationale oder anderthalbige Pause entsteht (z. B. –́ ⏑ ⏑ | –́ ⏑ ⏑ | –́ ⏑̄ || –́ ⏑ ⏑ | –́ ⏑ ⏑ –̇), nennt man einen Asynartet (nicht zusammenpassenden). Andere Kunstausdrücke, die in der Metrik vorkommen, sind die Anakrusis (Vorschlag von einer oder zwei kurzen Sylben), die Basis (Vorschlag von einem oder zwei Füßen), die Cäsur (Einschnitt). Ohne einen Ruhepunkt, welcher durch die Cäsur bewirkt wird, ist jeder V. kraftlos, schleppend und dem Ohre unangenehm. Die vorzüglichsten, jetzt noch anwendbaren Versarten sind die dactylischen, jambischen, trochäischen und anapästischen. Über die Regeln der einzelnen Versarten, die überhaupt nur ihre völlige Anwendung in der alten Metrik finden können, das Nöthige beizubringen, würde hier zu weit führen und auch ohne Nutzen sein. Unsere Muttersprache hat den großen Vorzug, daß sie Accents- und Quantitätssprache zugleich ist, indem in den meisten anderen neueren Sprachen der Accent mehr oder weniger an die Stelle der Quantität getreten ist. Um in der französischen Sprache Verse zu machen, braucht man nichts weiter, als Sylben zu zählen. Früher war auch bei deutschen Dichtern dieses Verfahren gewöhnlich, bis man fast in das entgegengesetzte Extrem fiel, die deutsche Sprache zu einer reinen Quantitätssprache machen zu wollen, ohne zu bedenken, daß sich die ganze Bedingung des Sprechens und der Sprache in der neuern Zeit bedeutend geändert und auch bei uns die sprachliche Betonung oder der Accent der Quantität die eine Hälfte ihrer Herrschaft nun einmal entrissen hat. Eine wesentliche Eigenheit des neuern Verses ist der Reim, und Alles, was man gegen ihn aufzubringen versucht hat, ist bis jetzt erfolglos geblieben; man könnte ihn das Romantische des Verses nennen. — Man nennt auch nach einem hergebrachten Sprachgebrauche eine bestimmte Reihe von Versen einen V.; geeigneter bleibt jedoch immer der Ausdruck Strophe. Ein gediegenes Werk über die deutsche Verskunst, welches sich mit der Anwendbarkeit der bis jetzt bekannten Versarten in der deutschen Poesie und mit den schon gemachten gelungenen und mißlungenen Versuchen beschäftigte, besitzen wir noch nicht. Die bis jetzt zu Tage geförderten Handbücher befassen sich entweder mit der Metrik überhaupt oder ausschließend mit den Versmaßen der Alten. 66.

Versailles (spr. Wersalj), Hauptstadt des französischen Departements der Seine und Oise, Sitz eines Bischofs, eines Assisenhofes, eines Gerichtes erster Instanz und eines Handelstribunals, unter 19° 47′ 7″ L., 48° 48′ 21′ N. Br., 2¼ Meile von Paris entfernt, in einer weiten, nicht sehr fruchtbaren Ebene, hat breite, ganz gerade Straßen, 2000 zum Theil unbewohnbare Häuser mit etwa 35000 Einw., 1 Kathedrale, 8 Kirchen, 1 Hospital mit 200 Betten, ein Gymnasium (königliches Collegium mit einem herrlichen Gebäude), eine Bell-Lancastersche Schule

Digitized by Google

für den gegenseitigen Unterricht, öffentliche Bibliothek mit 40000 Bänden, physikalisches Cabinet, Museum, botanischen Garten, Musik-, Artillerie- und Genie-, Reit-, Taubstummenschulen, Athenäum der Wissenschaften und Künste, eine Ackerbaugesellschaft, Gewehr- (mit 600 Arbeitern), Uhren-, Lichtfabriken, automatische Uhrenanstalt, Wachsbleichen; Baumwollenspinnerei und Weberei und treibt geringen Handel. Die größte Merkwürdigkeit ist das prächtige königliche Schloß, von Ludwig XIV. mit einem Aufwande von 160 Millionen Livres erbaut. In diesem Gebäude, das eine der prachtvollsten königlichen Residenzen ist, bewundert man vorzüglich die Façade nach dem Garten, die schönen Gemälde, Sculpturen und Vergoldungen der Zimmer, insbesondere den Saal des Herculis, die große Gallerie mit Gemälden von Lebrun, welche in Verbindung mit den Sälen des Krieges und des Friedens zu beiden Seiten die ganze Länge des Hauptgebäudes einnimmt, eine Tiefe von 31 Fuß, eine Höhe von 40 Fuß und eine Länge von 217 Fuß enthält, mit 17 ungeheuren Bogenfenstern und eben so viel bogenförmigen colossalen Spiegeln verziert ist und die vorzüglichsten Begebenheiten der Regierung Ludwig's XIV. darstellt; und die Kapelle, merkwürdig wegen der Reinheit ihrer Architektur und reich an Meisterwerken der Bildhauer- und Malerkunst. Eine erstaunliche Menge von Statuen, Büsten, warmen Bädern und Gruppen, sowohl in Marmor, als in Bronze und bronzirtem Blei, schmückt den Park, der in den kleinen und großen zerfällt, von einem außerordentlichen Umfange und mit einem breiten Wassercanale und mit einer großen Zahl von Bassins, aus deren Mitte das Wasser in vielerlei Formen höher, als die höchsten Bäume springt, versehen ist. Bemerkenswerth sind hier auch die herrliche Orangerie, Menagerie und die prachtvollen Pferdeställe. Am Ende des Parks befinden sich Groß- und Klein-Trianon, zwei Lustschlösser, wovon das erstere von Ludwig XIV. erbaut, ganz mit Marmor bekleidet und mit schönen Anpflanzungen umgeben ist, und das zweite von Ludwig XV. erbaut, von Maria Antoinette verschönert und durch seinen schönen englischen Garten merkwürdig ist, wo Kunst und Natur sich auf eine wunderbare Weise vereinigen. — V. war früher ein Dorf, das Ludwig XIII. 1630 für 20000 französische Thaler kaufte und mit einem mittelmäßigen Jagdschlosse, um welches einige seiner Günstlinge sich Landhäuser erbauten, verzierte. Sein Nachfolger, Ludwig XIV., ließ 1660 den Park erweitern, 1664 das Schloß, welches er 1672 zur Residenz machte, vergrößern, die 1690 begonnene Kapelle 1710 vollenden und mehrere Privilegien zu neuen Anbauten ertheilen, wodurch V. in einer kurzen Zeit zu einer Stadt von 80000 Einwohnern heranwuchs, in welcher Blüthe es bis zu dem Tode Ludwig's XIV. (1715) blieb, da nach dessen Tode der Herzog von Orleans als Regent den Hof des minderjährigen Ludwig XV. nach den Tuilerien in Paris verlegte. 1723 kehrte Ludwig XV. als König nach V. zurück, das bis 1789, wo Ludwig XVI. es verlassen mußte, Residenz blieb. Während dieses Zeitraumes wurde V. durch die beiden Dörfer Groß- und Kleinmontrevil vergrößert, durch verschiedene Bauten verschönert, sank aber durch die Revolution bedeutend wieder. Seit 1833 — 1837 wurde auf Befehl Ludwig Philipp's das Schloß zu einem Nationalmuseum errichtet, wodurch sich die herabgekommene Stadt wieder emporzuheben scheint. (Vergl. Zinkeisen, „Versailles; historische Rückblicke", in Raumer's „Historischem Taschenbuche", 1837). 71.

Versalien oder **Versalbuchstaben** heißen die großen Buchstaben, welche früher nur als Anfangsbuchstaben der Zeilen dienten. 9.

Verschanzung, s. Fortification.

Verschiebung ist der in der technischen Sprache gebräuchliche Name eines vorzüglich bei neugebauten Pianofortes sich findenden Zuges, der hinsichtlich der Dämpfung, die bei seinem Gebrauche der Ton des Instruments erhält, sich sowohl vom

Digitized by Google

Pianozuge als vom Flötenzuge wesentlich unterscheidet. Der Mechanismus dieses Zuges besteht darin, daß bei dem Treten desselben eine im Innern des Instrumentes angebrachte Feder zusammengedrückt und dadurch die ganze Claviatur um eine Saite verschoben wird, so daß, wenn das Instrument dreichörig ist, dasselbe nun nicht mehr als solches, sondern blos als zweichörig erscheint, da durch diese V. die Hämmer immer nur auf 2 Saiten schlagen. Hört man auf den Verschiebungszug zu treten, so springt jene Feder und durch dieselbe die ganze Claviatur in ihre vorige Lage wieder zurück. Der Ton aber, den durch diesen Zug das Instrument bekommt, ist gedämpft, hat etwas Sanftes und Klagendes und eignet sich vorzüglich für solche Stellen in einem Tonstücke, deren Vortrag gefühlvoll gehalten sein soll (vergl. den Art. Pianoforte). 20.

Verschleimung, lat. status pituitosus; fr. engorgement; engl. filling with slime, ist nach den alten Humoralpathologen eine Krankheitsanlage, die bei einer Menge von Menschen existiren und eine der häufigsten Veranlassungen zu schweren Krankheiten sein soll. Sie gibt sich durch übermäßige Schleimerzeugung zu erkennen, die ihr Product, einen bald durchsichtigen, glasartigen, bald dicken weißen oder grauen oder gelben oder grünen Schleim in den Nasenhöhlen, den Luftröhren, dem Magen, den Därmen, der Harnblase ꝛc. absetzt, von welchen Organen aus dasselbe durch ihre Ausführungscanäle nach Außen geworfen wird. Ehe dieses aber eintritt, soll der angesammelte Schleim verdorbenen Appetit, Gefühl von Völle, Ekel, Erbrechen, gestörte Gallenbereitung, seltenen und harten Stuhlgang ꝛc. bewirken und sogar Verhärtungen, Geschwülste, Wassersucht und viele Krankheiten mehr und endlich selbst den Tod bedingen können. Eine solche gefährliche V. entstehe aber durch den häufigen Genuß unverdaulicher mehliger, fetter Speisen, durch Mangel eines guten Blutes, durch Schwäche der Gefäße und Eingeweide, durch verringerte thierische Bewegung, durch Verdünstung der wässerigen Bestandtheile der Säfte und durch Zurückhaltung der festen Theile derselben, welches beides aus Schwäche der absondernden Organe bewirkt werde. — Diese Theorie von der V. hat lange Zeit bei Ärzten und Laien in unerschüttertem Ansehn gestanden; indessen ist die neuere Medicin weit davon entfernt, sie als die richtige anzuerkennen; denn indem diese mehr auf die Leiden der festen, als der flüssigen Theile Rücksicht nimmt, sucht sie die Ursache einer übermäßigen Schleimerzeugung nicht in einer abnormen Mischung des Blutes, sondern in einer Affection der Schleimhäute, die, wenn sie sich in einem Reizzustande befinden, eine größere Masse Schleimes als gewöhnlich absondern. Allerdings können solche Affectionen der Schleimhäute üble und selbst lebensgefährliche Zufälle erregen und zwar vorzüglich dann, wenn die Schleimhäute edler Organe, der Lungen, der Harnblase und dergleichen ergriffen sind; niemals aber ist das Product, das sie erzeugen, der vermehrte Schleim, als die Ursache des Übels zu betrachten, sondern es ist im Gegentheile als eine Hülfe der Natur anzusehen, die theils durch diese Absonderung die in einem entzündlichen Zustande befindliche Schleimhaut vor der Einwirkung fremder scharfer Stoffe zu schützen bemüht ist, wie z. B. die Schleimhaut der Nase und Luftröhre bei Katarrh vor der Einwirkung der äußern rauhen Luft, theils aber denselben als kritische Absonderung erzeugt, was wir z. B. beim Husten gewahr werden, der in seiner Heftigkeit nachläßt, je mehr der Schleim an Menge und Consistenz zunimmt. Nach allem diesem stellt sich nicht die V. als eine Hauptquelle vieler Übel dar, sondern sie nimmt blos eine sehr untergeordnete Stelle ein, von welcher aus sie nie den Schluß erlaubt, daß eine krankhafte Erscheinung, die mit ihr gleichzeitig eintritt, durch sie bedingt werde. 39.

Verschollen, lat. diu absens; franz. disparu; engl. long absent, ist derjenige Abwesende (s. d. Art.), von welchem man nichts mehr hört, von dessen Leben und Aufenthalte sonach keine Nachricht erhalten worden ist. Für gewöhnlich

Digitized by Google

nimmt man nach einer zwanzigjährigen (gewissermaßen eine Präscription vollendenden) Dauer dieses Zustandes an, derselbe würde ewig dauern und der Verschollene nie wieder etwas von sich hören lassen. Deßhalb wird alsdann derselbe für todt gehalten und mit der öffentlichen Vorladung aller derjenigen, welche an dessen Person oder Vermögen Ansprüche haben möchten, verfahren, das übriggebliebene Vermögen aber den sich gemeldeten nächsten Intestaterben zugesprochen (s. Todeserklärung). 10.

Verschooristen oder **Hebräer** ist der Name einer neuern religiösen Secte, gegründet von einem Candidaten der Theologie, Namens Verschooren. Sie erschienen um das Jahr 1730 in Leyden unter ihrer Lehrerin Mirjam Vos als stille Separatisten, welche das Lesen der heiligen Schrift in der Grundsprache für allgemeine Christenpflicht und das Verdienst Christi für so ausreichend hielten, daß von den Erwählten auch alle Schuld genommen sei. — Jene Meinung von einer himmlischen Hofsprache kommt nachher oft unter einzelnen Separatisten vor. 63.

Verschwörung, lat. conjuratio, conspiratio; franz. und engl. conspiration, als Verbrechen angesehen ist die Vereinigung Mehrerer zur gemeinschaftlichen Verwendung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte zur Erreichung eines unerlaubten Zweckes. Der Ausdruck V. ist hergenommen von der vorzüglich im Alterthume vorkommenden Sitte, daß die Mitglieder wegen des Gefahrbringenden einer solchen Verbindung einander die größte Treue und Verschwiegenheit eidlich anzugeloben pflegten. Das Vertragsmäßige, welches in einer solchen Verbindung liegt, setzt allemal einen überdachten bösen Vorsatz und wenigstens einige Kenntniß von den Folgen des Unternehmens voraus. Deßhalb findet in der Regel eine gleiche Zurechnung für Alle statt. Doch unterscheidet man dabei noch die Anstifter (Rädelsführer) und Oberhäupter, für welche eine erhöhte Strafbarkeit angenommen wird. Es kann zwar die V. sowohl ein Privatverbrechen als ein öffentliches bezwecken; doch pflegt man sich bei ersterm mehr des Ausdrucks Bande, Complott oder Zusammenrottirung zu bedienen, V. mehr auf Vereine wider die Staatsregierung oder das Staatsoberhaupt zu beziehen. Die Alten nahmen die Bedeutung gewöhnlich in letzterm Sinne. Für geringere Vergehungen unterschied man: Societät, für die Verbindung Mehrerer zur gemeinschaftlichen Erreichung des guten Zweckes, und Faction, für die Verbindung der Bösen zum Ungesetzlichen. 31.

Versetzung, s. Inversion und Transposition.

Versetzungszeichen heißen in der Musik alle Zeichen, deren man sich bedient, um einen ursprünglichen Ton um einen halben Ton zu erhöhen oder zu erniedrigen, oder auch um diese veränderten Töne wieder auf ihre alte Stelle zurückzubringen. Der Zahl nach sind dieser Zeichen 3 und zwar: 1) das Kreuz (♯) oder das Erhöhungszeichen, wodurch der ursprüngliche Ton um einen halben Ton erhöht wird. An die Namen aller erhöhten Noten wird die Sylbe is gehängt, z. B. cis, dis, eis, fis, gis ꝛc.; 2) das b (♭) oder Erniedrigungszeichen, das den ursprünglichen Ton um einen halben Ton erniedrigt, wobei an den ursprünglichen Ton die Sylbe es oder Buchstabe s gehängt wird, z. B. ces, des, es, fes, ges, as ꝛc.; und 3) das b-Quadrat (♮) oder Wiederherstellungszeichen, das einem vorher durch ♯ erhöheten oder einem durch ♭ erniedrigten Tone seine natürliche Beschaffenheit wiedergibt. Ist nun eins oder mehrere dieser V. gleich zu Anfange des Tonstückes nach dem Notenschlüssel gesetzt, so behalten sie ihre Geltung durch das ganze Stück hindurch oder bis eine andere Vorzeichnung sie wieder aufhebt. Diejenigen V. aber, die im Verlaufe des Tonstückes blos hin und wieder vor einzelnen Noten stehen, gelten nur den Tact hindurch, in welchem sie enthalten sind. Außerdem gehören noch hierher: 1) das Doppelkreuz (♯♯ oder gewöhnlicher 𝄪), 2) das Doppel-Be (♭♭)

Digitized by Google

und 3) das doppelte b-Quadrat (𝄫). Ersteres erhöhet den ursprünglichen Ton um einen ganzen Ton, und die Töne, vor denen das Doppelkreuz steht, nennt man fis fis, cis cis, dis dis ꝛc. Das Doppel-Be dagegen, auch, jedoch seltener, durch ein einziges, nur etwas größeres b bezeichnet, erniedrigt den ursprünglichen Ton um einen ganzen Ton und solche doppelt erniedrigte Töne heißt man bb, es es. ees ees, fes fes ꝛc. Das doppelte b-Quadrat (𝄪) endlich findet dann seine Anwendung, wenn ein doppelt erhöhter oder ein doppelt erniedrigter Ton seine natürliche Beschaffenheit wieder erhalten soll. 20.

Versicherung, s. Assecuranz.

Versilbern, franz. argenter; engl. silver, nennt man die Kunst, die Oberfläche der Körper dünn mit Silber zu überziehen (vergl. Vergolden). Unter den Arten der Versilberung oder Deargentation unterscheidet man hauptsächlich die heiße und kalte, wie bei dem Vergolden. Zu jenen gehört die Art, wenn man das Kupfergeräth in Weinsteinauflösung kocht, dann mit dem feuchten Gemenge aus gleichen Theilen Silberstaub, Salmiak, Salz und Glasgalle nebst etwas ätzendem Quecksilbersublimat überzieht, es glüht und in Weinsteinauflösung ablöscht. Dieß wird mehrere Male wiederholt. Die kalte Versilberung geschieht durch Reiben mit einem Pulver aus 20 Gran reinem Silber, Weinstein und Kochsalz, von jedem 2 Drachmen und ½ Drachme Alaun, worauf die weiß gewordene Fläche polirt wird. 33.

Versöhnung, lat. reconciliatio; franz. und engl. reconciliation, nennt man 1) in der christlichen Moral die Handlung, vermöge welcher Menschen, die mit einander in Unfrieden lebten, sich gegenseitig verzeihen, den bisherigen Zwiespalt aufheben und zu einem Leben in Frieden und Freundschaft sich vereinigen. Oft wird durch einen solchen Act der Menschenfreundlichkeit, welchen das Christenthum dringend empfiehlt, das früher bestandene Band der Freundschaft nur um so fester geknüpft und das gegenseitige Vertrauen erhöhet und verstärkt. 2) V. (expiatio) im biblischen Sinne bezeichnet die durch Christus bewirkte Wiedervereinigung des sündigen Menschen mit Gott. Der Mensch wird nämlich als durch die Sünde von Gott abgefallen betrachtet. Die Aussöhnung mit ihm glaubten die Hebräer durch Opfer (s. d. Art.) zu erlangen und diese Idee ging dann auch in das Christenthum über und ward auf den Versöhnungstod Jesu übertragen, durch welchen nach den neutestamentlichen Schriftstellern das entfremdete Gemüth des Menschen zu Gott zurückgeführt, mit ihm versöhnt worden ist, indem Christus sein Leben gleichsam als ein Sühnopfer für die Sünden der Menschen dahin gab. Der sterbende Erlöser erscheint hier als das Muster aufopfernder Liebe für die Menschheit und als sicheres Unterpfand der Sündenvergebung. 63.

Versöhnungstag (der große) ist eins der größten jüdischen Feste, welches jährlich am 10. Tischri, 5 Tage vor dem Laubhüttenfeste, gefeiert wird. Nach der mosaischen Vorschrift verrichtete an ihm der Hohepriester den Gottesdienst allein, nachdem er sich gebadet und eine weiße leinene Kleidung angelegt hatte. Zuerst schlachtete er für sich und seine Familie einen Stier zum Sühnopfer, ging dann ins Allerheiligste, räucherte und sprengte Blut auf den Deckel der Bundeslade und den Boden und bestrich die Ecken des Räucheraltars damit. Wieder herausgekommen nahm er 2 Ziegenböcke zum Sühnopfer für das Volk und bestimmte durch das Loos den einen zum Schlachten, den andern zum Freilassen in die Wüste. Hierauf badete er sich von Neuem, bekleidete sich mit seiner prächtigen Amtskleidung und schlachtete noch 2 Widder (oder 7 Lämmer) als Brandopfer für das ganze Volk. Jetzt, wo diese Ceremonien nicht mehr stattfinden können, wird er durch Buße und Gebet für Sündenreinigung gefeiert. 23.

Versprechen, lat. promissio; franz. promesse; engl. promise, ist die einem Andern gethane Zusicherung, daß man ihm etwas geben oder leisten, oder

Digitized by Google

aber zu seinem Besten unterlassen, von einem Rechte keinen Gebrauch machen wolle. Um rechtliche Wirkung zu erhalten, muß das V. vom Andern angenommen werden, woraus dann ein Vertrag entsteht. Vertrag und Contract enthalten daher nichts Anderes als ein angenommenes V. Der Versprechende wird Promittens, der, welcher solches annimmt, Promissarius genannt. Verspricht Einer, die bereits vom Andern gethane Zusicherung allein zu übernehmen, so expromittirt derselbe; will er der Verpflichtung blos beitreten, so ist Adpromission vorhanden. V. sind in Ansehung des Anerbietens sowohl, als der Annahme den gewöhnlichen Regeln der Contracte und Verträge unterworfen, namentlich der, daß die Willensäußerung von beiden Seiten frei gewesen und die Annahme des Versprechens, sie erfolge ausdrücklich oder stillschweigend, auf nichts weiter auszudehnen sei, als auf das, was im Antrage gelegen hatte. Für V., deren Aufrichtigkeit bezweifelt wird, wollen Einige lieber den Ausdruck „Versprechungen" angewendet wissen. 10.

Verstand, lat. intellectus; franz. entendement; engl. understanding, ist das Vermögen des Denkens oder der Begriffe, wie man gewöhnlich sagt, denn denkend oder durch den Begriff verstehe ich, was ein Ding sei. Nach dieser Erklärung scheint freilich der V. vielfach sich mit der Vernunft zu berühren, ja gewissermaßen mit ihr zusammenzufallen, wiefern auch diese das Wesen des Dinges erfaßt in der Idee oder dem Allgemeinbegriffe. Auch ist diese Verwechselung weder selten noch neu; am Häufigsten jedoch kommt sie vor in der Kant'schen Schule, welche dem V. die Fähigkeit zuschrieb, Begriffe a priori, die Kategorien, durch das bloße Denken und vor aller Erfahrung zu bilden, eine Fähigkeit, welche mit derjenigen, wodurch die Vernunft die Ideen der Dinge unmittelbar anschauen soll, große Ähnlichkeit hat, wenn sie sich auch in sofern unterscheidet, als die Begriffe des Verstandes selbstständiger sind. Daher ist es auch wohl eigentlich mehr der V., den man meint, wenn man das selbstständige Denken und Prüfen historischer und geoffenbarter Wahrheiten dem gläubigen Aufnehmen derselben entgegensetzt, obgleich man gemeinhin dieß für ein Geschäft der Vernunft ausgibt und als rationell, rationalistisch bezeichnet. Die Stellung des Verstandes zur Vernunft möchte wohl recht verstanden die sein, daß der erstere im Dienste der letzteren arbeitet, als die Thätigkeit durch Analyse aus den Erscheinungen vermöge der Abstraction des Allgemeinen herauszufinden, was die Vernunft unmittelbar anerkennt und wodurch sie also im Besitze des wahren Wesens des Dinges sich befindet. Die Form für dieses analytische Verfahren des Verstandes ist das Urtheil (s. d. Art. und Vernunft). In der Auffindung des Allgemeinen aus der es verhüllenden Erscheinung, die er gleichsam durchdringt, bewährt sich der V. als Scharfsinn, wie in der Consequenz dieser Forschung, mit der er in die Tiefe der Wesen hinabsteigt, als Tiefsinn. — Was man den gesunden Menschenverstand nennt und was als common sense, sensus communis, einmal eine große Rolle in der Philosophie spielte (besonders durch die Engländer Beattie, Reid, Oswald, die Gegner Hume's), auch noch täglich sein Recht, in diese hineinzusprechen und jede höhere Speculation zu sich herabzuziehen, geltend macht, ist nur ein dumpfes und träges Weben in unverstandenen Begriffen und beschränkten Vorstellungen. 80.

Versteinerungen, s. Petrefactenkunde.

Verstolk van Soelen (Jan Gysbert, Baron), niederländischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ward geboren zu Rotterdam 1777, verließ nach dem Einzuge der Franzosen sein Vaterland und begab sich nach Göttingen, um seine Studien fortzusetzen, später nach Kiel, worauf er das nördliche Europa bereiste, lebte lange in England und kehrte zur Zeit der Friedensunterhandlungen zu Amiens durch Frankreich nach Holland zurück. Den Staatsdienst begann er als Richter am Untergerichte zu Rotterdam, ward dann Mitglied der Departemental-

Digitized by Goog

verſammlung von Holland und ſodann bei der Verwaltung von Nordholland angeſtellt. 1809 ward er Landdroſt von Geldern und legte im Auftrage des holländiſchen Miniſterium zu Amſterdam eine feierliche Verwahrung gegen den Einzug franzöſiſcher Kriegsvölker in die Provinz bei deren Befehlshaber zu Nimwegen nieder, der ſie dem Kaiſer Napoleon ſandte. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ernannte ihn Napoleon zum Präfecten von Friesland und er benutzte hier ſeine amtlichen Verhältniſſe, um Friesland gegen die drückenden Folgen der Fremdherrſchaft zu ſichern, welches ihm auch größtentheils gelang. Nach dem Rückzuge der Franzoſen (Nov. 1813) blieb er an der Spitze ſeines Departements und ergriff mit Umſicht die nöthigſten Maßregeln, um bei der bevorſtehenden Umwandlung der Verhältniſſe allen Erſchütterungen vorzubeugen. Bei der Ankunft der Vorhut des verbündeten Heeres hielt er ſein amtliches Wirken für beendigt und als er nach geſchehener Aufforderung zur Fortſetzung ſeiner Dienſtgeſchäfte ſich dagegen weigerte, ward er verhaftet und in das Hauptquartier der Verbündeten geführt, aber auch ſogleich wieder auf das Geſuch der aus Friesland geſandten Abgeordneten auf freien Fuß geſetzt. Nach der indeſſen in Holland eingetretenen Umwandlung nach dem Haag zurückgekehrt beſtimmte ihn der Prinz von Oranien zum Geſandten am ruſſiſchen Hofe und übergab ihm 1815 die einſtweilige Verwaltung des Großherzogthums Luxemburg ſo wie der auf dem rechten Ufer der Maas liegenden Theile der Provinzen Limburg, Lüttich und Namur. V. ordnete in dieſem Gebiete, das ihm von den preußiſchen Behörden übergeben wurde, mehrere Zweige der Verwaltung und benahm ſich überhaupt während der damaligen ſchwierigen Verhältniſſe mit der größten Gewandtheit. Im November deſſelben Jahres begab er ſich als Geſandter nach Petersburg und vollzog die erhaltenen Aufträge zum Vortheile Hollands, aber das Bedürfniß, ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen, veranlaßte ihn 1822 nach Holland zurückzukehren. Gegen Ende 1825 kam er an die Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, welche zu jener Zeit durch die Verhandlungen über die freie Rheinſchifffahrt eine beſondere Wichtigkeit erhielten, auch die diplomatiſchen Verhandlungen, welche der Ausbruch der belgiſchen Revolution herbeiführte, gaben ihm vielfache Gelegenheit, ſeine diplomatiſchen Talente an den Tag zu legen. Im Sommer 1833 ging er nach London, um an den Conferenzen perſönlich Theil zu nehmen, hielt ſich einige Monate dort auf und reiſte im December deſſelben Jahres als Bevollmächtigter zu dem Miniſtercongreß nach Wien. Seine Staatsſchriften findet man geſammelt in dem „Recueil de pièces diplomatiques relatives aux affaires de la Hollande et de la Belgique de 1830 jusqu'en 1833“ (Haag. 1833. 3 Voll.). V. ſteht neben ſeinen Amtsgenoſſen als der beredteſte Staatsmann in Holland da und ſeine Staatsſchriften können zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen der neueſten Zeit gerechnet werden. V. iſt auch ein gebildeter Kunſtliebhaber und ſeine Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Kupferſtichen gehört zu den vorzüglichſten in Holland, ja in gewiſſer Hinſicht zu den bedeutendſten in Europa. 25.

Verſtopfung, lat. obstructio, wird in der Medicin in doppelter Bedeutung genommen: 1) in einem allgemeinen, jedoch nur figürlichen Sinne, indem man ſo die Verhärtung und Entartung gewiſſer Organe, als der Leber, der Milz, der Speicheldrüſen, der Drüſen ꝛc. nennt und dabei annimmt, daß ihre Ausführungsgänge comprimirt oder in ihren Wänden verdickt oder verwachſen ſeien, oder daß die von ihnen auszuführenden Flüſſigkeiten ihrer wäſſerigen Beſtandtheile beraubt und daher zur Entfernung aus dieſen Organen ungeeignet ſeien; aus dieſen und ähnlichen Urſachen aber entſtehe eine V. dieſer Organe, ihre Abſonderungen hören auf, jene nehmen an Maſſe zu, verhärten und geben dadurch, indem ſie in ihren Functionen geſtört werden und die übrigen Verrichtungen des Organismus mehr oder weniger ſtören, zu den ſchwerſten und unheilbarſten Krankheiten, die gewöhnlich

Digitized by Google

in Abzehrung und Tod endigen, Anlaß. Dieser ziemlich mechanischen Ansicht von Entstehung der V. huldigten vorzüglich die ältere iatromathematischen und humoralpathologischen Ärzte; die neuere Zeit, die mehr die dynamischen Vorgänge bei der Entstehung der Krankheiten berücksichtigt, verwirft jener Meinung und leitet vielmehr solche V. aus Abnormitäten der Reproduction ab, oder sieht sie als Folgekrankheiten der Entzündung an und nimmt dem zu Folge an, daß die Lebensthätigkeit und der Chemismus dieser Organe gestört sei, wodurch ihre Absonderung gehemmt und dadurch ihre Ernährung krankhaft gesteigert sei. Diese veränderte Ansicht macht aber, daß in neuerer Zeit weniger von Leber- oder Milz- oder Speicheldrüsen- oder Drüsenverstopfung die Rede ist und dagegen dieses Wort nur noch in seiner zweiten Bedeutung im gemeinen Leben vorkommt, wir meinen die Stuhlverstopfung (lat. obstipatio alvi; franz. constipation; engl. costiveness). Diese ist einestheils nicht sowohl als eine besondere Krankheit, sondern als ein in vielen Krankheiten vorkommendes Symptom anzusehen, das je nach der Krankheit, in der es erscheint, bald für bedenklich, bald für unbedenklich, bald für günstig zu halten ist; anderntheils ist sie in der Constitution gewisser Menschen begründet, indem es deren gibt, die, ohne krank zu sein und ohne dahin wirkende Schädlichkeiten zugelassen zu haben, kaum aller 8—10 Tage einmal zu Stuhle gegangen sind; endlich kommt sie als Folge einer sitzenden Lebensart, des Genusses hitziger Speisen und Getränke, oder zu weniger Speisen und Getränke, oder eines vorgeschrittenen Alters ꝛc. vor. In diesem Falle beeinträchtigt sie anfangs die Gesundheit nur wenig und wird daher nur wenig berücksichtigt, späterhin jedoch erregt sie üble Zufälle aller Art, gibt zu Schmerzen in den Därmen, zu Kopfschmerzen, zur Hypochondrie Anlaß und ist dann gewöhnlich schwer zu heben. Eine geregelte Lebensart, viel Bewegung, der Genuß leicht verdaulicher Speisen, des Obstes, vielen kalten Wassers, der Gebrauch des warmen Bades hilft dabei in der Regel mehr als abführende Mittel, die das Übel nur auf kurze Zeit heben, das nachher nur mit um so größerer Hartnäckigkeit wieder eintritt. 39.

Versuch, s. Experiment.

Vertagen, franz. ajourner; engl. adjourn, ist einen Tag bestimmen, da etwas geschehen soll; dann die Expedition einer Sache auf einen bestimmten Tag weiter hinausverlegen, welches im südlichern Deutschland, Östreich und Böhmen von gerichtlichen Verhandlungen gebräuchlich ist; daher „die Sache vertagen" so viel, als dafür einen spätern Termin festsetzen. — Vertagte Schuld ist so viel als eine betagte. 17.

Vertebralsystem nennt der Anatom den zunächst von dem Rückenmarke ausgehenden oder mit ihm sich vereinigenden Theil des Nervensystems, so daß demnach das V. aus dem im Canale der Wirbelsäule hinlaufenden Marke und allen den aus ihm entspringenden Nerven besteht (s. Nerven, Nervensystem, Rückenmark und Rückgrath). 7.

Vertheidigung, s. Defension.

Vertical (von vertex, der Scheitel), bezeichnet Alles, was in gerader Richtung über uns ist, so daß es gleichsam unsern Scheitel berührt. Daher Verticalkreis, Verticalcirkel, Scheitelkreis jeder durch Zenith und Nadir gelegte größte Kreis der hohlen Himmelskugel, welcher jederzeit auf dem Horizonte senkrecht steht und denselben in zwei gleiche Theile theilt. — Verticalfeuer ist das Feuer der Wurfgeschütze (Haubitzen und Mörser), weil sie ihre Geschosse in hohen Bogen forttreiben, zum Gegensatze von „directem Feuer", welches das Feuer der Kanonen bedeutet. 40. 61.

Vertrag, s. Contract.

Vertumnus oder Vortumnus war bei den Römern der Gott des Gartenbaues und des Herbstes, auch Vorsteher der Jahreszeiten, und wurde als rüstiger,

Digitized by Go

bärtiger Mann vorgestellt, mit einem Gewande um die Hüften, Fruchtzweigen um das Haupt, einem Gartenmesser in der rechten und einem Fichtenzweig in der linken Hand und kurzen Stiefeln an den Füßen. Er war eigentlich eine Gottheit der Volsinier in Hetrurien, kam aber schon unter Romulus nach Rom, wo er einen Tempel erhielt und ihm zu Ehren jährlich am 29. Oct. die Vertumnalien, ein Erndtefest, gefeiert wurden. Die Pomona galt für seine Gemahlin. 23.

Verwaltung des Staates, lat. administratio civitatis; franz. administration; engl. government, wird von der Verfassung unterschieden und ist die wirkliche Ausübung der Staatsgewalt, oder die Regierung, besonders in sofern sie gewissen Ämtern übertragen ist. Man unterscheidet die collegialische und bureaukratische V.; bei der letztern werden die zu einem Verwaltungszweige gehörenden Geschäfte einem einzigen Vorsitzenden (Präsidenten, Director) übertragen, welchem andere Geschäftskundige (Räthe) nur mit berathender Stimme zur Seite stehen und bearbeiten, was ihnen jener überträgt; bei jener werden die Geschäfte gewissen Collegien übertragen, in denen die Stimmenmehrheit entscheidet. Die collegialische ist volksthümlicher als die bureaukratische, welche man besonders da antrifft, wo Ministerialgewalt stattfindet. Bei Verwaltungsgegenständen, die einen schnellen Entschluß und pünktliche Vollziehung erfordern, wie bei Steuer-, Domainen- und Staatscassenverwaltung, ist die bureaukratische V. sehr heilsam und zweckmäßig; es müssen aber die Directoren wirklich und fortdauernd verantwortlich gemacht worden sein. Bei Gegenständen der Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege muß die collegialische Behandlung eintreten und die Beschlüsse nach vorgängiger gemeinschaftlicher Berathung durch Stimmenmehrheit gebildet werden. In neueren Zeiten pflegt man die Justiz von der V. zu trennen, wenigstens für die höchsten Stellen. Vergl. des Freiherrn von Malchus „Politik der innern Staatsverwaltung, oder Darstellung des Organismus der Behörden für dieselben" (Heidelb. 1823). 32.

Verwandtschaft ist der allgemeine Begriff für Blutsfreundschaft und Schwägerschaft zusammen. Im engern Sinne wird blos die Blutsfreundschaft darunter verstanden, besonders in Beziehung auf Ehe und das Erbrecht. — V. (chemische), s. Wahlverwandtschaft. 10.

Verwechselung der Töne heißt in der Musik 1) dasjenige Verfahren, nach welchem in einem Accorde die Lage der Intervalle verändert und dadurch der Stamm- oder Grundaccord in einen versetzten oder umgekehrten verwandelt wird (s. Accord); 2) dasjenige Verfahren, wobei eine Dissonanz, die vorher in einer andern Stimme enthalten war, von einer andern Stimme ergriffen und von dieser aufgelöst wird, so daß demnach die Auflösung der Dissonanz in einer andern Stimme geschieht, als wo das Ohr es erwartet hätte. 20.

Verweisung, s. Relegation, Exil.

Verwesung, s. Fäulniß.

Verwirrtheit, lat. dementia, amentia; franz. démence, ist diejenige Hauptform der Seelenstörungen, wo das Delirium sich ebenfalls wie bei der Manie (s. d. Art.) auf alle Gegenstände erstreckt, nur mit dem Unterschiede, daß Schwäche und Depression damit verbunden ist. Denn die V. beraubt den Menschen der Fähigkeit, die Gegenstände gehörig aufzufassen, die Verhältnisse derselben einzusehen, sie zu vergleichen und die Erinnerung an dieselben vollkommen zu behalten, woraus die Unmöglichkeit, richtig zu urtheilen, entspringt. Die Reden der Verwirrten sind daher unzusammenhängend; sie wiederholen Worte, selbst ganze Redensarten, ohne einen bestimmten Sinn damit zu verbinden, und sprechen, wie sie urtheilen, ohne das Bewußtsein von dem zu haben, was sie sagen. Viele haben auch den größten Theil ihres Gedächtnisses verloren, haben höchstens nur das Gedächtniß der Greise und vergessen im Augenblicke, was sie so

Digitized by Google

eben sahen, hörten, sagten oder thaten. Sie haben weder Neigungen oder Abneigungen, empfinden weder Haß noch Liebe und sind gleichgültig für alle Gegenstände, und wenn sie ihnen früher noch so lieb waren. — Zu den Ursachen der V. zählt man alle die, welche überhaupt Seelenstörungen zu erzeugen vermögen; indeß scheint doch bei den Ursachen der V. die Einwirkung der Seele auf den Körper geringer als bei der Manie zu sein, obgleich sich auch hier Fälle finden, wo in Folge moralischer Einwirkungen physische krankhafte Unordnungen entstehen und hierdurch die V. herbeigeführt wird. Übrigens unterscheidet man eine acute und chronische V., so wie die aus Altersschwäche; besonders ist es die chronische, in welche gewöhnlich die Manie (s. d. Art.) übergeht. Bei dieser ist bisher die Behandlung fast immer fruchtlos gewesen. Bei Behandlung der acuten müssen vor Allem die Ursachen entfernt werden; im Übrigen aber heilt man sie durch Hülfe der Lebensweise und die Anwendung tonischer Mittel; im Allgemeinen werden hier Frictionen, Bewegungen, vorzüglich zu Pferde, Flußbäder, die China, Moschus, Baldrian ꝛc. für nützlich gehalten. Endlich ist die Behandlung der V. aus Altersschwäche fast nur darauf beschränkt, den Gang dieser Art von Seelenstörung zu hemmen und ihren ungünstigen Ausgang einigermaßen aufzuhalten, was bisweilen der Aufenthalt auf dem Lande und in einer reinen Luft, mäßige Bewegung und eine stärkende Lebensweise vermag. 7.

Verwitterung, franz. und engl. efflorescence, bezeichnet einen eigenthümlichen Zerstörungsproceß der Natur, eine Folge von atmosphärischen Einwirkungen jeder Art auf die Körper, besonders auf Mineralien. Sie erfolgt theils durch Zersetzung körniger Gemenge, so daß sie in die einzelnen Körner, aus denen sie zusammengesetzt sind, bei dem leisesten Schlage darauf zerfallen; theils durch Umänderungen der Substanz, durch Auslaugungen einzelner Bestandtheile, durch Oxydirung anderer, durch Hydratisirung und Anschwellen halbumgeänderter Stoffe und durch Ausscheidung einzelner Bestandtheile in Gasgestalt. Sonnenhitze, Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit, in schnell abwechselnden Folgen, Regenstürze, Veränderungen des Elektricitätszustandes sind die Naturverhältnisse, durch die der Verwitterungsproceß auftritt. 76.

Verzicht, s. Renunciation.

Verzinnen, franz. étamer; engl. tin, heißt Eisen oder Kupfer oder dessen Legirungen mit einem dünnen Überzuge von Zinn versehen, um entweder jene Körper vor dem schädlichen Oxydiren zu sichern, besonders bei Geschirren, welche zur Zubereitung und Aufbewahrung von Speisen dienen, oder ihnen auch nur ein hübscheres Ansehen zu geben. Die zu verzinnenden Stellen werden mit Schabeisen, Feilen, Scheidewasser oder mit verdünnter Schwefelsäure gereinigt, worauf die Waare meist mit Salmiak bestreut in das geschmolzene Zinn getaucht oder letzteres mit Werg oder leinenen Lappen darauf gestrichen und überall gleichförmig verbreitet wird. Durch Schlagen und Reiben mit einem Glätthammer wird die Verzinnung dichter und dauerhafter gemacht. Besonders hart wird der Überzug, wenn Zink unter das Zinn kommt. Einen hohen Glanz und vorzügliche Härte hat die englische Verzinnung aus einer Composition von 10 Theilen reinem Zinn, 1 Theil bleifreiem Zink, 1 Theil Wismuth und 1 Theil Messing. Nur bei Koch- und Speisegeschirren ist sie nicht anwendbar. In den Nadlerwerkstätten kocht man die Stecknadeln, um sie zu verzinnen, in einem Gemische von Zinn, Quecksilber und Weinstein, oder man siedet sie in einer Weinsteinauflösung zwischen Zinnplatten, welche an einem eisernen Kreuze in den Siedetopf gehängt sind. 26.

Verzug (mora) ist die Nichterfüllung einer zu bestimmter Zeit zu leistenden Verbindlichkeit und in juridischer Hinsicht von Bedeutung, vorzüglich in Schuldangelegenheiten. Man unterscheidet aber den V. des Verpflichteten (m. solvendi) und des, gegen den die Pflicht zu leisten ist (m. accipiendi), wobei jederzeit voraus-

Digitized by Google

gesetzt wird, daß der bestimmte Termin bekannt ist. Der aus dem Verzuge hervorgehende Schaden trifft allemal den, welcher sich denselben hat zu Schulden kommen lassen; daher hat der Verpflichtete von dem Augenblicke an, wo er seine Pflicht zu leisten hatte, für alle Folgen der Nichterfüllung zu stehen und sowohl den etwa entstehenden Schaden, als auch den möglichen Gewinn zu vergüten und in Bezug auf das letztere Verzugszinsen zu bezahlen; der Gläubiger dagegen hat von dem Augenblicke des Termins an, an dem er mit seiner Forderung hätte hervortreten sollen, keine Zinsen mehr zu fordern und kann selbst bei zu langer Verschiebung mancher Rechte verlustig werden. Dieß Alles bezeichnet das Sprüchwort: „Periculum in mora" (Gefahr im Verzuge). 30.

Vesalius (Andreas), großer Anatom und Arzt, stammte aus dem Herzogthume Cleve und war zu Brüssel, wo sein Vater Apotheker Kaiser Maximilian's war, 1514 geboren. Er studirte Medicin in Löwen, wo er eine solche Liebe zur Anatomie an den Tag legte, daß er selbst Verbrecher vom Galgen hinwegholte, bekam deßwegen das consilium abeundi und setzte hierauf seine Studien in Paris unter Sylvius fort. Nachdem er diese beendigt hatte, ging er mit der kaiserlichen Armee als Feldarzt in den Krieg gegen Italien und wurde durch mehrere Sectionen, die er in Basel, Pisa, Bologna verrichtete, bald so bekannt, daß ihm 1537 die Professur der Anatomie in Padua übertragen wurde, eine Stelle, die vor ihm noch an keiner Universität bestand. Nachdem er hier sein unsterbliches Werk bereits in seinem 28. Jahre verfaßt hatte, ging er 1543 nach Spanien als Leibarzt Kaiser Karl's V. und blieb dieses auch unter Philipp II. Hier erwarb er sich durch große Curen außerordentliches Ansehn und heilte unter Anderen Don Carlos in seiner Jugend von einer schweren Kopfverletzung. Zuletzt unternahm er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, wahrscheinlich in Folge eines gethanen Gelübdes, und nicht, wie das Gericht ging, um der Inquisition zu entgehen, weil die Section eines scheintodten vornehmen Spaniers, der während derselben noch Spuren des Lebens verrieth, großes Aufsehn erregt und ihn mit einer Untersuchung bedroht habe. Auf der Rückkehr von dieser Reise kam er im Schiffbruche in der Nähe der Insel Zante am 15. Oct. 1564 um. — Das größte Verdienst des V. bestand unstreitig in der Kritik der Behauptungen des Galen, in der er meistens mit Glück die Irrthümer desselben aufgedeckt und gezeigt hat, wie thöricht bis dahin die Anatomen verfahren seien, die dem Galen nachgebetet hatten. Einen andern großen Vorzug erwarb er sich dadurch vor allen seinen Vorgängern, daß er durch die großen Künstler Tizian und van Calkar unterstützt die ersten treuen und guten, nach der Natur gezeichneten anatomischen Abbildungen in Holzschnitten seinem vielberühmten Werke beifügte, das unter dem Titel: „De corporis humani fabrica libr. VII" (Basil. 1542. Fol. Vollständigste Ausg. ibid. 1555. Fol.) erschien. Außer diesem nie genug zu schätzenden Werke besitzen wir noch mehrere andere Schriften von ihm, die seine „Opera ex edit. Boerhaavii et B. S. Albini" (Lugd. Bat. 1725. II Vol. Fol.) vollständig enthalten. 39.

Vespasianus, römischer Kaiser vom Jahre 69—79 nach Chr., stammte eigentlich aus einem niedern Geschlechte, denn sein Vater war ein helvetischer Negotiant und er selbst stürzte sich von seiner Höhe, auf die ihn des Kaisers Caligula Gunst gehoben hatte, durch eine gewisse Kargheit, mit der er als Proconsul von Afrika seine Armee zur Disciplin wieder zurückrufen wollte; denn die Soldaten empörten sich wider ihn, so daß er fliehen mußte und in so dürftige Umstände kam, daß er ein Pferdeverleiher wurde. Nero erhob ihn von Neuem und übergab ihm den judäischen Krieg zu führen. Durch sein früheres Schicksal klug geworden wußte er sich, ohne dem Heere Zügellosigkeiten zu erlauben, doch dessen Achtung in dem Grade zu erwerben, daß es ihn zum Kaiser machte. Für ihn erklärten sich auch die pannonischen und mösischen Legionen und im Eifer für den von ihnen bestimm-

Digitized by Google

ten Kaiser brach Antonius Primus in Italien ein, um den Thron von dem Vitellius zu reinigen. Aber dort entstand ein hartnäckiger Kampf, der erst nach Vitellius' Ermordung beendigt wurde. Darauf erkannte auch Senat und Volk den V. an und in Alexandria weilend erhielt er die Nachricht von seiner Erhebung. Nachdem er seinem Sohne Titus das Commando und die Führung des judäischen Kriegs übergeben hatte, ging er nach Rom. Mit seinem Einzuge in diese Stadt wurde ihm und dem Reiche ein herrliches Loos zu Theil, denn V. war in jeder Beziehung ein vortrefflicher Mann. Durch Sparsamkeit in seinem eigenen Haushalte wurde es ihm möglich die Gelderpressungen der vorigen Kaiser aufhören zu lassen und dennoch von den Steuern und Zöllen, die er in ihrer alten Einrichtung wiederherstellte, viel Gutes zu stiften; denn er füllte nicht allein den erschöpften Schatz, sondern bestimmte unter Anderm auch armen Consularen Besoldungen und setzte zuerst den öffentlichen Lehrern der Beredsamkeit Honorare aus, stellte mehrere seit dem neronischen Brande noch in Asche liegende Häuser wieder her, baute Tempel und das große Amphitheater, welches 87000 Menschen faßte und wovon unter dem Namen Coliseo noch jetzt Trümmern vorhanden sind. Eine neue Steuer, die er aufbrachte, nämlich die Walker mußten die Erlaubniß Uringefäße aufzustellen bezahlen, erregte Aufsehen und machte ihn in den Augen Mancher lächerlich; er aber ließ sich dadurch nicht stören, sondern einem der Lacher ein Geldstück unter die Nase haltend, fragte er: „Riecht das übel?" Aber nicht allein auf die finanziellen Umstände des Reichs nahm er Bedacht; auch den Senat, dessen Ansehn unter den früheren Kaisern dadurch sehr gesunken war, daß sie selbst den erbärmlichsten Menschen Eintritt in denselben ließen, hob er wieder, indem er die Unwürdigen daraus entfernte und ihre Stellen mit tüchtigen, aus dem ganzen Reiche zusammengerufenen Männern besetzte. Seine Maßregeln zur Verbesserung der gesunkenen Disciplin setzte er fort und schonte dabei auch die Legionen nicht, denen er den Thron zu danken hatte. Der Liebe des Volks wegen seines guten Bewußtseins gewiß schaffte er die geheime Polizei und die Majestätsgerichte ab, so wie er überhaupt aller Grausamkeit Feind war. Nur einen Fall erzählen die Geschichtschreiber, wo er seinen Charakter verdächtigte, nämlich seine That an Julius Sabinus und dessen treuzärtlicher Gemahlin Epponina, welche ihrem, wegen der Unterstützung eines Aufstandes unter den Batavern geächteten Manne 9 Jahre lang in einer Höhle Trost und Beistand geleistet hatte. Als das liebende Ehepaar entdeckt und vor V. gebracht wurde, ließ er beide hinrichten. Von dem Triumphbogen, welchen der Senat und das Volk dem V. und seinem Sohne Titus wegen des judäischen Kriegs errichten ließ, sind noch jetzt Ruinen übrig; er stand zwischen dem Forum und Amphitheater in der 4. Region der Stadt und enthielt, noch jetzt sichtbare, trefflich gearbeitete Basreliefs, welche des überwundenen Volkes Religions- und Opferceremonien darstellen. Er starb in seinem 70. Lebensjahre nach einer zehnjährigen Regierung im Jahre 79 den 24. Juni; sein Nachfolger war sein Sohn Titus Vespasianus. Des V. Leben ist von Suetonius beschrieben worden. 6.

Vesper ist eigentlich die Zeit gegen Abend, mit Inbegriff des größern Theiles des Nachmittags; daher Vesperzeit s. v. a. Nachmittagszeit; **Vesperbrod** s. v. a. Nachmittagsessen; 2) der Nachmittagsgottesdienst; daher **Vesperpredigt** s. v. a. Nachmittagspredigt; **Vesperglocke**, die Glocke, mit welcher zur V. geläutet wird. 63.

Vespucci (Amerigo), s. Amerigo Vespucci.

Vesta (griech. Ἑστία, der Heerd), Tochter des Kronos und der Rhea. Wie Vulcan das Symbol des zerstörenden und zerschmelzenden Feuers ist, so bezeichnete V. das heilige glühende Leben der Natur, das zur Fruchtbarkeit beitragende Feuer. Sie lehrte daher den Menschen den vielfach nützlichen Gebrauch desselben und trug dadurch viel zu ihrer Gesittung und Cultur bei. Geheiligt war ihr der häusliche

Digitized by Google

Heerd und durch denselben das ganze Haus, ja sie wurde auch, da sie die Menschen zu festen Wohnsitzen vereinigte, Schutzgöttin ganzer Städte und Staaten. Ihr Dienst war über ganz Griechenland verbreitet, doch hier nie so bedeutend als in Italien, wohin ihn Äneas brachte, der ihr ein Heiligthum in Lavinium weihte. Numa erbaute ihr einen Tempel zwischen dem palatinischen und capitolinischen Berge, in welchem das Palladium (s. d. Art.) von Troja aufbewahrt wurde. Ihre Priesterinnen, die Vestalinnen (s. d. Art.), erhielten in demselben ein immerwährendes Feuer. Den 9. Juni jedes Jahres wurde ihr ein Fest, Vestalia, gefeiert, an welchem die Matronen baarfuß zu ihrem Tempel gingen und die Esel in den Mühlen von ihrer Arbeit ruhten; denn durch das Schreien dieses Thieres war sie einst vor den Umarmungen des Priapus, der ihren Schlaf benutzen wollte, gerettet worden. Abgebildet wird sie meistens mit einem Schleier bedeckt und eine Fackel oder Lampe in der Hand haltend. Noch erzählt die Mythe, daß sie, als Neptun und Apollo sich um ihre Hand beworben hatten, von ihrem Bruder Jupiter die Erlaubniß erhielt, ewig unvermählt zu bleiben. Von Einigen wird sie auch Gemahlin des Uranus und Mutter der Götter genannt und daher oft mit der Rhea, Ceres, Cybele und der Erde selbst verwechselt. 11.

Vesta ist einer der vier sogenannten neuen Planeten zwischen Mars und Jupiter und wurde zuletzt, nämlich am 29. März 1807, von Olbers entdeckt. V. ist im Mittel 49319000 Meilen von der Sonne entfernt, ihr also nach Mars am Nächsten, und umläuft sie in einer um 7° 8′ gegen die Ekliptik geneigten Bahn in 1327⅓ Tagen, wobei sie bisweilen nur 23, manchmal aber auch 72 Mill. Meilen von der Erde entfernt sein kann, da die Excentricität ihrer Bahn $\frac{1884}{10000}$ Theile der halben großen Axe derselben beträgt und die V. selbst in ihrem Laufe große Störungen, besonders durch den Jupiter erleidet. Es ist merkwürdig, daß sie in einem sehr hellen, fast blendenden Lichte straht, weßhalb Schröter auch glaubt, sie habe ein eigenthümliches Licht, indem sie sonst wegen ihres ungemein kleinen Durchmessers (dieser beträgt nur 59 geographische Meilen) in einer solchen Entfernung nicht so gut sichtbar sein würde. Überhaupt ist dieser Planet der kleinste von allen, da er an Oberfläche 860 und an Körperinhalt 25000mal kleiner als die Erde ist und folglich ihre Oberfläche noch nicht einmal dem Flächeninhalte Schwedens gleichkommt. V. wird von den Astronomen mit ⚳ bezeichnet. 13.

Vestalinnen (vestales sc. virgines) waren Priesterinnen, in deren Dienste sich noch ein Rest orientalischer Feueranbetung, namentlich bei den Römern zeigt. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, daß der Mythus die Einführung des Vestadienstes dem Äneas zuschreibt. Die Zahl dieser Priesterinnen belief sich anfangs auf 4, dann auf 6 und ihre Tracht war ein langes weißes, purpurbesetztes Kleid; ihr Haupt war mit Binden und einem Schleier verhüllt. Früher wählte sie der König, später der Pontifex maximus. Um wählbar zu sein mußte das Mädchen 16—26 Jahre, freie, noch lebende Eltern haben und mit keinen körperlichen Gebrechen behaftet sein. Früher suchte der Pontifex maximus aus 20 Auserlesenen die Vestalin in der Volksversammlung aus, später aber fiel dieß weg und er wählte, wen er wollte, mit der Voraussetzung, daß die Eltern in die Wahl willigten. Eine Vestalin war verbunden 30 Jahre hindurch die jungfräuliche Keuschheit zu bewahren und sich dem Dienste der Göttin zu weihen. Zehn Jahre hindurch lernte, zehn Jahre übte und zehn Jahre lehrte sie nun den Dienst. Zu demselben gehörte, das heilige Feuer im Tempel der Vesta stets brennend zu erhalten, und daher wachten die V. der Reihe nach die Nacht hindurch; das Palladium zu bewahren; die heiligen Gebräuche zu vollziehen, d. h. den Tempel täglich mit Wasser, das aus einem geheiligten Brunnen geholt ward, zu besprengen und Salz und Getreide für die Opfer zu bereiten. Verlöschte das heilige Feuer durch Schuld einer Vestalin, so ward sie dafür mit Ruthen gestrichen, das Feuer aber an der Sonne wieder entzündet,

Digitized by

welches letztere auch außerdem allemal am 1. März geschah. Brach eine Vestalin das Keuschheitsgelübde, so ward sie lebendig begraben und ihr Verführer auf dem Markte zu Tode gepeitscht. Sie erhielten übrigens vom Staate Besoldung und wurden so hoch verehrt, daß, wenn sie ausgingen, sie von Lictoren begleitet wurden, die höchsten Beamten, welche ihnen begegneten, ihnen auswichen und Verbrecher, die beim Gange zur Hinrichtung mit ihnen zusammentrafen, begnadigt wurden. Ihr Gebet ward für das wirksamste geachtet. 82.

Vesuv, ein Vulcan, 2½ Stunden südöstlich von Neapel, steigt in Pyramidengestalt aus der Ebene auf und wird durch tiefe Thäler von den Bergen Ottajano und Somma getrennt, die aber bei dem Ausbruche 1794 ausgefüllt wurden. Der Krater, welcher seine Form oft verändert, ist 3696 Fuß hoch, in dessen Mitte sich der Schlund, der sich nicht über 90 Fuß Tiefe erstreckt, öffnet und beständig raucht, aber auch häufig Asche, Steine und Lava auswirft. Die Seitenwände des Vesuvs sind kahl und an einigen Stellen, zum Theil zwischen brennender Lava, befinden sich Wein- und Obstgärten. Sein Fuß ist stark bewohnt und mit Fruchtbäumen und Reben bedeckt, die den feurigen, unter dem Namen lacrimae Christi bekannten Wein geben. Er ist sehr steil und man gelangt zu seinem Gipfel auf 3 Wegen, als von Ottajano, von der nördlichen Seite, und von Resina, welcher letztere der gewöhnliche Weg ist. Am Fuße der steilen Höhe ist die Einsiedelei S. Salvatore, eine Art Hospitium für die Reisenden, welche den Berg besteigen. Die merkwürdigsten Ausbrüche waren in den Jahren 79, wo Pompeji, Herculanum und Stabiä verschüttet wurden; 203; 472; 512; 685; 993; 1036; 1306; 1631; 1730; 1751; 1754; 1760; 1769, in welchem Jahre die ausgeworfene Lavamasse zu 916 Millionen Cubiktoisen (zu 216 Cubikfuß) gerechnet wurde und wo der Strom, an dessen Ende sich die Lava 70 Fuß hoch aufthürmte, ½ Meile breit und 1½ Meile lang war; 1779 und 1794, wo der ansehnliche Ort Torre del Greco fast gänzlich zernichtet wurde; 1804; 1813. Vom October 1818 war er bis in den Mai 1820 in beständiger Thätigkeit und am 11. April bildete sich ein neuer Krater, 400 Fuß im Umkreise, aus dem sich in einer Nacht 2 Kegel erhoben, davon einer 70 und der andere 50 Fuß hoch ist. Am 24. Oct. 1822 verfinsterte der Aschenregen den Tag in Neapel und flog 105 italienische Meilen, bis Cassano, während die 12 Fuß hohe Lava 1 italienische Meile weit floß. Die Ausbrüche der neuesten Zeit geschahen: 1832, 1833, 1834 am 25. Aug. und am 1. April 1835. Herr von Gimbernat hat in dem Krater des Vesuvs 1818 eine Quelle entdeckt, welche die vulcanischen Dünste verdichtet und medicinische Eigenschaften besitzt. 71.

Veteranen nannten die Römer die Soldaten, welche lange gedient, eine Anzahl Feldzüge mitgemacht und das 50. Jahr erreicht hatten. Da sie nun nicht mehr zu dienen brauchten, so hatte ihr Bleiben im Dienste meist eine Anzahl von Auszeichnungen zur Folge. — Auch die neuere Kriegssprache nennt alte erprobte Krieger V. und der Ausdruck ist selbst auf andere Verhältnisse übergetragen worden, so daß man z. B. auch ältere ausgezeichnete Gelehrte in ihrem Fache V. zu nennen pflegt. 9.

Veterinairkunde, s. Thierarzneikunde.

Veto (ich verbiete) war der Ausspruch eines römischen Volkstribunen im Senate, wenn er einen Beschluß nicht anerkannte. Davon ist der Begriff und Name in das neuere Staatsleben übergegangen, so daß man jetzt unter dem V. das Verweigerungs- oder Verbietungsrecht überhaupt versteht, wozu verfassungsmäßig Jemand berechtigt ist. In den meisten Verfassungen hat der König ein V. der Beschlüsse der Landstände und auf dem ehemaligen polnischen Reichstage hatte jedes einzelne Mitglied das vollständige V. der gefaßten Beschlüsse. 9.

Viadana (Ludovico), ein Spanier von Geburt, geb. um 1580, einer der ausgezeichnetsten Tonkünstler des XVI. Jahrh., zeichnete sich als praktischer Ton-

Digitized by Google

künstler vorzüglich zu Mantua aus, wo er Kapellmeister war, als theoretischer aber durch sein Streben, die schon vorhandenen Gesetze der Harmonie näher zu bestimmen und zu erweitern. Falsch ist die Ansicht, wonach man ihn als Erfinder des sogenannten Generalbasses hält. Ein Hauptverdienst von ihm besteht darin, daß er der erste war, der den Singebaß vom Generalbasse schied. 20.

Viaticum ist Reisegeld, Zehrgeld (von via, der Weg); daher bildlich in der katholischen Kirche das Sterbesacrament. 30.

Vibration, s. Schwingung.

Vibrationssystem, s. Licht.

Vicarius ist Stellvertreter oder Verweser; daher **Reichsvicarius** im ehemaligen deutschen Reiche der Reichsverweser, so lange kein Kaiser da war; **apostolischer V.** ein Bisthumsverweser. In der protestantischen Kirche ist der V. oder Pfarrverweser entweder ein solcher, welcher die Stelle für den Pfründner verwaltet, wie in England gewöhnlich ist, weßhalb dort vicar selbst den Landgeistlichen bedeutet, oder ein solcher, welcher eine erledigte Pfarrerstelle einstweilen verwaltet, wie in Baiern jede erledigte Stelle einige Jahre hindurch durch einen Vicar verwaltet wird. 9.

Vice- bedeutet in Zusammensetzungen s. v. a. vicarius und bezeichnet die Stellvertretung, wie Vicekönig, Vicekanzler, Viceadmiral ꝛc. — Auch sagt man, die vices Jemandes vertreten, wo vices nach der lateinischen Bedeutung das Amt bezeichnet. 9.

Vicente (Gil), s. Gil Vicente.

Vicenza (Herzog von), s. Caulaincourt.

Vico (Giovanni Battista), ein berühmter italienischer Philosoph, geb. 1660 zu Neapel, widmete sich trotz seiner schwächlichen Gesundheit (er hatte sich als Kind die rechte Seite der Hirnschale zerschlagen) mit großem Eifer den Studien, besonders der Jurisprudenz und Philosophie, verlebte 9 Jahre in ländlicher Einsamkeit bei einer angesehenen Familie als Hauslehrer, wo er mit eisernem Fleiße studirte, und erhielt nach seiner Rückkehr nach Neapel den Lehrstuhl der Rhetorik daselbst. Aber bei dieser dürftigen Stelle unterlag sein Geist den körperlichen Sorgen, er verfiel in Blödsinn, nachdem er kurz zuvor zum königlichen Historiographen ernannt worden war, und starb 1744. — Die Mitwelt und eine spätere Zeit ließen ihn ganz unbeachtet; aber die neuere Zeit hat seinen Werth ans Licht gezogen und Fr. A. Wolf (im „Museum der Alterthumswissenschaft", Bd. I. S. 555), Göthe („Aus meinem Leben", Abtheil. II. Bd. 2) und Orelli (im „Schweitzermuseum", 1816. Hft. 2) haben seine Verdienste zu würdigen gesucht und Göthe nennt ihn selbst den italienischen Hamann (s. d. Art.). Seine Schriften beurkunden ihn als einen tiefen und ausgezeichneten Denker, der schon manche große Resultate der neuen Forschungen in sich entwickelte und zwar manches Unhaltbare behauptet, aber die Wissenschaft ungemein gefördert hat. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „De antiquissima Italorum sapientia lib. III." (Neap. 1710. 12.); „De uno universi juris principio et fine uno" (Neap. 1720. 4.); „Principij della scienza nuova d'intorno alle commune nature nelle nazioni" (Neap. 1725. 8. 7. ed. 1817. Deutsch von W. E. Weber. Leipz. 1822. 8.); „Opuscoli raccolti" (Neap. 1818 ed 1838). 16.

Vicogne oder **Vigogne**, Schafkameel, span. vicuña; lat. camelus vicunna, ist ein dem Lama (s. d. Art.) sehr ähnliches, nur kleineres und schwächeres Thier, von der Gestalt unserer Ziege, nur daß es längern Hals, rundern Kopf, kürzere Ohren, höhere Füße und keinen Bart hat. Es bewohnt die Cordilleren in Chili und Peru heerdenweise und ist äußerst scheu, es wird ihm aber wegen seiner zarten, seidenartigen Wolle, die theils blaßroth, theils gräulich ist, sehr nachgestellt, indem man förmliche Treibjagden gegen sie führt und den gefangenen und getödteten

Digitized by Google

Thieren die Häute abzieht. Von dieser Wolle werden die feinen Vicognetücher verfertigt, welche in sehr hohem Preise stehen, zumal da eine Verpflanzung dieser Thiere nach Europa bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen. — Eine Abart derselben ist der Paco (camelus pacos), welcher größer und stärker ist und gröbere Wolle hat, aber sich nie mit dem V. begattet, weßhalb er für eine eigene Art zu halten ist. 30.

Vicq-d'Azyr (Felix), berühmter französischer Anatom und Physiolog, wurde zu Valonge 1748 geboren. Aus Liebe zu den Wissenschaften wollte er sich anfänglich dem geistlichen Stande widmen, ergriff aber, auf den Wunsch seines Vaters, eines Arztes, das medicinische Fach und begab sich demzufolge 1765 nach Paris. Hier betrieb er mit vorzüglichem Eifer das Studium der Chemie, Physik, Naturgeschichte und endlich der Medicin, worauf er 1773 einen Cursus der menschlichen und vergleichenden Anatomie eröffnete. Das Aufsehn, das diese Vorlesungen erregten, erweckte bald den Neid, der es dahin brachte, daß sie ihm untersagt wurden. V. reiste nun nach seiner Heimath und stellte da Untersuchungen über den Bau der Fische an, die von der Akademie der Wissenschaften beifällig aufgenommen wurden. Bei seiner Rückkehr nach Paris stiftete er eine medicinische Gesellschaft, zu deren beständigen Secretair er ernannt wurde. Diese Gesellschaft umfaßte sehr vorzügliche Köpfe, leistete in den Wissenschaften Großes und erhielt daher den Namen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, unter welchem sie noch jetzt blüht. Zum Lohne für seine Bemühungen wurde V. bereits in seinem 24. Jahre Mitglied der Akademie der Wissenschaften; völlig wurden aber seine Wünsche erfüllt, als ihm die französische Akademie 1778 zum Nachfolger Buffon's ernannte. Er starb am 20. Juni 1794 erschöpft von den fürchterlichen Eindrücken, die die Schreckenstage auf ihn gemacht hatten. — V. war sehr reizbar und für die Ehre und den Ruf sehr empfänglich; er hatte einen hellen, philosophischen Geist, der dem, womit er sich beschäftigte, immer allgemeinere Ansichten abzugewinnen suchte. Wir verdanken ihm mehrere neue Entdeckungen in der Anatomie der Fische und Vögel; sehr schätzenswerth sind seine Untersuchungen über das zweite und dritte Hirnnervenpaar, so wie über das Hirn selbst, durch dessen Erforschung er den ersten Anlaß zu vielen folgenden sehr dankenswerthen Untersuchungen desselben gegeben hat. Die Lobreden, die er als Secretair der medicinischen Gesellschaft auf verstorbene Mitglieder derselben gehalten, werden zu den vorzüglichsten in ihrer Art gezählt. Seine gesammelten Werke („Oeuvres de V.") erschienen zu Paris in 6 Bdn. 8. und in 1 Bde. 4. 39.

Victor, Päpste. — V. I., römischer Bischof von 193—202, folgte auf Eleutherus. In einem Streite in Kleinasien über die Zeit der Osterfeier wollte er die in der römischen Kirche übliche Zeit als die allgemeingültige festsetzen und als man mit Unwillen diese Anmaßung zurückwies, kündigte er (um 196) den kleinasiatischen Bischöfen die Kirchengemeinschaft auf. Er starb 202 und hatte zum Nachfolger den Zephyrinus. — V. II. (Gebhard), früher Bischof von Eichstädt, Verwandter und Freund des Kaisers Heinrich III. und durch Weisheit und Reichthum ausgezeichnet, wurde nach Leo's IX. Tode im Jahre 1055 zum Papste erwählt. Eine Hauptangelegenheit ließ er es sich sein, in Italien und Frankreich der Verkaufung der klerikalischen Würden, der Kirchengüter und dem unzüchtigen Leben der Kleriker ein Ende zu machen, ohne daß jedoch sein Bemühen von günstigem Erfolge begleitet gewesen wäre. Kaiser Heinrich empfahl sterbend seinen Sohn V.'s Obhut und dieser sicherte durch sein Ansehn, indem er die unzufriedenen Fürsten mit der Regentschaft aussöhnte, dem königlichen Kinde, Heinrich IV., das Reich. V. starb 1057 zu Florenz. — V. III. (Desiderius), Sohn des Fürsten von Benevent, geb. 1027, wurde 1056 Abt von Monte Cassino und 1059 zum Cardinalpresbyter erhoben. Von Gregor VII. zu seinem Nachfolger empfohlen ward er 1086 zum Papste erwählt, widersetzte sich aber, es verschmähend, die

Digitized by Go

Einsamkeit seines Klosters zu verlassen, dieser Wahl so lange, bis er von den Fürsten von Capua und Salerno unter Begleitung eines Heeres nach Rom geführt und durch ihre Waffen in den Besitz des größten Theils dieser Hauptstadt gesetzt wurde. Sein Gegner, Clemens III., und die beträchtliche Partei des Kaisers in Rom verstattete ihm aber keinen langen Aufenthalt daselbst. Er begab sich nach seiner Abtei zurück und bekämpfte von da aus mit der Kriegsmacht der durch ihn zu diesem Zwecke vereinten Staaten Italiens die Saracenen in Afrika mit vielem Glücke. Er starb im Sept. des Jahres 1087. Ihm folgte Urban II. — V. IV. (Octavianus), seit 1138 Cardinal, ward nach Hadrian's IV. Tode von der kaiserlichen Partei zum Papste erwählt, während die sicilianische Partei den päpstlichen Kanzler Roland als Alexander III. ernannte. Der Kaiser berief eine Kirchenversammlnng nach Pavia und ließ beide Päpste dahin einladen, von denen der anwesende V. feierlich anerkannt und Alexander's Wahl für ungültig erklärt wurde. Trotz des Bannes hielt sich V. glücklich gegen seinen Nebenbuhler und starb im Jahre 1167. 63.

Victor Amadeus, erster König von Sardinien, geb. den 14. Mai 1666, folgte seinem Vater Karl Emanuel II. als Herzog von Savoyen den 12. Juni 1675 unter Vormundschaft seiner Mutter, trat aber bereits 1680 die Regierung selbst an und blieb zwar immer noch von der geheimen Leitung seiner herrschsüchtigen Mutter abhängig, zeigte sich jedoch bereits als einen kräftigen und muthigen Fürsten. Durch seine Vermählung mit einer Nichte Ludwig's XIV. von Frankreich kam er aber in große Abhängigkeit von Frankreich und während er Ludwig XIV. zu Gefallen die Waldenser in Piemont auf das Heftigste verfolgte, benutzte dieser die Gelegenheit, eine Anzahl feste Plätze in Savoyen und Piemont durch seine Truppen zu besetzen. Bald fühlte der Herzog das Lästige seiner Abhängigkeit und verbündete sich ins Geheim mit den Feinden Frankreichs, befahl 1690 den französischen Truppen den Abzug, rief die vertriebenen Waldenser zurück und erklärte an Ludwig XIV. den Krieg, der aber für V. Amadeus meist unglücklich geführt ward und in welchem er sich so zweideutig zeigte, daß er während desselben beständig Friedensunterhandlungen mit Frankreich unterhielt, endlich 1696 den Frieden abschloß und dadurch, daß er nach demselben sogleich als Generalissimus der französischen Armee in Italien gegen seine ehemaligen Alliirten auftrat, den Frieden zu Ryswijk (s. Friedensschluß) herbeiführte (1697). Nun wandte der Herzog seine Sorge auf die Verbesserung des Zustandes seines Landes, gab mancherlei zweckmäßige Verordnungen für die Verwaltung, verbesserte die Akademie zu Turin, hatte aber auch mit einzelnen Aufständen seiner Unterthanen zu kämpfen. Bald darauf ward er in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt, indem er anfangs mit Frankreich in offenes Bündniß trat und eine seiner Töchter an Philipp V. von Spanien verheirathete, als aber sein heimliches Einverständniß mit Östreich bekannt ward, in einen heftigen Krieg mit Frankreich verfiel, in welchem nach Eroberung des ganzen Landes bereits auch Turin von den Franzosen aufs Äußerste gebracht war, als es vom Prinzen Eugen entsetzt wurde (den 7. Sept. 1706). Trotz spätern größern Kriegsglücks war V. Amadeus aber dennoch der erste, welcher mit Frankreich den Frieden zu Utrecht (s. Friedensschluß) abschloß, durch den er die Insel Sicilien als Königreich erhielt; am 24. Dec. 1713 ward er zu Palermo gekrönt. Hatte er aber schon seit mehreren Jahren mit dem Papste wegen der Besetzung von Bischofsstellen in Savoyen und Piemont in Zwistigkeiten gelebt, so wurden diese jetzt noch vermehrt durch die Errichtung eines Reichstribunals in Sicilien, vor welches auch die geistlichen Angelegenheiten gezogen werden sollten und gegen welches der Papst den Bann aussprach. Diese Streitigkeiten erreichten ihre größte Höhe 1716, als viele Geistliche, welche sich dem Tribunale nicht unterwerfen wollten, aus Sicilien vertrieben wurden und der König von

Digitized by

Frankreich und Spanien begünstigt bei den härtesten Strafen verbot, den päpstlichen Bullen Gehorsam zu leisten. Obwohl er sich aber in Sicilien nach Kräften zu befestigen suchte, so ward doch, nachdem durch die plötzliche Wegnahme der Insel Sardinien von den Spaniern zwischen diesen und Östreich ein Krieg ausgebrochen war und während der König noch unentschlossen war, zu welcher Partei er sich schlagen sollte, Sicilien plötzlich von den Spaniern überrumpelt (1718). Nun trat er dem zwischen Frankreich, Östreich, England und den Niederlanden abgeschlossenen Bündniß gegen Spanien bei (s. Quadrupleallianz), durch welches ihn die Insel Sardinien als Königreich statt Siciliens garantirt ward, die er auch 1720 erhielt. Nun wandte er von Neuem alle Sorgfalt auf die Verbesserung der Verhältnisse seiner Staaten, reorganisirte die Akademie zu Turin, gab ein neues Gesetzbuch (codex Victorianus) und zog mehrere berühmte Gelehrte ins Land, bedrückte aber die Waldenser aufs Neue. Auch legten sich die Irrungen mit dem päpstlichen Stuhle, welcher dem Könige das Patronatsrecht über die Kirchen seines Landes zugestand, obwohl der neue Papst Clemens XII. (seit 1730) wieder Bedenklichkeiten erhob. Plötzlich aber legte der König die Regierung nieder, heirathete eine ehemalige Hofdame seiner verstorbenen Gemahlin, die Gräfin von St. Sebastian, und zog sich unter dem Namen eines Grafen von Tende nach Chamberi zurück (im Sept. 1730). Allein sein Entschluß reute ihn bald wieder; er kehrte daher im Oct. 1731 während der Abwesenheit des jungen Königs nach Turin zurück und erklärte sich aufs Neue zum Könige, ward aber auf Befehl seines Sohnes den 28. Oct. 1731 gefangen genommen und auf das Schloß nach Rivoli, seine Gemahlin nach Ceva gebracht. Er starb zu Rivoli den 31. Oct. 1731, nachdem er sich kurz zuvor mit seinem Sohne wieder ausgesöhnt hatte. 37.

Victor Emanuel, König von Sardinien, wurde im Jahre 1759 geboren, führte anfangs den Titel Herzog von Aosta, vermählte sich 1789 mit Maria Theresia, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand, stand von 1792—1796 an der Spitze eines Corps der östreichisch-sardinischen Armee, ohne sich als Feldherr auszuzeichnen, flüchtete sich 1799 nach der Besitznahme seines Landes durch die Franzosen mit seinem Bruder nach Florenz und von da nach Sardinien, bestieg im Jahre 1802 nach der Entsagung seines Bruders Karl Emanuel den Thron von Sardinien, wovon die Franzosen jedoch Savoyen und Piemont getrennt und mit Frankreich vereinigt hatten. Erst nach einer zwölfjährigen Regierung über Sardinien konnte er im Jahre 1814 auch von seinen übrigen Staaten in Italien Besitz nehmen. Da er jedoch die durch die französische Revolution unterdeß daselbst entstandenen Veränderungen abschaffen und den frühern Zustand seiner Länder wieder herstellen wollte, so brach im Jahre 1821 eine Revolution aus, wodurch er am 12. März 1821 genöthigt wurde der Regierung zu Gunsten seines Bruders Karl Felix zu entsagen. Er zog sich nach Nizza und Modena zurück und starb im Jahre 1824 zu Montcarlier. 81.

Victor Perrin, Herzog von Belluno, Marschall und Pair von Frankreich, ward 1766 zu la Marche in Lothringen geboren und trat 1781 in die Artillerie, zeichnete sich durch kriegerische Talente und Muth vortheilhaft aus, besonders seit dem Ausbruche der Revolution, und ward schon 1793 bei der Belagerung Toulons Brigadegeneral. Darauf diente er in der Ostpyrenäenarmee, ward 1796 zur italienischen Armee versetzt, wo er den General Prevera mit 5000 Mann bei Mantua gefangen nahm, Ancona überrumpelte und zum Divisionsgenerale ernannt ward (1797). Nun ward er in die Vendée geschickt, 1799 aufs Neue zur italienischen Armee versetzt und befehligte bei Marengo den französischen Vortrapp. 1802 ward er als französischer Gesandter nach Kopenhagen gesandt, nahm aber bei dem Ausbruche des Krieges gegen Preußen an den Ereignissen wieder Antheil und focht mit bei Jena und Pultusk, ward jedoch den 14. Jan. 1807 von

Digitized by Google

Schill bei Arenswalde gefangen genommen und gegen Blücher wieder ausgewechselt. Nach der vergeblichen Belagerung von Graudenz wohnte er der Schlacht bei Friesland bei, ward hier zum Marschalle ernannt und erhielt darauf das Gouvernement von Berlin, ward aber 1808 nach Spanien abberufen, wo er bei Talavera gegen Wellington kämpfte (1809), die Spanier von Peña-Perros vertrieb (1810), darauf in Andalusien eindrang, Cadiz einschloß und lange Zeit die Angriffe der Spanier und Engländer mit Erfolg zurückschlug. Im russischen Feldzuge (1812) commandirte er das 9. Armeecorps und rettete durch seine Maßregeln einen großen Theil der französischen Armee bei dem unglücklichen Übergange über die Beresina (s. d. Art.). Auch an den Schlachten bei Dresden, wo er einen Theil des linken östreichischen Flügels gefangen nahm, bei Leipzig und Hanau nahm er Theil, setzte dann Elsaß in Vertheidigungsstand und kämpfte in den entscheidendsten Schlachten auf Frankreichs Boden mit; da er aber, um seinem Heere Erholung zu gönnen, die Brücke bei Montereau nicht schleunig genug besetzt hatte, ward der General Gérard an seine Stelle gesetzt. Dessenungeachtet blieb er dem Kaiser treu, erklärte sich jedoch bald für die Bourbons, erhielt den Oberbefehl über die 2. Militairdivision und folgte, da diese nach Napoleon's Rückkehr von Elba zu diesem überging, Ludwig XVIII. nach Gent, kehrte mit diesem 1815 nach Paris zurück und ward zum Pair und Generalmajor der Garde und zum Präsidenten der Commission ernannt, welche das Betragen der Officiere während der 100 Tage untersuchen sollte. Im Dec. 1821 ward er Kriegsminister und übernahm als solcher den 17. März 1823 das Obercommando der Pyrenäenarmee an Guilleminot's (s. d. Art.) Stelle; aber er beschäftigte sich in Bayonne nur mit den Verpflegungsanstalten des Heeres und kehrte nach Paris zurück, als dieses die spanische Grenze überschritten hatte, wo er wieder als Kriegsminister eintrat, bis er den 28. Oct. 1823 durch königliche Ordonnanz dieses Postens enthoben, dafür aber zum Staatsminister und Mitgliede des geheimen Raths ernannt ward. Jetzt ward er aber auch in den Proceß gegen den Lieferanten für die Pyrenäenarmee, Ouvrard, verwickelt, der endlich 1826 gegen diesen entschieden ward, und die öffentliche Meinung beschuldigte den Marschall laut der Vernachlässigung des Heeres, weßhalb er sich in einer Druckschrift vertheidigen zu müssen glaubte (1824). Bald darauf ward er zum französischen Botschafter in Wien ernannt, lehnte aber diesen Posten ab, zog sich in das Privatleben zurück und hat sich nur seit 1830 wieder einige Male als eifriger Legitimist bemerkbar gemacht. 16.

Victoria (griech. *Nixη*, der Sieg), die Siegesgöttin der Römer, war die Tochter des Titanen Pallas und der Styx, Schwester des Zelos, Kratos und Bia (Eifer, Stärke und Gewalt). Im Kampfe der Titanen trat sie auf den Rath ihrer Mutter zum Zeus über und half ihm den Sieg erkämpfen. Am Häufigsten wird sie auf Münzen abgebildet gefunden mit ausgebreiteten Flügeln, einen Lorbeerkranz auf dem Haupte und einen Palmzweig in der Hand. Auch andere Götter hatten die Symbole der V.; so Mars, Hercules, Jupiter, und Venus wurde wegen ihres Sieges über die Minerva und Juno Victrix genannt. Mit einem gemeinschaftlichen Namen hießen sie in dieser Beziehung Nikephoroi (Siegtragende). Einen Tempel erhielt die V. zu Rom unter dem Consulate des Regulus; nach der Schlacht bei Cannä wurde ihr Bildniß in den Tempel des Jupiter Optimus gestellt und Sulla weihte ihr nach seinen Siegen öffentliche Spiele. 11.

Victorinus (Fabius Marius), jedenfalls eine Person mit Maximus Victorinus, war aus Afrika gebürtig, kam dann nach Rom und lehrte daselbst um 360 mit so großem Beifalle die Redekunst, daß seine Zuhörer ihm auf dem Markte eine Bildsäule setzen ließen. Von seinen Lebensverhältnissen ist nur das noch bekannt, daß er, nachdem er bereits das Greisenalter erreicht hatte, sich als Christ taufen ließ. Als Schriftsteller zeichnete er sich aus durch eine „Expositio in Ci-

Digitized by Google

ceronis libros de inventione", vorzüglich aber durch seine Abhandlungen „De re grammatica"; „De carmine heroico" und „De ratione metrorum", wovon eine Specialausgabe Ad. Peter besorgte (Basel 1527). Auch befinden sich dieselben in den Sammlungen der römischen Grammatiker von Putsche und von Lindemann. 20.

Vida (Marcus Hieronymus), einer der besten neueren lateinischen Dichter, geb. 1470 zu Cremona in einer armen adeligen Familie, studirte zu Mantua, Padua und Bologna Theologie, erhielt dann ein Kanonikat zu Mantua und darauf zu Rom, ward von Leo X. zum Prior in Tivoli ernannt, damit er mit Muße der Dichtkunst sich widmen könnte, und erhielt endlich 1532 von Clemens VII. das Bisthum Alba, in dessen Besitz er den 27. Sept. 1566 starb. Unter seinen Gedichten, welche sich durch schöne Latinität und ächt poetische Kunst auszeichnen, steht sein Epos „Christiados libb. VI." (Cremona 1535. 4. u. ö.; deutsch von Müller, Hamburg 1811) oben an. Nicht minder ausgezeichnet sind: „De arte poetica libb. III." (Oxford 1722. 4. 1723. 12. Altenb. 1766); „De bombyce libb. II."; „Scachia ludus" (beste Ausgabe, Straßb. 1604. Neueste Ausgabe mit deutscher metrischer Übersetzung von Hoffmann, Mainz 1826); „Bucolica" und „Hymni." Außerdem hat er auch eine Anzahl politische Dialoge, Reden und Briefe hinterlassen. Seine poetischen Schriften gab Volpi gesammelt heraus (Pad. 1733. 2 Bde. 4.). 16.

Vidimirung nennt man die durch Unterschrift bewirkte gerichtliche Bestätigung, daß eine Copie mit einem Originale gleichlautend sei. Der Ausdruck stammt von der gebräuchlichen Unterschrift vidimus (wir haben gesehen). 9.

Vidocq (Eugène François), einer der größten Abenteurer unserer Zeit, so wie geheimer Polizeiagent Frankreichs, wurde 1775 zu Arras geboren, wo sein Vater ein Bäcker und ziemlich wohlhabend war. Sein Gaunerleben begann der junge V. damit, daß er mit Hülfe einiger Spießgesellen seine Eltern bestahl. Da ihm das Bestehlen der Eltern durch deren Wachsamkeit erschwert wurde, beschloß er mit Hülfe eines listigen Cameraden einen nur um so größern Streich gegen sie auszuführen; es ward die Mutter unter irgend einem Vorwande von dem Laden abgerufen, während V. die Casse erbrach, 2000 Franken aus derselben entwendete, sich aus seiner Vaterstadt entfernte und nach Ostende begab, um sich nach Amerika einzuschiffen. In den Hafen angelangt gesellte sich ein Gauner zu ihm und führte ihn in ein entlegenes verrufenes Haus, wo man ihm zutrank und er von schlechten Weibern umringt ward. Er war zuletzt in einen tiefen Schlaf verfallen und als er wieder erwachte, befand er sich unter freiem Himmel und seines Geldes beraubt. Von allen Hülfsmitteln entblößt schloß er sich einer wandernden Truppe, welche Affen zeigte und Kunststücke machte, an; als er es aber vor Hunger und Schläge nicht mehr aushalten konnte, begab er sich, dort fortgejagt, zu einem Marionettentheater, wurde auch hier wegen schlechter Streiche vertrieben und gesellte sich zu einem Wunderdoctor. Dieser verlangte, er solle den Bajazzo vor der Bude spielen, was er aber standhaft verweigerte, daher er abermals davon zu laufen genöthigt ward. In diesem Elende beschloß er zu seinen Eltern zurückzukehren und sie um Vergebung anzuflehen. Aber obgleich von der Mutter liebreich aufgenommen und durch einen Geistlichen mit dem Vater ausgesöhnt besserte sich sein Herz doch wenig. Als ziemlich fertiger Fechter nahm er bald, da eben der Revolutionskrieg ausbrach, Kriegsdienste, desertirte jedoch nach allerlei Abenteuern mit Frauen und ging zu den Östreichern über, deren Heere damals in Belgien standen. Ungehorsamkeit zog ihm hier Stockprügel zu; er verließ daher das feindliche Lager wieder, ging zu einem andern französischen Regimente und von da in seine Vaterstadt, wo ihn der berüchtigte Lebon als verdächtig verhaften und ins Gefängniß werfen ließ. Aus dieser Gefahr durch einen Freund gerettet trat er in ein Regi-

Digitized by Google

ment Volontairs und spielte den Officier. Eine Baronin in Belgien verliebte sich in ihn, der er nun durch falsche Documente vorspiegelte, er sei ein emigrirter Adeliger und habe ein großes Vermögen zu hoffen; jedoch gestand er ihr später Etwas von der Wahrheit, sie erschrack, reiste ab und hinterließ ihm noch 15000 Francs. V. reiste nun in Holland umher und gerieth unter eine Spielergesellschaft, die ihm Antheil an ihren Gewinne nehmen ließ, damit er ihre Gaunerstreiche Niemand entdecke. Nach mehreren anderen Abenteuern kam er nach Paris, gerieth unter Diebe und Landstreicher, beging selbst Diebereien, wurde ergriffen und zu den Galeeren verurtheilt; als er aber schon dahin abgeführt ward, entwischte er, beging aber neue Streiche, wurde abermals verurtheilt und entkam aufs Neue. Von nun an trieb er sich in ganz Frankreich umher und erschien unter allerlei Gestalten und Charakteren; doch kam ihm endlich die Polizei zu Paris auf die Spur und suchte ihn auf; er aber entsprang, flüchtete sich in ein oberes Stockwerk, verkroch sich in einem eben offenstehenden Zimmer unter ein Bett und blieb unentdeckt. Da er mit den meisten Dieben und Betrügern in Verbindung stand, also auch der Polizei manche Auskunft ertheilen konnte, ließ er sich von derselben zum Spione oder Mouchard annehmen, was sogleich eine Menge von Verhaftungen zur Folge hatte. Zur Zeit der Restauration wurde er ein gewichtiger Mann für die pariser Polizei; gewandt und schlau wurde er Chef der sogenannten Brigade de sureté (einer aus Spionen und heimlichen Agenten zusammengesetzten Truppe), worin V. manchen seiner ehemaligen Spießgesellen aufnahm. Diese Agenten standen mit Dieben und verrufenen Weibern in enger Verbindung und kamen so manchem Diebstahle auf die Spur. V. rühmt sich im Jahre 1817 über 700 Verhaftungen bewirkt zu haben. Nach seiner Behauptung hat er es blos mit Gaunern zu thun gehabt und in politischen Angelegenheiten den Bourbons nicht gedient. Die Polizei erkannte seine wichtigen Dienste; ihm allein hat sie die Aufdeckung mancher Frevelthat zu verdanken; in allerlei Verkleidung wußte er die abgefeimtesten Schelme zu täuschen. Stark und unerschrocken hat er mehrmals ganz allein Diebe und Gauner aufgesucht und verhaftet; sonst ließ er sich von Spionen begleiten und spielte der Polizei ganze Diebesbanden in die Hände. Die reichliche Belohnung seiner Mühen machte ihn zum wohlhabenden Manne. 1818 erhielt er auch Begnadigung wegen seiner ehemaligen Galeerenstrafe und obschon eine Menge von Beschuldigungen gegen ihn einliefen, auch ihm manche Schlinge des Verderbens gelegt wurde, so behielt er doch sein Ansehn bei der Polizei. Zur Verwunderung Aller verlangte er aber um 1827 seine Entlassung oder erhielt sie. Man vermuthete, er sei der Polizei wegen seiner beständigen Verbindungen mit Gaunern und Dieben endlich doch lästig gefallen und diese habe daher lieber seine Hülfe entbehren wollen. V. schrieb nun seine „Mémoires“ (Paris 1828. 4 Bde.), die man mit denjenigen des Gauners Vaux in England vergleichen kann. Auch in diesen Memoiren kommt nichts Politisches vor; dagegen sind sie voll von Abenteuern. Als ein Beitrag zur Geschichte des Abschaums der Menschheit sind dieselben von Wichtigkeit; auch sind sie gar nicht ohne Talent geschrieben. Sein Nachfolger im Amte wurde sein Zögling und auch ehemaliger Sträfling, Coco-Lacour. V. legte dann zu Saint-Maure bei Paris eine Papierfabrik an, in welcher er auch dergleichen Sträflinge gebrauchte. 1832 errichtete er in Paris ein Bureau, in welchem die Kaufleute Auskunft über den moralischen Werth oder Unwerth der Leute erhalten sollten, mit welchen sie in Geschäftsverbindung treten wollten. Es scheint jedoch dieses Bureau keinen Fortgang gehabt zu haben. Um 1834 legte er der Regierung eine Art von Papier vor, auf welchem die Tinte gar nicht soll ausgelöscht werden können. Sein Buch, „Les Voleurs“, das zu Paris in neuester Zeit erschienen ist, macht gerechtes Aufsehn; es enthüllt dem größern Publicum die List der Beutelschneider. 25.

Digitized by Google

Viehzucht, s. Landwirthschaft.

Vieleck, s. Polygon.

Vielfraß (ursus gulo), ein zum Bärengeschlechte gehöriges Thier, hat 2 — 2½ Fuß Länge und die Höhe eines Dachses, eine längliche Schnauze, kurze und starke Beine, einen breiten und gewölbten Rücken und einen kurzen, geraden, mit einem langen Haarbüschel versehenen Schwanz. Seine Farbe ist ein schönes glänzendes Braun, die Schnauze und ein großer Fleck auf dem Rücken (Spiegel) sind schwarzbraun, der ganze Pelz mit einzelnen silberfarbenen Haaren gemischt und außerordentlich elektrisch. Der V. ist außerordentlich wild und stark und ungemein gefräßig, so daß sich selbst der Bär und der Wolf vor ihm fürchten; er läuft nicht rasch, klettert aber desto besser. Seine Heimath ist der Norden Europas und Asiens, wo er in verlassenen Dachshöhlen und Klüften wohnt und sich von Aas und frischem Fleische von Rennthieren, Elennen, Hasen, Mäusen, Schneehühnern ꝛc. nährt, indem er den größeren Thieren auf den Rücken springt und sie so tödtet. Auf den Raub geht er nur des Nachts aus und schläft bei Tage. Das Weibchen wirft 2 — 4 Junge. 30.

Vielweiberei, s. Polygamie.

Vien (Joseph Marie), ein berühmter französischer Maler, ward den 18. Jan. 1716 zu Montpellier geboren, widmete sich der Malerei und lebte seit 1740 in Paris und seit 1744 in Rom, kehrte aber 1750 nach Paris zurück und gründete hier eine eigne Malerschule, deren Leitung er jedoch 1775 mit dem Directorium der französischen Akademie in Rom vertauschte, bis er kurz vor der Revolution zum ersten Hofmaler des Königs ernannt und zum Reichsgrafen erhoben nach Paris zurückkehrte. Während der Revolution lebte er zurückgezogen, ward später unter Napoleon Mitglied des Instituts und des Erhaltungssenats und starb den 3. März 1809. — Bis in sein hohes Alter führte er den Pinsel mit großer Grazie und wenn er auch nicht zu den ausgezeichnetsten Malern der Franzosen gehört, so sind doch seine Gemälde von Kennern sehr geschätzt, vorzüglich wegen ihrer geschmackvollen Einfachheit und ihrer vom tiefen Studium der Antike zeugenden Anlage, und er selbst bildet eine wichtige Epoche in der französischen Malerei, indem er durch seine zahlreichen ausgezeichneten Schüler wieder einen bessern Kunstgeschmack in Frankreich begründete. 16.

Viereck, lat. quadrangulum; franz. quadrangle, carré; engl. quadrangle, square, heißt jede von vier geraden Linien in einer Ebene oder von vier Bogen auf der Oberfläche einer Kugel, die unter eben so vielen Winkeln zusammentreten, eingeschlossene Figur. Über die unter besonderen Namen bekannten Vierecke, Parallelogramm und Trapezium, s. m. diese Artikel. Ein in und um einen Kreis beschriebenes V. heißt ein ein- oder umgeschriebenes V. Jedes V., um oder in welches sich ein Kreis beschreiben läßt, heißt centrisch nach den Ecken oder nach den Seiten. Die hierher gehörenden Lehrsätze sind folgende: 1) Die Summe aller Winkel eines Vierecks beträgt 4 rechte; 2) congruente Vierecke können in congruente Dreiecke zerlegt und aus solchen zusammengesetzt werden, wenn die Dreiecke mit einer Seite zusammenfallen; 3) Vierecke sind congruent, wenn zwei Seiten nebst dem eingeschlossenen Winkel in ihnen gleich und die anliegenden Winkel rechte sind; 4) die Summe der Quadrate der vier Seiten ist immer der Summe der Quadrate der beiden Diagonalen, nebst dem vierfachen Quadrate der die Mittelpunkte der Diagonalen verbindenden Linie gleich; 5) die Summe der Gegenwinkel jedes eingeschriebenen ebenen Vierecks beträgt zwei rechte. 40.

Vierlande, s. Hamburg.

Vierwaldstädter See oder luzerner See, in der Schweiz zwischen Schwyz, Uri, Luzern und Unterwalden (genannt die 4 Waldstädte), 5 Meilen lang, 1 — 1⅓ Meile breit, 600 Fuß tief, 1368 Fuß über dem Meere, ist ganz

Digitized by Google

mit steilen, 10000 Fuß hohen Gebirgen umgeben und wird von der Reuß durchströmt. Die Schifffahrt ist auf dem fischreichen See wegen des Transitohandels über den St. Gotthardt nach Italien sehr lebhaft und, wenn kein Ungewitter das Wasser treibt, wenig gefährlich. 71.

Vieta (Franz), ein berühmter Mathematiker, geb. zu Fontenay in Poitou um 1540, war später in Paris Requetenmeister bei der Königin Margaretha und erwarb sich durch die Erfindung der Buchstabenrechnung und deren Einführung in die Algebra einen bleibenden Ruhm. Früher bediente man sich, die Dignitäten der unbekannten Größen zu bemerken, der cossischen Zeichen. V. lehrte alle Gleichungen kürzer und faßlicher vortragen, erweiterte die bis dahin bekannte Algebra und wandte sie zuerst auf die Geometrie an. Er starb 1603. Er schrieb: „Canon mathematicus" (Par. 1579. Fol.). 33.

Vieth (Gerhard Ulrich Anton), Professor der Mathematik und herzoglich anhaltisch dessauischer Schulrath, ward am 8. Jan. 1763 geboren. Schon als Knabe zeigte er viel Lust und Wohlgefallen zur Mathematik und besonders zog ihn die praktische Geometrie an. Nächst der Liebe für Mathematik gesellte sich eine große Neigung zum Militaire und besonders zum Ingenieurcorps. Sein Schicksal bestimmte ihn aber zum Lehrstande. Er ward im August 1786 Lehrer an der Hauptschule in Dessau und starb daselbst als Schulrath und Professor der Mathematik am 12. Jan. 1836 an den Folgen des Schlagflusses. Mit welcher Klarheit, Deutlichkeit und Ausdehnung er seine Wissenschaft umfaßte, davon zeugen seine zahlreichen Schriften in den Fächern der reinen und angewandten Mathematik, Physik ꝛc., von denen ein großer Theil zwei und mehrere Auflagen erlebten. Besonders verdienen erwähnt zu werden seine „Anfangsgründe der Mathematik" (Leipzig, 4 Theile in 6 Abtheilungen. I. Theil 1. Abtheil. 4. Aufl. 1836, I. Thl. 2. Abtheil. 1825; II. Thl. 1. Abtheil. 3. Aufl. 1824, II. Thl. 2. Abtheil. 3. Aufl. 1826; III. Thl. 1813 und IV. Thl. 1821); „Anfangsgründe der Naturlehre für Bürgerschulen" (Leipz. 5. Aufl. 1823); „Physikalischer Kinderfreund" (Ebd. 10 Bdchen. 1808—1815); „Erster Unterricht in der Mathematik für Bürgerschulen" (Ebend. 5. Aufl. 1823). 26.

Vigerus (Franciscus), ein berühmter Philolog, ward 1591 zu Rouen geboren, trat in den Jesuitenorden, ward dann Professor der Beredsamkeit zu Paris und starb daselbst 1647. — Er ist vorzüglich durch sein grammatisches Werk: „De praecipuis graecae linguae idiotismis" (zuerst Paris 1627. 12. u. ö.) bekannt worden, das durch die späteren Überarbeitungen von Hoogeveen, Zeune und Hermann (4. Aufl. 1833) noch jetzt ein äußerst brauchbares Werk zur Erlernung der griechischen Sprache ist. 16.

Vigilien (vigiliae) hießen bei den Römern die Nachtwachen zur Sicherheit der Stadt oder eines andern Ortes, besonders aber die Nachtwachen im Lager, da denn im römischen Lager die Nacht in vier V. (bei den Griechen drei) abgetheilt war, deren jede aus drei (bei den Griechen vier) Stunden bestand. — In der alten christlichen Kirche wurde Vigilie (franz. veille) die zur Verherrlichung hoher Feste denselben vorhergehende Nachtfeier genannt, welche in Wachen und Beten und Singen geistlicher Hymnen bestand, um sich auf den folgenden Festtag vorzubereiten. — Endlich nennt man noch jetzt in der katholischen Kirche Vigilie die Sitte, am Abende vor dem Allerheiligentage gewisse Hymnen in der Kirche zu singen oder zu beten. 63.

Vigny (spr. Winji) (Alfred, Graf de), einer der vorzüglichsten französischen Schriftsteller der neuesten Zeit, 1798 auf dem Schlosse Loches bei Tours geboren, trat 1814 in Militairdienste und avancirte nach und nach bis zum Capitain, nahm aber 1828 seinen Abschied und begab sich nach Paris, wo er gegenwärtig, seit 1833 mit dem Kreuze der Ehrenlegion decorirt, als einer der gefeiertsten Schrift-

Digitized by Google

steller lebt. Schon seit 1820 trat er in einzelnen Zeitschriften und Flugblättern als Dichter auf und fand ungemeinen Beifall, so daß er seine Gedichte gesammelt herausgab („Poemes antiques et modernes", Par. 1828. 4. Ed. 1834). Später wandte er sich zu dem Fache des historischen Romans, wodurch sein „Cinq-Mars ou une conjuration sous Louis XIII." (Paris 1826. 2 Voll. 5. Ed. 1835. Deutsch, Leipz. 1829. 3 Bde.) und „Stello ou les diables bleus" (Paris 1832. 12. 2 Voll.) entstanden, und endlich wagte er sich auch an die dramatische Poesie, nachdem er Shakspeare's „Othello" (Paris 1830) und den „Kaufmann von Venedig" (Ebend. 1830) ins Französische übersetzt hatte. Zuerst erschien sein Drama „La Maréchalle d'Ancre" (Paris 1831), das durch den großen Beifall, den es fand, ihn zur Fortsetzung dieser Laufbahn antrieb. Doch erst 1835 erschien sein zweites Stück: „Chatterton", dem bald darauf „Grandeur et servitude militaires" folgten, welche beide gleichen Beifall erhielten. Und in der That zeichnet sich V. vor den lebenden neuesten französischen Dichtern vortheilhaft aus. Durch alle seine Werke herrscht große Reinheit, Zartheit und Anmuth, welche durch die Eleganz der Sprache noch mehr gehoben werden; vorzüglich lobenswerth ist sein Streben, im Gegensatze zu Hugo's und Dumas' Schauder- und Spectakelstücken, dem menschlichen Herzen im Drama sein Recht widerfahren zu lassen, aber er ist dabei, vorzüglich im „Chatterton", wieder auf das Extrem gekommen und hat die Tragödie mit zu vielen elegischen Momenten durchflochten, so daß seinen Charakteren die eigentliche tragische Kraft fehlt und er die einzelnen sehr gelungenen Züge nicht gehörig zur dramatischen Einheit zu bringen vermag. 16.

Villa hieß bei den Römern ein Landhaus, wo der Besitzer meist die schöne Jahreszeit zubrachte. Dergleichen Villen waren der Gegenstand des größten Luxus bei den vornehmen Römern, die sich in der Pracht der Anlegung und Ausschmükkung derselben einander zu überbieten suchten. Aus dem Worte selbst ist übrigens der deutsche Name **Weiler** und, weil solche Landhäuser häufig der Anfang von Städten waren, der französische Name ville für Stadt entstanden. 9.

Villaflor (Graf von), Herzog von Terceira, portugiesischer Generallieutenant und Pair, geb. zu Lissabon um 1790, trat jung in den Militairdienst, stieg im Kriege gegen Napoleon bis zum Stabsofficiere und war, als Johann VI. starb (März 1826), Oberst und Brigadier. Als ein eifriger Anhänger der legitimen Verfassung beschwor er Dom Pedro's Carta de ley vom 23. Apr. 1826, erkannte die Tochter desselben als Königin von Portugal an und handelte von diesem Augenblicke an, seinem Eide getreu, entschieden, thätig, tapfer. Darum erhielt er, obschon er noch nicht Divisionsgeneral war, von der Regentin den Befehl über eine Heeresabtheilung und zugleich den Titel als Marechal de Campo; schlug die aufrührerische Partei der Apostolischen unter dem Marquis von Chaves u. A., welche den Banner des Absolutismus und Dom Miguel's in Portugal aufgepflanzt hatten, wiederholt (1827), vertrieb Chaves aus Portugal, ward nun zum Obergeneral erhoben (März) und zum Gouverneur für die Provinz Alemtejo ernannt (Mai). Inzwischen wurde sein Eifer durch die Königin Mutter, durch die Partei der Servilen (Corcundas) und gewissermaßen durch den englischen Gesandten Acourt gebrochen und als Dom Miguel die Regentschaft übernahm, ward er blos als Brigadier anerkannt, von dem Pöbel sogar beschimpft und bedroht, so daß er sich nebst seiner Gemahlin und vielen angesehenen Portugiesen auf ein englisches Kriegsschiff flüchtete (14. März 1828), um sich nach London zu begeben. Am 17. März wurde seine Entlassung bekannt gemacht. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Sache der Donna Maria zu retten (1828), landete er auf der Insel Terceira (Juni 1829), stellte sich an die Spitze der Constitutionellen und erließ eine Proclamation (23. Juni), worin er sich als Gouverneur und Generalcapitain der azorischen Inseln ankündigte; schlug hierauf den Angriff der Miguelisten

Digitized by Google

auf das Fort Espiritu Santo ab (11. Aug.), ward Mitglied der von Dom Pedro auf Terceira eingesetzten Regentschaft und beschloß (Apr. 1831) eine Eroberung der übrigen Azoren zu unternehmen. Er nahm die Insel Fayal ohne Schwertstreich (23. Juli), eroberte San Miguel (4. Aug.); Pico, Saint-Georg, Graciosa, Flores und Corvo unterwarfen sich freiwillig. Nach der Landung Dom Pedro's bei Porto befehligte V. unter Dom Pedro und zeichnete sich durch die tapfere Abwehr der heftigsten Angriffe der Miguelisten auf die Linien vor Porto am 26. Juli und am 29. Sept. auf das Vortheilhafteste aus. Am 20. Juni 1833 ward ihm die Führung der Expedition nach Algarbien, wobei ihm der Herzog von Palmella begleiten sollte, anvertraut und er zugleich von Dom Pedro im Namen seiner Tochter zum Herzoge von Terceira ernannt. V. bewirkte am 24. mit 4000 Mann eine Landung bei Cavellas und besetzte die Seestädte Faro, Tavira ꝛc. Nachdem Admiral Napier die miguelistische Flotte beim Cap Saint-Vincent theils vernichtet, theils genommen hatte (5. Juli) und den Tajo blokirte, drang V. mit seinem bis auf 8000 Mann herangewachsenen Heere mitten durch den entmuthigten Feind unaufhaltsam gegen Lissabon vor und schlug bei Almada mit nur 1500 Mann ein 6000 Mann starkes miguelistisches Heer unter dem grausamen Tellez Jordão. Napier war den Tajo herauf gesegelt, als am 24. Juli V. im Namen der Königin Lissabon, welches der Herzog von Cadaval an demselben Tage geräumt hatte, besetzte. Als Bourmont, dem Miguel den Oberbefehl bei Porto anvertraut hatte, die Erstürmung der Linien von Porto aufgebend sich nach dem Tajo hinzog, um Lissabon wieder zu nehmen, zog sich V., da er seine Stellung bei Villafranca genommen hatte, nach der Hauptstadt zurück, befestigte dieselbe und schlug mit Saldanha's Verstärkung von Porto her Bourmont's Angriffe am 5. und 14. Sept. zurück und durchbrach die Linien der Miguelisten vor Lissabon, worauf Dom Miguel sich genöthigt sah (18. Oct.) in der festen Stellung von Santarem seine Zuflucht zu suchen. Reibungen mit dem Kriegsminister, dem 1836 ermordeten Dom Augustino Jose Freire, mit Saldanha und anderen Generalen veranlaßten ihn jedoch, sein Cammando niederzulegen; er blieb aber bei Dom Pedro, den er von manchen unüberlegten Schritten zurückhielt und ward im März 1834 zum Oberbefehlshaber in Porto und über das Corps, welches den Norden des Reichs von den Miguelisten reinigen sollte, ernannt. Er drang nach einem kurzen Stillstande der Kriegsoperationen über die Tameja und, nachdem er die miguelistischen Truppen geworfen hatte, in das Innere der Provinz Tras os Montes und besetzte Murça (11. Apr.), stellte hierauf jene Provinz unter die Befehle der Generale Pizarro und Avellez, zog Ende April nach Viseu, vereinigte sich mit dem spanischen Generale Rodil (3. Mai), besetzte Coimbra (8. Mai), das Miguel's Truppen bereits geräumt hatten, ging dann weiter südlich, schlug die Miguelisten auf den Höhen bei Asseiceira unweit Thomar (16. Mai) und rückte am 19. in Santarem ein, das der Feind bereits verlassen hatte, worauf zu Evora am 26. Mai 1834 die Capitulation abgeschlossen wurde, in deren Folge Dom Miguel seinen Ansprüchen auf die Krone des Reiches entsagte und nach Italien ging. V. blieb seitdem ein treuer Anhänger der Königin Donna Maria und der Constitution; die Auszeichnungen aber, welche er bei mehreren Gelegenheiten genoß, erregten die Eifersucht seiner Gegner, besonders des energischen Saldanha, weßhalb er, nach dem Tode des ersten Gemahls der Königin, Dom Augusto (28. März 1835), zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt, bald (Nov.) wieder seine Entlassung nahm. In dem neuen Ministerium, welches am 9. Apr. 1836 gebildet wurde, ward er Kriegsminister und Präsident des Conseils; aber schon begann der Volksaufstand zu gähren, bei dessen Ausbruche die Königin gezwungen wurde, die Constitution Dom Pedro's aufzuheben und die der Cortes von 1820 anzunehmen, womit sich das Ministerium auflöste. V. ließ sich bewegen, als der Besuch der

Digitized by Google

Königin die Constitution ihres Vaters wieder einzuführen, mißlang (3. Nov. 1836), in Lissabon zu bleiben und lebt mit den Ministern im besten Einverständnisse. Im Dec. wurde er zum Gouverneur des Thurmes von Belem ernannt. V. ist mehr Feldherr als Staatsmann; er und Palmella haben, jener im Felde, dieser im Cabinet, das Schicksal Portugals gelenkt und weder, obgleich durch Willkühr oft zurückgesetzt, die gute Sache ihres Vaterlandes je aufgegeben, noch durch Gefahren und Hindernisse entmuthigt, an dem Gelingen derselben verzweifelt. 25.

Villars (spr. Williār) (Louis Hector, Marquis, später Herzog von), Pair und Marschall von Frankreich, 1653 zu Moulins in Bourbonnois geboren, stammte aus einer angesehenen, aber verarmten und bei Hofe in Ungnade gefallenen adeligen Familie. Er widmete sich frühzeitig dem Militairdienste, zeichnete sich bei mehreren kriegerischen Begebenheiten, vorzüglich im Kriege Frankreichs gegen Holland (1672) und besonders bei der Belagerung von Mastricht (1673) als Cavallerieofficier vortheilhaft aus, wodurch er die Lobsprüche Turenne's und des großen Condé einerntete. Er stieg schnell von Stufe zu Stufe und wurde 1690 zum Maréchal de Camp ernannt, was ihn zu neuen Anstrengungen in den folgenden Feldzügen anspornte. Nach dem ryswijker Frieden wurde er vom französischen Hofe als Gesandter nach Wien geschickt, um die Unterhandlungen wegen der spanischen Erbfolge zu betreiben. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges erhielt V. den Oberbefehl über das französische Heer in Deutschland, überschritt mit demselben Angesichts der Feinde den Rhein und bemächtigte sich Neuburgs. Um die Vereinigung mit den baierischen Truppen zu bewirken, griff er am 14. Oct. 1702 die Östreicher unter dem Prinzen Louis von Baden bei Friedlingen an, besiegte denselben zwar, konnte indeß wegen der Überlegenheit des Feindes seine Absicht nicht erreichen. Ludwig XIV. fand sich dessenungeachtet bewogen, ihm den Marschallstab zu verleihen. Am 12. März 1703 eroberte er nach einem kühnen und unerwarteten Marsche das für die Franzosen wichtige Kehl, griff die Linien des Prinzen von Baden, zwar ohne Erfolg, an, bewirkte aber dadurch (am 12. Mai) die lange beabsichtigte Vereinigung mit dem Churfürsten von Baiern. Beide vereint gingen nun dem Grafen Styrum entgegen, welcher ein kaiserliches Heer dem Prinzen von Baden zuführen wollte, trafen dasselbe bei Hochstädt, nahe bei Donauwerth, und schlugen es in die Flucht. Auf Veranlassung des Churfürsten von Baiern, der sich durch den Stolz des Marschalls gekränkt fand und von demselben als ein Vasall Frankreichs sich behandelt glaubte, wurde V. von der Armee in Deutschland abgerufen (April 1704) und beauftragt, die sevennischen Schwärmer zu Paaren zu treiben. Dieß gelang ihm mehr durch gütliche Unterhandlungen als durch die Gewalt der Waffen. Indeß im Jahre 1705 wurde Ludwig XIV. durch die Unfälle vermocht, welche seine Armee in Deutschland erlitt, dem Marschall V. wieder das Commando derselben zu übertragen. Er gewann bald wieder die Oberhand über das feindliche Heer und hinderte nicht allein durch seine Thätigkeit die Unternehmungen des Prinzen von Baden, sondern es gelang ihm sogar, denselben über den Rhein zurückzuwerfen. Nach dem Tode des Prinzen von Baden (1707) drängte er die schwache und schlecht beschaffene Reichsarmee noch mehr und brandschatzte nach Überwältigung der wichtigen Linien bei Stolhofen Franken und Schwaben. Stärkere Anstrengungen der Reichsfürsten hemmten endlich seine Fortschritte. Hiernach wurde V. an die Spitze des französischen Heeres in Flandern gestellt, um dasselbe wieder zum Siege zu führen. Doch Marlborough und Eugen eroberten in seinem Angesichte das feste Doornik (5. Sept. 1709), schlugen 6 Tage später den bisher noch nie Besiegten in der Schlacht bei Malplaquet und nahmen sodann Mons ein, zu dessen Rettung V. die Schlacht gewagt hatte. Am 24. Juli 1712 gelang es ihm, einen abgesonderten Heerhaufen der Östreicher unter Albemarle bei Denain durch Überfall zu Grunde zu richten,

worauf er Marchinnes, wo Eugen seine Hauptmagazine angelegt hatte, eroberte. Hierdurch erlangte er im Felde die entschiedene Oberhand, er entsetzte Landrecy und nahm den Verbündeten mehrere Festungen wieder ab. Im folgenden Jahre befehligte er am Oberrheine, drängte mit überlegener Macht den Prinzen Eugen zurück, eroberte Landau, erhob schwere Brandschatzungen in jenen Gegenden und ging dann über den Rhein, um auch am rechten Ufer Alles zu verwüsten und die nächstgelegenen Reichskreise auszusaugen. Am 30. Sept. warf er sich auf das schwach besetzte Freiburg. Hier zeigte sich der große Feldherr als ein Mann von rohen Sitten, allen menschlichen Gefühlen hohnsprechend, und nahm unter Verübung der empörendsten Grausamkeiten am 17. Nov. die Festung ein. Diese Unglücksfälle des kaiserlichen Heeres, nachdem dessen Verbündete durch den utrechter Frieden bereits vom Kampfplatze abgetreten waren, führten bei der Erschöpfung Frankreichs den Frieden herbei. V. hatte die Ehre, denselben mit dem Prinzen Eugen zu Rastadt (3. März 1714) abzuschließen. Nach dem Frieden wurde V. zum Präsidenten des Kriegsraths ernannt und nach dem Tode Ludwig XIV. (1715) Mitglied der Regentschaft und Staatsminister. Er behauptete sich in dieser Stellung unter dem Herzoge, Regenten von Orleans, und Ludwig XV. Von der französischen Akademie wurde er als Mitglied aufgenommen. Beim Ausbruche des Krieges wegen der polnischen Königswahl (1733) wurde V. mit einem Heere als Generalmarschall nach Italien gesendet, drang, verbunden mit dem Könige von Sardinien, in Mailand ein und eroberte das ganze Herzogthum gleiches Namens. Auf der Rückreise nach Frankreich erkrankte V. zu Turin und starb daselbst am 17. Juni 1734 im 83. Jahre seines Lebens. Von den unter seinem Namen erschienenen Denkwürdigkeiten ist nur der erste Theil von ihm selbst geschrieben. 61.

Villèle (Joseph, Graf von), ein wegen seines Absolutismus berüchtigter französischer Finanzminister, wurde im Jahre 1773 zu Toulouse geboren, trat in früher Jugend in französische Seedienste, nahm an einem Feldzuge in St. Domingo Theil, kehrte 1791 nach Frankreich zurück, begleitete alsdann den nachmaligen Viceadmiral St. Felix nach Indien und folgte ihm, als dieser wegen seiner Anhänglichkeit an die monarchische Constitution 1793 von seinem Posten flüchten mußte, auf die Insel Bourbon, wo V. Mitglied der Colonialversammlung wurde und sich bis zum Jahre 1807 aufhielt. Alsdann kehrte er nach Frankreich zurück, lebte aber bis 1814 in Zurückgezogenheit zu Toulouse und machte sich während dieser Zeit nur durch die Herausgabe einer Gelegenheitsschrift bekannt, worin er seine absolutistischen Grundsätze und seinen Widerwillen gegen jede Verfassungsurkunde auf das Grellste aussprach. Im Jahre 1815 von dem Departement der Obergaronne zum Deputirten für die sogenannte Chambre introuvable erwählt, stimmte er stets für eine auf den Grundpfeilern der Aristokratie ruhende Monarchie, wiewohl er seine Ansichten mit vieler Vorsicht und scheinbarer Mäßigung vortrug. Als jedoch die Kammer zu Folge der Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 aufgelöst wurde, kehrte V. nach Toulouse zurück, trat aber schon im folgenden Jahre aufs Neue in die Deputirtenkammer ein. Der Mangel an großen Rednertalenten in derselben machte es ihm möglich, seine Gewandtheit im Sprechen geltend zu machen; von noch größerm Einflusse für seine künftige Laufbahn war jedoch sein genaueres Studium der finanziellen Verwaltungszweige. Als nach der Ermordung des Herzogs von Berry die Partei des Absolutismus von Neuem ihr Haupt erhob, wurde V. zum Vicepräsidenten der Kammer ernannt und bald darauf gelang ihm nebst Corbière der Sturz des Ministerium, dessen Stütze beide bisher gewesen waren. V. trat nun selbst nebst Corbière und Peyronnet als Finanzminister in das Cabinet, unterstützte als solcher vorzüglich den Feldzug des Herzogs von Angoulême nach Spanien, um dort den Absolutismus wiederherzustellen, bewirkte die Erhebung der Jesuiten, schuf die Septennalität der Kammern, erfand die Dreiprocents

Digitized by Google

und brachte das Sacrilegiengesetz in Vorschlag. Endlich fing aber selbst in der von der Regierung ganz beherrschten Deputirtenkammer sein Ansehen an zu schwanken und die öffentliche Meinung sprach sich besonders stark wider sie bei seiner Unterstützung des Pascha von Ägypten gegen die Griechen aus; aber jemehr er die allgemeine Stimme gegen sich hatte, desto höher stieg er durch Befolgung solcher Grundsätze in der Gunst des Königs. Indeß wirkte er auch für die Erhaltung des auswärtigen Friedens so wie für die Herstellung der innern Ruhe in Spanien und für die gesteigerte Entwickelung des Credits in Frankreich. Als er sich nunmehr auf seinem Posten ganz befestigt zu haben glaubte, verschmähte er die Maske der Mäßigung, deren er sich bisher bedient hatte, und bot in Aufstellung seiner ultraroyalen Grundsätze der öffentlichen Meinung Trotz; aber dennoch fand er selbst in der Pairskammer öftern Widerstand; denn dieselbe verwarf nicht nur den Gesetzesentwurf über das Recht der Erstgeburt (1826), sondern motivirte auch die neuen Preßgesetze so sehr, daß sich V. genöthigt sah, dieselben zurückzunehmen. Indeß stieg die Erbitterung des Volkes gegen ihn immer höher; als sich aber selbst unter der pariser Nationalgarde bei einer Heerschau laute Stimmen des Unwillens gegen die Minister äußerten, wurde dieselbe aufgelöst, welches Schicksal auch bald darauf die Deputirtenkammer hatte, deren Stimmenmehrheit sich V. umsonst durch die Ernennung von 76 neuen Pairs zu sichern gesucht hatte. Als sich der König nun genöthigt sah, die Censur aufzuheben, erklärten sich alle Stimmen gegen V., die neuen Wahlen fielen nicht zu Gunsten der Minister aus und es kam am 19. und 20. Nov. 1827 selbst zu blutigen Auftritten in den Straßen von Paris, wobei sich die Polizei aufs Neue verhaßt machte. Da indeß V. seinen nahen Fall voraussah, so unterhandelte er durch Flandrin mit Lafitte, Perrier, Collard u. A. über die Bildung eines constitutionellen Ministerium, ohne dadurch seinen Zweck zu erreichen, und da auch die darauf erfolgten Wahlen ihrer Mehrheit nach gegen das Ministerium waren, so sah sich V. genöthigt, mit den übrigen Ministern, außer Chabrol und Frayssinous, am 4. Jan. 1828 seine Entlassung zu nehmen; der König erhob ihn jedoch nebst Peyronnet und Corbière zum Zeichen seiner vollkommenen Zufriedenheit mit ihrer Amtsführung zu der Pairswürde. In der Deputirtenkammer wurde zwar ein Anklageproceß gegen ihn eingeleitet, aber noch vor seiner Beendigung niedergeschlagen. V., der auch als Finanzminister großem Tadel ausgesetzt war, zog sich nun nach Toulouse zurück und entging dadurch glücklich der Verantwortlichkeit nach dem Ausbruche der Julirevolution 1830. Sein Organ ist die „Gazette de France". Vergl. über ihn, seine Zeit und Amtsführung „Le livre noir de M. M. Delavau et Franchet, ou Répertoire alphabétique de la police politique sous le ministre déplorable", von Année (Par. 1829. 4 Voll.); Flandrin, „Révélations sur la fin du ministère de Mr. le Comte de Villèle" (2. Ed. Par. 1829); Ganilh, „De la science de finances et du ministère de Mr. de Villèle" (Par. 1828) und „La Villèliade", eine Satyre, welche in wenigen Monaten 15 Auflagen erlebte. 81.

Villemain (spr. Wihlmáng) (Abel François), ausgezeichnet durch seine Lobreden auf berühmte Männer, wurde am 11. Juni 1791 zu Paris geboren und schon in seinem 19. Jahre als Professor der Rhetorik am Collegium Karl's des Großen angestellt, von wo er in gleicher Eigenschaft später an die Universität zu Paris versetzt wurde. Im Jahre 1812 trat er mit seiner berühmten Lobrede auf Montaigne hervor, übernahm noch in demselben Jahre die Ausarbeitung der lateinischen Rede, welche bei der großen Preisvertheilung an der Universität gehalten zu werden pflegt, und erhielt für eine im Jahre 1814 vorgetragene Rede: „Sur les avantages et les inconvéniens de la critique" den Preis des Institutes, in welchem damals der Kaiser von Rußland und der König von Preußen als Zuhörer gegenwärtig waren. An sie hielt V. eine Anrede aus dem Stegreife, welche mit um so

Digitized by Google

größerm Beifalle aufgenommen wurde, je schwieriger die Verhältnisse waren, die er darin zu berühren hatte. Im Jahre 1816 gewann er einen neuen Preis für sein „Eloge de Montesquieu“ und wurde darauf durch Decazes zum Director des Buchhandels und 1819 zum Maitre des requêtes ernannt, ohne deßhalb sein akademisches Lehramt aufzugeben, welches er vielmehr fortwährend unter enthusiastischem Beifalle seiner Zuhörer verwaltete, da Großartigkeit der Gesinnung, lichtvolle Klarheit und ein äußerst anziehender Vortrag seine Vorlesungen auszeichnen. Unter dem Ministerium Villèle wurde ihm zwar untersagt, dieselben fortzusetzen, allein nach dessen Abgange (1828) erhielt er die Erlaubniß dazu von Neuem und seine Wirksamkeit ist seitdem nicht wieder unterbrochen worden. Als Schriftsteller hat er sich durch sein „Leben Cromwell's“ (2 Bde.) und eine Übersetzung von Cicero's „De republica“ rühmlich bekannt gemacht und namentlich empfehlen sich seine Geschichtswerke durch Einfachheit des Styls und Objectivität der Darstellung. Seine Lobreden auf Montaigne, Montesquieu u. A. sind in seinem „Discours et mélanges littéraires“ (Par. 1823) enthalten, als deren Fortsetzung die „Nouv. mélanges historiques et littéraires“ (Par. 1827. 3 Voll.) mit Abhandlungen über die ältere Religionsgeschichte, über Mich. de l'Hospital, Shakspeare und die französische Literatur unter Ludwig XIV. zu betrachten sind. Außerdem machte er sich um die Literaturgeschichte durch sein „Tableau de la littérature au XVIII. siècle“ (Par. 1828—1830. 4 Voll.) und sein „Tableau de la littérature au moyen âge en France, en Italie, en Espagne et en l'Angleterre“ (Par. 1830. 2 Voll.) äußerst verdient. Gegenwärtig ist er Secretair der französischen Akademie. 81.

Villers (Charles François Dominique de), ein in Deutschland bekannter und um die Verbreitung der deutschen Literatur verdienter Franzose, am 4. Nov. 1767 zu Bolchen in Lothringen geboren, erhielt seine Erziehung in dem Benedictinercollegium zu Metz, kam 1781 in die Artillerieschule dieser Stadt und 1784 als Lieutenant in Garnison nach Straßburg, wo gerade Mesmer's magnetische Versuche großes Aufsehen erregten. V. vertiefte sich in ernstliche Untersuchungen über diesen Gegenstand und legte die gewonnenen Resultate in dem wenig bekannt gewordenen Romane: „Le magnétiseur amoureux“ (Genève 1787. 12.) nieder. Bei dem Ausbruche der Revolution erklärte er sich in mehreren Brochüren gegen dieselbe und entfernte sich, nachdem er die in mancher Beziehung heftige Schrift: „De la liberté“ (Metz et Paris 1791. 8.) dem Drucke übergeben hatte, aus Frankreich, um in die Reihen der royalistischen Armee zu treten. Nach der Niederlage derselben kam er in seine Vaterstadt zurück, mußte aber, da ihm von den Freiheitsmännern nachgestellt wurde, zum zweiten Male entfliehen. Er ging nach Aachen und von da nach Lüttich; als sich die französische Armee jedoch bald dieser Stadt näherte, begab er sich nach Norddeutschland und hielt sich zu Münster, Holzminden, Driburg und besonders zu Göttingen, wo er mit den bekanntesten Gelehrten der Universität in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, auf. Sein Entschluß, nach Rußland zu gehen, scheiterte zu Lübeck, wo er von der Familie Rodde so gastfreundlich aufgenommen wurde, daß er in dieser Stadt zu bleiben beschloß. Hier lernte er im Umgange mit Stolberg, Jacobi, Voß, Klopstock, Meyer, Brandis, Gerstenberg u. A. die deutsche Literatur kennen und ward der philosophische und literarische Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich. Als das französische Heer 1806 Lübeck erstürmte und sich die schändlichsten Excesse erlaubte, suchte V., selbst mit Gefahr seines Lebens, überall, wo er nur konnte, Hülfe zu leisten. Auch für die Erhaltung des durch die französische Occupation gefährdeten deutschen Unterrichtswesens und Handels verwendete er sich kräftig. Nach dem Falle des Handlungshauses Rodde nahm er die Stelle eines Professors der französischen Literatur auf der Universität Göttingen an (1811). Zeichen der Achtung

Digitized by Google

wurden ihm von allen Seiten zu Theil, doch fehlte es ihm auch keineswegs an bitteren Kränkungen. Die empfindlichſte war ihm ſeine Entſetzung von ſeiner Profeſſur nach der Vertreibung der Franzoſen aus Deutſchland. Der Kummer untergrub allmählig ſeine Geſundheit und er ſtarb am 26. Febr. 1815, tief betrauert von Allen, die ihn näher zu kennen Gelegenheit hatten. Von ſeinen Schriften nennen wir folgende als die bedeutendſten: „Philosophie de Kant ou Principes fondamentaux de la philosophie transcendentale“ (Metz 1801. 8.), „Coup d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante“ (Goetting. 1808. 8.); „Coup d'oeil sur létat actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne“ (Amst. et Paris 1809. 8.); „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther“ (Paris 1803. N. Ed. 1808. 8.) und „Lettre à Madame la comtesse Fanny de Beauharnois sur Lubeck“ (Lubeck 1806. 8.). 66.

Villoiſon (ſpr. Willoaſong) (Jean Baptiſte d'Anſſe de), einer der ausgezeichnetſten Philologen des vorigen Jahrhunderts, ward geboren zu Corbeil ſur Seine den 5. März 1750, erhielt ſeine erſte Bildung in Paris im Collège Beauvais, entſchied ſich frühzeitig für die humaniſtiſchen Studien und ſetzte dieſelben auch während ſeines akademiſchen Lebens mit ſo eiſernem Fleiße fort, daß er ſchon in ſeinem 23. Jahre zum Mitgliede der Akademie der Inſchriften ernannt wurde. Zeichnete er ſich damals ſchon durch bewunderungswürdige Gelehrſamkeit aus, ſo waren kurze Zeit darauf die Augen der ganzen philologiſchen Welt auf ihn gerichtet, als er Frankreich verließ und Reiſen nach Italien, Holland, Deutſchland und Griechenland machte, wobei es ihm glückte, mehrere der ausgezeichnetſten Codices aufzufinden, durch deren Veröffentlichung ſein Name in alle Gegenden Europas gebracht wurde. Früchte dieſer Reiſe waren ſeine „Anecdota graeca e regia Parisiensi et e Veneta S Marci bibl. depromta“ (Venet. 1781. 2 Voll. 4.); ferner ſeine Ausgabe von Homer's „Ilias“ mit Scholien nach einem in der St. Marcusbibliothek zu Venedig aufgefundenen Codex (Veneb. 1788. Fol.) und mehrere andere Schriften. Leider traf auch ihn, nachdem er nach Paris zurückgekehrt war, in den Zeiten der Revolution das Exil. Er wandte ſich nach Orleans, wurde jedoch bald zurückgerufen und zum Profeſſor der alt- und neugriechiſchen Sprache an der Univerſität ernannt. Allein nur ſehr kurze Zeit war es ihm vergönnt, dieſem neuen Amte vorzuſtehen, da er ſchon den 26. April 1805 noch als rüſtiger Mann eine Beute des Todes wurde. Außer den bereits angeführten Schriften ſichern ihm noch Unſterblichkeit ſein „Lexicon Apollonii“ (Paris 1773. 2 Voll. 4.); ſeine Ausgabe von „Longi Pastoralia de Daphnide et Chloe“ (Paris 1778. 2 Voll. 4.); ſeine „Nova versio graeca“ von mehreren altteſtamentlichen Schriften (Straßb. 1784); ferner viele Abhandlungen in den „Mémoires de l'Académie des inscriptions“ und anderen Journalen, ſo wie mehrere noch ungedruckte Schriften, die die pariſer Bibliothek als ſeltene Schätze bewahrt. Vergl. Dacier, „Eloge de Villoison“ (Paris 1806). 20.

Vinalia (von dem latein. vinum, der Wein) war ein Weinfeſt bei den Römern. Man leitete ſeinen Urſprung von einem Kriege der Etrusker mit den Lateinern her. Nach Beendigung deſſelben nämlich forderten jene von den beſiegten Lateinern die Auslieferung alles Weines, worüber dieſe ſo entrüſtet wurden, daß ſie noch einmal zu den Waffen griffen und im glücklichen Falle ihren Wein dem Jupiter gelobten. Nach erfochtenem Siege ſpendeten ſie dem Gotte aus jedem Faſſe den erſten Becher. Dieſes Feſt wurde den 23. April gefeiert, an welchem Tage die Weinfäſſer geöffnet wurden, und hieß V. priora s. urbana; zum Unterſchiede von einem zweiten, V. altera seu rustica, den 21. Auguſt kurz vor der Weinleſe. Der Prieſter des Jupiter, der Flamen Dialis, ſchnitt an dieſem Tage die erſten Trauben ab und eröffnete ſomit die Weinleſe; dem Gotte wurde ein weibliches

Digitized by Google

Lamm geopfert. Erſt nach dieſer Ceremonie durfte der vorjährige Wein in die Stadt gebracht und zum Verkaufe ausgeboten werden. 11.

Vincent von Beauvais (Vincentius Bellovacenſius), ſo genannt von dem Orte, wo er als Dominicaner eine Zeit lang lebte, bis er als Erzieher der Söhne Ludwig's des Heiligen nach der Abtei Royaumont berufen ward, ſtarb 1264 und hat in der Scholaſtik einen ehrenvollen Platz durch ſeine Überſichten über den damaligen Stand der Theologie und Philoſophie, welche beſonders über die Streitigkeiten der Nominaliſten und Realiſten ziemliche Auskunft geben. Er nannte dieſelben nach der Sitte jener Zeit specula, Spiegel; wir haben von ihm ein „Speculum doctrinale" (Argent. 1473. Fol.) und ein „Speculum quadruplex, naturale, doctrinale, morale, historiale, in quo totius naturae historia, omnium scientiarum encyclopaedia, moralis philosophiae thesaurus, temporum et actionum humanarum theatrum amplissimum exhibentur" (op. et stud. theol. Bened., Duaci 1624. 4 Voll. Fol.). Vergl. F. Chr. Schloſſer, „Vincent von Beauvais' Haus- und Lehrbuch für königliche Prinzen ꝛc." (Frankf. a. M. 1819. 2 Bde. 8.). 80.

Vincent de Paula, der Stifter der Lazariſten, ward 1576 in Poni geboren. Früher Hirtenknabe trat er ſpäter in den geiſtlichen Stand, ſtudirte zu Toulouſe, ward auf einer Seereiſe gefangen genommen und als Sklave nach Tunis gebracht, flüchtete aber glücklich wieder nach Frankreich, wo er in Paris den Gründer des Oratorium Jeſu, Peter de Berulle, kennen lernte, durch welchen er eine Pfarre erhielt. Im Jahre 1624 ſtiftete er die Prieſter der Miſſion (Lazariſten), welche auch 1632 von Urban VIII. beſtätigt wurden. Er ſtarb 1660. Sein Leben haben Abelly (Paris 1664), Collet (Nancy 1748) und Stolberg (2. Aufl. Wien 1819) beſchrieben. 63.

Vinci (Leonardo da), ſ. Leonardo da Vinci.

Vincke (Ludwig, Freiherr von), ein durch ſeinen Charakter und ſeine Talente ausgezeichneter preußiſcher Staatsbeamter, wurde im Jahre 1774 zu Minden geboren, erhielt durch Privatlehrer im Hauſe ſeines Vaters, welcher Oberſtallmeiſter und Landdroſt von Osnabrück war, die erſte wiſſenſchaftliche Bildung, beſuchte alsdann das Pädagogium in Halle und ſtudirte hierauf an den Univerſitäten zu Marburg, Erlangen und Göttingen die Rechte. Nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn trat er als Referendar in die churmärkiſche Kammer und in das Manufacturcollegium zu Berlin, worin er 1798 zum Aſſeſſor vorrückte. Hierauf zum Landrath des mindenſchen Kreiſes ernannt übernahm er im Auftrage der Regierung 1802 eine Reiſe nach Spanien, um dort Merinos einzukaufen, wurde nach ſeiner Rückkehr als Kammerpräſident nach Aurich verſetzt und 1804 an die Stelle des Freiherrn von Stein, der ins Miniſterium getreten war, zum Präſidenten der Kammer zu Münſter und Hamm berufen. In dieſer Stellung war er unermüdet zum Wohle des Landes thätig und ahmte mehrere zweckmäßige Einrichtungen für die innere Verwaltung nach, die er auf einer frühern Reiſe in England kennen gelernt hatte. Als nach der Schlacht bei Jena (1806) die bisherigen Verhältniſſe des preußiſchen Staates aufgelöſt wurden, war er noch bis 1807 Mitglied der proviſoriſchen Verwaltungsbehörde, begab ſich alsdann nach England, wo er ohne Auftrag von Seiten des Königs für das Wohl ſeines Vaterlandes wirkte, kehrte nach dem Frieden von Tilſit (1807) dahin zurück, wurde 1809 als Chefpräſident der Regierung zu Potsdam, die den anderen Diſtricten zum Muſter diente, angeſtellt und beförderte in ſeinem neuen Wirkungskreiſe mit beſonderm Eifer die Volksbildung zur Vorbereitung auf den Umſturz der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft. Im Jahre 1810 gab er jedoch ſeine bisherige Stelle auf und kehrte auf ſeine Güter in Weſtphalen zurück, wo er ein ausgezeichnetes Werk: „Über die Verwaltung Großbritanniens" herausgab. Da er aber hier durch mündliche und ſchrift-

Digitized by

liche Äußerungen den französischen Behörden bald verdächtig wurde, so verhaftete man ihn plötzlich, beraubte ihn seiner Papiere und verwies ihn auf das linke Rheinufer. Nach der Besetzung von Westphalen im Jahre 1813 durch die Preußen kehrte er jedoch dahin zurück, wurde als Civilgouverneur der westphälischen Provinzen angestellt und zeigte sich als solcher bei der Ausrüstung der Freiwilligen, bei der Zusammenberufung der Landwehr und Bildung des Landsturmes ungemein thätig. Zur Belohnung seiner Verdienste um die Befreiung Deutschlands von den Franzosen erhielt er den Orden des eisernen Kreuzes, wurde 1815 zum Oberpräsidenten von Westphalen ernannt, organisirte die Regierungen zu Münster, Arensberg und Minden und machte sich um die nun an Preußen abgetretene Provinz Westphalen durch Anlegung von Kunststraßen, Austrocknung von Morästen, Schiffbarmachung der Lippe bis Hamm, Ausführung eines Rheinhafens bei Ruhrort und Regulirung des Verhältnisses zwischen Gutsherren und Bauern ungemein verdient. Eben so angelegen ließ er sich auch die Cultur des Landes durch Gemeinheits- und Haidetheilung, Begründung eines Arbeitshauses, Beförderung des öffentlichen Unterrichtes, Anlegung von Schullehrerseminarien und eines Museum für die westphälischen Alterthümer sein. Im Jahre 1817 wurde er zum Staatsrathe, 1825 zum wirklichen geheimen Rathe mit dem Prädicate „Excellenz" ernannt und ist noch gegenwärtig einer der thätigsten und höchst segensreich wirkenden preußischen Staatsbeamten. Außer dem bereits erwähnten Werke ist er noch Verfasser der classischen Schrift: „Über die Gemeinheitstheilung" (Berl. 1825). 81.

Vindelicien, s. Rhätien.

Vindication (von vindicare, Rache nehmen, im Sinne von Wiedernahme des uns Entrissenen abgeleitet) besteht in der ernstlichen (auch wohl gewaltsamen) Abforderung unserer Sache vom Dritten, bei welchem wir solche finden; daher die Rechtsregel: „wo ich meine Sache finde, da nehme ich sie weg" (ubi rem meam invenio, ibi vindico). Dann versteht man darunter jede Realklage und im engern Sinne die Eigenthumsklage (rei vindicatio), bildlich auch das Verlangen, daß man uns das entzogene Recht wieder zukommen lasse, z. B. der Auctor eines Werkes, welches man bisher einem Andern zugeschrieben hatte, vindicirt die Auctorschaft daran, d. h. er verlangt für den Auctor angesehen zu werden. In manchen Ländern ist die V. der Staatsschuldscheine beim Dritten, selbst wenn sie gestohlen gewesen sind, verboten. 3.

Vindicta hieß bei den Römern sowohl der Stab, mit welchem der Prätor den freizulassenden Sklaven (s. d. Art.) berührte, als auch überhaupt die Ahndung, Rache wegen eines erlittenen Unrechts oder die deßhalb angestellte Klage. 9.

Vineis (Petrus de), s. Petrus de Vineis.

Vinificator ist eine blecherne röhrenförmige und dem Helme eines Destillateurs gleichende Vorrichtung, welche dazu dient, den Weinmost die verschlossene Gährung machen zu lassen, d. h. die beim Gähren entwichenen geistigen Theile sammelt und dem Moste wieder zuführt, so daß das kohlensaure Gas aus dem Moste entweichen kann, die äußere Luft aber davon abgehalten wird. Die Erfindung dieser Vorrichtung schreibt man der Demoiselle Gervais zu. 26.

Viola, Violine, Violon, Violoncelle sind die zu einem Stamme gehörigen, nur ihrer Endung nach verschieden gebildeten Namen von mehreren Bogeninstrumenten, welche sowohl ihrer äußern Form nach, als auch hinsichtlich ihres Tones von einander verschieden sind, zusammengenommen aber das ganze Geschlecht der Geigeninstrumente bezeichnen. Das Gemeinsame aller Bogeninstrumente ist, daß sie aus einem Corpus bestehen, welcher durch eine Decke und einen Boden, die beide vermittelst einer Zarge verbunden sind, gebildet wird. Die Decke, auch Dach oder Resonanzboden genannt, ist aus völlig ausgetrocknetem Fichtenholze gearbeitet, mit eingeschnittenen Schallöchern versehen und, weil von der Beschaffen-

Digitized by Google

heit und Stärke ihres Holzes sowohl die Schönheit, als auch die Stärke und völlige Gleichheit des Tones größtentheils abhängt, der wichtigste Theil eines jeden Bogeninstrumentes. Der Boden ist von Ahornholz, ebenfalls gewölbt, mit der Decke von vollkommen gleicher Größe und mit derselben durch die Zarge, d. i. durch einen dünnen Spahn von Ahornholz verbunden, der nach der länglich-runden und in der Mitte auf beiden Seiten ausgeschweiften Form der Decke und des Bodens gebogen ist. Nahe an diesen Ausschweifungen sind in der Decke einander gegenüber zwei schmale Löcher in der Form eines *f* (F-Löcher genannt) ausgeschnitten, die dazu dienen, die äußere Luft mit der im Innern des Instrumentes enthaltenen in Verbindung zu bringen und die sogenannte Stimme (Stimmstock, l'ame genannt) aufsetzen und richten zu können. Es ist dieß ein hölzernes Stäbchen, das innerhalb des Corpus ein wenig hinter demjenigen Fuße des Steges, über welchem die schwächste Saite liegt, errichtet wird, um der Decke einen Gegendruck wider den Druck der beiden höchsten Seiten zu verschaffen. Unter der tiefsten Seite hingegen läuft an der inwendigen Seite der Decke fast durch die ganze Länge hindurch ein angeleimtes schmales Stückchen Holz, das da, wo auf der äußern Seite der Steg aufsteht, am Stärksten ist, dann aber auf beiden Seiten eingeengt zuläuft. Dieses Stückchen Holz wird Balken oder Träger genannt und hat auf die Güte und Gleichheit des Tones den größten Einfluß. Zwischen der Decke und dem Boden ist am obern Theile des Corpus der Hals eingesetzt, der über einen Theil der Decke bis ziemlich an den Steg herabreicht und auf welchem das Griffbret liegt. Über dem Griffbrete aber laufen die Saiten hin, deren hoher oder tiefer Ton durch das mehr oder weniger Aufdrücken der Finger der linken Hand bestimmt wird. Den Kopf des Instrumentes bildet eine Art Kästchen (Lauf, Wandel oder Wirbelkasten genannt), in welchem die Stimmwirbel laufen und dessen oberer Theil gewöhnlich mit einer Schnecke, bisweilen auch mit einem Löwenkopfe verziert ist. Am untern Theile des Instrumentes sind endlich die Saiten vermittelst eines Knotens in die Löcher eines gewölbten Bretchens (Saitenfessel oder Saitenhalter genannt) angehängt und laufen von da über das auf zwei Füßen ruhende dünne Bretchen (Steg genannt) nach dem Halse, wo sie durch Wirbel an den obern Theil des Halses, dem Wirbelkasten, befestigt werden. Ein kleiner Wulst (der Sattel oder das Kissen) verhindert das Aufliegen der Saiten auf dem Griffbrete. — Das tiefste unter allen Saiteninstrumenten ist 1) der Contrabaß oder Contraviolon, der äußern Form nach wie eine Violine gebaut, nur daß es viel größer ist und bei voller Musik die Grundstimme unterstützt und verstärkt. Meistentheils ist das Contraviolon mit 4, doch auch zuweilen mit 5 Saiten bezogen, die im erstern Falle im Contra-E (D), A, D und G gestimmt sind. Der Ton des Instrumentes ist durchdringend, gibt dem Ganzen eine unverkennbare Fülle, hebt die Grundstimme heraus und ertheilt ihr eine Gravität, wie kein anderes Instrument zu ertheilen im Stande ist. Ein jetzt sehr gebräuchliches Bogeninstrument ist 2) die kleine Baßgeige oder das Violoncello, das sowohl als Orchester- als auch als Soloinstrument gebraucht wird, mit 4 Darmsaiten, von denen die 2 tiefsten mit Draht übersponnen sind, bezogen ist, in die Töne C, G, d, a gestimmt wird und bei seinem Tractement zwischen den Knieen gehalten wird. Die Noten für das Violoncell werden im F- oder Baßschlüssel gesetzt; für die Töne dagegen, die das $\bar{d}$ oder $\bar{e}$ übersteigen (vorzüglich für die ganz hohen Töne in Concerten, Solos ꝛc.) wird gewöhnlich der Tenor- oder auch der G- oder Violinschlüssel gebraucht. Nur müssen in diesem Falle die Noten immer eine Octave höher geschrieben werden, da das Violoncell an sich eine Octave tiefer steht als die Violine. Bei voller Instrumentalmusik wird mit diesem Instrumente die Grundstimme mehrfach besetzt und zur Ausfüllung der Contrabaß beigefügt; bei drei-, vier- oder fünfstimmigen Sonaten dagegen führt es gewöhnlich die Grundstimme allein. Der Ton des Violoncells im Allgemeinen

Digitized by Google

ist voll, kräftig, männlich und dabei stark und schön, in der Tiefe durchdringend und ernst, in der Mitte und Höhe angenehm und gefühlvoll; die Erlernung desselben aber mit denselben Schwierigkeiten verknüpft, wie die der Violine, ja in manchen Beziehungen noch schwieriger. Ursprünglich war das Violoncello weiter nichts als die Viola di Gamba und erst zu Anfange des XVIII. Jahrh. machte ein französischer Tonkünstler, Tardieu, den ersten Anfang, die V. di Gamba in das Violoncell umzuwandeln. Der Bezug bestand damals noch aus 5 Saiten, C, G, d, a, $\bar{d}$, und erst seit 1725 fing man an die obere Saite $\bar{d}$ wegzulassen. Zu einem Haupt- und Soloinstrumente aber ist das Violoncello erst durch unsere Zeitgenossen gemacht worden und zwar namentlich durch die Violoncellovirtuosen: Mara, Schlick, Bernh. Romberg, Kraft, Knoop, Dotzauer u. A., von denen die Einen zwar bloße Virtuosen des Instrumentes waren, die Anderen aber auch für dasselbe die trefflichsten Sachen geschrieben haben. Die besten und ausführlichsten dieser Schriften aber sind die Violoncelloschulen von Bernh. Romberg und von Dotzauer (Wien 1833). Ein in unseren Zeiten ganz außer Gebrauch gekommenes, aber sehr allgemeines und beliebtes Bogeninstrument ist 3) die sogenannte Kniegeige (viola di Gamba), etwas kleiner als das Violoncello, das seinen Namen daher erhielt, daß es in senkrechter Richtung zwischen den Knieen gehalten und so gespielt wurde. Es war mit 6 Saiten bezogen, die in die Töne D, G, c, e, a, $\bar{d}$ gestimmt wurden, hatte einen angenehmen und dabei durchdringenden Ton, wurde deßwegen sehr häufig sowohl zum Solo als zur Begleitung gebraucht und ist endlich schon seit längerer Zeit durch die weitere Verbreitung des Violoncello fast gänzlich verdrängt worden. Weit wichtiger ist 4) die Altgeige oder Bratsche (viola di braccio), sogenannt, weil ihre Notenstimme wegen der tieferen Töne in den Altschlüssel gesetzt wird, ein Instrument, das ganz den Bau der Violine hat, nur etwas größer als diese ist und hinsichtlich des Klanges und des Umfanges ihrer Töne als Mittellaut zwischen der Violine und dem Violoncello steht. Es hat 4 Saiten, von denen die 2 tiefsten übersponnen und die Stimmung aller 4 eine Quinte tiefer als bei der Violine ist, nämlich c, $\bar{g}$, $\bar{d}$, $\bar{a}$, folglich dieselbe Stimmung, wie beim Violincello, nur eine Octave höher. In den Ripienstimmen läßt man die Bratsche sehr selten höher steigen, als bis in das zweigestrichene g; im Concert dagegen und in anderen dafür gesetzten obligaten Stimmen steigt man oft nur eine ganze Octave höher, wobei jedoch das zu beachten ist, daß bei diesen hohen Tönen, die über $\bar{\bar{e}}$ und $\bar{\bar{f}}$ gehen, man sich gewöhnlich des G- oder Violinschlüssels bedient. Eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit ist es, daß man auch dieses Instrument jetzt in der Regel mit Virtuosen oder wenigstens guten Musikern besetzt, da es die Bratsche gerade ist, die die Harmonie erst vollständig macht und unter den Bogeninstrumenten dieselbe Kraft äußert, die unter den Singstimmen der Alt oder Tenor äußern. Ein früher in gesellschaftlichen Cirkeln sehr beliebtes, jetzt aber fast ganz außer Gebrauch gekommenes Instrument ist 5) die sogenannte Liebesgeige (viola d'amore, viole d'amour), die sich besonders zum Vortrage cantabler Sätze eignet. Sie unterscheidet sich von der Bratsche dadurch, daß ihr Corpus größer und nicht hohl ausgehobelt, sondern platt ist. Übrigens bestand der Bezug der Liebesgeige anfangs aus 12, wohl auch aus 14 Saiten, von denen jedoch nur 6—7 Darmsaiten waren, die mit dem Bogen gestrichen wurden. Die übrigen dagegen waren Drahtsaiten, die jedoch nicht mitgegriffen, sondern mit den Darmsaiten in der Octave oder dem Einklange gestimmt wurden, so daß sie, wenn die Darmsaiten angestrichen wurden, von selbst mitklangen und den Ton verstärkten. Später jedoch wurden diese überflüssigen Saiten weggelassen und man bediente sich blos eines siebensaitigen Bezugs, der entweder in die Töne G, c, g, $\bar{c}$, $\bar{e}$, $\bar{g}$, $\bar{\bar{c}}$, oder G, c, e, a, $\bar{d}$,

Digitized by Google

g, c gestimmt wurde. Vergl. Weber's Abhandlung in der speierschen musikalischen Realzeitung (St. 31 ff.). Früher eben so beliebt als die Liebesgeige, jetzt aber ebenfalls vernachlässigt, ist 6) das Baryton (viola di bardone), ein Instrument von sehr lieblichem Tone und vorzüglich zu tieferen Eindrücken sanfter und melancholischer Empfindungen geeignet. Die äußere Form des Barytons ist der der V. di Gamba ziemlich gleich, sein Bezug besteht aus 7 Darmsaiten auf dem Griffbrete und 16 Drahtsaiten unter dem Griffbrete, von denen die ersteren mit dem Bogen gestrichen, die anderen jedoch blos mit der Spitze des Daumens berührt werden. Die Untauglichkeit des Barytons zu einem Orchesterinstrumente, so wie die Schwierigkeiten, die mit dem Tractement desselben verbunden sind, daher auch nur Sätze von langsamer Bewegung auf demselben vorgetragen werden können, mögen die Haupturſachen gewesen sein, daß das Instrument nur eine kurze Zeit beliebt war und jetzt fast ganz vergessen ist. Das wichtigste aber unter allen Bogeninstrumenten ist endlich 7) die Discantgeige oder Violine (violina, violon), das am Meisten ausgebildete und daher auch gebräuchlichste unter allen Geigeninstrumenten. Über den Ursprung und die Erfindung dieses Instrumentes ist man bis jetzt noch zu keiner Gewißheit gekommen, obschon Einige nicht mit Unrecht vermuthen, daß der Geige ein älteres ähnliches, jedoch größeres Arminstrument, V. genannt, zum Grunde gelegen habe, während Andere ihre Erfindung in die Zeiten der Kreuzzüge hinaufsetzen. Factisch ist, daß sie unter Karl dem Großen in Frankreich eingeführt wurde. Sie eignet sich eben so zur Orchestermusik, wie zum Solospiel, zumal da ihr Ton jeder Modification fähig ist und ihr lauter lieblicher Klang mehr als jedes andere Instrument auch die geheimsten Gefühle und Leidenschaften auszudrücken und mit der menschlichen Stimme zu wetteifern vermag. Der Bezug der Violine besteht aus 4 Darmsaiten, von denen die tiefste und stärkste mit Silberdraht übersponnen ist, die schwächste aber (e) gewöhnlich den Namen Quinte (fr. chanterelle) führt. Gestimmt sind die Saiten in die Töne g, d, a, e. Der Tonumfang der Geige erstreckte sich im XVI. Jahrh. noch kaum bis c, später höchstens bis g oder a, jetzt aber, nachdem sie mehr Ausbildung erhalten hat, sogar bis a. In Bezug auf die Behandlung gilt dieselbe aber mit Recht für eins der schwierigsten Instrumente, da die Töne durch Verkürzung der Saiten vermittelst der Finger der linken Hand erst vorbereitet und dann durch den Strich des Bogens hervorgebracht werden, sonach aber auch bei der geringsten Abweichung des Fingers an dem erforderlichen Punkte die Reinheit des Tons verloren geht und dadurch das Ohr des Zuhörers auf eine Weise beleidigt wird, wie bei keinem andern Instrumente der Fall ist. Übrigens hat die Violine im Umfange ihrer Töne nicht blos die diatonisch-chromatische Tonleiter, sondern sie kann selbst die sogenannten Viertelstöne, oder den Unterschied zwischen den 2 neben einander liegenden unharmonischen Tönen, z. B. zwischen gis und as, ausdrücken, wird aber auch eben hierdurch hinsichtlich ihrer Behandlung um so schwieriger. Die Noten für die Violine werden durchaus in den G-Schlüssel gesetzt, der deßwegen auch vorzugsweise der Violinschlüssel genannt wird. Die berühmtesten Geigen sind die in Cremona gebauten (die cremoneser) und zwar von den weltbekannten Violinbauern Guarnerius und Stratuarius (s. d. Artt.) in Cremona. Die Geigen des Erstern haben eine breitere Form, sehen auch äußerlich nicht so nett und gefällig aus, wie die des Stratuarius, eignen sich aber vorzüglich zu Concertinstrumenten. Die Violinen des Stratuarius dagegen sind etwas kleiner, haben eine mehr gefällige Form und eignen sich mehr zum Quartettspiel. Besondere Kennzeichen solcher und anderer altitalienischer Geigen (denn Italien hat von jeher die besten Geigen geliefert) sind aber theils der

Digitized by Google

volle runde und dabei zarte Ton, theils auch äußerlich die Sauberkeit der sogenannten Einlegung, d. i. zweier schwarzen und in der Mitte eines weißen Streifchen Holzes, das am Rande um das ganze Corpus herum bei allen Geigen als Verzierung eingelegt ist. Untrügliche Kennzeichen aber aller guten italienischen Geigen sind der aufgesetzte Hals, an dessen Stelle, wie man deutlich bemerken kann, früher ein kürzerer Hals gewesen ist, dessen Kopf aber, in der Regel aus einer äußerst harmonisch gewundenen Schnecke bestehend, noch der alte ist; ferner die Abgenutztheit des rechten Schalloches in der Gegend des Stimmstiftes und endlich die besondere Milde und Mattigkeit des Lackes, mit dem eine solche Geige überzogen ist. Denn selbst die geschicktesten außeritalienischen Künstler sind noch nicht im Stande gewesen das Geheimniß zu enträthseln, wie es möglich ist, dem Lacke so große Milde in der Farbe zu geben. Wie es aber bei jedem Instrumente der Fall ist, daß eine gewisse Zeit vergehen muß, ehe es ausgespielt ist, so ist es auch bei der Geige und bei ihr mehr als bei jedem andern, da bei einer jeden Geige das Ausspielen derselben ein volles Menschenalter dauert. Wie aber endlich die italienischen Geigen selbst vor allen anderen außeritalienischen den Vorzug verdienen, so ist es auch bei den italienischen Violinsaiten (den sogenannten romanischen), deren Vorzüglichkeit jedoch nicht, wie man bisweilen irrigerweise geglaubt hat, daher rührt, daß man auf die Verfertigung derselben in Italien mehr Fleiß verwende, sondern daher, daß dort die Schafe weit dürreres Futter (Bergfutter) haben, als in anderen Ländern und dadurch in den Därmen sich weit weniger Fett findet, dessen gar nicht zu gedenken, daß die italienische Luft sich weit mehr zur Verfertigung von Darmsaiten eignet, da jede Saite durch Frost alle Haltbarkeit verliert; woher es auch kommt, daß die Saiten nur im Frühjahre und Herbste versandt werden können. Die bekanntesten und berühmtesten Violinspieler aber der alten und neuern Zeit waren und sind: Corelli, Veracini, Stanitz, Leop. Mozart, Rode, Spohr, Kreutzer, Viotti, Lipinski, Maurer, Mayseder, Rovelli, Müller, Mollque, Möser, Matthäi u. v. A. Unter Allen ragt aber als Gigant hervor Paganini. Anleitung zum Violinspielen endlich findet man in Leopold Mozart's „Versuch einer gründlichen Violinschule" (Augsburg 1756), Löhlein's „Anweisung zum Violinspielen" (Leipzig 1765), so wie in den Violinschulen von Rode, Kreutzer, Baillot, Campagnoli, Spohr u. A. 20.

Viotti (Giovanni Battista), einer der größten Violinspieler und Violincomponisten der letztverflossenen Zeit, wurde geboren 1755 zu Fontana im Piemontesischen, erhielt seine musikalische Bildung von dem berühmten Pugnani und wurde noch ziemlich jung Violinist in der königlichen Kapelle zu Turin, von wo er sich jedoch schon 1780 wegbegab, um zu reisen. Obgleich als Künstler mit dem Siegeskranze geschmückt, wurde er doch genöthigt, beim Ausbruche der Revolution Paris, woselbst er sich von 1782 aufhielt, zu verlassen und nach London zu gehen. Gleichen Ruhm erwarb er sich auch hier durch sein geistvolles, lebendiges, ja vollendetes Spiel, in Folge dessen er anfangs im großen Concerte, dann als Director des Opernorchesters angestellt wurde. Merkwürdig ist es, daß V. neben diesem seinem Amte stets einen Handel und zwar mit Wein trieb. Ganz plötzlich erhielt er 1798 die Weisung London zu verlassen; er ging nach Hamburg, 1819 aber wieder nach Paris, wo er jedoch nur auf kurze Zeit die Direction der großen Oper übernahm. Kurze Zeit darauf ging er abermals nach London, woselbst er endlich den 3. März 1824 starb. Verdiente V. als Violinspieler die höchste Auszeichnung, so hat er sich nicht geringeres Lob erworben durch seine Compositionen, deren Zahl jedoch nicht genau anzugeben ist. Die vorzüglichsten sind seine Violinconcerte und seine Solos für die Violine mit Begleitung des Basses, außer welchen er auch noch Violinduette, Violinquartette und Trios, Concertantsymphonien für 2 Violinen ꝛc. schrieb. Redende Zeugen seiner Kunst und Geschicklichkeit sind seine Schüler, unter

Digitized by Google

denen sich die ausgezeichnetsten jetzt lebenden Violinvirtuosen befinden, z. B. Rode, Albay, La Barre, Libon, Cartier, Pixis ꝛc. 20.

Virgilius Maro (Publius), einer der ausgezeichnetsten altrömischen Dichter, ward geboren 70 vor Chr. zu Andes bei Mantua, am Flusse Mincius (daher er oft von Dichtern Minciades, Mantuanus oder auch Andinus genannt wird), verlebte seine früheste Jugend zu Mantua und von seinem 7. Jahre an zu Cremona und ging dann nach Mailand, wo er von einem Griechen, dem Epikureer Syron, und dann von dem griechischen Dichter Parthenius in der Philosophie, Physik, Mathematik ꝛc. gebildet wurde. Bei der durch die Triumvirn veranstalteten Ackervertheilung verlor er aber sein Landgut, was ihn bewog nach Rom zu gehen. Hier kam er bald mit den angesehensten Leuten jener Zeit in Berührung, schloß mit Mäcenas, Octavianus und Asinius Pollio ein Freundschaftsbündniß und erhielt in Folge dessen sein ihm genommenes Landgut wieder zurück. Bei der Freundschaft mit diesen ebengenannten Männern, bei seinem glänzenden Talente und seiner ächt römischen Bildung wäre es ihm wohl sehr leicht geworden sich eine politische Bedeutsamkeit als öffentlicher Staatsdiener zu verschaffen; allein theils wegen seiner schwächlichen Gesundheit, theils wegen seiner entschiedenen Vorliebe für den Privatstand, wo er in ungestörter Ruhe den Wissenschaften und der Poesie leben konnte, blieb er zu Rom als Privatmann und vereinigte in stiller Zurückgezogenheit als Mittelpunkt der neuern poetischen Kunstschule alle Dichter der damaligen Zeit in naher und entfernter Berührung um sich. Indeß ungeachtet des ihn von Gleichgesinnten zu Theil gewordenen Sängerruhms blieb er dennoch nicht frei von Widersachern. Sein Tod erfolgte auf einer Reise nach Griechenland zu Brundusium, nach Anderen zu Tarent im Jahre 19 v. Chr. Geb. Seinem Wunsche gemäß ward sein Leichnam nach Neapel geschafft, seine Asche aber auf der Straße nach Puteoli beigesetzt, wo man noch jetzt sein Grab zeigt. Höchst wichtig in der römischen Literatur sind V.'s Schriften, worunter die ersten, vor seinem 30. Jahre gedichtet, die 10 Eclogae sind, die den allgemeinen Namen „Bucolica" führen und in welchen wir eine treffliche, kunstvoll durchdachte, jedoch im römischen Geschmacke verfaßte Nachahmung des Theokrit erblicken. Diesen folgten die auf Veranlassung des Mäcenas gedichteten „Georgica" (4 Bücher) (4 Bücher vom Landbau), womit er sich für das römische didaktische Epos eine festere Form schuf und welche unter allen seinen Gedichten vorzüglich durch gleichmäßig durchdachte und fein gefeilte Kunstform in Rhythmus nnd Sprache, so wie durch ächt poetischen Geist sich auszeichnen. Noch größern Ruhm endlich, obschon das Werk in poetischer Hinsicht nicht so hoch zu setzen ist, als die „Georgica", verschaffte ihm sein Nationalepos: die „Aeneis" (12 Bücher). Noch bedurfte dieß Gedicht, als V. nach Griechenland reiste, der letzten Feile; von Homer's Poesien begeistert und diese bei der Dichtung seiner „Äneis" sich zum Vorbilde nehmend wollte er in Homer's Vaterlande dieses große Gedicht vollenden. Allein zu früh kam der Tod und noch auf seinem Sterbebette befahl er das unvollendete Werk zu vernichten. Wider seinen Willen aber erhielt es der Kunstsinn des Augustus, auf dessen Befehl es die Dichter Varius und Tucca bekannt machten. Grund von der großen Berühmtheit, die dieses Gedicht sehr bald erhielt, war theils das, daß die besten Grammatiker dasselbe schon zu Augustus' Zeiten noch bei dem Unterrichte gebrauchten, theils auch der Inhalt desselben, da in ihm Roms Vorzeit zum Ruhme der Gegenwart, besonders des damaligen Herrscherhauses, besungen ward und dadurch der römischen Volksthümlichkeit geschmeichelt wurde. Bleibt auch V. hinter seinem Muster, dem Homer, zurück, namentlich hinsichtlich der Phantasie und Erfindung, so ist ihm doch ächt poetischer Geist auch in diesem Gedichte nicht abzusprechen, wobei er außerdem noch das Verdienst hat, daß er die römische Sprache zu einem Grade der Vollkommenheit und des Wohlklanges ausgebildet hat, wie keinem andern römischen Dichter gelungen

Digitized by Google

ist. Endlich führt auch noch eine Sammlung kleinerer, meist Gelegenheitsgedichte (catalecta) den Namen des V. als Verfasser, jedoch ist es bereits von den besten Kritikern erwiesen worden, daß dieselben nicht alle ächt sind. Die ed. pr. der Gesammtwerke des V. erschien s. l. et a. (Romae 146½) Fol.; dann cum commentar. Serv., Donat. et Landini (Florent. 1487. Fol.); dann cum comment. Serv., Probi, Donat., Land. et Ant. Mancinelli (Venet. 1507. 4.). Neuere Hauptausgaben sämmtlicher Werke sind: cum Serv., comment. em. Paris., Rob. Stephanus (1532. Fol.); cum comment. Donat. et Serv. ed. G. Fabricius (Basil. 1551. Fol.) u. m. a. Die beste Ausgabe hinsichtlich der Erklärung ist die Ausgabe cum comment. Jo. Lud. de la Cerda (Lugd. 1612—1619. III. Fol., Col. Agr. 1647 sq. u. öft.). Bloße Auszüge aus dieser Ausgabe enthält die von Fr. Taubmann (Frankf. 1618. 4.). Vorzüglich in kritischer Hinsicht empfehlenswerth sind die Ausgaben von Nic. Heinsius (Amst. 1676. 12. Lugd. 1684. 12.) und P. Burmann (Amst. 1745. IV. 4.). Kritisch und erklärend ist die Ausgabe von Heyne (Lips. 1767—1775. 6 Voll. u. öft.; zuletzt und am Besten von Wagner, Lips. 1830—1832. 4 Voll.). Nicht minder schätzenswerth sind aber auch die Arbeiten von Faber, Brunk, Wakefield, Wunderlich, Jahn, Wernsdorf (vergl. „Poet. lat. min.", T. II. p. 248 sq.) ꝛc. Hauptausgaben einzelner Gedichte sind: „Eclogae" von Camerarius (Strassb. 1557), vor allen aber die „Catalecta" von Jos. Just. Scaliger (Lugd. 1598). Außerdem besitzen wir auch noch treffliche Übersetzungen; unter diesen sind die besten: die Idyllen von J. H. Voß (Coblenz 1800. 4. 2. Ausg. von Abr. Voß, Altona 1830. 8.); V.'s Landbau übersetzt und erklärt von J. H. Voß (Eutin 1789. 8., verbess. Altona 1800. 2 Bde. 8.) und endlich die Gesammtwerke übersetzt von J. H. Voß (Braunschw. 1799. 3 Bde. 8., zuletzt 1822. 8. 3 Bde.). Vergl. F. G. Eichhoff, „Etudes grecques sur Virgil ou Recueil de tous les passages des poètes grecs, imités dans les Bucoliques, les Géorgiques et l'Enéïde" (Paris 1825. 3 Voll. 8.) und F. F. Tissot, „Etudes sur Virgil, comparé avec tous les poètes épiques et dramatiques des anciens et modernes" (Paris 1825. 2 Voll. 8.). 20.

Virginia, s. Appius Claudius.

Virginien, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Viriathus, lusitanischer Hirt, lebte zur Zeit der spanischen Kriege, welche um die Mitte des II. Jahrh. vor Chr. Geb. (von 151 an) mit den Römern geführt wurden. Unter den zahlreichen Schaaren, welche der römische Feldherr Galba durch Versprechungen und Friedensheuchelei von ihren Bergen gelockt hatte, war auch V. mit den Seinen und entging, als der Römer dann die Unbewaffneten überfallen und niederhauen ließ, mit nur Wenigen dem schimpflichen Tode. Aufgebracht durch die Treulosigkeit der Fremdlinge reizte V. nun die in den Gebirgen zerstreut Lebenden, sammelte sie und griff mit ihnen die Römer an, denen er eine große Niederlage beibrachte. Zwar hatte ihn kein Beschluß der Lusitanier an ihre Spitze gestellt, aber sein Haß gegen die Römer, seine Vaterlandsliebe, sein Muth und sein durchdringender Verstand war Allen so schnell bekannt und geachtet worden, daß Keiner zögerte ihm als seinen Feldherrn zu folgen. Dazu kam, daß, wo er anführte, der Feind, selbst mit weit überlegenen Kräften, doch weichen mußte. In den Jahren 145 und 144 wurde er zwar von den Römern geschlagen, allein 141 gewann er einen solchen Vortheil über sie, daß sie es für zweckmäßig hielten, mit den Barbaren Frieden zu schließen. Als 140 Q. Servilius Cäpio nach langem Bitten vom Senate erlangt hatte, den Frieden brechen und wieder gegen die Lusitanier fechten zu dürfen und allenthalben sich besiegt sah, so nahm er seine Zuflucht zum Verrathe. V. hatte, obgleich Sieger, dem Servilius Friedensvorschläge gethan und Unterhändler an ihn geschickt; diese benutzte der Römer, um sie mit Geld

Digitized by Google

zu bestechen, daß sie ihren Häuptling ermordeten. Die Unwürdigen nahmen das Geld und begingen die Missethat; V. wurde eines Tages ermordet in seinem Zelte gefunden. Vgl. A. J. H. Becker, „Viriathus und die Lusitanier" (Altona 1826.). 6.

Virilstimmen sind Stimmen Mann für Mann. Die gesellschaftlichen Verbindungen, welche sich zu gewissen Zwecken vereinigen, können nämlich eben sowohl aus mehreren Einzelnen, von denen Jeder gleiche Rechte hat, bestehen, als aus verschiedenen Classen zusammengesetzt sein, wie z. B. die Dorfgemeinden aus den Anspännern oder Höfnern, den Gärtnern und den Häuslern, so wie die Kreisversammlungen aus den Rittergutsbesitzern, den Vorstehern des Bauernstandes und den Deputirten der Städte. Kommt es nun in den allgemeinen Versammlungen bei Abfassung von Beschlüssen zur Abstimmung, so gibt entweder jeder Einzelne seine Stimme (hier zählt man die Stimmen Mann für Mann oder nach V.); oder es kann auch die Einrichtung so getroffen sein, daß classenweise abgestimmt wird und jede Classe ihre bestimmte Anzahl Stimmen zu geben hat, es mag sich die Zahl der einzelnen Mitglieder derselben vermehren oder vermindern, z. B. auf den Kreistagen hätten die Rittergüter, welche die stärkere Zahl ausmachten, zusammen 7 Stimmen, die Bauern in ihrer Classe aber nur 4 Stimmen und die Städte, da ihrer die wenigsten sind, nur 3 Stimmen. Diese nennt man Classenstimmen, Curiatstimmen, oder wie bei den deutschen Rittern auf den Reichstagen, welche in 4 Bänke abgetheilt waren, Stimmen nach den Bänken. Dabei thut es dann keinen Eintrag, wenn die Mitglieder einer jeden Classe unter sich, Mann für Mann, abstimmen, d. h. unter sich nach V. zählen. 31.

Virtuell ist ein philosophisches Kunstwort und bedeutet kräftig, doch so, daß man dabei nur an das Dasein der Kraft, nicht an deren Äußerung oder Wirkung denkt. Davon ist der Ausdruck auch in die Mechanik übergegangen, wo man unter virtueller Kraft, virtueller Geschwindigkeit diejenige versteht, die im Augenblicke der Idee nach zwar da ist, sich aber nicht äußert. 9.

Virtuosität ist eigentlich Tugendhaftigkeit, doch gebraucht man das Wort nach dem Vorgange der Italiener ausschließlich für Kunstfertigkeit und zwar im Deutschen wieder in dem ganz engen Sinne von musikalischer Kunstfertigkeit. 9.

Vischer (Peter), berühmter deutscher Erzgießer, ward um 1460 zu Nürnberg geboren, lernte daselbst den Erzguß, vervollkommnete sich hierauf in demselben durch Wanderungen in Deutschland und Italien und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Geld- und Glockengießer nieder, wo sein Ruf bald so hoch stieg, daß er von Weit und Breit Bestellungen erhielt und stets sehr beschäftigt war. Er starb den 7. Jan. 1529. — Man bewundert an seinen Werken nicht allein die ganz vorzügliche Reinheit des Gusses, sondern im Besondern auch die große Kunst der Modellirung, welche zugleich eine bedeutende Meisterschaft der Bildnerei beurkundet; doch hat man ihm die eigene Verfertigung der Modelle absprechen wollen. Seine berühmtesten Werke sind: das eherne Grabmal des Erzbischofs Ernst von Magdeburg (1497; beschrieben von Cantian, Berl. 1822. Fol.), das Grab des heiligen Sebaldus in Nürnberg (1506—1519), welche seinen Ruhm der Nachwelt überbracht haben; außerdem sind noch von ihm die bronzene Statue des Apollo im Schlosse zu Nürnberg, die Gedächtnißtafel Anton Kresser's in der Lorenzkirche daselbst und die Bronzen in der Schloßkirche zu Wittenberg; andere ihm zugeschriebene Werke sind von weniger hohem Werthe und man hält sie daher mehr für Arbeiten einer seiner 5 Söhne, mit denen er in den letzten Jahren seines Lebens gemeinschaftlich arbeitete. Vergl. „Die nürnberger Künstler geschildert nach ihrem Leben und Wirken" (Nürnb. 1831. 4. Hft. 4.). 16.

Visconti ist eine alte berühmte Familie, welche zur herzoglichen Würde in Mailand gelangte, deren Ursprung sich aber im fernen Mittelalter verliert. Der

Digitized by Google

Name der V. entstand aus dem gleichbedeutenden lateinischen Worte vicecomites (Vicegrafen) und das Geschlecht legte sich denselben wahrscheinlich bei, weil mehrere Personen desselben längere Zeit Statthalter der deutschen Kaiser in Mailand waren. Ihren Ursprung leiteten die V. selbst von den Grafen von Angloria her, welche sie für Abkömmlinge der lombardischen Könige hielten; allein die ersten sicheren Nachrichten darüber finden sich im XI. Jahrh., wo Heribrand (starb 1065) als erster Vicecomes von Mailand genannt wird. Er zeichnete sich eben so wie sein Sohn Otto durch kriegerische Tapferkeit aus und eine Heldenthat des Letztern, der während des ersten Kreuzzugs (1099) vor Jerusalem einen riesenmäßigen Saracenen erschlug, gab Gelegenheit zur Wahl des Familienwappens, indem Otto die geflügelte, feuerspeiende Schlange, welche jener als Helmzier führte, dazu erwählte. Er fiel 1111 bei einem Aufruhre in Rom und hinterließ zwei Söhne, von denen der Enkel des Jüngern, Theobald, als Gregor X. den päpstlichen Stuhl bestieg (1272) und 1276 starb. Sein älterer Sohn, Uberto, dagegen wurde 1206 Herr von Mailand, hatte aber fortwährende Zwistigkeiten mit der Familie della Torre zu bestehen. Der älteste Sohn desselben, Otto, (geb. 1208) trat in den geistlichen Stand, wurde zum Erzbischofe von Mailand ernannt, war glücklich gegen die Partei der della Torre und hinterließ bei seinem Tode 1295 seinem Neffen, Matthäus V., genannt der Große, den er 1294 von Adolph von Nassau als Reichsvicar hatte anerkennen lassen, die Regierung. Matthäus siegte nach manchem Wechsel des Glückes über seine Feinde und regierte, durch sein früheres Unglück gewarnt, mit Leutseligkeit und Milde; da er aber ein treuer Anhänger vom Kaiser Heinrich VII. war, dem er zum großen Theile den Sieg über seine Gegner verdankte, so that ihn der Papst in den Bann, mit welchem beladen Matthäus 1322 starb. Ihm folgte sein Sohn Galeazzo I., welcher, wie sein Vater, ein treuer Anhänger der Gibellinen war, aber durch seine eigenen Brüder, die sich für ihren Beistand im Kriege nicht genug von ihm ausgezeichnet glaubten, bei Kaiser Ludwig dem Baier verdächtig gemacht und deßhalb von Letzterem lange gefangen gehalten wurde, bis ihn der Kaiser auf die Verwendung der Gibellinenhäupter wieder freiließ. Er starb, gleichfalls mit dem Banne beladen, bei der Belagerung von Pistoja und hinterließ seine Macht seinem Sohne Azzo, welcher nach seinem Übertritte zu den Guelfen vom Banne losgesprochen wurde, sich fast die ganze Lombardei unterwarf und sich durch Tapferkeit, Liebenswürdigkeit und Edelmuth vor allen Fürsten Italiens auszeichnete. Dem kinderlosen Azzo folgte 1339 sein Oheim Luchino, ein Sohn des Matthäus V., ein tapferer Krieger, der sein Leben unter Schlachten und Belagerungen hinbrachte, grausam, ausschweifend und tyrannisch, seine Besitzungen durch Krieg und Kauf vermehrte und von seiner buhlerischen Gemahlin 1340 durch Gift ermordet wurde. Da diese jedoch nach ihrem eigenen Geständnisse alle ihre Kinder im Ehebruche mit dem Neffen ihres Gemahls, Galeazzo V., erzeugt hatte, so folgte ihm keines derselben, sondern Luchino's Bruder, Johann, erhielt die Regierung. Er war in den geistlichen Stand getreten, wurde zum Erzbischofe von Mailand ernannt und später zum Dogen von Genua erwählt, erweiterte seine Besitzungen, regierte mit Milde und starb 1354. Da er ohne Erben war, so theilten sich seine drei Neffen, die Söhne Stephan's V., in seine Staaten, von denen der älteste, Matthias II., Bologna, Lodi, Parma und Piacenza erhielt. Allein bald darauf empörte sich Johann V. d'Oleggio, ein natürlicher Sohn Johann V.'s, gegen ihn; der ausschweifende Matthias war zu schwach, um sich ihm mit Erfolge widersetzen zu können, und schon durch Entkräftung dem Tode nahe, als ihn seine Brüder (1355) vergifteten. Galeazzo II., der zweite Sohn Stephan V.'s, erhielt bei der Theilung die Hälfte von Mailand nebst Como, Novara, Vercelli, Asti, Tortona und Alessandria und theilte nach Matthias' II. Tode dessen Besitzungen mit seinem Bruder. Er war ein weichlicher, prachtliebender Fürst, begünstigte die

Digitized by Google

Literatur und wird deßhalb von Petrarca auf das Höchste gefeiert, belastete aber auch sein Land mit Abgaben und rief dadurch häufige Verschwörungen hervor, die er auf das Härteste bestrafte. Er starb 1378 zu Pavia, im Alter wegen seines Geizes gehaßt und verachtet. Barnabo, der dritte Sohn Stephan V.'s, erhielt bei der Theilung der Erbschaft seines Oheims Johann die zweite Hälfte von Mailand nebst Cremona, Crema, Brescia und Parma und von dem Besitze seines Bruders Matthias Lodi und den übrigen Theil von Parma. Er war kriegerisch, rauh, hart und eigenwillig, wurde durch den von ihm bekriegten Papst, der nun die Ungarn und Deutschen zum Kreuzzuge gegen ihn aufrief, in den Bann gethan, brach alle eingegangenen Friedensbedingungen, belastete seine Unterthanen mit Steuern, bestrafte mit Grausamkeit Aufruhr und die geringste Verletzung seiner Jagdgerechtigkeiten, wurde von seinem Neffen hinterlistig gefangen genommen und starb 1385 auf einem mailändischen Schlosse an Gift. Er hinterließ 4 rechtmäßige Söhne und viele Töchter, welche sämmtlich an einflußreiche Fürsten vermählt wurden; von seinen natürlichen Söhnen stammen indeß die jetzt noch lebenden Glieder der V. ab. Ihm folgte sein Neffe und Mörder Johann Galeazzo, welcher in einem nachtheiligen Frieden 1392 seine ungerechten Eroberungen wieder abtreten mußte, sich vom Kaiser Wenzel 1395 den Herzogstitel erkaufte, Pisa, Perugia und Assisi an sich brachte, Bologna eroberte (1402), sich als das Haupt der Gibellinen ansah und im Sept. 1402 an der Pest starb. Er theilte seine Staaten unter seine beiden rechtmäßigen Söhne und einen natürlichen Sohn. In Mailand folgte ihm unter Vormundschaft der Mutter sein ältester, noch unmündiger Sohn, Johann Maria, während dessen Minderjährigkeit die Parteikämpfe der Guelfen und Gibellinen das Land zerrütteten. Seine Gegner schränkten ihn endlich auf den Besitz der Stadt Mailand ein und eine Verschwörung brachte 1412 den grausamen und schwachen Fürsten endlich um Thron und Leben. Philipp Maria, der zweite Sohn Johann Galeazzo's, erhielt nach dem Tode seines Vaters Pavia nebst der Umgegend und nahm nach dem Ableben seines Bruders auch dessen Staaten in Besitz, eroberte durch Carmagnola die ganze Lombardei, gab dem gefangenen ihm von den Genuesern ausgelieferten König Alphons von Neapel die Freiheit wieder und erwarb sich somit dessen Freundschaft, machte sich aber dadurch die Franzosen, seine bisherigen Bundesgenossen, zu erbitterten Feinden. Zu Folge seines mißtrauischen Charakters machte er die erfolgreichsten Feldzüge seiner Feldherren durch unerwartete Friedensschlüsse unnütz und handelte stets anders, als man erwartet hatte. So vermählte er seine natürliche Tochter Bianca 1441 an seinen bisherigen Feind, den Condottiere Franz Sforza, und bekriegte denselben zu wiederholten Malen, schloß aber immer Frieden, wenn jener seinem Untergange nahe war. Er starb 1447 auf einer Reise zu demselben in Pesaro, mit ihm ging die Herrschaft des Hauses V. zu Ende und durch seinen Schwiegersohn an das Haus Sforza über. Unter den nicht zur Regierung gelangten Gliedern des Hauses V. zeichneten sich folgende durch kriegerische Thaten oder Gelehrsamkeit aus. Marcus, Sohn des Matthias V., ein tapferer Anführer der Gibellinen, belagerte 1318 Genua, erfocht mehrere Siege über die Franzosen und Guelfen, bemächtigte sich als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres der Stadt Lucca und wurde 1329 auf Anstiften des seinen Ruhm beneidenden Azzo V., damaligen Herrn von Mailand, bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Mahle erdrosselt. Lodovisio, der Sohn eines Bruders des großen Matthias V., leitete den Aufstand der Mailänder (1322) gegen Galeazzo V., wurde vom Kaiser Ludwig dem Baier mit einer der höchsten Stellen des mailändischen Rathes bekleidet, führte hierauf als Condottiere eine Schaar deutscher Söldner und focht für Martino della Scala, nahm Luchino V. gefangen, wurde aber endlich nach dem Verluste mehrerer Schlachten selbst gefangen und erst 1349 wieder freigelassen. Im Jahre 1356 rettete er das Herzogthum Mailand durch

Digitized by Google

Vernichtung der sogenannten großen Bande und starb bald darauf. Gabriel Maria, ein natürlicher Sohn des Johann Galeazzo, verwickelte sich durch Unklugheit und Grausamkeit in gefährliche Händel, mußte sich vor seinen Gegnern nach Genua zurückziehen, wo er auf Befehl des dortigen Befehlshabers, des Marschalls Baucicaut, dem er sich früher in die Arme geworfen hatte, unter nichtigem Vorwande enthauptet wurde. Astor oder Hector, ein natürlicher Sohn Barnabo V.'s, wurde wegen seiner Tapferkeit der Soldat ohne Furcht genannt. Obgleich er nach dem Tode Johann Galeazzo's zum Herzoge von Mailand ausgerufen wurde, so mußte er dennoch vor der Gegenpartei fliehen, wurde in Monza belagert und durch eine Balliste getödtet. Kaspar V., ein muthmaßlicher Abkömmling von einem der natürlichen Söhne der alten Herzöge von Mailand, zeichnete sich als Staatsmann und Dichter aus und starb 1499. Joseph V. oder Vicecomes, geb. gegen das Ende des XVI. Jahrh., ist berühmt als Gelehrter. Johann Baptista Anton behauptet ebenfalls von den V.'s abzustammen und war ein berühmter Alterthumskenner, den sich Winckelmann zum Nachfolger als Präfect der Alterthümer zu Rom wünschte und der es auch wurde. Er machte sich besonders durch die Einrichtung des Museum Pio-Clementinum zu Rom verdient und starb im Jahre 1784. Ennius Quirinus, der Sohn des Vorigen, widmete sich ausschließlich dem Studium der Alterthümer und besaß ein solches Genie, daß er schon in seinem zweiten Jahre alle Bilder auf den Medaillen von Cäsar bis Gallienus gekannt, im dritten Jahre vollkommen griechisch und lateinisch gelesen, im zehnten fast alle Wissenschaften inne gehabt und bei einer feierlichen Prüfung die schwersten trigonometrischen und algebraischen Aufgaben gelöst und im dreizehnten Jahre die Hecuba des Euripides in italienische Verse übersetzt haben soll. Er wurde 1809 zum Oberaufseher des Museum von Paris und zum Professor der Archäologie, so wie zum Mitgliede des Instituts ernannt und starb im Jahre 1818 in der Hauptstadt Frankreichs. Auch als Schriftsteller hat er sich durch mehrere gehaltvolle Werke im Fache der Archäologie bekannt gemacht. 81.

Visionen nennt man Erscheinungen oder Bilder der Phantasie, welche in der Seele mittelst ihrer innern Thätigkeit ohne Vermittelung der äußeren Sinne entstehen und so lebhaft und täuschend sind, daß sie der Mensch wirklich mit den Sinnen wahrgenommen zu haben glaubt. Sie haben ihren Grund in einer starken und aufgeregten Phantasie, welche ihre inneren Gebilde für wirkliche Erscheinungen hält, stehen mit den Vorstellungen, welche das Gemüth des Visionärs im täglichen Leben erfüllen, in ursächlicher Verbindung und unterscheiden sich von den Träumen und von dem magnetischen Somnambulismus dadurch, daß sie im Zustande des Wachens stattfinden. 63.

Visir heißt am Ritterhelme das Gitter, welches das Gesicht deckt, ohne jedoch das Sehen zu hindern; beim Geschütz, bei Büchsen und Bogen der Einschnitt, welcher am hintern Ende des Rohres angebracht ist, genau auf der Mittellinie der Seele desselben steht und dazu dient das Geschütz genau zu richten, indem V., Korn und Ziel in eine gerade Linie gebracht werden. Bei den Meßinstrumenten nennt man die Einschnitte, Löcher oder Kreuzfaden in den Ocular-dioptern ebenfalls V. Jeder geschossene oder geworfene Körper bewegt sich in einem Bogen, welcher, wenn kein Widerstand der Luft stattfände, die Form einer Parabel haben würde. Um daher mit dem Geschosse das Ziel zu treffen, ist es nothwendig, daß die Axe der Seele des Rohres so gestellt werde, daß auf diesen Bogen Rücksicht genommen wird. Demnach liegt das V. jederzeit höher als das Korn, über der Seelenaxe, wodurch, wenn man die Linie über V. und Korn (Visirlinie) verlängert denkt, dieselbe die verlängert gedachte Seelenaxe schneidet, also ein Winkel entsteht, welcher der natürliche Erhöhungswinkel oder auch Visirwinkel genannt wird. Geschützröhre, bei denen Visirlinie und Seelenaxe gleichlaufend sind, welche mithin keinen Visirwinkel

Digitized by Google

haben, nennt man verglichen. Diese werden gebraucht, wenn man auf ganz kurze Entfernungen (bis 400 Schritte) schießen will; zu größeren Distanzen bedient man sich alsdann des Aufsatzes (s. Kanonen), dessen Höhe für die jedesmalige Entfernung durch Erfahrung ausgemittelt ist. Die senkrechte Ebene, welche durch den Visireinschnitt und die Spitze des Korns gedacht werden kann, muß mit der senkrechten Ebene auf der Axe der Seele zusammenfallen oder darf doch nur um ein Geringes davon abweichen, muß dann aber jedenfalls parallel mit derselben laufen. Würde das V. z. B. zur Seite abweichen, so würde das Geschoß auch nach dieser Seite von der Richtungslinie abgehen; stände das Korn nicht in der gedachten Ebene, so würde aus demselben mathematischen Grunde das Geschoß nach der entgegengesetzten Seite aus der Richtungslinie gehen. Bei den Büchsen sind, um auch auf weitere Entfernungen schießen zu können, als Aufsatz die sogenannten Klappvisire angebracht. Anders verhält es sich jedoch bei den Bogengewehren, wo das Korn sich auf dem Pfeile oder Bolzen befindet. Indem man hier mit dem Korne das vordere Ende des Pfeils ꝛc. zur Seite schiebt, rückt man die Axe desselben und die Richtung des Schusses selbst mit dem Korne zugleich und verändert gegen die Visirlinie nur ein wenig die Richtung des Schaftes, welches keinen Einfluß auf die Richtigkeit des Schusses äußert. — Visirschuß nennt man beim Geschütz den Schuß, welcher über V. und Korn nach dem Ziele gerichtet ist. 61.

Visiren, lat. explorare; franz. jauger; engl. aim, gage, nennt man untersuchen, wie viel von bekannten Maßen oder Kannen irgend ein Gefäß, z. B. Faß, Tonne ꝛc., enthält. Das Ausmessen der Dimensionen dieser Gefäße, um vermittelst derselben seinen Inhalt geometrisch zu berechnen, geschieht vermittelst eines dazu eingerichteten Maßstabes, welcher Visirstab (franz. jauge; engl. gaging-rod) genannt wird. Man hat drei verschiedene Arten von Visirstäben. Der Visirstab ist 1) ein einfacher Längenmaßstab, welcher in Fuße, Zolle und Linien eingetheilt ist, oder 2) ein Quadratmaßstab, auf welchem auf der einen Seite, die sogenannte Längenseite, die Höhe eines Maßes, einer Kanne ꝛc., so vielmal, als es angeht, aufgetragen ist; auf der anderen Seite, die man die Flächenseite nennt, die Durchmesser von Cylindern, die bei einer Maß-, Kannen- ꝛc. Höhe 1, 2, 3 ꝛc. Maß, Kannen ꝛc. Inhalt haben. Mit der Längenseite wird die Länge des Fasses gemessen und mit der Flächenseite der Spund- und Bodendurchmesser des Fasses. Addirt man nun ⅔ ihres Unterschiedes zum Bodendurchmesser, so gibt die dabeistehende Zahl an, wie viel Maß, Kannen ꝛc. auf dem Boden des mittlern Cylinders Platz haben; multiplicirt man nun noch diese Zahl mit der gemessenen Maß-, Kannen- ꝛc. Höhe, so erhält man dadurch den Inhalt des Fasses in Maße, Kannen ꝛc. Oder 3) ein Cubikmaßstab, welcher die Doppelzahl von Maß, Kannen, Eimer ꝛc. angibt, die ein gleichseitiger Cylinder enthält, welcher die gemessene Diagonale der einen Hälfte des Fasses von der Spundöffnung bis zum untersten Punkte des Bodens gibt und darauf beruht, daß sich ähnlich gestaltete Fässer wie die Cubi ihrer gleichliegenden Linien verhalten. 40

Visitationsartikel, s. Glaubensbekenntniß.

Vista, s. Avista.

Visum repertum, s. Obduction.

Vitalianer oder Victualienbrüder waren eine gegen das Ende des XIV. Jahrh. entstandene Seeräubergesellschaft, die vorzüglich in der Ostsee ihr Wesen trieb und deren Ursprung in Folgendem zu suchen ist. Als im Jahre 1389 Albert von Schweden mit seinem Sohne Erich von Margaretha von Dänemark gefangen worden war, suchte ihn sein Bruder Johann von Stargard mit Hülfe der Hanse, namentlich der Städte Wismar und Rostock, seines Gefängnisses zu entledigen. Um den Krieg mit mehr Nachdruck führen zu können, hatten die erwähnten Städte eine Bekanntmachung ergehen lassen, nach der allen denen, die auf eigne Kosten

Digitized by Google

Caper gegen Dänemark, Schweden und Norwegen ausrüsten würden, ihre Häfen offen stehen sollten. Eine Menge von Abenteurern fanden sich zu diesem Unternehmen bereit, die durch glückliche Erfolge einmal kühn gemacht bald weder Freund, noch Feind verschonten. Sie nannten sich V., da sie, obgleich gewissermaßen im Dienste jener Städte, für Unterhalt und Lebensmittel (Victualien) selbst sorgen mußten. Der Hansebund, über dieses Unwesen aufgebracht, schloß die Urheber desselben, Wismar und Rostock, die indessen durch eingebrachtes Capergut ansehnlich gewonnen hatten, von seiner Gemeinschaft aus. Im Jahre 1395 kehrte Albert, der Krone Schwedens entsagend, nach Meklenburg zurück und die V. mußten bei Abschluß des Friedens die Ostsee räumen; von der Insel Gothland, die sie bis jetzt noch inne gehabt hatten, vertrieb sie der deutsche Orden. Ein Theil von ihnen wendete sich nach Bergen in Norwegen, ein anderer nach Friesland, wo Aurikenhave, Wimunde und Marienhave, die einem friesischen Häuptlinge, Kentom Broeke, gehörten, ihre vorzüglichsten Schlupfwinkel wurden. Von hier aus trieben die V. ihr Wesen ärger als jemals, so daß der Hansebund ernstlich auf ihre Ausrottung dachte. Vor Allen gelang es den Hamburgern, zwei der kühnsten Häupter der V., den Claus Storteboker und Wigman, als sie mit ihren Schiffen vor Helgoland lagen, nach tapferer Gegenwehr zu überwältigen; 40 Seeräuber blieben und 70 wurden gefangen nach Hamburg geführt und hier auf dem Grasbroeke (1402) enthauptet. Ein altes Lied (abgedruckt im „Wunderhorn" II, S. 167 und anderwärts) besingt diese Begebenheit. Nicht lange nachher wurden von denselben Hamburgern zwei andere bekannte Seeräuber von den Vitalianern, Godeke oder Gottfried Michael und Wicbolt, Letzterer, wie man sagt, ein Magister der freien Künste, mit 80 ihrer Gefährten eingebracht und 1403 gleicherweise bestraft. Man fand bei ihnen die an der spanischen Küste erbeuteten Gebeine des heiligen Vincentius, durch deren Besitz die Seeräuber sich für unbesiegbar gehalten hatten. Seitdem ist der Name der V. gänzlich verschwunden. 83.

Vitalianus, Papst, war aus Campanien gebürtig und wurde nach Eugen's I. Tode (657) zum Papste erwählt, als welcher er sich aus allen Kräften bemühte, das Primat des römischen Bischofs immer mehr zu begründen, aber an dem Bischofe Maurus von Ravenna einen heftigen Gegner fand, welcher sogar einen Bannstrahl gegen ihn schleuderte (668). Er soll den Kirchengesang verbessert, den alleinigen Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienste verordnet und die Orgeln in den Kirchen eingeführt haben. Sein Tod erfolgte 673. 37.

Vitellius, römischer Kaiser, Sohn des römischen Ritters Lucius V., hatte in seiner Jugend den wollüstigen letzten Kaisern aus dem cäsarischen Hause als Werkzeug zur Befriedigung ihrer unreinen Leidenschaften gedient und war dann von Galba mit dem Commando zu den rheinischen Legionen nach Deutschland geschickt worden. Hier wußte er sich durch seine Nachsicht die Liebe der Soldaten so zu erwerben, daß sie ihn in den letzten Lebenstagen des Galba zu dessen Nachfolger ausriefen. Da die spanischen Legionen ihrerseits den Otho zum Kaiser gewählt hatten, so begann ein Kampf zwischen den beiden, deren Ausgang jedoch Otho nicht erwartete, sondern sich nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Bedriacum in Italien das Leben nahm. So wurde V. alleiniger Kaiser, aber sein jämmerliches Leben, das nur dem Essen gewidmet war, empörte die morgenländischen Legionen so sehr, daß sie ihm entgegen den Vespasianus zum Kaiser wählten. Als auch im Abendlande und selbst in Italien Viele von des V.'s Partei zu Vespasian übergingen, sah er sich genöthigt, einen Vergleich anzunehmen, nach welchem er in den Privatstand trat und einen bestimmten Jahrgehalt bezog. Aber seine Soldaten wollten von diesem Vergleiche nichts wissen und als darüber große Unruhen in Rom entstanden, so eilten die Vespasianer herbei, nahmen die Stadt ein und wütheten zum Entsetzen in derselben. V., welcher sich in einen entlegenen

Digitized by Google

Winkel des kaiserlichen Palastes geflüchtet hatte, wurde hervorgezogen, ihm der Kopf abgeschlagen und der Leichnam in die Tiber geworfen. Dieß geschah den 20. Dec. 69. Seine Frau, Galeria, ließ ihn aus dem Flusse ziehen und bestatten. Das Reich hatte an ihm nichts verloren, denn weder um die Regierung, noch um die Kriegsführung bekümmerte er sich; beides überließ er seinen Günstlingen und Feldherren. Seine ganze Sorgfalt verwendete er auf Essen und Trinken, worin er es denn auch so weit gebracht hatte, daß in den 8 Monaten seiner Regierung eine Summe von 900 Millionen Sestertien (etwa 48 Mill. Thaler) auf seine Tafel verwendet wurden. Er pflegte des Tags viermal zu essen und um zu diesen Mahlzeiten immer guten Appetit zu haben, so leerte er seinen Magen durch angewandte Brechmittel wieder aus. Wenn er sich bei vornehmen und reichen Leuten zu Gaste lud, was er nicht selten that, so durfte der Tafelaufwand nicht unter 400000 Sestertien sein. Als ihn sein Bruder Lucius, der unter der Regierung des V. die Stadtcommandantur besaß und zuletzt von den Vespasianern zu Terracina ermordet wurde, den Ankunftsschmauß in Rom gab, wurden 2000 Fische und 7000 Vögel der seltensten Art aufgetragen. 6.

Vitet (spr. Wité) (Louis), berühmter Arzt, ward zu Lyon 1736 geboren, wo Vater und Vorfahren berühmte Ärzte gewesen waren. In seiner Jugend zur Schwermuth geneigt faßte er den Entschluß, Carthäusermönch zu werden, widmete sich aber doch endlich der Medicin, die er zu Montpellier und Paris studirte. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt trat er nach einiger Zeit als praktischer Arzt auf, zeigte sich aber dabei noch auf andre Weise für das Wohlergehn seiner Mitbürger besorgt, namentlich indem er Vorlesungen über Anatomie und Chemie hielt und sogar die Anstellung dreier Lehrer, für Anatomie, Naturgeschichte und Chemie betrieb. Ferner that er Vorschläge zur Verbesserung der lyoner Hospitäler. So machte auch seine Vertheidigung der Gebrüder Para, die angeklagt waren, ein Mädchen ermordet zu haben, viel Aufsehen. Eben so war er der erste Arzt, der an der Thierarzneischule sich der Behandlung der Thiere unterzog. Er gab eine Pharmakopöe und ein medicinisches Journal heraus und betrieb endlich die Stiftung einer Hebammenschule. Mitten in diesen Beschäftigungen fand ihn die Revolution. Nunmehr erweiterte sich sein Wirkungskreis; er wurde Wähler, Maire und endlich Deputirter zum Nationalconvent. In den Aufstand Lyons verwickelt mußte er fliehen und hielt sich hierauf im Canton Zürich auf, bis ihm der 18. Brumaire seinen Sitz in der gesetzgebenden Kammer wieder zurückgab. Er starb zu Paris am 25. Mai 1809, von Leuten aller Meinungen, hauptsächlich aber von seinen lyoner Mitbürgern herzlich betrauert als ein sehr geschickter Arzt, von seltner Rechtschaffenheit und Hochherzigkeit. Er hat eine Menge Schriften hinterlassen, als: „Observations sur les maladies regnantes à Lyon 1768—1784“; „Dissert. sur les noyés“ (1768); „Matière médicale reformée“ (1770); „Médecine vétérinaire“ (1771. 3 Voll.); „Médecine expectante“ (1803. 3 Voll.); „Le médecin du peuple“ (1804. 13 Voll.); „Traité de la sangsue médicinale“ (1809). 39.

Vitiges, König der Ostgothen, war aus niederm Stande, ward aber wegen seiner Tapferkeit nach Theodatus' Tode (536) von den Gothen zum Könige gewählt und suchte seine Herrschaft über ganz Italien auszubreiten; doch mußte er von der Belagerung Roms, worin Belisar sich befand, wieder abziehen, ward von diesem überall zurückgedrängt und zuletzt in Ravenna belagert, wo er sich 540 auf Capitulation ergeben mußte. Er ward nach Constantinopel geführt, wo ihn Justinianus I. sehr freundlich aufnahm, ihn zum Patricier ernannte und sogar ihm ein Commando gegen die Perser übergab, obwohl diese erst von V. gegen die Römer aufgereizt waren. Sein Todesjahr ist unbekannt. 37.

Vitringa (Campegius), ein berühmter holländischer Theolog, ward den

Digitized by

16. Mai 1659 zu Leeuwaarden geboren, bildete sich in seiner Vaterstadt und in Franecker und zeichnete sich so aus, daß er schon 1679 die theologische Doctorwürde, 1681 die Professur der orientalischen Sprachen und 1682 eine ordentliche theologische Professur erhielt. Trotz der vortheilhaftesten Anerbietungen von Utrecht blieb er doch stets in Franecker und starb daselbst den 31. März 1722. — Von seinen zu damaliger Zeit sehr geschätzten vielen Schriften nennen wir nur seinen „Commentarius in Jesaiam“ (Herborn 1715—1722. 2 Bde. Fol.), welcher noch jetzt dem biblischen Exegeten manche wichtige Ausbeute gewährt. 16.

Vitriol, lat. vitriolum; franz. und engl. vitriol, heißen im allgemeinsten Sinne alle Salze, welche aus der Verbindung der Vitriol- oder Schwefelsäure mit verschiedenen Metalloxyden bestehen. Diese Salze sind je nach dem Metalle, welches sich mit der Säure verbunden hat, sehr verschieden. Die vorzüglichsten im Handel vorkommenden Sorten sind: 1) Der **Eisenvitriol**, grüner V., Kupferwasser, schwefelsaures Eisen (ferrum sulphuricum, vitriolum viride s. martis), aus Eisenoxydul und Schwefelsäure bestehend. Im reinen Zustande ist er von bläulich-grüner Farbe, krystallisirt in durchsichtigen Rhomboëdern, besitzt einen zusammenziehenden Geschmack und auf dem Bruche Glasglanz, wird an der Luft von Außen trübe und überzieht sich mit einem gelben Pulver. 2) **Kupfervitriol**, blauer V., cyprischer V., schwefelsaures Kupfer, blauer Gallitzenstein (cuprum sulphuricum, vitriolum de Cypro) besteht aus Kupferoxyd und Schwefelsäure, ist durchsichtig, besitzt eine schöne lasurblaue Farbe, krystallisirt in geschobenen Tafeln und besitzt einen unangenehmen zusammenziehenden Metallgeschmack. An der Luft wird er trübe und zerfällt endlich zu einem weißen Pulver. 3) **Zinkvitriol**, weißer oder goslarischer V., weißer Gallitzenstein, schwefelsaures Zink (zincum sulphuricum, vitriolum album) besteht aus Zinkoxyd und Schwefelsäure, bildet wasserhelle säulenförmige Krystalle von zusammenziehendem metallischen Geschmacke, welche an trockner Luft verwittern. 4) **Adlervitriol**, gemischter, admonter, salzburger, auch Doppelvitriol, ist ein Gemenge aus schwefelsaurem Eisenoxydul und schwefelsaurem Kupferoxyd. Je mehr Kupfer der V. enthält, desto höher ist sein Werth und desto mehr nähert sich seine Farbe der des blauen Vitriols. Er kommt in krystallisirten Stücken, Trauben oder Tafeln oder auch in kleinen zerbröckelten Stücken zum Handel. 40.

Vitruvius Pollio (Marcus), der einzige altrömische Architekt, von dem sich noch ein Werk über die Baukunst erhalten hat, war aus Verona gebürtig, lebte zur Zeit des Cäsar und Augustus und starb in einem sehr hohen Alter, ohne daß uns von ihm weiter etwas bekannt geworden ist, als daß er den Cäsar auf seinen Feldzügen begleitete und später unter Augustus die Aufsicht über die öffentlichen Bauten im ganzen römischen Reiche erhielt. Desto schätzenswerther ist aber sein uns erhaltenes Werk „De architectura“ (10 Bücher), die einzige Auctorität für die Grundsätze der römischen Baukunst. Es umfaßt dieß Werk das ganze Gebiet der Baukunst, verräth unverkennbar eine ausgezeichnete Kenntniß des Verfassers, so wie dessen vollkommene Vertrautheit mit den zu behandelnden Gegenständen, ist aber hinsichtlich der Darstellung und Sprache ziemlich geschmacklos und ohne besondern Werth. Die ed. pr. erschien s. l. et a. (Rom. 1486. Fol.), castig. per Jucundum (Venet. 1511. Fol.); die besten Ausgaben nach diesen sind von J. de Laet (Amst. 1649); A. Rode (Berol. 1800. 4. nebst 1 Bd. Kupfer); J. Glo. Schneider (Lips. 1807 sq. 3 Voll. 8.) und Sim. Stratico (Utini 1825—1830. 4. 4 Voll.). Eine gute deutsche Übersetzung besitzen wir von A. Rode (Leipz. 1796. 4. 2 Bde.; dazu Kupfer, Berl. 1801. Fol.). 20.

Vittoria (Schlacht bei), am 21. Juni 1813. Nachdem zu Anfange des Jahres 1813 der Marschall Soult mit 30000 Mann alter Truppen, meist Reiterei, aus Spanien abgerufen worden war, um die große Armee in Deutschland zu

Digitized by Google

verstärken, breiteten sich die Guerillas immer kühner und glücklicher auf der Halbinsel aus; Mina, Porlier, Lacy (welcher später als Verräther gegen Ferdinand VII. hingerichtet wurde), Empecinado, Ayroles, Villacampo waren die vornehmsten Anführer derselben. An demselben Tage, wo in Deutschland bei Bautzen die Schlacht geschlagen wurde (20. Mai 1813), brach der Herzog von Wellington von Ciudad-Rodrigo auf, besetzte Salamanca und Madrid (26. und 27. Mai) und veranlaßte den König Joseph, wie den Oberbefehlshaber der Armee desselben, Marschall Jourdan, den Ebro zu überschreiten. Am 20. Juni concentrirte Wellington seine Streitkräfte, als er bei V. den Feind aufgestellt fand, ließ am 21. mit Tagesanbruch den General Hill die Zadora überschreiten und das Centrum der feindlichen Stellung angreifen. Der General Graham leitete gleichzeitig eine Umgehung und während im Centrum hartnäckig gestritten wurde, erschien derselbe im Rücken des rechten Flügels des Feindes. Durch dieses Manoeuvre wurde dem Feinde der Rückzug auf der geraden Straße nach Bilbao abgeschnitten und er so gezwungen mit dem Eintritte der Nacht in der größten Unordnung mit Zurücklassung sämmtlicher Geschütze und des ganzen Gepäckes sich auf Pampelona zurückzuziehen. Das Schlachtfeld desselben, welches schon merkwürdig ist durch die Überwindung des heldenmüthigen Connetable Bertrand von Guesclin von dem schwarzen Prinzen in dem Kronstreite Peter's des Grausamen und Heinrich's von Trastamare, bedeckten 15000 Todte und Verwundete, 3000 Franzosen waren zu Gefangenen gemacht und 151 Kanonen, 400 Kriegsfahrzeuge, die Kriegscasse, so wie das ganze Gepäck König Joseph's fielen den Engländern in die Hände. Nach mehreren heftigen Gefechten lieferte Wellington am 27., 28. und 30. Juli dem inzwischen wieder aus Deutschland zurückgekehrten Marschall Soult die Pyrenäenschlacht, trieb die Feinde überall vom spanischen Boden zurück und nahm das wichtige St. Sebastian mit Sturm. Suchet räumte Valencia, Mina eroberte Saragossa wieder, und am 7. Oct. drangen Spanier und Engländer über die Bidassoa auf das französische Gebiet. Am 31. Oct. fiel auch Pampelona und nun schritten die siegenden Heere dem südlichen Frankreich zu. 61.

Vitzliputzli, der Hauptgötze der Mexicaner, ward in unförmlicher Mannsgestalt und in sitzender Stellung abgebildet. Sein Kopf soll die Gestalt eines Löwenkopfes gehabt haben; sein Leib war unförmlich dick und bildete ein Gesicht mit weit aufstehendem Munde; die Füße waren sehr klein und Ziegenfüßen ähnlich mit Klauen. Übrigens hatte er auf dem Kopfe zwei Hörner, in der linken Hand einen Stab, in der Rechten einen Schild und einen Baumzweig und auf dem Rücken 2 Flügel und war an verschiedenen Theilen des Körpers mit blauer Farbe bemalt. Dieses Bild, aus Metall gegossen, stand in einem prächtigen, weitläufigen Tempel und ihm wurde alljährlich im Mai mit vielen Ceremonien ein Fest gefeiert, wobei ihm Menschenopfer gebracht wurden. 23.

Viviani (Vincenzo), erster Mathematiker des Großherzogs von Florenz, geb. daselbst den 3. April 1622, war ein Schüler und besonderer Günstling Galilei's und erwarb sich durch seine tiefen mathematischen Einsichten großen Ruhm. Er übersetzte die 5 Bücher des griechischen Mathematikers Aristäus über die Kegelschnitte („Divinatio in Aristaeum", Flor. 1701. Fol.) und das für verloren gehaltene 4. Buch des Mathematikers Apollonius von Perga desselben Inhalts („Divinatio in quartum Conicorum Apollonii Pergaei", Flor. 1659. Fol.). Ferdinand II., Herzog von Florenz, ernannte ihn 1666 zu seinem Mathematiker und Ludwig XIV. ertheilte ihm eine Pension. Er starb den 22. Sept. 1703 in einem Alter von 82 Jahren. 33.

Vließ (goldnes), s. Goldnes Vließ und Argonauten.

Vocale, s. Buchstaben.

Vocalmusik ist der allgemeine Ausdruck für alle Gattungen der Tonstücke,

Digitized by Google

bei welchen von der menschlichen Stimme Gebrauch gemacht wird. Die Vorzüge derselben vor der Instrumentalmusik sind besonders, daß sie mehr als diese den Zuhörer in die Stimmung zu versetzen im Stande ist, die der Tonkünstler bei der Composition beabsichtigte; daß die menschliche Stimme jede Empfindung und Leidenschaft, selbst auch die geheimsten Regungen des menschlichen Herzens, treuer und wahrer wiederzugeben im Stande ist und bei Weitem mehr zur feinsten Verschmelzung der Töne sich eignet als alle uns bekannten Instrumente. Die eigentliche Kraft, Würde und Vollkommenheit erhalten jedoch die Töne erst durch eine Vereinigung mit der Instrumentalmusik. (Vergl. Singen.) 20.

Völkerrecht, lat. jus gentium; franz. droit des gens; engl. law of nations, ist der Inbegriff der Rechte und Verbindlichkeiten der Völker und Staaten gegen Auswärtige, oder als Wissenschaft: die Wissenschaft von den Rechten und Verbindlichkeiten der Staaten gegen einander. Man theilt das V. in das natürliche oder philosophische oder allgemeine und in das positive. Ersteres beruht auf der Idee des Rechts, angewendet auf die im Allgemeinen zur Vorstellung gekommenen Verhältnisse der Staaten zu einander. Es handelt also von den Rechten der politischen Persönlichkeit oder Selbstständigkeit des Staats und den in ihr begriffenen Rechten, die sich auf seine Regierung, Verfassung, Verwaltung, Eigenthum und Gebiet beziehen, so wie von der Freiheit des Verkehrs und des Handels, von Völkerverträgen und Gesandtschaften, von Krieg und Frieden. Das positive, besondere, willkührliche V., welches sich auf das natürliche stützen muß, wird durch Völkergewohnheit und Verträge (daher jus consuetudinarium et pactitium) gebildet. Die durch besondere Verträge oder Herkommen eingeführten Grundsätze, welche unter den mehresten und größten europäischen Staaten gelten, bilden das allgemeine europäische V. Was die Geschichte des Völkerrechts anlangt, so kannten schon die Griechen und Römer dasselbe, wenn auch nicht dem Wesen, doch der Form nach. Die Römer hielten die Kriegserklärung zu gerechter Feindseligkeit für nothwendig und die Fecialen verrichteten dieses Geschäft, so wie auch die Schließung von Frieden und Bündnissen, unter religiösen Gebräuchen; aber damit glaubten sie auch, sei Alles gethan. Jedoch nach dem Verfalle Roms und in den barbarischen Zeiten des Mittelalters wurde das V. ganz vergessen. Erst im XVI. Jahrh. fing man wieder an das V. als Wissenschaft zu behandeln. Hugo Grotius erwarb sich durch sein berühmtes Werk „De jure belli et pacis" den Namen des Vaters des Natur- und Völkerrechts. Ihm folgten Samuel Pufendorf und Christian Wolf. Nach Heeren wird das V., oder das ursprünglich von der reinen Menschenvernunft ausgegangene, dann von der Schule entwickelte und bei steigender Civilisation von den Völkern und ihren Machthabern theils ausdrücklich, theils stillschweigend als gültig anerkannte System von Rechtsprincipien für die wechselseitigen Verhältnisse der Völker, für eine Stütze des seit dem Mittelalter sich gebildeten europäischen Staatensystems gehalten; dagegen Andere vielmehr dieses auf die Idee des Gleichgewichts gebaute System für eine Stütze des Völkerrechts erkennen, weil die Rechtsidee dem Übergewaltigen nichts gelte. Um die Wissenschaft des allgemeinen und positiven Völkerrechts haben sich in neuerer Zeit verdient gemacht Burlamaqui, Glafey, Vattel, J. J. Moser, Achenwall, Günther, Martens, Baron von Ompteda, Schmalz, Schmelzing, Saalfeld, Klüber. 25.

Völkerwanderung. Wie es Menschen gibt, deren Einfluß ganze Zeitalter regiert, so geschehen Begebenheiten, deren Wirkungen über Jahrhunderte hinaus sich verbreiten und wunderbare Gewalt auf die Zukunft ganzer Welttheile üben. Eine solche Erscheinung ist die sogenannte Völkerwanderung, welche im IV. Jahrh. n. Chr. begann, durch deren Einfluß die ganze gesellschaftliche und staatliche Einrichtung unserer Zeit begründet ward und die sich einzig mit jenen großen Erdrevo-

Digitized by Google

lutionen vergleichen läßt, die vorübergehen, die vorweltlichen Geschlechter vertilgen und die Erde gleichsam von Neuem aus dem Chaos hervorgehen lassen mußten, bevor dieselbe für das gegenwärtige Geschlecht der Menschen bewohnbar ward. Ähnliches bewirkte die V. in sittlicher, staatlicher, gesellschaftlicher Hinsicht. Durch sie wurden die abgestorbenen Völker des Alterthums, die ausgearteten politischen, materiellen, geistigen, religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Formen der frühern Zeit in gewaltiger Fluth hinweggespült und ein neuer Völkerfrühling, eine frische, inhaltsreiche, kraftvolle, für das Größte, Heiligste und Edelste empfängliche Jugend der Nationen wiederum hervorgerufen. Innerlich war diese Erscheinung lange vorbereitet, diese Völkerreformation eine unabweisbare Nothwendigkeit, da sich aller Gehalt des antiken Lebens abgenutzt hatte; die äußeren, gleichsam Gelegenheitsursachen, waren augenblickliche, vorübergehende Zeitumstände. Mit dem Übergange der Hunnen über die Wolga (374) und der Besiegung der Alanen durch diese pflegt man den Eintritt jenes großen Ereignisses zu bezeichnen. Schnell wälzte sich der Strom nun fort, stürzte sich auf die Gothen und zwang sie zum Theil zur Unterwerfung, zum Theil zur Flucht ins Reich der Römer. Dieses große und wundersame altergraue Staatsgebäude aber, welches lange mannigfachen Stürmen widerstanden hatte und, so lange die Idee, aus der es hervorgewachsen war, auch nur einigermaßen noch in den Gemüthern lebte, sich mit hoher Kraft immer wieder, selbst bei scheinbarer Vernichtung, neu erhoben hatte, war so abgeschwächt, so morsch, daß es die weiten Grenzen gegen den Andrang der einstürmenden Völker nicht mehr schützen konnte, wenn es gleich den Gothen schwer genug ward, den Einlaß zu erzwingen. Aber es gelang doch; erst nahm sie Thracien, später Italien, dann Südfrankreich und endlich Spanien auf. Überall gründeten sie Reiche, überall mischten sie sich mit den Völkern, nahmen die Schätze des Geistes und der Länder in ihrem Geiste auf und brachten frische, jugendliche Gemüther, sie aufzufassen, mit. Vom Norden kam ein mächtiger Schwarm barbarischer Völker, Sueven, Vandalen, Burgunder ꝛc. unter Radagais, um sich, aus ihren Wohnsitzen gedrängt, einen reichern zu suchen. An den Grenzen Italiens geschlagen wandten sie sich über den Rhein nach Gallien, woselbst sich die Burgunder niederließen und das bekannte Reich stifteten; die Vandalen und Sueven zogen weiter nach Spanien und die ersteren eroberten unter Genserich Nordafrika, bauten ihre Hauptstadt an die Stelle, wo früher das durch die Römer grausam vernichtete Carthago stand, und wurden von hier aus, wunderbar genug, die Rachegötter Carthagos an dem verschwelgten, versunkenen Rom mit eben der kalten, selbstsüchtigen Grausamkeit, wie sie Rom einst an der Hauptstadt der Punier geübt hatte. Überall bemächtigte sich der Völker ein wunderbarer Wandertrieb, so daß sie den Zugvögeln gleich erschienen, deren Kommen den Gegenden, wo sie gesehen werden, den neuen nahen Frühling, nach dem sich jedes Herz aus dem abgestorbenen kalten Winter herausſehnt, verkünden. So gründeten die Angelsachsen (449) die germanischen Reiche Britanniens und so bildeten sich nach dem Tode des gewaltigen Attila (452) überall neue Staaten und Völker. Die Heruler, Rugier, Scyrren und andere norddeutsche Völker zogen nach Italien; ihr Anführer Odoacer stürzte (476) den abendländischen Kaiserthron Roms und herrschte, bis die edleren Ostgothen (493) sie verdrängten. Die von den Rugiern besessenen Länder, was jetzt Östreich heißt, nahmen die Longobarden ein (488), brachen aber hundert Jahre später in Italien ein und gründeten in der nach ihnen benannten Lombardei (568) einen Staat, den erst Karl der Große vernichtete. Eben so erschienen (487) die Bulgaren und nahmen die nördlichen Länder unterhalb der Donau ein, während die Avaren (560) Dacien besetzten und die slawischen Stämme sich in Böhmen, Schlesien, Polen, Pommern, Preußen, Melkenburg, Brandenburg, Meißen ꝛc. ausbreiteten. Nach und nach verlief sich der furchtbare Strom, die

Digitized by

Wohnsitze der Stämme wurden fester, die Staatseinrichtungen geregelter, die geistige Ausbildung reiner und nach und nach hob sich das Völkerleben, dem Phönix gleich, in neuer Jugendschönheit und Frische aus der scheinbaren Vernichtung und dem Reinigungsfeuer der V. prächtig und herrlich empor. 82.

Vogel, lat. avis; franz. oiseau; engl. bird, ist der Gattungsname für eine große Classe des Thierreiches, welche wie keine andere in sich abgeschlossen eine Menge ganz eigenthümlicher Merkmale an sich trägt. Die vorzüglichsten Kennzeichen der Vögel sind rothes warmes Blut, die Bedeckung des Körpers mit Federn, 2 mit langen Zehen und zum Theil mit Krallen versehene hornartige Füße, 2 am Oberkörper hervorgehende, aus 11 Knochen und vielen Gelenken bestehende und mit starken Federn besetzte Flügel, welche sich fächerartig ausbreiten können, ein aus langen und starken Federn bestehender Schwanz und statt der Lippen ein fester hornartiger Schnabel. Diese Kennzeichen finden sich bei allen Vögeln, doch sind sie wieder bei den einzelnen Classen unendlich verschieden, in Bezug auf den Standpunkt, welchen dieselben in dem großen Haushalte der Natur einnehmen. Denn abgesehen davon, daß die Farbe der Federn die größten Verschiedenheiten darbietet und die einzelnen Arten der Vögel durch besondern Schmuck, wie Federbüsche, Kronen, Hauben, besondere Schwanzfedern und dergl. sich auszeichnen, ist der Schnabel entweder walzen-, oder pfriem-, oder keilförmig, die obere Hälfte entweder genau mit der untern zusammenschließend oder über dieselbe nach unten gekrümmt hervorstehend oder auch umgekehrt und beim Kreuzschnabel beide sich kreuzend; ferner sind die Flügel bei denen, welche sich hoch in die Luft erheben, meist sehr groß, bei solchen, welche mehr laufen, wieder sehr klein; die Füße für die verschiedene Lebensart eingerichtet und bei den Wasservögeln zwischen den Zehen Schwimmhäute; die Schwänze länger oder kürzer; auch der Rumpf, welcher bei den meisten Vögeln wie ein Kahn gebaut ist, hat nicht bei allen dieselbe Gestalt und der Hals ist bei einigen sehr kurz, bei anderen wieder außerordentlich lang, vorzüglich bei den Wasservögeln. Eigenthümlich ist den meisten Vögeln ein im Innern des Körpers befindlicher Luftbehälter, der sich bei dem Fluge mit Luft füllt und dadurch den Körper viel leichter macht, weßhalb die Vögel durch Erweiterung oder Zusammenziehung desselben sich erheben oder senken können, während der Schwanz ihnen als Steuerruder dient; auch sind die Knochen der Vögel weniger stark und zum Theil mit Luft gefüllt. Die Nahrung der Vögel ist außerordentlich verschieden, ja fast jede einzelne Vögelgattung hat ihre eigenthümliche, sowohl aus dem Thier- als aus dem Pflanzenreiche; bemerkenswerth aber ist, daß die Vögel unter allen Thierclassen am Meisten zu fressen scheinen, indem sie meist täglich halb soviel Nahrung zu sich nehmen und darüber, als sie selbst wiegen. — Die Vögel leben großentheils paarweise; nur die hühnerartigen Vögel leben in Polygamie. Die Fortpflanzung geschieht durch Eierlegen, zu deren Behufe sie sich Nester bauen, und bei diesen findet wieder die größte Verschiedenheit in Bezug auf die Bauart und den Ort ihrer Anlage statt. In Bezug auf die erstere finden wir Nester, die mit der größten Kunstfertigkeit geflochten und zubereitet sind, bis zur gänzlichen Vernachlässigung aller Bereitung; in letzterer Hinsicht lehrt die Lebensart meist den Ort der Anlage bestimmen und es finden sich Nester auf den höchsten Baumgipfeln, in Felsenklüften, Mauerspalten und Baumhöhlen, in dichtem Gestrippe, auf der bloßen Erde und selbst in Erdlöchern. Den Bau der Nester besorgt gewöhnlich das Weibchen, während die Männchen die Materialien herbeischaffen; nur bei den Schwalben bauen beide Geschlechter. Nach Beendigung des Nestes legt das Weibchen die Eier hinein, die bei den einzelnen Arten sich eben so durch die Gestalt und die Farbe, als durch die Zahl unterscheiden, und bebrütet sie, wobei sie das Männchen zuweilen ablöst, damit es sich unterdessen Nahrung suche. Die Brütezeit ist bei den größeren Vögeln länger, als bei den kleineren, doch nie über 5 Wochen und

unter 2 Wochen. Während dieser Zeit zeigen die Alten den größten Eifer und selbst die schwächsten und furchtsamsten Vögel stellen sich zur Wehre. Die ausgebrüteten Jungen werden so lange gefüttert und unter den Flügeln der Eltern gewärmt, bis sie selbst fliegen können (flügge sind); alsdann verlassen sie die Alten und bauen sich ihre eigenen Nester. — Die Vögel sind über die ganze Erde verbreitet; doch hat jeder Himmelsstrich seine eigenthümlichen Vögel und die heißesten Erdgegenden haben meist die Vögel mit dem prächtigsten Gefieder. Viele Vögel aber verändern ihren Aufenthalt in verschiedenen Jahreszeiten, indem sie beim Eintritte der Kälte in wärmere Regionen wandern, und dieß begründet eine Eintheilung der Vögel in Stand-, Strich- und Zugvögel. Standvögel nennt man nämlich diejenigen, welche ihre Heimath nie verlassen, wie die Goldammern, Elstern, Sperlinge, Zaunkönige, Meisen, Gimpel, Spechte, Sperber, Rebhühner u. a., und höchstens im Winter sich in die Städte und Dörfer flüchten; Strichvögel sind solche, welche, wenn sie an einem Orte keine Nahrung mehr finden, sich nach einem andern begeben, um gelegentlich an den frühern zurückzukehren, wie die Zeisige, Stieglitze, Hänflinge, Finken, Dohlen, Waldschnepfen, Haubenlerchen u. a.; die Zugvögel endlich sind solche, welche im Winter in wärmere Gegenden auswandern und erst im Frühlinge wiederkehren, wie die Schwalben, Störche, wilden Gänse und alle Vögel, welche sich von kleinen Insecten nähren. Die letzteren zeigen eine wunderbare Einrichtung der Natur, welche sich durch Instinct zu erkennen gibt. Sobald nämlich die kalte Jahreszeit eintritt, versammeln sie sich in großer Menge an einem bestimmten Orte, stellen ordentliche Flugübungen an und brechen einmal plötzlich des Nachts bei Mondenschein auf ein gegebenes Zeichen auf, wobei sie entweder gewisse Stationen machen oder in einem Zuge nach dem Orte ihrer Bestimmung sich begeben. Zu den letzteren gehören vorzüglich die Schwalben, von denen neuere Untersuchungen gezeigt haben, daß sie wirklich bis ins innere Afrika vordringen. Die merkwürdigste Erscheinung dabei ist, daß diese Thiere ordentliche bestimmte Heerstraßen haben und bei ihrer Rückkehr im Frühlinge genau den Ort, ja denselben Baum wiederfinden, auf dem sie im vorigen Jahre genistet haben, und ebenso, daß die Männchen gewöhnlich etwas eher abziehen, und auch etwas eher wiederkommen und also gleichsam Quartier zu machen scheinen. — Die Größe der Vögel ist ebenfalls außerordentlich verschieden, da der kleinste Vogel, der Kolibri, etwa ¼ Quentchen wiegt, während der Strauß ein Gewicht von 3 Centnern hat. Einige Raubvögel haben besonders lange Flügel; so sind die des Lämmergeiers ausgespannt 10, des Fregattvogels 14, des Condors gegen 18 Fuß breit. Über das Alter der Vögel ist viel gefabelt worden; doch werden die meisten Singvögel gegen 15—20, die Gans 50, der Schwan, Adler, Papagei, Rabe u. a. sogar über 100 Jahre alt. — Die Sinne der Vögel sind meistens sehr scharf, vorzüglich haben die Raubvögel und solche, welche sich von kleinen Insecten nähren, ein äußerst scharfes Gesicht; das Rothschwänzchen z. B. entdeckt von dem Gipfel des höchsten Baumes die kleinste Made auf der Erde. — Bewundernswerth ist auch die Stärke der Stimme bei den Vögeln, welche verhältmäßig die aller anderen Thiere übertrifft. Der Grund davon liegt in der Bauart des Kehlkopfes, welcher im Verhältnisse zu dem Körper sehr groß ist. Jede Art hat übrigens ihre eigenthümliche Stimme, durch welche sie ihre Affecten zu erkennen geben und welche merkwürdiger Weise auch von Vögeln anderer Arten verstanden wird, so daß z. B. auf den ängstlichen Ruf eines kleinen Vogels oft der ganze Wald verstummt; doch zeichnet sich das Vögelgeschlecht durch seine Gattung der Singvögel vor allen anderen Thierclassen besonders aus, indem diese meist kleinen Vögel ihr Wohlbefinden oder ihren Paarungstrieb oft durch die schönsten Melodien ausdrücken. Man unterscheidet unter ihnen die eigentlichen Sänger, welche ohne Regelmäßigkeit verschiedene Töne an einander reihen und meist eine

Digitized by Google

schwache Stimme haben, wie Meisen, Rothkehlchen, Grasmücken ꝛc. und die Schläger, welche ihre Töne mit starker Stimme in einer gewissen Reihenfolge hören lassen, wie die Nachtigallen, Canarienvögel, Finken, Wachteln u. a. Doch singt und schlägt mit wenigen Ausnahmen nur das Männchen und von diesen auch mehrere, wie die Nachtigallen, nur während der Paarungszeit. — Die Eintheilung der Vögel ist sehr verschieden gemacht worden, je nach dem Eintheilungsgrunde; die bequemste scheint die Blumenbach'sche zu sein, mit welcher die Bechstein'sche ziemlich übereinstimmt. Dieser unterscheidet nämlich: 1) Raubvögel (accipitres) mit krummem starkem Schnabel, kurzen starken Füßen und scharfen gebogenen Klauen; 2) Großschnäbler (levirostres) mit kurzen Füßen und großen Schnäbeln, wie die Papageien; 3) Spechte (pici) mit kurzen Füßen, schmalen Schnäbeln und fadenförmiger Zunge; 4) Krähen (coraces), mit kurzen Füßen und starkem Schnabel; 5) Sperlinge (passeres), mit kurzen Füßen und kegelförmigem Schnabel, wozu auch die Singvögel und die Schwalben gehören, welche bei Bechstein 2 besondere Classen bilden; 6) Hühner (gallinae), mit kurzen Füßen, oben erhabenem und an der Wurzel mit einer fleischigen Haut bewachsenem Schnabel, wozu auch die bei Bechstein eine eigene Classe bildenden Tauben gehören; 7) Laufvögel (struthiones) mit hohen und starken Füßen; 8) Sumpfvögel (grallae), mit langen Füßen, langem Halse und walzenförmigem Schnabel; 9) Schwimmvögel (anseres), deren Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden sind. Die Classen 1—7 bilden die Landvögel, 8—9 die Wasservögel. 30.

Vogel (Christian Leberecht), ein bekannter deutscher Historienmaler, ward 1759 zu Dresden geboren, sollte das Gewerbe seines Vaters, der Hofsattler war, erlernen, machte sich aber schon als Knabe durch seine Malereien und Zeichnungen bekannt (unter anderen durch sein eigenes Portrait in Pastell als 12jähriger Knabe), so daß ihn der Hofmaler Schenau als Schüler annahm. Nun studirte er auf der Kunstakademie zu Dresden, deren Pensionair er ward, und ging 1780 nach Wildenfels ins Erzgebirge, um die gräflich solmsische Familie zu malen, wo er nun seinen bleibenden Aufenthalt nahm; doch kehrte er 1804 als Mitglied der Kunstakademie nach Dresden zurück, ward 1814 Professor an derselben und starb den 6. April 1816. Am Meisten gelangen ihm Portraits, deren er auch eine große Anzahl gemalt hat; doch malte er auch größere historische Stücke, wie das Altarblatt in der Kirche zu Lichtenstein; aber trotz der geistreichen Auffassung und trefflichen Anordnung seiner Gegenstände ist sein Pinsel doch zu weich und zart und gebricht es seinem Colorit an Kraft. Auch als Schriftsteller hat er sich durch die nicht mißlungene Schrift: „Die Schönheitslehre über die Verhältnisse der Formen" (1. Thl. Leipz. 1812) bekannt gemacht. — Sein Sohn, Karl Christian V., einer der ausgezeichnetsten neueren Maler, am 26. Juni 1788 zu Wildenfels geboren, erlernte die Malerkunst bei seinem Vater und später auf der Kunstakademie zu Dresden, lebte von 1808—1812 in Petersburg, wo er fast nichts als Portraits malte, kehrte dann nach Dresden zurück und reiste 1813 nach Italien, wo er zur katholischen Kirche übertrat und abwechselnd in Rom, Neapel und Florenz lebte. Auch hier malte er größtentheils Portraits merkwürdiger Männer und kehrte endlich 1820 als Professor an die Akademie nach Dresden zurück, wo er 1824 Hofmaler ward und sich vorzüglich mit der Ausschmückung des königlichen Schlosses zu Pillnitz, besonders der neuen Kapelle daselbst, al fresco beschäftigte. Der König von Sachsen erhob ihn für seine Leistungen in den Adelstand mit dem Beisatze von Vogelstein und die Akademie der Künste zu Berlin nahm ihn zu ihrem Mitgliede auf. Seine Werke zeugen von tiefem Studium der italienischen großen Meister, ohne daß er sklavischer Nachahmer wäre, und gehören jederzeit zu den herrlichsten Stücken bei den jährlichen Kunstausstellungen zu Dresden. 16.

Digitized by Google

Vogel (Samuel Gottlieb von), einer der berühmtesten deutschen Ärzte, Sohn des berühmten göttinger Professors der Medicin, Rudolph Augustin V. (geb. zu Erfurt 1724, gest. zu Göttingen 1774), wurde zu Erfurt am 12. März 1750 geboren, studirte zu Göttingen und prakticirte daselbst bis 1780, wo er als Hof- und Garnisonmedicus nach Ratzeburg und von da 1787 als Professor der Medicin nach Rostock gelangte. Durch Lichtenberg dazu aufgemuntert, der die englischen Seebäder so sehr lobte, gründete V. das erste Seebaad an deutscher Küste 1794 zu Dobberan (s. d. Art.) und dadurch so wie durch seine Schriften und seine ausgebreitete Praxis stieg sein Ansehn immer mehr und mehr; er wurde Leibarzt, geheimer Medicinalrath und in den Adelstand erhoben. 1821 feierte er sein Doctorjubiläum. Sein Tod erfolgte im 87. Jahre am 19. Jan. 1837. — Von seinen vielen Schriften erwähnen wir zuerst seine bekannteste, die so leicht von keinem Arzte ungelesen und ungenutzt geblieben ist: „Handbuch der praktischen Arzneiwissenschaft" (Stendal 1781—1816. 6 Thle.); ferner: „Über den Nutzen und Gebrauch der Seebäder" (Stendal 1794); „Krankenexamen" (Stendal 1796) und „Medicinisch-diagnostische Untersuchungen zur Erläuterung des Krankenexamens" (Stendal 1824—1831. 2 Bde.). Seine letzte Schrift war: „Medicinische Beobachtungen und Memorabilien" (Stendal 1834). 39.

Vogelfrei hieß im Mittelalter s. v. a. außer dem Gesetze, wörtlich: „frei wie der Vogel", welcher Keinem angehört, aber von einem Jeden eingefangen und willkührlich behandelt werden kann. Der Vogelfreie fand keinen Schutz des Gesetzes; es konnte Jedermann mit ihm vornehmen, ihm anthun, was er wollte. Die Erklärung für vogelfrei enthielt in früheren Zeiten die härteste Strafe für des Landes verwiesene, schwere Verbrecher, um ihnen die Rückkehr zu verleiden oder für solche Subjecte, deren man nicht habhaft werden konnte, um sie zur freiwilligen Entfernung zu nöthigen (s. Acht). 17.

Vogelnester (indianische), s. Schwalbe.

Vogelperspective, s. Perspective.

Vogelschießen, ein in vielen Gegenden übliches Volksfest, wobei mit Schießgewehren nach einem hölzernen, mannigfach verzierten und an einer aufgerichteten Stange befestigten Vogel geschossen wird, stammt aus den Zeiten des Mittelalters her, wo die Städte sich zu erheben und die Bürger Waffen zu führen anfingen, indem man dadurch eine Einübung im Treffen des Ziels beabsichtigte. Die ersten Spuren von V. finden sich um das Jahr 1286 in Schlesien, doch wurden sie später immer allgemeiner und allmählig zu einem städtischen Volksfeste erhoben, so daß fast jede Stadt jährlich ein solennes V. einführte. Die neueste Zeit scheint aber weniger Vergnügen mehr an dergleichen Festen zu finden und der Antheil daran wird fast von Jahr zu Jahr lauer, was wohl mehr in der Überschüttung mit vielen anderen Vergnügen als in der Eigenthümlichkeit des Vogelschießens liegt, bei welchem sich doch der Werth des Bürgerstandes und die Idee einer gesetzlichen Freiheit am Reinsten ausspricht. 30.

Vogelzunge gehört zum Geschützzubehör und ist ein fellenartig aufgehauenes Instrument in Gestalt einer flachen Schaufel, welches an einer verhältnißmäßig langen Stange befestigt ist. Es dient dazu, beim Entladen eines Kanons die Kugel aufzulockern oder andere fremde Körper aus dem Rohre zu entfernen. 61.

Vogesen, Vosges, Wasgaugebirge, ein Granitgebirge mit abgerundeten Gipfeln in Frankreich, trennt sich vom Jura auf der Grenze des Canton Bern und scheidet anfangs die Departements Doubs und Saone von dem Departement Oberrhein. Unweit Belfort theilt sich das Gebirge in 2 Hauptketten, von denen die östliche den Donnersberg = 2484 Fuß zur ausgezeichnetsten Erhebung hat, mit niedrigem Rücken sich bis an den Rhein bei Bingen erstreckt und von

Digitized by Google

hier theils durch den Nebenzweig Hundsrück westlich bis zur Mosel sich hin verbreitet, theils mit fortgesetzter nördlicher Richtung jenseit des Rheins unter dem Namen Höhe weitersteigt und sich mit den nördlichen Gebirgen Deutschlands verbindet. Die andere Hauptkette zieht sich von Belfort an gegen Westen, trennt die Departements Vosges und Saone, und wird dadurch eine Hauptabdachung des östlichen Frankreich; denn aus dem nördlichen Abhange der V. entspringen die Maas und Mosel, die der Nordsee zufließen; aus dem südlichen Abhange fließt die Saone der Rhone und dem mittelländischen Meere zu. Bei den Quellen der Maas unweit Langres nimmt diese Kette eine nördliche Richtung, erhebt sich in den Ardennen als westlicher Begleiter der Maas und verliert sich in den Niederlanden. Andere Zweige verbreiten sich von Langres aus nach Süden, trennen das Flußgebiet der Saone und Loire und stehen mit den Sevennen in Verbindung, so daß die V. das westliche und östliche Frankreich trennen. Des Gebirges höchste Spitzen sind: der Ballon oder Bolch von Sulz = 4415 Fuß, der Haut d'Honec = 4128 Fuß, Ballon d'Alsace = 3900 Fuß, der Elsaßbolch = 4000 Fuß, der Bolch von Lüre = 3614 Fuß und Grand Donnon = 3100 Fuß. — Es ist sehr rauh und kalt und viele seiner Berge sind an 9 Monate hindurch mit Schnee bedeckt. Der östliche Theil hat wenig Feldbau, aber beträchtliche Viehzucht (auch wird hier der bekannte Münsterkäse bereitet), viele Eisen-, Blei-, Silber- und Kupfergruben, Steinkohlen, Spießglanz, Mineralwasser und beträchtliche Waldung; die westlichen flacheren Striche sind sehr fruchtbar und erzeugen Obst und Wein. Der bergige Bezirk an den V. in den Departements Vosges und Oberrhein heißt der Wasgau. Von dem Gebirge hat das französische Departement V. oder Vosges den Namen. 71.

Voght (Kaspar, Freiherr von), der sich als Philanthrop einen weit berühmten Namen erworben hat, ward 1752 zu Hamburg geboren, widmete sich den Cameralwissenschaften, bereiste von 1770—1774 ganz West- und Südeuropa und lebte seitdem in Hamburg, wo er 1786 mit einigen Freunden eine Privatarbeitsanstalt für arbeitslose Arme errichtete, die wegen ihres guten Fortgangs schon 1787 zu einer Staatsanstalt erhoben ward und durch seinen Betrieb endlich zu einer Musteranstalt für viele andere Staaten diente. Zugleich führte er 1787 auf seinem Gute Flotbeck an der Elbe eine Musterlandwirthschaft ein, wodurch dieses Dörfchen in Kurzem sich zu einem volkreichen Orte erhob, und besuchte 1793—1795 nochmals Großbritannien, um die Einrichtungen in Bezug auf Ackerbau, Industrie und Armenwesen genauer kennen zu lernen, worauf er nach seiner Rückkehr seine ganze Aufmerksamkeit auf die hamburger Armenanstalt richtete, deren zweckmäßige Einrichtung bald seinen Ruf so verbreitete, daß er 1801 nach Wien berufen, um die dortigen Armenanstalten zu reguliren, eine „Historische Darstellung der hamburger Armenanstalt" auf kaiserliche Kosten gedruckt (Wien 1802) und gratis vertheilt und er selbst in den Reichsfreiherrenstand erhoben ward, und daß er zu gleichem Zwecke 1803 nach Berlin gerufen ward. Nach seiner Rückkehr nach Hamburg widmete er der Armenanstalt aufs Neue seine Kräfte und krönte seine Bemühungen durch die Einführung einer Spar- und Pensionscasse. Selbst Napoleon erkannte seine Verdienste an und beauftragte ihn 1807 mit der Untersuchung der Armenanstalten und Gefängnisse in Paris und den größeren Städten Frankreichs; leider mußte er aber das Werk seiner Bemühungen zu Hamburg durch die Franzosen zerstört sehen und widmete sich daher seit 1814 ausschließlich seiner Normalanstalt in Flotbeck, die sich zu einer immer höhern Blüthe erhob; doch hat er seit 1831 wegen seines hohen Alters sich von der eigenen Bewirthschaftung seines Gutes zurückgezogen. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Account of the management of the poor in Hambourgh between the years 1788—1794" (Lond. 1794. N. Ed. 1817); „Tableau historique de l'institut pour les pauvres de Ham-

Digitized by Google

bourgh“ (Genèv. 1809); „Flotbecks hohe Cultur“ (Hamb. 1829). Eine Autobiographie soll die Bestätigung seiner letzten Lebensjahre sein. 16.

Vogler (Georg Joseph), einer der merkwürdigsten Tonkünstler der neuern Zeit, war der Sohn eines Instrumentmachers aus Würzburg, wurde hier 1749 geboren und zeigte schon als Kind die herrlichsten Geisteskräfte und entschiedene Vorliebe für die Musik, die er in seiner Vaterstadt und dann in Bamberg neben der Philosophie und dem Rechte fleißig studirte, so daß er schon in dieser Zeit als Clavier- und Orgelvirtuos sich einen nicht geringen Ruhm erwarb. Hierauf ging er nach Manheim, wo er bei dem damaligen Churfürsten Karl Theodor bald in so hohe Gunst kam, daß dieser ihn um 1773 nach Italien schickte, um sich daselbst in der Tonkunst weiter auszubilden. V. ging zuerst nach Bologna, studirte hier unter des berühmten Martini Leitung den Contrapunkt, nach kurzer Zeit aber nach Padua, woselbst P. Valotti sein Lehrer wurde. Zugleich studirte er hier auch noch Theologie. Mit Enthusiasmus ward er, als er 1776 nach Manheim zurückkehrte, empfangen und zum Director der dasigen Kapelle ernannt. Welche Kenntnisse aber er in der verflossenen Zeit gesammelt hatte, bewiesen seine Vorlesungen über Musik, die er in der zu Manheim von ihm gestifteten Tonschule hielt. Allein ungeachtet der angenehmen Verhältnisse, in denen er hier lebte, trieb ihn sein lebendiger Geist nach wenig Jahren schon 1780 in die Welt und mit überall gleichem Beifalle empfing man den feingebildeten, genialen Virtuosen in Deutschland, Frankreich, Holland, Dänemark, England, Schweden, Spanien, ja selbst in Griechenland und Asien. Durch alle Welten drang jetzt sein Ruhm, den er mit Recht als Orgelspieler verdiente. Stockholm, wo er auf Kosten des Königs Gustav III. eine Musikschule errichtete und 2 Jahre lang Vorlesungen über Musik hielt, London, Hamburg, Paris, Altona, Berlin, Prag und Wien waren namentlich die Städte, wo er sich längere Zeit aufhielt und öffentliche Proben seines Genies und seiner Kunst ablegte. Von Wien durch den Ausbruch des Krieges 1805 vertrieben begab er sich erst nach München, dann nach Frankfurt a. M. und endlich auf eine Einladung des Großherzogs von Hessen nach Darmstadt, woselbst er endlich 1814 mit hohen Ehren geschmückt als päpstlicher Erzzeuge, Ritter vom goldenen Sporn, Kämmerer des apostolischen Palastes, baierscher geistlicher Rath und Hofkapellmeister, öffentlicher Tonlehrer zu Manheim und Prag, großherzoglich hessischer geistlicher geheimer Rath, Kapellmeister und Ritter ꝛc. starb. Seine Schüler so wie seine Schriften werden seinem Namen auch bei der späten Nachwelt ein ehrenvolles Andenken erhalten. Die vorzüglichsten seiner Schüler sind die weltbekannten Winter, C. M. von Weber, Gottfr. Weber und Meyerbeer; die ausgezeichnetsten noch jetzt hochgeschätzten Schriften aber folgende: „Tonwissenschaft und Tonsetzkunst“ (Manh. 1776); „Organistenschule“ (Stockh. 1797); „Choralsystem“ (Kopenh. 1800); „Handbuch zur Harmonielehre“ (Prag 1802) ꝛc.; außerdem 11 größere Compositionen, worunter namentlich sein „Requiem“ gehört, eine große Anzahl Compositionen für Kammermusik, für das Clavier und die Orgel, und endlich mehrere Opern, von denen vorzüglich: „Hermann und Unna“, „Gustav Adolph“ und „Kastor und Pollux“ sich auszeichnen. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß V. auch noch als Techniker alle Auszeichnung verdient, da er nicht nur durch die Erfindung eines besondern Instrumentes, Orchestron genannt, sondern auch durch die Erfindung des sogenannten Simplificationssystemes der Orgel Außergewöhnliches leistete. Jenes von ihm erfundene Instrument ist zwar in unseren Zeiten gänzlich außer Gebrauch gekommen, zeugt aber nichtsdestoweniger von dem ausgezeichneten Erfindungsgeiste seines Verfertigers. Sein Simplificationssystem aber wird auch jetzt noch, obschon man nirgends mehr Orgeln danach baut, von großen Tonkünstlern gerühmt, da bei größerer Einfachheit der Bauart dennoch die Stärke des Tones durch dasselbe erreicht wird. 20.

Digitized by Google

Voigt oder Vogt, vielleicht aus dem latein. advocatus entstanden, durch welches das Wort auch gewöhnlich ausgedrückt wird, war im Mittelalter jede Person, welche vom Kaiser oder von einem Fürsten eingesetzt dessen Rechte an einem Orte wahren sollte, und es gab daher Landvoigte, Stadtvoigte, Burgvoigte ꝛc.; für die geistlichen Besitzungen Schirmvoigte. Unter den Landvoigten sind die bekanntesten die in Elsaß, Schwaben und dem von ihnen genannten Voigtlande (s. d. Art.), von welchem letztern die Grafen und Herren von Reuß vorzugsweise den Namen Voigte führten. Doch kam der Titel allmählig außer Brauch und ist in der neuesten Zeit nur noch als Benennung niederer Verwaltungs- und Aufsichtsämter gebräuchlich, wie Marktvoigt, Bettelvoigt und dergl. Es bestehen jedoch in einigen Ländern noch sogenannte Voigteigerichte, deren Competenz aber in verschiedenen Ländern verschieden ist. 9.

Voigtland (terra advocatorum) heißt der Landstrich Mitteldeutschlands, welcher, früher ein Theil des Osterlandes, in der zweiten Hälfte des X. Jahrh. an die Grafen von Osterode als Reichsvoigte kam, die dann als Herren, später Grafen und endlich Fürsten von Reuß denselben als kaiserliches Erblehen besaßen. Es umfaßte eigentlich das ganze Fichtelgebirge nebst allen nördlich vom Maine und östlich von Coburg und Meiningen liegenden jetzigen baierschen Besitzungen, die jetzt böhmische Herrschaft Asch, den sächsischen voigtländischen Kreis, die reußischen Länder, den neustädtischen Kreis nebst Ziegenrück und das altenburgische Amt Ronneburg; doch mußten die Voigte häufig einzelne Strecken des Landes verpfänden oder verkaufen, wie schon 1356 die Ämter Ronneburg und Werdau, 1373 den jetzt baierschen Antheil an die Burggrafen von Nürnberg, 1560 den neustädter Kreis und 1569 den jetzigen sächsischen voigtländischen Kreis an Churſachsen, so daß zuletzt den Voigten nur noch die eigentlichen reußischen Besitzungen übrigblieben und der Name sich nur in dem voigtländischen Kreise erhielt. 37.

Volhynien, s. Rußland.

Volk, lat. populus; franz. peuple; engl. people, ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, da die deutsche Sprache unterschiedene verwandte Begriffe anderer Sprachen nur durch dieß eine Wort zu bezeichnen vermag. Bald versteht man nämlich darunter eine ganze Nation (s. d. Art.), bald die sämmtlichen Glieder eines Staates (s. d. Art.), bald endlich nur den großen Haufen (vulgus) im Gegensatze zu den gebildeteren Classen; vorzugsweise ist aber die zweite Bedeutung die politische, die letzte dagegen die des gemeinen Lebens und der Begriff der Nation in neueren Zeiten ein bestimmterer geworden. — In neueren Zeiten haben sich aber aus dem Begriffe des Volkes die des Volksthumes und der Volksthümlichkeit gebildet. Unter ersterm versteht man aber genau dasselbe, was der Begriff Nationalität (s. Nation) ausdrückt, während die letztere den ausländischen Begriff der Popularität ausdrückt, so daß sich beide wie Activum und Passivum einander gegenüberstehen. Ist nämlich Nationalität das aus der Eigenthümlichkeit eines Volkes sich entwickelnde Gesammtwesen desselben, so ist Popularität die Summe alles des sowohl der Denkweise eines ganzen Volkes Angemessenen, als besonders ihm Wohlgefälligen, aber auch im Besondern das Anbequemen an die Fähigkeiten und die Denkweise der niederen Classen. Daher sind Fürsten und Minister populär, wenn sie das Zutrauen des Volkes erlangt haben; Vornehme, wenn sie die Niederen mit Freundlichkeit und Güte behandeln; Schriftsteller und Prediger, wenn sie ihre Darstellung allgemein verständlich machen. — Was die mit „V." zusammengesetzten Wörter betrifft, so beziehen sie sich theils auf die politische, theils auf die gemeine Bedeutung des Wortes und der Gebrauch derselben muß entscheiden, in welcher von beiden Bedeutungen der Begriff zu nehmen ist. 9.

Volksbücher, s. Volkslied.

Digitized by Google

Volksfeste, s. Nationalfeste.

Volkslied, Volkspoesie, Volksbücher. Der große Literaturstaat hat sein Haus der Gemeinen, in dem die Nation sich unmittelbar selbst repräsentirt, und nur wer dieses nicht kennt und zu schätzen weiß, kann verachtend auf sein Bestreben herunterſehen, wie es früher nicht selten geschah. Bedenkt man, daß viele Erzeugnisse dieser Volkspoesie mehrere Jahrhunderte überlebten und manche bis in die grauesten Zeiten des Alterthums hinaufreichen, dann gewinnen sie ein wahrhaft ungemessenes Publicum und stehen keineswegs mehr als Gegenstände unserer Toleranz uns gegenüber, sondern vielmehr als Objecte unserer höchsten Verehrung und unserer wahrhaftigen Hochachtung, als ehrwürdige Alterthümer, die durch das läuternde Feuer so vieler Zeiten und Geister unversehrt durchgegangen sind. Der im Volke wachgewordene Funke der Poesie äußert sich zuerst im Volksliede. „Eintretend in die Welt", sagt J. Görres, „wie der Mensch selbst in sie tritt, ohne Vorsatz, ohne Überlegung und willkührliche Wahl, sind diese Volkslieder keine Kunstwerke, sondern ein Geschenk höherer Mächte, Naturwerke wie die Pflanzen; oft aus dem Volke hinaus-, oft auch in dasselbe hineingesungen, bekunden sie in jedem Falle eine ihm einwohnende Genialität, dort productiv sich äußernd, und durch die Naivetät, die sie in der Regel charakterisirt, die Unschuld und die durchgängige Verschlungenheit aller Kräfte in der Masse, aus der sie aufgeblüht ist, verkündigend; hier aber durch ihre innere Trefflichkeit den feinen Tact und den geraden Sinn bewährend, der schon so tief unten wohnt und nur von dem Besseren gerührt nur allein das Bessere sich aneignet und bewahrt." Erst in neuerer Zeit hat man diesen lange verborgenen oder verachteten Schätzen größere Aufmerksamkeit zugewendet und sie zu sammeln gesucht. F. K. F. von Erlach besorgte eine Sammlung der „Volkslieder der Deutschen" (Manh. 1834. 4 Bde. 8.), F. Ziska und J. M. Schottky gaben „Östreichische Volkslieder" (Pesth 1819. 8.) heraus. Neugriechische Volkslieder sammelte W. Müller (Leipz. 1825. 2 Thle. 8.), altfranzösische O. L. B. Wolf (Leipz. 1831. 12.), schwedische Geijer und Afzelius (Berl. 1830. 8.), serbische Talvj [Th. A. C. von Jacob, verehelichte Robinson] (Halle 1835. 2 Thle. 8.) und Wuk Stephanowitsch (Leipz. 1823—1833. 4 Bde. 8.), slawische J. Wenzig (Halle 1830. 8.). Wie der lyrische Geist des Volkes im Liede, so offenbart sich der epische Naturgeist in der Volkssage. „In den früheſten Zeiten", fährt Görres fort, „entstanden die meisten dieser Sagen da, wo die Nationen, klare frische Brunnen der quellenreichen, jungen Erde eben erst entsprudelt waren, da wo der Mensch gleich jugendlich wie die Natur mit Enthusiasmus und liebender Begeisterung sie anschaute und von ihr wieder die gleiche Liebe und die gleiche Begeisterung erfuhr, wo beide noch nicht sich alltäglich geworden, Großes übten und Großes anerkannten; in dieser Periode, wo der Geist noch keine Ansprüche auf die Umgebung machte, sondern allein die Empfindung; wo es daher nur eine Naturpoesie und keine Naturgeschichte gab, mußten nothwendig in diesem lebendigen Naturgefühle die vielfältig verschiedenen Traditionen der mancherlei Nationen hervorgehen, die kein Lebloses anerkannten und überall ein Heldenleben, große gigantische Kraft in allen Wesen sahen, überall nur großes, heroisches Thun in allen Erscheinungen erblickten und die ganze Geschichte zur großen Legende machten. Diese Gesänge wandelten früher mit den Liedern, vom Tone beseelt, im Leben um, bis sie nach Erfindung der Buchdruckerkunst in jenen fliegenden Blättern fixirt wurden, die sie wie auf Windesfittig durch alle Länder trugen. Durch die Festhaltung der Sagen in der Schrift entstanden die Volksbücher, indem der kurze Gesang erweitert und vollendet wurde. Freilich büßten die Sagen dabei die metrische Form ein, die man als bloßes Hülfsmittel des Gedächtnisses jetzt unnütz geworden wähnte und daher mit der gemeinen prosaischen verwechselte. Wir sehen in der höhern Literatur, wie jedes Jahr die Geburten des Augenblicks, wie Saturn

seine Kinder verschlingt, aber die Volksbücher leben ein unsterblich unverwüstlich Leben; viele Jahrhunderte hindurch haben sie Hunderttausende, ein ungemessenes Publicum beschäftigt; nie veraltend sind sie, tausend und tausendmal wiederkehrend stets willkommen; unermüdlich durch alle Stände durchpulsirend und von unzählbaren Geistern aufgenommen und angeeignet sind sie immer gleich belustigend, gleich erquicklich, gleich belehrend geblieben, für so viele Sinne, die unbefangen ihrem inwohnenden Geiste sich geöffnet. So bilden sie gewissermaßen den stammhaftesten Theil der ganzen Literatur, den Kern ihres eigenthümlichen Lebens, das innerste Fundament ihres ganzen körperlichen Bestandes, während ihr höheres Leben bei den höheren Ständen wohnt. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England, Holland, Spanien und Italien sind solche Volksbücher im Umlaufe, so daß viele Millionen Menschen an ihnen sich mehr oder weniger erfreuen." (Vergl. J. Görres, „Die deutschen Volksbücher", Heidelb. 1807. 8.). 66.

Volksschulen, s. Schulen.

Volksstamm, s. Nation und Stamm.

Volksthum, s. Volk.

Volksvertreter, Repräsentanten der Nation, sind diejenigen Personen, welche die Rechte des Volkes, dem sie angehören, zu bewahrnehmen haben. Im Allgemeinen würden nicht nur alle diplomatische Agenten im Auslande dazu zu zählen sein, sondern auch die Vertreter einzelner Classen von Staatsbehörigen, wie z. B. die Communrepräsentanten, die Deputirten zu den Kreistagen ꝛc.; im eigentlichsten Sinne versteht man jedoch unter den Volksvertretern solche Personen, welche an den Berathungen über die Staatsangelegenheiten Antheil haben; daher die ständischen Deputirten zu den Landtagen, Mitglieder der Kammern oder Parliamente; in Frankreich die Mitglieder der gewesenen Nationalversammlung. In wiefern ihnen eine blos berathende oder auch eine entscheidende Stimme zukomme, dieß hängt von der besondern Verfassung eines jeden Landes ab. 17.

Vollblütigkeit, lat. und engl. plethora; franz. pléthore, nennt man den Zustand, in welchem das System des Kreislaufes weit mehr Blut enthält, als der Körper bedarf. Sie ist mit der Gesundheit wohl verträglich, so lange sie in gewissen Grenzen bleibt; allein so wie sie einen höhern Grad erreicht, wird sie zur Krankheit und es entstehen Widerwille gegen Speisen, unbestimmte Mattigkeit, Schwere und Schmerzen des Kopfes, Ohrenklingen, Schlafsucht, schwerer, durch ermattende Träume unterbrochener Schlaf, vorübergehende Hitze, Röthe und Turgescenz des Gesichts, bisweilen auch Erblicken von rothen Gegenständen vor den Augen, Herzklopfen, Brustbeklemmungen, und im höchsten Grade können sogar gefährliche Blutflüsse, Schlagfluß, Wahnsinn, Lähmungen, Entzündungen edler Organe, hitzige Fieber und viele andere Krankheiten durch sie herbeigeführt werden. Die zuerst erwähnten leichteren Zufälle der V. lassen sich bisweilen durch eine mehrtägige Diät, oder blos durch eine leichte Verminderung in der Quantität der Nahrungsmittel beseitigen. In der Regel beobachtet man die V. bei fetten Personen, doch kommt sie bisweilen auch bei mageren vor. Zu reichliche Nahrung, lebhafte Chylusbildung, ein gesteigerter Lebensproceß im Gefäßsysteme, Ruhe des Körpers und der Seele, phlegmatisches Temperament, zu langes Schlafen sind als die Haupturſachen derselben anzusehen. Weibliche Individuen sollen derselben mehr ausgesetzt sein, als männliche, namentlich findet man sie sehr häufig bei Schwangeren, wo sie jedoch eine vorübergehende Erscheinung ist. Diätes Leben, die Vermeidung aller zu nahrhaften Speisen und Getränke und von diesen letzten besonders spirituöse, häufiger Wassergenuß, zweckmäßige Bewegung in freier Luft, nicht zu wenig und zu lange schlafen, von Zeit zu Zeit einmal ein Abführ-

Digitized by Google

mittel und im Nothfalle ein Aderlaß sind die Hauptmittel sich vor den übeln Folgen der V. zu verwahren. 7.

Volljährig, s. Majorenn.

Vollkommenheit, lat. perfectio; franz. und engl. perfection, nennen wir den Zustand eines Gegenstandes, in welchem dieser so erscheint, daß er der höchsten Idee von ihm durchaus entspricht. Sie ist also eigentlich s. v. a. Vollendung, welcher Begriff auch mit V. für gleichbedeutend gebraucht wird, doch bezieht sich derselbe, wie der Begriff der Vollständigkeit, mehr auf das Äußere der Dinge, das Dasein aller zu einem Gegenstande gehörenden Theile, während die V. den äußersten Grad der Ausbildung des Wesens des Gegenstandes darstellt und gewissermaßen die Summe aller seiner möglichen ausgezeichneten Eigenschaften umfaßt. Ein vollständiger Gegenstand kann deßhalb nichts weniger als vollkommen sein; aber zur V. gehört als Grundbedingung die Vollständigkeit. Vollständigkeit wird daher schon durch die Sinne erkannt, V. dagegen ist allein ein Gegenstand der Vernunfterkenntniß, gewissermaßen das zum Körper gewordene Ideal, und daher mehr geistiger Natur. Sie ist aber entweder eine moralische, ethische, sittliche, wenn sie das Ideal der Tugend repräsentirt, in welchem Sinne wir Gott allein V. zuschreiben und das Christenthum dem Menschen zur Pflicht macht, immer mehr nach V. zu streben, oder eine physische und zwar theils eine logische oder intellectuelle in Bezug auf den reinen Begriff, theils eine technische oder ästhetische in Hinsicht auf das Ideal, welches die Kunst aufstellt. In jeder Weise bleibt sie aber ein relativer Begriff, da sich derselbe nur nach dem jedesmaligen Standpunkte der geistigen Bildung des Menschen richtet und eine absolute V. außer dem Kreise der menschlichen Erkenntniß liegt, weßhalb man auch verschiedene Grade der V. angenommen hat, als Stufen der Entwickelung zur absoluten V. 23.

Vollmacht, lat. plena potestas; franz. plein pouvoir; engl. plenipotence, ist eigentlich die Macht, in irgend einer Sache beliebig zu handeln; doch beschränkt sich der Begriff immer nur darauf, daß man darunter eine übertragene Macht versteht; daher vorzüglich im juristischen Sinne s. v. a. Auftrag (lat. mandatum; franz. mandat; engl. authority), d. h. die Einem oder mehreren Anderen ertheilte Macht oder Gewalt, im Namen des Übertragenden etwas zu thun. — Es concurriren deßhalb bei Ertheilung einer V. der Vollmachtsgeber (Mandant) und der oder die Bevollmächtigten (Mandaten). Ein zum Behufe der Leitung eines rechtlichen Geschäftes oder Führung eines Rechtsstreites ertheilter Auftrag muß dem Stellvertreter schriftlich ertheilt sein oder, nach dem Gebrauche mancher Länder, wenigstens von Seiten des Auftragertheilenden zum Protocoll erklärt werden. In der Regel ist zu einer Vollmachtsertheilung nicht nöthig, daß der den Auftrag Ertheilende sich zu einem solchen Auftrage gerichtlich bekennt; doch leidet dieß zuweilen Ausnahmen, wie z. B. bei denen, welche des Schreibens unkundig sind, in manchen Ländern auch, wenn ein Ausländer oder ein Bauer eine V. ertheilen will. — Jede V. ist von dem Aussteller mit seinem ganzen Vor- und Zunamen zu unterschreiben, auch, nach einigen Proceßordnungen, zu unterſiegeln. Die Vollmachten selbst sind entweder auf einzelne Handlungen gerichtet, Specialvollmachten, oder sie beziehen sich auf alle vorkommende Rechtsgeschäfte des Auftragertheilenden, Generalvollmacht. Die V. erlischt durch Widerruf des Mandanten oder deren Niederlegung und Übertragung von Seiten des Bevollmächtigten, in soweit er zu letztem durch die V. selbst befähigt war, durch den Tod und zwar des Mandanten, wenn die V. von ihm nicht zugleich auf seine Erben ausgedehnt war; mit Beendigung des Geschäfts und in anderen von den einzelnen Gesetzgebungen vorgeschriebenen Fällen. 85.

Vollmond, s. Phasen.

Volney (Constantin François de Chasseboeuf, Graf), berühmter Reisender

und politischer Schriftsteller, ward den 1. Febr. 1757 zu Craon im jetzigen Departement Mayenne geboren und kam 1773 nach Paris, um daselbst Medicin zu studiren, ward aber hier mehr von der Philosophie der Encyklopädisten angezogen und studirte daneben mit Eifer Geschichte und Sprachen. Eine Erbschaft setzte ihn 1783 in den Stand, seiner Neigung, das Morgenland zu besuchen, zu folgen; er begab sich daher nach Ägypten, erlernte in einem koptischen Kloster das Arabische und bereiste darauf bis 1787 Syrien und Ägypten, welche Reise er in seiner „Voyage en Syrie et en Egypte" (Paris 1787. 2 Voll. u. öft.) beschrieb und dadurch der spätern französischen Expedition nach Ägypten durch seine Gründlichkeit einen guten Wegweiser gab. Nun lebte er in Corsika, wurde aber dort 1789 in die französische Nationalversammlung gewählt und zeigte sich nun als einen entschiedenen Anhänger der Revolution, schrieb sein berühmtes Werk: „Les ruines ou méditations sur les revolutions des empires" (Paris 1791. u. öft.) und lebte 1792 und 1793 wieder in Corsika. Als er aber aufs Neue nach Paris als Deputirter zurückgekehrt war und als solcher kräftig gegen das Benehmen der Schreckensmänner protestirte, während er sein Werk: „La loi naturelle ou catéchisme du citoyen français" (Paris 1793) herausgab, welches ganz das Moralsystem der Encyklopädisten predigt, ward er gefangen gesetzt und erst nach Robespierre's Sturze wieder befreit. Hierauf ward er Professor an der Normalschule zu Paris, machte nach deren Auflösung eine Reise nach Nordamerika, deren Resultat sein „Tableau du climat et du sol des Etats-unis d'Amérique" (Paris 1803. 2 Voll.) war, kehrte 1798 nach Frankreich zurück und ward bei der neuen Constitution selbst zum zweiten Consul vorgeschlagen, erhielt aber dafür eine Senatorstelle und ward auch Mitglied des Instituts von Frankreich. Zwar protestirte er gegen Napoleon's Thronbesteigung, verlangte die Zurückrufung der Bourbons und legte seine Senatorstelle nieder; aber Napoleon nahm seine Entsagung nicht an und ernannte ihn später selbst zum Grafen und zum Commandeur der Ehrenlegion, obwohl er sich stets zu der Opposition hielt. Nach Napoleon's Abdankung erklärte er sich sogleich für die Bourbons und ward von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt, als welcher er den 25. April 1820 starb. — V. war unstreitig einer der gründlichsten und scharfsinnigsten Gelehrten seiner Zeit, der aber durch seine ideologische Richtung auf viele Schiefheiten und Einseitigkeiten geführt wurde. Seine historischen und politischen Werke zeugen von tiefem Studium und großer Combinationsgabe, doch rechtfertigt der Mangel an ethischer Kraft in denselben die großen Lobsprüche nicht, die ihnen zu Theil geworden sind, und seine linguistischen Werke bauen zu sehr auf Hypothesen. Sein größtes Verdienst besteht in der genauen Entwickelung der Chronologie der alten Geschichte, besonders durch seine „Chronologie d'Hérodote" (Paris 1809) und „Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne" (Paris 1814—1815. 3 Voll.); in denen er mit großem Scharfsinne und nicht ohne Glück eine der schwierigsten Perioden zu beleuchten gesucht hat. Seine „Oeuvres complètes" erschienen zu Paris 1821 in 8 Bänden, neuste Aufl. 1836. 16.

Volsker waren eine alte mächtige Völkerschaft in dem italischen Districte Latium. Ob sie von jeher in Latium wohnten, oder aus südlicheren Gegenden dahin wanderten, ist unbestimmt, aber gewiß ist, daß sie nicht lateinischen, sondern ausonischen Stammes waren, was ihre Sprache beweist. Ihre Geschichte ist lange dunkel und nur so viel weiß man, daß sie unter Anderen mit den südlicheren Hetruskern in Streit geriethen und denselben endlich unterlagen; aber nach langer Unterthänigkeit erhielten sie ihre Freiheit wieder und wurden politisch merkwürdig wegen der harten und heftigen Kämpfe, in denen die Römer seit dem Jahre 438, 200 Jahre lang, mit ihnen lagen. Damals wohnten sie an den Ufern des Livisflusses und westlich auf den Bergen zwischen den pontinischen Sümpfen und dem Casinusflusse, also im südlichsten Theile des Kirchenstaates und den daran grenzenden Gegen-

Digitized by Google

den des neapolitanischen Gebiets. Jene Bergbesitzungen brachten sie mit den Lateinern in Verbindung, die nach der Zerstörung Alba Longa's durch die Römer keinen Mittelpunkt mehr hatten und sich daher zumeist an die V. anschlossen, um sich gegen das aufstrebende Rom zu halten. Jene Verbindung aber veranlaßte die blutigen Kriege mit den Römern, denen sie endlich unterlagen. Der Bund, den die V. mit den Lateinern machten, hat zu mancherlei Irrthümern Veranlassung gegeben, besonders hinsichtlich der zum Volskerlande gerechneten Stücke. Antium und andere südlich herab bis Terracina gelegene Seestädte waren nicht volskisch, wenn die Alten sie auch so nannten, sondern vielmehr lateinisch und nur im Bunde der V. begriffen; denn die V. trieben weder Handel, noch waren sie mit dem Seewesen bekannt, sondern in dem Flachlande bauten sie Getreide und Wein. Außer ihrem Muthe und ihrer Tapferkeit rühmte man noch an ihnen Treue, Einfachheit und Vaterlandsliebe. Auch in den Künsten, besonders den plastischen, waren die V. nicht ohne Ruhm; denn aus einer ihrer Städte, Fregellä, wurde Turianus nach Rom berufen, um die Statue des capitolinischen Jupiter's zu verfertigen. Man fand auch noch zu Veliträ, einer andern volskischen Stadt, sehr alterthümlich gemalte Reliefs, welche nach der Form und den dargestellten Figuren zu schließen auf Verwandtschaft mit hetruriſcher Kunst schließen lassen. 6.

Volta (Alessandro), ein berühmter Physiker, geb. zu Como 1745, studirte in seiner Vaterstadt die Physik, ward 1774 Rector am Gymnasium daselbst und 1779 Professor zu Padua, machte mehrere Reisen durch die Schweitz, Frankreich, England und Deutschland und erfand das Elektrophor und das Elektroskop (s. d. Artt.), das elektrische Pistol, den Eudiometer, die Gaslampe, den Condensator und andere Instrumente. Am Berühmtesten ist er jedoch durch seine Erweiterung und Anwendung der Lehre vom Galvanismus geworden, wiewohl er, in sofern als Galvani diesen für einen eigenen thierischen Elektricismus hielt, eigentlich als dessen Gegner auftrat. Denn er bewies, daß eben dieser galvanische Elektricismus nichts Anderes sei als der allgemeine, nur durch die gleichzeitige Einwirkung verschiedener Metalle auf die Nerven erregt. So kam er denn auf die Idee einer Verstärkung des Galvanismus durch die sogenannte voltaische Batterie oder voltaische Säule, d. h. eine Aufeinanderlegung von Platten aus zweierlei Metall und aus Pappe oder Tuch. Ein Mehreres hierüber s. im Art. Galvanismus. Im Jahre 1804 legte V. sein Lehramt nieder, aber 1815 ernannte ihn der Kaiser von Östreich zum Director der philosophischen Facultät zu Pavia. Er starb zu Como 1827. Seine Schriften hat V. Antinori (Florenz 1816. 5 Bde.) herausgegeben. 33.

Voltaire (spr. Woltähr) (François Marie Arouet de), der gepriesenste der französischen Schriftsteller, am 20. Febr. 1694 zu Châtenay bei Sceaux, wo sein Vater Schatzmeister der Rechnungskammer war, geboren, zeigte schon als Kind ein ungewöhnliches Talent und setzte nicht selten als Schüler des jesuitischen Collège Louis le Grand durch seine eben so kühnen als witzigen Antworten seine Lehrer in Erstaunen. Sein Pathe, der Abbé Châteauneuf, ein wenig religiöser Mann, führte ihn in manche libertinische Gesellschaft ein und stellte ihn auch der bekannten Ninon de l'Enclos vor, die so großes Gefallen an dem lernbegierigen Jünglinge fand, daß sie ihm in ihrem Testamente eine Summe von 2000 Francs zum Ankaufe von Büchern vermachte. Nach Beendigung seiner Vorbereitungsstudien wurde V. in ein juristisches Collegium geschickt, welches er aber, da er der Rechtswissenschaft nicht den geringsten Geschmack abgewinnen konnte, bald wieder verließ, um sich ausschließend der Philosophie und den schönen Wissenschaften zu widmen. Der Umgang mit den bedeutendsten, aber auch leichtfertigsten Männern des Jahrhunderts (dem Prinzen von Conti, dem Herzoge von Vendôme, dem Herzoge von Sully, dem Marquis von La Fare, den Abbés Chaulieu, Courtin, Servien u. A.) bestärkte ihn in diesem Vorsatze. Sein Vater, welcher nur in der Erlernung einer

Digitized by Google

Brodwissenschaft sichere Aussichten finden zu können glaubte, schickte ihn, um ihn der gefährlichen Gesellschaft zu entreißen, als Page mit Châteauneuf, der als französischer Gesandter nach Holland ging (1713), nach dem Haag. Eine Liebesgeschichte, die er hier mit dem protestantischen Fräulein Du Noyer anspann, veranlaßte seinen Gönner, ihn nach Paris zurückzuschicken, wo er von seinem Vater sehr ungütig aufgenommen wurde und nicht eher Verzeihung erhielt, bis er sich wieder der Jurisprudenz widmete und bei dem Procurator Alvins eintrat, um den Gang der Geschäfte zu erlernen. Ein Freund seiner Familie, der Finanzintendant Caumartin, entzog ihn jedoch bald wieder dieser lästigen Beschäftigung und nahm ihn mit sich auf sein Landgut Saint-Ange. Hier machte sich V. den ältern Caumartin, der den Hof Heinrich's IV. und die intriguenvolle Zeit Ludwig's XIV. genau kannte, zum Freunde und schöpfte aus seinen Unterhaltungen die erste Idee zu seinem Epos: „Heinrich IV." und zu seinem „Jahrhundert Ludwig's XIV." Ein unverschuldetes Unglück störte seine Ruhe. Eine Menge Schmähschriften überflutheten bei dem Tode Ludwig's XIV. die Hauptstadt; eine beißende Satyre: „Les j'ai vû" („Was ich gesehen habe") wurde, weil ein darin befindlicher Vers („Ich habe diese Übel gesehen und zähle noch nicht zwanzig Jahre") Verdacht erregte, V. zugeschrieben und er mußte 1716 in die Bastille wandern, wo er über ein Jahr blieb. Der Regent ließ ihn, nachdem endlich seine Unschuld erwiesen worden war, zu sich kommen, empfing ihn sehr gnädig und gab ihm eine kleine Pension. Er brachte jetzt seine Tragödie: „Oedipe" (1718) auf die Bühne, wodurch er großen Beifall erntete und die Freundschaft der Marschallin von Villars gewann. V. verliebte sich sterblich in diese und vertändelte viel kostbare Zeit mit dieser erfolglosen Leidenschaft. Die Entfernung von Paris, wozu er durch die unvorsichtige Theilnahme an einer Hofintrigue gezwungen wurde, und der schlechte Erfolg seiner Tragödie: „Artemire" (1720) brachten ihn wieder zur Besinnung. Auf einer Reise mit Frau von Rupelmonde nach den Niederlanden (1722) machte er die Bekanntschaft J. B. Rousseau's, entzweite sich aber bald mit dem empfindlichen Dichter auf immer. Nach seiner Heimkehr bekam V. die Blattern, welche damals viele Menschen hinwegrafften, und man zweifelte lange an seiner Genesung. Kaum wiederhergestellt arbeitete er mit verdoppeltem Eifer an seiner „Henriade" und las sie stückweise seinen Freunden vor. Das strenge Urtheil derselben veranlaßte ihn, sie bei einer solchen Vorlesung ins Feuer zu werfen, aus welchem sie der Präsident Henault kaum mit dem Verluste seiner kostbaren Manschetten rettete. Der Dichter hatte sich durch seinen allzeitfertigen Witz, dem er nie zu gebieten wußte, schon manchen Verdruß zugezogen und erwarb sich jetzt dadurch auch eine Tracht Schläge. Er forderte den Chevalier Rohan-Chabot, der sie ihm hatte aufzählen lassen, zum Zweikampfe. Die Familie Rohan wußte es aber bei dem Regenten dahin zu bringen, daß V. unter dem Vorwande einer Satyre zum zweiten Male in die Bastille geschickt wurde. Er erhielt erst nach sechs Monaten seine Freiheit wieder und dazu den gemessensten Befehl, Frankreich zu verlassen (1725). Er wählte nun England zu seinem Aufenthalte und vertiefte sich in die englische Philosophie; Newton, Clarcke, Bolingbrocke, Pope, Collins und Toland beehrten ihn mit ihrer Freundschaft und machten ihm seinen Aufenthalt angenehm. In London besorgte auch V. die erste ächte Ausgabe seiner „Henriade", die früher nur in sehr verstümmelten Abdrücken und ohne sein Wissen erschienen war. Auf die Verwendung seiner zahlreichen Freunde durfte er 1728 nach Paris zurückkommen. Er lebte einige Zeit ruhig und verborgen in einer entfernten Vorstadt, wo er sich mit den Entwürfen zu neuen Werken und mit Handelsspeculationen beschäftigte. Die Herausgabe der „Henriade" hatte ihm einen erklecklichen Gewinn abgeworfen, den er vereinigt mit seinem väterlichen Vermögen zu einem einträglichen Handel mit Korn nach der Berberei und mit Lebensmitteln nach Italien verwendete. Seine

Digitized by Google

Unternehmungen hatten einen so günstigen Erfolg, daß er am Ende seines Lebens eine jährliche Rente von 160000 Livres genoß. Zu seinem Ruhme muß man jedoch bekennen, daß Unglückliche und Arme stets reichliche Unterstützung bei ihm fanden. Die Angriffe auf die Geistlichkeit, welche der berühmten Schauspielerin Lecouvreur ein ehrliches Begräbniß versagte (1730), hätten ihn beinahe zum dritten Male in die Bastille gebracht. Er entkam jedoch dieses Mal glücklich nach Rouen, wo er seine „Histoire de Charles XII.“ und die „Lettres philosophiques“ heimlich drucken ließ. Die letzteren wurden, als sie sich zu Paris verbreiteten, durch den Henker verbrannt. Nachdem sich der Sturm einigermaßen gelegt hatte, kam V. nach Paris zurück und brachte nach und nach die Tragödien: „Brutus“ (1730), „Eriphyle“ (1732), „Zaire“ (1732), „Adelaide du Gueselin“ (1734) und „La mort de César“ (1735) zur Aufführung; nur „Zaire“ erfreute sich eines allgemeinen Beifalls. Einen großen Lärm erregte „Le temple du goût“ (1733), worin der Dichter die gepriesensten Schriftsteller seiner Zeit schonungslos beurtheilte. Um der allenthalben losbrechenden Wuth der Getroffenen zu entgehen, begab sich V. mit seiner Geliebten, der Marquise von Chastelet, auf deren Landgut Cirey, an der Grenze von Champagnien und schrieb die „Eléments de la philosophie de Newton.“ Hier entstanden auch die berüchtigte „Pucelle d'Orleans“, die Tragödien: „Alzire“, „Zulime“, „Mahomet“, „Merope“, das Lustspiel: „L'Enfant prodigue“, der „Discours sur l'homme“ und „Le siècle de Louis XIV.“ Hatte V. eines seiner Werke zu Paris zur öffentlichen Kenntniß gebracht, so regten sich seine Feinde und er sah sich jedesmal genöthigt wieder nach Cirey zu flüchten. „Mahomet“ (1741) erregte den Ingrimm der Geistlichkeit, „Merope“ (1743) den unbändigsten Enthusiasmus der Zuschauer. Er wurde hervorgerufen und von dieser Zeit ward es Sitte, den Dichtern persönlich auf der Bühne Beifall zu zollen. Um diese Zeit trat der Kronprinz von Preußen mit V. in einen vertrauten Briefwechsel und als Friedrich 1740 den Thron bestieg, lud er den Dichter nach Schleus-Meuse bei Clerc zu einer Zusammenkunft ein und die beiden größten Männer des Jahrhunderts, wie man sich damals ausdrückte, schlossen Freundschaft mit einander. Beim Ausbruche des ersten schlesischen Krieges ging V. mit geheimen Aufträgen des französischen Hofes nach Berlin; er entsprach den Wünschen seines Monarchen mit so gutem Erfolge, daß er 1742 zum zweiten Male nach Berlin geschickt wurde, um das Interesse des französischen Hofes zu wahren. Diese Dienste und mehr noch die Gewogenheit der neuen Maitresse Pompadour verschafften ihm endlich die Stelle eines französischen Historiographen, die Würde eines Kammerherrn und einen langersehnten Platz in der französischen Akademie (1746). Unaufhörliche Chikanen verleideten V. bald den Aufenthalt zu Versailles und veranlaßten ihn, mit seiner Freundin, der Marquise du Chastelet, nach Cirey zurückzugehen, von wo aus er häufige Besuche an dem Hofe des Königs Stanislaus zu Luneville abstattete und wo er seine Tragödie „Semiramis“ (1748) und sein Lustspiel „Nanine“ vollendete. Nach dem Tode der Frau von Chastelet (1749), der ihn sehr betrübte, ging er nach Paris zurück und arbeitete fleißig für die Bühne. Der Zufall führte ihn hier mit dem Schauspieler Lekain zusammen und der Dichter trug nicht wenig zur Heranbildung des später so enthusiastisch bewunderten Künstlers bei. In diese Zeit fallen die Trauerspiele „Oreste“ (1749) und „Rome sauvée“ (1752). Der König von Preußen hatte V. oft vergebens nach Berlin beschieden; erst nach dem Tode seiner Freundin nahm er endlich die ehrenvolle Einladung an und ging 1750 nach Berlin. Er erhielt dafür, daß er dem Könige bei seiner Schriftstellerei mit Rath und That beistand und ihm Gesellschaft leistete, eine Pension von 20000 Livres, den Kammerherrnschlüssel und den Verdienstorden. Die Freundschaft der beiden eitelen Männer dauerte nicht lange; einer übte

Digitized by Google

seinen Witz auf Kosten des andern und jeder war, wenn ihn der Witz traf, beleidigt. Ein lächerlicher Proceß, den V. mit einem berliner Juden wegen umgetauschter Brillanten bekam, war die erste Ursache zu feindlichen Reibungen, welche der Mathematiker Maupertuis, Präsident der Akademie zu Berlin, den V. durch die von Friedrich verbotene und verbrannte, aber doch bekannt gewordene Spottschrift „Diatribe du docteur Akakia" dem öffentlichen Gelächter preisgegeben hatte, geschickt zur entschiedenen Zwietracht zu steigern wußte. V. suchte dem Ausbruche des königlichen Zornes durch eine freiwillige Entfernung zu entgehen und bat um die Erlaubniß, zur Herstellung seiner Gesundheit die Bäder zu Plombières gebrauchen zu dürfen. Er erhielt sie und war bereits bis nach Frankfurt gekommen, als er auf Friedrich's Befehl so lange in Verhaft genommen wurde, bis er den Kammerherrnschlüssel, den Verdienstorden und ein mitgenommenes Manuscript der Gedichte des Königs herausgab. Der König hatte, weil ihm V. als Verfasser der verläumderischen Schrift: „Das Privatleben Friedrich's II." angegeben worden war, in der Hitze des ersten Augenblickes den Verhaftungsbefehl ausgefertigt; später söhnte er sich jedoch mit dem Dichter wieder aus, schickte ihm seinen Orden zurück, unterhielt bis an das Ende seines Lebens einen Briefwechsel mit ihm und lud ihn wiederholt ein, zum zweiten Male zu ihm zu kommen. V. zog aber, um glücklich zu leben, einen ruhigen Aufenthalt vor. Während seines Besuchs in Preußen, der drei Jahre (1751—1753) dauerte, machte er sein „Siècle de Louis XIV." (1752) bekannt. V. wäre gern nach Paris zurückgekehrt, da er aber erfuhr, daß er dort von dem Hofe nicht gern gesehen würde, reiste er nach Leipzig, Gotha, Straßburg, Colmar (wo er sein Trauerspiel „L'Orphelin de Chine" vollendete) und Genf, wo er sich das Landgut Delices kaufte, um in philosophischer Ruhe ganz den Musen zu leben. J. J. Rousseau schien sich ihm nähern zu wollen, indem er ihm sein Werk „Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" zuschickte und sein Urtheil darüber verlangte. V.'s mehr witzige als freundschaftliche Antwort: „er habe bei der Lesung dieser Schrift Lust bekommen, selbst auf allen vieren zu gehen", machte ihn den empfindlichen Philosophen zum unversöhnlichsten Feinde. Auch die fanatischen Pfaffen zu Genf regten das Volk gegen V., den sie als Gotteslästerer verschrieen, auf und er hielt es für gerathen, Delices schnell zu verlassen und sich auf dem von ihm erkauften Schlosse Ferney im französischen Gebiete anzusiedeln (1758). An diesem Orte beginnt die glänzendste Lebensscene des Philosophen. Er erhob den kleinen armen Flecken nach und nach zu einer wohlhabenden Stadt, machte seine Unterthanen glücklich, unterstützte Unglückliche, schirmte Verfolgte und schuf Freude in seiner ganzen Umgebung. Er baute eine Kirche mit der mehr Eitelkeit als religiösen Sinn verrathenden Inschrift: „Deo erexit Voltaire", und griff gleichzeitig die Religion und ihre Diener in allen seinen Schriften mit dem zweischneidigen Schwerte der Satyre und des Spottes an. Auf der einen Seite das Heiligste verhöhnend, verrieth er auf der andern oft eine seltene Menschenfreundlichkeit und kämpfte mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen für Recht und Wahrheit. Eine arme Nichte des großen Corneille nahm er zu sich, ließ sie anständig erziehen und stattete sie reichlich aus. Durch rastlose Bemühungen brachte er es dahin, daß der Proceß des unschuldig hingerichteten Calas wieder vorgenommen und die unglückliche Familie der Armuth und Schmach entzogen wurde. Noch manche edle That des Philosophen von Ferney könnte hier namhaft gemacht werden, leider wird aber jede noch so glänzende Handlung durch sein in keiner Beziehung zu billigendes Benehmen überhaupt wieder aufgehoben. V. benutzte seine Ruhe zu Ferney zur Hervorbringung einer Menge literarischer Werke; seine Fruchtbarkeit bei einem schon weit vorgerückten Alter erregt wirklich Erstaunen. So oberflächlich seine historischen Werke sind, so gehörten doch manche Vorstudien zu dem „Essai sur les moeurs et l'esprit des

Digitized by Google

nations", der „Philosophie de l'histoire" (1765), der „Histoire de l'empire de Russie sous Pierre-le-Grand" (1759—1763) und der „Histoire du parlement de Paris" (1769). Die Trauerspiele „Tancrede" (1760) und „Olympie" (1764) beurkundeten noch sein früheres Dichtertalent, aber „Le Triumvirat" (1764), „Les Scythes" (1767), „Sophonisbe" (1774), „Les Guèbres" (1768), „Les lois de Minos" (1770), „Don Pedre" (1775), „Les Pelopides" (1773), „Irene" (1778) und „Agathocle" (1778) sind schwache erzwungene Treibhausstücke. Eben so wenig gediegen sind die Lustspiele „L'Ecossaise" (1760), „Charlot" (1767), „Le Depositaire" und „Le droit du seigneur" (1762), die nur aus Achtung für den Verfasser zur Aufführung gelangten. In diese Periode seines Lebens fallen auch seine witzigen Romane, Erzählungen in Versen, Satyren, Episteln und Epigramme, die seine zahlreichen Bewunderer fortwährend in Athem erhielten. Nach zwanzigjährigem Aufenthalte zu Ferney wandelte V. die Lust an, noch einmal in der Hauptstadt zu erscheinen (1778). Der Hof sah seine Gegenwart ungern, aber Jeder, der auf Geist und Kenntnisse Anspruch machen zu dürfen glaubte, drängte sich ihm entgegen; auch die Akademie ließ ihn durch eine Deputation begrüßen. Er wurde beinahe durch Besuche erdrückt. Im Theater ward er gekrönt und von dem Volke im Triumphe nach Hause gebracht. Diese stete Anstrengung untergrub immer mehr seine schon sehr geschwächte Gesundheit und der übermäßige Genuß des Caffees und des Opium beschleunigte seinen Tod. Er starb am 30. Mai 1778 in dem Hause des Marquis von Villette, bei welchem er wohnte. Wir können hier nicht die verschiedenartigsten Gerüchte über die angebliche Bekehrung V.'s vor seinem Tode prüfen; wir glauben nicht, daß er in großer Frömmigkeit gestorben sei, eben so wenig aber, daß er mit Gotteslästerungen endete. In Paris ward ihm ein ehrliches Begräbniß verweigert; man brachte deßwegen seinen Leichnam nach der Abtei Scellieres, wo er ruhig lag, bis man ihn während der Revolution im Triumphe nach der Hauptstadt abholte. Um V.'s Schriften gebührend würdigen zu können, muß man wenigstens einen flüchtigen Blick auf seinen moralischen Charakter werfen. Wenn man Alles, sagt ein deutscher Kunstrichter, was von V.'s Feinden und Freunden zu seiner Schande und Ehre erzählt wird, ganz unparteiisch mit den unbezweifelbaren Zeugnissen vergleicht, die er selbst in seinen eigenen Schriften niedergelegt hat, wo er seine Denkart und Gesinnung nicht etwa geflissentlich verbergen will, so erscheint V. im ganzen Laufe seines Lebens als ein Mensch ohne allen Charakter, bald äußerst gutmüthig, voll wahrer Humanität, bald eben so boshaft, besonders rachsüchtig und neidisch; jetzt voll edeln Eifers für Wahrheit und Vernunft, jetzt ein frecher Witzling, dem das Wahre so wenig, wie das Gute, heilig ist, wenn ihm der Mißbrauch seiner Talente Gelegenheit gibt, sie glänzen zu lassen; schwerlich irgend eines Menschen wahrer Freund, aber ein unversöhnlicher Feind des Vorurtheils, außer, wenn Eitelkeit und Gewinnsucht ihn zum Heuchler machten; fast noch mehr eitel, als ehrgeizig; nicht selten liebenswürdig, aber niemals groß; ein Mensch, zu dessen Bilde man, wie jener Grieche zu einer üppigen Statue des Adonis, sagen darf: „Es ist nichts Heiliges an dir." Der ausgezeichnetste und hervorstechendste Zug des Genies V.'s ist jene Leichtigkeit, jene Geschmeidigkeit, mit der es sich den verschiedenartigsten und entgegengesetztesten Zweigen des Wissens anschließt, mit der es ohne Anstrengung von der Prosa zur Poesie, von dem Gewöhnlichen zum Erhabenen, vom Scherze zum Ernste, von der einfachen Erzählung der Thatsachen zur epischen, tragischen und romantischen Erfindung, endlich von philosophischen Speculationen und sogar algebraischen Berechnungen zu den sprühenden Funken des heitersten Witzes und zu den lachendsten Launen der Einbildungskraft übergeht. Diese wunderbare Gabe, verbunden mit dem unersättlichsten Ehrgeize und mit der unermüdlichen Thätigkeit eines Gei-

Digitized by Google

ſtes, den die übertriebenſte Arbeit mehr zu ſtärken als zu ſchwächen ſchien, geſtattete V., alle Wege des literariſchen Ruhmes zu verſuchen und ſich den Namen eines Univerſalgenies zu erwerben. Freilich ward dieſer Ehrgeiz nicht immer von einem glücklichen Erfolge gekrönt. In mehreren Gattungen vortrefflich, iſt V. in anderen mittelmäßig und in einigen durchaus ſchlecht. Hier iſt Alles der Bewunderung würdig, Gegenſtand, Plan, Ausführung und Styl, dort iſt blos die Form zu tadeln oder die Wahl des Gegenſtandes; manchmal verdienen Stoff und Ausführung die ſtrengſte Rüge. Manchmal leiht der Schriftſteller der Religion und der Moral die Stütze einer höhern Einſicht und das Kleid ſeiner bezaubernden Sprache, noch öfter aber greift er ſie an, beleidigt und höhnt ſie. In ſeinen meiſten Werken bietet er dem Verſtande und dem Geſchmacke den feinſten und reinſten Genuß; in anderen Erzeugniſſen ſcheint er beide abſichtlich verwunden und empören zu wollen. Unter den epiſchen Dichtern Frankreichs gilt freilich V. als der erſte, unter den epiſchen Dichtern überhaupt aber nimmt er eine nur ſehr untergeordnete Stelle ein. Iſt gleich der Plan der „Henriade" gut durchdacht, ſind gleich die Charaktere intereſſant, die Beſchreibungen gelungen und Sprache und Styl rein und edel zu nennen, ſo entbehrt doch das Ganze aller poetiſchen Magie und gleicht eher einer gereimten Geſchichte als einem Epos. Weit mehr poetiſchen Geiſt verräth das freilich in ſittlicher Beziehung höchſt verwerfliche „Mädchen von Orleans", in welchem die komiſche Poeſie ihren höchſten, wenn auch unſauberſten Triumph feiert. Gleich vortheilhaft glänzt V.'s Genie in den komiſchen Romanen: „Die Prinzeſſin von Babylon", „Candide", „Mikromegas" und „Zadig." Hier iſt die Originalität, die ſeinen ernſthaften Werken fehlt, nicht zu verkennen. Der muthwillige Anſtrich von Philoſophie erhöht in ihnen den Reiz der genialen Erfindung und des eben ſo pikanten, als durch hinreißende Natürlichkeit, in den behendeſten Sprüngen des Witzes, das Intereſſe feſſelnden Styls. Den größten Fleiß verwandte V. auf ſeine dramatiſchen Schriften und man kann ihn als den dritten Tragiker der Franzoſen anſehen, obſchon keines ſeiner Stücke als das unmittelbare Erzeugniß der poetiſchen Begeiſterung gelten kann, ſondern alle das Werk der kalten, kritiſchen Überlegung ſind. Beherzigt man die nicht zu läugnende Wahrheit, daß V. das Lächerliche nur in den Meinungen, nicht aber in den Charakteren aufzufaſſen verſtand, ſo wird man ſich nicht wundern, daß ihm das Luſtſpiel nie gelang. V.'s philoſophiſche und hiſtoriſche Schriften ermangeln der Tiefe, feſſeln aber den Leſer durch treffliche Darſtellung und trugen nicht wenig zur Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten bei. Geläugnet kann übrigens nicht werden, daß V.'s Beiſpiel verderblichen Einfluß übte; man fuhr in Frankreich fort, ſagt Bouterwek treffend, die ernſthafteſten Unterſuchungen, ſobald ſie ein wenig verwickelt wurden, durch ein Bon-Mot abzuthun, mit der philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wahrheit, wie mit einem Fangballe zu ſpielen, witzige Einfälle für geſunde Urtheile zu nehmen, durch dreiſte Frivolität dem moraliſchen Gefühle zu trotzen und ſich für vollkommen gebildet nach den Grundſätzen einer geſunden Philoſophie zu halten, wenn man ſich nicht ſcheute, in Verſen und in Proſa über Alles zu ſpotten, was unverdorbenen Menſchen, auch ohne beſondere Beziehung auf Religionsſyſteme, zu allen Zeiten ehrwürdig war, ſelbſt wenn die Quelle der edleren Gefühle, durch die der Menſch mehr, als ein denkender Affe iſt, in der Bruſt der ſogenannten Philoſophen verſiegte. — Biographien V.'s lieferten Luchet (Par. 1781. 6 Voll. 8.), Duvernet (Par. 1786. 8.), Condorcet (bei den meiſten Ausgaben der Werke V.'s befindlich), Mazure (Par. 1821. 8.), Paillet de Warcy (Par. 1824. 2 Voll. 8.) und ſeine Secretaire Wagnière und Longchamp („Mémoires sur Voltaire et sur ses ouvrages", Par. 1826. 2 Voll. 8.). Die beſten Ausgaben ſeiner Werke beſorgten Letellier und Beaumarchais (Kehl. 1784—1789. 70 Voll. 8. Nachgedruckt, Gotha 1784—1789. 71 Voll. 8.

Digitized by Google

Lyon 1791—1792. 100 Voll. 12. Deux-Ponts 1791. 100 Voll. 12.), Paliſſot (Par. 1792—1802. 55 Voll. 8. nicht vollſtändig), Deſoer (Par. 1817—1819. 13 Voll. 8. Edition compacte), Deterville und Lefevre (Par. 1817—1820. 42 Voll. 8.), Beuchot und Dubois (Par. 1817—1820. 56 Voll. 8.), Renouard (Par. 1819—1825. 66 Voll. 8.), Fortic (Par. 1822. 100 Voll. 18.), Plancher (Par. 1822—1825. 44 Voll. 12.), Lequien (Par. 1822—1826. 70 Voll. 8.), Dupont (Par. 1825—1827. 70 Voll. 8.) und Didot (Par. 1826. 1 Vol. 8.). Die deutſchen Überſetzungen von W. Ch. S. Mylius u. A. (Berl. 1783—1791. 29 Bde. 8.) und Fr. Gleich, Th. Hell, Pet. Syntax u. A. (Leipz. 1825—1830. 30 Bde. 16.) ſind unvollſtändig und nicht ſehr gelungen; eine vollſtändigere und beſſere wäre zu wünſchen. 66.

Volte (Umwendung) nennt man in der Reitkunſt die Wendung des Pferdes im Kreiſe, während dieſes ſelbſt mit den Hinterfüßen nur einen möglichſt kleinen Kreis beſchreibt. Beim Kartenſpiele bezeichnet der Ausdruck „die V. ſchlagen" die Gewandtheit beim Miſchen, durch welche ein beſtimmtes Blatt an einen beſtimmten Platz gebracht wird. 30.

Volterra (Danielle da), eigentlich **Ricciarelli**, einer der ausgezeichnetſten toscaniſchen Künſtler in der Malerei und Sculptur, war im Jahre 1509 zu Volterra geboren und empfing den erſten Unterricht von Antonio Razzi und darauf von Baldaſſare Peruzzi. Nach Vollendung ſeiner Studien wählte er Rom zum Aufenthalte und arbeitete hier gewöhnlich mit ſeinem Freunde Pietro Buonaccorſi, genannt Pierino del Vaga. Für Elena Orſini malte er die berühmte Kapelle alla Trinità de' Monti, worin ihm das Altarblatt, eine „Abnehmung vom Kreuze", vorzüglich gelang, welches zu den vier berühmteſten Gemälden Roms gerechnet wird. Als Pierino ſtarb, erhielt Ricciarelli durch Empfehlung des Michel Angelo im Jahre 1547 die Arbeiten im Vatican und darauf auch die Aufſicht über denſelben. Durch ebendenſelben wurde er der Katharina von Medicis empfohlen, als dieſe ihrem Gemahle, Heinrich II. von Frankreich, ein Monument zu errichten gedachte. Ricciarelli goß ein bronzenes Pferd, worauf die Statue des Königs kommen ſollte; da dieſes unterblieb, benutzte man ſpäter das Pferd für eine Statue Ludwig's XIII. Bei ſeinem Aufenthalte in Florenz verfertigte er meiſterhafte Gypsabgüſſe von den Statuen des Michel Angelo in der Sacriſtei der Kirche des heiligen Laurentius und beförderte durch dieſe die Nachahmung jenes Meiſters unter den toscaniſchen Künſtlern, die, da ſie einſeitig geſchah, keinen günſtigen Einfluß auf Fortbildung der Kunſt ausübte. Ricciarelli ſtarb zu Rom im Jahre 1566 und hinterließ ſeine Kunſtſachen zweien ſeiner Schüler, dem Michele degli Alberti und dem Feliciano da S. Vito. Seine Gemälde ſind durchgängig in einem grandioſen Style gearbeitet, der nur zuweilen an Übertreibung leidet. Die Zeichnung im Übrigen iſt richtig und das Colorit gut. 83.

Voltigiren, lat. saltu se subjicere; franz. voltiger; engl. to vault, iſt die Kunſt, mit Leichtigkeit und Geſchicklichkeit nach gewiſſen Regeln zu ſpringen. Hauptſächlich bezieht ſich dieß auf das Springen, auf und über das Pferd. Bei den Alten, welche urſprünglich keine Steigbügel kannten, war ſie ein Theil der Reitkunſt und wurde von beſonderen Exerciermeiſtern (campi doctores) gelehrt. Auch im Mittelalter war das V. ſehr im Gebrauche und unter Heinrich IV., Ludwig XIV. und Ludwig XV. wurde es zu einer beſondern Kunſt erhoben, wovon das franzöſiſche Fußvolk den Namen **Voltigeurs** erhielt. Jedes V. geſchieht in 3 Tempos: das Heben, Springen und Schwingen. Die vorzüglichſten Sprünge ſind der gewundene Sprung, der gewundene Jungfernſprung, der ſchlechte Jungfernſprung, die Gilot, der Renvers, die Troit, die ganze und halbe Pomade, der Schwanz- und Beinſprung, und die Verwechſelungen vorn und hinten. 33.

Volumen (von volvere, wickeln) iſt eigentlich Alles, was zuſammengerollt

oder gewickelt wird, weßhalb die Alten ihre Schriften so nannten, indem sie die Blätter nur auf einer Seite beschrieben und dann um einen Stab, welcher umbilicus (Nabel) hieß, wickelten. Später nannte man auch die einzelnen Bände eines Werkes V. — Ferner bezeichnet V. den räumlichen Inhalt eines Körpers, abgesehen von seiner Masse oder Dichtigkeit. 11.

Vondel (Joost van den), einer der gepriesensten holländischen Dichter, am 17. Nov. 1587 zu Köln geboren, verließ schon früh seine Vaterstadt, wo die kirchliche Secte der Arminianer, zu welcher er gehörte, mit Erbitterung verfolgt wurde, und ließ sich zuerst zu Utrecht und dann zu Amsterdam nieder, wo er das Handwerk eines Strumpfwirkers trieb. Die Natur hatte V. mit einem glänzenden Dichtertalente ausgestattet, aber seine Erziehung war völlig vernachlässigt. Erst in seinem 26. Jahre erlernte er die griechische und lateinische Sprache und machte sich mit der französischen Literatur bekannt. Sein Eifer und seine Beharrlichkeit überwanden alle sich ihm entgegenstellende Schwierigkeiten und es gelang ihm, ohne die gewöhnlichen Schulstudien gemacht zu haben, sich einen bedeutenden Vorrath von Gelehrsamkeit zu erwerben. Sein erster Versuch, die Tragikomödie „Pascha oder die Befreiung Israels" (1612) war noch sehr unvollkommen. Besser gelangen die Tragödien „Die Erstürmung Jerusalems" (1620) und „Palamedes" (1625); durch die letztere verfiel er, weil er darin auf die ungerechte Ermordung Oldenbarnevelt's angespielt hatte, in eine bedeutende Geldstrafe, wodurch er sich aber nicht abschrecken ließ, die Verfolger der Arminianer in der Satyre „Der Striegel" mit bitterm Spotte zu verhöhnen. Sein begonnenes Epos „Constantin der Große" (1630) blieb unvollendet und hätte ihm wahrscheinlich keine Lorbeern erworben. Großen Beifall fand sein Trauerspiel „Messalina" (1638), das aber verboten wurde. In der Tragödie „Die Jungfrauen" (1639) verrieth er schon große Vorliebe für das katholische Glaubensbekenntniß, zu welchem er auch einige Jahre später überging. V.'s Meisterwerk ist unstreitig die aus der vaterländischen Geschichte genommene Tragödie „Gysbrecht van Amstel" (1637), welche jährlich noch in Amsterdam mit hoher Begeisterung dargestellt und angeschaut wird. Unter seinen übrigen (32) Trauerspielen zeichnen sich noch „Lucifer" (1654) und „Jephta" (1659) aus. Alle sind mit Chören durchflochten und ist auch die Verbindung derselben mit der Handlung oft zu locker, so sind sie dennoch, einzeln betrachtet, vielleicht die schönsten Muster poetischer Begeisterung, welche Holland aufzuweisen hat. V. ist der größte Tragiker Hollands; wenn ihn aber die Holländer ihren Shakspeare nennen, so klingt es, wenn man die großen Dramatiker anderer Nationen mit ihm vergleicht, etwas lächerlich. V.'s übrige Werke sind Oden, Satyren und Übersetzungen aus dem Lateinischen (Horaz, Ovid, Virgil) und eine Anleitung zur holländischen Dichtkunst (1650). So groß V.'s Ruhm war, so kam er doch nie in eine glänzende Lage. Er starb am 5. Febr. 1679. „Alle Werken, uitgegeven door B. Bosch" (Dordr. u. Utrecht 1793—1799. 6 Bde. 8. unvollendet); „Dichterlyke werken" (Amst. 1820. 21 Bde. 12). Vergl. P. Camperi „Dissertatio de Justo Vondelio, poeta tragico, praemio ornata" (Lugd. Batav. 1819. 4.). 67.

Vorarlberg, s. Tyrol.

Vorausklage, s. Excussion.

Vorbehalt (geistlicher), s. Geistlicher Vorbehalt.

Vorgebirge, lat. promontorium; franz. cap; engl. cape, ist ein in das Meer hineinragender und eine Landspitze bildender Berg, entweder als Endpunkt einer ganzen Gebirgskette oder auch einzeln dastehend. Die vorzüglichsten sind: A. in Europa: das Nordcap in Norwegen; die Caps Finisterre, S. Vincente, Mondego, Trafalgar, Ortegal, de Peñas, Machichaco, del Higuer Fuenterrabia los Passages, Formentor, Tortosa und S. Sebastian in Spanien und Portugal;

Digitized by Google

Licosa, Spartivento, Rizzato, Alice, Leuca, d'Otranto, Cavallo und Gargano an den beiden Küsten von Neapel; Landsend und Lizard in England; Wrath in Schottland; Malin in Irland; Kumen in Schweden; Matapan (Tänarium), Malio S. Angelo (Malea), Linguetta, Inada, Emineh, Midia, Schabla, Cherroneſi, Mandelo, Plajar oder Valliuri oder Kanaſtro, Kaſſandra und Andro in der Türkei und Griechenland. B. In Aſien: die Caps Comorin, Gelanjia, Cewerowoſtochnoi oder Taimura, Lopatka, Kamtſchatskoi und die tſchuktſchiſchen V. C. In Afrika und Arabien: die Caps der guten Hoffnung, Verde oder das grüne V., Bianco oder das weiße V., Palmas, Negro, Bojador, Lopez, Guardafni, Ambro, Spartel, Noon, Serrat, Agulhas, Roxo oder Rouge, Verga, Sierra Leona oder Tagrin, Meſurado, der drei Spitzen, Formoſa, St. Johann und Mirik. D. In Amerika und zwar in Nordamerika die Caps Eiscap, Rochus, Farewell, Mendocino, S. Lucas, Salve, May, Hatteras, Cod, Charles, Henry; in Südamerika: die Caps Horn, de S. Antonio, de S. Maria, de tres Puntas und Victoria und in Centroamerika: das Cap Corrientes. E. In Auſtralien die Caps Löwin, Bridgewater, York, Maria von Diemen. 71.

Vorhalt, ſ. Retardation und Aufhaltung der Accorde.

Vorherbeſtimmung, ſ. Prädeſtination.

Vorherr (Johann Michael Chriſtian Guſtav), bekannter Architekt der neueſten Zeit, ward den 19. Oct. 1778 zu Freudenbach im Anſpachiſchen geboren, erhielt ſeine Bildung auf den Schulen zu Uffenheim und Anſpach und widmete ſich dann auf den Univerſitäten zu Erlangen und Marburg der Staatswirthſchaft und Architektur, beſuchte darauf die Kunſtakademie zu Berlin, ging alsdann als königlich preußiſcher Penſionnair einige Zeit nach Paris und bereiſte darauf Deutſchland, die Niederlande, Frankreich, die Schweiz und Italien. Im Jahre 1800 erhielt er den Ruf als gräflich görtziſcher Architekt nach Schlitz, wo er bis 1803 mehrere wichtige Bauten, unter anderen des neuen Schloſſes, leitete, ging darauf als Baumeiſter nach Fulda, von wo er 1809 als Kreisbauinſpector nach München berufen ward. Hier wurde er bereits 1810 Mitglied des Oberbaucommiſſariats, bald darauf Baureferent bei der Kreisoberadminiſtration, 1815 Baucommiſſionsrath, 1817 proviſoriſcher Oberbaucommiſſair bei dem Miniſterium des Innern, 1818 Baurath bei der Regierung des Iſarkreiſes und ſpäter auch Mitglied der Akademie der bildenden Künſte zu München. In dieſen ſeinen verſchiedenen Stellen faßte und entwickelte er immer mehr in ſich die Idee der allgemeinen Landesverſchönerung durch zweckmäßige Bauten und ſucht dieſelbe durch das von ihm ſeit 1821 redigirte „Monatsblatt für Bauweſen und Landesverſchönerung" und als Vorſtand der auf ſeine Veranlaſſung 1823 gegründeten königlichen Baugewerksſchule zu München theoretiſch und praktiſch in das Leben einzuführen, weßhalb er auch die vom Hofrath Dr. Fauſt in Bückeburg 1832 zuerſt angeregte Idee des Sonnenbaues, d. h. der Stellung aller Häuſerfronten nach der Mittagsſeite, mit Eifer auffaßte, indem er hierin eine neue Gewährſchaft größerer bürgerlicher Wohlfahrt findet. Jedenfalls iſt ſein Eifer für ſein Fach verbunden mit ſo tief gefühltem Philanthropismus im höchſten Grade lobenswerth und das Ziel ſeines Strebens als ein ſehr erſprießliches zu beachten, wenn auch ſeine darüber ausgeſprochenen Ideen in mancher Hinſicht zu ſanguiniſch ſein möchten. Auch als Schriftſteller hat er durch eine Anzahl das Bauweſen betreffende Schriften wie durch Zeichnungen, Entwürfe und Vorlegeblätter höchſt nützlich gewirkt und ſelbſt ſich durch ſeinen „Geiſt der Lehre Immanuel Swedenborg's" (München 1832. 12.) auf dem theoſophiſchen Gebiete verſucht. 16.

Vorhut oder **Vortrab**, Avantgarde, heißt das Detaſchement eines ſich fortbewegenden Heeres, welches an der Spitze deſſelben marſchirt, um dem Heere den Weg zu bahnen. Dieſe bildet daher auf dem Marſche den Hauptheil des

Digitized by Google

Heeres, muß aus den besten Soldaten bestehen und von einem tüchtigen Generalstabsofficiere geführt werden. Die Stärke desselben bestimmt sich nach den Umständen und der größern oder geringern Schwierigkeit des Marsches. Ihr Hauptzweck ist der Colonne den Marsch zu sichern, weßhalb dieselben Erfordernisse dabei stattfinden, wie bei der Nachhut (s. d. Art.); sie hat aber vorzüglich für Aufsuchung guter Straßen zu sorgen, weßhalb bei übelen Wegen das ihr beigegebene Pioniercorps die Ausbesserung derselben zu besorgen hat; sie darf sich nie zu weit von dem Hauptcorps vorwagen, um nicht abgeschnitten zu werden und damit im Falle eines feindlichen Angriffs dieses sogleich zur Hülfe dasein kann; dagegen muß sie bei ungünstigem Terrain dieses so rasch als möglich zu durchschreiten suchen, um dem Hauptzuge durch Sicherung desselben bequemen Marsch zu gewähren, bei dem Marsche durch Städte und Dörfer aber die Querstraßen besetzen. Häufig bilden den äußersten V. sogenannte fliegende Corps, welche durch ihre Beweglichkeit am Besten zur Sicherung des Marsches geeignet sind. 30.

Verkaufsrecht, s. Näherrecht.

Vorlage, s. Risalit.

Vormund, franz. tuteur; engl. tutor, guardian, ist eine vom Staate in besondere Pflicht genommene Person, welche die Erziehung und die Verwaltung des Vermögens solcher Personen zu übernehmen hat, welche dessen für sich allein nicht mächtig sind. Eigentliche Vormünder werden solchen Unmündigen, welche elternlos sind, gegeben; daher Altersvormünder. Der Verpflichtete heißt V., Tutor, Curator; der Pflegebefohlne Mündel, Schützling, Tuend; das Amt: die Vormundschaft, Tutel, Curatel. Die Bestellung (Bevormundung) geschieht vom Richter, unter welchem die verstorbenen Eltern zuletzt gelebt haben. Es ist derselbe zugleich Obervormund. Die Legitimationsurkunde, welche dem Vormunde über die erfolgte Bestätigung ausgefertigt wird, nennt man Tutorium oder Curatorium. Bis zur erlangten Mannbarkeit der Pflegebefohlnen waren bei den Alten die Vormünder Beschützer (tutores), hernach aber Besorger, Versorger (curatores), indem sie auch ihre Unmündigen zur Vermögensverwaltung mit anleiten sollten. Neuerdings ist der Unterschied weggefallen. Die Vormünder sind entweder zur Übernahme gesetzlich berufen (legitim) als die nächsten Anverwandten, oder im Testamente bestellt (testamentarii), oder sie werden endlich in Ermangelung der ersteren beiden Classen vom Richter selbst gegeben (dati); denn jeder Bürger ist bis zum 60. Jahre zur Übernahme dieser Pflicht verbindlich. Der V. ist verpflichtet für seine Pflegebefohlnen zu sorgen, als ob es seine eigenen Kinder wären, aber auch ihnen und der Obrigkeit, die ihn bestellte, von Zeit zu Zeit Rechnung abzulegen und bei Niederlegung des Amtes das Vermögen auszuantworten. Bis dahin hat derselbe mit seinem gesammten Vermögen zu haften, weßhalb man den Pflegebefohlnen (wie den Ehefrauen) bisher eine stillschweigende Hypothek im Vermögen des Vormundes einräumte, wofür jetzt vielfältig die Bestellung des ausdrücklichen Pfandrechts eingeführt ist. — Den Unmündigen gleich werden mit Curatoren versehen alle die, welche des vollen Gebrauches ihres Verstandes nicht mächtig sind, wie z. B. Wahnsinnige, Gemüthebefangene (mente capti), Rasende und Verschwender, deren Versorger curator status genannt wird. Den Frauenspersonen wird zum Schutze gegen das stärkere Geschlecht entweder für immer ein Curator (allgemeiner Geschlechtsvormund) gegeben, welcher ihnen bei allen ihren Rechtsangelegenheiten beiräthig ist, oder es soll bei einer jeden einzelnen Verhandlung vor Gericht ein der Rechte kundiger Beistand zugeordnet werden. 10.

Vorposten, s. Feldwachten.

Vorrücken der Nachtgleichen (praecessio aequinoctiorum) ist, wie schon die alten Astronomen bald entdeckten, die eigene Bewegung des Frühlings-

Digitized by Google

punktes von Osten nach Westen und beträgt jährlich 50,1 Secunden, also in 100 Jahren 1° 23′ 30″. Dadurch nimmt die Länge der Sterne ab, ohne daß deren Breite, wohl aber ihre Rectascension und Declination geändert wird. Dieses merkwürdige Phänomen wird den Polarstern im Jahre 2103 dem Nordpole des Äquators bis auf 30 Minuten 22 Secunden nahe bringen, während er vor 1800 Jahren gegen 12 Grade von ihm entfernt stand. Aber nach dem Jahre 2103 wird der Stern γ am Knie des Cepheus langsam an seine Stelle treten und endlich Polarstern heißen. — Vermöge der Präcession machen alle Sternbilder einen Umlauf um die Axe der Ekliptik binnen ungefähr 25800 Jahren, welchen Zeitraum man das große oder das platonische Jahr („Platon. Timaeus" ed. Bipont. Tom. IX. p. 321) nennt. Das griechische Wort ist ἀποκατάστασις, d. h. die Wiederbringung, weil man im Alterthume glaubte, daß nach Ablauf jener großen Periode alle Ereignisse in der moralischen, physischen und politischen Welt wieder von vorn anheben würden. — Die Erklärung des Vorrückens ist eines der schwierigsten Probleme der physischen Astronomie; die Präcession rührt davon her, daß die Erdaxe während des Umlaufs der Erde um die Sonne nicht vollkommen genau einerlei Lage behält, sondern namentlich durch die anziehende Kraft des Mondes eine fast unmerklich drehende und schwankende Bewegung bekommt. (Man s. d. Art. Äquinoctium.) 13.

Vorschlag, s. Appoggiatura und Anakrusis.

Vorsehung, lat. providentia; franz. und engl. providence, von Gott gesagt, ist eine solche Einwirkung Gottes auf die Welt, nach welcher er dieselbe fortwährend erhält und alle Veränderungen in der Welt seinem Endzwecke gemäß leitet. In der heiligen Schrift wird der Glaube an die V. dargestellt als Überzeugung, daß Alles, was da geschieht, das Große wie das Kleine, unter Gottes väterlicher Leitung stehe und daher zur Beförderung des Gottesreiches dienen müsse. Mit dieser Lehre verschwindet nicht nur der blinde Zufall, der Alles unter der Leitung des Ungefährs regieren, sondern auch die blinde Nothwendigkeit, die alle Welterscheinungen mit unwiderstehlicher Gewalt verknüpfen nnd zusammenfesseln soll. Erwiesen wird die göttliche V. 1) aus der Unveränderlichkeit Gottes, nach welcher er die Absicht, für welche er die Welt erschuf, erreichen, also die Erfolge in der Welt so ordnen muß, daß sie dem Endzwecke der Schöpfung gemäß sind; 2) aus der Zweckmäßigkeit der Natureinrichtung, aus deren Betrachtung erhellt, daß nicht nur Alles für die Erreichung weiser Zwecke eingerichtet ist, sondern daß auch durch alle Erfolge und Ereignisse diese Zwecke erreicht werden; 3) aus dem Gange der Weltbegebenheiten und den Schicksalen der Völker und einzelner Menschen, in welchem die Spuren einer Alles für gewisse Zwecke vorbereitenden und durchführenden göttlichen Wirksamkeit offenbar werden; 4) eine ganze Reihe von Glaubensgründen für die Gewißheit der göttlichen V. geht endlich aus der moralischen Weltordnung hervor, in der wir leben und welche nothwendig auf einen gerechten Belohner der Tugend und auf einen strengen Richter der Lasterhaften hinweiset. Ungeachtet dieser wichtigen Gründe hat es nicht an Solchen gefehlt, welche die Lehre von einer göttlichen V. haben ungewiß und verdächtig machen wollen. Man hat sich nämlich zuerst auf den Ursprung des Übels und des Bösen berufen, das man mit einer göttlichen Fürsorge nicht vereinigen zu können glaubte. Man hat ferner bemerkt, daß eine das Ganze umfassende Regierung der Welt eine genaue Verkettung der Naturereignisse und der menschlichen Handlungen voraussetze, die mit der Freiheit auf keine Weise bestehen könne. Überdieß haben Einige darzuthun gesucht, daß die nothwendige Vereinigung der Weltbegebenheiten zu einem Ganzen bei ihrer Unabänderlichkeit jedes Gebet überflüssig und entbehrlich mache. Endlich haben Viele besonders daran ein Ärgerniß genommen, daß sie die Tugend oft ihres Lohnes beraubt und ins Elend verstoßen, das Laster dagegen

Digitized by Google

triumphirend und im Hochgenusse des äußern Glückes schwelgen sahen. Auf alle diese Einwendungen läßt sich aber mit Recht erwiedern, daß einmal das Übel, dessen Größe bei Weitem nicht so beträchtlich ist, als man gewöhnlich glaubt, und auch das Böse von der Natur endlicher, beschränkter und dem Irrthume unterworfener Wesen nicht zu trennen sei; daß es oft den Menschen selbst, die ihre Freiheit mißbrauchen, zur Last falle, und daß selbst Verirrungen und Leiden sich zuletzt unter Gottes weiser Führung zum Besten des Ganzen auflösen. Ferner kann die Annäherung des menschlichen Willens an die wahre Freiheit der Vernunft und des Weisen mit dem göttlichen Endschlusse vollkommen bestehen, wenn wir uns nur bei dem Urtheile über die Sittlichkeit unserer Handlungen auf die Aussprüche unseres Bewußtseins einschränken und nicht in dem Gedanken einer Unwiderstehlichkeit der göttlichen Rathschlüsse verlieren wollen, die, wenn sie auch an sich vollkommen gegründet wäre, doch außer dem Kreise unserer Erkenntniß liegt, folglich auch die Wahrnehmung unserer Freiheit nicht hindern kann. Überdieß beten wir ja nicht deßwegen, um den äußern Naturlauf, dessen Entwickelung uns in dichtes Dunkel eingehüllt ist, abzuändern, sondern um uns Ruhe, Kraft, Stärke und Ergebung zu erflehen und unsern innern Menschen zu einer größern Ähnlichkeit mit Gott zu erheben. Endlich müssen wir das Wesen der Belohnungen und Strafen nicht sowohl in äußeren, vom Naturlaufe abhängigen Veränderungen, als in der ganzen frohen und heitern oder traurigen Gemüthsverfassung des innern Menschen selbst suchen, die mit dem sittlichen Werthe oder Unwerthe des Einzelnen immer in der genauesten Verbindung steht, obschon in den meisten Fällen auch äußere Güter und Übel mit würdigen oder unwürdigen Handlungen in einem nahen Verhältnisse stehen. — Vergl. C. H. Sander, „Über die Vorsehung" (Leipzig 1800 f. 4. Aufl. 2 Thle.); C. H. Jacob, „Aristäus, ein philosophisches Gespräch über die Vorsehung" (in seinen „Vermischten Abhandlungen", Halle 1797). 63.

Vorspiel, lat. praeludium; franz. und engl. prélude, ist im Allgemeinen eine willkührliche Einleitung zu einem folgenden Tonstücke, insbesondere aber die Einleitung, die bei dem öffentlichen Gottesdienste auf der Orgel zum Choralgesange gemacht wird, theils um der Gemeinde den Grundton des Chorals anzugeben, theils ihr vor dem wirklichen Gesange die Melodie einzuprägen, theils auch und vorzüglich sie auf die in dem zu singenden Liede herrschende Empfindung vorzubereiten. Hieraus nun lassen sich auch die Haupteigenschaften eines jeden guten Vorspiels bestimmen. Es sind dieß folgende: 1) ein der Würde des Gottesdienstes angemessener Styl, und 2) Übereinstimmung mit dem Charakter des dem Vorspiele folgenden Chorals oder der in dem Liede vorherrschenden Empfindung, woraus natürlich folgt, daß der Grundton des Chorals stets festgehalten werden muß und weder durch künstliche Verzierungen und Ausweichungen, noch durch gehäufte Dissonanzen in den Hintergrund treten darf. Die besten noch jetzt viel gebrauchten Compositionen dieser Art sind von Sebastian Bach, Mozart, Händel ꝛc. Außerdem vergl. Kittel, „Der angehende praktische Organist" (Erfurt 1801). — Im Theaterwesen bedeutet V. eine aus einem einzigen Acte bestehende Scenenfolge, die entweder als allgemeine Einleitung zu einem größern Theaterstücke dient, oder die als erklärende Einleitung den Zuschauer in eine frühere Zeit, als in welcher das folgende Stück spielt, versetzt, um aus dieser eine richtige Ansicht von dem eigentlichen Stücke zu erhalten. Dergleichen Vorspiele sind: das V. zu „Wilhelm Tell"; „Wallenstein's Lager" zum „Wallenstein"; das „Heimliche Gericht" zum „Käthchen von Heilbronn ꝛc." 20.

Vorstellung, lat. repraesentatio; franz. idée; engl. idea, ist jedenfalls, ganz allgemein betrachtet ein Verhältniß eines Objects zu einem Subjecte, eines Äußern zu einem Innern, wodurch jenes zwar mit diesem in eine gewisse Beziehung

Digitized by Google

gebracht, aber zugleich doch auch in seiner Äußerlichkeit, als etwas diesem Fremdes, ihm gegenüber und gleichsam vor dasselbe gestellt wird. Allein wie dieses Verhältniß eines Objects zu einem Subjecte zu denken sei, wie viel dazu jenes oder dieses wirke und wiefern daher die V. ein genauer Abdruck des Objects, oder eine bloße Modification der subjectiven Thätigkeit sei, darüber sind die Philosophen nie einig geworden. Wenn die Atomistiker und Epikureer meinten, es lösten sich von den Dingen Bilder oder Abgüsse los und strömten förmlich in die Seele ein, wo sie zur V. würden; wenn auch die Stoiker von einer solchen unmittelbaren Erfassung der Gegenstände durch einen Abdruck derselben in der Seele sprachen; wenn auch Neuere, besonders die vorzugsweise sogenannten Sensualisten, wenigstens alle Bestandtheile der V. von Außen in uns kommen und höchstens die Art ihrer Verknüpfung und der Bildung von Begriffen daraus der Selbstthätigkeit des Geistes überließen; wenn also hier überall das Subject für leidend, blos von Außen afficirt, angesehen wurde, und die V. für das von dem Objecte in die Seele Hineingetragene, für den Eindruck desselben: so glaubten dagegen Andere, ein solches rein passives Aufnehmen der fertigen Vorstellungen oder selbst nur der Materie derselben von dem Geiste, als einem selbstthätigen Wesen, nicht aussagen zu dürfen, und ließen daher lieber das Subject aus sich die V. entwickeln, entweder nur in einer durch den allgemeinen Naturlauf bedingten Übereinstimmung jeder solchen innern Modification des Subjects mit dem äußern Objecte (wie Leibnitz und ähnlich Spinoza), oder so, daß das letztere nur jedesmal den Anstoß gibt, demzufolge das Ich, sein unendliches Streben gehemmt fühlend, diese Grenze und sein eignes Wesen in eine momentane Verbindung setzt (Fichte), oder auch galt ihnen die V. für die bloße Beziehung zweier Wesen, die durch ihr Zusammentreffen entsteht, ohne aber den eigentlichen Kern derselben zu berühren, also nur einen objectiven Schein bildend (Herbart). Jene Ansicht, welche die Hauptrolle bei Erzeugung der V. den Objecten zutheilt, den Außendingen, pflegt man als Realismus, diese, welche die V. der Hauptsache nach für ein Product der subjectiven Thätigkeit, oder doch mindestens nicht für einen vollständigen Abdruck des Gegenstandes hält, als Idealismus zu bezeichnen. Dazwischen traten vermittelnde Ansichten, wie die Kant'sche, welche die Form der V. dem Subjecte vindicirte, die Materie von Außen kommen ließ, die Reinhold'sche (in dessen Theorie des Vorstellungsvermögens, s. d. Art. Reinhold), welcher die V. für ein Drittes außer und zwischen dem Vorstellenden und dem Vorgestellten und an Beiden Theil habend erklärte, wodurch wir freilich nicht sonderlich gefördert sind. — Man hat daher auch gewöhnlich sich damit begnügt, die V. als ein Thatsächliches im Bewußtsein aufzunehmen und nur weiter zu verarbeiten, bald analysirend und so Begriffe daraus gewinnend, bald durch die schöpferische Phantasie sie zu freien Bildern vereinend oder durch die Willenskraft ihnen Realität verleihend. Denn jeder Act unseres Bewußtseins besteht aus Vorstellungen, wie aus Punkten, in denen dasselbe augenblicklich anhält, sein Streben fixirend und über dem Gegensatze desselben mit dessen Wider- oder Gegenstande in jenem eignen Spiele schwebend, was wir V. nennen, in welchem eben weder das Subject, noch das Object ausschließlich und doch beide zum Theil zur Anschauung kommen. — Abgesehen von der Beziehung der V. auf ein Äußeres kann man dieselbe auch schon als eine Veränderung unseres Innern (was sie doch jedenfalls ist) psychologisch und selbst physiologisch betrachten; interessant ist hier der Versuch Herbart's, die verschiedenen Vorstellungen, welche neben einander in unserer Seele sind, als eben so viele Massen zu erfassen, welche sich gegenseitig in ihren Bewegungen hemmen oder unterstützen, wonach sich sowohl die Stärke, als auch die mannigfaltigen Combinationen der V. auf ganz mechanische Weise berechnen ließen.

Digitized by Google

Vortrab, s. Vorhut.

Vortrag heißt in der Sprache der Musik im Allgemeinen diejenige Handlung, vermittelst welcher jede einzelne Stimme eines Tonstückes für unser Ohr empfänglich gemacht wird. Haupterfordernisse eines guten Vortrags sind: Kunstsinn, Genie, feiner Geschmack, richtiges Auffassen und Durchführen des Charakters und der Empfindungen des vorzutragenden Tonstückes, reine Intonation und kunstfertige Darstellung der aus den Grundtönen gebildeten Figuren. Ohne alles dieses bleiben die Töne stets blos bedeutungsloses Tongeräusch und werden nie Geist und Leben erhalten, wodurch sie im entgegengesetzten Falle so mächtig auf das Gemüth des Zuhörers wirken. — Vergl. Hiller's „Wöchentliche Nachrichten über Musik" (Jahrg. 1766 und 1767) und „Wahrheiten der Musik" (Frankfurt 1779, I. Stück); außerdem vergl. den Art. Betonung. 20.

Vorurtheil, lat. praejudicata opinio; franz. préjugé; engl. préjudice, ist ein im Voraus gefälltes Urtheil, d. h. bevor man die Wahrheit des im Urtheile Ausgesprochenen durch die Erfahrung prüfen konnte. Es ergibt sich hieraus, daß alle Vorurtheile zu den sogenannten synthetischen Urtheilen gehören (s. d. Art. Urtheil), welche etwas Thatsächliches, Bestimmtes aussagen und aus der Einbildungskraft stammen, daher haltlos und falsch sind, wenn sie nicht durch die Erfahrung bewahrheitet werden. — Am Häufigsten und zugleich Gefährlichsten sind diese Vorurtheile in dem Gebiete, wo überhaupt Erfahrung nicht möglich ist, man aber dennoch so urtheilt, als ob die behaupteten Thatsachen dieselbe Sicherheit hätten, welche die Wahrnehmung verleiht, in dem Gebiete des Übersinnlichen. Zerstörung dieser Vorurtheile durch Beschränkung aller synthetischen Urtheile auf Darstellung des Erfahrungsmäßigen oder auf bloße Phantasiegebilde ohne die Prätention der Realität ist Aufgabe des Philosophirens. 80.

Vorwerk ist in einigen Gegenden Deutschlands der Name für Meierhof, welcher daher entstanden sein mag, daß dergleichen nur zur Landwirthschaft dienende Gebäude vor den Städten angelegt wurden. 9.

Vorzeichnung heißt in der Sprache der Musik im Allgemeinen die Gesammtheit aller verschiedenen Zeichen, die man am Anfange eines Tonstückes bemerkt, insbesondere aber die zu Anfange des Liniensystems gestellten Versetzungszeichen (s. d. Art.). Es umfaßt daher das Wort V. die angegebenen Zeichen des Zeitmaßes (Tempo), des Notenschlüssels, der Tactart und der Versetzungszeichen, welche letztere deßwegen sogleich zu Anfange des Tonstückes in dem Liniensysteme vorgezeichnet werden, damit man nicht nöthig habe, sie jedesmal zu erneuern, sobald diejenigen Töne vorkommen, welche entweder durch Erhöhung oder durch Erniedrigung dem Grundtone des Tonstückes angepaßt werden müssen. In diesem Falle heißt die V. die wesentliche, da sich diese V. durch das ganze Tonstück wie ein Faden hindurchzieht und jedes Tonstück nach den Regeln der Tonkunst in derselben Tonart schließen muß, in der es angefangen hat; zufällig aber wird die V., wenn die Versetzungszeichen vor solchen Tönen stehen, die als erhöhte oder erniedrigte nicht in die vorgezeichnete Tonart gehören, sondern nur durch den Fortgang der Modulation als solche erscheinen. (Vergl. die Artt. Ton, Tonsystem, Tonart.) 20.

Vorzugsrecht (jus praelationis) besteht in dem gewissen Forderungen, entweder der Natur der Sache nach zuständigen Rechte oder auch wohl blos in dem ihnen ertheilten Privilegium, daß sie beim Zusammentreffen mit anderen Forderungen der Befriedigung halber ihnen vorgezogen werden. Ein solches natürliches Vorzugsrecht gebührt den verholfenen oder durch Pfänder gesicherten Forderungen, in den verpfändeten oder verholfenen Gegenständen, ingleichen dem mit dem Vermögen der Ehemänner vermischten Vermögen der Ehefrauen im Gesammtvermögen der Männer. Ein blos privilegirtes V. würde in solchen Ländern, wo es hergebracht ist, dem Landesfiscus in dem Vermögen dessen, der mit ihm contrahirte oder

Digitized by Google

dem peinlichen Richter in dem Vermögen des Beschuldigten wegen seiner Kosten zustehen. Die Verschiedenheit der Forderungen, denen ein V. zusteht, bildet bei Concursen die verschiedenen Classen, in welche solche eingestellt werden. 10.

Vos (Marten de), ein berühmter niederländischer Maler, geb. zu Antwerpen 1520, gest. 1604, war der Sohn des Peter de V., der selbst ein geschickter Maler, im Jahre 1519 Mitglied der Akademie zu Antwerpen geworden war. Nach Erlernung der Anfangsgründe bei seinem Vater bildete er sich in der Schule des Franz Floris, reiste dann nach Italien und blieb in Venedig bei Tintoretto, mit dem er längere Zeit gemeinschaftlich arbeitete und öfters den Grund zu dessen historischen Gemälden anlegte. Für die Familie der Medicis verfertigte er mehrere Portraits und wurde nach seiner Rückkehr aus Italien (1559) in die Malerakademie zu Antwerpen aufgenommen. Von V. gibt es eine große Anzahl von Gemälden, die er während seines langen Lebens producirt hat. Sie bestehen meistentheils aus historischen Stücken und Portraits, wovon die ersteren sich durch leichte Composition und richtige Zeichnung, letztere durch große Wahrheit und gutes Colorit empfehlen. Kupferstiche, die nach seinen Zeichnungen gefertigt sind, gibt es mehrere hundert; am Bekanntesten ist eine Reihe von Darstellungen aus dem Leben der heiligen Einsiedler, die R. Sadeler gestochenen hat. Als einige seiner besten Schüler sind sein Neffe Wilh. de V. und Wenzesl. Köburger zu erwähnen. 83.

Voß (Johann Heinrich), ein bekannter deutscher Dichter und Übersetzer, am 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf in Meklenburg, wo sein Vater zuerst Gutsbesitzer und später Schulmeister war, geboren, erhielt in dem Städtchen Penzlin seine erste Bildung und erwarb sich dann mit unermüdlichem Fleiße auf der Schule zu Neubrandenburg die gelehrten Vorkenntnisse, die zur Besuchung einer Universität nöthig sind. Geldmangel hinderte ihn aber an der Fortsetzung seiner Studien und er mußte sich erst als Hauslehrer zu Ankershagen (1769—1772) das zu seinem weiteren Fortkommen Erforderliche ersparen. In dieser unangenehmen Lage war V. stets auf Beförderung seiner Kenntnisse bedacht und wagte nebenbei einige poetische Versuche, die er der Redaction des „Göttinger Musenalmanachs" zuschickte. Der als Unterstützer vieler poetischer Talente bekannte Boie wurde auf den Jüngling aufmerksam und verschaffte ihm zu Göttingen einen Freitisch und einträgliche Lehrstunden (1772). V. besuchte anfangs theologische Collegien, widmete sich aber bald ausschließend der Philosophie, Geschichte und Philologie. Heyne nahm ihn in das philologische Seminar auf, wo aber bald zwischen dem Lehrer und dem Schüler so ernste Discussionen über archäologische Fragen entstanden, daß sie eine bis zum Tode Heyne's dauernde Feindschaft zur Folge hatten. V. wurde aus der Liste der Mitglieder des Seminars gestrichen, fand aber vollkommene Entschuldigung bei dem in der Geschichte der deutschen Literatur rühmlichst bekannten göttinger Dichterbunde, zu dessen vorzüglichsten Mitgenossen er gehörte. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien (1775) privatisirte V. zu Wandsbeck, wo er die Herausgabe des „Musenalmanachs" besorgte und mehrere gediegene Aufsätze in das „Deutsche Museum" lieferte. Kurz nach seiner Vermählung mit Boie's jüngster Schwester (1777) bekam er die Rectorstelle an der Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln (1778), wo er seine Übersetzung der „Odyssee", die man als die gelungenste seiner Verdeutschungen betrachten kann, beendigte (Hamb. 1781. 8.). Sie rief einen heftigen Kampf mit Heyne hervor. Zur Erholung von dieser anstrengenden Arbeit besorgte V. eine Übersetzung der Märchen der „Tausend und eine Nacht" (Bremen 1781—1785. 6 Thle. 8.). Von Otterndorf ging er als Rector an die Schule zu Eutin (1782) und war in seinen Amtsgeschäften so wie in seinen literarischen Arbeiten unermüdlich thätig, bis ihn seine geschwächte Gesundheit zwang, das anstrengende Schulamt niederzulegen (1802). Er lebte nun mit einer Pension, welche ihm der Herzog von Oldenburg nebst dem Hofrathstitel ge-

Digitized by Google

geben hatte, einige Zeit zu Jena, bis ihn der Großherzog von Baden 1805 nach Heidelberg berief, um zur Wiederherstellung des alten Glanzes der Universität beizutragen. Unterdessen waren Virgil's Bücher vom Landbau und Eklogen (Neue Aufl. Altona 1797—1800. 4 Bde. 8.), Homer's „Ilias" (Neue Aufl. mit der „Odyssee", Königsb. 1801. 4 Bde. 8.) und Ovid's „Verwandlungen" in einer Auswahl (Berl. 1798. 2 Thle. 8.) fertig geworden, und der Beifall, den sie erhielten, spornte ihn zu neuen Anstrengungen; „Hesiod" und „Orpheus der Argonaut" (1806), „Theokrit, Bion und Moschus" (1808), „Tibull und Lygdamus" (1816), „Aristophanes" (1821) und „Aratus" (1824) wurden nach einander verdeutscht; ja er wagte sich sogar mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham, an „Shakspeare" (1818—1826). „Voß", sagt W. Wenzel, „hat den Ruhm des treuesten Übersetzers, aber nur sofern von der Materie der Sprache und den mechanischen Gesetzen die Rede ist; Geist und Seele sind ihm immer unter seinen groben Fingern verschwunden. Er hat in seinen Übersetzungen den eigenthümlichen Charakter und die natürliche Grazie der deutschen Sprache ausgetrieben und der liebenswürdigen Gefangenen eine Zwangsjacke angezogen, in der sie nur noch steife und unnatürliche, krampfhafte Bewegungen machen konnte. Sein wahres Verdienst besteht darin, daß er eine große Menge guter, aber veralteter, nur im Volke üblicher Wörter in die moderne Schriftsprache einführte. Die meisten dieser Übertragungen sind so sklavisch treu und darum undeutsch, daß sie erst verständlich werden, wenn man das Original liest". Und doch war diese Treue nicht im Stande, zugleich mit dem Wortlaute auch den Geist und die Eigenthümlichkeit des fremden Auctors auszudrücken. Im Gegentheile war die qualvolle Steifigkeit des Zwangs das allgemeine Kennzeichen aller seiner Verdeutschungen und alle gleichen sich darin; alle schlug er über diesen seinen Leisten. Ob er den „Hesiod", „Homer", „Theokrit", „Virgil", „Ovid", „Horaz", „Shakspeare" oder ein altes Minnelied übersetzt, überall hören wir das bocksteife Roß seiner Prosa traben, und selbst der starke Genius Shakspeare's vermag es nicht, ihn um ein Kleines aus dem Tacte zu bringen. Auch seine eigenen Gedichte bewegen sich größtentheils so unbeholfen wie Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Selbst seine „Louise" und seine „Idyllen", in welchen sich ein höheres Dichtertalent offenbart, sind Repräsentanten der Philisterei und Familienhätschelei des vorigen Jahrhunderts; Schlafrock und Schlafmütze spielen Hauptrollen und die ehrlichen Leute essen dabei so oft und so viel, daß man nicht begreift, wie es ihnen bei ihrer langsamen Behaglichkeit gut bekommen kann. In seinen gelehrten Werken, die fast alle polemischen Inhalts sind, offenbart V. eben so große Kenntnisse und großen Scharfsinn, als Derbheit in der Widerlegung und in den Angriffen seiner Gegner. Seine „Mythologischen Briefe" (Königsb. 1794. 2 Bde. 8. Neue Aufl. Stuttg. 1827 ff. 5 Bde. 8.) und seine „Antisymbolik" (Stuttg. 1824—1826. 2 Bde. 8.) eifern mit Recht gegen philosophischen Unsinn, den man in die alte Mythologie hineintrug, zeigen aber eben so wenig Mäßigung, als seine derben Angriffe auf den zum Katholicismus übergetretenen F. Stolberg („Wie ward F. Stolberg ein Unfreier", 1819; „Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe", Stuttg. 1820. 8.; „Voß gegen Perthes", Stuttg. 1822. 8.). Er verbitterte sich dadurch selbst das Leben, indem er eben so derbe Erwiederungen gegen seine Angriffe von allen Seiten schleudern sah. Doch blieb er bis an seinen Tod, der am 30. März 1826 erfolgte, rüstig und kampflustig. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch die Sammlung seiner kleineren Werke unter dem Titel: „Kritische Blätter" (Stuttg. 1828. 2 Bde. 8.) herausgegeben, seine Bemerkungen „Über Gleim's Briefsammlung" (Heidelb. 1807. 8.) und „Über Götz und Ramler" (Manheim 1809. 8.), die „Zeitmessung der deutschen Sprache" (Königsb. 1802. 8.) und seine „Briefe", herausgeg. von A. Voß (Halberst. 1829. 8.). „Sämmtliche Ge-

Digitized by Google

dichte" (Königsb. 1802. 7 Bde. 8. Neue Aufl. 1826. 4 Bde. 8.). Vergl. J. H. Voß, „Abriß meines Lebens" (Rudolst. 1818. 8.) und H. E. G. Paulus, „Leben und Todeskunden über J. H. Voß" (Heidelb. 1826. 8.). 66.

Voß (Christian Daniel), ein gewandter historischer und politischer deutscher Schriftsteller, am 21. Aug. 1761 zu Querum bei Braunschweig geboren, widmete sich der Philosophie und Geschichte und ward nach Beendigung seiner Studien Hauslehrer zu Braunschweig, bis er 1788 als Lehrer an dem Pädagogium zu Halle angestellt wurde. Nach langem Abmühen in dieser ihm nicht zusagenden Stelle erhielt er 1799 die Professur des Staatsrechts und der Cameralwissenschaft an der Universität und ward zum herzoglich weimarischen Rathe ernannt. Er starb am 27. April 1821. Den größten Beifall erwarb er sich durch sein vielgelesenes Journal „Die Zeiten" (Weimar, Halle und Leipz. 1805—1819), worin die Zeitgeschichte mitgetheilt und commentirt wird. Von seinen übrigen durch leichtfaßliche Darstellung, wenn auch nicht durch Tiefe der Forschung und des historischen Blicks ausgezeichneten Schriften sind noch zu nennen: „Historische Gemälde" (Leipz. 1792—1793. 4 Bde. 8.); „Geschichte des Hauses Stuart" (Ebend. 1794—1797. 4 Bde. 8.); „Geschichte der englischen Revolution" (Berl. 1797. 8.); „Das Jahrhundert der Aufklärung" (Altona 1797—1800. 5 Bde. 8.); „Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft" (Leipz. 1797—1802. 6 Thle. 8.); „Versuch über die Erziehung für den Staat" (Leipz. 1799—1800. 2 Bde. 8.); „Geist der merkwürdigsten Bündnisse und Friedensschlüsse des XVIII. und XIX. Jahrhunderts" (Gera 1801—1804. 5 Thle. 8.); „Rußland beim Anfange des XIX. Jahrhunderts" (Leipz. 1802—1804. 2 Thle.) und „Parallelen" (Amsterd. 1809—1812. 2 Thle. 8.). 66.

Voß (Julius von), einer der fruchtbarsten deutschen Romanschreiber und Lustspieldichter, am 28. Aug. 1768 zu Brandenburg geboren, widmete sich dem Militairstande, war lange Lieutenant in preußischen Diensten, erhielt den Militairverdienstorden und lebte dann als Privatmann zu Berlin, wo er 1835 starb. Seine Romane sowohl als auch seine Lustspiele haben keinen hohen künstlerischen Werth, geben aber das getreueste Bild seiner vielfach verkehrten Zeit. In solchen Darstellungen ist er Meister und die Nachwelt wird aus ihnen den tiefen sittlichen und politischen Verfall der Deutschen in dem ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts besser kennen lernen, als aus den meist oberflächlichen gleichzeitigen historischen Werken. Wer hat die preußischen Zustände vor und nach der Schlacht bei Jena und ihre belachenswerthe Seite besser aufgefaßt als er? Das Junkerthum und die großthuende Lüderlichkeit im damaligen preußischen Heere sind bis zum Sprechen portraitirt. „Dem Geschichtsforscher", sagt W. Menzel, „wird es vielleicht nirgends so klar, warum Alles so kommen mußte, als bei dieser Lectüre des feinsten Beobachters. In den „Flitterwochen" entwirft er ein Bild jener gottlosen übereilten Ehen und Scheidungen, wie sie damals in Berlin sehr häufig waren, eine meisterhafte Schrift von tiefer psychologischer Wahrheit gleich den Satyren der Alten. In dem „Herrn von Schievelbein" stellt er einen Glückspilz dar, der ohne irgend ein Verdienst zu den höchsten militairischen und politischen Würden gelangt, wozu er in der damaligen Zeit Vorbilder genug fand. Durch des „Künstlers Erdewallen" führt er uns mitten hinein in die ästhetische Faselei, Theater- und Concertwuth die ebenfalls damals in Berlin ihren Umschwung nahm. Und so sind fast alle seine Romane und Lustspiele treue Bilder seiner Zeit; ja selbst seinen schmutzigen Gemälden aus der Pöbelwelt (wie „Die Liebe im Zuchthause") ist eine kräftige Wahrheit des Pinsels nicht abzusprechen. Von seinen fast zahllosen Lustspielen und Romanen nennen wir nur folgende Sammlungen: „Lustspiele" (Berl. 1807—1813. 8.); „Possen und Marionettenspiele" (Ebend. 1816. 8.); „Neue dramatische Schwänke" (Ebend. 1817. 8.); „Theaterpossen" (Ebend. 1819—1820.

Digitized by Google

2 Thle. 8.); „Neuere Lustspiele" (Ebend. 1821. 2 Thle. 8.); „Theaterspiele" (Ebend. 1822. 8.); „Neue Theaterpossen" (Ebend. 1822. 8.); „Trauerspiele" (Ebend. 1823. 8.); „Neuere Lustspiele" (Ebend. 1823. 2 Thle. 8.); „Auswahl neuer Lustspiele für das Hoftheater" (Ebend. 1824—1827. 7 Thle. 8.) und „Kleine Romane" (Ebend. 1811—1816. 11 Thle. 8.). Die Hauptfehler dieses ungewöhnlich fruchtbaren Schriftstellers sind allzugroße Flüchtigkeit und das sichtbare Streben nach dem Beifalle der Menge. 66.

Vossius (latinisirt aus Voß), Name zweier weltberühmten niederländischen Philologen des XVII. Jahrhunderts. Der Erstere 1) Gerhard Johann V. war geboren zu Heidelberg 1577, neigte sich frühzeitig zum Studium der Philologie, Geschichte und Alterthümer und hatte in seinem 20. Jahre bereits so große Fortschritte gemacht, daß er nicht nur allgemeines Aufsehen erregte, sondern auch schon 1598 als öffentlicher Lehrer der Philosophie auf der Universität zu Leyden mit dem größten Beifalle auftrat. Seine zahlreichen Zuhörer verbreiteten bald seinen Ruhm in allen Gegenden, und fast noch als Jüngling erhielt er einen Ruf als Rector an die Schule zu Dortrecht, dem er auch folgte. Nur kurze Zeit jedoch versah er diese Stelle; das freie akademische Leben mochte ihn wohl mehr anziehen, noch mehr aber theologische Streitigkeiten und Neckereien ihn nöthigen, diese Stelle mit der Professur der Beredsamkeit und Chronologie auf der Universität Leyden zu vertauschen. Den ersten auswärtigen Ruf erhielt V. hierauf 1624 und zwar als Professor der Geschichte nach Cambridge, dem schon 1626 ein zweiter folgte. Allein beide Aufforderungen schlug er theils wegen Familienverhältnissen, theils auf Zureden der Universität Leyden aus. Auch ward ihm zu derselben Zeit eine neue ehrenvolle Auszeichnung von Seiten der Generalstaaten zu Theil, von denen er den Auftrag erhielt, für sämmtliche Schulen in Holland eine lateinische und griechische Grammatik auszuarbeiten; noch größere Auszeichnung aber 1630 von Seiten Englands, da man ihm das Kanonicat zu Canterbury übertrug und die Erlaubniß ertheilte, dasselbe außer Landes zu verwalten. Die zärtliche Liebe zu seinen Kindern, für die er sowohl in geistiger, als in pecuniärer Hinsicht besser zu sorgen hoffte, ward endlich die Veranlassung, Leyden zu verlassen und als Professor der Geschichte nach Amsterdam zu gehen. Allein hart war das Schicksal, das ihn hier traf. Vier seiner Söhne und hierunter zwei (Dionysius und Matthäus) von den ausgezeichnetsten Anlagen wurden schnell hinter einander eine Beute des Todes. Nur ein rastloses Studium seiner Wissenschaft konnte den Trübsinn des unglücklichen Vaters verscheuchen, und die trefflichsten Werke flossen noch in diesen letzten Jahren seines Lebens aus seiner Feder. Er starb 1649 zu Amsterdam in Folge eines Sturzes von der Bücherleiter. Von hoher Wichtigkeit sind noch jetzt seine Schriften und namentlich die grammatischen. Diese so wie alle seine übrigen Schriften befinden sich in der Sammlung seiner sämmtlichen Werke (Amsterd. 1695—1701. 6 Bde. Fol.), die in keiner Bibliothek eines Philologen fehlen sollte. — Nicht weniger berühmt ist 2) sein Sohn, Isaak V., der einzige, der ihn überlebte. Derselbe war geboren zu Leyden 1618, zeigte schon als zartes Kind die ausgezeichnetsten Geistesanlagen, studirte unter seines Vaters Leitung Philologie und Geographie, ging dann 3 Jahre lang auf Reisen nach Italien, Frankreich und England und endlich 1648 zur Königin Christine von Schweden, woselbst er jedoch nur kurze Zeit blieb, da gleichzeitig mit ihm Salmasius dort angekommen war, mit dem V. in die unangenehmsten Streitigkeiten gerieth. Er ging nach Holland zurück, erhielt hier 1663 vom Könige Ludwig XIV. von Frankreich ein öffentliches Belobungsschreiben nebst einem bedeutenden Geschenke an Geld, ging jedoch später nach England, wo er 1670 zu Oxford Doctor juris und 1673 Kanonicus zu Windsor wurde und endlich 1689 starb. Bemerkenswerth ist er vorzüglich wegen seiner vielen Streitigkeiten mit anderen gleichzeitigen Gelehrten, namentlich Sal-

Digitized by Google

massus und Gronovius. Sehr zahlreich sind seine uns erhaltenen Schriften, von denen wir jedoch nur die vorzüglichsten anführen. Es sind dieß seine Ausgaben des „Scylax", die er als 21jähriger Jüngling 1639 besorgte; der „Epistolae des Ignatius" (1646), worüber er mit Holstenius in Streit gerieth; des „Pomponius Mela"; ferner seine Commentare zum „Catull", „Juvenal" und „Petronius"; seine Herausgabe der „Origines" seines Vaters und der „Annales Hollandiae" seines Bruders Matthias, und eine Menge kleinerer gelehrter Abhandlungen, von denen vorzüglich seine „Dissertatio de 70 interpretibus eorumque translatione et chronologia" so wie sein „Appendix ad librum de 70 interpretibus" Erwähnung verdienen, wodurch er das chronologische System, wie es in der griechischen Übersetzung der 70 enthalten ist, wieder in Aufnahme bringen wollte. Die meisten und besten seiner Abhandlungen befinden sich im Grävʼschen „Thesaurus". Leider fehlt eine Gesammtausgabe seiner Werke. 20.

Vostermans (Johann), ein vortrefflicher Landschaftsmaler, wurde 1647 zu Bommel geboren. Er erhielt von seinem Vater außer dem Unterrichte in der Malerei auch eine wissenschaftliche Erziehung und widmete sich unter dem berühmten Herman Sachtleven in Utrecht der Landschaftsmalerei. Nach seines Vaters Tode reiste er nach Paris und lebte hier allen Vergnügungen; da er es aber unter seiner Würde hielt, vom Verdienste seines Pinsels zu leben und seine Gemälde gewöhnlich an Freunde verschenkte, sah er sich nach Verschwendung seines väterlichen Vermögens genöthigt, wegen Schulden Paris zu verlassen und nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Nach einem kurzen Aufenthalte in Amsterdam ging er nach England und würde hier von Karl II. beschäftigt worden sein, hätte er für seine Gemälde nicht zu enorme Preise gestellt. Da er auch in London seiner Verschwendung kein Ziel setzen konnte, wurde er von seinen Gläubigern in das Gefängniß gesetzt, woraus ihn seine Freunde und Landsleute durch Zusammenschießung einer Summe befreiten. Als Jakob II. den William Soames als Gesandten nach Constantinopel schickte, erhielt V. den Auftrag, diesen dahin zu begleiten und die reizenden Umgebungen jener Stadt zu zeichnen. Der Gesandte starb jedoch auf der Reise und von seinem Begleiter hat man seitdem nichts wieder erfahren. Man vermuthet, daß er an den polnischen Hof gegangen sei, wohin er schon vor seiner Abreise von seinem Gönner, dem Marquis von Bethune, einen Ruf bekommen hatte. Die wenigen Gemälde, die man von V. kennt, werden sehr hochgeschätzt; nach dem Urtheile der Kenner übertrifft er seinen Lehrer in Bezug auf Erfindung, Zartheit des Pinsels und lebhaftes Colorit. 83.

Votivtafeln waren in den ältesten Zeiten Täfelchen von feinem Holze oder edlen Metallen, mit Gemälden und Wünschen, welche man an den Statuen der Götter aufhing, um dem Gott für Rettung aus Gefahr oder für großes Glück zu danken. In christlichen Zeiten sind solches theils Gemälde, theils Tafeln mit Sprüchen und Wünschen, welche zum gleichen Zwecke oder zum Andenken an gewisse wichtige Begebenheiten in den Kirchen aufgehängt wurden. 31.

Votum, eigentich das Gelübde, ist juridisch jeder ausgesprochene Vorsatz, für welchen, um zu einen Vertrage erhoben zu werden, die Richtung an eine bestimmte Person und deren Acception mangelt, z. B. es gelobte sich Einer, an einem bestimmten Tage zu fasten. Das V. ist daher an sich nur Sache des innern, nicht aber die des äußern Richters, daher civilrechtlich ohne Wirkung; indem Keiner da ist, welcher ein Recht hat, auf Erfüllung zu dringen. Figürlich nennt man es ein V., wenn Jemand dem, welcher um etwas angesucht hat, beim Stimmensammeln die seinige gibt, indem man annimmt, der Stimmberechtigte spreche bei seinen Collegen mehr den Wunsch aus, daß dem Candidaten das Gesuch gewährt werde. Votiren bedeutet daher s. v. a. Stimmen geben, abstimmen; sein V. abgeben s. v. a. als seine Stimme geben. Endlich im kirchlichen Sinne versteht man unter

Digitized by

V. ein Versprechen, welches Gott oder an dessen Stelle der Kirche gethan worden ist, Gelübde im engern Sinne, und rechnet solches unter die Pollicitationen, d. h. solche Versprechungen, bei welcher der Staat die Acceptation für vorhanden annimmt (sie ergänzt), dergleichen die dem Staate und den Unmündigen gemachten sind. 31.

Vouet (spr. Wueh) (Simon), berühmter Maler, geb. 1582 zu Paris, wurde von seinem Vater Laurent in der Malerei unterrichtet, besuchte darauf England und ging nach seiner Zurückkunft mit dem französischen Gesandten M. de Fancy nach Constantinopel. Er kam über Venedig, wo er die Gemälde Tizian's, Tintoretto's und besonders Paolo Veronese's studirte, nach Frankreich zurück, reiste aber schon im Jahre 1614 wieder nach Italien und beschäftigte sich zu Rom auf längere Zeit mit dem Studium der Werke Raphael's und Michel Angelo's. Die Werke, die er an verschiedenen Orten Italiens ausführte, verbreiteten schnell seinen Ruf und die Akademie des heil. Lucas zu Rom ehrte 1624 seine Leistungen durch Übertragung des Directorats. Im Jahre 1627 wurde er von Ludwig XIII. als Hofmaler mit einem jährlichen Gehalte von 400 Livres nach Paris berufen. Hier zeigte er sein Talent in der Ausschmückung des königlichen Palastes und vollendete die von Philipp von Champagne angefangene Galerie des hommes illustres. Er starb zu Paris im Jahre 1641. V. ist der erste ausgezeichnete Künstler Frankreichs, in dessen Werken der reine italienische Geschmack sichtbar wird, den seine Vorgänger durch incorrecte Zeichnung, kraftloses Colorit und Mangel an Erfindung nur zu sehr vermissen ließen. Er ist zugleich der Stifter einer ausgebreiteten Schule, aus der Künstler wie Le Brun, Le Sueur, Pierre Mignard, Louis und Henri Testelin hervorgegangen sind. 83.

Vries (Hieronymus van), ein hochgeschätzter Literator und Historiker Hollands, 1776 zu Amsterdam geboren, widmete sich der Philosophie und der Alterthumswissenschaft und ward Stadtsecretair zu Amsterdam. Seine biographisch-literarischen Versuche, das „Leben des Anaxagoras" und die „Lobrede auf Hieronymus von Decker" sind sehr gelungen zu nennen und bewirkten seine Aufnahme in das niederländische Institut. Eine numismatische Geschichte Hollands (von 1723 an), welche er in Gemeinschaft mit anderen Mitgliedern des Instituts begann, ist noch nicht beendigt. Sein Hauptwerk, das einen wohlverdienten classischen Namen erlangt hat, ist die gekrönte Preisschrift: „Proeve eener Geschiedenis der Nederduitsche Dichtkunde" (Amst. 1810. 2 Voll. 8.). 66.

Vulcan (Vulcanus) bei den Griechen Hephästos (Ἥφαιστος), war der Gott des Feuers und Beschützer der Gewerbe und Künste, die desselben bedürfen. Nach einer Sage erzeugte ihn Juno aus sich selbst, wie Jupiter die Minerva aus seinem Haupte hervorgehen ließ; nach Anderen war er der Sohn des Jupiter und der Juno. Homer erzählt, daß ihn Jupiter aus dem Olymp herabstürzte, als er seiner zwischen Himmel und Erde schwebenden Mutter beistehen wollte; nach Anderen stürzte ihn Juno selbst herab, weil sie sich seiner Häßlichkeit schämte. Er wurde von den Seegöttinnen Thetis und Eurynome in ihre Grotte aufgenommen und verweilte neun Jahre bei ihnen. Durch diesen Sturz wurde er an den Füßen gelähmt und hieß von jetzt an der hinkende Gott (Ἀμφιγυήεις). In den Olymp wieder aufgenommen versah er bei den festlichen Mahlen der Unsterblichen das Amt eines Mundschenken und oft wurde er von den Göttern verspottet, wenn er hinkend den mit Nektar gefüllten Becher umherreichte. Aber noch größern Spott erfuhr er über seine Vermählung mit der Venus, der Göttin der Schönheit, ein Contrast, wie ihn die Phantasie der Alten nicht komischer erfinden konnte. Doch in der mechanischen Kunst zeigen seine Werke im Olymp und auf der Erde seine vollendete Meisterschaft. In seiner Schmiede auf dem Olymp oder unter dem Ätna, auch auf Lemnos, Lipara oder Hiera, von seinen riesigen Gehülfen, den Cyklopen, umgeben, vollbrachte er die schönsten und mächtigsten Werke der Kunst. Dahin gehören die

Digitized by Google

20 Dreifüße, die, auf goldenen Rädern rollend in die Versammlung der Götter gehen und zurückkehren; goldene Mägde, die von Leben beseelt ihn im Gehen unterstützen; die Rüstung und das von Homer so herrlich beschriebene Schild des Achilles, die er auf der Thetis Bitten verfertigte; das künstliche Netz, worin er die Venus und den Mars, als sie der Liebe pflogen, umgarnte. So mußte er auf Jupiter's Befehl den Prometheus an den Felsen schmieden und ihm selbst das Haupt spalten, damit die Minerva hervorspringen konnte; im Treffen vor Troja aber widersetzte er sich mit seinen Flammen dem Flußgotte Skamander, der mit seinen anschwellenden Fluthen den Achilles verfolgte, und es entstand ein furchtbarer Kampf der beiden feindlichsten Elemente, aus welchem V. als Sieger hervorging. — Seine Verehrung war weit verbreitet. Zu Athen feierte man ihm die Hephästia; zu Rom, wo er mehrere Tempel hatte, die Vulcanalia. Heilig waren ihm die Löwen und vor seinen Tempeln wachten Hunde. Abgebildet wird er gewöhnlich mit einem dicken Barte, unordentlichen Haaren, halb bekleidet, eine runde spitzige Mütze auf dem Kopfe, in der Rechten den Hammer, in der Linken die Zange haltend. 11.

Vulcan, feuerspeiender Berg, lat. mons ignivomus, mons flammas eructans; franz. volcan; engl. volcano, nennt man jede durch inneres Feuer in die Erdoberfläche gemachte Öffnung, aus welcher regelmäßig oder in Zwischenräumen Rauch, Dämpfe, Flammen, große Steine, Sand, geschmolzene, verglasete, glühende und verbrannte Materie, Lava genannt (Feuervulcane), oder durch Gase emporgetriebener thoniger Schlamm (Schlamm- oder Gasvulcane), oder auch nur kochendes Wasser ausgeworfen werden. Die meisten Vulcane erheben sich kegelförmig und haben auf ihrem Gipfel allezeit eine trichterförmige, von unten nach oben sich erweiternde Vertiefung, welche der Trichter oder Krater heißt. Die öfteren Ausbrüche haben auf die Größe und Gestalt der Berge einen wesentlichen Einfluß. Am Häufigsten existiren die Vulcane in der Nähe des Meeres oder großer Seen und brechen aus unergründlicher Tiefe aus der Erde hervor, wo sie oft neue Inseln und Felsenriffe bilden. Sie stehen oft einzeln da, mitunter befinden sie sich aber auch in Bergreihen, wie in den Cordilleras. Wenn ein V. neu hervorbricht, so geht diesem Ausbruche ein heftiges Erdbeben vorher, die erhitzte Oberfläche des Bodens wird aufgetrieben oder emporgehoben, bis eine Spalte entsteht, die oft eine bedeutende Ausdehnung hat; aus dieser Spalte werden dann die Steine und ungeschmolzenen Massen ausgeworfen und bilden beim Herabfallen um die Öffnung herum einen erhabenen Rand, welcher auch öfters, wenn die Last zu hoch aufgethürmt wird, wieder einstürzt und die Gestalt des Gipfels verändert. Häufig auch bilden sich durch die Anhäufung jener Materien daselbst neue kleine Berge, welche gleich den großen ihre Trichter haben. Fast alle Vulcane toben nur von Zeit zu Zeit und ruhen dann wieder mehrere Jahre. Ausgenommen ist der V. auf der Insel Stromboli, welcher in Europa der einzige ist, der ohne Unterlaß beständig Feuer auswirft. Die Zeichen von der herannahenden Eruption eines in Ruhe befindlichen Vulcans sind: Zunahme des Rauchs am Gipfel, der sich oft zu einer ungeheuern Höhe erhebt und sich in Gestalt einer Pinie ausbreitet, und ein dumpfes Knallen, welches zuweilen eine Art von Tact oder Zeitmaß zu beobachten scheint, gleich wie die Hammerschläge der Schmiede, daher beschreiben die Dichter den Ätna als die Werkstatt des Vulcan's, in der er mit den Cyklopen die Donnerkeile des Jupiters schmiedet. Jenes Knallen und Getöse im Berge wird immer stärker; fürchterliche Explosionen, gleich dem Artilleriefeuer, machen einem immer heftiger werdenden, aber selten lange anhaltenden Erdbeben Platz, worauf gemeiniglich das Emporwirbeln einer dem Krater entsteigenden, mehr oder weniger hohen, von Blitzen durchkreuzten Rauch- und Flammensäule folgt. Erstere verbreitet oftmals eine über 30 Meilen weit in der Umgegend des Berges sich erstreckende Finsterniß, die wohl mehrere Tage anhält und mit deren Beginnen der Himmel eine eigenthümlich

Digitized by Google

murtner See und Lac de Joux bewässert, hat ein mildes und angenehmes Klima und einen zum Theil ebenen und sehr fruchtbaren Boden. Die Producte sind: Pferde, Schafe, Ziegen, Schweine, Esel, Fische; etwas Getreide, Gemüse, Wein, Mandeln, Kastanien, Feigen, welsche Nüsse, Hanf, Flachs und etwas Holz; Eisen, Blei, Steinkohlen, Gyps, Kalk, Salz und Mineralquellen. Die Einwohner sind, bis auf ungefähr 3000 Katholiken, Protestanten, reden bis auf 5 Gemeinden alle französisch, beschäftigen sich mit Viehzucht, Obst- und Weinbau, Tuchweberei, Uhren-, Gold- und Silberwaarenfabrication, Gerberei ꝛc. und führen Wein, Tabak, Käse, Leder, Rindvieh und Pferde aus. Der große Rath besteht aus 180, der Staatsrath aus 13 Mitgliedern, bei denen 2 Landammänner den Vorsitz haben. W. stellt ein Bundescontingent von 2964 Mann, zahlt einen Geldbeitrag von 59486 schweitzer Franken und ist in 19 Bezirke eingetheilt. Darin: Lausanne, Hauptstadt des Cantons, ½ Stunde vom Genfersee, 1575 Fuß über dem Meere, in einer der reizendsten Gegenden der Schweitz, unregelmäßig gebaut, mit 14000 Einw., 3 Kirchen, 1 Schloß, Zeughaus, Theater, Hospital, Straf- und Arbeitshaus, Akademie mit 14 Professoren und dem Cantonsmuseum, landwirthschaftliche, wohlthätige und Bibelgesellschaft, 1 Bibliothek mit 25000 Bänden, Gemälde- und Münzsammlung, Artillerieschule und Arsenal, und Gold-, Silber- und Lederfabriken, Weinbau und Weinhandel; Morsee oder Morges am Genfersee, mit 2400 Einw., Zeughaus, Weinbau, Hafen, Handel und Spedition; Yverdun oder Ifferten (das Eburodunum der Römer) mit 2500 Einw., Schloß, worin von 1805—1825 die pestalozzische Anstalt war, verschiedenen Erziehungsanstalten, einer Taubstummenschule, Bleichen, Handel, Hafen und Schwefelbad; Vevay mit 4100 Einw., Schloß, Rathhaus, schöner Kirche, Hut-, Gold- und Silberfabriken, Gerberei, Handel mit Wein und Käse, Badeanstalt und köstlichen Partien; Nyon mit 2500 Einw., Schloß, Kaufhaus, Porzellanfabriken und Hafen; Granson mit 800 Einw. und Hafen (Schlacht 1476); Avenches oder Wiflisburg mit 1000 Einw., Schloß mit einer Irrenanstalt und römischen Ruinen; Coppet mit 550 Einw. und Schloß, in welchem Necker starb; Ber, schönes Dorf mit 2300 Einw. und dem einzigen Salzwerke der Schweitz, worin jährlich 20000 Centner Salz bereitet werden; das schöne, weidenreiche, 7 Stunden lange und von der Orbe durchströmte Jourthal mit vielen Mechanikern, Messer- und Waffenschmieden, Uhrmachern, Steinhauern und geschickten Holzarbeitern; Lavaux oder Ryfthal am Genfersee, wo der bekannte Ryfwein wächst. — W. fiel als ehemalige burgundische Provinz 1033 an Deutschland und ward nun durch Landvögte regiert; doch bemächtigte sich 1266 Savoyen des Landes und behielt dasselbe, bis es 1530 an Bern und Freyburg verpfändet ward. Da der Herzog von Savoyen zugleich als Bedingung eingegangen war, Genf in Ruhe zu lassen, so ward, als er 1535 Genf belagerte, 1536 das Land von Bern förmlich in Besitz genommen und 1564 im Vertrage von Savoyen abgetreten. Die beständigen Unruhen aber, welche durch die Bedrückungen Berns und deßhalb entstanden, daß kein Waadtländer zu Ämtern gelangen konnte, benutzte 1798 Frankreich, um das Land von Bern loszureißen und dasselbe zur lemanischen Republik zu erklären, worauf es als besonderer Canton in den Schweitzerbund aufgenommen und als solcher nach dem Sturze der französischen Herrschaft bestätigt ward. 71, 37,

Waal, s. Rhein.

Wach (Wilhelm Karl), einer der vorzüglichsten Maler der neuesten Zeit, ward den 11. Sept. 1787 zu Berlin geboren, widmete sich schon von Jugend auf der Malerkunst und lieferte mehrere ausgezeichnete Gemälde, trat 1813 als Officier in die preußische Landwehr, als welcher er sich während des Feldzuges vorzüglich mit Portraitiren beschäftigte, und blieb bis 1817 in Paris, um sich durch das Stu-

Digitized by Google

dium der dortigen Kunstschätze noch mehr zu vervollkommnen. Hierauf reiste er nach Italien und kehrte 1819 nach Berlin zurück, wo er sich bald einen so ausgezeichneten Ruf erwarb, daß er zum Professor an der Akademie der bildenden Künste daselbst ernannt ward, als welcher er den entschiedensten Einfluß auf die dasigen Kunstbestrebungen geäußert hat, so daß er für einen der Begründer der neuen berliner Malerschule gilt. Seine Hauptstärke besteht in der Portraitmalerei, bei welcher ihm die unübertroffene Feinheit des Pinsels, die Zartheit der Farben und das Geistreiche der Auffassung unbestritten einen ausgezeichneten Rang verleihen, doch hat er auch in größeren Compositionen Vortreffliches geleistet, wovon unter Anderm seine Deckengemälde im neuen Schauspielhause zu Berlin und einige Altarblätter das rühmlichste Zeugniß geben. Er starb 1836. 16.

Wache, Wacht, fr. garde, guet; engl. guard, watch, ist ein militairischer Ausdruck und bedeutet einen Posten von einem oder mehreren Soldaten, die zum Schutze, zur Sicherheit irgend eines Gegenstandes aufgestellt werden. Nach der verschiedenen Absicht, aus welcher ein Posten aufgestellt ist, ist auch dessen Benennung verschieden, und so haben wir Hauptwachen, welche die Nebenposten aussetzen in Garnisonorten ꝛc., Feldwachen, welche die Vorposten ausstellen, und Schildwachen, der einzelne Mann, welcher gerade den Posten besetzt hat. Im ausgedehntern Sinne versteht man in militairischer Bedeutung unter Posten auch eine größere militairische Aufstellung an einem während eines Krieges wichtigen Punkte. Die Wichtigkeit der Wachen, von denen oft im Felde das Wohl und Wehe einer ganzen Armee abhängen kann, macht es nothwendig, daß auf Vernachlässigung der Pflichten derselben eine sehr strenge Strafe gesetzt ist, dagegen haben dieselben auch wieder große Gewalt in den Händen und die Widersetzlichkeit gegen eine Wache oder Schildwache wird in den Militairgesetzen der Widersetzung gegen einen Vorgesetzten gleich geachtet und ebenso hart geahndet. In Kriegszeiten werden die Vergehungen einer W. noch erhöht und überhaupt wird jedes Verbrechen, welches von einer Schildwache begangen worden ist, doppelt so hart bestraft, als es sonst geschehen sein würde. — Wacht nennt man auf den Schiffen einen Zeitraum von 4 Stunden; der Tag wird in 6 solcher Wachten eingetheilt, während welcher die eine Hälfte der Besatzung arbeitet und die andere Hälfte ruhet. 61.

Wachholder, lat. juniperus L.; franz. genévrier, genièvre; engl. juniper, eine zu Linné's 16. Classe (monadelphia) gehörige und deren 2. Ordnung bildende Pflanzengattung, hat nadelförmige, immer grünende Blätter, kätzchenförmige Blüthen, die männlichen mit schuppigem Kelche ohne Krone und 3 zusammengewachsenen Staubfäden, die weiblichen mit dreitheiligem Kelche, 3 Kronenblättern, 3 Griffeln, und gibt eine steinförmige Frucht mit 3 Steinchen. Unter den 11 Arten bemerken wir 1) den gemeinen W. (j. communis), welcher sich als Strauch in ganz Europa findet, trockenen Sandboden liebt, sehr spitze, zu dreien beisammenstehende Nadeln hat und erbsengroße Beeren trägt, welche aber 2 Jahre zur Reife brauchen. Das Holz desselben ist grünlich-grau, wird aber trocken braun und ist fast so hart wie Cedernholz. Die Beeren benutzt man zum Räuchern, doch verfertigt man daraus auch ein Mus und destillirt ein Öl, welche in der Medicin als gelind reizendes Mittel angewendet werden; auch zieht man Branntwein darüber ab; die Blätter werden häufig als Thee in der Wassersucht angewendet; 2) den Sadebaum oder stinkenden W. (j. sabina) mit paarweisen Blättern, welcher als niedriger Strauch auf Bergen wächst und ebenfalls zu arzneilichem Gebrauche benutzt wird; 3) den Cypressen- oder lycischen W. (j. lycia) mit 3 stehenden eirunden und stumpfen Blättern, welcher in allen Ländern der gemäßigten Zone wächst und dessen Körner den edlen Weihrauch liefern sollen; 4) den spanischen W. (j. thurifera), welcher in Südeuropa, Asien

Digitized by Google

und Afrika pyramidenförmig wächst und dessen Körner ebenfalls als Weihrauch versandt werden. 30.

Wachler (Johann Friedrich Ludwig), einer der gründlichsten und fleißigsten deutschen Literarhistoriker, am 15. April 1767 zu Gotha, wo sein Vater bei dem Steuercollegium angestellt war, geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und widmete sich, nachdem er seine Schulstudien in dem Gymnasium seiner Vaterstadt beendigt hatte, auf der Universität Jena der Theologie und Philologie. Schon um diese Zeit begann er die Sammlung literarischer Notizen, welche er, als ihn ein unbesonnener Jugendstreich Jena zu verlassen zwang, zu Göttingen, wo er vorzüglich historische und philosophische Collegien hörte, fleißig fortsetzte. Nachdem er einige Zeit eine Hauslehrerstelle zu Rinteln bekleidet hatte (1788—1789), ward er daselbst Professor der Philosophie, ging aber schon 1790 als Rector nach Herford, von wo er 1794 wieder als Professor der Theologie nach Rinteln zurückkam. Einen Ruf als Professor der Philosophie und Theologie nach Marburg (1801) nahm er gern an, las aber später meistens historische Collegien. Nach einem langen einflußreichen Wirkungskreise auf dieser Universität ging er 1815 als Consistorialrath und Professor der Geschichte nach Breslau und ward 1825 daselbst zum Oberbibliothekar ernannt. W.'s bedeutendste Leistungen sind sein „Handbuch der Geschichte der Literatur" (Lemgo 1793—1801. 3 Bde. 8. N. A. Frankf. 1822—1824. 4 Thle. 8. Leipz. 1833. 4 Bde. 8.) und seine „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Frankf. 1818—1819. 2 Thle. 8. N. A. Ebd. 1834. 2 Thle. 8.), doch hat er (um W. Menzel's Worte zu gebrauchen) in seiner allgemeinen Literaturgeschichte den eigenthümlichen Geist deutscher Wissenschaftlichkeit nicht genug von den Bestrebungen anderer Völker unterschieden und in seinem der deutschen Nationalliteratur ausschließlich gewidmeten Buche nur die deutsch geschriebenen und die populären Werke behandelt, mit Weglassung aller von Deutschen lateinisch geschriebenen Bücher und der strengen Facultätsliteratur. So hat er sich hier wie dort unmöglich gemacht, die deutsche Literatur in ihrer Gesammtheit und als ein geschlossenes Ganzes darzustellen. Außerdem sind seine Beziehungen der Literatur auf das Leben und die geschichtliche Entwickelung des deutschen Volks, wo er sie anbringt, zu karg; er sagt zu wenig über die jedesmal eine eigenthümliche Richtung der Literatur veranlassenden Zeitumstände. Endlich aber ist er zu sehr blos Sammler, zu wenig Kritiker. Sein Geist ist des ungeheuern Stoffes nicht mächtig, er weiß das Einzelne nicht aus dem Ganzen zu erklären; und wenn er, eines objectiven Urtheils sich bescheidend, nur ein subjectives und überall isolirtes Urtheil geltend macht, so hat er zwar das Verdienst, sich dabei von Moral und Patriotismus leiten zu lassen, doch führt ihn der Mangel an tieferer Einsicht nicht selten zu Mißgriffen. W. ist indeß immerhin der erste gewesen, der eine Brücke aus der kalten Schulweisheit ins warme Leben hinüberzuschlagen versuchte. Von seinen übrigen Werken nennen wir noch das „Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Cultur" (Marb. 1804—1805. 2 Thle. 8.), die „Geschichte der historischen Forschung und Kunst" (Götting. 1812—1820. 2 Thle. 8.), das „Lehrbuch der Geschichte" (Bresl. 1817. N. A. 1828. 8.), „Die pariser Bluthochzeit" (Leipz. 1828. 8.) und die „Biographischen Aufsätze" (Leipz. 1835. 8.) als die bedeutendsten. 66.

Wachs, lat. cera; franz. cire; engl. wax, ist die bekannte feste, jedoch schon bei 18° R. schmelzende, an sich weiße, aber durch Pflanzenpigmente immer gefärbte, fettige Substanz, aus welcher die Bienen ihre Honigzellen bauen. Das W. wird von den Bienen aus dem Blumenstaube der Pflanzen bereitet. Sie sammeln ihn in Kügelchen zusammen, welche sie an das hintere Gelenk der Hinterbeine kleben, fliegen mit diesem Wachsmehle nach Hause und verzehren es. Ein Theil davon dient ihnen zur Nahrung, den andern schwitzen sie zwischen den sechs Ringen

Digitized by Google

des Hinterleibes als zarte Blättchen hervor und wenden ihn zum Baue ihrer Zellen an. Nachdem der Honig aus den letzteren gewonnen worden ist, werden die Waben mit Wasser ausgekocht, wo alsdann das reine W., wenn es wieder erkaltet ist, obenauf schwimmt und abgenommen wird, die Unreinigkeiten aber im Wasser niedersinken. Dieses W. ist allemal mehr oder weniger gelb (cera citrina), besitzt einen eigenthümlichen honigartigen Geruch und heißt rohes oder gelbes W. Das von jungen Bienen herrührende ist am Hellsten und führt den Namen Jungfernwachs (cera virginea). Um es von allen fremdartigen Stoffen zu befreien, wird es über einer nassen, sich drehenden Walze in dünne Bänder gegossen (gebändert) und diese durch den Einfluß der Luft und des Sonnenlichts gebleicht, wodurch es zugleich den ihm eigenen Geruch verliert. Das weiße W. (cera alba) ist allemal härter, spröder und schwerflüssiger als das gelbe. Beim Schmelzen verbindet es sich mit Ölen und allen fettigen Körpern sehr leicht. Durch das Kochen desselben mit einer ätzenden Lauge erhält man eine Waschseife; mit Harz verbunden bildet es den Schellack. Außer von den Bienen findet sich das W. auch noch in den Beeren des nordamerikanischen Wachsstrauchs (myrica cerifera), des afrikanischen Wachsbaumes (myrica cordifolia) und vorzüglich als Überzug vieler Früchte, im Mehlthau ꝛc. — Das W. besteht im Allgemeinen aus zwei mit einander verbundenen Stoffen, denen man die Namen Cerin und Myricin gegeben hat. Beide sind starr und von der Beschaffenheit des Wachses. Man scheidet sie durch Alkohol, indem das Cerin in kochendem Alkohol auflöslich, das Myricin aber darin unauflöslich ist. Die Auflösung wird filtrirt und setzt beim Erkalten das Cerin ab, der unauflösliche Rückstand aber ist das Myricin. Letzteres beträgt immer weit weniger als das Cerin, nämlich $\frac{8}{100}$ des Bienenwachses und $\frac{3}{100}$ des Pflanzenwachses. Das Myrthenwachs erhält man durch Kochen der Früchte der verschiedenen Myricaarten. Es hat eine blaßgrüne Farbe. Beide Arten sind leicht entzündlich; das Bienenwachs brennt mit einer schönen hellen, das Pflanzenwachs mit einer reinen blauen Flamme. Das W. dient hauptsächlich zu Kerzen und Wachsstöcken, dann zu verschiedenen Pflastern und Salben, zu Harzcompositionen, zu Wichse, zu Wachstaffet, zur Malerei, zum Poliren der Meubles und Fußböden, zu Kunstsachen ꝛc. 33.

Wachsen, Wachsthum, lat. incrementum; franz. accroissement; engl. growth, nennt man bei den lebenden organischen Körpern die allmählige und nothwendige Zunahme an Masse, Größe und Umfang, die sie von dem Augenblicke ihrer Empfängniß an bis zu einem ziemlich weit vorgerückten Zeitraume ihres Lebens darbieten (vergl. Alter). Was man im gemeinen Leben unter W. der unorganischen Körper, z. B. der Steine, Metalle ꝛc., begreift, besteht ebenfalls in einer Zunahme ihrer Masse, Größe ꝛc.; doch ist dieselbe kein W., sondern wird durch die einfache Aggregation einer homogenen Materie bewirkt, wo dann die integrirenden Theile dieser letztern, ohne durch irgend etwas Anderes als die Anziehung mit einander verbunden zu sein, in Form von concentrischen Lagen oder mehr oder weniger regelmäßigen Krystallen über einander liegen. Es ist diejenige Wachsthumsweise, welche stets von außen nach innen vor sich geht und die man W. durch Juxtaposition genannt hat. Hiervon unterscheidet sich das W. der lebenden Körper dadurch, daß sie die umgebenden Körper, die sie sich aneignen, stets in ihrer innern Zusammensetzung verändern und nur erst, nachdem sie dieselben assimilirt haben, in die Zwischenräume ihrer Gewebe aufnehmen, um ihre eigene Masse zu vermehren. Diese neuen Elemente, die übrigens durch Gefäße oder auch vermittels einer Art unmittelbarer Einsaugung stufenweise zu jenen gebracht werden, gelangen beständig in den beiden Fällen durch diese, Intussusception genannte, Bewegung dorthin. Der Zufall allein beschränkt das W. der unorganischen Körper, so daß hier das W., wodurch ihre Ausdehnung von dem Sandkorne bis zu der ungeheuren Größe eines Berges variirt, keine bestimmten Grenzen hat. Dagegen sind diese bei dem W.

Digitized by Google

der organischen Körper mehr oder weniger genau bestimmt. Denn der Mensch, das Insect und die Ceder des Libanon erlangen überall fast den nämlichen Grad von gegenseitiger Entwickelung und bei jeder Art bilden die Zwerge und die Riesen die größten Extreme, zwischen welchen der Unterschied im Vergleiche zu dem, welcher z. B. einen Marmorblock von dem Steinbruche trennt, verschwindet. Dem W. der organischen lebenden Körper ist eine bestimmte Richtung in der Länge und Dicke vorgezeichnet, jedoch so, daß die Ausdehnung in die Höhe die in die Dicke übertrifft, so daß sich die Mehrzahl derselben beständig in einer vertikalen Richtung verlängert, wie dieß z. B. bei allen Pflanzen der Fall ist; dagegen bietet das W. gar keine bestimmte Richtung dar; daher auch die außerordentliche Mannigfaltigkeit von Figuren oder Formen, die sie annehmen können und unter denen sie sich auch wirklich zeigen. Zwischen dem W. der Thiere und der Pflanzen besteht der Unterschied, daß sich bei ersteren die Ausdehnung, welche der Körper erlangt, fester bestimmt und Größe und Umfang der Individuen einer jeden Art mehr Stetigkeit zeigt, was bei den Pflanzen (s. d. Art.) nicht der Fall ist, indem bei diesen die sie umgebenden äußeren Wärme-, Feuchtigkeits-, Luftmasse- und Erneuerungszustände, so wie die Pflege der Cultur auf ihre Entwickelung einen im Vergleiche weit ausgedehntern Einfluß haben, der so groß ist, daß er z. B. einen schwachen Strauch in einen kräftigen Baum umzuwandeln vermag. Dagegen bringt bei dem Thiere das beendete W. eine während des übrigen Theils des Lebens unveränderliche Form und Ausdehnung hervor, während die Form und die Anzahl der Theile der Pflanze periodisch durch neue Triebe fast bis zu ihrem Tode verändert werden. Was das W. des Menschen insbesondere betrifft, so bestimmt dasselbe die verschiedenen Altersperioden und wir verweisen in dieser Beziehung auf den Art. Alter. Hier wollen wir nur noch einige Einzelnheiten betrachten. Die Geschwindigkeit des Wachsens wird durch verschiedene Umstände bedingt. So findet bei weiblichen Individuen, lymphatischen Personen, den Bewohnern feuchter Länder mit weichem und schlaffem Temperamente gewöhnlich sehr schnell ein mehr oder weniger beträchtliches W. statt, welches letztere überdieß noch durch die warmen Klimate sehr beschleunigt wird. Manche Krankheiten, wie z. B. die, welche mehr oder weniger tief in die Gesammtheit des Nervensystems eingreifen, geben dem W. ebenfalls eine große Thätigkeit; es sind dieß diejenigen, die der gemeine Mann so oft in seiner Sprache Wachsthumfieber oder Wachsthumkrankheit nennt. Das W. selbst besteht in einer Verlängerung und Verdickung der Fasern und Plättchen des Körpers und geschieht durch die Ernährung (s. d. Art.), so daß diese mehr Theilchen an die Fasern ansetzt, als durch die Saugadern weggenommen werden. Es geschieht langsam und allmählig, so daß die Zunahme in kurzer Zeit nicht merklich ist; doch desto schneller und wirksamer, je jünger der Körper ist, weil hier die festen Theile mehr ausdehnbarer und biegsamer sind. Am Schnellsten geschieht es daher in der Kindheit, vorzüglich in der Periode vor der Geburt, weniger schnell in der folgenden Jugend. Mit dem Ende der Jugend, gegen das 24. Jahr (in wärmeren Klimaten und beim ganzen weiblichen Geschlechte geschieht es früher), hört endlich das W. auf und nun behalten die festen Theile des erwachsenen Körpers die Größe, die sie jetzt erreicht haben. Das verschiedene Maß dieser vollkommenen Größe ist im Allgemeinen beim männlichen Geschlechte größer, als beim weiblichen; größer auch in gemäßigten Himmelsstrichen, bei guter Nahrung, mäßiger Bewegung; kleiner aber in sehr kalten und sehr heißen Klimaten, bei schlechter Nahrung, übermäßiger Anstrengung des Körpers und Geistes, bei früher Befriedigung des Geschlechtstriebes; auch hängt es von erblichen Dispositionen ab. Wenn der Körper in dem vollkommensten Zustande des Wachsens ist und nachher hinlängliche Nahrung und mäßige Ruhe hat, so erhält er gewöhnlich eine mäßige Fettheit, die, wenn keine Krankheiten dazwischen kommen, lange bestehen kann, bis endlich der durch das hohe

Digitized by Google

Alter bedingte Zeitpunkt der allgemeinen Abnahme des Körpers kommt, die mit Umständen verknüpft ist, die nach und nach die Ernährung des Körpers immer mehr vermindern, ihn allmählig trockner, saftloser machen, kurz die Abnahme des Lebens bedingen (s. d. Art. Tod). 7.

Wachsfiguren nennt man die durch Kunst aus Wachs gebildeten (bossirten) menschlichen Körper. Gewöhnlich sind nur Gesicht, Kopf, Hände und andere nackte Theile von Wachs; die mit Kleidungsstücken bedeckten Theile aber sind auf eine schickliche Art ausgestopft. Eine Sammlung solcher aus Wachs dargestellten merkwürdigen Personen nennt man ein Wachsfigurencabinet. In Florenz hat man alle Theile des menschlichen Körpers in Wachs zum Behufe des Studium der Anatomie. Das Bossirwachs wird aus 4 Theilen Wachs, 3 Theilen weißem Terpentin und etwas Baumöl oder Schweinfett zusammengeschmolzen und alsdann verschiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur bildet der Wachsbossirer mit den Händen; die feinere Ausbildung aber geschieht mit Griffeln von Holz oder Elfenbein, die zu dem Ende mancherlei Gestalt haben. 26.

Wachsmalerei, s. Enkaustik.

Wachtel, lat. tetrao coturnix L.; franz. caille; engl. quail, ein zum Hühnergeschlechte gehöriger Vogel, dem Rebhuhne sehr ähnlich, auch in Lebensart und Aufenthalt mit ihm übereinkommend, nur bedeutend kleiner, ist ein Zugvogel, welcher wegen seiner eigenthümlichen, in mehreren auf einander folgenden gleichförmigen Lauten bestehenden Stimme häufig als Stubenvogel gehalten wird. Sie legt 10—14 grünlich-weiße, braungefleckte Eier, die wie mit einem Firniß überzogen sind, und hat ein sehr delikates Fleisch. — Ihr sehr ähnlich, nur etwas größer, aber zu den Sumpfvögeln und dem Geschlechte Rallus gehörig, ist der Wachtelkönig (rallus rex), welcher in feuchten Wiesen sich aufhält, Insecten und Würmer frißt und vorzüglich des Abends ein eigenthümliches schnarpendes Geschrei hören läßt. Er ist ein sehr schneller Läufer und legt 8—12 grünlich-graue, hellbraungefleckte Eier auf die bloße Erde. 30.

Wachtmeister bezeichnet bei der Cavallerie den ersten Grad der Unterofficierswürde und entspricht dem Feldwebel bei der Infanterie; Unterwachtmeister ist der Sergeant. 30.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf Alles Acht hat, was vorgeht, und wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen, diese der Flotte signalisirt. Auch solche Schiffe, welche am Eingange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den festgesetzten Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe. 61.

Wachtthürme, franz. beffrois; engl. belfries, sind Thürme, welche auf den Seeküsten hin und wieder sich noch vorfinden und dazu dienten, zeitig Seeräuber oder andere Feinde, die sich dem Lande nähern wollten, zu entdecken. Auf den Küsten von Spanien und Italien gibt es deren mehrere, die wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden sind (martellos). 61.

Wacke, lat. wacca; franz. und engl. vakite, ist ein Mineral, das derb, mit ebenem oder feinerdigem Bruche, Gyps- bis Flußspathhärte, milde bis spröde, in grünlich-, asch- und schwärzlich-grauen, schmutzig oliven- und berggrünen, leberbraunen, röthlich-braunen Farben, matt, undurchsichtig, ohne Glanz im Striche, mager, nicht an der Zunge hängend gefunden wird. In geognostischer Hinsicht macht diese W. einen Theil des Flötztrappgebirges aus und man findet sie darin mit glasigem Feldspathe, Augit, Hornblende, Olivin und Glimmer porphyrartig, mit Blasenräumen, mit Kalkspath, Analcim und anderen Zeolithen mandelsteinartig und in ihrer natürlichen derben Beschaffenheit in großen Massen, Lagern, in Conglomeraten, zuweilen auch in Gängen. Sie ist geschichtet und kugelig; die

Digitized by Google

Kugeln sind zuweilen concentrisch schalig. Im Großen ist sie massig und plattenförmig abgesondert. Zuweilen enthält sie Versteinerungen und Pflanzenabdrücke. Sie constituirt auf diese Weise einen Theil der Umgegend von Zittau, einen großen Theil der basaltischen Region im nördlichen Böhmen; sie tritt ferner in der Rhön, in Tyrol, Italien, Sicilien, auf den Farörinseln, auf Island und in anderen Ländern auf. 76.

Wackenroder (Wilhelm Heinrich), ein genialer deutscher Schriftsteller, 1772 zu Berlin, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren, zeigte schon früh Neigung zum Tiefsinn und während seiner Schuljahre große poetische Anlagen, welche durch den Umgang mit L. Tieck, an den er sich auch während seiner Studienzeit auf der Universität Halle anschloß, rasch entwickelt wurden. Er hatte sich der Jurisprudenz gewidmet und ward nach Beendigung seiner Studien als Referendar bei dem Kammergerichte zu Berlin angestellt. Um diese Zeit entstanden die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berl. 1797. 8.), zu denen Tieck mehrere Beiträge lieferte und welche die Anregung des Studium der alten Meister, so wie die Hervorhebung andächtiger Begeisterung und religiösen Gefühls vor den berechnenden Verstandeseingriffen in die Kunst zum Zwecke hatten. Sie fanden zu ihrer Zeit bei den Künstlern großen Anklang, wodurch die beiden Freunde veranlaßt wurden, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben. „Franz Sternbald's Wanderungen" wurden gemeinschaftlich begonnen. W. wirkte aber nur bei dem Plane mit; denn noch ehe er die Ausarbeitung der übernommenen Stellen beginnen konnte, entriß ihn ein früher Tod am 13. Febr. 1798 der Kunst. Tieck vollendete allein das Werk (1798) und gab die wenigen von seinem Freunde hinterlassenen Aufsätze in den „Phantasien über die Kunst" (1799) heraus. Es läßt sich nicht läugnen, daß W.'s Schriften kräftige, tiefgedachte, aus genauer Kunstkenntniß hervorgehende Reflexionen enthalten, aber eben so wahr ist die Bemerkung, daß das durch sie angeregte phantastische Liebäugeln mit der Kunst dem gründlichen Studium derselben sehr nachtheilig werden mußte. W.'s sämmtliche Aufsätze sind in der neuen, ebenfalls von Tieck besorgten Ausgabe der „Phantasien über die Kunst, von einem kunstliebenden Klosterbruder" (Berlin 1814. 8.) gesammelt. 66.

Wackerbarth (August Joseph Ludwig, Graf von), ein durch vielseitige Bildung, weite Reisen und seine Schriften ausgezeichneter Mann, wurde am 7. März 1770 zu Kutschendorf in der Niederlausitz geboren, empfing seine erste Bildung durch Privatlehrer im elterlichen Hause, besuchte alsdann die Stadtschule zu Muskau, hierauf die lateinische Schule zu Kamenz und das Gymnasium zu Meißen, studirte in Wittenberg, Göttingen und Leipzig die Rechte, unternahm sodann eine Reise nach England, Amerika, Ostindien, Italien und die Türkei, hielt sich nach seiner Rückkehr anfangs in Wien und Dresden, seit 1801 aber abwechselnd in Hamburg und Ratzeburg auf, begab sich alsdann nach Paris und suchte bei Napoleon eben so vergebens, wie früher bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar, eine Forderung an Sachsen-Lauenburg und Hanover geltend zu machen. Seit dem Jahre 1812 lebte er meistentheils in und um Hamburg oder bei Dresden auf seinem lieblichen Landsitze Wackerbarthsruhe, vorzüglich mit schriftstellerischen Arbeiten und Kunstgegenständen beschäftigt, aber auch seinen wohlthätigen Sinn vielfach bethätigend. Als Schriftsteller hat er sich durch folgende politische und geschichtliche Werke bekannt gemacht: „Reclamationen" (Hamb. 1815); „Zuruf an den zu Wien sich bildenden Congreß" (Ebend. 1815); „Früheste Geschichte der Türken bis zur Vernichtung des byzantinischen Kaiserthums" (Ebend. 1821); „Geschichte der großen Teutonen" (Ebend. 1821); „Geschichte der letzten großen Revolution von China im Jahre 1644" (Ebend. 1821). 81.

Digitized by Google

Wadzeck (Franz Daniel Friedrich), der erste Begründer der Bewahranstalten für kleine Kinder, wurde im Jahre 1762 zu Berlin, wo sein Vater Küster der böhmischen Colonie war, geboren, erhielt seine erste Erziehung im Waisenhause zu Halle, studirte alsdann daselbst Theologie, wurde im Jahre 1788 als Lehrer am königlichen Cadettencorps in Berlin und bald nachher als Professor der Literatur, Physik und Naturgeschichte daselbst angestellt. Im Jahre 1819 begann er die Herausgabe des eben so nützlichen, als unterhaltenden „Berliner Wochenblattes für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann", wurde aber um diese Zeit wegen seiner beständigen Angriffe auf das damals in Preußen erlaubte Turnwesen in den Ruhestand versetzt. Die ihm dadurch gewordene freie Zeit benutzte er zur Errichtung einer Anstalt zum Aufbewahren von zwölf unmündigen Kindern, eine Stiftung, welche noch jetzt unter seinem Namen in Berlin fortbesteht. Allein die darauf verwandten Kosten nahmen fast sein ganzes Vermögen und seine Pension in Anspruch, so daß er im Jahre 1823 zu Berlin zwar arm, aber allgemein geachtet, starb. Seine Schriften sind von keiner Bedeutung. 81.

Wächter (Georg Philipp Ludwig Leonhard), ein unter dem angenommenen Namen Veit Weber mehr bekannter deutscher Romanschriftsteller, am 25. Nov. 1762 zu Ülzen im Lüneburgischen geboren, widmete sich, nachdem er von seinem Vater, welcher Prediger an der großen Michaelskirche zu Hamburg war, eine treffliche Erziehung erhalten und seine Schulstudien beendigt hatte, ohne große Neigung auf der Universität Göttingen der Theologie und hielt sich dann lange Zeit in seiner Vaterstadt als Candidat auf, ohne eine Anstellung erhalten zu können. Des langen Wartens müde nahm er 1792 Dienste unter den hannöverischen Truppen und machte einige Feldzüge gegen die Franzosen mit. Bei der Belagerung von Mainz verwundet kehrte er in sein Vaterland zurück und ward ein eifriger Mitarbeiter an dem Erziehungsinstitute des Professors Voigt in Hamburg. Nach dessen Abberufung nach Riga (1814) übernahm er selbst die Anstalt und führte die Direction derselben mit großem Ruhme und Erfolge. Er starb den 11. Febr. 1837. W.'s schriftstellerischer Ruhm gründet sich auf seine „Sagen der Vorzeit" (Berl. 1787—1798. 7 Thle. 8.), welche eine unübersehbare Schaar von Ritterromanen ins Leben riefen. Er war auf den glücklichen Gedanken gekommen, den Ton, welchen Göthe's Götz von Berlichingen im Drama angegeben hatte, in die Romanliteratur einzuführen. Vieles Rohe und Grelle bietet sich freilich in diesen Sagen, denen jedoch eine gewisse Originalität nicht abgesprochen werden darf. Auch zeigt W. eine bei Weitem größere Kenntniß des deutschen Mittelalters, als die meisten seiner nachahmenden Zeitgenossen. Eins seiner besten Gemälde, worin sich neben Fleiß auch zuweilen Phantasie offenbart, ist „Der Müller des Schwarzthals"; überhaupt sind seine früheren Leistungen den späteren weit vorzuziehen. Seine übrigen den Sagen nachstehende Schriften sind „Der Nachtbote, oder Geschichte der französischen Auswanderung und der dabei vorgefallenen Liebesabenteuer und politischen Begebenheiten, gebeichtet von einem bekehrten Emigranten" (Berl. 1784. 8.), „Die Holzschnitte", Bd. I. („Die Betfahrt des heiligen Gramsalbus"), Berl. 1793. 8.; die „Historien", Bd. I. („Die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs"), Hamb. 1794. 8.; „Heidenröslein, eine deutsche Rittergeschichte" (Zofing. 1801. 8.); das manche treffliche Scene enthaltende Schauspiel „Wilhelm Tell" (Berl. 1804. 8.), die „Zwei Reden für Freiheit und Recht" (Hamb. 1815. 8.), „Ulrich von Hutten" (Hamb. 1818. 8.) und die „Jugendunterhaltungen" (Hamb. 1827. 18.). 67.

Wächter (Karl Georg von), Kanzler der Universität Tübingen, einer der ausgezeichnetsten Criminalisten der neuesten Zeit, ward den 24. Dec. 1797 zu Marbach am Neckar geboren, folgte seinem Vater, einem berühmten Juristen, der zuletzt Oberconsistorialdirector in Stuttgart ward, zuerst nach Eßlingen und

Digitized by Google

dann nach Stuttgart und bezog 1815 die Universität Tübingen und 1818 Heidelberg, ward in demselben Jahre bei dem Obertribunale in Stuttgart und 1819 als Assessor beim Oberappellationsgerichte in Eßlingen angestellt, folgte aber schon 1820 dem seinen Wünschen ganz entsprechenden Rufe als außerordentlicher Professor der Rechte nach Tübingen, ward 1822 ordentlicher Professor, verwaltete seit 1825 in den kritischen Zeiten der Universität mehrere Jahre das Rectorat derselben und ward 1829 Vicekanzler auf 3 Jahre, legte diese Stelle aber schon im Herbste 1830 wieder nieder. Nun wirkte er mehrere Jahre segensreich und mit dem größten Beifalle allein als akademischer Lehrer und folgte zu Ostern 1833 dem Rufe als ordentlicher Professor der Rechte nach Leipzig, dem er aber 1836 durch seinen Ruf als Kanzler der Universität Tübingen wieder entzogen ward, nachdem er kurz vorher den Orden der würtembergischen Krone und dadurch den persönlichen Adel erhalten hatte. — Seine durch große Gelehrsamkeit und ungemeinen Scharfsinn ausgezeichneten Schriften haben ihn unter den Criminalisten der neuesten Zeit einen der ersteren Plätze erworben. Dahin gehören sein: „Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts" (Stuttgart 1825—1826. 2 Bde.); „Die Strafarten und Strafanstalten des Königreichs Würtemberg ꝛc." (Tübingen 1832); „Abhandlungen aus dem Strafrechte" (Leipz. 1835. 1. Bd.). Auch seine zerstreuten Abhandlungen im „Archiv für civilistische Praxis", in dem „Neuen Archiv für das Criminalrecht" und der von ihm gegründeten „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft" enthalten wichtige Beiträge für Theorie und Praxis der Jurisprudenz. 16.

Wärme, lat. calor; franz. chaud, chalme; engl. warmth, warmness, heat, nennt man die Empfindung, welche wir erhalten, wenn wir unsern Körper dem Feuer oder der Sonne aussetzen und die wir, wenn sie unserm Körper unbehaglich oder schmerzhaft wird, mit dem Ausdrucke Hitze (lat. ardor; franz. chaleur, ardeur; engl. heat, ardor) bezeichnen. Die Natur der W. ist uns eben so wenig bekannt, als die Natur des Lichtes, allein zur verständlichen Erklärung der durch die W. bewirkten Erscheinungen nimmt man auch hier eine eigenthümliche Ursache an, wodurch die W. bewirkt wird, und nennt diese Wärmestoff, Wärmematerie (lat. caloricum; franz. calorique; engl. calorie). Die vorzüglichste Quelle, wodurch W. hervorgebracht wird, ist die Sonne; eine andere Art ihrer Entstehung geschieht durch Stoß und Pressung. So wird aus der Luft in eine Röhre, die mit einem luftdichten Stempel versehen ist, durch schnelles Zusammenpressen eine so starke Hitze entwickelt, daß Schwamm und andere leicht entzündliche Körper dadurch entzündet werden können (s. Feuerzeug, pneumatisches). Durch Reibung wird ebenfalls W. erregt. So hat z. B. Rumfort durch Reibung zweier metallenen Körper gegen einander Wasser, welches damit in Berührung stand, zum Kochen gebracht. Ferner wird durch das Verbrennen, durch Elektricität, durch den sogenannten Lebensproceß, durch das Athemholen und durch die Verdauung W. hervorgebracht; endlich wird bei sehr vielen chemischen Einwirkungen W. hervorgebracht, welche zum Theil mit Selbstentzündung begleitet ist. So entzündet sich nach und nach nasses auf einem Haufen gepacktes Heu; Wolle, Hanf, Flachs mit Öl angefeuchtet und zusammengebunden; gerösteter Caffee, Cichorien ꝛc. Eben so lehrt auch die Chemie mancherlei Mischungen bereiten, die sich von selbst an freier Luft entzünden und daher Selbstzünder, Pyrophoren genannt werden. Die W. erkennt man auf zweierlei Art, sie ist nämlich verborgen oder unmerkbar und frei oder fühlbar. Unter freier W. versteht man diejenige, welche wir durch das Gefühl wahrnehmen, und die, indem sie auf andere Körper wirkt, diese ausdehnt (s. Ausdehnung) und mannigfaltige andere Veränderungen in denselben veranlaßt. Auf die Haupteigenschaft, daß die W. alle Körper ausdehnt, gründen sich die sogenannten Wärmemesser oder Thermometer (s. d. Art.), welche die Temperatur oder die

Digitized by Google

fühlbare W. der Körper nach bestimmten Graden eines Maßstabes und bis zur Siedhitze des Wassers und darüber anzeigen; ferner der Pyrometer, Hitze- oder Feuermesser (s. d. Art.), die für sehr hohe Hitzegrade dienen. Die Bewegung der freien W. ist die geradlinige; denn die Quantität der Wärmetheilchen nimmt ab, wie das Quadrat der Entfernung von dem W. ausströmenden Körper zunimmt. Die freie W. ist eine elastische oder expansible Flüssigkeit, die sich durch ihre ursprüngliche elastische Kraft ohne Hinderniß in geraden Strahlen unendlich fortbewegen würde; wird aber ihr Durchgang verhindert, so fällt sie gleich anderen elastischen Materien unter demselben Winkel zurück, unter dem sie auffiel. Es lassen sich daher vermittelst eines Hohlspiegels die Wärmestrahlen in einem Brennpunkte vereinigen und in letzteren leicht entzündliche Körper durch die W. entzünden. Die Menge der freien W. in einem Körper überhaupt, ohne Rücksicht auf dessen Masse oder Volumen, nennt man die absolute W. Wenn die Temperaturen der Körper ungleich sind, so setzt sich die W. jedesmal unter beiden ins Gleichgewicht, der wärmere wird erkältet, indem er seinen Überschuß an freier W. an den kältern abgibt; letzterer erwärmt sich dagegen so lange, bis seine Temperatur dem erstern gleich ist. Wenn der Körper immer in derselben Zeit so viel W. empfängt, als ihm von einem andern entzogen wird, so bleibt seine Temperatur unverändert; empfängt der Körper mehr W., als er ausströmt, so wird er erwärmt, seine Temperatur steigt; strömt er aber mehr W. aus, als er empfängt, so sinkt seine Temperatur, er erkaltet. Warm und kalt (s. d. Art. Kälte) drücken daher die verschiedenen Grade der Temperatur aus. Sind die Körper ungleichartig, so setzt sich die W. unter den Massentheilen der Körper nicht ins Gleichgewicht. Daher werden bei gleichen Massen von ungleicher Temperatur verschiedene Quantitäten freier W. erfordert, um gleiche Temperaturen hervorzubringen, und gleiche Quantitäten freier W. bringen in gleichen Massen sehr verschiedene Temperaturen hervor. Das Verhältniß der freien W. in ungleichartigen Körpern von gleichen Temperaturen und Massen nennt man specifische oder eigenthümliche, oder comparative W. oder auch die Capacität (s. d. Art.) der Körper für die W. Aus den verschiedenen Capacitäten für die W. folgt: daß ungleichartige Körper einem gemeinschaftlichen Wärmegrade ausgesetzt sehr verschiedene Temperaturen annehmen müssen. Denn es verhalten sich die Unterschiede jener Temperaturen wie die Capacitäten der Körper für die W. Die Bestimmung der Quantitäten der W. in ungleichartigen Körpern bei gleichem Rauminhalte, aber bei ungleichen Massen und Temperaturen nennt man die relative W. Das Vermögen, bei übrigens gleichen Umständen die Abkühlung eines eingeschlossenen erhitzten Körpers schneller oder langsamer zu gestatten, nennt man die wärmeleitende Fähigkeit der Körper. Derjenige Körper, bei welchem dieses am Schnellsten geschieht, heißt der stärkere, der andere hingegen der schwächere Wärmeleiter. Man unterscheidet gute Wärmeleiter, nämlich solche, welche die W. mit Leichtigkeit annehmen, oder sich schneller erhitzen lassen, dabei aber auch die W. leicht wieder von sich geben, oder bald wieder erkalten. Schlechte Wärmeleiter sind solche, die sich nicht so schnell erwärmen, dagegen die W. desto länger bei sich behalten. Zu den besten Wärmeleitern rechnet man die Metalle nach folgender Ordnung: Gold, Silber, Platina, Kupfer, Eisen, Zink, Zinn, Blei; zu den schlechten Holz, Pelzwerk, Schnee, Luft ꝛc. Hieraus erklärt sich, warum Öfen von Metall leichter erhitzt werden, als Thonöfen, letztere aber die W. länger zurückhalten; ferner warum unter einer Decke von Schnee das Erdreich vor dem Froste geschützt wird; warum Pelz, Wolle, Federbetten den Körper warm erhalten ꝛc. Wenn die W. mit den Körpern so vereinigt ist, daß sie weder auf unser Gefühl, noch auf das Thermometer wirkt, so nennen wir solche gebundene, unmerkbare, verborgene, latente W. In allen Körpern können wir mehr

Digitized by Google

oder weniger W. gebunden annehmen, selbst in den uns kalt erscheinenden Körpern. Die W. wird in allen jenen Fällen gebunden, wo die Körper eine Formänderung erleiden, also überhaupt, wenn feste Körper in den tropfbar-flüssigen oder elastisch-flüssigen Zustand übergehen. Man unterscheidet die mit dem Körper zusammenhängende oder cohärirend gebundene W. und die chemisch gebundene W. Wenn die W. mit den Körpern in Zusammenhang, Cohäsion tritt, so verliert die vorher freie expansible W. ihre Expansivkraft, hebt aber den Zusammenhang zwischen den Massentheilen des Körpers auf und bewirkt eben dadurch ihre Formänderung; d. h. feste Körper werden dadurch entweder tropfbar flüssig oder sie schmelzen; oder sie werden auch wie tropfbare Flüssigkeiten in Dunst oder Dampf verwandelt. Die Körper, welche schmelzen, heißen daher schmelzbare Körper; man unterscheidet nach dem verschiedenen Hitzegrade, den sie zum Schmelzen bedürfen, leichtschmelzbare, schwerschmelzbare, strengflüssige Körper. Die Körper, welche zu elastisch-flüssigen Körpern werden, heißen flüchtige, und man unterscheidet sie von den nichtflüchtigen oder feuerbeständigen, welche nämlich bei den uns bekannten Hitzgraden nicht expansibel werden. Die Körper bleiben nur so lange in jenem Zustande der Formänderung, als die Temperatur, bei welcher sie diesen Zustand annahmen, dieselbe bleibt; daher werden die durch Schmelzung flüssig gewordenen Körper wieder fest, gestehen, gefrieren; dunst- und dampfförmige Körper werden wieder tropfbar-flüssig, oder auch fest, wenn ihnen die cohärirende W. durch andere Körper von niederer Temperatur entzogen, oder wenn solche zusammengedrückt werden. Wenn W. mit den Körpern in eine solche innige Verbindung oder Mischung tritt, daß sie nicht durch Temperaturerniedrigung oder durch gewöhnlichen Luftdruck, sondern nur durch chemische Zersetzung wieder aus den Körpern ausgeschieden werden kann, so nennt man dieß chemisch gebundene W. Man erkennt diesen Zustand vorzüglich an den bleibend elastischen Körpern oder anderen Luftarten, Gasen ꝛc. Denn die Gase, welche entweder aus einem oder mehreren einfachen Stoffen und W. bestehen, wodurch diese Stoffe eben die Luftform annehmen, verlieren nur dann die gebundene W., wenn solche durch chemische Zersetzung getrennt wird. Auf dem Freiwerden und Binden der W. beruhen folgende ungewöhnliche Erscheinungen: die Entstehung einer großen Hitze oder auch einer großen Kälte, wenn gewisse Körper mit einander gemischt werden, die nicht aus der Temperatur der gemischten Körper zu erklären ist, sondern ihren Grund in dem durch chemische Einwirkung der Körper veränderten Zustande derselben hat; die schon bemerkten Selbstentzündungen mehrerer Körper und die sogenannten kalt machenden Mischungen, wodurch man Quecksilber zum Gefrieren bringen kann ꝛc. Die W. befolgt bei ihrer Bindung und Entbindung folgende Gesetze: die freie W. wird gebunden oder zur unmerkbaren 1) beim Übergange der Körper aus der festen in die flüssige Form; 2) beim Übergange tropfbar-flüssiger Körper in die Dunst- und Dampfform und 3) beim Übergange fester und flüssiger Körper in den luftförmigen Zustand; W. wird entbunden oder frei: 1) beim Übergange tropfbar-flüssiger Körper in den verdickten oder festen Zustand; 2) beim Übergange aus dem dunst- und dampfförmigen in den tropfbar-flüssigen oder festen Zustand und 3) bei chemischen Zersetzungen, insbesondere wenn luftförmige Körper, Gase, in den tropfbar-flüssigen oder festen Zustand übergehen. Wird Licht und W. in solcher Menge entwickelt, daß wir dabei Licht sehen und W. fühlen, so nennen wir diese Erscheinung Feuer (lat. ignis; franz. feu; engl. fire). In früheren Zeiten bezeichnete Feuer einen gewissen Elementarstoff, oder auch eine Grundkraft, welche als die Ursache alles Erwärmens und Verbrennens angesehen wurde, wie die Worte: Feuerstoff, Feuerwesen, Elementarfeuer ꝛc. angeben. Außerdem aber bezeichnet man mit dem Worte Feuer, hauptsächlich im gemeinen Le-

Digitized by Google

ben, das ſogenannte Küchenfeuer, oder dasjenige, was durch die Handlung des Verbrennens gegeben wird, wozu die Ausdrücke Feuerheerd, Feuerlöſchung, Feuerhake den Beweis geben. In phyſikaliſcher Hinſicht kann man ſagen: daß Feuer jederzeit dann zum Vorſcheine kommt, wenn irgend ein Körper mit Ausſcheidung von Licht und W. verbrennt; denn beim Verbrennen der Körper, wobei die verbrennenden Körper und die zum Verbrennen nöthige Luft eine Zerſetzung erleiden, wird eben Licht und W. in bedeutender Menge entwickelt, die nun in Verbindung das Feuer bilden. Viele Körper verbrennen nur mit einem glühenden Scheine, wie unter anderen mehrere Metalle, andere mit Flammen, wenn nämlich die Körper ſelbſt flüchtig ſind, oder flüchtige brennbare Theile enthalten, wie z. B. Wachs, Öl, Holz ꝛc. Die Flamme iſt nichts Anderes als ein brennender Dampf oder ein brennendes Gas. Es gibt Körper, die, wenn ſie eine gewiſſe Zeit lang einem anhaltenden Strome von Licht und Wärme ausgeſetzt werden, ebenfalls ins Glühen gerathen, ohne zu brennen, wie Steine oder erdige Körper. Dieſes Glühen iſt nichts Anderes als ein Wiederausſtrömen der empfangenen Licht- und Wärmetheile; ſolche Körper ſelbſt ſind nicht brennbar und heißen daher unentzündliche Körper. Diejenigen Feuer, die ſo oft einzelne Häuſer und ganze Ortſchaften verzehren, nennt man Feuerbrünſte. Die Mittel zur Feuerlöſchung ſolcher Feuerbrünſte zerfallen in zwei Claſſen, deren erſte die Inſtrumente und die zweite die gebrauchten Subſtanzen in ſich faßt. Die Werkzeuge, deren man ſich zur Feuerlöſchung bedient, ſind außer den größeren Waſſerkübeln, kleineren Feuereimern, Haken, Rettungsleitern ꝛc. insbeſondere die Feuerſpritzen (ſ. d. Art.) und das Material, welches zur Feuerlöſchung gebraucht wird, iſt im Allgemeinen das Waſſer (ſ. d. Art.). 40.

Wärmemeſſer, ſ. Calorimeter und Thermometer.

Wäſche, Waſchen, Verwaſchen. Wenn die Operation des Naßpochens der armen Erze (ſ. Pochen) beim Bergwerke vollzogen iſt, werden die erhaltenen Mehle, Schliche oder Pochſande verwaſchen. Mittelſt dieſes Verfahrens werden dieſelben mit Einwirkung ihrer Schwere und durch den Stoß fließenden Waſſers in ſchwerere und größere und in leichtere und feinere abgetheilt. Man führt dieſelben deßhalb, von Neuem in Waſſer eingerührt, über Herde oder flach geneigte hölzerne Tafeln von beträchtlicher Länge, welche theils feſtſtehend (Abflau-, Glauch-, Planen-, Einkehrherde) ſind, theils beweglich in Ketten hängen und von Maſchinen auswärts zum Zwecke des Zurückprallens (Stoßherde) geſtoßen werden. Auf den erſteren Herden ſondern ſich die Schliche auf gedachte Art beim Darüberfließen von ſelbſt und unter Beihülfe ſtetigen Aufwärtsſchiebens oder Kehrens mit Beſen und hölzernen Handhaben (Kiſten) ab. Goldwäſchereien, welche Planenherde beſitzen, befördern dieſelbe Separation noch überdieß durch die Rauhheit der leinwandenen Planen, welche auf dieſe Herde gelegt werden. Auf Stoßherden wird der zeitigere Niederſchlag des Schwereren an einem Ende des Herdes theils durch das Rückwirken eines plötzlichen Stoßes und Ausſchubes mittelſt einer durch eine Maſchine regierten Stoßſtange, theils durch das Aufprallen beim Zurückfallen befördert. Die verſchiedenen Erze, die Größe der Pochmehle, ihre Zähigkeit erlauben für jede Art des Verwaſchens nach den dabei obwaltenden, natürlichen Verhältniſſen eine Menge Modificationen, welche in Regeln gefaßt werden können. Das rein gewaſchene oder rein geſtoßene Erz wird als ſchmelzwürdig zur Hütte geliefert. 76.

Waffen, lat. arma; franz. armes; engl. arms, ſind Inſtrumente zum Angriffe des Feindes oder zur Vertheidigung gegen denſelben. Eine vollſtändige Waffenrüſtung iſt aus beiden zuſammengeſetzt. Der Urſprung der W. iſt wahrſcheinlich in der Jagd zu ſuchen und uralt. Dieſem nach ſind auch die Angriffswaffen älter noch als die Schutzwaffen. Später als ſich aus Familien Stämme

Digitized by Google

gebildet hatten, wurden die W. zum Kriege und zur Abwehr um so nöthiger. Das Material der W. ist unbestimmt und schwer möchte zu entscheiden sein, welches Material in der Urzeit gebraucht wurde, da gewiß jedes Volk das zu seinem Bedürfnisse verwandte, was die Natur ihm bot. Indessen dürfte Stein und Holz wohl das erste gewesen sein, was sich naturgemäß darbot, und so möchten Schleudern und Bogen die urältesten Angriffswaffen sein. Gewiß wurden Schild und Panzer von Thierfellen bald als Schutzwaffen dazu erfunden. Nach und nach bildeten sich nun auch mit dem Vorschritt der Cultur die Waffen aus; Stein, Holz und Fell wurden später durch Erz und Kupfer und dann erst durch Eisen und dessen Verarbeitungen ersetzt. Die spätesten W. möchten wohl die großen Belagerungsgeschütze sein. Von der sogenannten blanken Waffe kannte das Alterthum Schwert, Lanze, Dolch, vom Schießgewehre Bogen, Ballisten, Katapulten, Schleudern und von Schutzwaffen Helm, Schild, Harnisch. Das Mittelalter fügte zur blanken Waffe die Streitärte, Streitkolben, Morgensterne u. a. und erfand das Geschütz im neueren Sinne des Wortes, welches sich in kleines Gewehr und grobes Geschütz vertheilt. Zu dem erstern rechnet man die Pistole, Flinte und Büchse mit ihren Abarten, zu dem letztern das Kanon, die Haubitze und den Mörser. Auch die Schutzwaffen haben sich wesentlich geändert. Sonst waren Schutz- und Angriffswaffen getrennt; jetzt sind sie meistens vereint, z. B. das Schwert ist eben sowohl Schutz- als Angriffswaffe; eben so die Flinte. Nur Einzelnes ist aus der ältern Zeit geblieben und auch das nicht unverändert; so der Cuiraß, der Helm u. a. Nicht minder ist die Form der Kriegswerkzeuge eine andere geworden, gleichsam eine geistigere, allein zugleich ist auch jene staunenswerthe Körperkraft und Riesengröße der Vorzeit von uns gewichen. 82.

Waffenplätze, fr. places d'armes; engl. meeting-places, nennt man die in den eingehenden, mitunter auch ausgehenden Winkeln des bedeckten Weges der Festungen, durch ein Brechen der Brustwehr gebildeten größeren Räume, welche bei einer Belagerung den ausfallenden Truppen zum Sammelplatze dienen und auch Gelegenheit geben sollen, den Feind, wenn er schon in den bedeckten Weg eingedrungen sein sollte, wieder daraus zu vertreiben. Zu diesem Ende werden zu beiden Seiten des Waffenplatzes quer über den bedeckten Weg Traversen oder Querwälle in Form einer förmlichen Brustwehr aufgeworfen, die zugleich den Zweck haben, denselben gegen Rikochettschüsse zu sichern. Zur Erhaltung der Communication mit den langen Linien des bedeckten Weges dient ein Ausschnitt der Brustwehr desselben vor den Traversen, den man échancrure nennt. Um dem Waffenplatze eine größere Widerstandsfähigkeit zu geben, legt man häufig Blockhäuser in demselben an. 61.

Waffenstillstand, s. Friede.

Wage, lat. libra, bilanx; franz. und engl. balance, ist ein bekanntes Instrument, welches dazu dient, sowohl das absolute, als auch das specifische Gewicht der verschiedenen Körper zu bestimmen und bei welchem im Allgemeinen nach den bekannten Gesetzen des Hebels (s. d. Art.) Körper von bekanntem Gewichte mit Körpern von unbekanntem Gewichte verglichen und auf diese Weise das Gewicht der letzteren erkannt wird. Im Allgemeinen beruht die Einrichtung der Wagen darauf, daß die Gleichheit zweier Gewichte dargethan wird, indem man sie an beiden Enden eines Hebels mit befestigter Mitte und gleichen Armen aufhängt. Der Hebel dieser Wagen, welcher der Wagebalken, lat. scapus, jugum; franz. fléau; engl. beam heißt, ist eine Stange von gehärtetem Stahle, der man eine bedeutende Stärke gibt, damit sie durch die Gewichte, welche man ihr zu tragen geben will, keine Biegung erleide. Den Theilen des Wagebalkens, die zu beiden Seiten des Schwerpunktes liegen, gibt man gleiche Länge und Gestalt und nennt sie Arme der W. An beide Enden dieser Arme befestigt man Schnuren von gleicher Länge und gleichem Gewichte, welche dazu dienen, Platten oder Schalen, Wag-

Digitized by Google

schalen, franz. bassin; engl. scale, zu tragen, die ebenfalls einander gleich sind. Um die geringsten Bewegungen des Wagebalkens bemerkbar zu machen, befestigt man daran eine senkrechte Nadel, die Zunge, franz. languette de balance; engl. tongue of a balauce, in der Richtung der Verticale ober- oder unterhalb des Schwerpunktes. Um die Beweglichkeit desselben zu erhöhen und seine Unterstützung so zu sagen auf diesen einzigen Punkt zu beschränken, gibt man dem Theile, mittelst dessen sich der Wagebalken aufstützt und der aus ganz hartem Stahl verfertigt wird, eine zugeschärfte Gestalt und läßt seine Schneide auf einer polirten, horizontalen, ebenfalls aus Stahl oder irgend einer andern sehr harten Substanz verfertigten Platte ruhen. Damit der Wagebalken auch bei der geringsten Entfernung aus seiner horizontalen Lage in dieselbe zurückzukehren sich bestrebe, muß der Aufhängungspunkt sich etwas oberhalb des Schwerpunktes befinden. Wenn die beiden Arme nicht eine ganz gleiche Länge haben, so wird die Schale, die an dem längern Arme hängt, mit einem geringern Gewichte sinken, als die Schale auf der andern Seite, und der Käufer kann daher bedeutend betrogen werden; dasselbe ist der Fall, wenn ein Arm schwerer ist als der andere. Daher ist bei einer genauen, guten W. zu verlangen, daß eine vollkommene strenge Gleichheit zwischen allen, zu beiden Seiten des Aufhängungspunktes gelegenen Theilen der W. stattfinde, und zwar so, daß, wenn sie im Gleichgewichte und belastet ist, die geringste Gewichtszulage in einer oder der anderen Wagschale hinreiche, dieß Gleichgewicht zu stören und die Zunge in Bewegung zu setzen. Den Winkel, um welchen die Zunge hierbei aus der verticalen Lage bewegt wird, nennt man den Ausschlagswinkel, Ausschlag, franz. penchement de la balance; engl. turning to one side. Die so eben beschriebene W. ist die sogenannte gleicharmige oder gemeine oder Krämerwage. Bei der ungleicharmigen oder römischen oder Schnellwage, franz. peson, crochet; engl. steel-gard, sind die Hebelarme ungleich, und zwar ist der eine Hebelarm von gleichbleibender, der andere von veränderlicher Länge. Auf dem längern Arme befindet sich ein bewegliches Gewicht, welches Läufer heißt, und der Körper, dessen Schwere man wissen will, wird an den kürzern Arm gehangen; man erhält dann das Gleichgewicht, indem man den Läufer bis zur nöthigen Entfernung zum Stützpunkte schiebt, und da der längere Arm in Grade eingetheilt und beziffert ist, zeigt sich das Gewicht sogleich dem Auge. Da bei der Schnellwage die Reibung geringer ist, so ist auch ihre Gewichtsanzeige viel richtiger, als die der Schalenwage. Die Zeigerwage ist ein zweiarmiger Hebel, dessen kürzerer Arm die zur Aufnahme der Last bestimmte Schale trägt, während der längere die Form eines Zeigers hat und durch sein Gewicht in einem bestimmten Stande der Last das Gleichgewicht hält. Er spielt über einem Bogen, auf welchem die dem jedesmaligen Stande entsprechenden Gewichte angezeichnet sind. Ohne Belastung zeigt dieser Arm auf den Nullpunkt der Schale der W. Über die hydrostatische W., Senkwage s. Aräometer. Die Brückenwagen bestehen aus zwei Wagebalken, die mit einer Stange so verbunden sind, daß eine Drehung um die Verbindungspunkte stattfinden kann. Läßt man nun auf die Brücke, die mittelst einer Stütze auf den zweiten Hebelarm drückt, einen beladenen Wagen fahren, so senkt sich die Brücke herab und drückt auf den einen Wagebalken und es werden so viele Gewichtsstücke in die am andern Wagebalken befindliche Wagschale gelegt, bis das Gleichgewicht völlig wiederhergestellt ist. Die eingelegten Gewichtsstücke bestimmen das Gewicht des Frachtwagens, weil zwischen ihnen und dem Drucke des Wagens immer ein bestimmtes Verhältniß stattfindet. 40.

Wage, das siebente Sternbild des Thierkreises, steht zum größten Theile nordwärts an der Ekliptik, reicht von 7° bis 27° der Jungfrau (s. d. Art.) und hat unter ihren 51 Sternen vorzüglich zwei von der zweiten Größe, die in der südlichen

Digitized by Google

und nördlichen Wagschale stehen; sie heißen Zubennschemali und Zubenelgenubi. 13.

Wagen, lat. currus, vehiculum; franz. chariot, char, carrosse, voiture; engl. waggon, carriage, ist eine Maschine, welche dazu dient, Lasten mit dem geringsten Aufwande von Kraft auf einer Ebene fortzubewegen. Der W. besteht aus zwei Haupttheilen, dem Vorder- und Hinterwagen. Der vornehmste Theil des Vorderwagens ist die Axe. So weit die Axe unter dem W. geht, ist sie stärker und kantig; wo sie aber an beiden Enden über denselben hinausreicht, hat sie die Gestalt eines Cylinders, woran ein Rad gesetzt wird. Auf der Axe liegt von einem Rade zum andern ein zwei Zoll dickes kantiges Holz, welches mit der Axe an jeder Seite neben dem Rade durch ein eisernes Tragband, die sogenannte Trageweide, vereinigt ist. Man nennt es Schemel, Sandschemel, und zwischen demselben sind die beiden Deichselarme eingelassen. Diese laufen nach der Deichsel so schmal zusammen, daß nur die Deichsel eingeklemmt werden kann. Erst hinter der Axe unter dem W. erweitern sie sich und tragen hier auf ihren äußersten Enden ein schmales dichtes Holz, welches man die Brücke nennt. Dieselbe ist mit hölzernen Nägeln auf die Deichselarme aufgenagelt und letztere halten vor dem W. die Deichsel nur durch eiserne Ringe und durch einen eisernen Bolzen, der durch die Deichselarme geht. Die Deichsel ist ein Baum, der an der vordern Spitze einen eisernen Vorschlag besitzt, auf welchem hinterwärts ein eiserner Zapfen steht. Vorn nach der Deichselspitze zu befindet sich ein starker Dorn, der sogenannte Stier- oder Steuernagel, und auf dem dicken Ende der Deichsel zwischen den Armen noch ein starker gebogener Nagel, der Schiernagel, worauf die Sprengwage aufgehängt oder aufgelegt wird. Auf dieses Untergestelle des Vorderwagens kommt der Lenkschemel nebst 2 Rungen, welcher mit dem Spannnagel auf dem Sandschemel und der Vorderaxe befestigt wird, um sich beim Umwenden frei bewegen zu können. Der Hinterwagen hat eine Axe und Sandschemel wie der Vorderwagen. Auf dem Sandschemel befindet sich ein Holz oder Schemel zur Befestigung der Rungen. Zwischen der Hinteraxe und dem Sandschemel befinden sich die beiden Sprießen oder Spreißen, zwischen welchen der Langbaum eingeklemmt, mit eisernen Ringen und einem Splinte befestigt ist, und vereinigt den Vorder- und Hinterarm mit einander. Die Vereinigung des Vorder- und Hinterwagens geschieht vermittelst des starken eisernen Spann- oder Zugnagels. Zu einem solchen W. gehören 4 Räder; er heißt Schiebwagen, wenn es Schiebräder, und Puffwagen, wenn es Puffräder sind. Zur Vollständigkeit der W. rechnet man noch die Wagenleitern und die Sprengwage, an welcher letztern die Pferde ziehen. 26.

Wagenburg, lat. propugnaculum e curris confectum; franz. barricade de charriots; engl. bulwark of waggons. Wenn eine Colonne von Kriegsfahrzeugen, als Munitionscolonnen, Traincolonnen ꝛc., auf dem Marsche vom Feinde angegriffen wird oder dieselbe in der Nähe des Feindes übernachten (parkiren) muß, so werden die Fahrzeuge in eine sogenannte W. aufgefahren. Man wählt dazu gewöhnlich die Form eines länglichen Vierecks, indem die Fahrzeuge dicht zusammengefahren und die zwischen den einzelnen Linien bleibenden Zwischenräume durch Wagen geschlossen werden, oder auch indem man dieselben ganz mit Fahrzeugen umgibt, welche der Länge nach in einander geschoben werden, wo dann die Infanterie, welche zur Deckung des Transportes dient, hinter diesen Wagen, die sie als Brustwehr benutzen, aufgestellt wird, um den angreifenden Feind abzuhalten. In früheren Zeiten bediente man sich der Wagenburgen bei den größeren Lagern gewissermaßen als Bastion der Stellung, indem hier mehrere vor der Front aufgestellt und zur Vertheidigung förmlich eingerichtet wurden. 61.

Digitized by Google

Wagerecht, horizontal, nennt man einen Gegenstand, welcher die Richtung des Wagebalkens bei völliger Gleichheit der Gewichte hat. 9.

Wagner (Ernst), ein beliebter deutscher Romandichter, am 2. Febr. 1768 zu Roßdorf bei Meiningen, wo sein Vater Prediger war, geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung und kam wohlvorbereitet auf die Universität Jena, wo er sich der Jurisprudenz widmete. Nach Beendigung seiner Studien erhielt er die wenig einträgliche Stelle eines Gerichtsactuarius, Privatsecretairs und Verwalters des Freiherrn von Wechmar zu Roßdorf und sah sich, da er sich frühe verheirathet hatte und seine Familie sich mehrte, gezwungen, sein schriftstellerisches Talent zum Gelderwerbe zu verwenden. Sein erster Versuch: „Wilibald's Ansichten des Lebens" (1803. Neue Aufl. Leipz. 1822. 2 Bde. 8.) wurde mit großem Beifalle aufgenommen und erwarb ihm die Freundschaft J. P. F. Richter's, auf dessen Verwendung er 1805 als Cabinetssecretair des Herzogs nach Meiningen berufen wurde. Diese Stelle gewährte ihm hinlängliche Muße, auf der mit Erfolg betretenen Bahn fortzuwandeln und rasch nach einander erschienen seine Romane: „Die reisenden Maler" (1806. Neue Aufl. Leipz. 1820. 2 Thle. 8., nebst dem Anhange: „A B C eines vierzigjährigen Fibelschützen", Tüb. 1810. 8.); „Reisen aus der Fremde in die Heimath" (Hildburgh. 1808—1810. 2 Thle. 8.); „Ferdinand Miller" (Stuttg. 1810. 8.); „Lebenserfahrungen und Weltansichten" (Frankf. 1811. 2 Thle. 8.) und „Isidora" (Tüb. 1812. 8.). — W. genoß das ihm gewordene sorgenfreie Leben nur kurze Zeit; er starb an einer schmerzlichen Krankheit, der Rückenmarksdarre, die ihn nach und nach verzehrte, am 25. Febr. 1812. Mag man auch mit neueren Kunstrichtern die Romane W.'s trivial nennen, muß man ihnen auch in Wahrheit eine höhere Künstlerweihe absprechen, so verdient doch der in ihnen waltende gute, stille und fromme Geist anerkennende Achtung. Offenbart sich dieser Geist auch oft etwas kränkelnd, so neigt er sich doch auch nicht selten zum Humor und treffenden Witze. Unrecht thut man aber jedenfalls, wenn man Leuten, die stets Vergleiche anstellen müssen, folgend, W. mit Jean Paul zusammenhält. Wenn in manchen Werken W.'s eine gewisse trübe politische Exaltation um so unangenehmer berührt, weil es ihnen durchgehends an Kraft mangelt, so muß man diesen Fehler durch seine von wilder Leidenschaft vielfach bewegte Zeit entschuldigen. „E. Wagner's sämmtliche Schriften" (Leipz. 1827—1828. 12 Bde. 12.). (Vergl. „Briefe über den Dichter E. Wagner; enthaltend lebensgeschichtliche Nachrichten; Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters; Auszüge aus Briefen von ihm selbst u. A., herausgeg. von Fr. Mosengeil", Schmalkalden 1826. 2 Bdchn. 8.). 67.

Wagner (Gottlob Heinrich Adolf), als Übersetzer und Sprachkenner vorzüglich bekannt, ward 1774 zu Leipzig geboren und auf der Thomasschule und Universität daselbst gebildet, wandte sich aber bald von der Theologie zur Philologie und Philosophie und besuchte 1798 Jena, um Fichte zu hören, nach dessen Entlassung er nach Leipzig zurückkehrte und von nun allein schriftstellerischen Arbeiten lebte, bis er am 1. Aug. 1835 zu Großstädteln bei Leipzig, auf dem Gute seines Freundes, des Grafen von Hohenthal, starb. — Vorzugsweise war sein Studium auf Etymologie und Sprachvergleichung gerichtet, aber bei seiner großen Kenntniß vorzüglich der neueren Sprachen hatte doch der Einfluß seines Freundes Kanne zu sehr auf ihn eingewirkt, so daß es ihm nicht möglich war, sich ganz in den Geist der Sprachen zu versetzen und er daher manches Verfehlte aufstellte, was sich vorzüglich in seiner Übersetzung von Murray's Werke: „Zum europäischen Sprachenbau" (Leipz. 1825. 2 Bde.) gezeigt hat. Als Übersetzer verdient er aber alle Anerkennung, obgleich er den Geist des Originals oft mit seinem eigenen vermischt hat. Zu seinen besten Übersetzungen gehören: Coxe's „Geschichte des Hauses Östreich" (Leipz. 1817. 4 Bde.); Lanzi's „Geschichte der Malerei" (Leipz. 1830—

Digitized by Google

1833. 3 Bde.). Unter seinen eigenthümlichen Werken sind die Lebensbeschreibungen der Reformatoren Zwingli, Wiclef, Erasmus, Hutten, Hieronymus von Prag und Ökolampadius (Leipz. 1800—1804. 6 Bde.) und die ästhetische Schrift: „Zwei Epochen der modernen Poesie, dargestellt in Dante, Petrarca, Boccaccio, Göthe, Schiller und Wieland" (Leipz. 1806) als die vorzüglichsten zu nennen; seine eigenen dramatischen Versuche sind unbedeutend. Großes Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der Schriften des Giordano Bruno (Leipz. 1832). 16.

Wagram (Schlacht bei, am 5. und 6. Juli 1809). Nach der äußerst blutigen Schlacht bei Aspern (s. d. Art.) zogen sich die Östreicher unter dem Erzherzoge Karl, die französischen Heere unter Napoleon gegenseitig zurück, um die in derselben erlittenen bedeutenden Verluste zu ersetzen. Napoleon hatte sich bald durch Baiern, Würtemberger, Sachsen, Italiener und Illyrier wieder so ansehnlich verstärkt, daß er von Neuem über die Donau gehen konnte, um den Erzherzog Karl, welcher fast keine Hülfe zu erwarten hatte, mit Übermacht anzugreifen. Die Zeit, welche zwischen der Schlacht von Aspern und dem neuen Beginne des Kampfes lag, hatte Napoleon außerdem noch dazu verwendet, mit der größten Umsicht Alles vorzubereiten, was der Übergang über die Donau erheischen würde. Am Schlusse des Monats Juni wurden die Anstalten zu diesem Übergange getroffen und in den ersten Tagen des Juli beendet. Begleitet von einem heftigen Gewitter und unter dem Feuer von 109 Geschützen ging das ganze Heer in der Nacht vom 4. auf den 5. July über diesen Fluß und mit Sonnenaufgang stand dasselbe auf dem Marchfelde in Schlachtordnung. In derselben stand Bernadotte auf dem linken Flügel bei Aspern; ihm zur Rechten die italienische Armee bei Eßlingen, dann Massena, welcher die hier angelegten Verschanzungen umging und Enzersdorf nahm, nachher Oudinot, und auf dem rechten Flügel Davoust. Nachdem die beiden feindlichen Heeresmassen sich eine Zeit lang beobachtet hatten, rückte Napoleon vor, und bald sah der Erzherzog Karl seine Verschanzungen umgangen und sich genöthigt, Enzersdorf zu räumen, welches in Flammen aufging. Die Dörfer Esling und Aspern wurden von den Kämpfenden berührt und als der Erzherzog sich auf W. und Stammersdorf zurückgezogen hatte, dehnte sich das französische Heer nach Breitenlee aus. Das Centrum der östreichischen Linie war französischer Seits zum Hauptangriffspunkte gewählt, allein so heftig dieser Angriff ausgeführt wurde, eben so tapfer widerstand dasselbe, so daß die Divisionen Macdonald und Oudinot über den Rußbach zurückgeworfen wurden. Der Prinz von Pontecorvo, welcher den Auftrag hatte, W. zu nehmen, kam daselbst kaum zum Vorschein; seine zurückgeworfenen Sachsen zogen sich auf Adlerklaa zurück, welches sie nach wenig Stunden ebenfalls räumten. So endete dieser Tag, den man den Tag von Enzersdorf nennt. Der Erzherzog Karl brachte die Nacht auf den Höhen von W. zu, wo sich am folgenden Tage (6. Juli) der furchtbare Kampf, welcher über die Dauer des Feldzuges entschied, entwickelte. Der linke Flügel der französischen Stellung (Bernadotte und Massena) stand gegen Hirschstätten; das Centrum (die Garden und die italienische Armee) bei Raschdorf; dann rechts Marmont und Oudinot und auf dem rechten Flügel Davoust bis über Glinzendorf hinaus. Die Stärke des ganzen Heeres ward zu 150000 Mann mit 584 Geschützen angegeben. Die Schlachtordnung des östreichischen Heeres, welches sich auf 100000 Mann mit 410 Geschützen belief, war folgende: das 6. Corps (Klenau), welches sich rechts an die Donau lehnte, war, nebst dem 3. (Kolowrat), das über Leopoldau gegen Breitenlee marschirte und eine Brigade mit einer Batterie bei Stammersdorf zurückließ und dem Grenediercorps (d'Aspré) zum Angriffe des linken feindlichen Flügels bestimmt; das Reservecorps unter dem Fürsten Lichtenstein rückte zwischen Süßenbrunn und Adlerklaa vor; das 1. Corps, unter Bellegarde, rückte gegen

Digitized by Google

Adlerklaa und hielt anfänglich die Höhe hinter W. besetzt; das 2., Fürst Hohenzollern, sollte den Rußbach aufs Äußerste halten und bei günstigen Erfolgen mit den Übrigen in gleicher Höhe vorgehen. Das 4. Corps, Fürst Rosenberg, mit der Abtheilung des Erzherzogs Johann, welche durch wiederholte Befehle von Preßburg herbeigekommen war, sollte den rechten feindlichen Flügel angreifen. Das 5. Corps, unter dem Fürsten Reuß, war beordert, den Spitz, die schwarze Lache und die übrigen Punkte an der obern Donau zu halten; es stand mit der Hauptmacht am Bisamberge. Die Absicht bei diesen Anordnungen war, den Feind, dessen Entwickelung man nicht hatte verhindern können, durch einen lebhaften Angriff auf den linken Flügel an kräftigen Unternehmungen gegen den eigenen linken Flügel, den man schon vor der Schlacht als den Punkt erkannte, wo die ungünstige Entscheidung lag, zu hindern. Der rechte Flügel des Erzherzogs rückte um 10 Uhr in die Linie und dehnte sich von der Donau bis W. aus. 60 Geschütze gingen vor ihm her und während er das französische Heer im Rücken zu nehmen strebte, bedrohete er zugleich die Lobauinsel und die hier über die Donau, französischer Seits, geschlagenen Brücken. Doch jetzt brach auch Napoleon auf, 100 Geschütze gingen seinem Heere voran und schmetterten die feindlichen Massen nieder. Die zerstörende Gewalt des Kanonenfeuers wurde von der Division Macdonald und von der Garde zu Fuße und zu Pferde unterstützt. Ein Adjutant Massena's überbrachte die Nachricht, daß das klenauische Corps sich im Rücken des französischen Heeres befinde und daß General Baudet, auf die Insel Lobau zurückgeworfen, sein Geschütz verloren habe. Hierauf achtete indeß Napoleon nicht, sondern richtete seine Blicke nur auf den Thurm von Neusiedel, und sobald er bemerkte, das Davoust's Feuer über denselben hinausging, schickte er den Adjutanten an Massena mit dem Befehle zurück, daß er angreifen sollte und die Schlacht gewonnen sei. Es war gegen Mittag, als dieß vorging. Des Erzherzogs Mittelpunkt war der Kirchthurm von Süßenbrunn. Hier nun entlud sich das Gewitter, zu welchem Napoleon das Zeichen gegeben hatte. Macdonald's furchtbare Colonne durchbrach das Centrum der Östreicher; Davoust bemächtigte sich Neusiedels, Massena rückte nach Überwindung aller Hindernisse in die Leopoldsau vor und der Sieg der Franzosen wurde dadurch erklärt, daß Napoleon sein Zelt zwischen den Dörfern Adlerklaa und Rachsdorf, welche beiden Heeren so viel Blut gekostet hatten, aufschlagen ließ. Selten war eine Schlacht blutiger als die bei W. Auf beiden Seiten waren mehrere Generale gefallen und unter diesen der trefflichste Cavalleriegeneral Napoleon's, Lasalle, dessen Verlust derselbe vorzugsweise bedauerte. Der Erzherzog Karl blutete aus mehreren Wunden. Ein großer Theil der Schuld, daß die Schlacht für die Östreicher verloren ging, wurde dem Erzherzoge Johann beigemessen, weil er erhaltene Befehle nicht befolgt hatte. Beide Heere hatten übrigens mit großer Tapferkeit gefochten; der Verlust der Östreicher wurde zu 23000 Mann an Todten und Verwundeten angegeben; sie hatten dabei 7000 Mann Gefangene gemacht und 12 Adler und Fahnen und 11 Geschütze erobert. Der Verlust französischer Seits wird eben so hoch angeschlagen; auch sie rühmten sich mehrerer Siegeszeichen und Gefangener. Der Erzherzog Karl zog sich in der größten Ordnung nach Mähren zurück. 61.

Wagrien hieß sonst der nordöstliche Theil von Holstein, östlich und nördlich von der Trave, welcher ein eignes slawisches Fürstenthum bildete, aber seit 1140 Holstein unterworfen ist. Ein Theil davon ist das jetzt oldenburgische Fürstenthum Lübeck oder Eutin. 37.

Wahabi, s. Wechabiten.

Wahlcapitulation. In Wahlreichen, wo die Stelle des Heerführers und des Regenten nicht, wie in den frühesten Zeiten bei den Deutschen und später zum Theil noch in der Republik Polen, getrennt, sondern in einer Person vereinigt

Digitized by Google

ist, kann es nicht fehlen, daß man das zu wählende Staatsoberhaupt vor der wirklichen Annahme nicht blos zur Achtung der Gerechtsame der Wähler durch Reverse binde, sondern auch positiv zur Erfüllung besonderer Pflichten verbindlich mache. Diesen doppelten Zweck sollten im deutschen Reiche die Wahlcapitulationen erfüllen. Ob der Ausdruck von capitulatio oder von capitulare hergenommen ist, ist nicht entschieden; denn sie hatten Ähnlichkeit mit beiden. Die deutschen Kaiser hatten, nachdem die Churfürsten in der Wahl der Person einig waren, vor der wirklichen Gelangung zur Würde gewisse Recesse mit den Churfürsten abzuschließen, wovon einem jeden der letzteren ein Exemplar in Form einer Urkunde auszuhändigen war. Hierauf erst konnte der Kaiser die Bestätigung der Wahl durch eine gleiche Urkunde erhalten. Die Wahlcapitulationen enthielten die Versicherung der Kaiser, daß sie die Rechte und Freiheiten der Stände achten, für das Beste des Reiches sorgen, den Gerechtsamen desselben nichts zu vergeben, fremden Einfluß nicht dulden, in Religionssachen die Kirche und (nach dem westphälischen Frieden) die Verwandten beider Confessionen in dem im Normaljahre ihnen angewiesenen Besitzstande schützen, für die allgemeine Sicherheit und gehörige Verwaltung der Justiz stehen, das Postwesen erhalten wollten u. a. Im westphälischen Frieden (1648) war zwar festgesetzt, daß von nun an eine stehende W. als Grundgesetz für immer eingeführt werden sollte; allein so oft auch die Fürsten darauf drangen, so hatten sich doch die Churfürsten nie darüber vereinigen können. Es gab daher bis zur Auflösung des Reichsverbandes (1806) blos besondere Capitulationen für die einzelnen Kaiser. 17.

Wahlreich ist eine Art republikanisches Königthum oder ein solches Reich, dessen Monarch nicht vermöge eines positiven oder Familienrechts zur Regierung gelangt, sondern durch die freie Wahl der Stände dazu berufen wird. Das W. wird daher der erblichen Monarchie oder dem Erbreiche gegenübergestellt. Frankreich wurde darum noch nicht ein W., obschon Napoleon durch scheinbare Wahl zum Kaiser erhoben worden war, da diese Einrichtung nicht bleibend sein sollte. Die merkwürdigsten Wahlreiche waren in Europa das deutsche Reich und die Republik Polen. Beide verfielen dem Schicksale, kaum 10 Jahre aus einander. Die Ansprüche des Beherrschers von Wahlreichen erlöschen, wenn er auch noch so viele Verdienste hätte (wie Sobieski, dessen Söhne in Sachsen in der Gefangenschaft endeten), mit seinem Ableben. Es wird daher auch ein solcher weit weniger Interesse am Bestehen der Verfassung seines Landes haben, als der erbliche Fürst, welchen die Familienbande und das Interesse seines Hauses daran gefesselt hat. Es sind daher die Wahlreiche jederzeit neben den gewöhnlichen Gefahren auch noch besonderen ausgesetzt gewesen, wie das deutsche Reich unter den Ferdinanden, wogegen keine Wahlcapitulationen schützen. 17.

Wahlspruch (symbolum) ist ein allgemein gültiger, über Pflicht und Recht kurz entscheidender und auf das Leben leicht anwendbarer Satz, gegen dessen Wahrheit in der Seele kein Zweifel obwaltet, daher er derselben immer vorschwebt und zur wirksamsten und sichersten Lebensregel wird. Welchen entscheidenden Einfluß solche Wahlsprüche auf ein entschlossenes, übereinstimmendes und unerschütterliches Verhalten haben, sieht man schon daraus, daß dieselben von den besten Sittenlehrern aller Zeiten empfohlen werden; aber auch das Beispiel der tugendhaftesten und weisesten Menschen der Vor- und Mitwelt zeigt sie uns als die Grundlage ihrer unter allen Verhältnissen sich gleichbleibenden Denkungsart und Handlungsweise. Je unentbehrlicher aber solche Maximen und Grundsätze zur Bildung eines tugendhaften festen Charakters sind, um so mehr müssen dieselben einer strengen Prüfung unterworfen werden, um von deren Übereinstimmung mit den Gesetzen der Vernunft und des Christenthums vollständig überzeugt zu sein. Man unterscheide deßhalb auch sorgfältig die Hauptmaximen, welche sich blos zu Wahlsprüchen eignen, von nur zufälligen Lebensregeln. 84.

Digitized by Google

Wahlstatt, Wahlplatz, stammt von dem alten Worte „Wal", Gefecht, todter Körper, Leiche ab; daher Walhalla der alten Deutschen, ein Schlachtfeld, wo Todte liegen. 61.

Wahlstatt, ein Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthume Liegnitz, eine Meile von Liegnitz. Der Ursprung des Namens dieses Dorfes kommt von einer höchst mörderischen Schlacht her, welche im Jahre 1241 oder, wie Einige angeben, 1242 den 9. April unter dem Herzoge Heinrich dem Frommen hier zwischen den Christen und Tataren geliefert worden ist, worin die letzteren den Sieg errangen. Der Herzog sammt dem Kerne des schlesischen Adels kamen nach tapferer Gegenwehr in derselben um. Auch die Tataren, wenn gleich Sieger, waren doch so geschwächt, daß sie den Rückzug antreten mußten. An dem Orte, wo des Herzogs Leichnam gefunden wurde, ward eine Kirche erbaut und um dieselbe erhob sich bald der Ort, welcher den Namen W. erhielt. In eben dieser Gegend siegte der preußische Feldmarschall Blücher am 26. Aug. 1813 (s. Katzbach) und wurde dieserhalb und zum Lohne für seine übrigen Heldenthaten vom Könige Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von W. erhoben. Ein 22 Fuß hoher Obelisk von Gußeisen, oben mit einem eisernen Kreuze, ist deren Denkmal. 61.

Wahlverwandtschaft, Wahlanziehung ist die Form der chemischen Thätigkeit, wenn die Verwandtschaftsbande irgend einer Verbindung durch eine einwirkende stärkere Verwandtschaft gelöst werden. Man unterscheidet eine einfache W. (affinitas electiva simplex), wenn die Verbindung zweier Körper durch einen dritten Körper aufgehoben wird, welcher sich selbst mit demjenigen jener beiden verbindet, zu dem er nähere Verwandtschaft hat, als jene beiden unter sich; und eine doppelte W. (affinitas electiva duplex), wenn die Verbindung zweier Körper mit der Verbindung zweier anderen Körper in Berührung kommt, die Bestandtheile der ersten Verbindung zu denen der zweiten eine nähere Verwandtschaft haben, als die bereits verbundenen Stoffe zu einander, und daher beide bestehende Verbindungen aufgelöst werden, dagegen der eine Bestandtheil der ersten Verbindung mit dem andern Bestandtheile der andern Verbindung sich verbindet. 40.

Wahn, s. Glaube.

Wahnsinn oder **Wahnwitz** ist der gebräuchliche deutsche Name für Delirium oder Manie (s. d. Artt. und Seelenstörungen). 30.

Wahr, Wahrheit, lat. verus, veritas; franz. vrai, verité; engl. true, truth. Bei diesen Ausdrücken denkt man sogleich an das höchste und heiligste Interesse des Menschengeistes, an die erhabenste Reinheit seiner Handlungsweise, an die vollständigste Sicherheit seiner Erkenntniß; denn daß es eben sowohl eine Wahrheit des Strebens als des Forschens gebe, daß die ächte Wahrheit, wenn sie Eigenthum eines Menschen geworden ist, nicht nur in allen seinen Urtheilen, sondern auch in allen seinen Thaten bis in die geringsten Lebensverhältnisse hinab sich kundgeben müsse, ist unbestritten. Eben darum aber ist dieß allkräftige Wesen der Wahrheit tiefer zu erfassen und gegen eine weitverbreitete Täuschung über diesen Begriff zu warnen. Fast allgemein nämlich meint man damit zunächst nur die Sicherheit und Beruhigung eines gewissen Besitzes von Begriffen, Ideen oder dergl., durch welchen man unmittelbar und ohne weitere Mühe ein vollständiges, adäquates Wissen eines oder aller Dinge hätte. So denkt man sich etwa Gott als den vollkommenen Träger zugleich und Urquell der Wahrheit, weil er Alles unmittelbar schafft und schaut, also in und aus sich hat, nicht erst zu erforschen braucht, und wir meinen die volle Wahrheit darin zu finden, wenn wir Gottes Ideen unmittelbar zu den unserigen machen könnten, sei es durch Offenbarung seinerseits, durch Glauben unsererseits, oder durch eine innere Macht unseres Bewußtseins, welches in sich selbst jene Grundideen alles Seins trüge, die wir darum auch selbst Wahrheiten nennen und je nach ihrer Quelle als Religions-, Glaubens-

Digitized by Google

und geoffenbarte oder als Vernunftwahrheiten erfassen (s. d. Art. Vernunft). — Durch solche Ideen glauben wir uns dann auch mitten in das Wesen der Außendinge zu versetzen und diese in ihrer vollen Wahrheit und Wirklichkeit zu erfassen. Der Ausdruck einer solchen Idee, dadurch also des Wesens und Seins eines Dinges, gibt dann ein wahres Urtheil oder einen wahren Satz. Die Wahrheit eines solchen Ausspruches besteht demnach in der Identität meiner Idee und dessen, was diese bezeichnet, und der darauf gegründeten unmittelbaren Übereinstimmung. Allein was ich hier von dem Dinge erkenne und aussage, ist nur dessen allgemeines Wesen, nicht seine Individualität; das Urtheil selbst also nur ein analytisches, eine Beziehung des Dinges auf das Allgemeine. Eine solche nun gibt mir durchaus keine positive Erkenntniß, keine Vorstellung eines Einzelnen, sondern nur das negative Bewußtsein eines Einfachen, Unendlichen, durch den stetigen Fortgang der Abstraction von allem Einzelnen und Endlichen, das stete Streben der Forschung wie der praktischen Thätigkeit. Die Wahrheit besteht hier einzig in der Consequenz, womit ich in jedem Endlichen das Unendliche zu entdecken, in jeder einzelnen Handlung die Allgemeinheit und Reinheit des Willens und Gesetzes zu bewahren strebe. Diese Wahrheit des Strebens, die man auch wohl die analytische nennen könnte und die freilich von einem ruhigen Besitze nichts weiß, wird gemeiniglich ignorirt oder wenigstens gegen jene, die zweite Art derselben, zurückgesetzt, welche die Wirklichkeit und Einzelheit der Dinge, also Vorstellungen, bieten soll, welche daher wohl unter dem Namen der realen, metaphysischen, materialen befaßt wird, während man ihr die formale, logische, ideale entgegenstellt, die bloße Widerspruchlosigkeit (s. d. Art. Widerspruch) oder Einstimmung einer Erkenntniß mit den logischen Gesetzen, als das negative Kriterium jener, welche sich darauf beschränkt, daß man nicht das Allgemeine ungehörig mit dem Einzelnen verbinde, also auf die oben angegebene analytische Wahrheit hinauskommt. Hier nun, wo es sich um eine positive Erkenntniß, um ein Thatsächliches, ein synthetisches Urtheil handelt, also das Allgemeine, unsere Idee oder einfache Empfindung übergetragen werden soll auf ein Einzelnes, ein Außending, was als solches, als Ding an sich, ihr fremd ist, ist es allerdings schwierig, die Übereinstimmung jenes Allgemeinen mit diesem Einzelnen, die Wirklichkeit unserer Vorstellungen nachzuweisen, da eben das, womit sie übereinstimmen sollen, der Gegenstand als solcher nie in uns kommt, sondern nur nach dem, was daran allgemein ist, nämlich nach seinen von uns empfundenen, wahrgenommenen, weil allgemeinen Merkmalen. Es tritt daher hier, in der Wahrnehmung, neben der Unmittelbarkeit des Allgemeinen noch eine zweite hinzu, die der Bestimmtheit, Objectivität dieses Allgemeinen, wodurch ich überzeugt bin, daß diese Merkmale nicht nur gegenstandlos in mir sind und von mir (subjectivisch) zu Vorstellungen zusammengesetzt werden, sondern wirklich, außer mir, in einem Objecte. — Demonstrirt kann daher eine solche Wahrheit nie werden, sondern blos thatsächlich wahrgenommen, erfahren, allenfalls einem Andern, der sie wahrgenommen hat, nacherfahren, geglaubt. — Daß eine krankhafte Disposition unseres Wahrnehmungsvermögens die objectiven Vorstellungen in subjective verwandle, daß überhaupt die Wahrheit selbst relativ sein und nach dem Grade der Genauigkeit unserer Beobachtungen verschieden, daß, in sofern als sie nie absolute Wahrheit ist, sie für eine bloße Annäherung zur Wahrheit, verisimilitudo (probabilitas), für bloße Wahrscheinlichkeit gelten könne, ist eine triftige Bemerkung, welche schon die neuen Akademiker machten (s. die Artt. Skepsis und Probabilismus), weßhalb sie nur Wahrscheinlichkeit und zwar in verschiedenen Abstufungen, nicht aber Wahrheit, wie

Digitized by Google

die Stoiker wollten, unseren Vorstellungen zugestanden. (Vergl. den Art. Urtheil.) 80.

Wahrnehmung, s. Wahr und Vorstellung.

Wahrsagung, Weissagung, lat. vaticinatio; franz. divination; engl. fortune-telling, nennt man die Gabe, durch Begünstigung der Gottheit aus gewissen Zeichen die Zukunft zu erkennen und das Kommende zu prophezeihen. Die Wissenschaft, wie man diese Zeichen auszulegen hat, und die Kunde, was die verschiedenen Zeichen sind, aus welchen geweissagt werden kann, heißt die Wahrsagekunst. Da es im Menschen liegt, auf jede Weise die Zukunft erfahren zu wollen, so ist es natürlich, daß sich die Wahrsagekunst bei allen Völkern der Erde findet, wenn sie sich auch nach den verschiedenen Anlagen und Anschauungen der Völker verschieden ausgebildet hat. Es ist zuerst zu bemerken, daß die W. im Alterthume eine doppelte war; entweder wandte sich derjenige, welcher etwas wissen wollte, unmittelbar an den Gott, oder es ward durch besondere Personen, Priester oder Priesterinnen, dem Fragenden mittelbare Antwort. So konnte nach deutschem Glauben jeder Hausvater durch das Looswerfen in Fällen, die nicht das Allgemeinwesen betrafen, die Weissage üben; so legte sich bei den Ägyptern der Frager nach Vollziehung religiöser Ceremonien in dem Tempel nieder und schlief die Nacht dort, wo ihm dann der Gott in Träumen die Zukunft offenbarte; so antwortete aber auch die Pythia jedem Fragenden in Privat- und Staatssachen im Namen des Gottes. Sodann ist besonders zu beachten, woraus geweissagt wurde. Dieß geschah aus der Luft, dem Wasser, dem Feuer, der Erde, dem Fluge, dem Geschrei, dem Fressen der Vögel, dem Schreien, Thun und Lassen, dem Gange anderer Thiere, dem Begegnen und Antreffen gewisser Thiere, den Eingeweiden, dem Blute der Opferthiere, ja geschlachteter Menschen, aus Träumen, gewissen Linien und Strichen einzelner Körpertheile, z. B. des Gesichts, der Hände ꝛc. Wenden wir uns nun zu einem kurzen Umrisse der Geschichte der Weissage, so finden wir bei den Juden den Glauben daran in den Propheten sowohl ausgedrückt, als in der Hexe von Endor, und es wäre wohl der Mühe werth, aus der Bibel alle die Stellen genau zu beachten, welche auf das Bestehen der Weissagen unter den Israeliten deuten. Besonders waren bei ihnen Traumdeutung, Todtenbeschwörung, Sterndeutung, Thierorakel vorzüglich durch Schlangen und Eingeweide der Opferthiere im Gange; allein doch ist bei Allem diesen sorgfältig zu scheiden, was national, was ägyptisch oder aus der babylonischen Gefangenschaft und persisch sein mochte. Bei den Griechen ward außer der Weissage durch Orakel, wo ein unmittelbarer Götterausspruch stattfand, aus den Eingeweiden der Opferthiere, deren äußeren Theilen und den Bewegungen derselben, dem Rauche und der Flamme, welche die Opferstücke verzehrte, den bei Opfern gebrauchten Kuchen, Mehl, Wein, Wasser ꝛc., aus dem Gesange und Fluge der Vögel, aus Looswerfen, den Wahrzeichen an dem Körper einzelner Menschen, dem Niesen, Ohrenklingen, Augenzittern ꝛc. gewahrsagt. Die Römer weissagten am Meisten aus dem Vögelfluge und den Himmelserscheinungen. Allein auch das Fressen der heiligen Hühner, das Eingeweide der Opferthiere, das Begegnen gewisser Thiere, z. B. von Stieren und Pferden, das Looswerfen galt als Weissagung. Bei den Galliern bildete ebenfalls die Beobachtung des Vögelfluges und der Opfereingeweide den Hauptheil der W. Merkwürdig unterscheidet sich nun von diesen allen das Heidenthum des Nordens, der Germanen schon dadurch, daß nicht Priester allein, sondern vornehmlich Priesterinnen als Weissager erschienen. So sind Velleda, Ganna, Alruna bekannt genug. Bei den Germanen bildete das Looswerfen, welches jeder Hausvater ohne Priester, im Falle es Privatsachen betraf, verrichten konnte, das Ordal, d. h. die Gottesurtheile durch Zweikampf zwischen einem Gefangenen der Nation, welche man bekriegen wollte, und einem Freien des eigenen Stammes,

Digitized by Google

dessen Ausgang für oder wider die beabsichtigte Unternehmung entschied, die Wahrsagung aus dem Pferdegewieher, Vogelgeschreie und Vogelfluge die Hauptsache der Weissage. Auch das Begegnen gewisser Thiere galt für Vorzeichen der Zukunft und lange, bis zu unseren Tagen, hat sich Manches davon erhalten. Einem Wolfe zu begegnen, bringt Glück, einem Hasen Unglück, einem alten Weibe begegnen oder einer Frau mit gelöstem Haare, oder das Gehen zwischen zwei alten Weibern ist nie glücklich ꝛc. Auch die Slawen kannten die Weissagung aus dem Vogelfluge und vorzüglich aus dem Schritte der geheiligten Pferde und bei den wilden Nationen der übrigen Welttheile findet sich Ähnliches. Eine besondere Art der Weissage sind die Vorzeichen, welche andeuten, daß ein Glück oder Unglück erfolgen werde. 82.

Wahrscheinlichkeit, s. Wahr.

Wahrscheinlichkeitsrechnung, lat. ars conjectandi; franz. calcul de probabilités, enthält die Lehre der Berechnung der mathematischen Wahrscheinlichkeit (Probabilität), welche durch das Verhältniß der Anzahl der günstigen Fälle zu der Anzahl aller möglichen Fälle, oder durch einen Bruch dargestellt wird, dessen Zähler die Anzahl der günstigen Fälle und dessen Nenner die Anzahl aller möglichen Fälle enthält. Man unterscheidet: 1) Wahrscheinlichkeit aus Gründen oder Wahrscheinlichkeit a priori, wenn sich die Anzahl aller möglichen sowohl, als auch der günstigen Fälle auf rein wissenschaftlichem Wege angeben läßt, und 2) Wahrscheinlichkeit aus Beobachtung oder Wahrscheinlichkeit a posteriori, wenn es bei deren Bestimmung an sicheren Regeln fehlt, statt deren man Erfahrungen zu Hülfe nehmen muß. Ist der Werth dieses oben erwähnten Bruches irgend eines Ereignisses $= 1$, so sagt man: es sei Gewißheit vorhanden; ist derselbe aber $= \frac{1}{2}$, so nennt man das Ereigniß zweifelhaft; ist derselbe aber $> \frac{1}{2}$, so heißt es wahrscheinlich, und wenn derselbe $< \frac{1}{2}$, so heißt es unwahrscheinlich. Das Fehlende der Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses zur Gewißheit nennt man die Ergänzung der Wahrscheinlichkeit oder die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit. Kommt nur ein Ereigniß in Betracht, so heißt die Wahrscheinlichkeit einfach, kommen aber mehrere in Betracht, so heißt sie zusammengesetzt. Die Bestimmung der Anzahl aller einem gewissen Ereignisse günstigen und der Anzahl aller möglichen Fälle, welche bei diesem Ereignisse überhaupt eintreten können, ist vielen Schwierigkeiten unterworfen. Sehr wesentliche Dienste leistet dabei die combinatorische Analysis. — Gegen die Mitte des XVII. Jahrh. haben Pascal und Fermat die ersten hierher gehörenden Aufgaben aufgelöst und dadurch den Grund zur W. gelegt. Den ersten Lehrbegriff der W. verfaßte Jakob Bernoulli, herausgegeben von Nicolas Bernoulli unter dem Titel: „Jac. Bernoulli, Ars conjectandi, opus posthumum. Accedit tractatus de seriebus infinitis et epistola de ludo pilae reticularis“ (Basil. 1713). Über Glücksspiele schrieb Montmort: „Essai d'analyse sur le jeux de hazard“ (sec. éd. Paris 1713). Ferner haben sich um die W. verdient gemacht: Euler, d'Alembert, Johann und Daniel Bernoulli, Gauß, Lagrange, Trembley, l'Huilier, Tetens, Meyer u. A. Für Anfänger sind zu empfehlen: Bicquilley, „Rechnung des Wahrscheinlichen“ (übersetzt von Rüdiger, Leipz. 1788); „Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung von Lacroix“, übersetzt von Unger (Erf. 1818). Das wichtigste und vollständigste Werk über die W. ist aber: „Théorie analytique des probabilités par de Laplace“ (trois. éd. Paris 1820). 40.

Waiblinger (Friedrich Wilhelm), ein talentvoller deutscher Dichter, am 21. Nov. 1804 zu Heilbronn, wo sein Vater bei der Landvoigtei angestellt war, geboren, erhielt zu Stuttgart und Reutlingen seine Schulbildung und bezog 1821 die Universität Tübingen, wo er sich der Theologie, Philosophie und Philologie widmete. Schon auf dem Gymnasium zu Stuttgart wagte er dichterische Versuche, die ihm den Beifall der Lehrer, die freilich seine unbegrenzte Eitelkeit und

Digitized by Google

seinen Hang zur Ausschweifung nicht billigen konnten, erwarben. Nach Beendigung seiner Studien machte er, von dem Buchhändler Cotta unterstützt, eine Reise durch Italien, während welcher er am 17. Jan. 1830 zu Rom starb. Sein erstes Werk, der philosophische Roman: „Phaëton" (Stuttg. 1823. 2 Bde. 8.), ist ein Zwitterding zwischen Wieland's „Agathon" und Göthe's „Werther", fand aber wegen der darin sich offenbarenden Glut der Phantasie großen Beifall. Vom Romane ging W. zur poetischen Erzählung in Byron's Manier über und suchte in kecken, Wollust, Unglauben, Verzweiflung und Mord durch einander mischenden Phantasien, als welche die „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands" (Ludwigsb. 1821. 8.) und die „Lieder der Griechen" (Stuttg. 1823. 8.) bezeichnet werden müssen, den englischen Dichter noch zu überbieten. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch die „Drei Tage in der Unterwelt" (Stuttg. 1826. 12.), die „Blüthen der Muse aus Rom" (Berlin 1829. 8.) und das „Taschenbuch aus Italien und Griechenland" (Jahrg. 1829 u. 1830. Berlin. 2 Bde. 12.). Bruchstücke seiner Reise durch Italien findet man in der Abendzeitung (1827), dem Gesellschafter (1828) und der Zeitung für die elegante Welt (1828). W. gab sich in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr einem wilden genialen Cynismus hin, dem er denn auch durch einen frühen Tod zum Opfer wurde. 67.

Waid, lat. isatis; franz. guesde, pustel; engl. woad, nennt man eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der cruciferae (doch ordnen sie jetzt die meisten Botaniker zu der siliculosa, indem sie auf die Breite der Frucht Rücksicht nehmen) und der tetradynamia siliquosa, deren am Längsten bekannte und nützlichste Art der **Färberwaid** (isatis tinctoria L.) ist, eine Pflanze mit harter Pfahlwurzel, welche einen aufrechten, glatten, fast 3 Fuß hohen, oben ästigen Stengel treibt. Die Blätter sind hellblaugrün, die dicht über der Wurzel entspringenden gestielt, die am Stengel sitzenden umfassen denselben zur Hälfte; die sehr zahlreichen, von fadenförmigen Stielen getragenen Blüthen bilden zahlreiche Trauben; die Früchte sind hängend, ganz glatt, am Grunde zugespitzt, an der Spitze sehr stumpf, fast spatelförmig und ungefähr dreimal so lang als breit; bei der Reife werden sie schwarz. Diese Pflanze wächst an steinigen Stellen des südlichen und gemäßigten Europas, von Spanien und Sicilien bis zu den Ufern des baltischen Meeres, in der Schweitz, in Deutschland, vorzüglich in Thüringen; auch soll sie nach Bory de St. Vincent auf den glücklichen Inseln zu finden sein. Die Blätter haben einen scharfen beißenden Geschmack und sind früher zu zertheilenden Umschlägen und auch innerlich gegen Wechselfieber angewandt worden. Vor der Einführung des Indigos benutzte man sie aber vorzüglich zum Blaufärben; allein da der färbende Theil in dem W. sich zu seinen übrigen Bestandtheilen wie 1 zu 80 verhält, so ist freilich die reine Ausziehung desselben kostbar und mühsam und deßwegen nicht zu verwundern, daß er durch Indigo (s. d. Art.) verdrängt worden ist. Für sich allein gibt der W. mit Wasser abgekocht eine widrig riechende Brühe von dunkler, gelblichbrauner Farbe, welche auf Tuch und Baumwolle gelbgrau wird. Zur Entwickelung der blauen Farbe, welche nach den angestellten Versuchen mit Bittersalzerde, vielem Öle und Laugensalze verbunden ist, bleibt daher die Gährung unentbehrlich, die von den Färbern in ihren Blaukübpen durch gelöschten Kalk erhalten wird. Die Zeuche bekommen darin erst eine gelbgrünliche Farbe, die sich aber durch den Zutritt der Luft in Blau verwandelt. Die Bereitung des Waidindigo geschieht übrigens auf dieselbe Weise wie die des Indigo (s. d. Art.) selbst. — Außerdem ist noch zu bemerken, daß die Waidpflanze auch ein gutes Viehfutter abgibt, weßhalb man sie besonders in manchen Gegenden Frankreichs und Italiens anbaut. Auch soll der Same davon ein gutes Öl geben. 21.

Waisenhäuser, lat. orphanotrophea; franz. maisons des orphelins; engl.

Digitized by Google

orphan-houses, ſind, als Ergänzung und Erweiterung der Vormundſchaften, ſolche öffentliche Anſtalten, worin elternloſe Kinder (verwaiſete Kinder, Waiſen), welche unbemittelt ſind, unentgeldlich aufgenommen werden und bis zu dem Zeitpunkte, wo ſie ſich ſelbſt fortzuhelfen im Stande ſind, Unterhalt, Pflege und Erziehung bekommen. Da der Staat gleichmäßig zur Erhaltung aller ſeiner Mitglieder verpflichtet iſt, ſo iſt es deſſen vorzüglichſte Sorge, das Heranziehen der jungen Staatsbürger zu vollenden, denen die natürliche Stütze in den Eltern entzogen iſt. Die Ausübung der Pflicht wird zwar zunächſt die Commun ehren, welcher die Waiſen angehören, aber die Aufſicht und die Vertretung da, wo die Kräfte einzelner Communen nicht zureichen, dem Staate als vollkommene Pflicht obliegen. Wir finden daher in den cultivirteſten Staaten auch die umfaſſendſten Anſtalten der Art (ſ. Findelhäuſer). 24.

Wakefield (Gilbert), einer der geiſtreichſten und thätigſten engliſchen Theologen und Kritiker des vorigen Jahrhunderts, ward geboren 1756 zu Nottingham, zeigte ſchon als Kind die beſten Anlagen und verlebte ſeine Knabenzeit im elterlichen Hauſe unter ziemlich ſtrenger Aufſicht. Seine Schulbildung erhielt er zu Wilford und zu Kingſton. 1772 bezog er die Univerſität Cambridge, wo er Mitglied des Jeſuscollegium wurde, das ihn bald, nachdem er 1776 Baccalaureus der Theologie geworden war, zum Fellow erwählte. Auch fällt in dieſes Jahr ſeine Herausgabe einiger ausgezeichneten lateiniſchen Gedichte, denen einige kritiſche Bemerkungen über Stellen aus dem Grotius beigefügt waren. Noch nicht ganz 22 Jahre alt wurde W. hierauf Prediger zu Stockport in Cheſhire, welche Stelle er jedoch ſehr bald wieder aufgab und nach einem kurzen Verweilen bei ſeinem Bruder in Richmond mit einer andern Predigerſtelle in Liverpool vertauſchte. Im Jahre 1779 verehelichte er ſich, verlor aber auch in Folge dieſes ſeine Einkünfte und Rechte als Fellow vom Jeſuscollegium, ward jedoch noch in demſelben Jahre als Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nach Warrington berufen, wo damals noch die Erziehungsanſtalt für Diſſenters blühte. Mit Ruhm und Fleiß verwaltete er dieſes neue Amt bis zum Eingange dieſer Anſtalt und die trefflichſten Schriften floſſen während dieſer Zeit aus ſeiner Feder. Seit 1783 lebte er theils zu Nottingham, theils zu Hackney, woſelbſt er 11 Monate lang in einer Gelehrtenſchule die Lehrſtelle der alten Literatur verwaltete. Zu ſeinem Unglücke miſchte er ſich ſeit 1794 in politiſche Angelegenheiten und ließ 1798 eine politiſche Flugſchrift drucken, die aber bald nach ihrem Erſcheinen ſeine Verhaftung zur Folge hatte. Zwei Jahre lang blieb er in dem Gefängniſſe zu Dorcheſter und kaum hatte er daſſelbe wieder verlaſſen, als er im Sept. 1801 zu Hackney ſtarb. Noch jetzt allgemein geſchätzt ſind ſeine gelehrten Schriften, in denen ein muthiges Streben nach wiſſenſchaftlicher Wahrheit, ſinnreiche Vermuthungen in der Kritik, die ausgezeichnetſte Beleſenheit, freilich auch hin und wieder Mangel an Klarheit, klar hervortreten. Die vorzüglichſten derſelben ſind: „Silvae criticae“ (Cambridg. 1785—1795. 5 Voll.) und ſeine im Gefängniſſe geſchriebenen „Noctes carceriae“ (Lond. 1801). Außerdem ſchrieb er eine große Anzahl theologiſcher Schriften, von denen vorzüglich ſeine neue Ueberſetzung des neuen Teſtaments mit Anmerkungen verſehen Erwähnung verdient. Dieſelbe erſchien London 1792, 2. Aufl. 1793. Nicht minder ſchätzbar, vorzüglich in kritiſcher Hinſicht, ſind ſeine Ausgaben vom „Horatius“, „Virgil“, „Lucretius“ ꝛc. Vergl. „Memoirs of the life of G. Wakefield“ (Selbſtbiographie. 2. Ed. Lond. 1804. 2 Voll.). 20.

Walachei, Wallachei, türkiſch Ak-Iflak, bei den Eingebornen Zara rumanaska (römiſches Reich), Wlachei, ein Fürſtenthum in der europäiſchen Türkei, liegt 40° 38′—45° 20′ L. und 44°—45° 52′ N.Br., grenzt im Norden an Siebenbürgen, im Nordoſten an die Moldau, im Süden an die Donau, im Weſten an die Banatgrenze, enthält 1350 □Meil. mit 970000 Einwohnern,

Digitized by Google

wird von den Karpathen im Norden umgeben, von der Donau und den in sie fallenden Flüssen Schiul, Aluta, Ardschisch, Proave, Sireth, Czerne, Patna, Dumbowitza, Jalomitza, Buser, Wedna ꝛc. bewässert, hat ein sehr mildes Klima, wobei aber die Hitze im Sommer sehr stark und die Kälte im Winter sehr heftig ist, und einen fruchtbaren Boden, welcher Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Wildpret, Fische, Bienen, Getreide, Mais, Hirse, Wein (oft 5 Mill. Eimer), Obst, Melonen, Hülsen- und Gartenfrüchte, Süßholz, Tabak, Honig, Wachs, Holz, Gold (in der Dumbowitza und Aluta), Steinsalz (zu Okna ꝛc.), Schwefel und Salpeter liefert. Die Einwohner sind Wallachen (s. d. Art.), Türken, Armenier, Juden, Zigeuner, Slawen, Bulgaren, Raizen, Griechen ꝛc., welche in 22 Städten, 25 Marktflecken und 2548 Dörfern und Weilern wohnen, sich in 2 Classen theilen, Bojaren oder Edelleute und Bauern, letztere ohne Eigenthum, sich zur griechischen Religion, als Hauptreligion, bekennen und sich vorzüglich mit Pferde- und Schweinezucht beschäftigen. Industrie fehlt ganz und der Handel ist in den Händen der Griechen, Armenier und Juden. Die Verfassung ist rein aristokratisch; an der Spitze der Regierung steht ein von den Bojaren gewählter und von der Pforte unter Zuziehung Rußlands bestätigter Fürst, der den Titel Hospodar führt und dem ein höchstes Collegium, Diwan, beigegeben ist, zu welchem der Großban, Spalar (Großschwertträger, Oberfeldherr und Polizeichef), Großlogothet (Kanzler und Richter), Großdwornik, Aga und Großschatzmeister gehören. Der Hospodar muß für den ihn jährlich in seiner Würde bestätigenden Firman des Sultans 300000 Löwenthaler und noch andere Geschenke entrichten; seine Einkünfte betragen etliche Millionen Piaster und er unterhält eine Miliz von 7400 Mann. Die innere Verwaltung ist von der Pforte ganz unabhängig und das ganze Land ist als russische Provinz zu betrachten. Der Fluß Aluta (Olt) theilt die W. in 2 Theile: I. in die große (östliche) W., darin: Bukarest (Bukarescht), Hauptstadt und Residenz des Hospodars, Sitz eines griechischen Metropolitan, an der Dumbowitza in einer weiten, sumpfigen Ebene. Sie ist eine große, neue, aber sehr schmutzige Stadt, getheilt in 67 Quartiere und hat gerade, ziemlich breite und mit eichenen Bohlen versehene Straßen, 10000 von Backsteinen erbaute und mit Schindeln gedeckte Häuser mit 60000 Einw., 63 Kirchen und Kapellen, 20 Klöster, 1 lutherische Kirche, 1 Franciscanerkloster, 1 Synagoge, Chäne, 1 Lyceum, 1 öffentliche Bibliothek, 1 literarische Gesellschaft und eine Zeitung in wallachischer Sprache. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das Schloß des Fürsten, der erzbischöfliche Palast, die Metropolitankirche, der Thurm des Kolza oder Hospital und die Hôtels des östreichischen und russischen Consuls. Hier findet man wenig Industrie, aber einen ausgebreiteten Handel mit Honig, Wachs, Talg und Butter. (Friede zwischen Rußland und der Türkei 1812.) Tirgoviſt (Tergowischt oder Tervis) an der Jalomitza, mit 1800 Häusern, 5000 Einw., Fürstenhof (einst die Residenz der Woiwoden), 20 Kirchen, 2 Klöstern, Glashütte und Handel; Draſch an der Jalomitza, mit Handel; Slobosia; Rimnik am Flusse gleiches Namens; Foczany (Fotschani) an der Milkow, zum Theil in der Moldau, mit 6000 Einw., Weinbau, Getreide- und Viehhandel (Friedenscongreß 1772). II. In die kleine (westliche) W. oder das Banat Krajowa, darin: Krajowa am Schiulflusse, Sitz des Ban der westlichen W., mit 8000 Einw., lebhaftem Handel und Salzwerke; Rimnik an der Aluta, Sitz des vornehmsten wlachischen Bischofs; in der Nähe das Kloster Drageschan, bemerkenswerth durch die Niederlage der Hetäristen (19. Jan. 1821); Oknamare an der Okna, mit 2000 Einw. und Salzbergwerke, die jährlich 650000 Centner liefern und dem Hospodar 500000 Piaster einbringen; Demirkapi, das eiserne Thor, in der Nähe von Orsowa, wo die Donau sich so zusammendrängt, daß eine gefährliche Stromschnelle entsteht. — Geſchichte. Die

Digitized by Google

W. machte in den alten Zeiten einen Theil von Dacien aus, das nach Beſiegung des daciſchen Königs Decebalus (104 n. Chr. Geb.) unter römiſche Herrſchaft kam und nun durch Erbauung von Städten und Heerſtraßen, ſo wie durch Einwanderung vieler Coloniſten cultivirt wurde. Später ward das Land ein Tummelplatz der Gothen, Sarmaten, Vandalen, Hunnen und Alanen, bis in der Mitte des VI. Jahrh. n. Chr. Geb. ſich wieder ein eigner Staat nach römiſchen Verfaſſung (Staat der Rumuni) bildete, aber bald wieder durch die Awaren zerſtört ward. Doch nur kurze Zeit blieb das Land frei; denn ſchon zu Anfange des IX. Jahrh. kam es unter bulgariſche Herrſchaft, wodurch das Chriſtenthum in daſſelbe kam. Zu Anfange des X. Jahrh. bemächtigten ſich die Ungarn des Landes, das aber gegen Ende deſſelben von den Petſchenegen und Kumanen beſetzt ward und nach deren Vertreibung unter griechiſche Hoheit kam. Nochmals jedoch ward es 1185 ein Theil des neuen wallachiſch-bulgariſchen Königreichs, das aber durch die Tataren zertrümmert wurde (um 1240) und von nun blieb die W. unter eignen Fürſten (Knezen) ein beſtändiger Zankapfel zwiſchen den Ungarn und Türken, bis ſie endlich 1523 gänzlich von den Türken erobert ward, in deren Beſitze, obgleich immer der Kriegsſchauplatz zwiſchen Türken und Ungarn und ſpäter den Ruſſen und häufig die eine oder die andere Partei ergreifend, ſie bis in die neuſte Zeit unter eigenen von der Pforte eingeſetzten Hospodaren geblieben iſt. Doch veranlaßten die häufigen Bedrückungen endlich 1821 den Aufſtand der Hetairie (ſ. Griechenland und Ypſilantis); aber nach Unterdrückung deſſelben mußte das Land von dem türkiſchen Uebermuthe viel leiden, bis 1828 Rußland die Räumung des Landes von den Türken verlangte und dadurch mit der Pforte in Krieg verwickelt ward. Während deſſelben litt aber das Land unſäglich durch Hungersnoth, Kriegsdruck und Peſt, ſo daß es, ſeit 1829 unter ruſſiſcher Protection und durch ruſſiſche Behörden regiert, ſich nur langſam erholen konnte. Endlich 1834 räumten die Ruſſen vertragsmäßig das Land und dieſes erhielt in der Perſon des Alexander Ghika einen neuen von der Pforte eingeſetzten Hospodar, unter deſſen Regierung allmählig die geſchlagenen Wunden zu heilen ſcheinen. 71. 37.

Walachen, Wallachen, Wlachen, ſind eine Nation in den Fürſtenthümern Moldau und Walachei, Siebenbürgen und Ungarn, gegen 2250000 Seelen ſtark, die aus einer Vermiſchung von Daciern, Bulgaren, Slawen, Gothen und Römern entſtanden ſind und ſich ſelbſt Rumuni, d. i. Römer, nennen, wahrſcheinlich als Abkömmlinge römiſchen Coloniſten. Der Name Wlach ſelbſt bedeutet Hirte, wie auch der albaniſche Name des Volkes, Tſchuban, beweiſt, und es mag ihnen derſelbe wohl von ihrer frühern Lebensart beigelegt worden ſein. Die Männer haben einen unterſetzten knochigen Körperbau, zeigen viel Wildheit, Trägheit, Wolluſt, Unempfindlichkeit und werden bei ihrem rachgierigen Charakter leicht zum Diebſtahl, Straßenraub und Mord verleitet; ſie ziehen meiſtens als Pferdehändler, Schäfer und Fuhrleute im Lande umher. Sie tragen gewöhnlich ein weites, um den Leib zuſammengeſchnürtes Hemde, lange, weite Hoſen, über der Bruſt ein auf der Schulter befeſtigtes Schaffell und an den Füßen Sandalen von ungegerbtem Leder. Am Gürtel hängt ein Beil. Die zum Theil angenehm gebildeten Weiber ſind fleißiger, gutmüthiger und beſorgen das Hausweſen und den Feldbau. Die Religion iſt die griechiſche. Im öſtreichiſchen Kaiſerthume leben an 1400000 W., namentlich in Ungarn in 1024 Ortſchaften mit 550000 Seelen, in Siebenbürgen 700000 und in der Bukowina 150000 Seelen. Zu ihnen gehören die Unguränen, aus Siebenbürgen entflohene und hier angeſiedelte W.; die Kalibaſſen in Siebenbürgen, die Zinzaren und nach Einigen auch die Uskoken in Illyrien und Dalmatien; aber die W. in Mähren ſind ein ſlawiſcher Volksſtamm. — Die Sprache der W. iſt ein Gemiſch der lateiniſchen (die Hälfte), griechiſchen, gothiſchen, ſlawiſchen, türkiſchen und albaniſchen mit vielen Wörtern

der Sprachen der zu verschiedenen Zeiten hier hausenden Völker vermischt und gehört zu den sogenannten romanischen Sprachen (s. d. Art.). Im Ganzen zeigt sie den Sprachcharakter sämmtlicher Töchtersprachen der lateinischen, doch ist sie ihren eigenthümlichen Weg gegangen und hat sich in zwei verschiedene Dialekte gespalten, von denen der nördliche mehr lateinische Grundlage zeigt, der südliche (der Kutzo-Walachen) mehr Griechisches und Albanisches in sich aufgenommen hat. 71. 9.

Walafried Strabo war einer der gelehrtesten Mönche des IX. Jahrh., von dessen früheren Lebensverhältnissen wir jedoch nichts Zuverlässiges wissen. Er war Benedictinermönch, der Schüler des bekannten Rhabanus Maurus und seit 842 Abt des Klosters Reichenau, woselbst er auch 849 starb. Berühmt geworden ist er durch seine „Glossa ordinaria interlinearis" über die heilige Schrift, die er aus Kirchenvätern zusammentrug und die später von anderen Gelehrten vielfach vermehrt wurde. Auch schrieb er unter Anderm eine botanische Schrift in lateinischen Versen, die unter dem Titel: „Strabi Hortulus" zuerst Nürnberg 1512. 4. erschien, ferner: „De officiis divinis" oder „De exordiis et incrementis rerum ecclesiasticarum"; „De eversione Hierosolymae"; „Homilia de genealogia Christi" und viele andere prosaische und poetische Sachen. Ein Theil seiner Schriften befindet sich im 15. Bde. der „Bibliotheca maxima patrum", jene botanische Schrift aber in der „Aldina collectio medicorum antiquorum latinorum" (Venet. 1547. Fol.). 20.

Wald, Waldbau, s. Forst.

Waldbuße heißt die Strafe, welche Jemand wegen Übertretens der Waldgesetze erleiden muß. Sie bezieht sich meist nur auf geringere Vergehen, besteht in körperlichen Züchtigungen, kleinen Geld- und kurzen Gefängnißstrafen und wird von dem betreffenden Forstamte an gewissen zu dergleichen Rügen festgesetzten Tagen (Waldbußtagen) verhängt. Größere Vergehen werden an die Criminalgerichte abgegeben. 30.

Waldeck, ein deutsches Fürstenthum, wird von dem vormals zum oberrheinischen Kreise gehörenden Fürstenthume W. und der ehedem zum westphälischen Kreise gerechneten Grafschaft Pyrmont gebildet. Ersteres, der Haupttheil dieses Staates, ist von der preußischen Provinz Westphalen, Churhessen und dem Großherzogthume Hessen umgeben; diese liegt zwischen Hanover, Braunschweig, einem getrennten Stücke der preußischen Provinz Westphalen und dem Fürstenthume Lippe. Es enthält auf 21½ □ Meil. 55000 evangelische Einwohner (darunter 800 Katholiken, 800 Juden und wenige Mennoniten) in 14 Städten, 3 Marktflecken, 41 Pfarr- und 55 Kirchdörfern, 42 Weilern, Schlössern, Rittersitzen und 9 Ämtern. Das Land ist eins der schönsten Länder Deutschlands und ein wahres Hochland, zum westphälischen Rothhaar-, Rothlager- und Eggegebirge gehörig, von Südwesten nach Norden und Osten zu abgedacht, darunter die höchsten Gipfel der kahle Aster = 2500 Fuß, der Bollerberg = 2260 Fuß und die hohe Pön sind, auf welchen die Aar, Emmer, Urbe, Twiste, Diemel, Watter, Erpe, Eder, Werbe, Netze, Itter ꝛc. entspringen. Die Luft ist kalt, aber rein und gesund und der Boden der Höhen steinig und dürr, mehr zur Viehzucht, die hier stark betrieben wird, als zum Ackerbaue passend, jedoch finden sich sehr fruchtbare Thäler. Die Producte sind: Rindvieh, Schafe, Schweine, Wildpret, zahmes und wildes Geflügel, Bienen, Fische (Forellen) ꝛc.; Getreide, Kartoffeln, Obst, Flachs, Färberröthe und viel Holz; Goldsand in der Eder, Kupfer, Eisen, Blei, Alabaster, Marmor, Mühlsteine u. a. Mineralien und Mineralquellen. Die Einwohner beschäftigen sich mit Vieh- und Bienenzucht, Garnspinnerei, Wollen- und Zeuchweberei und Gerbereien, unterhalten Papiermühlen und Eisenwerke und führen Vieh, Bau- und Brennholz, Korn, Bausteine, Marmorblöcke,

Digitized by Google

Häute, Wolle, Kupfer und Eisen aus. Die Staatsform ist constitutionell-monarchisch und der Landesherr ist ein Fürst, durch Landstände, welche aus den Besitzern landtagsfähiger Rittergüter, 16 Abgeordneten (13 Bürgermeister und 3 Stadtsecretaire) der Städte und 10 Abgeordneten des Bauernstandes bestehen, beschränkt. Unter ihm und der Landschaft stehen die Kammer- und Landescasse und unter dem geheimen Rathe und der geheimen Kanzlei steht die Regierung, die zugleich Consistorium und Justizkanzlei ist, die Rentkammer, Forstkammer und das Hofgericht. Die höchste Justizbehörde ist das Oberappellationsgericht in Wolfenbüttel. Der Fürst hat mit den beiden Hohenzollern, Lichtenstein, beiden Reuß, Schaumburg und Lippe auf dem Bundestage die 16. Stelle und im Plenum eine Stimme und ernennt 2 Spruchmänner zum Schiedsgerichte. Er bekennt sich zur evangelischen Religion. Die Einkünfte belaufen sich auf 480000 Gulden, wozu das Bad Pyrmont allein 70000 Gulden beiträgt. Die Staatsschuld beträgt 1440000 Gulden, das Bundescontingent 518 Mann, welche 1 Bataillon bilden und zum 11. Armeecorps stoßen. I. Das Fürstenthum W. = 20 □Meil., 50000 Einw., wird in 5 Districte oder Oberämter, der Twiste, Diemel, des Eisenbergs, der Eder und Werbe eingetheilt, darin: Korbach an der Itter, Hauptstadt des ganzen Staats, mit 2200 Einw., einem Schlosse, Hofgerichte, Gymnasium, Waisenhause; Arolsen an der Aar, Residenz und Sitz der Landescollegien, mit 2000 Einw., einem Schlosse mit einer Bibliothek, einem Münzcabinette und einer Sammlung römischer Alterthümer, und Gymnasium; Landau an der Watter, 1200 Einw.; Mengeringshausen mit 1700 Einw., dabei das Hospital Leyborn; Rhoden mit 1650 Einw.; Niederwildungen an der Wide, mit 1800 Einw., mit Gesundbrunnen, Denkmal des Grafen Josias von Waldeck; dabei Altwildungen mit 450 Einw. und Schloß; Züschen mit 1000 Einw. und Eisenhammer bei Neubau; Sachsenhausen, 1100 Einw.; Waldeck, 900 Einw.; Bergheim mit 500 Einw., Sitz einer gräflich waldeckischen Nebenlinie. — II. Grafschaft Pyrmont = 1½ □Meil., 5000 Einw., darin: Pyrmont (s. d. Art.); Friedensthal, ehemalige Quäkercolonie mit Stahlfabrik. — Geschichte. Das fürstlich waldecksche Haus stammt von einem Grafen Wittekind von Schwalenberg (im XI. Jahrh.) ab, dessen Nachkommen sich im XIII. Jahrh. in die drei Linien Schwalenberg, Pyrmont und Sternberg theilten, von denen jedoch Sternberg 1399 ausstarb und durch Heirath an Lippe kam und die 1494 ausgestorbene pyrmonter Linie ebenfalls durch Heirath an die Grafen von Spielberg fiel. Die schwalenbergische Linie zerfiel kurz darauf wieder in die schwalenbergische und die waldeckische; doch als die schwalenbergische Speciallinie 1356 ausstarb, bemächtigten sich der Bischof von Paderborn und der Graf zur Lippe der Besitzungen derselben und es blieb nur davon die eigentliche waldeckische Speciallinie übrig, welche sich 1387 wieder in die Linien W. und Landau theilte, aber durch Aussterben der landauischen Linie (1495) wieder zu einer einzigen vereinigt ward, welche jedoch seit 1438 die Landgrafen von Hessencassel als Lehnsherren anerkannte, aber wegen mancher Anmaßungen von Seiten Hessens 1549 durch das Reichskammergericht alle Rechte der Reichsgrafen bestätigt erhielt. Doch auch diese zerfiel bald darauf wieder in die Linien Eisenberg und Wildungen, von denen die erstere 1631 die Herrschaft Pyrmont wieder erwarb und 1687 das Erstgeburtsrecht einführte, die letztere dagegen zu Ehren ihres Besitzers, des Feldmarschalls Grafen Georg Friedrich, zu einem Reichsfürstenthume erhoben ward, so daß, als diese Linie 1692 ausgestorben und auf die eisenberger zurückgefallen war, auch diese 1712 zu einem Reichsfürstenthume erhoben ward, aber erst 1803 eine Stimme im Reichsfürstenrathe erhielt. Der Beitritt des Fürsten zum Rheinbunde (1807) brachte ihm völlige Souverainetät, die er auch durch Beitritt zum deutschen Bunde (1815) behielt, in welchem er eine Stimme im weitern und Theil

Digitized by Goog

an der 16. Stimme im engern Rathe hat. Der jetzige Fürst, Georg Friedrich Heinrich, geb. 1789, regiert seit 1813. — Die noch gräfliche Seitenlinie W.-Bergheim, gestiftet von Josias, dem jüngern Bruder des ersten Reichsfürsten von W., welcher 1763 starb, besitzt einige Ortschaften im Waldeckschen und Theile der Grafschaft Limpurg im Würtembergischen und gehört daher zu den würtembergischen Standesherren. 71. 37.

Waldemar (Könige von Dänemark). — W. I., ein Sohn Kanut des Frommen, wurde im Jahre 1134 geboren, gelangte 1139 zur Regierung, die er jedoch während seiner Minderjährigkeit bis 1147 mit Erich V. theilte, nach dessen Tode Sweno III. und Kanut V., zwei Fürsten aus königlichem Geblüte, die Trennung des Reiches in drei Theile, von denen sie W. Jütland zugedacht hatten, verlangten; allein nach der Ermordung Sweno's (1156) durch Kanut V. und nach dem Tode des Letztern in der Schlacht bei Widurg, worin W. den Sieg davon getragen hatte, blieb dieser im ungetheilten Besitze der Krone. Er führte nun mehrere, größtentheils siegreiche Kriege mit den Vandalen, dem Erzbischofe von Lund und den Norwegern, ernannte im Jahre 1167 seinen ältesten Sohn Kanut zum Mitregenten und starb im Jahre 1182. — W. II., der Sohn des Vorigen, wurde 1170 geboren, nahm nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Schleswig an und bestieg 1202 nach dem Ableben seines ältern Bruders den Thron von Dänemark. Seine kriegerische Gesinnung bewährte er bald durch die Eroberung Lauenburgs und Norwegens (1204), so wie durch die Unterwerfung der ganzen Ostseeküste bis nach Liefland. Im Jahre 1208 nahm er sich eines zu ihm geflohenen schwedischen Prinzen an und unterstützte ihn mit einem bedeutenden Heere, welches aber in Schweden geschlagen wurde; allein für den dadurch erlittenen Verlust entschädigte ihn im Jahre 1209 die Eroberung von Danzig, welches von seinem Vater erbaut, aber von den Polen später eingenommen worden war. Während einer Fehde, die er hierauf mit dem Bischofe Waldemar von Bremen begann, wobei er 1215 diese Stadt belagerte, fielen der Markgraf von Brandenburg und der kaiserliche Pfalzgraf in sein eigenes Land ein und eroberten Hamburg, welches W. sich erst während des Winters von 1215 und 1216 wieder unterwarf, dasselbe aber schon im folgenden Jahre an den Grafen Albrecht von Orlamünde abtrat. Im Jahre 1217 ernannte er seinen ältesten Sohn Erich zum Mitregenten, bestrafte 1219 die Liefländer für ihre Rückkehr zum Götzendienste und nahm um diese Zeit die Gemahlin und Kinder des Grafen Heinrich von Schwerin, welcher eine Reise in das gelobte Land antrat, in seinen Schutz. Da aber W. die Gräfin während der Abwesenheit ihres Gemahls zu verführen gewußt hatte, so bemächtigte sich der Graf bei seiner Rückkehr (1223) des Königs und des Mitregenten mit List und führte sie gefangen nach Schwerin, wo er sie einige Jahre in engem Gewahrsam hielt. Bei der Nachricht von seinem Schicksale empörten sich die Pommern, Vandalen und Liefländer gegen Dänemark, der Graf von Schauenburg fiel in Holstein ein und eroberte es, indeß sich Lübeck zu einer freien Stadt erklärte. Kaum war aber W. aus seiner Haft mit einem Schwure, sich niemals wegen der Gefangenschaft zu rächen, befreit worden, so ließ er sich sogleich vom Papste seines Eides entbinden und fiel mit einem zahlreichen Heere in Holstein ein. Geschlagen und verwundet kehrte er jedoch fliehend in sein Land zurück und ein erneuter Einfall (1228) in Holstein und Lauenburg wurde eben so wenig mit Erfolg gekrönt. Erst im Jahre 1235 begann er von Neuem einen Krieg mit dem deutschen Orden, eroberte die Insel Rügen, brachte 1237 Esthland wieder unter seine Herrschaft und starb im Jahre 1241. Um Dänemark, welches ihm die Stiftung des Danebrogordens verdankt, machte er sich zugleich durch Aufstellung einer Gesetzsammlung verdient. — W. III., genannt Atterdag, der Sohn König Christoph's II. von Dänemark, wurde am Hofe Kaiser Ludwig's des Baiern erzo-

Digitized by Google

gen; allein während seiner Minderjährigkeit war das herrscherlose Dänemark sieben Jahre lang den Angriffen der Schweden und des Herzogs Waldemar von Schleswig ausgesetzt. Obgleich W. bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1340 eine Zusammenkunft mit den benachbarten Fürsten von Pommern, Schleswig, Holstein und Brandenburg veranstaltete, um bei derselben die zwischen ihnen streitigen Punkte auszugleichen, so wurde er doch schon in den nächsten Jahren mit Holstein in blutige Kämpfe verwickelt, welche dessenungeachtet zu keinem entscheidenden Erfolge führten. Hierauf begann er einen Kreuzzug (1346) gegen die heidnischen Preußen und Litthauer, unternahm sodann mit dem Herzoge Erich von Sachsen einen Pilgerzug in das gelobte Land, kehrte 1347 wieder in sein Reich zurück, löste mehrere an die Holsteiner unterdeß verpfändete Festen ein, unterstützte 1350 den Churfürsten Ludwig von Brandenburg, welcher einen falschen W. bekriegte, mit einem Heere, führte fortwährende Kriege mit dem Grafen von Holstein und unterdrückte im Jahre 1357 einen Aufstand in Dänemark, welcher durch die zu schweren Auflagen veranlaßt worden war. In einem 1362 ausgebrochenen Kriege mit Norwegen und Holstein eroberten die Feinde sogar Kopenhagen und belagerten Helsingborg, welches W. indeß wieder entsetzte und bald darauf Frieden schloß. Er brachte auch den noch übrigen Theil seines Lebens größtentheils unter beständigen Kriegen, so wie mit Bekämpfung aufrührerischer Bewegungen zu und starb im Jahre 1375 am Podagra. 81.

Waldemar (der falsche), eine noch nicht ganz erklärte Erscheinung in der brandenburgischen Geschichte, war ein alter Mann, welcher im Jahre 1345 plötzlich auftrat und sich für den 1319 zu Bärwalde verstorbenen Churfürsten Waldemar I. von Brandenburg (s. Preußen) ausgab und in der That demselben sprechend ähnlich sah. Er behauptete nämlich, sein angeblicher Tod sei nur Verstellung gewesen, indem er durch Gewissensbisse wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Agnes gequält sich krank gestellt und einen fremden Leichnam statt seiner begraben lassen habe, dann geflohen, nach dem heiligen Grabe gewandert und in mehreren Ländern herumgeirrt sei, bis er den Tod seiner Gemahlin und die Zerrüttung und Zerstückelung seines Staates erfahren habe; darum sei er jetzt zurückgekehrt, um den Frieden wieder herzustellen. Er fand eine Menge Anhänger und bald war die ganze Mark Brandenburg ihm zugefallen; die benachbarten Höfe erkannten ihn an, zumal da er den ächten Siegelring des ächten Waldemar trug, und der Kaiser Karl IV., der 1348 in Brandenburg erschien, belehnte ihn feierlichst von Neuem mit allen brandenburgischen Besitzungen, worauf er die Regierung ruhig führte. Doch als der Kaiser sich mit dem Churfürsten Ludwig von Baiern, der vor W.'s Auftreten Brandenburg besessen hatte, wieder ausgesöhnt hatte (1350), lud er W. auf den Reichstag zu Nürnberg, um seine Ansprüche nochmals zu erweisen, erklärte ihn, als er nicht erschien, seiner Besitzungen für verlustig und entband die Unterthanen ihres Eides gegen denselben. Durch allerhand Verheißungen wurden auch die mit W. befreundeten Fürsten gewonnen und nur Anhalt und Sachsen-Wittenberg leisteten für diesen dem Kaiser noch Widerstand, doch zogen sie sich endlich auch zurück und W. floh nun nach Dessau, wo er 1351 öffentlich abdankte und mit allen Ehren eines Fürsten behandelt 1356 starb. — Man hat mancherlei Vermuthungen über diesen falschen W. aufgestellt; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß irgend ein Betrug obgewaltet habe. Allgemein gilt er für einen ehemaligen Schildknappen W.'s, nur ist nicht entschieden, ob er ein Müllerbursche Namens Jakob Rehbock aus Hundeluft oder ein Bäckergeselle, Namens Mänicke aus Belitz gewesen sei, der wegen seiner Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Churfürsten vom Kaiser unter Vorwissen Anhalts aufgestellt wurde, um dem ihm feindlichen baierischen Hause die brandenburgischen Besitzungen wieder zu entreißen und sie Sachsen und Anhalt zuzuwenden, wie auch bei der Beleh-

Digitized by Google

nung (1348) im Falle eines unbeerbten Todes W.'s ſtipulirt wurde; doch als der Kaiſer ſich wieder mit Baiern ausgeſöhnt hatte und ſeinen Vortheil darin erkannte, daß dieſes Brandenburg erhielt, ſuchte er den Betrug wieder zu beſeitigen und, nachdem der falſche W. durch Güte von Baiern zum Rücktritte bewogen war, mußte ſich Anhalt ins Mittel ſchlagen und durch fortwährende Anerkennung der Ächtheit den ganzen Vorgang mit einen Schleier bedecken. 37.

Waldenſer, lat. Valdenses; franz. Vaudoises; engl. Waldenses, iſt der Name einer berühmten antikatholiſchen Kirchenpartei, welche nach der gewöhnlichen Annahme um das Jahr 1170 von Petrus Waldus (Waldensis, Valdo, Valdesius), einem Bürger in Lyon, ausging, obwohl einige Schriftſteller wahrſcheinlich zu machen ſuchen, daß ihr Name weit älter als P. Waldus ſei. Der neueſte Geſchichtſchreiber derſelben (Fleck) ſetzt den Urſprung der W. wenigſtens ins IX. Jahrh. und beruft ſich auf die unter den Waldenſern herrſchende Tradition und auf ihr altes im Jahre 1100 geſchriebenes chriſtlich-religiöſes Lehrgedicht, „La nobla leiçon“ genannt, ſo wie darauf, daß die W. ſelbſt ihren Namen durch „Thalbewohner“ (Vaud, pays de Vaud, vallée) erklären. Hierdurch wird wenigſtens die Annahme wahrſcheinlicher, daß ſchon längere Zeit vor P. Waldus in den Thälern von Piemont ſich kleine Gemeinden gebildet hatten, die im Allgemeinen unter dem Namen „Thalbewohner“ (Vaudés, Vallenses) begriffen wurden. Nach der Vereinigung der Anhänger des P. Waldus aber mit ihnen entſtand gewiß erſt der Name W. gleichſam als ein bezeichnender Sectenname, der nicht blos jene Thalbewohner, ſondern auch die mit den Albigenſern im ſüdlichen Frankreich verfolgten Häretiker und die von ihnen abſtammenden oder ihnen gleichgeſinnten kleinen Gemeinden in der Picardie und in Calabrien umfaßt. P. Waldus, ein Kaufmann zu Lyon, ward nämlich durch eine Überſetzung mehrerer bibliſchen Bücher auf den Entſchluß geführt, das apoſtoliſche Leben und Lehren nachzuahmen. Er und ſeine bald gewonnenen Anhänger zogen zur Verkündigung des Evangelium umher, nachdem ſie allem Eigenthume entſagt hatten, daher Pauperes de Lugduno (die Armen von Lyon) oder Leonistae (von Leona, d. i. Lyon) genannt. Durch ihre verſuchte Sittenreform der Zeit auf Grundlage der heiligen Schrift, deren Gebrauch auch den Laien zuſtehe, durch ihre Forderung allgemeiner Lehrfreiheit bei der Unfähigkeit der Geiſtlichen, überhaupt durch das Streben, die apoſtoliſche Zeit zurückzuführen, gaben ſie klar ihre Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Religionsweſen zu erkennen und mußten ſie, obwohl ſelbſt nicht an eine Losreißung von der Kirche denkend, als Schismatiker erſcheinen. Daher der damalige Papſt, Alexander III., auf einer Lateranſynode (1179) nachdrückliche Maßregeln gegen ſie ergriff und Lucius III. auf einer Synode zu Verona (1184) den Bann gegen ſie ausſprach. Aber eben durch dieſe Verwerfung ihrer beabſichtigten Reform von Seiten der herrſchenden Kirche, ſo wie durch die Vergleichung des Evangelium mit der Kirchenſatzung wurden ſie vom Ende des Jahrhunderts an zu entſchiedenerer Verwerfung des Beſtehenden geführt. Seit Ende des XII. Jahrh. und in der erſten Hälfte des XIII. hatte bereits die Secte ihre Hauptſitze im ſüdlichen Frankreich und in Oberitalien, beſonders in den Thälern von Piemont und in Savoyen. Von da durchdrang ſie bis ins XIV. Jahrh. die meiſten Länder, ungeachtet der Angriffe katholiſcher Schriftſteller, der Provinzialſynoden und Inquiſition. Schon bildeten ſie Gemeinden mit geheimen Zuſammenkünften, in welchen aus den ſchnell vervielfältigten Abſchriften der Bibelüberſetzung Alle ohne Unterſchied vorlaſen und Vorträge hielten, und zogen ſich möglichſt vom Kirchenbeſuche und Klerus zurück. Ihre Lehre, wie ſie ſich im XIII. Jahrh. ausbildete und aus den Berichten ihrer katholiſchen Gegner darſtellen läßt, hatte die Beziehung alles Religiöſen oder Kirchlichen auf die Sittlichkeit zur Grundlage. Daher ſie nur wenig mit den ſpeculativen Glaubenslehren ſich beſchäftigten. Obgleich ſie

Digitized by Google

dieſelben moraliſch deuteten, wurden ſie doch in dieſer Beziehung von ihren Gegnern keiner Abweichung beſchuldigt. Dagegen führte im praktiſchen Religionsweſen jene ſittliche Denkweiſe und der Grundſatz von dem reinen Texte der Schrift als ausſchließlicher Quelle oder von der apoſtoliſchen Kirche als Norm, ohne alle Auctorität der exegetiſchen oder kirchengeſetzlichen Tradition, auf faſt durchgängige Verwerfung der Ritus und der Disciplin, namentlich der Anbetung des Kreuzes, des Leibes Chriſti im Abendmahle, der Heiligen, der ganzen heiligen Mythologie, der Wirkſamkeit der Fürbitten oder frommen Werke für Verſtorbene, des Fegfeuers, der lateiniſchen Kirchenſprache, der Kindertaufe nebſt Exorcismus, des Meßopfers, da alle Sacramente blos moraliſche Bedeutung haben ꝛc. Ihre umherreiſenden Lehrer und Seelſorger bildeten keinen eigenen Stand. Nach dem eigenen Geſtändniſſe ihrer Gegner entſprach dieſen ihren Grundſätzen die einfache und ſittlich ernſte Haltung ihres Privatlebens und die Treue in Erfüllung ihrer Bürgerpflichten, obwohl ſie Todesſtrafe und Eid verwarfen. — Vom XIII. bis ins XVIII. Jahrh. hatten die W. fortwährende, zum Theil harte, Verfolgungen zu erdulden. Die Fürſten, in deren Ländern ſie ſich niedergelaſſen hatten, ſcheinen indeß anfangs nur einen gezwungenen Antheil an dieſen Verfolgungen genommen zu haben. Wenigſtens zeigten die Verordnungen des Herzogs Ludwig von Savoyen (1448 und 1452), eine Verordnung des Herzogs Amadeus (1466) und eine von der Herzogin Jolante (1473) eine den Waldenſern günſtige Geſinnung. Und wenn ſich dieſe ſpäterhin bisweilen nicht mehr offenbarte, wenn ſie vielmehr in eine Abneigung übergegangen zu ſein ſchien, die den Thalbewohnern gefährlich wurde, ſo muß dieß als eine Folge der wachſenden Übermacht der Päpſte und der Wirkſamkeit der Inquiſition angeſehen werden. Eine höchſt drangſalvolle Zeit begann für die W., namentlich für die im ſüdlichen Frankreich (unter Franz I.), mit der Reformation. Wechſelnd waren ihre Schickſale damals in Piemont und Savoyen, wo ſie bald mild, bald feindlich (1534, 1557, 1560 u. ö.) behandelt wurden. Diejenigen, welche ſich im Marquiſat Saluzzo niedergelaſſen hatten, wurden bis 1733 gänzlich vertilgt und die in den übrigen Thälern im April 1655 hinterliſtig überfallen, grauſam gemißhandelt, verſtümmelt und in großer Anzahl ermordet. Der Vergleich zu Pignerol (patente de Pignerol) im Auguſt deſſelben Jahres, welcher vorzüglich durch Verwendung der evangeliſchen Cantons der Schweitz zu Stande kam, ſicherte ihnen einige Freiheiten und Ruhe. Auch England, die Generalſtaaten, Schweden und Brandenburg nahmen ſich der bedrückten W. an. Neues Unheil bereitete ihnen aber der Widerruf des Edicts von Nantes (1685). Ludwig XIV. veranlaßte den Herzog von Savoyen zur Bekriegung der W. Viele wanderten nun nach der Schweitz, nach Würtemberg und Preußen aus, wo ſie freundliche Aufnahme fanden. Doch kehrten im Jahre 1689 mehrere Hunderte unter Anführung eines Predigers, Heinrich Arnaud, mit bewaffneter Hand zurück und behaupteten ſich gegen die Übermacht der Franzoſen. Jetzt nahm ſich ihrer auch der mit Frankreich entzweite Herzog von Savoyen an, welcher ſie mit ſeinen Truppen vereinigte, ſie zu Wächtern ſeiner Grenzen machte, die Geflüchteten in ihr Vaterland zurückrief (1694) und ihnen mehrere ihrer alten Beſitzungen wiedergab. Die Gefängniſſe, in welchen ſeit langer Zeit 17000 W. geſchmachtet hatten, wurden geöffnet. Späterhin, als Frankreich (1727) das linke Ufer der Thäler Pragela und Cluſon gegen das Thal Barcelonette eintauſchte, wurden die Grenzen ihrer Beſitzungen wieder ſehr verengert; dagegen erhielten ſie von ihren reformirten Glaubensbrüdern fortwährend Geldunterſtützungen. Die Lage der vom Anfange an ſchwer bedrückten und verfolgten W. aber, welche jetzt außer einigen Verſtreuten in deutſchen Ländern die drei Alpenthäler von Piemont: La Peyrouſe, St. Martin und Lucerne (ſüdweſtlich von Turin im Departement des hautes Alpes) in 13 armen Gemeinden unter einer Synodalverfaſſung von Pfarrern und Älteſten

Digitized by Google

bewohnen, ist noch immer eine sehr traurige. Seit 1814, wo mit der Restauration der Glückstern unterging, der ihnen seit 1800 unter der napoleonischen Herrschaft geleuchtet hatte, sind sie allen den Quälereien wieder Preis gegeben, welche auch ohne eigentliche Gewaltsamkeit der katholische Fanatismus denen zu bereiten weiß, die auf christliche Glaubens- und Gewissensfreiheit Anspruch machen. Und wenn ihr Loos ein leidliches ist, so haben sie dieß nur den Unterstützungen und Interceſſionen protestantischer Regierungen am turiner Hofe und besonders der rastlos thätigen Theilnahme zu verdanken, welche der preußische Gesandte dgselbst, der Graf Waldburg-Truchseß, an ihren Angelegenheiten nimmt Ihr Land von etwa 20 □Meil. Flächenraum mit 20—22000 Bewohnern ist zum Theil unbebaut und das Ergebniß desselben reicht zu ihrem Unterhalte nicht aus. Dieß und das Verbot, außerhalb ihrer natürlichen Grenzen sich anzusiedeln und Besitzungen zu erwerben, bringen sie in eine bedrängte Lage. — Vergl. J. Leger, „Histoire générale des églises évang. des Vallées de Piemont, ou Vaudoises" (Leyde 1669. II Voll. Fol. Aus dem Französischen von Schweinitz, Bresl. 1750. 2 Bde. 4.); Jak. Brez, „Histoire de Vaudois" (Par. 1796. II Voll. Aus dem Französischen übersetzt, Leipz. 1798); Maitland, „Faits and documents illustrative of the history, doctrine and rites of the ancient Albigenses and Valdenses" (Lond. 1832); „History of the Waldenses." By Ad. Blair (Edinb. 1833. 8. II Vols); „Versuch einer kurzen Geschichte der Waldenser", von C. G. Rößler (Merseb. 1825. 8.); E. T. Mayerhoff, „Die Waldenser in unseren Tagen" (Berl. 1834. 8.); Ferd. Flor. Fleck, „Theologische Reisefrüchte", 1. Abth. 2. Abschn. (wo sich eine Geschichte der W. bis auf die neueste Zeit befindet). 63.

Waldgötter, s. Faunus, Pan und Satyr.

Waldhorn, s. Horn.

Waldis (Burkard), s. Burkard Waldis.

Waldmenschen nannte man sonst eine Gattung lebender Wesen, welche man als die Mitte haltend zwischen Menschen und Affen betrachtete und deren Aufenthalt man in Wäldern annahm; doch hat die neuere Naturgeschichte die Unrichtigkeit dieser Annahme erwiesen und der Name wird daher jetzt nur noch als wörtliche Übersetzung des malaischen Orang-Utang, der größten Affenart, gebraucht. 30.

Waldnymphen, s. Dryaden und Hamadryaden.

Waldstein (Franz Adam, Reichsgraf von), der Sprößling eines schon im XIII. Jahrh. in Böhmen blühenden Geschlechts, aus dem auch der berühmte Wallenstein, Herzog von Friedland, abstammte, wurde zu Wien 1759 geboren und wählte die Naturwissenschaft, vorzüglich die Botanik, zu seinem Hauptstudium. Als Malteserritter nahm er an einigen Seezügen gegen die Barbaresken Theil, focht dann als Officier im östreichischen Heere in den Jahren 1787 bis 1789 gegen die Türken, nahm dann als kaiserlich königlicher Rittmeister seinen Abschied und lebte fast ausschließend dem Studium der Botanik. Mit dem Professor Kitaibel machte er auf eigene Kosten sieben Jahre lang botanische Reisen in Ungarn und gab mit demselben 1802 ein Werk über die seltenen Pflanzen Ungarns heraus, von welchem 1812 die Fortsetzung erschien unter dem Titel: „Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae" (Wien, 3. Bde. Fol.). Er wurde jetzt Mitglied der gelehrten Gesellschaften von Berlin, Prag, Moskau u. a. Willdenow nannte in seiner „Species plantarum Linnei" eine von ihm entdeckte Pflanzengattung Waldsteinia. Während dieser Zeit hatte Graf W., als das französische Heer unter Buonaparte (1797) in Steiermark eingedrungen war, sich bei dem in Wien errichteten adeligen Cavalleriecorps anstellen lassen; 1808 trat er in die neu errichtete Landwehr und führte in dem Feldzuge 1809 als Major das 3. Ba-

Digitized by Google

taillon der wiener Freiwilligen mit solcher Auszeichnung, daß der Kaiser ihn zum Oberstlieutenant ernannte und ihm das Commandeurkreuz des Leopoldordens verlieh. Nach dem Tode seines Bruders übernahm er die Fideicommißherrschaften und Allodialgüter in Böhmen, wo er durch ökonomische und Fabrikanlagen den Wohlstand seiner Gutsunterthanen sehr hob. Der neue Bau des großen Schlosses zu Dux, die Einrichtung des dortigen Naturaliencabinets, der Porzellansammlung, der Kunstgallerie, der Waffenkammer ꝛc. sind sein Werk. Zugleich gründete er Schulen für die Landjugend und erhob aufs Neue die Tuchfabrik in Oberleutensdorf, welche 1815 ihr Säcularfest feierte. Er starb 1823 zu Oberleutensdorf, nachdem er seine botanischen Schätze dem böhmischen vaterländischen Museum vermacht hatte. 61.

Wales, s. Großbritannien.

Walhalla, Walhaull, ist in der nordischen Mythologie der Ort, wo die edeln Kämpfer nach dem Tode versammelt werden. Dieser Ort lag in dem Götterſitze Gladsheim, war groß und schön, sein Dach mit goldenen Schildern statt der Dachplatten belegt und überhaupt mit allem Glanze nordischer Paläste geschmückt; in dasselbe führten 540 Thüren, welche so geräumig waren, daß 800 Helden durch jede ziehen konnten. Nur Helden von edler Abkunft stand der Zutritt hierher offen und Knechten nur, wenn sie sich dadurch adelten, daß sie sich selbst umbrachten, um ihren erschlagenen Herrn in dem Tode zu folgen. Denn es galt für rühmlich, dort mit großem Gefolge anzukommen. Die Heldenseelen hießen Einheriar und geleitet von den Walkyren empfingen sie Hermodi und Broizi in W. mit dem Gruße: Aller Einheriar Gruß sollst du haben, trinke du bei den Asen Bier! Hier wurde nun die irdische Heroenlebensweise fortgesetzt, bestehend in Kampf und Tafelgenuß. Früh Morgens wurden die Helden von dem Hahne Gullinkambi geweckt, dann kleideten sie sich an, rüsteten sich, zogen zum Kampfe hinaus in den Hof und tödteten einander; wenn die Eßzeit kam, wurden sie wieder lebendig und ritten in den Palast zur Tafel. Da wurde das Fleisch von dem Eber Sährimner gegessen, welches der Koch Andhrimner in dem Kessel Eldhrimner kochte; alle Abende war jener Eber wieder ganz und unversehrt und diente dann von Neuem den Helden zur Speise. Getrunken ward Meth, welcher aus dem Euter der Ziege Hejdrun in solchem Maße floß, daß alle Einheriar daran genug hatten; Alle tranken aus einem Trinkhorne, welches im Kreise herumging, von den Walkyren kredenzt. Mit den Einheriarn schmausten die Asen, nur Odin genoß nicht gewöhnliche Speise und Trank; seinen Antheil am Fleische gab er den beiden Wölfen Geri und Freki, die neben seinem Sessel standen, und er trank nicht Meth, sondern Wein, der ihm zugleich als Speise diente. Dieß Leben in W., auch in seiner ewigen Einförmigkeit den nordischen Helden so erwünscht, dauerte bis zum Weltuntergange, wo Odin die Götter und Einheriar zum Kampfe gegen den Wolf Fenrir und die Götterfeinde ausführt, in welchem alle bleiben. — W. heißt auch das prachtvolle Gebäude, welches der jetzige König von Baiern in München erbauen läßt, um die Statuen berühmter um ihr Vaterland verdienter Deutscher darin aufzustellen. 6.

Walken, lat. subigere; franz. fouler; engl. to full, fulling, nennt man das gewaltsame Schlagen der wollenen Zeuche mit gewissen Zuthaten, als: Wasser, gefaultem menschlichen Urine, grüner oder weißer Seife und Walkererde, welches dazu dient, das Gewebe von Leim, Fett und Schmutz zu befreien, es dichter und stärker zu machen und die Fäden gleichsam so in einander zu verfilzen, daß sie dem Auge wie in einander verflossen erscheinen. Das W. wird in den sogenannten Walkmühlen, die wie in Holland entweder Stampfmühlen, oder wie in Deutschland Hammermühlen sind, verrichtet. Die Zuthaten oder chemischen Mittel bewirken die Lösung des Leims (der Schlichte) und die Reinigung

Digitized by Go

von Fett und Schmutz; das Schlagen der Stampfer oder Hämmer oder die mechanischen Mittel müssen aber zugleich das Verdichten und Verfilzen des Gewebes verrichten. Walkmühlen mit Stampfern arbeiten schneller; Walkmühlen mit Hämmern aber genauer, weil sie die wollenen Zeuche besser und ohne Schaden in der Grube kreisförmig herumtreiben. Wenn das Tuch oder wollene Zeuch gehörig eingedreht oder eingeschichtet und mit den Ingredienzen versehen worden ist, so läßt man die Mühle angehen. Nach einiger Zeit läßt man die Brühe durch Öffnen von Zapfen an dem Boden der Löcher ablaufen und thut dafür frische Ingredienzen hinein, nachdem man das Tuch oder Zeuch in neue Falten gelegt hat, und so dauert das W. 9 bis 12 Stunden lang. Gewöhnliches Tuch verliert in der Länge $\frac{1}{7}$ und in der Breite $\frac{1}{4}$, feines Tuch weniger. 26.

Walkerde, lat. argilla fullonica; franz. argile smectique, terre à foullon; engl. fullers-earth, ist derb, uneben oder erdig im Bruche, von Talk- bis Gypshärte, leicht zerbrechlich, vollkommen milde, von specifischem Gewichte = 2, grünlich-grau, oliven- und ölgrün, auch ins Gelbe, Braune, Bräunlichrothe und Ziegelrothe fallend und mit diesen Farben gefleckt, matt oder wenig schimmernd, leicht, selbst mit dem Finger zu poliren (im Striche glänzend werdend) und durchsichtig oder an den Kanten durchscheinend, sehr fettig anzufühlen, an die Zunge sich nicht anheftend, schnell in Wasser zerfallend. Sie enthält Kieselerde, Eisenoxyd, Thonerde und Wasser. Sie ist bekannt von Roßwein in Sachsen, Feistritz und Reiferstein in Steiermark. Ein Theil derselben ist durch Verwitterung (s. d. Art.) und völlige Umänderung von Grünstein und Grünsteinschiefer entstanden. Man wendet sie ihrer Zähigkeit wegen die Fettigkeit zu absorbiren an, um Tücher zu reinigen und zu appretiren. 76.

Walkyren, waren Jungfrauen, welche in Walhalla dem Odin dienten und von ihm in die Schlacht gesendet wurden, um die erschlagenen Helden nach Walhalla zu geleiten. Sie heißen daher auch Schlachtwächterinnen (valkyriar) und Schildmädchen (scioldmeyjar), Helmmädchen (hialmmeyjar), weil sie gerüstet mit beiden ausziehn. Ferner werden sie Wünschmädchen (orkmeyjar) genannt. In Walhalla lag ihnen ob, den Göttern und Helden das Mahl zu bereiten und das Trinkhorn zu reichen. Sie hatten die Macht, im Kampfe, über welchem sie stets schwebten, demjenigen den Sieg zu verleihen, den sie ihm geben wollten, selbst gegen den Willen Odin's. Gewöhnlich reiten 9 W. zusammen aus in glänzender Wehr und wenn ihre Rosse die Mähnen schütteln, fällt Thau zur Erde. Es waren zwar ihrer mehrere, allein drei werden besonders als wahlkiesende hervorgehoben: Gudr, Rota und Skald, die bedeutsam mit der jüngsten Norne denselben Namen führt. Sie sind übrigens sterblich und erscheinen bald als Geliebte, bald als Gemahlinnen einzelner Helden, denen sie in ihren Kämpfen Sieg und Schutz verleihen, und haben die Gabe, gewöhnlich mittelst des Schwanenhemdes (âlptarhamir) durch die Luft zu fliegen oder durch Wasser zu schwimmen. Daher hat sie derjenige in seiner Gewalt, welchem es gelingt, sich eines solchen Schwanenhemdes zu bemächtigen, wie die Sage von einzelnen Helden berichtet. 82.

Wall, auch. Rampe, lat. vallum; franz. rempart, boulevard; engl. rampart, nennt man im Allgemeinen jede zum Schutze von Erde aufgeworfene Erhöhung, besonders aber diejenige, womit eine Festung umgeben ist. Hat eine Festung mehrere Wälle, so heißt der die Festung zunächst umgebende der Hauptwall. Die obere Fläche des Walles hinter der Brustwehr heißt der Wallgang und dient zur Aufnahme der Soldaten und des Geschützes. Nach der Beschaffenheit der umliegenden Gegend wird derselbe 10 bis 24 Fuß hoch aufgeführt. Die zwischen dem Walle und den Häusern der Festung befindliche Gasse heißt Wallgasse, Lärmgasse. Die mit dachförmigem Deckel versehenen hölzernen Kasten, welche auf den Wällen zur Aufbewahrung der Munition, Geschützzubehör ꝛc.

Digitized by Google

dienen, heißen Wallkasten und die aus eisernen Stäben zusammengesetzten Körbe, in welche man Kienholz anzündet und sie an langen Stangen über den W. hinaushängt, um in dunkelen Nächten die trockenen Festungsgräben zu erleuchten, um Überfälle zu verhindern, nennt man Walllampen, Kienlampen, Feuerkörbe. Die Auffahrten zu den Wällen heißen Rampen oder Approllen (s. d. Art.). 26.

Wall (Anton), s. Heyne (Christian Leberecht).

Wallace (spr. Wälläß) (William), ein noch jetzt durch Sagen und Volkslieder hochgefeierter Schotte, welcher sein Vaterland von der Gewaltherrschaft des Königs Eduard I. von England zu befreien strebte, stammte aus einer alten, aber armen schottischen Familie und lebte in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. Er zeichnete sich durch hohen Muth, ungewöhnliche Körperstärke und eine feurige Gemüthsart aus und faßte, nachdem er einen Engländer im Zweikampfe getödtet hatte und aus Furcht vor Bestrafung in die Wälder Schottlands geflohen war, den Entschluß, an der Spitze einer Menge Geächteter und einer Schaar von Vaterlandsfreunden (1298) Schottland von dem Joche der Engländer zu befreien. Er griff dieselben an verschiedenen Orten mit Glück an, so daß sich nach der Flucht der englischen Beamten ein großer Theil der Schotten für W. erklärte. Unterdeß hatte Eduard ein Heer von 40000 Mann gesammelt, welches unter dem Oberbefehle des Grafen Warren in Schottland vorrückte; W. mußte sich vor ihm in die Hochlande zurückziehen und stellte sich mit den Seinen am Flusse Forth auf. Hier schlug er die ihn angreifenden Engländer, welche nun sehr geschwächt nach England flohen, indeß W. zum Regenten von Schottland ernannt wurde, da der schottische König Baliol noch in der Gefangenschaft Eduard's I. schmachtete. Obgleich W. auch jetzt noch den Krieg gegen die Engländer mit Glück fortsetzte, so veranlaßte ihn doch die Eifersucht des Adels, seine Regentenwürde niederzulegen. Während der Zeit hatte Eduard I. ein 90000 Mann starkes Heer aus Flandern nach England zurückgeführt, drang damit in Schottland vor und schlug die Schotten im Jahre 1298 bei Falkirk und unterwarf sich das ganze Land wieder. Auch W., der sich in die Verborgenheit geflüchtet hatte, wurde an den König verrathen, gefangen genommen und in Ketten nach London gebracht, wo er 1303 als Landesverräther, obgleich er dem Könige nie Treue geschworen hatte, hingerichtet wurde. Erst vor einigen Jahren wurde W.'s Schwert, welches man auf der Wallmauer der Festung Dumbardon gefunden hatte, nach London in den Tower gebracht. Das Schicksal W.'s ist vom Freiherrn von Auffenberg zu einem Trauerspiele unter dem Titel: „Wallace" benutzt worden. 81.

Wallachei, s. Walachei.

Wallenstein (Albrecht, Graf von), Herzog von Friedland, eigentlich Albrecht Wenceslaus Eusebius von Waldstein, war zu Prag am 14. Sept. 1583 von lutherischen Eltern eines edeln böhmischen Geschlechts geboren. Früh kündigte sich sein Feuergeist durch unbändige Wildheit an. Weder sein Vater, noch ein Geistlicher, dem seine Erziehung anvertraut wurde, noch die Lehrer der Stadtschule zu Goldberg in Schlesien hatten seinen unbeugsamen Starrsinn und seine Ausgelassenheit bezwingen und eben so wenig Geschmack an den Wissenschaften ihm beibringen können. Auf der Universität zu Altorf, welche er 1599 bezog, machte er sich nur durch Raufereien und Ausschweifungen bemerkbar, welches seinen Vater bewog, ihn zurückzurufen und ihm eine Pagenstelle bei dem Markgrafen Karl von Burgau zu Inspruck zu verschaffen. Hier trat W. zur katholischen Kirche über und ward von seinem Herrn, der sein freies und kühnes Wesen liebgewonnen hatte, nach einigen Jahren auf Reisen geschickt. Mit offenen Augen musterte der junge Mann nun die Hauptstädte und Höfe Englands, Frankreichs, Hollands, Spaniens und Italiens und sammelte sich einen Schatz trefflicher Er-

Digitized by Google

fahrungen über Finanz- und Heerwesen und die verschiedenen Staatsmänner und Feldherren. Zum Schlusse seiner Reisen hatte er in Padua das Studium noch einmal versuchen wollen, aber auch hier sträubte sich die zum Handeln geschaffene Kraft, die er nun in Ausschweifungen vergeudete. Ein geheimnißvoller Zug seiner Natur führte ihn zu der damals sehr beliebten, gefährlichen Astrologie; ihr gab er sich desto eifriger hin. Sein Lehrer in derselben, Argoli, scheint ihn durch Vorhersagung eines glänzenden Glücks besonders für dieß Studium gewonnen und zu seinen späteren Entwürfen angeregt zu haben; sein Geist verlor sich in den dunkelen Irrgängen und so viel glaubte er mit der größten Gewißheit in den Sternen zu lesen, daß er zu etwas Außerordentlichem bestimmt sei. Zurückgekehrt aus Italien trat er in die Kriegsdienste des Kaisers Rudolph. Ein unbegrenzter Ehrgeiz füllte seine Seele und er fühlte in sich die Kraft, ein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen; darum hielt er das Größte nicht für unerreichbar. Im Jahre 1606 machte er seinen ersten Feldzug gegen die Türken mit und wurde wegen vielfach bewiesener Tapferkeit zum Hauptmanne befördert. Der bald darauf erfolgte Friede endete indeß seine kriegerische Laufbahn und er vermählte sich in Böhmen mit einer reichen und bejahrten Wittwe, die ihn nach einer kurzen kinderlosen Ehe in den Besitz eines großen Vermögens setzte. Als 1617 zwischen dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark und dem Freistaate von Venedig in Friaul eine Fehde ausbrach, warb er auf eigene Kosten 200 Reiter, zeichnete sich beim Entsatze von Gradiska aus und wurde nach geendigtem Kriege von Ferdinand zum Obersten der Miliz in Mähren ernannt. Er nahm seinen Aufenthalt in Olmütz und heirathete in zweiter Ehe die Tochter des Grafen Harrach, Isabella, worauf ihn der Erzherzog Ferdinand in den Grafenstand erhob. Bei dem Ausbruche der Unruhen in Böhmen (1619) wurde er von den Rebellen vertrieben, warb indessen 1000 Mann Cuirassiere, focht ruhmvoll in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag gegen Friedrich V. (8. Nov. 1620) und eroberte in Verbindung mit Boucqoi die in den Händen der Feinde noch befindlichen festen Plätze in Mähren. Über Mähren wurde er zum Militairgouverneur ernannt, erhielt die von den protestantischen Böhmen eingezogenen Güter zurück und befehligte hierauf als Generalmajor gegen den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen. Als Entschädigung für die Verwüstung seiner Güter und zugleich als Belohnung für seine Thaten belehnte ihn der Kaiser (1622) mit der Herrschaft Friedland in Böhmen und erhob ihn im folgenden Jahre zum Fürsten von Friedland. Größere Verdienste erwarb sich W. um den Kaiser, als 1626 der König Christian V. von Dänemark sich an die Spitze der Protestanten stellte. In der größten Verlegenheit um Geld und Truppen erbot sich der Fürst von Friedland, auf eigene Kosten ein Heer von 50000 Mann zu werben, mit der Bedingung, der oberste Befehlshaber desselben zu sein und die Anführerstellen selbst vergeben zu dürfen. Der Kaiser gab ihm die Vollmacht und in wenigen Monaten war ein ansehnliches Heer versammelt. Sein Name allein versammelte Kampflustige aus allen Gegenden unter seine Fahnen; Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an. Bald darauf wurde W. vom Kaiser zum Herzoge erhoben. Der Kennerblick, mit dem es ihm gelang, die tüchtigsten Männer zu Officieren auszuwählen, und die Strenge, mit der er Jeden beobachtete, brachte eine ausgezeichnete Ordnung und Einheit in dem großen Ganzen hervor. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Officieren versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse des Geringsten sorgte er, aber er verlangte dagegen Unerschrockenheit und unbedingten Gehorsam. Feigheit wurde sogleich mit dem Tode bestraft. Schon sein bloßer Anblick hatte etwas Wildes und Schaudererregendes; sein Anzug bestand gewöhnlich aus einer eigenen bunten Zusammensetzung: Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elennshaut, der Halskragen war nach spanischer Art gekräuselt, seine Leibbinde war roth und auf seinem Hute

Digitized by Google

war eine rothe Feder befestigt. Seine Miene war finster, geheimnißvoll und argwöhnisch, und wenn er die Gassen des Lagers durchschritt, kam allen Kriegern ein wunderliches Grauen an. Im Herbste des Jahres 1625 setzte sich das neue Heer von Böhmen aus in Bewegung und eilte dem Kriegsschauplatze an der Elbe zu, wo es in den anhaltischen Ländern, dem Halberstädtischen und Magdeburgischen die Winterquartiere bezog. Der baierische General Tilly verlangte ein Hülfscorps von W.; allein auf diesem Fuße begehrte der Generalissimus des Kaisers mit ihm nicht zu stehen; er forderte Unterwürfigkeit von ihm, und da Tilly zu stolz war, sich dazu zu bequemen, so blieben beide Feldherren auf immer getrennt. W. schlug am 18. April 1626 den Grafen von Mansfeld bei der dessauer Brücke und verfolgte ihn mit seinem Heere durch Schlesien nach Ungarn, wo sich Mansfeld mit Bethlen Gabor zu vereinigen gedachte. Dieser aber schloß mit dem Kaiser einen Waffenstillestand und Mansfeld zog sich nach Dalmatien zurück, wo er starb. W. wandte indeß seine Waffen gegen die Türken, entsetzte das von ihnen belagerte Novigrad und eroberte Waizen. Nach dem Friedensschlusse zwischen Gabor und dem Kaiser kehrte W. mit seinem sehr zusammengeschmolzenen Heere nach Östreich zurück. Er brachte den Winter über in Wien zu, um theils seine Gesundheit herzustellen, theils sein Heer wieder vollzählig zu machen. Im Frühlinge 1627 vertrieb er an der Spitze von 25000 Mann die weimarischen Truppen aus Oberschlesien, bemächtigte sich aller festen Plätze auf seinem Marsche und drang durch die Mark Brandenburg in Meklenburg ein. Das Heer W.'s erhielt sich einzig durch den Krieg nach alter Römerweise, indem in Freundes und Feindes Land Requisitionen und Contributionen ausgeschrieben und die Reichsfürsten genöthigt wurden, Magazine für den Unterhalt desselben zu errichten. Bei der Ankunft des Wallenstein'schen Heeres in Meklenburg war der König von Dänemark schon durch die liguistischen Truppen zum Rückzuge gezwungen. Nun wurden die feindlichen Schaaren auch in kurzer Zeit aus dem Meklenburgischen, dem Holsteinschen bis auf Glückstadt verdrängt und der größte Theil von Schleswig und Jütland fiel in kaiserliche Gewalt. Alle diese Länder wurden von dem Sieger hart behandelt und mit ungeheuren Brandschatzungen belegt, die Herzöge von Meklenburg, welche mit Dänemark sich verbündet hatten, von dem Kaiser in die Acht erklärt und W. mit ihren Ländern und außerdem noch mit dem Fürstenthume Sagan belehnt. W. legte seine Truppen längs der Ostseeküste bis durch Pommern in die Winterquartiere. Nachdem er sich den Besitz von Meklenburg gesichert zu haben glaubte, was aus den milden Maßregeln hervorzugehen schien, die er in Beziehung auf dieses Land nun ergriff, knüpfte er mit dem Könige Gustav Adolph von Schweden Unterhandlungen an, die dahin abzweckten, ihn zum Bündnisse gegen Dänemark zu bewegen. Er stellte auch dem Könige das Horoskop, ein Beweis, daß ihm die Astrologie nicht als bloßer Scherz galt, wie Einige angenommen haben. Das projectirte Bündniß mit Schweden kam nicht zu Stande und da er der schwedischen Macht nicht trauete, so trachtete er danach, alle Ostseehäfen in seine Gewalt zu bekommen. Vom Kaiser wurde er mit dem Titel eines Generals des oceanischen und baltischen Meeres beehrt. Im Mai 1628 rückte er vor das wohlverwahrte und von Dänen und Schweden kräftig vertheidigte Stralsund. Er verlor dabei in fruchtlosen Stürmen mehr als 12000 Mann und mußte im Juli desselben Jahres unverrichteter Sache abziehen. Ein gleiches Schicksal widerfuhr ihm bei den Belagerungen von Glückstadt und Magdeburg und als er hiernach zum zweiten Male vor Stralsund erschien und alle Mittel aufbot, sich in den Besitz desselben zu setzen, war er ebenfalls nicht glücklicher. Darauf eroberte er Rostock und besiegte die Dänen bei Wolgast. Der am 12. Mai 1629 von ihm mit Dänemark zu Lübeck geschlossene Friede hemmte seine weiteren Unternehmungen. Da in diesem Tractate der vertriebenen Herzöge von Meklenburg durchaus nicht gedacht war, so glaubte

W. sich nun in dem Besitze des Landes gänzlich gesichert und der einzige Feind, den er noch fürchtete, war Gustav Adolph von Schweden. Diesen suchte er dadurch von der deutschen Grenze und von der den Herzögen von Meklenburg zugesagten Unterstützung abzuhalten, daß er ihn in Preußen beschäftigte, wohin er auf Befehl des Kaisers den Feldmarschall Arnim zur Unterstützung des Königs Sigismund von Polen absendete. W. residirte indeß zu Güstrow mit großer Pracht; der berühmte J. Kepler war sein Hofastrolog. Aber laute Klagen wurden über die unerträgliche Tyrannei des Wallenstein'schen Heeres erhoben; des Kaisers Bruder, Leopold, machte diesem in einem Briefe die schauderhafteste Schilderung von dem Gelderpressen der Befehlshaber und dem Brennen, Morden und allen Schandthaten, welche die Wallenstein'schen Truppen in befreundeten und feindlichen Ländern sich erlaubten. Solche Klagen überwogen die Vertheidigung, welche W.'s Freunde bisher mit Glück geführt hatten, und als nun auf dem Churfürstentage zu Regensburg im Februar 1630 eine noch größere Fluth von Klagen auf den Kaiser zuströmten und alle Fürsten darauf drangen, daß W. vom Oberbefehl entfernt werde, und besonders Maximilian von Baiern sehr entschlossen redete, da willigte der Kaiser nach einigem Zaudern ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob der stolze, mächtige Mann auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er sogleich. Seine astrologischen Berechnungen schienen ihn zu besänftigen. „Er messe dem Kaiser keine Schuld bei", sagte er, „denn die Sterne zeigten, daß des Churfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beherrsche. Übrigens werfe dieser mit dem Abdanken seiner Truppen den edelsten Stein aus seiner Krone weg". W. nahm also seine Absetzung demüthig an, bat den Kaiser um Fortdauer seiner Gnade und zog sich auf seine Güter nach Mähren zurück. Die Wallenstein'schen Truppen, welche nicht entlassen wurden, vereinigten sich mit denen der Ligue und das gesammte Heer kam unter den Oberbefehl Tilly's. W. lebte nun bei einem jährlichen Einkommen von 6 Millionen Thalern auf seinen Besitzungen mit großer Pracht und Herrlichkeit. 60 Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige seiner Kammerherren hatten schon in gleichem Range dem Kaiser gedient. 300 auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und seine Wohnung glich einem Hoflager, denn in seine Nähe drängten sich die angesehensten Männer. Mit dem Kaiser stand er fortwährend in dem besten Vernehmen und unterhielt mit ihm einen vertraulichen Briefwechsel. Von demselben erhielt er Aufträge, die das ganze Kaiserhaus betrafen, Fragen um Rath und Aufforderungen zu Gutachten. Der Kaiser gab ihm in diesen Briefen den Titel: „Herzog von Meklenburg und Sagan". Äußerlich schien W. ruhig, aber sein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit inniger Freude hatte er die Fortschritte des Königs Gustav Adolph verfolgt, weil sie ihn an dem Kaiser und dem verhaßten Churfürsten von Baiern rächten, ja er soll selbst versucht haben, in die Dienste des Königs von Schweden zu treten; indeß derselbe hielt es zu gewagt, ihm allein einen Theil seines Heeres, wie er es verlangt haben soll, anzuvertrauen. Gustav Adolph errang immer mehr Vortheile über die Kaiserlichen, und als auch die Sachsen sich der böhmischen Grenze näherten, erhielt W. vom Kaiser den Auftrag, mit dem sächsischen Feldmarschall Arnim, der früher unter ihm gedient hatte, Unterhandlungen anzuknüpfen, um die Sachsen aufzuhalten und wo möglich den Churfürsten vom schwedischen Bündnisse zu trennen. Doch die Conferenzen zu Kaunitz waren ohne Erfolg, weil es wahrscheinlich beiden Theilen nicht rechter Ernst war. Während dieser Zeit waren die Schweden in Baiern eingedrungen und Tilly war am Lech gefallen. Der Kaiser zitterte in seiner Hofburg. Da trafen bei W. die kaiserlichen Unterhändler ein, welche ihm wieder die Oberfeldherrnwürde antrugen. W. empfing sie kalt und gab erst nach vielem Bitten das Versprechen, dem Kaiser in 3 Monaten ein Heer von 30000 Mann

Digitized by Google

zu werben; es anzuführen versprach er aber nicht. Und nun sandte der Gewaltige seine Anhänger in alle Gegenden, seine Werbefahne aufzupflanzen. Tausende strömten ihr zu, denn sie hatte immer zu Glück und Beute geführt, und es war in jener stürmischen Zeit leichter, als Krieger seinen Unterhalt zu finden, als in der Werkstatt und hinter dem Pfluge. Ein Wallenstein'scher schwerer Reiter erhielt 9 Gulden monatlichen Sold, der leichte 6, der zu Fuße diente 4, außer der täglichen Kost an Fleisch, Brod und Wein. Schon im März 1632 war ein Heer von 40000 Mann in Mähren beisammen; aber auch nur der, der sie geworben hatte, vermochte sie zu führen. Das fühlte der Kaiser wohl, und so vereinte er denn mit dem Könige Ferdinand von Ungarn und dem Bischofe von Wien seine Bitten, den W. zur Übernahme des Commandos zu bewegen. Endlich ließ er sich willig finden. Doch mußte sich der Kaiser zu der unglaublichen Demüthigung herablassen, sich von W. folgende Bedingungen vorschreiben zu lassen. „Der Herzog von Friedland, Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung. Der Kaiser darf nie bei dem Heere selbst erscheinen. Zur Gewißheit seiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein östreichisches Erbland als Unterpfand und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei zu schalten und allein Begnadigungen zu ertheilen. Beim Frieden soll ihm Meklenburg oder eine andere Entschädigung zugesichert werden und während des Krieges im Nothfalle alle kaiserlichen Erbländer offen stehen". Mit solcher, fast kaiserlichen Gewalt ausgerüstet trat W. von Neuem auf den Schauplatz. Er eroberte Prag schon im April 1632 wieder und trieb die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen; darauf vereinigte er sich, auf dringendes Bitten des Churfürsten von Baiern und nachdem derselbe hatte versprechen müssen, sich unbedingt seinen Anordnungen in Führung des Krieges zu unterwerfen, mit den baierschen Truppen in Eger, um von da aus gegen Nürnberg, einem der wichtigsten Waffenplätze des Königs von Schweden, zu ziehen. Allein schon war Gustav Adolph herbeigeeilt und beide Heere verschanzten sich bei Nürnberg einander gegenüber. Obgleich an Streitern überlegen unternahm W. doch keinen Angriff und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor; bis endlich am 4. Sept. Gustav Adolph gegen die Wallenstein'schen Verschanzungen anstürmte. Allein dieß Unternehmen war zu groß; die entschlossenste Tapferkeit vermochte nichts gegen die festen Werke mit ihren Feuerschlünden. Noch 14 Tage wartete der König in seinem Lager und als dann noch W. in dem seinigen unbeweglich blieb, zog er am 18. Sept. unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, nach Nordschwaben, wo er neue Eroberungen machte. Um den Krieg wieder in das nördliche protestantische Deutschland zu versetzen und vielleicht auch den Churfürsten von Sachsen vom schwedischen Bündnisse abzuziehen, wandte sich W. nun unerwartet nach Sachsen, wo er seinen Weg durch Mord und Flammen bezeichnete. Schnell eilte auch der König von Schweden herbei und traf am 11. Nov. 1632 in der Gegend von Naumburg ein. W. glaubte nicht, daß derselbe wegen der bereits eingetretenen Kälte vor dem Frühjahre im Felde noch etwas unternehmen werde, und schickte daher den Grafen Pappenheim mit seinem Corps nach dem Rheine ab; doch kaum hatte Gustav Adolph hiervon Nachricht erhalten, als er auch schon aufbrach und am 15. Nov. Abends dem Heere W.'s bei Lützen gegenüberstand; und am 16. Nov. (1632) wurde die berühmte Schlacht bei Lützen geschlagen (s. d. Art.). W. selbst verwundet mußte mit großem Verluste von Menschen und seinem ganzen Geschütze das Schlachtfeld räumen, welches die Schweden, deren Führer, der König Gustav Adolph, gefallen war, unter dem Herzoge Bernhard von Weimar behaupteten. W., zum ersten Mal. besiegt, zog sich nach Böhmen zurück und ließ in Prag ein strenges Kriegsgericht über diejenigen Officiere und Soldaten halten, welche beschuldigt wurden, in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt zu haben. Viele der-

Digitized by Google

selben wurden öffentlich hingerichtet, und zwar die Officiere enthauptet, Gemeine erhenkt und mehr als 50 Namen abwesender Officiere als ehrlos an den Galgen geheftet. Darauf stellte er neue Werbungen an, ersetzte das verlorene Geschütz durch eingeschmolzene Glocken und bald stand er wieder so furchtbar da, als zuvor. Erst im Mai 1633 rückte er wieder ins Feld. Statt sich aber in das nördliche Deutschland zu wenden und die Schweden unter Gustav Horn und dem Herzoge Bernhard von Weimar anzugreifen, marschirte er nach Schlesien, wo sich ein kleines schwedisches Heer mit sächsischen und brandenburgischen Truppen vereint befand. Gegen dasselbe unternahm er jedoch ungeachtet seiner Überlegenheit anfangs nichts Ernstliches. Diese auffallende Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden zum Nachtheile Östreichs stehe. Man legte ihm selbst die Absicht unter, daß er sich durch den Beistand der Protestanten zum Könige Böhmens erheben wolle. Daß zwischen beiden Theilen Unterhandlungen gepflogen wurden, war kein Geheimniß; daß diese aber nur die Grundlage eines zu schließenden Friedens und nicht W.'s eigenen Vortheil zugleich betrafen, geht wenigstens aus den bisher bekannt gewordenen Urkunden (z. B. aus dem von Arnim'schen „Archive") hervor. Was Parteilichkeit zur Rechtfertigung der nachmaligen Schritte des Kaisers wider W. bekannt gemacht hat, dürfte wohl nicht ganz unbedingt anzunehmen sein. Nachdem ein siebenwöchentlicher Waffenstillstand fruchtlos zu Ende gegangen war, beschränkten sich die Unternehmungen W.'s in der folgenden Zeit dieses Feldzuges darauf, daß er am 18. Oct. 1833 ein schwedisches Corps überfiel und gefangennahm, verschiedene schlesische Städte besetzte und einen Einfall in die Lausitz und die Mark Brandenburg, selbst bis Berlin machte. Indeß bewirkten seine Unternehmungen nichts Entscheidendes. Noch weniger Erfolg hatte der Zug, den W. auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um die Fortschritte des Herzogs Bernhard von Weimar aufzuhalten. Ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zog W. bei der Annäherung des Herzogs sich nach Böhmen zurück und verlegte seine Truppen in die Winterquartiere. Diese Maßregel, welche ganz wider den Willen des Kaisers war, der seine Erbländer möglichst schonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen W.'s Treue. Seine Feinde am Hofe, besonders die spanische Partei, schilderten ihn als einen Verräther. Man legte dem Kaiser den Plan einer von W. gemachten Verschwörung vor, deren Zweck sein sollte, sich mit Hülfe der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn von Böhmen zu machen und sich in dem Besitze durch den Beistand der Schweden und einiger protestantischen deutschen Fürsten zu behaupten. Als nun W. zu Pilsen am 11. Jan. 1634 einem versammelten Kriegsrathe alle seine Beschwerden gegen den Kaiser, welcher die Bedingungen des eingegangenen Contractes mehrseitig verletzt hatte, vorgelegt und die Generale zum Theil für seine Absicht eingenommen hatte, erkannte man in Wien, wo von Octavio Piccolomini, seinem Waffenbruder von frühester Zeit her, Alles angezeigt worden war, das Dringende der Gefahr. Ferdinand II. erließ daher am 18. Febr. 1634 ein Mandat, in welchem er W. des Oberbefehls der Armee entsetzte und ihn nebst zweien seiner Generale, Illo und Terzky, als Verräther und Rebellen ächtete. Gleichzeitig wurden Generale, auf deren Treue man sich verlassen konnte, befehligt, sich W.'s todt oder lebendig zu bemächtigen. W. begab sich daher nach Eger, um, wie man diesen Schritt erklärte, der Grenze und den schwedischen Truppen näher zu sein. Es schien ihm freilich nichts übrig zu bleiben, als sich eines festen Platzes, wie Eger, zu versichern und sich mit den Feinden zu vereinigen. Wäre diese Vereinigung wirklich geschehen, so würden die Folgen davon für den Kaiser nicht zu berechnen gewesen sein. W. Ermordung machte allen seinen wirklichen oder vermutheten Plänen ein Ende. Einige Officiere der Garnison zu Eger, der Oberst Leslin, ein katholischer Irländer, dem W. Alles vertraut hatte, der Festungscommandant Buttler und Oberstlieutenant Gordon, beide

Digitized by Google

protestantische Schottländer, verschworen sich zu W.'s Untergange. Mit offenbarer Gewalt war nichts auszurichten, da ein großer Theil des Heeres dem Feldherrn noch ergeben war; also mußte der Weg des Verraths eingeschlagen werden. Am 25. Febr. 1634 wurden bei einem zu diesem Zwecke veranstalteten Gastmahle die vertrautesten Freunde W.'s, Illo, Wilh. Kinsky, Terzky und dessen Adjutant, der Rittmeister Neumann von Buttler's Dragonern, unter Anführung des Majors Geraldin, plötzlich überfallen und getödtet. Darauf übertrugen sie dem Irländer Deveroux und 6 Hellebardirern die Vollstreckung des Blutbefehls an W., der, in seinem Schlafzimmer überfallen, schweigend mit ausgebreiteten Armen der Hellebarde tödtlichen Stoß in die feste Brust empfing und ohne einen Laut todt niedersank. Er war noch nicht 52 Jahre alt und sein Leichnam wurde ohne Gepränge in der von ihm gestifteten Carthause zu Gitschin beigesetzt. Die beträchtliche Baarschaft, welche man bei ihm fand, wurde eine Beute der Verschworenen und ihrer Gehülfen. Man bemächtigte sich sogleich aller seiner Papiere; allein es ist nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, was seine Verrätherei bewiesen hätte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser eingezogen und zum Theil denen gegeben, die seinen Untergang hatten befördern helfen. — W. wird geschildert als ein großer Mann von starkem Körperbaue, kleinen durchdringenden schwarzen Augen und im Besitze einer unermüdlichen Thätigkeit. An seiner stets reich besetzten Tafel war er selbst sehr mäßig und er widerstand überhaupt allen Lockungen der Sinne und suchte nur Befriedigung seiner Ehrsucht und Herrschbegierde. Doch verschwendete er viel in prächtigen Gebäuden und in einem glänzenden, zahlreichen Hofstaate. Verschwenderisch war er ferner, um Personen, die er zu seinem Zwecke gebrauchen wollte, sich verbindlich zu machen; allein die Kunst, Herzen zu gewinnen, verstand er nicht. Mit großem persönlichen Muthe verband er eine gewisse Zuversicht auf sich selbst; er war nicht ohne Feldherrntalent, stand jedoch in dieser Beziehung dem Könige Gustav Adolph und dem Herzoge Bernhard von Weimar bedeutend nach. Alle seine Unternehmungen gründete er auf die Überlegenheit seiner Truppen und seine Art, Krieg zu führen, war mehr Politik als Kriegswissenschaft. Ohne Achtung für die Religion selbst war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn ihrerseits wieder haßte. Über die Vorurtheile seines Zeitalters konnte er sich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Gesellschafter, der sich nur wenige Augenblicke vor seinem Tode von ihm trennte, war der italienische Astrolog Seni. Über die jedem gebildeten Deutschen bekannten dramatischen Dichtungen Schiller's: „Wallenstein's Lager", „Die Piccolomini und Wallenstein's Tod" s. Schiller. Vergl. Wallenstein's ungedruckte Briefe aus dem von Arnim'schen „Archive", herausgegeben von Förster, (1826—1829. 3 Thle.). Derselbe hat es sich in der jüngsten Zeit durch die „Biographie Wallenstein's" (Potsdam 1834) angelegen sein lassen, durch aufgefundene Documente aus jener Zeit darzuthun, daß W. unrichtig des Verraths beschuldigt und deßhalb ungerechter Weise gegen ihn verfahren worden sei, so daß dessen Familie gegründete Ansprüche auf die Rückgabe der damals vom Kaiser eingezogenen ausgedehnten Besitzungen habe. Kürzlich sind auf dem Rathhause in Breslau noch 15 Briefe W.'s aufgefunden worden, welche sich vom August 1626 bis September 1630 datiren. 61.

Waller (Edmund), einer der elegantesten englischen Dichter des XVII. Jahrhunderts, am 3. März 1605 zu Colshill in Hertfordshire geboren, verlor in früher Jugend seinen Vater, der ihm ein sehr bedeutendes Vermögen hinterließ, und gelangte schon, nachdem er kaum seine Studien zu Cambridge beendigt hatte, durch seinen Reichthum zu einer Stelle im Parliamente. Am Hofe Jakob's I. ward er zum abgeschliffenen Weltmanne und lernte sich mit schlauer Gewandtheit in alle Umstände fügen, ohne sich um die Erhaltung moralischer Achtung zu kümmern. Sein Vermögen vergrößerte er noch bedeutend durch eine reiche Heirath. So sehr

Digitized by Google

vor dem Ausbruche des Bürgerkriegs W. als warmer Anhänger des Hofes galt, so nahm er doch, als es ihm sein Vortheil gebot, die Partei der Rebellen und eiferte im Parliamente gleich dem entschiedensten Puritaner gegen die Bischöfe. Zu gleicher Zeit unterhandelte er mit dem Könige und ließ sich in eine Verschwörung verwickeln, deren Entdeckung ihn zwang eine Zuflucht in Frankreich zu suchen. Um sein Vermögen zu retten, wagte er sich bald wieder nach England zurück und schmeichelte sich bei Cromwell, mit dem er verwandt war, durch ein langes Lobgedicht so sehr ein, daß sein früheres zweideutiges Benehmen vergessen wurde. Mit derselben Gewandtheit wußte er nach der Restauration den Royalisten zu spielen. König Karl II. wurde in einem Panegyricus nicht minder schmeichlerisch besungen als der Usurpator und im Parliamente zeigte sich W. wieder als geschmeidiger, intriguanter Hofmann. Er starb am 21. Oct. 1687. W. verdient nicht wegen der Größe seines Genies, der Tiefe des Gefühls und der Originalität der Gedanken Auszeichnung, sondern wegen der Feinheit seines Gefühls. Keinem gleichzeitigen Dichter gelangen eine so correcte Sprache, so harmonische Verse und so feine Wendungen. Seine kleineren Gedichte (Schmeicheleien und Liebeslieder) gleiten glatt und elegant dahin und verrathen das Studium französischer Muster. Sein Lobgedicht auf Cromwell („Panegyric to Mylord Protector") ist ein Meisterwerk schmeichelnder Beredsamkeit, dem der Panegyricus auf Karl II. („To the King, upon his Majesty's happy return") weit nachsteht. Am Schwächsten sind seine geistlichen Poesien und besonders kalt und trocken ist das Lehrgedicht über die göttliche Liebe („On divine Love"); wie hätte auch der höfische W. der religiösen Begeisterung fähig sein können. „Works in verse and prose, published by Fenton" (Lond. 1729. 4.); „Works, with his life by Percival Stockdale" (Lond. 1772. 8.). 67.

Wallfahrt, s. Processionen.

Wallfisch, lat. balaena; franz. baleine; engl. whale, ist eine Gattung der größten Seethiere, welche in 2 Unterabtheilungen getheilt wird, solche mit einer Rückenflosse (balaenoptera), mit den Abtheilungen: faltenbauchige (Rorqual) und glattbauchige (Finnfisch), und solche ohne Rückenflosse. Die merkwürdigste Art ist der gemeine grönländische W. (balaena mysticetus), das größte unter allen bekannten Thieren. Früher, wo ihm weniger nachgestellt wurde, ward er über 100 Fuß lang und jetzt erreicht er eine Länge von 60—80 Fuß und eine Breite von 40—50 Fuß und wird 100000 Pfund schwer. Er hat einen sehr großen, fast den dritten Theil des Körpers ausmachenden und 20—23 Fuß langen Kopf, in dessen Mitte sich zwei schlangenförmige, 1¼ Fuß breite Spritz- oder Blaselöcher befinden, die ihm, wie die Nase, zum Athemholen dienen und aus denen er das Wasser mit gewaltigem Brausen in die Luft bläst; kleine Augen, von der Größe eines Ochsenauges, die mit beweglichen Augenliedern, Wimpern und Augenbraunen versehen sind und mit denen er nach Oben sieht; Ohren, die zwar von Außen nicht sichtbar sind, mit denen er aber sehr leise hört; einen schlangenförmig gebogenen Rachen, in dem sich in der Unterkinnlade 2 große Knochen und eine Zunge, die ein Stück Speck ist, unbeweglich daliegt, etliche 1000 Pfund wiegt und 10—20 Tonnen Thran gibt, befinden. Auf der Zunge bilden Zotten, Haare ꝛc. eine Art Netz, in das sich der Fraß fängt. In der obern Kinnlade gehen querüber die Barten, welche in eine Art Rinne der untern Kinnlade passen und zum Zermalmen der Speisen dienen. Solcher Barten, aus denen das Fischbein bereitet wird, hat er 250—300, nach Anderen 500—700, von denen nur etwa 500 gebraucht werden können, welche die erforderliche Länge haben. Die mittelsten, als die längsten, sind 10—15 Fuß lang und die sämmtlichen Barten wiegen gegen 1000 Pfund. Seine Kehle ist so eng, daß eine starke Faust nur so eben durchkommen kann. Die Flossen an der Brust sind 10—12 Schuh lang, eben so breit und

Digitized by Google

haben inwendig 5 gegliederte Finger und ordentliche Arm- und Handknochen. Er hat ferner einen horizontal liegenden, 9—10 Fuß breiten, an dem Außenrande etwas in die Höhe gebogenen, beinahe gabelförmigen Schwanz, mit dem er das Wasser peitscht, sich vertheidigt, seinen Fraß lockt und durch einen Schlag mit demselben ein ziemliches Fahrzeug zerschmettert. Er sieht gemeiniglich schwarz, am Bauche weiß aus und seine Haut, unter der sich sowohl, als unter dem Fleische, der ½ und an manchen Stellen ¾ Ellen dicke Speck, der beinahe 100 Tonnen Thran gibt, sich befindet, ist oft mit Seegewächsen, Corallen und Muscheln u. dergl. besetzt. Ihn plagen vorzüglich die Wallfischläuse, welche sich in großer Menge auf ihn setzen und nur mit Beschädigung der Haut losgerissen werden. Er lebt gesellig in Heerden von 20—100 Stück, schwimmt schneller, als irgend ein Vogel fliegen kann, legt in einem Tage 200—300 Meilen zurück, verweilt gewöhnlich ¼ Stunde unter dem Wasser, begattet sich wie die Landthiere und das Weibchen trägt 10 Monate, worauf sie ein gegen 30 Schuhe langes, grau aussehendes Junges gebiert, welches sie etliche Jahre an 2 Brüsten säugt. Seine Nahrung sind Seeinsecten und sein Aufenthalt ist um den Nordpol, vorzüglich Grönland und Spitzbergen, überdieß auch in südlichen Gegenden, im atlantischen Ocean und im stillen Meere. Außer diesen gibt es noch den Nordkaper (orca), der ziemlich eben so groß, als der grönländische W. ist, einen runderhabenen Kopf, eine plötzlich verdünnte Schnauze, auf dem Rücken Fettflossen und am Bauche verschiedene Runzeln, und einen Rachen hat, der einem gleichseitigen Dreiecke gleicht und so groß ist, daß ein kleines Fahrzeug mit der Flut hineinfahren und 14 Menschen darin stehen können. Er ist gegen 80 Fuß lang und 35 Fuß dick und hält sich im Meere bei Grönland auf; ist aber nicht von großem Nutzen. Der Finnfisch (physalus), wird nach seiner Rückenflosse oder Finne so genannt, hat die Länge eines Wallfisches, schlechte Barten, gibt wenig Speck und schlägt mit dem Schwanze gefährlicher, als der W. Der Kaschelot (physeter) unterscheidet sich von den vorigen durch seine Zähne im Unterkiefer, die in die Vertiefungen des Oberkiefers passen. Die berühmteste Art ist der Pottfisch (macrocephalus), welcher von seinem unförmlich großen, fast die übrige Hälfte des Körpers einnehmenden Kopfe den Namen hat, ohne Rükkenfinnen ist und dessen Luftröhre (Blaseloch) vor den Augen, vorn auf der Nase liegt. Er hat ein kleines, mit starken Zähnen bewaffnetes Maul, aber einen so ungeheuren weiten Schlund, daß er 6 Ellen lange Haifische verschlingen kann, wird über 60 Fuß lang und 30 Fuß dick, hält sich in dem südlichen Weltmeere auf und in seinen Eingeweiden findet man zuweilen den kostbaren Ambra. Der Pottfisch wird vorzüglich des Wallraths (s. d. Art.) wegen, der das Gehirn umgibt, gefangen. Er gibt etliche 20 Tonnen Wallrath. — Der Wallfischfang geschieht mit Harpunen (s. d. Art.). Der Harpunier, sobald er den W. sieht, sendet ihm einige Schaluppen entgegen, auf denen man möglichst nahe und behutsam an ihm rudert, und hat man ihn bis 30 Fuß erreicht, so wird die an einem über 100 Klaftern langen Strick befestigte Harpune in den Leib dieses Thieres geworfen. Sobald er getroffen ist, läßt er sich auf den Grund nieder, kommt aber bald wieder, um Luft zu schöpfen, auf die Oberfläche. Hat er sich verblutet und schwimmt oben auf, so wird er an dem Seile der Harpune an das Schiff, worin die Wallfischfänger sich befinden, herangezogen. Einige, die unter ihren Schuhen spitzige Eisen haben, steigen auf ihn, hauen den Speck und die Barten heraus und werfen das Fleisch mit dem ganzen Gerippe den Seethieren und Seevögeln zu. Die Kamtschatalen und andere nördliche Völker machen sich aus der 1 Zoll dicken Haut Schuhe und Stiefeln, aus den Därmen Hemden und aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Stricke ꝛc. und essen das Fleisch. Der Wallfischfang wurde schon im X. Jahrh. von den Norwegern, im XI. von den Flammländern und im XII. von den Isländern betrieben; jedoch systematisch wurde er zuerst im XIII. Jahrh. von den Basken ausgeübt,

Digitized by Google

hierauf von den Franzosen aus Dünkirchen, Larochelle ꝛc. 1610 unternahmen die Engländer eine Fahrt auf Wallfische und die zu Amsterdam und London errichteten Compagnien schickten Flotten nach Spitzbergen. Da daran mehrere andere Nationen Theil nahmen, entstand unter denselben ein Krieg, wodurch die besten Seestriche längs der Küste von Spitzbergen unter Engländer, Holländer, Hamburger, Franzosen und Spanier vertheilt wurden. Die Holländer überflügelten aber die englisch-moskowitische Compagnie durch ihren segensreichen Erfolg, gründeten eine Sommercolonie am Ufer des Meeres, legten das Dorf Smerenberg mit einem Hafen an und besaßen im XVII. Jahrh. schon 200—300 Fahrzeuge, welche sie mit 18000 Mann ausrüsteten. Die Engländer, die seit 100 Jahren keine Wallfischfänger ausgeschickt hatten, gründeten zwischen 1732 und 1749 eine Grönland- und Südseecompagnie und setzten eine Prämie auf 40 Schillinge für die Tonne. Sie haben sich behauptet und senden jährlich 200 Schiffe auf den Wallfischfang mit 3000—4000 Seeleuten, welche Grönlandsfahrer heißen und im April nach Grönland und im März nach der Davidsstraße auslaufen. Mit diesen zugleich nehmen die Nordamerikaner, die Hanseaten, Holländer und Franzosen Antheil. Aus den Häfen der Elbe gehen seit 1814 jährlich über 50 Schiffe auf den Wallfischfang, davon allein 17 aus Glückstadt. Der Gewinn macht jährlich 27—30 Procent aus. 71.

Wallfisch, ein großes Sternbild am südlichen Himmel, durch dessen Kopf der Äquator geht, westwärts vom Eridanflusse, macht sich durch viele Sterne dritter Größe kenntlich; besonders glänzen an seinem Rachen Menkar und am Schwanze Deneb-Kaitos, zwei Sterne zweiter Größe, während über seinem Bauche das Band der Fische hinweggeht. Am Halse des Wallfisches, in welchem Sternbilde überhaupt 97 Sterne gezählt werden, steht der berühmte veränderliche Stern Mira. 13.

Wallia, König der Westgothen, 415—419, war Nachfolger Siegrich's oder vielmehr, da dieser nur 7 Tage auf dem Throne saß, des Athaulf. Ob er Athaulf's Verwandter oder Bruder gewesen ist, was zwar von Einigen behauptet, aber in den Quellen nirgends gezeigt wird, ist ungewiß; nur so viel wissen wir, daß er ein tapferer Mann war und durch die Wahl seines Volks den Thron bestieg. Die von seinem Vorfahr angefangenen Eroberungen setzte er fort und von Barcelona aus längs der Meeresküste hinziehend nahm er alle Städte bis an die Meerenge von Gibraltar und wollte von da nach Afrika übergehen. Da aber schickte der Kaiser Constantius Gesandte an ihn und suchte durch Versprechungen seinem Eroberungszuge Grenzen zu setzen. W. nahm die verheißenen 600000 Maß Weizen, womit er eine unter den Seinigen ausgebrochene Hungersnoth linderte, gern an, gab die Placidia, Athaulf's Gemahlin, zurück und schloß sich nun, da er früher ein erklärter Römerfeind gewesen war, an die Römer an. Für diese kämpfte seitdem W. mit seinen Gothen siegreich gegen germanische Völkerschaften, welche sich in der pyrenäischen Halbinsel niedergelassen hatten. Die Silinger und Alanen wurden gänzlich ausgerottet, die Vandalen und Sueven zogen sich in die gallicischen Gebirge zurück. Dafür, daß W. den Römern Spanien wieder erobert hatte, beschenkte der Kaiser das gothische Volk im Jahre 419 mit dem Landstriche an der Garonne bis an das Meer, welcher Aquitania secunda hieß und die Stadtgebiete von Bordeaux, Perigueux, Angoulème, Agen, Saintes und Poitiers begriff; dazu wurde Toulouse gefügt und diese Provinz erhielt den Namen Septimanien oder Gothien; Toulouse nahm W. zu seiner Residenz. So wurde W. der Gründer des westgothischen Reichs in Gallien, aber noch in demselben Jahre starb er. Ihm folgte, da er nur eine Tochter hinterließ, Theodorich II. 6.

Wallis, auch Walliserland, franz. Valais; ital. Vallese, Canton der Schweitz, liegt 24° 20′—25° 54′ L. und 45° 55′—46° 30′ N.Br., grenzt im Norden an Bern, im Westen an Savoyen, im Süden an Piemont, im Osten

an das lombardisch-venetianische Königreich und an Uri, Waadt und Tessin und enthält auf 78¼ □Meil. 77400 Einw., worunter viele Cretins. Das Land besteht aus einem 18 Meilen langen Hauptthale zwischen hohen Gebirgen, unter denen der 10000 Fuß hohe Rhonegletscher am Galenstock, der große St. Bernhard, die 9100 Fuß hohe Grimsel mit der Maienwand, einem Passe aus dem Haslithale nach W. = 7000 Fuß und einem 5800 Fuß hohen Hospiz, das Schreckhorn, Finsteraarhorn, die Jungfrau, Furca, das Tschingelhorn, der Gemmi mit einem 7000 Fuß hohen Passe, der 9500 Fuß hohe Gries mit einem Passe = 7400 Fuß nach Italien, der Simplon, Rosa, das Matterhorn ꝛc. sind, an deren Fuße vortreffliche Viehweiden sind. Mitten durch geht die Rhone, die gleich bei ihrem Ursprunge zwischen hohen Felsen aus gefrorenen Gletschern hervorbricht, bis in die Ebene des Thals wie ein Wasserfall mit verschiedenen Absätzen zu betrachten ist und den Abfluß von 137 Gletschern aufnimmt. Sechszehn bewohnte Thäler, von denen 13 südlich und 3 nördlich laufen und worunter das Lötsch-, Rosa-, Matter-, Eringer- und Bagnesthal die bedeutendsten sind öffnen sich von Norden und Süden her ins Hauptthal. Das Klima ist hier sehr verschieden; denn auf den Gebirgen herrscht ewiger Winter, weiter hinab ist die Ernte des Getreides im October und im Thale selbst erntet man im Mai. Die Producte sind: Vieh, Wild, Fische; Getreide, Wein, Obst, Mandeln, Feigen, Granaten und Holz; Gold, Eisen, Blei, Kobalt, Marmor, Topf-(Lavez-)stein, Krystall, Steinkohlen und Mineralquellen. Die Einwohner sind Katholiken, sprechen theils deutsch, theils französisch, beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht, auch mit Acker- und Weinbau und führen Vieh, Holz, trockene Früchte ꝛc. aus. Die Verfassung ist demokratisch-aristokratisch, die gesetzgebende Behörde der Landrath aus 76 Mitgliedern bestehend, dessen Vorsitzer der Landeshauptmann ist, und die vollziehende Behörde der aus 5 Mitgliedern bestehende Staatsrath. Die Staatseinkünfte betragen jährlich 133110 (62000 allein von dem ausschließenden Salzverkaufe), die Ausgaben 114824 Franken. Der Canton stellt als Bundescontingent 1280 Mann, zahlt dem Bunde 26500 schweitzer Franken, wird in Ober-Wallis und in Unter-Wallis getheilt und hat 150 Gemeinden in 114 Pfarreien und 13 Zehnten; darin: **Sion** oder **Sitten**, Hauptstadt und Sitz eines Bischofs, an der Rhone und dem Sittenbach, mit 2200 Einw., einem alten Bergschlosse, ehemals Wohnung des Bischofs, großem Dome, Kanzleihause, Rathhause und Jesuitencollegium; **Martinach** (Martigny) an der Dranse, mit 1000 Einw. und Transitohandel, Hauptsitz des Cretinismus und der Kröpfe; **St. Moritz**, Flecken an der Rhone, mit 900 Einw., reicher Abtei mit wichtiger Bibliothek, starker Spedition, Waarenniederlage und alter Römerbrücke; in der Nähe eine Einsiedelei und der 100 Fuß hohe Wasserfall Pissevache, durch den Bach Salanche gebildet, und das Bagnesthal mit vielen Naturschönheiten; **Leuk**, Flecken mit 900 Einw. und warmen Bädern; **Entremont** am Bernhard; **Brieg**, Flecken an der Rhone, mit 600 Einw. und einem Lavezsteinbruche; **Simplon**, Dorf auf dem Berge gleiches Namens, 4550 Fuß hoch, mit einer herrlichen Straße (s. d. Art. Alpen). — W. folgte im Mittelalter dem Schicksale der benachbarten Länder und bildete zuletzt einen Theil von Burgund. Als es aber nach Erlöschen dieses Reiches an Deutschland gefallen war, ward 1035 Unterwallis an Savoyen als Lehn gegeben, Oberwallis dem Bischofe von Sitten unterworfen. Eine Menge Zwistigkeiten mit diesen Oberherren folgten, bis endlich 1387 Oberwallis mit Hülfe Berns sich selbstständig machte und 1417 einen Bund mit den Eidgenossen schloß. Ein neuer Angriff von Savoyen (1475) endete damit, daß Oberwallis diesem auch Unterwallis durch Unterstützung Berns abnahm und mit Bern in Bund trat, welcher 1577 in einen ewigen Bund mit der Eidgenossenschaft sich verwandelte, seit welcher Zeit W. zu den zugewandten Orten der Schweitz gerechnet ward. Im Jahre 1798 ward das

Digitized by Google

ganze Land zur helvetischen Republik geschlagen und das bisher Oberwallis unterwürfige Unterwallis jenem gleichgestellt; aber schon 1802 sonderte sich W. wieder von der Schweitz ab und constituirte sich unter französischem Einflusse zu einer besondern Republik, ward aber im Nov. 1810 unter verschiedenen Vorwänden als Departement des Simplon Frankreich einverleibt. Kaum aber waren 1814 die Alliirten in die Schweitz eingedrungen, als W. sich frei zu machen suchte und 1815 als selbstständiger Canton dem Schweitzerbunde wieder einverleibt ward. In der neuern Zeit haben die Zwistigkeiten zwischen Ober- und Unterwallis wieder stärker begonnen, indem letzteres, obgleich an Einwohnerzahl stärker, doch nur in 6 Zehnten getheilt ist, während ersteres deren 7 enthält, und darum weniger Abgeordnete zum Landrathe stellt, als jenes, dieses Mißverhältniß aber nicht dulden will. 71. 37.

Wallis (John), ein berühmter englischer Mathematiker und Theolog, im Nov. 1616 zu Ashfort in Kent geboren, bildete sich zu Cambridge zum Geistlichen und ward Prediger in London, trieb aber nebenbei sehr eifrig die mathematischen Wissenschaften und bewies sich im Bürgerkriege 1640 als Anhänger Karl's I. vorzüglich sehr gewandt im Dechiffriren geheimer Schriften, weßhalb er 1649 als Professor der Geometrie nach Oxford versetzt, daselbst 1654 Doctor der Theologie und 1657 Custos des Universitätsarchivs ward. Karl II. erwählte ihn 1660 zu seinem Kaplan, als welcher er einer der ersten Glieder der royal society ward und seit 1661 den ersten glücklichen Versuch machte, Taubstumme sprechen zu lehren. Er starb zu London 1703. Seiner Schriften sind sehr viele und theilen sich in mathematische und polemisch-theologische; doch haben letztere wenig Werth und unter ersteren ist nur seine „Arithmetica infinitorum" (Oxford 1655. 4.) hervorzuheben, die aber Newton's „Analysis" bedeutend nachsteht. Seine sämmtlichen Werke wurden durch die Universität Oxford gesammelt (Oxford 1693—1699. 3 Bde. Fol.). 16.

Wallis (Samuel), englischer Schiffscapitain, erhielt 1766 von der englischen Regierung den Auftrag, die Entdeckungen des Lord Byron (s. d. Art.) weiter zu verfolgen und segelte deßhalb den 12. Aug. 1766 mit 3 Schiffen ab, umschiffte Südamerika und drang mit einem Schiffe (das eine hatte er zu einem besondern Zwecke abgesetzt, das andere verlor er bei einem Sturme) in das stille Meer vor, wo er die Pfingstinsel, die Königin-Charlotten-Insel, die Gesellschaftsinseln und mehrere andere Inseln entdeckte und über Batavia und das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Europa zurückkehrte (im Mai 1770). Seine Entdeckungsreise erschien London 1773. 3 Bde. 8. 16.

Wallnuß, s. Nuß.

Wallonen heißen die Bewohner des Landes zwischen der Schelde und Lys, im weitern Sinne aber werden alle diejenigen Bewohner von Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg und theilweise des Stifts Lüttich darunter verstanden, welche die wallonische, d. i. altfranzösische Sprache reden. Auch ein wallonisches Brabant kannte man früher, dessen Name wohl vom altdeutschen Wahl, fremd, herkommen dürfte. 82.

Wallraf (Ferdinand Franz), ein berühmter Kunstsammler, geb. zu Köln am 20. Juli 1748, widmete sich in seiner Vaterstadt zuerst der Philosophie, Philologie und Geschichte, später auch der Theologie und nahm 1773 die Priesterweihe. Während er als Lehrer am montaner Gymnasium zu Köln wirkte, beschäftigte ihn vorzüglich die Geschichte der Musik; er stiftete dann einen Singverein zu Köln und faßte nach einer Reise durch Schwaben (1783) mit dem Domgrafen von Köln, Reichsgrafen von Öttingen-Baldern, den Entschluß, sich vorzüglich archäologischen und antiquarischen Studien zu widmen. Bald darauf ward er ordentlicher Professor der Ästhetik an der philosophischen Facultät zu Köln, als welcher er anfangs Aesthetik lehrte, 1786 aber die Professur der Botanik und Naturgeschichte damit

Digitized by Google

vereinigte. Im Jahre 1794 ward er Rector der Universität, legte aber 1798 alle seine Stellen nieder, weil er den von der französischen Regierung geforderten Eid des Königshasses nicht leisten wollte, und erhielt 1799 die Professur der Geschichte und schönen Wissenschaften an der neuerrichteten Centralschule daselbst, legte dieselbe aber bald wieder nieder, war 1802 bei der kirchlichen Organisation seiner Vaterstadt thätig und widmete sich ausschließlich wissenschaftlichen Studien und dem antiquarischen Sammeln. Die großen Schätze, welche er in dieser Hinsicht sammelte, vermachte er 1818 nach einer schweren Krankheit seiner Vaterstadt, vermehrte sie aber uneigennützig noch durch Verwendung der ihm dafür bewilligten Pension auf den Ankauf einer Sammlung römischer Antiken. Der König von Preußen ehrte 1819 seine Verdienste durch Ertheilung des rothen Adlerordens 3. Classe und eine ansehnliche Pension, in deren Genusse er noch mannigfach thätig am 20. Juli 1823 sein 50jähriges Priesterjubiläum feierte und den 18. März 1824 starb. Seine Sammlung ward 1827 im kölnischen Hofe als Stadtmuseum aufgestellt. Vergl. Smets, „Biographischer Versuch über Wallraf" (Köln 1825). 16.

Wallrath, lat. cetaceum, sperma ceti; franz. blanc de baleine; engl. sperma ceti, ist eine fette Substanz in durchscheinenden, glänzend weißen, perlmutterartigen, schmierig anzufühlenden, zwischen den Fingern etwas biegsamen Stücken, welche beim Drücken sich in dünne, glimmerartige Plättchen trennen. Das W. besteht aus viel Cetin (einem weißen, krystallischen, fettig anzufühlenden Stoffe, der durch Behandlung des Wallraths mit kochendem Alkohol rein erhalten wird und dem Chevreul, sein Entdecker, diesen Namen gegeben hat), einer gewissen Quantität flüssigen Öls von 18° und einem andern gelblichen eigenthümlichen Stoffe. Das W. bildet einen Bestandtheil des Zellgewebes, das die Häute des Gehirnes von verschiedenen Arten des Kaschelots oder Pottfisches und des delphinus edentulus oder orca L. umgibt. Man erhält es rein, wenn man es in einem wollenen Sacke auspreßt, um es größtentheils von dem mit ihm vermischten flüssigen Öle zu trennen, alsdann mit einer alkalischen Lauge kochen läßt, die sich der übrig bleibenden öligen Partie bemächtigt; nachher wird es gewaschen und geschmolzen. Durch Kali und die anderen Alkalien wird das W. zum Theil in die bekannte Wallrathseife umgewandelt und mit dem Ammonium bildet es ein Liniment. Es löst sich im warmen Alkohol von 98 p. C. in sehr großer Menge auf und fällt in der Kälte in krystallinischen Blättchen wieder daraus nieder. Durch Äther wird es schon in der Kälte und durch empyreumatisches Terpentinöl in der Wärme leicht aufgelöst; eben so wird es von den ätherischen und fetten Ölen leicht aufgenommen. Im Flusse wird von ihm das Caoutchouc aufgelöst und es bildet dann mit diesem eine erhärtende, schlüpfrig anzufühlende Masse. Auf Phosphor und Schwefel wirkt das W., gleich dem Fette, auflösend. In einer Temperatur von 35½ Grad schmilzt es. Da das W. keine deutlichen Fettflecke verursacht, so sind die daraus gegossenen Lichte, mit oder ohne Zusatz von Wachs (s. d. Art.), sehr vorzüglich; sie brennen mit schöner heller Flamme. 21.

Wallroß, lat. trichechus rosmarus; franz. morse; engl. waltron, ein den Robben verwandtes Thiergeschlecht, von denen es sich nur durch die 2 Hauzähne, die stumpfe Schnauze und die aufwärtsstehenden Nasenlöcher unterscheidet, lebt im Wasser und nährt sich nur von Seegewächsen oder Schalthieren. Besonders bekannt ist das arktische W., welches sich im Eismeere und an den Küsten Nordamerikas aufhält, gegen 18 Fuß lang wird, 10—12 Fuß im Umfange hat und gegen 2000 Pfund wiegt, aber einen kleinen Kopf und kurze Füße besitzt. Es ist ein sehr sanftes Thier, wird aber gereizt fürchterlich und durch seine Stärke sehr gefährlich, zumal da in Gefahr sich eine Menge zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes vereinen. Die Wallrosse liegen meist ruhig auf dem Eise, wo sie mit Harpunen getödtet werden. Man benutzt das Fett derselben zu Öl und die

Digitized by Google

bis 30 Pfund schweren Hauzähne wie Elfenbein; das Fleisch ist aber sehr unschmackhaft. 30.

Walmoden-Gimborn (Ludwig Georg Thedel, Graf von), ein ausgezeichneter Feldherr der neusten Zeit, wurde im Jahre 1769 zu Wien, wo sein Vater als Gesandter von Großbritannien lebte, geboren, trat schon in früher Jugend in ein hanöverisches Leibgarderegiment, nahm aber 1790 preußische und nach dem baseler Frieden, in welchem Preußen vom Kampfplatze abtrat, östreichische Kriegsdienste. Er that sich in den Feldzügen von 1796—1801 nicht allein als ein kluger Parteigänger hervor, sondern wurde auch öfters zu diplomatischen Sendungen gebraucht und schloß im J. 1809 in London den Hülfsgeldervertrag zwischen England und Östreich ab. Nach Wien zurückgekehrt nahm er kurz darauf noch an der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) Theil und zeichnete sich in derselben so aus, daß er dafür den Theresienorden erhielt. Nach dem Frieden zu Wien wurde er zum Feldmarschalllieutenant erhoben und als Divisionscommandant nach Böhmen versetzt, wo er meistentheils in Prag lebte; im Jahre 1813 aber nahm er seinen Abschied, trat als Generallieutenant in russische Dienste und übernahm den Oberbefehl über die russisch-deutsche Legion. Nach dem Waffenstillstande im Aug. 1813 vereinigte er seine Legion mit der Nordarmee, behauptete sich gegen die Übermacht Davoust's, schlug den französischen Divisionsgeneral Pecheux im Treffen an der Görde, drang in Schleswig vor und nöthigte die Dänen zum Frieden. Nach dem zweiten pariser Frieden verließ W. die russischen Kriegsdienste, trat wieder in östreichische zurück und übernahm 1817 den Oberbefehl über die in Neapel zurückgebliebenen östreichischen Truppen, an deren Spitze er bis zum Jahre 1823 stand. Gegenwärtig lebt W. als Feldmarschalllieutenant, als Commandant des ersten Armeecorps von Oberitalien und als Militaircommandant von Mailand in dieser Stadt; außerdem ist er zum geheimen Rathe und Inhaber des 6. Cuirassierregimentes ernannt worden. Um die östreichische Armee hat er sich besonders durch Ausbildung der leichten Infanterie und um die Verbesserung des Tirailleurwesens verdient gemacht. 81.

Walpole (spr. Wälpuhl) (Robert), einer der berühmtesten Minister des vorigen Jahrhunderts, geb. zu Houghton am 6. Sept. 1674, studirte in der Schule zu Eton und später im Königscollegium zu Cambridge, kam durch Erbschaft in den Besitz eines bedeutenden Vermögens und ward 1700 von dem Flecken Lynn zum Deputirten ins Parliament gewählt, wo er sich als Whig durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit auszeichnete. 1707 ward er zum Kriegssecretair und im Jan. 1709 zum Schatzmeister bei der königlichen Flotte befördert, verlor aber bei der Veränderung im Ministerium (1710), durch welche die Torys an die Spitze der Geschäfte kamen, seine Stellen, ja er wurde, von seinen Gegnern angeklagt, selbst einige Zeit ins Gefängniß gebracht; doch erhielt er, als Georg I. den Thron Großbritanniens bestieg und die Whigs wieder ans Ruder kamen, die Stelle eines Zahlmeisters der Garden, der Garnisonen im Lande und der auswärtigen Truppen (23. Sept. 1714), ward 1721 Kanzler der Schatzkammer und behauptete sich 20 Jahre hindurch, trotz der heftigsten Angriffe der Opposition, in der Stelle eines ersten Ministers. Unter seiner Verwaltung hoben sich die Colonien, der Gewerbfleiß und der Handel; er erhöhte durch eine weise und wohlgeregelte Administration im Innern die Nationalkräfte, legte aber freilich nebenbei in die Verfassung Englands den Keim des Verderbens durch die Siebenjährigkeit der Parliamente, durch das erweiterte System der Bestechung und durch die Unterhaltung eines beträchtlichen stehenden Heeres. Doch mochte damals die Furcht vor dem Prätendenten Karl Eduard einigen Rechtfertigungsgrund zu solcher Stärkung der Regierungsgewalt darbieten. Des Handels wegen suchte er jeden Krieg zu vermeiden und verweigerte im Kriege der bourbonischen Höfe gegen Östreich dem Kaiser den Beistand und vermochte auch Holland zur Neutralität, nachdem Fleury versprochen hatte,

Digitized by Google

den Krieg nicht auf niederländischen Boden zu wälzen. Aber eben wegen der Handelsinteressen und weil England das im Frieden von Utrecht von Spanien erhaltene Handelsprivilegium zu weit ausdehnte, ward endlich W. zum Kriege mit dieser Macht genöthigt, welcher die Veranlassung ward, daß er 1742 seine Stelle niederlegte. Nichtsdestoweniger erhielt sich sein Ansehn bei Hofe. Er ward von Georg II. zum Pair von Großbritannien unter dem Namen eines Grafen von Orford und Herzogs von Newcastle erhoben und erhielt eine jährliche Pension von 4000 Pfd. Sterl. Er genoß sie nicht lange, indem bereits im März 1745 sein Tod erfolgte.

25.

Walpole (Horatio), ein bekannter englischer Schriftsteller, 1717 (nach Anderen 1718) zu London geboren, der jüngste Sohn des Vorigen, erhielt seine Bildung auf der Schule zu Eton, wo er ein Freundschaftsbündniß mit dem Dichter Gray schloß, das auch auf der Universität Cambridge, wo Beide ihre Studien vollendeten, fortdauerte. Durch den Einfluß seines Vaters erhielt W. sogleich mehrere einträgliche Stellen und da diese mit keiner Arbeit verbunden waren, machte er in Gray's Gesellschaft eine Reise durch Frankreich und Italien (1739—1741), entzweite sich aber zu Florenz mit seinem Freunde und kam allein nach England zurück. Er wurde noch in demselben Jahre zum Parliamentsmitgliede gewählt, nahm aber an den Verhandlungen nur selten Antheil. Die Beschäftigung mit der Poesie und mit den Wissenschaften sprach ihn bei Weitem mehr an. Sein erstes Werk: „Aedes Walpolianae" (1752), worin er den von seinem Vater erbauten kostbaren Palast zu Houghton nebst den darin befindlichen Gemälden beschreibt, wurde mit Beifall aufgenommen. Er legte nun (1757) auf seinem Landgute Strawberry-Hill eine eigene Druckerei an, aus welcher seine und seiner Freunde Werke auf das Glänzendste ausgestattet hervorgingen. Von seinen eigenen Schriften sind hauptsächlich zu nennen die an brauchbaren Notizen sehr reiche „Anecdotes of painting in England" (Strawberry-Hill 1762—1771, 4 Voll. 4., Lond. 1782. 5 Voll. 8., Lond. 1826. 2 Voll. 8.), die er aus den hinterlassenen Papieren des Antiquars G. Vertue sammelte und ordnete und später durch den „Catalogue of engravers, who have born or resided in England" (Strawberry-Hill 1763. 4., Lond. 1794. 8.) ergänzte; ferner der eben so fleißig als witzig gearbeitete „Catalogue of the royal and noble authors of England, Scotland and Ireland" (Lond. 1759. 2 Voll. 8. N. E. continued by Th. Park, Lond. 1806. 5 Voll. 8.); der schauerliche Roman: „The castle of Otranto, a gothic story" (Parma 1792. 8., Lond. 1796. 8. Deutsch von F. L. W. Meyer, Berl. 1794. 8.); das haarsträubende Drama: „The mysterious mother" (Strawberry-Hill 1768. 8.); seine Briefe („Letters to G. Montagu", Lond. 1818. 4.; „Letters to W. Cole and others", Lond. 1819. 4.; „Private correspondence", Lond. 1820. 4 Voll. 8.), welche, obschon sie alle nach einem und demselben Muster geschrieben zu sein scheinen, doch von englischen Kunstrichtern als die vorzüglichsten in ihrer Nationalliteratur gepriesen werden, und endlich seine zur Kenntniß der Zeitgeschichte sehr brauchbaren „Memoirs of his own times" (Lond. 1822. 2 Voll. 4.). Seine „Historischen Zweifel über Richard III." sind mehr witzig als gründlich. Auf einer zweiten Reise nach dem Continent (1765) lernte W. zu Paris die bekannte Schriftstellerin Dudeffant kennen und führte mit ihr einen fast zärtlichen Briefwechsel bis an ihren Tod (1780). Nach seiner Heimkehr zog sich der nach und nach fast zum Sonderlinge gewordene Weltmann von allen Geschäften zurück (1768); selbst als er durch den Tod seines Neffen Graf von Orford geworden war (1791), änderte er seine Lebensweise in keiner Beziehung; er nahm den Grafentitel gar nicht an und erschien nicht ein einziges Mal in der Pairskammer. Er starb am 2. März 1797. W. gilt als einer der vorzüglichsten englischen Schriftsteller; doch fehlt es ihm an genügender Durchbildung, welche er

Digitized by Google

durch schimmernden Witz zu ersetzen sucht. „Works“ (Lond. 1798—1825. 8 Voll. 8.), „Historische, literarische und unterhaltende Schriften, übersetzt von A. W. Schlegel“ (Leipz. 1800. 8.). 67.

Walpurgis (Walpurga, Walburgis), die Heilige, war angeblich eine Tochter des Königs Richard von England und Schwester des ersten Bischofs zu Eichstädt, Wilibald, so wie Schwestertochter des heiligen Bonifacius. Nach Deutschland um das Jahr 748 gekommen, um daselbst die christliche Religion auszubreiten, soll sie, nach früherm Aufenthalte in dem Kloster Bischofsheim, Äbtissin des von ihrem Bruder errichteten Klosters Heidenheim geworden sein. Sie starb um das Jahr 780 und ward kanonisirt und als Wunderthäterin und Beschützerin gegen Bezauberungen verehrt. — Die in den Kalendern übliche Bezeichnung des 1. Mai mit dem Namen der heiligen W. hat zur Benennung der durch die Hexenfahrt berüchtigten Nacht vom 1. zum 2. Mai (Walpurgisnacht) Veranlassung gegeben, in welcher in verschiedenen Gegenden ehemals auf lange Stangen gesteckte und angebrannte Strohwische umhergetragen oder auf die benachbarten Berge gelaufen und wiederholt geschossen wurde, um die zu dieser Zeit nach dem Brocken oder Blocksberge und anderen Bergen reitenden Hexen zu vertreiben und sie abzuhalten, Menschen oder Thieren Schaden zuzufügen. In neueren Zeiten hat man aber diesen Unfug von Seiten der Regierungen zu steuern gesucht und ganz neuerlich (den 16. Febr. 1837) ist im Herzogthume Sachsen-Altenburg eine ernste Verordnung deßhalb gegeben worden. 63.

Walter (Johann Gottfried), berühmter Anatom, geb. zu Königsberg am 1. Juli 1734, widmete sich wider den Willen seines Vaters, der Ökonom am Krankenhause zu Königsberg war, der Medicin, die er in seiner Vaterstadt und zu Frankfurt studirte. Gar bald wurde die Anatomie sein Lieblingsfach, er machte glänzende Fortschritte darin und wendete sich zu weiterer Vervollkommnung nach Berlin, wo Meckel ihn sehr bald liebgewann und zum Prosector am anatomischen Theater des Collegium medico-chirurgicum beförderte. Hier wurde er 1762 zweiter und 1774 nach dem Tode seines Gönners erster Professor der Anatomie und Geburtshülfe. Seine Geschicklichkeit und seine Schriften erwarben ihm bald einen großen Ruf; vorzüglich aber war es sein anatomisches Cabinet, was die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog. Dasselbe bestand 1802, als es W. dem Staate für 100000 Thlr. abtrat, aus 2868 Stücken, die er während 42 Jahren gesammelt und dabei mehr als 8000 menschliche Leichname secirt hatte, eine Anzahl, die in der Geschichte der Anatomie nicht ihres Gleichen hat. Der Tod beschloß seine Laufbahn am 4. Jan. 1818. — An Schriften, die er hinterlassen hat, verdienen bemerkt zu werden: „Abhandlung von trockenen Knochen des menschlichen Körpers“ (1763 u. öft.); „Observationes anatomicae“ (1775); „Geschichte einer Frau, die ein verhärtetes Kind 22 Jahre getragen“ (1778); „Myologisches Handbuch“ (3. Aufl. 1795); „De morbis peritonaei et apoplexia“ (1783); „Tabulae nervorum thoracis et abdominis“ (1783). 39.

Walther (Philipp Franz von), einer der berühmtesten jetzt lebenden deutschen Chirurgen, ward am 3. März 1781 zu Burweiler in Rheinbaiern, wo sein Vater Justizamtmann war, geboren, studirte und promovirte in Landshut und bildete sich dann weiter in Wien und Paris aus. 1803 wurde er Medicinalrath bei der Landesdirection in Bamberg, 1804 Professor an der Universität Landshut und 1819 Professor der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik zu Bonn. Von hier folgte er im Jahre 1830 einem Rufe nach München, wo er unter dem Titel eines königlich baierischen wirklichen Geheimeraths als Leibchirurg des Königs, Professor der Chirurgie, Director des chirurgischen und Augenkrankenclinici an der Universität und Oberwundarzt am allgemeinen Krankenhause angestellt wurde. — W. zeichnet sich vor anderen Chirurgen dadurch aus und erfüllt in dieser Beziehung

in vorzüglich hohem Grade die Anforderungen, die man an einen akademischen Lehrer zu machen berechtigt ist, daß er neben großer technischer Fertigkeit und praktischer Erfahrung in der Chirurgie eine streng wissenschaftliche Ausbildung des Geistes sich erworben hat, so daß er eben so sehr Philosoph und wissenschaftlicher Arzt, als Praktiker in allen Zweigen der Medicin ist. Dieser seltene Verein fast entgegengesetzter Eigenthümlichkeiten spricht sich vorzüglich in seinen Schriften aus, in denen sehr häufig tiefsinnige Philosopheme seinen Erfahrungen zur Unterlage dienen, und zwar nicht, um dadurch einem gewissen Modetone zu huldigen, sondern, wie man deutlich gewahr wird, als reiner Ausdruck seines Ideengangs. — Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Abhandlungen aus der Medicin, besonders der Chirurgie und Augenheilkunde" (1. Bd. 1810); „Physiologie des Menschen" (1807. 2 Bde.); „Über Fetthautgeschwülste und andere Bildungsfehler" (1814); „Über die therapeutische Indication" (1803); „Heilart des Kropfs durch Unterbindung der Schilddrüsenschlagadern" (1817); „System der Chirurgie" (1. Bd. 1833). Auch sind mehrere werthvolle Aufsätze von ihm in seinem mit v. Gräfe in Berlin herausgegebenen „Journal der Chirurgie und Augenheilkunde" (1.—24. Bd. 1820—1836) enthalten. 39.

Walther von der Vogelweide, einer der vorzüglichsten deutschen Minnesänger, zu Ende des XII. Jahrh. auf dem Schlosse Vogelweide im Thurgau geboren, kam schon in seiner Jugend an den Hof des Markgrafen von Östreich, wo er sein dichterisches Talent mit so großem Erfolge ausbildete, daß sein Name bald durch alle deutsche Gauen mit Ruhm genannt wurde. Sein späteres Leben war eine fortwährende Wanderung von einem Hofe zum andern. Unzufrieden mit dem römischen Könige Philipp schloß er sich an dessen Nebenbuhler, den Markgrafen Otto von Sachsen, an. Er befand sich gerade an dem Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen, als dieser Fürst, der Otto's Partei ergriffen hatte, von Philipp geschlagen wurde, und trug nicht wenig zur Versöhnung Herrmann's mit dem Kaiser bei. Als Friedrich II. den deutschen Thron bestieg, fand W. an ihm einen großen Gönner; er zog es jedoch vor an dem glänzenden Hofe Leopold's des Glorreichen von Östreich zu Wien zu leben, wo die Poesie gute Aufnahme, Ermunterung und reiche Belohnung fand. Nach dem Tode Leopold's begab er sich zu dem Herzoge Ulrich von Kärnthen und nahm Theil an dem Kreuzzuge Friedrich's II. (1227). Reich an Erinnerungen aus dem heiligen Lande kehrte er nach Deutschland zurück, wo er bis zu seinem Tode an allen Höfen in hoher Achtung stand. Er starb (wahrscheinlich) um das Jahr 1250 auf seinem Geburtsschlosse. An dem Kriege auf der Wartburg (1206) hatte er Theil genommen. Aus W.'s volltönenden, kräftigen und lieblichen Gesängen spricht ein wahrhaft lyrisches Genie. An philosophischem Überblicke der Welt und des Lebens steht er weit über allen gleichzeitigen Dichtern. Im religiösen und ernsten Gesange gelingt ihm eben so gut der hohe, feierliche Schwung, als im muntern Volksliede der leichte, rasche Schritt. Einige seiner Gedichte sind mit fast epigrammatischer Feinheit ausgeführt; alle athmen eine glühende Vaterlandsliebe. Im Lobe der Frauen ist er unerschöpflich; nie aber wird bei ihm der Minnegesang zur weinerlichen Klage. Seine Gedichte wurden zuerst in der Maness. Sammlung (I. 101—142) bekannt gemacht. Eine neuere bessere Ausgabe besorgte K. Lachmann (Berlin 1827. 8.), eine Übersetzung nebst Erläuterungen lieferten K. Simrock und W. Wackernagel (Berl. 1833. 2 Bde. 8.). Vergl. „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter geschildert von L. Uhland" (Stuttg. 1822. 8.). 67.

Walze, franz. rouleau, cylindre; engl. roller, cylinder, ist im Allgemeinen mit Cylinder (s. d. Art.) gleichbedeutend. In der Anwendung unterscheidet man: 1) Walzen zur Fortschaffung großer Lasten; 2) Walzen zum Zerdrücken der Erdklümpe, sogenannte Ackerwalzen; 3) Walzen zum Zerquetschen des Ge-

Digitized by Google

treides, der Samenkörner, Früchte ꝛc.; 4) Walzen zum Strecken und Plattdrücken gewisser Metalle; 5) Walzen zum Drucken und Glätten; 6) Walzen zum Ausdrücken der Getreidekörner und zum Brechen des Flachses; 7) Walzen zur Leitung der Seile und zur Verminderung der Friction statt der Rollen; 8) Walzen in Spieluhren ꝛc. 40.

Walzer, einer der beliebtesten deutschen Nationaltänze, hat seinen Ursprung in Böhmen und Östreich, und zwar war es hier der Bauernstand, der bei seinen Tänzen vorzugsweise den W. liebte. Der Name dieses frühesten Walzers, den man übrigens auch jetzt noch hin und wieder hört, war Länderer oder Ländler (Land-, d. i. Bauerntanz), sein Charakter aber fröhlich und seine Bewegung der ¾- oder ⅜-Tact. Dieser ältere W. verbreitete sich von Östreich aus bald weiter, ward nach und nach mehr ausgebildet und ist seit länger als einem halben Jahrhundert unter dem Namen W. zum förmlichen deutschen Nationaltanze geworden. Unterscheidungsmerkmale dieses neuern Walzers aber waren ein rascheres Tempo, das im sogenannten Wienerwalzer bis zum Rasen ausartete, und eine größere Anzahl der Theile, da der Länderer in der Regel nur 2—3, dieser neuere W. dagegen immer 3—4 Theile enthielt. Gleichzeitig mit diesem neuern W. bildete sich eine besondere Art des Walzers im ¾-Tact aus, der Ecossaisenwalzer, ein Tanz, der ebenfalls blos aus 2—3 Theilen bestand und in Deutschland bald eben so beliebt wurde, wie der gewöhnliche W. In diesem Style nun erhielt sich der W. sowohl als gewöhnlicher W., als auch als Ecossaisenwalzer ziemlich lange, fand jedoch nicht überall den Beifall, dessen er sich in Deutschland rühmen konnte. In neuster Zeit haben jedoch Strauß und Lanner (s. d. Artt.) wieder eine neue Bahn eingeschlagen. Zwar ist in ihren Compositionen die alte Form, der ⅜- oder ¾-Tact, beibehalten, allein ein ganz anderes Leben in den W. gekommen. Ein jeder solcher W. besteht immer aus mehreren 2—3theiligen, mit Nummern bezeichneten Walzern in ziemlich schnellem Tempo, die mit ihren immer neuen Melodien die Tanzenden immer von Neuem ganz unwillkührlich zum Tanzen auffordern und hierdurch auch den Zuhörer und Zuschauer in immerwährender Spannung erhalten. Am Anfange eines solchen Walzers befindet sich eine gewöhnlich in langsamen Tempo vorzutragende Introduction, während welcher die Tänzer antreten, am Ende desselben aber ein Finale in Walzerform und Walzertact, in welchem die Hauptmelodien der einzelnen Walzernummern summarisch wiederholt und durch welches sonach die einzelnen Nummern zu einem Ganzen verbunden werden. Der oben erwähnte Ecossaisenwalzer ist in unserer Zeit fast ganz verdrängt worden. Jener Tanz war nicht einfach genug und für die Tanzjugend in zu langsamem Tempo. Man fing nach und nach an, ein schnelleres Tempo einzuführen, tanzte diesen Tanz einfacher und gab ihm den Namen Rutscher oder Galoppade (s. d. Art.), den er auch jetzt noch behalten hat. 20.

Walzwerk, Streckwerk, Streckmaschine, nennt man eine Maschine, welche in Münzen, bei den Goldblattschlägern ꝛc. zum Strecken und Ausdehnen der Metalle dient und ihren Haupttheilen nach entweder aus Hämmern, die von einer bewegenden Kraft mit Hülfe eines Räderwerks in Bewegung gesetzt werden, oder aus zwei parallel über einander liegenden stählernen Walzen besteht, wovon jede durch eine Kurbel umgetrieben werden oder vermöge eines Räderwerks durch Pferde oder Wasser oder eine Dampfmaschine in Thätigkeit gesetzt werden kann. Das Strecken der Schienen zwischen den Walzen hindurch wiederholt man so oft, bis sie die gehörige Dicke erlangt haben. 26.

Wand bezeichnet im gemeinen Leben und bergmännisch große Stücke Gesteinart; z. B. Bergwand eine W. von gehaltlosem Fels, Erzwand, einen großen Block von Erz (franz. roche; engl. rock). — W. in der Schifffahrtskunde (franz. haubans; engl. shrowds) ist das Tauwerk, welches am obern Borde zu

beiden Seiten des Schiffes bis unter den Mastkorb reicht und den Mast festzuhalten dient. Es werden dünne Leinen dazwischen überzwerch gebunden, daß die Schiffsknechte daran, wie auf einer Leiter den Mast besteigen können. Die W. am großen Maste ist allezeit die breiteste, schmäler sind die am Fockmaste und noch schmäler die am Besammaste. — Im gemeinen Leben bedeutet W. überhaupt eine physische Scheidefläche. 76.

Wanderbuch, franz. libret; engl. passport, ist ein den Handwerksgesellen anstatt der früheren Kundschaften ausgehändigtes Buch mit leeren Blättern zum Beschreiben, worin im Eingange von der Ortspolizei mit Zuziehung der Handwerksmeister nicht blos, daß der Geselle das bezügliche Handwerk zünftig erlernt habe, attestirt worden, sondern auch ein genaues Signalement desselben aufgenommen ist. Ein solches W. hat der Geselle auf die Wanderschaft mitzunehmen und an den Orten, wo er Arbeit erhalten hat, visiren zu lassen, wobei, wie man mit seiner Aufführung zufrieden gewesen ist, zugleich angemerkt wird. Zu Hause muß er solches bei der Polizei deponiren. Außerdem hat derselbe noch im Auslande bei jeder Stadt, in welche er den Eintritt zu erlangen sucht, einige (gewöhnlich drei) Thaler baares Geld aufzuweisen, zum Einwandern in Frankreich oder in die Schweitz aber auch noch einen Heimathschein mitzuführen; außerdem wird ihm der Eintritt versagt. Nicht selten ist in das W. die Bedingung verzeichnet, daß der Wandernde, wenn er binnen einer gewissen Zeit keine Arbeit erhalten hat, an seinen Ort zurückzuweisen ist. 3.

Wanen waren der nordischen Mythologie nach die Bewohner des Luftkreises (Windheim), welcher sich über der Wohnstätte der Asen (Godheim) ausbreitete. Den Menschen waren sie freundlich gesinnt und als Odin einen ermordet hatte, entstand deßhalb zwischen den Göttern und ihnen ein heftiger Kampf, in welchem es ihnen zwar gelang, die Mauern von Asgard niederzureißen, sie aber doch nicht die Asen zu zwingen vermochten. Es ward daher Friede geschlossen, Asen und W. kamen zusammen und spuckten in ein Gefäß. Hieraus schufen die Asen nachher den weisen Kuasir, den Vater der Dichtkunst. Auch Geißeln wurden gewechselt; nämlich die Asen gaben den W. den Mimir und Hänir, diese aber den Asen Niorel und seine Frau Skade, welche seine Schwester war nach Wanengebrauch. Die Asen hatten aber bei der Geißelnauswechselung doch die W. hintergangen, indem sie ihnen den Hänir, der sehr schön, aber auch sehr einfältig war, als den weisesten angepriesen, und so die W. verleitet hatten, ihn zum Könige zu erwählen. Als sie aber nun die Wahrheit erfuhren, erschlugen sie ihn und sandten sein Haupt dem Odin. Der ganze Mythus von den W. übrigens ruht noch im Dunkel, da sie den Göttern nicht untergeordnet und doch wenig hervortretend und schaffend erscheinen. Einige Asen gehörten in ihr Geschlecht, wie z. B. Freya, welche daher auch Vanadis heißt. 82.

Wangenheim (Karl August, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann der neuesten Zeit aus dem alten berühmten Geschlechte der W., ward den 14. März 1773 zu Gotha geboren und auf dem dortigen Gymnasium und den Universitäten Jena und Erlangen gebildet, arbeitete dann einige Zeit in einem Justizamte im Baireuthischen und ward 1795 Assessor der Landesregierung in Coburg, bald darauf Rath in derselben und später geheimer Assistenzrath im Ministerium, von wo er 1803 wieder als Vicepräsident an die Landesregierung versetzt ward. Da er aber als solcher über die Verwaltung des Ministers von Kretschmann amtlich ein ungünstiges Urtheil fällte, zog er sich dessen Feindschaft zu und ward den 29. März 1804 plötzlich seiner Dienste entlassen. Eine deßhalb bei dem Reichshofrathe in Wien erhobene Klage ward zwar dahin entschieden, daß W. wieder in seine Stelle eingesetzt, ihm rechtliche Genugthuung gewährt und der rückständige Gehalt ausgezahlt werden sollte; doch verhinderte die Auflösung

des deutschen Reichs die Ausführung dieses Urtheils und W. lebte nun als Privatmann in Hildburghausen mit staatswissenschaftlichen Studien beschäftigt, bis ihn ein Auftrag des Herzogs von Hildburghausen nach Stuttgart führte, wo ihm der Eintritt in würtembergische Staatsdienste angetragen wurde und er am 11. Nov. 1806 Präsident des Oberfinanzdepartements ward. Mit großem Eifer widmete er sich seinem neuen Berufe und brach die Bahn zu einer bessern Einrichtung des Finanzwesens; aber schon im Nov. 1809 ward er von hier wieder entfernt und zum Präsidenten der Oberregierung ernannt, von welchem Posten er nach Aufhebung dieser Behörde und nachdem er eine Landvoigtstelle ausgeschlagen hatte, zum Präsidenten des Obertribunals und zum Curator der Universität Tübingen ernannt ward (im Sept. 1811). Segensreich wirkte er hier besonders im letztern Amte mehrere Jahre, erregte aber plötzlich 1815 durch seine Kritik der neuen Verfassung Würtembergs vom 15. März 1815 in der Schrift: „Ideen der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Würtembergs alte Landesverfassung und den Entwurf zu deren Erneuerung" (1815) bei Hofe ein großes Mißfallen und ward daher durch seine Berufung zum Mitgliede der Verfassungscommission (im Oct. 1815) sehr überrascht. In derselben war er die Hauptperson und suchte dem gemachten Entwurfe auch in der Ständeversammlung Anerkennung zu verschaffen; doch trat der Tod des Königs Friedrich (den 30. Oct. 1816) hindernd dagegen und kurz darauf (den 8. Nov. 1816) ward W. zum Cultusminister ernannt, als welcher er nun seit dem März 1817 von Neuem den Verfassungsentwurf in der Ständeversammlung vertheidigte und nach der Auflösung derselben durch den König (im Juni 1817) ins praktische Leben einzuführen suchte. Doch führten die Entwürfe des neuen Finanzministers von Malchus Meinungsverschiedenheiten zwischen diesem und W. herbei, in deren Folge Letzterer um seine Entlassung bat und nun als Bundestagsgesandter nach Frankfurt geschickt ward (im Nov. 1817). Auch hier entwickelte er seine ganze Kraft und Fähigkeit und nahm an allen wichtigen Angelegenheiten als erwähltes Commissionsmitglied den thätigsten Antheil; hatte er aber bei der durch seine Ansichten und Maßregeln bei anderen Bundesmitgliedern erregten Unzufriedenheit stets des kräftigsten Schutzes genossen, so wurde er zuletzt wegen einiger „Notamina" in Militairangelegenheiten des Bundes von einer Bundesregierung bundesverfassungswidriger Entwürfe beschuldigt und ungeachtet seiner öffentlichen Vertheidigungsschrift an den Fürsten Metternich, da endlich auch Unzufriedenheit gegen die würtembergische Regierung laut ward, im Juli 1823 abberufen und pensionirt. Seit dieser Zeit lebte er theils in Dresden, theils in Coburg wissenschaftlichen Bestrebungen und wurde im Dec. 1831 zum Abgeordneten des Oberamtes Ehingen in die 2. Kammer gewählt. Er reiste deßhalb im Frühjahre 1832 nach Würtemberg und traf vor der Eröffnung der Kammern (im Jan. 1833) in Stuttgart ein. Aber trotz dem, daß die ausgezeichnetsten Männer, selbst seine früheren politischen Gegner, wie Uhland, zu seinen Gunsten sprachen, so ward doch seine Wahl von der Kammer für nichtig erklärt, da dieselbe nur auf einen im Königreiche wohnenden Staatsbürger fallen könnte, worauf er sich wieder nach Coburg zurückzog. — Über den letzten Vorfall vergl. seine Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim zum Abgeordneten der würtembergischen Ständeversammlung im April und Mai 1832; nebst einem Anhange über den deutschen Bund und die Unmöglichkeit moderner Freistaaten' (Tübingen 1832). 16.

Wapanachki (bei den Europäern **Abenaki**) nennen sich eine Anzahl vereinter Indianerstämme Nordamerikas, welche durch Sprache und Sitte mit einander verwandt sich wegen des Andringens der Europäer enger an einander schlossen und von den Engländern **Mohegans** genannt werden. Als einzelne Stämme derselben werden die Mikmaks, Etechemines, Missiasik, Penobscots, Gaspe-

Digitized by

siens ꝛc. genannt, welche früher die westlichen Striche Obercanadas und Akadiens, Maine, New-Hampshire, Newyork, Connecticut ꝛc. bewohnten und gegenwärtig ihren Hauptsitz auf der Westseite der Thames in Montville haben, aber auch in Newyork und Massachuset zerstreut leben und gewöhnlich in 3 Abtheilungen, den Bär-, Wolf- und Turtelstamm getheilt werden. Sie sind aber bedeutend zusammengeschmolzen, übrigens jedoch nicht mit den Mohawks zu verwechseln, welche einen Theil des Völkerbundes der Cherokesen bilden. 37.

Wappen, lat. insignia; franz. armes; engl. arms, sind gewisse besondere Zeichen, deren sich sowohl einzelne Personen, als Geschlechter, Gilden, Städte und Länder zur Auszeichnung und Bekräftigung ihrer Aussagen und Rechte, die sie zum Theil mit dem W. selbst überkommen haben, bedienen. Die Entstehung der W. ruht im Dunkel; indessen sind sie jedenfalls sehr alt und lassen sich wohl ins frühste deutsche Alterthum zurückführen, in sofern mindestens, als unstreitig die Landeswappen aus religiösen Symbolen in ihrer ursprünglichen Einfachheit entstanden sind und sich sehr früh schon bei Einzelnen die Auszeichnung des Schildes durch glänzende mannigfache Farben nachweisen läßt. Später wurden die W. künstlicher, zusammengesetzter, aber auch nach festgestellten Regeln der Heraldik geordnet und nach und nach durch Ritterthum und Turnier erblich, bis sie dann zu dem geworden sind, was sie jetzt sind. Die ältesten W. scheinen die religiösen Heersymbole gewesen zu sein, aus denen theilweise mindestens die ältesten Landeswappen entstanden, da es bemerkenswerth ist, daß diese häufig Thiere darstellen, welche die Mythologie und der Götterdienst heiligte, z. B. Pferd, Drache, Adler. Nächstdem möchten wohl die Geschlechtswappen folgen, welche den späteren Landeswappen zum Theil zum Grunde liegen, und erst später dann die einzelnen Personenwappen hervortreten. Eine besondere Beachtung verdienen auch die Stadtwappen und in den älteren Städten die Gildewappen. Früherhin war für den Einzelnen die Wappenannahme etwas Willkührliches; später aber wurde dieß wie alles übrige zur Ritterlichkeit Gehörige gesetzlich geordnet und die Ertheilung derselben ward ein Recht des Landesherrn, der es auch geeigneten Falls wieder nehmen kann. Alle W. haben unstreitig eine Bedeutung und deßhalb sind ächte Sagen über die Entstehung derselben von großem Werthe; allein man muß wohl unterscheiden die symbolisch bedeutungsvollen alten und die absichtlich symbolisirenden neueren W. und überhaupt mit der Wappendeutung sehr vorsichtig sein. Eingetheilt werden die W. in Personen- und Länderwappen. Die ersteren zerfallen wieder nach dem Subjecte in W. von Individuen, von mehreren Personen, in Familien- und Gesellschaftswappen; in Rücksicht auf den Grund in Amts-, Gnaden- und Schutzwappen; in Hinsicht auf die Dauer in persönliche und erbliche. Die Länderwappen werden eingetheilt in Herrschafts-, Gedächtniß-, Anspruchs- und Erbschaftswappen. Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Allianzwappen, d. h. solche, welche die Frauen führen, in denen das W. der Frau neben dem des Mannes gestellt ist, welches letztere jedoch, als das vorzüglichere, rechts steht. Eben so sind die falschen oder Räthselwappen und die Schimpfwappen zu nennen. Erstere sind solche, bei denen gegen die heraldischen Regeln, besonders der französischen, Metall auf Metall und Farbe auf Farbe gesetzt ist; letztere solche, welche von der Obrigkeit eines Verbrechens halber ertheilt wurden. Dergleichen Fälle sind selten, aber sie kommen in älterer Zeit doch vor. Jedes W. besteht nun seinen Theilen nach aus dem Schilde, den Unterscheidungs- und Prachtstücken. Die Form des Schildes ist verschieden, rund, viereckig, oval, herzförmig. Die Fläche des Schildes nennt man das Feld, dessen Grund eine Farbe oder auch Gold oder Silber ist. Oft ist auch das Feld getheilt. Auf demselben befindet sich nun das einfache oder zusammengesetzte Wappenzeichen. Dafür sind sieben Farben angenommen, die man im Kupferstiche der Zeichnung eines Wappens durch

Digitized by Google

gewisse Zeichen andeutet. So wird Gold durch feine Punkte, Silber durch weißen Grund, Roth durch senkrechte, Blau durch horizontale, Grün und Purpur durch schräge, Schwarz durch gegitterte Striche bezeichnet. Zu den Unterscheidungsstücken, welche sich auf dem Schilde befinden, gehören Helm, Krone, Hut, Mütze ꝛc. Krone und Hut führen königliche, fürstliche und gräfliche (nach den Kugeln unterschieden) W., den Helm adelige. Auch bei diesen aber herrschte ein Unterschied. Einmal waren sie entweder offen oder geschlossen, mit oder ohne Visir, mit Rosten oder Bügeln. Der Rang bestimmte die Reifenzahl am Helme. Kaiser und Könige hatten 11, Grafen 7, Freiherren 5, Adelige 3. Prachtstücke sind die Schildhalter, Mäntel, Zelte und Devisen. (Vergl. auch Heraldik.) 82.

Wappenkönig, s. Herold.

Wappenkunde, s. Heraldik.

Waräger wurden diejenigen normännischen Stämme genannt, welche sich im Laufe des VII., VIII. und IX. Jahrh. in den Weichselgegenden, einem Theile Ostpreußens, und in Lief- und Kurland niedergelassen hatten, welches sie sich unterwarfen und auch die weiter in Rußland wohnhaften Volksstämme sich zinspflichtig machten. Ihr Name stammt wohl von „War“, Krieg, her und heißt vielleicht nur Krieger. Als später die Slawen sich von der Herrschaft der Fremdlinge befreiten, schwankten sie lange zwischen den übrigen Stämmen herrenlos hin und her, bis endlich Rurik, ein Fürst aus dem Waragerstamme, die Herrschaft überkam. Nach und nach traten nun die W. in das Verhältniß einer Art Leibwache zum Fürsten und leisteten unter diesem noch bedeutende Dienste, bis endlich Wladimir, der apostelgleiche, nach der Erbauung Kiews, als er durch ihre Forderungen und die Macht, mit der sie dieselben zu unterstützen vermochten, wohl einsah, wie gefährlich sie ihm werden konnten, diese Fremdlinge anfangs geschickt trennte, dann aber verabschiedete. Sie gingen nun nach Constantinopel, traten dort in dasselbe Verhältniß und spielten bald eine sehr bedeutende Rolle. Auch in Rußland erscheinen sie 1015 und 1024 wieder, verschwinden dann aber dort für immer. In Griechenland dagegen stieg ihre Macht und Bedeutung, vorzüglich seit 1030, beständig und sie bildeten lange Zeit den Kern des griechischen Heeres. Vorzüglich berühmt ist Harald Sigurdson, genannt Hardrade, der als Kriegsnamen sich Norbricht zugelegt hatte, in Afrika und Sicilien 18 Schlachten gewann, die Serbier besiegte, die Hand der griechischen Kaiserin verschmähte, sich kühn aus einem entsetzlichen Kerker befreite, über Rußland nach Norwegen zurückging und dort sich einen Thron erstritt. Der Ruhm der W. dauerte bis ins XIII. Jahrh., im XIV. aber verschwand und erlosch er. 82.

Warburton (William), berühmter englischer Theolog, geb. 1698 zu Newark in Nottinghamshire, studirte anfangs die Rechte, widmete sich aber später dem geistlichen Stande, ward 1728 Rector der Schule zu Burnt-Broughton in Lincolnshire, 1754 königlicher Kapellan, Kanonikus von Durham, Doctor der Theologie und Dechant von Bristol. Er starb am 7. Juni 1779 als Bischof von Gloceſter. W. gehört zu den vorzüglichsten englischen Gelehrten, welcher umfassende Gelehrsamkeit mit einer höchst lebendigen Phantasie vereinigte und ein halbes Jahrhundert hindurch als Theolog wie als Kritiker großes Aufsehn erregte. Seinen literarischen Ruhm begann er zunächst durch seine Abhandlung „Über die Verbindung des Staats mit der Kirche“, dann vorzüglich aber durch seine Schrift „Über die göttliche Sendung Mosis“ („The dain divine legation of Moses demonstrated“, Ed. 3. Lond. 1743) zu begründen, in welcher er mit großem Scharfsinne darzuthun suchte, daß, während die alten Gesetzgeber den Glauben an Gott und an eine künftige Vergeltung zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung für unumgänglich nothwendig gehalten, Moses allein den Gehorsam gegen die

Digitized by Google

göttlichen Gesetze, ohne Erwartungen eines göttlichen Gerichts nach dem Tode anzuregen, blos durch zeitliche Belohnungen und Strafen aufrecht zu erhalten gewußt habe. Außer mehreren anderen eigenen Werken, als: Predigten, eine Vertheidigung von Pope's „Versuch über den Menschen", eine Abhandlung über den Ursprung der Ritterbücher ꝛc., welche 1789 in London in 8 Quartbänden gesammelt erschienen, gab W. auch Shakspeare's und Pope's Werke mit Anmerkungen heraus. 63.

Wardein, s. Guardian.

Warmbrunn, ein Marktflecken an den beiden Ufern des Zackens in der preußischen Provinz Schlesien und im hirschberger Kreise des Regierungsbezirks Liegnitz, mit 400 meist schönen stattlichen Häusern, 2000 Einw., gräflichen schafgotschischem Schlosse, 2 schönen Kirchen, einer katholischen und lutherischen, ehemaliger Probstei, jetzt ein Logirhaus für Badegäste, gräflichem Hause am Zacken, Gallerie oder dem 1800 im edlen Style erbauten Gesellschaftshause und mit einem von dem Grafen Schafgotsch 1820 erbauten prachtvollen Hospitium für 12 männliche und 12 weibliche Kranke und 1 Apotheke. Die Einwohner beschäftigen sich mit Glas- und Steinschleiferei, Schleier- und Leineweberei und Bleichen. Berühmt ist W. durch seine im XII. Jahrh. entdeckten und seit 1275 bekannten warmen Schwefelquellen, welche früher die Bäder von Hirschberg, auch das hirschberger Warmbad genannt wurden. Sie zerfallen 1) in das große gräfliche Bad, 1627 neu eingerichtet und überbaut und 1802 mit einem neuen Bassin versehen, welches 60 Personen faßt und 11 Ankleidezimmer enthält; 2) in das frühere Probstei-, jetzt neue oder Leopoldsbad mit der ältesten Quelle im Curorte; 3) in das Badegebäude zu den Douche-, Tropf-, Regen-, Dampf- und Schwitzbädern mit Elektrisirmaschinen und Galvanisirapparaten; 4) in die Trinkquelle im Leopoldsbade; 5) in die 1830 errichteten russischen Dampfbäder und 6) in das Grüttner'sche Bad im Anker. Sie werden, bei einer Temperatur von 28 bis 30° R., vorzüglich bei Lähmungen, Wunden, Gicht, Drüsenkrankheiten, Rheumatismus, Flechten, Ausschlägen, Steinschmerzen, Leber- und Unterleibskrankheiten, schwerem Gehöre, Augenentzündungen ꝛc., vortheilhaft angewendet. Hier genießen alle Jahre gegen 400 bedürftige Kranke freies Bad; gegen 200 Arme erhalten eine ansehnliche Geldunterstützung und gegen 130—150 Personen werden im gräflichen Hospitale ganz frei unterhalten und ärztlich gepflegt. Die Lage dieser Stadt ist gesund und die Spaziergänge, als der Park, die neuen schönen Gartenanlagen, die Pappelallee mit der Aussicht auf das Hochgebirge, der Gang um den Teich und der nahe Schützenberg, sind ausgezeichnet. Das Bergschloß Kynast, Hermsdorf, Stohnsdorf, Erdmannsdorf, Buchwald, Fischbach mit ihren Schlössern und Gärten, die Städte Hirschberg und Schmiedeberg gehören zu den entfernteren Lustpartien. — J. Bergmann, „Warmbrunn und seine Heilquellen" (1830); „Hausleutner, „Warmbrunn und seine Schwefelquellen" (Hirschb. 1836). 71.

Warnefridi, s. Paulus Warnefridi.

Warschau (polnisch Warczawa), Hauptstadt des Königreichs Polen und der Woiwodschaft Masovien, Sitz eines katholischen Erzbischofs, der seit 1818 den Titel „Primas des Königreiches" führt, unter 38° 42′ 30″ L., 52° 14′ 8″ N. Br., an dem linken Ufer der Weichsel, über die eine Schiffbrücke nach Praga führt, mitten in einer großen sandigen Ebene, hat einen Umfang von 3½ polnischen Meilen, besteht aus der Alt- und Neustadt und den Vorstädten Krakau, neuen Welt, Leszno, Nowe, Lipie, Glzybow, Szolec und Praga, ist mit Linien umgeben, aus denen 10 Thore ins Freie führen, und hat 1 Citadelle, 221 meist breite, gepflasterte und bei Nacht erleuchtete Straßen, mehrere öffentliche Plätze, gegen 1400 steinerne und 1700 hölzerne Häuser mit 126400 Einw., worunter 25000 Juden und 6500 Protestanten, 180 öffentliche und Privatpaläste, 38 Kirchen,

Digitized by Google

3 Theater, 1 Zeughaus, 1 Münze, 2 Irrenhäuser, 1 Stadthospital, 1 großes Militairhospital, 1 Findlingshaus, 3 von den barmherzigen Schwestern besorgte Armenhäuser und Casernen. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören: das königliche Schloß (Zamek Krolewski) mit dem Senatorensaale, der Landbotenstube und einer Bibliothek von 6000 Bänden; Lazienki in der neuen Welt, ein Lustschloß des verstorbenen letzten Königs Stanislaus Augustus, merkwürdig wegen der Schönheit der Architektur, seines Gartens und seiner Wasserkünste, wo man die steinerne Ritterstatue des Johann Sobieski sieht; der vormals gräflich Krasinski'sche, jetzt Gouvernementspalast mit dem höchsten Tribunale, dem Ministerium des Innern, dem Nationaltheater und dem Zollbureau; der sächsische Palast mit seinem schönen Garten, der zu einem öffentlichen Spaziergange dient; der constantinische Palast (vormals Brühl); der Palast des Namiestnik (vormals Radziwill); der Statthalterpalast; das Rathhaus von bemerkenswerther Größe; das Hôtel des Ministerium des Innern; die Hôtels der Finanzen und der Münze; das Gebäude der königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften; das königliche Lustschloß Belvedere, der einstige Sommeraufenthalt des Großfürsten Constantin, mit einem anmuthigen englischen Garten; das Postgebäude und der Palast Marieville (ein Muster des Palais Royal zu Paris) mit der Börse, Zollkammer und 300 Buden, Sälen und Kaufmannsgewölben. Unter den Privatpalästen sind die bemerkenswerthesten: die der Zamoyski, Chodkiewitz, Pac, Ostrowski, Potocki, Bielinski, Czartoryski. Unter den Kirchen verdienen Erwähnung: die dem heiligen Johann geweihte Kathedrale, die durch bedeckte Gänge mit dem königlichen Schlosse verbunden ist und zum Andenken mehrerer berühmten Männer errichtete Monumente enthält und worin die Könige gekrönt wurden; die Dominicanerkirche, merkwürdig wegen ihrer Größe; die heilige Kreuzkirche, die sich in die obere und untere theilt und eine herrliche Façade hat; die Augustiner-, Piaristen- und Alexanderskirche; die Kirche der Lutheraner, welche zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehört; die Kirche der 20 Missionen mit einer Bibliothek; die Carmeliterkirche; die St. Andreas- und Capuzinerkirche, welche letztere das marmorne Monument Johann's III. enthält. Eine große Anzahl wissenschaftlicher Anstalten erhöhet die Wichtigkeit dieser Hauptstadt Polens, wovon vorzüglich genannt werden müssen: die Universität, zwar erst 1818 eröffnet, aber schon unter den vorzüglichsten Universitäten Europas eine Stelle einnehmend durch die Zahl der Lehrstühle, durch ihre reiche Bibliothek, ihre schönen zoologischen und mineralogischen Sammlungen, ihren herrlichen botanischen Garten, ihre Sternwarte, ihr Münz- und Kunstcabinet, ihr physikalisches Cabinet, ihr Laboratorium und ihre anatomischen Präparate; die 2 Gymnasien, das eine von 8, das andere von 6 Classen; das Centralseminar oder Schule der hohen geistlichen Studien, mit einer reichen Bibliothek; das Piaristengymnasium mit einer Sternwarte und einer schönen Bibliothek; das Adelscollegium; die Kunstschule; die Forstschule; die Hebammenschule; die Bergwerksschule; das Blinden- und Taubstummeninstitut; das Conservatorium für Musik; die königliche Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, mit einer reichen Bibliothek, einer prächtigen Sammlung von etwa 90000 Kupferstichen und Zeichnungen, einem Naturalien- und Münzcabinette; die königliche ökonomische Ackerbaugesellschaft; die physikalische Gesellschaft; die medicinische Gesellschaft; die polnische Bibelgesellschaft, 5 Buchhandlungen und 22 Buchdruckereien, welche 1829 141 Werke gedruckt haben und jetzt noch 3 Zeitungen, 2 Regierungsblätter, Handelswegweiser, Journale u. a. m. herausgeben. W. ist der Mittelpunkt der Industrie und des Handels und man findet darin Gold- und Silberdraht-, Leder-, Tabak-, Wagen-, Woll-, Hut-, Strumpf-, Handschuh-, Seife-, Tapeten-, Decken-, Baumwollenzeuch-, Musikinstrument-, Meubles-, Bijouterie-, chemische Farben-, Bronze-, Liqueur-, Knopf-, Maroquin-, Leinwand-,

Digitized by Google

Darmsaiten- und Spielkartenfabriken, 1 lithographisches Institut, Bierbrauerei; 7000 Handwerker; 5 Banken, worunter die vom Kaiser Nikolaus 1828 errichtete Nationalbank; 10 Banquiers, 50 große und 588 geringere Handelsleute, 2 Messen im Mai und November, wovon jede 3 Wochen dauert, Hauptwollmarkt, wöchentliche Viehmärkte und Schifffahrt. Vor dem krakauer Thore steht die colossale, 26 Fuß hohe, massiv-eherne Bildsäule des Königs Sigismund III., der hier zuerst seine Residenz aufschlug und das königliche Schloß in der krakauer Vorstadt erbaute, in Lebensgröße auf einem 10 Fuß hohen Fußgestelle. W. hat außer dieser Säule noch die Standbilder des Astronomen Copernicus und des Fürsten Joseph Poniatowski (1830 errichtet). Dem Fremden bietet W. sehr viel Annehmlichkeiten und Unterhaltung; das polnische, deutsche und französische Theater, die viel besuchten Bälle und Concerte, die Alleen von Ujazdow (der Prater Warschaus), die vielen brillanten Caffeehäuser, Bäder, Lustschlösser, Bagatelle, Ujasdow, Willanow u. a. gewähren die mannigfaltigsten Abwechselungen. 71.

Warschau (Erstürmung von, am 6. und 7. Sept. 1831). Nachdem die russische Hauptmacht in Polen auf das linke Weichselufer übergegangen war, blieb den Polen allein noch die Vertheidigung der Hauptstadt übrig. Es trat eine Pause ein, theils um die erwarteten Verstärkungen heranzuziehen, theils auch um den Polen Zeit zu lassen, zur Besinnung zu kommen. Nachdem aber alle Vorschläge von den Polen unter Anforderungen zurückgewiesen worden waren, die nicht bewilligt werden konnten, da beschloß der Feldmarschall, Graf Paskewitsch-Eriwanski, die Stadt mit Sturm zu nehmen, und bestimmte dazu den 6. September, zumal da er erfahren hatte, daß der General Romarino, den die Insurgenten bis gegen Brzesc vorgeschoben hatten, auf dem Rückmarsche war, um der bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen. Die russische Armee war um diese Zeit bis auf die Stärke von 118¼ Bataillons und 120 Escadrons mit 386 Geschützen vermehrt worden und stand bei Raczyn und Nadarzyn concentrirt. Von da brach dieselbe am 5. auf und nahm am Abend dieses Tages vor den Wällen vor W. folgende Aufstellung. Das Detaschement des Generallieutenants Fürsten Chilkoff (26 Escadrons, 10 Geschütze, 2 Regimenter Kosaken) bildete den linken Flügel zwischen den Dörfern Chrzanow und Grolv; das Corps des Grafen Pahlen (22 Bataillons, 4 Escadrons, 70 Geschütze) bei Jelonka; das Corps des Fürsten Schachoffskoi (22½ Bataillons, 40 Geschütze) hinter dem vorigen à cheval der Chaussee; das Corps des Generals Kreutz (21 Bataillons, 12 Escadrons, 68 Geschütze) zwischen Solibsy und Rakow; die Infanterie der Garde (42 Bataillons, 56 Geschütze) zwischen Opaczew und Skorosze; die Reservecavallerie unter dem General Witte (58 Escadrons, 56 Geschütze) hinter Wlochy; die Reserveartillerie (78 Geschütze, incl. 8 Mörser) bei Wlochy; das Detaschement des Generals Murawiew (7 Bataillons, 16 Geschütze) zwischen Rakow und Okencie; die leichte Gardecavallerie unter dem General von Nostitz (16 Escadrons) bei Zbarz; das Detaschement des Generals Strandmann (4 Bataillons, 4 Escadrons, 3 Regimenter Kosaken) bei Sluczew. Der Feldmarschall nahm sein Hauptquartier in dem Dörfchen Wlochy. Die Stadt W. war außer dem zur Vertheidigung eingerichteten Hauptwalle mit einer mehrfachen Reihe von Verschanzungen und vorliegenden Werken befestigt. Die verschanzten Dörfer Wola und Rakowice deckten die beiden Hauptzugänge und das etwas rückwärts liegende Dorf Czyste war mit Werken umgeben. Jenseit der Weichsel war nicht nur der Brückenkopf bedeutend ausgedehnt und verstärkt worden, sondern die Vorstadt Praga hatte noch eine besondere Umwallung erhalten. Die Schanzen waren größtentheils von starkem Profil, mit Pallisaden in den Gräben, und auf den Glacis mit einer dreifachen Reihe Wolfsgruben versehen. Der Plan des russischen Feldherrn war, den Hauptangriff gegen das Dorf Wola zu richten, wozu er den Grafen Pahlen mit seinem Corps bestimmte. Zu gleicher Zeit sollte

Digitized by Google

der General Murawiew gegen Rakowice vordringen, um dem Feinde Besorgnisse für den jerusalemer Schlag zu geben. Der General Kreutz war beauftragt, seinen Angriff gegen die zwischen Wola und Rakowice liegenden Werke zu dirigiren. Mit dem Anbruche des Tages setzten sich die Colonnen in Bewegung. Nachdem das Geschützfeuer etwas über eine Stunde gedauert hatte, rückten die Sturmcolonnen vor und nach vielen Anstrengungen gelang es dem Grafen Pahlen, nächst den vorliegenden Schanzen Wola zu nehmen. Hiermit und mit einigen unbedeutenden Infanteriegefechten, welche zwischen Czyste und Wola noch vorfielen, endigten die Vorfälle dieses Tages. Spät in der Nacht fand sich der Quartiermeister der Polen, General Prondzynski, mit einem Schreiben des Generals Krukowiecki auf den russischen Vorposten ein, worin derselbe versicherte, daß er bereit sei, sich mit der ganzen Nation dem Kaiser zu unterwerfen. Graf Krukowiecki kam am andern Morgen nach Wola, um daselbst die Präliminarien festzustellen, doch hierbei führte er eine Sprache, die mit seiner eingesendeten schriftlichen Erklärung nicht in Übereinstimmung war, und läugnete vor allen Dingen, von der Nation zur Unterhandlung bevollmächtigt zu sein. Man schloß daraus, daß dieser Schritt keinen andern Zweck habe, als Zeit zu gewinnen, da man wußte, daß der General Romarino bereits Siedlce passirt habe, und so drang der Feldmarschall auf eine bestimmte Erklärung. Zuletzt willigte derselbe ein, bis 1 Uhr Mittags die geforderte Unterwerfung abzuwarten. Als aber diese Frist noch um ½ Stunde verlängert war und noch keine Antwort eintraf, da befahl der Feldmarschall, das Feuer zu beginnen. Kaum jedoch ließ sich der Donner des Geschützes hören, so ließ der Präsident der polnischen Regierung, Graf Krukowiecki, melden, daß er nunmehr vollkommene Vollmacht erhalten habe. Demgemäß wurde der russische General Berg nach W. gesendet, der Angriff aber auf der ganzen Front fortgesetzt. Von der Artillerie wurden zur Eröffnung des Angriffes 120 Geschütze disponirt und in der Disposition für diesen Tag in der Vertheilung der Truppen einige Abänderungen getroffen. Das Gefecht begann wieder mit einem starken Artilleriefeuer; der Hauptangriff war gegen die wolaer Vorstadt und das daneben liegende Dorf Czyste gerichtet. Bald waren die Vertheidiger nur noch auf den Stadtwall beschränkt und auch dieser wurde nach einer hartnäckigen Gegenwehr erstiegen, und ungeachtet des Versuchs, den die Polen noch um 10 Uhr Abends zur Wiedernahme machten, im Besitze gehalten. Die Explosion eines Pulvermagazins bezeichnete den Rückzug der Polen und um Mitternacht hörte das Feuer auf. Der Reichstag hatte sich aufgelöst und die geforderte Unterwerfung erfolgte. Die polnischen Truppen räumten die Stadt noch in der Nacht unter dem Schutze der ihnen bewilligten Capitulation. Ihre ganze hier concentrirte Macht betrug 35000 Mann. 132 Geschütze fanden sich in den Verschanzungen und fielen den Siegern in die Hände; das Feldgeschütz ward von ihnen mitgenommen. Auf dem Schlachtfelde hat man 5000 Gewehre gesammelt, in der Stadt erbeuteten die Russen noch 5000 Stück brauchbare Flinten, 8000 Stück blanke Waffen verschiedener Gattung, 5000 Stück fertige Ladungen, gegen 2 Millionen Patronen und eine Menge Proviant, Feldgeräth ꝛc. Die Zahl der von den Russen gemachten Gefangenen betrug 4000 Mann und 11000 Kranke fanden sich in den Spitälern. 3000 russische Gefangene, welche die Polen bei ihrem Abzuge mitgenommen hatten, wurden später von ihnen zurückgeschickt. Der Verlust der Russen ist ansehnlich gewesen; gleich nach dem Gefechte fehlten 10000 Mann, wovon sich jedoch viele wieder einfanden. Die Zahl der todten und verwundeten Officiere betrug 500. Gleich anfangs erhielt der Feldmarschall eine Contusion von einer Kanonenkugel und der General Graf Toll übernahm die Leitung des Gefechtes. Am 8. Morgens besetzte die kaiserliche Garde die Stadt, eine Brigade besetzte den Brückenkopf von Praga und Graf Witt wurde zum Gouverneur, General von Korf zum Commandanten ernannt.

Digitized by Google

Wartburg, ein altes festes berühmtes Bergschloß Thüringens, welches unweit Eisenach auf einem hohen Berge in sehr herrlicher Naturumgebung liegt, ward 1067 oder 1670 von Ludwig dem Springer erbaut und erlangte dadurch, daß es bis zum Tode des Landgrafen Balthasar (starb 1406) der beständige Sitz der Landgrafen war, geschichtliche Bedeutsamkeit. Diese ward noch vermehrt durch den bekannten Wartburgskrieg der Minnesänger (1206) und dadurch, daß Luther, nachdem er dem Reichstage zu Worms beigewohnt hatte, durch Friedrich den Weisen am 4. Mai 1521, um ihn der Acht zu entziehen, hierher in Sicherheit gebracht wurde. Auch in neuerer Zeit hat die W. eine große Bedeutung durch das Wartburgsfest erlangt. Jetzt ist sie Staatsgefängniß. 82.

Wartburgsfest nennt man die Feierlichkeit, welche mehrere hundert Studenten von den meisten protestantischen Hochschulen Deutschlands nebst einigen Professoren zum Andenken an das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation und an die leipziger Schlacht am 18. Oct. 1817 auf der Wartburg begingen. Nachdem die Studirenden von Jena, wo der Gedanke an eine solche Feier zuerst entstanden war, die Erlaubniß des Großherzogs von Weimar erhalten hatten, der ihnen dieselbe nicht nur gern ertheilte, sondern auch Holz zu den Freudenfeuern anweisen ließ und die Studenten bei den Bürgern von Eisenach unentgeldlich einzuquartieren versprach, so erließen dieselben an alle protestantische Universitäten Deutschlands eine Einladung, durch Abgeordnete bei dem Feste zu erscheinen, worauf sich 468 Studirende schriftlich verbindlich machten, an der Feier Theil zu nehmen und zu den Kosten derselben beizutragen. Unter den 12 Universitäten, an welche die Einladung ergangen war, hatten sich von Jena über 200, von Göttingen 70—80, von Berlin 30 und eine geringere Anzahl von Halle, Erlangen, Gießen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und 2 von der katholischen Universität Würzburg unterzeichnet. In Eisenach fanden sich indeß gegen 500 Studirende ein, unter denen selbst einige von Genf herbeigeeilt waren, nur von Breslau, Königsberg und Greifswald erschien Niemand. Außerdem beehrten auch die jenaer Professoren Oken, Fries, Kieser und Schweitzer mit ihrer Gegenwart das Fest, an dessen Feier sich noch viele ehemalige akademische Bürger anschlossen. Vor dem Beginne desselben versprach jeder Theilnehmer schriftlich, sich während seiner Anwesenheit in Eisenach aller Händel zu enthalten und den Bestimmungen des Ausschusses, welchen man zur Anordnung des Ganzen ernannt hatte, willig Folge zu leisten. Am 18. Oct. früh 6 Uhr versammelten sich Alle auf dem Markte zu Eisenach, begaben sich sodann in geordnetem Zuge auf die Wartburg und, in dem Rittersaale derselben angelangt, eröffnete man das Fest mit dem Liede: „Eine feste Burg ist unser Gott", worauf der Student der Theologie, Riemann aus Meklenburg, Ritter des eisernen Kreuzes, welches er in der Schlacht bei Waterloo erkämpft hatte, eine der Würde jenes Tages angemessene Rede hielt, worin er im Namen Aller gelobte „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend." Hierauf hielt nach Beendigung des Liedes: „Nun danket Alle Gott" Professor Fries dem allgemeinen Wunsche zu Folge eine kurze Rede und sodann endigte sich die Feier mit dem kirchlichen Segen. Nun zerstreute man sich auf dem Burghofe und besprach sich hier über die Aufhebung der Landsmannschaften so wie über die Vereinigung aller Studirenden zu einer allgemeinen deutschen Burschenschaft, bei welcher Gelegenheit der Professor Oken eine Rede hielt. Hierauf versammelten sich Alle wieder im großen Rittersaale an den Tafeln des Festmahles, wo dem Andenken Luther's, dem Großherzoge von Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutschen Hochschulen Trinksprüche ausgebracht wurden. Nach dem Mahle kehrte der Zug nach Eisenach zurück und begab sich in die dortige Stadtkirche, in welcher der Generalsuperintendent Nebe einen Festgottesdienst hielt. Alsdann schloß man auf dem Markte einen Kreis und sang ein von Nebe verfertigtes Lied,

Digitized by Google

worauf die Wartburgsfeier mit einem Lebehoch schloß. Den Nachmittag brachten die Studirenden größtentheils mit Turnspielen hin und mit einbrechender Nacht setzte sich ein Fackelzug nach dem nahgelegenen Wartenberge in Bewegung, um daselbst in Gemeinschaft mit dem eisenacher Landsturme die gewöhnlichen Freudenfeuer zum Andenken an die Schlacht bei Leipzig anzuzünden. Man schloß dort angelangt einen Kreis um den Berg, sang einige Lieder, zwischen denen der Student Rödiger von Jena eine geist- und gemüthvolle Rede hielt, und sammelte zum Schlusse der Tagesfeier milde Beiträge für die Armen, worauf die meisten der hierbei Gegenwärtigen nach Eisenach zurückkehrten. Unter den Professoren hatten Kieser und Oken, ohne an der nächtlichen Feier Antheil genommen zu haben, den Abend bei Freunden zugebracht; Schweitzer war schon zuvor nach Jena zurückgereist und Fries hatte mit den meisten Studenten gleich nach Rödiger's Rede den Berg verlassen. Die Wenigen, welche dort zurückblieben, geriethen nun ganz ohne Vorwissen des Ausschusses, der das Fest angeordnet hatte, auf den Einfall, einige Gegenstände in das Feuer zu werfen, welche ihrer Meinung nach mit dem deutschen Volkscharakter unverträglich wären. Vorzüglich bestanden diese Dinge in den Titeln von 28 Büchern oder diesen Werken selbst, unter denen sich Dabelow, „Über den 13. Artikel der deutschen Bundesacte", K. A. von Kamptz's „Code der Gensd'armerie", von Kotzebue's „Geschichte des deutschen Reiches", K. L. von Haller's „Restauration der Staatswissenschaft", von Cölln's „Vertraute Briefe", Saul Ascher, „Die Germanomanie", der „Code Napoleon" und Zachariä's Werk über denselben, Schriften gegen die Turnkunst, die Statuten der Adelskette, W. Reinhard, „Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie deutscher Landstände", einige Schriften von Schmalz, die „Alemannia" u. a. befanden. Außerdem wurde noch ein Schnürleib zur Verspottung des damals unter den Officieren gewöhnlichen Tragens derselben, ein Haarzopf als Anspielung auf die in Hessen getragenen Zöpfe und ein Corporalstock in das Feuer geworfen. Erst gegen Mitternacht kehrten die letzten Studenten mit den eisenacher Landsturmmännern in die Stadt zurück. Am 19. Oct. zogen die noch anwesenden Studenten abermals auf die Wartburg, und nach Vertheilung einer Rede von Fries sprachen Carové, Student in Heidelberg, und Andere über die Abschaffung der Landsmannschaften und Duelle, so wie für die Vereinigung zu einer allgemeinen Burschenschaft so ergreifend, daß selbst die bisher entschiedensten Gegner der Burschenschaft für die allgemeine Vereinigung gewonnen wurden. Man fand sich alsdann zur gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahls in der Stadtkirche ein und nach dem Genusse desselben kehrten alle Studenten entweder in ihre Heimath zurück oder setzten ihre Herbstreise weiter fort. — Dieß der einfache Hergang dieses Festes, welches vielfach entstellt und verdächtigt so traurige Folgen herbeiführte. — Über die betreffenden Einzelnheiten dieses Gegenstandes vergl. Carové, „Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg" (Jena 1818); Maßmann, „Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg"; Oken, „Isis" (1817. Bl. 195: „Der Studentenfrieden auf der Wartburg"); „Allgemeine Zeitung" (1817. Nr. 355. 1818. Nr. 15); Kieser, „Das Wartburgsfest am 18. Oct. 1817" (Jena 1818). 81.

Wartburgskrieg oder der **Sängerkrieg auf Wartburg** nennt man einen poetischen Wettstreit der sechs berühmtesten altdeutschen Dichter (Heinrich von Rispach, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Bitterolf, Heinrich von Ofterdingen und Reimar von Zwätzen) auf der Wartburg bei Eisenach, wo sie sich der Angabe nach unter dem Schutze des Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin Sophie versammelt hatten. Ob ein solcher Sängerkampf auf Wartburg wirklich gehalten worden sei, oder ob Alles für reine Dichtung gehalten werden müsse, möchte schwer zu ermitteln sein; doch spricht Manches für die erste Vermuthung; die Annahme aber, daß das noch vorhandene Gedicht durch Geschwindschreiber wäh-

Digitized by Google

rend des Kampfes niedergeschrieben wurde, wird wohl jetzt um so weniger Vertheidiger finden, als es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß die Zeit des Kampfes selbst und die Zeit der Abfassung des Gedichtes eine verschiedene ist. Als die Zeit des Kampfes wird das Jahr 1206 (oder 1207), als die Zeit der Verfertigung des Gedichtes 1215 angegeben. Die deutschen Dichter jener Zeit waren in zwei Parteien getheilt; die eine zog die Bearbeitung ausländischer Sagen, die andere die Behandlung vaterländischer Stoffe vor; dadurch entstand der Wettstreit. Wolfram von Eschenbach, welcher an der Spitze der ersten Partei steht, erhebt den König von Frankreich über Alles; Heinrich von Ofterdingen, der Repräsentant der patriotisch gesinnten Dichter, preißt den Erzherzog Leopold von VII. von Östreich als Muster edler Ritterschaft. Der Streit wird so heftig, daß Meister Klingsohr aus Ungarland (allem Anscheine nach eine mythische Person) zur Entscheidung herbeigerufen werden mußte, der aber mit Eschenbach in eine theologische Disputation gerieth. Der Kampf wird nur durch das Dazwischentreten des Landgrafen beendigt. Die Darstellung des Gedichtes ist die erzählende und man begeht einen großen Mißgriff, wenn man es, da es noch eigentlich nur ein poetisches Gespräch ist, als den ersten Versuch eines Schauspiels gelten lassen will. Der W. hat unstreitig zwei Verfasser (vielleicht Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen), wie die verschiedene Art und Weise in den beiden Theilen schon hinlänglich beweist. Die einzelnen Theile und Lieder des Gedichtes sind in den Handschriften arg durch einander geworfen und nicht leicht wieder in Ordnung zu bringen. Die erste Ausgabe des Wartburgkrieges steht in der Maness. Sammlung (II. 1—16); eine fehlerfreiere besorgte A. Zeune (Berlin 1818. 8.), die beste aber L. Ettmüller (Ilmenau 1830. 8.). Vergl. A. Koberstein, „Über den wartburger Krieg" (Berl. 1823. 8.). 67.

Warte ist der frühere Name für Wachtthurm und es wurde besonders auf den Ritterburgen der über das ganze Gebäude hervorragende Thurm so genannt, auf welchem der Wächter (Burgwart) die Umgegend stets beobachten mußte, um alles Vorfallende sogleich dem Burgbesitzer zu berichten. Jetzt kommt der Name nur noch in der Zusammensetzung Sternwarte (s. d. Art.) vor. 30.

Wartegeld, s. Pension.

Wartenburg (Treffen bei, den 3. Oct. 1813). Um Napoleon in die Ebenen von Sachsen zu ziehen und ihm dort eine Schlacht zu liefern, brach Blücher am 16. Sept. bei Bautzen auf und marschirte mit dem erforderlichen Material zum Brückenbaue versehen nach der Elster, um bei W. den Elbübergang auszuführen. Diese meisterhaft ausgeführte Bewegung war der französischen Armee zwar ganz verborgen geblieben, indeß fand dennoch das erste Corps Blücher's unter York W. mit dem 4. und einem Theile des 7. französischen Corps unter Bertrand besetzt. Beide Theile waren wegen dieses Zusammentreffens überrascht und Bertrand nahm sogleich eine vortheilhafte Stellung, um den Übergang zu verhindern. Zu diesem Zwecke nahm er W. zum Mittelpunkte und lehnte die Flügel seiner Aufstellung an die Dörfer Globig und Bloddin. Vor derselben lag durchschnittenes buschiges Terrain, die Front war durch einen todten Arm der Elbe gedeckt und es konnte die Annäherung nur auf Dämmen, welche durch Batterien bestrichen wurden, stattfinden. Preußischer Seits wurden 2 Schiffbrücken geschlagen, auf denen York, Langeron und Sacken mit ihren Corps sofort die Elbe überschritten. Bei W. entspann sich ein heftiges, jedoch wenig entscheidendes Gefecht; die Brigade des Prinzen Karl von Meklenburg dagegen eroberte, zwar mit bedeutendem Verluste, Bloddin, wandte sich dann rechts und drang bis zu dem Dorfe Globig vor. In diesem Moment rückten die 3 übrigen Brigaden des Corps unter der Führung des Generalmajors von Horn gerade auf die feindliche Stellung an. Die Truppen, welche nur auf einem schmalen Damme vorrücken konnten, ließen sich, statt mit dem Bayonnette den Feinden auf den Hals zu gehen, in ein Feuergefecht ein, welches

by Google

ihnen durch die den Damm bestreichenden feindlichen Batterien einen sehr bedeutenden Verlust brachte. Horn's Muth und Geistesgegenwart machte indeß diesen Fehler bald wieder gut. Er stellte sich an die Spitze des 2. Bataillons vom Leibinfanterieregimente und unter dem Zurufe: „Ein Hundsfott, der noch einen Schuß thut" stürmte er vorwärts und nahm in einem Anlaufe das Dorf. Bald wurde nun auch der Feind, rechts und links umgangen, völlig zum Weichen gebracht. Die Franzosen ließen einige Tausend Todte auf dem Wahlplatze und mußten außerdem noch 1000 Gefangene, 13 Geschütze und 80 andere Kriegsfahrzeuge den Siegern überlassen. Bertrand zog sich nach Wittenberg zurück und der wichtige Zweck: Übergang der schlesischen Armee über die Elbe und ihre Vereinigung mit der Nordarmee, war erreicht. York empfing zum Lohne seines Sieges den Ehrennamen: „Graf York von Wartenburg". Das 2. Bataillon des Leibinfanterieregiments hatte vorzugsweise den Kampf siegreich entschieden und als dasselbe nach der Schlacht vor dem Generale York vorbeidefilirte, zog er schweigend den Hut und bedeckte sich nicht eher, als bis der letzte Mann desselben vorüber war. Eine einfache, aber herzerhebende Anerkennung der Tapferkeit dieser Krieger. 61.

Wartha, der größte Nebenfluß der Oder, entspringt in der Woiwodschaft Krakau bei Kranolow, fließt zuerst nördlich in einem Gebirgsthale, wendet sich bei Czenstochau östlich und fließt von da in der Ebene zuerst in einem nördlichen Bogen, dann westlich und plötzlich einige Meilen von der schlesischen Grenze sich wieder nördlich wendend, bis sie bei Kolo nochmals westlich fließt, und nachdem sie bei Konin einen Kalksteinriff durchbrochen hat, unterhalb dieser Stadt schiffbar wird, bei Peisern die preußische Grenze überschreitet, wo ihr südlich die Prosna zufließt, bei Schrim sich nochmals nördlich wendet und, nachdem sie Posen durchströmt hat, durch einen großen Bogen wieder eine östliche Richtung nimmt, kurz vor Landsberg die schiffbare Netze aufnimmt und endlich bei Küstrin nach einem Laufe von 100 Meilen, von denen sie 48 schiffbar ist, in die Oder mündet. Bei Posen ist sie 300, bei Landsberg 400 und an ihrer Mündung 600 Fuß breit und ihr Flußgebiet beträgt 831 □M. 37.

Warze, lat. verruca; franz. verrue; engl. wart, nennt man den kleinen, mehr oder weniger runden, schmerzlosen Auswuchs, mit gewöhnlich körniger oder, wenn er nur einigermaßen alt ist, gefurchter Oberfläche, der sich auf gewissen Gegenden der Haut oder der Schleimmembranen, z. B. an den Händen, im Gesichte, im Nacken und an den Geschlechtstheilen entwickelt. Die W. hat eine Art von Wurzel, die bisweilen sogar bis in das unter der Haut oder unter der Schleimmembran befindliche Zellgewebe eindringt. Es kommen deren bei einem und demselben Individuum gewöhnlich mehrere vor. Die Ursachen der W. sind meist unbekannt; doch scheinen sie in manchen Fällen durch Druck, Stoß, Reiben und dergl. veranlaßt zu werden; häufiger liegt aber wohl ihr Grund in allgemeinen, constitutionellen Ursachen, da sie bei einzelnen Personen in großer Anzahl und an verschiedenen Stellen zugleich entstehen, ohne daß irgend eine örtliche Einwirkung stattgefunden hat, und wiederkommen, wenn sie durch örtliche Mittel entfernt worden sind. Das aus einer W. ausfließende Blut soll im Stande sein, da, wo es mit der Haut in Berührung kommt, Warzen zu erzeugen. Was ihre Behandlung betrifft, so müssen zuerst die inneren Ursachen, wenn solche vorhanden und erkannt worden sind, durch die geeigneten Mittel, wie z. B. eine geregelte Diät, Quecksilbermittel, Seife, auflösende Extracte und Harze, zu beseitigen gesucht werden. Die äußere Behandlung besteht in Zerstörung der W. durch Ätzmittel, besonders Höllenstein, oder durch die Unterbindung oder durch das chirurgische Messer. 7.

Wasa (das Haus) führt seinen Namen von einem alten Ritterſitze in der schwedischen Provinz Upland und gelangte durch Gustav Wasa (s. Gustav I. von

Digitized by Google

Schweden) auf den schwedischen Thron, den es bis zur Absetzung Gustav's IV. behauptet hat. Der Sohn dieses Letztern, welcher mit einer Prinzessin von Baden vermählt ist, führt jetzt den Titel „Prinz von Wasa" und ist ein reicher Gutsbesitzer in Mähren. 37.

Wasaorden, von Gustav III., König von Schweden, am Tage seiner Krönung den 26. Mai 1772 gestiftet, ist ein Belohnungs- und Ehrenzeichen für Beförderer der Landwirthschaft, des Bergbaues, Handels, Fabrikwesens ꝛc. Er besteht aus 3 Classen (die erste zählt ohne die Ausländer 6, die zweite 8 und die dritte 50 Mitglieder, wiewohl letztere überschritten wird) und heißt auch das „grüne Band", weil das Ordensband diese Farbe hat. Das Ordenszeichen ist von Gold und hat eine auf beiden Seiten ovale Gestalt. In der Mitte desselben sieht man eine Garbe (Wasa) mit einem Bande umwunden und von den auf dunkelrothem emaillirten Grunde stehenden Worten: Gustav den tredje instintare M.D.CCLXXII. (Gustav III. Stifter, 1772) umgeben. Es wird von den 2 ersten Classen nebst einem silbernen 8strahligen Stern mit 4 Nesselblättern zwischen den Flügeln, dessen Mitte eine gekrönte goldene Garbe darstellt, an der linken Brust getragen; die Ritter tragen es um den Hals, doch ohne Stern. Die Großkreuze und Commandeurs, welche beim Empfange die ersteren 800, die letzteren 400 Thlr. an die Ordenscasse zahlen müssen, haben an Gallatagen eine Ordenstracht aus grünem Sammet nebst dergleichen mit weißem Atlas gefüttertem Mantel. 77.

Wasgau, s. Vogesen.

Washington (spr. Wäschingt'n) (George), Nordamerikas erster Bürger, Feldherr und oberster Beamter, war der Sohn eines reichen Pflanzers in Virginien und 1733 geboren. Er ward im elterlichen Hause erzogen und studirte neben der altrömischen Sprache und Geschichte vorzugsweise die Mathematik. Auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptstadt Virginiens, vervollkommnete er seine Kenntnisse. Hierauf ward er Landmesser und trat wie andere Staatsbürger in die Miliz. Schon in früher Jugend und namentlich in dem englisch-französischen Kriege (1752), der wegen der Grenzstreitigkeiten am Ohio ausgebrochen war, legte er Proben von persönlichem Muthe und geistiger Kraft ab und wurde von dem britischen Gouverneur nach dem Ohio gesandt, um die Unterhandlungen mit dem dort befehligenden französischen Officiere zu führen. Er kehrte zwar unverrichteter Sache zurück, hatte indeß Gelegenheit gehabt, sich genaue Kenntniß von den obwaltenden Verhältnissen zu verschaffen. W. ward nun als Major mit 300 virginischen Milizen gegen die neuen Befestigungen am Ohio geschickt und zeigte sich als Mann von großen Fähigkeiten und vielem persönlichen Muthe. Im März 1754 schlug er bei Redstone ein französisch-indianisches Corps, wurde im folgenden Jahre Oberst und Adjutant des Generals Braddon und zeichnete sich an der Spitze einer Schaar Virginier als Parteigänger vortheilhaft aus. Aber noch vor Beendigung des Krieges trat W. (1759) in das ruhigere Leben eines Pflanzers zurück. Er heirathete ein reiches Mädchen und widmete sich ganz den bürgerlichen Geschäften und den Wissenschaften. Im Jahre 1773 aber, als die Bewegungen wider England ausbrachen, trat auch W. wieder auf den öffentlichen Schauplatz, indem er die virginischen Männer zur Fahne des Vaterlandes rief und sein eigenes Vermögen verwendend eine ansehnliche freie Kriegsschaar bildete. Am 15. Juni 1775 wurde er einstimmig auf dem zu Philadelphia versammelten Congresse zum obersten Feldherrn der gesammten amerikanischen Kriegsmacht ernannt. Schwere Mühen, bittere Sorgen, herbe Prüfungen begleiteten den so verhängnißvollen Ruf. Mit frisch zusammengebrachten, kaum gehörig bewaffneten Streitern, größtentheils ohne Kriegserfahrung und Disciplin, bestand er den Kampf gegen die bestgeübten und bestgerüsteten Truppen der Welt, unter kriegsgewohnten Anführern und versehen mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen zu verschaffen dem reichen Britannien leicht war, während er

Digitized by Google

von Geldnoth gedrückt den Seinigen oft nicht die Nahrung, noch öfter den Sold nicht reichen konnte, in fortwährender Gefahr, mit einem Schlage Alles zu verlieren, auch nicht selten vom Unglück verfolgt, in fast verzweiflungsvoller Lage; doch stets starken Muthes und ungebeugter Kraft der Seele, vorsichtig, wachsam, zu gelegener Zeit auch feurig und heldenkühn, doch niemals vermessen, niemals berauscht durchs Glück. Damit aber kein Ruhm ihm fremd bliebe, so verband er, wie die Gefeiertsten der großen Alten, mit den Talenten des Kriegers auch jene des Staatsmannes, mit den öffentlichen Tugenden des Patrioten und Republikaners auch alle Privattugenden des edelsten Menschen. So lange Civilisation und Humanität ein Reich oder eine Stätte auf Erden haben, so lange die Ideen „Freiheit und Vaterland" einen Werth behalten und geschichtliche Erinnerungen unter den Menschen leben werden, so lange wird W.'s Name glanzvoll im Tempel des Ruhmes stehen. Im Frühlinge 1776 vertrieb er den General Howe, Gage's Nachfolger, aus Boston und nöthigte denselben sich nach Halifax einzuschiffen. Doch hier durch bedeutende Truppensendungen aus Europa verstärkt drang Howe mit 30000 Mann in die mittleren Provinzen vor, während im Norden Bourgoyne von Canada aus gegen Newyork und im Süden Clinton gegen die Carolinen ihren Angriff richteten. In mehreren Treffen Sieger verbreitete Howe das Schrecken weit über die Provinzen. W. widerstand zwar heldenkühn; doch ward er immer mehr und mehr gedrängt und erlitt zumal bei Brandywyne und bei Germantown (4. Oct. 1777) Verlust, worauf Philadelphia und nach blutigem Kampfe auch die Mündung des Delaware (15. Nov.) in britische Gewalt kamen; jedoch die Gefangennehmung eines englischen Heeres bei Saratoga (17. Oct. 1777) und der Beistand Frankreichs und später auch Spaniens gaben der Sache Amerikas ein großes Übergewicht und nach vielen blutigen Kämpfen entschied endlich die Gefangennehmung des ganzen Heeres des Lord Cornwallis (6000 Mann) bei Yorktown (19. Oct. 1781) den Kampf, ein Sieg, welcher W.'s Feldherrntalent verewigt hat und welcher die Unabhängigkeit Amerikas entschied. W. legte nach geschlossenem Frieden seine Befehlshaberstelle nieder, ging von dem Danke und der Achtung seiner Mitbürger begleitet in den Privatstand zurück und verlebte auf seinem Landsitze Mount-Vernon in Virginien einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die neue Lage der vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, ward im September 1787 ein Convent zu Philadelphia versammelt und W. einmüthig zum Präsidenten desselben berufen. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende Verfassung der vereinigten Staaten, in deren Gemäßheit 1789 ein neuer Congreß zusammenberufen und W. zum Präsidenten desselben auf die festgesetzte Zeit von 4 Jahren und nach Ablauf derselben zum zweiten Male wieder gewählt wurde. Er verwaltete den Staat mit Weisheit und Würde und unter seiner weisen Verwaltung sproßte aller Segen der Freiheit kräftig empor. Die Geschichte kennt keinen Staat von so schnellem und so freudigem Gedeihen. „Es ist Thatsache", sagt Bristed, „daß die vereinigten Staaten in der achtjährigen Periode der Verwaltung W.'s aus der tiefsten Nationalzerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß, sich auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehens, des innern Wohlstandes und des Ruhmes erhoben haben. Der öffentliche, vorher gänzlich vernichtete Credit lebte wieder auf, das Vertrauen kehrte in die fast aufgelösten Privatverbindungen zurück, der gelähmte Handel ward frei und umfaßte die alte und die neue Welt; die Nationalschuld, welche schon durchstrichen zu sein schien, erhielt eine sichere Bürgschaft und jeder Gläubiger volle Sicherheit; das Staatseinkommen wuchs mit dem Wohlstande und dem Fleiße des Volkes, ohne auf beiden zu lasten; der Rechtsgang fand die freie und sichere Bahn des Gesetzes, der Charakter des Volkes entfaltete sich zu einem freien und edeln Bürgerthume und Europa sah mit Erstaunen diese wundervolle Schöpfung, das Werk der von W. gegründeten und in

Digitized by Google

das Leben eingeführten Verfassung". Ungeachtet dieser Verdienste, die W.'s Namen in der Geschichte der Menschheit unsterblich machen, mußten unverdiente Beschuldigungen, die der Parteigeist in den letzten Jahren gegen ihn erhob, bittere Gefühle in ihm erregen. Als sein Amt als Präsident 1797 zu Ende lief, zog er sich wieder auf seinen Landsitz zurück, wohin er das Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten und den Beifall aller Guten mit sich nahm. Er starb hier am 14. Dec. 1799 in einem Alter von 67 Jahren und ward in seinem Garten zu Mount-Vernon beerdigt. In seinem Testamente gab er allen seinen Sklaven die Freiheit und vermachte beträchtliche Summen zu Einrichtung einer hohen Schule in Columbia und einer Freischule für arme Kinder. — Marshall und Bancroff haben sein Leben beschrieben. Vergl. auch Jösch, „Washington und die nordamerikanische Revolution" (Gießen 1817). Jared Sparks gibt jetzt die in Mount-Vernon hinterlassenen Papiere W.'s unter dem Titel: „The works of G. Washington" in 8 bis 12 Bänden heraus. 61.

Washington, Haupt- und Bundesstadt der vereinigten Staaten, im Districte Columbia, 1790 angelegt und seit 1810 Sitz des Congresses, des Präsidenten, des höchsten Gerichtshofes und aller Centralbehörden, 301° 2′ 30″ L., 38° 53′ N. Br., auf einer von 2 Armen des Potowmaks gebildeten Landzunge, an den Gewässern Potowmak und Anacostia oder Tiber-Creek, ist 4½ englische Meilen lang und 2½ breit, hat 90—160 Fuß breite Straßen, welche sich nach den 4 Hauptweltgegenden im rechten Winkel durchschneiden und zum Theil auf Plätze von 130—160 Fuß Breite führen, die nach verschiedenen Staaten der Union benannt sind, 2356 auf einem Raume zerstreut liegende Häuser mit 18900 Einw., 12 Kirchen, 53 öffentliche Gebäude, 130 Laden und Handelsgebäude, 1 Stadthaus, 1 Zuchthaus, 1 Zeughaus, 1 Hospital für Matrosen, 1 Circus, 1 schöne Marinecaserne, 1 Marinearsenal am Arme des Potowmak, der hier einen sichern und bequemen Hafen bildet, 1 Artilleriedepot mit vielen merkwürdigen, erst in neuerer Zeit erfundenen Waffen, 1 Staatsgefängniß, große Magazine und Baracken und 1 Fort, welches den Potowmak vertheidigt, mit einer großen, mehr als 1 englische Meile langen hölzernen und bei Nacht erleuchteten Brücke. Zu den merkwürdigsten Gebäuden dieser Stadt gehören: das von Quadersteinen auf einer Anhöhe erbaute, mit 3 Kuppeln, von welchen die mittlere, größere, sich über die Rotunda, einen weiten Sal von 96 englischen Fuß Durchmesser, erhebt, versehene Capitol, worin die 2 Abtheilungen des Congresses, die Senatoren und die Deputirten, sich in 2 abgesonderten Sälen versammeln, der oberste Gerichtshof 2 Monate lang seine Sitzungen hält und die neu errichtete Congreßbibliothek, welche größtentheils aus der Sammlung des ehemaligen Präsidenten Jefferson gebildet worden ist, sich in einem großen Saale befindet; der Präsidentenpalast (auch weiße Haus genannt), ganz von Stein erbaut und mit 4 großen aus Backsteinen errichteten Gebäuden, welche die Bureaux des Finanz- (Treasury), des Marine- (Navy), des Kriegs- (War) Departements, so wie des Departements der inneren und auswärtigen Angelegenheiten (State) enthalten, umgeben. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören: das Columbiainstitut in 5 Sectionen, für die Mathematik, Physik, Moral und Politik, Literatur und schönen Künste, abgetheilt; das Columbiencollege; die Gesellschaft für Heilkunde, Botanik und Agricultur; das topographische Bureau mit einer schönen Sammlung von Instrumenten und Planen aller Festungen und Forts längs den Grenzen der gesammten Union, das Generaldepot aller Charten und Aufnahmen der vereinigten Staaten, so wie aller Tagebücher und Reisebeschreibungen der von der Regierung auf Entdeckungen und Forschungen ausgeschickten Ingenieure; der botanische Garten; viele niedere Schulen und Buchdruckereien. Auch gibt es hier eine amerikanische Gesellschaft zur Verbreitung der Civilisation unter den indianischen Stämmen, eine Gesell-

Digitized by Google

schaft zur Anlegung von Colonien von farbigen Menschen an den Ufern des Sherborough im Süden von Sierra Leona (die mit Ackergeräthschaften, Schul- und Religionslehrern versehen werden; 1817 gebildet) und 1 Gesellschaft zur Beförderung des Handels. Der Handel ist sehr ansehnlich. 1829 wurde für 1837000 Dollars aus W. ausgeführt und der Einfuhrzoll in demselben Jahre betrug 156000 Dollars. 71.

Wasser, lat. aqua; franz. eau; engl. water, ist eine der vollkommensten Flüssigkeiten und besitzt daher im Allgemeinen die Gesetzmäßigkeit, welche den flüssigen Körpern zukommt. Da in der Mathematik der Flüssigkeitszustand des Wassers als Norm dieses physikalischen Zustandes gilt, so sind darnach die allgemeinen physikalischen Verhältnisse der flüssigen Körper bestimmt und die Wissenschaften, welche die Lehren darüber enthalten, nach dem Worte „Wasser" in griechischer Sprache, Hydrostatik und Hydrodynamik (s. d. Artt.) genannt worden. Das W. ist ein in der Natur sehr verbreiteter Körper; doch ist derselbe nicht überall von gleicher Art und kommt auch nicht unter gleichen Verhältnissen darin vor. Das reinste von allen Wassern ist das Regenwasser, und zwar, wie es bei windfreiem Regen einige Zeit nach dem Niederfallen des ersten Regens niederfällt. Ziemlich in gleichem Verhältnisse steht das W. von frisch gefallenem Schnee, doch hat dasselbe fast stets einige erdige Theile. Das W. von geschmolzenem Eise enthält beigemengte Stoffe der Art, welche in dem W. enthalten sind, aus dem es bestand. Sehr verschiedener Art sind die Quellwasser. Einige gelten für reine Wasser. Aber selbst diese sind nicht völlig frei von den verschiedenartigsten Beigemengen, welche den Geschmack derselben so modificiren, daß von reinen Quellwassern verschiedener Orte, wenn sie nach einander genossen werden, das eine gegen das andere oft höchst widerlich erscheint. Quellwasser dieser Art heißen Trinkwasser. Wenn die Gewässer der Quellen sehr viel aufgelöste Stoffe enthalten, so heißen sie Mineralwasser (s. d. Art.); natürliche, wie Bach-, Fluß-, Strom-wasser und das W. vieler Seen, kommen im Allgemeinen mit einander überein. Sie führen vorzüglich viel aufgespülte, erdige Theile mechanisch beigemengt. Einige Seewasser sind salzig. Sie enthalten salzsaure, kohlensaure, boraxsaure Natronsalze, schwefelsaure Talksalze u. a. m. Das Meerwasser ist salziger Beschaffenheit und von widerlichem Geschmacke, eine Folge des beigemengten Kochsalzes und organischer Stoffe. Das W. ist wahrscheinlich eine der ältesten irdischen Bildungen; denn man findet Spuren von Meerthieren in den ältesten Gebirgsformationen (s. Geologie und Petrefactenkunde). Seiner Beschaffenheit zufolge ist es immer die oberste Bildungsschicht über dem festen Erdballe selbst und befindet sich fortdauernd in veränderlicher Bildung und Umbildung. Das W. der Meere, Seen und übrigen Behälter verflüchtigt sich unter Einwirkung der Atmosphäre, der Wärme und der Elektricität, bildet Wolken, Nebel, verdichtigt sich auf verschiedene Weise, fällt wieder nieder zur Erde und sammelt sich wieder in denselben natürlichen Behältern, von denen es ausging. — Die gewöhnlichen reinen W. sind farblos, ein Zustand, der mit dem Ausdrucke wasserhell bezeichnet wird; die unreineren und die mineralischen sind zum Theil gefärbt. Das W., mit Ausnahme desjenigen, welches mit Gasen geschwängert ist, ist geruchlos. Die Schwere des Wassers ist verschieden und verschieden angegeben worden. Ein pariser Cubikfuß W. wiegt gegen 72 Pfd. und seine Schwere ist demnach 780—800mal schwerer als Luft. Das W., welches durch Destillation des Regenwassers und reiner Quellwasser erhalten wird, destillirtes W., wird vorzüglich von Chemikern und Apothekern verbraucht. Seine Schwere bei 10° R. dient zur Vergleichung der Schwere der übrigen Körper oder zur Bestimmung des specifischen Gewichtes (s. d. Art.). — Das W. ist elastisch, welches durch die Fortpflanzung des Schalles durch das W. und durch das Abprallen flacher Steine von seiner Oberfläche nachgewiesen wird, und etwas zu-

Digitized by Google

sammendrückbar, schon durch den Wechsel der Temperatur, noch mehr aber durch den Druck der Atmosphäre. Am Dichtesten ist das W. bei 3,75° Cels., nach Anderen bei 4°. Seine Dichtigkeit nimmt von da ab bis zu 0° und eben so auch aufwärts für höhere Temperaturen bis zu 80° R. oder 100° C. Bei 0° wird das W. durch Verlust seines latenten Wärmestoffes in Eis (s. d. Art.) umgeändert. Schnee scheint kein anderer Zustand des Wassers zu sein, als der des Eises im Allgemeinen, wenn gleich derselbe einen andern Zustand der Form besitzt. Bei 80° R. durch Zunahme des Vierfachen von derjenigen latenten Wärmemenge, welche dasselbe in diesem Zustande besitzt, ändert sich das W. in Dampf oder Wassergas. Gefrorenes W. besitzt $\frac{1}{7}$ bis $\frac{1}{9}$ mehr Volumen als W. bei 0° und es schwimmt daher auf dem letztern. W., wenn es ruhig und bedeckt steht, gefriert erst bei 5° C. unter 0°. Das destillirte W. gefriert immer erst bei $2\frac{1}{2}$, 2° und 1° unter 0°. Im Dampfzustande enthält es ein 1698fach größeres (nach Anderen 1700—1800faches) Volumen, als bei 4°,44 C. Das Licht wird vom W. zum Theil zurückgeworfen, zum Theil gebrochen. Sein brechendes Vermögen übertrifft das der Luft um $\frac{1}{10}$. — Das W. leitet die Elektricität nicht gut, wenn es nicht Säuren und Salze beigemengt erhält. Eine Druckhöhe des Wassers von 32 Fußen kommt derjenigen von 28 Zollen des Quecksilbers und dem Drucke der Atmosphäre gleich. Das W. besteht chemisch aus 11,1 Wasserstoff und 88,9 Sauerstoff. Ein Volumen Sauerstoff und zwei Volumen Wasserstoff geben chemisch vereinigt zwei Volumen Wasserstoffgas; es erfolgt daher bei der Vereinigung jener Gase eine Verdichtung um ein Volumen. Die Zerlegung des Wassers wurde von Macquer, Sigaud de Lafond, Priestley vermuthet, während von ihnen das W. als elementarischer einfacher Stoff angesehen wurde. Cavendish (1781), Lavoisier und Meunier (1785) erwiesen die Zusammensetzbarkeit aus jenen elementarischen Körpern. Thoostwich, Diemann, Carlisle und Nicholson ermittelten die Zerlegung des Wassers mitteist des elektrischen Funkens und der Volta'schen Säule. Am Glasfaden sammelt sich bei dieser Zerlegung der Sauerstoff, am Harzfaden der Wasserstoff. Das W. ist bei einigen Körpern ein wesentlicher Bestandtheil. In den thierischen und vegetabilischen Körpern ist es nicht unmittelbar enthalten, doch wird es von denselben absorbirt und dient ihnen zur Bereitung der circulirenden Säfte. In den Mineralkörpern ist es in festem Zustande enthalten, so z. B. in den Hydraten, wie im Allgemeinen die Verbindungen der einfachen Körper mit W. genannt worden sind, höchst wahrscheinlich jedoch in festem Zustande ganz anderer Art, als im Eise. Viele Säuren, Gase, Salze und Salzbasen enthalten W. Einige Körper verbinden sich in mehreren Verhältnissen mit W. oder bilden mehrere Hydrate mit denselben. Die Hydrate der verschiedenen Körper halten das W. mit sehr verschiedener Kraft zurück. Bei einigen entweicht dasselbe in Gasform schon bei 100° C., bei anderen erst in Rothglühhitze. Das W., welches krystallisirte Körper, vorzüglich Salze enthält, heißt Krystallisationswasser und ist chemisch in denselben gebunden; dasjenige, welches mechanisch von den Substanzen gehalten zwischen den Krystallisationslamellen inneliegt, Decrepitationswasser. Einige Körper enthalten viel davon. Es verräth sich beim Glühen durch Verknistern dieser Stoffe. Die chemischen Wirkungen des Wassers sind theils Hydratbildung, theils Auflösung, theils Abscheidung, theils Zersetzung, doch nicht bei allen Körpern und Stoffen. Jedes W. besitzt eine Quantität atmosphärischer Luft, welche in dasselbe nach dem Austreiben mittelst Kochen allmählig wieder eingesaugt wird. Dieselbe Luft scheidet sich beim langsamen Erwärmen des Wassers in Form von Bläschen aus und legt sich an die Wände und andere feste Körper, welche im Wasser befindlich sind, an. 100 Maß luftfreies W. nehmen bei 10° C. 5 Maß atmosphärische Luft auf, ferner 6,5 Maß Oxygen, 4,6 Hydrogen, 150

Digitized by Google

Chlor, 4,2 Stickstoff, 76 Stickstoffprotoxyd, 10,8 Stickstoffdeutoxyd, 10 Chlorprotoxyd, 6,2 Kohlenoxydgas, 106 Kohlensäure, 378 schwefligtsaures Gas, 253 hydrothionsaures Gas, 46,000 hydrochlorsaures Gas, 15,5 Kohlenwasserstoffgas, 3,7 Phosphorwasserstoffgas, 43,000 Ammoniakgas auf. Die Absorption ist um so bedeutender, je geringer die Temperatur ist. Fast alle feste, thierische Substanzen, wie die Sehnen, das elastische gelbe Gewebe, das Fibrin, die Knorpel, die Bänder, die Hornhaut, die Sclerotica, verdanken ihre ausgezeichnetsten Eigenschaften einer gewissen Quantität W. und verlieren sie mit dem Austrocknen. Das W. zersetzt sich, wenn es mit mehreren Körpern in Berührung gelangt: wie Barium, Strontium, Kalcium, Kalium, Natronium, Bor, Kohle, Phosphor, die Sulphurate der Metalloide ꝛc. bei gewöhnlicher Temperatur; Manganium, Eisen, Zink, Zinn im rothglühenden Zustande; Chlor und Jod unter Lichteinwirkung; Antimon, Arsenik, Kupfer, Nickel, Eisen, Mangan und Uran in kürzerer oder längerer Zeit; es zersetzt selbst einige Körper, z. B. von den Salzen das schwefelsaure und salpetersaure Quecksilber, das salpetersaure Wismuth, das hydrochlorsaure Antimon, das margarinsaure Kali und Natrum, und schlägt endlich aus einigen organischen Flüssigkeiten und aus einigen unorganischen gewisse darin aufgelöst gewesene Körper nieder. Thenard hat in dem Jahre 1818 entdeckt, daß das W. mehrerer Oxydationsstufen fähig sei, und macht sechs verschiedene Oxydationsstufen bekannt. — Das W. ist ein unentbehrliches Geschenk der Natur und findet in den meisten Dingen, die sich auf Ökonomie, Technik, Maschinistik oder Lebensunterhaltung beziehen, seine Anwendung. Es ist das kräftigste Mittel zur Löschung des Durstes, eines Gefühles von Trockenheit und Brennen in den Schleimmembranen, welche den Mund, den Schlund und die Verdauungscanäle auskleiden; es ist die Hauptgrundlage der ungegohrenen Getränke und Flüssigkeiten und vieler gegohrenen und abgezogenen; es dient zur Zubereitung der Nahrungsmittel, zur Bereitung der Arzneien und ist selbst ein sehr empfehlenswerthes Heil- und Arzneimittel. Seine Schwere wird zur Bewegung von Maschinen benutzt; in Dampfform ist die elastische Kraft desselben zur Thätigkeit gezwungen. In Färbereien, Bleichereien ist es ein unentbehrliches Bedürfniß. Das W. ist endlich von Natur der bestimmte Aufenthalt einer Menge lebendiger Geschöpfe und Pflanzen, welchen in demselben leben theils wie die warmblütigen Thiere in der Atmosphäre, theils wie die Pflanzen in der Erde. 76.

Wasserbaukunst, s. Hydraulik.

Wasserblei, rhomboëdrischer Molybdänglanz, Mohs, lat. und engl. molybdaena; franz. molybdène, ist eine Verbindung von 60 Theilen Molybdän und 40 Theilen Schwefel; von der Härte des Talkes; gemein biegsam; in dünnen Blättchen, welche die einzige sehr vollkommene Theilbarkeit ergibt; bleigrau von Farbe und Striche, stark metallisch glänzend, undurchsichtig, abfärbend und schreibend, weßhalb es zu feinen Bleistiften dienen kann. Es findet sich in Ur- und und Übergangsgebirgen, den Graniten, Sieniten, Thonschiefer, Chloritschiefer phorphyrartig beigemengt und auf Quarz- und Zinnsteingängen zu Altenberg in Sachsen, zu Schlackenwalde in Böhmen, in Mähren, in dem Riesengebirge, in Cornwallis, Schweden, Norwegen, in Nordamerika und an mehreren anderen Orten. 76.

Wassercuren sind in der neusten Zeit besonders durch den Professor Örtel in Anspach und den Bauer Prießnitz zu Gräfenberg in Schlesien in Gebrauch gekommen, nachdem man früher schon öfter auf die heilende Kraft des kalten Wassers aufmerksam gemacht, dafür aber theils nur Mineralwasser benutzt, theils sich mit zuweiligem Baden und Trinken von Wasser begnügt hatte. Durch beide genannte Männer ist aber die Heilung von Krankheiten allein durch frisches Wasser planmäßig versucht und von Letzterm eine eigene Anstalt dafür gegründet worden, welche

Digitized by Google

sich eines ungemeinen Beifalls erfreut und in der That bereits erstaunenswürdige Resultate geliefert hat. Und in der That ist es wohl nicht zu läugnen, daß das kalte Wasser durch seine eigenthümliche nervenstärkende Kraft von der Natur selbst als Heilmittel angewiesen worden ist, wie wir unter andern an den Thieren, besonders den Vögeln, bemerken, welche sich durch tägliches B.. vor Krankheiten schützen, und durch vielfache Erfahrungen an solchen bestätigt sehen, welche sich des kalten Wassers zum Baden und Trinken gewöhnlich bedienen; doch dürfte es als Heilmittel bei denen, welche nicht daran gewöhnt sind, immer nur bedingungsweise und mit großer Vorsicht anzuwenden sein und keineswegs als Universalmittel gelten können. Als Schutzmittel gegen Verweichlichung und Erschlaffung des Körpers bleibt es aber stets ein höchst empfehlenswerther Gegenstand und das Gewöhnen an tägliches Waschen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser, wobei jedoch bei denen, welche erst anfangen, ein stufenweises Fortschreiten von lauem zu kaltem Wasser nothwendig ist, so wie das Trinken desselben sogleich aus dem Brunnen, vorzüglich des Morgens und bei einiger Bewegung, dürfte um so mehr seine guten Früchte bringen, als man dabei die Functionen des Körpers durch Diät und Regelmäßigkeit der Lebensweise noch unterstützt. Vergl. die Schriften von Örtel und Kirchmayr, so wie Kröber, „Über die zu Gräfenberg eingerichtete Trinkanstalt" (Bresl. 1837. 2. Aufl.). 30.

Wasserfall, lat. catarrhacta; franz. cataracte, chute d'eau, cascade; engl. cataract, cascade, bezeichnet diejenige Stelle eines fließenden Wassers, wo dasselbe durch ein plötzliches Abfallen seines Bettes in festem Gestein gezwungen wird, ebenfalls herabzufallen. Dergleichen finden sich gewöhnlich da, wo die Flüsse und Bäche in ihrem Laufe durch die Hochgebirge auf stufenförmige Absätze treffen, oder wo Schlünde und Thäler durch Auseinanderreißen oder durch Ausspülung von weniger festem Gesteine neben härterm entstanden sind. In den Strömen aber sieht man sie häufig in ihren Durchbrüchen mehr oder weniger bedeutend, oft nur als **Stufen** oder **Stromschnellen**, wodurch die Schifffahrt mehr oder weniger gehindert, jedoch in den meisten Fällen unterbrochen wird. So hat man die berühmten Wasserfälle des Niagara (s. d. Art.) in Nordamerika, die durch die Wasser des Eriesees gebildet werden, den von Tecquendama des Rio Bogota in Südamerika, des Nils bei Assuan in Oberägypten, den Rheinfall bei Schaffhausen u. a. 26.

Wassergalle, franz. foudrière; engl. quagmire, nennt man 1) eine solche Stelle des Bodens, aus welchem Wasser dringt und ihn weich macht, ohne daß man eine Quelle sieht; 2) s. Regenbogen. 26.

Wasserhose, **Wettersäule** oder **Wassertrompete**, lat. prester, typhon; franz. trombe de mer; engl. spout, heißt dasjenige Meteor, bei dem sich eine stärkere oder schwächere Wassersäule in Form eines Trichters mit Geräusch von einer Wolke herab gegen das Meer erstreckt, öfters auch aus dem Meere emporsteigt, dann fortrückt, sich wirbelartig dreht und auf den Schiffen oder, wenn sie das Meer verläßt, auf dem Lande schreckliche Verwüstungen anrichtet. Auch auf dem Lande entstehen zuweilen, obschon seltener, solche W. oder **Wetterwirbel** (trombes de terre). Sie bewegen sich vermischt mit Staub, Sand, Erde u. dergl. unter schnellem Wirbeln fort, so daß sie Alles mit fortreißen und zerstören, was ihnen auf ihrem Wege begegnet. — Die W. hat oft mehrere, ja manchmal 50 Toisen oben gegen die Wolke zu im Durchmesser. Wenn sie aus dichtem Wasser, das süß und höchst wahrscheinlich atmosphärischen Ursprungs ist, besteht, so ist sie durchsichtig, meistentheils inwendig hohl und von Außen mit einer Menge zertheilter Tropfen umgeben, die rings um sie einen, ihr Ansehn trübenden Regen verbreiten; dabei scheint das Meer unter der W. aufzuwallen und nach derselben zu in die Höhe zu rauchen. Ihre Stellung ist oft lothrecht, oft schief oder krumm-

Digitized by Google

linig und ihre Dauer sehr verschieden. — Bis jetzt hat man die W. als eine Folge der Elektricität angesehen; wenigstens haben Beccaria und Cavallo mit sehr vieler Wahrscheinlichkeit die W. für elektrische Phänomene erklärt, die durch die Anziehung zwischen der Wolke und dem Meere oder dem Lande entstehen; doch ist hierbei die heftige Wirbelbewegung, welche die Haupturſache der fürchterlichen Wirkungen der W. ist, nicht vollständig erklärt. 13.

Wasserkopf, lat. hydrocephalus; franz. hydrocéphale; engl. dropsy of the brain, water in the head, heißt jede in Folge einer Krankheit entstandene und Krankheitszufälle erregende Ansammlung lymphatischer Flüssigkeiten im Gehirne und seinen Häuten, die sich außerdem noch von dem im gesunden Zustande zwischen den Hirnhäuten und in den Hirnhöhlen befindlichen Wasser durch die größere Menge, in der sie vorhanden ist, unterscheidet. Es gibt mehrere Arten des Wasserkopfes je nach den Stellen, wo jene Flüssigkeiten gefunden werden, ob in den Höhlen, oder in der Substanz oder zwischen den Häuten des Hirns; wichtiger aber ist der Unterschied zwischen acuten und chronischen Wasserköpfen, welcher nicht blos in seinem Verlaufe, sondern auch in seinem Wesen begründet ist. — Der acute W., dessen gebräuchlichere Benennung hitzige Hirnhöhlenwassersucht (febris hydrencephalica) ist, hat erst in neuerer Zeit die ärztliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, der es auch gelungen ist, die Symptome, unter denen sie sich zu erkennen gibt, mit ziemlicher Sicherheit zu ermitteln, die aber nichtsdestoweniger noch nicht dahin gekommen ist, irgend ein nur einigermaßen sicheres Heilverfahren aufzufinden, so daß diese Krankheit immer noch zu den unheilbarsten, die uns vorkommen, gehört. Dieses Übel kommt zwar auch bei Erwachsenen und nicht selten bei Greisen vor, am Häufigsten aber ist es bei Kindern, von denen es einen großen Theil in seinen ersten Lebensjahren dahinrafft. Die Ursachen, die es hervorrufen, liegen in einer Überreizung des Gehirns, die eine Entzündung desselben und seiner Häute, oder Blutcongestionen nach demselben, oder eine gesteigerte Ernährung dieses wichtigen Organs erregt. Durch alles dieses entstehen im Hirne lymphatische Absonderungen, die sich immer mehr ansammeln und endlich nothwendig Desorganisation des Hirns und dadurch den Tod zur Folge haben. Die Möglichkeit einer solchen Überreizung ist aber bei Kindern sehr leicht gegeben, da das Hirn ein sehr zartes Organ ist, was leicht durch einen Fall erschüttert, oder durch zu frühe Geistesanstrengung, durch psychische Affecte, als Schreck und Zorn, durch zu nahrhafte oder hitzige Speisen und Getränke, durch zu starke Erregung der Sinnorgane, durch Versetzung von Krankheitsstoffen aus anderen Theilen des Körpers, durch Theilnahme an anderen Krankheiten, hauptsächlich an exanthematischen, namentlich an Scharlach und Blattern, und durch viele Ursachen mehr krankhaft afficirt werden kann, vorzüglich wenn, wie dieß häufig der Fall ist, eine erbliche Anlage vorhanden ist. Ist nun durch eins oder mehrere dieser Momente Hirnhöhlenwassersucht bedingt, so schleicht sie in der Mehrheit der Fälle ziemlich langsam heran; der kleine Patient wird verdrießlich, will nicht mehr laufen, fällt häufig hin, meidet das Licht, fängt an zu schielen, kann kein Geräusch vertragen; endlich bleibt er liegen, klagt über Kopfschmerzen, hält den Kopf nach hinten gebogen und ziemlich unbeweglich, greift häufig nach ihm; dabei liegt er im Halbschlafe, aus dem er zuweilen laut aufschreit; häufig erbricht er sich, der Leib ist tief eingezogen, sein Puls ist langsam und unregelmäßig; nach Verlauf mehrerer Tage entstehen nun Krämpfe, halbseitige Lähmung, die Pupille ist erweitert, das Bewußtsein verschwunden; endlich nehmen die Krämpfe überhand, setzen fast nicht mehr aus, der Kranke liegt im tiefen Schlafe und so erfolgt nach einer Krankheitsdauer von 2—3 Wochen der Tod. In anderen Fällen dauert die Krankheit kürzere Zeit; die Zeichen der Hirnentzündung sprechen sich deutlicher aus; die Krankheit fängt sogleich mit Krämpfen an, die fast ununterbrochen fortdauern; das Kind wird bewußtlos und fällt in

Digitized by

tiefen Schlaf und stirbt schon nach wenigen Tagen. Endlich kommen Fälle vor, wo die Krankheit unter Ausbruch heftiger Krämpfe nur wenige Stunden dauert und sehr schnell in den Tod übergeht (Wasserschlag). Nach dem Tode findet man in allen diesen Fällen 6—8 Loth gewöhnlich wasserhelles Serum; das Gehirn ist etwas weicher als gewöhnlich, hier und da mit Blut injicirt oder an manchen Stellen mit einer dünnen Lage Eiter überdeckt. — Der chronische W. entsteht entweder aus Fehlern der ersten Bildung und ist daher schon beim Fötus vorhanden (so daß der große Kopf solcher Kinder zuweilen ein bedeutendes Hinderniß bei der Geburt abgibt), oder er nimmt seinen Ursprung in den ersten Lebensjahren, wo er dann aus Verletzungen des Kopfs bei der Geburt, durch einen Stoß, Schlag, durch fehlerhafte Ernährung, durch erbliche Anlage, durch Skropheln ꝛc. entsteht. Kinder, die an ihm leiden, fangen an abzumagern, zittern; auf die Füße gestellt fallen sie leicht um; ihre Sinne werden schwach; sie verlieren die Sprache und werden untheilnehmend, ja nach und nach blödsinnig; dabei fallen sie in Schlaf, aus dem sie zuweilen aufschreien; sie sind gefräßig, nehmen aber nicht zu. Das sicherste Zeichen des Wasserkopfes ist aber der große Umfang des Kopfes, der allmählig durch das zunehmende Wasser, das gewöhnlich zwischen der Hirnhaut und den Schädelknochen befindlich ist, bewirkt wird. Dieser Umfang erstreckt sich blos auf den obern Theil des Kopfes; das Gesicht selbst bleibt klein; die Knochen der Hirnschale treten dabei aus einander, werden meistens dünner und hängen nur noch durch häutige Verbindungen mit einander zusammen. Eine solche Ausdehnung hat schon mehrmals 27—30 Zoll gemessen und es ist dabei der Kopf so schwer, daß der Kranke beständig sitzen muß, um ihn mit beiden Händen unterstützen zu können. Obgleich diese Krankheit unheilbar ist und gewöhnlich in den ersten Monaten des Lebens schon den Tod nach sich zieht, so sind doch Fälle vorgekommen, wo solche Kranke 10, 20, ja 40 Jahre gelebt haben, obwohl sie sich dabei in einem höchst bedauernswerthen Zustande befanden, indem die meisten blödsinnig und an den Füßen gelähmt waren, was jedoch nicht von Allen gesagt werden kann, da Einige bei der größten Ausdehnung des Kopfes vom Wasser dennoch den Gebrauch ihres Verstandes und ihrer Glieder besaßen. Bei der Section findet man die Quantität des Wassers sehr groß, so daß sie schon öfter mehrere Pfunde betragen hat; außer demselben findet man eine Menge organischer Fehler des Hirns und seiner Häute. 39.

Wasserkunst, s. Druckwerk und Wasserleitung.

Wasserleitung, Wasserführung, Aquäduct, lat. aquaeductus; franz. aqueduc, conduite; engl. aqueduct, water conduct, nennt man diejenige Vorrichtung, vermittelst welcher man Wasser von einem fernen Orte aus einer Quelle oder aus einem Flusse an denjenigen Ort, wo man es braucht, herbeizuleiten sucht, welches gewöhnlich durch Einfassung in Canäle geschieht. Daher sagt man: Wasserleitungen sind schmale Canäle, durch welche das Wasser mit einem geringen Gefälle von einem Orte zum andern geleitet wird. Liegt der Canal über der Erde, so hat man eine eigentliche W.; liegt derselbe aber unter der Erde, so hat man eine Röhrenleitung (s. d. Art. Röhre). Hat man zum Baue der W. einen hinreichenden Vorrath Wasser, z. B. eine Quelle, so muß man erst die Lage des Orts, wo die Quelle sich befindet, gegen den Ort untersuchen, wo das Wasser hingeleitet werden soll. Diese Untersuchung geschieht mittelst der Nivellir- oder Wasserwage. Wenn die Quelle niedriger liegt, so muß das Wasser erst durch eine Kunst in die Höhe getrieben werden, um ihm Fall zu geben. Bei solchen Wasserleitungen rechnet man gewöhnlich auf 100 Fuß Länge ½ Fuß Fall. Diese Art Wasserleitungen werden in gerader Linie und in einerlei Abhang fortgeführt; kommt man dabei auf Berge und Thäler, so muß das Wasser um erstere entweder herum oder hindurch geleitet werden und über letztere auf einem hohen Unterbau fortgeleitet werden. Die Röhrenleitungen haben aber vor den Wasserleitungen den Vortheil,

Digitized by Google

daß man in den Röhren das Wasser fallen und steigen lassen kann, weil nach hydrostatischen Gesetzen das Wasser wieder eben so hoch steigt, als es fällt. Im Süden von Europa kann man die Überbleibsel staunenswerther, von den alten Römern gebauter Äquäducte sehen, welche offene, von zahlreichen Bögen getragene Canäle bilden, die über weite Thäler gehen und selbst in ihrem Verfalle noch ein glänzendes Zeugniß für den Unternehmungsgeist und die Baugeschicklichkeit derjenigen, von denen sie herrühren, ablegen. In den neueren Zeiten hat Ludwig XIV. zu Maintenon und in der Ebene de Bue zwei Wasserleitungen aufführen lassen, die das Wasser nach Marli und Versailles leiteten. Im Jahre 1748 bekam Lissabon eine W., durch welche dieser Stadt von Mafra her (10 Meilen weit) das Wasser zugeführt wird. 40.

Wassermann ist das eilfte Sternbild des Thierkreises, wird als ein knieender, einen Wasserkrug ausgießender Mann vorgestellt und steht südlich unter den Köpfen des Pegasus und des kleinen Pferdes. Am Schenkel des Wassermanns steht Scheat, ein Stern dritter Größe, am Ende des Wassergusses hingegen der Stern erster Größe Fomahand, welcher auch an das Maul des südlichen Fisches gesetzt wird. Der W. hat nach Flamsteed 108 Sterne. 13.

Wasserorgel (hydraulis) war ein musikalisches Instrument der Alten, für dessen Erfinder oder wenigstens Verbesserer Ktesibius gehalten wird und dessen Bau Vitruvius (IX, 9) beschreibt. Doch bleibt nach dessen Beschreibung immer noch Vieles dunkel und es läßt sich im Allgemeinen nur bestimmen, daß das Instrument aus mehreren Pfeifen bestand, in welche die Luft durch Wasserdruck gebracht wurde, so daß sie bei dem Anschlagen der Claves diese ausstießen und tönten. 30.

Wasserscheu, s. Hundswuth.

Wasserschlange (die große) ist ein ungemein langes Sternbild des südlichen Himmels, dessen Kopf unter dem Krebse sich befindet, der übrige Theil aber sich unter dem Löwen und der Jungfrau nach Osten bis unterhalb der Wage hinzieht. Der hellste Stern in der W. ist Alphard (von der zweiten Größe) an ihrem Herzen; die übrigen 60 Sterne sind von dritter und geringerer Größe. — W. (die männliche) ist ebenfalls ein Sternbild des südlichen Himmels. Halley und Bayer rechnen 20 Sterne dazu. 13.

Wasserschraube, s. Archimedes.

Wasserstoff, entzündliche Luft, lat. hydrogenium; franz. hydrogène; engl. hydrogen, nennt man einen einfachen Körper, der einen Bestandtheil aller organischen Körper, so wie einer Menge unorganischer Verbindungen ausmacht. Er entbindet sich, durch Wärme expandirt, d. h. gasförmig, bei der Zerlegung des Wassers, welches aus Sauerstoff und W. zusammengesetzt ist und hat davon den Namen erhalten. Wenn man nämlich Wasserdämpfe über glühendes Eisen in einer schicklichen Geräthschaft treibt, so verschwindet das Wasser und man erhält eine beträchtliche Menge einer sehr leichten entzündlichen Gasart, die man das Wasserstoffgas nennt, unter welcher gasiger Form der W. bis jetzt auch einzig und allein hat dargestellt werden können. Die neueste und beste Bereitungsart des Wasserstoffs ist gegenwärtig folgende: In eine Flasche, an die man mittels eines in der Mitte durchbohrten Korkes eine ∽förmig gebogene Glasröhre einpaßt und das andere Ende dieser Röhre in ein Gefäß unter Wasser bringt, thue man eine Mischung von 1 Theile Schwefelsäure und 4 Theilen Wasser, worauf man nach und nach einige Unzen nicht zu fein zerbröckeltes Zink zusetzt, den Stöpsel mit der Röhre fest aufpaßt und so gut verkittet, daß hier kein Gas entweichen kann. Hierbei wird das Wasser zersetzt; es tritt seinen Sauerstoff dem Zinke ab, das sich oxydirt, und macht seinen W. frei; die Schwefelsäure verbindet sich mit dem Zinkoxyde und bildet einfach schwefelsaures Zink. Das Gas geht nun durch die Röhre und wird in einer andern unter Wasser stehenden Flasche, deren Mündung nach

Unten gerichtet ist, aufgefangen. Am Reinsten entwickelt sich dieses Gas durch die Wirkung der galvanischen Elektricität. Der W. ist unathembar und Thiere ersticken schnell darin. Es hat einen etwas unangenehmen Geruch, löset sich nicht in Wasser auf und röthet auch nicht die Lackmustinctur. Es ist unter allen einfachen Körpern das am Meisten glaselektrische. Es bricht das Licht stark und sein brechendes Vermögen ist 6,614. Man bedient sich dieses Gases zur Analysirung der Luft, zum Füllen der Luftballons. Brennende Körper erlöschen darin; doch verbrennt es sehr leicht mit Sauerstoff oder überhaupt unter dem Zutritte der atmosphärischen Luft und entwickelt dabei die meiste Wärme, aber wenig Licht. Wird es mit gleichen Theilen Sauerstoff gemischt, so vereinigen sie sich nicht unmittelbar zu Wasser; entzündet man aber diese Mischung durch eine nahe gebrachte Flamme oder den elektrischen Funken oder Platinaschwamm, welcher letztere sich darin erst selbst und dann das Gas entzündet, so verbrennt es unter heftiger Explosion und das Product ist Wasserdampf. Wegen des bei der Entzündung entstehenden Knalles wird eine solche Mischung gewöhnlich Knallgas oder Knallluft genannt; man benutzt dieses zu Löthrohrversuchen, weil dadurch einer der höchsten Hitzegrade hervorgebracht wird, indem man dasselbe in einem Behälter comprimirt und durch eine höchst feine Röhre ausströmen läßt, welchen Luftstrom man anzündet. Die Hitze, die ein solches Gebläse hervorbringt, ist so stark, daß sie Platina schmilzt. Man hat die Verbrennlichkeit des Wasserstoffs benutzt, um sich desselben als Feuerzeug (s. d. Art.) zu bedienen. — Der W. verbindet sich mit den einfachen Stoffen zu eigenthümlichen Gasarten (daher die Entstehung von Arsenik-, Kohlenwasserstoff, von Kohlen- und Phosphorwasserstoffgas ꝛc.), so wie auch zu festen Körpern, z. B. mit Stickstoff und Kohlenstoff zu Blausäure ꝛc. 21.

Wassersucht, lat. hydrops; franz. hydropisie; engl. dropsy. Wenn die Thätigkeit der Gefäße, der serösen Häute und des Zellgewebes in Bereitung des zur Schlüpfrighaltung der Organe in ihren Höhlen nöthigen wässerigen Dunstes gestört wird, so daß entweder zu viel desselben exhalirt oder zu wenig resorbirt wird, so condensirt er sich zu einer wässerigen Flüssigkeit, die immer mehr anwächst, die sackförmigen Behälter und Zwischenräume, in denen sie enthalten sind, immer mehr, wenn irgend möglich, ausdehnt und durch ihren Druck, so wie durch die mannigfaltigen Störungen, die sie im ganzen Organismus verursacht, Krankheitssymptome hervorruft, deren Complex wir den Namen W. geben. Die Ursachen, die diese inneren Exhalationen stören und W. bewirken, sind von höchster Mannigfaltigkeit und lassen sich in 3 Classen ordnen: die W. entsteht entweder in Folge vorhergegangener Entzündung, oder in Folge gestörter Thätigkeit der Blutgefäße, oder in Folge allgemeiner Krankheiten, die tief störend in die Verrichtungen des Organismus eingreifen. Wasseransammlungen in Folge von Entzündungen kommen sehr häufig vor. So entsteht Hirnhöhlenwassersucht und eine gewisse Art der Brustwassersucht von Entzündung der Hirnhäute und des Brustfells; so sehen wir bei der Rose, bei Frostbeulen, bei Zahnschmerzen, bei rheumatischen Gelenkleiden häufig wässerige Anschwellungen; so bewirken der Scharlach und die Pocken nicht selten W.; nicht weniger selten ist die W. nach Krankheiten der Blutgefäße und solcher Organe, die reich an Blutgefäßen sind; so sehen wir sie nach Blutflüssen, nach Herzkrankheiten, nach Krankheiten der Leber und der Milz, wie beim Wechselfieber, nach einem Drucke auf einen Gefäßstamm, wie bei Schwangerschaft und bei Geschwülsten, entstehen; endlich zeigt sich die W. sehr gewöhnlich gegen das Ende tödtlicher Krankheiten, so bei Lungensucht und anderen auszehrenden Krankheiten. — Zufolge der verschiedenen Ursachen, aus denen sie entsteht, zeigt sie sich bald nur in einer einzelnen Höhle, oder in einer einzelnen Partie des Zellgewebes, bald dehnt sie sich auf mehrere Höhlen und aufs Zellgewebe in größerm Umfange aus. Nach ihrem Sitze erhält sie verschiedene Namen. So heißt

Digitized by Google

sie oedema, wenn sie nur einen Theil des Zellgewebes unter der äußern Haut, anasarca, Zellgewebs- oder Hautwassersucht, wenn sie das ganze Zellgewebe der Haut einnimmt; so haben wir ferner nach den größeren und kleineren Höhlen des Körpers Hirnwassersucht (s. Wasserkopf), Brustwassersucht, Bauchwassersucht; wir haben W. des Auges (hydrophthalmus), des Herzbeutels (hydrops pericardii), der Gebärmutter (hydrometra), des Eierstocks (hydrops ovarii), der Scheidenhaut der Hoden oder des Samenstrangs (hydrocele), der Gelenke (hydarthrosis) ꝛc. — Es ist unmöglich, eine Beschreibung der W. nach den Zufällen, die sie erregt, im Allgemeinen zu geben, da diese nach dem Sitze, den sie einnimmt, höchst verschieden sind. Ist sie in Theilen, die nach Außen keine knöchernen Bedeckungen haben, so zeigt sich in ihnen eine schmerzlose Geschwulst, die, wenn sie in einer Höhle, z. B. in der des Bauchs, befindlich ist, fluctuirt, oder die Haut, wie bei Zellgewebswassersucht, teigig anfühlen und beim Fingerdrucke Gruben entstehen läßt. Sonst fühlen sich Wassersüchtige, sobald ihre Krankheit von einigem Belange ist, bei der Bewegung träge und matt und ihre wässerigen Absonderungen, als Urin, Schweiß, Thränen, erfolgen sparsamer. Das angehäufte Serum ist meistens dünnflüssig wie Wasser, gelblich, und gerinnt bei der Siedehitze des Wassers wie anderes Serum, zuweilen aber wird es grünlich, röthlich, braun, dicklich. — Die W. ist, weil sie meistens auf Schwäche beruht und häufig ein Product anderer Krankheiten ist, durch welche die innere Heilthätigkeit bereits erschöpft ist, eine sehr langsam verlaufende, nicht selten zum Tode führende Krankheit; letzteres um so sicherer, je langdauernder und allgemeiner sie ist und je edler die Organe sind, die sie in ihrer Thätigkeit hindert, wie z. B. Hirn, Lungen, Herz; kommt sie zu ohnedieß tödtlichen Krankheiten hinzu, so zeigt sie den baldigen Tod an und beschleunigt denselben. — Die Heilung dieser Krankheit kann nicht in allen Fällen auf eine und dieselbe Art und durch ein besonderes (specifisches) Mittel geschehen, sondern sie hängt von den obwaltenden Umständen ab. Zuerst und vor allen Dingen muß der Arzt die Ursachen zu erforschen und zu heben suchen, die ihr zu Grunde liegen, sodann aber diejenigen Absonderungen befördern, durch welche die serösen Absonderungen nach Außen geleitet werden und so ihre Absetzung nach Innen verhindert wird, als die Absonderung des Urins, des Schweißes und flüssiger Stühle. Ob die ergossene Flüssigkeit durch äußeres mechanisches Verfahren entleert werden dürfe, wie das Wasser aus der Brusthöhle durch die Durchbohrung des Brustkastens (paracentesis thoracis), oder aus der Brusthöhle durch die Punction (s. Troikar), oder aus dem Zellgewebe durch Einschnitte und Einstiche ꝛc., dieß ist eine Frage, die von eben so vielen erfahrenen Praktikern bejaet als verneint wird; woraus wenigstens so viel hervorgeht, daß eine solche Operation mit vieler Überlegung veranstaltet werden müsse, wenn sie nicht mehr schaden als nützen soll. Die letzte Obliegenheit des Arztes, wenn er bei der W. nicht helfen kann, ist die, die vielen und großen Leiden solcher Kranker wenigstens so viel als möglich zu lindern zu suchen. 39.

Wasseruhr, s. Uhr.

Wasservögel, s. Vogel.

Wasserwage, s. Nivelliren.

Wasserweihe ist der Name eines hohen Festes in der griechischen Kirche, welches jährlich am 6. Januar zum Andenken an die Taufe Jesu im Jordan begangen wird. An diesem Tage haut man in das Eis des nächsten Flusses ein Loch und nach Beendigung des Gottesdienstes zieht die Geistlichkeit unter dem Gesange der Gemeinde dahin mit Kerzen und Räucherpfannen. Ist man an dem aus dem Loche hervorquellenden Wasser angelangt, so wird dasselbe durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes vom ersten Priester geweiht, sodann eine große Quaste in das geweihte Wasser getaucht und die Anwesenden damit in Kreu-

Digitized by Google

gesform bestrichen oder besprengt. Nach Beendigung der Feierlichkeit, während welcher Gebete und Gesänge wechseln, eilt man, um Gefäße mit dem Wasser zu füllen und mit nach Hause zu nehmen, indem man demselben wundervolle Heilkraft zuschreibt. 63.

Wasserziehen der Sonne wird die Erscheinung genannt, wenn die Sonnenstrahlen zwischen dichteren Wolkenschichten durch dünnere so hindurch scheinen, daß die Dünste neben einander liegenden Wasserstrahlen gleichen. Da zu dieser Zeit die Atmosphäre sehr voll von wässerigen Dünsten ist, so ist der daraus gefolgerte Schluß des bald eintretenden Regens ein ganz natürlicher. 30.

Wateau (spr. Wato) (Antoine), ein berühmter französischer Genremaler, ward um 1684 zu Valenciennes geboren, konnte anfangs, wegen Mangels an gehöriger Leitung in seiner Vaterstadt, wenig Fortschritte in der von ihm mit Eifer ergriffenen Kunst machen, und mußte auch in Paris, wohin er sich 1702 begab, sich mit Abcopiren der Stücke eines unbedeutenden Malers ernähren, bis er dem jüngern Audran (s. d. Art.) empfohlen von diesem bessere Anleitung erhielt. Zwar kehrte er später in seine Vaterstadt zurück, war aber bald wieder in Paris und concurrirte mit einigen lustigen Genrestücken bei der Akademie der Künste als deren Pensionnair zu Rom, die aber so beifällig aufgenommen wurden, daß er sogleich Mitglied derselben und peintre des fêtes galantes du roi ward und so in die Mode kam, daß die Damen sich nach seinen Gemälden kleideten. Im Jahre 1718 ging er nach England, kehrte aber bald nach Frankreich zurück, wo er beständig kränkelte und den 18. Juli 1721 zu Nogent bei Paris starb. Man rühmt an ihm sowohl die Leichtigkeit des Pinsels, als die naturgetreue Darstellung und sehr viele seiner Gemälde sind in Kupfer gestochen. Die Gallerien zu Dresden, München und Wien besitzen mehrere Stücke von ihm. 16.

Watelet (Claude Henry), ein geschätzter französischer Dichter und Kunstkenner, 1718 zu Paris geboren, erhielt nach Beendigung seiner Studien von seinem Vater die einträgliche Stelle eines Generaleinnehmers der Finanzen und benutzte seine Muße und sein reiches Einkommen, um sich in den Künsten und Wissenschaften weiter auszubilden. Er ließ sich sogar im Malen, Kupferstechen und Bildhauen unterrichten, um sein Urtheil über Werke der Kunst zu festigen. Auf einer Reise durch Italien und die Niederlande studirte er die Meisterarbeiten älterer Künstler und legte die Resultate seiner Erfahrungen in einem Lehrgedichte über die Malerkunst nieder, welches ihm die Thüre der französischen Akademie öffnete (1760). Durch die Anlage eines herrlichen Gartens an der Seine, der unter dem Namen Moulin-Joli lange berühmt war, und durch seinen „Essai sur les jardins“ (Par. 1774. 8. Deutsch, Leipz. 1776. 8.) ward er der Schöpfer eines besseren Geschmacks in der Gartenkunst. Zu der Encyklopädie lieferte er die auf Malerei, Zeichnenkunst und Kupferstechkunst bezüglichen Artikel, die jetzt noch zu den werthvollsten Arbeiten dieser Art gehören. Gegen das Ende seines Lebens verlor W. durch die Treulosigkeit eines Agenten fast sein ganzes Vermögen und der an Überfluß gewöhnte Mann mußte sich mit einem spärlichen Auskommen behelfen. Er starb am 12. Jan. 1786. Sein Charakter wird einstimmig als ein sehr liebenswürdiger geschildert. Sein Lehrgedicht „L'art de peindre“ (Par. 1760. 4. Deutsch, Leipz. 1763. 8.) enthält viele ausgezeichnete Stellen, ist aber im Ganzen zu kalt und ohne alle Begeisterung. Sein vorzüglichstes, stets noch sehr brauchbares Werk ist der erst nach seinem Tode von Levesque herausgegebene „Dictionnaire des arts de peinture, sculpture et gravure“ (Par. 1792. 5 Voll. 8. Deutsch bearbeitet von C. K. Heydenreich, Leipz. 1793—1795. 4 Bde. 8.). Seine Versuche in der dramatischen Poesie sind völlig unbedeutend. 66.

Waterländer heißen die Glieder einer Partei der Mennoniten und zwar die Gelinderen oder Milderen. Den Namen haben sie von ihren ersten Wohnungen

Digitized by Google

im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Francecker, wurden aber von den Strengeren (Feinen, d. i. besonders Gottseligen und Genauen) auch Grobe und wegen ihrer vermeintlichen geringern Sittenreinheit Dreckwagen genannt. Sie waren diejenigen Mennoniten, welche in der Übung des Bannes oder der Disciplin überhaupt, in der Verwerfung aller weltlichen Eitelkeit und in der Geschiedenheit vom gemeinen Leben weniger streng waren. Ihre Gelindigkeit ward endlich unter den Mennoniten allgemein und um das Ende des XVII. Jahrh. gehörte die Mehrzahl ihnen an; denn nachdem die Parteien der Feinen zu Haarlem 1649 sich vereinigt und dabei die Strengsten schon von ihrer Strenge nachgelassen hatten, kam es zuletzt dahin, daß diese vereinigten Feinen sich mehr und mehr zu den Groben oder Waterländern hinneigten und mit diesen in eine Partei zusammenflossen. Eine besondere Spaltung aber entstand 1664, veranlaßt durch die Berührung mit den Arminianern und Socinianern. Von diesen nahm der größere Theil der Mennoniten die Forderung der Glaubensfreiheit an, die weder durch Glaubensvorschriften herrschender Kirchen, noch durch eigene Glaubensbekenntnisse aus früherer Zeit zu beschränken sei. Die Übrigen dagegen hielten fest an solchen Bekenntnißformeln. Erstere hießen Galenisten von einem Lehrer in Amsterdam, Galenus Abraham de Haen; letztere Apostoolen von einem andern Lehrer, Samuel Apostool. Im Jahre 1800 sind aber die Apostoolen und Galenisten in Einen Verein zusammengetreten. Von den Feinen bestehen nur noch drei Gemeinden. 63.

Waterloo (Schlacht bei), s. Belle Alliance.

Watt (James), berühmt als Verbesserer der Dampfmaschine, wurde am 19. Jan. 1736 zu Greenock, wo sein Vater als Kaufmann lebte, geboren, begab sich in seinem 18. Jahre nach London, arbeitete daselbst bei einem berühmten Verfertiger mathematischer Instrumente, wurde aber schon nach Verlauf eines Jahres durch Kränklichkeit genöthigt, in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er seinem eigenen Fleiße die frühe Ausbildung seiner Talente verdankte; denn er fand schon im 21. Jahre als Verfertiger mathematischer Instrumente bei der Universität von Glasgow eine Anstellung und begann bereits 1764 seine Verbesserungen der Dampfmaschine (s. d. Art.). Da indeß W. zu wirklicher Anwendung seiner Erfindung nicht die nöthigen Mittel besaß, so verband er sich mit dem Dr. Roebuck, dessen Vermögen jedoch ebenfalls zur Ausführung des Unternehmens nicht ausreichte, und W. sah sich daher schon genöthigt, seinen Plan aufzugeben, als der große Manufacturist Boulton in Birmingham zufällig von der neuen Erfindung sprechen hörte und sogleich die Wichtigkeit derselben einsah. Im reichlichen Besitze der dazu nöthigen Summen zahlte er Roebuck den geleisteten Vorschuß aus, ersetzte ihm den gehabten Verlust, lud W., welcher sich unterdeß als Baumeister mit dem Entwurfe zu mehreren Canälen und ähnlichen Arbeiten beschäftigt hatte, zu sich nach Birmingham ein (1774) und Beide verfertigten nun ihre erste Dampfmaschine zu Soho in der Nähe der Stadt. Die Zweckmäßigkeit derselben bei ihrer Anwendung in den Bergwerken in Cornwallis zeigte sich sogleich auf das Bestimmteste, W. erhielt 1769 ein Patent auf seine Erfindung und außerdem jährlich ein Drittheil von dem Betrage des durch die Einrichtung seiner Maschine ersparten Kohlenbedarfs. Da jedoch die verbesserten Maschinen nur zur Hebung des Wassers benutzt werden konnten, so dehnte W. 1780 ihre Anwendung durch eine neue Verbesserung auch auf die Herstellung von Dampfschiffen, Spinn- und Webemaschinen, von Mühlen und Dampfwagen dadurch aus, daß er die eine wechselnde Bewegung, wie bei Wasserleitungen, in eine drehende umzuwandeln verstand, welche bei allen eben genannten Maschinen angewandt werden muß. Kaum hatte jedoch W. ein Modell von seiner neuen Erfindung vollendet, so wurde ihm dasselbe durch einen gewissen Rükards gestohlen, welcher nun in Birmingham eine durch

zed by Google

Dämpfe getriebene Mahlmühle erbaute und ein Patent darauf zu gewinnen wußte, so daß sich W. genöthigt sah eine andere Erfindung zu versuchen. Er brachte dieselbe durch die sogenannte Sonnen- und Planetenbewegung zu Stande, als deren Vorbild er das gewöhnliche Spinnrad annahm, und verbesserte bald darauf die Bewegungen des Stempels, die er in senkrechter Richtung geschehen ließ, obgleich das Ende des Hebels sich in einem Kreise bewegte. Hierdurch wurde nicht allein die Sicherheit in den Bewegungen der Maschine vermehrt und die Kosten des Anbaues verringert, sondern auch ein Dritttheil des Kohlenbedarfs erspart und die Maschine auf einen kleinern Raum eingeschränkt. Außerdem erfand W. 1779 eine Maschine zum Copiren der Briefe, welche seitdem allgemein eingeführt worden ist. Er übergab in seinem höhern Alter die Manufactur seinem Sohne, der sie von jetzt an mit dem jungen Boulton in Gemeinschaft betrieb. W. starb am 25. August 1819 im 84. Jahre auf seinem Landhause zu Heathfield bei Birmingham. Zur Anerkennung seiner Verdienste um die Mechanik war er nach Bekanntwerdung seiner Erfindungen zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und zum Mitgliede der französischen Akademie ernannt worden. Seine Bildsäule, von Francis Chandler ausgeführt, wurde im Jahre 1827 zu Birmingham aufgestellt und ein anderes Denkmal, von Chantry verfertigt, befindet sich in Hondsworth. 81.

Watte, franz. ouate; engl. wad, wadding, nennt man die dünnen und lockeren Tafeln oder Blätter, welche man aus Hanfwerg, Baumwolle oder Seide verfertigt und als Unter- oder Zwischenlagen bei Kleidern zum Warmhalten dienen. Zur **Hanfwatte** wird das Hanfwerg mit Kratzen und Kartätschen so gleich als möglich durchgearbeitet, auf einen Rahmen ausgebreitet, nach einer gleichen Richtung so viel als möglich gleichdick aus einander gezogen und alsdann mit einem starken Leinwasser vermittelst eines Pinsels überstrichen. Zur **Baumwollenwatte**, welche am Gebräuchlichsten ist, wird die Baumwolle auf dem sogenannten Wolfe gerissen und von Unreinigkeiten befreit, dann kartätscht und zu mehr oder weniger dünnen Blättern ausgestrichen, welche auf beiden Oberflächen mit starkem Leimwasser überstrichen werden, um ihnen mehr Haltbarkeit zu geben; und zur **Seidenwatte** benutzt man die schadhaften Cocons und die schlechteste Floretseide. Die erstere wirft man in ein Gefäß mit warmem Wasser und tritt sie einige Stunden mit bloßen Füßen, damit sich der thierische Leim gut auflöse. Hierauf setzt man sie 5 bis 6 Stunden in die Sonne, wäscht sie dann in einem Flusse rein und trocknet sie. Hierauf werden sie gezerrt und gezaufet, um sie aufzulockern und von den übrigen Unreinigkeiten zu befreien. Die Floretseide wird rein gelesen und gut geschlagen. Beide werden nun gut kartätscht und zu gleichen dünnen Lagen gestrichen. Alsdann werden zwei solche dünne Lagen auf einer Unterlage von kartätschtem Werge geleimt und dann auf beiden Oberflächen ebenfalls mit Leimwasser bestrichen. 26.

Watten oder **Wadden** heißen die von der Fluth angespülten Sandflächen an der Nordsee von Holland bis an die Mündung der Elbe. Man fährt zur Fluthzeit über dieselben mit Schmacken (s. d. Art.), welche daher auch **Wattenfahrer** heißen. 30.

Wau (reseda) eine zur 3. Ordnung der 11. Linné'schen Classe gehörige Pflanzengattung mit einblätterigem gespaltenem Kelche, einfächeriger Kapsel und geschlitzten Blumenblättern, zerfällt in 15 Arten, von denen wir die gemeine Gartenreseda (r. odorata), ein bekanntes Gartengewächs, und den Färberwau (r. luteola) nennen. Letzterer hat lanzettförmige ungetheilte Blätter, wird 2—3 Fuß hoch, wächst in ganz Mitteleuropa auf Sandboden wild und liefert eine schöne gelbe Farbe, welche mit Indigo, Cochenille, Krapp ꝛc versetzt sehr dauerhaft ist. 30.

Waverley, s. Scott (Walter).

Digitized by Google

Wawre, ein Städtchen an der Dyle südlich von Brüssel, ward am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance der Schauplatz eines Treffens zwischen den Franzosen unter Grouchy (s. d. Art.) und den Preußen unter Thielemann (s. d. Art.). Letzterer nämlich sollte mit 15000 Mann die Reserve der Hauptarmee bilden und gegen Belle-Alliance anmarschiren, als ihn Grouchy bei W. den 18. Juni 1815 mit 35000 Mann angriff. Die Preußen stellten sich an den steilen Ufern des Dyleflusses auf und behaupteten sich den ganzen Tag, so daß die Franzosen erst am 19. den Übergang erzwingen konnten. Unterdessen war aber die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen worden, bei welcher Napoleon vergeblich auf Grouchy's Ankunft gewartet hatte, und Grouchy zog sich nach Namur zurück, wohin ihm die Preußen folgten und Namur mit Sturm nahmen. Auf jeder Seite waren über 5000 Todte und Verwundete geblieben. 37.

Weben, lat. texere; franz. tisser; engl. weave, nennt man ein Zusammenschlingen von Fäden, vorzüglich von Wollen-, Baumwollen- und Leinengarn, gezwirnter Seide ꝛc. mittelst einer einfachen oder zusammengesetzten Maschine, nach bestimmten Richtungen und nach einer gewissen Ordnung, so daß daraus ein ganzes Gewebe, ein Zeuch entsteht. In dem Weberstuhle werden nämlich eine bestimmte Anzahl, vorher durch Schieren geordnete, gleich lange Fäden (Kette, Zettel, Aufzug) parallel neben einander straff ausgespannt und zwischen sie hindurch, nach der ganzen Breite der Kette, andere Fäden (der Einschlag, Einschuß) senkrecht und die ersteren durchkreuzend, hindurch gezogen oder gleichsam geflochten. Haben diese Gewebe eine gewisse Breite, so heißen sie Tücher, Zeuche; sind sie aber nur in schmalen Streifen gewebt, Bänder. Das W. selbst ist je nach dem Stoffe nicht wesentlich verschieden; die Verschiedenheit des Stoffs bringt in der Regel nur eine eigenthümliche Vorbereitung und Ausrüstung oder Appretur der Gewebe mit sich. Ein sehr abweichendes Verfahren dagegen ergibt sich, je nachdem die Einschlagfäden immer gleichförmig und wechselsweise über und unter den Kettenfäden durchgezogen werden sollen oder aber in verschiedener Ordnung und je nachdem Bänder oder Zeuche gewebt werden sollen. Die ersten heißen einfache oder glatte Gewebe. Dahin gehören die gewöhnlichen wollenen Tücher und Zeuche, die meisten Baumwollenzeuche (als Callicos, Cambriks, Mousseline ꝛc.), die meisten hänfenen und flächsenen Gewebe, alle Arten von Taffet, gros de Tours etc. Eine ungleich größere Mannigfaltigkeit ergibt sich, wenn der Einschlag nicht alternirend durch die Kette geworfen wird oder wenn derselbe nicht in der ganzen Breite hindurchgezogen wird oder auch, wenn er auf verschiedene Weise zweierlei Ketten verbindet. Alle aus diesen Veränderungen entstandene Gewebe heißen Kunstgewebe. Dahin gehören alle einfach geköperten oder croisirten Zeuche; alle atlasartige, alle fassionnirte oder gemusterte, alle brochirte und sammetartige Gewebe; die Doppelzeuche und die Gobelintapeten. Man bedient sich dabei des bekannten Webestuhles (metier), welcher entweder ein Handwebestuhl oder ein mechanischer Webestuhl ist. Die vorzüglichsten Theile an einem Handwebestuhle sind: das Gestelle, der Garnbaum, der Tuchbaum, die Schäfte, die Pedale, die Lade mit dem Riedblatte und der Sitz. Außerdem gehören dazu noch ein Schiffchen und ein Sperrholz. Bei einem mechanischen Webestuhle oder Webemaschine verrichtet die Arbeit des Webens kein Weber, sondern die Maschine selbst, blos durch Drehen einer Kurbel oder durch Pferde, fließendes Wasser oder Dämpfe. Der Bandstuhl unterscheidet sich aber nicht nur dadurch wesentlich von dem Webestuhle zur Darstellung analoger Zeuche, daß viele Schützen zugleich arbeiten, sondern daß die verschiedenen Theile des Stuhls überdieß mechanisch in Bewegung gesetzt werden. Man unterscheidet zwei Arten von Bandstühlen: Schub- und Mühlstühle, unter denen der letztere am Gebräuchlichsten ist. 26.

Weber (Bernhard Anselm), berühmter Musiker, geboren den 18. April 1766

Digitized by Google

zu Manheim, wurde von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt jedoch bei dem Unterrichte, den er in den alten Sprachen, der Geschichte ꝛc. genoß, schon als Kind von 7 Jahren auch Unterricht im Clavierspielen und zwar bei dem später so berühmt gewordenen Abte Vogler (s. d. Art.). Die Liebe zur Musik war bei W. so groß, daß er selbst, als Vogler nach Italien gereist war, nicht nur seine Lieblingsbeschäftigung nicht liegen ließ, sondern unter der Leitung von Holzbauer und Einberger mit noch größerem Eifer fortsetzte. Erst 15 Jahre alt bezog W. die Universität Heidelberg, woselbst er freilich gegen den Wunsch seiner Eltern Philosophie und Jurisprudenz studirte, bald jedoch auch dieses Studium ganz verließ, um sich dafür ganz dem Studium der Tonkunst zu widmen. Leider sah er sich bald darauf in seiner Hoffnung, zu Vogler nach München gehen zu können, um sich unter dessen Leitung vollends auszubilden, getäuscht, da derselbe gerade in jener Zeit seinen Ruf nach Schweden erhielt. Mit tüchtigem Talente und unermüdetem Fleiße überwand jedoch W. alle Unannehmlichkeiten, die ihn damals in den Weg traten, übernahm 1787 das Directorium über das Großmann'sche Orchester in Hanover, ward hier mit dem ausgezeichnetsten Beifalle aufgenommen, reiste hierauf 1790 mit Vogler durch Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen, ging dann 1792 nach Berlin, wo er Musikdirector wurde, und 1793 im Auftrage des preußischen Hofes nach Wien, wo die intime Bekanntschaft mit Salieri nicht wenig zu seiner vollendeten Ausbildung beitrug. Den Ruf als Kapellmeister nach Rheinsberg, den er 1796 erhielt, lehnte W. ab und ging hierauf mit der berühmten Künstlerfamilie Schick nach Breslau, 1803 aber mit Kotzebue nach Paris, woher er jedoch bald wieder nach Berlin zurückkehrte, wo ihn der König zum Kapellmeister ernannte. Allen Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte, entsprach er auf eine Weise, die nichts zu wünschen übrig ließ. Nicht blos hochgefeiert war er als Clavierspieler, wobei er mit der größten Fertigkeit einen tiefen Reichthum an Gedanken und harmonischen Wendungen verband, sondern man hatte auch nie das Orchester des Nationaltheaters thätiger, einstimmiger und feuriger wirken hören, als unter W.'s Leitung. Und so blieb er wegen seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit von allen seinen Umgebungen geliebt und von Allen als Künstler geachtet in Berlin bis an das Ende seines Lebens, das leider schon 1822 erfolgte. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur die vorzüglichsten und zwar mehrere Opern, z. B. „Mudarra", „Deodata", „Die Wette ꝛc."; ferner seine Ouvertüre und Gesangmusik zu Schiller's „Wilhelm Tell" und der „Braut von Messina"; „Lessing's Todesfeier", viele Claviersonaten und Clavierconcerts; und seine Hymnen, Ouvertüren und Marsch zum Schauspiele „Jolantha" (Hamb. 1797) und vieles Andere. 20.

Weber (Gottfried), einer der würdigsten und intimsten Freunde des Vorigen, ward geboren 1779 in Freinsheim in Rheinbaiern, bestimmte sich frühzeitig für das Studium der Jurisprudenz und machte seinen akademischen Cursus von 1796—1800 in Göttingen. Allein schon hier trieb er neben seiner Wissenschaft fast eben so eifrig, obgleich mehr praktisch als theoretisch, Musik und lernte mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit fast alle Instrumente, vorzüglich aber die Flöte und das Violoncello, auf denen er schon damals mit Recht als Meister galt. Daß es ihm aber dessenungeachtet wahrhaft Ernst um seine Wissenschaft war, beweist hinlänglich seine juristische Carriere. Als Praktikant arbeitete er zuerst am Reichskammergerichte zu Wetzlar; hierauf ward er 1802 Dikasterialadvocat und 1804 Fiscalprocurator zu Manheim, 1814 Tribunalrichter in Mainz, 1818 Hofgerichtsrath in Darmstadt, 1832 Generalstaatsprocurator und endlich 1833 Doctor honorarius und Ritter des hessischen Ludwigsordens. Auch ist er Ehrenmitglied des holländischen Vereins zur Beförderung der Tonkunst, der königlich schwedischen Akademie der Musik und vieler anderen Gesellschaften. Endlich ist er auch Ver-

Digitized by Google

fasser mehrerer schätzenswerthen juristischen Schriften. Diese sind: „Über das öffentliche und mündliche Rechtsverfahren" (Darmst. 1819); „Pragmatische Geschichte der Verhandlungen der Landstände des Großherzogthums Hessen im Jahre 1827" (Ebend. 1828) und „Betrachtungen über das System, die Natur ꝛc. der Disciplinarsachen, nach französischen Gesetzen" (Mainz 1830). Eben so wichtig aber, wenn nicht noch wichtiger, wie als Jurist, ist W. als Tonkünstler. Nicht nur daß er als solcher in technischer (er ist z. B. Erfinder der Doppelposaune und der Verbreiter des einfachen Tactmessers) und praktischer Hinsicht Vortreffliches geleistet hat, sondern er ist auch unbestritten einer der ausgezeichnetsten Theoretiker der neuen musikalischen Welt. So ist er nicht nur der Stifter des musikalischen Conservatorium und der jetzt feststehenden Kirchenmusik in der Hofkirche zu Manheim, so wie der Verbesserer des musikalischen Museum in Mainz und früher der Redacteur der musikalischen Zeitschrift „Cäcilia", sondern auch der Verfasser der gediegensten Schriften über Musik. Seine Hauptwerke sind seine „Theorie der Tonsetzkunst" (Mainz 1831. 3. Aufl.); „Allgemeine Musiklehre" (Darmst. 1831. 3. Aufl.) und seine „Generalbaßlehre zum Selbstunterrichte" (Mainz 1833. 8.), ohne Zweifel die besten und empfehlungswerthesten, welche wir in dieser Beziehung besitzen. Leider ist W. durch diese Werke, die der bekannte Schneider bei einer ähnlichen Arbeit zu sehr benutzt hatte, in einen sehr unangenehmen Streit mit diesem gekommen, hat sich jedoch mehr als genügend gerechtfertigt. Auch ist er der Verfasser vieler Tonstücke, namentlich Kirchensachen, die jedoch bei Weitem seinen theoretischen Werken nachstehen. Sie sind zwar sämmtlich Muster von Harmoniestücken und streng nach den Regeln der Kunst geschrieben und beurkunden demnach W. als einen der besten Harmoniker, sprechen aber durchaus nicht an; daher auch W. nie als Melodiker gelten kann. 20.

Weber (Karl Gottlieb von), als Kirchenrechtslehrer der neuesten Zeit rühmlichst bekannt, ward den 28. Aug. 1773 zu Leipzig geboren, besuchte die dasige Nikolaischule und seit 1790 die Universität und 1792 Göttingen, wo er sich vorzugsweise bis 1797 aufhielt, in diesem Jahre aber sich in Leipzig als Privatdocent der Rechte habilitirte, dann 1801 Oberconsistorialrath in Dresden ward, welchen Posten er neben mehreren anderen temporairen bis 1828 verwaltete, wo er zu einem der Vicepräsidenten des Appellationsgerichts ernannt ward. Im Jahre 1829 erhob ihn der König aus eigenem Antriebe in den Adelstand, der allgemeine Wunsch aber, ihm als Minister des Cultus an der Spitze der geistlichen Angelegenheiten zu sehen, ward nur in so weit erfüllt, daß er 1831 mit dem Titel Geheimerrath zum Oberconsistorialdirector ernannt wenigstens wieder in den Wirkungskreis versetzt ward, in welchem er bereits so segensreich für Sachsen gewirkt hatte. — W. hat sich in seiner „Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts" (Leipzig 1818—1830. 2 Bde. in 5 Abtheilungen) durch die Klarheit der Entwickelung und die Genauigkeit und Schärfe des Urtheils einen wohlverdienten Namen auch im Auslande erworben; eben so verdient die Schrift: „Über die bevorstehende Umgestaltung der Kirchenverfassung des Königreichs Sachsen in besonderm Bezuge auf die Behörden für die Angelegenheiten der evangelischen Kirche" (Leipz. 1833), worin er die Fragen der Zeit über die evangelische Kirchenverfassung mit tiefer Einsicht und großem Scharfsinne erörtert, alle Aufmerksamkeit. 16.

Weber (Karl Julius), ein beliebter deutscher Schriftsteller, am 16. April 1767 zu Langenburg, wo sein Vater als Rentbeamter des Fürsten von Hohenlohe wohnte, geboren, zeigte schon in der Schule seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium zu Öhringen große Vorliebe für Geschichte, Geographie und Reisen und setzte sein eifriges Studium in diesen Lieblingsfächern, auch als er sich auf der Universität Erlangen der Jurisprudenz widmete, fort. Seine Vaterstadt, wo er sich

Digitized by Google

nach Beendigung seiner Studien als Rechtscandidat aufhielt, verließ er, weil ihm der angewiesene Wirkungskreis zu beschränkt erschien, bald wieder (1789), um sich zu Göttingen zum Lehramte vorzubereiten. Da ihm aber auch hier die Hoffnung auf eine Anstellung immer fern blieb, nahm er eine Hofmeisterstelle bei dem lyoner Bankier Delessert zu Bougy in der Schweitz an und machte von hier aus mehrere Reisen in die Umgegend, so wie nach Lyon und Paris. Im Umgange mit französischen Familien bildete er seine natürliche Anlage zur witzigen Satyre aus und eignete sich jene nicht immer zu billigende Frivolität an, die in allen seinen Schriften grell hervortritt. Zum Privatsecretair bei dem regierenden Grafen von Erbach-Schönberg berufen, folgte er, nachdem er noch eine Reise durch Südfrankreich gemacht hatte, diesem aufgeklärten Freunde der Wissenschaften nach Mergentheim, wo er als Statthalter des Deutschmeisterthums residirte. Später begleitete W. seinen Gönner auf den Congreß zu Rastadt (1797), wo er durch seine genaue Bekanntschaft mit französischer Art und Weise die Aussicht erhielt, in französischen Staatsdienst aufgenommen zu werden, die aber bald durch die Ermordung des französischen Gesandten Bonnier schwand. Nach dem Tode seines Gönners erhielt er von dessen Nachfolger die Stelle eines Regierungsrathes zu König im Odenwalde (1799), die aber seinen Neigungen und Ansichten so wenig entsprach, daß er sie schon 1802 wieder aufgab, um den jungen Erbgraf von Isenburg-Büdingen auf Reisen zu begleiten. Diese Verbindung löste sich aber, da Beider Charakter ein völlig verschiedener war, schnell und W. zog sich ins Privatleben zurück, aus welchem er nur noch ein einziges Mal als Abgeordneter des Oberamts Künzelsau bei der würtembergischen Ständeversammlung in den Jahren 1820—1824 hervortrat. Abwechselnd sich mit seinen Studien und mit Beobachtungen auf kleinen Reisen befassend fühlte er sich in der letzten Periode seines Lebens am Glücklichsten. Er starb am 19. Juli 1832 zu Kupferzell. Der individuelle Geist und Charakter W.'s, der sich hauptsächlich nach den französischen Encyklopädisten gebildet hatte, spricht sich in allen seinen Schriften ganz offen und bestimmt aus; in allen gibt sich die Persönlichkeit des Verfassers nach ihrer schwachen und starken Seite ohne Rückhalt zu erkennen. Seine Schriften zeichnen sich vorzüglich durch einen die Welt belachenden und verachtenden Humor, ungemeine Belesenheit, lebendige Phantasie, Menge, Fülle und Klarheit der Beobachtungen, Scharfblick, anschauliche Darstellung, geistreiche Einfälle und Anekdoten, Laune, Witz und Satyre, die nur häufig bitter und beißend wird, aus. Seine „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" (Stuttg. 1826—1828. 3 Bde. 8.) sind sein bekanntestes und vorzüglichstes Werk, reich an trefflichen Bemerkungen über unser so wenig im Einzelnen bekanntes Vaterland. Außerdem legte er einen unerschöpflichen Schatz von Bemerkungen nieder in der „Möncherei" (Stuttgart 1818—1820. 3 Bde. 8.), dem „Papstthum" (Stuttg. 1835. 3 Bde. 8.), dem „Ritterwesen" (Ebend. 1822. 2 Bde. 8.) und dem „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen" (Ebend. 1832—1836. 7 Bde. 8. Neue Aufl. 1837); „Sämmtliche Werke" (Ebend. 1835—1837. 13 Bde. 8.). 66.

Weber (Karl Maria von), ohne Zweifel der größte Tonkünstler der letztverflossenen Zeit, ward geboren den 18. Dec. 1786 zu Eutin im Holsteinischen, genoß der sorgfältigsten Erziehung mit besonderer Vorliebe für die schönen Künste, namentlich Musik und Malerei, ward aber bald von so hoher Liebe für die Tonkunst begeistert, daß er die Malerei, so weit er es auch schon als Kind hierin gebracht hatte, verließ und sich allein dem Studium dieser Kunst zuwandte. Daß W. Genie im vollen Sinne des Wortes war und dabei Energie und Willenskraft hatte, wie sie sich nur selten findet, beweist, daß er trotz des beständigen Wechsels seiner Lehrer, was daher kam, daß sein Vater sehr oft seinen Aufenthaltsort veränderte, doch schon noch als zartes Kind nicht nur als Clavierspieler Fertigkeit

Digitized by Google

erlangt hatte, sondern selbst in die Geheimnisse der Tonsetzkunst eingedrungen war. Den besten Grund zu seinem durch Kraft, Gefühl und Deutlichkeit ausgezeichneten Clavierspiele legte er 1796 bei dem braven, eifrigen, aber auch strengen Heuschkel in Hildburghausen. Schon jetzt erkannte sein Vater das hohe Talent seines Sohnes und nicht ohne Aufopferung brachte er ihn zu Michael Haydn nach Salzburg und ließ zu seiner Freude und zu des Kindes Aufmunterung 1798 6 Fughetten drucken, die mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurden. Neu belebt ward hierdurch die Jugendkraft des jungen Virtuosen und fast mit übermenschlicher Anstrengung setzte er hierauf zu München seine Studien fort, wohin er 1798 kam, um bei Valesi Gesangunterricht und bei Kalcher Unterricht in der Composition zu nehmen. Leider sind alle seine Compositionen dieser Zeit (z. B. eine Oper: „Die Macht der Liebe und des Weins", eine Misse ꝛc.) verloren gegangen; sie verbrannten bei einem Feuer, das in Kalcher's Hause ausgebrochen war. Etwas später, aber erst 14 Jahre alt, schrieb er seine Oper „Das Waldmädchen" und 1801 seine Oper „Peter Schmoll und seine Nachbarn", welches letztere Product Haydn so bezauberte, daß er darüber öffentlich das beste Urtheil aussprach und die ganze Musikwelt auf den jungen Künstler aufmerksam machte. Eine Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, die W. 1802 mit seinem Vater machte, unterbrach auf kurze Zeit seine schriftstellerische Thätigkeit, obschon er selbst während derselben mit dem Studium theoretischer Werke aufs Eifrigste beschäftigt war. Bald nachher ging er und zwar ohne Begleitung nach Wien. Hier öffnete sich ihm eine neue Welt. Väterliche Freunde fand er hier an Haydn und Vogler. Beide wetteiferten, ihr Wissen ihrem jungen Günstlinge und Künstler mitzutheilen, und mit freudiger Bereitwilligkeit fügte sich W. dem Rathe Vogler's, entsagte dem Ausarbeiten größerer Musikstücke und beschäftigte sich fast 2 Jahre lang beinahe blos mit theoretischer Musik. Öffentlich trat W. damals nur mit einigen Variationen und einem Clavierauszuge der Vogler'schen Oper „Samori" hervor. So still und zurückgezogen aber auch W. damals lebte, so hatte sich doch sein Ruhm schon weit verbreitet und noch als er in Wien lebte, erhielt er einen Ruf als Musikdirector nach Breslau, dem er auch folgte. In diese Zeit (er blieb bis 1806 hier) fällt seine Überarbeitung mehrerer seiner frühen Producte und seine Composition der Oper „Rübezahl." Im Jahre 1806 ging er auf Veranlassung des Herzogs Eugen von Würtemberg nach Karlsruhe in Schlesien, wo er 2 Symphonien, mehrere Concert- und Harmoniestücke schrieb, durch den Krieg aber schon nach Jahresfrist vertrieben wurde. Nach einer kurzen Kunstreise kam er nach Stuttgart zum Herzoge Eugen zurück, woselbst er bis 1810, jedoch ohne ein bestimmtes Amt zu bekleiden, verweilte. Hier schrieb er seine Oper „Silvana", seine Cantate „Der erste Ton", einige Ouvertüren, Symphonien und viele Clavierſachen. Im Jahre 1810 unternahm er abermals eine Kunstreise und überall, wo er hinkam, in Frankfurt, München, Berlin, Wien ꝛc., wurde er und seine Compositionen mit Enthusiasmus aufgenommen, wogegen er selbst in dieser Zeit seine Oper „Abu-Hassan" schrieb. Von 1813—1816 leitete er die Direction der Oper in Prag, die er neu organisirte, während er seine große, später überall mit stürmischem Beifalle aufgenommene Cantate „Kampf und Sieg" componirte. Allein auch hier war seines Bleibens nicht lange. Abermals zog er frei in die Welt; aber bald kamen ihm eine Menge der glänzendsten Anerbietungen entgegen. Er folgte dem Rufe nach Dresden, wo er eine deutsche Oper bilden sollte. Hier zum königlich sächsischen Kapellmeister ernannt, hatte er endlich den Ort gefunden, den er wünschte, und die gediegensten Sachen entflossen in dieser, der letzten Periode seines Lebens, seiner Feder; so seine kräftige „Jubelouvertüre" beim Regierungsjubiläum des Königs von Sachsen; ferner seine der ganzen Welt bekannten Opern „Der Freischütz", „Preciosa", „Euryanthe" (ursprünglich für das wiener Theater componirt, daher er

Digitized by Google

auch 1823 nach Wien reiſte, um die erſte Aufführung ſelbſt zu dirigiren) und „Oberon.“ Veranlaſſung, dieſe letzte Oper zu ſchreiben, war ihm vom Conventgardentheater in London gegeben worden, mit der Bitte, die erſte Aufführung ſelbſt in London zu dirigiren. Noch vor der Beendigung dieſes Meiſterwerks ward er durch ein altes Hals- und Bruſtübel gezwungen, 1825 das Bad Ems zu beſuchen. Allein nur wenig Linderung hatte dieſe Cur zur Folge. Deſſenungeachtet ging er im Februar 1826 nach London, vollendete hier das angefangene Werk, ſtarb aber ſchon den 5. Juli 1826 an einem Nervenſchlage. Sein Leichnam wurde unter feierlichem Geleite ſeiner katholiſchen Glaubensgenoſſen in der Moorfieldscapelle beſtattet. Nach ſeinem Tode fanden ſich in Dresden eine Menge noch unbekannter Schriften und unter dieſen auch ſeine Selbſtbiographie. Dieſen Nachlaß ſammelte und ordnete Theod. Hell (Winkler) und gab ihn in 3 Bänden (Dresden 1828) heraus, für alle Freunde der Tonkunſt und W.'s eine der intereſſanteſten und ſchätzenswertheſten Gaben der neueſten Zeit. Auch findet ſich in dieſem Buche ein genaues Verzeichniß aller bis zum Jahre 1823 erſchienenen Compoſitionen W.'s. Fordert die Nachwelt ein Urtheil über ihn und ſeine Leiſtungen, ſo mag ſie ſeine Compoſitionen hören und ſtudiren. Aus dem Kritiker wird ein Bewunderer werden; und Jeder wird ſich geſtehen müſſen, daß ein Jahrhundert nur einen ſolchen Mann zu erzeugen vermag. Betrachten wir ihn als praktiſchen Künſtler, als Theoretiker, als Äſthetiker und als Menſch — überall war er gleich groß und nach Jahrhunderten noch werden ſeine Zaubertöne nicht verſtummen. 20.

Weber (Michael), berühmter Theolog, ward den 8. Dec. 1754 in Gröben, einem Dorfe zwiſchen Weißenfels und Zeitz, geboren und erhielt ſeine gelehrte Bildung ſeit 1768 auf der Stiftsſchule in Zeitz und ſeit 1774 auf der Univerſität Leipzig. Im Jahre 1778 habilitirte er ſich in der philoſophiſchen Facultät daſelbſt, wurde gleichzeitig Vesperprediger und bald darauf Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Univerſitätskirche, 1782 außerordentlicher Profeſſor und 1784 Doctor der Theologie. Seit 1784 vierter ordentlicher Profeſſor der Theologie in Wittenberg ſtieg er daſelbſt bald zur erſten theologiſchen Profeſſur auf und war auch Prediger an der Schloßkirche. Nach Auflöſung der Univerſität im Jahre 1815 wurde er in demſelben Jahre nach Halle verſetzt, wo er 1828 ſein funfzigjähriges Docentenjubiläum feierte, bei welcher Gelegenheit er den rothen Adlerorden dritter Claſſe erhielt. Er ſtarb als Senior der theologiſchen Facultät am 31. Juli 1833. — W. gehörte unter die gelehrteſten und achtungswürdigſten Theologen ſeiner Zeit. Seine vielen Schriften, die ſich faſt über alle Zweige der Theologie erſtrecken, geben davon Zeugniß. Viele derſelben beziehen ſich namentlich auf Kritik und Exegeſe des neuen Teſtaments, wohin vorzüglich auch die „Eclogae exegetico-criticae ad nonnullos Novi Testamenti locos“ (17 an der Zahl, 446 S. 4.) gehören. Sein theologiſches Syſtem war auf den ſtreng ſupernaturaliſtiſchen Offenbarungsglauben gegründet, wobei er aber ſtets eine wahrhaft chriſtliche Milde gegen Andersdenkende zeigte, und in ſeinen „Opuscula academica eaque apologetica, Vitebergae publice scripta“ (Lips. 1828) iſt lichtvoll und gründlich Alles vorgetragen, was ſich für den Glauben, daß das Chriſtenthum aus wunderthätiger Offenbarung ſtamme, ſagen läßt. Auch die meiſten ſymboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche hat er (Wittenb. 1809) mit reichhaltigen gelehrten Anmerkungen herausgegeben. Von ſeiner Ausgabe der „Confessio Augustana et responsio pontificia, quae vulgo Augustanae confessionis confutatio appellatur“ (Viteb. 1810) aber wurde der größte Theil der Exemplare durch die Franzoſen in Wittenberg als Maculatur verbraucht. Eine kleinere Ausgabe derſelben veranſtaltete er ſpäter unter dem Titel: „Confessio Augustana eaque invariata, nonnullis animadversionibus hist., exeget., dogmat. et crit. illustrata“ (Hal. 1830. 4.). Über die chriſtliche Sittenlehre gab er 1780 ein Lehrbuch heraus und als praktiſcher

Digitized by Google

Theolog ist er besonders durch seine dreimal aufgelegten „Morgen- und Abendandachten" bekannt geworden. Obschon er sich am Liebsten mit dem neuen Testamente beschäftigte, das er fast wörtlich im Gedächtnisse hatte, so besaß er doch auch gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache und auch das Studium der übrigen semitischen Sprachen hatte er mit Eifer getrieben, wovon er bereits 1778 in „De usu versionis Syriacae hermeneutico exemplis exquisitioribus illustrato" den Beweis gegeben hat. Selbst die lateinische Grammatik hat durch ihn wichtige Erörterungen erhalten. Vergl. Fritzsche, „Narratio de Mich. Webero, primo nuper Halensi Theologo" (Hal. 1834. 4.). — Von seinen Söhnen hat Ernst Wilhelm W., geb. den 24. Jan. 1795 zu Wittenberg, seit 1821 ordentlicher Professor der Anatomie zu Leipzig, sich durch manche wichtige Entdeckung in der Anatomie ausgezeichnet; Eduard Wilhelm W. aber, geb. 1804, seit 1831 ordentlicher Professor der Physik zu Göttingen, sich durch die mit Ersterm gemeinschaftlich herausgegebene „Wellenlehre" (Leipz. 1825) ein bedeutendes Verdienst um die Wissenschaft erworben, so wie er in der neuesten Zeit durch die mit seinem jüngsten Bruder, Prosector in Leipzig, gemeinschaftliche bearbeitete „Theorie des Gehens" (1837) einen bisher nicht hinlänglich beachteten Gegenstand in ein helles Licht gesetzt hat. 63. 16.

Weber (Veit), s. Wächter (G. Ph. L. Leonhard).

Wechabiten (richtiger Wehabiten oder Wahabiten) sind eine in der neuern Zeit entstandene religiöse Secte des Islam, welche durch ihren Fanatismus bald zu einer furchtbaren Macht anwuchs. Sie hat ihren Ursprung von Muhammed ibn Abd-ol-Wehab, einem gelehrten Scheich aus dem Stamme Temîm in Nedschd, geboren im Jahre 1729 in Ajen, der durch mehrere Reisen nach den berühmtesten Städten des Islam zu der Überzeugung gekommen war, daß die Lehre Muhammed's besonders von den Türken sehr entstellt und mit vielem Ungebührlichen vermischt worden sei, und der daher den Entschluß faßte, als Reformator derselben aufzutreten. Anfangs fand er nur wenige Anhänger, nachdem er aber sich nach Derrajeh in Nedschd gewendet und den Emir Muhammed ibn Saud für sich gewonnen hatte, verbreitete sich die neue Lehre bald durch ganz Nedschd, um so mehr, da sie wie die Lehre Muhammed's selbst ganz für die Bewohner der Wüste geeignet ist. Denn Abd-ol-Wehab lehrte durchaus nichts Neues, sondern stellte den Korân, die Sunna und die Erklärungen der ausgezeichnetsten Ausleger des Koräns als Glaubensnorm auf, wie sie im ganzen Gebiete des Islam gelten; dagegen bewies er aus dem Korân, daß die große Verehrung Muhammed's und der Heiligen bei den Türken unstatthaft sei; zeigte, daß die Türken die Gebote des Islam in vieler Hinsicht überträten und der alte religiöse Geist gänzlich verloren gegangen sei, und versprach die Reinheit des Glaubens und der Sitten, wie sie in den ersten Zeiten des Islam gewesen waren, wiederherzustellen. Die W. stehen deßhalb zu der sogenannten orthodoxen Partei im Islam in demselben Verhältnisse wie die Protestanten in der christlichen Kirche zu den Katholiken, weßhalb auch noch 1815 die auf Muhammed Ali's Befehl gehaltene Disputation zwischen zwei wechabitischen Gelehrten und den ausgezeichnetsten Ulema zu Kahira Letztere zu der Erklärung veranlaßte, daß die W. den reinen Islam lehrten. Wie aber alle neue Erscheinungen eben sowohl durch den Fanatismus ihrer Freunde als durch die Entstellungen ihrer Gegner leicht ausarten oder ganz anders erscheinen, so auch hier. Die Söhne der Wüste, welche in ihrer gänzlichen religiösen Unwissenheit, wohl auch Gleichgültigkeit, das Wesentliche von dem Unwesentlichen nicht zu unterscheiden vermochten und nur durch Fanatismus aufgeregt für den neuen Glauben stritten, den sie in der That für eine neue Religion halten mochten, verwechselten bald mit dem Abschaffen der Mißbräuche die Zerstörung des Bestehenden, und wenn sie daher überall, wohin sie kamen, die Gräber der Heiligen zerstörten, so wurden auch

Digitized by Google

häufig selbst die Moscheen nicht verschont, und sie behandelten alle diejenigen als ihre größten Feinde, welche das von ihnen verabscheute und im Korân verbotene Tabakrauchen und das Beten des Rosenkranzes nicht aufgeben wollten. Die Feinde der W. dagegen mußten in solchem Verfahren derselben vollständige Angriffe auf den Islam finden und so eine furchtbare Spaltung sich bereiten, zumal da die W. ihren Grundsätzen zufolge die Wallfahrt nach Mekka für unnöthig halten und daher theils der Scherif von Mekka, welcher durch das Aufhören der Wallfahrten viel verlor, theils die Paschas von Bagdad, Damaskus und Ägypten, welche in den Verhältnissen eine Entschuldigung des Unterlassens der ihnen so kostspieligen Geleitung der heiligen Karawanen fanden, theils die zurückkehrenden Pilger selbst von ihnen die schwärzesten Schilderungen machten. Die W. selbst aber hatten das Losungswort: „Glaube oder Tod" und hielten sich daher für verpflichtet, Alles zu ermorden, was sich nicht zu ihrem Glauben bekannte. Bald erhielten sie auch eine religiöse und politische Verfassung. Abd-ol-Wehab erkläete nämlich den Ibn Saud zu Derrajeh für das politische Oberhaupt seiner Secte, während er sich selbst die Oberleitung der religiösen Angelegenheiten vorbehielt, und so wurden nach und nach die einzelnen unterworfenen Beduinenstämme in Nedschd, welche bisher einander feindlich bekämpft hatten, zu einem einzigen Reiche vereinigt, das nach dem Tode der beiden Gründer unter dem Sohne Ibn Saud's, Abd-ol-Asis, schon eine furchtbare Macht ins Feld stellen konnte, obwohl dasselbe stets nur aus einem allgemeinen Aufgebote bestand. Die W. breiteten daher ihre Macht immer weiter aus und drangen bis Mesopotamien, Syrien, Hedschas und Jemen vor. Endlich 1801 zog auf Befehl der Pforte der Pascha von Bagdad gegen sie; er zog sich aber von den W. gewonnen zurück und nun wandten sich diese unter Abd-ol-Asis' Sohne, Ibn Saud, gegen Mekka, nahmen die Stadt ein, mordeten, plünderten und zerstörten viele heilige Gebäude und kehrten dann nach Derrajeh zurück, wo nach Abd-ol-Asis' Tode Ibn Saud zum Emir ernannt ward. Im Jahre 1806 kehrten sie wieder, suchten Mekka aufs Neue heim und eroberten Medina und plünderten die reichen Häfen von Loheia und Hodeida, mußten aber die Zerstörung des Doms über Muhammed's Grabe in Medina wegen der festen Bauart desselben aufgeben. So herrschten sie fast über ganz Arabien und ihr Schrecken verbreitete sich durch ganz Südwestasien, so daß selbst die Engländer von Indien aus den Imam von Maskat gegen sie mit Truppen unterstützen zu müssen glaubten (1809). Nun ließ sich auch der Pascha von Ägypten, Muhammed Ali, von der Pforte bewegen, gegen die W. ins Feld zu rücken. Sein Sohn Jussuf, früher Pascha von Bagdad, landete 1812 mit 3000 wohl disciplinirten Truppen in Jembo, ward aber in einem Hohlwege von den W. plötzlich überfallen und gänzlich geschlagen. Da diese aber, ohne den Sieg zu verfolgen, umkehrten, so konnte sich die ägyptische Armee bald wieder verstärken; Jussuf eroberte Mekka und Medina und schlug 1813 den Nachfolger Ibn Saud's, Abdallah, bei Bissel so gewaltig, daß ihr ganzes Lager in die Hände der Sieger fiel; er war aber dadurch so geschwächt worden, daß er nach Medina zurückkehren und einen für die W. nicht ungünstigen Frieden schließen mußte. Hierauf wurden Unterhandlungen gepflogen und die obenerwähnte Disputation in Kahira gehalten; nichtsdestoweniger aber begann Muhammed Ali 1818 den Krieg von Neuem, indem er seinen Sohn, Ibrahim, mit einem starken Heere gegen sie sandte. Dieser schlug sie gänzlich am 3. Sept. 1818, eroberte Derrajeh und zerstörte die Stadt von Grund aus und schickte den gefangenen Abdallah nach Constantinopel, wo er am 17. Dec. 1818 enthauptet ward. So schienen die W. vernichtet; diese flüchteten aber in die Wüsten und erstarkten unter der Anführung der Tochter des Stifters und Faisal's, des Bruders Abdallah's, bald wieder so, daß sie von Neuem hervortreten konnten und in der neuesten Zeit den ägyptischen Truppen wieder empfindliche Verluste beigebracht haben. Vergl. Rosenmüller, „Die

Digitized by Google

Wechabiten und ihre Glaubenslehren" (in Illgen's „Zeitschrift für historische Theologie", Bd. I. St. 2. S. 231 ff.). 37.

Wechsel, lat. cambium; franz. und engl. change, ist 1) ein kaufmännisches Geschäft, welches den Umtausch des Besitzes von Geldsummen auf diversen Plätzen zum Ziele hat. Es entsteht dadurch ein wahrer W. des Orts, der Zeit, der Sache und der Person, daher der Name. Zur Erreichung des Zweckes ist mehrentheils (nicht immer) das Zusammenwirken verschiedener einzelner Contracte (von denen jeder seinen eigenen Gang geht) erforderlich. 2) Eine das Wort W. enthaltende Schrift zum Umwechseln, Vertauschen (franz. lettre de change; engl. exchange; ital. cambiale, lettera di cambio; deutsch Wechselbrief, Wechsel), wodurch jener Zweck erreicht werden soll. Das Beziehen von Geldsummen von auswärtigen Plätzen, so gut wie die Versendung dahin, ist der Zweck des Geschäftes; der Besitzwechsel das Mittel dazu. Nach dem natürlichen Rechte ist die Grundlage alles Eigenthums das Materielle desselben, der Besitz. Da ein Jeder, welcher vom Andern etwas fordert, den besondern Grund dazu (causa debendi specialis) nachzuweisen hat; so genüget der fehlerfreie Besitz allein schon zur Sicherung der Rechte, welche wir unter dem Eigenthume zu begreifen gewohnt sind, in solchen Angelegenheiten, wo eine Vindication nicht statt hat, also bei Quantitäten und Summen. Deßhalb kommt es auch beim Wechselgeschäfte nur auf die Erlangung vom Besitze der Quantität allein an und somit scheint dieses Geschäft eines der ältesten und einfachsten zu sein, die wir kennen, und wird auch in der That von den Geschäftsleuten so behandelt. Es soll Einer unbedingt die ihm zugesicherte Geldsumme erhalten. Wie er sich für die Folge im Besitze schütze oder nicht, gehört nicht zum Wechselgeschäfte. Ob Einer dem Andern bei Berechnung ihrer Geschäfte künftig einmal herauszugeben habe oder nicht? dieß beruht auf ganz anderen Verhältnissen. Diese natürliche Einfachheit des Geschäftes hat es bei allen Völkern mit sich gebracht, daß bei demselben die strengste Auslegung der Worte der Contrahenten stattfinde, also weder Reservat noch Bedingung zugelassen, dagegen aber zur Vollendung des Geschäftes der möglichste Fleiß und Aufmerksamkeit angewendet werden. Das Gericht soll die unmittelbarste und strengste Hülfe verschaffen, wozu man die unverzügliche Execution in die Person des Schuldners durch Arrest für die am Schnellsten wirkende gehalten hat. Die erste und einfachste Art des Umtausches, als Wechsel von Quantitäten und Besitzern, scheint die unmittelbar auf der Stelle unter Zweien zu sein, welche wir unter dem Namen Kleinwechsel oder Handwechsel noch kennen. Der Eine gab dem Andern ein oder mehrere Stücken edlen Metalles oder Geld und erbat sich dafür von ihm den gleichen Werth in anderen Stücken. Dieß konnte jedoch unter Entfernten nicht genügen. Es kam also als unmittelbare Folge auch noch der W. des Ortes und der Zeit hinzu nebst der Verschiedenheit der in einem jeden Lande vorhandenen Münzsorten. Nun waren, um das Geschäft zu vollenden, schon wenigstens 2 Contracte mit 4 Theilnehmern (nicht Personen) erforderlich; das Geschäft wurde nun schriftlich abgemacht, durch Ausstellung von Wechselbriefen. Die Theilnehmer waren und sind: 1) der Aussteller des Briefes, Trassirer, Trassant; 2) der Remittent (auch Präsentant genannt), welcher an 2 Contracten Theil nimmt, 3) der Trassat oder der am andern Orte, an welchen der Wechselbrief der Zahlung halber gerichtet ist. — Erster Contract. Der Trassirer sichert dem Remittenten zu, daß er am dritten Orte die unter ihnen verglichene Summe vom Trassaten soll ausgezahlt erhalten (ob er den Werth dafür sogleich erhalte oder Credit gebe, beruht auf anderweiter Verabredung). Hierzu stellt der Trassirer an den Remittenten ein an den Trassaten gerichtetes schriftliches Gesuch (Wechselbrief) folgenden ungefähren Inhaltes aus:

Digitized by

Herrn C. C. in Augsburg.

Leipzig, den ....

Vier Wochen nach heute belieben Dieselben gegen diesen meinen Solawechsel an die Ordre des Herrn B. B. zu zahlen die Summa von Einhundert Thaler in 10- und 20-Xr. oder Werth und mir solches in Rechnung zu bringen laut Bericht.

A A.

Daß er dabei den Trassaten (im Berichte) von seinen Wünschen gleichzeitig in Kenntniß und zur Zahlungsleistung durch Anschaffung der Mittel in Stand setze, versteht sich. Das Schreiben darum nennt man Bericht, Aviso oder Avisbrief. Ob und wie nun der Remittent die Zahlung zu Augsburg erlange, dieses ist seiner eigenen Sorgfalt überlassen. Das geringste Versehen wird ihm dabei zur Last gelegt. Hat er jedoch die Zahlung zur gehörigen Zeit gesucht, ohne sein Versehen aber nicht erhalten, welches er durch den darüber aufgenommenen Protest (s. d. Art.) zu beweisen hat, so ist ihm der Trassirer für allen Schaden gut, d. h. derselbe hat gegen Rückgabe seines Wechsels und Aushändigung des Protestes die im erstern ausgedrückte Summe mit Zinsen des Verzuges an den Remittenten sofort herauszugeben, die aufgewendeten Kosten zu ersetzen und als Entschädigung eine nach Procenten gerechnete kaufmännische Provision dazu zu legen. Bis hierher haben blos diese Beiden, der Trassirer und der Remittent, es mit einander zu thun. Ihre Rechte und Verbindlichkeiten gegen einander erstrecken sich nicht weiter als auf den Inhalt dieses ersten Contractes. Zweiter Contract. Der Remittent hat den Wechselbrief sofort nach Empfang an den Wohnort des Trassaten hinzuschaffen (zu remittiren, woher der Name Remittent) und ihm solchen mit der Anfrage: ob er sich zum Inhalte verpflichte (den Wechsel acceptire) vorzeigen zu lassen (daher für ihn der Name Präsentant). Wird dieß genehmigt, so setzt der Trassat unter den Wechsel „acceptirt" nebst Datum und vollständiger Unterschrift (Vor- und Zunamen). Zu dieser Erklärung ist derselbe, wo keine besondere Ausnahme vorhanden ist, sofort verbunden. Denn der Präsentant braucht nicht zu warten und darf dieses auch nicht. Ist die Erklärung abfällig, so wird sofort wegen Mangel Acceptation protestirt und der Protest sofort dem Trassirer vorgezeigt (an ihn zurückgegangen, Regreß genommen), um ihn darauf, daß er wohl möchte den Fall der Entschädigung zu gewarten haben, in Zeiten aufmerksam zu machen (nach der leipziger Wechselordnung hat der Trassirer in dem Falle sofort Sicherheit zu stellen). Indeß ist die Aufmerksamkeit des Remittenten noch nicht vollendet. Der Trassirer kann bis zur Verfallzeit noch andere Anstalten treffen, um den Trassaten zur Zahlungsleistung zu bestimmen; Letzterer konnte sich auch wohl von selbst anders besonnen haben. Der Remittent hat daher zur Verfallzeit wieder anzufragen, ob der Trassat zahlen werde. Erfolgt die Zahlung, so ist das Wechselgeschäft zur Zufriedenheit Aller vollendet. Die im Wechselbriefe ausgedrückte Summe ist an einem andern Orte (also auch zur andern Zeit) an einen andern Besitzer gelangt. Mehr wurde nicht verlangt. Erfolgt aber keine Zahlung, so wird der Protest: „Mangelzahlung" (der zweite Protest) aufgenommen und nun ernstlicher an den Trassanten zurückgegangen. Auch dieses Geschäft des Präsentirens zur Acceptation und Zahlung betrifft blos ein Contractsverhältniß zwischen dem Remittenten und dem Trassaten. Wenn daher auch der von letzterm gesetzten Falls acceptirte, aber in der Folge nicht bezahlte W. nebst dem letzten Proteste in die Hände des Trassirers käme, so würde derselbe doch aus dem blos dem Präsentanten gegebenen Accepte keine Rechte gegen den Acceptanten erlangt haben. Es ist jedoch nicht nöthig und geschieht nicht immer, daß das Wechselgeschäft mit 2 Contracten vollendet werde. Es kann auch der dritte, vierte, fünfte Contract und sofort dazwischentreten. Dieß geschieht bei Zahlungen, welche durch Wechselbriefe geleistet werden, oder beim Handel mit denselben, z. B.

Digitized by Google

es will der Remittent zur Präsentation wegen Annahme und Zahlung am dritten Orte einen Andern in seine Stelle treten lassen. Hier schreibt er auf die Rückseite des Wechselbriefes die Worte: „für mich an die Ordre des Hrn. N. N.“ nebst Datum und seiner vollständigen Namensunterschrift, welches man Indossement und bisweilen giro nennt. Es wird hierdurch der Trassat ersucht, die Zahlung nunmehr an den Indossatar oder Giratar zu leisten. Hierdurch und in Beziehung auf den Inhalt des umstehenden Wechsels, dessen übrige Bedingungen bleiben, entsteht ein neuer W. (und zwar Sola), bei welchem der Aussteller des Indossements (der Indossant, Girant) die Stelle des neuen Trassanten, der im Indossemente bezeichnete N. N. aber die des neuen Remittenten antritt; der Trassat bleibt unverändert derselbe. Auf diese Weise können Wechselbriefe so oft und so lange durch immer neue Indossemente und die in demselben bezeichneten immer neuen Trassaten und Remittenten auf verschiedene Plätze hin und her remittirt werden, bis der inzwischen eintretende Verfalltag dem weitern Spiele ein Ziel setzt, so daß endlich der Wechselbrief durch einen weiten Kreis (woher auch der Ausdruck giro) an den Trassaten hingelangt. Da von allen diesen Contracten ein jeder nur die Parteien bindet, zwischen welchen er eingegangen worden ist, so kann es bei eintretender Regreßnahme nicht anders kommen, als daß die ganze Reihe der Indossanten vom letzten bis zum ersten zurück in Anspruch zu nehmen ist und Keiner zu überspringen sein darf. Man bedient sich hierbei des Ausdrucks: „ein Jeder halte sich an seinen Vordermann“ (blos wenn Einer davon notorisch insolvent ist, darf solcher vermöge besondern Rechtes übersprungen werden). Beim Wechselgeschäfte kann, wie bei jedem andern, die Intervention eines Dritten vorkommen. Es findet solches hier besonders bei Acceptation und Zahlung statt, daß Einer zu Ehren des Andern eintritt und solche leistet. Dieß kann jedoch nur am Acceptations- oder Zahltage und gegen Aushändigung des beim Trassaten aufgenommenen Protestes geschehen. Dieß nennt man Acceptation oder Zahlung zu Ehren (per honor) oder unter Protest. Hierdurch erlangt der Intervenient, wenn er es freiwillig gethan hat, die Rechte des negotiorum gestor oder auf Ersuchen die des Mandatar gegen den, zu dessen Ehren er intervenirt hat. Hätte er sich jedoch übereilt und eine Zahlung geleistet, die der Trassat eigentlich nicht zu leisten gehabt haben würde, z. B. Präsentant hätte einen Fehler begangen gehabt, so wäre der Schade der Voreiligkeit sein. Den Fall, wo die Intervention „zu Ehren“ eintritt, nennt man den Nothfall, das Gesuch, da nöthig zu interveniren, die Nothadresse. Es steht solche gewöhnlich auf dem W. mit den Worten: „im Nothfalle sich an Herrn N. N. zu wenden.“ Da es tausenderlei Zwecke und Beziehungen geben kann, zu welchen und unter welchen es vortheilhaft ist, W. zu ziehen, so hat man auch eben so viele Arten derselben, z. B. Meßwechsel, Marktwechsel, regulirte W., welche auf gewisse Messen gerichtet sind und einen für die Messe bestimmten Verfalltag haben; irregulirte W., deren Verfall nach dem Datum der Ausstellung oder nach der Präsentirung berechnet wird, oder in denen der Verfalltag selbst bestimmt ist, oder die nach Ortsgewohnheit (a uso, zu Leipzig in 14 Tagen) zahlbar sind; Solawechsel, die nur in einem einfachen Exemplare, und Prima-, Secunda-, Tertiawechsel, die in mehreren Exemplaren gegeben werden. Kellerwechsel sind solche, welche auf einen unbekannten oder fingirten Trassaten gezogen sind, um einstweilen gebraucht zu werden, bis sie mit Protest zurückkommen, welches zwar kein falsum, aber doch dann einen Betrug enthält, wenn sie nicht gehörig wieder eingelöst würden. Wechselreiterei besteht im Ausgeben und Ziehen von Wechseln auf entfernte Plätze ohne gehörigen Fonds, so daß der Trassat vom Trassirer keine Deckung erhält, sondern es gegen denselben blos wieder so macht und dafür auf ihn W. zieht (abgibt). Nach dem Verfalltage werden an Orten, wo Banken sind

Digitized by

und wo es besondere Abrechnungstage (Scontrotage) in der Woche gibt, für den Schuldner nach verschiedenen Wechselordnungen noch gewisse Discretions- oder Respecttage verstattet, vor deren Ablauf die Zahlung nicht erzwingbar ist, um den Interessenten die Gelegenheit zu lassen, die Forderung durch Abrechnung auszugleichen. Die im W. ausgedrückte Summe heißt die Valuta oder der Werth; der verschiedene Werth auf den verschiedenen Plätzen der Cours, Wechselcours; die Überlegung, unter welchen Bedingungen am Vortheilhaftesten zu trassiren, die Arbitrage; der Inhaber des Indossements: Indossatar; die Zahlungszeit der Verfall. Was das Recht der W. anbetrifft, so müssen der Natur der Sache nach bei einem jeden Geschäfte sofort mit dessen Entstehung die Attribute, welche ihm zukommen und sonach auch die rechtlichen Beziehungen zu anderen Geschäften zugleich mit vorhanden sein und mit dessen weiterer Ausbildung mit fortschreiten. Von einem besondern Ursprunge des Wechselrechts kann daher füglich nicht die Rede sein. Auch bei den einzelnen Contracten gibt es nichts an sich Abgesondertes. Sie sind an die allgemeinen Regeln der Contracte zunächst gebunden. Nur die zur bestimmtern Erreichung des Zwecks vom Wechselgeschäfte erforderlichen besonderen Vorkehrungen, in soweit solche nicht oben schon im Allgemeinen angedeutet worden sind, haben in den Wechselordnungen der verschiedenen Plätze ihre eigenen Bestimmungen erhalten und bilden das besondere oder eigene Wechselrecht, gewissermaßen als ein auf die eigenthümliche Natur des Geschäftes gegründetes specielles Gesetzbuch. Sie enthalten die speciellen Vorschriften über die Art der Ausstellung, die Remission, Präsentation, Acceptation, Protestation der W., die Respecttage, Regreßnahme, Proteste und Klagen, den Cours, die Bestimmungen über die concurrirenden Personen u. a. Die bekanntesten Wechselgesetze und Ordnungen sind: Altenburg vom Jahre 1750; Gotha vom Jahre 1782; Baiern 1785, Nürnberg besonders 1727, Ansbach und Baireuth preußisches Landrecht, im Oberdonaukreise die augsburgische Wechselordnung 1778, im Rheinkreise das französische Recht; Bergamo 1591; Bologna 1454; Braunschweig 1715; Bremen 1712; Dessau 1822; Deutschland, Reichsschluß 1671; Florenz 1339; Frankreich, Code commerce Art. 110—189; Genua 1589; Großbritannien, die königlichen Statuten von Wilhelm III. 1679 und 1698 und von Anna vom Jahre 1703 und 1704, Gewohnheit, Gerichtsbrauch und frühere Entscheidungen; Hamburg, Stadtbuch B. II. Tit. 7 Wechselordn. 1711, 1729 u. 1732; Hanover 1822; Chur-Hessen, die hanauer Wechselordnung 1787; Leipzig 1682; Lübeck 1669, 1706; Neapel 1561; Nürnberg 1621; Östreich, in den deutschen Staaten 1720 und 1763; Preußen, allgemeines Landrecht vom Jahre 1794. Th. II. Tit. 8, Rheinprovinzen französisches Recht, Schlesien 1788, Breslau 1672 und 1724, Danzig 1701, Elbing 1758; Rudolstadt 1755; Verona 1319; Weimar und Eisenach 1819; Würtemberg 1759 u. a. 10.

Wechselfieber, s. Fieber.

Wechselseitiger Unterricht, s. Lancaster (Joseph).

Weckherlin (Georg Rudolph), einer der vorzüglichsten deutschen Dichter aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrh., am 25. Sept. 1584 zu Stuttgart, wo sein Vater Rentkammerrath war, geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und machte, nachdem er seine juristischen Studien zu Tübingen beendigt hatte, zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Frankreich und England, welche auf die Weckung seines poetischen Geistes den entschiedendsten Einfluß äußerte. Nach seiner Heimkehr wurde er als Secretair des Herzogs Johann Friedrich von Würtemberg angestellt und erhielt zugleich das Amt eines Hofpoeten. W. blieb nicht lange in diesem Wirkungskreise; denn als um das Jahr 1620 in England eine deutsche Kanzelei zum Behufe der nöthigen Unterhandlungen mit dem Kaiser und den deutschen Fürsten errichtet wurde, erhielt er die Stelle eines Gesandtschaftssecretairs bei derselben.

Digitized by Google

Er erwarb sich in London bald die Liebe und Achtung der ausgezeichnetsten Männer und genoß das Zutrauen der Könige Jakob I. und Karl I. in so hohem Grade, daß er zu mehreren wichtigen Sendungen nach Schottland, Irland, den Niederlanden, Italien und Spanien gebraucht wurde. In sein Vaterland kehrte er nicht mehr zurück; die deutsche Poesie umfing er aber fortwährend mit liebendem Eifer. Er starb in London (wahrscheinlich) im Jahre 1651. Mit W. beginnt eine neue Periode der deutschen Nationalliteratur. Aus allen Kräften suchte er der deutschen Poesie aufzuhelfen, in soweit es seine eigene Bildung nach holländischen und französischen Mustern erlaubte. Die Form galt ihm nur zu viel und gerade die Formen, welche er wählte, entsprachen wenig dem deutschen Geiste. So führte er den langweiligen Alexandriner ein, der nur mit Mühe wieder verbannt werden konnte. Vor geistloser Reimerei schützten ihn jedoch die Wärme seines Gefühls und die Energie seines Charakters; daher ist sein Styl im Ganzen kräftig, präcis und voll Leben, wenn auch manchmal ein nicht zu billigendes Haschen nach geistreichen Wendungen und Bildern hervortritt. Unbegreiflich ist, wie W. zur Überzeugung gelangte, in seinen Versen die Sylben nicht messen, sondern nur zählen zu müssen. Sie erhalten dadurch alle den Klang gewöhnlicher Knittelverse; auch seine Sprache ist nicht die reine hochdeutsche, sondern voll Provinzialismen. Seine Oden, obgleich sie nur Lobgedichte auf große Herren sind, verdienen als die ersten deutschen Versuche in der eigentlichen Ode dankende Anerkennung; seine Sonette in Alexandrinern bewegen sich, obschon nicht selten ein glühendes Gefühl auftaucht, steif und hölzern; seine geistlichen Gedichte können als gelungene Umschreibungen biblischer Texte gelten; den geringsten Werth haben seine Idyllen, Epigramme und lange gereimte Lobreden. Seine sämmtlichen poetischen Versuche, welche früher unter den Titeln: „Zwei Büchlein Oden und Gesänge" (Stuttg. 1618. 8.) und „Geistliche und weltliche Gedichte" (Amsterd. 1641—1648. 2 Bde. 12.) erschienen, verdienten eine neue Ausgabe. Eine gute Auswahl besorgte W. Müller in der „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrhunderts", Bd. IV. (Vergl. C. P. Conz, „Nachrichten von dem Leben und den Schriften Weckherlin's", Ludwigsb. 1803. 8.) 67.

Weckherlin (Wilhelm Ludwig), ein zu seiner Zeit beliebter Journalist und witziger Satyriker, am 7. Juli 1739 zu Bothnang im Würtembergischen, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien zu Stuttgart beendigt hatte, auf der Universität Tübingen der Jurisprudenz, hielt aber daselbst nicht lange den Verdruß, welchen ihm diese Fachwissenschaft machte, aus und ging als Hofmeister nach Straßburg und Paris, wo er nach französischen Mustern (Voltaire und Linguet hauptsächlich) sein entschiedenes Talent zur Satyre ausbildete, durch welches er sich sein ganzes Leben hindurch unglücklich machte. Von Paris ging er nach Wien, wo er sich durch Unterricht ein reichliches Auskommen erwarb, bis er sich durch seine derbwitzigen „Denkwürdigkeiten von Wien" (Nördling. 1777. 8.) Gefängnißstrafe und Verbannung zuzog. Zu Regensburg und Augsburg erging es ihm nicht besser, als er die ehrlichen Reichsstädter durch die Satyre: „Anselmus Rabiosus' Reise durch Oberdeutschland" (Nördl. 1778. 8.) lächerlich machte. Er wandte sich nun nach Nördlingen, wo er das „Felleisen" (1778), eine politische Zeitschrift, begann, die er aber bald, da er sich mit den Einwohnern dieses Städtchens verfeindete, wieder eingehen lassen mußte. Er lebte jetzt einige Zeit ruhig in dem Dorfe Baldingen, von wo aus er zuerst durch sein satyrisches Journal: „Chronologen" (Frankf. 1779—1783. 12 Thle. 8.) in Deutschland als witziger Schriftsteller bekannt wurde. Der Beifall, den dieses Alles verspottende und Alles neckende Journal erhielt, bewog ihn es unter den Titeln: „Das graue Ungeheuer" (Nürnb. 1784—1787. 12 Bde. 8.), „Hyperboreische Briefe" (Nürnb. 1788—1790. 6 Bde. 8.) und „Paragraphen" (Nürnb. 1791—1796. 3 Bde. 8.) fortzusetzen; es verlor aber, so wie sich der Verfasser

Digitized by

immer mehr ausschrieb, allmählig an Interesse und wurde bald über besseren periodischen Blättern vergessen. Der Magistrat von Nördlingen, den er fortwährend höhnte, brachte es endlich dahin, daß er Baldingen verlassen mußte. Er fand eine günstige Aufnahme zu Hochhaus, einem Schlosse des Fürsten von Wallerstein. Als diese Gegend unter preußische Oberherrschaft kam, verschaffte er sich durch die Gunst des preußischen Ministers von Hardenberg die Erlaubniß zu Anspach eine politische Zeitung herausgeben zu dürfen, die er 1792 unter dem Titel: „Anspachische Blätter" begann. Da man ihn aber bald als einen französischen Spion betrachtete, so wurden seine Papiere in Beschlag genommen und selbst seine persönliche Sicherheit war durch den Pöbel bedroht, worüber sich W. so entrüstete, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel, an welcher er am 24. Nov. 1792 starb. Sein moralischer Charakter, in welchem Unbesonnenheit und Liederlichkeit die hervorstechendsten Fehler waren, ist ein durchaus verwerflicher zu nennen. Als Schriftsteller verdient er durch seinen freisinnigen Tadel alter Vorurtheile großes Lob, das aber durch den Mißbrauch seines Talents völlig in den Hintergrund gedrängt wird. Seine Darstellungsweise ist leicht, gefällig und nicht selten hinreißend. 67.

Weda (das Wissen, die Offenbarung) ist der Name der ältesten Sammlung indischer Religionsurkunden. Sie zerfallen in 4 Bücher, nämlich: 1) Rilschweda (von Rilsch, Lob), worin Lobgesänge auf die Götter von verschiedenen Verfassern aus verschiedenen Zeitaltern stehen. Dieß ist der erste Theil der Rilschweda, welcher wiederum in 8 Theile, deren jeder eben so viele Abschnitte hat, zerfällt. Der zweite Theil heißt Aitareya Brahmana, ist meistentheils Prosa und begreift in 8 Büchern, deren jedes 5 Capitel und diese jedes wieder mehrere Abschnitte haben, die sämmtlichen Opfergebräuche. 2) Yadschush-(Yajus)weda (von Yadschush, Opfer) behandelt die Opfergattungen und zerfällt in den weißen und schwarzen. Der erste Theil des erstern ist geringern Umfanges und lehrt die Anweisungen und Gebräuche bei Opfern in mehreren, meistentheils in Prosa geschriebenen Capiteln; der zweite Theil in 14 Büchern und dialogischer Form gibt Vorschriften für die gottesdienstlichen Ceremonien und theologische Abhandlungen. Der schwarze Yadschushweda aber enthält in 7 Büchern viele Mantras (Gebete) und in seinem zweiten Theile theologische Dogmen und religiöse Abhandlungen. 3) Samanweda (von Saman, Lied). Der Inhalt dieses heiligsten aller Wedas ist noch nicht bekannt, indessen weiß man, daß er viele lyrische, zum Singen bestimmte Gebete enthält. 4) Atharvaweda (von Atharva, Priester) enthält in 20 Büchern Gebete und Hymnen. Am Merkwürdigsten sind hierin die theologischen Abhandlungen (Upanisads), von denen die beiden ersten, Mundaka und Prasna, die bedeutendsten sind und wieder in zwei Abtheilungen zerfallen, nämlich Purvakandam, welcher die eigentliche Grundlage des Gottesdienstes ist und demnach meistentheils von den guten Werken, den Opfern ꝛc. spricht, und Brahmana, auch Uttarakanda, letzter Abschnitt, Jnana, Erkenntniß, betitelt, der alle theologischen, kosmogenischen Lehren und die Glaubensartikel begreift. Man rechnet ferner zu den Wedas die Upansas, welche folgende Schriften in sich enthalten: 1) die 18 Puranas; 2) Nyaya, philosophisch-moralische Abhandlungen; 3) Mimanysa (Mimansa) belehrt in zwei Theilen über moralische und philosophische Fragen; 4) Dhurma Saitra behandelt in 18 Büchern die Religionspflichten und das System der Gerechtigkeitspflege. Diese ganze merkwürdige, höchst belehrende und für die Geschichte der Menschheit so wichtige Urkundensammlung ist unstreitig Jahrhunderte hindurch blos mündlich fortgepflanzt worden, bis sie endlich von Wyasa, dem Mythus nach, gesammelt sein soll. Die letzte beglaubigte Abschrift wird dem Kalidasa (100 nach Chr.) zugeschrieben. Gewiß ist es, daß diese Schriften und deren Lehren aus dem grausten Alterthume, aus dem Morgen des Menschengeschlechtes bis zu uns herabgekommen sind, und wenn es uns einst vergönnt sein wird, diese

Digitized by Google

herrlichen Reliquien in ihrer ganzen Fülle zu überschauen, so werden wir, sobald sie nur kritisch gesondert und geordnet sein werden, zu den merkwürdigsten historischen Überzeugungen und somit zu eben so wichtigen philosophischen Resultaten gelangen. Jetzt schon ist es gewiß, daß der Yadschushweda 1400 v. Chr. dagewesen sein muß und jetzt schon kennen wir die verschiedenen Epochen, wie die religiösen Überzeugungen des Menschen sich bildeten und wie die Sonne der Wahrheit immer sicher und höher stieg, bis sie eine Zeit lang verdunkelt und durch Mißverstand verdeckt wurde. Jetzt schon können wir zeigen, wie jeder Glaube seine poetische, seine realistische, seine geistige und symbolische Seite hat und wie alle Reformatoren nur auf ein großes Ziel bewußt und unbewußt hingearbeitet haben, den Mittagsschein der Wahrheit hervorzurufen. Auch in den Wedas ist der Gang der Lehre von dem Äußern und dessen Verehrung zum Innern und dessen Anbetung, vom Auffassen der Einheit als Mannigfaltigkeit zum Auffassen der Mannigfaltigkeit als Einheit und vom Aufgehen in der Natur zum Kampfe und zur Entzweiung mit derselben durch das erwachende Selbstbewußtsein, bis zur harmonischen Wiederaussöhnung mit der Allmutter im vollendet ausgebildeten Bewußtsein des Individuum. 82.

Wedel-Jarlsberg (Johann Freiherr von), Reichsstatthalter von Norwegen, ward 1778 geboren und in London, wo sein Vater als dänischer Gesandter lebte, erzogen, studirte darauf in Göttingen und begann seine öffentliche Laufbahn in der dänischen Rentenkammer. Als er aber nach dem Tode seines Vaters die Grafschaft Jarlsberg bei Christiania geerbt und sich dahin zurückgezogen hatte, ward ihm die Verwaltung des Amtes Buskerud übertragen, in welcher Stellung er nicht allein im Kriege mit Schweden (1808—1809) sich als Anführer eines Freicorps hervorthat, sondern sich selbst in Schweden so großes Ansehen erwarb, daß auf dem Reichstage zu Örebro (1810) selbst mehrere Stimmen ihn zum schwedischen Thronfolger wünschten. Doch verlor er die Liebe der Norweger, als er sich 1814 für die Vereinigung Norwegens mit Schweden erklärte, und konnte sich dieselbe nicht ganz wieder erwerben, trotz dem daß er, nach der Vereinigung beider Länder zum norwegischen Staatsrathe und Chef der Finanz-, Handels- und Zolldepartements ernannt, mit musterhaftem Eifer seine Stelle verwaltete, ja er ward sogar endlich auf Veranlassung einer zu Berlin abgeschlossenen Staatsanleihe vor dem Reichsgerichte angeklagt. Doch legte er 1822 noch während dieses Processes seine Stelle nieder und zog sich auf seine Güter zurück, da der norwegische Staatsrath bei den diplomatischen Verhandlungen mit England über ungebührliches Betragen englischer Kaufleute an einer norwegischen Zollstätte nicht gehört wurde und dieser Schritt verschaffte ihm, zumal da das Reichsgericht ihn freisprach, wieder so allgemeines Zutrauen, daß er 1824 zum Mitgliede des Storthing und während verschiedener Sitzungen von diesem zum Präsidenten gewählt ward. Seit 1829 ist er Prokanzler der Universität Christiania und am 18. Sept. 1836 ward er endlich zur allgemeinen Freude zum Reichsstatthalter von Norwegen und kurz darauf auch zum Oberbefehlshaber der norwegischen Armee ernannt. 16.

Wedgwood (spr. Wedschwuhd) (Josias), der Erfinder einer nach ihm benannten Steingutart, ward geboren 1731 in Staffordshire und war der Sohn eines gemeinen Töpfers. Nach gemachter Erfindung errichtete er eine eigene Fabrik in der Nähe von Newcastle, welche er Etruria nannte, weil er mit seiner Masse die antiken hetruriſchen Gefäße glücklich nachahmen konnte, lieferte des Jahres im Durchschnitte wenigstens für 1 Million Pfund Sterling Waare, legte auf eigene Kosten durch die ganze Gegend von Staffordshire eine Landstraße von 10 englischen Meilen an, gab die erste Veranlassung zur Anlegung des Canals, welcher die Flüsse Trent und Mersey vereinigt, erdachte das Pyrometer, so wie verschiedene Thonmassen und starb auf seinem Landsitze zu Etruria am 3. Jan. 1795. Von seinem eigenen Talente zeugen vornehmlich der von ihm edirte „Catalogue of cameos,

Digitized by Google

intaglios, medals and bas reliefs with a general account of vases and other ornaments after the antique" (1773. Ed. III. 1790. 8.) und mehrere Abhandlungen in den „Philosophical transactions." 26.

Weeninx (Johann Baptist), berühmter Maler, war ein Sohn des Baumeisters Johann W., genannt Jan met de Konst, und wurde im Jahre 1621 zu Amsterdam geboren. Er reiste frühzeitig nach Italien und arbeitete in Rom für den Cardinal Panfili. Nach zwei Jahren kehrte er aber in sein Vaterland zurück und blieb bis zu seinem Tode (1660) in Utrecht, obgleich ihn der erwähnte Cardinal durch mehrmalige Einladungen zur Rückkehr nach Italien zu bewegen gesucht hatte. W. hat in verschiedenen Arten der Malerei Meisterhaftes geleistet und kommt dem Mieris und Douw am Nächsten. Auch hat er sich in der Kupferstecherkunst versucht, aber nur 2 Blätter geliefert. — Sein Sohn, Johann W., geb. zu Amsterdam 1644 und gestorben daselbst 1719, empfing den ersten Unterricht bei seinem Vater; da er diesen aber schon im 16. Jahre verlor, studirte er von da an theils nach den Werken seines Vaters, theils nach der Natur. Er malte, wie dieser, historische Stücke, Landschaften, Blumen und Thierstücke und erreichte hierin nicht nur seinen Vater, sondern übertraf ihn auch später durch ein vollkommneres Colorit. Für den Churfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, hat er viele Stücke, namentlich Jagden, gefertigt; außerdem aber haben fast alle Gallerien Deutschlands Einiges von ihm. 83.

Weg, lat via; franz. route; engl. way, eigentlich ein Raum auf der Erdoberfläche, auf welchem man von einem Orte zum andern gelangen kann, bezeichnet fast in allen Sprachen metaphorisch die Art und Weise, durch welche man zu Etwas gelangt. Daher bedient sich auch die Chemie des Ausdrucks, indem sie die Auflösung eines Körpers durch Flüssigkeiten Scheidung auf nassem Wege, durch Hitze Scheidung auf trocknem Wege nennt. 9.

Wegelagerung, lat. obsessio viarum, bestand in den Zeiten der Befehdung und des Faustrechts in dem Verbrechen, wenn Einer durch Gewaltthätigkeit, besonders durch Besetzung öffentlicher Straßen und Wege ohne räuberische Absicht die öffentliche Passage sperrte und dadurch den allgemeinen Landfrieden störte. Der Störer hieß Wegelagerer. Bei Beurtheilung der Strafbarkeit kommt es auf den Zweck, den Umfang des Verbrechens und auf die vielleicht dazu gekommenen Nebenumstände an. Befehdung oder dazu gekommener Raub verwirkten die Todesstrafe, geringere Grade blos Gefängniß oder zeitige Landesverweisung. Als eigentliches Verbrechen möchte die W. nicht leicht mehr vorkommen; indeß wird die gewaltsame Störung der öffentlichen Passage, so wie jeder Anfall auf der Straße, sei es aus welcher Absicht, wegen Verletzung der allgemeinen Sicherheit, härter als außerdem geahndet. 31.

Wegmesser, Meilenzeiger, Meilenmesser, Hodometer, Odometer, Viatoria, Schrittzähler, lat. perambulator, viatorium; franz. hodomètre; engl. hodometer, ist eine Maschine, welche auf Reisen die Länge eines zurückgelegten Weges und bei wirklichen Vermessungen die Entfernung gewisser Punkte von einander angeben soll. Schon Vitruv hat einen M. für Wagen und Schiffe bestimmt. Eben so Julius Capitolinus. Auch bediente sich einer solchen Maschine Johann Fernel bei seiner bekannten Gradmessung 1550 zwischen Paris und Amiens. Um 1580 erfand Kaiser Rudolph II. und Paul Pfinzing einen W.; letzterer soll noch gegenwärtig in der Kunstkammer zu Dresden befindlich sein, woselbst noch derjenige sich befindet, den Churfürst August von Sachsen gebrauchte. Sauveur, Meynier, Duthier, Boistissandeau, Zürner, Edgewooth, Tugwell, Gut, Nicolai, Catel, Hohlfeld u. A. haben sowohl zur Erfindung als auch zur Verbesserung solcher Maschinen wesentlich beigetragen. Der W. besteht aus einem zusammengesetzten Räderwerke, wobei an einer außen in verschiedene und gleiche

Digitized by Google

Theile abgetheilten Scheibe ein oder auch mehrere Zeiger den oft wiederholten Umlauf des Rades an einem Wagen oder die Zahl der hinter einander gethanen Schritte eines Menschen oder Pferdes andeuten. Deßwegen geht aus der Maschine ein Faden, Schnure oder Kettchen, welches, wenn daran ein wenig angezogen wird, jedesmal den Zeiger um einen Theil fortrückt. Um mit dieser Maschine richtig verfahren zu können, muß man zuvor die Größe einer bestimmten Entfernung, als Meile ꝛc., nach den Schritten eines Menschen oder Pferdes oder eines dazu erwählten Rades ausmachen und feststellen. 40.

Wegscheider (Julius August Ludwig), einer der berühmtesten Theologen neuester Zeit, wurde am 17. Sept. 1771 zu Kübbelingen im Braunschweigischen geboren, erhielt seine gelehrte Bildung auf dem Gymnasium zu Braunschweig und auf der Universität Helmstädt, ward nach Beendigung seiner akademischen Studien Doctor der Philosophie und übernahm eine Hauslehrerstelle in Hamburg. Doch verließ er im Jahre 1805 diese Stadt, wo er als Candidat des dortigen Ministerium öfter mit Beifall auch Predigten gehalten hatte, und begab sich nach Göttingen, wo er sich habilitirte. Schon 1806 aber folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie und Philosophie nach Rinteln, nachdem er von der göttingischen theologischen Facultät die Doctorwürde erhalten hatte. Nach Auflösung dieser Universität unter der westphälischen Regierung (1810) wurde er als ordentlicher Professor der Theologie nach Halle versetzt, wo er noch gegenwärtig durch seine sehr besuchten Vorlesungen über Exegese des neuen Testaments, Dogmengeschichte, Dogmatik und Moral, so wie durch Leitung einer theologischen Gesellschaft segensreich wirkt und allgemeiner Achtung als Mensch und Gelehrter sich erfreut. W. ist nächst Röhr der Hauptrepräsentant des theologischen Rationalismus, welchen er in seinem weit verbreiteten Lehrbuche der Dogmatik zuerst consequent durchgeführt und scharfsinnig begründet hat. Dieses Werk erschien zuerst 1815 unter dem Titel: „Institutiones theologiae christianae dogmaticae“ und erlebte bis 1833 sieben Auflagen. Außerdem hat W. noch folgende Schrift herausgegeben: „Ethices Stoicorum recentiorum fundamenta ex ipsorum scriptis eruta atque cum principiis ethices, quae critica rationis practicae secundum Kantium exhibet, comparata“ (Hamb. 1797. 8.); „Versuch die Hauptsätze der philosophischen Religionslehre in Predigten darzustellen“ (Hamb. 1801); „De graecorum mysteriis religioni non obtrudendis“ (Gott. 1805); „Einleitung in das Evangelium des Johannes“ (Götting. 1806); „Der erste Brief des Paulus an den Timotheus, neu übersetzt und erklärt mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie desselben“ (Götting. 1810). 63.

Wehr (wahrscheinlich von währen, gewähren) ist ein Stück Grubenfeld von 14 Lachter Länge und der Vierung; 2 W. sind eine Maß; 2 Lehn ein W.; 3 W. eine Fundgrube. — Beim Wasserbaue ist W. (von wehren) eine Vorrichtung, um das Wasser aufzustauen und es zu einem besondern Zwecke abzuleiten. 76.

Wehrgeld. In den ältesten Zeiten wurden bei den Deutschen zugefügte Körperverletzungen an Menschen und Thieren, selbst der Todtschlag (nicht Mord) zu den Beschädigungen gerechnet, welche mit Gelde zu ersetzen (zu währen, gewähren) waren. Nach dem sächsischen Landrechte (L. I. art. 45) waren für einen Mann 20 Thaler, für eine Frau 10 Thaler (ungefähr nach jetzigem sächsischen Gelde) im Falle der Tödtung als W. zu erlegen; für ein Kind eben so viel, nach Maßgabe des Geschlechtes (das. art. 65). Das W. der Thiere bestimmte der Artikel 51. Dieses ist im neuern sächsischen Rechte (Const. el. 11. p. 4) dahin erläutert worden, daß bei einem im Excesse oder in der Defension vorgefallenen Todtschlage, dafern nicht Leibesstrafe, sondern blos Verweisung zuerkannt worden ist, den Freunden auch das W. mit zugesprochen werden soll. 31.

Weib, s. Frau.

Digitized by Google

Weiberlehn, s. Lehn und Kunkellehn.

Weichbild, franz. banlieue; engl. precinct, ist a) ein besonderes Zeichen oder Bild, zur Grenzbezeichnung für einen gewissen Bezirk; b) der Bezirk selbst und die Grenze der Gerichtsbarkeit desselben; c) die Bezirksgemeinde; d) das statutarische Recht in dem Bezirke, und e) die Sammlung besonderer Gesetze, daher Weichbildlandrecht und Weichbildlehnrecht, als Sammlungen besonderer Anordnungen, welche sich auf das Landrecht oder auf das Lehnrecht beschränken. Weichbildfriede ist der Friede oder die öffentliche Sicherheit, welche in einem gewissen Weichbildsbezirke geachtet werden müssen. 3.

Weichsel, polnisch Visla; lat. Vistula, ein Strom in Europa, entspringt auf den Karpathen, am Berge Beranilo im östreichischen Schlesien aus dem Zusammenflusse von 3 Bächen: der weißen (biala), der kleinen (molenka) und der schwarzen (czorna) W., die sich am Fuße des Berges Tankow in dem obern Theile des Dorfes Weichsel vereinigen. Sie fließt anfangs nordöstlich, dann in vielen Krümmungen nordwestlich durch ganz Polen, tritt unterhalb Thorn nach Preußen über und theilt sich oberhalb Marienburg in 2 Arme, wovon der rechte, die Nogat, in das frische Haff, der linke aber, die alte W., bei Weichselmünde, unterhalb Danzig, sich in die Ostsee ergießt. Aus der alten W. geht bei Fürstenwerder, oberhalb Danzig, rechts ein Seitenarm, die neue W., ostwärts ebenfalls in das frische Haff. Von diesen 3 Ausflüssen der W. ist die Nogat, ursprünglich ein Canal, der im XVI. Jahrh. gegraben wurde, der breiteste und tiefste. Der ganze Lauf der Weichsel, welche die Flüsse Pilica, Bug, Narew, Drewenz, Poppart, Sen, Wisloka, Wieprz, Bsura, Brahe, Dunajez, Motlau, Nida, Ossa, Nidow, Nidece, Ferse ꝛc. aufnimmt, beträgt 130 Meilen und ihr ganzes Gebiet umfaßt 3500 □Meilen. Unterhalb Schwarzwasser ist die W. 30—40, bei Krakau 140, bei Pulawy 200, bei Warschau 500, bei Modlin 700, bei Thorn und Graudenz 1000 Schritte breit und wird erst bei Krakau, wo ihr Gefälle beträchtlich ist, schiffbar. Die größeren Schiffe laufen bei Danzig durch einen westwärts aus der W. durch eine hohe Sandbank (die Platte genannt) gegrabenen Canal ein, welcher die Westerfahrt oder das Neufahrwasser heißt und durch eine Schleuße gegen den vom Strome mitgeführten Sand geschützt wird. Die merkwürdigsten an der W. gelegenen Städte sind: Krakau, Sandimierz, Pulawy mit einer Schiffbrücke, Warschau, Modlin am Einflusse des Bug, Thorn, Kulm, Graudenz, Marienburg und Danzig. 71.

Weichselzopf, lat. u. engl. plica polonica; franz. plique; polnisch koltun, ist eine Krankheit der Haare, die in den Ländern zwischen der Oder, dem Dnieper, dem Niemen und den Karpathen endemisch vorkommt, am Häufigsten aber in der Nähe der Weichsel ist. Sie zerfällt in drei ganz verschiedene Stadien, deren jedes oft mehrere Jahre lang dauert. Im ersten sind allgemeine, den rheumatischen ähnliche Schmerzen vorhanden, die oft von großer Heftigkeit sind und sich endlich im behaarten Theile des Kopfs concentriren. Mit einem Male tritt nun das zweite Stadium ein; die Haare auf den Scheitelbeinen wachsen schnell, verwirren und verkleben sich und sondern eine stinkende Materie aus, die den tastenden Finger schmutzigbraun färbt; nicht selten geschieht dasselbe mit den Haaren der Achselgrube und der Geschlechtstheile; auch die Nägel wachsen klauenartig und werden uneben; übrigens erscheint die Haut unter den Haaren gesund. So bleibt das Haar lange Zeit bis an seine Wurzel verfilzt; allein allmählig wächst feines, trockenes Haar zwischen dem Weichselzopfe und der Haut; nunmehr hören alle Schmerzen auf und der Kranke ist munter und bei guten Kräften. Ehe dieses aber eintritt, gehen oft mehrere Jahre vorüber, ja es dauert wohl der W. das ganze Leben hindurch; ist aber endlich eine große Partie gesundes Haar hervorgewachsen, so kann man den W. abschneiden, indem man die Scheere im gesunden Haare führt. Geschieht aber

Digitized by Google

dieses Abschneiden zu zeitig, oder ist sonst zu viel Krankheitsstoff vorhanden, so tritt das dritte Stadium ein, in welchem sich das Übel auf die Knochen wirft. Dann werden mehrere derselben aufgetrieben, die darüberliegenden Fleischtheile vereitern und es entstehen cariöse Geschwüre; am Häufigsten werden hierbei die Nasen-, Gaumen-, Hand- und Fingerknochen ergriffen. Daher sieht man in Polen viele Menschen, die die Nase nicht durch die Syphilis, sondern durch den W. verloren haben. Zuweilen entsteht auch durch das zu frühzeitige Abschneiden des Weichselzopfes der schwarze Staar, Taubheit, Wahnsinn oder Schlagfluß. Diese Krankheit soll unter König Lescek II. zwischen 1279—1289, als die Tataren in Polen einfielen, entstanden sein. Sie besteht in Erzeugung eines Giftes, das sehr langsam sich bildet und sich endlich auf die Horngebilde, wie Haare und Nägel, wirft. Dieses Gift ist durchaus specifisch und befällt außer den Menschen Hunde, Pferde, Füchse und Wölfe; daß es ansteckt und erblich ist, wird in Polen allgemein geglaubt. Der Krankheit sind nur eingeborene Polen unterworfen, Ausländer, die in Polen leben, bekommen sie nicht, doch schon ihre Kinder; eben so wenig bekommen sie Polen, wenn sie sich im Auslande befinden. Daß die Unreinlichkeit vielen Antheil an der Krankheit habe, wird zwar von Vielen behauptet, doch widersprechen dem Ärzte, die sie genau kennen. Gefährlich ist sie nicht, jedoch im ersten Stadium sehr schmerzhaft und im zweiten sehr beschwerlich. Menschen, die am Weichselzopfe leiden, sehen wohl aus, essen, trinken und schlafen und sind gut bei Kräften, ja sie halten sich sogar vor mehreren Krankheiten geschützt. Eben so sind Pferde mit W. vorzüglich kräftig und gesund. Die Heilkunst leistet wenig Hülfe gegen den W. Im ersten Stadium, wo er indeß schwer zu erkennen ist, werden schweißtreibende Mittel angewendet; im zweiten, das als eine Krise anzusehen ist, darf man gar nichts thun und muß den Zopf ruhig wachsen lassen. Das Einzige, worauf etwas ankommt, ist, den Zeitpunkt richtig zu bestimmen, wo er abgeschnitten werden muß. Im dritten Stadium muß man nach allgemeinen Regeln verfahren. 39.

Weichthiere, s. Mollusken.

Weickard (Melchior Adam), bekannter Arzt, ward am 27. April 1742 zu Römershag bei Fulda geboren, studirte Medicin zu Würzburg, ließ sich sodann zu Fulda als praktischer Arzt nieder, ging hierauf 1784 in russische Dienste nach St. Petersburg, aus denen er 1791 wieder nach Deutschland zurückkehrte, verweilte nunmehr in Mainz, sodann in Mannheim und Heilbronn und überkam endlich die Direction des Medicinalwesens in Fulda, wo er am 25. Juli 1803 starb. — Er war der erste, der den Brownianismus in Deutschland einführte. Seine vielen Schriften, die mit Leidenschaft verfaßt und in einem der Sache wenig angemessenen Style geschrieben sind, verrathen Mangel tieferer Kenntnisse und werden nicht mehr beachtet. 39.

Weigel (Erhard), ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, geb. zu Weida in Nordgau den 16. Dec. 1625, flüchtete mit seinen Eltern wegen der Religion nach Wunsiedel, studirte in Halle und Leipzig, wurde 1653 Professor der Mathematik in Jena, auch herzoglich weimarischer Hofmathematiker und Oberbaudirector und kaiserlicher Rath und starb den 21. März 1699 zu Jena. W. ist der Erfinder vieler nützlicher Maschinen, verbesserte den Kalender, die Himmelsgloben ꝛc. Seine Schriften beziehen sich auf diese Gegenstände. Noch zeigt man sein Haus in Jena, in welchem er statt der Treppen eine mechanische Vorrichtung zum Emporheben angebracht hatte. 26.

Weigelianer. Der Stifter dieser mystischen, vorzüglich in Obersachsen verbreiteten Secte des XVII. Jahrh. war Valentin Weigel aus Großenhain in Churſachsen, geb. 1533, welcher zwar schon 1567—1588, wo er starb, als Pfarrer in Zschopau im Erzgebirge lebte, dessen mystisch-theosophische Schriften aber erst nach seinem Tode, von dem Cantor Weichert in Zschopau herausgegeben

Digitized by Google

(Halle u. Magdeb. 1611—1621), erschienen. Die merkwürdigsten unter ihnen sind folgende: „Kirchen- und Hauspostille über die Evangelien" (1611); „Dialogus de Christianismo, d. i. Gespräch, wie der Mensch von Gott gelehrt, aus Gott wiedergeboren, mit Christo lebhaftig, innerlich und äußerlich vereinigt werde" (1614); „Der güldene Griff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen" (1616); „Zwei schöne Büchlein, — das andere: eine kurze ausführliche Erweisung, daß zu diesen Zeiten in ganz Europa beinahe kein einziger Stuhl sei in allen Kirchen und Schulen, darauf nicht ein Pseudoprophete, ein Pseudochristus, ein Verführer des Volks, ein falscher Ausleger der Schrift stehe" (1621). In diesen Schriften stellte W. dem so vieldeutigen, nur Streit erregenden Buchstaben der heiligen Schrift, noch mehr den öffentlichen Glaubensformeln, der Schultheologie und allen blos äußerlichen Ritus das im Leben thätige und in Gott ruhige Bewußtsein des innern Lichts entgegen und nahm die kirchlichen Dogmen als bloße Allegorien für innere Welt- und Gottesverhältnisse. Die im Jahre 1624 auf landesherrlichen Befehl angeordnete Verbrennung seiner Schriften in Chemnitz kam zu spät, um ihre Wirksamkeit zu hindern; denn schon [illegible]en sie sich in verschiedenen Provinzen verbreitet und ihm viele Anhänger gewonnen, die unter verschiedenen Namen auftraten und manche Streitigkeiten erregten. Vergl. Hilliger, „De vita, fatis et scriptis Val. Weigelii" und Förtsch, „De Weigelio" in den „Miscellan. Lips." Tom. X. p. 171. 63.

Weigl (Joseph), einer der besten Tonkünstler unserer Zeit, ward geboren 1766 zu Eisenstadt in Ungarn, legte den ersten Grund zu seiner musikalischen Bildung bei dem berühmten Albrechtsberger und componirte erst 15 Jahre alt eine kleine Oper, worin man das ausgezeichnete Talent des muntern Knaben erkannte, und bald wetteiferten die größten in Wien lebenden Meister der damaligen Zeit, die vielversprechenden Anlagen W.'s zu leiten und ihm durch Unterricht die Geheimnisse ihrer Kunst aufzuschließen. So ward W. der Schüler Haydn's, Gluck's und vorzüglich Salieri's. Genie und Fleiß machten W. bald zu einem der besten und beliebtesten Componisten der Kaiserstadt, ja Salieri bewirkte es, das W. ihm als Gehülfe in der Operndirection zur Seite gesetzt wurde. Neue Compositionen gewannen ihm hierauf die Liebe und Gunst der kaiserlichen Familie, im Auslande aber neue Freunde und Verehrer, in Folge dessen er 1802 einen Ruf als Kapellmeister nach Stuttgart erhielt, den er jedoch ausschlug. Zum Danke ward er unmittelbar darauf zum Intendanten des Hoftheaters mit der lebenslänglichen jährlichen Besoldung von 3000 Gulden ernannt, welche ehrenvolle Stelle er auch gegenwärtig noch behauptet. Unter seinen Compositionen sind vor allen anderen seine Opern hervorzuheben, von denen die vorzüglichsten sind: „La Principessa d'Amalfi" (1794), „Giulietta e Pierotto" (1795), „I Solitari" (1797), „L'amor marinaro" („Der Korsar oder die Liebe unter den Seeleuten", 1798), „L'uniforme", „Adrian van Ostade", „Cleopatra", „Il rivale di se stesso", „Das Waisenhaus" (1808), „Die Schweitzerfamilie" (1809), „Francisca von Foix", der „Bergsturz von Goldau" (1812), „Margarethe von Anjou", „Baal's Sturz" (1820) und „Die eiserne Pforte" (1823). Weniger zahlreich und bedeutend sind seine Compositionen für die Kammer; das Beste in dieser Beziehung ist: „Le gelosie Villane, Cavatina" (1799). Das ausgezeichnetste seiner Oratorien ist seine „La passione di Gesù"; unter seinen Balletten aber zeichnen sich aus: „Die Revue des Pygmalion" (1794), „Der Raub der Helene" (1795), „Der Tod des Hercules" und „Alceste" (1802). Der große Beifall, den diese Compositionen mit Recht überall gefunden haben, bürgt schon allein für die Vortrefflichkeit derselben und der sanfte lyrische Styl, die Reinheit der Harmonie, das Sentimentale der Melodien, die Reichhaltigkeit und kunstgemäße Durchführung der Gedanken werden denselben auch noch in der späten Nachwelt einen ehrenvollen Platz einräumen. 20.

Digitized by Google

Weihbischof heißt in der katholischen Kirche ein Bischof, welcher keinen eigenen Sitz hat, sondern andere Bischöfe, besonders solche, welche eigene Länder haben, unterstützt und meist seinen Titel von einem Bischofssitze in partibus infidelium führt. Seitdem das weltliche Regiment der Bischöfe aufgehört hat, sind der Weihbischöfe weniger geworden, doch hat fast jede Erzdiöcese deren wenigstens einen, dessen Geschäft es ist, die bischöflichen geistlichen Functionen in den größeren Entfernungen von dem Bischofssitze zu verwalten, besonders die kirchlichen Weihen, die Firmelung u. dergl. zu vollziehen, woher auch der Name stammt. 23.

Weihe, s. Consecration.

Weihnachten, Weihnachtsfest, Christfest, lat. festum natalitiorum domini; franz. noël; engl. christmass, heißt das Fest, welches zur Erinnerung an die Geburt Christi gefeiert wird. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche noch nicht üblich, da man mehr den Tag des Todes als den Tag der Geburt berühmter Personen auszeichnete, wurde es zuerst in der römischen Kirche seit der Mitte des IV. Jahrh. am 25. Dec., bei den Griechen gegen das Jahr 380 am 6. Jan. zugleich mit dem Epiphaniasfeste, unter den Ägyptern im Mai begangen. Doch wurde die römische Bestimmung der Feier des Geburtstages Jesu am 25. Dec. im V. Jahrh. allgemein auch im Morgenlande angenommen. Sie ist mit dem Übernachten der Hirten im Freien, wofern dieses als Geschichte behauptet wird, nach dem damaligen Klima Palästinas wohl vereinbar, scheint jedoch nach dem Zwiespalte der kirchlichen Tradition weniger auf historischer Ueberlieferung, als auf dem Anschließen an altrömische Sitte (natales solis invicti) zu beruhen. Mit dem Weihnachtsfeste vereinigte man allmählig die Gedächtnißtage des Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannis, so daß es drei Tage hinter einander gefeiert wurde. Doch ist nach Preußens Vorgange (1773) in den meisten Ländern des protestantischen Deutschlands der dritte Feiertag als kirchlicher Festtag aufgehoben worden. In dem Kirchenjahre bildet W. einen besondern Abschnitt, den Weihnachtscyklus, der mit dem ersten Adventssonntage beginnt und mit dem Feste der Erscheinung Christi (6. Jan.) schließt. Die meisten am Weihnachtsfeste üblichen Gebräuche, wie sich gegenseitig zu beschenken, sind heidnischen Ursprungs und von den um diese Zeit des Jahres bei den Römern gefeierten Saturnalien und den Tagen des Sonnenfestes anderer Völker, wie der Ägyptier, Perser, Babylonier, abzuleiten. Vergl. C. A. Credner, „De natalitiorum Christi et rituum in hoc festo celebrando solemnium origine“ (in Illgen's „Zeitschrift für die historische Theologie“, III. Bd. 2. St. S. 228—244). 63.

Weihrauch, lat. olibanum, thus; franz. oliban; engl. incense, wird von mehreren edlen Wachholderarten gewonnen und bildet ein weißgelbliches, bitterlich schmeckendes und in Alkohol auflösliches Harz, welches in Kügelchen von der Größe einer Erbse bis zu der einer Wallnuß aus Kleinasien und Arabien in den Handel kommt. Man bedient sich desselben zum Räuchern und die katholische Kirche gebraucht denselben, wie die Alten bei ihren Opfern, beim Gottesdienste. 30.

Weihwasser, lat. aqua lustralis; franz. eau bénite; engl. holy water, heißt in der katholischen Kirche das durch die Priester geweihete Wasser, welches am Eingange und an anderen passenden Orten der Kirchen in eingemauerten oder aufgestellten metallenen Gefäßen (Weihkesseln) befindlich ist und womit die Eintretenden sich zu besprengen pflegen. Die Weihe dieses Wassers wird vor der Messe unter bestimmten Formeln und Gebeten vollzogen. Dergleichen religiöse Reinigungen vor Beginn gottesdienstlicher Handlungen waren schon bei den Heiden und Juden gebräuchlich. In der christlichen Kirche kam die Sitte, nach Analogie des ehernen Meeres (Waschbeckens) im Vorhofe des jüdischen Tempels am Eingange der Kirchen einen Wasserbehälter anzubringen, worin die Eintretenden sich die Hände wuschen, im IV. Jahrh. auf, wurde jedoch erst allmählig allgemeiner. Dem

Digitized by Google

geweiheten Wasser legte man allerlei wunderbare Kräfte bei, wie böse Geister und Gewitter zu vertreiben, Krankheiten zu verhüten, von Sünden zu reinigen ꝛc.; daher die noch jetzt in Rom gebräuchliche Besprengung der Hausthiere mit W. an einem bestimmten Festtage. Bei den Protestanten ist der Gebrauch des Weihwassers nicht üblich, während die griechische Kirche diesen Ritus beibehalten hat. 63.

Weiland (Peter), ein verdienstvoller holländischer Sprachforscher, 1754 zu Amsterdam geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien zu Gouda beendigt hatte, auf der Universität Leyden der Theologie und ward, da er sich zu den Arminianern hielt, 1781 Prediger bei der Remonstrantengemeinde zu Woerden. Seinen Verdiensten verdankte er die ehrenvollen Versetzungen an die größeren Gemeinden zu Utrecht (1783) und zu Rotterdam (1785), womit völlig zufrieden er die Stelle eines Rathes der Stadt Rotterdam und den eben so ehrenden als vortheilhaften Posten eines Agenten der inneren Angelegenheiten entschieden ablehnte. Die ihm angetragene, mehr seinen Neigungen entsprechende Professur der Philosophie und Literatur an der Universität Utrecht (1815) konnte er seines schon weit vorgerückten Alters wegen nicht annehmen. Als Schriftsteller wirkte W. mit rastlosem Eifer. Als die bedeutendsten seiner Schriften, die auch für das Ausland von bleibendem Werthe sind, nennen wir die „Nederduitsche Spraakkunst" (Amst. 1806. 8.) und das „Nederduitsch taalkundig Woordenboek" (Amst. 1799—1812. 12 Bde. 8.), welches der bekannte holländische Historiker Ypey mit Recht ein unschätzbares und jedem Niederländer, dem die Kenntniß seiner Muttersprache am Herzen liegt, unentbehrliches Werk nennt. 66.

Weiller (Cajetan von), ein vorzüglicher Philosoph, Pädagog und freisinniger Theolog, wurde am 2. Aug. 1762 zu München geboren, wo er auch 1773—1783 seine wissenschaftliche Bildung erhielt. Nachdem er das Lyceum verlassen hatte, übernahm er eine Hofmeisterstelle und ward den 21. März 1785 in Freisingen zum Priester geweiht. Da er später keine öffentliche Anstellung als Lehrer erhalten konnte, so ertheilte er Privatunterricht in der Mathematik, Philosophie und Theologie, wurde zwar 1792 Lehrer der Mathematik, Geschichte und Religion an der Realschule, aber ohne Gehalt und erst 1794 erhielt er ein Wartegeld von 100 Gulden, welches der münchner Magistrat 1795 erhöhte. Endlich wurde er 1799, nachdem er sich durch mehrere Schulreden und pädagogische Abhandlungen rühmlich bekannt gemacht hatte, zum Professor der praktischen Philosophie und Pädagogik, nachher zum Rector des Lyceum ernannt. Eine Reihe pädagogischer und philosophischer Schriften, die er jetzt herausgab, bewirkte, daß er im Mai 1802 in die Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied der philologisch-philosophischen Classe aufgenommen ward und von der Universität Landshut die philosophische Doctorwürde erhielt. Durch seine geschwächte Brust sah er sich 1806 genöthigt, seine Vorlesungen bis 1809 auszusetzen, wo ihm, nachdem er das Jahr zuvor das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der baierischen Krone erhalten hatte, noch das Rectorat des Gymnasium, Progymnasium und der Primairclassen übertragen ward, so daß er Director aller Lehranstalten Münchens war. Im Jahre 1812 ernannte ihn der König zum Lehrer der Philosophie bei dem Prinzen Karl und 1813 erhob er ihn in den Adelstand. In Folge der Anfeindungen von Seiten der Obscuranten, denen seine in mehreren Schriften ausgesprochenen freimüthigen religiösen Ansichten mißfielen, ward er 1823 seiner Studiendirection enthoben und zum Geheimrathe, nachher zum Generalsecretair der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München ernannt. Er starb am 23. Juni 1826, folgende Schriften hinterlassend: „Über die gegenwärtige und künftige Menschheit ꝛc." (Münch. 1799); „Versuch einer Jugendkunde" (Ebd. 1800); „Mein Glaubensbekenntniß über den Artikel der allein seligmachenden lateinischen Sprache ꝛc." (Ebd. 1801); „Erbauungsreden für Studirende der höheren Classen" (1802—1804. 3 Bde.); „Mutschelle's

Digitized by Google

Leben" (1803); „Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie" (1804); „Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunst" (1805. 2 Bde.); „Der Geist der allerneusten Philosophie der Herren Schlegel, Hegel und Comp." (1804—1805. 2 Thle.); „Verstand und Vernunft" (1806); „Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens" (1808—1814. 3 Bde.); „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (1813); „Tugend die höchste Kunst. Eine Erörterung aus den Gebieten der Moralphilosophie und der höhern Psychologie" (1816); „Grundlegung zur Psychologie" (1817); „Über die religiöse Aufgabe unserer Zeit" (1819); „Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft" (1820); „Über die Ethik als Dynamik" (1821); „Der Geist des ältesten Katholicismus als Grundlage für jeden spätern" (Sulzbach 1824); „Vermischte Reden und Abhandlungen" (München u. Passau 1822—1826). 63.

Weimar, Großherzogthum in Obersachsen, Theil der sächsischen ernestinischen Linie, unter 28° 32′—29° 51′ L., 50° 38′—51° 28′ N. Br., besteht aus 3 größeren und mehreren kleineren Stücken, von welchen das eine größere, das Fürstenthum W., zwischen dem altenburgischen, schwarzburgischen, reußischen und dem preußischen Gebiete, das andere, das Fürstenthum Eisenach, zwischen dem preußischen Sachsen, Churhessen, Baiern, Meiningen und Gotha und das dritte, der seit 1815 vom Königreiche Sachsen abgetretene neustädter Kreis, zwischen dem preußischen Sachsen, Meiningen, Altenburg, Reuß und dem Königreiche Sachsen liegt, enthält auf 67 □ Meil. 336300 Einw. (darunter 9512 Katholiken in 10 Pfarrkirchen, 7 Filialen und 6 Kapellen, 6400 Reformirte und 1231 Juden), in 33 Städten, 12 Marktflecken und 615 Dörfern, und hat einen mehr bergigen, als ebenen und in manchen Gegenden auch steinigen, doch im Ganzen fruchtbaren Boden. Ein Theil des thüringer Waldes und des Rhöngebirges durchziehen das Land und die höchsten Spitzen sind: der Gickelhahn = 2700 Fuß, der Ellenbogen = 2400 Fuß, der Geiserwald = 2100 Fuß, der Beierberg = 2100 Fuß, der Ettersberg = 1400 Fuß und die Wartburg. Die Gewässer sind: die Ilm, Unstrut, Gera, Orla, weiße Elster, Saale, Roda, Weida und Werra mit der Ulster, Fulda, Hörsel und Nesse. Die Luft ist überall gesund, in den Gebirgsgegenden rauher und im Thale der Saale ziemlich mild. Die Producte sind: Hausthiere, Wild, Geflügel und Fische; Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, Flachs, Rübsamen, Obst, Wein und Holz; Silber, Eisen, Kupfer, Stein- und Braunkohlen, Sand, Kalk, Gyps, Walkererde, Schiefer, Salz und mineralisches Wasser. Die Einwohner beschäftigen sich mit Acker-, Obst- und Bergbau, Viehzucht, Holzcultur, Tuch-, Wollenstrumpf-, Lein- und Baumwollenweberei, Töpferei, bereiten Bier, Branntwein, Eisenwaaren, Potasche, Ruß, Salpeter, Porzellan, Glas ꝛc., führen Korn, Rübsamen, Wolle, Tuch, wollene Strümpfe, Wildpret, Vieh, Häute, Bau- und Brennholz, Bücher und Landcharten ꝛc. aus und treiben einen lebhaften Handel. An Unterrichtsanstalten hat das Großherzogthum die Universität Jena, 2 Gymnasien, 2 Seminarien, 69 Bürger- und 543 Landschulen, 1 Forstlehranstalt, 2 Zeichnenakademien und 1 Kunstinstitut. Die Staatsform ist constitutionell-monarchisch. Der Großherzog (jetzt und seit dem 11. Aug. 1828 Karl Friedrich, lutherischer Religion) regiert durch Landstände beschränkt, welche eine Kammer bilden, aus 31 Mitgliedern (10 Abgeordneten der Rittergutsbesitzer, 10 der Bürger, 10 der Bauern, 1 der Universität Jena) bestehen und sich alle 3 Jahre versammeln. Er hat als Mitglied des deutschen Bundes mit den übrigen Herzögen der ernestinischen Linie 1 Stimme und im Plenum eine eigene Stimme und ernennt zum deutschen Schiedsgerichte mit den übrigen Herzögen 2 Spruchmänner. Ihm zur Seite steht das Staatsministerium, die Landesdirection, das Kammer- und Landschaftscollegium. Der höchste Gerichtshof, unter dem eine Regierung und ein Obercon-

Digitized by Google

ſſtorium in jedem Fürſtenthume, die 6 Landräthe, die Magiſtrate, Juſtizämter ꝛc. ſtehen, iſt das Oberappellationsgericht in Jena, gemeinſchaftlich für alle Länder erneſtiniſcher Linie. Das Total des Staatseinkommens beläuft ſich auf 1349595 Thlr. und die Staatsſchuld auf 4500000 Thlr., zu deren Tilgung jährlich 50000 Thlr. ausgeſetzt ſind. Das Militair beträgt 2164 und das Bundescontingent 2010 M. I. Fürſtenthum Weimar = 46 □Meil. mit 156900 Einw., iſt in 2 Kreiſe und 16 Ämter getheilt. Darin: Weimar, Haupt- und Reſidenzſtadt, Sitz der Ober- und der Provinzialbehörden, 50° 59′ 12″ Br., 29° 0′ 45″ L., in einem freundlichen Thale an der Ilm, über die 2 Brücken führen, ein offener Ort mit unregelmäßigen Straßen und Plätzen. Die Stadt hat 950, zum Theil freundliche Häuſer mit 10300 Einw., 2 lutheriſche Kirchen, 1 1825 neuerbautes Schauſpielhaus, ein Hospital, Waiſen-, Kranken- und Zuchthäuſer. Unter den öffentlichen Plätzen iſt der Karls- und Exercierplatz, unter den öffentlichen Gebäuden nächſt dem Schloſſe mit prachtvollen Zimmern und einer Treppe, die für ein Meiſterwerk gehalten wird, das franzöſiſche Schloß mit Bibliothek, das rothe Schloß (Collegiengebäude), das Palais für die Ständeverſammlung, das Landſchaftshaus und der Marſtall zu erwähnen. Unter den beiden Kirchen zeichnet ſich die Hauptkirche aus, mit der herzoglichen Gruft, dem Grabe des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen vor dem hohen Altare, mehreren Gemälden von Lucas Cranach und mit den Gräbern von Lucas Cranach, Schiller, Muſäus u. A. bei der Kirche. Zu den wiſſenſchaftlichen Anſtalten gehören beſonders: das Gymnaſium, das Schullehrerſeminar, das freie Kunſtinſtitut mit einer Zeichnenſchule, die großherzogliche Bibliothek mit mehr als 130000 Bänden, das Münz- und Medaillencabinet und eine ſchöne Sammlung von Gemälden, die Bibelgeſellſchaft, das Landesinduſtriecomptoir, das ſeit 1791 von Bertuch gegründete geographiſche Inſtitut (das an 300 Künſtler, Kupferſtecher, Kupferdrucker, Setzer, Drucker, Illuminirer ꝛc., 6 Preſſen, eine Steindruckerei und Gypsgraviranſtalt unterhält), der landwirthſchaftliche Verein, die Landescentralbaumſchule und die Geſellſchaft der Freunde in der Noth. W. unterhält Tuch-, Leder-, Leinwand-, Seidenhaſenſtrumpf-, Metall- und eiſerne Geräth-, Spritzenſchlauch-, Spielkarten-, Kunſtſtein- und Liqueurfabriken, Buch- und Steindruckereien und Buchhandlung, 3 Vieh- und Wochenmärkte und treibt Handel (vorzüglich mit Korn). In der Nähe ſind die Luſtſchlöſſer, Belvedere mit einem Parke, Orangerie und ſelbſt gezogenen exotiſchen Pflanzen, das Luſtſchloß in Tiefurt mit einer Muſterwirthſchaft, und das Jagdſchloß Ettersburg am Ettersberge, und Oberweimar, Dorf mit großer Ökonomie. Jena, Stadt und Sitz des Oberappellationsgerichts, in einem romantiſchen Thale, an der Saale und von der Leutra durchfloſſen, mit 5900 Einw., einem Schloſſe mit Sternwarte, Kunſt- und Naturaliencabinet, der 1557 geſtifteten Univerſität mit 450 Studenten, Bibliothek mit 100000 Bänden, botaniſchem Garten, Thierarzneiſchule, theologiſchen, homiletiſchen Seminarien, anatomiſchem Theater, Klinikum und einer Hebammenſchule, Kunſt- und Naturaliencabinet, einer Forſtlehranſtalt, Bildungsanſtalt für Ökonomen und Apotheker, einer mineralogiſchen, deutſchen und lateiniſchen Geſellſchaft, mehreren wiſſenſchaftlichen Anſtalten, einer thüringiſchen Samenbaugeſellſchaft uud Irrenanſtalt. Jena unterhält Bleiweißfabriken, Baumwollenſpinnerei, Gemüſe- und Weinbau. In der Nähe iſt auf einem Berge der ſogenannte Fuchsthurm. Sulza, 1000 Einw. und Salzwerk Neuſulza, das meiningiſch iſt. Dornburg, 550 Einw., Felſenſchlöß und alte Burg. Apolda an der Ilm, mit 3300 Einw., Schloß und wichtiger Strumpfweberei (25—30000 Dutzend jährlich). Buttſtedt an der Loſſa, mit 1900 Einw., Wollen- und Strumpfweberei und Pferdemärkten. Oldisleben an der Unſtrut und Hainleite, 1200 Einw. Tannrode, 700 Einw. und Pulvermühle. Remda,

Digitized by Google

800 Einw., Strumpf- und Leinweberei. Bürgel, 1200 Einw. und starke Töpferei. Berka, 1000 Einw. mit Gesundbrunnen. Lobeda an der Saale, 700 Einw. und Burgtrümmer. Altstädt an der Rhone, mit 2100 Einw., Schloß (ehemaliger Sitz der Pfalzgrafen), Tuchweberei, Salpeter- und Potaschsiederei, großherzoglicher Stuterei und Sandsteinbrüchen. Blankenhain, mit 1300 Einw., Schloß und Porzellanfabrik. Ilmenau an der Ilm und dem Thüringerwalde, mit 3700 Einw., vieler Gewerbsamkeit, Bergbau auf Braunstein und Eisen, Eisenhämmern, Papiermühle, Pech- und Kienrußhütten und Holzhandel. In der Nähe der große Felsenkeller mit einem Lusthause und der Gickelhahn, an dessen Fuße sich ein schöner Porphyrfelsen mit der alten Burg Hermannstein (Hammerstein) befindet. Stotternheim, Dorf mit 900 Einw. und der 1829 errichteten neuen Saline Luisenhall. II. Fürstenthum Eisenach = 21 □Meil. mit 76100 Einw., ist in 1 Kreis mit 11 Ämtern getheilt, wozu noch 2 hennebergische Ämter und verschiedene seit 1815 erworbene ehemals hessische und fuldaische Gebiete gehören. Darin: Eisenach, Hauptstadt im Fürstenthume, Sitz der Regierung und des Oberconsistorium, an der Hörsel und Nesse und am Fuße des thüringer Waldes, mit 9000 Einw., Schloß (genannt Fürstenhaus), Hauptkirche, Bürgerschule, Rathhaus, Waisen- und Zuchthaus, Münze, Gymnasium, Schullehrerseminar, Zeichnenschule, Forstinstitut, botanischem Garten und Hebammenschule; einigen Wollenmanufacturen und Gerbereien. In der Nähe die von Ludwig dem Springer erbaute Wartburg (s. d. Art.). Kreuzburg an der Werra, mit 1850 Einw., altem Schlosse, Salzwerk (Wilhelmsglücksbrunnen = 10000 Centner), Glaubersalzfabrik, Sandstein- und Gypsbruch. Marksuhl, 1100 Einw., Schloß und Gestüt. Berka an der Werra, mit 1300 Einw. und Färberei. Ruhla, wichtiges Fabrikdorf Thüringens (halb zu Weimar und halb zu Gotha), mit 3000 Einw., welche vorzüglich Pfeifenköpfe aller Art, Messer, Feilen, Kämme ꝛc. in großer Menge liefern und damit Handel treiben, Forstlehranstalt, Eisenhämmern und Mineralquelle. Wilhelmsthal, ein 1711 erbautes Schloß. Ostheim vor der Rhön, gewerbsame Stadt an der Streu, mit 2600 Einw., Gerberei, Wollen- und Leinweberei und Obst-, besonders Kirschenbau. III. Der neustädter Kreis, darin: Neustadt an der Orla, mit 4000 Einw., Schloß, Bergamt, Tuchfabriken, Wollenweberei, Gerberei und Eisengruben. Weida an einem Nebenflusse der Elster, mit 3300 Einw., Tuchweberei, Töpferei, Eisenhammer und in der Nähe das Schloß Osterburg, ehemalige Residenz der Herzöge von Sachsen-Zeitz. — Geschichte. Die Stadt W. nebst Umgegend gehörte in früheren Zeiten den Grafen von Orlamünda, von denen sie im XIV. Jahrh. an die Landgrafen von Thüringen kam. Von diesen fiel sie mit 38 anderen thüringischen Städten durch Vergleich zwischen den Brüdern Ernst und Albrecht an das Churhaus Sachsen, bis nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (1546) die Verhältnisse sich anders gestalteten und W. die Hauptstadt der Länder des ernestinischen Hauses wurde. Diese bestanden nach dem Ausgleichungsvertrage mit dem Churfürsten August zu Naumburg (1554) aus dem weimarischen, gothaischen, pösneckischen, coburgischen und altenburgischen Kreise und wurden bis 1566 von den beiden übrigen Söhnen des unglücklichen Churfürsten, Johann Friedrich, gemeinschaftlich regiert, wo durch die Theilung Johann Friedrich der Mittlere die weimarische und Johann Wilhelm die coburgische Linie stifteten. Doch nachdem Johann Friedrich wegen seiner Beschützung des Wilhelm von Grumbach geächtet und gefangen worden war (1567), erhielt Johann Wilhelm die Verwaltung des ganzen Landes und schlug seine Residenz in W. auf, nachdem er 1572 den Söhnen Johann Friedrich's Gotha, Coburg und Eisenach abgetreten hatte. Diese ältere weimarische Linie erlosch jedoch schon 1602 mit Friedrich Wilhelm I. wieder, in-

Digitized by Google

dem dessen 4 Söhne 1605 mit ihrem Oheime und Vormunde, Johann, so theilten, daß dieser W., jene Altenburg erhielten. Beider Länder wurden durch das Aussterben der coburgischen (1633) und eisenachischen Linie (1638) bedeutend vergrößert und nun theilten 1640 die 3 Söhne Johann's ihre Besitzungen 1641 so, daß Wilhelm W., Albrecht Eisenach und Ernst Gotha erhielt und nach dem Aussterben der eisenachischen Linie (1644), in deren Besitzungen sich die beiden Brüder theilten, die neue weimarische und die gothaische Speciallinie entstand, welche 1660 sich ebenfalls in den ihnen zugefallenen hennebergischen Antheil und 1672 in die Besitzungen der ausgestorbenen altenburgischen Linien theilten und noch jetzt als besondere Linien fortbestehen. Die weimarische Linie spaltete sich kurz darauf wieder in die Linien W., Eisenach und Jena; da aber Jena schon 1690 und Eisenach 1741 ausstarb, so kamen sämmtliche Besitzungen wieder zusammen und sind vermöge des 1719 eingeführten Erstgeburtsrechts nicht wieder getheilt, wohl aber seit 1815 durch Anfall des größten Theiles des neustädter Kreises und einiger Districte von Fulda bedeutend vergrößert und zu einem Großherzogthume erhoben worden. 71. 37.

Wein, lat. vinum; franz. vin; engl. wine, wird ausschließlich der ausgepreßte Traubensaft (von vitis vinifera), den man bis zu einem mehr oder weniger vorgeschrittenen Grade der Gährung gehen läßt, genannt. Die Kenntniß des Weins läßt sich bis in die Zeiten der Fabel zurückführen; daher wird auch der Weinbau durch den Bacchus (s. d. Art.), welcher einen Kranz von Weinranken mit Trauben auf dem Haupte trägt und in der Hand den Thyrsus hält, oder auch durch eine Göttin mit dem Rebenkranze vorgestellt. Noah pflanzte Reben und trank W. Im Plinius finden wir eine sehr ausführliche Geschichte des Weins. Das Vaterland des Weinstocks sind wahrscheinlich die gemäßigten Erdstriche; allein seine jetzige Güte der Frucht hat er wahrscheinlich der Cultur zu verdanken: denn die wilden Stöcke, wie sie z. B. Thunberg in Japan fand, bringen schlechte Trauben. Aus Asien kam der Weinstock nach Europa. Die Phönicier, welche frühzeitig an den Küsten des mittelländischen Meeres schifften, brachten ihn auf die meisten Inseln und auf das feste Land von Europa, wo er in vorzüglicher Güte auf den Inseln gedieh. Von da kam er nach Großgriechenland und ganz Italien. Allein zu Romulus' Zeiten war er hier noch sehr selten. Da einige Gallier in Italien Gelegenheit hatten, W. zu trinken und er ihnen besser als ihre Nationalgetränke aus Eicheln und Gerste oder Hafer schmeckte, so ließen sie sich in den Gegenden, wo Weinbau getrieben ward, nicht nur nieder, sondern viele ihrer Landsleute, denen sie einige Krüge W. zum Geschenke übersendet hatten, zogen ihnen auch nach und verbreiteten so den Weinbau in Gallien. Daher baute man schon vor Jul. Cäsar's Zeiten um das heutige Marseille W.; allein unter Domitius wurde der stärkere Anbau desselben verboten und erst im Jahre 280 unter dem Kaiser Probus, welcher durch römische Legionen den Weinstock am Rheine anpflanzen ließ, wurde dieß wieder erlaubt, ja sogar geboten. Von dieser Zeit an wuchs der Weinbau in Frankreich zu seiner jetzigen Größe an. Die übrigen Deutschen, welche den W. in Frankreich und Italien kennen gelernt hatten, versuchten einige Gegenden am Schwarzwalde mit dem Weinstocke zu bepflanzen und thaten dieß auch am Rheine mit gutem Erfolge. Ein Gleiches geschah in Franken, an der Mosel und in Ungarn ꝛc., so daß gegenwärtig der Weinbau fast in allen Ländern eines gemäßigten Himmelstrichs getrieben wird. Indeß hat doch die Erfahrung gelehrt, daß der W. nur in solchen Ländern gut gerathe, die diesseits der 50° der Breite liegen. Von diesem Grade der Breite an bis an den Äquator zurück ist besonders gegen Westen der vorzüglichste Weinwuchs, weil diese Seite wärmer ist, als die entgegengesetzte. Diese Länder innerhalb des genannten Breitengrades sind in Europa: Portugal, Spanien, Frankreich, die Schweitz, Italien, Ungarn, Griechenland

Digitized by Google

und der südliche Theil von Deutschland. In diesen Gegenden wachsen daher ausschließlich nur die feinen und guten Weine; denn die übrigen deutschen Weine sind meist sauer und müssen, um einige Güte zu erhalten, erst lange auf dem Lager liegen. — Um den W. zu bereiten, werden die Trauben in hölzernen Kufen anfangs mit Stäben gequetscht, ja mit hölzernen Schuhen vollkommen zertreten, so daß der ausquellende Saft (Vorlauf) in einen darunter stehenden Zober läuft, hierauf in einem starken Holzkasten (Kelter) vollkommen ausgepreßt oder gekeltert, wobei die Treſter zurückbleiben. Auf diese Weise gewinnt man den Most, den man in hölzernen oder steinernen oder auch mit dünnen Backsteinen ausgekleideten Bottichen der Gährung überläßt, welche gegen den 5. Tag ihren höchsten Grad erreicht hat. Es entbindet sich viel kohlensaures Gas; die Masse erhebt, erwärmt und trübt sich; es bildet sich ein aus Ferment und weißer Materie bestehender Schaum; die Flüssigkeit verliert nun ihren zuckerigen Geschmack und wird alkoholisch. Die Weingährung ist das wichtigste Geschäft der Weinbereitung und ihre Beendigung muß aus dem Verschwinden der gährenden Bewegung, dem Klarwerden des Mostes und dem Niedersinken der Treſter beurtheilt werden. Sehr dicker süßer Most gähret gewöhnlich Monate lang. Rother W. muß auf den Treſtern gähren. Die gegohrene Flüssigkeit wird hierauf in Fässer gethan, worin sie sehr unmerklich noch einige Zeit lang fortgährt, sich abklärt und die Weinhefen absetzt. Um das Verderben und die saure Gährung zu verhüten, wird dieser W. sorgfältig abgezogen und auf andere zuvor ausgeschwefelte Lagerfässer gefüllt. Sind die Weine nicht vollkommen klar, so werden sie zuvor mit etwas Hausenblasenauflösung oder Eiweiß geschüttelt oder auch mit glühenden Feuersteinen vermengt, bis sie durch Ruhe völlig klar werden. Französische und deutsche Weine setzen in den ersten Jahren viel Weinstein ab; daher man sie alle halbe Jahre auf neue Fässer abläßt, bis sich jene nicht mehr absetzen. Die Fässer müssen immer voll und die verdunsteten Theile durch Nachfüllen mit demselben Weine ergänzt werden. Ganz edle Weine werden auf Flaschen gezogen, welche verpicht und umgekehrt in Sand gestellt werden. Nach Chaptal gibt der W. warmer Himmelsstriche durch Destillation $\frac{1}{2}$, der französische $\frac{1}{4}-\frac{1}{8}$ und der W. nördlicher Gegenden oft nur $\frac{1}{15}$ seines Gewichts Alkohol. Die Weine zerfallen in mussirende, säuerliche und süße Weine. Die mussirenden Weine erhalten ihre charakteristische Eigenschaft durch einen starken Gehalt an Kohlensäure und entstehen, wenn der klare Most in der ersten Gährung unterbrochen und früher oder später auf Flaschen, wohlgepfropft, mit Draht befestigt und verpicht, gezogen wird. Die vorzüglichste Sorte ist der Champagner, obwohl auch anderer Most mussirenden W. liefert; doch gähren letztere häufig so stark, daß die Flaschen zersprengt werden. Zu den säuerlichen Weinen gehören die Rhein-, Neckar-, rothen und weißen französischen Weine. Die süßen Weine enthalten stets einen Überschuß von zuckeriger Materie, deren Gährung durch die Menge spirituöser Theile unterdrückt wird. Hierher gehören der Muscatwein, die griechischen Weine, so wie der W. vom Cap der guten Hoffnung. Außerdem hat man auch sogenannte gesottene Weine, welche durch Einkochen des Mostes, Vermischung mit rohem Moste und nochmalige Gährung entstehen: hierher gehört besonders der Malaga. Den Sect oder die sogenannten trocknen Weine bereitet man vorzüglich auf den canarischen Inseln, in Italien (Muscatellerwein) und anderen heißen Ländern aus Trauben, welche am Weinstocke durch starke Entwässerung schon zusammenschrumpfen. Auf solche Weise wird auch der Tokaier-, der Cyperwein und der W. der Insel Candia bereitet. Im Elsaß läßt man die Trauben auf Stroh welk werden und erhält dadurch den sogenannten Strohwein. — Die weißen Weine sind leicht, dünn, weniger spirituös, weniger nährend, aber mehr eröffnend als die anderen. Die rothen Weine sind spirituöser, leisten den Verdauungskräften mehr Wider-

Digitized by

ſtand und ernähren mehr als die vorigen. Die bleichen Weine ſind leichter als die weißen, allein ſehr geſund und leicht verdaulich. Die gelben und zuckerigen Muscatweine ſind ſehr toniſch, ſehr ſpirituös und folglich ſehr erregend und ſehr ernährend. Das Alter der Weine verändert gar ſehr ihre Eigenſchaften. So hat der neue W., deſſen Gährung noch nicht vollendet iſt, einen unangenehmen Geſchmack, iſt ſehr verdaulich und reizt Magen und Därme auf eine nachtheilige Weiſe; daher der W., wenn er trinkbar ſein ſoll, wenigſtens 1 Jahr alt ſein muß. Die alten Weine verlieren viel Alkohol, ſind alſo weniger erregend als die neuen; ſie verlieren auch viel von ihrer färbenden Materie, bekommen aber eine ausgeſuchte Blume und einen köſtlichen Geſchmack und ſind in jeder Hinſicht den friſch bereiteten Weinen vorzuziehen. Gewinnſucht und Betrügerei unterwerfen den W. oft mancherlei, mehr oder weniger ſchädlichen Verfälſchungen. Eine der ſchändlichſten aber iſt die Anſchwängerung ſaurer Weine mit Bleimitteln, welche bekanntlich ſüße Auflöſungen geben. Dieſe Betrügerei entdeckt Waſſer, das man mit Schwefelwaſſerſtoffgas geſättigt und eine reichliche Menge Weinſteinſäure ſäuerlich gemacht hat, oder auch die ſogenannte Hahnemann'ſche Weinprobe (ſ. d. Art.) durch einen ſchwärzbraunen Niederſchlag. 21.

Weinbrenner (Friedrich), großherzoglich badiſcher Oberbaudirector, geb. zu Karlsruhe den 29. Nov. 1766, hatte von ſeinem Vater, der Hofzimmermeiſter war, eine heiße Liebe zu ſeinem Fache eingeflößt erhalten, ſo daß er in ſeinem 15. Jahre den größten Theil des Zimmerhandwerks verſtand. Sein raſtlos nach höherer Wiſſenſchaft ſtrebender Geiſt fand indeß bald hierin nicht volle Befriedigung; er ſtudirte daher auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt Phyſik, reine und angewandte Mathematik, übte ſich in der perſpectiviſchen Zeichnungslehre, in der Muſik und erhielt 1787, als er ohnehin auf Reiſen gehen wollte, einen Ruf nach Zürich. Nach 3jährigem Aufenthalte in der Schweitz begab er ſich wieder nach Karlsruhe, um ſein väterliches Vermögen anzutreten, ging dann nach Wien, um ſein architektoniſches Studium auf der dortigen kaiſerlichen Akademie fortzuſetzen, machte während eines dreivierteljährigen Aufenthalts daſelbſt eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Ungarn, begab ſich über Dresden nach Berlin, hörte über die Baumaterialien und Äſthetik Collegien, übte ſich im Zeichnen architektoniſcher Entwürfe und trat 1791 die längſt beabſichtigte Reiſe nach Italien an, wo er 6 Jahre lang Rom zu ſeinem Aufenthalte wählte, und beſuchte in dieſer Zeit auf ſeinen Excurſionen Neapel, Bajä, Herculanum, Pompeji, Päſtum u. a. O. Hier zogen ihn die Überreſte der alten Kunſt unwiderſtehlich an und während er die alten griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber ſtudirte, entwarf er in Plänen die dort beſchriebenen Gebäude, wie das Bad des Hippias (nach Lucian), die Landhäuſer des Plinius, das Theater des Curius, das Vogelhaus des Varus, die Grabmäler der Könige Mauſolus und Porſenna ꝛc. Im Sommer 1797 kehrte er über Zürich nach Karlsruhe zurück. Kaum hier angekommen ernannte ihn ſein Fürſt, Karl Friedrich, zum Bauinſpector und bald darauf zum Baudirector in den großherzoglichen Landen. Sein Ruf drang bald in andere Länder, was mehrere Reiſen, z. B. nach Hanover, Sachſen und den Niederlanden zur Folge hatte; auch machte er eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Paris. Er wirkte vorzüglich durch ſein architektoniſches Privatinſtitut. Unter ſeinen von ihm aufgeführten öffentlichen Gebäuden ſind die vorzüglichſten: die lutheriſche und katholiſche Kirche, die Synagoge zu Karlsruhe und mehrere Landkirchen. Vorzüglich wendete er ſeine Aufmerkſamkeit auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Theater geſehen und ſich überzeugt, daß ihre Form auch jetzt noch die beſte ſei, ſowohl in optiſcher als akuſtiſcher Hinſicht. Nach dieſen Grundſätzen erbauete er das Theater zu Karlsruhe und das Innere des neuen Stadttheaters zu Leipzig. Bei Gelegenheit des letztern Baues hat er ſich über den Bau und die Form unſerer Theater in der

Digitized by Google

„Abendzeitung" (1817, Nr. 144) ausgesprochen. Sein letzter Bau war der des großen Stadthauses in Karlsruhe 1821. Er starb zu Karlsruhe am 1. März 1826. Seine rastlose Thätigkeit beschleunigte zum Theil seinen Tod. Seine zahlreichen Schriften nennt Meusel's „Gelehrtes Deutschland"; klar und lichtvoll ist seine Darstellungsgabe. Ein Verzeichniß von W.'s Gebäuden, Monumenten nebst Autobiographie ist enthalten in den „Zeitgenossen" (III. 4.). — Vergl. „Denkwürdigkeiten aus Weinbrenner's Leben", von ihm selbst geschrieben (Heidelb. 1830). 25.

Weingeist, s. Alkohol.

Weinhold (Karl August) wurde zu Meißen am 6. Oct. 1782 geboren. Seine ersten medicinischen Studien begann er am Colleg. medic.-chirurg. zu Dresden, wurde hierauf Militairchirurg, setzte aber bald nach erhaltenem Abschiede seine Studien in Wittenberg fort, von wo aus er eine wissenschaftliche Reise an die berühmtesten Universitäten und Spitäler Deutschlands, nach Paris, Ungarn, Dänemark und Schweden unternahm, nach deren Beendigung er in Wittenberg 1805 zum Doctor creirt wurde. Hierauf ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, wo er gar bald vom Könige von Preußen den Hofrathstitel für die verwundeten Kriegern geleisteten Dienste erhielt. Von hier trat er 1809 eine neue Reise an, auf der er sich in München, in der Schweitz und Italien aufhielt und von der er erst 1811 zurückkehrte, um sich in Dresden als Arzt niederzulassen. Hier zeichnete er sich besonders als Augenoperateur aus, weßwegen er auch 1815 eine Anstellung an der neuerrichteten chirurgisch-medicinischen Akademie erhielt. Indessen vertauschte er im folgenden Jahre die sächsischen mit preußischen Diensten, indem er als Regierungsmedicinalrath bei der Regierung zu Merseburg angestellt wurde, von wo er bald nach Magdeburg als Director des dasigen Medicinalcollegium und 1817 nach Halle als Professor der Chirurgie und Director des chirurgischen Klinikum versetzt wurde. Von hier aus unternahm er nochmals eine literarische Reise nach London und später nach Kopenhagen und starb daselbst am 29. Sept. 1829. — W. hat sich um die Medicin ein bleibendes Verdienst durch die Empfehlung des Graphits gegen Flechten, durch sein in manchen Fällen sehr empfehlenswerthes Heilverfahren gegen Syphilis, durch seine chirurgische Behandlung der Polypen in der Oberkieferhöhle ꝛc. erworben. Bekannt sind seine literarischen Streitigkeiten, die er mit mehreren berühmten Ärzten, namentlich mit Hedenus in Dresden, hatte; noch bekannter sein sonderbarer Vorschlag, die Fibulation zur Verhinderung der Zunahme der Population anzuwenden. Als seine besseren Schriften erwähnen wir: „Der Graphit, ein Heilmittel der Flechten" (1812); „Über die abnormen Metamorphosen der Hygsmorshöhle" (1809); „Über das Leben und seine Grundkräfte" (1817). 39.

Weinprobe heißt eine von Hahnemann erfundene Probeflüssigkeit des Weines (liquor probatorius Hahnemanni und wegen ihrer Zusammensetzung auch aqua hydrosulphurata acidula genannt), die man anwendet, um zu entdecken, ob Wein mit Blei verfälscht worden sei. Man bereitet diese W., indem man gleiche Theile pulverisirte Austerschale und Schwefel genau mit einander vermischt, die Mischung in einen bedeckten Tiegel schüttet und sie 12 Minuten lang darin weißglühen läßt. Man erhält auf diese Art eine kalkerdige Schwefelleber, die man Jahre lang in verschlossenen Gefäßen ohne Verlust ihrer Kräfte aufbewahren kann. Wenn man sie auf Wein versuchen will, wird ein Loth von diesem Pulver mit 3 Quentchen gereinigtem Weinsteine vermischt, diese Mischung in eine Flasche gethan und mit 16 Unzen destillirtem Wasser ¼ Stunde lang gut umgeschüttelt. Man läßt dann das Pulver zu Boden setzen, gießt die helle Flüssigkeit behutsam ab und 2 Drachmen Salzsäure hinzu und hebt sie dann in wohlverstopften Gläsern auf. Um verdächtigen Wein damit zu prüfen, vermischt man 3 Theile desselben mit 1 Theil dieser W.; ist Blei (oder Kupfer) im Weine enthalten, so entsteht so-

Digitized by Google

gleich ein mehr oder weniger schwarzbrauner Niederschlag, je nachdem das schädliche Metall in größerer oder geringerer Menge darin enthalten ist. Der Zusatz von etwas Salzsäure dieser W. dient blos dazu, um das Eisen aufgelöst zu erhalten, auf welches diese Bleiprobe ebenfalls wirkt, wenn jenes Metall sich zufällig in Wein aufgelöst befinden sollte. 21.

Weinsberg, eine Stadt an der Sulm im Neckarkreise des Königreichs Würtemberg, Sitz eines Oberamtes, mit 1800 Einw. und Weinbau, ist in der Geschichte berühmt geworden durch die allbekannte und durch Bürger's Ballade verherrlichte Erzählung, daß bei einer hartnäckigen Belagerung des dasigen Schlosses durch Kaiser Konrad III. (1140), nachdem dieser geschworen, nach der Eroberung alle Männer zu ermorden, den Weibern aber mit ihren besten Schätzen den Abzug gestattet hatte, letztere mit den Männern auf den Rücken ausgezogen seien und den Kaiser dadurch zur Milde gestimmt haben. Zwar ist diese Erzählung vielfach bezweifelt worden, doch scheint der Name der noch vorhandenen Burgruine, Weibertreu, die Wahrheit derselben zu bestätigen und 1823 hat sich in deren Andenken zu W. ein Frauenverein zur Unterstützung unbemittelter braver Frauen gebildet. — In der neuesten Zeit hat W. wieder die Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch die phantastisch-mystischen Spukgeschichten, welche der dortige Oberamtsarzt, Justinus Kerner (s. d. Art.), als öffentlich beglaubigt dem Publicum in mehreren Schriften dargestellt hat. 37.

Weinstein, lat. tartarus; franz. tartre; engl. tartar, nennt man die krystallinische Masse, welche sich mit der Zeit an der innern Wand der Fässer, worin mehrere Jahre junge Weine gelegen haben, ansetzt und welche, wenn sie die gehörige Dicke erreicht hat, herausgeschlagen und als roher Weinstein (tartarus crudus) in den Handel gebracht wird. Sein chemischer Name ist wegen seiner Zusammensetzung doppelt weinsaures Kali (kali bitartaricum). Kommt der W. von rothem Weine, so besitzt er eine rothe Farbe, und von weißem Weine eine graulich-weiße. Er besteht entweder in kleinen Körnern, heißt dann Fluß, Weinsteinfluß und ist gewöhnlich mit Sand und dergl. vermischt, oder in Scherben, welcher letztere den Vorzug hat. Der W. wird aus den Fässern gestoßen und theils als roher, theils als gereinigter W. (tartarus depuratus) in den Handel gebracht. Der rohe W. wird zerstoßen in siedendem Wasser aufgelöst, durch Abschäumen, auch wohl durch Behandlung mit Thon, Eiweiß, Kohle ꝛc. von den fremden Stoffen befreit und noch siedend durchgeseiht. Nach dem Erkalten finden sich am Boden des Gefäßes krystallinische weiße Rinden, welche Weinsteinkrystalle (crystalli tartari) genannt werden. Auf der Oberfläche der Lauge im Krystallisationsgefäße bildet sich eine aus körnigen Theilen zusammengehäufte Decke, die daher den Namen Weinsteinrahm (cremor tartari) (s. d. Art.) führt. Der W. krystallisirt in weißen, halbdurchsichtigen, meist undeutlichen vierseitigen Prismen mit schiefer Endfläche; bisweilen erhält man wohl wahre Würfel; an der Luft sind diese Krystalle unveränderlich in Pulverform von herbem, säuerlichem Geschmacke, in 100 Theilen kaltem und 18 Theilen siedendem Wasser auflöslich, im Weingeist unauflöslich. Die kalte Auflösung röthet das Lackmuspapier und zersetzt sich in sehr verdünntem Zustande an der Luft, indem sie schimmelt. 21.

Weisflog (Karl), einer der besten Erzähler der neuesten Zeit, ward 1770 zu Sagan geboren und auf der dortigen Stadtschule und später auf dem Gymnasium zu Hirschberg gebildet, wo er sich durch Unterrichtertheilen seinen Lebensunterhalt sichern mußte, und bezog um 1790 die Universität Königsberg, um die Rechte zu studiren. Seine dürftige Lage nöthigte ihn aber darauf, eine Hauslehrerstelle in Gumbinnen anzunehmen, doch ward er endlich 1802, nachdem er bei den Landgerichten in Tilsit und Memel einige Zeit als Referendar gearbeitet hatte, als Stadtrichter in Sagan angestellt und 1827 zum Stadtgerichtsdirector erwählt,

Digitized by Google

starb aber schon im Sommer 1828 zu Warmbrunn. Seine Erzählungen, welche zum Theil in der Abendzeitung erschienen, sind gesammelt unter dem Titel: „Historien- und Phantasiestücke" (Dresden 1824 ff. 9 Bde.). 16.

Weishaar (Jakob Friedrich von), königlich würtembergischer Staatsminister, war der Sohn eines bemittelten Landmanns zu Korb im Oberamte Waiblingen und ward daselbst den 3. Mai 1775 geboren. Mit Festigkeit wußte er die Bedenken seines Vaters, ihn studiren zu lassen, zu besiegen und bildete sich auf dem Gymnasium zu Stuttgart so trefflich heraus, daß er bereits 1793 die Universität Tübingen beziehen konnte, wo er sich neben dem Studium der Geschichte und Philosophie der Jurisprudenz widmete. Darauf bereiste er seit 1796 Deutschland, Frankreich und die Niederlande und begann zurückgekehrt seit 1798 seine Laufbahn als Advocat zu Stuttgart, neben welcher er sich eifrig mit den Wissenschaften beschäftigte, um dereinst ein akademisches Lehramt zu erhalten. Darauf ließ er sein „Handbuch des würtembergischen Privatrechts" (Stuttg. 1804—1808. 3 Bde. 3. Aufl. 1831—1833) erscheinen, welches seinen Ruf schnell verbreitete; aber die damaligen Verhältnisse in Würtemberg ließen ihn jetzt die unabhängige advocatorische Praxis jeder andern Anstellung vorziehen und erst 1815 trat er als Abgeordneter der ersten Ständeversammlung auf den höhern Schauplatz, wo er zu denen gehörte, welche sich für die frühere Verfassung Würtembergs mit zeitgemäßer Abänderung erklärten, und prakticirte nach Auflösung der Versammlung (1817) wieder als Advocat. Auch in die zweite Ständeversammlung (1819) trat er für die Stadt Stuttgart ein, ward Vicepräsident der Kammer und Mitglied der Commission zur Unterhandlung über die Verfassung und hatte einen großen Antheil an dem glücklichen Gelingen des Werkes. Jetzt ward er Präsident der Kammer und Dirigent des ständischen Ausschusses, als welcher er das mühevolle Werk einer gänzlichen Umänderung und Regulirung der Staatsverwaltung bis 1831 mit Geschicklichkeit und beständiger Eintracht mit der Regierung leitete und zur Belohnung für seine Verdienste im April 1830 zum Commandeur des Ordens der würtembergischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, erhoben ward. Im Jahre 1831 lehnte er die erneute Wahl zum Abgeordneten ab und zog sich auf sein Gut Köngen bei Stuttgart zurück; aber schon am 3. April 1832 ernannte ihn der König zum Minister des Innern und des Cultus. Mit neuem Eifer widmete er sich seinem hohen Berufe; aber es traten ihm in der Ausführung seiner Entwürfe so viele Schwierigkeiten entgegen, daß er schon am 10. Aug. desselben Jahres seine Stelle wieder niederlegte und sich mit der höchsten Anerkennung seiner Verdienste vom Könige geehrt nach Köngen zurückzog, wo er sich in stiller Zurückgezogenheit mit den Studien beschäftigte und am 19. Sept. 1834 starb, allgemein geachtet als ein Mann, der den Geist der Zeit begriffen hatte und mit Mäßigung und Weisheit mitten unter den Stürmen der feindlichen Parteien den Staat zu einem veredeltern Zustande zu führen suchte. 16.

Weishaupt (Adam), der Stifter des Illuminatenordens (s. d. Art.), in welchem er den Namen „Spartacus" führte, ward am 6. Febr. 1748 zu Ingolstadt geboren, studirte hier Jurisprudenz, erhielt 1768 die juristische Doctorwürde, wurde 1772 außerordentlicher Professor der Rechte und 1775 Professor des Natur- und Kirchenrechts mit dem Hofrathstitel. Seine Vorlesungen fanden solchen Beifall, daß sie von Studirenden aus allen Facultäten besucht wurden. Unter diesen gewann er bald Anhänger für seinen Kosmopolitismus, den er angelegentlichst zu verbreiten suchte. Aber die Jesuiten, deren Feind er war, obgleich früher Zögling derselben, suchten ihn als einen Aufklärer anzufeinden. So geschah es, daß er im Februar 1785 seiner Stelle entsetzt wurde. Er begab sich nun nach Gotha, wo er seit 1786 mit dem Titel eines sachsen-gothaischen Legationsrathes als Privatmann lebte, mehrere philosophische Schriften herausgab und im Jahre 1830 starb.

Digitized by Google

W. war ein trefflicher Kopf, tiefer Denker und um so mehr aller Achtung werth, als er seine ganze Bildung, mitten unter den Hindernissen einer finstern katholischen Erziehung, seinem eigenen Nachdenken und der Lectüre guter Bücher zu danken hatte. Sein Herz glühte vom gemeinnützigsten Eifer, etwas Großes und der Menschheit Wichtiges zu unternehmen, wobei ihn keine Schwierigkeiten schreckten. Doch war er zu wenig praktischer Menschenkenner. Von seinen Schriften nennen wir: „Vollständige Geschichte der Verfolgung der Illuminaten" (1. Bd. Frankf. u. Leipz. 1786); „Apologie der Illuminaten" (Ebend. 1786); „Das verbesserte System der Illuminaten" (1787. 3. Aufl. 1818); „Jus civile privatum, cum determinationibus juris Boici" (Ingolst. 1771—1773. 3 Voll.); „Über Wahrheit und sittliche Vervollkommnung" (Regensb. 1793—1797); „Pythagoras, oder Betrachtung über die geheime Regierungskunst" (Frankf. 1790); „Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkunde" (1809. 3 Hefte); „Über Staatsausgaben" (Landshut 1820); „Über das Besteuerungssystem" (Ebend. 1820). 63.

Weisheit, lat. sapientia; franz. sagesse; engl. wisdom, ist die besonnene Wahl und richtige Anwendung der besten Mittel zur Realisirung der besten Absichten. Sie beruht demnach zuvörderst auf einer tiefen und vollkommenen Erkenntniß der Zwecke und Gesetze des menschlichen Lebens und insbesondere der sittlichen Wahrheit, der erhabensten Ideen, erreicht aber ihre höchste Vollendung durch die gute Gesinnung, mittelst welcher das vollkommenste Wissen des Wahren nicht todtes Wissen bleibt, sondern die unerschöpflichste Quelle wohlthätiger Einwirkungen auf das Leben wird. Die W. kann daher wohl ohne Gelehrsamkeit bestehen und gedacht werden, obgleich die letztere ohne jene nur dürres Holz ist. 84.

Weiß (Christian), geb. in Taucha bei Leipzig 1774, studirte zu Leipzig, ward 1795 Doctor, 1796 Privatdocent der Philosophie, ging 1797 als Erzieher eines jungen Mannes mit nach Holland und setzte 1799 seine Vorlesungen in Leipzig fort, wo er 1801 außerordentlicher Professor wurde. 1805 nahm er einen Ruf als Professor der Philosophie am fuldaischen Lyceum an und 1808 ging er als Director an die neu errichtete Bürgerschule in Naumburg, von wo er endlich 1816 als Schul- und Regierungsrath nach Merseburg versetzt ward. Er schrieb: „De cultu divino, externo et interno, recte judicando" (Lips. 1796. 4.); „Fragmente über Sein, Werden und Handeln" (Leipz. 1796. 8.); „Resultate der kritischen Philosophie, vornehmlich in Hinsicht auf Religion und Offenbarung" (Leipz. 1799. 8.); „Über die Behandlungsart der Geschichte der Philosophie auf Universitäten" (Leipz. 1800. 8.); „De scepticismi causis atque natura, comm. phil." (Lips. 1801. 4.); „Lehrbuch der Logik, nebst einer Einleitung zur Philosophie überhaupt und besonders zu der bisherigen Metaphysik" (Leipz. 1801. 8.); „Winke über eine durchaus praktische Philosophie" (Leipz. 1801. 8. Hierin ist das Wesen seiner den Kriticismus nach der rein praktischen Seite ausbildenden und darin mit der Rückert'schen sich berührenden Philosophie ausgesprochen); „Lehrbuch der Philosophie des Rechts" (Leipz. 1804. 8.); „Beiträge zur Erziehungskunst, zur Vervollkommnung ihrer Grundsätze und ihrer Methode (zugleich mit E. Tillich herausgegeben, Leipz. 1803—1806. 4 Hefte in 2 Bdn. 8.); „Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele ꝛc." (Leipz. 1811. 8.); „Von dem lebendigen Gott und wie der Mensch zu ihm gelange" (Leipz. 1812. 8., in beiden Werken mehr an Jacobi sich anschließend) u. m. a. 80.

Weissagung, s. Wahrsagung.

Weiße (Christian Felix), einer der berühmtesten deutschen Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, am 28. Jan. 1726 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater Rector war, geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf der Schule zu Altenburg und widmete sich dann zu Leipzig der Philo-

Digitized by Google

logie. Seine Liebe zur Dichtkunst und besonders zur dramatischen Poesie wurde durch den Umgang mit J. H. Schlegel und G. E. Lessing noch mehr genährt und schon während seines Aufenthaltes auf der Universität brachte er seine Stücke: „Die Matrone von Ephesus" und „Der Leichtgläubige" auf die Bühne. Nach Beendigung seiner Studien ward er Hofmeister bei dem Grafen von Geyersberg und machte in dieser Eigenschaft mit demselben eine Reise nach Paris. Nach seiner Heimkehr (1759) lebte er als Gesellschafter bei dem Grafen Schulenburg zu Burgscheidungen, bis er 1761 die einträgliche Stelle eines Kreissteuereinnehmers zu Leipzig erhielt. Seine Berufsgeschäfte gewährten ihm hinlängliche Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. In diese Zeit fallen mehrere seiner dramatischen Versuche und die „Amazonenlieder"; auch führte er die Redaction der bekannten „Bibliothek der schönen Wissenschaften" mit unermüdlichem Eifer. Viele nach französischen Originalen bearbeitete Operetten fanden auf der Bühne ungetheilten Beifall und trugen nicht wenig zu seinem immer mehr sich verbreitenden Ruhme bei. Von Bodmer und seinem Anhange blieb W. nicht unangefochten; er sah aber dem Gelärm ruhig zu, bis es von selbst ein Ende nahm. Neben seinen Arbeiten für die Bühne fühlte sich W. besonders zur pädagogischen Wirksamkeit hingezogen. Seine „Lieder für Kinder" (1766), sein „Kinderfreund" (Leipz. 1776—1782. 24 Bde. 8), sein „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" (Leipz. 1783—1792. 12 Thle. 8.) sind von hohem Werthe und haben zu ihrer Zeit entschieden günstig auf die häusliche Erziehung gewirkt. Als Dichter hat W. jetzt freilich einen großen Theil seines Ansehens verloren; doch verdienen seine für jene Zeit trefflichen Leistungen immer noch Achtung. Unter seinen „Lyrischen Gedichten" (Leipz. 1772. 3 Bde. 8.) findet sich viel Treffliches; besonders gelingt ihm der Ton des Volksliedes. Für die dramatische Poesie besaß er ein nicht gewöhnliches Talent, das nur einer höhern Ausbildung bedurft hätte. Sein „Beitrag zum deutschen Theater" (Lpz. 1759—1768. 5 Thle. 8.), seine „Lustspiele" (Leipz. 1783. 3 Thle. 8.) und seine „Komischen Opern" (Leipz. 1777. 3 Thle. 8.), welche zum Theil Nachahmungen fremder Originale, zum Theil eigene Versuche sind, haben freilich auf der Bühne gediegeneren Leistungen weichen müssen, erwecken aber für den Dichter das günstigste Vorurtheil, wenn man den damaligen Zustand des deutschen Theaters ins Auge faßt. Am Ärmsten an originellen Zügen und gelungenen Stellen sind seine meist nach den Regeln der französischen Schule zugeschnittenen „Trauerspiele" (Leipz. 1776—1780. 5 Thle. 8.), die deßhalb jetzt völlig ungenießbar geworden sind. W. starb am 16. Dec. 1804. (Vergl. Weiße's „Selbstbiographie", Leipz. 1807. 8.). Seinem Andenken ist seit 1826 in Annaberg die Weißenstiftung, eine Schule für arme Kinder, geweiht. 67.

Weiße (Christian Hermann), Sohn des berühmten Publicisten, Christian W., und Enkel des großen Kinderfreundes Felix W., ward geboren zu Leipzig 1801, studirte daselbst Rechtswissenschaft und Philosophie, habilitirte sich 1823 und ist seit 1827 außerordentlicher Professor der Philosophie daselbst. Er schrieb: „Diversae naturae et rationis in civitatibus constituendis indoles e Graecorum historia illustrata" (Lips. 1823. 8.); „De Platonis et Aristotelis in constituendis summis philosophiae principiis differentia" (Lips. 1828. 8.); „Über das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter" (Leipz. 1826. 8.); „Darstellung der griechischen Mythologie" (1. Thl. 1827. 8.); „Über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft. In besonderer Beziehung auf das System Hegel's" (Leipz. 1829. 8.); „System der Ästhetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit" (Leipz. 1830. 2 Thle. 8.); „Über die Legitimität der jetzigen französischen Dynastie" (Leipz. 1832. 8.); „Über das Verhältniß des Publicum zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden. Nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systems der Philosophie" (Leipz.

Digitized by Google

1832. 8.); „Von der Idee der Gottheit; als wissenschaftliche Grundlegung zur Philosophie der Religion" (Dresden 1833. 8.); „Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums" (mit 2 Anhängen, Dresden 1834); „Grundzüge der Metaphysik" (Hamb. 1835); „Das Büchlein von der Auferstehung" (Dresden 1836); endlich eine „Kritik über Göthe's Faust" (Leipz. 1837). Außerdem ist er für viele wissenschaftliche Zeitschriften thätig. — W. ist in Hegel's Schule gebildet, aber von dessen Lehre abgewichen. Zuerst verletzt durch den Widerspruch, den er zwischen ihr und dem religiösen Glauben zu bemerken meinte, versuchte er, die dialektische Form, als die einzig wissenschaftliche, mit einem andern, religiösern Inhalte zu verbinden. Bald jedoch, die Unthunlichkeit eines solchen Bestrebens einsehend, beschränkte er den Gebrauch des Denkens auf die allgemeinen Formen der Dinge, die Kategorien, während er das Wesen, das eigentlich Wirkliche und Lebendige ganz davon trennte und als ein Factisches aufnahm. Dadurch näherte er sich Schelling's neuester, christlicher, Richtung und trat nebst dem jüngern Fichte an die Spitze einer Fraction, welche diese Philosophie der Freiheit und Thatsächlichkeit gegen die Nothwendigkeit und Apriorität des Hegelianismus ziemlich derb geltend macht. 80.

Weißenburger Linien sind eine Kette zusammenhängender Verschanzungen, welche der französische Marschall Villars 1706 am rechten Ufer der Lauter vom Rheine bis über Weißenburg anlegte, um den Elsaß gegen die Streifereien der Besatzung von Landau zu sichern. Diese Verschanzungen galten lange für unüberwindlich und wirklich wurden sie 1792 von den Östreichern vergeblich gestürmt; aber den 13. Oct. 1793 wurden sie durch die Östreicher erstürmt, nachdem die Preußen die Stellung der Franzosen bei Bliescastel mit Erfolg angegriffen hatten, und seitdem sind diese Linien zerstört und verfallen. 37.

Weißenthurn (Johanna Franul [Veronica] von), eine beliebte Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, 1773 zu Coblenz geboren, war die Tochter des Schauspielers Grünberg und mußte schon als Kind neben der Besorgung häuslicher Geschäfte die Bühne betreten und mannigfache Rollen übernehmen. Ihre Bildung als Schauspielerin verdankt sie eigener Anstrengung und Erfahrung und schon in ihrem 15. Jahre erhielt sie ein Engagement an der Bühne in München. Einem ehrenvollen Rufe als Hofschauspielerin zu Wien folgte sie gern und gab bald die Rollen der ersten Liebhaberinnen mit ungetheiltem Beifalle. Ihre Vermählung mit dem Patricier von Weißenthurn aus Fiume (1791) versetzte sie in eine völlig sorgenfreie Lage, wodurch in ihr die Lust erweckt wurde, sich auch als Schriftstellerin zu versuchen. Der Kaiser bewies 1829 die Anerkennung ihres Verdienstes durch die Ertheilung der goldenen Ehrenmedaille. Ihre dramatischen Versuche („Schauspiele", „Neue Schauspiele" und „Neueste Schauspiele", Wien 1810—1836. 14 Bände. 8.) können freilich auf höhern Kunstwerth keinen Anspruch machen, beweisen aber, daß die Verfasserin genau weiß, was auf der Bühne Effect macht. Ihre Stücke finden daher bei der Aufführung fast immer Beifall, obschon sie den Leser nicht selten völlig kalt und gleichgültig lassen. 66.

Weißes Meer (Bieloi More) ist ein großer Busen des Eismeeres im russischen Gouvernement Archangel, welcher die Nebenbusen Dwinskaja, Onegskaja und Kandeleskaja und mehrere Inselgruppen, als Solowezkoi, Kondoskoi ꝛc. bildet, 13 Flüsse, als: Dwina, Petschora ꝛc. aufnimmt, wenig gesalzen ist, jährlich gefriert und befahren wird. 71.

Weißkunig, s. Treitzsauerwein.

Weitsichtigkeit, lat. presbyopia oder presbytia; franz. presbytie, vue longue; engl. far-sight, ist ein der Kurzsichtigkeit entgegengesetzter Fehler,

Digitized by Google

welcher darin besteht, daß sich in den Augen des Kranken die Lichtstrahlen zu spät in einen Focus vereinigen und die Netzhaut mithin vor dieser Vereinigung berühren; daher ein Weitsichtiger entfernte Gegenstände deutlich, nahe aber undeutlich sieht. Man findet die W. am Häufigsten bei alten Leuten in einem ververschiedenen Grade. Sie kann in Folge einer zu flachen und nicht genug gewölbten durchsichtigen Hornhaut oder von einer ähnlichen Gestalt der Krystallinse oder von einer verminderten Dichtigkeit der Säfte und der durchsichtigen Theile des Auges herrühren, wodurch die Brechung der Lichtstrahlen im Auge zu sehr geschwächt wird. Saftlosigkeit des zunehmenden Alters oder durch heftige entkräftende Krankheiten verminderte Augenfeuchtigkeiten sind gewöhnlich die ursprüngliche Veranlassung der eben erwähnten normwidrigen Bildungen. Außerdem kann auch eine widernatürliche Verkürzung des Augapfels eine Ursache der W. sein und dieselbe auch von der mangelnden Kraft, die das Auge zur Betrachtung naher Gegenstände gegeschickt macht, herrühren. Die Medicin besitzt kein Heilmittel für die W., allein die Physik kann ihren Übelständen abhelfen und man muß, wie bei der Kurzsichtigkeit (s. d. Art.), zu den Augengläsern seine Zuflucht nehmen. Nur müssen diese Gläser conver sein, damit sie die Verrichtung der Augenfeuchtigkeiten erfüllen. 14.

Weitzel (Johannes), herzoglich nassauischer Bibliothekar zu Wiesbaden und berühmter Schriftsteller, geb. zu Johannisberg im Rheingau den 24. Oct. 1771, verlor als Kind von 3 Jahren bereits seinen Vater und blieb als Knabe bei der bedrängten Lage seiner Mutter ohne alle Erziehung und ganz sich selbst überlassen. Da er für den Feldbau zu schwach war, wurde er zu dem Handwerke eines Schneiders bestimmt. Aber immer mehr regte sich sein Eifer zum Studiren, er behalf sich anfänglich mit dem dürftigen Unterrichte des Dorfschulmeisters, ging dann wider den Willen seiner Mutter nach Mainz, wo er sich in das Gymnasium aufnehmen ließ und, während er einen harten Kampf mit allem Ungemach der Dürftigkeit und der gröbsten Vorurtheile mit fröhlichem Muthe und männlicher Ausdauer bestand, seine Freiheit, sein stolzes Selbstgefühl und sein Vertrauen auf sich und die Menschheit rettete. Er ließ sich nicht in das Verzeichniß der armen Studenten eintragen, bezahlte den Unterricht, den er empfing, da er sich selbst durch Unterricht, den er gab, spärlich nährte. Als 1792 die Franzosen Mainz besetzten, nahm er, in den Rheingau zurückgekehrt, eine Hauslehrerstelle an und setzte später zu Mainz, Jena und Göttingen seine unterbrochenen Studien fort, machte dann einige Reisen und ward 1798 von der französischen Behörde, die das linke Rheinufer organisirte, als Commissair der Regierung in den Canton Otterberg berufen. Kurze Zeit darauf ward er auf sein Verlangen in derselben Eigenschaft nach Germersheim versetzt, während er zugleich die schwierige Stelle eines Kriegscommissairs versah, wo er, begeistert für Wahrheit, Recht und Tugend, die größte Rechtlichkeit und Strenge ausübte, zugleich aber auch seine wenige Menschenkenntniß verrieth. Von allen Parteien gehaßt, angeklagt und verfolgt ward er bei der Reorganisation der französischen Verwaltung (1800) übergangen und kehrte nach einer Dienstführung, die Manchen bereichert haben würde, so arm, als er sie angetreten hatte, müde des Haders der Patteien, des tollen Treibens des Unverstandes und der heuchlerischen Schlechtigkeit, zu seiner Mutter in seinen Geburtsort zurück. Aber auch hier fand er die gehoffte Ruhe nicht; die ehemalige mainzer Regierung, die jetzt ihren Sitz zu Aschaffenburg hatte, ließ ihn unter nichtigen Vorwänden aus dem Lande weisen. In dieser, wie er sagt, schrecklichsten Lage, die er je gekannt habe, blieb ihm nichts übrig, als nach Mainz zu gehen, ohne Aussicht, ohne Vermögen, während doch eine geliebte Familie mit ihrem Unterhalte an ihn gewiesen war. In Mainz versuchte er sein Glück mit der Schriftstellerei, wiewohl er diesen Beruf bisher nicht so recht als den seinigen erkannt hatte. Erst gab er eine Zeitschrift für Ge-

Digitized by Google

schichte, Gesetzgebung und Politik unter dem Titel: „Egeria" heraus, dann übernahm er die Redaction der „Mainzer Zeitung" und ward endlich gegen seinen Willen zum Professor bei dem kaiserlichen Lyceum ernannt. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn in das Bezirkswahlcollegium und als Präsident der Jury des öffentlichen Unterrichts leistete er die wesentlichsten Dienste. Seine öffentliche Stellung blieb jedoch immer schwankend und da er es noch mit der geheimen Polizei des Kaisers durch die Ablehnung eines Auftrags, mit welchem ihn Savary beehren wollte, verdorben hatte, entzog ihm der Polizeiminister sogar die Redaction der „Mainzer Zeitung", die ihm den bedeutendsten Theil seiner Einkünfte brachte. Das Jahr 1815 aber gab auch seinem Schicksale eine andere Wendung, indem er als Hof- und Revisionsrath in das Herzogthum Nassau, zu dem nun sein Geburtsland, der Rheingau, gehörte, gerufen ward. In Wiesbaden gab er die „Rheinischen Blätter" heraus, entsagte diesen aber, da er nach der Haltung der karlsbader Conferenzen unter einer Censur nicht schreiben wollte. 1820 ward er zum herzoglichen Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Wiesbaden ernannt und starb daselbst am 10. Jan. 1837. Unter seinem Namen erschienen: „August und Wilhelmine" (2 Bde.); „Vermischte Schriften" (3 Bde.); „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (2 Thle.); „Europa in seinem gegenwärtigen Zustande" (1. Bd.); „Die Rheinreise"; das „Rheinische Archiv" gab er erst mit Voigt, dann mit Reeb heraus; „Napoleon durch sich selbst gerichtet" (1829). 25.

Weizen, lat. triticum; franz. froment; engl. wheat, diejenige unserer Getreidearten, welche das weißeste und feinste Mehl gibt, zerfällt in mehrere Arten, von denen der gemeine W., der Bartweizen und der vieljährige W. die bekanntesten sind; außerdem gehört auch der Dinkel (s. d Art.) hierher. Der erste zerfällt in Sommer- und Winterweizen, wovon der Sommerweizen mit vierblüthigen, bauchigen, glatten, begrannten und wie Dachziegel über einander liegenden Kelchspelzen weniger gebaut wird, als der bessere Winterweizen mit stumpfen Spelzen. Der Bartweizen, von seinen Grannen so genannt, wird meist in England gebaut, ist sehr ergiebig und liefert ein sehr feines Mehl. Der vieljährige W. stammt aus Ägypten und treibt bis gegen 20 Halme aus einem Korne. Der W. gedeiht am Besten auf fettem, thonigem Boden; gern säet man ihn auch in Kleeland. Nässe kann er mehr vertragen als Roggen, doch ist er auch mehr als eine andere Getreideart dem Brande ausgesetzt. Die Benutzung des Weizens zu Backwerk, Graupen, Grütze, Gries, Stärke ꝛc. ist bekannt. Das Stroh wird wie Roggenstroh gebraucht, ist aber als Viehfutter noch nahrhafter. 30.

Welcker (Friedrich Gottlieb), namhafter Philolog der neuesten Zeit, ward geboren am 4. Nov. 1784 zu Grünberg im Großherzogthume Hessen, erhielt einen guten Jugendunterricht, studirte in Gießen, ward 1803, nachdem er erst seine akademische Laufbahn beschlossen hatte, Lehrer am Pädagogium zu Gießen und ging 1806 nach Rom, theils um den classischen Boden des Alterthums, theils auch um dessen literarische Schätze zu sehen und kennen zu lernen. Reich an Erfahrungen und eingesammelten Kenntnissen, woran namentlich der weltbekannte Alterthumsforscher Zoëga großen Theil hatte, kehrte er 1809 nach Deutschland zurück und wurde noch in demselben Jahre Professor der Archäologie und griechischen Literatur an der Universität Gießen. Seine tiefen Kenntnisse und ausgezeichneten Schriften trugen seinen Ruhm bald durch alle Länder und schon 1816 ward er als ordentlicher Professor der Alterthümer nach Göttingen, 1819 aber in gleicher Function an die neuerrichtete Universität Bonn berufen, wo er noch jetzt mit Beifall lehrt. Leider ward auch er an den politischen Umtrieben Theil genommen zu haben verdächtigt und seine Papiere wurden von der mainzer Commission in Beschlag genommen, allein ihm schon 1826, nachdem er völlig freigesprochen war, wieder

Digitized by Google

zurückgegeben. Von seinen allgemein geschätzten Schriften nennen wir: „Zoëga's Leben, Sammlung seiner Briefe ꝛc." (Göttingen 1819. 2 Bde.); „Komödien des Aristophanes" (Gießen u. Darmst. 1810—1812. 2 Bde.); „Über die Hermaphroditen der alten Kunst" (in Daub's und Creuzer's „Studien 1808. Bd. 4"); „Fragmenta Alcmani lyrici" (Giess. 1828); „Hipponactis et Ananii fragmenta" (Gotting. 1826); „De Erinna et Corinna poëtriis" (in Creuzer's „Meletem. Vol. II."); „Theognidis fragmenta" (Bonn. 1826); „Philostrati imagines et Callistrati statuae" (Lips. 1823); „Über eine kretische Colonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos" (Bonn 1824) und „Über das akademische Kunstmuseum in Bonn" (1827). Den größten Ruf aber hat ihm seine Schrift: „Die Äschylische Trilogie Prometheus'" (1824) verschafft, durch welche er aber in einen nicht ohne Bitterkeit geführten Streit mit Hermann gerieth. 20.

Welcker (Karl Theodor), Bruder des Vorigen, ein berühmter Politiker und Rechtsgelehrter, geb. am 29. März 1790, erhielt den ersten Unterricht im elterlichen Hause und studirte von 1807 bis 1811 in Gießen und Heidelberg, wo er zu den entschiedenen Gegnern des alten Studentenwesens gehörte und mit Begeisterung die Ideen umfaßte, welche den zur Burschenschaft einleitenden patriotischen Vereinen das Dasein gaben. Seinen literarischen Ruf begründete er schon als Student in Heidelberg durch eine im elterlichen Hause (1812) in den Grundzügen entworfene Schrift: „Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe" (Gieß. 1813), die eine Entwickelung der Gesetze der wichtigsten Völker enthielt. Zu Ostern 1813 trat er als Privatdocent in Gießen auf und suchte bei dieser Gelegenheit in seiner Dissertation: „Interpretatio L. q. D. de negotiis gestis etc." eine alte civilistische Streitfrage zur allgemeinen Befriedigung zu lösen. Sein politisches Leben eröffnete er durch die Rede: „Deutschlands Freiheit" (Gießen 1814), welche er vor einer zahlreichen Versammlung gehalten hatte und wofür er vielfachen Beifall, selbst in Briefen von ausgezeichneten Staatsmännern, einerntete; auf der andern Seite aber zog er sich dadurch die Feindschaft von einigen angesehenen hessischen Beamten, so wie von den Vorfechtern der Reactionspartei und der Aristokratie in anderen deutschen Staaten zu. 1814 zum außerordentlichen Professor ernannt folgte er 1815 einem vortheilhaften Rufe als ordentlicher Professor nach Kiel, wo er im Vereine mit trefflichen Männern, jedoch nicht ohne einen heftigen Kampf mit der Reactionspartei in Preußen, besonders in den „Politischen Miscellen", namentlich durch die Herausgabe der „Kieler Blätter" für die Verfassungssache sowohl in Holstein, als in Deutschland überhaupt thätig war, was auch in Holstein Anerkennung fand, indem ihn der König als Beigeordneten der Bevollmächtigten zur Übernahme des Herzogthums Lauenburg ernannte. Später erhielt er den Auftrag, über den Gesetz- und Rechtszustand des Herzogthums Bericht zu erstatten und Vorschläge abzufassen, welche Arbeiten zur Zufriedenheit der Regierung ausfielen. In Folge eines Rufes nach Heidelberg überreichte er trotz einer ihm angebotenen bedeutenden Gehaltszulage sein Entlassungsgesuch, verließ jedoch Heidelberg bald wieder und ging unter vortheilhaften Bedingungen nach Bonn, wo er mit Mackeldey und Mittermaier die Juristenfacultät gründen half. Unvorsichtige Äußerungen in seinen Vorträgen und in Privatunterredungen stürzten ihn 1819 abermals in widerwärtige Verhältnisse; er gerieth nämlich in den Verdacht der Theilnahme an demagogischen Umtrieben, was die Untersuchung seiner Papiere zur Folge hatte. Den Hergang dieser Sache hat er in seiner Schrift: „Actenmäßige Darstellung gegen die Verdächtigung der Theilnahme an demagogischen Umtrieben" (Stuttg. 1823—1824) mitgetheilt. Es war ihm der Aufenthalt in Bonn verleidet worden; da berief ihn die Universität Freiburg mit einem ansehnlichen Gehalte und hier arbeitete er an seinem Hauptwerke: „Das innere

Digitized by Google

und äußere System der praktischen, natürlichen und römisch-christlich-germanischen Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre" (1. Bd. Stuttg. 1829). Im December 1830 übersandte W. dem Bundestage seine merkwürdige Petition: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit ꝛc." (Freiburg 1830). 1831 wurde er von dem Oberamte Ettenheim auf den badenschen Landtag gewählt. Hier glänzte er als einer der ersten Wortführer in einer Reihe von Vorträgen und Motionen, indem er auf Verminderung und zweckmäßigere Einrichtung der Sporteln, auf verbesserte Administration, auf Einführung von Landräthen und Friedensgerichten, auf Ersparung in der Besoldung der Beamten und im Pensionswesen drang; dem Militair erkämpfte er eine Dienstpragmatik, so wie die öffentliche Vorlage der reich dotirten Wittwen- und Waisencasse. Er setzte die Minister und königlichen Commissarien oft in die drückendste Verlegenheit durch seine vorgebrachten Anträge auf vollkommene Preßfreiheit, auf eine den constitutionellen Grundsätzen sich mehr annähernde Wehrverfassung und auf vollkommenere organische Entwickelung des deutschen Bundes zu besserer Sicherung der deutschen Nationaleinheit und der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit, bis er endlich, durch die Volksgunst, wie es schien, immer andringender geworden, die Kasis für die Kammer am 13. Octbr. herbeiführte. Als die durch beide Kammern errungene Preßfreiheit am 1. März 1832 in Vollzug getreten war, ward W. einer der ersten Mitarbeiter des in Freiburg neugegründeten „Freisinnigen." Seine Heftigkeit darin führte aber bald das Schicksal jener Zeitschrift herbei und bei der Reorganisation der Universität wurde er mit Rotteck zugleich in Ruhestand versetzt. Die Verhandlungen auf dem Landtage 1833 waren für W.'s Ruhm minder vortheilhaft und er kam durch die gemäßigte Partei mehr in den Hintergrund, ja die Kammer zeigte ihm zuweilen eine sehr ungünstige Stimmung. Mehrere Umstände haben ihn der äußersten Linken näher gebracht, als er eigentlich wollte. Er läßt in Verbindung mit Rotteck zu Altona seit 1834 das „Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften" erscheinen. 25.

Welfen und Gibellinen waren erst Geschlechts-, dann Parteinamen. Das Geschlecht der W. zerfällt in 2 Linien, die ältere und jüngere, aus welcher letztern das jetzige Haus Braunschweig stammt. Als Stammvater der ältern welfischen Linie erscheint Welf I., wie gesagt wird, ein Sohn Isenbard's, des angeblichen Grafen von Altdorf in Schwaben und Sohnes Warin's, des Major Domus von Karlmann, und der Irmentrud, einer Schwester Karl's des Großen. Welf, ein Zeitgenosse des großen Karl's, hatte großen Besitz in Schwaben und Baiern, vorzüglich am Bodensee. Er war mit einer Dame aus sächsischem Hause vermählt, welche ihm zwei Kinder, Ethiko I. und Judith, die Gemahlin Ludwig's des Frommen, gebar. Ethiko folgte seinem Vater und sein Sohn war Heinrich mit dem goldenen Pfluge, welcher am Kaiserhofe lebte und sich vom Kaiser mit einem Stücke Land belehnen ließ, von der Größe, wie er es mit einem Pfluge in einem Tage selbst umfurchen könne. Hierauf umzog er, einen goldenen Pflug in der Hand, auf einem Wagen fahrend entweder den sogenannten Morsberg oder das Land zwischen dem Lech, der Amber und Glan. Heinrich stiftete das späterhin Weingarten genannte Kloster zu Altorf bei Ravensberg und ihm folgte sein Sohn Welf II., welcher zuerst den Familienhaß zwischen den W. und Waiblingen oder Gibellinen dadurch hervorrief, daß er, während der Kaiser Konrad II. in Italien weilte, die Bischöfe von Freisingen und Augsburg überfiel und ihre Länder verwüstete. Der Kaiser zwang ihn nach seiner Rückkehr zur Wiedergabe aller Eroberungen und hielt ihn eine Zeit lang in Haft. Sein Nachfolger war Welf III., welcher 1047 mit Kärnthen und der Markgrafschaft Verona belehnt wurde, sich aber bald gegen Kaiser Heinrich III. auflehnte. Er starb 1055 unvermählt und mit ihm erlosch die ältere welfische Linie. Er hatte zwar alle seine Güter dem Kloster Weingarten vermacht, allein

Digitized by Google

der Mann seiner Schwester Kunigunde, Markgraf Azzo von Este, sandte seinen Sohn auf Betrieb seiner Schwiegermutter nach Deutschland und erreichte die Umstoßung des Testaments, worauf Welf IV. Stifter der jüngern, noch blühenden welfischen Linie wurde. Als sich Otto, Graf von Nordheim, welcher mit Baiern belehnt worden war, den Zorn des Kaisers Heinrich (1071) zuzog, belehnte dieser Welf mit Baiern, wogegen dieser seine Gemahlin, Otto's Tochter, verstieß. Später aber söhnten sich Otto und der Kaiser aus und da nun Welf einen Theil Baierns wieder herausgeben sollte, verband er sich mit Rudolph von Schwaben und dem Papste Gregor VII. und machte dem Kaiser bei seiner Rückkehr aus Italien 1084 den Paß am Lech so lange streitig, bis ihn der größere Theil seiner Großen verließ. 1086 nahm er Regensburg, Salzburg und Würzburg, wo er den Kaiser schlug, und nur ein Streit mit Urban II. bewog ihn 1097 zum Frieden mit dem Kaiser, mit dem nun auch Franken und Schwaben sich aussöhnte. Er starb 1101 auf einem Kreuzzuge in Cypern. Sein Sohn Welf V., der die bekannte Gräfin Mathilde geheirathet, aber 1097 sich bei der Sühne mit dem Kaiser, wegen ihrer Ergebenheit gegen den römischen Stuhl getrennt hatte, trat auf die Seite Heinrich's V., als sich dieser 1105 gegen seinen Vater auflehnte und starb 1120, als er in Gesandtschaftsgeschäften für den Kaiser von Rom in die Heimath zurückkehren wollte. Das Herzogthum Baiern ging nach seinem Tode auf seinen Bruder Heinrich den Schwarzen über, welcher es 1126 seinem Sohne, Heinrich dem Stolzen überließ, nach dessen Falle er sich Baierns, dem Vorgeben nach für Heinrich den Löwen, seines Bruders Sohn, bemächtigte, obschon Konrad III. das Land dem Herzoge Leopold von Östreich zugesprochen hatte. Er erreichte auch seinen Zweck, allein 1140 in die Acht erklärt verlor er gegen den Kaiser die Schlacht bei Weinsberg, in der zum ersten Male das Schlachtgeschrei Welf und Gibellin gebraucht wurde, und ward erst lange nachher wieder mit demselben ausgesöhnt. Darauf wohnte er 2 Kreuzzügen bei und griff bei seiner Rückkehr Baiern von Neuem an, bis Kaiser Friedrich Barbarossa dem Heinrich dem Löwen dasselbe zurückgab und so die Fehde endete. Sein Sohn Welf VII. hatte in Abwesenheit des Vaters im Kampfe gegen den Grafen Hugo von Tübingen (1164) das Unglück, bei Tübingen gänzlich geschlagen zu werden. Hierauf kam er selbst (1165) nach Deutschland und bestrafte den Grafen, seinen Vasallen. Da aber 1167 sein Sohn starb, gab er, gegen Zahlung einer bestimmten Summe, seine gesammten Länder Heinrich dem Löwen und verschenkte sie, da dieser nicht Wort hielt, an Kaiser Friedrich I., seiner Schwester Sohn, und dessen Sohn Heinrich VI. Er starb 1191 zu Memmingen und mit ihm erlosch der Name, aber nicht das Geschlecht der W. Dieses vermehrte vielmehr seine Macht ganz besonders in Norddeutschland und Braunschweig wurde der Hauptsitz desselben. — Wenn aber nun auch mit dem Erlöschen des Namens in dem welfischen Geschlechte der Name W. und Gibellinen oder Waiblinger, wie sich die Kaiserlichen in der Schlacht bei Weinsberg von einer Stammburg des Kaisers nannten (s. Hohenstaufen), erloschen war, so lebte er doch noch fort, um im Allgemeinen und namentlich in Italien den Kampf der päpstlichen und kaiserlichen Partei zu bezeichnen. Jene nannten sich W. (Guelfen), diese Gibellinen, und sie bekämpften einander vorzüglich in Oberitalien, wo die meisten Städte guelfisch waren, mit all der Fülle der Leidenschaft, welche Volkscharakter und Parteiliebe nur hervorrufen kann. Dreihundert Jahre hindurch stritten die Gegner mit einander, bald war der Eine, bald der Andere Sieger, und mit gleicher Glut, weil es einer welthistorischen Idee, dem Siege der weltlichen oder hierarchischen Macht galt, bis endlich nach und nach dieses furchtbare Feuer erlosch und der Kampf in gegenseitiger Ermattung endete. Das Zeichen der Gibellinen war übrigens eine weiße Rose oder rothe Lilie und die Guelfen führten den Adler, ihr altes Wappen, der einen blauen Drachen mit einer rothen Lilie auf dem Haupte, statt der Krone, zerriß.

Welle, franz. tambour, rouleau, arbre; engl. barrel, axle-tree, ist ein solider Cylinder oder runder Baum, der an beiden Enden seiner Axe mit runden cylindrischen Zapfen versehen ist, die in Löchern oder Lagern liegen und mit denen er sich herumdreht. Ist die Welle dick und stark, so heißt sie Wellbaum. Zum Drehen ist die Welle meist entweder mit einem Rade oder mit einer Kurbel verbunden, woran die bewegende Kraft mittelbar oder unmittelbar wirkt. Bei allen Haspeln, Göpeln, Winden, bei allen Mühlen, Uhren und überhaupt allen Rädermaschinen gehören die Wellen zu den Haupttheilen. Die Stärke der Wellen muß mit deren Länge im Verhältnisse sein. Zu lange Wellen sind nicht vortheilhaft. — Wellen, Wogen, lat. undae; franz. ondes, flots vagues; engl. wawes, nennt man die mehr oder weniger großen Erhebungen des Wassers, welche durch den Druck des Windes auf die Oberfläche desselben veranlaßt werden. Erhebt sich ein Wind, so erhält das Wasser scheinbar zuerst eine dunklere Farbe, kräuselt sich dann, und so bilden sich, wenn der Wind zu wehen fortfährt, nach und nach Wellen, die immer größer werden und die man einfache Wellen nennt. Wo den Wellen sich ein Hinderniß in den Weg legt, welches sie am Sinken und Zerfließen hindert, so daß die nächstfolgenden Wellen die vorhergehenden einholen, entstehen die sogenannten Wasserwände, die man besonders an der Westküste von Afrika sieht, wo die auf einander gethürmte Wassermasse eine mauergleiche Erhebung an den Untiefen bilden. Überall, wo Wellen von entgegengesetzter Richtung zusammentreffen, entstehen Brandungen, die gewöhnlich von vielem Meerschaume begleitet erscheinen und sich dadurch kenntlich machen. Die Theorie der Wellen haben die Gebrüder Weber in der „Wellenlehre" (Leipzig 1835) sehr scharfsinnig behandelt. — Wellen heißen auch die kleinen, meist lang gedehnten und flachen wellenförmigen Erhebungen des Bodens, die größer oder kleiner fast auf allen Terrains, besonders aber im aufgeschwemmten Lande gefunden werden. Ist eine ganze Gegend mit solchen Wellen gleich Ackerrücken bedeckt, welche dann gewöhnlich im Allgemeinen eine parallele Richtung haben, so nennt man sie wellenförmiges Land (terrain plissé). 40.

Wellesley (Richard Colley, Marquis von), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Staatsmänner von Großbritannien, der älteste Bruder Wellington's, stammt aus der altenglischen Familie Colley, welche zur Zeit Heinrich's VIII. nach Irland auswanderte, und später von einem Erbgute den Namen Welsley oder W. annahm. W. war der Sohn des Lord Garret Colley, Grafen von Mornington, wurde am 30. Juni 1760 geboren und bezog nach Vollendung seiner Schulstudien zu Eton, wo er an einem von den Schülern gebildeten Rednerclubb eifrigen Antheil nahm, die Universität zu Oxford, wurde nach dem Tode seines Vaters (1784) der Erbe von dessen Titeln und Vermögen, trat als Mitglied dem geheimen Rathe von Irland bei und wurde von Windsor in das Parliament gewählt. Da er als Redner stets im Sinne der Regierung gegen die französische Revolution sprach, erwarb er sich das besondere Vertrauen des Königs und hatte nicht nur zu allen Privatcirkeln von dessen Familie Zutritt, sondern wurde auch zum Lord der Schatzkammer und zum Generalgouverneur von Ostindien (1797) ernannt. In dieser Stellung trat er mit Festigkeit gegen die vereinten Pläne der damals in Ägypten herrschenden Franzosen und des mit ihnen verbundenen Sultan Tippo Saheb auf, verhinderte die Verbindung zwischen Ägypten und Mysore durch Absperrung der Straße Bab el Mandeb, sandte ein Hülfscorps nach Ägypten (1801) gegen die Franzosen und unterwarf nach der Einnahme der Hauptstadt Seringapatam durch General Harris (1799) ganz Mysore seinem Vaterlande. Für diesen wichtigen Erfolg erhob ihn der König zum Marquis von Irland und ertheilte ihm die Erlaubniß, das Sinnbild der Fahne von Seringapatam in sein Wappen aufnehmen zu dürfen, während ihm das Parliament eine feierliche Dank-

Digitized by Google

sagung für seine umsichtige Amtsführung abstattete. In dem darauf ausgebrochenen Kriege mit den Maharatten eroberte er in kurzer Zeit das Land zwischen dem Ganges und Dschumna und nöthigte den Scindiah und den Radschah von Berar zum Frieden (1804), nahm im folgenden Jahre seine Entlassung und kehrte nach England zurück. Obgleich während seiner Amtsführung die Schuld der ostindischen Compagnie um 12 Mill. Pfd. Sterling vermehrt worden war, so erwarb er sich doch außer der ruhmvollen Beendigung aller Kriege, die er führte, große Verdienste um das Land durch Gründung zweckmäßiger Bildungsanstalten und sein Streben wurde auch, trotz der sich gegen ihn erhebenden Opposition, von dem Unterhause anerkannt. Im Jahre 1809 wurde er zum englischen Botschafter bei der Centraljunta von Spanien ernannt, kehrte jedoch bald darauf als Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten nach England zurück und bewies auf diesem Posten eben so viel politischen Scharfblick, als sich sein Bruder durch glückliche Führung des Krieges in Spanien militairischen Ruhm erwarb. Ein Zwiespalt im Ministerium, an dessen Spitze damals Perceval stand, veranlaßte W. im Jahre 1812 seine Entlassung zu nehmen und sein bald darauf nach Perceval's Ermordung von dem Prinz-Regenten gewünschter Wiedereintritt in dasselbe scheiterte an den Fragen über die Stellung der Katholiken und über die Führung des Krieges in Spanien. Noch in demselben Jahre drang er in der Pairskammer auf eine Untersuchung der auf den Katholiken lastenden Strafgesetze, widersetzte sich 1817 mit Nachdruck der Aussetzung der Habeas-Corpusacte und wurde im Jahre 1821 von Georg IV. zum Vicekönige von Irland ernannt, um durch seine bekannte kräftige Handlungsweise die immerwährenden Unruhen daselbst beizulegen und eine Aussöhnung zwischen den Parteien zu Stande zu bringen, was ihm jedoch bei deren Erbitterung nicht gelang, worauf seine Stelle durch den Marquis von Anglesea ersetzt wurde. Als Staatsmann zeichnete sich W. stets durch Scharfblick, Freisinnigkeit und Liebe zur Aufklärung aus und als Schriftsteller machte er sich durch einige Briefe über die ostindischen Angelegenheiten (1812) und durch seine Bemerkungen über den Frieden der großbritannischen Regierung mit den Maharattenhäuptern (1804) bekannt, welche für die Geschichte Ostindiens von vieler Wichtigkeit sind. 81.

Wellesley (Henry), der jüngste Sohn der Familie W., geheimer Rath und Großkreuz des Bathordens, wurde am 20. Juni 1773 geboren, begleitete 1797 den Lord Malmesbury nach Lille, ging hierauf als Secretair seines Bruders mit nach Indien, wo ihn derselbe 1801 zum Statthalter von Aude ernannte. Im Jahre 1805 kehrte er nach England zurück, bekleidete kurze Zeit das Amt eines Secretairs bei der Schatzkammer und ging hierauf nach Niederlegung dieser Stelle als Gesandter nach Spanien. W. erwarb sich die besondere Gunst Ferdinand's VII., schlug aber die ihm persönlich zugedachten Gnadenbezeugungen von Seiten des Königs aus und hielt bald darauf um seine Entlassung an, die ihm aber erst im Jahre 1821 gewährt wurde, als Spanien alle seine auswärtigen Gesandten zurückrief. Er kehrte nach England zurück, ging gegen das Ende des Jahres 1822 als englischer Gesandter nach Wien und wurde 1828 zum Lord Cowley erheben, worauf er dem Oberhause als Mitglied beitrat. 81.

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog von), einer der gepriesensten Kriegsmänner unseres Jahrhunderts, am 1. Mai 1769 zu Dangan Castle in der irländischen Grafschaft Meath geboren, erhielt seine Erziehung in der berühmten Schulanstalt zu Eton und kam dann nach Frankreich in die Militairschule zu Angers, wo er sich zum tüchtigen Krieger bildete. Nach seiner Heimkehr nahm er sogleich (1787) Dienste in der englischen Armee und leitete schon 1798 als Oberstlieutenant den Rückzug einer Brigade unter den Befehlen des Grafen von Moira, welcher damals Flandern räumen mußte. Bessere Gelegenheit, seine militairischen Talente

zu bewähren, fand W. in Ostindien, wohin er 1798 seinen Bruder, den Marquis Wellesley, der Gouverneur von Bengalen war, begleitete. Der Krieg gegen Tippo Saheb, der sich mit den Franzosen verbündet hatte, war ausgebrochen und W. erhielt den Oberbefehl über das aus Eingeborenen bestehende Hülfscorps des Königs von Golkonda. Sein Antheil an der gänzlichen Vertilgung Tippo Saheb's so wie an der Erstürmung seiner Hauptstadt Seringapatam (1799) ist bedeutend und rühmlichst anerkannt worden. Neue Lorbeern erwarb er sich in dem Kampfe gegen den kühnen Parteigänger Dhoudia Waugh (1800), der in einem entscheidenden Treffen blieb, und in dem Maharattenkriege, welcher 1802 ausbrach. Als Generalmajor zog er an der Spitze der indischen Hülfstruppen gegen die Maharattenfürsten Scindiah und Holkar, nahm ihnen mehrere befestigte Plätze weg und brachte ihnen eine völlige Niederlage bei. Noch schneller unterwarf er den unruhigen Radschah von Berar und machte somit dem Maharattenkriege ein Ende. Mit Lobeserhebungen und glänzenden Belohnungen überhäuft kam W. 1805 in sein Vaterland zurück. Auf einer Expedition nach Hanover unter Lord Cathcart fand er keine Gelegenheit sich auszuzeichnen; eben so wenig war er im Parliamente als Repräsentant des irländischen Fleckens Newport an seiner Stelle. Als erster Secretair des Statthalters von Irland (1807) erwarb er sich zwar durch die Verbesserung der Polizei von Dublin große Verdienste, fühlte sich aber erst dann wieder in einem seinen Neigungen entsprechenden Wirkungskreise, als er bei der Expedition, welche Lord Cathcart 1807 gegen Kopenhagen unternahm, den Befehl über eine Division erhielt. Er schlug an der Spitze derselben ein dänisches Detaschement und war einer der englischen Bevollmächtigten, welche nach der Übergabe von Kopenhagen die Capitulation abschlossen. Ein bedeutender Wirkungskreis eröffnete sich W.'s militairischem Talente, als die portugiesische Junta die englische Regierung um Unterstützung gegen die Franzosen anrief. Am 1. Aug. 1808 landete W. mit dem englischen Hülfscorps bei Figueira, zog die portugiesischen Truppen an sich und schlug die französische Division unter dem Generale Laborde bei Roleja (18. Aug.). Durch seinen entscheidenden Sieg bei Vimeira (21. Aug.) ward Junot zu der Convention von Cintra gezwungen, nach welcher die französische Armee Portugal räumen mußte. W. ging selbst nach London, um Bericht über diese Übereinkunft abzustatten, die von vielen Seiten bittern Tadel erfuhr. Unterdessen hatten sich die Franzosen wieder erholt und waren bis Corunna vorgedrungen. W. erhielt deßwegen den Oberbefehl und war mit einer bedeutenden Hülfsarmee zu Lissabon gelandet. Sogleich rückte er gegen den Feind vor, schlug dessen Avantgarde bei Grijon (11. Mai 1809), ging mit kühner Entschlossenheit über den Duero, überrumpelte Oporto (12. Mai) und zwang den Marschall Soult eiligst und mit großem Verluste Portugal zu räumen. Darauf drang er nach Spanien vor, brachte der französischen Armee bei Talavera (28. Juli 1810) einen empfindlichen Schlag bei und hätte vielleicht die unglückliche Halbinsel schon jetzt gänzlich von dem fremden Joche befreit, wenn die Indolenz der spanischen Behörden und Generäle nicht immer seinen Plänen hinderlich gewesen wäre. Er zog sich deßhalb unmuthig nach Portugal zurück und beschränkte sich auf die Vertheidigung dieses Landes. Auch hatten sich durch den wiener Frieden die französischen Streitkräfte in Spanien gemehrt und drängten mit aller Macht gegen Portugal. Der kühne Massena, welcher den Oberbefehl erhalten hatte, versprach die englische Armee in kurzer Zeit zu vernichten und drang unaufhaltsam vor. W. zog sich langsam zurück und nahm, nachdem er den Franzosen bei Busaco (28. Sept. 1810) einen empfindlichen Schlag beigebracht hatte, hinter der unangreifbaren Verschanzung von Torres-Vedras seine Stellung. Die Portugiesen hatten auf W.'s Befehl das ganze Land in eine Wüste verwandelt und alle Lebensmittel sorgfältig vertilgt. Massena suchte vergebens den englischen Feldherrn, welcher von seinen Felsengipfeln dem Treiben der Franzosen

Digitized by Google

ruhig zusah, zu einer Schlacht zu verlocken und mußte bald von Hunger und Krankheit geplagt den Rückzug antreten, auf welchem er bedeutenden Verlust erlitt. Kaum die Hälfte seiner Armee kam aus Portugal zurück. In dem Treffen bei Fuentes de Onoro (5. Mai 1811) erntete W. neue Lorbeern und belagerte Almeida. Nur die Verstärkung, welche Soult und Mortier der französischen Armee zuführten, hielten ihn am weitern Vordringen zurück. Als bei dem Ausbruche des Kriegs gegen Rußland die besten französischen Truppen aus Spanien zurückgezogen wurden und nur eine Heeresabtheilung unter Marmont gegenüberstehen blieb, ergriff er sogleich die Offensive, eroberte Ciudad-Rodrigo (19. Jan. 1812), erstürmte Badajoz (7. April), nahm Salamanca in Besitz (17. Juni), schlug in der Nähe dieser Stadt die Franzosen gänzlich aufs Haupt (22. Juli) und zog siegreich in Madrid ein (13. Aug.). Erst jetzt concentrirten sich alle einzelne französische Corps in Spanien und bildeten eine überlegene Armee, der W. weichen mußte. Er nahm nun die unangreifbare Stellung bei Ciudad-Rodrigo wieder ein, bis der Marschall Soult mit einer bedeutenden Anzahl von Truppen nach Deutschland berufen wurde und ihm wieder freiern Spielraum gewährte. Die französische Armee wurde rasch bis Vittoria zurückgedrängt, wo sie eine Schlacht annahm, in der sie eine völlige Niederlage erlitt (21. Juni 1813). Geschütz, Gepäck und Kriegscasse fielen in die Hände der Sieger, welche unverweilt nach Pamplona und San Sebastian vordrangen. Soult's Ankunft bei der entmuthigten Armee war von geringem Vortheile und die Franzosen mußten Spanien, um das sie sich so lange abgemüht hatten, verlassen. Am 7. Oct. betrat die englische Armee den französischen Boden. Trotz des schlechten Wetters und des ungünstigen Terrains rückte W. immer vor und hatte sich bereits der Städte Bordeaux und Toulouse (wo er Soult zum letzten Male schlug) bemächtigt, als die Nachricht von dem Einmarsche der Verbündeten in Paris eintraf und einen Waffenstillstand zur Folge hatte. W. begab sich selbst nach der Hauptstadt, wo ihm von Ludwig XVIII. ein schmeichelhafter Empfang ward. Später ging er nach Madrid und seine Gegenwart und der von ihm dem Könige Ferdinand ertheilte gute Rath trugen nicht wenig dazu bei, die Ordnung in dem völlig zerrütteten Spanien wieder herzustellen. Bei seiner Rückkehr nach England ward er allenthalben mit Enthusiasmus empfangen und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Nach kurzer Ruhe ging er als englischer Botschafter an den französischen Hof und von da als englischer Bevollmächtigter nach Wien, wo er dem Congresse beiwohnte, bis ihn die Nachricht von der Landung Napoleon's zur schnellen Abreise bestimmte. Er ging nach Brüssel und übernahm den Oberbefehl über das hier befindliche englische Truppencorps. Bekannt ist die Festigkeit, womit W. die wüthenden Angriffe der Franzosen bei Quatre-Bras (16. Juni 1815) und bei Waterloo (18. Juni) aushielt, bis durch Blücher's Beihülfe der vollständigste Sieg errungen und Napoleon für immer aus dem Felde geschlagen wurde. W. kam zum zweiten Male nach Paris und nahm an den diplomatischen Verhandlungen Theil. Sein Wirken als Staatsmann hat zwar großen Tadel erfahren, doch hat ihm Frankreich manche Maßregel zu danken, die ihm nicht zum geringen Vortheil gereichte. So beschleunigte er den Beschluß, wodurch das fremde Besatzungsheer vermindert und sodann 1818 aus Frankreich ganz entfernt wurde. Es wäre zu weitläufig, hier alle Belohnungen, die dem Feldherrn zu Theil wurden, anzuführen; auffallend aber muß es gefunden werden, daß er eben so schnell wieder in der öffentlichen Meinung fiel, als er gestiegen war. Freilich neigte sich W. als strenger Aristokrat immer mehr auf die Seite der Regierenden, als auf die der Regierten. Auf dem Congresse zu Aachen (1818) und zu Verona (1822) war er mit bedeutenden Vollmachten versehen; aber seine eifrigen Bemühungen, den Krieg Frankreichs gegen Spanien zu verhindern, blieben ohne Erfolg. Wenig Dank ist ihm die irländische Nation schuldig, da er als geborener Irländer so wenig Anhänglich-

Digitized by Google

keit an sein Vaterland zeigte, daß er 1823 im Parliamente für die Insurrectionsbill, wodurch die Unruhen in Irland mit Gewalt unterdrückt werden sollten, stimmte. Seine Sendung nach Rußland, um dem Kaiser Nikolaus zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, trug ihm reiche Geschenke. Großen Unwillen erregte W., als er 1828 als erster Minister an Goderich's Stelle trat, da ihm allgemein die nöthigen Eigenschaften zu diesem hohen Posten abgesprochen wurden. Die Sache der Griechen, welche von England so eifrig gefördert worden war, wurde nun lau behandelt und Don Miguel durfte Portugal, dessen sich England stets angenommen hatte, ungestraft mißhandeln. Canning's Politik wurde verlassen, seine Freunde bekamen ihren Abschied und das politische Übergewicht Englands erlitt manchen derben Stoß. Die Emancipation der Katholiken konnte W. nicht länger zurückhalten; er wich nur der dringendsten Noth und deßwegen wußte ihm die Nation keinen Dank, wozu sie auch ohnehin nicht verbunden gewesen wäre, da der stolze Minister sich allen Consequenzen der abgedrungenen Wohlthat hartnäckig widersetzte. Was war also natürlicher, als daß das Ministerium W. nach der Julirevolution fallen mußte? Es erlag nicht der Übermacht einer Partei, sondern der öffentlichen Meinung. Nichtsdestoweniger organisirte er nach Auflösung des Ministerium Grey (den 16. Oct. 1834) ein neues Ministerium, an dessen Spitze er R. Peel (s. d. Art.) stellte und führte bis zur Ankunft desselben aus Italien die Verwaltung ganz allein; aber dieses Ministerium mußte bereits am 7. April 1835 dem Whigministerium Melbourne's wieder weichen, gegen welches W. im Oberhause als Mitglied der Opposition kämpft. — W. hat sich als Feldherr und Diplomat weniger durch sein Genie, als durch seine Besonnenheit Lorbeern erworben, die aber wenig Verehrung und Bewunderung mehr fanden, als seine Besonnenheit in aristokratische Hartnäckigkeit ausartete. Seine strenge Mannszucht und seine stets bewiesene Menschlichkeit während des langen, mit Erbitterung geführten Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel werden ihm seine Achtung als Feldherrn, wenn ihm auch manche strategische Mißgriffe mit Recht zur Last fallen sollten, bewahren. (Vergl. „Arthur, Herzog von Wellington, sein Leben als Feldherr und Staatsmann; nach englischen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke bearbeitet", Leipzig 1817. 8., und „Leben und Feldzüge des Feldmarschalls Lord Wellington, Herzog von Ciudad-Rodrigo", Prag 1816. 8.) 66.

Welser (Philippine), Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Östreich, ausgezeichnet durch seltene Schönheit, Geistes- und Charakterbildung, stammte aus einem berühmten Patriciergeschlechte zu Augsburg und gewann durch diese Eigenschaften die Liebe des Erzherzogs Ferdinand, der sie als neunzehnjähriger Jüngling im Jahre 1547 bei Gelegenheit des Reichstags zu Augsburg zum ersten Male sah, die heftigste Neigung zu ihr faßte und sich im Jahre 1550 ohne Vorwissen seines Vaters, des nachmaligen Kaisers, Ferdinand I. und seines Oheims, Kaiser Karl's V., heimlich mit ihr vermählte, da sie unter keiner andern Bedingung eine nähere Verbindung mit ihm eingehen wollte und standhaft alle sonstigen Anträge des leidenschaftlichen Jünglings als ihrer unwürdig zurückwies. Indeß erzürnte die Nachricht von der stattgefundenen Vermählung den Vater des Erzherzogs so sehr, daß Letzterer lange nicht vor ihm erscheinen durfte, bis es endlich nach einem Zeitraume von acht Jahren Philippinen, welche durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte alle diejenigen, die ihr naheten, bezauberte, gelang, den Kaiser zu versöhnen, indem sie ihm verkleidet eine Bittschrift überreichte und sowohl durch ihre Schönheit, als ihre weibliche Haltung den Zorn des Vaters besänftigte. Er verzieh seinem Sohne, erklärte die Kinder desselben für gesetzmäßig, erlaubte ihnen jedoch nur den Titel Markgrafen von Burgau zu führen. Die Eltern derselben genossen dreißig Jahre lang das ungetrübteste, häusliche Glück und als Philippine im Jahre 1580 zu Inspruck gestorben war, ließ ihr Gemahl eine Denkmünze mit

Digitized by Google

ihrem Bildnisse und der Umschrift: „Divae Philippinae“ prägen. Ein Portrait von ihr befindet sich im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn. Von ihren beiden Söhnen wurde der ältere, Andreas, zum Cardinale erhoben, und der jüngere, Karl, nahm an den Feldzügen in Spanien und Ungarn rühmlichen Antheil, starb aber 1618 ebenfalls ohne Erben. — Ihr Oheim, Bartholomäus W., war einer der reichsten Kaufleute seiner Zeit, wurde für seine dem Kaiser Karl V. geleisteten Vorschüsse von 12 Tonnen Goldes zum Geheimenrathe erhoben und erhielt die Provinz Venezuela in Südamerika als Pfand dafür. Mit 3 in Spanien ausgerüsteten Schiffen nahm er das Land 1528 in Besitz, verlor es aber nach Karl's V. Tode wieder durch die Spanier, und schickte nun ein Schiff auf eine Entdeckungsreise nach Ostindien, wovon das Tagebuch noch vorhanden ist. 81.

Welt, lat. mundus; franz. monde; engl. world, ist der geordnete Inbegriff aller in Raum und Zeit bestehenden Dinge, oder alles Geschaffenen, Entstandenen. Der Umfang dieses Begriffs ist natürlich sehr verschieden bei weiterer oder engerer Kenntniß von diesen Dingen selbst. Bald ist es das ganze All von Dingen, das dem größten Theile nach zwar unserer genauern Betrachtung sich entzieht, aber doch von uns theils wenigstens seinem Dasein nach wahrgenommen, theils mit größerer oder geringerer Sicherheit vermuthet wird, und in welchem unsere Erde nur einen sehr kleinen Punkt bildet. In dieser Ausdehnung, wo es die ganze Schöpfung umfaßt, ist es Gegenstand der höchsten metaphysischen Fragen und der mannigfaltigsten, bald philosophischen, bald poetischen Vorstellungen geworden. Die Metaphysiker stritten über den ersten Stoff oder Grund der W.: ob Materie, ob ein geistiges Princip, ob dieß selbst außer ihr sei (ens extramundanum) ein persönliches Wesen, was nur in einem freien Acte sie geschaffen habe; ob in ihr (ens intramundanum), eine immanente Kraft, die sich stetig ins Unendliche fort entwickele, die W. fortbilde und regiere (eine Weltseele — ψυχὴ τοῦ κοσμοῦ, daher wohl auch die W. ein Lebendiges, ζωόν, genannt — eine natura naturans in der natura naturata — oder eine Weltordnung, ordo ordinans etc.); ob die W. der Zeit und dem Raume nach unendlich oder endlich sei, ob vollkommen oder unvollkommen, wachsend an Vollkommenheit, oder sich verschlechternd ꝛc. (vergl. Pantheismus, Optimismus, Philosophie), Fragen, die sich noch ins Unendliche vervielfältigen lassen. Man schied auch wohl zu diesem Behufe eine sinnliche oder Erscheinungswelt und eine übersinnliche oder W. der Ideen, diese das Vorbild der erstern (vergl. Plato). Die Dichter dagegen, besonders die alten orientalischen und die alten griechischen Naturdichter (in ihren Kosmogonien), stellten in anziehenden Bildern, die Naturforscher, besonders die Astronomen, nach Beobachtungen und Analogien, geniale Hypothesen von dem Entstehen der W., ihrer Form und innern Einrichtung auf, ohne daß durch dieß Alles das große Problem gelöst wäre. — Eine engere egoistischere Ansicht beschränkte den Begriff auf den Theil der W., den wir bewohnen, auf unsere Erde, und so spricht man von einer alten und einer neuen W., von Welttheilen, Weltumseglern, nennt die Menschen Weltbürger, im Gegensatze der Bürger eines bestimmten Landes, bezeichnet auch wohl überhaupt das Gemeinleben der Menschen als die W. und speciell das in höheren Kreisen als die große W., wo sich Weltton erwerben läßt, und deren Theilnehmer ein Mann von W. ist. Dabei kommt aber der Begriff W. immer mehr in die bloße Außenwelt und den Schein hinein, und tritt in Gegensatz mit einer innern oder höhern W., welche zwar auch ein Gemeinwesen oder Gemeinleben ist, aber nicht in diesen blos formellen, sinnlichen Beziehungen. Gegen dieses Reich des Geistes erscheint nun die W. als das Unheilige, blos Sinnliche und der Weltsinn entfremdet die Menschen dem Himmel als die Kinder dieser Welt, die Weltlinge. Und weil jenes höhere, geistige, überweltliche Reich

Digitized by Google

von der Kirche repräsentirt wird, so ist, was in ihrem Dienste steht, geweiht, geistlich, das außer ihr Befindliche profan, und ihre Diener stehen als Geistliche den Weltlichen gegenüber, ohne daß hier nothwendig die Beziehung dort auf das blos Geistige, hier auf das weltlich Sinnliche, einträte. (Vergl. Kosmologie und Kosmopolitismus.) 80.

Weltachse, lat. axis mundi; fr. axe du monde; engl. axis of the world, ist in der Astronomie die gerade Linie von einem Weltpole zum andern, um welche also die scheinbare tägliche Bewegung des gestirnten Himmels geschieht. Die W. trifft den Mittelpunkt der Erdkugel und ist also die bis an die Grenzen der scheinbaren Himmelskugel verlängerte Erdachse (s. d. Art.), mithin ihre Neigung gegen den Horizont eines Ortes zugleich die Polhöhe desselben. 13.

Weltalter, s. Zeitalter.

Weltbürger, s. Kosmopolitismus.

Weltgebäude, Weltall, Universum, lat. mundus universus; franz. l'univers; engl. universe, ist der Inbegriff aller Weltkörper, in ihrer Ordnung und Verbindung unter einander betrachtet. Es läßt sich zwar Alles, was sich hiervon sagen läßt, nur als Muthmaßung betrachten; dennoch hat die Kenntniß von dem Theile des Weltgebäudes, zu dem unsere Erde gehört, den größten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich (s. d. Art. Weltsystem). Denkt man sich nun dieses und alle anderen Welt- und Sonnensysteme als ein ordnungsvoll verbundenes Ganzes, so hat man das W., das sogenannte Universum. Dieser erhabene, der unendlichen und weisen Allmacht und Güte des Schöpfers würdige Gedanke hat die sogenannte Lehre von der Mehrheit der Welten begründet, die schon die ältesten Philosophen, wiewohl unter sehr eingeschränkten Begriffen, vortrugen, wie z. B. Philolaus, Niketas, Heraklides, Metrodor von Ephesus, Xenophanes, Anaximander. Erst das copernikanische System erweiterte die Begriffe über den Raum und die Größe des Weltalls bis zum Erstaunenswürdigen. Hüyghens zeigt in seinem „Κοσμοθέωρος s. de terris coelestibus etc.“ (Hagae Com. 1698), daß nichts hindere, sich jeden Fixstern eben so wie unsere Sonne mit bewohnten Planeten umgeben zu denken. Da hier der Ort nicht ist und auch der Raum es nicht zuläßt, die älteren und neueren Ansichten über das W. umständlich vorzutragen, so erlauben wir uns folgende Werke anzuführen, die mehr oder minder die Lehre von der Vielheit und Anordnung der Welten umständlich und zum Theil in einer, sehr kühne Gedanken enthaltenden, lebhaften Schreibart auf sehr anziehende Weise vortragen. Nämlich B. von Fontenelle, „Dialogen über die Mehrheit der Welten“, übersetzt von Bode (Berlin 1789. 2. Aufl.); Th. Wright, „An original theory of the universe“ (London 1750); J. Kant, „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ (Königsb. 1785); Lambert, „Kosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues“ (Augsburg 1761); Bode, in seiner „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels“ (III. Abtheil. 4. Abschn.); W. Herschel, „On the construction of the Heavens“ (London 1785 und in den „Philos. Transact.“ Vol. LXXV). Selbst in einem Gedichte von Jordanus Brunus: „De innumerabilibus, immenso et infigurabili“ (Francof. 1591) wird das W. beschrieben und damit die Idee von der Unendlichkeit des Weltgebäudes, sowohl dem Raume als der Zeit nach, verbunden. — Indeß darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß in der neuesten Zeit die bisherigen ungewöhnlichen Begriffe über Größe und Entfernungen der Fixsternhimmel zum Theil nicht ganz unwichtige Modificationen erlitten haben, wie man z. B. in Gotth. Heinr. Schubert's „Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbstunterrichte“ (München 1832. 2. Aufl. S. 51 bis 54) nachlesen kann. 13.

Weltgegenden sind s. v. a. Himmelsgegenden, s. d. Art.

Digitized by Google

Weltgeistliche oder **Weltpriester** (clerici saeculares), auch **Laienpriester**, **Leutpriester**, heißen im Gegensatze zu den Ordensgeistlichen (clerici regulares) diejenigen Geistlichen in der katholischen Kirche, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Kapellane, oder in Domkapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare ꝛc. angestellt sind. 63.

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Welthandel steht dem Binnenhandel entgegen und umfaßt die Verhältnisse, welche die einzelnen Staaten der Erde in Bezug auf den Austausch ihrer Waaren zu einander haben. Er ist unstreitig der mächtigste Hebel der Industrie, wie er an sich selbst ein Erzeugniß der menschlichen Bedürfnisse ist und von der Vorsehung selbst angewiesen zu sein scheint. Denn jedes Land hat seine eigenthümlichen Producte, welche es an andere abgeben kann, während ihm selbst manches Wünschenswerthe wieder abgeht, und deßhalb sind schon in den frühesten Zeiten die Menschen zum auswärtigen Verkehre übergegangen und haben ihren Überfluß gegen ihre Bedürfnisse eingetauscht. Besonders war die Schifffahrt hierbei das bequemste Mittel und der gesteigerte Absatz mußte stets die Bestrebungen vergrößern, so wie die etwaige Concurrenz zu immer größerer Vervollkommnung der Producte antreiben. Jedes Land muß nämlich streben, die Bilanze für sich zu haben, und indem so das eine dem andern sogleich seine rohen Producte überläßt, sucht dieses wieder durch Verarbeitung derselben sich einen ausgedehnten Wirkungskreis zu verschaffen, so daß eben in dem beständigen gegenseitigen Absatze der Geist der Betriebsamkeit erregt und genährt und das Betriebscapital vergrößert wird, während der Binnenhandel den Besitzstand desselben nur verändern kann, für die Erweiterung desselben aber nicht geeignet ist und nur als Detailhandel des Welthandels diesem eine größere Bedeutung verleiht. Näher auf diese Verhältnisse einzugehen, ist hier nicht der Ort, so wie wir auch in Bezug auf den W. der einzelnen Staaten auf die besonderen Artikel verweisen müssen, unter denen das Nöthige bereits angegeben ist. 30.

Weltkenntniß würde eigentlich s. v. a. Astronomie, oder in specieller Bedeutung Geographie sein; man gebraucht aber das Wort in ganz besonderm Sinne nur für die Kenntniß der geselligen Verhältnisse unter den Menschen und in praktischer Hinsicht für die Geschicklichkeit: sich in die verschiedenen allgemeinen Verhältnisse zu finden, wofür man auch **Menschenkenntniß** (s. d. Art.) sagt. 9.

Weltmeer, s. Ocean.

Weltplan, s. Optimismus und Vorsehung.

Weltsystem, lat. systema mundi s. cosmicum; franz. système du monde; engl. system of the world, wird diejenige Anzahl mehrerer Weltkörper genannt, die in einer vermutheten oder bekannten Ordnung und Verbindung stehen. Man kennt solche Ordnungen nie aus directer Erfahrung, sondern stets nur durch Schlüsse, die im Grunde blos hypothetisch sind. Diejenige Hypothese nun besonders, welche den größten Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist das W., welches nach Copernicus (s. d. Art.) die Anordnung und gegenseitige Stellung unserer Sonne, der Planeten, Monde und Kometen (s. **Sonnensystem**) enthält. Da aber ferner alle Fixsterne auch Sonnen sind, so darf man vermuthen, daß jeder Fixstern ebenfalls von Planeten ꝛc. umgeben sei und mit ihnen ein ähnliches Welt- oder Sonnensystem, wie das unserige, bilde, worauf sich dann die ferneren Muthmaßungen über den Bau der Fixsternhimmel, d. h. die übrigen Weltsysteme, gründen. 13.

Weltumsegler oder **Erdumsegler**, s. Entdeckungsreisen.

Weltuntergang ist eine Idee, welche sich in sehr vielen Religionen wiederfindet und sich auf den Gedanken gründet, daß die gegenwärtige Welt nur das Mittel zu einem höhern geistigen Zwecke sei, weßhalb sie dereinst wieder vernichtet werden und einer schönern und edlern Platz machen müsse. Die christliche Kirche ver-

Digitized by Google

bindet damit noch den Glauben an die Wiederkunft Christi zum Weltgerichte, an welchem die Frommen in das Himmelreich eingeführt, die Gottlosen aber an den Ort der Verdammniß gebracht werden sollen und von wo an der vollständige Triumph der Sache Gottes stattfinden werde; eben so lehrt Zoroaster (s. Parsismus) die endliche Vernichtung der Herrschaft Ahriman's, den Triumph Ormusd's und ein Weltgericht, und auch die indische und die nordische Götterlehre sprechen von einer endlichen großen Umgestaltung der bestehenden Dinge. Aber wenn einestheils schon die Wandelbarkeit alles Irdischen die Menschen bei ihrer Hoffnung auf ein Höheres zu den Glauben an ein Aufhören der gegenwärtigen Welt und an ein Eintreten einer edlern Ordnung der Dinge führen mußte, so war es vorzüglich im Parsismus der Glaube an die Verderbtheit und die Schlechtheit aller Materie, welche jene Idee begründete, und die christliche Kirche, auf deren innere Entwickelung die morgenländischen Ideen so vielen Einfluß hatten, nahm sie um so eher an, als auch das neue Testament auf eine große Veränderung der Dinge bei der Wiederkunft Christi zum Weltgerichte hindeutet (Matth. 24, 29 ff. 2. Petr. 3, 7 ff.). Der W. gehört aber dessenungeachtet zu den Ideen, welche die philosophirende Vernunft nicht begreifen kann, und wenn wir daher im ächten Christenglauben wohl ein einstiges Weltgericht annehmen können und von der Naturforschung selbst auf mögliche große Naturrevolutionen geleitet werden; so werden doch alle die bestimmten Voraussagungen und Berechnungen des Weltuntergangs vor der Vernunft als phantastische Gebilde erscheinen, welche, wie die Berechnung in Bengel's „Gnomon" auf 1836, sich in Nichts auflösen und höchstens nur dazu dienen, die Schwachen zu ängstigen, während wir, wie überhaupt, so auch hier uns der weisen Führung des Schöpfers in gläubiger Demuth ergeben müssen. 23.

Weltweisheit, s. Philosophie.

Wendekreise, lat. tropici; franz. tropiques; engl. tropics, heißen auf der Himmels- und der Erdkugel die beiden Kreise, welche nord- und südwärts vom Äquator um das Maß der Schiefe der Ekliptik (23½ Grad ungefähr) abstehend, demselben parallel laufen. Sie gehören am Himmel zu den Tagekreisen, auf der Erde zu den Parallelkreisen. Am Himmel heißt der nördliche Wendekreis, weil er durch den Anfangspunkt des Krebses gehet, **der Wendekreis des Krebses**, der südliche, weil er durch den Anfangspunkt des Steinbocks gehet, **der Wendekreis des Steinbocks**. Beide begreifen zwischen sich die Zone des Himmels, innerhalb welcher die Sonne stets gesehen wird. — Auf der Erdkugel hingegen liegt zwischen ihnen die heiße Zone. Der Wendekreis des Krebses geht durch Nordafrika, das rothe Meer, Arabien, Indien, durch China und Neuseeland, über das stille Weltmeer, durchschneidet Amerika in Mexico, läuft durch die Antillen über den atlantischen Ocean bis wieder an Nordafrika. Alle diese Gegenden sehen am 21. Juni jeden Jahres die Sonne durch ihr Zenith gehen und haben also dann keinen Schatten. Der Wendekreis des Steinbocks schneidet Südafrika, gehet durch Madagaskar in den indischen Ocean, durch Neuholland in die große Südsee, schneidet Amerika in Paraguay und Südbrasilien und läuft südlich von St. Helena bis wieder an Südafrika. In diesen Gegenden stehet die Sonne jährlich am 21. Dec. im Zenith. — Mit der Abnahme der Schiefe der Ekliptik ändert sich natürlich zugleich auch, obschon unmerklich, die Lage der W. und die Größe der heißen Zone. 13.

Wendeltreppen, Windeltreppen, Wendel, franz. escaliers en limaçon; engl. winding stairs, werden diejenigen Treppen genannt, deren Wangen entweder um einen Cylinder oder nach einer Schrauben- oder gewundenen Spirallinie, oder in einem Vier- oder Sechsecke fortgehen. Sie heißen **Spindeltreppen**, wenn sie in der Mitte eine runde, oder vier- oder sechseckige Säule (Spindel) haben; **Hohltreppen**, wenn die Spindel eine gewundene Wange

Digitized by Google

bildet, so daß, wenn man an dem Ende der Treppe an der Spindel niedersieht, ein hohler Cylinder erscheint, der bis auf den Fußboden reicht; Ovaltreppen, wenn sie um eine ovalrunde oder länglich viereckige Öffnung herumlaufen; Schneckentreppen, wenn sie entweder um einen Kegel oder um eine gemeine oder elliptische Schneckenlinie gehen. 40.

Wenden ist ein Name, welchen die Deutschen den slawischen Stämmen gegeben haben, die sich in Deutschland niedergelassen haben. Er soll ursprünglich Küstenbewohner bedeuten und wird auch eben so in den Venetern, wie in den Vandalen nachgewiesen, obwohl er nach Abzug der deutschen Völker in den Ostseeländern allein für die Slawen übrig blieb. Daher begreift man im Mittelalter unter W. die Obotriten, Wilzen, Sorben u. a. (s. d. Artt.), bis sich der Name endlich auf die slawischen Bewohner der Lausitz beschränkte, welche, ein Zweig der Sorben, noch jetzt mit eigenthümlicher Sitte und Sprache fortbestehen und einen kräftigen und arbeitsamen Menschenschlag bilden und sich zum Theil noch zur katholischen Kirche bekennen. — Ein anderer Stamm der W., aber lieber Winden genannt, wohnt in Steyermark, Kärnthen und Krain und scheint ein Gemisch aus mehreren slawischen Völkerschaften zu sein, von denen die in Krain sich selbst Slowenzen nennen. 37.

Wendler (Johann), Buchhändler zu Leipzig, bekannt als Gründer mehrerer milden Stiftungen daselbst, ward geboren zu Nürnberg den 23. Oct. 1713. Dieser Mann, durch den Verlag der Schriften der leipziger Professoren, besonders Gellert's, reich geworden, suchte seinen nicht tadellosen Lebenswandel durch seinen Mildthätigkeitssinn wieder zu verdecken. Nach der 3. Auflage von Gellert's „Fabeln" stiftete er 3 Stipendien, jedes zu 100 Thalern, die auf 2 Jahre vergeben werden, sodann 1786 in Leipzig eine Freischule für Kinder unbemittelter Eltern und setzte zu deren Fortdauer 10000 Thaler aus. 60 Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts erhalten in dieser, unter dem Namen der „Wendler'schen Freischule" bestehenden Anstalt von 7 Lehrern und einer Nähterin unentgeldlichen Unterricht. Im Juni 1790 stiftete W. 6 Freistellen im leipziger Convicte, zunächst für Studirende aus Nürnberg, oder für solche, die aus dem Umkreise von 3 Meilen von seiner Vaterstadt gebürtig wären, und erst in deren Ermangelung für studirende Ausländer. Nach seinem am 15. Febr. 1798 errichteten Testamente waren auch andere Anstalten ꝛc. mit Legaten versehen. So erhielten namhafte Summen die beiden Wittwen- und der Armenfiscus, so wie die Vespertiner an der Paulinerkirche. Im Wendler'schen Garten, welcher dicht an sein vor dem grimmaischen Thore gelegenes Haus grenzte, stand sonst auch ein von Öser gearbeitetes Denkmal, das W. Gellert hatte setzen lassen und das sich jetzt in dem Universitätsgarten neben dem Paulinum aufgestellt befindet. 25.

Wendt (Johann Amadeus), geb. 1783 zu Leipzig und ebendaselbst auf der Thomasschule vorgebildet und besonders auch in die Musik eingeführt, studirte dann auf der dasigen Universität hauptsächlich Philosophie und Philologie nebst schöner Literatur. 1804 wurde er Doctor der Philosophie und, nachdem er kurze Zeit eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, habilitirte er sich in Leipzig 1808. Durch die Dissertation „De fundamento et origine dominii" (1810) ward er außerordentlicher Professor der Philosophie, wozu er das Programm „De conlinio poescos epicae atque historiae" schrieb, 1816 ordentlicher Professor der Philosophie, 1825 großherzoglich hessischer Hofrath und folgte 1829 einem Rufe nach Göttingen als Professor der Ästhetik und hannöverischer Hofrath, wo er den 15. Oct. 1836 starb. Von seinen größeren Arbeiten sind zu erwähnen: „Grundzüge der philosophischen Rechtslehre" (Leipz. 1811. 8.); „Reden über Religion" (Sulzb. 1813. 8.) und besonders seine Bemühungen für die Philosophie der Kunst, in deren Interesse er theils ein eignes „Leipziger Kunstblatt" (von 1817—1818) herausgab, theils

Digitized by Google

eine Menge kritischer und ästhetischer Aufsätze in verschiedenen Journalen, dem Brockhaus'schen „Conversationslexicon" ꝛc. schrieb (auch eigene poetische Versuche von ihm finden sich in dem von ihm 1821—1825 redigirten „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen"), theils endlich besondere Schriften veröffentlichte, z. B. „Rossini's Leben und Treiben" (Leipz. 1824. 8.); „Über die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt" (Ebend. 1831. 8.). — Für die Geschichte der Philosophie war er thätig durch Bearbeitung des Tennemann'schen „Grundrisses der Geschichte und Philosophie" (Leipz. 1829. 5. Ausg.). — Von der durch ihn veranstalteten Herausgabe des größern Werks von Tennemann ist nur der 1. Theil (Leipz. 1828) erschienen. 80.

Wening-Ingenheim (Johann Nepomuk von), Hofrath und Professor der Rechte zu München, ward geboren 1790 zu Hohenaschau in Baiern, studirte zu Landshut, wurde 1812 daselbst Doctor der Rechte, trat als Privatdocent 1813 in Göttingen auf, wurde 1815 als Stadtgerichtsrath nach München berufen, erhielt 1816 die ordentliche Professur des römischen Rechts an der Universität zu Landshut und folgte derselben bei ihrer Versetzung nach München (1826), wo er als vielseitig gebildeter Gelehrter und als trefflicher Lehrer hoch geachtet 1831 starb. Er schrieb außer mehreren in juristischen Zeitschriften abgedruckten Abhandlungen: „Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie der deutschen Rechtswissenschaft" (Landsh. 1821); „Lehrbuch des gemeinen Civilrechts, nach Heise's Grundriß eines Systems des gemeinen Civilrechts" (besorgt durch den Professor Dr. Fritz, München 1837. 5. Aufl. 1. Bd.). Seine kleine Schrift: „Über die Mängel und Gebrechen der juristischen Lehrmethode ꝛc." (Landsh. 1820) wurde beim Erscheinen zwar confiscirt, nach sechs Jahren aber bei einem von der Regierung eingeführten neuen Studienplane zur Grundlage genommen. 25.

Wenzel oder **Wenceslaus**, deutscher Kaiser und König von Böhmen, der älteste Sohn Kaiser Karl's IV. aus dem Hause Luxemburg, wurde im Jahre 1361 geboren, schon in seinem zweiten Jahre zum Könige von Böhmen gekrönt, im zehnten Jahre vermählt und bald darauf mit der Stadt Brandenburg belehnt, nahm im zwölften Jahre bereits an den Staatsgeschäften Theil und bestieg in einem Alter von 18 Jahren nach dem Tode seines Vaters den deutschen Kaiserthron. Seine Untüchtigkeit zu der übernommenen Würde zeigte sich bald nach dem Antritte seiner Regierung, da er weder durch Kraft und Einsicht den verderblichen Spaltungen in der römischen Kirche, welche zu dieser Zeit durch die Parteistreitigkeiten mehrerer Päpste zugleich zerrissen wurde, ein Ende machen konnte, noch auch den endlosen Übeln des in Deutschland damals in aller Rohheit wüthenden Faustrechts zu steuern vermochte und vielmehr in sorgloser Gleichgültigkeit gegen die Regierungsgeschäfte seine Zeit in Prag unter Weibern und niedrigen Zerstreuungen verschwelgte. Erst nachdem er lange Zeit den Parteikämpfen ruhig zugesehen und die Bündnisse der Städte gegen die wachsende Macht der Fürsten im Geheimen unterstützt hatte, bewog ihn die Gefahr, welche dem königlichen Ansehen von Seiten des Städtebundes drohte, einen allgemeinen Landfrieden zu vermitteln, dem jedoch die Städte erst später beitraten, und während schon 1387 ein heftiger Krieg zwischen den Fürsten, dem Adel und den Städten ausbrach, lebte W. zu Prag in gewohnter Weise fort, ohne den dringenden Bitten einer Gesandtschaft deutscher Reichsstände, nach Deutschland zu kommen und durch seine Gegenwart dem unglücklichen Zustande des Landes ein Ende zu machen, Gehör zu geben. Doch bewog ihn im Jahre 1389 mehr der Drang der Umstände, als seine Sorge für das Wohl des Reichs zu dem Abschlusse eines neuen Landfriedens zu Eger, welcher indeß nur durch die Entkräftung der so oft unterlegenen Städte aufrecht erhalten wurde. Dem Wunsche der Stände gemäß vertilgte nun W. gewaltsam die auf Fürsten und Städten lastenden Judenschulden; jedoch mußten die Schuldner dem Könige, als

Digitized by Google

Obereigenthümer des Vermögens der Juden, 15 Procent bezahlen. Eben so wenig wie in Deutschland, war der Kaiser bei den Böhmen beliebt, da er meist nur nach Eigensinn und Laune handelte, die Deutschen den Böhmen vorzog, den Adel durch gewaltsame Zurückforderung der verpfändeten Krongüter heftig gegen sich aufbrachte, einige Widerspenstige derselben sogar enthaupten ließ und immer erneute Eingriffe in die Rechte der Geistlichkeit, gegen die er selbst mit Grausamkeit verfuhr, sich erlaubte. Durch diese und andere Schritte reizte er seinen eignen Bruder, den König Sigismund von Ungarn und seinen Vetter, den Markgraf Jobst von Mähren, gegen sich auf, veranlaßte (1394) eine Verschwörung des böhmischen Adels, der ihn plötzlich überfiel und gefangen hielt, bis er nach einigen Monaten der Vermittelung seines jüngsten Bruders und den Drohungen der deutschen Reichsstände seine Freilassung verdankte. Unterdeß sank sein Ansehn in Deutschland immer mehr. Man beschuldigte ihn, daß er durch den Verkauf der herzoglichen Würde von Mailand an Johann Galeazzo Visconti die Macht des Reichs vorsätzlich geschwächt habe, und man verachtete ihn, da er den Landfrieden gegen mehrere mächtige Ritterverbindungen, die denselben stets von Neuem brachen, nicht aufrecht erhalten konnte. Endlich schloß er sich zur Beseitigung der Kirchenspaltung enger an Frankreich an, suchte die beiden zu Rom und Avignon erwählten Päpste zur Abdankung zu nöthigen, um dann unter einem neuen Oberhaupte der Kirche beide Parteien desto sicherer vereinigen zu können. Da aber die meisten Churfürsten den Papst Bonifacius bereits anerkannt hatten und W. sich besonders bemühte, diesen Papst zur Entsagung seiner Ansprüche zu zwingen, so reizte er dadurch die Churfürsten, deren Erbitterung im Geheimen durch Bonifacius selbst genährt wurde, nur um so mehr gegen sich auf und brachte sie endlich, als sich die Klagen über W.'s Sorglosigkeit und Unthätigkeit immer vermehrten, zu dem Entschlusse, ihn förmlich abzusetzen. Doch nur vier derselben, die Churfürsten von Mainz, Köln, Trier und von der Pfalz, sprachen im Jahre 1400 seine Absetzung aus und erwählten an seine Stelle den Churfürsten Ruprecht von der Pfalz zum Könige, während viele Reichsstände mit demselben unzufrieden waren und sich ihres Kaisers annahmen, was zu blutigen Streitigkeiten führte. Unterdeß gerieth aber W. aufs Neue mit seinem Bruder Sigismund in Zwistigkeiten, wurde von demselben gefangen genommen und über 1½ Jahr zu Wien in Haft gehalten. Nach seiner Befreiung suchte sich Ruprecht mit ihm zu vergleichen, worauf er jedoch nicht einging, und erst im Jahre 1410 trat er nach dem Tode desselben und der Wahl Sigismund's zum römischen Könige seine Rechte in einem Vergleiche an seinen Bruder ab. In demselben wurde ihm der lebenslängliche Besitz seines Erbreichs Böhmen zugesichert, wo er in gewohnter Weise fortlebte und aus Haß gegen die katholische Geistlichkeit anfangs die Anhänger Huß's begünstigte; als jedoch nach dessen Hinrichtung, den der König eifrig zu schützen bemüht war, seine Anhänger in einen heftigen Aufstand ausbrachen, welcher den blutigen Hussitenkrieg zur Folge hatte, war W. darüber so erbittert, daß sein heftig gereizter Zustand einen Schlagfluß herbeiführte, woran er 1419 plötzlich starb. W.'s Charakter wurde durch Stolz, Grausamkeit und Wollust entstellt; jedoch mag zu der Heftigkeit seiner Gemüthsart das ihm beigebrachte Gift, welches sich bei seinem starken Körperbaue auf die Lungen warf und ihm dadurch einen brennenden Durst verursachte, Vieles beigetragen haben. So sehr außerdem aber auch der Haß der Geistlichkeit zur Entstellung seiner Charakterschilderung beigetragen haben mag, so lassen sich doch viele seiner Handlungen keineswegs rechtfertigen. — Vergl. über ihn: Pelzel, „Lebensgeschichte des römischen und böhmischen Königs Wenceslaus" (Prag 1788—1790. 2 Bde.). 81.

Wenzel (Joseph und Karl), zwei Brüder, gleichmäßig berühmt als praktische Ärzte, Anatomen und ärztliche Schriftsteller. Joseph W. ward geboren

Digitized by

1768, praktizirte zu Mainz, wo er Professor der Anatomie und Physiologie war, und starb daselbst am 14. April 1808. Karl W. ward geboren 1777, lebte mit dem Titel eines Geheimenraths als sehr beliebter und beschäftigter Arzt und Geburtshelfer zu Frankfurt a. M., wo er am 18. Oct. 1827 starb. — An Schriften besitzen wir von beiden Brüdern im Vereine verfaßt: „Über die schwammigen Auswüchse der Hirnhaut" (Mainz 1811); sodann von Joseph W.: „De penitiori structura cerebri" (Tubing. 1811. Fol. c. 30 tabb. aen.); „Über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen" (Mainz 1810, mit 9 Kupfern); „Über den Cretinismus" (Wien 1802); endlich von Karl W.: „Über die Krankheiten des Uterus" (Mainz 1816. Fol. mit 24 Kupfern); „Geburtshülfliche Betrachtungen" (Ebend. 1818); „Über die Krankheiten am Rückgrathe" (Bamberg 1824. Fol. mit 8 Kupfern). Die meisten dieser Schriften besitzen classischen Werth und gehören zu den vorzüglichsten Erscheinungen in der ärztlichen Literatur; vorzüglich werden die anatomischen Untersuchungen des Gehirns und des Uterus geschätzt. Zu bedauern ist, daß sie wegen ihres hohen Preises nur einer kleinern Anzahl von Aerzten zugänglich sind. 39.

Wepfer (Johann Jakob), berühmter schweitzerischer Arzt, eine der ersten Zierden seiner Zeit und geschickter Anatom, ward zu Schafhausen am 23. Sept. 1620 geboren, studirte zu Basel und Straßburg und an mehreren Universitäten Italiens und ließ sich hierauf in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, die ihn zu ihrem ersten Physicus ernannte und ihm zuerst die Erlaubniß gab, alle im Hospitale Verstorbenen nach seinem Gefallen zu öffnen; außerdem wurde er zum Leibarzte mehrerer deutschen Fürsten, unter anderen auch des Herzogs von Würtemberg, ernannt. Unter seinen Werken ist sein vorzüglichstes sein unsterbliches: „Cicutae aquaticae historia et noxae" (Basil. 1679 u. ö.), das den Ärzten den Weg zeigt, wie Untersuchungen über Gifte und Arzneimittel veranstaltet werden müssen, und gleichzeitig in Hinsicht der scharfsinnigen Versuche und des unermüdlichen Fleißes des Verfassers in Staunen setzt. Eine andere nicht weniger werthvolle Schrift sind seine „Observationes anatomicae ex cadaveribus eorum, quos apoplexia sustulit." (1658 u. ö.), in der er mehrere neue Aufklärungen über den Sitz des Schlagflusses und über Anatomie und Verrichtungen des Hirns gibt. — W. starb an einem ansteckenden epidemischen Fieber, das das kaiserliche Heer heimgesucht und in dessen Behandlung er sich thätig bewiesen hatte, am 28. Jan. 1698. 39.

Werchoturisches Gebirge, s. Ural.

Werder (Wörth) ist eigentlich eine Insel in einem Sumpfe; dann eine aus einem niedrigen Sumpfe und Moraste ur- und bewohnbar gemachte Gegend, z. B. der danziger, marienburger und elbinger W. Hierher gehören auch die bei Hamburg liegenden Billwerder, Ochsenwerder ꝛc. 71.

Werder (Dietrich von dem), der erste deutsche Dichter, dem die Übertragung fremder Meisterwerke gelang, am 17. Jan. 1584 zu Werderthausen geboren, kam, nachdem er eine vortreffliche Erziehung erhalten hatte, als Page an den Hof des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel und ward, nachdem er zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Italien und Frankreich gemacht hatte, zum Hofmarschalle befördert. Während des dreißigjährigen Kriegs stand er in Gustav Adolph's Diensten und erhielt von diesem ein Infanterieregiment; der Einfluß des Kaisers nöthigte ihn aber seine Entlassung zu nehmen. Später wurde er zu mehreren wichtigen diplomatischen Sendungen gebraucht und von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm zum Kriegsrathe ernannt. Er starb am 18. Dec. 1657 auf seinem Gute Reinsdorf. Seine Übersetzungen des „Befreiten Jerusalems" von Tasso (Frankf. 1626. 4.) und der 30 ersten Gesänge, des „Rasenden Roland" von Ariosto (Leipz. 1632—1636. 3 Abtheil. 4.) in Stanzen sind für seine Zeit sowohl wegen der Treue, mit welcher er den Geist des Originals wiedergab, als auch wegen des kräf-

Digitized by Google

tigen, edeln Styls musterhaft zu nennen. Hätte W. statt des einförmigen Alexandriners einen kürzern jambischen Vers gewählt, so wäre sein Versuch noch weit besser gelungen. 66.

Werff (Adrian van der), berühmter niederländischer Maler, geb. 1659 zu Kralingerambacht bei Rotterdam aus guter, aber verarmter Familie, wurde wegen frühzeitig sich in ihm zeigenden Talents zum Zeichnen von seinem Vater zu Cornelius Picolet, einem Portraitmaler, von diesem aber in die Schule des berühmtern Eglon van der Neer geschickt, bei welchem Letztern er so schnelle Fortschritte machte, daß er schon in seinem 17. Jahre selbstständig auftrat und mit vielem Beifalle malte. In Folge seiner Verheirathung 1687 in Rotterdam wurde ihm der Zutritt zu der sehr ansehnlichen Gemäldesammlung des Bürgermeisters Six, wo er durch Studien nach guten Mustern seinen Styl auszubilden und zu veredeln Gelegenheit fand. Der damalige Churfürst von der Pfalz besuchte den Maler in seiner Werkstatt zu Rotterdam auf seiner Reise durch Holland und lud ihn ein, unter sehr günstigen Bedingungen in seine Dienste zu treten; W. schlug jedoch dieses Anerbieten aus und machte sich nur verbindlich, mit einem Gehalte von 4000 Fl. des Jahres 6 Monate für ihn zu arbeiten, die er späterhin auf 9 Monate ausdehnte und dadurch seinen Gehalt bis auf 6000 Fl. erhöhte. Unterdeß kaufte ihm der Churfürst die meisten der Gemälde, die er in den übrigen drei Monaten fertigte, zu hohen Preisen ab, machte ihm häufig kostbare Geschenke und erhob endlich seine und seiner Frau Familie in den Adelstand. Nach einem sehr thätigen Leben starb Adrian 1722 und hinterließ nur 3 Schüler, seinen Bruder, Peter van der W., Heinrich van Limborch und Joh. Christian Sperling. — Adrian van der W. ging vom Portrait zur historischen Malerei über; er übertraf zwar an Feinheit und Vollendung der Ausführung die meisten seiner Zeitgenossen, wußte aber seinen Figuren nicht das wahre Feuer zu geben. Es fehlte ihm an Kenntniß der Anatomie und daher kommt es, daß er seine Figuren, um diesen Mangel nicht sichtbar werden zu lassen, zu fleischig malte. Sein Faltenwurf ist natürlich und das Colorit schön und voll Harmonie; das Fleisch aber ist kalt und fällt zu sehr in die Farbe des Elfenbeins. — Peter van der W., geb. 1665, gest. 1718, war Schüler und glücklicher Nachahmer seines Bruders, besaß aber nichts von dessen Originalität. Seine Fleischfarbe leidet an demselben Mangel. 83.

Werfte, s. Schiffbaukunst.

Werinher oder Wernher, mit dem Zunamen Scholasticus, lebte im XII. Jahrh. unter dem Abte Eberhard als Mönch im Kloster Tegernsee und dichtete um das Jahr 1172 ein „Leben der Jungfrau Maria" in drei Büchern nach einer lateinischen Legende, welches bis zur Rückkehr aus Ägypten geht. Wir besitzen davon eine vollständige Ausgabe von Ötter (Nürnb. und Altdorf 1802. 8.). Die Lieder, welche sich im zweiten Theile der „Manesf. Sammlung" S. 159—166 finden, haben wahrscheinlich ihn zum Verfasser. W. besaß neben seinen dichterischen Talenten zugleich eine für die damalige Zeit große Geschicklichkeit in der Miniatur- und Glasmalerei und man hat daher nicht ohne Grund vermuthet, daß die 84 Gemälde zu dem erwähnten Gedichte, wovon Ötter zu seiner Ausgabe 6 hat in Kupfer stechen lassen, ursprünglich von seiner Hand herrühren. 83.

Werlhof (Paul Gottfried), einer der größten Ärzte des vorigen Jahrhunderts, dabei vorzüglicher Gelehrter und geschätzter Dichter, ward zu Helmstädt am 24. März 1698 geboren, studirte in seiner Vaterstadt unter Meibom und Heister und ließ sich 1721 in Peina bei Hildesheim nieder, wo er eine einträgliche Praxis gewann. Von da wendete er sich nach 4 Jahren nach Hanover, wo er bald den ausgezeichnetsten Ärzten beigezählt wurde. Er erhielt später den Titel eines königlichen Leibarztes und starb am 26. Juli 1767. Seine hinterlassenen Werke rechtfertigen noch jetzt den Ruf, den er bei seinen Zeitgenossen hatte. Als Arzt zeichnete

Digitized by Google

er sich gegen die Gewohnheit seiner damaligen Collegen durch eine große Einfachheit in seinen Arzneiverordnungen aus. Noch jetzt legt man den chronischen Petechien, weil er sie sehr genau beschrieben hat, seinen Namen bei, indem man sie morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii nennt. Unter seinen Schriften zeichnen sich vorzüglich aus: „Observationes de febribus, praecipue intermittentibus" (1732 u. ö.), in denen er der Anwendung der China gegen die Wechselfieber mit vieler Wärme das Wort redet. Seine „Opera medica" gab Wichmann (1775 und 1776. 3 Theile) heraus. 39.

Wermuth, s. Artemisia.

Werner (Abraham Gottlob), sächsischer Bergrath und Professor der Mineralogie und Bergbaukunde an der Bergakademie zu Freiberg, wurde den 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater gräflich solmsscher Eisenhütteninspector war. Schon in seinem 3. Jahre fand er, aufgeregt durch eigenthümliche geognostische Verhältnisse in der Gegend seines Geburtsortes und durch den wissenschaftlichen Sinn seines Vaters viel Vergnügen an mineralogischen und bergmännischen Gegenständen. Bis zum 9. Jahre genoß er Privatunterricht im elterlichen Hause, ging von da zur Schule in Bunzlau ab und ward schon 1764 Hüttenschreiber bei seinem Vater mit der Aussicht, Nachfolger desselben zu werden. Als er im 18. Lebensjahre durch sitzende Lebensart bei jener Beschäftigung in Kränklichkeit verfiel und, um die karlsbader Bäder zu gebrauchen, Freiberg passirte, erhielt er bei Besichtigung des Bergbaubetriebes bei dieser Stadt Nachricht von dem Bestehen der 2 Jahre früher gestifteten Bergakademie daselbst. Dieß veranlaßte, daß ihn sein Vater 1769 nach Ostern an diese Anstalt brachte. Im Jahre 1770 wurde er Ehrenmitglied der leipziger ökonomischen Gesellschaft und bezog zur Fortsetzung seiner Studien 1771 die Universität Leipzig, wo Rechtswissenschaft sein vorzüglichstes Studium befaßte. Philologische und philosophische Kenntnisse suchte er nebenbei zu erweitern. Privatim pflegte er mit mehreren Freunden Forschungen über Psychologie, Astronomie und Mineralogie. In diese Zeit fällt seine „Systematische Betrachtung der äußeren Kennzeichen der Mineralien". Zu Michaelis 1773 verließ er Leipzig und verfügte sich zurück ins elterliche Haus, wo er sich zu einer mineralogischen Reise vorbereitete. Ohne sein Zuthun kam ihm im Anfange des Jahres 1775 der Ruf zum bergakademischen Inspectorate und zur Lehrerstelle der Mineralogie und Bergbaukunst an der Bergakademie zu Freiberg. Nachdem er hier zunächst die Bergbaukunde von der Mineralogie in seinen Vorlesungen getrennt hatte, hielt er auch 1785 über Gebirg- und Gesteinlehre, unter dem Namen Geognosie in wissenschaftliche Form gebracht, besondere Vorträge und 1787 erschien die „Kurze Classification und Beschreibung der verschiedenen Gebirgsarten" von ihm, deren Druck ein Freund besorgt hatte; 1780 veröffentlichte er eine neue Übersetzung der Mineralogie des schwedischen Gelehrten Axel von Kronstädt, die er zum Theil in seinen Vorlesungen benutzt hatte. Viele Verdienste erwarb er sich zu gleicher Zeit um die Vermehrung der bergakademischen Mineraliensammlungen, wodurch 1784 die Errichtung einer Mineralienverkaufsniederlage herbeigeführt wurde. In seinem akademischen Wirken erschienen von 1788 und später öfters Vorlesungen über Eisenhüttenkunde, zugleich mit Vorträgen über mineralogische Geographie, Encyklopädie der Bergwerkskunde, Versteinerungslehre, sächsische Bergwerksgeschichte und Geographie, Literärgeschichte der Mineralogie und über Bergwerksadministration. Er vervollkommnete die einzelnen Zweige der Bergbaukunde; durch seine mineralogische Thätigkeit wurden mehrere Mineralien entdeckt, andere bereits gekannte als besondere aufgefaßt und bezeichnet; das System der tessularischen Krystallgestalten erhielt durch ihn vorzügliche Ausbildung; in der Geologie bildete er die Lehre von der Lagerung aus; er unterschied die vorzüglichsten Gebirgsformationen und bestimmte ihre gegenseitigen

Digitized by Google

Altersverhältnisse; er vervollkommnete ferner die Lehre von den Gängen durch Fixirung des Begriffes von Gangformationen, deren praktische Anwendung im freiberger Reviere, und durch Bestimmung der Altersverhältnisse. Was er über letzteres gesprochen und gedacht hat, hat er kurz in der Schrift: „Neue Theorie der Gänge" (Freiberg 1791) niedergelegt. Merkwürdig ist seine Theorie der Bildung des Basaltes und unterschieden von den meisten bis dahin aufgestellten Behauptungen und sehr bekannt sein Streit, in den er durch Voigt in Weimar darüber gerieth, welcher die Veranlassung des bekannten Federkrieges der Neptunisten und Vulcanisten in Europa und außereuropäischen Ländern geworden ist. Die Länge der Zeit seines Wirkens an der Bergakademie brachte ihm durch seine fremdländischen Schüler Ruf über ganz Europa; eben dieselben verbreiteten seine triftig gefundenen Lehren in die entferntesten Gegenden der Welt. W. zeigte sich thätig für die inneren Verhältnisse der Bergakademie; gerühmt wird sein Umgangsverhältniß mit seinen Schülern. Wenn er in Uneinigkeiten mit seiner vorgesetzten Behörde zu Zeiten sich befand, so schien dieß vorzüglich von denjenigen Ursachen herzurühren, welche ihn veranlaßten, für die höchste Behörde eine sehr sorgfältige technische Abhandlung („Pläne über freiberger Wasserwirthschaft") zu entwerfen, die ihm später den Eintritt und Stimme als Bergcommissionsrath im Oberbergamte verschaffte. Sehr vortheilhaft und lobenswerth wurde der von ihm in das Wirken dieser Behörde gelegte Geist gefunden. In die Jahre 1790—1800 fällt sein Vorschlag und die erste Ausführung einer geognostischen Untersuchung von Sachsen, welche 1836 geschlossen und deren Resultate in Kurzem öffentlich bekannt gemacht werden sollen. 1799 erhielt er den Charakter eines Bergrathes. Besondern Eifer besaß W. im Sammeln mineralogischer, geologischer und petrographischer Gegenstände. Seine Edelsteinsammlung war köstlich; er besaß eine Bibliothek von 20500 Nummern und eine nicht unansehnliche Münzensammlung. Diese Sammlungen, zu einem Werthe von 60000 Thlrn. angeschlagen, vermachte er später gänzlich der Bergakademie, nachdem er durch einen 1814 abgeschlossenen Contract eines größten Theiles des Eigenthumes sich begeben hatte. Er blieb unverheirathet. Im Jahre 1816 erhielt er den sächsischen Ritterorden des Civilverdienstes. Sein Tod erfolgte am 30. Juni 1817. Einer Scheu vor schriftlichen Bearbeitungen, namentlich des Briefschreibens, ist es zugeschrieben worden, daß man nach seinem Tode unter der großen Menge von Manuscripten über verschiedene Gegenstände 25 unerbrochene Aufnahmediplome in gelehrte Gesellschaften vorfand. Noch bei seinem Leben wurde unter seiner Leitung 1817 die mineralogische Gesellschaft in Dresden gestiftet und früher ihm zu Ehren (1808) die Wernerian Society in Edinburgh. 76.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias), ein origineller und phantasiereicher Dichter, am 18. Nov. 1768 zu Königsberg in Preußen, wo sein Vater als Professor der Geschichte lebte, geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien beendigt hatte, auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz und Cameralwissenschaft und entfloh, nachdem er sich einige Zeit lang in der liederlichsten Gesellschaft herumgetrieben hatte, mit einem öffentlichen Mädchen, das er in Warschau zur Frau nahm. Nach seiner Heimkehr (1793) erhielt er die Stelle eines Secretairs bei der Kriegs- und Domainenkammer zu Petrikau und wurde 1796 in derselben Eigenschaft nach Warschau versetzt, wo er wieder nach seiner frühern Gewohnheit allen Lüsten fröhnte, dabei sich aber mit rastlosem Eifer der dortigen Freimaurerloge annahm und den Vorsatz faßte, durch eine Verbindung der Freimaurerei mit religiösen Ideen das Menschengeschlecht, das er im Allgemeinen für eben so schlecht hielt, als er selbst war, zu reformiren. Um diese Zeit erwachte in den Stunden, während welcher er sich auf einsamen Spaziergängen von der Anstrengung des geräuschvollen Lebens in der Hauptstadt erholte, auch sein poetisches Talent und einige

Digitized by Google

der schönsten Theile seiner späteren Dichtungen entstanden auf diese Weise. Von seinem ersten Weibe, von dessen Untreue er Beweise erhielt, hatte er sich bereits getrennt; eine zweite Ehe mit einem stets von Anbetern umschwärmten Mädchen war eben so unglücklich. Seine dritte Ehe mit der Tochter eines polnischen Schneiders schildert er als die glücklichste mit glühenden Farben; aber dieses Weib, eine solche Fundgrube von Poesie, daß er selbst, nach seinem eigenen Ausdrucke, nur Eis gegen sie war, trennte sich nach wenigen Jahren von ihm. Seine dramatischen Erstlinge: „Die Templer auf Cypern" und „Die Kreuzesbrüder" (vereint unter dem allgemeinen Titel: „Die Söhne des Thals", Berl. 1803—1804. Neue Aufl. 1823. 2 Thle. 8.), welche die Erweckung des Eifers für die Freimaurerei und die Verbreitung der unsichtbaren Kirche zum Zwecke hatten, zeugen von einer glänzenden Phantasie, fallen aber auch nicht selten, wenn der Dichter von dem Mystiker überwältigt wird, in leere Declamation. Der Tod seiner Mutter (24. Febr. 1804), zu dessen Beschleunigung er nicht wenig durch sein ungebundenes Leben beigetragen hatte, veranlaßte ihn zu dem Trauerspiele: „Der 24. Februar" (Leipz. 1815. Neue Aufl. 1819. 8.), einer grausenhaften Schicksalstragödie, welche eine Menge unleidlicher Nachahmungen hervorrief. Die Tragödie: „Das Kreuz an der Ostsee" (Berl. 1816. Neue Aufl. 1823. 8.) bewies des Dichters Versunkenheit in mystischen Tendenzen und den zunehmenden Mangel an poetischer Ruhe und Klarheit immer mehr. Ungern verließ W. Warschau, wo er mit J. E. Hitzig und E. T. W. Hoffmann in sehr freundschaftlichen Verhältnissen lebte, als er durch die Gunst des Ministers von Schrötter, welcher sich für religiöse Schwärmerei lebhaft interessirte, 1805 zum Secretair bei der Regierung zu Berlin befördert wurde. Auch hier ward W. durch wilde Genußsucht seinen treuesten Freunden und Bewunderern entfremdet und da der zwischen Frankreich und Preußen ausgebrochene Krieg seine Existenz sehr unsicher machte, so legte er seine Stelle nieder und trieb sich unstät in den bedeutendsten Städten Deutschlands umher. Unterdessen war die Tragödie: „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" (Berl. 1807. 8.) auf die Bühne gebracht und mit großem Beifalle aufgenommen worden. In Interlaken in der Schweitz lernte W. 1807 Frau von Staël kennen und schien sich einige Zeit auf ihrem Schlosse zu Coppet zu gefallen. Sein unruhiger Sinn ließ ihn aber an keinem Orte lange rasten. Zu Paris lebte er nur kurze Zeit (1808); zu Weimar erhielt er von dem Großherzoge von Frankfurt eine Pension; zu Rom ließ er sich in dem katholischen Glauben unterrichten und zu Aschaffenburg zum Priester weihen (1814). Während dieser unruhigen Periode seines Lebens dichtete er die Trauerspiele: „Attila, König der Hunnen" (Berlin 1808. Neue Aufl. 1812. 8.); „Wanda, Königin der Sarmaten" (Stuttg. 1810. 8.) und das Schauspiel: „Kunigunde die Heilige" (Altenb. 1815. 8.), welche abrr schon eine sehr fühlbare Abnahme seiner Kraft verrathen. Während des wiener Congresses kam W. in die Hauptstadt Östreichs und fing an öffentlich zu predigen. Das Sonderbare, einen katholisch gewordenen protestantischen Dichter auf der Kanzel zu sehen, zog eine Menge Zuhörer herbei. Der fromme Mann trat auch um diese Zeit in den Redemptoristenorden, brach aber bald wieder aus nicht genug bekannt gewordenen Ursachen sein Gelübde. Sein letztes Werk ist das Trauerspiel: „Die Mutter der Makkabäer" (Wien 1820. 8.), ein wunderliches Gemisch von tiefreligiösen und plumpwitzigen Scenen. Er starb am 17. Jan. 1823 und ward nach seinem Verlangen zu Enzersdorf bei Wien begraben. Sein Vermögen vermachte er religiösen Instituten. W.'s Charakter wird am Besten durch sein eigenes Geständniß, daß man ihn mit Recht für einen Narren, durchaus aber nicht für einen Schurken halten dürfe, geschildert. Als Dichter beurkundet er in allen seinen Erzeugnissen ein nicht gewöhnliches Talent und eine glühende Phantasie; sein Talent ermangelte aber der nöthigen Ausbildung, deßhalb erzeugte seine Phantasie nicht selten abge-

Digitized by Google

schmackt Überspanntes und colossalen Unsinn. Mangel an eigener innerer Klarheit versenkte ihn in eine falsche Mystik, in welche er seine Helden einhüllt; sogar der kräftig-klare Luther muß in dieser Nebelkappe erscheinen. Für die Bühne sind diese Dramen durchaus nicht geeignet und auch die Leser finden sich mit jedem Tage seltener. „Werner's Theater" (Wien 1816—1817. 6 Bde. 8.). Vergl. (J. E. Hitzig's) „F. L. Z. Werner, Lebensabriß" (Berl. 1823. 8.). 66.

Wernike (Christian), auch **Wernigke** und (am Richtigsten) **Warneck** geschrieben, einer der berühmtesten deutschen Epigrammendichter, um das Jahr 1660 geboren, bildete sich auf der Universität Kiel unter der Leitung des bekannten Polyhistors Morhof und machte dann, nachdem er sich vergebens um eine Stelle an verschiedenen deutschen Höfen umgesehen hatte, zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Holland, Frankreich und England. Zu London hielt er sich längere Zeit als Secretair bei einer Gesandtschaft auf, kam aber, da sich keine Aussicht zur Weiterbeförderung zeigte, nach Hamburg, wo er sich als privatisirender Gelehrter aufhielt, bis ihn der König von Dänemark zu seinem Residenten an dem französischen Hofe ernannte. W. starb um das Jahr 1710 zu Paris. Übersieht man die zu W.'s Zeit unvermeidlichen Fehler in der Sprache und im Style, so verdienen seine Epigramme einen Ehrenplatz unter den Mustern dieser Dichtungsart. Sie sind eben so reich an wahrhaft witzigen Gedanken, als an scharfer, aber doch meist feiner Satyre. Des Dichters tiefe Kenntniß der Schwächen der menschlichen Natur müssen wir jetzt noch bewundern. Seine Schäfergedichte sind ohne Werth. Die früheren Ausgaben der „Überschriften oder Epigrammata" (Amsterd. 1697. 8. Hamb. 1701 und 1704. 8.) sind selten geworden. Die Ausgaben von J. J. Bodmer (Zürich 1763. 8.) und C. W. Ramler (Leipz. 1780. 8.) sind unkritisch und überarbeitet und verdienten durch eine neue bessere verdrängt zu werden. 66.

Werst, **Wersta**, russische Meile, enthält 500 Saschen oder 1500 Arschinen oder 24000 Werschock oder 3285 $\frac{5}{7}$ pariser Fuß. 6$\frac{4}{7}$ Werste bilden eine geographische Meile und 104$\frac{2}{3}$ Werste gehen auf 1 Grad des Erdäquators. 26.

Werth, lat. pretium; franz. valeur; engl. worth, value, hat im **Allgemeinen** das, was begehrt wird. Dieses auf Gegenstände des Verkehrs angewendet, versteht man **besonders** unter dem W. den innern Gehalt einer Sache, und zwar bald im Verhältnisse zu der Menge anderer Gegenstände, welche man dafür bekommen kann (**Tauschwerth**), bald in Beziehung zu der Menge des Geldes, welches dafür zu haben ist (**Geldwerth** oder **Preis**). Wie im Verlaufe der Zeiten das Geld zur Handelswaare geworden war, so erhielt auch dasselbe noch seinen besondern W. gegen Geld von anderm Schlage und Gehalte (**Courswerth**). Man hat unter dem W. im allgemeinen Sinne den **eingebildeten** (affectionis pretium) und den **wahren** W. (verum pretium) zu unterscheiden gesucht und bei letzterm wiederum den allgemeinen oder **Marktpreis** (commune pretium) vom **besondern** W. unterscheiden wollen. Streng genommen besteht ein jeder W. in etwas Eingebildetem. Man rechnet daher im eigentlichen Sinne zum eingebildeten Werthe den, welchen nur Einer oder Wenige dafür annehmen, wie den eines Kunstwerkes oder eines durch einzelne Seltenheit oder Schönheit ausgezeichneten Gegenstandes, für den wahren Werth aber den, welchen Alle, oder doch die Meisten, dafür anerkennen. Der W. der Arbeit heißt **Lohn** (merx, praemium) und als Vermögenszuschuß angesehen **Gewinn**. Berechnet man den W. einer Sache nach dem jährlichen Gewinne, welcher daraus zu ziehen ist, so hat man den **Capitalwerth**. In Beziehung auf Immobilien, bei denen noch ein auf Grund und Boden basirtes Gewerbe betrieben wird, sondert man den **Grundwerth** (welchen das Grundstück allein hat) vom W. **des Geschäftes** als einer der rentirenden Unternehmung, und bei dieser wieder das **Anlage-** oder **Betriebscapital** vom W. der producirten Gegenstände und Vorräthe. Auf diese Weise sind wir

Digitized by Google

denn am Ende dahin gelangt, daß jede Sache, die begehrt wird, ihren eigenen W. hat, wofür sie zu erlangen ist. — Bei den für baares Geld laufenden Papieren nennt man denjenigen W., worauf sie lauten (den sie haben sollen), den Nennwerth, den Preis aber, darüber oder darunter, wofür sie angenommen werden (den sie haben), den Courswerth. Ist ihr W. ganz schwankend, so daß sie in der Regel gar nicht verkäuflich sind, so sagt man, sie haben keinen Cours. In Handelssachen wird der commercielle W. einer Waare, besonders eines in Umlauf gesetzten Papieres, Valuta genannt. Man legt heut zu Tage zur Werthbestimmung jederzeit das Geld zum Grunde und, um auch eine Vergleichung des Geldes gegen Geld möglich zu machen, so wird im Handel eine Normalmünze, z. B. in Sachsen das Conventionsgeld, zum Grunde gelegt, welche daher weder steigend noch fallend sein kann, indem vielmehr die anderen Münzsorten darnach verglichen und für höher oder niedriger gefunden werden, wo dann, um die Gleichheit herauszubringen, im ersten Falle disconto und im zweiten agio stattfindet. Beim Ersatze des Werthes findet die Besonderheit statt: daß im Strafrechte, zum Ersatze oder zur Bestimmung der Strafbarkeit, blos der wahre W. in Anschlag gebracht werden darf, in Fällen des bürgerlichen Rechtes aber auch derjenige angerichtete Schade zum Ersatze geeignet gefunden werden kann, welcher ein sogenanntes pretium affectionis betrifft. 24.

Wesel, Stadt und starke Festung des preußischen Regierungsbezirkes Düsseldorf, 24° 16′ 17″ L., 51° 4′ N. Br., am Einflusse der Lippe in den Rhein, über den eine Schiffbrücke führt, hat 3 Thore, 1348 Häuser, mit der Besatzung 13200 Einw., 1 Citadelle, 1 reformirte, 1 lutherische, 1 französisch-reformirte und 2 katholische Kirchen, 1 Waisenhaus, 1 Rathhaus, 2 Hospitäler, 1 Schauspielhaus, 1 Postamt, 1 Gymnasium, 1 Schullehrerseminar und unterhält Baumwoll-, Woll-, Strumpf-, Leinwand-, Wollhandschuh-, Leder-, Tabak-, Leim-, Schwarzseife- und chemische Fabriken, Bierbrauerei, Branntweinbrennereien, einen Hafen, treibt Handel mit Wein, Specereien ꝛc. und sendet alle 14 Tage ein Lastschiff nach den Niederlanden hin und zurück. Auf dem linken Rheinufer ist das Fort Blücher, ein Brückenkopf und die befestigte Insel zwischen dem Brückenkopfe und der Festung. — Die Stadt ward 1806 dem Großherzogthume Berg zugelegt, gehörte aber zur ersten Militairdivision Frankreichs, bis sie 1814 zu Preußen zurückkehrte. 71.

Wesen, lat. essentia; franz. être, substance; engl. being, substance, bezeichnet seinem Grundbegriffe nach das Sein und wird sowohl in abstracter als in concreter Bedeutung gebraucht. In ersterer ist W. der Inbegriff alles dessen, wodurch eine Sache eben das ist, was sie ist, also die Grundbedingung des Zustandes eines Dinges, und darum nennt man Alles, was diese ausmacht, wesentlich, entgegengesetzt dem Unwesentlichen und Zufälligen, und die Summe aller wesentlichen Bestandtheile eines Gegenstandes seine Wesenheit. In letzterer Bedeutung ist W. gleichbedeutend mit Ding überhaupt und die Ontologie wird daher häufig durch Wesenlehre übersetzt. 9.

Weser, lat. Visurgis, ein schiffbarer Fluß in Deutschland, entsteht bei der Stadt Minden durch die Vereinigung der Werra und Fulda. Erstere wird im sachsen-meiningischen Amte Eisfeld aus 2 Quellen, der nassen und trockenen Werra, gebildet, durchfließt Meiningen, Eisenach, das Churfürstenthum Hessen, einen geringen Theil des Königreichs Hanover, nimmt bei ihrem 38 Meilen langen Laufe die Hörsel, Ulster und Felda auf und wird bei Wanfried in Churhessen schiffbar. Letztere entspringt an dem Rhöngebirge im Untermainkreise Baierns, durchströmt Hessen und nimmt bei ihrem 27 Meilen langen Laufe die Haun und Eder auf und wird bei Hersfeld schiffbar. Beide Flüsse erhalten nach ihrer Vereinigung bei Minden den Namen „W.", welche durch das hanöversche Fürstenthum Göt-

Digitized by Google

tingen, herzoglich braunschweigisches Gebiet, die churhessische Grafschaft Schaumburg fließt, kurze Zeit die Grenze zwischen Lippe und Westphalen bildet, dann Minden berührt, von da wieder in das Hanöversche tritt, Bremen durchfließt und, nachdem sie eine Zeit lang die Grenze zwischen Hanover und Oldenburg gebildet hat, sich in die Nordsee ergießt, auf welchem 70 Meilen langen Laufe sie die schiffbare Aller, die lippische Werra, Wümme, Diemel, Hunte, Schwülme, Hamel, Eyther, Geeste, die arensburger und wunstorfer Aue, Altfell, Schwalm, Edder, Holzminde, Beyer, Leune, Ochtum, Emmer, Exter, Kelle, Delme, Geese, Fuhse, Witze, Orze, Böhme, Lesum u. a. aufnimmt. Die Größe ihres Stromgebietes beträgt 220 □M. und ihre Breite bei Minden 300, oberhalb Bremen 600—700 Fuß; bald nachher vergrößert sie sich so sehr, daß sie bei Vegesak an 2000 Fuß, unterhalb Elsfleth im Oldenburgschen ¼ Meile und an ihrer Mündung 1¼ Meile beträgt. Die Schiffbarkeit dieses Flusses beginnt schon bei hanöverisch Münden, wo er für große Schiffe, und bei Elsfleth, wo er für Seeschiffe fahrbar wird; doch versandet das Bette der Ober- und Mittelweser immer mehr und ist selbst eine Meile unterhalb Bremerlehe für große Schiffe nicht fahrbar. Deßhalb ist seit 1818 an der Mündung der Geese in die W. ein Hafen angelegt. In Hinsicht der Schifffahrt ist die W. von großer Wichtigkeit für Deutschland, vorzüglich da durch die 1822 abgeschlossene Weserschifffahrtsacte die Schifffahrt auf derselben in Hinsicht auf den Handel, welcher sich vorzüglich auf Leinengarn, Harzproducte, hanöverisch Leinen, Wolle, Rüböl, englische Manufacturwaaren aller Art u. a. erstreckt, völlig frei sein soll und alle bisher bestandenen Stapelrechte aufgehoben sind. 71.

Wesergebirge ist ein Gebirge in Deutschland, welches mit dem Harze im Zusammenhange steht, sich zwischen der Werra, Weser und Leine nördlich durch das Hanöverische und Braunschweigische bis in die Gegend von Bückeburg und preußisch Minden zieht, westlich ganz nahe an die Weser tritt, östlich eine halbe Meile von der Leine entfernt bleibt, 16 Meilen lang und 2—3 Meilen breit ist und dessen Abfall nördlich, noch mehr aber westlich gegen die Weser und südlich gegen die Werra steil, östlich sanfter wird. Wie der Harz hat auch das W. keine Hauptrücken, sondern mehrere durch einander liegende Berggruppen sind durch hohe Flächen und Hügelreihen, welche durchgehends bewaldet sind, verbunden. Diese Berggruppen führen als Haupttheile des Wesergebirges verschiedene Namen, als: die Hausberge nördlich von der Weser, die Bückeberge, der Deister, der Sündelwald, Osterwald, die lauensteiner Berge, die Nirth oder Uh, die Hils, der Elsaß, der große und kleine Solling. Durch einen Höhenzug von Witzenhausen südöstlich zwischen der Werra und Unstrut, Gotha und Erfurt, hängt das Gebirge mit dem Thüringerwalde und durch einen Seitenzug zwischen der Leine und Unstrut durch das 1000 Fuß hohe kalte und arme Eichsfeld mit der rauhen Dühn ebenfalls mit dem Harze zusammen. Das Gebirge, dessen höchste Masse der 1800 Fuß hohe, stark bewaldete und von vielen Gebirgsstraßen durschnittene Solling ist, ist holzreich und von üppiger Vegetation. 71.

Wesley (John), der Stifter der Methodisten, geboren den 21. Juni 1702, war der Sohn eines Geistlichen zu Epworth in Lincolnshire, zeichnete sich schon während seiner akademischen Studien zu Oxford durch religiös-ernstes Leben aus und ward Aufseher und Lehrer am Collegium der Universität daselbst. Seine Bekanntschaft mit einigen Herrnhutern, die er in England kennen lernte, brachte ihn auf die Idee, eine kirchliche Anstalt nach dem Muster der Brüdergemeinde zu gründen. Er vereinigte sich zu diesem Zwecke im Jahre 1729 mit G. Whitefield (s. d. Art.), trat seit 1735 mit diesem als Bußprediger und Missionair auf und machte eine Missionsreise nach Georgien in Nordamerika (1736 und 1737), beschränkte sich aber von 1738 an auf Britannien, das er bis an seinen Tod in seiner ganzen Aus-

Digitized by Google

dehnung durchzog, doch so, daß sein und seiner zahlreichen Gehülfen gewöhnlichster und erfolgreichster Wirkungskreis England blieb. Nach dem Jahre 1740 zerfiel er mit Whitefield, weil dieser calvinistisch, er selbst aber arminianisch in der Lehre von der Gnade dachte, und ward so das Oberhaupt der unter dem Namen Wesleyaner bekannten Methodistenpartei. Gleichzeitig zog W. sich auch von den Herrnhutern zurück und gab den Gedanken auf, ihre Religionsverfassung nachzubilden, die er 1738 bei einem persönlichen Besuche zu Herrnhut genauer kennen gelernt hatte. Er starb am 2. März 1791. Seine Schriften, poetischen, philologischen, philosophischen, historischen und theologischen Inhalts, füllen über 100 Bände und sind meist Bearbeitungen älterer oder neuerer Werke im Geiste seiner Secte. Die Predigten und kleineren ascetischen und historischen Abhandlungen wurden von Benson unter dem Titel: „Wesley's Werke" (Bristol 1772—1774. 38 Bde.) herausgegeben. Vergl. Rob. Southey, „The life of J. Wesley and the rise and progness of methodism" (Lond. 1820. 2 Voll. Ed. 2. Übersetzt von F. A. Krummacher, Hamb. 1827 f. 2 Bde.); H. Moore, „The life of J. Wesley" (Lond. 1824 sq. 2 Voll.). 63.

Wessel Gansfort (Johann), mit dem Beinamen „lux mundi", „magister contradictionis", ein berühmter Vorläufer der Reformation, stammte aus Gröningen, wo er im Jahre 1419 geboren ward, studirte zu Köln und war Lehrer der Philosophie und Theologie in Heidelberg, Köln, Löwen, Paris, zuletzt Professor und Prediger seiner Vaterstadt, wo er 1489 starb. Er war ein Mann von glänzend humanistischer Bildung, welcher auf mystischen Grundlagen das Christenthum als etwas rein Innerliches faßte, das zwischen dem Herzen und Gott allein abgemacht werde. Seine Werke erschienen zu Gröningen 1614. 4. und von Joh. Lydius besorgt zu Amsterdam 1617. 4. Eine Sammlung seiner theologischen Abhandlungen ist von Luther herausgegeben (Wittenb. 1522; s. die Vorrede dazu in Luther's „Werken" von Walch, Bd. XIV. S. 219). Vergl. G. H. Götze, „Commentatio de Jo. Wesselo" (Lub. 1719. 4.); C. Ullmann, „Johann Wessel, ein Vorgänger Luther's" (Hamb. 1834. 8.) und Flathe, „Geschichte der Vorläufer der Reformation" (Leipz. 1836). 63.

Wesseling (Peter), einer der bedeutendsten Philologen des vorigen Jahrhunderts, wurde 1692 zu Steinfurt geboren. Nachdem er zu Leyden und Franecker studirt hatte, wurde er 1717 als Conrector zu Middelburg angestellt, 1723 als Professor der Beredsamkeit zu Franecker und 1735 als Professor der alten Literatur nach Utrecht berufen, wo er 1764 starb. Er ist vorzüglich berühmt geworden durch seine Ausgabe des Diodor von Sicilien (Amsterd. 1745. Fol. 2 Bde.) mit einer lateinischen Übersetzung, und des Herodot (Amsterd. 1763. Fol.). Die „Itineraria vetera Romanorum" erschienen von ihm Amsterdam 1735. 4.; außerdem schrieb er „Observationes variae" (Amsterd. 1727) und „Probabilia" (Franecker 1731). 11.

Wessely (Naphtali Herz oder Hartwig), einer der vorzüglichsten jüdischen Schriftsteller der neusten Zeit, 1725 zu Kopenhagen geboren, zeigte schon in früher Jugend bedeutende Anlagen und bildete sich, obschon er sich durch seine dürftige Lage überall beschränkt sah, zum tüchtigen Religionslehrer aus. Zu Berlin, wo er sich lange aufhielt, schloß er sich eng an Mendelssohn an und zeigte sich stets als einen eifrigen Verfechter der Ansichten desselben. Er lebte lange ohne Anstellung von dem Ertrage seiner Schriften und von der Unterstützung seiner zahlreichen Freunde, bis er 1804 als Rabbiner der portugiesischen Juden nach Hamburg berufen wurde, wo er aber kurz darauf am 3. März 1805 starb. Sein vorzüglichstes Werk ist das epische Gedicht: „Die Moseide" in hebräischer Sprache (Berlin 1788. 8. Deutsch von Hufnagel, Berlin 1788. 8.), dessen erste Gesänge eine wahrhaft orientalische Glut der Phantasie athmen. Seine übrigen

Digitized by Google

Werke sind größtentheils moralisch-theologischen Inhalts und können hier nicht angeführt werden. 66.

Wessenberg (Ignaz Heinrich von), Freiherr von Ampringen, ein geschätzter Dichter und freisinniger katholischer Theolog, stammt aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands und ward im Jahre 1774 zu Dresden geboren, wo sein Vater östreichischer Gesandter war. Er widmete sich mit großer Auszeichnung den geistlichen Studien, da ihm die Kirche, vermöge seiner Familienverbindungen, eine glänzende Laufbahn verhieß, und erhielt schon als Jüngling Domherrenstellen in deutschen Hochstiftern. Der Churerzkanzler, Freiherr von Dalberg, erhob ihn zum Domdechanten und bald darauf (1802) zum Generalvicar des Bisthums zu Constanz. Als solcher wirkte er im Geiste des edeln Dalberg mit Kraft, unerschütterlicher Ausdauer und glühendem Eifer zur Verdrängung des Aberglaubens und Verbreitung religiöser Aufklärung. Zu diesem Zwecke veranstaltete er unter seiner Geistlichkeit Lesevereine, Fortbildungsinstitute mehrerlei Art, besprach und berieth sich bei gemeinsamen Angelegenheiten persönlich mit ihnen, stiftete für die Verhandlungen der Pastoralconferenzen der Geistlichkeit seines Bisthums ein eigenes Journal, reformirte die Schulen und den Bildungscursus in dem geistlichen Seminarium seines Bisthums gänzlich, sorgte für Einführung des deutschen Kirchengesangs, vereinfachte und veredelte die kirchliche Liturgie, milderte die Buß- und Fastenmandate, zugleich seinen Beichtkindern durch die seelenvollsten Vorträge und durch kleine Schriften, die er in großer Anzahl verbreiten ließ, die Überzeugung beibringend, daß es Gott wohlgefälliger und christlicher sei, Laster und Sünden, als Eier, Butter und Fleisch zu meiden. Im Einverständnisse mit der Regierung von Luzern, welcher Canton zum Sprengel des Bisthums gehörte, ging er schon 1806 an die Aufhebung der meisten Klöster, deren Fonds ihm die Regierung größtentheils zur Gründung eines Priesterhauses und Seminarium für junge Geistliche und einer großen Armenanstalt überließ. Bei diesen freisinnigen Bestrebungen konnte es nicht fehlen, daß W. bei dem päpstlichen Hofe verdächtig gemacht wurde und mit demselben in ein feindliches Verhältniß kam. So geschah es, daß, als Dalberg ihn 1814 mit Genehmigung des Großherzogs von Baden zum Coadjutor und Nachfolger im Bisthume Constanz ernannte, die römische Curie ihm ihre Bestätigung versagte und eben so nach Dalberg's Tode die dennoch erfolgte Wahl zum Bisthumsverweser anzuerkennen sich weigerte (1817), weil er ketzerische Schriften herausgegeben und unerlaubte Veränderungen im Kirchenwesen vorgenommen hätte. W.'s Reise nach Rom und Vertheidigung daselbst führte nicht zum Zwecke. Es entstanden vielmehr Streitigkeiten zwischen dem badischen und römischen Hofe, indem der Großherzog, als Herr des Landes, W.'s Sache für seine Sache erklärte, ihn fortwährend in der Ausübung seines Amtes schützte und gegen die Anmaßungen der römischen Curie beim Bundestage klagte. Dieß Verhältniß dauerte bis zum Tode Leopold's. Durch das Concordat seines Nachfolgers mit dem Papste (1827) wurde das Bisthum Constanz aufgelöst und W. fiel als Opfer desselben. Er zog sich nun in die Stille des Privatlebens zurück und zeichnete sich als Abgeordneter der ersten Kammer auf dem badischen Landtage durch großherzige und freisinnige Denkungsart aus. Von seinen trefflichen Schriften nennen wir folgende: „Die Elementarbildung des Volkes" (Zürich 1814. 2. Aufl. 1835); „Die Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers" (Ebd. 1820); „Jesus der göttliche Kinderfreund" (Ebd. 1820); „Die Auferstehung unsers Herrn, Betrachtungen an seinem Grabe" (Ebd. 1821); „Johannes, der Vorläufer unsers Herrn und Erlösers" (Ebd. 1821); „Die christlichen Bilder" (Constanz 1827); „Christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch" (Ebd. 1828); „Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge" (Augsb. 1832. 2 Bde.); „Die Kraft des Christenthums zur Heiligung des Sinnes" (Constanz 1832); „Reform der deutschen Universitäten (Ebd. 1834); „Über

Digitized by Google

Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit" (Heilbr. 1835). Als Dichter hat er sich rühmlichst bekannt gemacht durch sein Epos: „Fenelon" (Constanz 1812); „Blüthen aus Italien" (Ebd. 1818); „Neue Gedichte" (Ebd. 1827); „Pilgerfahrt eines Jünglings" (Ebd. 1831); „Sämmtliche Dichtungen" (Stuttg. 1833 f.). 63.

Wessenberg (Johann Philipp, Freiherr von), ein Bruder des Vorigen, wurde im Jahre 1775 geboren, studirte in Freiburg und Straßburg und betrat im Jahre 1797 im östreichischen Staatsdienste die diplomatische Laufbahn. Allein unter dem ihm feindseligen Thugut (1798—1800) und dem Grafen von Lehrbach hatte er manches Unangenehme zu dulden, bis nach deren Abgange ihn der Graf Ludwig Cobenzl bei der großen Indemnisation und Säcularisation gebrauchte und ihn im Jahre 1803 zum Minister in Frankfurt ernannte, worauf ihn Graf Stadion 1806 als Gesandten beim Churfürsten zu Hessen-Cassel anstellte, welchem W. bei dem Einrücken der Franzosen die wesentlichsten Dienste leistete. Seine Vermählung mit der Tochter des frankfurter Banquier Mühlen brachte ihn jedoch bei der östreichischen Aristokratie in den Ruf des Liberalismus, so daß er sich bald darnach auf seine Güter in Böhmen und am Rheine zurückzog. Später wurde er zum Gesandten am berliner Hofe ernannt und leitete im Norden Deutschlands die geheimen Maßregeln gegen das drückende Joch der Fremden eben so, wie es Hormayr in Tyrol, im Veltlin und in der östlichen Schweitz that, und nur die größte Klugheit und die Freundschaft des französischen Gesandten, Grafen von Saint Marsan, hielt ihn von Schritten zurück, wodurch er Napoleon's Rache auf sich gezogen haben würde. Im Jahre 1811 ging er als Gesandter nach München und legte daselbst den ersten Grund zu der Versöhnung des baierischen Hofes mit dem zu Wien, stiftete 1813 den Bund zwischen England und Östreich, nahm am ersten und zweiten pariser Frieden, so wie am wiener Congreß den wesentlichsten Antheil, trat der Centralcommission zur Organisirung der von Östreich neuerworbenen Provinzen bei und war nicht ohne Einfluß auf den Gang des frankfurter Bundestages. Hierauf lebte er gegen zehn Jahre von Geschäften gänzlich entfernt, weil ihn seine, wiewohl bedingte Vertheidigung der Preßfreiheit und die des 13. Artikels der Bundesacte in Bezug auf die landständischen Verfassungen bei einer ihm feindlichen Partei verdächtigt hatte. Erst nach der Juliusrevolution 1830 wurde er zum Gesandten in den Niederlanden ernannt und wohnte den londoner Conferenzen bei. 81.

Wessobrunner oder weißenbrunner Gebet ist ein kleines, wegen seines hohen Alters wichtiges Denkmal unserer Sprache aus der Mitte des VIII. Jahrh. Es zerfällt in zwei Hälften; die erste besteht aus Alliterationsversen, die andere kleinere aus Prosa. Man hielt früher das Ganze oder zum Wenigsten die erste Hälfte für heidnischen Ursprungs; aber mit Unrecht. Der Inhalt auch dieser ersten Verse ist christlich und das Ganze ein Gebet an Gott um Vergebung der Sünden. Daß manche Ausdrücke und Wendungen mehr heidnisch als christlich klingen ist sehr natürlich, da das Gedicht noch ganz an die Zeit des Heidenthums hinanreicht. Gedruckt ist es zu mehreren Malen; am Besten hat es W. Wackernagel (Berlin 1827. 8.) herausgegeben. 83.

West, Westen, s. Abendpunkt.

West (Benjamin), einer der berühmtesten englischen Maler der neuern Zeit, wurde 1738 in der Nähe von Springfield in der pennsylvanischen Grafschaft Chester von quäkerischen Eltern geboren. Das inwohnende Talent trieb ihn von früher Jugend an zu Versuchen im Zeichnen und Malen und er war auf diese Weise in seiner Selbstbildung schon weit fortgeschritten, als ihm im 16. Jahre der Unterricht des D. Smiths, Vorstehers des Collegium zu Philadelphia, zu Theil wurde. Sein Wunsch, Italien zu besuchen, ging 1760 in Erfüllung, wo er in Rom eintraf und bei dem Cardinal Albani und dem berühmten Mengs eingeführt wurde. Von

Digitized by Google

hier aus besuchte er mehrere Städte Italiens, reiste über Parma durch Savoyen nach Paris, wo er einige Zeit blieb, und kam im Jahre 1763 nach England. Hier wurde er mit vielen einflußreichen Personen, wie mit D. Markham, nachmaligem Erzbischof von York, D. Johnson, Bischof von Worcester, und durch den Landschaftsmaler Richard Wilson mit Josuah Reynolds bekannt. Sein Gönner D. Drummond, jetzt Erzbischof von York, stellte ihn dem Könige Georg III. vor, dessen fortdauernder Huld er sich von dieser Zeit an zu erfreuen hatte. Nach Reynolds' Tode 1791 wurde W. zum Präsidenten der königlichen Akademie ernannt und hielt hier verschiedene Vorlesungen über Gegenstände der Kunst. W. hatte vom Könige den Auftrag bekommen, die neu zu erbauende Windsorkapelle mit Gemälden zu verzieren; allein als der König im Jahre 1801 von seinem bekannten Kopfübel befallen wurde, erging an ihn der Befehl, mit Verfertigung der Gemälde für die Kapelle inne zu halten, und als der König 1810 in Folge dieses Übels von der Regierung ganz abtrat, hörte auch der Gehalt auf, den W. jährlich für diese Arbeit ausgezahlt bekommen hatte. Von dieser Zeit an malte er bis zu seinem im Jahre 1820 erfolgten Tode für Privatpersonen und hatte in seinem schon vorgerückten Alter die Freude, daß seine Arbeiten fortwährend mit dem frühern Beifalle aufgenommen wurden. — Die Anzahl der von W. gelieferten Gemälde ist außerordentlich groß; sie beziehen sich theils auf Gegenstände der Geschichte, theils sind es Darstellungen aus dem Gebiete der Religion. Daß sein Styl zwischen dem des Michel Angelo und Raphael mitten inne stehe, ist wohl eine zu starke Behauptung seiner Landsleute. Seine Composition ist allerdings überdacht, harmonisch und großartig, seine Figuren voll Würde und Adel; dagegen fehlt es ihnen nur zu oft an Ausdruck und Leben, was eine Folge seiner allzustrengen Nachahmung der Antike ist. Sonst ist seine Zeichnung correct und das Colorit, welches früher manche Mängel zeigte, in seinen späteren Werken ohne Tadel. Als seine gelungensten Gemälde können gewissermaßen diejenigen betrachtet werden, welche Scenen aus der neuern Geschichte darstellen, wie z. B. „Der Tod des Generals Wolf vor Quebeck"; er war der Erste in England, welcher in dieser Beziehung seine Helden im Costume der neuern Zeit darzustellen wagte. 83.

Westenrieder (Lorenz von), ein geschätzter deutscher Historiker, am 1. Aug. 1754 zu München geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien in seiner Vaterstadt beendigt hatte, der Theologie und ward 1773 als Professor der Dichtkunst in Landshut angestellt. Schon im nächsten Jahre folgte er einem Rufe als Lehrer der Rhetorik nach München und machte sich in dieser Stellung durch einige geographische und archäologische Schriften bekannt. Sein heroisches Drama: „Mark Aurel" (München 1776. 8.) und sein Lustspiel: „Die beiden Candidaten" (München 1774. 8.) erregten wenig Aufsehen. W. lernte erst selbst sein wahres Talent kennen, als er die vaterländische Geschichte zu bearbeiten begann. Die Verdienste, welche er sich in diesem Fache der Literatur erwarb, fanden sowohl bei der Lesewelt, als auch bei der Regierung vielfache Anerkennung. Er wurde 1776 zum Büchercensurrathe, zum Mitgliede der münchener Akademie (1777), zum geistlichen Rathe (1786), zum Domcapitular von München, zum Hofrathe (1808) ernannt und 1813 in den Adelsstand erhoben. Er starb am 14. März 1829. W.'s Bemühungen um die baierische Geschichte müssen als sehr ersprießlich für seine in der Cultur weit zurückgebliebenen Landsleute lobend genannt werden und er darf mit Recht als der Historiker der Aufklärung in Baiern gelten. Da er die Wahrheiten, welche er zu verbreiten suchte, in ein angenehmes Gewand einhüllte und sich eines gefälligen Styles befliß, so ließ sich die Lesewelt um so eher von ihm fesseln. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir als die bedeutendsten das „Jahrbuch der Menschengeschichte in Baiern" (München 1782. 2 Thle. 8.), die „Geschichte von Baiern" (Ebd. 1785. 2 Thle. 8.), den „Baierischen historischen

Digitized by Google

Kalender" (Ebd. 1786—1816. 20 Bde. 8.), die „Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft" (Ebd. 1788—1817. 10 Thle. 8.), die „Geschichte der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften" (Ebd. 1807. 2 Thle. 8.) und das „Leben des guten Jünglings Engelhoff" (Ebd. 1782. 2 Thle. 8.). 66.

Westerwald ist ein großes Waldgebirge zwischen der Lahn, Sieg und dem Rheine in einem Theile der preußischen Regierungsbezirke Coblenz und Köln. Es grenzt im Süden an die Wetterau und heißt daher auch die nördliche Wetterau, ist 10 Meilen lang und 2—3 Meilen breit, sein Rücken zum Theil bewaldet, zum Theil eine hohe Fläche mit trefflichen Viehweiden, theils Urgebirge, bestehend aus Basalt und Lava, theils Flötzgebirge, aus Kalkstein, Grauwack und Thonschiefer, hat in seinem Innern Eisen, Galmei und Braunkohlen und erzeugt Roggen, Hafer, Flachs und Rübsen. Der nordöstliche Theil heißt die kalte Eiche, ein südwestlicher Hauptzug bis an den Rhein das Siebengebirge (s. d. Art.) und der nördliche das Rothlager- (Rothhaar-)gebirge und die sauerländischen Gebirge. Es hat einige nicht unbeträchtliche Bergspitzen im Norden und Osten, wo der Salzburgerkopf 2006 und das Dorf Neukirch 1913 Fuß hoch über dem Meere sich befinden. Merkwürdig sind hier die vielen vulcanischen Kegel mit Lava, bituminösem Holze, Bimssteinsande ꝛc. 71.

Westgothen, s. Gothen.

Westindien oder die mittelamerikanischen Inseln, auch Antillen und Zuckerinseln genannt, umfaßt jene große Inselwelt zwischen Süd- und Nordamerika, welche auf der Ost- und Südseite der Halbinsel Florida in 27½° N.Br. beginnen, in einem großen Bogen bis zur Mündung des Orinoko in 27° N.Br. und weiter westwärts mit der Nordküste Südamerikas parallel bis zum Golf von Maracaybo sich hinziehen und einen Flächeninhalt von 4700 □Meil. betragen. Sie sind theils mit 8000 Fuß hohen Gebirgen besetzt, die mit dem gegenüberliegenden Gebirge des festen Landes ziemlich gleich laufen, theils mit Waldungen und Gebüschen bedeckt und aus nackten, stark zerklüfteten und vulcanischen Felsen bestehend. Die Küsten sind meistens, wo die Strömung nicht Sand aufgesetzt hat, steil, ausgewaschen und zerrissen und haben sichere Häfen in den zahlreichen Baien und Buchten. Die Inseln trennen das atlantische Meer, welches in dieser Gegend außerordentlich klar und durchsichtig ist, von dem mexikanischen Busen und dem caraibischen See. Bewässert werden sie von zahlreichen, meist schiffbaren Küstenflüssen. Der Himmel ist in dem größten Theile des Jahres wolkenlos und man kennt nur 2 Jahreszeiten, die nasse und trockene. Der herrschende Passatwind aus Osten und Nordosten mäßigt die Hitze und die Winde aus Süden und Westen veranlassen die schrecklichsten Orkane, die oft ganze Plantagen und Gegenden zerstören. Gewitter sind nicht heftig und Erdbeben nicht ungewöhnlich. Das Klima ist tropisch und die Producte sind alle europäische Hausthiere, Maulesel, Hirsche, wilde Schweine, Tajassu oder Moschusschweine, Waschbäre, Stinkthiere, Affen, Armadille und Beutelthiere, Fledermäuse, Kaimans, Eidechsen, Riesen- und Karratschildkröten, Leguan, Wander- oder Landkrabben, Papageien, Kolibri, Flamingo, Schwalben, Enten, zahlreiche Fische, Haifische, Alligatoren, Schalthiere, Bienen, Skorpione, Termiten, Erdflöhe, leuchtende Springkäfer, Ameisen, Spinnen, Kakerlakken ꝛc.; Reis, Mais, Caffee (jährlich 30—40 Mill. Pfund), Zucker (3—100 Mill. Pfund), Piement, Ingwer, Pfeffer (2½ Mill. Pfund), Kakao, Indigo, Roucou, Aloë, Sassaparille, Mango, Pisang, Campher und Gewürznelken, Cassave, Sassafras, Guajak, Pomeranzen, Citronen, Orangen, Limonien, Kastanien, Ananas, Yams, welsche Bohnen, Breiäpfel, mancherlei eßbare Wurzeln und Früchte, Tabak, Baumwolle (jährlich 20—30 Mill. Pfund), Arzneipflanzen, ungeheure Wälder von Mahagoni-, Calabassen-, Sandel-, Ter-

Digitized by Google

pentin-, Copaiva-, Brod-, Tamarinthen-, Muskatennuß-, Sago-, Palm-, Seife- und Bananenbäume, Brasilien- und Campecheholz, amerikanische Cedern und Avogatobäume ꝛc.; ehemals auch häufig Gold, Silber und Kupfer, jetzt vorzüglich Kalkstein, Salz, Schwefel und Steinöl. Die Zahl der Einwohner beträgt 3100000, darunter 817000 Weiße (als Engländer, Franzosen, Spanier, Niederländer, Dänen, Schweden und Deutsche), 270000 freie Farbige und über 2 Millionen Neger und Mulatten, wovon 1200000 Sklaven sind. Sie beschäftigen sich mit Acker-, Obst-, Gemüse- und einigem Bergbau, Viehzucht, Seefischerei, Plantagen- und Handwerksarbeiten, unterhalten zahlreiche Zuckermühlen, Zuckerraffinerien, Rumbrennereien (die jährlich 50 Mill. Quartier Rum liefern), Caffeereinigungsmühlen ꝛc. und treiben mit ihren Producten einen ausgebreiteten Handel, vorzüglich mit Großbritannien, welches ihnen Fabrikwaaren, Wein, Mehl (jährlich 200000 Faß Mehl) ꝛc. liefert. 1829 betrug die Einfuhr aus W. nach Großbritannien 8637927 und die Ausfuhr von Großbritannien nach W. 4679895 Pfd. Sterling. An Schulanstalten und Bildung ist wenig zu denken, obgleich Herrnhuter und Methodisten viele Negerschulen gestiftet haben. Die Religion ist theils christlich, theils heidnisch, vorzüglich bei den Negern. Die Inseln gehören den Spaniern, Franzosen, Engländern, Dänen, Schweden, Niederländern; Haiti den Negern und Mulatten, und bilden 3 Hauptinselgruppen oder eigentlich Reihen. 1) Die großen Antillen von Nordwesten nach Südosten, Cuba, Jamaica, Haiti und Borrigal oder Porto Rico nebst mehreren kleineren Eilanden, zusammen 3850 □Meil. 2) Die kleinen Antillen oder caraibischen Inseln, welche sich im Osten von Borrigal von Norden nach Süden ziehen, wo sie mit Trinidad vor dem Delta des Orinoco endigen, sich dann von Osten nach Westen fort bis zum Golf von Maracaybo ziehen und einen Flächeninhalt von 290 □Meil. enthalten. Sie werden auch in Inseln über dem Winde (von Porto Rico bis Tabago, nach englischem Sprachgebrauche bis Martinique) und Inseln unter dem Winde (an der Nordküste von Columbien) getheilt. 3) Die Bahama- oder lucayischen Inseln, welche sich von der Ostseite Floridas bis zum Norden von Haiti ziehen und 280 □Meil. enthalten. A) Große Antillen. I. Cuba, die reichste aller europäischen Niederlassungen, gehört den Spaniern, liegt 20—23° N.Br., nur 28 Meil. von Florida und Yucatan entfernt, ist 160—170 Meil. lang und bis 27 Meil. breit und enthält auf 3310 □Meil. 638400 Einw. (darunter 225000 Sklaven). Der größte Theil der Insel ist Hügelland, nur im Südosten erhebt sich die Sierra del Cobre bis über 9000 Fuß und im Süden der Pik von Tarquino und der von Pedrillo über 7700 Fuß. Die Küsten sind meist flach und niedrig und die Bewässerung geschieht von 158 Gebirgsströmen, die aber nicht schiffbar sind. Die Insel liefert Tabak, Caffee, Zucker, Ochsenhäute und Wachs, bildet ein Generalcapitanat, ist in 2 Gouvernements und 3 Intendanzos getheilt und enthält 13 größere (ciudades) und 7 kleinere Städte (villas). Die wichtigsten Städte sind: Havanna (s. d. Art.); Guanavacoa, an der Seite des Busens, mit 12000 Einw.; Santiago de Cuba, an der Südküste, mit 10—12000 Einw., Sitz des Erzbischofs und zweiten Statthalters; San Carlos de Matanzas, im Norden, mit 13000 Einw.; Baracoa, nach der Ostspitze zu mit 31000 Einw.; San Juan de los Remedios, mit 8000 Einw.; Villa del Principe mit 20—30000 Einw., Sitz des obersten Gerichtshofes (Audienza); Espiritu Santo, mit 7—8000 Einw.; San Salvador del Bayamo, mit 12000 Einw. Die Insel Picos, der Südküste gegenüber, = 60 □Meil., ohne Einwohner, ist die größte von den umliegenden Inseln. Columbus entdeckte Cuba 1493 und 1511 ward sie erobert. Gegenwärtig ist sie zum Theil im Aufstande gegen die spanische Regierung und hat die Constitution von 1812 als spanische Provinz (nicht Colonie) proclamirt. — II. Jamaica, die wichtigste englische

Insel, von 298° 48′ — 301° 48′ L. und 17° 45′ — 18° 50′ N.Br., enthält auf 269 □Meil. 384362 Einw. (worunter 342382 Negersklaven), wird von der Kette der blauen Berge, die sich bis zu 8000 Fuß erheben, durchzogen und von 40 Flüssen bewässert, worunter der Black River eine Strecke schiffbar ist. Reich ist das Uferland an Zucker (200 Mill. Pfund und 30 Mill. Quartier Rum), Caffee, Piment, Baumwolle ꝛc.; Mahagoniholz; Blei ist das einzige Metall der Insel; es gibt Salz- und warme Quellen. Sie bildet das Gouvernement Jamaica, wird in 3 Grafschaften getheilt und enthält die Hauptstadt San Jago de la Vega oder Spanish Town, Sitz des Gouvernements, des Parliaments und der Assembly (43 Repräsentanten) und der Gerichtshöfe, mit 5—6000 Einw. Städte: Kingston, mit 33000 Einw. und schönem Hafen an der Küste und der Bai Port Royal; Port Royal, mit 16000 Einw., königlichem Schiffsmagazine und einem durch ein starkes Fort besetzten Hafen. Ferner 2 Missionen der Herrnhuter: Mesopotamien und Karmel. Montegobai im Norden, mit 4000 Einw. Hierher gehört auch die Kaimaninsel, deren Hauptproduct Schildkröten sind. Jamaica erhielt 1512 die ersten spanischen Colonisten, 1545 ward es Eigenthum der Nachkommen des Columbus, 1640 erbte es das portugiesische Haus Braganza, welchem es von der spanischen Regierung wieder genommen wurde, und seit 1655 ist es englische Besitzung. III. Haïti (s. d. Art.). Um diese Insel liegen noch die Inseln Tortue oder Tortugas im Nordwesten; La Vache oder Kuhinsel im Südwesten mit einem guten Hafen und sehr fruchtbarem Boden; Samana im Osten durch eine schmale Landenge mit S. Domingo verbunden, auf der sich 1818 eine französische Colonie niedergelassen hat, die Zucker in reichem Maße baut; Saone im Südosten; La Gonave und die Beateninseln. IV. Porto Rico oder San Juan de Puerto Rico, eine spanische Insel, 67° 47′ 30″— 69° 29′ 30″ L., 17° 39′ — 18° 33′ 20″ N.Br., enthält auf 182 □Meil. 323800 Einw., worunter 162300 Weiße, 2833 naturalisirte Ausländer und 21000 Sklaven in 58 Städten und Flecken, wird im Innern von einer 2000 Fuß hohen Bergreihe von Osten nach Westen durchschnitten, von 23 Flüssen durchströmt, hat an den Küsten viele Busen, ist zwar äußerst fruchtbar, aber ungesund und ist reich an Zucker, Caffee, Reis, Tabak, an Pferde-, Rindvieh- und Maulthierzucht. Die Gebirge liefern etwas Gold. 1493 ward es von Columbus entdeckt und 1510 gründeten die Spanier die erste Niederlassung. Darin: San Juan de Puerto Rico, Hauptstadt und Festung auf einer kleinen, durch einen Damm mit der Hauptinsel zusammenhängenden Insel, 12000 Einw., Sitz eines Gouverneurs und Bischofs, Arsenal und schöner Hafen; Aquadilla, Flecken, mit Hafen; San German, Hauptort der zweiten Verwaltungsabtheilung; Villa Miaguesse, 6000 Einw.; Villa Miaguard, 5000 Einw. Die Insel bildet ein eigenes Generalcapitanat, zu welchem auch die spanischen Jungferninseln gehören. — B) Kleine Antillen oder caraibische Inseln. 1) Die Jungfern- oder virginischen Inseln, 40 — 60 an der Zahl, liegen gleich östlich von Porto Rico, sind größtentheils wüste und unfruchtbar, die fruchtbaren aber reich an den gewöhnlichen westindischen Stapelwaaren. Davon gehören a) den Dänen: St. Thomas = 2 □Meil. mit 8000 Einw. (wovon 3000 Negersklaven) und Hauptstadt gleiches Namens mit 2000 Einw. und einem bequemen Hafen; St. Croix = 5 □Meil. mit 32000 Einw. (worunter 28000 Neger) mit der Hauptstadt Christianstadt an einem kleinen Hafen, mit 5000 Einw. und dem Sitze des Gouverneurs dieser Insel; St. Jean = 2 □Meil., 6400 Einw. (wovon 4500 Sklaven), mit der Hauptstadt gleiches Namens von 2000 Einw. und einer sichern Rhede. Auf allen haben die Herrnhuter Missionsplätze. b) Den Briten: Virgina Gorda = 3½ und Tortola = 5 □Meil., beide zusammen mit 7500 Einw.; Anegada ist unbewohnt. c) Den Spaniern: die Passage- und

Digitized by Google

Schlangeninsel = 7 □Meil. mit 3000 Einw.; Bicque oder die Krabbeninsel, unbewohnt; doch wird von den drei Nationen viel Holz auf derselben geschlagen. 2) St. Eustache oder Eustaz mit der davon abhängenden Insel Saba, einer niederländischen Insel mit 2¼ □Meil., 8300 Einw., ist gut angebaut und wichtig wegen des Schleich- und Zwischenhandels, den die Niederländer von hier aus betreiben. Darin: Eustache, Hauptstadt, mit einem Freihafen. 3) St. Martin, eine der Jungferninseln, 4 □Meil. groß, mit 4500 Einw., gehört den Niederländern, ist gebirgig und waldig, reich an Zucker, Tabak, Seesalz ꝛc. 4) Anguilla oder Schlangeninsel, 4 □Meil. groß, mit 1600 Einw., gebirgig und waldig, und ist, so wie die Insel Barbuda (welche 2 □Meil. mit 1300 Einw., der Familie Codrington gehört), eine englische Besitzung und steht unter einem Vicestatthalter, der von den Eingeborenen gewählt und von dem Gouverneur auf Antigua bestätigt wird. 5) St. Barthelemi, zwischen St. Martin und Barbuda, die einzige schwedische Besitzung in W., 3 □Meil. groß, mit 18000 Einw., wovon ⅔ Negersklaven. Darin: Gustavia, Hauptstadt, mit 10000 Einw. und dem Freihafen Carenage. 6) St. Christoph oder St. Kilts, südlich von Anguilla, eine englische Besitzung, 3 □Meil. groß, gebirgig (der Mount-Misery ist 3711 Fuß hoch), mit 23000 Einw. (19500 Sklaven), einem Vulcan im Innern, dem Schwefelberge und warmen Quellen. Darin: Basse Terre, 6400 Einw., und Sandy Point; welche erstere eine herrnhuter Mission hat. 7) Newis, eine englische Insel, 1 □Meil. groß, mit 11000 Einw. (9000 Negersklaven) und der einzigen Stadt Charlestown (tscharlstaun), mit großem Waarenlager, Rhede und Fort. 8) Montserrat, 2 □Meil. groß, mit 6900 Einw., englisch, mit dem Hauptorte Plymouth und 3 offenen Rheden. 9) Antigua, zum Theil gebirgig, sonst eben und trefflich cultivirt, 5 □Meil. groß, mit 35739 Einw. (30000 Neger), gehört den Engländern und hat zur Haupt- und Handelsstadt St. Johnstown, mit 1800 Häusern, 16000 Einw., einem Hafen und 2 Forts, Sitz des englischen Gouverneurs, mit Herrnhuter- und Methodistengemeinden; English Harbour, vorzüglicher Hafen; Gracehill, herrnhuter Mission. 10) Guadeloupe, eine französische Insel, unter 44° 8′ L. und 15° 59′ N.Br., durch den Salzfluß, einen schmalen Meerarm, in 2 Theile, Grande- und Basse-Terre, getheilt, hat einen Vulcan (den 5000 Fuß hohen Schwefelberg), auf 36 □Meil. 126000 Einw. (15000 Weiße, 15000 freie Farbige) und liefert Caffee, Zucker, Cacao und Baumwolle. Darin: Basse-Terre, Hauptstadt auf der Insel gleiches Namens, mit 7500 Einw., Rhede, Fort und Sitz des Gouverneurs; Pointe a Pibre auf Grande-Terre. Hierher gehören noch die Inseln: Desiderade (Desirade, Deseade) = 1 □Meil., 1300 Einw., 1728 zuerst angebaut, wasserlos und voll Kalkhöhlen; Marie galante = 4 □Meil., 12000 Einw. (9000 Sklaven), 1648 von den Franzosen besetzt, ist sehr fruchtbar; Les Saintes oder die heiligen Inseln, 3 kleine Inseln, 6 □Meil. groß, mit 1300 Einw., schönem Hafen und Basaltberge; seit 1648 französisch. Das ganze Gouvernement producirt jährlich 660000 Centner Zucker, 1200000 Galonen Rum und Syrup, 30000 Centner Caffee, 6000 Centner Baumwolle und 1000 Centner Cacao. 11) Dominique, 20° 20′—45° N.Br., zwischen Guadeloupe und Martinique, enthält auf 14 □Meil. 21000 Einw. (16554 Sklaven), gehört seit 1763 England, ist mit theils unersteiglichen Bergen bedeckt, hat ein vulcanisches Innere und ein Schwefelbergwerk, Küsten mit sicheren Landungsplätzen und liefert vorzüglich Caffee und Zucker. Darin: Rousseau, Hauptstadt, mit 500 Häusern und einer Rhede; Portsmouth und Charlotteville. 12) Martinique, unter 14° 20′ bis 15° N.Br., zwischen Dominique und St. Lucia, gehört Frankreich, enthält auf 18 □Meil. 101000 Einw. (10000 Weiße, 10800 Farbige), hat vulcanische Gebirge im Innern (als den Pelée = 4500 Fuß, les Pitons du Carbet = 7000

Digitized by Google

Fuß, mit furchtbarem Krater), wird von 40 Flüssen durchströmt und ist sehr fruchtbar, gesund, von vorzüglichem Anbau und liefert besonders Caffee, Zucker und Baumwolle (1826: 580590 Centner Zucker, 2690583 Gallonen Rum und Syrup, 13700 Centner Caffee, 4495 Centner Cacao und 627 Centner Baumwolle). Darin: St. Pierre, Hauptstadt und einer der wichtigsten Handelsplätze der Antillen, an der Bai gleiches Namens, mit 30000 Einw., großen Magazinen und einem starken Fort; Port royal, Sitz des Gouverneurs, mit 1000 Häusern, 20000 Einw. und dem besten Hafen der Insel; Fort de France oder Fort Bourbon, Seehafen; Macouba, mit 1000 Einw. und Tabaksfabriken. 13) St. Lucie oder St. Alusia, eine englische Insel, unter 13° 35′—14° N.Br., südlich von Martinique, enthält auf 10½ □Meil. 14874 Einw. (13600 Negersklaven), gebirgig, mit reizenden Ebenen und Thälern abwechselnd, doch an den Küsten mit stehenden, die Luft verpestenden Gewässern, hat noch einen thätigen Vulcan, den 4000 Fuß hohen Garou, und liefert außer den gewöhnlichen Producten auch Schwefel. 1812 und 1817 ward diese Insel von einem fürchterlichen Orkane heimgesucht. Sie wird eingetheilt in la basse terre im Süden und babes terre im Osten. Darin: Port Castries, Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs, mit 5000 Einw., einem Fort und einem sichern Hafen, der 30 Linienschiffe fassen kann. 14) St. Vincent, ebenfalls britisch, unter 13° 22′ N.Br., südlich von Lucie, 7¾ □Meil. groß, gebirgig, gut cultivirt, mit 25725 Einw. (24252 Sklaven und schwarze Caraiben) und der Hauptstadt Kingston, Sitz des Gouverneurs, mit einer Rhede. 15) Barbados, auch eine englische Insel, unter 40° 30′ L. und 13° 13′ N.Br., die östlichste aller Antillen, 10 □Meil. groß, mit 92000 Einw. (12000 Weiße), außerordentlich gut cultivirt, mit regelmäßigen, aber seltsam geformten Hügelketten und merkwürdigen Höhlen. Sie hat das gesundeste Klima und außer den gewöhnlichen Producten sehr viele Orangen und Citronen; treibt starke Bienenzucht und aus den Bergritzen dringt Erdpech hervor. 1785 und 1831 fürchterliche Orkane. In ihr liegen Bridgetown, Hauptstadt an der Carlislebai, die 500 Schiffe fassen kann, Sitz eines englischen Bischofs, mit 1200 Häusern, 14528 Einw., Posthaus, Freischule, 3 gelehrte Gesellschaften und ein großer Hafen; Speightstown, 5000 Einw., im Norden Charlestown; Jamestown; Little- (Klein-) Bristol; und die herrnhuter Mission Saron. 16) Grenada nebst den Grenadillen (Grenadinen), zum britischen Gouvernement St. Vincent gehörig, unter 12° 25′ N.Br., enthält 8½ □Meil., besteht aus Ebenen und Hügeln, hat im Innern vulcanisches Gebirge und einen Felsen an der Küste, den Springer, der einen See hat, durch welchen die Insel bewässert wird, und liefert außer den gewöhnlichen Producten auch die Purpurschnecke. 1770—1780 ward sie durch die Ameisen schrecklich verwüstet. Darin: Georgetown, Hauptstadt, mit 10000 Einw. und einem trefflichen Hafen; Grenvillebai, guter Hafen. Die Grenadillen, eine Gruppe von 12 (30) kleinen Inseln im Norden von Grenada, = 3□Meil., mit 1900 Negern und 300 Weißen, größtentheils wasserlose Klippen ohne Einwohner. Die größten sind: Cariacou = 1 □Meil., Becoujia oder Klein-Martinique, Baleſſo oder Birdsisland (Vogelinsel), Cannane, Mouſtique, Union, Maillerot. 17) Tabago, die südlichste unter den caraibischen Inseln, eine englische Besitzung, unter 42° L. und 11° 16′ N.Br., durch einen 5 Meilen breiten Canal von Trinidad getrennt, enthält auf 6½ □Meil. 15500 Einw. (12700 Negersklaven), ist fruchtbar und liefert Baumwolle und Zucker. Darin: Scarborough, Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs, mit 2400 Einw. 18) Trinidad, eine englische Besitzung zwischen der Insel Tabago und der Orinocomündung, vom festen Lande durch den 32 Seemeilen langen und 15 Meilen breiten Meerbusen von Paria getrennt, unter 63° 4′ 30″—63° 50′ 30″ und 10° 3′—10° 49′ 4″ N.Br., enthält 81 □Meil. mit 48928 Einw. (24400 Sklaven), ist

Digitized by Google

hügelig, mit einigen schiffbaren Flüssen versehen, sehr fruchtbar, liefert die gewöhnlichen Producte und hat einen 1 Meile im Umfange haltenden See, auf dessen Oberfläche schwimmende Inseln von Erdpech, deren Größe sehr veränderlich ist, sich befinden. Darin: Spanish Town oder Puerto de España, etwas befestigte Hauptstadt, Sitz des Gouverneurs, mit 10000 Einw., prächtiger Kirche und schönem Hafen. 19) La Marguarita oder Margaretha, unter 11° 15′ N.Br., = 16½ □Meil. mit 14000 Einw., gehört zu Venezuela, besteht aus 2 durch eine 100 Schritt breite Langenge verbundenen Theilen, hat kein Flußwasser, ungesunde Luft, sehr fruchtbaren Boden und war sonst reich an Perlenbänken. Darin: Asscencion, Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs; Pueblo de la Mar, Pompatar und Pueblo del Norte, Hafenörter. Um diese Inseln liegen noch mehrere kleine, meistens unbewohnte spanische Inseln, als: de Coche, la Blanca, Cubagna, la salsa Tortuga oder la Tortue salée, la Orchilla ꝛc. 20) Die niederländische Insel Curassao, unter 50° L. und 12° 36′ N.Br., an der Küste von Venezuela in Columbien, enthält 8½ □Meil. mit 13700 Einw. (6000 Sklaven), aus einem dürren Felsen bestehend, durch Fleiß der Einwohner sehr fruchtbar und sonst besonders des Schleichhandels mit dem sehr nahen Festlande wegen sehr wichtig. Darin: Wilhelmsstadt, Sitz des Gouverneurs, mit 5000 Einw., einer schönen Judensynagoge, reichen Magazinen und einem durch das Fort Amsterdam geschützten Hafen St. Barbara- oder St. Annabai. Hierher gehören die kleinen Inseln: Aruba oder Orua, Buen Ayre und die Aver-Gruppe. Merkwürdig ist Aruba durch das daselbst 1824 entdeckte Gold, welches sich zum Theil in pfundschweren Stücken findet; 1826 fand man 71 Pfund Gold. — C) Die Bahama oder lucayischen Inseln, auch Turkish-Island, unter 53—62° L. und 21—27° N.Br., werden durch den neuen Bahamacanal von Ostflorida, durch die von Südosten nach Nordwesten streichende, 130 Meil. lange Bank von Bahama und den alten Canal dieses Namens von Cuba getrennt, sind britisch, 700 an der Zahl, doch meist Klippen mit Corallenriffen und Untiefen umgeben. Auf 257 □Meil. enthalten sie 16000 Einw. und produciren Baumwolle, Südfrüchte, Mahagoni- und Farbehölzer, Seesalz, viele Fische und Schildkröten. Die Hauptinseln sind: Bahama grande im Norden, 33 □Meil. groß, aber unbewohnt; Lucayo oder Abaco, 4½ □Meil. groß, jetzt von den Nordamerikanern besetzt, mit der Stadt Carleton; Providence = 8 □Meil., 8000 Einw., mit dem Hauptorte und Hafen Fort Nassau, 6200 Einw. und Sitz des Statthalters; Andres an der großen Bank, unbewohnt; Guahani (Guanahani), St. Salvator oder Cat-Island im Westen, = 16 □Meil., das erste von Christoph Columbus am 12. Oct. 1492 entdeckte Land. An dem Landungsplatze, jetzt Port Howe genannt, steht zu Ehren des Columbus das Landhaus Colombia. Ferner: die kleinen Caicos und Türkeninseln, die südlichsten des Archipelagus, mit einem Freihafen und Seesalz; die lange Insel (Long-Island) im Norden der großen Bahamabank; Crooked-Island (kruhk'd eiland) mit der Stadt Pittstown; Großinagna, eine der bedeutendsten Inseln; Waltings-Island; Erumas; Mayaguana; Eleuthera oder Harbour-Island und die Alabasterinseln. 71.

Westmacott (Richard), ein berühmter englischer Bildhauer, geb. im Juli 1775 zu London, entschied sich früh für die Kunst und trat schon 1792 seine Reise nach Frankreich und Italien an, wo er sich weiter ausbildete. Nach seiner Rückkehr schlug er seine Werkstätte in London auf und machte sich bald so berühmt, daß er 1809 zum Mitgliede der Akademie erwählt wurde und von nun an die vorzüglichsten Werke auszuführen erhielt. Unter diesen sind die bemerkenswerthesten: die Statue Addison's in Westminster, das Monument Abercrombie's und Collingwood's in der Paulskirche, die Statuen des Herzogs von Bedford in Russel-

Digitized by Google

square, Nelson's in Birmingham, Fox's in Bloomsburysquare, die Bronzestatuen Georg's III. in Liverpool, Canning's vor den Parliamentshäusern und des Herzogs von York im St. James-Park, die colossale Statue des Achilles im Hydepark, das Monument W. Pitt's in Westminster u. v. a., in welchen sich feiner Geschmack mit hoher Kunst vereint und welche sämmtlich zu den vortrefflichsten Denkmälern englischer Kunst gehören. 16.

Westminster, s. London.

Westphälischer Friede, s. Friedensschluß.

Westphalen hieß im frühern Mittelalter die ganze Landstrecke in Deutschland, welche westlich von der Weser bis an den Rhein und nördlich von der Ems bis an die Nordsee sich erstreckt und einen Theil des Landes der Sachsen (s. d. Art.) bildete. Später ward jedoch durch die Begründung eigener Dynastien und Bisthümer in diesen Gegenden der Name immer eingeschränkter und begriff endlich als Herzogthum W. ungefähr die östliche Hälfte des jetzigen preußischen Regierungsbezirks Arensberg und gehörte seit 1179 bis 1802 dem Erzbischofe von Köln, ward hierauf an Hessen-Darmstadt abgetreten und kam 1815 an Preußen, welches es zu einem Theile seiner neugebildeten Provinz W. machte (s. Preußen). Neben diesem Herzogthume W. blieb aber der Name fast in seiner ganzen Ausdehnung im **westphälischen Kreise**, welcher das jetzige W. nebst Jülich-Cleve-Berg und dem Bisthume Lüttich, die lippischen Länder und das ganze übrige Land zwischen der Weser, der Nordsee und den Niederlanden umfaßte. 37.

Westphalen (Königreich). Dieses nur kurze Zeit bestehende Königreich wurde nach dem Frieden zu Tilsit, durch welchen Napoleon sich alle preußischen Staaten diesseits der Elbe, so wie die Länder der Churfürsten von Hessen und Hanover und die des Herzogs von Braunschweig aneignete, aus den Besitzungen der genannten Fürsten geschaffen und daher aus den braunschweig-wolfenbüttelschen und den churhessischen Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, aus den preußischen Provinzen diesseits der Elbe, aus Halberstadt nebst Hohenstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hanöverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohenstein und Elbingerode, Osnabrück, dem nassau-oranischen Fürstenthume Korvey und der Grafschaft Rittberg zusammengesetzt, so daß sein Flächenraum $692\frac{1}{10}$ □Meil. mit 1946343 Bewohnern betrug. Als der neue Staat am 15. Nov. 1807 ins Leben getreten war, ernannte Napoleon seinen 24jährigen Bruder Hieronymus zum ersten Beherrscher desselben und gab dem Lande eine Constitution, welche ganz nach dem Muster der neufranzösischen, mit Umstürzung aller alten Formen, gebildet war. Der junge König, der jedoch eigentlich mehr ein bloßer Präfect des großen französischen Reiches war, traf am 7. Dec. in seiner neuen Residenz Cassel ein, fand aber das Land durch die Plünderungen der Franzosen fast durchgängig erschöpft und das Übel wurde noch dadurch vermehrt, daß der Kaiser zur Belohnung seiner Feldherrn sich die Hälfte aller Domainen vorbehielt und sich die Aufstellung von 12500 Mann in Magdeburg ausbedang, welche von W. beköstigt, besoldet und bekleidet werden sollten. Die Finanzen befanden sich daher in der größten Verwirrung, alle Cassen waren leer, und doch sollte der Staat neugebildet und eine Armee geschaffen werden, welche jedoch bald durch die kluge Leitung der erfahrensten Männer des Landes, die dem Könige zur Seite gesetzt wurden, bis auf 16000 Mann anwuchs. Das Volk befreundete sich nach und nach mit den neuen Formen des Gerichtswesens und den zwar drückenden, aber mit mehr Gleichheit vertheilten Abgaben und die Vortheile und Gerechtsame, welche demselben zu Theil wurden, überwanden bald ihren Widerwillen gegen die neue Ordnung der Dinge und gewährten der Regierung mehr Festigkeit und Sicherheit. Weder des Königs pracht-

Digitized by Google

volle Hofhaltung, noch seine sinnlose Verschwendung schadete dem Lande, da er auf eine Civilliste beschränkt war und überdieß 1 Million Franken aus Frankreich bezog; auch verhinderten ihn die Schranken der Constitution an einem Mißbrauche der ihm anvertrauten Macht. Bis zum Jahre 1809 genoß das Land einer vollständigen innern Ruhe, als aber in diesem Jahre der französisch-östreichische Krieg ausgebrochen war, regten sich innere Unruhen. Von Osten brach Schill mit einem feindlichen Streifcorps in die Elbprovinzen herein, im Süden bei Marburg tobte ein Bauernaufstand und in der Hauptstadt selbst war eine gefährliche Verschwörung ihrem Ausbruche nahe, als sie nur durch ein Ungefähr entdeckt wurde. Dieß veranlaßte härtern Druck und eine Verstärkung der höhern Polizei, wozu sich noch die Anforderungen Frankreichs gesellten, das Heer bis auf 30000 Mann zu vermehren. Vergebens forschten die Finanzminister und die einberufenen Landstände nach Mitteln, die dadurch erhöhten Ausgaben zu bestreiten, bis man endlich zu der Verschleuderung einiger Domainen und zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht nahm, einem Mittel, welches wohl der Noth des Augenblicks abhalf, allein die künftigen Schwierigkeiten nur desto größer machte. Zwar gewann im Jahre 1810 das Land durch Einverleibung von ganz Hanover einen neuen Zuwachs, allein bald darauf riß Napoleon den größten Theil Westphalens an sich und vereinigte es mit seinem Reiche. Vergeblich suchte der König persönlich diese Maßregel in Paris zu hintertreiben; er mußte sich nicht nur darein fügen, sondern auch die strengen Colonialgesetze in dem Umfange seines ganzen Landes in Ausführung bringen. Unter diesen Umständen brach im Jahre 1812 der Krieg gegen Rußland aus; der König stellte sich selbst an die Spitze seiner Armee und führte sie nach Polen, wo er sie aber verlassen und in sein Reich zurückkehren mußte, während sein Heer größtentheils in den Schneefeldern von Rußland zu Grunde ging. Allein schon im folgenden Jahre (1813) begleitete ein neugebildetes Heer von 12000 Westphalen den Kaiser nach Sachsen, aber bereits nach den ersten unglücklichen Vorfällen in Schlesien gingen zwei Regimenter Reiterei zu dem Feinde über. Noch vor der Schlacht bei Leipzig vertrieb Czernitscheff den König aus seiner Residenz, löste zwei Infanterie- und zwei Cavallerieregimenter vor den Thoren von Cassel auf und blieb drei Tage im Besitze der Stadt. Nach seinem Abzuge kehrte der König mit französischen Truppen in seine Hauptstadt zurück, verließ aber bald darauf, bei der Nachricht von der Schlacht bei Leipzig, sein Land für immer, nachdem er noch vorher die Kostbarkeiten seiner Schlösser und einen Theil des Museum vorausgesendet hatte. Schon zwei Tage nach seiner Abreise erschienen die Russen wieder in Cassel; in Zeit von wenigen Tagen war das ganze bisherige Königreich W. aufgelöst und überall die früheren Regierungen wieder eingesetzt. So war am 20. Oct. 1813 von dem erst am 15. Nov. 1807 gegründeten Reiche keine Spur mehr vorhanden. 81.

Wetstein (Johann Jakob), berühmter neutestamentlicher Kritiker, geb. zu Basel 1693, widmete sich hier der Theologie, ward Feldprediger bei einem Schweizerregimente in holländischen Diensten, dem er nach Holland folgte, kehrte aber bald in seine Vaterstadt zurück und wurde hier zum Diakonus ernannt (1717). Wegen verschiedener Abweichungen von der Glaubenslehre der reformirten Kirche seines Amtes entsetzt, begab er sich abermals nach Holland, kehrte aber nach Basel zurück und folgte um 1733 einem Rufe als Professor der Kirchengeschichte nach Amsterdam, wo er 1754 starb. W. hat sich um die Kritik des neuen Testaments große Verdienste erworben. In seiner (bereits 1730 durch „Prolegomena in nov. test." angekündigten) Ausgabe (Amsterd. 1751—1752. 2 Bde. 4.) war er gezwungen, den gemeinen Elzevir'schen Text unverändert abdrucken zu lassen; doch bemerkte er am untern Rande durch gewisse Zeichen diejenigen Lesarten, welche ihm den Vorzug zu verdienen schienen. Er war im Besitze des ganzen damaligen kritischen Apparats und vieler neuer Quellen. Er verglich nicht nur viele bereits

Digitized by Google

benutzte Codices von Neuem, sondern auch noch mehrere bisher ungebrauchte, und excerpirte zum ersten Male die abweichenden Lesarten der philoxenianisch-syrischen Übersetzung. Außer den kritischen Anmerkungen lieferte er treffliche exegetische Bemerkungen, so wie Parallelstellen aus jüdischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern. Die Prolegomena wurden von Semler mit Anmerkungen und einem Anhange (Halle 1764) herausgegeben. 63.

Wette, lat. sponsio; franz. gageure; engl. bet, wager, ist ein Versprechen, vermöge dessen zwei Parteien, welche über eine Sache verschiedener Meinung sind, eine Belohnung für den aussetzen, dessen Meinung sich als die richtige ausweisen wird. Die Wetten haben nichts an sich Unerlaubtes, so daß der Andere das besondere Verbot genau nachzuweisen hat. Wetthaft ist der, welcher die W. verloren hat. Wettefreie Güter sind im Westphälischen, besonders im Osnabrückschen, solche Güter, deren Besitzer blos in Ansehung ihrer Güter leibeigen, im Übrigen aber frei sind. — Wetten sind die in den Gesetzen bestimmten Geldstrafen, daher Wettgerichte solche, welche nur über geringere Vergehen richten, die mit Gelde zu bestrafen sind. Wetteherren sind s. v. a. Fiscale bei den Zünften, welche über deren Gerechtsame wachen. Das deutsche Sprüchwort: „mit dem Tode wettet man den Kläger und den Richter", bedeutet s. v. a. mit dem Todten ist nichts mehr anzufangen. 31.

Wette (Wilhelm Martin Leberecht de), s. De Wette.

Wetter, lat. tempestas; franz. temps; engl. weather, nennt man den momentanen Zustand der Atmosphäre über der Oberfläche der Erde, während ihre länger dauernde Beschaffenheit und deren Veränderungen gewöhnlich Witterung (s. d. Art.) genannt werden; folglich ist auch W. nur ein Theil der Witterung. Man sagt daher von der Witterung eines Tages, das W. ist heute gut, schön, angenehm, schlecht, rauh ꝛc. Auch sagt man, wenn es heftig gestürmt und dabei entweder ein starkes Gewitter oder ein Platzregen oder ein Schneegestöber ꝛc. stattgefunden hat: es war ein furchtbares oder ein schreckliches W. — Wetter- oder Witterungsbeobachtungen heißen die zu bestimmten Stunden jedes Tages angestellten Beobachtungen mittelst des Barometers, Thermometers, Hygrometers, der Windfahne ꝛc. über den Druck, die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft, über die Richtung und Stärke des Windes ꝛc., um so den ganzen Gang des Wetters, d. h. die Witterung eines gewissen Zeitraums, zu erfahren und daraus s. v. a. möglich Resultate für die Meteorologie zu gewinnen. — W. (franz. ariage; engl. vapours) heißt im Bergbaue überhaupt Luft; böse und gute W. sind gleichbedeutend mit Schwaden und guter Luft. In einer Beziehung bedeutet W. den Brodem, welcher aus den Schächten hervordringt und aus Luft mit verdichtetem Wasserdampfe, Pulverrauche und anderen Dämpfen besteht. Die Wetterlehre enthält die physikalischen Grundsätze über den Wechsel der Luft und gibt Anweisung, Luftwechsel in Gang zu halten, zu befördern und einzurichten. 13. 76.

Wetterau, s. Gaue.

Wetterleuchten, lat. fulguratio; franz. éclairs; engl. lightning, ist eine Art von Blitz, bei dem man keinen Donner hört, sondern nur einen ausgebreiteten sogleich wieder verschwindenden Schein bemerkt, welcher bald schwächer, bald heller, nie mit donnerähnlichem Geräusche verbunden ist. Daher kann man denn auch entfernte Blitze, deren Donner der Weite halber nicht mehr gehört werden kann, nicht zum eigentlichen W. rechnen. — Was die Entstehung des Wetterleuchtens betrifft, so wird, wie man glaubt, ein W. sichtbar, wenn die Elektricität nicht zur völligen Vereinigung in einer Wolke kommt, sondern strömend aus einer Wolke in eine andere oder in die Erde übergehet. Selbst das sogenannte St. Elmsfeuer wird hierbei oft sichtbar. 13.

Digitized by Google

Wetterscheide nennt man in der Meteorologie einen Berg oder waldigen Gebirgsrücken, der auf den Zug der Gewitter einen wesentlichen Einfluß in der Art ausübt, daß er den Gewittern ein Hinderniß durch sich entgegenstellt, wodurch sie gemeiniglich längere Zeit verweilen und dann erst in etwas veränderter Richtung weiter ziehen. Oft theilen sich Gewitter durch die W. in zwei Theile, die getrennt nach verschiedenen Richtungen fortziehen, bisweilen auch wieder hinter der W. sich vereinigen. Der seltenste Fall ist eine rückgängige Bewegung des Gewitters, das aber dann sich sehr heftig entladet. 13.

Wetterstedt (Gustav, Graf von), ein ausgezeichneter schwedischer Staatsmann und Gelehrter, wurde im Jahre 1776 zu Wasa in Laland geboren, studirte auf der Universität zu Upsala, trat 1796 in die königliche Kanzlei, bereiste von 1797—1799 einen großen Theil Europas, begleitete alsdann die Stelle eines Secretairs für den auswärtigen Briefwechsel, begab sich im Jahre 1805 als Legationssecretair nach St. Petersburg und nahm von 1806—1808 an den Feldzügen des Königs Gustav IV. Adolph Theil. Nach der Revolution wurde er zum Hofkanzler ernannt, begleitete 1812 den Kronprinzen von Schweden nach Åbo und folgte ihm während der Feldzüge von 1813 und 1814. Im Jahre 1814 unterzeichnete er den Friedenstractat mit Dänemark und später den mit Frankreich zu Paris; alsdann ernannte ihn der König zu einem der 6 Commissarien, welche die Vereinigung Schwedens und Norwegens bewirken sollten. Im Jahre 1818 wurde er zu einem der Herren des Reichs, 1819 in den Grafenstand erhoben und 1822 zum Führer des Kronprinzen Oskar auf seinen Reisen durch Europa erwählt. Hierauf schloß er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wozu ihn der König im Jahre 1824 ernannt hatte, mehrere Verträge mit Rußland, England und Dänemark über Schifffahrt, Handel, Abschaffung des Sklavenhandels ꝛc. ab und zeigte sich auch ferner auf allen Reichstagen, denen er schon seit dem Jahre 1809 beigewohnt hatte, als einen eifrigen Vertheidiger der königlichen Rechte. W. machte sich auch als Gelehrter rühmlich bekannt und wurde nach und nach als Mitglied fast aller Akademien der Wissenschaften von Europa aufgenommen. 81.

Wettin, das Stammhaus des gesammten sächsischen Regentenhauses, von der noch vorhandenen Burg in der Nähe von Halle an der Saale genannt, wird von Einigen von Wittekind (s. d. Art.) hergeleitet, dessen jüngster Sohn, Wittekind II., die Burg Wettin und die Stadt Wittenberg erbaut haben soll. Doch läßt sich diese Abstammung geschichtlich nicht verfolgen und erst mit Dietmar, Grafen zu W. (starb 940), beginnt die geschichtliche Beglaubigung. Die Nachkommen desselben, welche sehr ansehnliche Besitzungen erwarben, theilten sich in mehrere Zweige und aus einem derselben, dem Hause Eilenburg, erhielt Heinrich der Ältere 1090 die Markgrafschaft Meißen, welche auch bis in die neueste Zeit bei dem Hause geblieben ist (s. Sachsen). 37.

Wettrennen, lat. cursus; franz. course; engl. running, war schon den Alten bekannt und bildete einen Theil der Kampfspiele (s. d. Art.); in unserer Zeit ist es aber besonders ein Nationalfest der Engländer, welches jährlich fast in allen Grafschaften gefeiert wird und von da in der neuesten Zeit auch in anderen Ländern, besonders in Norddeutschland, gebräuchlich geworden ist. In England gründet sich dasselbe auf die bekannte Schnellfüßigkeit der englischen Pferde und die den Engländern eigenthümliche Wettlust. Es kommen nämlich eine Menge Pferdebesitzer zusammen und legen Jeder eine gewisse Summe ein, deren Gesammtbetrag den Gewinn bildet. Darauf bilden sie einen Ausschuß, welcher die Leitung des Festes übernimmt und den Platz, auf welchem das W. stattfinden soll, durch weiße Säulen abstecken läßt. Die rennenden Pferde selbst werden durch Jockeys geritten, welche alle mit dem Zubehöre einerlei Schwere haben müssen, daher vorher gewogen werden und, wenn sie leichter sind als andere, noch das fehlende Gewicht an-

Digitized by Google

gehängt erhalten. Sie stellen sich in einer Reihe vor einem aufgespannten Seile auf und beginnen das W., wenn dieses durch ein gegebenes Zeichen mit dem Waldhorne gefallen ist. Am Ziele angelangt werden sie von Neuem gewogen, damit sie nicht etwa etwas von ihrem Gewichte abgeworfen haben und die Pferde von Stallknechten in Empfang genommen, welche sie sorgfältig behandeln müssen, damit sie von der Anstrengung keinen Schaden erleiden. Das Ziel ist entweder abgesteckt oder man rennt auch frei in gerader Linie nach einem hervorragenden Kirchthurme, was steeple-chase genannt wird. Außer diesen Privatwettrennen werden in England auch jährlich etwa 60 königliche W. gehalten, bei denen die Regierung den Preis ertheilt; alle sind aber ein allgemeines Volksfest, an welchem Jedermann Theil nimmt und selbst die Industrie aller Art Gewinn zu machen sucht. — In München hat man seit 1811, in Meklenburg, Brandenburg und dem preußischen Sachsen seit etwa einem Decennium die W. eingeführt und man betrachtet sie für ein vorzügliches Mittel zur Veredlung der Pferdezucht, indem in ihnen ein besonderer Antrieb zur Sorgfalt dabei liegt, und in der That pflegt auch der Engländer alles nur Mögliche zur Zucht und Behandlung der Wettrenner aufzuwenden. 30.

Wetzel (Friedrich Gottlob), einer der vorzüglicheren neueren deutschen Dichter, ward 1780 in Bautzen geboren und widmete sich trotz der beschränkten Verhältnisse seines Vaters, eines Tuchmachers, dem Studium der Medicin zu Leipzig und Jena, ward aber in Jena durch Schelling mehr für die Philosophie gestimmt und entwickelte dabei seine bedeutende dichterische Anlage, indem er zur Deckung seiner nothwendigen Lebensbedürfnisse als Student seinen mit vieler Ironie geschriebenen „Plunder" herausgab. Nachdem er die Universität verlassen hatte (1802), lebte er an verschiedenen Orten seinen Neigungen und begab sich endlich 1805 nach Dresden, wo er sich durch schriftstellerische Arbeiten ernährte, und von da 1809 nach Bamberg, wo er die Redaction des „Fränkischen Mercur" übernahm, die er auch unter mancherlei Kämpfen und Sorgen bis an seinen Tod (1819) mit Kraft und Umsicht leitete. Noch auf seinem Sterbebette widerstand er mit Nachdruck den Bemühungen des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, ihn zum katholischen Glauben zu bekehren, obwohl man seinen Übertritt behauptet hat. — W. war ein wahrhaft poetisches Genie; aber seine äußere Lage war nie geeignet, dasselbe gehörig entwickeln zu lassen. Deßhalb läßt sich auch bei großer Originalität sein Anklang an sein Vorbild, Schiller, nicht ganz verkennen, und bei seiner innigen Gemüthlichkeit zeigte er sich doch oft schroff und bitter. Seine vorzüglichsten Werke sind die Trauerspiele: „Die Jungfrau von Orleans" und „Hermanfried, letzter König von Thüringen"; seine humoristischen Schriften: „Rhinoceros" (Nürnberg 1810, eine Parodie von Tiedge's „Urania") und der gegen die Nützlichkeitstendenz der Zeit gerichtete „Prolog zum großen Magen" (Altenburg 1815); am Gelungensten aber sind seine „Kriegslieder" (Altenb. 1815), in welchen er den Ton des Volkslieds sehr gut zu treffen wußte, und seine „Schriftproben" (Bamberg 1814—1818. 2 Bdchen.), vortreffliche Mythen und Romanzen enthaltend. — Vergl. Z. Funck, „Aus dem Leben zweier Dichter, E. Th. W. Hoffmann's und F. G. Wetzel's" (Leipz. 1836). 16.

Wetzlar, Stadt an der Lahn, mit ihrem Gebiete eine Enclave des preußischen Regierungsbezirks Coblenz zwischen dem nassauischen und hessendarmstädtischen Gebiete bildend, hat etwa 5000 Einw., 6 Kirchen und 1 Gymnasium und ist bekannt als der Sitz des Reichskammergerichts von 1691 bis 1806, dessen Archiv von 80000 Fascikel Acten jetzt in Wien befindlich ist. Als solcher war sie freie Reichsstadt, kam aber 1803 an Mainz, dann an das Großherzogthum Frankfurt und 1815 an Preußen. In der Kriegsgeschichte ist die Stadt bekannt durch das Treffen am 15. Juli 1796, in welchem der Erzherzog Karl mit Östreichern und

Digitized by Google

Sachsen den Marschall Jourdan mit der Maas- und Sambrearmee zum Weichen brachte. 37.

Wetzschiefer, lat. lapis cotarius; franz. schiste à aiguiser; engl. whetslate, ist ein eigenthümliches, geradschieferiges, etwas splitteriges Fossil von grünlich-grauen bis berggrünen Farben, von der Härte des Apatites, spröde, mager anzufühlen, an den Kanten schwach durchscheinend, welches in Lagern von bedeutender Erstreckung im Thonschiefer der Übergangsgebirge und Urgebirge gefunden wird. Man bedient sich desselben als Schleifstein und verarbeitet ihn zu Hand- und Sensensteinen an seinen Fundorten zu Sonnenberg im Meiningischen. Er ist außerdem gekannt bei Freiberg, Saalfeld, Lichtenberg bei Bayreuth, Werfen in Salzburg, bei Marseille in Frankreich. 76.

Weyer (Sylvain van de), außerordentlicher Gesandter des Königs von Belgien zu London, ward geboren um 1796 zu Amsterdam, studirte auf der Universität zu Löwen und trat zuerst als Sachwalter beim Gerichtshofe in Brüssel auf, wo er zwar in einigen Criminalfällen sich durch Talent auszeichnete, aber nie zu bedeutendem Rufe gelangte. Seine Gönner verschafften ihm die Stelle eines Vorstehers der Stadtbibliothek; er verlor sie aber später wegen unvorsichtiger Äußerungen gegen die Regierung, auch wurde er von der ihm von der Regierung übertragenen Mitredaction der „Gazette des Pays-Bas", später „Journal de Bruxelles" genannt, ausgeschlossen, weil er zugleich an dem Oppositionsblatte: „Courier des Pays-Bas" Antheil genommen hatte. Er blieb ein entschiedener Gegner der Regierung bis zur belgischen Revolution (1830), wozu er eifrig mitwirkte, und wußte nach deren Ausbruche schlau die Gelegenheit zu benutzen, sich emporzuschwingen. Er ward nach einander Secretair der Municipalcommission, Mitglied der Sicherheitscommission (seit 11. Sept. 1830) und der provisorischen Regierung und sprach als Mitglied des am 9. Nov. zusammengetretenen Nationionalcongresses für den Ausschluß des Hauses Oranien. Im Decbr. 1830 ging er mit Hippolyt Vilain XIV. als Minister des Auswärtigen zu den Unterhandlungen über die holländisch-belgischen Angelegenheiten nach London ab und blieb auch nach seiner Rückkehr Minister, bis Lebeau an seine Stelle trat. Seit dem Juli 1831 außerordentlicher Gesandter in London wohnte er im Gefolge des Königs dessen Vermählung mit Ludwig Philipp's Tochter zu Compiegne bei (August 1832). Er ging dann wieder nach London und behielt seinen Gesandtschaftsposten. Wirft man einen Blick auf den Gang der Unterhandlungen zu London, so ist nicht zu läugnen, daß W. die Mehrzahl der belgischen Staatsmänner hinter sich zurückläßt. Früher unbemittelt hat er seit der Revolution in Belgien sich ein bedeutendes Vermögen erworben. 25.

Wezel (Johann Karl), ein zu seiner Zeit beliebter deutscher Romanschriftsteller und Dramatiker, am 31. Oct. 1747 zu Sondershausen geboren, wurde, nachdem er seine Studien zu Leipzig beendigt hatte, Hofmeister bei dem Grafen von Schönburg in der Lausitz (1769) und machte mehrere Reisen nach London, Paris, Berlin, Hamburg und zuletzt nach Wien, wo er einige Zeit die Stelle eines Theaterdichters bekleidete und bei Joseph II. in hoher Gunst stand. Später lebte er als privatisirender Gelehrter von dem Ertrage seiner Schriftstellerei in Leipzig, bis er in eine unheilbare Geisteskrankheit verfiel und von seiner Familie in Sondershausen verpflegt werden mußte. Alle Versuche, seinen Wahnsinn zu mindern, scheiterten und er verlebte 3 Jahre in diesem erbärmlichen Zustande. Der Hof zu Sondershausen und wohlthätige Freunde gewährten ihm seinen dürftigen Unterhalt. Er wollte keinen Menschen mehr sehen und wies die Zudringlichen bitter zurück. Er starb am 28. Jan. 1819. Sein Charakter war ein Gemisch von Wahrheitsliebe, Eitelkeit und Heftigkeit, wozu sich viel Bizarres gesellte, das einen schlimmen Ausgang erwarten ließ. W. besaß ein nicht unbedeutendes Talent für das Komische;

Digitized by Google

Witz, Laune und feine Charakterzeichnung verschafften seinen Werken verdienten Beifall, der aber leider dem eiteln Dichter nicht genügte. Die unfreundliche und oft herbe Stimmung in den letzten Schriften des gekränkten Mannes scheuchte allmählig die Lesewelt von ihm hinweg und die dadurch sich immer steigernde Erbitterung führte ihn endlich zum Wahnsinn. Unter seinen zahlreichen Schriften sind besonders zu nennen: das Drama „Filibert und Theodosia" (Leipz. 1772. 8.); das Trauerspiel „Der Graf von Wickham" (Leipz. 1774. 8.); die „Lustspiele" (Leipz. 1778—1787. 4 Thle. 8.); die Romane: „Lebensgeschichte Tobias Knaut's des Weisen" (Leipz. 1774—1775. 4 Thle. 8.), „Belphegor" (Leipz. 1776. 2 Thle. 8.), „Peter Marks und die wilde Betty, zwei Ehestandsgeschichten" (Leipz. 1779. 8.), „Hermann und Ulrike" (Leipz. 1780. 4 Bde. 8.), „Wilhelm Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit" (Leipz. 1782. 2 Thle. 8.); die „Satyrischen Erzählungen" (Leipz. 1777—1778. 2 Bde. 8.), „Kakerlak oder Geschichte eines Rosenkreuzers" (Leipz. 1784. 8.); der populär philosophische „Versuch über die Kenntniß des Menschen" (Leipz. 1784—1785. 2 Thle. 8.) und die für die Geschichte der deutschen Literatur nicht unwichtige Schrift „Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen" (Leipz. 1781. 8.). Seine Bearbeitung des „Robinson Crusoe" (Leipz. 1779—1780. 2 Thle. 8.) wurde durch die Campe'sche verdrängt. Eine Versündigung an dem gesunden Menschenverstande muß es genannt werden, daß man die Producte W.'s während seines Wahnsinnes, in welchem er sich für Gott hielt, herausgab. Sie führen den Titel: „Werke des Wahnsinnes von Wezel, dem Gottmenschen" (Erf. 1804. 4 Bde. 8.). 67.

Whigs, s. Tories.

Whiskey bezeichnet im Irländischen eigentlich Wasser, dann aber vorzüglich Kornbranntwein. 30.

Whiston (William), einer der berühmtesten englischen Gelehrten, 1667 zu Northon geboren, studirte zu Cambridge Theologie, Philologie, Philosophie und Mathematik und erwarb sich bald durch seine großen Kenntnisse bedeutende Gönner, ward um 1695 Kaplan des Bischofes von Norwich, 1798 Vicar zu Lowestoft in Suffolk und 1700 durch seine Schrift: „A new theory of the earth" (Lond. 1696. 8. 5. Ed. 1736. 4. Deutsch, Frankf. 1715. 4.) Professor der Mathematik in Cambridge, wo er mit großem Beifalle Astronomie lehrte, aber sich nebenbei eifrig mit Theologie beschäftigte und 1708 anfing, die Lehre von der Dreieinigkeit als unchristlich und unbiblisch darzustellen und einen vollständigen Arianismus zu vertheidigen. Dieß veranlaßte ihm eine Menge Streitigkeiten und 1710 die Entlassung von seinem Lehramte; doch ging der gegen ihn eingeleitete Proceß nicht fort und W. begab sich nun nach London, wo er Unterricht in der Mathematik ertheilte und neben mehreren geologischen und astronomischen Schriften besonders eine Menge theologischer Abhandlungen über urchristliche Zustände und Schriften zur Vertheidigung seiner Ansicht von der Dreieinigkeit schrieb und in einen lebhaften theologischen Streit verwickelt ward. Endlich trat er zu den Baptisten über und starb 1752 in London. Auch die Ewigkeit der Höllenstrafen läugnete er in einer 1740 erschienenen Schrift. In seinen „Memoirs" (Lond. 1749—1750. 3 Voll.) erzählt er sein Leben selbst. 16.

Whiteboys (spr. Ueitebais), d. i. Weißbänder, war ein Spottname der Glieder der ehemaligen antioranischen Association in Irland von der weißen Farbe ihres Bundeszeichens. 30.

Whitefield (spr. Ueitfield) (Georg), Mitgründer der Methodisten, geb. zu Gloucester den 15. Decbr. 1714, kam in seinem 18. Jahre als Servito. nach Oxford und wurde ungefähr ein Jahr nachher mit J. Wesley bekannt. In seine Heimath zurückgekehrt ordinirte ihn der Bischof Benson von Gloucester, ob er gleich erst

Digitized by Google

21 Jahre alt war. Er besaß ein schönes Äußere, eine erstaunliche Beredsamkeit, lebendige Phantasie, glühenden Eifer, „den Sohn Gottes durch Rettung von Menschenseelen zu verherrlichen". 1737 schiffte er sich nach Georgien ein, um den Indianern das Evangelium zu predigen. Nachdem er eine Zeit lang dort gearbeitet hatte, kehrte er nach London zurück, um sich ordiniren zu lassen und für ein nach Franke's Vorgange projectirtes Waisenhaus zu collectiren. Aber die eifersüchtige Geistlichkeit verschloß ihm die Kirchen zu London und Bristol. Nun begann er den Kohlengräbern in Kingswood zu predigen und zwar auf freiem Felde. Eine Menge Zuhörer strömte von Bristol herbei und man schätzte die horchende Menge zuweilen auf 20000. Er predigte mit einem Feuereifer, der auch die verstocktesten Sünder, auch die erklärtesten Religionsverächter zu bekehren vermochte. Nachdem er endlich über 1000 Pfund für das zu stiftende Waisenhaus in Georgien gesammelt hatte, kehrte er nach Amerika zurück. Auch hier wurde ihm die Episcopalkirche verschlossen und er predigte daher in Dissenterskapellen und unter freiem Himmel. Als der Bau des Waisenhauses begonnen hatte, kehrte er 1741 abermals nach London zurück und predigte in Schottland und England. Von 1744 bis 1748 verweilte er wieder in Amerika und wirkte besonders unter den Negern der Bermudasinseln. Seine siebente Reise nach Amerika machte er 1769 und starb am 30. Sept. 1770, die Colonie in Georgien im schönsten Flor zurücklassend. In seinen 34 Amtsjahren hatte er etwa 18000mal gepredigt. Vergl. „The life of G. Whitefield" (Edinb. 1826); „Leben Georg Whitefield's". Nach dem Englischen herausgegeben von A. Tholuck (Leipz. 1834). 63.

Wichmann (Johann Ernst), ein berühmter, vielbeschäftigter und durch große Gelehrsamkeit ausgezeichneter praktischer Arzt, ward zu Hanover am 10. Mai 1739 geboren, studirte zu Göttingen und reiste dann nach Paris und London, auf welcher Reise er für die englische Medicin eine große Vorliebe gewann, die er auch später in seinen Schriften häufig zu erkennen gab. Nach Beendigung dieser Reise ließ er sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, wo ihm seine Kenntnisse und seine Geschicklichkeit sehr bald eine zahlreiche und einträgliche Praxis verschafften, so daß er nach Werlhof's Tode sich im Besitze des allgemeinen Zutrauens sah. Als Beweis der Anerkennung seiner Verdienste als Arzt so wie als Schriftsteller erhielt er die Stelle eines königlich großbritannisch-hanöverschen Leibarztes. Er starb am 12. Juni 1802. — W. hat sich durch mehrere Schriften, hauptsächlich aber durch seine „Ideen zur Diagnostik" (Hanov. 1794—1802. 3 Bde.), eines der vorzüglichsten medicinischen Werke des vorigen Jahrhunderts, einen großen Namen gemacht. Er ist mit diesem Werke als der Schöpfer einer neuen und zwar der wichtigsten medicinischen Doctrin, der Diagnostik, aufgetreten und hat als solcher eine Menge Nachfolger gefunden, die ihn indessen in Hinsicht des Scharfsinns, mit dem er die Verschiedenheiten unter einander ähnlicher Krankheiten auffand, noch nicht erreicht haben. Zu bedauern ist, daß er bei seinen Untersuchungen zu wenig auf pathologische Anatomie Rücksicht nahm. Außer diesem Werke verdienen noch bemerkt zu werden: „Beitrag zur Geschichte der Kriebelkrankheit im Jahre 1770" (Leipz. 1771); „Ätiologie der Krätze" (Hanov. 1786), worin er die Existenz der Krätzmilbe behauptet, eine Thatsache, die erst in neuerer Zeit wieder Aufmerksamkeit und Bestätigung gefunden hat; „Kleine medicinische Schriften" (Hanov. 1799). Als Arzt legte er einen großen Werth auf strenge Befolgung der diätetischen Regeln; wie alle große Ärzte beobachtete er sorgfältig den Gang der Krankheitsconstitution; bei Behandlung der Kinderkrankheiten erkannte er, und das mit Recht! das beschwerliche Zahnen nicht als Krankheitsursache an. 39.

Wicliffe oder Wiclef (Johann), ein gelehrter und berühmter Kirchenreformator des XIV. Jahrh., wurde im Jahre 1324 zu Wicliffe, einem Dorfe bei Richmond in der Grafschaft York, geboren, studirte zu Oxford die Rechte und

Theologie, namentlich die heilige Schrift und die Schriften der Kirchenväter, und ward nach Verwaltung mehrerer anderer Ämter 1365 Präses des Collegium von Canterbury zu Oxford. Zunächst durch äußerliche Veranlassungen auf mehr äußerliche Mängel geführt vertheidigte er 1360—1370 in gelehrten Flugschriften die Rechte der Universität gegen die Bettelmönche, welche den Zutritt zu den akademischen Lehrämtern ausschließend für sich in Anspruch nahmen, und als sich England um 1366 dem päpstlichen Lehnzinse (Peterspfennig) entzog, schrieb er für die bürgerliche Selbstständigkeit seines Vaterlandes und vertheidigte die Rechte des Königs gegen den Papst. Vergebens entsetzte ihn dieser durch eine Bulle seiner Stelle. Seit 1372 Professor der Theologie an der Universität Oxford nahm er im Auftrage des Hofes 1376 an den Unterhandlungen über einen Vertrag mit dem Papste zu Brügge Antheil, durch welchen dieser auf den Lehnzins und auf die Besetzung englischer Kirchenämter verzichtete. Nach Beendigung dieser Gesandtschaft, wobei er die Gesinnungen der römischen Curie noch genauer kennen gelernt hatte, ertheilte ihm der König ein Kanonicat an der Collegiatkirche zu Westbury und die Pfarrei zu Lutterworth in Leicestershire. Er aber sprach nach seiner Rückkehr noch freier gegen das Papstthum des Antichrists, gegen Mönchthum, Fegfeuer, Ohrenbeichte, Ablaß, Heiligen- und Bilderdienst. Kein Wunder, daß ihn die Mönche auf alle Weise zu stürzen suchten. Schon entging er kaum durch eigene Gewandtheit in seiner Vertheidigung und durch den Schutz der weltlichen Gewalt den Folgen eines Processes, welchen Papst Gregor XI. 1377 gegen ihn, den päpstlich Gesinnte 19 häretischer Sätze angeklagt hatten, vor dem einheimischen geistlichen Gerichte anhängig machte. Diese Sätze wiederholten größtentheils nur die neuen staats- und kirchenrechtlichen Grundsätze von der Stellung des Regenten und der allgemeinen Kirche über Papst und Klerus, von Aufhebung aller der drückenden Papstrechte, von dem unevangelischen weltlichen Güterbesitze und weltlichen Sinne des geistlichen und Mönchsstandes. Sie fanden daher auch, als dem Interesse des Landes, der Regierung, des Adels und Bürgerstandes gemäß, bei allen diesen Schutz gegen den höhern Klerus und die Mönche. Die Theilnahme, welche ihm die Laien bei den öffentlichen Verhandlungen über ihn bewiesen, und das eigene fortgesetzte biblische Studium richteten seine Aufmerksamkeit zugleich auf das Religiöse der Kirchenverbesserung und brachte in ihm den Gedanken zur Reife, die Laien zur Theilnahme an derselben zu ziehen, indem er von 1380 an einzelne Bücher der heiligen Schrift aus der Vulgata ins Englische übersetzte. Eben dieß aber und sein Fortgehen zu Häresien über den Lehrbegriff in seinen „XVI conclusiones“ (1381) regte auch seine Gegner mehr auf und entzog ihm den Schutz der Regierung wenigstens in so weit, daß diese in Folge einer Synode zu London (1382) unter dem Erzbischofe Courtney von Canterbury gefängliche Einziehung und Verdammung aller derer anordnete, die der Wicliffe'schen Häresien überführt wären. W. selbst mußte nun zwar sein Lehramt aufgeben und wurde von Oxford verwiesen, doch in seiner persönlichen Freiheit durch das Haus der Gemeinen gesichert zog er sich auf seine Pfarrei Lutterworth zurück, aus welcher er 1383 vergebens von Urban VI. zur Verantwortung nach Rom citirt ward. Die ihm nun gewordene Ruhe benutzte er bis an seinen Tod (am 31. Dec. 1384) zur Zusammenfassung seiner Resultate in seinem Hauptwerke, „Trialogus“ (in 4 Büchern, Basil. 1525. 4. Francof. et Lips. ed. Wirth. 1753. 4.) genannt, welches sein scholastisch-augustinisches System und seine reformatorischen Behauptungen enthält. In den drei ersten Büchern, welche größtentheils speculative Dogmen mit wenig Abweichung enthalten, stellt er die zwei Fundamentalsätze auf: daß die heilige Schrift über allen anderen Auctoritäten des Papstes, wie der Tradition stehe, und daß keine Excommunication gültig sei, wenn ihr nicht die Verdammung vor Gottes Gericht vorangehe. Seine einzelnen Abweichungen im 4. Buche betreffen größtentheils die Lehren oder

Digitized by Google

Anstalten für das praktische Christenthum, die Sacramente. Die hauptsächlichsten dieser Abweichungen sind folgende: im Abendmahle findet eine Verwandlung nur der Kraft, nicht des Wesens, keine körperliche, nur eine geistige Gegenwart statt. Die Seelenmesse ist nicht von Christus eingesetzt. Die bezahlten Fürbitten durch Geistliche und Mönche haben nicht mehr Kraft, als jedes andere Gebet; bei der Ordination muß man zur ältesten Form zurückkehren, wo es nur Presbyter und Diakonen gab; die weltliche Gewalt hat das Recht und die Pflicht, allen weltlichen Besitz, außer dem Zehnten, dem Klerus zu entziehen; die letzte Ölung ist kein Sacrament; nur die innere Buße und das reuige Bekenntniß vor Gott ist nothwendig zur Seligkeit, nicht die äußere Ohrenbeichte nebst den Bußwerken; die Lehre von den Indulgenzen und dem Schatze der überflüssigen Werke Christi und der Heiligen ist eine rohe Blasphemie vom Antichrist; die Kraft der geistlichen Handlungen wird vernichtet durch Todsünden der Administrirenden. Ebenso erklärte sich W. gegen das Mönchthum als einen besondern Stand, gegen den ganzen äußerlichen Cultus, besonders gegen Heiligen- und Bilderverehrung, Wallfahrten, lateinische Kirchensprache, Überzahl von Festen, gegen den geistlichen Cölibat, die Todesstrafe und den Krieg. W.'s Ansichten pflanzten sich nicht minder im Volke als unter den höheren Ständen und Gelehrten fort und gewannen ihm sehr viele Anhänger. Diese, die Wiclefiten, welche gewöhnlich nicht zu einer besondern Gesellschaft verbunden waren, gaben den Lehren W.'s noch weitere Ausdehnung und entfernten sich noch weiter von der Kirchenlehre. Aber der Erzbischof Thomas Arundel von Canterbury verdammte auf einer Synode zu London (1396) 18 Sätze des „Trialogus" und verfaßte 1408 neue Constitutionen gegen denselben. Ja die Kirchenversammlung zu Kostnitz ließ sogar W.'s Gebeine ausgraben und verbrennen und die englische Regierung ließ sich selbst zu blutiger Verfolgung (seit 1400) fortreißen. Doch wucherten seine freisinnigen Grundsätze im Stillen fort in der Kirche, verbreiteten sich auch in andere Länder, wie nach Deutschland und Böhmen, wo sie den Reformator Huß aufregten, und bereiteten so die große Katastrophe des XVI. Jahrhunderts vor. Vergl. Lewis, „The history of the life and sufferings of John Wicliffe" (Lond. 1720); Gilpin, „Biographien der bekanntesten Reformatoren vor Luther" (Frankf. und Leipz. 1769); Zitte, „Geschichte des englischen Reformators Joh. Wiclef" (Prag 1786); Fischer, „Joh. Wiclef's Leben" (Leipz. 1801); Rob. Vaughan, „The life and the opinions of John de Wicliffe" (Lond. 1827. ed. 2. 1831); Flathe, „Geschichte der Vorläufer der Reformation" (Leipz. 1836) 2. Thl. S. 155 ff. 63.

Widder ist das oberste Sternbild des Thierkreises, südwärts unter dem Triangel und nordwärts über dem Kopfe des Wallfisches, und nimmt den Raum von 28° ♈ bis 21° ♉ der Länge nach ein. Im W., dem Flamsteed 66 Sterne beilegt, sind zwei kenntliche Sterne am Kopfe desselben nahe bei einander; der hellste, zweiter Größe, steht vorn an der Stirn, und der andere, von der dritten Größe, am Ohre des Widders, welcher einen Stern vierter Größe, Namens Mesarthim, bei sich hat. 13.

Widder (Kriegswesen), s. Mauerbrecher.

Widerlage bedeutet in älteren Schriften bisweilen eine Widerlegung von etwas; dann im ehemaligen Franken und Schwaben so viel als das Gegenvermächtniß, weßhalb es auch Wiederlage geschrieben wird. 31.

Widerspruch (contradictio, repugnantia) bedeutet ganz allgemein einen Gegensatz in der Sphäre des Denkens, den Begriff. Nun ist es Grundgesetz der Logik, daß man Entgegengesetztes nicht zusammen denken könne und dieses Gesetz ausgesprochen bald in der Formel: Ein Ding kann nicht zugleich sein und nicht sein, oder: Ein Ding kann nicht Entgegengesetztes zugleich sein, oder: Keinem Dinge kommen sich selbst aufhebende Merkmale zu ꝛc., ist vielbekannt als der Satz

Digitized by Google

des Widerspruchs. Ein jeder Begriff eines Dinges, welchem ein solches widersprechendes Merkmal beigegeben wird, ist eine contradictio in adjecto und vernichtet sich selbst. Die Logik oder Dialektik hat daher darauf zu sehen, daß solche Widersprüche nicht vorkommen und das Widersprechende aus seiner unnatürlichen Verbindung herauszulösen; so ist sie die negative Dialektik, wie sie schon Zeno von Elea übte (s. d. Art.). — Dagegen nun hat man neuerdings, von Seiten der Hegel'schen Philosophie, behauptet: Nichts sei widerspruchslos; in allen Dingen sei ein Gegensatz von Elementen, allgemein von Unendlichem und Endlichem, Allgemeinem und Besonderm, und dieser W. sei das Wesen der Dinge selbst und bedinge ihr Werden und den ganzen Proceß alles Lebens und Entstehens; die Philosophie aber habe nicht die beiden widersprechenden Elemente zu trennen, sondern ihren Übergang in einander darzustellen als eine positive oder speculative Dialektik. Beide Ansichten fassen das Wesen des Widerspruchs unvollkommen auf. Zwei entgegengesetzte Elemente sind in jedem Dinge, folglich auch in jeder Vorstellung vereinigt, Kraft und Form, Wesen und Erscheinung, und beide sind untrennbar, wollen wir das Ding als seiend, als Totalität betrachten. Allein eben dieser Gegensatz macht, daß es bei dieser Vorstellung nicht bleibt, daß ich, um das Ding seiner Wahrheit nach zu erkennen (s. Wahrheit), die beiden Elemente trennen und als Gegensätze auf einander beziehen muß im Urtheile (s. d. Art.). Doch ist hier noch kein W. vorhanden, weil das Wesen nicht als solches auch Erscheinung ist, sondern nur zur Erscheinung wird, also beide nur im Übergange sich treffen. Wenn dagegen ein Einzelnes mit einem andern Einzelnen zusammentrifft, so schließen sie sich aus, und wird das Eine vom Andern als Prädicat ausgesagt, so ist dieser Begriff selbst widersprechend, contradictio in adjecto. Z. B. im Menschen ist das allgemeine Thierische im steten Übergange begriffen zu dem bestimmteren Vernünftigen, Geistigen; darin liegt kein W., sondern dieß macht gerade sein Leben aus. Aber das einzelne Thier und der Mensch schließen sich aus und wird jenem Einzelnen als solchem die andere Einzelheit des Menschlichen beigelegt (ein vernünftiges Thier), so ist dieß ein widersprechender Begriff. Weil es nun verschiedene Stufen der Wesen gibt, so schließt sich jedes Einzelwesen gegen alle folgende Stufen ab, tritt mit ihnen in W., und man kann dann sagen: A ist nicht B, C, D ꝛc., da man im erstern Falle nur schlechthin A einem Nicht-A entgegensetzte. Dieser weitere W., der, wie man einsieht, ins Unbestimmte fortgeht, heißt gewöhnlich Widerstreit, contrarietas, oder indirecter W., weil B, C, D ꝛc. dem A nur mittelbar als Nicht-A's entgegengesetzt sind; z. B. der Stein ist nicht Pflanze, nicht Thier, nicht Mensch ꝛc. 80.

Widerstand, lat. resistentia; franz. und engl. resistance, heißt Alles, was die Anwendung einer Kraft erfordert, damit eine Veränderung in seiner Bewegung oder Ruhe hervorgebracht werde. So hat man W. bei Maschinen, d. h. Hindernisse der Bewegung an Maschinen. Diese zeigen sich 1) von der Trägheit oder dem Beharrungsvermögen der zu bewegenden Maschinentheile sowohl, als der durch die Maschine zu bewegenden Massen; 2) von der Reibung oder Friction der auf einander sich bewegenden Maschinentheile; 3) von der Steifigkeit oder Unbiegsamkeit der Seile und Ketten bei solchen Maschinen, die der Seile bedürfen; 4) von dem Widerstande der Luft, der sich manchen Theilen einer Maschine, welche in Bewegung sind, entgegenstemmt und sie in ihrer Wirkung aufhält, und 5) von dem Widerstande des Wassers. Diese Hindernisse lassen sich nicht ganz hinwegschaffen, wohl aber verringern. 40.

Widerwille, s. Idiosynkrasie.

Widmer (Samuel), ein berühmter Mechaniker und Manufacturist, ward 1767 zu Othmarsingen im Aargau geboren, lernte in der Kattunfabrik seines Groß-

Digitized by Google

vaters von mütterlicher Seite und kam dann zu seinem Oheim Oberkampf (s. d. Art.) nach Jouy, wo er neben den praktischen Handgriffen seines Gewerbes auch Mechanik, Physik und Chemie erlernte und nach einigen Jahren die Oberleitung des Geschäftes übernahm. Als solcher wandte er zuerst Berthollet's (s. d. Art.) Bleichart im Großen an, erfand 1792 den Druck mit gestochenen kupfernen Cylindern, später eine Maschine, die Muster in Kupfer zu stechen, versuchte 1809 zuerst die Heizung der Farbekessel mit Dampf und entdeckte die Hervorbringung einer schönen grünen Farbe durch einmaliges Färben (vert solide d'une seule application), ohne jedoch den von der königlichen Societät zu London dafür ausgesetzten Preis von 2000 Pfd. Sterl. durch Mittheilung dieser Entdeckung verdienen zu wollen. Nichtsdestoweniger ward er bei einer Reise nach England sehr zuvorkommend aufgenommen, lernte dort die Maschine zum Öffnen der Baumwolle kennen und führte sie in seiner Spinnerei zu Essonne ein. So war er unablässig für das Fabrikwesen in Frankreich thätig und erfand noch eine Maschine zum Bleichen der Leinwand, die er hydrocyclophore nannte, weil das siedende Wasser darin einen Kreislauf macht, ward aber durch die unablässige Anstrengung endlich so abgespannt, daß er in Melancholie versank und in solcher 1824 starb. 16.

Wiebeking (Karl Friedrich von), berühmter Topograph und Wasserbaumeister, ward den 25. Juli 1762 zu Wollin in Pommern geboren und widmete sich der praktischen Geometrie mit solchem Erfolge, daß er schon 1780 die Aufnahme des Herzogthums Meklenburg-Strelitz und bald darauf eines Theiles von Pommern und des Netzedistrictes übernehmen konnte. Diesen Arbeiten folgten seit 1784 zunächst die Aufnahme der Herzogthümer Gotha und Weimar, der Herrschaft Schmalkalden und des Herzogthums Meklenburg-Schwerin, worauf er 1788 als Wasserbaumeister für das Herzogthum Berg in pfalzbaiersche Dienste trat und auf eigene Kosten die Aufnahme des Herzogthums besorgte. Um 1797 ward er in gleicher Eigenschaft in Darmstadt angestellt und erhielt 1801 in Folge seines classischen Werkes: „Theoretisch-praktische Wasserbaukunde" (Manheim 1798—1805. 5 Bde. Neue Aufl. 1811) einen Ruf als Wasserbaumeister mit dem Hofrathstitel nach Wien, wo er nun sehr thätig wirkte, aber wegen mancher ihm gemachten Hindernisse 1805 den Ruf als geheimer Rath, Finanzreferendar und Chef des Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesens nach München annahm, seit welcher Zeit eine Menge derartiger Bauwerke, unter anderen der Hafen zu Lindau, unter seiner Leitung vollendet wurden. Doch legte er seine sämmtlichen Ämter bereits 1818 nieder, um sich allein literarischen Beschäftigungen zu widmen. Von seinen trefflichen, mit großer Gelehrsamkeit und praktischem Tacte geschriebenen Werken nennen wir außer dem angeführten: „Theoretisch-praktische Straßenbaukunde" (Manh. 1804); „Brückenbaukunde" (Tübingen 1809); „Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde" (1. Bd. München 1821. 4. mit Kupfern). 16.

Wiebel (Johann Wilhelm von), erster Generalstabsarzt der preußischen Armee, geheimer Obermedicinalrath und Leibarzt des Königs von Preußen, ward am 24. Oct. 1767 zu Berlin geboren und trat 1784 als Militairarzt in die Armee, in welcher er durch sein Talent, seinen Fleiß und seine Geschäftskenntniß nach und nach die höheren ärztlichen Stufen erstieg, so daß er im Befreiungskriege um die Person des Königs als erster Wundarzt desselben war. 1815 wurde er von Görke zu seinem Nachfolger als Generalstabsarzt der Armee erbeten, welche Stelle er nach dessen 1822 erfolgtem Tode antrat. Als Schriftsteller ist er nicht aufgetreten. 39.

Wiedehopf, lat. upupa, epops; franz. huppe; engl. whoop, hoopop, ein zum Geschlechte der Spechte gehöriger, zum Sprüchworte gewordener Vogel, hat einen bogenförmig gekrümmten stumpfen Schnabel, röthlich-gelbes Gefieder mit dunkelbraunen Flecken und einen beweglichen Federbusch, lebt in dichten Wäldern und nährt sich von Insecten und Würmern, die er meist an unreinen Orten

aufsucht, weßhalb er immer schmutzig aussieht und übel riecht. Er ist ein Zugvogel, der sich leicht zähmen läßt, und legt seine Eier in hohle Baumstämme; daß er aber sich ein Nest aus Koth baue, ist eine Fabel. 30.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (restitutio in integrum) kommt im römischen Rechte als Rechtswohlthat vor, welche in Ermangelung eines andern Rechtsmittels von Seiten der Billigkeit (aequitas) in dem Falle ertheilt wird, daß Einer durch ein Geschäft, welches dem strengen Rechte nach gültig sein würde, verletzt worden ist (laesus fuerit). Die Restitution gründete sich bei den Römern schon auf das Civilrecht und wurde durch das prätorische Recht (edictum praetoris) erweitert. Restitutionen der erstern Art kamen vor bei doppelseitigen Contracten, bei Hülfseiden und bei rechtlichen Entscheidungen, wenn es sich ergeben hatte, daß die zum Grunde gelegte Urkunde falsch gewesen war. Der Prätor erweiterte die Restitutionsgründe und setzte im Edicte (was man die Generalclausel nennt) dazu: „wenn übrigens noch eine andere Ursache als gerecht vorkommen wird, so werde ich die Sache untersuchen lassen und Entscheidung geben" (judicium dabo). Zu den ausdrücklichen Restitutionsgründen gehören Abwesenheit, Minderjährigkeit, verzeihlicher Irrthum in der Hauptsache, dann Betrug und Gefährde (dolus), Einschüchterung, Furcht (metus), Zwang (vis), deren sich der andere Theil bedient hatte, um die Einwilligung zu erlangen. Da die W. zu den Rechtswohlthaten gehört, so hat sich der Richter der unaufgeforderten Verfügung darüber zu enthalten. Als Klage ist das Gesuch darum nach Justinian der 4jährigen Präscription von dem Tage an, da der Verletzte Kenntniß von seinem Zustande erhalten hat, unterworfen. Nach den mehrsten neueren Gesetzgebungen soll die Beantragung, wenn der Fall während des Processes eingetreten ist, als Zwischenact (brevi manu) sofort mit eingewebt werden. Dieß hat jedoch in manchen Ländern, da, wo nur zwei Instanzen zugelassen werden, die Folge, daß über die Restitution, wenn abfällig darüber erkannt worden ist, kein weiteres Rechtsmittel stattfindet, indem man zu dem Erkenntnisse über das Restitutionsgesuch auch das frühere verletzende dazu und dadurch zwei gleichlautende Erkenntnisse zählt. 10.

Wiedergeburt (regeneratio) ist ein bildlicher, aus Joh. 3, 3 ff. entlehnter Ausdruck, der nichts Anderes bezeichnet, als den moralisch bessern Zustand, in welchen der gebesserte Mensch aus dem Stande der Sünde durch die Heiligung übergegangen ist, der Zustand eines völlig gebesserten Menschen, welcher gleichsam von Neuem geboren worden ist. — Bad der Wiedergeburt ist eine Bezeichnung der Taufe in ihrer höhern Bedeutung. 63.

Wiederhall, s. Echo.

Wiederklage enthält die vom Beklagten unternommene Ausführung seiner zerstörlichen Einrede (der peremtorischen Exception) mittelst besonderer Klage im secundairen Processe, so daß derselbe in diesem Punkte vor dem nämlichen Gerichte nunmehr Kläger, sein Vorkläger aber Wiederbeklagter wird. Es findet solches statt in den Fällen, wenn der zuerst Verklagte in der vorgelegenen Proceßart mit der Einrede nicht zu hören gewesen ist; z. B. Jemand wird aus einer blos zum Scheine gegebenen Handschrift, deren Ausstellung er jedoch nicht läugnen kann, im Urkundenprocesse (causa executiva), bei welchem der Beweis durch Zeugen, Eidesantrag oder Folgerungen ausgeschlossen ist, verklagt. Hier würde er mit seiner Einrede, wenn er nicht Schwarz auf Weiß darüber aufzuweisen hat, nicht gehört, sondern vor der Hand in Gemäßheit seiner Handschrift verurtheilt werden. Er hat also die Einrede dagegen: „daß die Urkunde ungültig und für ihn nicht verbindlich gewesen sei", durch die W. im ordentlichen Processe in besonderen Acten auszuführen und zu beweisen. Sein Gesuch wird dahin gehen: daß sein früherer Kläger, jetzt Wiederbeklagter, sich des in der Hauptklage (conventio)

Digitized by Google

gemachten Anspruches zu enthalten, die Urkunde zurückzugeben, sowohl die verursachten Schäden (worunter auch das, was er vielleicht in der Convention schon erhalten hatte, mit begriffen ist) zu ersetzen, als die Kosten der Klage und W. zu erstatten schuldig ist. Da die W. in einer Einrede, welche blos in Form einer Klage vorgetragen wird, besteht, so gibt solches den Grund ab, 1) weßhalb derjenige, welcher zuerst geklagt hat, sich vor dem Richter, bei welchem er die Hauptklage angebracht hatte, zu stellen und auf die W. einzulassen verbindlich ist, und zwar selbst dann, wenn er auch für seine Person demselben nicht unterworfen wäre; 2) daß der Wiederkläger durchaus nichts Neues vom Wiederbeklagten fordern, sondern nur das gegen ihn geltend machen darf, was er der Hauptklage als Einrede entgegenzusetzen gehabt hätte. Wenn er daher auf 100 Thlr. verklagt gewesen wäre, hätte aber eine Forderung von 200 Thlrn. entgegenzusetzen gehabt, so würde er dennoch in der W. nicht weiter gehen dürfen, als darauf, daß Kläger sich der Forderung von 100 Thlrn. zu enthalten gehabt habe. Die Hauptklage nennt man Convention, die W. Reconvention; die Parteien bei der letztern sind Wiederkläger und Wiederbeklagter. In Sachsen wird der Urkundenproceß, besonders in Wechselsachen, mit solcher Strenge durchgeführt, daß nicht allein der Lauf desselben durch die W. nicht unterbrochen werden darf, sondern auch der Kläger in dem Falle, da die Convention bis zur Vollstreckung der Entscheidung gelangt, sich nun in die W. so lange nicht weiter einzulassen braucht, als bis er in der erstern seine Befriedigung erhalten hat (§. 1 zu Tit. 6 der P. O.). Ausnahme im letztern Falle findet statt, wenn der Beklagte das Armenrecht hatte, oder Kläger wegen der W. nicht für sicher gehalten wird, wo dann so lange, bis er deßhalb Sicherheit geleistet hat, die Deposition zulässig ist. In Sachsen mag endlich nach Befinden die W. anticipirt werden (Erl. P. O. am angef. Orte). Von der W. unterscheiden sich die Doppelgerichte (judicia duplicia), nämlich die Klagen a) auf Grenzberichtigung; b) Erbtheilung; c) Theilung des Gemeingutes, und d) auf Ehescheidung, bei welchen zwar ein jeder Theil, eben sowohl Kläger wie Beklagter sein, und in der letztern Eigenschaft (wie bei 1) in der W.) den Kläger vor das nämliche Gericht wieder ziehen kann, nicht aber an die übrigen Regeln der W. gebunden ist. 3.

Wiedersehen nach dem Tode oder die Hoffnung des Wiederfindens und Wiedererkennens unserer abgeschiedenen Lieben und Freunde in einer andern und bessern Welt wird sowohl von dem Evangelium (Joh. 14, 19. 17, 24), als von der Vernunft begünstigt. Sie gehört mit zur künftigen Seligkeit und ist mit dem Glauben an persönliches Fortleben und Fortwirken nothwendig gegeben. Denn ein moralisches Fortschreiten ohne Gefährten, ohne Wechselwirkung auf verwandte Geister, ohne Gefühl der Außenwelt, ohne Rückblick in die Vergangenheit wäre ein Zustand, der uns schon hier gleichgültig sein müßte und dort uns unmöglich beseligen könnte. Wenn aber der Apostel (1 Kor. 13, 13) unter dem, was in der Ewigkeit bleiben soll, auch die Liebe nennt, so ist offenbar, daß auch die Liebenden in Verbindung bleiben müssen. Jedoch ist das Wie und Wann dieses Wiederfindens weder in der Schrift bestimmt, noch durch die Vernunft mit Zuverlässigkeit bestimmbar, sondern wie die ganze Zukunft nach dem Tode in ein für die Freude am jetzigen Leben sehr wohlthätiges Dunkel gehüllt. Vgl. J. A. Thiele von Thielefeld, „Alfred und Ida; Briefe über Fortdauer und Wiedersehn" (2. Aufl. Leipz. 1818); Grävell, „Das Wiedersehn nach dem Tode" (Leipz. 1819); Holst, „Beleuchtung der Hauptgründe für den Glauben an Erinnerung und Wiedersehn nach dem Tode" (Eisenb. 1828). 63.

Wiedertäufer, s. Anabaptisten und Taufgesinnte.

Wiedervergeltung, lat. talio; franz. récompense; engl. retaliation, besteht darin, daß Jemandem dasselbe zugefügt wird, was er vorher einem Andern

Digitized by Google

gethan hat, und scheint seinen Grund eben sowohl im menschlichen Gefühle, als in der Vernunft selbst zu haben, da es zur Idee der Gleichheit gehört, daß die gegenseitige Thätigkeit sich entspreche. Da aber das, was Jemandem gethan wird, doppelter Art, Wohlthat oder Beleidigung, sein kann und unter den rohen wie unter den gebildeten Völkern die Dankbarkeit und W. empfangener Wohlthaten von jeher als eine Tugend betrachtet worden ist, so entsteht die Frage: ob auch das gethane Unrecht dem Beleidiger wieder zu vergelten sei. Die Frage ist in jedem Falle zu bejaen, da das Grundverhältniß dasselbe bleibt und die W. hier als Strafe, wie im ersten Falle als Belohnung, auftritt, und darum findet sich die W. auch als Strafgrund bei allen Gesetzbestimmungen und bildet bei den rohen Völkern die Grundlage alles Rechts, für welche auch alle Vernunftgründe sprechen, so lange der Begriff in seiner Allgemeinheit aufgefaßt wird. Man hat jedoch den Begriff der W. meist in seiner speciellsten Bedeutung aufgestellt und darunter die Zufügung genau desselben Übels verstanden, welches ein Anderer veranlaßt hat, so daß das Wiedervergeltungsrecht (jus talionis) bei vielen Völkern in dem Grundsatze bestand: Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn ꝛc., einem Grundsatze, welcher schon an sich mit dem Verhältnisse der Dankbarkeit, bei welchem man nie so scharf geschieden hat, im Widerspruche steht, noch mehr aber den Begriff der Gleichheit ganz vernichtet, die die That begleitenden Umstände unberücksichtigt läßt und dadurch häufig zu den größten Ungerechtigkeiten führt. In dieser speciellen Bedeutung kann aber die W. in der Gesetzgebung civilisirter Staaten keine Stelle finden, wie auch die alten Deutschen sie nicht kannten; sie ist aber auch nicht im Sinne derjenigen Rechtsgelehrten unserer Zeit, welche ein Wiedervergeltungsrecht als Grundlage annehmen, sondern dieses bezieht sich nur auf den Gedanken, daß die Strafe einer schlechten That dieser selbst angemessen sein müsse. Vergl. auch Repressalien und Retorsionsrecht. 9.

Wiegleb (Johann Christian), ein sehr verdienstvoller und gelehrter Chemiker, ward geboren zu Langensalza 1732, erlernte in Dresden die Apothekerkunst und etablirte sich in seiner Vaterstadt, wo er zugleich Oberkämmerer war. Später begründete er eine Pensionsanstalt für junge Apotheker und starb daselbst im Jahre 1800. Schriften von ihm sind: „Über Alchemie" (Weim. 1777); „Geschichte der Chemie in der neuern Zeit" (Berlin 1790—1791. 2 Bde.); „Geschichte der Chemie der mittlern und alten Zeit" (Berl. 1792); „Chemische Versuche über die alkalischen Salze" (Berl. 1781); „Handbuch der allgemeinen Chemie" (Berl. 1796. 2 Bde.). Auch lieferte W. in Verbindung mit Rosenthal eine Umarbeitung von Martius' „Unterricht in der natürlichen Magie" (Berl. 1786—1805. 20 Bde.). 26.

Wieland (Christoph Martin), einer der gepriesensten deutschen Dichter, am 5. Sept. 1733 in der schwäbischen Reichsstadt Biberach, wo sein Vater Prediger war, geboren, erhielt in dem elterlichen Hause und auf der Schule seiner Vaterstadt eine ausgezeichnete Erziehung und war schon des Lateinischen und Griechischen ziemlich mächtig, als er in seinem 14. Jahre auf die damals berühmte Lehranstalt Kloster Bergen kam, um sich zur Beziehung der Akademie vorzubereiten. Neben Xenophon und Cicero las er vorzüglich die Dichter und seine Liebe zur Poesie bewog ihn sogar die Zerstörung Jerusalems zu besingen; der Versuch blieb natürlich unvollendet. Der damals nicht seltene Hang zur Frömmelei, zu dem auch W. sich hinneigte, wurde durch die Lectüre englischer und französischer Schriftsteller niedergehalten. Um seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen, hielt er sich, ehe er seine Universitätsstudien begann, einige Zeit zu Erfurt und Biberach auf, wo er die später berühmt gewordene Schriftstellerin, Sophie von Guttermann (bekannter unter dem Namen Sophie la Roche), kennen und lieben lernte. Der Umgang mit ihr begeisterte ihn zu dem Lehrgedichte: „Die Natur der Dinge" (1751),

das er aber selbst später als unreif verwarf, obschon es zur Zeit seiner Erscheinung mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Die Jurisprudenz, welche W. zu Tübingen studiren sollte, konnte ihn durchaus nicht ansprechen und er beschäftigte sich fast einzig und allein mit der Literatur der älteren und neueren Zeit. Während der Universitätsjahre entstanden die „Moralischen Briefe" (1751) und „Anti-Ovid" (1752), worin er sich schon etwas freier bewegte. W.'s Aufenthalt in Bodmer's Hause, wohin er auf dessen Einladung gegangen war, wirkte hemmend auf des Dichters Geist, wie die in diese Zeit fallenden und größtentheils durch den Einfluß seiner Umgebung veranlaßten Versuche („Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", „Der geprüfte Abraham", die „Platonischen Betrachtungen über den Menschen", „Timoklea", das „Gesicht des Mirza", das „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen") hinlänglich beweisen. Endlich erwachte er (hauptsächlich durch Lessing's Kritik) aus seinem Traume und trennte sich 1754 von Bodmer, der ihn zuletzt fast als seinen Famulus betrachtete. Er verlebte jedoch noch einige sehr angenehme Jahre als Hauslehrer bei angesehenen Familien in Zürich und lernte besonders das weibliche Geschlecht von der Seite jener schalkhaften Liebenswürdigkeit kennen, die er später so meisterhaft geschildert hat. Nach W.'s Zurückkunft in seine Vaterstadt (1761) ward er ohne sein Zuthun zum Kanzleidirector ernannt, welche Stelle ihm aber Muße genug zu literarischen Arbeiten ließ. In dem romantischen Gedichte „Idris" betrat er zuerst die seinem Geiste entsprechende Bahn; schwieriger war für ihn die auch in ihrer Ausführung nicht sehr gelungene Aufgabe einer Übersetzung Shakspeare's (1762—1768); doch muß das Verdienstliche des Unternehmens, welches den Deutschen den großen britischen Genius zuerst zugänglich machte, immer noch anerkannt werden. Um diese Zeit fand W. in dem Hause des mainzischen Staatsministers, Grafen Fr. Stadion, welcher sich von den Geschäften zurückgezogen hatte und auf seinem Landgute bei Biberach lebte, eine erwünschte Gelegenheit, sich die feinere Weltbildung anzueignen, welche sich schon in der „Nadine" und in den kleineren Erzählungen „Diana und Endymion", „Das Urtheil des Paris", „Aurora und Zephalus" u. a. äußerte. Der durch seinen jetzigen Umgang und durch die schlüpfrigen Erscheinungen in der französischen Literatur hervorgerufenen Geistesrichtung W.'s verdanken wir die Romane „Dom Sylvio von Rosalva", eine (freilich verunglückte) Nachahmung Dom Quixotte's, und „Agathon", in welchem sich der Geist des Dichters am Klarsten abspiegelt und wodurch er auch hauptsächlich seinen Ruhm begründete. Besondern Werth legte er auf das in diese Zeit fallende Gedicht „Musarion", welchen jedoch der unbefangene Beurtheiler darin nicht finden kann. Durch seine Verheirathung mit einer Tochter des Kaufmanns Hillebrandt zu Augsburg (1765) stieg W. aus seinem hochpoetischen Leben in die bürgerliche Prosa herunter und, soll man nach dem durchaus feine Sinnlichkeit athmenden Gedichte: „Der neue Amadis" (1771) urtheilen, so scheint er nach seiner Vermählung die früheren Träumereien über platonische Liebe gänzlich aufgegeben zu haben. W.'s Ruhm hatte sich bereits über ganz Deutschland verbreitet und das kleine Biberach ward ihm zu enge. Er nahm daher freudig einen Ruf als Regierungsrath und Professor der Philosophie auf der tiefgesunkenen Universität Erfurt an (1769), fand sich aber in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Zeugniß von seinen allmählig gewonnenen philosophischen Ansichten gibt sein mit großem Beifalle aufgenommenes Buch: „Diogenes von Sinope." Bedeutendes Aufsehen erregte das Gedicht: „Kombabus", ein Stoff, der nie Gegenstand der poetischen Behandlung hätte werden sollen. Aus seiner unangenehmen Lage riß W. ein unerwartetes Glück. Er wurde nämlich auf die Empfehlung des Freiherrn von Dalberg von der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar zum Erzieher des jungen Herzogs mit dem Charakter eines sachsen-weimarischen Hofraths und mit einem anständigen Gehalte ernannt (1772). W. lebte in Weimar in sehr

glücklichen Verhältnissen, doch blieb er auch als Schriftsteller nicht unthätig; er gründete den „Deutschen Mercur" und suchte seinen kritischen Ansichten Geltung zu verschaffen, wodurch er aber mit einer neuen, frisch emporblühenden ästhetischen Schule, die durch Göthe und Herder repräsentirt wurde, in unangenehme Berührung kam. Der Streit blieb jedoch in den Grenzen des Anstandes, besonders nachdem auch Göthe und Herder in Weimar, welches ein deutsches Athen zu werden versprach, eine Ruhestätte gefunden hatten. In dieser erhebenden Umgebung dichtete W. seinen „Oberon" und bereitete für den Buchhändler Göschen eine Gesammtausgabe seiner Werke vor. Von dem Ertrage dieser Arbeit kaufte er sich das Landgut Osmannstädt bei Weimar und lebte hier in längst ersehnter philosophischer Ruhe. Da aber W., wie alle Dichter und Gelehrte, ein schlechter Landwirth war, so sah er sich schon 1803 genöthigt, das theuer bezahlte Besitzthum, wenn es ihn nicht gänzlich erschöpfen sollte, aufzugeben und wieder nach Weimar zu ziehen. Als nach der Schlacht bei Jena Weimar nicht verschont blieb, bekam W. von dem französischen Marschalle Ney eine Sicherheitswache und als Napoleon 1808 nach dieser Stadt kam, ertheilte er dem bescheidenen Dichter nach einer langen Unterredung das Kreuz der Ehrenlegion. Noch im hohen Alter begann und vollendete W. die Übersetzung der Briefe Cicero's. Diese Arbeit war seine letzte. Er entschlummerte sanft am 20. Jan. 1813. W.'s persönlicher Charakter ist ein in jeder Beziehung untadelhafter. Sein Hauptverdienst als Dichter besteht wohl darin, daß er zuerst Leichtigkeit und Gewandtheit in Ton und Styl der deutschen Sprache brachte und den steifen Alexandriner durch andere Versarten, denen es nicht an Harmonie und Melodie fehlt, zu verdrängen suchte. „Man hat ihm", sagt Frau von Staël, „den Vorwurf gemacht, die Liebe mit zu wenigem Ernste behandelt zu haben, und die Deutschen, welche ihre Frauen nach Sitte ihrer Urahnen noch ein wenig verehren, müssen wohl so über ihn urtheilen. Welche Abschweifungen der Phantasie W. sich aber auch erlaubt haben möge, so findet man bei ihm das Anerkennen des wahren Gefühls doch immer wieder. Oft hat er die gute oder schlimme Absicht, mit der Liebe ein lachenerregendes Spiel zu treiben; doch die Wahrheit der Sache und der Ernst der Natur hindern ihn, übermüthig dem Scherze sich zu überlassen. Er hört stets mit Zärtlichkeit auf, wenn er auch mit Ironie beginnt." Einzelne üppige Scenen in seinen Werken, die sich jedoch stets fern von aller Gemeinheit halten, wollen wir keineswegs tadeln, wohl aber den allenthalben spöttisch hervorblickenden Nichtglauben an das Göttliche im Menschen, wodurch jenes Fade und Leere entsteht, das den glatt abgeschliffenen höheren Ständen, unter denen auch W. seine meisten Leser und Bewunderer fand, wohl zusagt, nie aber kräftigeren und entschiedenen Naturen behagen wird. Auch der bandwurmähnliche, in einander geschlungene prosaische Styl W.'s möchte jetzt wohl schwerlich mehr als Schönheit angepriesen werden. Daß W. Vieles fremden Schriftstellern (besonders Plato, Aristophanes, Lucian, Horaz, Cicero, Cervantes, Crebillon, Voltaire) entlehnte und in seiner Geschmacksküche der deutschen Lesewelt mundgerecht machte, wird Niemand in Abrede stellen, der nur oberflächlich in der fremden Literatur bewandert ist. Oft möchte man in das Urtheil eines deutschen Dichters (Klopstock) einstimmen, wenn es auch allzu hart klänge. „Es war einmal ein Mann", sagt dieser, „der viele ausländische Schriften las und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen Wundermann. Doch etlichen entging es nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhänge; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen." Ein großes Verdienst erwarb sich W. durch die jedem Gebildeten zugäng-

zed by Googl

lichen und verständlichen Übersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller. „Sämmtliche Werke", Leipz. 1794—1802. 39 Bde. und 6 Supplementbände. 4. u. 8. N. A. Leipz. 1818—1828. 53. Bde. 8. u. 12. (Vergl. „C. M. Wieland, geschildert von J. G. Gruber", Altenb. 1815—1816. 2 Bde. 8. N. A. Leipz. 1827—1828. 4 Bde. 8.) 66.

Wieliczka, eine kleine Stadt Galiziens in der Nähe von Krakau mit etwa 4000 Einw., ist weltbekannt durch ihr berühmtes Steinsalzbergwerk, das sich gerade unter der Stadt befindet und durch seinen Bau höchst merkwürdig ist. In dieser ungeheuern Salzschicht nämlich, aus welcher schon seit 1250, wo sie von dem Hirten Wielicz aufgefunden ward, Salz gebrochen wird (jetzt jährlich 800000 Centner) und welche über 8000 Fuß Länge und 4000 Fuß Breite haben soll, ist man bereits bis zu einer Tiefe von 700 Fuß gelangt und bebaut die Grube in 3 Stockwerken, zu welchen 13 Schächte (einer mit einer Treppe von 470 Stufen) führen und in welchen ungeheure durch ausgehauene Salzsäulen oder auch durch Zimmerwerk gestützte Gewölbe sich befinden, worin täglich über 900 Menschen und 100 Pferde arbeiten. In diesen Gewölben befinden sich mehrere Teiche, wovon einige mit Kähnen befahren werden, eine in Salzstein gehauene Kapelle mit Altar und Bildsäulen zum Messelesen, eine Menge aus Salzstein gefertigte Kronleuchter zum Beleuchten der Gewölbe, welches einen unbeschreiblich prächtigen Anblick gewähren soll, dergleichen Bildsäulen, Pferde ꝛc., doch keine besonderen Häuser für Menschen, da Niemand des Nachts in den Gruben bleiben darf, sondern nur Ställe für die nothwendigen Pferde, welche beständig dableiben. — Die Bergwerke von Bochnia, 4 Meilen östlich von W., sind ganz ähnlich, aber nicht so großartig. 37.

Wien, lat. Vindobona, Vienna; fr. Vienne; engl. Vienna, die alte Haupt- und Residenzstadt des Kaiserthums Östreich, Sitz der obersten Staatsverwaltung und aller Centralbehörden, der Regierung für Unteröstreich, des Appellationsgerichts für das Land unter und ob der Ens und eines Erzbischofs, der 1631 reichsfürstliche Würde erhielt, aber nie weltliches Gebiet besessen hat, unter 48° 12′ 32″ N. Br. und 34° 2′ 16″ L., 522 Fuß über dem Meere, in einer angenehmen Gegend, am rechten Ufer der Donau, die sich hier in 3 Arme theilt und über die 3 hölzerne Brücken führen, wird von einem Canale und dem Flüßchen Wien durchflossen, enthält einen Umfang von 4 Meilen, besteht aus der eigentlichen Stadt und 34 Vorstädten und zählt 45 Brücken, 23 Linien und äußere Vorstadtthore, 715 Plätze und Gassen, 8037 Wohnhäuser und 345000 Einw., wovon auf die eigentliche Stadt 1214 Häuser mit 55000 Einw. und 6823 Häuser mit 290000 Einw. auf die Vorstädte kommen, 31 katholische Pfarrkirchen, 18 Klöster, 4 Zeughäuser. Die eigentliche Stadt, nichts weniger als regelmäßig gebaut, hat 1¼ Stunde im Umfange, 127 meistens krumme und enge Straßen, 10 größere und 10 kleinere Plätze, mehrere Kirchen, mehrere Paläste, ist in das Schotten-, Widmer-, Stuben- und Kärntherviertel getheilt, von den 2 Vorstädten Leopoldstadt und Jägerzeil durch den Donaucanal, über den die beiden Ferdinands- und Franzensbrücken, die neue Brücke und 2 Kettenbrücken führen, und von den 32 anderen durch die Glacis oder Esplanade, eine 600 Schritt breite, von Alleen durchschnittene Fläche an der Stelle der alten Festungswerke, von denen noch die Bastei, ein 40—50 Fuß hoher Wall mit 10 Bastionen übrig ist, getrennt und aus ihr führen 12 Thore nach den Vorstädten, worunter das neue Burgthor, 1824 eröffnet, das prächtigste und schönste ist und 5 Säulengänge hat, welche 2 Durchfahrten und eben so viele Durchgänge für Fußgänger bilden. Unter den 127 Straßen der Stadt sind: der Kohlmarkt, die Kärnthnerstraße, die Bischofsgasse, die Wollzeile, die Herrengasse, die Plankengasse ꝛc. die ausgezeichnetsten. Unter den Plätzen der Stadt sind die bemerkenswerthesten: der neue, 950 Fuß lange Paradeplatz vor der kaiserlichen Burg, der größte unter allen Plätzen Wiens, völlig regelmäßig, mit

Digitized by Google

Alleen umgeben und mit Rasenparterren und Blumenbeeten geschmückt; der 400 Fuß lange Hof, mit 3 Bildsäulen, wovon die mittlere aus Kupfer das Bild der Jungfrau Maria trägt, die beiden anderen aus Blei, zwei Springbrunnen zieren; der hohe Markt, mit einem schönen Marmortempel, in welchem die Verlobung Joseph's mit Maria dargestellt ist; der Josephsplatz, mit der colossalen Reiterstatue Kaiser Joseph's II. aus Bronze auf einem Fußgestelle von geschliffenem Granit; der neue Markt oder Mehlmarkt, mit einem steinernen Wasserbassin, welches mit trefflichen, aus Blei gegossenen Figuren geziert ist; und der Graben, eigentlich eine 100 Fuß breite Gasse, in deren Mitte eine marmorne Dreifaltigkeitssäule zum Andenken der Pest, die 1679 in Wien wüthete, und zwei Brunnen mit bleiernen Statuen sich befinden. Unter den Kirchen der Stadt, die in 8 Pfarreien getheilt ist, mit welchen noch eine Pfarrei der unirten Griechen besteht, sind die merkwürdigsten: die St. Stephanskirche, ein schönes, großes, gothisches Gebäude von Quadersteinen, von 330 Fuß Länge und 216 Fuß Breite, mit 38 marmornen Altären, vielen Grabmälern und einem der höchsten Thürme, von 1359—1433 erbaut, in Gestalt einer durchbrochenen Pyramide, 428½ wiener Fuß hoch sich in die Lüfte erhebend und mit einer Glocke von 10 Fuß Höhe und von 354 Centner Schwere, ohne den 13 Centner wiegenden Klöppel; der unterirdische Theil dieser Kirche besteht aus 30 großen Gewölben und aus der Fürstengruft, worin nur die Eingeweide der verstorbenen Mitglieder des kaiserlichen Hauses aufbewahrt werden; die Augustinerkirche, mit dem herrlichen Monumente der Erzherzogin Christine, Gemahlin des Herzogs von Teschen, aus carrarischem Marmor, eines der größten Meisterwerke Canova's, und mit 2 Kapellen, davon in der einen die Herzen der aus der kaiserlichen Familie verstorbenen Personen aufbewahrt werden und in der andern die Grabstätten großer Männer zu sehen sind; die Capuzinerkirche mit der kaiserlichen Familiengruft; die Kirche zu St. Michael; die Kirche und Abtei bei den Schotten, bei Maria Stiegen mit einem durchbrochenen Thurme; die italienische Kirche mit vielen schönen Gemälden, und die einfache kleine Ruprechtskirche, merkwürdig blos wegen ihres hohen Alters, das bis zum Jahre 740 hinaufreicht. Die vornehmsten öffentlichen Gebäude in der Stadt sind: die kaiserliche Burg oder das Residenzschloß, am Südende der Stadt, an dem großen Paradeplatze und Burgthore, ein etwa 1200 Fuß langes, altes, großes Gebäude von einer unregelmäßigen Bauart und zu verschiedenen Zeiten und daher in sehr abweichendem Style aufgeführt; ein Theil desselben heißt der Schweitzerhof, worin der Kaiser residirt, theils schon im XIII. Jahrh. und später, theils erst 1805 erbaut; der mittlere Theil umgibt den 384 Fuß langen und 210 Fuß breiten Burghof oder Burgplatz, dessen eine Seite durch die herrliche Façade der ehemaligen Reichskanzlei, die nun einen Theil der Burg ausmacht, geziert ist. Zur Burg gehören: das Hofbibliothekgebäude mit dem 240 Fuß langen und 54 Fuß breiten, mit Prachtsäulen, Statuen, Gemälden, Vergoldungen reich gezierten und mit einer Kuppel versehenen, tempelartigen Saale, welcher die kaiserliche Bibliothek mit 360000 Bänden, 12000 Handschriften, 800 Bände mit 300000 Holzschnitten und Kupferstichen, Antiquitäten, Kunstwerken, darunter die größte bekannte Onyxgemme, 32000 Medaillen und Münzen, Mineralien und die Schatzkammer, in der auch die bis 1796 in Nürnberg aufbewahrten römisch kaiserlichen Krönungsinsignien sich befinden, enthält, die prächtige Reitschule, ein Meisterwerk der Baukunst, die beiden Redoutensäle und das Burgtheater. Ferner: das Münzgebäude von einer schönen Architektur, die Hof- und Staatskanzlei, die Paläste der ungarischen und siebenbürgischen Hofkanzlei, die böhmisch-östreichische Hofkanzlei, das herrliche Gebäude der östreichischen Nationalbank, das schöne Bancohaus, das Rathhaus, das schöne Universitätsgebäude, dessen oberster Theil die Sternwarte bildet, die Hauptmauth, das savoyische Damenstift, das Hofoperntheater am Kärthnerthore, das kaiserliche und das bür-

Digitized by Google

gerliche Zeughaus mit einer Menge Trophäen, besonders aus den Türkenkriegen, mit dem Kopfe des Kara Mustapha, der 1683 Wien belagerte und in Belgrad erdrosselt wurde, und mit Laudon's Hute, das große Laurenzergebäude, mit vielen Buchhaltereien und der Büchercensur ꝛc. Von den Privatgebäuden, von denen viele sehenswerthe wissenschaftliche und Kunstsammlungen enthalten, sind zu erwähnen: der Palast des Erzherzogs Karl, welcher sonst dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen gehörte, der Palast des Herzogs von Modena, die Paläste der Fürsten Liechtenstein, Schwarzenberg, Lobkowitz, Kinsky, Bathyany, Esterhazy, Paar, der Grafen Schönborn, Harrach, Czerrin, Esterhazy, Festetics ꝛc.; der erzbischöfliche Palast, das deutsche Ordenshaus, die päpstliche Nunciatur, die prächtigen Gebäude der Freiherren von Sina und Geymüller, des Herrn von Coith, der Melkerhof, der ausgedehnte Schottenhof, das sogenannte Bürgerspital, welches 10 Höfe und 212 Wohnungen mit mehr als 1100 Bewohnern enthält und der wegen seiner Größe merkwürdige Trattner'sche Freihof, welcher jährlich 40000 Gulden Miethzins einbringt und 4000 Einwohner hat. Die Vorstädte diesseits und jenseits der Donau, unter denen die Wieden mit 752 Häusern und 32975 Einw., die Landstraße mit 651 Häusern und 25329 Einw., die Leopoldstadt mit 625 Häusern und 22764 Einw., das Schottenfeld mit 488 Häusern und 20111 Einw. und Gumpendorf mit 413 Häusern und 12221 Einw. die größten sind, enthalten, mit Inbegriff des Praters, einen Umfang von 3½ Meil. und sind mit einer 10 Fuß hohen gemauerten Linie und einem Graben, aus welchem wieder 11 äußere Thore führen, umgeben. Hier ist vorzüglich zu erwähnen: die Praterstraße in der Vorstadt Jägerzeile, die schönste und breiteste in ganz Wien, 570 Klafter lang. Mit den herrlichsten palastähnlichen Gebäuden geziert vertritt sie die Stelle eines italienischen Corso und gewährt an schönen Frühlings- und Sommertagen wegen der Menge von Wagen, Reitern und Spaziergängern einen imponirenden Anblick. Unter den öffentlichen Gebäuden in den Vorstädten sind vorzüglich zu erwähnen: die Infanteriecaserne in der Alservorstadt, die 15000 Mann fassen kann; die großen Reitercasernen der Josephs- und Leopoldsstadt; das große, schöne Invalidenhaus; das kaiserliche Sommerschloß Belvedere, einst der Palast Eugen's, mit der großen kaiserlichen Gemäldegallerie, der ambraser Sammlung und einem öffentlichen Garten; die große herrliche Thierarzneischule mit den Abtheilungen für kranke Thiere; das herrliche Gebäude des polytechnischen Instituts mit dem sehenswerthen Fabrik-Productencabinete von 20000 verschiedenen Fabrikaten; die theresianische Ritterakademie, ehemals die Favorita genannt, mit einer 170 Klafter langen Fronte; das schöne Theater an der Wien, für Schau- und vorzüglich Spektakelstücke sehr passend; der kaiserliche Marstall mit seiner 193 Klafter langen Fronte; der Palast der ungarischen adeligen Leibgarde; das herrliche Gebäude der medicinisch-chirurgischen Josephsakademie; das allgemeine Krankenhaus oder Universalhospital mit 7 Höfen, 111 Krankenzimmern mit 2000 Betten, welches jährlich 15—17000 Kranke aufnimmt; die Gebäude der kaiserlichen Porzellanfabrik, welche eine ganze Straße einnehmen; das noch im Bau begriffene Stadtgerichtsgebäude. Die merkwürdigsten Privatgebäude sind: die schönen Paläste des Herzogs von Modena, der Fürsten Schwarzenberg, Metternich und Razumowsky mit schönen Gartenanlagen; der fürstlich Esterhazy'sche Sommerpalast mit Gemäldesammlung, Bibliothek und einem Garten; der fürstlich Liechtenstein'sche Palast mit der herrlichen Gemäldesammlung und einem großen Garten; das schöne fürstliche Auersperg'sche Palais mit dem geschmackvollen Wintergarten, einem Tempel der Flora und einem schönen Theater; das große fürstliche Starhemberg'sche Freihaus, auch Herrschaft Konradswörth genannt, mit 6 Höfen, 220 Wohnungen und über 1000 Einw.; die königlich kaiserliche Kanonengießerei; die Sommergebäude des Abts von Mölk, der Grafen von Schönborn und Dietrichstein und die

2 Schießstätten. Unter den Kirchen der Vorstädte verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit: die Kirche der Salesianerinnen, die nach der Form der Peterskirche in Rom erbaut ist; die Karlskirche, die prächtigste, schönste und regelmäßigste in ganz W., deren Hauptgebäude eine hohe, 8eckige, mit Kupfer gedeckte Kuppel trägt und über dieser eine kleinere Laterne; die schöne Kirche der Trinitarier; die prächtige Kirche mit dem wunderthätigen Frauen- oder passauer Bilde. Zu den wissenschaftlichen Anstalten Wiens gehören: die 1365 gestiftete und 1756 erneuerte Universität mit 1900 Studenten, einer Bibliothek von 80000 Bänden, Museum, Sternwarte, botanischem Garten, Naturaliencabinet und einem schönen anatomischen Theater; die 1821 gestiftete Studienanstalt für protestantische Theologen mit 60 Studenten; die kaiserliche orientalische Akademie, welche die Bestimmung hat, fähige Jünglinge zu den Geschäften mit der ottomanischen Pforte vorzubereiten; die 1785 gestiftete medicinisch-chirurgische Josephsakademie, um taugliche Ärzte und Wundärzte für die Armee zu bilden, mit den höchst merkwürdigen Wachspräparaten; die theresianische Ritterakademie oder das Theresianum mit juridisch-politischen Lehrstühlen; das 1815 gegründete polytechnische Institut, eine der schönsten Anstalten, die es in dieser Art gibt, mit 18000 vaterländischen Kunstproducten; die kaiserliche Akademie der vereinigten bildenden Künste, die sich in 4 Kunstschulen theilt und Ausstellungen von Kunstwerken veranstaltet; die 1735 gegründete Ingenieurakademie mit 300 Zöglingen; das 1822 gegründete Thierarznei-Institut; die seit 1816 gestiftete höhere Bildungsanstalt für katholische Geistliche; das erzbischöfliche theologische Seminar; die 1745 nur zur Bildung des Adels gegründete, von Joseph II. 1784 aufgehobene und 1797 wiederhergestellte Ritterakademie mit mehr als 200 Zöglingen, 149 Freistellen und großer Bibliothek; das Pazman'sche Collegium zur Bildung geschickter Priester für das graner Erzbisthum in Ungarn; 2 Convicte (Pädagogien), worunter das löwenburgische auch mit einer philosophischen Lehranstalt verbunden ist; 3 Gymnasien; die Normalbürgerschule, zugleich seit 1771 Schullehrerseminar; das 1786 gestiftete Pensionat zur Bildung von Lehrerinnen; die seit 1705 gegründete Akademie der bildenden Künste; das Conservatorium der Musik; die 1810 gestiftete Landwirthsgesellschaft; über 20 Bibliotheken öffentlicher Anstalten und Klöster; die neue Sternwarte mit einer astronomischen Schule, worin 4 Zöglinge auf Kosten des Staates unterhalten werden; das große kaiserliche Naturaliencabinet in 4 Sälen der Burg; das brasilianische Museum; das zoologisch-botanische Cabinet in 25 Zimmern; die große Goldegg'sche Insectensammlung mit mehr als 150000 Exemplaren; die ethnographische Sammlung; die merkwürdige Privatsammlung inländischer Perlen und Perlmuscheln; die 4 botanischen Gärten; das ägyptische Cabinet; die ambraser Sammlung von Rüstungen und Kunstsachen des Mittelalters, aus dem XII. Jahrh. herrührend, bis 1806 im Schlosse Ambras in Tyrol, jetzt in einem Nebengebäude des Schlosses Belvedere aufbewahrt; die herrliche Gemäldesammlung in demselben Schlosse; der große kaiserliche Privatobstgarten, wo alle im wiener Klima gedeihenden Obstsorten gezogen werden, unter denen allein 600 Weinsorten. Zu den Wohlthätigkeitsanstalten, die zahlreich sind, gehören: das allgemeine Hospital, das Irren-, Gebär- und Findelhaus (in dem letzten werden jährlich 2000 Kinder aufgenommen), das Taubstummeninstitut, das Waisenhaus, welches 300 Kinder im Hause selbst, gegen 2000 auf dem Lande erzieht, die Blindenanstalt, das Zwangsarbeits- und Besserungshaus, die Correctionsanstalt für junge Leute, das Criminalstrafhaus für Östreich unter der Ens, Lazareth, Bürgerspital, Hospital und Reconvalescentenspital, Arrestanten-, Militairhospital, die Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten, 2 Brandassecuranzgesellschaften ꝛc. 1830 waren in W. 70 Buchhandlungen (mit den Antiquaren), 47 Buchdruckereien, auch eine neugriechische und hebräische, 12 Kunst-, Musik- und Landchartenhand-

Digitized by Google

lungen, Normalschulbuchhandlung, Hof- und Staatsbruckerei, 16 lithographische Anstalten ꝛc. W. ist die erste Fabrikstadt des östreichischen Kaiserthums, welche in mehr als 200 Fabriken, unter denen die kaiserliche Porzellanfabrik die wichtigste ist (mit 54 Öfen, welche 350 Arbeiter beschäftigt und jährlich 5—6000 Klafter Holz gebraucht), und Handwerksgewerben an 80000 Menschen allein beschäftigt; auch als Handelsplatz nimmt es einen bedeutenden Rang ein und ist der Mittelpunkt des östreichischen Handels nach Ungarn und der Türkei, welcher durch 267 Großhandlungen, 20 bürgerliche Speditionsgeschäfte, 28 Material-, 70 Specereien-, 200 Seiden-, 20 Galanterie-, 45 Stahl- und Krämerei-, 30 Hut-, 32 Tuch-, 20 Pelz-, 21 Leder-, 43 Leinwand-, 26 Eisenhandlungen in der Stadt und 227 Handlungen in den Vorstädten, 3 Jahrmärkte, die 1772 errichtete kleine Post für Stadt und Vorstädte, die öffentliche Börse, die privilegirte Leihbank und die 1817 errichtete östreichische Nationalbank erleichtert wird. Die jährliche Consumtion Wiens beträgt: 97793 Ochsen, 9578 Kühe, 100636 Kälber, 72396 Schafe, 97628 Lämmer, 232947 Schweine, 9867 Spanferkel, 413000 Eimer östreichischen, 79026 Eimer ungarischen, 877 Eimer ausländischen Wein, 798876 Eimer Bier, 658936 Centner weißes Mehl, 540496 Centner schwarzes Mehl, 9561 Centner Gries, 52877 Centner Brod, 101416 Metzen Hülsenfrüchte, 801565 Metzen Weizen und Korn, 286758 Metzen Gerste, 158976 Metzen Hafer, 30948 Fuhren Heu, 2469846 Garben Stroh, 473696 Klafter Brennholz, 98508 Centner Steinkohlen, 27876 Centner Butter, 7912 Centner Käse, 9682 Centner Fische und 30803673 Eier. An Vergnügungen mangelt es in W. nicht, denn außer 5 stehenden Theatern gibt es in W. einen Circus gymnasticus, Panoramen ꝛc. Die öffentlichen Promenaden sind: der die innere Stadt umgebende Wall, die Bastei genannt; das Glacis oder die Esplanade zwischen der Stadt und den Vorstädten; der Volksgarten bei der kaiserlichen Burg, mit seinen Caffeehäusern und dem Theseustempel, worin Canova's kostbares Werk, des Theseus' Sieg über den Centaur, aus carrarischem Marmor steht; der Prater, ein herrlicher Lustwald, der häufig besucht wird und in dessen langen und breiten Baumalleen die Reichen ihre prächtigen Equipagen sehen lassen. Eine große Anzahl von Restaurateurs und Caffeehäusern, ein gymnastischer Circus, ein Panorama, Schaukeln und mehrere andere Volksspiele, schöne Feuerwerke erhöhen noch das Leben und die Annehmlichkeit dieses Lustortes, der sich, so wie die Brigittenau und der Augarten (letztere vorzüglich zur Zeit des Margarethenmarkts der Vorstadt Leopoldstadt besucht), auf der großen Donauinsel befindet, auf welcher die Leopoldstadt und Jägerzeile liegen. Insbesondere ist die Gegend Wiens reizend; denn im Norden liegt die vielarmige Donau mit ihren anmuthigen Inseln, im Westen der Leopolds- und Kahlenberg, welche sich bis an die Donau ziehen und südlich in einer bewaldeten Bergkette fortlaufen, reich an Landhäusern und größeren Gärten, und gegen Osten öffnet sich die weite Ebene nach Ungarn. In der Nähe Wiens liegen die Lustschlösser Schönbrunn (s. d. Art.), Hetzendorf und Laxenburg. 71.

Wiener Congreß, s. Congreß.

Wiener Friede, s. Friedensschluß.

Wiesbaden, Hauptstadt des Herzogthums Nassau, Sitz der Centralbehörden, des Oberappellationsgerichts und protestantischen Bischofs, unter 26° L., und 49° 54′ N.Br., am Salzbache und am Abhange des Taurus in einem von weinreichen Hügeln umgebenen Thale, 2 Meilen von Mainz entfernt, ist offen und hat 3 Plätze, 24 Straßen und mehrere Seitenstraßen, 700 Häuser mit 8000 Einw., 2 Schlösser, 1 Rathhaus, 3 Kirchen jeder Confession, Hospital, Zucht- und Waisenhaus, Casernen, 1 Münze, Schauspielhaus, verschiedene schöne Privatgebäude, ein altrömisches Bad, eine eiserne Wasserleitung, ein Bibliotheksgebäude mit einer Bibliothek von 40000 Bänden und dem reichen Museum der Al-

Digitized by Google

terthümer, ein Pädagogium, Friedrichsschule mit einem Lehrinstitute für Zeichnenkunst, Mathematik und bürgerliche Baukunst, Gesellschaft für Alterthümer, Geschichte und Ökonomie; Buch- und Kupferdruckereien, Buchhandlung; Chocolade-, Siegellack-, Leim-, Saffian- und Meublesfabriken, und Weinbau. Die vornehmsten Gebäude sind: der neue Cursaal, dessen Vorderseite eine Länge von 320 Fuß hat, wovon der hervorspringende, aus 6 colossalen jonischen Säulen gebildete Porticus 60 Fuß lang ist und zu beiden Seiten Säulengänge, jeden von 130 Fuß Länge, hat und dessen Innere der große, 127 Fuß lange und 67 Fuß breite Saal erhöht, in welchem 28 hohe, fein polirte, von schwarzgrauem inländischen Marmor gefertigte und mit vergoldeten Capitälern geschmückte Säulen die Gallerie tragen; das neue Gast- und Badehaus zu den 4 Jahreszeiten, die große Caserne, das neue Schulgebäude, das Palais, das Schloß oder Regierungsgebäude und das neue Schauspielhaus. Berühmt ist der Ort durch seine 15 warmen, äußerst wirksamen Mineralquellen, welche in dem nordwestlichsten Theile der Stadt entspringen. Die berühmtesten dieser Quellen sind der Kochbrunnen und der im rothen Adler. Erstere wird zu 52 bis 53° R. angegeben und entspringt auf öffentlicher Straße, hinter dem Kranze, in einem 22 Fuß langen und 15 Fuß breiten Behälter; letztere beträgt 48° R. Das Wasser wird sowohl zum Baden, als zum Trinken gebraucht, zu welchem letztern Behufe man am Kochbrunnen einen öffentlichen Trinkbrunnen errichtet hat. Seine Wirkung geht vorzüglich auf das Haut- und Drüsensystem, auf die Eingeweide und das Gefäßsystem und bewährt auch sich ferner heilsam bei Rheumatismen, der Gicht in allen Formen, metastatischen Krankheiten aus geistigen, psorischen und herpetischen Quellen, Hautausschlägen, Geschwüren verschiedener Art, skrophulösen Geschwülsten, Übeln als Folgen des Gebrauchs von Quecksilber, Schleimanhäufungen in den Verdauungsorganen, Blutanhäufungen im Pfortadersysteme, Krämpfen, Hämorrhoidalbeschwerden, Nervenkrankheiten, Hypochondrie und Hysterie. W. wurde 1830 von 15846 Fremden besucht, unter denen 7800 wirkliche Badegäste waren. Hier vereinigen sich Kunst und Natur, was den Aufenthalt der Fremden angenehm gemacht, und die Umgegend bietet reizende Punkte dar, als: das Nerothal, die Ruine Sonnenberg, den Geisberg, die Platte mit dem herzoglichen Jagdschlosse, das Wiesenthal und das Adamsthal. 71.

Wiesel, lat. mustela; franz. belette; engl. weasel, eine Art der Raubthiergattung mustela (Marder), ist an Gestalt den übrigen Arten derselben vollkommen gleich, aber die kleinste darunter und zerfällt wieder in 2 Arten: 1) das gemeine W. (mustela vulgaris), 6—7 Zoll lang, mit einem 2 Zoll langen Schwanze, von röthlich-brauner, am Bauche weißer Farbe, welches sich in Mitteleuropa in Felsen, hohlen Bäumen, auf Rasenrainen ꝛc. aufhält und sich von Mäusen, Maulwürfen, Ratten ꝛc. nährt, aber auch sehr gern auf Geflügel Jagd macht; 2) das große W. (mustela erminea), welches unter dem Namen Hermelin (s. d. Art.) bekannter ist. 30.

Wight (spr. Weit), eine 9 □Meil. große Insel im Canale, gehört zur englischen Grafschaft Hampshire, ist ringsum von steilen, bis zu 600 Fuß hohen Kreidefelsen umgeben und hat gegen 30000 Einw., welche sich besonders mit Getreidebau und Schafzucht beschäftigen. Die Hauptstadt ist Newport mit 4200 Einw., in deren Nähe das jetzt verfallene Schloß Caresbrook liegt, wo Karl I. (s. d. Art.) gefangen saß. 37.

Wilberforce (William), einer der edelsten und hochherzigsten Menschenfreunde, der sich durch seine Bemühungen zur Abschaffung des Sklavenhandels die wichtigsten Verdienste um den unglücklichsten Theil der Menschheit erworben hat und seine ausgezeichneten Rednertalente besonders in dieser Angelegenheit geltend machte, wurde im Jahre 1759 zu Hull geboren, studirte auf der Universität zu

Digitized by Google

Oxford und nahm sich seit seinem Eintritte in das Unterhaus der Sache der Sklaven mit unermüdlichem Eifer an, obgleich sich ihm dabei die mannigfachsten und hartnäckigsten Schwierigkeiten entgegenstellten. Allein W. ließ deßhalb den Muth nicht sinken und brachte, unterstützt von Fox, Pitt u. A., die Angelegenheit im Parliamente immer aufs Neue zur Sprache, bis er endlich im Jahre 1807 die Genugthuung hatte, in England die Abschaffung des Sklavenhandels gesetzlich ausgesprochen zu sehen. W. ließ auch dem französischen Gesandten bei dem wiener Congresse, dem Fürsten von Talleyrand, eine Schrift einhändigen, worin er die wichtigsten Gründe für die Abschaffung des Sklavenhandels zusammengestellt hatte, und der Congreß erklärte darauf am 4. Febr. 1815 seine Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über die endliche Beseitigung dieses Gegenstandes anzuknüpfen. W. richtete unterdeß seine stete Aufmerksamkeit auf die strenge Beobachtung der deßfalls erlassenen Gesetze, zeigte am 13. Juni 1815 dem Parliamente an, daß noch fortwährend Sklaven in die englischen Colonien eingeführt würden, und trug später auf die Freilassung der schwarzen Sklaven in den Colonien an, ein Gegenstand, der jedoch damals noch unbeachtet blieb. Indeß hatte W. die Freude, eine immer umfassendere Anerkennung seines edlen Strebens zu sehen; denn am 23. Sept. 1817 schloß England mit Spanien einen Vertrag ab, zufolge dessen sich letzteres verpflichtete, vom 30. Mai 1820 an den Sklavenhandel im Bereiche seiner ganzen Monarchie aufzuheben, worauf auch mit Portugal (1818) ein ähnlicher Vertrag zu Stande kam. Da aber dessenungeachtet der Sklavenhandel von Franzosen und Portugiesen im Geheimen fortgesetzt wurde, so bewirkte W. im Juni 1821 einen Beschluß der Parliamente, den König zu ersuchen, daß die englische Regierung auf die strenge Befolgung der in Bezug auf den Sklavenhandel von der französischen Regierung eingegangenen Verträge dringen möge. Ohne jedoch den gänzlichen Sieg seiner durch dreißigjährige Anstrengungen erstrebten Sache zu erleben, starb W. im Jahre 1826. 81.

Wildbad, ein offenes Städtchen in einem tiefen Thale des Schwarzwaldes an der Enz im würtembergischen Schwarzwaldkreise mit 1700 Einw. und einem schönen Marktplatze, auf welchem sich die Bildsäule des Kaisers Ferdinand I. befindet, ist seit langer Zeit wegen seiner warmen Quellen berühmt, welche aus gespaltenen Granitfelsen hervorsprudeln, eine Wärme von $23\frac{1}{2}$—30^0 R. haben und bei Gicht, Podagra, Rheumatismen, Unterleibsbeschwerden, Steinschmerzen, Leberverhärtungen u. dergl. wesentliche Dienste leisten. Wichtig ist, daß die Bäder an den Quellen selbst angebracht sind, und man deßhalb unmittelbar in dem aus der Erde sprudelnden Wasser baden kann. — Vergl. J. Kerner, „Das Wildbad in Würtemberg" (Tübingen 1813. 3. Aufl. 1832). 37.

Wildbahn, s. Jagd.

Wildbann, lat. jus venandi; franz. droit de chasse; engl. hunting-right, besteht in dem Rechte, das Wild in einen gewissen Bezirk einzuschließen (zu bannen), also den Platz mit einem besondern Gehege zu umgeben. Es würde daher das Jagdrecht allein, selbst in seiner weitesten Ausdehnung, nichts weniger als den W. in sich fassen. 3.

Wildfangsrecht, von Wildfang, als a) dem Rechte, Wild zu fangen; b) einem herumschweifenden leichten Menschen hergenommen, bedeutet 1) das Jagdrecht; 2) das im vormaligen deutschen Reiche dem Churfürsten von der Pfalz besonders zugestandene Recht, die außerehelichen Kinder, ingleichen die Herumstreifenden, sobald sie sich in gewissen Bezirken, die das Privilegium hatten, betreten ließen, anzuhalten und zu Leibeignen zu machen. 17.

Wildgrafen, s. Rheingrafen.

Wildungen, Stadt im Fürstenthume Waldeck, besteht aus 2 Theilen, Nieder- und Altwildungen, erstere mit 1800 Einw., letztere mit 450 Einw.,

Digitized by Google

Schloß und ist berühmt wegen ihrer Sauerbrunnen, welche schon 1378 bekannt waren und um dieselbe herum liegen. Bei der Stadt werden angewandt: der Thalbrunnen, der stärkste, der Stadt- und Salzbrunnen. Alle drei Brunnen haben Eisen bei sich, reinigen das Blut, eröffnen und trennen den Schleim. Seit 1666 steht vor der Stadt ein neues großes Brunnenhaus, neben welchem das Ballhaus zum Spazierengehen der Gäste bei schlechter Witterung sich befindet. In der hiesigen Kirche befindet sich das Grabmal des Grafen Josias von Waldeck, Anführers der Venetianer, welcher auf Kandia in einem Gefechte mit dem Türken blieb. 71.

Wildungen (Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich von), ein sehr geistreicher und vielseitig gebildeter Schriftsteller im Fache der Forst- und Jagdkunde, so wie auch zugleich ein genialer Dichter, geb. zu Cassel am 24. Apr. 1754, besuchte, von seiner Mutter im Lesen, Schreiben und in den Anfangsgründen der französischen Sprache unterrichtet, die Schule zu Cassel bis 1764, sodann das Ägidiengymnasium zu Nürnberg, wo in ihm der Geschmack an den alten Classikern geweckt wurde, während sich seine Talente in der Zeichnenkunst und Malerei entwickelten. Mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet ging er später auf das königliche Pädagogium zu Halle (1769), bezog sodann die dasige Hochschule (1771), wo er eifrig, obgleich gegen seine Neigung dazu bestimmt, dem Rechtsstudium oblag, aber mit Vorliebe und besonderem Erfolge Mathematik und Naturwissenschaften hörte. Nachdem er zu Marburg seine rechtswissenschaftlichen Studien beendigt hatte (1773), trat er die von seinem Landesfürsten ihm übertragene Stelle eines Beisitzers an der dasigen Regierung an (2. April 1776), verließ aber diese, seinen Neigungen nicht angemessene Laufbahn (1778) und ward der Gesellschafter des letztverstorbenen Herzogs von Nassau-Usingen. Aber auch hier konnte er seiner Neigung, sich ganz der Forstwissenschaft zu widmen, nicht genügen, und bewarb sich nach dem Wunsche seines Vaters zur fernern Übung in der juristischen Praxis um einigen Antheil an den Geschäften der Regierung zu Wiesbaden, wurde aber schon im Jahre 1787 vom Landgrafen Friedrich von Hessen-Cassel zum Regierungsrathe in Marburg ernannt. Hier wurde ihm, außer anderen mannigfaltigen Aufträgen, am 4. Juli 1793 die Stelle des zweiten Subdelegaten bei der fürstlichen solmsbraunfelsischen Debit- und Administrationscommission anvertraut, ja nach dem Tode des ersten Subdelegaten, des Staatsministers und Kammerpräsidenten von Meyer zu Cassel, jene wichtige Angelegenheit auf Ersuchen des Fürsten von Solms-Braunfels ihm allein übertragen. Dem Scharfblicke seines Fürsten war es nicht entgangen, auf welchen Platz W. eigentlich gehöre, und er ernannte ihn daher am 22. Nov. 1799 zum Oberforstmeister zu Marburg, während ihm zugleich die Administration des Fürstenthums Braunfels überlassen blieb. Als die Katastrophe von 1806 auch das Churfürstenthum Hessen traf, ward er unter der neuen Regierung zum Conservateur des eaux et des forêts ernannt und hatte in Bezug auf diesen Gegenstand, nach dem Zeugnisse des Staatsministers von Witzleben zu Cassel, volles Recht in seiner Selbstbiographie sagen zu können: „Meiner aus Liebe zum Vaterlande stets gleichen Berufstreue hat es geglückt, 5 der wichtigsten Oberforste Hessens bis zur endlichen erseufzten glücklichen Zurückkunft ihres erhabenen rechtmäßigen Besitzers nicht nur im eigentlichen Sinne des Worts zu bewahren, sondern auch durch sehr beträchtliche Culturen sichtbar gedeihlich zu verbessern.“ Nach der Rückkehr des letztverstorbenen Churfürsten trat W. als Oberforstmeister in seinen frühern Wirkungskreis zurück und füllte ihn bis an seinen Tod, welcher am 17. Juli 1822 erfolgte, würdig aus. Seltene Talente, Frohsinn und Gesundheit machten es ihm, bei der gewissenhaftesten Erfüllung seiner Berufspflichten, möglich, den Künsten und Wissenschaften überhaupt, besonders aber dem Studium der Naturgeschichte und Forstwissen-

Digitized by Google

schaften, wie dem Jagdbetriebe einen Theil seiner Zeit zu widmen. Seine Schriften, wodurch er sich einen Ruf begründete, sind: „Lieder für Forstmänner und Jäger", auch „Grünes Gesangbuch" genannt (Leipz. 1788—1790 von J. Chr. Müller, und um dieselbe Zeit von Adolph von Lohmann in Musik gesetzt; 2. Aufl. 1804; 3. Aufl. 1816 und 4. Aufl. 1817); „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber" (Marburg 1794—1799. 6 Bdchn.) und unter dem veränderten Titel: „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde" (Marburg 1800—1812. 8 Bdchn.); „Weidmann's Feierabende, ein neues Handbuch für Jäger und Jagdfreunde" (Ebend. 1815—1823. 6 Bdchn.). Außerdem lieferte W. sehr schätzbare Aufsätze zu verschiedenen Zeitschriften. 25.

Wilhelm, Könige von England. — W. I., König von England und Herzog der Normandie, ein natürlicher Sohn Robert's I. von der Normandie und eines schönen Landmädchens, Arlotte aus Falaise, wurde daselbst im Jahre 1016 geboren. Obgleich Robert zwei rechtmäßige Söhne hatte, so bestimmte er doch den wegen seiner frühentwickelten Fähigkeiten von ihm begünstigten W. zu seinem Nachfolger, so daß dieser nach dem Tode seines Vaters auf einer Wallfahrt nach Jerusalem 1035 den Thron desselben bestieg. Allein er würde sich schwerlich auf demselben zu behaupten vermocht haben, wenn ihn nicht König Heinrich I. von Frankreich kräftig gegen seine aufrührerischen Brüder und den Adel ihrer Partei unterstützt hätte. W. schlug mit Heinrich's Hülfe den Grafen Arques, eroberte Maine und beherrschte seitdem unangefochten die Normandie. Da er hierauf den König Eduard III. von England, den Bekenner, gegen die Einfälle der Dänen vertheidigen half, ernannte ihn dieser in seinem Testamente, mit Vernachlässigung seines Neffen, den er zur kraftvollen Vertheidigung des Reiches für zu schwach hielt, zu seinem Nachfolger; allein bevor W. noch nach dem Tode Eduard's im Jahre 1065 von dem Throne Besitz nehmen konnte, bemächtigte sich Harald, ein Sohn des Königs Kanut des seines Herrschers beraubten Reichs und W. mußte sich sein Recht erst mit den Waffen erkämpfen. Er schiffte mit einem großen Heere nach England über, schlug den König Harald am 14. Oct. 1066 in der entscheidenden Schlacht bei Hastings, worin Letzterer das Leben verlor, und ließ sich noch auf dem Schlachtfelde zum Könige von England ausrufen. Hierauf auch von den Großen des Reichs als Herrscher anerkannt behauptete er sich durch Klugheit und Strenge auf dem Throne, belehnte den normännischen Adel mit den großen Gütern in England und führte dadurch die Lehnsherrschaft in diesem Lande ein. Außerdem erbaute er den Tower, um die Bewohner von London besser im Zaume halten zu können, führte das Französische als Hofsprache ein, stand aber auch wegen des Besitzes der Normandie in einem Vasallenverhältnisse zu der Krone von Frankreich, woraus in der Folge viele blutige Kriege entstanden. Schon im Jahre 1076 empörte sich sein ältester Sohn, Robert, dem W. unterdeß die Herrschaft der Normandie anvertraut hatte, wurde aber von seinem Vater bald zum Gehorsam und zur Unterwerfung zurückgeführt. Noch im Jahre 1087 unternahm W. einen Krieg gegen Frankreich, drang bis an die Thore von Paris vor, starb jedoch noch während der Unruhen zu Rouen an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. — W. II., der Rothe, zweiter Sohn Wilhelm's I., wurde im Jahre 1056 geboren und folgte 1087 seinem Vater in der Regierung von England, dessen Besitz ihm bald nach seiner Thronbesteigung von einer Gegenpartei streitig gemacht wurde. Er unterdrückte sie zwar, gerieth aber bald darauf in neue heftige Streitigkeiten mit der englischen Geistlichkeit über das Recht der Investitur, welches ihm besonders der Erzbischof Lanfranc von Canterbury im Interesse des römischen Bischofs streitig machte. Er verbannte denselben zwar vom Hofe, gerieth aber mit dessen Nachfolger Anselmus in ähnliche Händel und verbannte ihn, als derselbe nicht nachgeben wollte, im Jahre 1097 aus dem Lande. Außerdem wurde er in

Digitized by Google

politische Händel mit seinem Bruder Robert und dem König Malcolm von Schottland verwickelt, den er nebst seinen Söhnen gefangen nahm und ermorden ließ. Hierauf eilte er zum Entsatze von Mans, das von dem Grafen von La Fleche belagert wurde, nach Frankreich, und nahm auch ihn gefangen; allein er selbst wurde kurze Zeit darauf (1100) bei einer Jagd in der Normandie von dem Edelmanne Tyrrel aus Unvorsichtigkeit mit einem Pfeile erschossen und da er keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein jüngerer Bruder als Heinrich I. auf dem Throne von England. — W. III. wurde im Jahre 1650 nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm II. von Nassau, Fürsten von Oranien, geboren, von de Witt erzogen und erwarb sich schon früh die Liebe des Volkes in so hohem Grade, daß ihn dasselbe bereits im Jahre 1672 bei dem drohenden Einfalle Ludwig's XIV. in die Niederlande zum Generalcapitain der Union ernannte und ihm die Statthalterschaft übertrug. Bei dem Andrange der Franzosen ließ W. die Dämme durchstechen, täuschte die französischen Feldherren durch künstliche Märsche, vereinigte sich unterdeß mit dem kaiserlichen Heere und nöthigte nun die Franzosen zum Rückzuge, wurde aber im Jahre 1674 in den Schlachten bei Senef und St. Omer (1677) von ihnen geschlagen, worauf 1678 der Friede zu Nymwegen abgeschlossen wurde, in welchem W. das deutsche Reich, Spanien und Brandenburg ganz in sein Interesse zu ziehen wußte. Schon früher (am 2. Febr. 1674) war er und seine Nachkommen von der Partei des Hauses Oranien und von den Staaten von Holland nebst noch vier anderen Provinzen zu erblichen Statthaltern von den Niederlanden ernannt worden und seitdem wandte er seine ganze Kraft gegen Ludwig XIV., der ihm auch persönlich zuwider war. Er schloß gegen dessen sich immer mehr verbreitende Macht (am 29. Juli 1686) die Ligue von Augsburg, an welcher der deutsche Kaiser, Spanien, Schweden, Dänemark, Holland und einige deutsche Fürsten Theil nahmen; zugleich aber richtete er dabei seine Aufmerksamkeit auch auf England, wo sich ihm die nähere Aussicht der Thronfolge eröffnete. Seine Gemahlin, Maria, war nämlich die Tochter Jakob's II. von England und die muthmaßliche Thronerbin. Da aber Jakob's zweite Gemahlin (am 10. Juni 1688) ganz unerwartet von einem Prinzen entbunden wurde, den Viele für untergeschoben betrachteten, so fürchtete der größte Theil des Parliamentes und das Volk von dem bigotten Jakob die Wiedereinführung der katholischen Religion und den Umsturz der Verfassung und deßhalb suchten die Episkopalen und die Presbyterianer der Prinzessin Maria die Thronfolge zu verschaffen. W. selbst aber, der Jakob's noch engeres Anschließen an Frankreich fürchtete, theilte die Neigung der Mehrzahl des englischen Volkes und der Rathspensionnair Fagel wußte die Generalstaaten zu bewegen, daß sie W. mit Schiffen und Truppen zur Aufrechthaltung der protestantischen Religion und der englischen Verfassung unterstützten. Mit einer angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten Flotte von 500 Segeln und 14000 Mann Truppen landete nun W. am 5. Nov. 1688 plötzlich zu Torbay und bei seinem Erscheinen erklärte sich nicht nur gleich anfangs ein großer Theil des Adels und des Heeres für ihn, sondern bald darauf trat auch Marlborough und Jakob's eigene Tochter, Anna, mit ihrem Gemahle, dem Prinzen Georg von Dänemark, zu ihm über. Jakob floh nun mit seiner Familie nach Frankreich und W. hielt seinen Einzug in London, wo bald darauf beide Parliamente Jakob II. wegen Verletzung der Verfassung für abgesetzt erklärten und seine Tochter Maria nebst ihrem Gemahle W., der unterdeß zur englischen Kirche übergetreten war, auf den Thron von England erhoben (am 13. Febr. 1689). Letzterm wurde jedoch, nachdem er die Declaration oder Bill of rights, worin die Grenzen der königlichen Gewalt, die Thronfolge und alten unbestrittenen Volksrechte genauer bestimmt waren, unterzeichnet hatte, die Regierung ausschließlich übertragen. Zwar erkannte auch Schottland bald darauf W. als König an, allein die katholischen Irländer erklärten sich für ihren legitimen

Digitized by Google

König, den Ludwig XIV. mit einem Heere in jenes Land sandte, wo er aber anfangs von W. selbst am 1. Juli 1690 am Boyneflusse und darauf (am 13. Juli 1691) vom General Ginkel bei Aghrim geschlagen wurde. Sowohl diese Siege, als auch die Schonung, mit welcher W. die besiegte Partei behandelte, befestigten nun auch die Krone von Irland auf seinem Haupte. Nicht so glücklich für W. gestaltete sich der unterdeß mit den Franzosen auf dem Festlande ausgebrochene Krieg; denn der Marschall von Luxemburg schlug ihn 1692 bei Stenkerken und im folgenden Jahre bei Neerwinden; allein W. wußte durch geschickte Märsche und Rückzüge den Franzosen die Früchte des Sieges größtentheils wieder zu entreißen, nahm im Jahre 1693 Namur trotz der Nähe eines weit stärkern feindlichen Heeres ein und nöthigte endlich Ludwig XIV., ihn im Frieden zu Ryßwijk (1697) als König von England anzuerkennen. Als Ludwig's Enkel darauf von Karl II. von Spanien zum Erben der Monarchie eingesetzt wurde, schloß er zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts in Europa am 7. Sept. 1701 mit den bedeutendsten Mächten von Europa die Allianz zu Haag und als Ludwig nun auch Jakob III., den Sohn des verstorbenen Jakob II., als König von England anerkannte, so bewog W. auch England zum Beitritte zur Allianz mit Holland, dem deutschen Kaiser, Dänemark und Schweden. Bevor aber die Ausrüstung von 40000 Mann und 4000 Matrosen noch beendigt war, starb W. plötzlich in einem Alter von 52 Jahren an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, wobei er das Schlüsselbein gebrochen hatte, am 16. März 1702. Da seine Gemahlin schon 1695 kinderlos gestorben war, so erlosch mit W. die Erbstatthalterschaft über die 5 Provinzen und die Erbgüter der Familie Oranien wurden zwischen Preußen und dem Fürsten Wilhelm von Nassau-Dietz, dem Erbstatthalter von Friesland und dem Statthalter von Gröningen, von welchem die königliche Familie der Niederlande abstammt, getheilt. Um England hat sich W. durch Errichtung der Nationalbank (1694), durch Ertheilung der Preßfreiheit (1694) und die Begründung der neuen ostindischen Compagnie (1698) verdient gemacht, allein dennoch war er den Briten wegen seines stolzen, harten und phlegmatischen Wesens, worunter er seine Herrschsucht verbarg, persönlich verhaßt und als er sich genöthigt sah, seine holländische Garde und die aus französischen Flüchtlingen gebildeten Regimenter wieder aufzulösen und zu entlassen, konnte er im ersten Unmuthe darüber von den Ministern kaum abgehalten werden, die Regierung niederzulegen. Er begründete zuerst das System der englischen Politik in Bezug auf das Festland, veranlaßte aber auch zugleich aus Eifersucht gegen Frankreich die Anwendung von Hülfsgeldern und Anleihen, wodurch die englische Nationalschuld ansehnlich vergrößert wurde; jedoch regierte er im wahren Interesse des Volkes, wählte meistens die Whigs zu seinen Ministern, begründete die politische Wichtigkeit des Unterhauses und schützte die religiöse und politische Freiheit Englands. Die Geschäfte des Staates und die Unruhen des Kriegs wandten seine Aufmerksamkeit von Kunst und Literatur gänzlich ab; aber die Niederlande verdanken ihm die Bildung großer Staatsmänner, wie Fagel und Heinsius. In seinen Unternehmungen zeigte er einen scharfen Verstand, der sein Ziel mit Thätigkeit und Kraft verfolgte, in Gefahren blieb er kaltblütig, bei Hindernissen standhaft, war tapfer im Kriege und unterzog sich, ungeachtet seines schwächlichen Körperbaues, jeder Beschwerde. Ehrgeiz, Stolz, Ruhm und Herrschsucht beseelten ihn, der Schmeichelei und Prachtliebe hingegen war er feind; tadelnswerth erscheint übrigens sein Mangel an Humanität. (Vergl. Großbritannien, Jakob II., Marlborough.) — W. IV. (Heinrich), der dritte Sohn Georg's III., wurde am 21. Aug. 1765 geboren, trat schon im Jahre 1778 als Seecadet auf das Schiff Prinz von Oranien und wurde dem Willen seines Vaters gemäß nicht nur in der Disciplin den übrigen Seecadetten völlig gleichgestellt, sondern sollte auch gleich jedem andern Schiffsjungen nur nach und nach im Dienste

Digitized by Google

vorrücken. Er nahm darauf an dem Seegefechte zwischen dem Admirale Rodney und dem spanischen Admirale Don Juan de Langara Theil und verlebte als Cadet mehrere Jahre in Westindien, Neuholland und Canada, rückte dann in gewöhnlicher Weise vor und befehligte hierauf längere Zeit eine Fregatte. Im Jahre 1789 wurde er zum Herzoge von Clarence und St. Andrews, so wie zum Grafen von Münster ernannt, nahm seinen Sitz im Oberhause ein und wurde 1790 Contreadmiral, ohne jedoch an dem Seekriege gegen Frankreich Antheil nehmen zu dürfen. Bald nach seiner Rückkehr von der See verliebte er sich in die eben so schöne, als talentvolle Schauspielerin, Dora Jordan, eine geborene Irländerin, verband sich mit ihr und lebte größtentheils in glücklicher Zurückgezogenheit in der Nähe von London, wo ihm Dora nach und nach zehn Kinder gebar. Allein nach einer zwanzigjährigen Verbindung trennte er sich aus nicht genugsam bekannten Gründen von derselben (1811), worauf sie einen Jahrgehalt bekam und zur Bühne zurückkehrte. Im Jahre 1818 vermählte sich W. mit Adelaide, einer Tochter des Herzogs von Meiningen, lebte bis 1819 in Hanover, wurde nach dem Tode des Herzogs von York (1827) der nächste Thronerbe und durch Canning's Einfluß Großadmiral, verlangte aber bald darauf (1828) wegen einer Spannung mit dem Herzoge von Wellington seine Entlassung und zeigte seitdem eine entschiedene Abneigung gegen die Torypartei. Deßhalb wurde er auch mit dem freudigsten Jubel des Volkes bei seiner Thronbesteigung am 26. Juni 1830 begrüßt. Er setzte bald darauf eine neue Verwaltung ein, machte die Parliamentsreform zu einer Regierungsmaßregel, huldigte der öffentlichen Meinung durch Unterstützung der Minister und blieb selbst bei den kritischen Erscheinungen, die den glücklichen Erfolg der Reform sehr zweifelhaft machten, seinen Ansichten und der gegebenen Zusage treu. Diese Beharrlichkeit des Königs ist aber um so mehr sein Verdienst, je thätiger die Torypartei am Hofe sich zeigte, um ihn für sich zu gewinnen. Nach der siegreichen Durchführung der Parliamentsreform schloß sich jedoch W. mehr der Partei der Conservativen an und sowohl dieß als der größere Einfluß der Torys am Hofe schadete ihm in der Gunst des Volks; allein dessenungeachtet hat er nicht aufgehört die Stimme der Mehrheit desselben zu achten, die sich gegen die Rückkehr zu den früheren Regierungsgrundsätzen entschieden erklärt hat, und regiert noch fortwährend im Geiste seines Volkes und seiner Zeit. 81.

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, wurde am 24. Aug. 1772 im Haag als der Sohn des Erbstatthalters Wilhelm V., Fürsten von Oranien und Nassau, welcher von dem jüngsten Bruder Wilhelm's I. von Oranien abstammte, geboren. Im Jahre 1788 unternahm der junge Fürst eine Reise nach Deutschland, hielt sich einige Zeit zu Berlin am Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II., auf und vollendete sodann seine wissenschaftliche Bildung seit dem Jahre 1790 auf der Universität zu Leyden. Als bald nachher (am 1. Febr. 1793) zwischen Frankreich und dem Erbstatthalter der Krieg, welcher durch die nach Frankreich geflüchteten Patrioten veranlaßt worden war, zum Ausbruche kam, übernahm W. den Oberbefehl über die holländischen Truppen, für deren bessere Ausbildung er schon früher mit seinem Bruder Friedrich eifrig bemüht gewesen war und befreite das holländische Brabant von den Franzosen unter General Dumouriez. Hierauf vertheidigte W. längere Zeit die Grenzen von Westflandern gegen das Eindringen der französischen Nordarmee, wurde aber am 13. Sept. zwischen Menin und Werwick von den Franzosen mit solcher Überlegenheit angegriffen, daß er sich endlich, trotz der tapfersten Gegenwehr, mit großem Nachtheile hinter die Schelde zurückziehen mußte. Zwar eroberte er bald darauf die Festung Landreci und drängte an der Spitze des vereinigten östreichisch-holländischen Heeres die Feinde über die Sambre zurück, mußte sich aber in der wichtigen Schlacht bei Fleurus (am 26. Juni 1794) auf

Befehl des Prinzen von Coburg wieder zurückziehen, nachdem Charleroi von den Franzosen erstürmt und der linke Flügel geschlagen worden war, obgleich er auf dem rechten siegreich gefochten hatte. Nun suchte W. nach dem weitern Vordringen Pichegru's und Jourdan's im Vereine mit dem Herzoge von York die Grenzen der Republik zu decken; als aber nach dem Falle der wichtigsten Festungen Pichegru über die mit Eis bedeckte Waal gegangen und am 17. Jan. 1795 in Utrecht eingerückt war, so legten W. und seine Brüder am 16. Jan. ihre Befehlshaberstellen nieder und schifften sich mit ihrem Vater nebst der übrigen Familie und wenigen Getreuen zu Scheveningen auf 19 gebrechlichen Fischerfahrzeugen am 18. und 19. Jan. 1795 nach England ein, wo man ihnen Hamptoncourt zum Wohnsitze überließ. W. kehrte aber mit seinem Bruder bald wieder auf das Festland zurück, bewaffnete auf Englands Kosten eine Schaar ausgewanderter Niederländer und begab sich, als nach dem baseler Frieden dieselben sich zerstreut hatten, mit seiner Familie nach Berlin, beschäftigte sich hier mit den Wissenschaften und widmete sich besonders der Erziehung seiner Söhne. Außerdem sorgte er für die Verbesserung seiner in der Gegend von Posen gelegenen Herrschaften, zog neue Colonisten dahin, hob die Leibeigenschaft auf und erweiterte seine Besitzungen noch durch den Ankauf mehrerer Landgüter in Schlesien. Gegen das Ende des Jahres 1802 wandte er sich von Berlin, wo er jedoch stets einen Theil des Winters zubrachte, nach Fulda, welches nebst Korvey, Dortmund, Weingarten ꝛc. durch den Reichsdeputationsschluß als Entschädigung seinem Vater, der es am 29. Aug. 1802 an ihn abtrat, zugefallen war. Um diesen neuen Besitz machte er sich durch Abschaffung alter Mißbräuche, durch Vereinfachung der Verwaltung und Einführung größerer Sparsamkeit, durch Begründung eines Lyceum zu Fulda und die Stiftung eines Landkrankenhauses vielfach verdient und erwarb sich durch seine Rechtlichkeit und Humanität gegen alle Classen der Bewohner ohne Rücksicht auf ihre kirchliche Verschiedenheit die Liebe des Volkes. Nach dem Tode seines Vaters trat W. auch die Regierung seiner Stammländer in Nassau an, welche sein Großvater, der erste Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, durch Vereinigung der Linien Hadamar, Siegen und Dillenburg mit dem Hause Dietz bedeutend erweitert hatte. Als er sich aber bald darauf nicht geneigt finden ließ, dem seiner unwürdig erscheinenden Rheinbunde beizutreten, so wurden ihm seine oranischen Länder entrissen und theils an seine Stammesvettern, Nassau-Usingen und Weilburg, theils an Murat, den Großherzog von Berg und theils an Würtemberg vertheilt und er opferte mit Zurückweisung aller Anträge von Seiten Murat's Nassau, so wie aller versprochenen Vergrößerung an Besitz lieber auch das ihm noch allein übrig gebliebene Fulda auf, als daß er dem für Deutschland so schmählichen Bunde beigetreten wäre. Er wandte sich nun im Aug. 1806 nach Berlin, übernahm im Sept. als preußischer Generallieutenant und Inhaber eines Regimentes den Oberbefehl über einen Theil des preußischen Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt und wurde nach der Schlacht bei Jena beordert, dem Feldmarschalle Möllendorf nach Erfurt zu folgen, wo er durch die bald nachher abgeschlossene Capitulation in Gefangenschaft gerieth, jedoch die Erlaubniß erhielt, sich bei seiner Gemahlin im Preußischen aufhalten zu dürfen. Nun erklärte ihn Napoleon auch seiner durch den Reichsdeputationsschluß erhaltenen Länder, welche später größtentheils mit dem Königreiche Westphalen und dem Großherzogthume Berg vereinigt wurden, für verlustig und selbst die ihm durch die Bundesacte zugesicherten Domainen wurden mit Ausnahme Baierns von Würtemberg und Berg in Beschlag genommen. Unterdeß hatte sich W. mit seiner Familie nach Danzig gewendet und da er sich bei der Annäherung des Kriegsschauplatzes nach Berlin begeben wollte, so wurde ihm dieß untersagt und nur seiner kranken Gemahlin verstattet, worauf sich der Fürst nach Pillau zurückzog. Nach dem Abschlusse des Friedens zu Tilsit, in welchem

Digitized by Google

seine Interessen keine Berücksichtigung fanden, wandte er sich wieder nach Berlin, lebte daselbst von dem Ertrage seiner ihm in der Nähe von Warschau allein übrig gebliebenen Gütern und widmete sich ganz den Wissenschaften und der Sorge für seine Familie. Nach dem Ausbruche des französisch-östreichischen Krieges (1809) trat der Fürst nebst seinem Jugendfreunde Fagel als Freiwilliger unter das Heer des Erzherzogs Karl, kämpfte die Schlacht bei Wagram mit und kehrte nach dem unglücklichen Ausgange derselben nach Berlin zurück. Von hier begab er sich 1813 nach England, um mit der dortigen Regierung einen Vertrag wegen der Unterstützung der Niederländer abzuschließen, von denen ein großer und einflußreicher Theil die Wiedereinsetzung des Hauses Oranien sehnlich wünschte. Als sich darauf nach der Schlacht bei Leipzig die verbündeten Heere den Grenzen Hollands näherten, brach am 15. und 16. Nov. ein Volksaufstand in Amsterdam zu Gunsten W.'s trotz der Anwesenheit französischer Truppen aus und schon am 17. erkannte ihn der Haag ebenfalls als Herrscher an. Der Fürst kehrte nun sogleich auf die erhaltene Nachricht aus England zurück, landete in Scheveningen und wurde im Haag (am 30. Nov. 1813), so wie in Amsterdam (am 2. Dec.) mit allgemeinem Jubel empfangen. Obgleich W. bereits durch die Proclamation einer provisorischen Regierung zum souverainen Fürsten der Niederlande ausgerufen worden war, so erklärte er doch sogleich, daß er durch Ertheilung einer Charte die Rechte und Freiheiten des Volkes sichern werde. Es trat demnach eine Commission zur Entwerfung einer Verfassungsurkunde zusammen, welche am 29. März 1814 von den Abgeordneten des Volkes angenommen und darauf von dem Fürsten feierlich beschworen wurde. Während dessen wurden auch die Franzosen, die noch viele feste Plätze im Besitze hatten, durch die Verbündeten gänzlich aus dem Lande vertrieben, darauf sprach der wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den Niederlanden zu einem gemeinsamen Königreiche aus und am 16. März 1815 wurde der Fürst, der schon seit 1813 auch seine deutschen Erbländer wieder in Besitz genommen hatte, im Haag als Wilhelm I., König der Niederlande, Fürst von Lüttich und Großherzog von Luxemburg ausgerufen. Jedoch mußte er jetzt seine deutschen Stammländer für den Gewinn von Luxemburg, welches am 22. Juli 1815 in den deutschen Bund aufgenommen worden war und das er im Mai zum Großherzogthume erhoben hatte, an Preußen abtreten. Seine Regierung zeichnete sich seitdem stets durch Weisheit, Festigkeit, Gerechtigkeit und Freisinnigkeit aus. Er ließ von 1815 einen Entwurf zu einer neuen allgemeinen niederländischen Gesetzgebung ausarbeiten, welcher im Jahre 1819 vollendet und sodann den Generalstaaten zur Prüfung vorgelegt wurde. Hierauf trat er am 21. Juni 1816 dem deutschen Bunde bei. Schon 1814 war er zum östreichischen Feldmarschalle ernannt worden und hatte 1815 den Wilhelmsmilitairverdienstorden und sodann den Civilverdienstorden vom belgischen Löwen gestiftet. Er residirte seitdem abwechselnd in Brüssel und im Haag und erwarb sich durch seine Persönlichkeit allgemeine Achtung. Eine wichtige Veränderung stand indeß seinen Staaten durch die Unzufriedenheit der Belgier mit der Bevorzugung der Holländer in mehrerer Hinsicht bevor und diese Spannung hatte nach dem Ausbruche der belgischen Revolution im Aug. und Sept. 1830 trotz der heldenmüthigen Tapferkeit des holländischen Generals Chassé und des Prinzen Friedrich von Oranien die völlige Trennung Belgiens als ein eigenes Königreich von Holland zur Folge. Obgleich sich die Conferenzen zu London bemühten, einen Vergleich zwischen beiden Staaten zu Stande zu bringen, so verweigerte W. bis jetzt doch standhaft seine Einwilligung zu der definitiven Trennung Belgiens von Holland zu geben und es findet demnach noch jetzt ein sehr gespanntes, selbst schlagfertiges Verhältniß zwischen beiden Ländern statt. W. selbst empfing jedoch von 1830—1836 von Seiten der Holländer die mannigfachsten und erfreulichsten Beweise ihrer An-

Digitized by Google

hänglichkeit, welche selbst die schwersten Opfer ihm gern darzubringen bereit war. 81.

Wilhelm I., König von Würtemberg, wurde am 17. Sept. 1781 zu Lüben, einem Städtchen in Schlesien, geboren, wo sein Vater, später König Friedrich I. von Würtemberg, damals als preußischer Generalmajor und Inhaber eines Dragonerregimentes in Garnison lag. Der junge Prinz wurde schon in früher Kindheit durch Familienverhältnisse nach Rußland, in die Schweitz, an den Rhein und seit 1790 nach Würtemberg geführt, wo sein Vater die Bildung des Sohnes zwar mit großer Sorgfalt, aber oft auch mit Härte und nachsichtsloser Strenge fortsetzen ließ. Indeß wurde der ruhige Gang seiner Erziehung in den Jahren 1796 und 1799 dadurch unterbrochen, daß er vor dem Eindringen der Franzosen in Würtemberg mit seinem Vater das Land verlassen mußte, worauf er im Jahre 1800 als Freiwilliger kurze Zeit in die Armee des Erzherzogs Johann von Östreich eintrat. In der Schlacht von Hohenlinden, an der er damals Antheil nahm, zeigte er so viel Kühnheit, daß er mitten unter die Feinde sprengte und von seinem Begleiter nur mit Mühe der dringendsten Gefahr entzogen werden konnte. Als hierauf nach seiner Rückkehr an den Hof seines Vaters ihn derselbe in der frühern gänzlichen Abhängigkeit zu erhalten strebte, beschloß der Prinz im Jahre 1803 sich durch eine Reise nach Wien, Frankreich und Italien, wobei seine weitere Ausbildung sein vorzüglichster Zweck war, diesen drückenden Verhältnissen zu entziehen. Im Jahre 1806 kehrte er in seine Heimath zurück und stellte sich 1812 dem Willen seines Vaters gemäß an die Spitze der 15000 Würtemberger, welche an dem Feldzuge in Rußland Theil nahmen, nachdem er die nächst verflossenen Jahre zu Stuttgart in gänzlicher Zurückgezogenheit vom Hofe, nur im Umgange weniger Freunde und in einem angenehmen Wechsel von Lectüre, Naturgenuß und Jagd verlebt hatte, ohne sich auch nur entfernt in die Staatsgeschäfte zu mischen. Kaum war er jedoch mit seinem Heere in Polen eingerückt, so befiel ihn eine heftige Krankheit, welche ihn in Wilna zurückzubleiben nöthigte, worauf er nach Wiederherstellung seiner Gesundheit nach seinem Vaterlande abreisete. Hier vernahm er mit Freuden den unglücklichen Ausgang des Feldzugs und im folgenden Jahre erfüllte ihn besonders Napoleon's Niederlage bei Leipzig mit der Hoffnung, sein eigenes Land bald von dem Drucke des fremden Herrschers befreit zu sehen. Daher folgte er der Einladung der verbündeten Mächte, zu denen sein Vater nach der Schlacht bei Leipzig übergetreten war, sehr bereitwillig und übernahm den Oberbefehl über eine aus Würtembergern, so wie aus einigen russischen und östreichischen Regimentern bestehende Heeresabtheilung und entwickelte sein Feldherrntalent, seinen Muth und seine Tapferkeit besonders in den Schlachten bei Epinay, Brienne, Sens und Montereau, wo er den Rückzug der Verbündeten dadurch deckte, daß er den fünfmal stärkern Feind einen ganzen Tag lang aufhielt, wobei ihn die Liebe und die unbedingte Ergebenheit seiner Soldaten kräftig unterstützte. Eben so wichtige Dienste leistete er der Sache der Verbündeten in dem zweiten Feldzuge 1815 und obgleich ihm derselbe wegen der Kürze seiner Dauer nicht erlaubte, sein Talent auf so vielfache Weise zu erproben, so zeichnete er sich dennoch bei jeder ihm dargebotenen Gelegenheit rühmlichst aus und machte sich besonders durch das Zurückdrängen des General Rapp nach Straßburg, trotz der bedeutenden Hindernisse, die sich ihm bei Schuffelweihersheim entgegenstellten, verdient. Durch den Tod seines Vaters am 30. Oct. 1816 zum Könige erhoben, nahm W. sogleich wesentliche Verbesserungen in der Regierung und Verwaltung des Landes vor, entfernte alle diejenigen Staatsdiener, die sich früher Unterschleife erlaubt hatten, stellte verjährte Mißbräuche ab, nahm harte und lastende Verordnungen der vorigen Regierung zurück, verminderte die Abgaben, beschränkte den Aufwand des Hofhaltes, steuerte während der Jahre des Mangels und des Mißwachses der dringendsten Noth durch

Digitized by Google

Einkauf von Getreide, begünstigte die von seiner Gemahlin gestifteten Armenvereine und bewies sich allerseits thätig und fürsorgend. Den wichtigsten Schritt that er jedoch für das Land durch die Ertheilung einer Verfassungsurkunde (1817), deren unbedingte Annahme er zwar anfangs verlangte, welche er jedoch später mannigfachen Verbesserungen und der Zustimmung der Stände unterwarf. So viele Schwierigkeiten indeß auch die Berichtigung und Verbesserung der Verfassungsurkunde an dem nur strengem Aristokratismus huldigenden Adel fand, so wurde ihre Härte doch in mehreren wesentlichen Punkten durch des Königs eigenes Entgegenkommen gemildert, die Rechte des Volkes gegen Willkühr und Anmaßung geschützt und in dieser Form endlich am 25. Sept. 1819 dem Könige zur Unterschrift vorgelegt, nachdem dieselbe schon vorher von der Ständeversammlung unterzeichnet worden war. In den letztvergangenen Jahren unternahm W. mehrere Reisen in die Seebäder von Livorno, Ostende und Pisa, so wie in das benachbarte Frankreich und seit dem Dec. 1829 verstattet er während seiner Anwesenheit in der Residenz jedem seiner Unterthanen Freitags von 9 — 11 Uhr freien Zutritt zu seiner Person. 81.

Wilhelm I., Churfürst von Hessen, wurde am 3. Jan. 1743 zu Cassel geboren und mit vieler Sorgfalt in den Künsten und Wissenschaften unterrichtet. Nach Vollendung seiner Studien auf der Universität zu Göttingen rettete sich W. vor den Stürmen des siebenjährigen Krieges an den Hof seines Oheims, des Königs Christian VII. von Dänemark; nach dem Eintritte seiner Volljährigkeit verließ er jedoch den dänischen Hof und übernahm nun selbst die Regierung der Grafschaft Hanau, bei deren Bewohnern er sich durch Leutseligkeit, Sparsamkeit und gemeinnützige Thätigkeit zur Minderung der Noth des Landes bald allgemein beliebt machte. Weniger landesväterlich bewies er sich jedoch durch den Abschluß eines Subsidienvertrages im Jahre 1776 mit England, zu Folge dessen er nach dem Beispiele anderer deutschen Fürsten eine Anzahl hessischer Truppen nach England sandte, um von da nach Nordamerika eingeschifft zu werden und gegen die empörten englischen Colonien zu kämpfen. Einige Jahre später nahm er selbst als preußischer Generalmajor an dem baierschen Erbfolgekriege unter Friedrich II. Theil und nährte seitdem eine für sein Land eben so nachtheilige, als für seinen Schatz vortheilhafte Vorliebe für das Soldatenwesen. Diese Neigung in höherm Grade zu befriedigen wurde ihm um so leichter, seit er nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1785 auch die Regierung über die hessen-casselschen Länder antrat. Er verlegte nun seine Residenz nach Cassel, schaffte zwar viele veraltete Mißbräuche ab und nahm sich der Geschäfte mit Eifer und Gerechtigkeitsliebe an, drückte aber auch sein Land mannigfaltig durch Härte, Geiz und Soldatensucht. Seine Leidenschaft für schöne Bauten beschränkte er nicht nur auf seine Residenz, sondern dehnte sie auch auf deren Umgebungen, so wie auf Nenndorf, Hof-Geismar, Wilhelmsbad und Schwalheim aus. Übrigens sorgte er aber für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, für strenge Ausübung der Polizei- und Rechtspflege und für Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit der Beamten. Um zugleich seinen Truppen, deren kriegerische Haltung er gern bei glänzenden Paraden zeigte, in den Augen von Europa Achtung zu verschaffen, benutzte er die Minderjährigkeit des Landgrafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, dessen Vater 1787 gestorben war, um sein Land unter dem Vorwande zu besetzen, daß er wegen der Unebenbürtigkeit seiner Großmutter zur Nachfolge in der Regierung unfähig sei. Allein da sich der deutsche Kaiser, Preußen und England zu Gunsten des jungen Landgrafen erklärten, mußte W. nicht nur seine Truppen aus dem Lande zurückziehen, sondern auch den verursachten Schaden so wie die Kosten ersetzen. Noch in demselben Jahre schloß er mit England einen neuen Subsidienvertrag, zu Folge dessen er für jährlich 675000 Kronenthaler 12000 Mann ins Feld stellen mußte. Seine Liebe zum Kriegswesen fand

Digitized by Google

jedoch erst bei dem Ausbruche der französischen Revolution einen erwünschteren Spielraum, so wenig auch der Erfolg seiner Unternehmungen den früher gehegten Erwartungen entsprach. Im Jahre 1790 deckte er mit 8000 Hessen in dem festen Lager bei Bergen die Krönung des Kaisers Leopold II. gegen mögliche Störungen von Seiten der Franzosen, nahm darauf an dem Feldzuge der Preußen gegen Frankreich Theil und am 23. Dec. 1792 zeichneten sich seine Truppen durch die Wiedereroberung von Frankfurt ohne fremde Beihülfe aus. Als der Friede von Basel (am 28. Aug. 1795) den Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatte, mußte der Landgraf seine überrheinischen Besitzungen in der Gewalt der Franzosen lassen und seine übrigen Länder wurden in den Neutralitätsverein aufgenommen, welcher durch eine militairische Demarcationslinie (s. d. Art.) die Ruhe von Norddeutschland sicherte, bis er im luneviller Frieden (am 25. Febr. 1801) für die Abtretung von ¾ □M. mit 2500 Einw. auf dem linken Rheinufer an Frankreich mit 5 □M. und 14000 Einw. nebst der Churwürde, die er als Churfürst Wilhelm I. antrat, entschädigt wurde. Er fuhr nunmehr in seiner gewohnten Regierungsweise fort, nährte einen unauslöschlichen Haß im Innern gegen Frankreich und schloß sich deßhalb immer fester an den König von Preußen an, welcher ihm schon früher die Feldmarschallswürde ertheilt hatte. Allein die für Preußen so verhängnißvollen Schlachten von Jena und Auerstädt wurden es nicht weniger für ihn; denn Napoleon, der die Gesinnung des Churfürsten sehr wohl kannte, ließ bald darauf französische Truppen unter dem Könige von Holland und dem Marschall Mortier in sein Land einrücken, bei deren Annäherung W., der die Entscheidung des Kriegsglückes scheute, seine Besitzungen dem Feinde sogleich Preis gab und auf das neutrale Gebiet des Königs von Dänemark mit seiner Familie und seinem Schatze floh. Als er aber im folgenden Jahre durch den Frieden in Tilsit seines Landes für verlustig erklärt und dasselbe mit dem neuerrichteten Königreiche Westphalen vereinigt wurde, wandte er sich nach Prag (im Juli 1808) und erwartete hier mit Ungeduld die Zeit, in welcher Deutschland das Joch der Franzosen abschütteln würde. So mannigfache Beweise von Liebe und Anhänglichkeit er auch noch jetzt von Seiten der Hessen erhielt, so karg zeigte er sich doch selbst gegen diejenigen, welche ihn auch im Unglücke nicht verlassen und ihm alle andere Aussichten aufgeopfert hatten. Im Jahre 1809 nach dem Ausbruche des östreichisch-französischen Krieges erließ er einen Aufruf an die Hessen, damit sie ihn bei dem Versuche, welchen er machen wollte, sein Land selbst wieder zu erobern, kräftig unterstützen möchten; allein da der Krieg eine für Östreich ungünstige Wendung nahm, so sah er sich genöthigt, die bei Eger inzwischen von ihm gesammelten Truppen zu entlassen, welche er dadurch größtentheils der härtesten Noth Preis gab. Erst nachdem W. noch mehrere Jahre in dieser für ihn peinlichen Lage zugebracht hatte, zeigte sich ihm im Jahre 1813 nach der Schlacht bei Leipzig das Schicksal wieder günstig. Schon im September genannten Jahres hatte er sich bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen in Breslau zur Aufstellung eines Hülfscorps bereit erklärt, welches Anerbieten aber abgelehnt und ihm statt dessen die Zahlung von Subsidiengeldern an die Kriegsoperationscasse erlaubt wurde. Als darauf in Folge der Begebenheiten die Truppen der Verbündeten sein Land von den Franzosen befreit hatten, zog endlich am 30. Nov. 1830 der Churfürst als 70jähriger Greis nach 7jähriger Trennung nebst seiner Gemahlin wieder in seiner Hauptstadt ein und erhielt dabei die erfreulichsten Beweise von der Anhänglichkeit seiner Unterthanen. Ungeachtet seines hohen Alters ergriff er selbst wieder die Zügel der Regierung, zeigte aber sogleich seine alten Vorurtheile über die uneingeschränkte Willkühr der Fürstenmacht von Neuem und die Strenge seines Charakters schien durch die erlittenen Unglücksfälle nur noch geschärft worden zu sein. Statt sich den neuen Verhältnissen möglichst anzubequemen, betrachtete er die nächste Vergangenheit als nie vorhanden

Digitized by Google

gewesen und zeigte gegen die in westphälischen Diensten gestandenen Beamten eine unerbittliche Härte. Dem Vertrage mit den verbündeten Mächten gemäß stellte er 20000 Mann Truppen in das Feld; als dieselben aber nach dem pariser Frieden in ihr Vaterland unter der Bedingung zurückgesendet worden waren, für jetzt noch auf dem Kriegsfuße erhalten zu werden und der Churfürst dieß aus übergroßer Sparsamkeit vernachlässigte, rückten Executionstruppen in sein Land, welche jedoch später durch Preußens Vermittelung wieder daraus entfernt wurden. Übrigens bewies sich der kriegerische Geist seiner Truppen, den W. durch die Stiftung des Ordens vom eisernen Helm (am 18. März 1814) zur Belohnung militairischer Dienste zu nähren suchte, auch in dem Feldzuge von 1815, zu welchem er 12000 Mann gestellt hatte, die sich besonders vor Sedan, Charleville, Mezieres ꝛc. durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Auf dem Congresse zu Wien, an welchem unterdeß der Churfürst Theil nahm, brachte er vergeblich die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums so wie den Plan in Anregung, als König der Katten anerkannt zu werden; denn er trug neben Erhaltung seiner bisherigen Würden nur den Titel „Königliche Hoheit" davon. Außerdem erhielt er aber für die eingegangenen Abtretungen an Land reichliche Entschädigung und in Folge derselben auch den Titel eines Großherzogs von Fulda und eines Fürsten von Isenburg. Da er indeß sein Land nur mit der Bedingung zurückerhalten hatte, demselben eine Verfassungsurkunde zu verleihen, so gerieth er mit den Ansprüchen der Zeit und seinen eigenen Ansichten von absoluter Fürstenmacht in die unangenehmsten Widersprüche und die Anerkennung seiner Handlungsweise scheiterte an der festen Stellung der Ständeversammlung. Die Abneigung des Volkes, welche er sich dadurch zuzog, wurde durch den Geiz und die Härte, die er gegen Beamte und gegen das Militair bewies, unter denen er die Officiere durch kärglichen Sold drückte und die Gemeinen durch despotische Zucht, Gamaschendienst und Stockschläge quälte, nur noch vermehrt. Auch wollte er sich nicht dazu verstehen, der Verfassung durch Trennung des Staatsvermögens von seinem Privatschatze eine festere Grundlage zu geben. Mögen indeß diese Einseitigkeiten so wie sein Verfahren gegen die westphälischen Militair- und Civilbeamten, die Käufer der Domainen, die in Westphalen Pensionirten und die in jenem Staate dienenden Ausländer ꝛc. auch manchen Schatten auf seine Regierung werfen, so verdient doch dieselbe von der andern Seite auch wegen der unermüdlichen Thätigkeit des Fürsten bis in das hohe Greisenalter, wegen seiner Sorge für Kirchen- und Schulwesen, Rechtspflege, Steuerung des Unterschleifes der Beamten und wegen der Bereitwilligkeit, mit welcher er dem Volke mit Rath und That beistand, rühmliche Anerkennung. Seiner Regierung schien übrigens, bei der Festigkeit seines Körperbaues und seiner abgemessenen Lebensweise, noch kein so nahes Ziel bevorzustehen, als am 27. Febr. 1821 ein Schlagfluß seinem Leben plötzlich ein Ende machte. Seit dem Jahre 1809 hatte er am linken Auge gelitten, da sich am Kinne dieser Seite ein großes Gewächs in Folge eines Sturzes vom Pferde gebildet hatte. — W. II., der älteste Sohn des Vorigen, wurde am 28. Juli 1777 geboren, mit großer Strenge erzogen und besonders in den Kriegswissenschaften, der Geschichte und Politik unterrichtet. Im Jahre 1797 vermählte er sich mit Auguste Friederike Christine, einer Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, und begab sich, als im Jahre 1806 die Franzosen unter Mortier in Hessen einrückten, mit seiner Gemahlin und seinem Vater anfangs nach Gottorp, alsdann nach Rendsburg, Itzehoe und 1808 nach Prag, wo er sich mehrere Jahre aufhielt. Im Jahre 1813 focht er im preußischen Heere, eilte nach der Schlacht bei Leipzig nach Hessen, erließ hier im Namen seines Vaters einen Aufruf an das Volk, um es zum Kampfe gegen Frankreich zu begeistern, bewies sich nach der Rückkehr seines Vaters bei der Ausrüstung des Heeres sehr thätig und übernahm im März 1814 den Oberbefehl über dasselbe, welches die Festungen

Digitized by Google

Metz, Thionville, Luxemburg und Saarlouis einzuschließen bestimmt war, begab sich nach dem Frieden zu Paris im Jahre 1814 mit seinem Vater zu dem Congresse nach Wien, wurde aber nach Napoleon's Rückkehr von Elba (1815) verhindert, den Oberbefehl über das hessische Hülfscorps von Neuem zu übernehmen. Als er hierauf nach dem Tode seines Vaters (am 27. Febr. 1821) die Regierung antrat, erregte er durch manche Verbesserungen, die er in der Verwaltung des Staates vornahm, die freudigsten Hoffnungen. Er erwählte neue Räthe, bildete das Kriegswesen nach preußischem Fuße und sorgte für eine bessere Behandlung und Besoldung des Militairs, bei welchem seit 1815 wieder große Strenge und Stockschläge eingeführt worden waren. Außerdem vervollkommnete er die Unterrichtsanstalten für das Militair, übertrug dem Generalstabe der Truppen, die er unterdeß vermehrt hatte, die allgemeine Landesvermessung und trennte im Jahre 1821 die Verwaltung von der Rechtspflege. Vergebens erwartete man jedoch die Ausgleichung des Zwiespaltes mit den Landständen, den W. noch von der vorigen Regierung ererbt hatte, und die Nichtbeachtung der Gesuche um die Zusammenberufung derselben hatte auf die Stimmung des Volkes einen sehr nachtheiligen Einfluß. Zur Vermehrung desselben trug noch die Erhebung der Geliebten des Churfürsten zur Gräfin von Reichenbach bei, wodurch sich ein großer Theil des Adels, welcher derselben die ihr zuerkannten Ehrenbezeugungen nicht gewähren wollte, veranlaßt sah, sich vom Hofe zurückzuziehen, und da zugleich die Churfürstin die allgemeine Liebe und Hochachtung der Bewohner der Hauptstadt genoß, so wurde jenes Verhältniß hauptsächlich die Veranlassung, daß im Jahre 1823 mehrere Drohbriefe an den Churfürsten gerichtet wurden. Man forderte darin unter Androhung des Todes gegen W. und die Gräfin Reichenbach die Aufhebung ihres Einflusses auf die Regierungsgeschäfte und eine dem 13. Artikel der Bundesacte gemäße landständische Verfassung. Obgleich man die strengste Untersuchung in Bezug auf die muthmaßliche Verschwörung anstellte, so führten dieselben doch zu keinem Erfolge. Indeß wurden zur persönlichen Sicherstellung des Churfürsten die sorgfältigsten polizeilichen Maßregeln sowohl in Cassel, als auf dem Schlosse Wilhelmshöhe getroffen. Während aber die wegen jener Drohungen gethanen Schritte zur Vermehrung der Verstimmung unter dem Volke beitrugen, kam der Zwiespalt in der fürstlichen Familie selbst so weit, daß die Churfürstin im Mai 1826 sich von Cassel nach Bonn begab, der Churprinz aber im September desselben Jahres nach Berlin ging und im Auslande lebte, bis er sich im Jahre 1830 in Karlsbad mit seinem erkrankten Vater aussöhnte. Die Ereignisse im September desselben Jahres bewogen nicht nur den Churfürsten dem Lande eine neue Verfassung zu ertheilen, und wegen der feindseligen Stimmung der Hauptstadt gegen die Gräfin von Reichenbach den Sitz seiner Regierung im Januar 1831 nach Hanau zu verlegen, sondern sie veranlaßten ihn auch im September desselben Jahres, dem Churprinzen die Regentschaft zu übertragen, wodurch eine Versöhnung der feindseligen Elemente herbeigeführt worden ist. Seitdem lebt der Churfürst abwechselnd in Philippsruhe, in Hanau und in Frankfurt a. M., während seine Gemahlin fortwährend in Cassel residirt. 81.

Wilhelm (Georg August Heinrich Belgicus), jetzt regierender Herzog von Nassau, wurde am 12. Juni 1792 geboren, folgte seinem Vater, dem Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg, am 9. Jan. 1816 in Weilburg, und seinem Vetter, dem Herzoge Friedrich August, am 24. Nov. 1816 in Usingen, so daß er dadurch die gesammten Länder der walramischen Linie des Hauses Nassau in sich vereinigte. Am 24. Juni 1813 vermählte er sich mit der Prinzessin Louise von Sachsen-Hildburghausen und nach deren am 6. April 1825 erfolgtem Tode verband er sich am 23. April 1829 mit Pauline, einer Tochter des Prinzen Paul von Würtemberg. Die Thronfolge wurde am 24. Juli 1817 durch die Geburt

Digitized by Google

des Erbprinzen gesichert. Das Familienleben des Herzogs ist sehr einfach; in Staatsangelegenheiten besitzt der Staatsminister von Marschall sein unumschränktes Vertrauen, worin sich Letzterer immer mehr zu befestigen wußte. Im Sommer 1833 wohnte der Herzog der Fürstenversammlung zu Münchengrätz bei, begleitete alsdann den Kaiser Nicolaus auf seiner Rückreise nach Rußland und erhielt von demselben mehrere Beweise hoher Auszeichnung. 81.

Wilhelm (August Ludwig Maximilian Friedrich), regierender Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, der Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm (s. d. Art.), wurde am 25. Aug. 1806 geboren und verlebte mit seinem Bruder Karl (s. d. Art.), da seine Eltern flüchtig werden mußten, seine Jugend in beständiger Unruhe, bis die Prinzen endlich über Schweden nach England kamen. Sie langten nach mancher Gefahr am 14. Oct. 1809 glücklich in Greenwich an und lebten nun unter Aufsicht ihrer Großmutter, der verwittweten Herzogin Auguste, einer Schwester König Georg's III., abwechselnd in London und in dessen Nähe. Erst im Jahre 1814 verließen sie auf Befehl ihres Vaters England und kehrten nach Braunschweig zurück, wo sie nach dem Plane des Herzogs erzogen wurden. Als derselbe jedoch 1815 im Felde geblieben war, wurden sie unter die Vormundschaft ihres Oheims, des Königs Georg IV. von England, gestellt. Im Jahre 1820 begaben sich die Prinzen indeß mit ihren Erziehern, Eigner und einem Herrn von Linsingen, nach Lausanne, verweilten hier bis zum Jahre 1822, worauf sich Prinz Karl nach Wien, Prinz Wilhelm aber unter Führung des Obersten von Dörnberg nach Göttingen wandte und im folgenden Jahre in preußische Dienste trat. Hier lebte er in seinem erwählten Berufe, bis ihn die Folgen der Ereignisse am 7. Sept. 1830 plötzlich nach Braunschweig und an der Stelle seines Bruders Karl auf den herzoglichen Thron riefen. Kurze Zeit nach dem Antritte seiner Regierung erfolgte die Einführung eines neuen Staatsgrundgesetzes (am 12. Oct. 1832), wodurch zugleich eine neue Organisation der gesammten Administration und eine für die Kräfte des Landes bedeutende Civilliste festgestellt wurde, welche demselben um so beschwerlicher fiel, da es zu dem Aufbaue eines neuen und prächtigen Residenzschlosses in Braunschweig, zu welchem der Herzog im Jahre 1832 den Grund legte, eine Summe von 600000 Thlrn. bewilligte. Ganz aus eigenen Mitteln bestritt dagegen W. den Bau eines Lustschlosses in der Nähe der Hauptstadt. Den ständischen Verhandlungen schenkte der Herzog bis jetzt stets eine rege Theilnahme und die Regierung hat bereits viele der wichtigsten Gesetze den Ständen zur Berathung vorgelegt, welche zum Theil, wie die neue Städteordnung, die gesetzlichen Bestimmungen über die Ablösung der bäuerlichen Lasten und die Einrichtung einer Correctionsanstalt in Bevern, wozu W. das dortige Stammschloß der jetzt regierenden bevernschen Linie der Herzöge von Braunschweig einräumte, ins Leben getreten sind. Auch stiftete derselbe am 25. April 1834 den Orden Heinrich des Löwen. Übrigens wußte sich der Herzog durch seine persönlichen Eigenschaften, unter denen ihn besonders ein heller Verstand und ein gefühlvolles Herz auszeichnen, die Achtung und Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. 81.

Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., ward den 3. Juli 1783 zu Berlin geboren, diente seit 1799 in der Garde und commandirte im Kriege von 1806 als Obristlieutenant eine Cavalleriebrigade, mit welcher er in der Schlacht bei Jena einen kühnen Angriff gegen die französische Infanterie ausführte. Hierauf ward er zum Präses der Commission zur Reorganisation der Cavallerie ernannt und commandirte 1807 als Obrist das 2. Dragonerregiment, ward aber schon im December desselben Jahres nach Paris geschickt, um eine Minderung der von Preußen geforderten Contribution von 154½ Mill. Franken zu erwirken, konnte aber dieselbe nur bis auf 140 Mill. zu Stande bringen. Zu Ende des Jahres 1808 begleitete er den König und die Königin nach Petersburg

Digitized by Google

und lebte dann bei ihnen in Königsberg bis zum December 1809, wo er wenige Tage vor dem Könige in Berlin eintraf und bei der Wiederherstellung des Staates sich außerordentlich thätig zeigte. An dem Befreiungskriege nahm er lebhaften Antheil und commandirte zuerst die Reservecavallerie der schlesischen Armee, wohnte den Schlachten bei Lützen und Leipzig bei und führte darauf die erste Brigade des York'schen Corps über den Rhein. In dem Gefechte bei Chateau-Thierry und den Schlachten bei Laon und Paris zeichnete er sich eben sowohl durch Tapferkeit als Umsicht aus, zog darauf mit in Paris ein, begleitete dann den König nach London, wohnte hierauf dem Congresse in Wien bei und übernahm bei dem Wiederausbruche des Krieges (1815) das Obercommando der preußischen Reservecavallerie, wohnte der Schlacht bei Belle-Alliance bei und verfolgte den Feind mit der Avantgarde. Seit dem zweiten pariser Frieden lebte er größtentheils zu Fischbach in Schlesien, bekleidete von 1824—1829 als General der Cavallerie die Stelle des Gouverneurs der Bundesfestung Mainz, ward darauf nach kurzem Aufenthalte zu Fischbach Generalgouverneur der Rheinprovinz und Westphalens, als welcher er seinen Sitz in Köln nahm und bis zum December 1831 sowohl zur Beruhigung der Provinzen, als auch zum Besten der Stadt Köln im Besondern segensreich wirkte. Jetzt zog er sich wieder in das Privatleben zurück, ward aber im März 1834 von Neuem zum Gouverneur von Mainz ernannt; er hält sich jedoch häufig in dem ihm so liebgewordenen Fischbach auf. — Seine Gemahlin, Amalia Maria Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg, geb. den 13. Oct. 1785, machte sich durch ihre mütterliche Sorgfalt für die Kinder des Königs nach dem Tode der Königin Louise (1810) um das königliche Haus, so wie besonders durch die Leitung der 1813 in Berlin gestifteten Frauenvereine um das Vaterland hoch verdient und ward zur Anerkennung ihrer Verdienste vom Könige zur Vorsteherin des am 13. Aug. 1814 gestifteten Louisenordens ernannt. 16.

Wilhelm (Friedrich Georg Ludwig) von Nassau, Prinz von Oranien, Kronprinz des Königreichs der Niederlande, wurde am 6. Dec. 1792 geboren und auf der Militairakademie zu Berlin erzogen, worauf er die Universität zu Oxford besuchte und alsdann in die englische Armee eintrat. Im Jahre 1811 nahm er als Obristlieutenant spanische Kriegsdienste, zeichnete sich durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist aus, gewann dadurch das Vertrauen des Herzogs von Wellington und wurde später dessen Adjutant. Bei jedem wichtigen Kriegsereignisse that er sich durch Kühnheit und Unerschrockenheit hervor. So bestieg er als einer der Ersten die Mauern des erstürmten Ciudad Rodrigo, drang an der Spitze einer Abtheilung Engländer, die er zuvor auf der Flucht wieder gesammelt und in den Kampf zurückgeführt hatte, in Badajoz ein und gab in der Schlacht bei Salamanca vielfältige Beweise seines Muthes und seiner Geistesgegenwart. Zur Belohnung seiner Verdienste ernannte ihn der König von England zu seinem Adjutanten und ertheilte ihm die Medaille des Militairverdienstordens, auf welchem die Worte „Ciudad Rodrigo, Badajoz und Salamanca" eingegraben waren. Mit gleicher Auszeichnung nahm der Prinz an dem Feldzuge vom Jahre 1815 gegen Frankreich Theil, focht in dem Treffen bei Quatre-Bras (am 16. Juni), wurde in der Schlacht bei Waterloo (am 18. Juni), worin er an der Spitze seiner Truppen einen kühnen Angriff ausführte, in die Schulter verwundet und zog mit den Verbündeten in Paris ein. Seitdem lebte er in glücklichen häuslichen Verhältnissen im Schooße der königlichen Familie, bis die belgische Revolution (1830) ihn zur Beschwichtigung der Gemüther nach Antwerpen und Brüssel führte. Doch da alle Vermittelungsversuche fehlschlugen und W., den eine nicht unbedeutende Partei zum Regenten Belgiens verlangte, am 16. Oct. 1830 die Freiheit dieses Landes anerkannte, fiel er bei seinem Vater in Ungnade und begab sich daher nach England, übernahm aber bei dem Ausbruche des Krieges den Oberbefehl über die holländische Armee und trieb die Bel-

gier vor sich her, bis er durch die französische Intervention aufgehalten wurde. Seitdem führt er den Oberbefehl über das holländische Observationscorps an der belgischen Grenze. W. zeichnet sich in Hinsicht seines Charakters durch Herzensgüte, Offenheit, Rechtlichkeit und Herablassung aus und gewann durch diese Eigenschaften sogleich nach der Thronbesteigung seines Vaters im Jahre 1814 als Kronprinz die Liebe des niederländischen Volkes. — Friedrich Wilhelm Karl, Prinz von Oranien, der jüngere Bruder des Vorigen, wurde am 28. Febr. 1797 zu Berlin geboren, in der dortigen Militairakademie erzogen, studirte seit dem Jahre 1814 auf der Universität zu Leyden und zeichnete sich ebenfalls in dem Feldzuge vom Jahre 1815 durch kriegerische Talente aus. Später wurde er östreichischer Feldzeugmeister von der Armee, niederländischer Generalinspector der Artillerie, preußischer Generalmajor und Chef eines Infanterieregimentes. Im Jahre 1829 übernahm er den Posten eines Admirals der Flotte und eines Generaloberſten der Landtruppen so wie die Stelle eines Präsidenten des Ministerrathes, eines Vicepräsidenten des Staatsrathes und eines Chefs aller Communalgarden im Königreiche. Bei der belgischen Revolution zog er zwar mit 16000 Mann in Brüssel ein, mußte sich jedoch nach wenigen Tagen zurückziehen (s. Aufstände). Im kurzen Feldzuge von 1831 war er ebenfalls stets siegreich und widmet seit dieser Zeit seine vorzügliche Sorge der Verbesserung der holländischen Kriegsmacht. Von Seiten seines Geistes und Charakters erwarb er sich durch mannigfache Talente und Kenntnisse, durch Tapferkeit und Sanftmuth allgemeine Hochachtung. 81.

Wilhelm, der Jüngere, Fürst von Oranien und Graf von Nassau, der Befreier der Niederlande von der spanischen Herrschaft, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Ältern von Nassau und ward am 16. April 1533 zu Dillenburg geboren. Obgleich anfangs im Protestantismus erzogen, wurde er doch noch in früher Kindheit in den Grundsätzen der katholischen Kirche unterrichtet, seit Kaiser Karl V., der dem Hause Oranien-Nassau vielfach verpflichtet war, sich des Knaben annahm und dessen fernere Erziehung seiner Schwester, der verwittweten Königin Maria von Ungarn, damals Generalstatthälterin der Niederlande, anvertraute, die alsdann an ihrem Hofe zu Brüssel für seine weitere Ausbildung Sorge trug. Hierauf begleitete W. 9 Jahre lang als Kammerjunker den Kaiser, der nicht nur wegen der Klugheit, Bescheidenheit und des politischen Scharfblicks W.'s bald eine so hohe Meinung von ihm gewann, daß er ihn in den wichtigsten Staatsangelegenheiten um seine Meinung fragte, ihn stets bei der Audienz fremder Gesandten, nach Entlassung seiner übrigen Umgebung, allein gegenwärtig zu sein erlaubte und ihm schon in einem Alter von 22 Jahren, während der Abwesenheit des Herzogs Philibert von Savoyen, den Oberbefehl über seine Armee in den Niederlanden übertrug; sondern ihm auch nach dem kinderlosen Tode des letzten Fürsten von Oranien, mit dem W. von weiblicher Seite verwandt war, die Nachfolge in diesem Fürstenthume sicherte und ihn bei der Niederlegung seiner Regierung seinem Sohne Philipp II. als einen Freund empfahl, ohne dessen Rath er nichts unternehmen möchte. Allein der bigotte Philipp schenkte fortwährend dem Cardinal Granvella sein unumschränktes Vertrauen und brachte dadurch W., welchem er statt der gehofften Oberstatthalterwürde nur die Statthalterschaft der drei kleinsten Provinzen, Holland, Seeland und Utrecht, übertrug, um allen Einfluß. Zwar bewirkte W. mit dem Grafen von Egmont und von Hoorne die Zurückberufung des Cardinals, verstärkte aber dadurch Philipp's Mißtrauen, der in jenem Gesuche ein Majestätsverbrechen sah, und seinen Haß gegen W., der jetzt nur im Geheimen wirken konnte (s. Niederlande) und, als Philipp endlich den Herzog von Alba nach den Niederlanden schickte, sich mit Zurücklassung seines ältesten Sohnes, des Grafen von Büren, der damals in Löwen studirte und den er durch die Privilegien der Universität hinlänglich gesichert glaubte, bei Alba's Annäherung von Breda mit seiner ganzen

Digitized by Google

Familie nach Deutschland auf sein Schloß Dillenburg begab. Alba aber forderte ihn nebst den Grafen von Hoogstraten, von Kuilenburg und Anderen, welche das Land gleichfalls verlassen hatten, vor sein Gericht und erklärte, als W. an dem bestimmten Tage nicht erschien, ihn nebst seinem Bruder Ludwig als Hochverräther in die Acht, zog seine Güter ein und sandte seinen 13jährigen Sohn von der Universität Löwen als Geißel nach Spanien. Unterdeß hatte W., der sich nun öffentlich zum Protestantismus bekannte, ein Heer gesammelt, an dessen Spitze seine Brüder Ludwig und Adolph in Friesland einfielen. Sie schlugen zwar den feindlichen General Johann von Ligne, Grafen von Aremberg, bei Heiligerlee in Gröningen, allein Adolph blieb selbst in der Schlacht und Ludwig, der aus Mangel an Geld die Kriegszucht nicht zu erhalten vermochte, wurde bald darauf (am 21. Juli 1568) bei Jemmingen von Alba geschlagen. W. drang nun mit einem neuen Heere von 28000 Mann in Brabant ein und schlug einen Theil des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog, der sich hinter die Mauern der festen Plätze zurückzog, nicht zur Schlacht bewegen und das Volk wurde durch die Furcht vor den Spaniern von einem allgemeinen Aufstande zurückgehalten, so daß sich W., um nur den rückständigen Sold an seine Armee zu bezahlen, endlich genöthigt sah, alle seine Kostbarkeiten zu verkaufen, selbst sein Fürstenthum Oranien zu verpfänden und sein Heer zu entlassen, welches Alba vorausgesehen hatte. Der Fürst nahm hierauf nebst seinen Brüdern und einer Schaar Reiterei an dem Zuge des Herzogs von Zweibrücken gegen die katholische Partei in Frankreich Theil, zeichnete sich bei mehreren Belagerungen und Gefechten aus, kehrte aber nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs nach Deutschland zurück. Glücklicher waren jedoch seine Caperschiffe (s. Niederlande); aber obgleich auch mehrere Städte in Holland, Seeland, Overyssel und Geldern der Grausamkeit und des harten Druckes von Seiten Alba's müde sich öffentlich für ihn erklärten und er deßhalb abermals in Brabant einfiel, um seinem in Bergen von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu eilen, auch Mecheln und Löwen ihm die Thore öffneten, so mußte er doch, da unterdeß die ihm von Coligny zugesandten französischen Truppen geschlagen wurden und er Alba, welcher in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen konnte, sich mit Verlust nach dem Rheine zurückziehen und wäre einmal fast von den Spaniern, die unvermuthet des Nachts in sein Lager einbrachen, gefangen genommen worden, wenn ihn nicht das Gebell eines Hündchens zu rechter Zeit noch geweckt hätte, so daß er seine Soldaten versammeln und dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte. Er begab sich nun nach Holland und Seeland, wo ihn die Meergeusen zu ihrem Admiral ernannt hatten, eroberte Gertruydenburg und Middelburg und entsetzte Leyden, indem er die Deiche der Umgegend durchstechen ließ und dadurch die Spanier zum Rückzuge nöthigte. Die Staaten von Holland, so wie später die von Seeland, Utrecht, Geldern und Overyssel übertrugen ihm darauf (1575) während des Kriegs mit Spanien die Oberherrschaft. Im Jahre 1576 riefen ihn auch die nun zum Aufstande vereinigten Provinzen zu Hülfe und er ward zu Brüssel mit allgemeinem Jubel empfangen. Mehrere Stände trugen ihm die Generalstatthalterwürde an, da jedoch der Beschluß nicht einmüthig erfolgte, so verschaffte er dem Erzherzoge Matthias von Östreich diese Würde und leitete als dessen Generallieutenant alle Staatsgeschäfte, schloß aber endlich, den Bestrebungen des spanischen Statthalters, Herzogs von Farnese, gegenüber, am 23. Jan. 1579 mit den 7 nördlicheren Provinzen einen engern Bund (Union) zu Utrecht und legte dadurch den Grund zu der Republik der vereinigten Niederlande, welche, nachdem die Friedensunterhandlungen zu Köln sich zerschlagen hatten, am 26. Juli 1581 dem Könige von Spanien als einem Tyrannen den Gehorsam aufkündigten, der im Gegentheile den Fürsten von Oranien „als einen Ketzer und Maulchristen, einen andern Kain und Judas, einen Kirchenräuber, Eidbrüchigen, den Anstifter der

niederländischen Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft" für vogelfrei erklärt und einen Preis von 250000 Thaler auf seinen Kopf gesetzt und demjenigen, welcher ihn lebendig oder todt in die Hände der Spanier liefern würde, alle Verbrechen zu vergeben und ihn mit seinen Nachkommen in den Adelstand zu erheben versprochen hatte. Der Fürst antwortete darauf in einem eben so leidenschaftlichen Manifeste und warf darin dem Könige den Mord seiner Gemahlin und seines Sohnes öffentlich vor. Um ihn indeß gegen Lebensgefahr zu schützen, bewilligten ihm die Stände eine Leibwache. Der Herzog von Anjou, dem die 7 Provinzen die Oberherrschaft auf W.'s Rath angetragen hatten, näherte sich unterdeß den Niederlanden mit einem Heere, zwang den Herzog von Parma zur Aufhebung der Belagerung von Cambray und wurde in Antwerpen (im März 1582) zum Herzoge von Brabant ausgerufen, wobei ihm W. selbst den herzoglichen Hut aufsetzte und ihn den Eid, den Bestimmungen des Vertrags gemäß regieren zu wollen, öffentlich abnahm. Kurz darauf bedrohte in der genannten Stadt dem Fürsten von Oranien eine Lebensgefahr, indem der Spanier Jaureguy mit einer Pistole nach ihm schoß, so daß die Kugel unter dem rechten Ohre herein- und zur linken Wange wieder herausdrang. Der Rath zu Antwerpen ordnete deßhalb Fasttage an, das Volk bat in den Kirchen für die Erhaltung des Fürsten und dankte dem Himmel inbrünstig für seine endliche Wiederherstellung. Doch hatte er fortwährend mit vielen Gegnern, besonders den eifrig katholisch gesinnten Wallonen zu kämpfen, welche seine Verbindung mit dem protestantisch gesinnten Theile der Franzosen und seine vierte Vermählung mit Ludovica von Coligny bitter tadelten, und er ward endlich am 10. Juli 1584 von einem Burgunder, Namens Balthasar Gerard, der sich unter dem Namen Franz Guyon und dem Vorwande, daß er des reformirten Glaubens wegen aus Besançon habe fliehen müssen, in die Dienste des Fürsten gedrängt und denselben besonders durch den Eifer, mit dem er den kirchlichen Versammlungen beiwohnte, so getäuscht hatte, daß derselbe ein ungewöhnliches Vertrauen in ihn setzte, mit einer Pistole, die mit 3 Kugeln geladen war, zu Delft erschossen, als er eben von der Mittagstafel aufstand. Sein Mörder, welcher nur 22 Jahre alt war, hatte sich besonders durch die Aussicht auf die Seligkeit, die ihm ein Franciscaner zu Tournay und ein Jesuit zu Trier für diese That versprochen hatten, zu dem Morde verleiten lassen und starb mit der größten Unempfindlichkeit und Verstocktheit. W. selbst war bei seinem Tode erst 52 Jahre alt und noch im Vollgenusse seiner Geistes- und Körperkraft. In Hinsicht seines Benehmens war er kalt, verschlossen und ernst, er sprach wenig; alle seine Worte beurkundeten jedesmal die Tiefe und Schärfe seines Geistes, womit er die Menschen fast unwiderstehlich an sich zu fesseln wußte. Gegen das Volk zeigte er sich freundlich und herablassend, ging oft mit abgezogenem Hute durch die Straßen, unterhielt sich zutraulich mit den Bürgern und opferte der Denk- und Glaubensfreiheit und den angestammten Rechten desselben nicht nur den Genuß eines ruhigen Lebens, sondern auch fast alle äußeren Güter auf. In seinem Hause bewies er sich gastfrei, prachtliebend und freigebig. Er zeigte sich wohlwollend gegen Jedermann, aber so klar er die Verhältnisse überschaute und die Herzen der Menschen durchblickte, so wenig ließ er Andere in seine eigenen Pläne eindringen und sein Inneres erkennen. In den größten Gefahren bewahrte er einen unerschütterlichen Gleichmuth; Hindernissen setzte er eine eiserne Festigkeit entgegen und bewährte seinen Wahlspruch: „Saevis tranquillus in undis" sein ganzes Leben hindurch. So gleichgültig er sich gegen äußere kirchliche Formen zeigte, ein so tiefer religiöser Sinn beseelte dennoch sein Inneres. Frei von Eigennutz und Selbstsucht kämpfte er nur für die Sache der leidenden Menschheit und ließ sich durch Nichts von der Verfolgung seines ihm klar vor Augen schwebenden Zieles abschrecken. Die nachmalige Größe der Republik Holland in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht ging nur aus einer Entwicke-

Digitized by Google

lung derjenigen Keime hervor, für die W. den Boden empfänglich gemacht hatte. Außer ihm kämpten drei seiner Brüder, Ludwig, Adolph und Heinrich von Nassau, für die Sache der niederländischen Freiheit und alle fielen in dem ehrenvollen Kampfe, so daß man nicht mit Unrecht die Oranier den heldenmüthigen Makkabäern an die Seite gestellt hat. Wir besitzen über W. drei Lebensbeschreibungen in holländischer Sprache. Außerdem vergl. Meursii „Guilelmus Auriacus" und einen Aufsatz von Jos. Muth in Pölitz's „Jahrbüchern der Geschichte und Politik" (1829). 81.

Wilhelm (Ludwig August), Markgraf von Baden und bis zum Jahre 1817 Graf von Hochberg, der zweite Sohn des Großherzogs Karl Friedrich, wurde am 9. April 1792 zu Karlsruhe geboren, nebst seinen übrigen Geschwistern mit großer Sorgfalt erzogen und trat noch in früher Jugend in das Militair ein. Im Jahre 1809 verließ er jedoch die Kriegsdienste bei den vaterländischen Truppen und nahm als Adjutant in dem Generalstabe des Marschalls Massena eine Anstellung, weil sich ihm hier mehr Gelegenheit darbot, sich in der Kriegskunst auszubilden. Er hatte nun an allen Schlachten und Gefechten so rühmlichen Antheil, daß er bald mit dem Kreuze der Ehrenlegion ausgezeichnet wurde. Nach dem Frieden von Wien kehrte W. in sein Vaterland zurück, lebte in Rastadt, wo sein Regiment in Garnison lag, und wurde um diese Zeit zum Generalmajor ernannt. Im Kriege gegen Rußland (1812) befehligte er sodann die badischen Truppen, welche sich dem 9. Armeecorps unter dem Herzoge von Belluno anschlossen, aber mit Ausnahme des 1. Bataillons und zwei Stück Artillerie, die W. nach Rußland führte, in Danzig zurückbleiben mußten. Erst nach dem Rückzuge von Moskau rückten auch die übrigen Truppen am 28. Sept. in Smolensk ein, besetzten alsdann verschiedene andere Orte und zeichneten sich unter Führung des Markgrafen so sehr aus, daß der Herzog von Belluno ganz besonderes Vertrauen zu ihrer Tapferkeit hegte. Mit Klugheit und Umsicht deckte W. einen Theil des Rückzugs, rettete die Arrièregarde bei dem Dorfe Batury aus großer Verlegenheit, vertrieb an der Beresina eine Abtheilung Russen aus ihrer Stellung, übernahm sodann den Oberbefehl über die Infanterie des 9. Corps und führte sie unter großen Beschwerden glücklich über die Beresina. Nach täglich erneuerten Gefechten und Anstrengungen, wobei die badenschen Truppen den Muth ihrer Tapferkeit männlich aufrecht erhielten, und nach dem blutigen Gefechte bei dem Dorfe Malodeczno (am 4. Dec.), worin der Markgraf die Russen mit dem Bayonnet aus ihrer Stellung vertrieb, langte er endlich mit einigen Officieren nebst 50—60 Unterofficieren und Gemeinen in Wilna an und kehrte von da in die Heimath zurück. Erst im August des folgenden Jahres übernahm er als Generallieutenant den Oberbefehl über das badensche Truppencorps, commandirte vom 14.—19. Oct. in Leipzig und capitulirte am letztgenannten Tage daselbst mit den verbündeten Mächten, deren Antrag, zu ihnen überzutreten, er ablehnte. Im Jahre 1814 befehligte der Markgraf, den die Verhältnisse unterdeß veranlaßt hatten, an der Sache der Verbündeten Theil zu nehmen, mehrere Abtheilungen von Russen, Östreichern und Bundestruppen, deckte damit den Unterelsaß und wurde zur Anerkennung seiner militairischen Verdienste mit dem Großkreuze des St. Annen- und des Stephansordens geehrt. Auf dem Congresse zu Wien (1815) vertrat er die schwierigen Interessen Badens, übernahm nach Napoleon's Rückkehr von der Insel Elba den Oberbefehl über die Blokaden von Schlettstadt und Neubreisach nebst einem aus östreichischen, würtembergischen, badenschen und hessen-darmstädtischen Truppen bestehenden Corps, trat nach Aufhebung jener Blokaden der Belagerung von Hüningen unter dem Erzherzoge Johann bei und eroberte mit seiner Truppenabtheilung die Schanze Abatucci. Nach Beendigung des Kriegs reiste er, als die Interessen des badenschen Hauses von Neuem gefährdet waren, einige Male nach Petersburg und seiner Persönlichkeit war die beruhigendere Entwickelung derselben größtentheils zuzuschreiben. Im

Jahre 1820 unternahm er zur Wiederherstellung seiner durch die Anstrengung in den Feldzügen geschwächten Gesundheit eine Reise nach Frankreich und lebt gegenwärtig in seinem Vaterlande den Wissenschaften und dem edlern Lebensgenusse. Er ist seitdem zum Präsidenten der ersten Kammer, so wie zum Vorsteher des landwirthschaftlichen Vereins ernannt worden und genießt fortwährend wegen der reichen Bildung seines Geistes und der Humanität seines Charakters die allgemeine Achtung. 81.

Wilhelmsbad, ein Badeort in der churhessischen Grafschaft Hanau, ½ Stunde von Hanau, hat 2 Quellen, die alte oder Hauptquelle, auch der gute Brunnen genannt, 1769 von zwei Frauen entdeckt, unter einem Tempel von Quadersteinen, dessen Zinne das Bildniß des Äsculap ziert, und ihr zur Seite der Trinkbrunnen. Als 1779 der vorige Churfürst Wilhelm die Heilkraft dieser Quelle selbst erfahren hatte, ließ er ein großes Gebäude mit 4 Pavillons, von denen der eine die Wohnung des Fürsten, der andere die Bäder und Wohnungen und der dritte und vierte Douchebäder enthält, aufführen und das Wasser durch 40 Fuß hohe Druckmaschinen bis auf den Dachboden in ein kupfernes Reservoir, welches 50 Eimer hält, leiten. Diesen Badeort umgibt ein schöner Wald, welcher durch herrliche Linden- und Pappelalleen mit den Ufern des Stromes und dem schönen Lustschlosse Philippsruhe verbunden ist. Das Bad wird angewandt bei Unvermögen, Nervenschwäche, Lähmungen, Atrophie, Podagra, Hüftweh, Gicht, Skropheln ꝛc.; auch selbst den Badeschlamm gebraucht man gegen Skorbut und Geschwülste. 71.

Wilhelmshöhe (ehemals Weißenstein und während des Königreichs Westphalen Napoleonshöhe genannt), die Sommerresidenz des Churfürsten von Hessen, 1 Stunde westlich von Cassel, wohin eine schöne Allee führt, auf einer Anhöhe am Fuße des 1312 Fuß hohen, zum Habichtswalde gehörigen Karlsberges, besteht aus einem prachtvollen Hauptgebäude von 220 Fuß Länge, 66 Fuß Tiefe und 80 Fuß Höhe, mit 4 Etagen und 2 großen Flügeln, die durch eine bogenförmige Gallerie mit dem Hauptgebäude vereinigt sind, dessen Mitte ein Porticus von 6 ionischen, 46 Fuß hohen Säulen schmückt. Über dem flachen Dache erhebt sich eine runde, 41 Fuß hohe, mit Kupfer gedeckte Kuppel. Daneben in dem über 1 Meile im Umfange haltenden reizenden Parke, der sich über dem Karlsberge ausbreitet, befinden sich folgende merkwürdige Gegenstände, als: die Löwenburg, ein als Ritterburg erbautes Schloß, mit einem Graben und einer Mauer umgeben, einem 130 Fuß hohen Thurme, 40 Zimmern, als einem Speisesaale, einem Rittersaale, Ritterbibliothek, einer Rüstkammer mit allen Rüstungen und Waffen der Vorzeit, einer Burgkapelle mit dem Grabmonumente eines alten Ritters und dem marmornen Sarkophage des Churfürsten Wilhelm I.; die große Fontaine, die beim gewöhnlichen Anlasse 140 und bei vollem Gebrauche des Wassers 190 Fuß hoch steigt und 9 Zoll im Durchmesser hat; der Wasserfall oder Aquäduct, ein in altrömischem Style erbauter, auf 14 immer höher werdenden Bogen sich fortziehender Wassercanal, wovon mit wüthendem Toben das Wasser 18 Fuß breit und 100 Fuß tief auf unten liegende Felsen herabstürzt; der steinhöfersche und neue Wasserfall; das chinesische Dorf Moulang mit einem Pavillon; der Karlsberg oder Winterkasten, vom Landgrafen Karl 1701 angefangen und 1714 vollendet; die Grotten des Neptun und des Polyphem, erstere von 30 Fuß im Durchmesser, 20 Fuß Höhe, mit 3 Bogen und mit einem 220 Fuß im Durchmesser haltenden Bassin; letztere mit dem einäugigen Riesen, der in dem Hintergrunde sitzend auf einer Hirtenflöte mit 7 Pfeifen 7 verschiedene Stücke bläst; die Cascaden, welche aus abschüssigen, breiten Wasserrinnen, die beim Abfalle des Wassers ein Eisenblech haben, über welches sich das Wasser gänzlich verdünnt, bestehen, 900 Fuß lang und 40 Fuß breit sind und in Zwischenräumen von je 150 Fuß Bassins haben, von welchen aus sie anfangen zu spielen; das Riesenschloß oder wegen seiner 8eckigen Form Octogon genannt,

Digitized by Google

das im Durchmesser 284 Fuß enthält, zu welchem man auf 842 steinernen Stufen gelangt, inwendig hohl und auf welchem eine 96 Fuß hohe Pyramide aus Quadern mit der 31 Fuß hohen Bildsäule des Hercules von Kupfer ist; das Riesen- und Artischockenbassin, ersteres von 150 Fuß im Durchmesser, letzteres mit 12 Fontainen, von denen die mittelste 40 Fuß gerade emporsteigt; die Einsiedeleien; die Meierei; der Thiergarten; das Gewächshaus; die Blumenschule; der Apolloberg; die elisäischen Felder und die Pagode und Schweizerei. 71.

Wilken (Friedrich), einer der namhaftesten Gelehrten der neusten Zeit, wurde am 23. Mai 1777 zu Ratzeburg geboren, besuchte die dasige Domschule und seit 1795 die Universität Göttingen, wo er Theologie und Philologie, besonders orientalische, studirte, 1798 für seine Abhandlung über die Nachrichten des Abulfeda von den Kreuzzügen von der philosophischen Facultät den ersten Preis erhielt und 1800 Repetent der theologischen Facultät ward. Doch nahm er 1803 den Ruf als Instructor des jungen Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe an, besuchte mit ihm die Universität Leipzig und das südliche Deutschland und ward 1805 außerordentlicher Professor der Geschichte zu Heidelberg und 1807 ordentlicher Professor und Bibliothekar, als welcher er 1815 die Zurückforderung der im dreißigjährigen Kriege nach Rom gekommenen heidelberger Bibliothek wagte und durch seine Reise nach Paris (1815) und Rom (1816) auch einen Theil (zusammen 891 Handschriften) derselben wiedererlangte. Der Großherzog von Baden ernannte ihn 1815 für seine Verdienste zum Hofrathe und die theologische Facultät zu Heidelberg verlieh ihm das Doctordiplom; er folgte aber schon 1817 dem Rufe als Professor und Oberbibliothekar an die Universität Berlin, ward 1819 Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst und kurz darauf Historiograph, Professor an der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin und Rath im Obercensurcollegium. Doch nöthigten ihn seit 1824 wiederholte Gichtanfälle zur Unterbrechung seiner Thätigkeit und er lebte nun zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einige Zeit in Dresden, Prag und Wien und 1826 in Italien, so daß er erst seit 1827 sich seinen Berufsgeschäften wieder widmen konnte, in welchem Jahre er auch den rothen Adlerorden erhielt. Im Jahre 1829 machte er im Auftrage des Ministerium eine Reise nach Frankreich und England, um mit den dortigen vorzüglichsten Bibliotheken Verbindungen anzuknüpfen und ward 1830 zum geheimen Regierungsrathe ernannt. Unter seinen Werken steht seine „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten" (Leipz. 1807—1832. 7 Bde.) oben an; großen Werth haben auch seine „Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelberger Büchersammlungen, nebst Verzeichnisse der aus Rom nach Heidelberg zurückgekehrten Handschriften" (Heidelb. 1817) und „Geschichte der königlichen Bibliothek zu Berlin" (Berl. 1828). Von geringerer Bedeutung sind seine „Institutiones ad fundamenta linguae persicae cum chrestomathia" (Lips. 1805. 8.). 16.

Wilkes (John), ein berühmter Kämpfer für die Behauptung der englischen Volksfreiheit, ward 1727 zu London geboren, studirte in Leyden, bereiste dann die Niederlande und Deutschland und trat 1757 als Mitglied für Ailesbury in das Unterhaus, in welchem er sich stets der Opposition gegen das Ministerium anschloß und in Flugschriften, besonders in der von ihm redigirten Wochenschrift: „The North Briton" dasselbe angriff. Er genoß eines ungemeinen Beifalls des Volks; da er aber in einem Aufsatze gegen die Thronrede bei Eröffnung des Parliaments 1763 einen Ausdruck in derselben für eine Lüge erklärt hatte, wurde er verhaftet und mußte, wenn auch vor Gericht freigesprochen, nachdem er jenen Aufsatz nochmals abdrucken lassen und in einem Duell eine gefährliche Wunde erhalten hatte, nach Frankreich fliehen und ward aus dem Unterhause ausgeschlossen, ja er ward wegen einer heimlich gedruckten Schmähschrift: „Essay on woman" öffentlich

Digitized by Google

verurtheilt und mit der Acht belegt, um deren Aufhebung er vergeblich sich bemühte. Dennoch wagte er 1768 nach England zurückzukehren, ward von seinen Anhängern mit Jubel empfangen und stellte sich freiwillig vor das königliche Gericht, das ihn zu Gefängniß verurtheilte, obwohl das Volk dagegen murrte. Nach seiner Freilassung (1770) ward er zum Abgeordneten für Middlesex in das Unterhaus gewählt; aber dasselbe weigerte sich trotz erneuter Volksunruhen ihn anzuerkennen und er ward nun Alderman und 1774 Lordmayor von London, als welcher er endlich wieder für Middlesex ins Parliament trat und 1782 die Vertilgung der früheren nachtheiligen Beschlüsse des Hauses gegen ihn aus den Protokollen desselben bewirkte. Unterdessen war er Schatzmeister von London geworden und starb als solcher 1797. W. vereinte Kenntnisse und Scharfblick mit Muth und Entschlossenheit; aber er besaß zu wenig Rednertalent, um gehörig zu wirken und hatte daher seine Volksgunst nur seiner Beharrlichkeit und seinem unermüdlichen Eifer für die Gerechtsame desselben zu verdanken. 16.

Wilkie (David), ein vorzüglicher englischer Maler der neusten Zeit, ward 1785 zu Cults in der Grafschaft Fife in Schottland geboren und widmete sich der Kunst auf der Akademie zu Edinburg, wo er sich vorzüglich zum Genremaler bildete. Im Jahre 1805 ging er nach London und malte daselbst anfangs Portraits, kehrte aber bald zu seinem frühern Fache zurück, ward 1809 Ehrenmitglied und 1811 wirkliches Mitglied der londoner Kunstakademie und endlich Hofmaler des Königs. Seit 1825 besuchte er Italien und Spanien, wo er eine Reihe Scenen aus dem Kriege von 1808—1814 malte und ward 1830 erster Hofmaler des Königs Georg IV., als welcher er von König Wilhelm IV. bestätigt ward. Eine Anzahl seiner Stücke ist in Kupfer gestochen und er selbst hat einige Blätter radirt. 16.

Willamov (Johann Gottlieb), ein bekannter deutscher Dichter, am 15. Jan. 1736 zu Mohrungen in Preußen, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich, nachdem er in dem väterlichen Hause eine gute Erziehung genossen hatte, auf der Universität Königsberg der Theologie und Philosophie, ohne die Vorlesungen über schöne Literatur unbesucht zu lassen, und kam nach Beendigung seiner Studien als Professor an das Gymnasium zu Thorn (1758), wo er mit einem mäßigen Gehalte arm, aber glücklich lebte. Poesie, Malerei und Mathematik waren seine liebsten Nebenbeschäftigungen. Die Direction der deutschen Schule in Petersburg, welche er 1767 übernahm, war für ihn sehr unglücklich; denn, ohne allen Sinn für ökonomische Verwaltung, verwickelte er die Anstalt und sich selbst in so große Schulden, daß er 1776 sein Amt niederlegen mußte. Er erhielt zwar die ärmliche Stelle eines Lehrers an dem Fräuleinstift zu Petersburg, aber der Kummer über seine verunglückte Direction stürzte ihn schon am 6. Mai 1777 ins Grab. W. war ein kenntnißreicher Mann, ausgerüstet mit trefflichen Anlagen, aber Unglück und Armuth verbitterten ihm das Leben und erdrückten seinen Geist. Großes Lob ward im vorigen Jahrhundert seinen „Dithyramben" (Berl. 1763. 8.) zu Theil, die aber jetzt freilich und zwar mit Recht vergessen sind; denn sie sind nur das Ergebniß einer anstrengenden Arbeit, woran die Phantasie fast keinen Antheil hat. Mehr poetischen Werth haben seine „Dialogische Fabeln" (Berl. 1765. 8.), doch möchte auch die Einführung des Dialogs in die Fabel kein so großes Verdienst sein, als man oft geglaubt hat. „Sämmtliche poetische Schriften" (Leipz. 1779. 8. Wien, 1793. 2 Thle. 8.). 67.

Willdenow (Karl Ludwig), berühmter Botaniker, ward 1765 zu Berlin geboren, wurde 1793 Lehrer der Botanik am Collegio medico-chirurgico seiner Vaterstadt und 1810 Professor des nämlichen Lehrfaches an der neuerrichteten Universität und starb am 9. Juli 1813. — W. ist ein sehr geschätzter Schriftsteller über Botanik; von seinen vielen Arbeiten erwähnen wir als die vorzüglichsten: „Historia Amaranthorum (c. 12 tabb. aen. Turic. 1798); „Anleitung zum

Digitized by Google

Selbststudium der Botanik" (4. Aufl. von Dietrich. Berl. 1832); „Hortus berolinensis" (Berol. 1803—1810. X Fasc. c. 110 tabb. aen. Fol.); „Grundriß der Kräuterkunde" (Berlin 1792. 7. Aufl. 4 Thle., herausgeg. von H. F. Link. 1831 ff.), ein vorzügliches Werk, das eine Reihe von Jahren zu Vorlesungen allgemein benutzt worden ist. — Seine vorzüglichste Leistung aber, in der er eine unermeßliche Gelehrsamkeit, so wie eine scharfsinnige Kritik zu Tage gelegt hat, sind die im Vereine mit Schwägrichen, Link und Dietrich herausgegebenen Linné'schen „Species Plantarum" (1798—1831. 13 Voll.). 39.

Wille, lat. voluntas; franz. volonté; engl. will, nennt man das Vermögen zu handeln im Menschen. Als solcher ist er keine vage, unbestimmte Kraft, sondern, wie jedes Vermögen (s. d. Art.), ein von einer gewissen Basis, einem Centrum oder Bewußtsein ausgehendes Streben, welches also durch dieß ihm zu Grunde liegende Bewußtsein gerichtet und normirt wird. In diesem Normalzustande, wo der W. mit dem Bewußtsein, der Vernunft (s. d. Art.), ganz Eins ist und durch dieselbe ganz unmittelbar handelt, bedarf es für ihn keines äußern zwingenden Gesetzes, sondern er ist sich selbst Gesetz, als das in sich Gewisse, als Gewissen oder Bewußtsein, welches zugleich die Natur des Menschen als eines Vernünftigen constituirt, ihn über das Thier erhebt. So lange er nach diesem Bewußtsein handelt, ist sein W. seiner Natur gemäß, gut, zweckmäßig, ohne daß er erst von Außen die Vorstellung eines bestimmten Zwecks oder Gutes zu entlehnen braucht. — In dieser Unmittelbarkeit des Handelns blos nach innersten eigensten Bewußtsein besteht zugleich die höhere Freiheit des Willens (s. d. Art.). — Allein wie jedes Vermögen eine gewisse Stufe der Ausbildung bezeichnet und somit zwischen einer frühern Stufe und einem weitern Fortschreiten mitten inne steht, so kann auch der W. entweder als solcher sich behaupten und bewähren durch Fortschreiten, oder auf eine frühere Stufe zurückfallen, wobei dann sein Normalzustand, das Gewissen, ihm als einem davon losgerissenen, bösen, unreinen gegenübersteht als äußeres, zwingendes Gesetz, er selbst aber nur als Willkühr erscheint, in der Sphäre des Triebes, d. h. seiner niedern, thierischen Natur. Dieß Mitteninnestehen zwischen ächter Freiheit und Gesetzmäßigkeit und zwischen der bloßen Willkühr, zwischen dem Guten und dem Bösen nennt man nun gemeinhin Willensfreiheit. Diese ist es, welche, als unerklärlich, fortwährend großen Anstoß gegeben hat; daher man wohl zu der Lehre von einer ursprünglichen Verderbtheit des Willens oder von einem Versucher die Zuflucht nahm. — Vergl. Feder, „Über den menschlichen Willen" (Lemgo 1779—1783. 4 Thle. 8.) und „Grundlehren zur Kenntniß des menschlichen Willens" (Gött. 1783. 8.); Abicht's „Versuch einer kritischen Untersuchung über das Willensgeschäft" (Frankf. 1788. 8.); Rätze, „Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag und was er nicht vermag" (Leipz. 1820. 8.). 80.

Wille (Johann Georg), ein berühmter Kupferstecher, ward am 5. Nov. 1715 zu Königsberg in Hessen geboren und sollte anfangs das Geschäft seines Vaters, eines Müllers, erlernen, ward aber endlich wegen seines Triebes zum Zeichnen zu einem Büchsenmacher in die Lehre gethan. Als solcher ging er auch auf die Wanderschaft, reiste aber zugleich als Uhrmacher und ging endlich 1736 von Straßburg aus mit einem gewissen Georg Friedrich Schmidt nach Paris, wo Beide mit gleichen Anlagen und gleichem Eifer begabt sich der Kupferstecherkunst widmeten und besonders W. durch Rigaud's (s. d. Art.) Empfehlung bald einen ausgebreiteten Ruf erhielt. So stach er eine Menge Portraits, aber auch viele Blätter nach holländischen Genremalern und zwar mit solcher Vollendung, Reinheit, Feine, Zartheit und Treue, daß er allgemein für den größten Kupferstecher seines Jahrhunderts gehalten wird. Er erwarb sich dadurch ein bedeutendes Vermögen, verlor es aber

Digitized by Google

während der Revolution. Napoleon beehrte ihn mit dem Kreuze der Ehrenlegion, auch ward er Mitglied der Akademie der Künste und so starb er im hohen Alter den 8. Aug. 1806. Seine Blätter sind selten und werden sehr theuer bezahlt. 16.

Williams (Helena Maria), eine geschätzte englische Schriftstellerin, am 27. Juni 1769 zu London geboren, zeigte schon früh ein nicht gewöhnliches Talent, welches der bekannte Schriftsteller Kippis weiter ausbildete und versuchte sich zuerst in der Novelle und in kleineren Gedichten, welche mit so großem Beifalle aufgenommen wurden, daß sie sich durch den Ertrag einer Gesammtausgabe derselben in den Stand gesetzt sah, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen. Sie ließ sich zu Paris nieder und wurde unter Robespierre's Herrschaft wegen einiger ihm nicht behagender Ausdrücke eingekerkert. Nach ihrer Wiederbefreiung warf sie sich ganz in die Politik und gab Ludwig's XVI. Briefwechsel mit hämischen, die königliche Familie verläumdenden Anmerkungen (Par. 1793. 3 Voll. 8.) heraus. Die Gunst Napoleon's, die sie sich durch stete Schmeichelei erworben hatte, verlor sie durch eine Ode auf den Frieden von Amiens, worin sie ihr Vaterland auf Kosten Frankreichs erhob. Sie wurde sogar als des Hochverrathes verdächtig eingesperrt, bald aber, da sich keine Beweise vorfinden wollten, wieder in Freiheit gesetzt. Ihre historisch-politischen Schriften („Historische Nachrichten von den letzten Ereignissen in Frankreich seit der Landung Napoleon's bis zur Restauration Ludwig's XVIII."; „Briefe über den Zustand Frankreichs", Par. 1796. 4 Bde. 8.; „Reise in die Schweitz, mit vergleichenden Blicken auf den gegenwärtigen Zustand von Paris", Par. 1798. 2 Bde. 8.; „Briefe über den sittlichen Zustand und die öffentliche Meinung in der französischen Republik", Par. 1800. 2 Bde. 8.) wurden zur Zeit ihres Erscheinens viel gelesen und auch in Deutschland bekannt, sind aber jetzt ihrer Oberflächlichkeit und einseitigen Befangenheit wegen beinahe ganz vergessen. Sie starb am 14. Dec. 1827 zu Paris. Unter ihren erzählenden Schriften ist die Novelle: „Julie" (Par. 1798. 2 Bde. 8.) die bekannteste. 66.

Willis (Thomas), berühmter englischer Arzt, ward zu Great-Bedwin in Wiltshire am 6. Febr. 1622 geboren und studirte zu Oxford, wo er 1660 zum Professor der Philosophie ernannt wurde. Nachdem er zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt war, ließ er sich in London als praktischer Arzt nieder, wo er bald in großen Ruf kam, und starb im 54. Jahre am 11. Nov. 1675, wie man sagt, in Folge des Kummers und der Ärgernisse, die ihm seine Neider und Feinde zugezogen hatten. Er war ein eifriger Anhänger des chemiatrischen Systems, als welcher er schwerlich verdienen möchte, im Andenken der Nachwelt fortzuleben, wenn er sich nicht durch eine vortreffliche Schrift: „Cerebri anatome et nervorum descriptio" (Lond. 1664 u. öft.) ausgezeichnet hätte, in der er dem vernachlässigsten Theile der Anatomie, dem Hirn- und Nervensysteme, eine vorzügliche, durch mehrere neue Entdeckungen belohnte Sorgfalt gewidmet hat. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir: „De anima brutorum" (Oxon. 1672); „Pathologia cerebri" (Ib. 1677); „De fermentatione, de febribus et de urinis (Lond. 1660); seine „Opera" erschienen Lond. 1679. Fol. u. öfter. 39.

Willkühr, lat. arbitrium; franz. gré; engl. arbitrariness, zusammengesetzt aus Wille und kühren, d. i. wählen, bezeichnet eigentlich die Handlungsweise, welche anstatt der Gründe nur den durch irgend einen Trieb erregten Willen zum Motive hat. In psychologischer Hinsicht versteht man daher die Spontaneität (s. d. Art.) darunter. In juridischer Beziehung steht W. dem an sich Nothwendigen entgegen und bedeutet daher s. v. a. das Positive, durch menschliche Satzungen Bestimmte. Demnach ist W. entweder s. v. a. Statut (s. d. Art.), oder in der Rechtspraxis die nach eigenem Ermessen des Richters bei unbestimmten Fällen gegebene Entscheidung. 30.

Wilmsen (Friedrich Philipp), bekannter Kinderschriftsteller, ward am 23. Febr. 1770 zu Magdeburg geboren, wo sein streng kirchengläubiger Vater als Prediger angestellt war, der aber 1777 an die Parochialkirche zu Berlin versetzt wurde. Hier wurde W. anfangs dem Gymnasium zum grauen Kloster, später dem joachimsthalischen anvertraut, wo er mit erhöhterm Eifer der Wissenschaft lebte, als seine frühere Neigung zum Uhrmachergeschäfte durch ein trauriges Ereigniß erstickt wurde. Seit 1787 widmete er sich auf der Universität Frankfurt an der Oder und später in Halle den theologischen Studien und kehrte von einer Krankheit, welche er sich durch anhaltenden Fleiß zugezogen hatte, im nahgelegenen Lauchstädt genesen, körperlich und geistig gestärkt nach Berlin zurück und wandte sich, neben der Vorbereitung auf den geistlichen Beruf durch häufiges Predigen, mit reger Liebe und segensreicher Wirksamkeit dem Erziehungsgeschäfte zu, indem er die Fortschritte in demselben weise benutzte und sich den Beifall des Professors Hartung, für dessen Privatanstalt er gewonnen ward, und Gedicke's in vorzüglichem Maße erwarb. Noch während der wissenschaftlichen Reise, die er in den Jahren 1796—1797 in die Schweitz unternahm, rief ihn die traurige Nachricht von dem Tode seines Vaters zurück und er ward im Jahre 1798 dessen Nachfolger. Was er hier als evangelischer Prediger, Inspector mehrerer Schulen, besonders des Louisenstifts und des Kornmesserschen Waisenhauses, als thätiger Erzieher und Pädagogiker für die Unterrichts- und Erziehungswissenschaft Großes geleistet hat, davon hat er sich selbst ein unvergängliches Denkmal in den Herzen Aller derer errichtet, welche seinen Namen mit Dankbarkeit und Liebe segnen. Er war auch Mitglied der Prediger-Synode zu Berlin, nahm Theil an der Commission zur Bearbeitung eines neuen Gesangbuchs für Berlin, und trotz heftiger Körperleiden seit 1820 kämpfte er wacker durch Wort und Schrift — im Streite über die Annahme der neuen Kirchenagende, so wie bei der Einführung des neuen berliner Gesangbuchs — bis ans Ende seiner Tage, deren letzter ihn am 4. Mai 1831 zu einem bessern Leben abrief. Unter seinen zahlreichen Schriften steht oben an: der „Deutsche Kinderfreund" (Berl. 1802 f. 134. Aufl. oder 49. braunschweig. Stereotypausg. 1835), welchem noch 2 Theile nachfolgten. Ferner: der „Brandenburg. Kinderfreund" (Berl. 1800 f. 4 Thle.); „Lehrbuch der Geographie" (Berl. 1794. 3. Ausg. 1817. 2 Thle.); „Briefe zur Beförderung des katechetischen Studium" (Berl. 1794—1798. 2 Bde.); „Taschenbuch für die gebildetere Jugend des weiblichen Geschlechts" (Berl. 1799 u. 1801. 2 Jahrg.); „Gallerie merkwürdiger Thiere" (Berl. 1804); „Gesangbuch für Volksschulen" (Berl. 1805. 2. Aufl. 1817); „Klio, ein historisches Taschenbuch" (Berl. 1811); „Anleitung zum zweckmäßigen Abfassen aller schriftlichen Aufsätze" (Berl. 1811); „Der Bibelfreund" (Berl. 1812); „Anleitung zu zweckmäßigen deutschen Sprachübungen" (Berl. 1813. 3. Aufl.); „Vorübungen zum Briefschreiben" (Berl. 1813. 3. Aufl.); „Die Erde und ihre Bewohner" (Berl. 1813—1815. 3 Bde.); „Die glücklichen Familien in Friedheim" (Berl. 1815); „Der Mensch im Kriege" (Berl. 1815. 3. Aufl. 1820); „Das Leben Jesu Christi" (Berl. 1816. 2. Aufl.); „Menschengröße auf dem Throne und im Volke" (Berl.); „Merkwürdige Vergreisen. Seefahrten ꝛc. unserer Zeit" (Berl.); „Hilarius oder Unterhaltungen und lehrreiche Erzählungen nach Sprüchwörtern"; „Sammlung auserlesener poetischer Fabeln und Erzählungen" (Berl. 1817. 4. Aufl.); „Herfilia's Lebensmorgen" (Berl. 1817. 2. Aufl. 1821); „Übungsblätter" (Berl. 1818. 4. Aufl.); „Heldengemälde" (2. Aufl. 1818.); „Gustav's und Malwina's Bilderschule" (Berl. 1818. 2. Aufl.); „Die Unterrichtskunst" (Berl. 1818. 2. Aufl.); „Die Lehre Jesu Christi" (Berl. 1818. 2. Aufl.); „Die Schönheit der Natur ꝛc." (Berl. 1818); „Regeln des Umgangs mit Kindern" (Hanover 1818); „Eugenia oder das Leben des Glaubens" (Berl. 1819. 2. Aufl. 1824); „Die Lehrer in der Elementarschule" (Leipz. 1820);

Digitized by Google

„Lehr- und Lesebuch für Töchterschulen" (Berl. 1820); „Euphrosyne oder deutsches Lehrbuch" (Berl. 1820. 2 Thle.); „Buchstabir- und Lesebuch für Volksschulen" (Berl. 1821. 9. Aufl.); „Die Regeln der deutschen Sprache in Beispielen" (Leipz. 1821); „Der Wald und das Meer" (Berl. 1821); „Handbuch der Naturgeschichte" (Berl. 1831 3 Bde.); „Die ersten Verstandes- und Gedächtnißübungen" (Berl. 1820. 3. Aufl.); „Vorübungen der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens" (Hanover 1823); „Benigna oder das Leben der Natur" (Berl. 1827); „Constantia" (Berl. 1829); „Allgemeine Behandlung der Kinder in den Jahren der ersten Entwickelung" (Hanover 1830. 2. Aufl.). Außerdem lieferte er noch schätzenswerthe Beiträge zu Schuderoff's „Jahrbüchern", Wagnitz's „Liturgischem Journal", Hanstein's „Homiletisch-kritischen Blättern" und ein treues Bild seines Lebens und Wirkens enthält die Schrift des ihm verwandten Hesekiel: „Erinnerung an Fr. Ph. Wilmsen" (Berl. 1833). 84.

Wilson (Sir Robert Thomas), ein ausgezeichneter britischer Officier, war der Sohn eines Malers und wurde im Jahre 1777 geboren. Er nahm schon in einem Alter von 11 Jahren englische Kriegsdienste, zeichnete sich 1794 während des Feldzugs in Flandern besonders in dem Gefechte bei Villers en Couché aus, worin er den Kaiser Franz II. vor Gefangenschaft rettete und dafür mit dem Maria-Theresiaorden belohnt wurde. Im Jahre 1799 nahm er an York's Feldzuge in Holland Theil, wurde zum Major ernannt und begleitete sodann den General Abercrombie nach Ägypten. Von hier ging er nach Brasilien, unterstützte alsdann die Eroberung des Caps der guten Hoffnung und begab sich hierauf mit dem Generale Hutchinson zum Kaiser Alexander, dessen Wohlwollen er sich bald in hohem Grade erwarb. Im Jahre 1808 bildete er die lusitanische Legion in Portugal, nahm 1812 in Kutusow's Generalstabe an dem russisch-französischen Kriege Theil und wurde mit dem russischen Georgenorden und dem St. Annenorden 1. Classe belohnt. Im Vereine mit Bruce und dem Capitain Hutchinson befreite er im Jahre 1815 den in Paris zum Tode verdammten Lavalette aus dem Gefängnisse und gelangte glücklich mit ihm über die Grenze, wurde aber dafür mit Wellington's Einwilligung in das Gefängniß gebracht und durch die Assisen zu dreimonatlicher Haft verurtheilt, worauf er nach London zurückkehrte. Da ihm aber hier der Prinz-Regent seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, schrieb er in sehr gereizter Stimmung: „A sketch of the military and political power of Russia" (Lond. 1817), welches vielen Widerspruch fand. Er trat nun auf die Seite der Reformer und begab sich 1818 als Freiwilliger nach Venezuela, verließ Amerika aber bald wieder, weil seine Ansichten nicht mit denen Bolivar's übereinstimmten. Im Jahre 1819 wurde er für Southwark ins Unterhaus gewählt und vertheidigte die Königin und die Reform, man strich ihn aber aus den Listen der Armee, weil er zur Vermeidung von Blutvergießen an dem Tumulte bei dem Begräbnisse der Königin Theil genommen hatte. Nach dem Ausbruche des französisch-spanischen Krieges (1820) focht er in Spanien für die Cortes, weßhalb alle Fürsten ihre ihm früher verliehenen Orden zurücknahmen. Als er hierauf nach England zurückgekehrt war, lebte er längere Zeit ohne Anstellung, bis ihn König Wilhelm IV. im Jahre 1830 wieder seinen frühern Rang im Heere verlieh. Als Schriftsteller hat sich W. außer einem Werke über den ägyptischen Feldzug: „Historical account of the British Expedition to Egypt, with some important facts relative to General Bonaparte" (Lond. 1802. 4.) noch durch die Schriften: „An inquiry into the present state of the military force of the british empire" (Lond. 1804) und „Account of the campaigns in Poland in 1806 and 1807 with remarks of the charakter and composition of the russian army" (Lond. 1811) bekannt gemacht. 81.

Wilson (Horace Hayman), einer der größten Kenner des Sanskrit in Europa, ging 1808 als Arzt der ostindischen Compagnie mit nach Calcutta und studirte

Digitized by Google

dort so eifrig das Sanskrit, daß er sich bald an die Ausarbeitung seines für das indische Sprachstudium unentbehrlichen „Sanskrit dictionary" (Calcutta 1819. 2 Ed. 1832) wagen konnte. Darauf ward er 1820 nach Benares gesandt, um die dortige indische hohe Schule neu zu organisiren, und übte hier, so wie später als Secretair der asiatischen Gesellschaft in Calcutta einen so großen Einfluß auf die Wiederbelebung der geistigen Bestrebungen in Indien, daß nicht nur von ihm angeregt in Calcutta eine Gesellschaft von Braminen zur Förderung der Kenntniß der indischen Sprache und Literatur zusammentrat, sondern auch Neigung der Inder zum Studium des Englischen erweckt ward. Vorzüglich wendete aber W. seine Aufmerksamkeit auf die noch unbekannten Schätze der indischen Literatur und seinem Eifer verdankt das Abendland die Herausgabe des „Megha duta" von Kalidasa (Calcutta 1813) und des „Hindu theatre" (Calc. 1826—1827. 3 Voll. 2 Ed. Lond. 1835), Übersetzung von 6 indischen Dramen, Analyse von 23 anderen und gründliche Untersuchungen über das Drama der Inder, so wie eine Anzahl ausgezeichneter Abhandlungen über indische Verhältnisse in den Acten der asiatischen Gesellschaft in Calcutta. Seit 1833 ist er Professor des Sanskrit in Oxford und Aufseher des indischen Museum daselbst. 16.

Wilzen waren eine mächtige slawische Nation zwischen der Elbe, Oder und Ostsee, die Nachbarn der Obotriten, mit denen sie aber in Feindschaft lebten. Von letzteren herbeigerufen bekriegte sie 789 Karl der Große und unterwarf sie, mußte aber 810—812 aufs Neue heftig mit ihnen kämpfen. Eine Zeit lang blieben sie jetzt ruhig; zu Anfange des X. Jahrh. unterstützten sie aber die Magyaren gegen die Deutschen und Heinrich I. bekam daher einen harten Kampf gegen sie; doch brachte er sie um das Jahr 928 zur Unterwerfung und zur Annahme des Christenthums. Nichtsdestoweniger mußte Otto III. einen neuen Zug gegen sie unternehmen (991) und auch Heinrich II. kämpfte gegen sie; doch gewannen jetzt das Christenthum und die deutsche Herrschaft immer mehr Eingang und der Name der W. verschwindet allmählig. 37.

Winckell (Georg Franz Dietrich aus dem), ein erfahrner und gelehrter Forstmann, ward geboren am 2. Febr. 1762 auf dem Rittergute Priorau im Königreiche Sachsen, erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium in Halle und der Landschule zu Grimma und bezog mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet die Universität Leipzig, um daselbst die Rechte zu studiren. Ein Sturz mit dem Pferde und eine dadurch erhaltene Beschädigung auf der Brust geboten ihm jedoch eine andere als eine sitzende Lebensart zu wählen, weßhalb er bei dem Wildmeister Hähnel zu Sitzenroda bei Torgau die Forstwissenschaft und Jägerei erlernte. Nach seiner Befähigung in beiden Fächern suchte er um eine Anstellung im Jagdfache beim sächsischen Hofe wiederholt nach, wurde aber jedesmal zurückgewiesen, weil zufolge seines Stammbaumes, den er vorlegen mußte, die Reihe seiner Ahnen durch eine sogenannte Mißheirath unterbrochen worden war. Er lebte sodann einige Jahre auf seinem Familiengute, trieb die Landwirthschaft und erweiterte seine Kenntnisse in der Forstwissenschaft und ging, da er in Sachsen ohne Anstellung blieb, in die fürstlich dessauischen Hofdienste, um daselbst im Forstfache angestellt zu werden, wozu er die besten Aussichten hatte; er fand sich jedoch abermals getäuscht und mußte noch eine bittere Zurücksetzung erfahren. Im Schmerzgefühle unerfüllter Hoffnungen und verlorener Zeit gab er seine Hofstelle auf und lebte von nun an auf dem Lande unweit Leipzig den Musen. Zu Oberwitzschka bearbeitete er sein classisches „Handbuch für Jäger ꝛc." (1820—1822. 3 Thle. 2. Aufl.). Seit 1813 führte er die ihm vom königlich baierischen Kämmerer, Freiherrn von Thüngen, übertragene Administration der wohl 40000 baierische Tagwerke betragenden Waldungen der Familie von Thüngen mit einer Thätigkeit und Emsigkeit, die nicht ohne den besten Erfolg blieb. Dafür belohnte ihn in ruhigeren Tagen nicht nur diese

Digitized by Google

Grundherrnfamilie, sondern auch die freundschaftlichen Verhältnisse, in die er mit den berühmtesten Forstmämern in ganz Deutschland getreten war, die Aufnahme in mehrere gelehrte Gesellschaften und die Hochachtung des ganzen waidmännischen Publicum. 25.

Winckelmann (Johann Joachim), einer der größten Kunstkenner und Archäologen der neuern Zeit, am 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark Brandenburg geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf der Schule seiner Vaterstadt und auf dem kölnischen Gymnasium zu Berlin und ging dann nach Halle (1738), um sich der Theologie zu widmen. Da aber diese seiner Geistesrichtung nicht zusagte, blieben die classische Literatur der Alten und die schönen Wissenschaften seine einzigen Studien, bis er nach langem Abmühen als Hauslehrer die Stelle eines Conrectors an der Schule zu Seehausen in der Altmark erhielt (1743), die aber so ärmlich war, daß er sich freute, als er von dem Grafen von Bünau zum Secretair an seiner Bibliothek mit 80 Thalern Gehalt ernannt wurde (1748). In der Gallerie zu Dresden lernte W. erst seine Bestimmung klar kennen und verfolgen. Er studirte nun mit unermüdlichem Eifer die Werke und die Geschichte der Kunst und ging sogar, da ihm Hoffnung zu einer Anstellung in Rom gemacht worden war, um seinen Zweck sicherer und schneller zu erreichen, zur katholischen Kirche über. Sein erster Versuch „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" (Dresd. 1756. 4.) erregte großes Aufsehen und bewirkte ihm endlich einen geringen Jahrgehalt von Seiten des Churfürsten von Sachsen, wodurch er sich auf einmal an dem Ziele seiner Wünsche sah. Er reiste noch in demselben Jahre über Tyrol, Venedig, Bologna, Ancona und Loretto nach Rom, wo er sich bald die Freundschaft des berühmten Malers Raphael Mengs und anderer bedeutenden Künstler erwarb. Freie Wohnung erhielt er bei dem Cardinale Archinto, der sich schon als päpstlicher Nuntius zu Dresden als seinen Gönner gezeigt hatte. Während eines Ausflugs nach Neapel (1758) besuchte er Portici, Herculanum, Pompeji und Pästum und kam mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntnissen, die er in den „Sendschreiben von den herculanischen Alterthümern" (Dresd. 1762—1764. 4.) mittheilte, zurück. Nach dem Tode Archinto's trat er in die Dienste des Cardinals Albani, nachdem er jedoch erst zu Florenz (1759) den Katalog der geschnittenen Steine des Barons von Stosch entworfen hatte. Unterdessen arbeitete er unausgesetzt an einer Geschichte der Kunst, die er aber öfter, da sie ihm immer zu dürftig schien, wieder umarbeitete. Seine „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" (Leipz. 1761. 4.) können als ein Theil seiner Vorarbeiten gelten; so wie auch seine „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst" (Dresd. 1763. 4.) in dieser Beziehung zu beurtheilen ist. Mehrere Reisen auf den classischen Boden Neapels erweiterten immer mehr seine Ansichten, welche er endlich in seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums" (Dresd. 1764. 2 Bde. 4.), die in das Französische und Italienische übersetzt wurde, der Welt vorlegte. Mehrere Anerbietungen aus Deutschland wies er zurück, da er durch ein päpstliches Breve die Anwartschaft auf ein Scrittorat an der vaticanischen Bibliothek erhielt. Sein „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst" (Dresd. 1766. 4.), den er um diese Zeit beendigte, ward nicht befriedigend gefunden. W. war fest entschlossen in Italien zu bleiben, wollte aber vorher noch einmal sein Vaterland besuchen. Vergnügt trat er 1768 die Reise an, kaum hatte er aber den deutschen Boden betreten, als ihn eine stets zunehmende Schwermuth befiel. Er wurde in allen bedeutenden Städten mit Auszeichnung empfangen, konnte aber nicht weiter als bis nach Wien kommen, wo ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach Italien zur Zurückreise bewog. Bei Triest gesellte sich ein Italiener zu ihm, der sich durch eine geheuchelte Liebe zur Kunst bei ihm so sehr einzuschmeicheln wußte, daß er ihm seine Schätze und

Digitized by Google

Kostbarkeiten zeigte. Zu Triest erwartete W. in einem Wirthshause ruhig die Abfahrt eines Schiffs nach Ancona, als sein Reisegefährte zu ihm trat, um Abschied zu nehmen, vorher aber bat, ihm die Kunstschätze noch einmal zu zeigen. Kaum hatte sich der nichts Böses ahnende Mann vor sein Koffer gekniet, um dem Wunsche des Bittenden zu genügen, als dieser ihm eine Schlinge um den Hals warf und ihm, als das Erwürgen nicht gelang, fünf tödtliche Stiche in den Unterleib gab. W. starb einige Stunden darauf am 8. Juni 1768. Sein Mörder, welcher die Flucht hatte ergreifen müssen, ohne die Schätze mitnehmen zu können, wurde eingeholt und zu Triest hingerichtet. W., sagt ein deutscher Kunstrichter, ist einer der seltenen Geister, die vom Glücke wenig und von der Natur Alles empfingen, die durch ausdauernde Beharrlichkeit in ihrem Lieblingsstudium, von dem mächtigen Feuer ihres Genies unterstützt, Werke der Unsterblichkeit hervorzubringen vermögen. Ihm hatte die Natur diejenige Feinheit des Gefühls und der Sinne verliehen, die das Erhabene und Schöne in Kunstwerken fassen hilft; er hatte von Jugend auf dieses angeborene feine Gefühl durch das Lesen der besten Schriften alter und neuer Zeit gestärkt und erhöht und zuletzt in Italien selbst mit Anschauung der vollkommensten Schönheiten seinen Geist unaufhörlich beschäftigt. Mit einer ausgesuchten Belesenheit, einer glücklichen Einbildungskraft, dem sichersten Geschmacke und einer unbegrenzten Liebe für die schönen Werke des Alterthums, die bei ihm bis zur Schwärmerei stieg, verband er ausgebreitete Kenntnisse in allen Theilen der Wissenschaften, große Sprachfertigkeit, ächte Kritik und wunderbare Talente des Vortrags. Seine „Geschichte der Kunst des Alterthums" ist ein ehrwürdiges Denkmal deutscher Einsichten, deutschen Geschmacks und Gefühls, ein Werk von stiller Größe, gleich den alten Monumenten der griechischen Kunst, voll sinnreicher Erklärungen und Bemerkungen, fest und groß im Ganzen, und in seinen inneren Theilen mannigfaltig. Im Umgange der Alten ward seine Schreibart gebildet, ja, er hat, ohne Muster dieser Art in seiner Muttersprache vorzufinden, sich selbst einen Styl geschaffen, der durch Nachdruck und Simplicität an die Suada der Griechen grenzt. Am Feurigsten spricht er, wenn er mit der Begeisterung eines hingerissenen Liebhabers die unsterblichen Überreste der Kunst Roms und Griechenlands selbst schildert; dann ergießt sein Herz sich in Ausdrücke des liebenswürdigsten Enthusiasmus; die Worte drängen sich in angenehmer Fülle, das Bild nachzumalen, so reizend und himmlisch, wie der entzückte Seher es sah. Plato's göttliches Feuer mit Xenophon's Leichtigkeit, deutsche Kraft und griechische Grazie, unaussprechliche Lieblichkeit, Mark und Rundung finden sich in seinen Schriften fast überall beisammen. „Sämmtliche Werke", herausgegeben von C. L. Fernow, H. Meyer und J. Schulze (Dresd. 1808—1820. 8 Bde. 8.). Nachtrag unter dem Titel: „Winckelmann's Briefe", herausgegeben von F. Förster (Berl. 1824—1825. 3 Bde. 8.). Die vollständigere Ausgabe von J. Eiselein (Donauesching. 1825—1830. 12 Bde. 8.) kann immer nur als Nachdruck betrachtet werden. (Vergl. Göthe's „Winckelmann und sein Jahrhundert", Tübing. 1805. 8.) 66.

Wind, lat. ventus; franz. vent; engl. wind, air, nennt man die mehr oder weniger gewaltsame Bewegung der atmosphärischen Luft. So wie in einem Theile der Atmosphäre Veränderungen in der Ausdehnbarkeit derselben entstehen, muß sie sich auch bewegen. Es muß nach den Gesetzen des hydrostatischen Gleichgewichts aller flüssigen Körper eine Strömung stattfinden und zwar von der dichten Gegend nach der dünnern zu. Diese Strömungen finden im Luftreiche fast immer, und sowohl in horizontaler, als mehr oder weniger verticaler Richtung statt. Werden sie fühlbar, so nennt man sie nach ihrer Geschwindigkeit und Dichtigkeit weniger oder mehr **bewegte Luft**, W., **Sturm** und **Orkan**. Diese Strömungen, welche nach den Himmelsgegenden, welche man zu diesem Zwecke in

32 Theile getheilt hat, benannt werden, behalten aber nicht immer ihre ursprüngliche Richtung; sie folgen nahe an der Oberfläche der Erde den Unebenheiten derselben, brechen sich, treffen auf andere Strömungen oft in ganz entgegengesetzter oder sie durchschneidender Richtung; so entstehen Wirbelwinde, Wasserhosen ꝛc. In gebirgigen Gegenden sind daher die Winde viel heftiger, ungleichmäßiger und häufiger wechselnd, als in Ebenen, auf dem Meere oder in bedeutender Höhe. Sehr gewöhnlich sind Strömungen zu gleicher Zeit neben und über einander, wie man an den oft in entgegengesetzter Richtung ziehenden oberen und unteren Wolkenschichten sehen kann. An der Grenze solcher Strömungen kann nach der Art und Richtung derselben die Luft sowohl sehr bewegt, als fast stillstehend, eine Windstille, sein. Nach der Art ihrer Entstehung, ihrer Beständigkeit in verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, nach ihrer Temperatur, Trockenheit ꝛc. erhalten die verschiedenen Winde noch sehr verschiedene Namen. Hauptsächlich unterscheidet man die Winde in regelmäßige oder beständige und in unregelmäßige oder veränderliche. Regelmäßige Winde lassen sich wieder in solche scheiden, welche aus einem bestimmten Himmelsstriche in einer Gegend fast beständig wehen, und solche, welche gemeiniglich auch in bekannter Richtung eine gewisse Zeit anzuhalten pflegen; letztere nennt man periodische Winde. Fast jede Gegend der Welt hat, durch ihre geographische und physische Lage bedingt, ihre vorherrschenden Winde. Im nördlichen Deutschland sind es die aus Nordwest, West und Südwest. Zwischen den Wendekreisen findet man die sogenannten Passatwinde, welche fast ununterbrochen aus Osten wehen, wovon die Umdrehung der Erde die Hauptveranlassung zu sein scheint. Zu den regelmäßig wechselnden Winden gehören: die Mussons, welche besonders im indischen Meere und an der ganzen Südküste der alten und neuen Welt getroffen werden, und die regelmäßig die eine Hälfte des Jahres aus einer, die andere Hälfte aus der entgegengesetzten Weltgegend wehen. Eben so die Land- und Seewinde, welche an den Küsten des Meeres fast überall am Tage von der See nach dem Lande und des Nachts von dem Lande nach der See hin wehen. Hieran ist die ungleiche Wärmefähigkeit des Landes und des Wassers schuld. Die Temperatur und Trockenheit der Winde wird durch die Gegenden, woher sie kommen und über welche sie strömen, bestimmt. Sind dieß kalte, mit Schnee und Eis bedeckte Landstriche, so muß auch der W. kalt und trocken sein; da hingegen derselbe, wenn er über brennende Wüsten oder über Meere und nasse Gegenden kommt, heiß und feucht sein wird, so wie der Chamsin, Harmattan, Samum oder Sirocco. Im nördlichen Deutschland sind die Winde gemeiniglich aus Osten kalt, trocken, strenge, auch anhaltend und gleichmäßig; aus Norden kalt und feucht, von nicht langer Dauer; aus Westen feucht, von mittlerer Temperatur, ungleichmäßig, oft sehr heftig und von sehr wechselnder Dauer; aus Süden warm und trocken, selten heftig und anhaltend. Je mehr sich der W. einer dieser Himmelsgegenden nähert, um so mehr pflegt er den Charakter des herrschenden Windes derselben anzunehmen; so ist der Südwestwind meist warm und feucht, der Nordwestwind dagegen trocken und kälter. Sehr verschieden ist die Geschwindigkeit der Winde; dieselbe ist oft so groß, daß sie ganze Wälder, Gebäude ꝛc. umreißt, und die Wellen des Meeres zu Hügeln erhebt. In Hinsicht ihrer Geschwindigkeit in einer Secunde heißt der W. bis 10 Fuß bewegte Luft, bis 20 Fuß kleiner W., bis 30 Fuß mittlerer W., bis 40 Fuß starker W., bis 50 Fuß kleiner Sturm, bis 60 Fuß mittlerer Sturm, bis 70 Fuß starker Sturm, bis 80 Fuß kleiner Orkan, bis 90 Fuß mittlerer Orkan, bis 100 Fuß starker Orkan, bis 120 und mehr Fuß heftiger Orkan. Die Richtung des Windes gibt man, wie oben schon gesagt worden ist, nach den Himmelsgegenden an. Die Alten hatten jedem Winde nach der Richtung, aus welcher derselbe blies, einen eigenen Na-

Digitized by Google

men gegeben, wie Boreas oder Aquilo, der Nordwind; Eurus, der Ostwind; Auster, der Südwind; Zephyrus, der Westwind u. a., welche sie sämmtlich personificirten und ihnen den Aeolus (s. d. Art.) als Herrscher vorsetzten. Unter den Neueren haben nur noch die Italiener diese Namen beibehalten, sonst ist es fast überall eingeführt, die Richtung, aus welcher der W. kommt, nach der Windrose (s. d. Art.) anzuführen. Als Beobachtungsinstrument bedient man sich der Windfahnen, Wetterfahnen (s. Anemoskop). Um die Stärke und Geschwindigkeit des Windes zu messen, bedient man sich der Windmesser (s. d. Art. Anemometer). 40.

Windbüchse, franz. arquebuse à vent; engl. wind-gun, ist ein Schießgewehr, wovon man zwei verschiedene Arten, nämlich Kugelbüchsen und Flaschenbüchsen, findet. Diese unterscheiden sich dadurch, daß sich bei der ersten die comprimirte Luft in einer an die Dünnung des Schaftes geschraubten kupfernen Kugel befindet, während bei der zweiten Art dieselbe in der mit Messing gefütterten hohlen Kolbe enthalten ist. Der Ansatz dieser Flasche oder das Ventilgehäuse paßt an das etwas gekrümmte Schwanzstück des Laufes und wird durch die eingeschnittenen Schraubengewinde auf demselben festgehalten. Das Schloß einer solchen W. besteht aus dem Hahne, der Nuß mit ihrem Studel, der Schlagfeder und der Stange mit ihrer Feder. Die Nuß hat auf der Vorderrast einen Zapfen, der bei dem Abdrücken der Büchse gegen die Pritsche schlägt und dadurch einen Stift gegen den Ventilpfropf der Flasche drückt, daß er sich öffnet und nun die Luft plötzlich in den Lauf dringt, um das Geschoß fortzutreiben. Die Pritsche umfaßt mit ihren beiden gabelförmigen Armen, die sich auf einer gemeinschaftlichen Schraube bewegen, das Schwanzstück des Laufes und lehnt sich mit dem andern Ende gegen den vorerwähnten Stift, der durch ein vierseitiges Loch des Schwanzstückes hineingeht und genau auf das Ventil der Flasche trifft. Wenn man die Windbüchsen zum Kriegsgebrauche verwenden wollte, so würde sich nur die Flaschenbüchse dazu eignen, da bei der Kugelbüchse ein Abbrechen oder Biegen der Kugel schwer zu vermeiden sein würde. Die W. soll nach von Murr's Angaben im Jahre 1560 zu Nürnberg von Hans Lobsinger erfunden sein, indeß nach den Angaben Musschenbroek's will man in der Gewehrkammer eines Herrn von Schmettau in Deutschland bereits im Jahre 1474 eine, wenn gleich noch sehr unvollkommene, W. besessen haben. Im XVII. Jahrh. wurde die Anwendung der Windbüchsen allgemeiner und Mersenne war der erste, welcher ihre Einrichtung und den Gebrauch näher beschrieb. In Deutschland und namentlich in Nürnberg verfertigte man in jener Zeit sogar Windkanonen, aus denen 4 Pfund Kugeln fortgetrieben wurden, welche auf einer Entfernung von 400 Schritten noch durch ein 2 Zoll starkes Bret schlugen. 61.

Winde, lat. artemo, rechalus; franz. guindal, guindeau; engl. pulley, draw-beam, windlass, bezeichnet im Allgemeinen das Rad an der Welle (s. d. Art. Rad). Besonders versteht man unter Winden diejenigen Maschinen, welche zum Emporheben und Fortschaffen von Lasten dienen, als 1) die liegenden Winden (s. Haspel); 2) die stehenden Winden (s. Göpel); 3) die Krahn- und 4) die Fuhrmanns- oder Wagenwinde, Hebeleiter, d. i. die W. der Fuhrleute, womit beladene Wagen und Karren in die Höhe gewunden werden können. In einem blechernen Gehäuse, das an einem Klotze festsitzt, ist ein Räderwerk befindlich, welches aus eisernen Stirnrädern, Getrieben und einer starken eisernen gezahnten Stange besteht. Die letztere, in deren Zähne das eine Getriebe eingreift, kann mit der Hand durch eine Kurbel, welche an der Welle des ersten Rades oder Getriebes sitzt, in die Höhe gewunden oder niedergelassen werden. Den obern Ansatz dieser Stange stützt man unter die Last, welche folglich mit in die Höhe geht oder sich niedersenkt. 33.

Digitized by Google

Windharfe, s. Äolsharfe.

Windkugel, s. Äolipile.

Windpocken, Varicellen, auch Spitzpocken genannt, lat. variolae spuriae; franz. véroles volantes; engl. swine-pox, chicken-pox, sind ein Hautausschlag, der den ächten Pocken ziemlich ähnlich ist und auch bisweilen Narben im Gesichte zurückläßt; jedoch unterscheidet er sich von ihnen dadurch, daß dabei entweder gar kein oder nur ein höchst gelindes, kaum merkliches Fieber zugegen ist und daß die W. mit keiner eiterigen Materie, sondern mit einem durchsichtigen Blutwasser, das nach und nach verdunstet, angefüllt sind. Außerdem dauern sie auch weit kürzere Zeit, nämlich meist nur acht Tage, und schützen den Kranken keineswegs vor den ächten Pocken, indem sie selbst oft wieder kommen. Sie erfordern übrigens weiter keine ärztliche Behandlung, als daß der davon befallene Kranke sich etwas diät halten und das Zimmer hüten muß. 7.

Windrose, lat. rosa nautarum; franz. rose de vent, heißt ein gezeichneter Stern von 8, 16 oder 32 gleich langen Spitzen, die den Umfang des Kreises, in dem sie sich endigen, in eben so viel gleiche Theile theilen und durch ihre Richtung die Lage der Himmels- oder Weltgegenden bezeichnen. Gewöhnlich wird diejenige Spitze des Sterns, welche Nord angeben soll, durch einen Pfeil oder eine Lilie unterschieden, zu jeder der übrigen aber der Name der zugehörigen Himmelsgegend geschrieben. Wenn nun gedachter Pfeil (oder Lilie) mittelst einer Mittagslinie oder Magnetnadel nach dem wahren Nord- oder Mitternachtspunkte gekehrt wird, so zeigen alle übrigen Spitzen jede die Himmelsgegend, welche sie respective bezeichnet. — Wie die W. an den See- oder Schiffscompassen angebracht wird, s. den Art. Compaß. Hier kann noch nachträglich bemerkt werden, daß man auf den Land- und Seecharten die W. gemeiniglich verzeichnet antrifft; hier ist die mit N. bezeichnete Lilie nach der Richtung der wahren (nicht der magnetischen) Mittagslinie auf die Gegend des Nordpols zugekehrt und somit die Orientirung der Charte möglich. 13.

Windsor, königliches Schloß in dem Marktflecken Windsor der englischen Grafschaft Berk, auf einem sich sanft erhebenden Hügel, ist mit Graben und Wällen umgeben, besteht aus 2 Höfen oder Abtheilungen, von denen der obere ein großes regelmäßiges Viereck mit einer metallenen Bildsäule Wilhelm's des Eroberers in der Mitte ist, der hier zuerst ein Jagdschloß erbaute, hat einen großen runden Thurm zwischen beiden Höfen und starke viereckige gothische Thürme bilden die Ecken des Schlosses. In dem Innern des Schlosses befinden sich herrliche Zimmer mit Gemälden von Rubens und Tintoretto und einem Teppiche, den Maria Stuart während ihrer langen Gefangenschaft zu Fotheringay verfertigt hat, ein mit antiken Zierathen und mit Frescomalereien aus der britischen Geschichte von Verrio geschmückter Saal des heiligen Georg, welcher ursprünglich zu der bei der Installation der Ritter vom Hosenbande gegebenen Festen bestimmt war, und eine schöne Kapelle mit dem Begräbnisse der königlichen Familie. Das Schloß wird von 3 Seiten mit der schönen 1870 Fuß langen und eben so viel Fuß breiten Terrasse umgeben, welche mit Wasserleitungen versehen ist und von der man eine reizende Aussicht hat. Der jetzige König ließ eine neue Terrasse, welche einen Halbzirkel bildet, 2 Morgen Landes umschließt und einen Blumengarten in sich faßt, anlegen, an dessen Fuße sich ein 200 Fuß langes Gewächshaus befindet. Von derselben gelangt man in den großen, 3 Meilen im Umfange haltenden Park. — Dieses Schloß wurde von Eduard III. erbaut und von den folgenden Königen, besonders von Karl II., Georg III., der mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern lange hier wohnte, und dem jetzigen Könige verschönert. 71.

Winer (Georg Benedict), einer der gelehrtesten und verdientesten Theologen unserer Zeit, wurde zu Leipzig am 13. April 1789 geboren, besuchte die Nicolai-

schule und Universität seiner Vaterstadt und habilitirte sich 1817 als akademischer Docent, ward schon im folgenden Jahre außerordentlicher Professor und 1813 von den theologischen Facultäten zu Rostock und Leipzig zum Doctor der Theologie ernannt. Im Jahre 1823 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Erlangen, schlug dagegen die nach Gabler's Tode ihm übertragene Professur zu Jena aus und wurde 1832 nach Tittmann's Tode als ordentlicher Professor der Theologie mit dem Titel eines geheimen Kirchenraths nach Leipzig zurückberufen, wo er noch gegenwärtig mit großem Beifalle lehrt und wirkt. Ausgezeichnetes Verdienst hat er sich um die neutestamentliche Grammatik erworben, in welcher Beziehung er alle seine Vorgänger bei Weitem übertroffen und zuerst eine rationelle Behandlung der neutestamentlichen Sprache begründet hat. Sein hierher gehöriges Werk führt den Titel: „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms" (Leipz. 1822. 4. Aufl. 1836; ins Englische übersetzt, Andover 1825; ins Schwedische, Upsala 1827). Außerdem hat er folgende Schriften herausgegeben: „De versionis Pentateuchi Samaritanae indole" (Lips. 1817); „De Onkeloso ejusque paraphrasi chaldaica" (Lips. 1820); „Ad Galatas epistola cum annotat. perpetua" (Lips. 1821. ed. 3. 1829); „Bibliſches Realwörterbuch" (Leipz. 1820. 2 Bde. 2. Aufl. 1. Thl. 1833. 2. Thl. 1837); „Comparative Darstellung des Lehrbegriffes der verschiedenen christlichen Kirchenparteien, nebst Belegen aus ihren symbolischen Büchern" (Leipz. 1824); „Chrestomathia talmudica" (Lips. 1822); „Handbuch der theologischen Literatur, hauptsächlich des protestantischen Deutschlands" (Leipz. 1825. 2. Aufl. 1826. 3. Aufl. 1837). Auch gab er Bertholdt's „Opuscula academica" (Lips. 1824); im Vereine mit Engelhardt das „Neue kritische Journal der theologischen Literatur" (1824—1826) und seit 1826 allein die „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie", so wie mehrere akademische Programme heraus. 63.

Winfried, s. Bonifacius der Heilige.

Wingolf heißt in der nordischen Mythologie der schöne, freundliche Aufenthalt der Asinnen, welchen die Götter sogleich nach dem für sie selbst bestimmten Gladsheim erbaut hatten. Neuere Dichter, vorzüglich Klopstock, nahmen es für einen Tempel der Freundschaft. 6.

Winiler, s. Longobarden.

Winkel, lat. angulus; franz. angle; engl. angle, bezeichnet den Begriff: verschiedene oder andere Richtung. Denn um einen Winkel zu bilden, braucht man zwei gerade Linien, die von einem und demselben Punkte ausgehen. Von einer dieser Linien wird angenommen, daß sie diejenige Richtung bezeichne, die man im Sinne hat. Auf diese Linie bezogen gibt alsdann die andere Linie die ebenfalls im Sinne liegende andere, von der erstern verschiedene Richtung an. Die Größe ihrer Abweichung von einander wird durch den von ihnen eingeschlossenen Winkel bestimmt, welchen man zu näherer Bestimmung gewöhnlich einen ebenen Winkel nennt. Liegen beide Linien in einer geraden Linie, so heißt der W. ein gestreckter oder gerader W. Jeder W., welcher kleiner als ein gestreckter ist, heißt ein concaver und jeder W., welcher größer als ein gestreckter ist, ein converer W. Es schließen daher zwei in einem Punkte zusammenstoßende gerade Linien entweder zwei gestreckte oder einen concaven und einen converen mit einander ein. Die Hälfte eines gestreckten Winkels heißt ein rechter W., welchen man mit R. bezeichnet. Jeder W., welcher kleiner als ein rechter ist, heißt ein spitzer, und jeder größere ein stumpfer W. Die beiden geraden Linien, welche einen ebenen W. einschließen, heißen Schenkel, und der Zusammentreffungspunkt der Scheitel oder die Spitze. Alle concaven W., welche keine rechten sind, heißen auch schiefe W. Zwei concave W., welche den Scheitel und einen Schenkel gemein haben und deren beide andere Schenkel von der Spitze aus entgegengesetzt in

gerader Linie liegen, heißen Nebenwinkel. Alle ſolche W., deren Spitzen im Centrum eines Kreiſes liegen, heißen Centriwinkel oder Winkel am Mittelpunkte; liegen aber die Spitzen in der Peripherie, ſo heißen ſie Peripheriewinkel oder Winkel an der Peripherie. Von den vier Winkeln, welche entſtehen, wenn zwei gerade Linien einander in irgend einer Richtung ſchneiden, werden die beiden mit ihren Spitzen einander entgegenſtehenden die Scheitelwinkel genannt. Als Winkelmaßeinheit iſt wegen ſeiner unveränderlichen Größe der rechte Winkel, welcher in 90 gleiche Theile (Grade) jeden Grad in 60 Minuten, jede Minute in 60 Secunden ꝛc. theilt, welche Theile genau mit den Theilen der Kreiseintheilung übereinſtimmen. Daher können W. durch Bogen gemeſſen werden. Stoßen zwei krumme Linien in einer Ebene oder im Raume in einem Punkte zuſammen, ſo erhält man den von ihnen eingeſchloſſenen W., durch den ebenen W., welchen die von den durch den gemeinſchaftlichen Durchſchnittspunkt an die Curven gezogenen Tangenten bilden. Die Größe der Abweichung zweier in einer geraden Linie zuſammenſtoßenden Ebenen von einander nennt man den Flächenwinkel, Neigungswinkel (angle dièdre). Stoßen mehrere Ebenen in einem Punkte zuſammen, ſo heißt der zwiſchen ihnen enthaltene, auf der einen Seite unbegrenzte Raum ein körperlicher W. Die ſich auf W. beziehende Lehrſätze ſind folgende: 1) Alle rechte W. ſind einander gleich. 2) Zwei Nebenwinkel ſind zuſammen zwei rechten gleich. 3) Die Summe aller W. über einer geraden Linie mit gemeinſamem Scheitel iſt zwei rechten gleich. 4) Die Summe aller W. um einen Punkt iſt vier rechten Winkeln gleich. 5) Scheitelwinkel ſind einander gleich. 40.

Winkelmeſſer nennt man diejenigen Meßinſtrumente, vermittelſt welcher ſich die Größe der Winkel nach Graden, Minuten, Secunden ꝛc. beſtimmen läßt. Hierher gehören Transporteurs, Aſtrolabien, bordaiſche Kreiſe, Theodoliten, Spiegelkreiſe, Quadranten, Sextanten, Octanten, Reflectoren ꝛc. (ſ. d. Artt.). 40.

Winkler (Karl Gottfried Theodor), bekannter unter dem angenommenen Dichternamen Theodor Hell, ein rüſtiger deutſcher Schriftſteller, am 9. Febr. 1775 zu Waldenburg im Schönburgiſchen, wo ſein Vater Prediger war, geboren, widmete ſich, nachdem er eine ſehr ſorgfältige Erziehung erhalten hatte, auf der Univerſität Wittenberg der Rechtswiſſenſchaft, ohne dabei ſeine Vorliebe für die ſchöne Literatur unbefriedigt zu laſſen, und wurde nach Beendigung ſeiner Studien als Actuar bei dem Stadtgerichte zu Dresden angeſtellt. Sein Vorrücken zum geheimen Kanzeliſten (1801), zum geheimen Regiſtrator (1804) und zum geheimen Secretair beim Archive (1810) erweiterte zwar ſeinen Wirkungskreis, entfremdete ihn aber keineswegs der Poeſie. Seinen größten Wunſch erfüllte er nach erhaltenem Urlaub durch eine Reiſe nach Frankreich und Italien (1812—1813), fand aber bei ſeiner Heimkehr die Verhältniſſe ſehr geändert; doch ernannte ihn das ruſſiſche Generalgouvernement zum Expedienten und 1814 zum ruſſiſchen Hofrathe und Theaterintendanten. Nach der Zurückkunft des Königs von Sachſen ward er 1815 in dieſen Ämtern beſtätigt und erhielt 1823 den Charakter eines königlichen Hofrathes. W. hat ſich in den verſchiedenartigſten Gattungen der Poeſie verſucht, doch mit dem meiſten Glücke im Drama. In ſeinen „Luſtſpielen" (Leipz. 1805. 2 Thle. 8.), „Neuen Luſtſpielen" (Ebend. 1807—1817. 5 Thle. 8.) offenbart er ein nicht gewöhnliches Talent für das wahrhaft Komiſche. Als Überſetzer beweiſt er eine unermüdliche Thätigkeit und ſchnelle Fertigkeit. In der neueſten Zeit iſt man mit Kolbenſtreichen über ihn hergefallen, was nicht zu billigen iſt, da man wenigſtens ſeine Bemühungen im Luſtſpiele, das in Deutſchland ſo ſpärlich gedeiht, hätte anerkennen ſollen. Läugnen kann man indeſſen nicht, daß W. bei weniger Eilfertigkeit und fabrikmäßiger Production weit Gediegeneres hätte leiſten können. 66.

Digitized by Google

Winslow (Jacob Benignus), berühmter Anatom, zu Odensee auf der Insel Fünen am 9. April 1669 geboren, wollte sich erst der Theologie widmen, studirte aber nachher Medicin und ging unterstützt vom Könige von Dänemark nach Paris, wo er vorzüglich unter Duvernoy die Anatomie betrieb. Durch das Lesen von Bossuet's „Exposition de la doctrine de l'église" wurde er wie sein Großoheim Stenonis für das katholische Glaubensbekenntniß gewonnen, zu dem er öffentlich übertrat. Dadurch verlor er alle Unterstützung aus seinem Vaterlande und er blieb nun in Paris und wurde von der pariser medicinischen Facultät kostenfrei zum Doctor und später zum Professor der Anatomie am königlichen Garten ernannt. Er starb in hohem Alter am 3. April 1760. Er hat das Verdienst, anatomische Entdeckungen und Beobachtungen mit vielem Fleiße aus anderen Schriften zusammengetragen und mit vieler Klarheit und Beurtheilung zusammengestellt zu haben. Sein vorzüglichstes Werk ist: „Exposition anatomique de la structure du corps humain" (Par. 1734. 4. und öfter). 39.

Winter, lat. hiems; franz. hiver; engl. winter, die Jahreszeit, welche den Übergang vom Herbste zum Frühlinge bildet, fängt an, wenn die Sonne am 21. Decbr. den südlichen Wendekreis erreicht, d. h. in das Zeichen des Steinbocks tritt, der Tag am kürzesten, die Nacht aber am längsten ist, und dauert vom 21. Dec. bis zum 20. oder 21. März, um welche Zeit die Sonne dann wieder den Äquator erreicht und Tag und Nacht einander gleich sind. Für die südliche Halbkugel der Erde dagegen läuft die Sonne während des dortigen Winters vom 21. Juni bis zum 23. Septbr. durch den Krebs, Löwen und die Jungfrau. — Verschieden von diesem astronomischen W. ist der physische, welcher bei uns gemeiniglich mit der eintretenden kältern Witterung (oft erst im Januar) beginnt. 13.

Winter (Lucretia Wilhelmine van), eine geschätzte holländische Dichterin, 1722 zu Amsterdam geboren, hieß mit ihrem Familiennamen van Mercken und verheirathete sich mit dem bekannten Dichter N. S. van Winter. Ihr didaktisches Gedicht: „Die Vortheile der Widerwärtigkeit", ihre Epopöen „David" und „Germanicus", so wie ihre Tragödien sind reich an gelungenen Stellen, obgleich man ihnen Kraft und poetische Erhebung absprechen muß. Die Dichterin bleibt stets in der Sphäre einer eleganten Prosa. Sie starb 1789 zu Leyden. — Ihr Gemahl (geb. 1718 zu Amsterdam, gest. 1795 zu Leyden) hatte sich dem Handelsstande gewidmet, ohne sich dadurch der Poesie entfremden zu lassen. Seine beschreibenden Gedichte: „Der Amstelstrom" und „Die Jahreszeiten", so wie seine Tragödien „Monzongo" und „Menzikof" werden noch immer von den Holländern gern gelesen. 66.

Winter (Johann Wilhelm von), Graf von Huessen, ein ausgezeichneter holländischer Seeheld, wurde im Jahre 1750 zu Texel geboren, nahm schon in seinem 12. Jahre Seedienste und war bei dem Ausbruche der holländischen Revolution bis zum Schiffslieutenant gestiegen. Da sich W. jedoch auf die Seite der Patrioten gestellt hatte, so begab er sich nach Besiegung seiner Partei durch die des Erbstatthalters nach Frankreich, nahm bei dem Ausbruche der französischen Revolution Dienste bei der Landarmee, focht in den Jahren 1792 und 1793 unter Dumouriez und Pichegru und rückte zum Brigadegeneral auf. Im Jahre 1795 nahm er an dem Feldzuge des Letztern gegen Holland Theil, trat aber bald darauf einer Einladung von Seiten seines Vaterlandes gemäß als Contreadmiral wieder in holländische Seedienste und wurde schon im nächsten Jahre zum Viceadmiral und zum Commandanten der Texelflotte befördert. Obgleich dieselbe bald nachher im Hafen von einer starken englischen Escadre blokirt wurde, so gelang es W. doch, trotz der großen Wachsamkeit der Engländer, am 7. Oct. 1797 mit 16 Linien- und 13 anderen Schiffen aus dem Texel auszulaufen, worauf er am 11. Oct. die englische, aus 20 Linien- und 15 anderen Schiffen bestehende Flotte, welche der Admiral

Digitized by Google

Duncan befehligte, angriff. Allein W. wurde nach einem heißen Kampfe geschlagen und gefangengenommen, bald darauf aber wieder ausgewechselt und zur Untersuchung seines Benehmens vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn jedoch auf ehrenvolle Weise freisprach. Im Jahre 1798 ging er als Gesandter nach Paris, blieb daselbst bis 1802, übernahm sodann die Führung der holländischen Flotte wieder und segelte mit derselben an die Küsten der Berberei, um hier einige Zwistigkeiten mit Tripolis auszugleichen. Als hierauf Ludwig Napoleon den holländischen Thron bestiegen hatte, wurde W. zum Admiral des Reiches, zum General en Chef der Land- und Seemacht und zum Grafen von Huessen erhoben, erhielt nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich die Generalinspection der Nordküste, übernahm im Jahre 1811 den Oberbefehl über die Texelflotte, erkrankte aber bald nachher, begab sich nach Paris und starb daselbst schon im folgenden Jahre. 81.

Winter (Peter von), einer der genialsten Tonkünstler der neuern Zeit, war der Sohn eines churpfälzischen Gardeofficiers, ward geboren 1754 zu Manheim und widmete sich schon als Kind der Musik, in der er den ersten Unterricht von Meyer und Kramer, später von Vogler erhielt. Bereits in seinem 10. Jahre ward er Mitglied des churfürstlichen Hoforchesters und in seinem 21. Orchesterdirector des deutschen Theaters zu Manheim, später in München. Hatten schon jetzt W.'s Compositionen in ganz Deutschland die glänzendste Aufnahme gefunden, so ward der Beifall noch größer, nachdem er 1780 nach Wien gereist war und sich unter Salieri's Leitung vollends ausgebildet hatte. Öffentliche Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm auch von Seiten seines Fürsten zu Theil, der ihn 1787 zum Kapellmeister ernannte. Deutschlands Grenzen aber übersprang sein Ruhm, als er 1790 nach Italien reiste und hier im wahren Lande der schönen Künste durch neue Compositionen als Meister der Tonkunst sich selbst einführte. Die Gewandtheit, mit der er alle Vorzüge der italienischen Tonkunst mit denen der deutschen zu verbinden wußte, machte ihn bald zum Lieblinge der Italiener, die ihn sogar mehrmals als Theatercomponist zu sich riefen. Von gleichen Folgen war seine nächste Kunstreise nach Prag und Wien 1795 und 1796 und seine letzte nach Frankreich und England; überall ward er mit der größten Auszeichnung empfangen, wofür er seine Umgebungen mit immer wieder neuen Producten seines musikalischen Geistes erfreute. Nach seiner Rückkehr von seiner letzten Kunstreise ging er abermals nach München zurück und noch 23 Jahre lang blieb er eine der vorzüglichsten Zierden der großen Residenz. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläum 1814 ward er vom Könige von Baiern mit dem baierschen Civilverdienstorden beschenkt. Er starb zu München den 17. Oct. 1825. W. gehört zu denjenigen Tonkünstlern, die fast in allen Branchen der Tonkunst gleich Vortreffliches geleistet haben, und seine Compositionen erfreuen sich selbst jetzt noch eines ungetheilten Beifalles, obwohl seine früheren Stücke den späteren weit nachstehen. In seine früheste Zeit gehören mehrere Symphonien, Cantaten, Ballete ꝛc., Compositionen von geringerm Umfange und geringerer Bedeutung. Weit Vorzüglicheres leistete er ungefähr von 1780 an. In diese Periode fallen außer seiner ersten Oper: „Helena und Paris" noch die für Manheim geschriebene Oper „Bellerophon" so wie seine Singspiele: „Das Hirtenmädchen und der Bettelstudent"; „Scapin und Scapine", ein pantomimisches Ballet mit Chören; „Orpheus und Eurydice". Classisch aber wurde seine Musik, namentlich die für den Gesang, seit er Italien gesehen und die italienische Tonkunst studirt hatte. Von einer sehr großen Anzahl in diese Zeit fallender Compositionen führen wir nur die am Berühmtesten gewordenen auf. Es sind die Opern „Catone in Utica"; „I fratelli rivali"; ferner ganz vorzüglich: „Das unterbrochene Opferfest" (eine fast unerschöpfliche Fundgrube der herrlichsten Melodien); „Maria von Montalban"; „Tamerlan"; „Zaire"; „Mohammed" u. v. a.

Digitized by Google

Von gleich hohem Werthe sind aber außerdem auch seine Kirchenmusiken, unter denen vorzüglich mehrere Missen, Graduale, Offertorien ꝛc. so wie sein Oratorium „Bettulia liberata" genannt zu werden verdienen. Von seinen zahlreichen Compositionen für die Kammer endlich nennen wir unter seinen vielen Cantaten nur „Timoteo, oder die Macht der Töne", ferner seine Symphonien, Ouvertüren, Concerte, Quartetts ꝛc. Gekrönt hat sich W. selbst seinen Ruhm als Gesangslehrer sowohl in theoretischer (als Verfasser der noch jetzt hochgeschätzten „Singschule", Mainz 1824), als in praktischer Hinsicht, da aus seiner Schule die besten Sänger und Sängerinnen der damaligen Zeit hervorgingen. Noch jetzt bewundern wir in seinen Melodien den hohen Grad von Genialität und Leichtigkeit so wie von Kraft, die sie namentlich auf das Herz äußern, in seiner Harmonie die höchste Vollendung und in seiner Declamation die naturtreueste Einfachheit. Der einzige Tadel, der ihn nicht ganz mit Unrecht getroffen hat, ist, daß seine Modulation nicht mannigfaltig genug ist und er bisweilen allzustarke Instrumentirung eintreten läßt, um dadurch den Mangel großer Motive zu verbergen. 20.

Winter (Ludwig), großherzoglich badischer Staatsminister des Innern, ward 1777 zu Prachthal im Durlachschen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, erhielt seine Bildung in Durlach, auf dem Lyceum zu Karlsruhe und auf der Universität Göttingen, wo er die Rechte studirte, ward bald Hofgerichtsreferent, dann geheimer Secretair bei dem geheimen Rathscollegium in Karlsruhe, 1805 Assessor beim evangelischen Kirchenrathe, 1807 Regierungsrath und Mitglied des Oberkirchenrathes, 1809 Kreisrath in Durlach und 1810 Regierungsrath und Oberamtmann daselbst, 1813 Vorsitzender beim Landamte in Karlsruhe und kurz darauf Hofgerichtsrath in Rastadt, 1814 Stadtdirector in Heidelberg, 1815 Ministerialrath im Ministerium des Innern und 1818 geheimer Referendar, mit welchem letztern Posten er zu gleicher Zeit das ihm übertragene Amt eines Regierungscommissairs mit der Function eines Abgeordneten der 2. Kammer höchst geschickt zu vereinigen wußte, indem er bei der sorgfältigsten Wahrung der Interessen der Regierung doch stets mit der freisinnigen Majorität der Kammer stimmte und besonders nachdrücklich sich dem der Kammer vorgelegten Adelsedict widersetzte, was ihm zwar die fortwährende Feindschaft der badischen Aristokratie zuzog, aber doch nicht im Stande war, ihn von seinem Posten zu entfernen; vielmehr erhielt er den Titel eines Staatsrathes und ward sogar 1824 zum Director des Ministerium des Innern ernannt, als welcher er sowohl durch seine Kenntnisse und rastlose Thätigkeit sich das volle Zutrauen des Großherzogs, als durch seine edle Freimüthigkeit und vorwurfelose Festigkeit die öffentliche Meinung für sich gewann. Der neue Großherzog Leopold ernannte ihn 1831 zum Chef des Ministerium des Innern und verlieh ihm endlich 1833 auch den Ministertitel, welchen man ihm bis jetzt wegen seiner standhaften Verweigerung des Adelsdiploms nicht zugestanden hatte. In seiner hohen Stellung hat er bis jetzt sich als einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Staatsmann bewährt, der zwar vermöge seiner äußerst schwierigen Lage als Vermittler zweier sich schroff gegenüberstehender Parteien öfters den Vorwurf eines gewissen Schwankens sich zuzog, dessen redlicher Eifer aber für das Beste des Landes von allen Parteien bereitwillig anerkannt wird. 16.

Winterfeldt (Hans Karl von), ein berühmter Feldherr Friedrich's des Großen und der größte Liebling dieses Königs, ward 1709 zu Vanselow in Vorpommern geboren. Bis zu seinem 14. Lebensjahre wurde er im elterlichen Hause von Privatlehrern unterrichtet und trat dann bei dem damaligen Cuirassierregimente von Winterfeldt in Militairdienste. Nach Ablauf eines Dienstjahres wurde er zum Cornet befördert und König Friedrich Wilhelm I. ernannte ihn 1728 wegen seiner vortheilhaften Bildung, wegen seines schönen Wuchses und seiner Thätigkeit im Dienste zum Lieutenant im Regimente Garde du Corps und bald darnach zum Ad-

Digitized by Google

jutanten. Diese schleunige Beförderung war für W. ein neuer Sporn zu noch größerer Dienstthätigkeit und dadurch erwarb er sich die besondere Gnade seines Monarchen. Friedrich der Große, der ihm noch als Kronprinz schon sein Vertrauen geschenkt hatte, erhob ihn bald nach seiner Thronbesteigung zum Major und Flügeladjutanten. Im ersten schlesischen Kriege führte W. ein Grenadierbataillon und zeichnete sich an der Spitze desselben bei der Überrumpelung von Glogau (d. 8. März 1741), besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) durch Muth und Unerschrockenheit aus. Der König beförderte ihn hierauf zum Obersten und Generaladjutanten und sandte ihn nach Petersburg, um daselbst die Absichten des wiener Hofes, von der russischen Kaiserin Hülfstruppen zu erlangen, zu hintertreiben. Es gelang und W. erwarb sich hierdurch die besondere Zufriedenheit seines Monarchen. Zur Armee zurückgekehrt leitete W. das glänzende Gefecht bei Rothschloß (22. Juni). Im zweiten schlesischen Kriege (1744) begleitete er den König nach Böhmen. Zu Anfange des Jahres 1745 in Schlesien auftretend vertrieb er die ungarischen Insurgenten, welche in den obern Theil des Landes eingedrungen waren, und schlug einen Schwarm Panduren und Kroaten bei Schmiedeberg in die Flucht. Am 22. Mai wurde das schwache Winterfeldt'sche Corps von 6 bis 7000 Mann Östreichern unter Esterhazi und Nadasti bei Landshut angegriffen; indeß W. zu rechter Zeit noch mit 1000 Mann verstärkt vereitelte durch kluge Maßregeln die großen Entwürfe der Feinde und trieb sie gegen das Gebirge zurück. In Folge dieser glücklichen Erfolge wurde er zum Generalmajor befördert. Als solcher hatte er besondern Antheil an dem Siege von Hohenfriedberg (s. d. Art.) (am 4. Juni) und an dem glücklichen Gefechte bei katholisch Hennersdorf (23. Nov.) und fügte dem nach Böhmen zurückziehenden Feinde bei Zittau noch beträchtliche Verluste zu. Während der 11jährigen Waffenruhe, die dem dresdener Frieden folgte, war er bei seiner Stellung als Generaladjutant stets in der Umgebung des Königs, dessen Vertrauen er in einem so hohen Grade sich erworben hatte, daß er von demselben zu den verschiedenartigsten wichtigsten Geschäften gebraucht wurde. Da ein dritter schlesischer Krieg schon vorher von W. ebenfalls vorausgesehen wurde, so ließ er es sich vorzugsweise angelegen sein, sich mit den Militaireinrichtungen der Nachbarstaaten bekannt zu machen und durch Verschaffung genauer Kenntniß von der Beschaffenheit des wahrscheinlichen einstigen Kriegsschauplatzes darauf vorzubereiten. Als durch die aus dem dresdener Cabinete in Betreff mehrfacher Unterhandlungen (s. Siebenjähriger Krieg) erhaltenen Papiere die Absichten Östreichs aufgeklärt wurden, war W. der Erste, welcher vorschlug, der drohenden Gefahr durch einen unvorhergesehenen Angriff zuvorzukommen. Obgleich diese Meinung mit derjenigen der Prinzen und einiger Generale nicht übereinstimmte und ihm dieserhalb eine große Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht zum Vorwurf gemacht wurde, so gewann dennoch seine Ansicht die Oberhand. Kurz vor dem Ausbruche des 7jährigen Krieges wurde W. zum Generallieutenant ernannt und mit dem schwarzen Adlerorden decorirt. Friedrich drang in Sachsen vor und schloß die sächsische Armee in dem Lager von Pirna ein, und W. wurde an den sächsischen Hof gesandt, um denselben von dem östreichischen Bündnisse abzuziehen. Als dieß fehlschlug, erfolgte die bekannte Capitulation. Bei Eröffnung des Feldzuges 1757 rückte W. mit dem Feldmarschall Schwerin in Böhmen ein, unterstützte dessen Eroberungen und fügte auf der Verfolgung dem bei Reichenberg geschlagenen Feinde vielen Schaden zu. In der blutigen Schlacht bei Prag (s. d. Art.) commandirte er den linken Flügel der preußischen Schlachtordnung. Hier wurde er am Halse leicht verwundet, trat nach seiner Wiederherstellung zu dem Heere des Prinzen August Ferdinand von Preußen und ward dann zu dem Armeecorps des Herzogs von Bevern versetzt, welches Friedrich, nach eigenem Geständnisse, eigentlich ihm anvertraute. W. commandirte das Corps, welches bei Radewitz stand und schon am 3. Aug. mit dem Nadasti'schen

Digitized by Google

Corps ein Scharmützel hatte, am 7. Sept. aber wieder von 66 Bataillons und 70 Escadrons Östreicher angegriffen wurde. W., welcher den Herzog von Bevern vergeblich um Unterstützung bat, eilte an der Spitze einer Brigade nach Holzberg, welches von 2 Grenadierbataillons besetzt von den Östreichern angegriffen wurde, und erhielt hier einen Schuß in die Brust, in Folge dessen er noch in derselben Nacht seinen Geist aufgab. Seine Leiche wurde auf einer seiner Besitzungen in Schlesien beigesetzt. Sein Monarch ehrte die Thaten dieses Helden, indem er eine marmorne Bildsäule anfertigen ließ, die gegenwärtig noch mit mehreren anderen auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufgestellt ist. — Vergl. „Leben des Generals Hans Karl von Winterfeldt", von Varnhagen von Ense (Berl. 1806). 61.

Winterpunkt ist für die nördliche Halbkugel der Erde der 0. Grad des Steinbocks, durch den der südliche Wendekreis des Steinbocks geht, und liegt in jetzigen Zeiten ungefähr vor dem Bogen des Schützen, 90 Grade von dem Herbstpunkte entfernt. 13.

Winterschlaf ist eine weise Einrichtung der Natur, wodurch sie bei einzelnen Säugethierarten eine Analogie mit den Zugvögeln hervorbringt und dem im Winter eintretenden Mangel an Nahrung abhilft; denn nur wenige Säugethiere, wie der Sürmülot und der Lemming, haben einen Trieb zum Wandern. Doch auch die Anzahl der Winterschläfer ist nicht groß und sie gehören sämmtlich zu der Classe der Digitata, wie der Hamster, der Igel, das Murmelthier und einzelne Mäusearten. — Dieser W., zu welchem diese Thiere ein besonderer Instinct treibt, sobald die kalte Witterung eintritt und das Futter zu mangeln anfängt, ist ein todtähnlicher Zustand, in welchem die Körperwärme äußerst gering, der Umlauf des Blutes sehr langsam und die Respiration ganz schwach wird und in welchem die Thiere eine gänzliche Unempfindlichkeit gegen jeden körperlichen Reiz zeigen. Sie bereiten sich meist dazu vor, indem sie ihre Eingeweide durch Einschlürfen vieles Wassers ganz ausleeren und reinigen und sich dann kugelförmig zusammenziehen. Der Ort, wo sie den W. halten, richtet sich nach ihrer sonstigen Lebensweise (meist ist er aber unter der Erde) und die Dauer desselben bestimmt sich nach der größern oder geringern Reizbarkeit gegen die Kälte und dem Anhalten der kalten Witterung, überhaupt auf 4 — 5 Monate; doch wachen die Thiere auch während des Winters auf, wenn sie an warme Stellen gebracht werden und fallen nicht in den W., so lange sie gegen Kälte geschützt sind. — Außer den angeführten Thieren stellt sich der W. aber auch bei vielen Amphibien, Fröschen, Kröten, Eidechsen u. a. ein und diese können selbst Jahre lang im Zustande des Schlafes erhalten werden, wenn sie in einer künstlichen Kälte bleiben. Von den Vögeln kennt man den W. nur bei einigen Schwalbenarten; von den übrigen Säugethieren aber zeigen nur der Dachs und der Bär durch ihre gänzliche Unthätigkeit im Winter eine Art von W. 30.

Winther von Andernach (Johannes), bekannter unter dem Namen Guintherus Andernacensis, ward zu Andernach 1487 geboren, studirte zu Utrecht, Deventer und Marburg, wurde hierauf Rector zu Goslar und dann Professor der griechischen Sprache zu Löwen. Diese Stelle gab er aber wieder auf und ging nach Paris, um da Medicin zu studiren. Hier promovirte er, erhielt an der Universität eine Professur und wurde sogar Leibarzt Königs Franz I. Allein von hier vertrieb ihn der Krieg; er ging nach Straßburg, wo er anfänglich wieder eine Lehrerstelle an der Universität begleitete, die er aber bald wieder aufgab, und lebte nunmehr blos als praktischer Arzt, wurde von Kaiser Ferdinand geadelt und starb zu Straßburg 1574. — Seine Verdienste als Gelehrter begründen sich auf die Übersetzung der meisten Bücher des Galen, des Oribasius, des Paul von Ägina, des Alexander von Tralles, von welchen er, so wie von Cälius Aurelianus, gute Ausgaben besorgte. Sein großes Werk: „De medicina veteri et nova" (Basil.

1871. Fol.) enthält eine umständliche Darstellung der griechischen Arzneikunde mit beständiger Hinsicht auf die zu seiner Zeit mit derselben vorgenommenen Veränderungen. Für die Anatomie wird er als ein Wiederhersteller derselben in Frankreich angesehen; indessen bietet seine Schrift: „Institutionum anatom. libr. X" (Basil. 1536) in dieser Hinsicht wenig Eigenes und Neues dar; überhaupt soll dabei nach seinem Schüler Vesalius W. die Natur wenig oder gar nicht um Rath gefragt haben. 39.

Wintzingerode (Ferdinand, Freiherr von), berühmter russischer General, 1770 geboren und ein Sprößling einer der ältesten Familien des Eichsfeldes. Frühzeitig trat er in hessische Militairdienste, die er jedoch schon 1790 verließ, um in der östreichischen Armee in den Niederlanden seinen Durst nach ehrenvollen Thaten zu stillen. Nach zwei Jahren trat er wieder in hessische Dienste zurück, kämpfte mit den hessischen Truppen am Rheine und trat dann wieder in die östreichische Armee, in der er bis zum Frieden von Campo Formio aushielt. Im Jahre 1797 finden wir W. als Major in der russischen Armee und mit Bewilligung seines neuen Monarchen sehen wir ihn 1799 als Freiwilliger im östreichischen Heere fechten, wo er sich in der Schlacht bei Stockach auszeichnete. Im Jahre 1802 ernannte ihn der Kaiser von Rußland zu seinem Generaladjutanten und er leitete 1805 die Unterhandlungen mit Östreich und Preußen mit derselben Auszeichnung, mit welcher er bei Dürrenstein kämpfte. Im Jahre 1809 focht er wieder im östreichischen Heere bei Aspern und wurde zum Lohne seiner Leistungen während dieser Schlacht noch auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm in dieser Schlacht den rechten Fuß. Als Napoleon seinen Zug gegen Rußland antrat, war er einer der Ersten, die sich zur Befreiung vom Joche des Fremdherrschers wieder einfanden. Der Kaiser von Rußland ernannte ihn zum General der Cavallerie. In der Nähe von Moskau wurde er von den Franzosen gefangen und Napoleon gab den Befehl, ihn zu erschießen; indeß dieser Befehl wurde wieder zurückgenommen, um Rußland nicht zu Repressalien Veranlassung zu geben, und W. nach Wilna transportirt. Der General Czernitscheff befreite ihn aus der Gefangenschaft und er ging nun einer Reihe von Siegen entgegen, welche ihn den berühmtesten Feldherren seiner Zeit an die Seite stellen. Die Schlachten bei Kalisch, Lützen, Dennewitz und Leipzig, der Sturm von Soissons und die Expedition gegen Napoleon bei St. Dizier, welche ihm einen Ehrendegen mit Diamanten erwarb, wanden unvergängliche Lorbeern um die Stirn dieses deutschen, biedern und hochherzigen Mannes, der sowohl als Mensch, wie auch als Gatte, Vater und Freund der Liebe und Achtung Aller genoß, die ihn kannten. Er starb am 17. Juni 1818 in Wiesbaden. 61.

Wipperthal, s. Barmen und Elberfeld.

Wipprecht von Groitzsch. Dieser in der sächsischen Geschichte so berühmte Mann stammte aus einem nordalbingischen Geschlechte, welches besonders in der brandenburgischen Altmark bei Salzwedel begütert war. Sein Vater, wie er W. genannt, starb ihm früh (um 1040) und der Markgraf Udo von Stade erzog den Jüngling. Später vertauschte W. nun seine väterlichen Besitzungen an den Markgrafen Udo von Stade gegen dessen im pleißner Lande gelegene Besitzungen und nahm nun seinen Sitz in dem Städtchen Groitzsch, wonach er sich Graf von Groitzsch nannte. Hierauf wandte er sich mit 100 Mann nach Böhmen zum Herzoge Wratislaw, zog mit diesem dem Heere des Kaisers Heinrich IV. (1072) zu und trug sehr viel dazu bei, daß der Herzog von Böhmen (1086), wenn gleich als kaiserlicher Vasall, als König auf dem Reichstage zu Worms anerkannt wurde. Besonders aber zeichnete er sich bei der Eroberung Roms (1083) durch Heinrich IV. aus, bei welcher er dem Kaiser das Leben rettete und die Feinde mit großem Verluste zurückschlug. Er erstieg in der Nacht zum 2. Juni mit 24 Mann die Mauer, machte,

Digitized by Google

sobald er Herr der Mauer war, die erste Wache nieder und hielt sich so lange, bis die Kaiserlichen ihn verstärkten und ein Stadtthor einbrachen. So ward Rom am 2. Juni 1083 erobert. Für diesen großen Dienst beschenkte ihn der Kaiser mit einem großen Theile der pleißnischen kaiserlichen Kammerbesitzungen und Lehen, namentlich mit den Pflegen Leißnig, Colditz, Grimma mit Dewin und Lausigk nebst der Voigtei zu Zwickau. Außerdem begabte ihn, nach kaiserlichem Willen, der Erzbischof von Köln mit einem Reichskanzeleilehen im Orlgaue, nämlich mit den Örtern Auma, Triptis, Pösneck, Rahnis und Oppurg nebst ihren Gebieten. Auch Dornburg, ein Krongut, gab ihm der Kaiser, und von seinem Verwandten, Vizo von Vizenburg, erbte er Vizenburg und dessen übrige Güter an der Unstrut. Dadurch ward er sehr mächtig, aber auch in mannigfache Kämpfe verwickelt, die er jedoch alle glücklich ausfocht. So schlug er unter Anderen den Markgrafen Ekbert bei Teuchern gänzlich. In späterer Zeit trat auch er, in mannigfachen Irrungen mit Heinrich IV., zu der Partei des Sohnes Heinrich's V. und ließ sich dazu brauchen, dem alten Kaiser die Reichsinsignien abzufordern. Indessen barg er doch den flüchtigen Kaiser auf seiner Burg und förderte ihn mit sicherem Geleite weiter. Aber auch mit Heinrich V. entzweite er sich, weil dieser seinen Schwager Boriwoy des Herzogthums Böhmen entsetzte. Er sandte daher 1109 dem bedrängten Boriwoy seinen Sohn Wipprecht zu Hülfe, welcher aber vom Kaiser gefangen und nur gegen Abtretung der Gaue Nisan und Budissin in der Lausitz, des Schlosses Morungen im Mansfeldischen und des Schlosses Leißnig im Pleißnerlande befreit wurde. Mit diesen Abtretungen ward Hoyer, Graf von Mansfeld, belehnt. Dieß erbitterte den ältern W. dergestalt, daß er sich den Gegnern des Kaisers anschloß, wogegen dieser an dem jüngern W. einen so eifrigen Anhänger fand, daß er seinen Vater sogar in der Feste Groitzsch (1113) belagern half. Indessen bereute er diesen Schritt bald und trat wieder auf die Seite des Vaters. Im Jahre 1114 hatte W. das Unglück, vom Grafen Hoyer von Mansfeld überfallen und gefangen zu werden; der Kaiser wollte ihn enthaupten lassen, allein der Sohn bot für des Vaters Leben sogar das feste Schloß Groitzsch. Der Kaiser nahm die Lösung zwar an, gab aber den ältern Grafen nicht frei, sondern ächtete ihn sogar und nahm ihm seine anderen Güter. Dieß erregte den Zorn des jüngern W. dergestalt, daß er sich aufs Engste mit an den Herzog Lothar von Sachsen anschloß und in der blutigen Schlacht am Welfsholze (1114), wo der Kaiser eine gänzliche Niederlage erlitt, den Grafen Hoyer von Mansfeld niederrannte. Er gewann hierauf (1117) Groitzsch zurück, zwang den Kaiser, seinen Vater freizulassen und eroberte alle abgetretenen Besitzungen wieder. Kaiser Heinrich V. suchte hierauf die Wipprechte wiederzugewinnen und ertheilte dem ältern Grafen die Markgrafenwürde im Osterlande gegen Erlegung von 2000 Mark Silbers (1117) nebst dem Burggrafthume Magdeburg mit 2000 Vasallen. Bald nachher erkrankte er in Folgen heftigen Schreckes über ein plötzlich zu Nacht (1124) ausgebrochenes Feuer, trat kurz vor seinem Ende in das Kloster zu Pegau, welches er (1092—1096) gestiftet hatte, und starb daselbst am 22. Mai 1124. 82.

Wirbel ist ein Wort von vielfacher Bedeutung, welche sich jedoch immer auf den Begriff des Kreisförmigen zurückführen läßt. So bezeichnet es unter Anderm 1) den Punkt des Kopfes, um welchen sich das Haar kreisförmig herumlegt, lat. vertex; franz. sommet de la tête; engl. vertex, poll; auch auf der Stirn der Pferde, franz. epi, molette; 2) jede kreisförmige Bewegung, lat. turbo; franz. tournoiement; engl. whirl, wodurch die Ausdrücke **Wasserwirbel** (s. Meerströmungen), **Wirbelwind**, franz. tourbillon; engl. whirlwind, ꝛc. entstanden sind; 3) eine Vorrichtung an Etwas, welche sich um einen festen Punkt dreht, wie die W. an Saiteninstrumenten, an Fenstern u. dergl., franz. tourniquet, cheville; engl. snacket; 4) s. v. a. Schwindel (s. d. Art.); 5) die kreisförmige

Bewegung der Schlägel auf der Trommel, franz. roulement; engl. rough; 6) die Abrundung der Knochen in den Gelenken, lat. vertebra, spondylus; franz. vertèbre; engl. whirlbone, besonders die einzelnen Theile des Rückgraths (s. d. Art.), woher die neuere Naturgeschichte eine der großen Abtheilungen der Thiere, die Wirbelthiere, genommen hat (s. Thier). 30.

Wirbelwind, s. Wind.

Wirklichkeit, s. Real.

Wirkung, lat. effectus; franz. effet; engl. effect, ist das, was durch etwas hervorgebracht wird. So ist z. B. Wärme die W. des Feuers, die Sonnenfinsterniß die W. des Mondes, der zwischen die Erde und die Sonne tritt ꝛc. Man unterscheidet unmittelbare Wirkungen, wenn eine Kraft sie durch sich selbst hervorbringt, mittelbare Wirkungen, wenn die W. einer andern Kraft dazwischen tritt. Der Umfang einer W. heißt der Wirkungskreis. Alle diejenigen Wirkungen, welche die Körper durch Stoß und Druck auf einander auszuüben im Stande sind, nennt man mechanische Wirkungen, und diejenigen, die in der besondern Beschaffenheit der Körper gegründet sind, chemische Wirkungen, welche letzteren auf eine gegenseitige Anziehung oder Zurückstoßung zurückgeführt werden können. Bezieht man z. B. die W. auf Geschütz und Pulverminen, so heißt die Richtung, nach welcher eine Mine wirkt, die Wirkungslinie und die Ausdehnung, bis wohin sie wirkt, der Wirkungskreis, die Wirkungssphäre. Eben so ist elektrischer Wirkungskreis der Raum, in welchem andere Körper durch einen elektrisirten afficirt werden. 40.

Wirin von Gravenberg, s. Gravenberg.

Wirth (Johann Georg August), ein politischer Schriftsteller und bekannt aus den Bewegungen im südlichen Deutschland 1830, ward geboren um 1800 zu Hof, war einige Zeit im Staatsdienste angestellt und zeigte schon in seinen amtlichen Verhältnissen eine rücksichtslose Unbeugsamkeit des Charakters, durch den er sich später auf dem Kampfplatze der Tagespolitik auszeichnete. Nachdem er das Unternehmen, die Herausgabe der in Baireuth, später in München fortgesetzten Zeitschrift: „Der Kosmopolit" 1831 aufgegeben hatte, trat er mit Cotta in Contractsverhältnisse, wodurch ihm die Redaction der Zeitschrift: „Das Inland", die zunächst auf die Belebung des politischen Lebens in Baiern berechnet war, übertragen wurde; die Regierung machte das Blatt zu ihrem Organe, ohne jedoch, wie erklärt wurde, dem Herausgeber den Spielraum zur Darlegung seiner Meinungen beschränken zu wollen. Seine anfänglich gemäßigte Haltung ging aber bald in leidenschaftliche Opposition über, die ihn mit der Censur in Zwistigkeiten verwickelte; das „Inland" wurde endlich unter die Censur der Kreisregierung gestellt, hörte auf ein halbofficielles Blatt zu sein, und da W. in eine immer schärfere Opposition gegen die Regierung trat, so erschien es seit Ende 1831 nicht mehr. Gleichzeitig kündigte er die „Deutsche Tribüne" an, welche außer den Angelegenheiten Baierns auch die des gesammten Deutschlands umschließen sollte. Diese Zeitschrift trat noch kräftiger als die erloschene gegen die Regierung auf; daher wurde er in der Censur von Neuem beschränkt, was ihn veranlaßte die „Tribüne" Anfang 1832 nach Homburg in Rheinbaiern zu versetzen, wo er sich den bestehenden gesetzlichen Formen der Gerichtsverfassung zufolge frei bewegen zu können versprach. Da aber seine Sprache gegen deutsche und auswärtige Regierungen immer kühner wurde, der monarchischen Regierung alles Vertrauen absprach und nur das Heil in einem Bunde deutscher Freistaaten fand, so wurde seine Zeitschrift im März 1832 vom Bundestage verboten, er selbst aber in Zweibrücken (April) verhaftet, jedoch auf den Ausspruch des Appellationsgerichts bald wieder auf freien Fuß gestellt. In Folge seines spätern Aufrufes „An die Vaterlandsfreunde in Deutschland" und der von ihm auf dem hambacher Feste (27. Mai) gehaltenen Rede über Deutsch-

Digitized by Google

lands Nationaleinheit wurde er mit anderen Theilnehmern an dem Feste abermals festgenommen und nach Zweibrücken geführt, wo die gerichtlichen Untersuchungen gegen ihn begannen. Was er in Hambach gesprochen, entwickelte er in einer während seiner Gefangenschaft verfaßten Schrift: „Die politische Reform Deutschlands" (Straßb. 1832). Im Juni 1833 versammelten sich die Assisen zu Landau, um über ihn und die übrigen Angeklagten den Ausspruch zu thun. In der Anklageacte ward er beschuldigt, theils durch seine Schriften, theils durch seine zu Hambach gehaltene Rede unmittelbar zum Umsturze der deutschen Verfassung die Bürger aufgereizt zu haben. Die Geschworenen aber sprachen ihn wie die übrigen Angeklagten frei; er wurde jedoch nicht freigelassen, weil er vor dem Zuchtpolizeigerichte wegen Beleidigungen in Reden und Schriften gegen in- und ausländische Behörden angeklagt worden war, und die rheinbaierische Provinzialbehörde verurtheilte ihn im Nov. 1833 zu zweijähriger Haft, worauf er, ohne mit Siebenpfeifer entfliehen zu wollen, in das Gefängniß zu Kaiserslautern gebracht wurde (April 1834). Auf dem Wege überfielen Gewaffnete den Wagen, um ihn zu befreien; der Versuch mißlang aber und W. langte in Kaiserslautern an, von wo er im Dec. 1835 nach Passau in geringere Haft gebracht wurde. Endlich erlaubte man ihm, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, wo er sich unter polizeilicher Aufsicht mit literarischen Arbeiten beschäftigte, aber am 30. Dec. 1836 plötzlich in Begleitung eines Studenten aus Hof, Wolfram, verschwand und glücklich nach Frankreich gelangte. 25.

Wischnu (Durchdringer), eine der Hauptgottheiten der Hindu und in der Trimurti (s. d. Art.) den zweiten Rang einnehmend, bezeichnete ursprünglich als locale Gottheit in Bengalen die Luft oder das Wasser, bis sie bei dem Ineinanderfließen der einzelnen Culte den Begriff der Erhaltung mit sich vereinigte. Dieß beweist seine Darstellung. Seine Wohnung nämlich denkt man sich auf dem Weltberge Meru, wohin er auf dem Vogel Garuda, vielleicht dem Sperber, der jedoch oft in menschlicher Gestalt, nur mit Flügeln und Vogelschnabel dargestellt wird, reitet, von wo aus er die ungeheuern, aber segensvollen Stürme erregt und wo er seine 4 Monate lange schlafähnliche Meditation (das Überfluthen des Ganges) beginnt. In diesem Zustande wird er dargestellt auf einem Blatte des indischen Feigenbaumes, als bewegende Kraft der Schöpfung auf dem Wasser fluthend und als endlose Ewigkeit den Fuß im Munde haltend. Im dritten Monate wendet er sich um und dann wird das Fest Jalpâtrâ, das Zurückziehen des Wassers, besonders mit Wasserschöpfen in heiligen Gefäßen, welche mit den mystischen Zeichen W.'s bezeichnet sind, gefeiert; am Ende des vierten Monats erwacht er völlig und seine Gattin, Sris oder Lakschmi, die Segenspenderin, verbreitet nun ihre Gaben. Oft wird er auch dargestellt ruhend auf der Schlange Seschas (Unterscheidung), welche auch Anantanâgas (Unendlichkeitsschlange) heißt, während seine Gattin ihm die Füße leise streichelt. Aus seinem Nabel entspringt die Lotusblume, welche den Brahma an das Licht treten läßt, indem sie sich öffnet; die Schlange aber bedeutet den Ganges und wie dieser mit 7 Mündungen gedacht wird, so hat sie 7 Häupter. W.'s Attribute sind die Meermuschel, ein Diskus und eine Keule, seine Farbe ist dunkelblau oder grün und sein gewöhnliches Symbol ein mit der Spitze nach Unten gekehrtes Dreieck (▽) als Wasser, oder eine entweder perpendiculare oder horizontale Linie als Luft. Am Merkwürdigsten sind seine 10 Verkörperungen (Awatâr), in welchen er zu gewissen Zeiten sichtbar erscheint, um das eingerissene Übel in der Welt zu vertilgen oder Segen unter den Menschen zu stiften. Die ersten 7 dieser Awatâr sind rein kosmogonischer Natur und beziehen sich auf die Wirksamkeit des Gottes zur allmähligen Gestaltung der Welt; in der 8. erscheint er als Krischna (der Blaue, eigentlich Personification der Luft) schon den Menschen enger verbunden, indem er Erfinder der Musik und des Tanzes und als Hirt das Symbol

Digitized by Google

eines geregelten Lebens wird; in der 9. Verkörperung erscheint er als Buddha (s. d. Art.) und die 10. ist noch zu erwarten, wo er auf einem weißen Rosse reitend das Böse vertilgen und die goldene Zeit herbeiführen wird. 82.

Wismuth, lat. bismuthum; franz. bismuthe; engl. bismuth, tinglas, ein seit dem XV. Jahrh. bekanntes Metall, ist fest, gelblich und röthlich-silberweiß, spröde, mild zu schaben, leicht zu pulvern und läßt sich leicht nach Oktaederflächen zerblättern. Seine Härte fällt zwischen Gyps und Kalkspath; sein specifisches Gewicht ist 9 6 — 9 8; es schmilzt bei 256° C., oxydirt erst bei erhöhter Temperatur nach der Schmelzung, gibt sehr leichtflüssige Legirungen und dient zum Lothe den Klempnern, als Oxyd zur Schminke und in einigen Salzen zur Medicin. Gediegen wird es in Sachsen an mehreren Orten, vorzüglich bei Schneeberg, gefunden; aber auch eingesprengt, derb und in federartig gestrickten Massen. Eben da findet man auch **Wismuthglanz**, 60 Theile W. und 40 Theile Schwefel; **Wismuthblende** und die zerstörten Theile desselben als Wismuthocher, 84 Theile W. mit Eisenoxyd, Kohlensäure und Wasser und andere Verbindungen. 76.

Wispel ist ein in Norddeutschland gebräuchliches Getreidemaß, welches in Braunschweig 4 Scheffel oder 62600, in Hamburg 10 Scheffel oder als $\frac{1}{3}$ Last 53120 und als $\frac{1}{2}$ Last 79680, in Hanover 8 Malter oder 75264, in Lüneburg 20 Scheffel oder 62720, im preußischen Staate 2 Malter oder 66497$\frac{3}{4}$ und in Sachsen 2 Malter oder 129984 pariser Cubikzoll enthält. 26.

Wissen, lat. scire; franz. savoir; engl. know, besteht in der Identität der Vorstellung mit dem vorgestellten Gegenstande und wird in sofern dem Zweifel (s. d. Art.) entgegengesetzt. Entspringen die Gründe des Wissens aus der reinen Vernunft (a priori), so begründen sie theils das mathematische W. oder die apodiktische Wahrheit, theils das philosophische W. oder die problematische, discursive Wahrheit, in sofern sie intuitiver Darstellungsfähigkeit ermangeln; gehen sie aber blos aus sinnlicher Wahrnehmung oder Erfahrung (a posteriori) hervor, so bedingen sie das sinnliche W. oder die historische Wahrheit. Im allgemeinsten Sinne endlich ist W. der Inbegriff aller dieser Erkenntnißproducte, welche sämmtlich in der Sinnenwelt ihre Grenze finden, so daß das vollkommenste W. nur als Ideal dem beschränkten Menschengeiste vorschwebt. Volle Befriedigung wird demselben erst in der idealen Welt zu Theil, in welcher die Zerrissenheit der sinnlichen sich in unbedingte Harmonie auflöst. 84.

Wissenschaft, lat. scientia; franz. science; engl. knowledge, bedeutet bald den Inhalt des Wissens oder dieses selbst, bald ein System von Erkenntnissen, welche ein Wissen (s. d. Art.) enthalten. Nun besteht aber eine jede wahrhafte Erkenntniß eben darum aus zwei Elementen, deren eines, das Allgemeine, wohl auch das Rationelle, das andere, das Besondere, das Empirische genannt wird. Die W. wird daher eben so empirisch als rational sein müssen, indem sie das Allgemeine aus dem Besondern zu entwickeln, dieses auf jenes, als seinen Grund aus seiner höhern Wahrheit zurückzuführen hat, wobei sie also weder mit einem bloßen vagen Allgemeinen es zu thun hat, noch auch bei dem Empirischen, Wirklichen stehen bleiben darf. Wie nun das Allgemeine selbst im Besondern auf verschiedene Weise in verschiedenen Stufen erscheint (vergl. d. Art. Vermögen), so wird es auch für jede dieser Stufen einen besondern Anknüpfungspunkt des Erkennens geben, auf welchen alle Erscheinungen dieser Stufe zurückbezogen werden, eine besondere W., die für sich besteht, — aber doch auch, weil ihr Ausgangspunkt zugleich Endpunkt einer frühern Reihe ist, sich an eine andere W. anschließt, so daß alle diese Wissenschaften eine fortlaufende Reihe bilden, deren Einheit die Methode ist, nämlich die rationale Behandlung der empirischen Stoffe, die Betrachtung der einzelnen Erscheinungen nach ihrem Wesen oder Vermögen, deren Grenzen aber jene Stufen des Allgemeinen sind, von denen aus die Betrachtung vor sich

Digitized by Google

geht; wie man z. B. die W. der Natur und die W. des Geistes geschieden hat. — Die Philosophie, welche diese Methode der W., ihre Unterschiede und Beziehungen entdeckt und danach die W. selbst ordnet und beaufsichtigt, mag nicht mit Unrecht Grundwissenschaft, W. der Wissenschaften oder auch wohl Wissenschaftslehre heißen (welchen letztern Ausdruck Fichte wählte, der eine theoretische und praktische Wissenschaftslehre unterschied). — Ersichtlich ist, daß, da der W. allemal ein Stoff, d. h. ein Wirkliches empirisch gegeben sein muß, sie stets theoretisch, speculativ, ist, nicht praktisch, d. h. selbst ein Wirkliches hervorbringend oder dazu Anleitung gebend, was vielmehr Sache der Kunst ist, daß daher auch jener Unterschied selbst unstatthaft ist und nur daher kommen mag, daß die W. der höheren Stufen, des Geisteslebens, unserm Handeln näher steht, als die Betrachtung der Natur und daher den Schein hat, dieß selbst zu fördern. Gewöhnlich freilich hat man jedes nach irgend einer Art von Princip zusammengestellte Conglomerat von Vorstellungen, Begriffen, Meinungen über einen Gegenstand W. genannt und nun bald nach dem verschiedenen Charakter dieser Vorstellungen von rationalen, empirischen und rationalempirischen, bald nach der Natur der Gegenstände von Nominal- und Realwissenschaften (Sprach- und Sachwissenschaften), auch von historischen, mathematischen u. a. Wissenschaften, bald nach der Art, wie der Stoff geboten wird, von freien und positiven, endlich von halb freien, halb positiven Wissenschaften gesprochen. Nach dieser unwissenschaftlichen Weise sind denn auch zumeist die Classificationen der Wissenschaften gemacht worden, deren man eine gute Anzahl hat, z. B. von Krug, in dessen „Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften, zur Begründung einer bessern Organisation für die höheren Bildungsanstalten" (Züllichau 1805. 8.); Hefter, „Philosophische Darstellung eines Systems aller Wissenschaften" (Leipz. 1806. 8.); Töpfer, „Encyklopädische Generalcharte aller Wissenschaften" (Leipz. 1806. Fol. nebst Commentar); Ortloff, „Systematische Eintheilung der Wissenschaften" in seiner Schrift: „Über die Geschichte der Wissenschaften und Künste" (Coburg 1807. 8.); Burdach, „Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst" (Leipz. 1809. 8.); Simon, „Tabellarische Übersicht der Wissenschaften" (Bremen 1810. 4.); Jäsche, „Einleitung zu einer Architektonik der Wissenschaften" (Dorpat 1816. 4.) und die älteren von Baco von Verulam, d'Alembert und Anderen. 80.

Wit (Ferdinand Johann), genannt von Dörring, ein Abenteurer, welcher in der neuern Zeit vorübergehendes Aufsehen erregte, ward 1800 zu Altona als Sohn eines Roßhändlers geboren, lebte aber bei seiner geschiedenen Mutter, einer Schwester des bekannten Baron Eckstein, welche hierauf den dänischen Officier von Döring heirathete, weßhalb er sich später diesen Namen beilegte, besuchte das Gymnasium zu Altona und seit 1815 das Johanneum in Hamburg und bezog 1817 die Universität Kiel und 1818 Jena, von wo aus er Gießen besuchte, daselbst mit Karl Follenius Freundschaft schloß und im August eine Fußreise nach Paris unternahm. Hatte er aber schon früher durch sein überspanntes Wesen manchen Anstoß, selbst unter seinen gleichgesinnten Freunden erregt, so ward er jetzt unter der Ägide Follen's, der 1818 in Jena als Privatdocent auftrat, um so ungebundener und mußte bereits im Dec. 1818 Jena verlassen. Er zog sich nach Altona zurück, begab sich aber in Folge der wegen Kotzebue's Ermordung eingeleiteten Untersuchung 1819 nach England, wo er in mehreren Aufsätzen im Morning chronicle sich höchst indiscret über seine Freunde in Jena aussprach, und folgte bald darauf einem Rufe seines Oheims, des Baron Eckstein, nach Paris, von wo ihn aber dieser nach Nizza zu Deserre sendete. Von nun an lebte er unter dem Namen Dörring an verschiedenen Orten des südlichen Frankreichs, Italiens und der Schweitz, von Jedermann mit Argwohn betrachtet, bis er endlich am 20. Sept. 1821 in Savoyen verhaftet

Digitized by Google

und nach Turin und von da in die Citadelle nach Mailand gebracht ward. Hier entkam er zwar im Dec. 1822 und irrte nun unstät umher, ward aber am 24. Febr. 1824 in Baireuth verhaftet, nach Köpenik gebracht und 1826 auf die dänische Festung Frederiksort gebracht, von wo entlassen er sich zur Herausgabe einiger Schriften nach Braunschweig begab, aber auf Antrag des preußischen Staatsministers von Schuckmann von dort weggewiesen in Deutschland nirgends geduldet umherirrte, bis er endlich in Weimar einen kurzen Aufenthalt fand und zugleich die Hand einer reichen Dame von Stande erwarb, mit welcher ihm aber Schleswig als fortwährender Aufenthaltsort angewiesen ward. Seine Schriften tragen ganz den Stempel seines excentrischen, unsteten Charakters und sind voll abenteuerlicher, sich beständig widersprechender Ideen, vorzüglich seine „Lucubrationen eines Staatsgefangenen" (Braunschw. 1827); „J. Wit, gen. von Dörring, Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit" (Braunschw. 1827—1830. 4 Bde.) und „Wit von Dörring; mein Jugendleben und meine Reisen" (Leipz. 1832), in denen er natürlich seinen eigenen Panegyrikus schreibt. 16.

Witt (Johann de), Großpensionnair von Holland, ausgezeichnet als Staatsmann, so wie durch sein unglückliches Schicksal, war der Sohn des Bürgermeisters zu Dortrecht, Jakob de W., und wurde im Jahre 1625 geboren. Von seinem Vater, einem eifrigen Republikaner, erbte der Sohn den Haß gegen das Haus Oranien, weßhalb jener schon längere Zeit im Kerker gesessen hatte, und wurde ganz in den Grundsätzen des Republikanismus erzogen. Nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Bildung trat W. in die Dienste seiner Vaterstadt und wurde im Jahre 1652 zu einem der Deputirten von Holland gewählt, welche bestimmt waren, die Provinz Seeland zur Zurücknahme des Vorsatzes zu bringen, dem damals zweijährigen Prinzen Wilhelm III. von Oranien die Würde eines Generalcapitains zu übertragen, und stand bei dem darauf ausgebrochenen Kampfe der Parteien an der Spitze derjenigen, welche die Statthalterwürde gänzlich abzuschaffen suchten. Die durch den Krieg verursachte Lähmung des Handels reizte indeß den Unwillen des Volkes, besonders gegen W.'s Partei, welcher sich das allgemeine Vertrauen ungeachtet seiner großen Rednergabe nicht immer zu erhalten vermochte, und die oranische Partei nährte diesen Haß so viel als möglich, bis im Jahre 1654 ein Friede mit Cromwell zwischen England und Holland abgeschlossen wurde, welcher das Volk für jetzt beruhigte und zugleich die geheime Bedingung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeschlossen sein sollte. W. stand nunmehr als Großpensionnair an der Spitze der siegreichen republikanischen Partei, schloß sich aber nach der Thronbesteigung Karl's II. von England näher an Frankreich an und zeigte diese Hinneigung um so offner, seit im Jahre 1665 ein neuer Krieg zwischen England und den Generalstaaten ausgebrochen war, gegen welche nun auch noch der Bischof von Münster die Waffen ergriff. Durch diese Vorfälle stieg die Erbitterung des Volkes gegen W. und seine Partei wieder so sehr, daß derselbe, um die Menge zu beschwichtigen, sich genöthigt sah, dem Prinzen größere Rechte einzuräumen und im Jahre 1667 mit England Frieden zu schließen. Die oranische Partei suchte nun Wilhelm's Erhebung zur Oberstatthalterwürde durchzusetzen und da W. sich endlich zum Nachgeben gezwungen sah, so bewirkte er wenigstens, daß der Posten eines Generalcapitains von jener Würde getrennt und der Prinz von derselben in Bezug auf Holland gänzlich ausgeschlossen werde. Bald darauf mußte W. in die Tripleallianz mit England und Schweden gegen Frankreich eingehen, welche sich jedoch nach dem Abschlusse des durch sie bewirkten aachener Friedens (1668) bald wieder auflöste. Da indeß im Jahre 1772 Ludwig XIV. im Vereine mit England einen Einfall in die Niederlande unternahm, so setzte die oranische Partei es durch, daß Wilhelm zum Oberfeldherrn ernannt wurde; allein der unglückliche Fortgang des Feldzugs brachte drohende Gefahren über W.; man

Digitized by Google

beschuldigte ihn der Verrätherei und sandte Meuchelmörder gegen ihn aus. Unterdeß wurde der Prinz von Oranien mit allgemeiner Zustimmung zum Statthalter ernannt, worauf W. sein Amt als Großpensionnair niederlegte und kurz nachher selbst sein Leben verlor. Als derselbe sich nämlich eines Tages nach dem Gefängnisse begeben hatte, worin sein Bruder, Cornelius, unter dem Vorwande, als habe er dem Prinzen nach dem Leben getrachtet, eingekerkert und gefoltert worden war, so wurde bei einem plötzlich entstandenen Volksaufruhre im Haag, den die Bürgergarde nicht augenblicklich zu zerstreuen vermochte, das Gefängniß vom Pöbel erbrochen und beide Brüder am 20. Aug. 1672 von dem wüthenden Haufen ermordet. Obgleich die Staaten eine gerichtliche Untersuchung dieser Schandthat vom Statthalter forderten, so unterblieb doch dieselbe eben so wie die Bestrafung der Mörder. W. fiel demnach als ein Opfer der Parteiwuth, ohne daß man demselben irgend ein Vergehen zur Last legen konnte; vielmehr lebte er als einfacher und anspruchsloser Staatsbürger und hatte sein Unglück allein der Widersetzlichkeit gegen die oranische Partei zuzuschreiben. W. hat auch als Schriftsteller über die politischen Ereignisse seiner Zeit manches Gute der Nachwelt hinterlassen. 81.

Witte (Karl), Professor der Rechte zu Halle, eines der seltenen frühzeitigen Genies, ward 1800 zu Lochau bei Halle, wo sein Vater Pfarrer war, geboren und von diesem bei gleicher Sorgfalt auf seine großen geistigen Anlagen wie auf seine körperliche Entwickelung so zweckmäßig gebildet, daß er schon im 5. Jahre mehrere ältere und neuere Sprachen, selbst die hebräische, mit Erfolg studirte und in seinem 8. Jahre der Ruf seiner frühzeitigen Entwickelung schon so verbreitet war, daß in Leipzig ein Verein zu einer jährlichen Pension von 550 Thalern für seinen Vater zusammentrat, um der Leitung des Knabens sich künftig allein zu unterziehen, und dieser nach überstandenen Prüfungen in Leipzig und Dresden als Student immatriculirt ward. Auch der König von Westphalen nahm darauf Interesse an ihm und gestattete dem Vater mit Enthebung von seiner Stelle und einer jährlichen Pension von 2000 Francs 1810 mit seinem Sohne nach Göttingen zu ziehen, wo dieser die verschiedensten Fächer mit großem Erfolge studirte, Privatvorlesungen über Mathematik hielt und 1812 eine mathematische Abhandlung in lateinischer Sprache schrieb. Nun ward er 1813 Doctor der Philosophie zu Gießen und 1814 Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in der Wetterau und ging, da ihm nach Auflösung des Königreichs Westphalen der König von Preußen seine Pension auf weitere 4 Jahre verstattete, nach Heidelberg, wo er sich dem Studium der Rechte und Staatswissenschaften widmete und am 16. Aug. 1816 die juristische Doctorwürde erhielt. Nun begab er sich nach Berlin, um sich daselbst an der Universität als Docent zu habilitiren, da er aber mit der juristischen Facultät daselbst deßhalb in Streit gerieth, so gewährte man ihm höherer Seits die Mittel zu einer literarischen Reise, auf welcher er allgemeines Aufsehen erregte und ward dann als außerordentlicher Professor der Rechte an der Universität Breslau angestellt, wo er 1829 zum ordentlichen Professor aufrückte und von wo er 1830 nach Halle versetzt ward. Seine literarische Thätigkeit hat sich in der neuern Zeit meist auf das alte römische Recht und die ältere italienische Literatur gerichtet. Seine Bildungsgeschichte hat sein Vater beschrieben unter dem Titel: „Karl Witte der Jüngere oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben" (Leipzig 1819. 2 Bde.). 16.

Wittekind, Herzog der Engern und Westphalen, war nebst Alboin Heerführer der für Freiheit und Religion gegen Karl den Großen kämpfenden Sachsen, wobei diese aber stets unglücklich waren und W. endlich selbst nach Dänemark flüchten mußte. Zwar führte ihn ein falsches Gerücht von Karl's Tode bald wieder nach Sachsen zurück und er streifte mit seinem Heere unter Verübung vieler Grausamkeiten bis an den Rhein; aber die Niederlagen bei Buchholz, Meppen und Haselen

Digitized by Google

(780) unterwarfen die Sachsen wiederum der Herrschaft der Franken. Nichtsdestoweniger empörten sie sich kurz darauf wieder und W. vernichtete sogar das gegen ihn geschickte fränkische Heer am Sintel, aber Karl's gewaltiger Arm züchtigte sie dafür und W. sah sich endlich (784) genöthigt mit Karl einen Vergleich zu schließen, nach welchem er zum Christenthume übertreten und dafür seine Besitzungen wieder erhalten sollte. Er wurde nebst Alboin zu Attigny getauft und beide verschwinden nun aus der Geschichte. W. soll zu Engern eine Kirche gebaut und seine Güter in der Gegend von Minden zur Errichtung eines Bisthums daselbst geschenkt haben. Sein Tod wird von Einigen 807, von Anderen 804 und von Anderen noch früher gesetzt. Der Sage nach ward er in der von ihm gestifteten Kirche zu Engern begraben, dann aber seine Gebeine nach Hervorden gebracht. Das vielfach beschriebene und abgebildete Grabmal zu Engern ist offenbar weit jüngern Ursprungs, wenn gleich eine traditionelle Auffassung der Figur nicht zu verkennen zu sein scheint. Eben so ist längst schon die Unhaltbarkeit einer unmittelbaren Abstammung des sächsischen Regentenhauses von W. dargethan, wenn gleich eine Verwandtschaft desselben mit diesem berühmten Krieger nicht in Abrede zu stellen sein dürfte. 82.

Wittelsbach. Der Ursprung dieses berühmten Hauses wird von einem gewissen Leopold (Luitpold) hergeleitet, dem Kaiser Arnulf Baiern übergeben habe. Wer dieser Luitpold war, ist ungewiß; denn Einige machen ihn zum Nachkommen Pipin's, des Sohnes Karl's des Großen, Andere zu einem Sohne Kaiser Arnulf's und wieder Andere zu einem Urenkel Ludwig's des Deutschen. Er fiel 910 gegen die Ungarn. Besonders merkwürdig sind aus diesem alten Geschlechte Arnulf II., welcher das Schloß Scheiern erbaute, von welchem er sich Graf zu Scheiern schrieb. Er ward 954 vor Regensburg erschossen. Sein Sohn Berthold fiel 982 bei Benevent gegen die Griechen, und dessen Sohn, welcher von den meisten Schriftstellern Werner genannt wird, erzeugte Otto I., welcher den Kaiser Heinrich III. besonders gegen die Ungarn gute Dienste leistete. Sein Enkel, Otto III., verwandelte Scheiern in ein Kloster, baute Wittelsbach unfern Augsburg und nannte sich auch nach diesem neuen Schlosse. Er war Vater Otto's IV., welcher 4 Söhne hatte, nämlich: Friedrich, Otto V., Konrad und Otto VI. Friedrich starb unbeerbt und ihm folgte Otto V., der Große genannt, welchen Friedrich Barbarossa zu wichtigen Geschäften gebrauchte, die er so zu des Kaisers Zufriedenheit ausrichtete und sich außerdem im Felde solche Verdienste erwarb, daß der Kaiser ihm das durch die Achtserklärung gegen Heinrich den Löwen erledigte Herzogthum Baiern übergab (1180). Indessen trennte er Regensburg davon, welches er zur Reichsstadt erhob, sonderte Tyrol davon ab und entband die Markgrafen von Andechs ihrer Lehnspflicht gegen die Herzöge von Baiern. Otto kaufte für 10 Mark Gold und 800 Pfund Silber die Herrschaft Dachau, erweiterte Kehlheim und legte den Grund zur Stadt Landshut. Er starb 1183 zu Kehlheim und hinterließ seinem Sohne Ludwig das Land (das Weitere s. unter Baiern). — Eine andere traurigere Berühmtheit ruht auf dem Brudersohne Otto's V., Otto, Pfalzgraf von W., der als Königsmörder von der Geschichte bezeichnet wird. Otto hatte für Kaiser Philipp von Schwaben tapfer in seinen Kämpfen um die Kaiserkrone mit Otto IV. von Braunschweig gefochten und dieser soll ihm seine Tochter dafür zur Gemahlin versprochen haben; allein durch den Charakter Otto's, der ein wüster wilder Mensch und völlig roh war, geschreckt zog er später sein Wort zurück, welches sich auch Otto gefallen ließ, weil er seine Augen auf eine Verwandte des Kaisers, eine polnische Prinzessin, gerichtet hatte. Er bat sich daher vom Kaiser Empfehlungsbriefe aus, welche ihm dieser auch gab, da er sie ihm nicht gern abschlagen mochte, stellte indessen den Inhalt des Schreibens so, daß er die Wahrheit über den Charakter Otto's nicht unterdrückte und dadurch seine Abneigung gegen diese

Digitized by Google

Heirath deutlich genug zu erkennen gab. Otto, argwöhnischer Natur, eröffnete diese Briefe und gerieth über deren Inhalt in solchen Zorn, daß er augenblicklich nach Bamberg eilte, woselbst Kaiser Philipp gerade Hof hielt, in das Gemach des Kaisers stürzte, ihn, der krank auf einem Ruhebette lag, tödtlich am Halse verwundete und, nachdem er auch den Truchseß von Waldburg, welcher ihm den Weg zum Entkommen verrammen wollte, schwer getroffen hatte, bei der ersten und allgemeinen Bestürzung der Hofleute glücklich entrann (1208 22. Juni). Bald darauf starb Kaiser Philipp und Otto IV. ward nun einstimmig als deutscher Kaiser anerkannt, welcher Otto von W. auf den Reichstagen zu Frankfurt am Main und Augsburg für vogelfrei erklärte. Bald darauf (1209) ereilte auch den Geächteten die Strafe. Der Marschall Rudolph von Pappenheim traf und erstach ihm bei dem Schlosse Niederstrang an der Donau, welches Otto zugehörte, worauf denn auch das Schloß W. zerstört und die Grafschaft eingezogen ward. 82.

Wittenagĕmot (Versammlung auserlesener Urtheiler, weiser Männer) war im angelsächsischen Reiche, in Britannien, die Versammlung edler Männer, namentlich der vornehmsten Geistlichen und Laien, welche der König jährlich berief, um über Sachen, die die allgemeine Wohlfahrt betrafen und über die dem Könige nicht zustand allein zu entscheiden, Rath zu pflegen. Ursprünglich war W. eine Versammlung aller Freien und erst später zog es sich, wie die analogen Versammlungen der germanischen Völker in Deutschland, zu den Conventen Ausgewählter zusammen. Indeß scheinen auch damals noch Thane und andere Freie beim W. Zutritt und in Sachen, die sie betrafen, Stimmrecht gehabt zu haben. Zuletzt verschlang die königliche Macht die des W. und dieses hörte auf. 6.

Wittenberg, feste Kreisstadt des preußischen Regierungsbezirks Merseburg und Sitz des Landgerichts, unter 30° 17′ 30″ L., 51° 52′ 20″ Br., in einer flachen, sandigen Gegend an der Elbe, über die eine hölzerne, 500 Ellen lange und 11½ Elle breite Brücke führt, mit 3 Thoren und 1 Pforte, 2 Haupt- und 10 Nebenstraßen, 2 Vorstädten, 556 Häusern, 8000 Einw., 3 Kirchen, wovon die Stadtkirche 2 Thürme, 2 Kanzeln, Bugenhagen's Grabmal und Cranach's Gemälde hat, die Schloßkirche mit Luther's, Melanchthon's und der Churfürsten Friedrich's des Weisen und Johann's des Beständigen Gräbern geziert ist; hat ein Schloß, Rathhaus mit Gemälden von Cranach, Predigerseminar im ehemaligen Augustinerkloster, in welchem Luther lebte, Gymnasium, Bürgerschule, Hebammenschule, Waisenhaus, Hospital, Tuch- und Leineweberei, Gerberei, Färberei, Fischerei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Garten- und Ackerbau, Holzhandel und 3 Jahrmärkte. Auf dem Marktplatze ward am 31. Oct. 1821 dem großen Reformator Luther eine bronzene colossale Bildsäule, theils auf Kosten des Königs, theils von gesammelten Beiträgen, gesetzt. W. erlangte durch den Anfang der Reformation 1517 geschichtliche Merkwürdigkeit, ward den 13. Jan. 1814 von den Preußen erstürmt und erhielt seit 1817 2 neue Vorstädte, die eine, Klein-Wittenberg von 63 Häusern auf dem linken Elbufer, und eine andere von 69 Häusern auf dem rechten Elbufer, 1800 Schritte von der Stadt; die 1502 gestiftete Universität ist 1815 nach Halle verlegt worden. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt der Luthersbrunnen und vor dem Elsterthore auf dem Flecke, wo Luther die päpstliche Bulle und das kanonische Recht verbrannte, steht die Lutherseiche. 71.

Witterung, lat. tempestas; franz. temps, température de l'air; engl. weather, heißt 1) der länger dauernde, nicht blos momentane Zustand der Atmosphäre über der Oberfläche der Erde, d. h. also das längere Zeit hindurch stattfindende Wetter von derselben Beschaffenheit; doch gewöhnlicher 2) der ganze während einer gewissen längern oder kürzern Zeit stattfindende Verlauf aller

Digitized by Google

einzelnen Zustände und Veränderungen der Atmosphäre, d. i. den ganzen Gang des Wetters während dieses Zeitraumes. Über die Witterungslehre s. man Meteorologie. Witterungsbeobachtungen, s. Wetter. — In der Jägersprache ist W. der Geruch oder die Spur des Wildes. 13.

Wittgenstein (Ludwig Adolph Peter, Fürst von Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg), russischer Feldmarschall, ward im Jahre 1769 geboren, trat, noch in früher Jugend, in russische Kriegsdienste, wurde 1806 zum Generale und Chef des marienpolschen Husarenregiments ernannt und nahm an der Spitze desselben an dem Feldzuge 1807 in Preußen und Polen Theil. Am 30. April 1807 erfocht er in dem Treffen bei Ostrolenka einen Sieg gegen die Franzosen, wurde 1812 Generallieutenant unter Barclay de Tolly, blieb mit seinem Corps an der Düna und hielt sich während des Feldzugs 1812 tapfer gegen die Corps von Oudinot, St. Cyr und Victor. Im Feldzuge von 1813 wurde er zum Generale der Cavallerie erhoben, übernahm nach Kutusow's Tode den Oberbefehl über die russisch-preußische Hauptmacht, siegte am 5. Apr. in dem Gefechte bei Möckern, focht am 2. Mai in der Schlacht bei Lützen und am 20. und 21. bei Bautzen. Nach Abschluß des Waffenstillstandes befehligte er die russische, gegen 25000 starke Armee, welche einen Theil der Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg bildete, und wohnte den Schlachten bei Dresden, dem Gefechte bei Nollendorf und der Schlacht bei Leipzig bei, ging am 2. Jan. 1814 bei St. Louis über den Rhein und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch Tapferkeit und Umsicht aus. Unterdeß zum Feldmarschalle aufgerückt ward er in dem russisch-türkischen Kriege (1828) Oberbefehlshaber der fast 180000 Mann starken Südarmee und ging mit derselben gegen Ausgang des April über den Pruth. Nach der Eroberung von Isakdschi und Braila rückte W. mit 50000 Mann über Karassu nach Schumla vor, allein Krankheit und Mangel nöthigten ihn zu Anfange Nov. 1828 sich nach der Walachei zurückzuziehen. Im folgenden Jahre wurde er vom Oberbefehle abberufen und dasselbe dem Generale Diebitsch übertragen. Gegenwärtig ist W. Mitglied des Reichstages und im Jahre 1834 erhob ihn der König von Preußen in den Fürstenstand. 81.

Witthum, lat. vidualitium, ist dasjenige Vermögen, welches der Ehefrau für den Fall des Wittwenstandes ausgesetzt worden ist. Es kann solches im Ehevertrage festgesetzt sein, ohne Rücksicht, ob die Ehefrau Einbringen habe oder nicht, oder (wie in Sachsen, der Mark Brandenburg, Pommern und Schlesien das Leibgedinge, s. d. Art.) in den doppelten Zinsen ihres als Leibrentencapital zurückbehaltenen Einbringens bestehen. Schon die Römer hatten für ihre Wittwen die gesetzliche Servitut des Nießbrauchs in gewissen Theilen der Verlassenschaft des Mannes (Auth. praeterea C. unde vir et uxor). Manche Gelehrte, wie z. B. Senkenberg (Meditat. 448), verstehen unter dem deutschen Witthume jede Mitgabe des Mannes sowohl als der Frau. 17.

Wittwencassen bezeichnen 1) den Fonds oder die Casse, woraus der Wittwengehalt oder die Wittwengelder zu bestreiten sind, also Pensionsfond für Wittwen; 2) die Anstalten oder gesellschaftlichen Verbindungen, deren Zweck es ist, für den Unterhalt der Wittwen und ihrer unerzogenen Kinder zu sorgen. Hier sind es im Grunde Sterbecassen, Leibrenten, Lebensversicherungen und ähnliche Institute auf die Unterstützung oder Versorgung der Wittwen angewendet. Dergleichen Anstalten können eben sowohl öffentliche als von Privatgesellschaften unter sich verabredete sein. Am Häufigsten kommen solche zur Versorgung der Staatsdienerwittwen vor, denen mit dem Ableben des Mannes auch die Versorgung völlig abgeschnitten ist, währenddem die Hinterlassenen der Privaten das Gewerbe des Mannes fortsetzen. In manchen Staaten wird ein gewisser Theil der Staatseinnahme dazu als Beitrag festgesetzt, dem Staatsdiener aber, dessen Pflicht es

Digitized by Google

ist für die Seinigen nach Kräften zu sorgen, ein Pensionsabzug gemacht, welcher in die Casse fließt. 31.

Witz, lat. ingenium; franz. esprit; engl. wit, ist das Vermögen zwischen anscheinlich sich ganz entfernt liegenden Dingen Ähnlichkeiten aufzufinden und sie dadurch mit einander in Verbindung zu setzen, so daß der Geist davon lebhaft überrascht und mit einem freudigen Staunen erfüllt wird. Die Grundlage des Witzes ist demnach die Vergleichung und sein Haupterforderniß ein gewisser mit lebhafter Einbildungskraft verbundener Scharfsinn, welcher die seinem Zwecke dienliche Seite der Gegenstände erfaßt und so in Verschiedenartigem eine gemeinsame Beziehung entdeckt. Die Darstellung dieses aufgefundenen Resultates heißt aber ebenfalls W. (lat. facetiae, sales; franz. bon mot, saillie; engl. wittiness) und zerfällt in Sachwitz, wenn er sich auf wirkliche Gegenstände bezieht, und Wortwitz, wenn er nur die Ähnlichkeit der Bedeutung oder des Klanges eines Worts zum Objecte hat. In jedem Falle aber wird von ihm gefordert, daß er sinnreich und treffend sei, d. h. daß er von einem klaren Anschauen der Vergleichsgegenstände ausgehend den Geist unmittelbar von der Wahrheit seiner aufgefundenen Combination überzeugt und daher nicht blos etwas Scheinbares, sondern etwas den Gegenständen wirklich Eigenthümliches erfaßt. Die Grade des Witzes können außerordentlich verschieden sein, doch wird er als Product des Verstandes, so heilsam er in vieler Beziehung der Pedanterie und Schwerfälligkeit gegenüber wirken kann, wenn er natürlich und nicht gesucht ist, immer nur kalt lassen und am unrechten Orte angebracht oder zu häufig angewendet mehr beleidigen als ergötzen. Einen Menschen, welcher sich vorzugsweise ein Geschäft daraus macht, witzig zu sein, nennt man einen Witzbold. 9.

Witzleben (Karl August Friedrich von), bekannter unter dem Schriftstellernamen A. von Tromlitz, ein beliebter deutscher Novellist, am 27. März 1772 zu Tromlitz bei Weimar geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Halle und kam dann als Page an den weimarischen Hof, wo er unter Musäus' und Herder's Leitung seine Schulzeit beendigte. Noch sehr jung trat er in preußische Kriegsdienste und machte als Officier die Rheinfeldzüge von 1792 bis 1795 mit. Während der späteren Kriegsjahre wohnte er als Oberlieutenant mehreren Schlachten bei und wurde bei Prenzlau gefangen. Er ließ sich nun als Hauptmann in die französische Armee einreihen und wurde später zum Commandanten eines Lancierregiments erhoben. Als solcher nahm er an dem Feldzuge nach Spanien (1811) Theil, ging aber, als Preußen den Franzosen den Krieg erklärte, als Oberst zur Armee der Verbündeten über (1813), und zwar in russische Dienste. Nach Beendigung des Krieges nahm er seinen Abschied und lebte als Ökonom zu Beuchlitz bei Halle, bis er sich 1821 zu Berlin niederließ, um die Schriftstellerlaufbahn, die er schon früher gewählt und verlassen hatte, wieder zu betreten. Da ihm der Aufenthalt in Berlin für die Dauer nicht zusagte, siedelte er sich 1826 zu Dresden an, wo er im Kreise seiner Familie sich ausschließend mit literarischen Arbeiten beschäftigt. W. trat in früherer Zeit als politischer Schriftsteller auf, wandte sich aber nach langer Unterbrechung der Novelle zu. Außer seinen zahlreichen Beiträgen zu mehreren Zeitschriften sind hier zu nennen die „Historisch-romantischen Erzählungen" (Dresd. 1826—1828. 7 Bde. 8.), der Roman „Frauenwerth" (Berl. 1823. 8.), „Herbstblüthen" (Leipz. 1828. 2 Bde. 12.), „Novellen und Erzählungen" (Dresd. 1827. 2 Bde. 8.) und das an gelungenen Stellen reiche historisch-romantische Schauspiel „Die Douglas" (Berl. 1826. 8.). Auch gibt er seit 1828 das vielgelesene Taschenbuch „Vielliebchen" heraus. Seine Novellen sind reich an Gemüth und Phantasie; besonders malt er Kriegsscenen trefflich und seine besten Erzählungen sind jedenfalls die, welche im Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Kriegs spielen. Schade, daß die starren und

Digitized by

nicht selten rohen Krieger jener vielbewegten Zeit zu häufig eine ganz modern süßliche Sprache führen und die weiblichen Charaktere allzu verbildet für jene wilde Periode erscheinen. „Sämmtliche Schriften" (Dresden 1829—1832. 36 Bde. 16. Zweite Sammlung, Ebend. 1833—1836. 27 Bde. 16.). 66.

Wladimir der Große, s. Rußland.

Wladimirorden (Orden des heiligen Wladimir), zum Andenken an Wladimir, den ersten christlichen Großfürsten Rußlands, von der Kaiserin Katharine II. am 22. Sept. 1782 errichtet, ist ein Verdienstorden im weitesten Sinne, weil ihn jeder, der sich in seinem Stande hervorthut, erhalten kann. Er besteht aus 4 Classen und eine bestimmte Anzahl von Rittern aus jeder derselben bezieht eine Rente. Das Zeichen ist ein großes goldenes rothes Emaillekreuz, in dessen Mitte auf einem ausgespannten Hermelinmantel die großfürstliche Krone mit einem darunter stehenden russischen W. sichtbar ist. Die Kehrseite zeigt im schwarzen Felde den Stiftungstag: 22. Sept. 1782. Von den Rittern der ersten Classe wird es an einem breiten, hochrothen, an den Seiten schwarz gestreiften Bande getragen; die linke Brust schmückt ein silberner 4eckiger Stern, auf dessen Mitte ein kleines goldenes Kreuz im schwarzen Felde, die Verbreitung des Christenthums in Rußland vorstellend, so wie in den 4 Winkeln die Buchstaben: C. P. K. B. (die Anfangsbuchstaben der russischen Worte: der heilige apostelgleiche Fürst Wladimir) befindlich sind. Ein ponceaurother Rand bildet die Umgebung des Kreuzes und auf ihm lieset man die Worte: Polsa, Tschest i Slawa (Nutzen, Ehre und Ruhm). Dieser Stern ruht auf einem goldenen, so daß beide einen 8strahligen bilden. Die Einrichtung bei den übrigen Classen ist wie bei allen aus 4 Classen bestehenden Orden. 77.

Woche, lat. hebdomas; franz. semaine; engl. week, ist der bekannte Zeitraum von 7 auf einander folgenden Tagen, dessen Einführung gar wohl durch solche Vorstellungen von der Schöpfungsgeschichte, wie die mosaische ist, kann veranlaßt worden sein und sich als ein Rest der patriarchischen Religion bei den Völkern erhalten haben. Während der Monat (s. d. Art.) in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nicht immer gleich viele Tage enthielt, hat die W. stets obige Anzahl Tage gehabt, mit Ausnahme des französischen republikanischen Kalenders, in welchem die W. 10 Tage hatte und deßhalb Decade hieß. Was endlich die Benennung der einzelnen Wochentage betrifft, so scheint sie von einem, die ptolemäische Weltordnung voraussetzenden astrologischen Aberglauben herzurühren. — Man s. hierüber den Art. Tag und Littrow's „Kalendariographie" (Wien 1828) S. 31 ff. 13.

Wodan, Wuotan, der höchste deutsche Gott, der, wie wohl anzunehmen ist, von allen Stämmen des deutschen Volkes verehrt wurde, wenn es gleich sein kann, daß er vorzugsweise vor anderen Göttern von den alten Sachsen angebetet wurde, wird von den Römern und späteren lateinisch schreibenden Geschichtschreibern des Mittelalters dem Mercur verglichen, und auf ihn ist also alles das anzuwenden, was über die Verehrung des Mercur bei den Deutschen gesagt wird. So fielen ihm Menschenopfer, wie Tacitus berichtet, und wir finden, daß bei Schlachtgelübden (wie Tac. Ann. XIII. 57 von den Katten erzählt wird) ihm die Männer, dem Mars (oder Ziu) die Weiber, Kinder und Rosse gelobt wurden. Hieraus geht auch klar hervor, daß er nicht blos der allwaltende, alldurchdringende Gott war, sondern auch der Siegverleiher, welches die Mythe von dem Kampfe der Longobarden gegen die Vandalen (Paul. Diacon. I. 8. Hist. Longob.) merkwürdig bestätigt. Da wir aber leider von der urdeutschen Mythe nur Fragmente besitzen und diese wiederum aus den Umkleidungen und Verwandlungen der Sage bei dem eindringenden Christenthume errathen müssen, weil das Volk seine alten heimischen Götter, die es nicht mehr ehren sollte und doch als angestammt liebte, in

Digitized by Google

mannigfache Geister-, Helden- und Unholdssagen versteckte und so rettete, so können wir auch nur muthmaßen, wie er von den alten Deutschen gedacht, wie ihm gedient und was als ihm geheiligt angesehen wurde. Überall aber bricht die Übereinstimmung mit der nordischen, in der Edda erhaltenen Mythe durch und beweist den gemeinsamen germanischen Ursprung, wenn gleich Einzelnes eigenthümlich gestaltet ist. Diese Ähnlichkeit ist unläugbar in der Darstellung W.'s, daß er aus seinem Himmelsfenster Alles überschaue; es erinnert an den Thron Odin's, Hlidskiulf, von dem aus der Gott die Erde überblickt, und gerade heißt er im nordischen Mythus Sigvadr, wie er im Warnefried als Siegverleiher auftritt. Nimmt man nun alle die Bruchstücke zusammen, welche in Märchen, Sagen, alten unverstandenen Volksgebräuchen u. s. f. noch leben, so möchte Folgendes ungefähr erhellen. Gleich allen anderen Gottheiten Deutschlands hatte auch W. sein Roß und seinen Wagen und hielt zu gewissen Zeiten seinen feierlichen Umzug durch die Länder; unter seinem Schutze standen besonders die Getreidefelder, woher ihm auch nach vollbrachter Ernte ein Opfer an Garben und Bier gebracht wurde. Auch in Deutschland galt er als der Gott, zu welchem die in der Schlacht gefallenen Helden versammelt wurden. Am Himmel galt wohl als sein ihm heiliges Gestirn in der Urzeit der große Bär (der Wagen, Himmelswagen, altniederl. Woenswaghen) und auf Erden waren ihm vorzüglich Berge geweiht, wie die vielen Namen derselben, welche nahe an W. anklingen, genugsam andeuten. In der Etymologie seines Namens von watan erscheinen gleichfalls beide Eigenschaften des Gottes, des Allenkenden, Alldurchdringenden und des den Kampf Ordnenden, und so zeigt sich in allen den dunklen Spuren und trümmerhaften Überbleibseln aus dem deutschen Alterthume eine so merkwürdige Übereinstimmung, daß es unmöglich wird, die Richtigkeit der einzelnen Sätze zu bestreiten. 82.

Wölfl (Joseph), ein berühmter Componist und zugleich einer der größten Clavierspieler der letztvergangenen Zeit, ward geboren zu Salzburg 1772, bestimmte sich frühzeitig zur Musik und erhielt in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht in derselben und vorzüglich im Clavierspielen von Leopold Mozart und Michael Haydn. Durch die freundschaftliche Verwendung des jungen Mozart ward W. in der Folge Kapellmeister beim polnischen Grafen Oginsky, welche Stelle er jedoch 1794 beim Ausbruche der polnischen Revolution, wobei der Graf sein Vermögen verlor, aufgeben mußte. W. wandte sich hierauf nach Wien und der Ruf, der ihm vorausgeeilt war, verbreitete sich bald noch weiter, als 1795 seine Zauberopern: „Der Höllenberg" und „Der Kopf ohne Mann" auf dem dasigen Schikaneder'schen Theater unter stürmischem Beifalle zur Aufführung kamen. Vielleicht wegen des Krieges, vielleicht auch wegen einer unglücklichen Heirath verließ er Wien schon 1799 und ging auf Reisen. Er besuchte Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg und viele andere Orte und gründete hierbei seinen Ruhm auf immer. Alle Journale waren voll seines Lobes und europäisch ward sein Ruhm als Claviervirtuos. Gleiche Auszeichnung ward ihm 1801 in Paris, woselbst er seine Oper „L'amour romanesque" zur Aufführung brachte und 1805 in England. Leider traf ihn aber der Tod ziemlich frühzeitig, jedenfalls herbeigeführt durch ein ausschweifendes Leben. Er starb in England 1812. Von seinen übrigen Compositionen haben sich allein noch seine zahlreichen Claviersachen erhalten, von denen namentlich seine Variationen und Concerte hervorzuheben sind. Seine Opern sind durch die Kunsterzeugnisse unserer Zeit gänzlich von den Bühnen verdrängt worden. 20.

Wöllner (Johann Christoph von), preußischer Minister der geistlichen Angelegenheiten, ein Mann, der sich bei der Nachwelt durch seinen Hang zur Schwärmerei, zum Glaubenszwange und zum Mysticismus berüchtigt gemacht hat und deßhalb bei dem Könige Friedrich Wilhelm II. in großer Gunst stand, war der Sohn eines Predigers, studirte zu Halle Theologie und wurde im Jahre 1759 Prediger

Digitized by Google

zu Großbehnitz in der Nähe von Berlin. Später legte er jedoch seine Stelle nieder und wurde zum Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen ernannt, dem er sich durch einige Schriften im Gebiete der Ökonomie empfohlen hatte. Im Jahre 1786 wurde er von Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand erhoben, zum geheimen Oberfinanzrath und Intendanten der königlichen Bauten ernannt und 1788 trat er in das Ministerium. Er gewann auf den Fürsten bald einen bedeutenden Einfluß, da er in mehreren geheimen Ordensverbindungen stand, und suchte nun dem Geiste der Zeit und den bisher im preußischen Staate in geistlichen Angelegenheiten befolgten Grundsätzen unablässig entgegenzustreben, wovon das bekannte Religionsedict zeugt, welches er durchzusetzen gewußt hatte, das aber von dem jetzigen Könige sogleich nach dem Antritte seiner Regierung aufgehoben wurde. Letzterer gab dem Minister auch bald seine Entlassung und W. lebte seitdem auf einem seiner Güter, Großriez bei Beeskow, wo er am 11. Sept. 1800 starb. In seinen früheren Jahren schrieb er mehrere Schriften über die Landwirthschaft, die er damals praktisch ausübte, und übersetzte Franz Home's „Grundsätze des Ackerbaues und des Wachsthums der Pflanzen" aus dem Englischen mit Anmerkungen. Außerdem ließ er verschiedene Predigten drucken, so wie im Geheimen mehrere rosenkreuzerische Reden, da er diesem Orden selbst angehörte und für ihn thätig war. 81.

Wörlitz, eine kleine Stadt im Herzogthume Anhalt-Dessau, mit herzoglichem Schlosse, einer im gothischen Geschmacke erbauten Kirche und 2100 Einw., ist vorzüglich berühmt durch den vom Herzoge Franz angelegten herrlichen englischen Park, der in Hinsicht seiner Größe und mannigfaltigen, geschmackvollen Anlagen einer der vorzüglichsten Deutschlands ist. Er besteht aus 5 Theilen, dem Garten am Schlosse, dem Neumark'schen Garten, dem Schoch'schen Garten, dem Garten auf dem Weidenheger und den neuen Anlagen, und erstreckt sich zu beiden Seiten des anmuthigen Wörlitzersees und seiner Buchten und Canäle von der Stadt W. bis zum großen Elbwalle, der die Gegend vor Überschwemmungen sichert. Er ist weder durch Mauern, noch durch Verzäunung eingeschlossen, hat außer dem Elbwalle auf der Nordseite keine Grenze und die ganze Gegend scheint im Ganzen in seinen Plan zugehören. Die Hauptzierden des Gartens sind: der spiegelhelle wörlitzer See, auf dem man durch Canäle den ganzen Garten um- und durchschiffen kann, das schöne herzogliche Schloß, das Nymphäum, das Labyrinth mit von Eisen gebauten Irrgängen, die Louisenklippe, die Einsiedelei, das gothische Haus mit einer Menge Gemälden, besonders aus der deutschen und niederländischen Schule, von Lukas Cranach, vorzüglichen Glasmalereien und einer kleinen Sammlung von Waffen und Rüstungen, die Bernhard von Weimar trug, die Kettenbrücke, der Tempel der Flora mit einer schönen antiken Statue aus Herculanum und 2 schönen Granitsäulen, der Gang durch die Elemente mit den Grotten des Neptun und Vulcan, die Drehbrücke, der Dianenhain, der Tempel der Venus, die Sonnenbrücke, das Pantheon mit mehreren antiken Statuen und Büsten, worunter Apollo und die 9 Musen, die Grotte der Egeria, die Seespitze oder der Vulcan, wo der See spitzig zuläuft und eine 300 Schritte im Umfange enthaltende Insel bildet, wo man die Ruinen eines antiken Gymnasium, die Höhle der Nacht und den eingestürzten Krater eines erloschenen Vulcans sieht, u. a. m. 71.

Wörterbuch, s. Lexikologie.

Wogulen, auch **Marschi** oder **Mandschkum**, sind ein Volksstamm in den russischen Gouvernements Tomsk, Perm und Tobolsk, am westlichen und östlichen Theile des nördlichen Uralgebirgs, an den Flüssen Kama, Irtisch, Kotwa, Wischura und Tawda, um und über Sotikamsk und Werchoturien, der Sprache nach zu den Finnen, der Gesichtsbildung nach zu den Kalmücken gehörig. Die meisten sind Christen, einige sind Heiden geblieben. Im Sommer ziehen sie

umher; im Winter begeben sie sich in ihre Dörfer. Die Männer beschäftigen sich mit der Jagd und die Weiber, welche für 5, 10—15 Rubel gekauft werden, besorgen das Hauswesen. An die Krone entrichten sie einen jährlichen Tribut, der in Elennshäuten und Pelzwerk besteht. 71.

Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) nannte man in der französischen Revolution die oberste Regierungsbehörde, welche aus den wüthendsten Jacobinern bestehend den 25. März 1793 errichtet und den 18. Nov. dieses Jahres zur höchsten Staatsgewalt erklärt wurde. Unter ihm war die eigentliche Schreckensregierung, bis er mit dem Falle Robespierre's aufgelöst ward und das Directorium an seine Stelle trat. 37.

Wohnsitz, lat. sedes, domicilium; franz. demeure; engl. dwelling-place, gehört unter den Aufenthalt (s. d. Art.) und bezeichnet den Ort, wo Jemand sich mit den Seinigen bleibend aufzuhalten gedenkt. Das Recht, die Verstattung des Wohnsitzes zu verlangen, ist mit dem Besitze eines wohnbaren Grundstücks verbunden. In manchen Ländern gehört es zu den vermeintlichen Vortheilen der kleinen städtischen und Communalregierungen, die Existenz von einer Menge Besitzlosen für immer abhängig zu erhalten, indem ihnen der bleibende W. versagt und nur von Zeit zu Zeit nach Gefallen prolongirt wird, woraus am Ende das so häufig vorkommende auf den Schubbringen des hülflosen Alters die natürliche Folge ist. 24.

Wolewōda, Woiwode, bedeutet im Slawischen eigentlich Heerführer, Herzog, welchem letztern Worte es auch in sofern entspricht, als die Woiwoden des ehemaligen Königreichs Polen zugleich Statthalter der einzelnen Provinzen (Woiwodschaften, Herzogthümer) des Reichs waren, in diesen allen Regierungsgeschäften vorstanden und im Kriege die Oberanführer des aus der Woiwodschaft aufgebotenen Heerestheils waren. Eben so hießen früher die Fürsten der Moldau und Walachei Woiwoden, die später Despoten und jetzt Hospodare genannt werden, und in Serbien die Vorsteher der einzelnen Districte. 9.

Woilach nennt man die große wollene Decke, welche auf dem Pferde dem ungarischen Sattel zur Unterlage dient. 61.

Wolcott (John), bekannter unter dem angenommenen Dichternamen Peter Pindar, ein geschätzter englischer Satyriker, 1738 zu Dodbrook in Devonshire geboren, erhielt in seiner Vaterstadt und in Frankreich seine Ausbildung und kam dann zu seinem Oheime, einem Chirurgen, um sich der von diesem mit Erfolg betriebenen Kunst zu widmen. Er that es mit großem Eifer, beschäftigte sich aber gleichzeitig aus besonderer Vorliebe mit der Poesie und der Malerei. Gern nahm er das Anerbieten William's Trelawney, welcher 1769 zum Gouverneur von Jamaica ernannt worden war, ihm als Arzt zu folgen, an und versah zugleich die Stelle eines Predigers in der Colonie. Nach dem Tode seines Gönners kehrte er in sein Vaterland zurück und ließ sich in der kleinen Stadt Truro als Arzt nieder. Sein Hang zur Satyre zwang ihn aber bald diesen ruhigen Aufenthalt zu verlassen; er wählte jetzt London, wo sich seinem Talente ein größerer Spielraum darbot. In seinen Satyren verschonte er Niemand, nicht einmal den König und die Minister. Mit dem Satyriker Gifford gerieth er in einen heftigen literarischen Streit, der sich mit einer Prügelei endigte. In seinem Alter verlor W. fast gänzlich den Gebrauch seiner Augen und lebte zurückgezogen auf seinem Landgute zu Somerston, wo er am 13. Januar 1819 starb. W.'s Oden behaupten einen ausgezeichneten Rang unter den englischen Erzeugnissen dieser Dichtungsart; seine Satyren sind reich an eben so treffenden und witzigen, als bitteren und scharfen Zügen; doch haben sie einen großen Theil ihres Werthes durch die allzuhäufigen, jetzt nicht mehr verständlichen Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse und Personen verloren. („Works", Lond. 1796. 4 Voll. 8. 1816. 4 Voll. N. Ed.

Digitized by Google

„To which are prefixed memoirs of the authors life“, Lond. 1812. 8 Voll. 8) 66.

Woldemar, s. Waldemar.

Wolf, lat. lupus; franz. loup; engl. wolf, das bekannte zu dem Hundegeschlechte gehörige Raubthier, lebt in allen Welttheilen, hat die Gestalt und Größe eines Fleischerhundes, aber einen größern Kopf, einen längern Leib und kürzere Füße, einen kurzen und starken Hals, ziemlich langes, am Halse steif aufwärts stehendes, auf dem Rücken rothgraues, am Bauche schmutzig weißes Haar und einen langhaarigen Schwanz und besitzt in der Kinnlade eine solche Stärke, daß er einen Hammel in vollem Trabe davon tragen kann. Der W. ist eins der gefräßigsten Raubthiere und wird durch seinen Geruch sehr unterstützt; da er aber sehr unbehülflich und scheu ist und überdieß sich leicht durch einen widerlichen Geruch verräth, so muß er sich seinen Raub sehr mühselig holen. Er geht nur des Nachts auf Raub, wobei er sehr vorsichtig ist, und verbirgt sich am Tage im Dickicht. Menschen fällt er nur im äußersten Hunger an, soll aber, wenn er einmal ihr Fleisch gekostet hat, ihnen beständig auflauern. Sein Alter soll bis zu 18 Jahren dauern. 30.

Wolf (Christian), berühmter Philosoph, geb. 1679 zu Breslau, ward zuerst eben da gebildet und in der scholastischen und cartesianischen Philosophie unterrichtet, später (von 1699 an) in Jena in die mathematischen und philosophischen Studien eingeweiht, von Tschirnhausen und Leibnitz empfohlen und dadurch für immer an dessen System gewiesen, für dessen Darstellung er jedoch aus der cartesianischen Philosophie die mathematische Form beibehielt. Im Jahre 1701 habilitirte er sich zu Leipzig, 1707 erhielt er durch Leibnitzen's Empfehlung die erste Professur der Mathematik zu Halle, wo er, nächst seinen mathematischen, auch seine mehresten philosophischen Werke und zwar zuerst die deutschen, dann die umfänglichen lateinischen herausgab, und erwarb sich durch Schrift und mündlichen Vortrag großen Beifall und selbst von Seiten des Königs Friedrich Wilhelm I. ehrende Anerkennung. Allein auf eine gehässige Anklage seiner theologischen Collegen, besonders des Professor Lange, wegen Atheismus und Determinismus ward er 1723 auf höchst despotische Weise durch bloßen Cabinetsbefehl entsetzt und des Landes verwiesen. Der Landgraf von Hessen nahm ihn auf und gab ihm die erste Professur der Philosophie zu Marburg. Der wissenschaftliche Streit zwischen W. und seinen Gegnern, so wie die Anstrengungen der Letzteren zu Verdächtigung und Ausrottung seiner Lehre dauerten indessen fort, doch zum Vortheile des Ersteren, der von allen Seiten mit Ehren überhäuft zum Mitgliede der Akademien von Paris und London, so wie zum Vicepräsidenten der petersburger Akademie ernannt, für Ablehnung eines Rufs an letztern Ort von seinem Fürsten reichlich belohnt, endlich sogar nach Halle zurückberufen und, um sein Mißtrauen zu beschwichtigen, von einer eigens dazu niedergesetzten Commission von den früheren Beschuldigungen freigesprochen wurde. Doch erst auf das Anerbieten des jungen Königs Friedrich's II. 1740 ging W. nach Halle zurück als Professor des Natur- und Völkerrechts, geheimer Rath und Vicekanzler der Universität, ward 1743 Kanzler, 1745 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und starb daselbst 1754. — W. ist als Philosoph nicht originell; sein Hauptverdienst besteht in der Vervollständigung, Systematisirung und Verdeutlichung des leibnitzischen Systems (vergl. d. Art. Leibnitz), von dem er nur in einigen Punkten abwich, z. B. darin, daß er die prästabilirte Harmonie nur auf das Verhältniß der Seele zu ihrem Körper angewandt wissen wollte (also mehr in cartesianischer Weise) und daß er überhaupt die strengmetaphysische Ansicht von den Monaden nicht festhielt. War nun die leibnitzische Lehre mehr auf eine scharfe Auffassung und glückliche, geistvolle Lösung der einzelnen metaphysischen Hauptprobleme, als auf eine systematische

Digitized by Google

Erklärung und Deduction der Gesammtheit der Erscheinungen berechnet, so mußte diese geniale Freiheit und Unmittelbarkeit seiner Ideen in einem methodischen Systeme verloren gehen und dafür Mangel eines allseitig genügenden Princips der Erklärung sichtbar werden, welchen W., da er über seinen Vorgänger nicht hinausging, nur durch die scheinbare strenge Gliederung der mathematischen Methode durch Definitionen, Axiome ꝛc. verdecken konnte. Die Demonstrirsucht griff Platz und so wurde die lebensfrische Weltanschauung Leibnitzen's bald ein todter Mechanismus der Formen und Begriffe. — Die Systematik dagegen verdankt W. die Eintheilung der Philosophie in ihre besonderen Disciplinen, wie sie noch heute besteht (mit Hinzufügung der von W. vernachlässigten Ästhetik). Indem nämlich W. die Philosophie für die Wissenschaft des Möglichen, wiefernes möglich, hielt, d. h. für die Wissenschaft der Gründe der Dinge; so theilte er sie in eine theoretische und eine praktische. Jener gab er dann zwei Theile, die Logik, als Grundlehre (deren Hauptgesetz, den Satz des Widerspruchs, er für das höchste Erkenntnißprincip hielt) und die Metaphysik, die wieder in Ontologie, Psychologie, Kosmologie und Theologie zerfiel. Die praktische Philosophie aber hatte einen allgemeinen Theil, der ihr Princip, den Begriff der Vollkommenheit nämlich, oder den Grundsatz: Strebe nach eigner und fremder Vollkommenheit, welche dann zugleich Glückseligkeit ist, aufführte, und einen besondern, welcher dessen Anwendung lehrte und in Naturrecht, Moral, Politik und Ökonomik zerfiel. — Durch seine deutschen Schriften brach zugleich W. die Bahn zu einer Begründung einer wahrhaften deutschen Philosophie und philosophischen Terminologie. — Seine Schriften sind sehr zahlreich und behandeln theils das ganze Gebiet der Philosophie und Mathematik systematisch, theils einige Gegenstände aus denselben besonders. — Vergl. „Nachricht von seinen eigenen Schriften, die er in deutscher Sprache in verschiedenen Theilen der Weltweisheit herausgegeben hat" (Frankf. 1726. 8.); „Gesammelte kleine philosophische Schriften" (Halle 1740. 4 Thle. 8.); „Vita, fata et scripta Ch. Wolfii phil." (Leipz. und Breslau 1739. 8.); Joh. Chr. Gottsched's „Historische Lobschrift auf Wolf" (Halle 1755 4.); Ludovici's „Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der wolfischen Philosophie" (Leipz. 1737—1738. 3 Thle. 8.); Dessen „Sammlung und Auszüge der sämmtlichen Streitschriften wegen der wolfischen Philosophie" (Ebend. 1737. 2 Thle. 8.); Dessen „Neueste Merkwürdigkeiten der leibnitz-wolfischen Philosophie gesammelt" (Ebend. 1738. 8.); G. Volkm. Hartmann's „Anleitung zur Historie der leibnitz-wolfischen Philosophie ꝛc." (Frankf. und Leipz. 1737. 8.); A. Meißner's „Philosophisches Lexikon durch Erklärung Ch. Wolf's sämmtlicher deutscher Schriften seines philosophischen Systems zusammengetragen" (Baireuth und Hof 1737. 8.). 80.

Wolf (Friedrich August), der größte Philolog zu Ende des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, ward geboren den 15. Febr. 1757 zu Hainrode, einem 3 Stunden von Nordhausen liegenden Dorfe, wo sein Vater Cantor war. Als leidenschaftlicher Liebhaber der Musik bestimmte ihn sein Vater zum Studium der Tonkunst. Allein obgleich W. musikalisches Talent genug besaß, die Regeln der Tonkunst zu begreifen und zu verarbeiten, auch nicht wenig Freude und Gefallen an der Musik überhaupt fand, so wich er doch schon in seinem 7. Jahre, als er Schüler des Gymnasium zu Nordhausen wurde, entschieden von dem Willen seines Vaters ab. Dem Studium der alten Sprachen schon vor dieser Zeit zugeführt stieg seine Liebe hierzu von dieser Zeit an fast bis zur Leidenschaft und mit eiserner Beharrlichkeit verfolgte er von nun an sein sich selbst gestecktes Ziel, Philolog im weitesten Sinne des Worts zu werden, bis an sein Ende. Rasch durchflog er die einzelnen Classen des Gymnasium, verließ dasselbe 1772, widmete sich hierauf 2 Jahre lang in eingezogener Ruhe den Privatstudien und bezog

endlich 1774 die Universität Göttingen, wo er bald einen keine Auctorität anerkennenden Muthwillen zeigte, der in jugendlich übersprudelnder Kraft mit Muth und Geist sich seine Selbstständigkeit zu erkämpfen strebte. Von früher Jugend an von einer fast beispiellosen Vorliebe zu Selbststudien geleitet besuchte W. nur sehr wenige Collegien und auch diese noch unregelmäßig. Alle Versuche Heyne's (s. d. Art.), ihn hiervon abzubringen, mißglückten, und bald fühlte sich Heyne so beleidigt, daß W. auch nicht einmal eine Stelle in dessen philologischem Seminare erhielt. Dessenungeachtet aber setzte W. mit eisernem Fleiße seine Studien fort, lebte sehr zurückgezogen und widmete neben den alten Sprachen auch die größte Aufmerksamkeit den neueren, namentlich der englischen, in welcher er mehreren Studenten Privatunterricht ertheilte und schon 1778 Shakspeare's „Macbeth" herausgab, um ein seinem Zwecke entsprechendes Lehrbuch zur Hand zu haben. Bei seinem Abgange von Göttingen (1779) legte er Heyne, um ihn mit sich zu versöhnen, seine abweichenden Gedanken über Homer vor, die jedoch dieser beharrlich und peremtorisch abwies. Seine Thätigkeit in der nächststehenden Zeit widmete er dem Pädagogium zu Ilfeld, wo er als außerordentlicher Lehrer bis 1782 blieb und eine Ausgabe von Plato's „Symposion" lieferte. Durch diese eben erregte er bedeutendes Aufsehen und empfahl sich namentlich dem hochgebildeten preußischen Minister von Zedlitz (s. d. Art.), so daß er 1782 als Rector der lateinischen Schule nach Osterode im Harze versetzt wurde. Allein 1783 gelangten mehrere ehrenvolle Vocationen an ihn und zwar eine als Schul- und Kirchenrath nach Gera und eine andere, obschon mit geringerm Gehalte, als Professor der Beredsamkeit nach Halle. Auf Semler's Rath folgte W. dem Rufe nach Halle. Da aber hier sein Vortrag nicht gefiel, so machte die Leere seiner Hörsäle und daneben der geringe Gehalt die erste Zeit seines Aufenthaltes in Halle nicht eben zu den angenehmen, zumal da er sich nicht entschließen wollte, als Schriftsteller aufzutreten, und in der That erschien von ihm lange Zeit Nichts, als ein neuer Abdruck der Theogonie des Hesiod (1784), die er zum Behufe einer Vorlesung über Mythologie gleichsam als Compendium besorgte. Erst als er bei seinen Vorlesungen seinen Ton herabgestimmt, das pädagogische Institut in ein philologisches Seminar umgewandelt und sich hierdurch Schüler gewonnen hatte, die ihn verstanden und als Lehrer liebten und verehrten, sich endlich seine Auditorien mit Zuhörern anfüllten und ihm Gelegenheit gegeben wurde, seine schon längst in ihm gereiften Ideen ans Licht zu bringen, trat er als Schriftsteller auf. Zuerst erschien ein neuer Abdruck von Homer's Werken nach der Glasgow'schen Ausgabe, welcher 1792 eine Ausgabe der Rede des Demosthenes gegen den Leptines folgte. Im Jahre 1795 aber erschien der 1. Theil seiner „Prolegomenen zum Homer", das Werk, das seinem Namen Unsterblichkeit zusichert. Seine nun mit dem höchsten Scharfsinne durchgeführte Ansicht, daß die homerischen Gesänge in der gegenwärtigen Gestalt nicht das Werk eines Mannes, sondern mehrerer homerischen Rhapsoden seien, eine Idee, deren Möglichkeit bis dahin keinen Philologen in den Sinn gekommen war, weckten das philologische Publicum aus der lange gepflegten Ruhe zu heftigen Kämpfen. W. war bereit und mit einer von sarkastischem Witze angefachten Fehdelust trat er mit seinen zahlreichen Gegnern, von denen Heyne mit mehreren Anderen einer der heftigsten wurde, muthig in die Schranken. Niemand entging seinen scharfen Waffen und mit der schärfsten Kritik und feiner Ironie begegnete er in seinen nun erscheinenden „Briefen an Heyne" dessen Einwürfen, der sich sogar vermessen hatte, sich den Anschein zu geben, als habe W. diese seine neue Ansicht von Homer's Werken aus seinen von W. wenig besuchten Vorträgen in Göttingen entlehnt. Denselben kritischen Tact, dieselbe Gelehrsamkeit, die W. bisher bei Bearbeitung griechischer Classiker bewiesen hatte, bewies er jetzt auch an römischen und zwar 1801 an Cicero, von dessen Reden er mehrere für

Digitized by Google

unächt erklärte, und 1802 an Sueton, und in allen Gegenden Europas ward jetzt der Name W. nur mit der höchsten Auszeichnung genannt. Auch seine Regierung begegnete ihm mit der größten Liebe und Anerkennung seiner Verdienste und ernannte ihn 1803 zum geheimen Rathe, nachdem W. wiederholte ehrenvolle Vocationen nach Leyden, Kopenhagen und München ausgeschlagen und fest erklärt hatte, er wolle in Halle bleiben. Als aber kurze Zeit darauf Halle Westphalen einverleibt wurde, war W. mit Schleiermacher und Froriep einer von denen, die offen erklärten, daß sie sich als Gelehrte, deren eigentliches Element volle geistige Freiheit sei, nicht gleich einer Söldlingsschaar abtreten ließen, kam freilich dadurch auch in die drückendste Lage, ging aber 1807 nach Berlin, wo er zu bleiben veranlaßt wurde, um dort in der Akademie der Wissenschaften thätig zu sein. Auf die Zusicherung seines Monarchen, für ihn jedenfalls Sorge zu tragen, lehnte auch jetzt W. alle Vocationen ins Ausland ab, nahm dagegen den thätigsten Antheil an der damals zu errichtenden neuen Universität zu Berlin, war auch sehr thätig als Director der wissenschaftlichen Deputation und als Mitglied der Section für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern, sagte sich jedoch bald nachher von den regelmäßigen Arbeiten eines ordentlichen Mitglieds der Akademie und eines ordentlichen akademischen Professors gänzlich los, trat aus dem eigentlichen Geschäftsleben aus und behielt sich dagegen als Ehrenmitglied der Akademie blos das Recht vor, freie Vorlesungen auf der Universität halten zu können. Mehr thätig dagegen war er seitdem als Schriftsteller und in dieser Zeit entstand neben anderen Arbeiten, z. B. seinen Übersetzungen des Horatius, Homer und Aristophanes ꝛc., auch seine herrliche „Darstellung der Alterthumswissenschaft", bis er endlich, als das Censuewesen aufkam, auch diesen Arbeiten entsagte. Leider hatte er schon früher gekränkelt; im Jahre 1823 nahm aber dieses immer mehr zu und sein Arzt rieth ihm daher, unter dem mildern Himmelsstriche sich zu erholen. W. verließ daher 1824 Berlin und reiste in das südliche Frankreich, ward aber schon den 8. April 1824 zu Marseille vom Tode ereilt. — Wenn der Name eines kritischen Philologen W.'s Verdienste recht eigentlich bezeichnet und durch seine Schriften begründet wird, so stand er gleich hoch, wenn nicht noch höher, als mündlicher Lehrer. Sein überwiegendes Talent, sich der studirenden Jugend ganz zu bemächtigen, ihre geistige Thätigkeit anzuspannen, alle fremde Auctorität verschmähend und alle Schwierigkeiten für besiegbar haltend, sie zu eigenen Forschungen anzufeuern und sie bis in die innersten Tiefen der classischen Vorwelt einzuführen, steht einzig da. Außer den bereits angeführten Schriften nennen wir nur noch seine „Vermischte Schriften und Aufsätze in lateinischer und deutscher Sprache" (Halle 1802) und seine „Literarischen Analekten, vorzüglich für alte Literatur und Kunst, deren Geschichte und Methodik" (Berl. 1817—1820. 4 Bde.). Mit Buttmann gab er heraus: „Museum antiquitatis studiorum" (Berol. 1808—1811. 1 Voll.) und „Museum der Alterthumswissenschaften" (Ebend. 1807—1810. 2 Bde.). Vorzügliche Schriften über W., sein Leben und seine Verdienste sind: Hanhart, „Erinnerungen an Fr. A. Wolf" (Basel 1825); Körte, „Leben und Studien Fr. A. Wolf's, des Philologen" (Essen 1833. 2 Bde.). 20.

Wolf (Ernst Wilhelm), einer der besten Tonkünstler der neuern Zeit und der Erste, der die deutsche Operette mit ausgezeichnetem Glücke bearbeitete, ward geboren 1735 zu Großen-Behringen unweit Gotha, wo sein Vater Förster war. Seine vorzügliche Anlage zur Musik äußerte sich schon in seinem 4. Jahre, wo er in einer einzigen Stunde nicht nur sämmtliche Noten, sondern auch eine kleinere Piece auf dem Claviere spielen lernte. Obgleich von seinem Vater zum Forstwesen bestimmt, blieb doch Musik seine Lieblingsbeschäftigung, bis ihn endlich in seinem 13. Jahre sein Vater auf die Schule nach Eisenach that, wo er sich freilich sehr kümmerlich behelfen mußte, da sein Vater ihm, seit er das elterliche Haus verlassen

Digitized by Google

hatte, nie wieder eine Geldunterstützung zukommen ließ. Dennoch arbeitete sich W. durch, ging nach wenigen Jahren nach Gotha und dann nach Jena, wo er vorzüglich Musik studirte und endlich die Musikdirectorstelle erhielt. Von da begab er sich auf einige Zeit nach Leipzig und Naumburg, bis er endlich durch Zufall nach Weimar kam, wo er in kurzer Zeit der Günstling der geistreichen Herzogin Amalie ward. Seit 1766 Kapellmeister in Weimar wies er in dankbarer Erinnerung an die huldreiche Aufnahme alle Aufforderungen, ins Ausland zu kommen, auf das Bestimmteste zurück und starb daselbst 1792. Er war ein ächtes musikalisches Genie und in seinen Compositionen herrscht wahre Laune und Originalität. Seine dramatischen Werke haben größtentheils natürliches Leben, Anmuth, Charakter, Wahrheit und eine gewisse Popularität, die ihn zu einem der gebildetsten Volkscomponisten gemacht haben. Seine besten Operetten sind: „Die Dorfdeputirten", „Die treuen Köhler", „Das Gärtnermädchen", „Alceste" u. a.; sie wurden jedoch später durch Mozart's unsterbliche und gediegenere Compositionen ganz von der Bühne verdrängt. Dagegen haben noch jetzt seine zahlreichen Sonaten und Concerte für das Clavier, die sich sämmtlich durch guten Geschmack, geistreiche Erfindung und reine Harmonie auszeichnen, einen hohen Werth. 20.

Wolfart (Karl Christian), Arzt und Professor der Medicin zu Berlin, ward am 2. Mai 1778 zu Hanau geboren, studirte in Göttingen und Gießen und ward 1800 Professor der Medicin am gymnasio superiori seiner Vaterstadt, Mitglied des collegii medici und Brunnenarzt zu Wilhelmsbad. Von da wendete er sich 1804 nach Warschau als praktischer Arzt und 1805 an die östreichische Grenze als Commissair bei den Quarantaineanstalten gegen das gelbe Fieber. Hierauf lebte er wieder in seiner Vaterstadt als Arzt, bis er 1810 einem Rufe nach Berlin an die neuerrichtete Universität folgte. Hier machte er sich sehr bald als denkender und eifriger Beförderer des thierischen Magnetismus bekannt, den er auch, nachdem er sich in den Kriegsjahren durch seine Thätigkeit in den Lazarethen sehr ausgezeichnet hatte, in einem eigens dazu errichteten Institute unter großer Theilnahme des berliner Publicum ganz im Geiste und nach der Art Mesmer's ausübte. Endlich kam dieses Institut durch einen ärgerlichen Vorfall in Abnahme, so daß W. von jetzt in ziemlicher Zurückgezogenheit lebte, bis er am 28. Mai 1832 starb. Von seinen schriftstellerischen Productionen erregten das meiste Aufsehen: „Der Mesmerismus, oder System des thierischen Magnetismus" (Berl. 1815), wovon der 1. Theil Mesmer's Theorie, wozu der Herausgeber das Manuscript von dem alten, damals in Mörsburg in Schwaben lebenden Mesmer selbst erhalten hatte, der 2. Theil aber W.'s Anmerkungen dazu enthält; ferner gab er „Asklepieion oder Jahrbücher des Lebensmagnetismus" (Leipz. 1818—1822. 5 Bde.), nachdem er dasselbe in Verbindung mit Augustin 1811—1814 hatte erscheinen lassen, heraus; außerdem „Grundzüge der Semiotik" (1817); „Nosologische Therapie" (1. Thl. 1826) u. a. m. 39.

Wolfdietrich, s. Heldenbuch.

Wolfenbüttel, s. Braunschweig.

Wolff (Pius Alexander), einer der ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler der neuesten Zeit, geb. zu Augsburg 1782, wurde eigentlich zum Gelehrten bestimmt und bereitete sich auch zu diesem Stande vor, wählte aber, von einem innern Drange getrieben und körperlich und geistig von der Natur reichlich dazu ausgestattet, bald den Stand des Schauspielers, als welcher er seit 1804 in Weimar sich unter Göthe's und Schiller's Leitung nicht nur zu einem Meister im tragischen Fache ausbildete, sondern auch im Lustspiele Ausgezeichnetes leistete. Doch folgte er 1816 einem Rufe an das königliche Theater in Berlin, wo ein ausgezeichneter Beifall seinen Darstellungen zu Theil ward und er bald darauf auch die Regie des Theaters erhielt; eine anhaltende Kränklichkeit nöthigte ihn aber, letztere wieder

Digitized by Google

niederzulegen und er selbst starb bereits den 28. Aug. 1828 auf der Rückreise aus dem Bade Ems zu Weimar. Auch als dramatischer Dichter hat er sich mit Glück versucht in seinen Lustspielen „Cäsario", „Der Mann von 50 Jahren", „Der Kammerdiener", so wie in den Dramen „Pflicht um Pflicht" und „Treue siegt in Liebesnetzen". Bekannt ist auch seine Posse: „Der Hund des Aubri", veranlaßt durch die Niederlegung der Direction des weimarischen Theaters von Seiten Göthe's (s. Aubri), und sein durch Weber's Musik berühmt gewordenes Schauspiel: „Preciosa." — Seine Gemahlin, verwittwete Becker, geborene Malcolmi, geb. 1785, mit welcher er sich in Weimar vermählte, glänzte neben ihm als gefeierte Heldin im Trauerspiele, wie sie sich auch mit Glück im Lustspiele bewegte, und ist noch jetzt in ernsteren Charakteren eine Zierde der königlichen Bühne in Berlin. 16.

Wolfgang, Fürst von Anhalt, einer der eifrigsten Beförderer der Reformation, ward den 1. Aug. 1492 zu Köthen geboren und schon 1500 auf die Universität Leipzig geschickt und übernahm bereits 1508 die Regierung seines Landes (Köthen, Ballenstädt, Sandersleben und die Hälften von Zerbst und Bernburg). Auf dem Reichstage zu Augsburg (1521) lernte er Luther kennen und liebgewinnen, schloß sich seiner Lehre an, trat darauf dem 1526 zu Torgau geschlossenen Bündnisse der evangelischen Stände bei und unterzeichnete sowohl die auf dem Reichstage zu Speier (1529) übergebene Protestation derselben, als auch die augsburgische Confession mit, war einer der Stifter und vorzüglichsten Glieder des schmalkaldischen Bundes, machte verschiedene Reisen, um Frieden zu stiften (weßhalb ihn Luther den Legaten Gottes nannte) und widersetzte sich auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) nachdrücklich den Anmuthungen des Kaisers wegen Unterdrückung der neuen Lehre. Im Jahre 1544 trat er in einem Vergleiche mit seinen Vettern seinen Antheil an Zerbst an diese ab und erhielt dafür ganz Bernburg, stand den 18. Febr. 1546 zu Mannsfeld mit an Luther's Sterbebette, nahm dann an dem ausgebrochenen Kriege und der Schlacht bei Mühlberg Theil und ward dafür am 12. Jan. 1547 vom Kaiser in die Reichsacht erklärt. Mit dem Gesange des Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott" verließ er sein Land, das ein spanischer Günstling des Kaisers, Graf Sigismund von Ladron, erhielt, und hielt sich im Harze auf, ward aber 1551 vom Churfürsten Moritz zum Gouverneur von Magdeburg ernannt und söhnte sich 1552 beim Vertrage zu Passau mit dem Kaiser wieder aus. Er trat nun die Regierung seines Landes wieder an, in welchem die Reformation einen festern Fuß faßte, unterschrieb 1561 zu Naumburg nochmals die augsburgische Confession, trat 1562 seine gesammten Besitzungen an seine Vettern ab und behielt nur Coswig, zog aber 1564 von da nach Zerbst und starb daselbst den 23. März 1566 unvermählt. Vergl. „Fürst Wolfgang zu Anhalt; eine geschichtliche Reformationspredigt, gehalten am 31. Oct. 1819 von Dr. Fr. A. Krummacher" (Dessau 1820). 37.

Wolfram, lat. wolframium; franz. wolframe; engl. arsenical ironore, ein von D'Elhuyart 1781 entdecktes Metall, ist fest, spröde, sehr hart und kaum zu feilen; bei Erhitzung bis zum Rothglühen oxydirt es sich und wird braun. Gewöhnlich ist es graulich-weiß, von Metallglanze, sehr strengflüssig und von einem specifischen Gewichte = 17,6. Man findet es nur vererzt in wolframsaurem Kalke, dem Scheelsteine und dem eigentlichen W., sehr häufig zu Zinnwald in Sachsen. 76.

Wolfram (Johann), ein beliebter Componist der neuesten Zeit, ward den 21. Juli 1789 zu Dobrzan in Böhmen geboren, besuchte 1800—1805 das Gymnasium zu Pilsen, wo er sich bereits in Claviercompositionen versuchte und studirte darauf in Prag die Rechte, wo er die Musik fortwährend zu seiner Lieblingsbeschäftigung machte und einzelne Compositionen herausgab. Da aber seine Eltern durch

Digitized by

Unglücksfälle ihr Vermögen verloren hatten, mußte er sich in der Musik eine Erwerbsquelle eröffnen und begab sich daher 1811 nach Wien, wo er durch Moscheles' Empfehlung als Musiklehrer in den angesehensten Häusern wirkte, bis er 1813 Syndicus zu Theusing in Böhmen wurde. Auch hier schrieb er verschiedene werthvolle Compositionen; doch ward er erst bekannter, als er durch eine äußerlich günstigere Lage (er war kurz nach einander Magistratsrath zu Graupen, dann zu Teplitz und 1824 Bürgermeister in Teplitz geworden) gehoben mit um so größern Eifer der Musik sich widmen konnte und, nachdem mehrere Lieder, einige Possen und die Oper „Alfred" componirt hatte, Gehe's Oper: „Die bezauberte Rose" hatte erscheinen lassen, welche 1826 zuerst in Dresden unter W.'s eigener Direction aufgeführt wurde und Unterhandlungen mit ihm wegen der Kapellmeisterstelle veranlaßte, welche er aber selbst abbrach, weil er gehört hatte, daß Hummel mit ihm rivalisirte. Er blieb daher auf seinem Posten als Bürgermeister, den er noch jetzt verwaltet, und lieferte nun rasch hinter einander eine Anzahl Opern, von denen besonders „Der Bergmönch" durch die harmoniereiche und liebliche Musik sich eines dauernden Beifalles erfreut hat. 16.

Wolfram von Eschenbach, einer der berühmtesten deutschen Dichter aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrh., stammte aus einer adeligen Familie der Oberpfalz und nahm als Ritter an mehreren Kriegszügen Theil. Außer diesen dunklen Nachrichten wissen wir von seinen Lebensumständen wenig mehr, als daß er sich unter den Dichtern bei dem Sängerkriege auf der Wartburg (1207) befand und Schreiber bei dem Herzoge Otto von Östreich war. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich in sein Geburtsland zurück und starb auf seiner Familienburg. Seine Minnelieder (Manesſ. Samml. I. 147 ff.) sind kräftig und kühn; doch steht er am Höchsten als epischer Dichter, wenn gleich seine Epopöen: „Parcival" (o. O. 1477. Fol. Neue Aufl. von C. H. Müller, Berl. 1784. 4. Ins Neudeutsche übertragen von San-Marte, Magdeb. 1836. 8.), „Titurel" (o. O. 1477. Fol.), „Lohengrin" (herausgegeben von J. Görres, Heidelb. 1813. 8.), „Der trojanische Krieg" und „Der Markgraf von Narbonne" (herausgegeben von C. G. Casperson, Cassel 1784. 4.) größtentheils fremden Mustern nachgebildet sind. Reiche Phantasie und tiefe Auffassung des Stoffes, Gewandtheit in der Behandlung des Versbaues und der Sprache zeichnen ihn vor allen gleichzeitigen Dichtern aus. 66.

Wolfsgruben werden bei den Feldverschanzungen als Annäherungshinderniß angelegt und bestehen entweder aus pyramidalischen oder konischen Gruben, welche im erstern Falle zur Seitenlänge der Grundfläche oder im letztern Falle zum Durchmesser der Grundfläche 5 bis 6 Fuß erhalten und eben so tief gemacht werden. In der möglichst spitzen Sohle dieser Gruben wird noch ein 5 Fuß langer und 2 bis 3 Zoll dicker Pfahl, der oben zugespitzt ist und das Einspringen in die Grube erschweren soll, 2 Fuß tief eingegraben. Gewöhnlich werden die W. in 3 Reihen schachbretförmig hinter einander angelegt, weil sie dann nicht so leicht durch die Zwischenräume passirt werden können. Gegen Cavallerie und Artillerie sind sie ein vorzügliches Hindernißmittel. Die gewonnene Erde wird in den Zwischenräumen wohl aufgeschüttet; dieß kann aber oft den Nachtheil haben, daß dadurch ein Theil des vorliegenden Terrains maskirt wird, vorzüglich wenn die Schanze, vor welcher dieselben angelegt sind, an einem Bergabhange liegt. Man legt die W. 10 bis 20 Schritte vor dem Graben, auch im Vergraben und selbst im Graben an. Eben so können sie dazu dienen, detachirte Werke mit dem Hauptwerke zusammenzuhängen, so wie die Kehle hinter offenen Werken zu schließen. 61.

Wolfsrachen (palatum fissum) nennt man eine Varietät der Hasenscharte (s. d. Art.), bei der mit der Spalte der Lippen und übrigen Weichtheile auch eine Spalte des Oberkiefers und des Gaumens verbunden ist. In diesem Falle steigt gewöhnlich die Spalte in der Lippe bis in das eine oder das andere Nasenloch und in

Digitized by Google

die Ränder der Hasenscharte; ja oft findet man wohl gar die ganze Oberlippe mit dem Zahnfleische und dem Kieferknochen verwachsen. Wenn unter diesen Umständen die Operation der Hasenscharte unternommen wird, muß das Zahnfleisch neben und in der Spalte des Oberkiefers bis in die Nasenhöhle scarificirt werden, wenn eine vollkommene Vereinigung stattfinden soll. Die Spalte im Gaumenknochen schließt die Natur gewöhnlich von selbst, jedoch in der Regel wohl nie eher als nach der Operation der Hasenscharte, die auch aus diesem Grunde bald nach der Geburt verrichtet werden muß. Der W. zeigt sich ebenso wie die Hasenscharte meist nur auf der linken Seite, während die rechte normal gebildet ist. Oft steht am untern Theile der Nasenscheidewand ein Knochenstück, welches mehrere Schneidezähne enthält, in der Spalte, welche Abnormität doppelter W. genannt wird. Dieses Knochenstück muß bei der Operation zuerst mit der Kneipzange abgetragen und die darauf folgende Blutung gestillt werden. Stehen Schneidezähne hervor, so zieht man sie aus, wenn es Milchzähne sind; bei den zweiten Zähnen sucht man durch einen anhaltenden Druck ihre gehörige Richtung herzustellen, zieht sie aber ebenfalls aus, wo dieß nicht möglich ist. — Vergl. Rieg, „Abhandlung von der Hasenscharte" (Frankf. 1803). 7.

Wolga, der größte Fluß Europas, entspringt im wolchonskischen Walde bei dem Dorfe Wolchino Werchowie in dem westlichsten Theile des russischen Gouvernements Twer aus einem von mehreren Quellen genährten Teiche als ein 1 Elle breiter, stark brausender Bach (51° L., 57° N. Br.), durchfließt die Seen Oselik, Plera, Wolga, Stertsch u. a., nimmt in der Nähe von Ostaschkow den Ausfluß des Seligersees, die Selicharowka, auf, erhält eine Breite von 20 Faden, wird bei Rschew Wladimirow schiffbar, ist bei Twer schon 100 Faden breit, hat viele Inseln, nimmt auf die Twerza (die durch einen Canal mit der Zee verbunden ist und die Fahrt bis Petersburg befördert), Wesuga, Sestra, Soscha, Oka (mit den Flüssen Sucha, Schisdra, Urga, Osetr, Moskwa, Uuram), Mologa, Scheksna, Kotorosla, Kostroma, Unscha, Wetluga, Sura, Kasanka, Kama (mit der Tschussewaja, Beleja, Wiátka, Kosa, Lobwa, Lima, Otscha ꝛc.), Sok, Samara, Schwiaja ꝛc., wo sie 400 Faden breit wird, und ergießt sich nach einem Laufe von 479 Meilen 12 Meilen unter Astrachan durch 8 Arme, die an 70 Inseln umgeben und 65 Mündungen machen, ins kaspische Meer, dem er in einer Stunde über 1000 Millionen Cubikfuß Wasser zuführt. Im Frühjahre schwillt er vom geschmolzenen Eise und Schnee sehr an und macht im Mai und Juni große Überschwemmungen; dann fahren die Schiffe leicht über die seichten und niedrigen Inseln, da er schon bei Twer, 10 Meilen von seinem Ursprunge, große Lastschiffe trägt, wovon die Ladia an 100000 und die geringsten, Podowiks, doch an 25000 Pud laden. Er hat ein Gefälle von 967 französischen Fuß. In seinen unteren Theilen besonders ist er reich an Hausen, Stören, Sterlet, Lachs, Barben, Hechten, Seehunden, Karpfen u. a., mit deren Fange im Frühjahre über 10000 kleine Fahrzeuge beschäftigt sind. Man berechnet diese Fischerei auf 8998000 Rubel und den reinen Gewinn auf 4782000 Rubel. 71.

Wolgagebirge heißt das Gebirge in der westlichen Hälfte des russischen Gouvernements Saratow, welches das rechte Ufer der Wolga bis Zarizyn begleitet und sich von da in die südlichen Steppen von Astrachan fast bis an den See Bolschei hinabzieht, aber auf keinem Punkte sich über 500 — 600 Fuß über den Spiegel des Stromes erhebt. Es ist rauh und felsig, hat nur wenig Wald, aber mancherlei Mineralien. An der Mündung der Sarpa in die Wolga heißt dieses Gebirge die Irgeniberge, welche sich südlich zwischen der Sarpa und dem Sal zu einem niedrigen Landrücken verflachen, der sich an den Kaukasus anschließt. 71.

Wolgemut (Michael), berühmter alter deutscher Maler, geb. 1434, gest. 1519, stammte aus einer nürnbergischen Familie und verdient nicht allein als Lehrer

Digitized by

Albrecht Dürer's, sondern auch wegen der Vortrefflichkeit seiner eigenen Werke eine der ehrenvollsten Stellen unter den älteren Malern Deutschlands. Von ihm beginnt eine neue Periode der deutschen Malerei, die ihren Glanzpunkt in seinem berühmten Schüler erreichte. Leider sind durch die Länge der Zeit und durch Nichtachtung der Menschen die meisten seiner Gemälde zu Grunde gegangen; was davon gerettet ist, gehört zu dem Seltensten und Schönsten der altdeutschen Schule. Mehrere Gemälde von ihm finden sich in seiner Geburtsstadt Nürnberg; eine Kreuztragung und Auferstehung des Heilandes in der Gallerie zu München; ein großes Altarblatt mit doppelten Flügeln in der Gallerie zu Wien wird als als größte und vorzüglichste seiner Gemälde betrachtet. In allen diesen Gemälden bewundert man eine eigenthümliche Frische des Colorits, eine seltene Wahrheit und Kraft im Ausdrucke und große Genauigkeit in der Ausführung. Als besonders bemerkbar an den Gemälden ist die Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Draperie, die den meisten seiner Zeitgenossen abgeht und die selbst Albrecht Dürer nicht erreichte. Wie fast alle älteren deutschen Maler hat auch W. Vieles meisterhaft in Holz geschnitten. 83.

Wolke (Christian Heinrich), ein bekannter deutscher Pädagog und Sprachforscher, ward den 21. Aug. 1741 zu Jever geboren und sollte eigentlich das Handelsgeschäft seines Vaters fortführen, zeigte aber so viel Trieb zum Studiren, daß dieser 1761 nachgab und ihn noch auf das Gymnasium zu Jever that, von wo er 1764 die Universität Göttingen und nach einigen Jahren Leipzig bezog. Hierauf entwarf er 1770 einen Plan zu einer Erziehungs- und Unterrichtsanstalt nach einem naturgemäßen Stufengange, den er Basedow (s. d. Art.) vorlegte und wodurch er mit diesem in Verbindung trat, so daß er nicht allein Mitarbeiter an dessen „Elementarwerke" wurde, sondern auch mit ihm 1774 nach Dessau ging, wo er bis zur Auflösung des Philanthropins (1793) wirkte. Jetzt ging er nach Petersburg und widmete sich mit solchem Eifer dem dortigen Erziehungswesen, daß er zum kaiserlichen Hofrathe ernannt wurde. Doch kehrte er 1801 nach Deutschland zurück und privatisirte zuerst bis 1805 in Leipzig, dann bis 1814 in Dresden und seit dieser Zeit in Berlin, wo er einer der Stifter der deutschen Gesellschaft ward und am 1. Jan. 1825 starb. Seine Schriften beziehen sich sämmtlich auf das Erziehungswesen und die deutsche Sprache; wenn aber die ersteren außer seiner eigenthümlichen und später mit Modificationen von Stephani, Olivier, Krug u. A. wieder aufgenommenen Lesemethode meist die als unhaltbar erkannten Grundsätze des Philantropismus (s. d. Art.) entwickeln und deßhalb jetzt ziemlich vergessen sind, so wimmeln die letzteren von Paradoxien und predigen einen so rigorosen Purismus (s. d. Art.), daß sie nie Eingang finden konnten. Vergl. Hasselbach, „Lebensgeschichte Wolke's" (Aachen 1826). 16.

Wolken, lat. nubes; franz. nues, nuées; engl. clouds, sind die in höheren Luftschichten entweder durch Abkühlung der aufgestiegenen oder durch südliche Winde hinzugewehten oder durch Winde verdichteten Nebel, oder durch damit verbundene elektrische Anziehung entstandene, entweder vereinzelte oder gruppenweise verbundene oder allgemein verbreitete Nebel. Man unterscheidet 1) die **Feder- oder Lockenwolke** (cirrus), meistens aus zarten Fäden bestehend; 2) die **Haufenwolke** (cumulus), welche sich in der einfachsten Form als Halbkugel über einer horizontalen Oberfläche zeigt und wenn sich mehrere solcher einzelnen Halbkugeln zusammenhäufen, einem Gebirge mit glänzenden Gipfeln, theils hell beleuchtet, theils dunkel schattirt, gleichen; 3) die **Schichtwolke** (stratus), eine oben und unten horizontal begrenzte Nebelschicht, welche wir an heiteren Sommertagen über Wiesen und Gewässer liegen sehen, die sich beim Untergange der Sonne bildet und nach ihrem Aufgange wieder verschwindet; 4) die **federige Schichtwolke** (cirro-stratus), aus flachen Wolkenblättchen bestehend; 5) die **geschichtete oder gethürmte Haufenwolke** (cumulo-stratus), eine oben nicht mehr halbkugelige,

Digitized by Google

sondern unregelmäßig begrenzte, dichtere Haufenwolke, über deren Grundfläche Flocken herabhängen; 6) die federige Haufenwolke (cirro-cumulus), kleine, weiße, glänzende, meist rundliche, regelmäßig gereihete Wölkchen (Schäfchen); 7) die gehäufte federige Schichtwolke oder Regenwolke (cirro-cumulo-stratus, nimbus), stark gedehnte geschichtete Haufenwolken, die sich oben entweder in lockige Fasern oder in eine Federkrone enden; 8) die Wandwolke, Streifschichtenwolke (paries, subcumulostratus), Schichtstreifen, die ganz am Ende des Horizontes so gedrängt über einander liegen, daß kein Zwischenraum sich bemerken läßt, und die den Horizont in einer gewissen Höhe so schließen, daß sie blos den obern Himmel frei lassen; 9) die Schleierwolke, Nebelschleier, Himmelstrübe (velum), eine höchst ausgedehnte, nach Maßgabe der größern oder geringern mittlern Luftwärme mehr oder weniger verdünnte, schichtwolkenartige Dunstmasse. Sie ist die Ursache der weißlichen Trübung des blauen Himmels und aus ihr entwickeln sich einerseits die Nebel, andererseits alle übrigen Wolkenarten. Die sämmtlichen W. zerfallen wieder in Wasser- (Wasserdunst-) und Eiswolken, von welchen erstere die tiefer-, letztere die hochgehenden sind. Auf sehr beträchtlichen Höhen erzeugt auch schon die kleinste W. sehr empfindliche Kälte, wenn sie vor die Sonne tritt. — Die Höhe der Wolken ist verschieden. Nach v. Humboldt beträgt in der Regel die Höhe der niedrigsten W. 3690 Fuß, die der höchsten 10—11000 Fuß; indeß bemerkte er kleine Wolken noch in einer Höhe von 24624 Fuß. Nach Lambert's Messungen hatten die niedrigsten Wolken 7309 und die höchsten 15—20000 Fuß, ja Gay-Lussac sah bei seinem Aufstuge im Luftballon bis zu einer Höhe von 21476 Fuß noch in beträchtlicher Höhe Wolken über sich. 40. 13.

Wolkenbruch, franz. lavasse, ondée; engl. rain-spout, burst of a cloud, nennt man den sich gleichsam stromweise aus scheinbar bis auf die Erde reichenden Wolken ergießenden Regen. Ein W. ergibt sich alsdann, wenn sich aus irgend einer Ursache eine ganze Wolke plötzlich verdichtet, wie z. B. wenn die Winde die Wolken an Berge treiben, so daß dichte und große Tropfen entstehen und alsdann das Wasser auf einmal in ganzen Massen herabfällt. 40.

Wollaston (spr. Wallást'n) (William Hyde), einer der berühmtesten Physiker und Chemiker der neusten Zeit, ward den 6. Aug. 1766 zu Chiselhurst in Suffolk geboren, studirte seit 1789 in Cambridge Medicin, ließ sich dann in Bury St. Edmunds in Suffolk nieder und begab sich, da seine Praxis sehr gering blieb, nach London. Nachdem er sich aber daselbst vergeblich um eine erledigte Stelle am Georgshospital beworben hatte, schwur er der Medicin gänzlich zu entsagen, und legte sich nun mit allem Eifer auf Physik und Chemie, worin er sich durch seine wichtigen Entdeckungen nicht nur ein bedeutendes Vermögen erwarb, sondern bereits 1793 zum Mitgliede der königlichen Societät der Wissenschaften zu London erwählt ward, die ihn 1806 zu ihrem zweiten Secretair ernannte. Er starb zu London den 22. Dec. 1828. — Zu seinen vorzüglichsten Verdiensten gehören: die Entdeckung der Hämmerbarkeit und Dehnbarkeit des Platin; die Auffindung zweier neuen Metalle, Palladium und Iridium; die Vervollkommnung des Mikroskops; die Einrichtung der sogenannten Wollaston'schen galvanischen Doppelplatte und des galvanischen Fingerhutapparats; die Verbesserung von Hooke's Camera lucida (s. d. Art.) und die Erfindung des Reflexionsgoniometers (zur Untersuchung der Krystallisationen vermittelst der Zurückstrahlung) u. a. Seine Entdeckungen hat er als Abhandlungen theils in den „Philosophical transactions", theils in den „Annals of philosophy" mitgetheilt, welche zum Theil in Gilbert's und Poggendorf's „Annalen der Physik" übersetzt worden sind. Kurz vor seinem Tode übergab er der königlichen Gesellschaft zu London ein Legat von 1000 Pfd. Sterl., deren Zinsen jährlich zur Aufmunterung naturwissenschaftlicher Entdeckungen verwendet werden sollen. 16.

Digitized by Google

Wolle, lat. lana; franz. laine; engl. wool, nennt man im Allgemeinen den weichen, biegsamen Theil der äußern Bedeckung der Säugethiere, welcher unter den obern Spitz- oder Stachelhaaren (Granen) liegt; im engern Sinne versteht man darunter das Haar der Schafe, welches entweder gerade und schlicht oder auf verschiedene Art gekrümmt, gekräuselt oder geschlängelt, bald mehr, bald weniger fein, lang, elastisch, weich ꝛc. ist und größtentheils ein weißes, oft aber auch gelbliches Ansehen hat. Diese Verschiedenheit hängt im Allgemeinen von der Abstammung, Kreuzung der Racen, vom Klima, von der Nahrung und Lebensweise, vom Alter derselben ꝛc. ab. Unter der europäischen W. ist die beste die spanische; aber auch diese ist selbst wieder von verschiedener Güte. Die vorzüglichsten Schafe in Spanien, welche die feinste Wolle liefern, sind die Merinos (s. d. Art.). Seit einer Reihe von Jahren hat man letztere auch nach Deutschland kommen lassen, wodurch die deutsche Schafzucht sehr veredelt worden ist; besonders zeichnet sich darunter die würtembergische, sächsische, holsteinische, schlesische und hanöversche W. sehr aus. Auch die portugiesische W., so wie die seidenartige, stark glänzende und langhaarige englische W., vornehmlich aus Südwallis, den shetländischen Inseln ꝛc. ist vortrefflich. Die sehr feine, zarte und glänzende Kaschemirwolle, aus welcher die kostbaren Shawls verfertigt werden, stammt von einer eigenen Art Schafen und Ziegen ab, welche an der östlichen Seite des Himalajahgebirges weiden. Die sehr feine Flaumwolle wird bei ihnen, so wie bei der Kameelziege oder angorischen Ziege, mit einem langen zottigen Haare bedeckt, was selbst bei den gewöhnlichen europäischen Ziegen der Fall ist. Nicht minder berühmt ist die Vigognewolle (s. Vicogne). In Deutschland und Frankreich pflegt man die W. hinsichtlich ihrer Güte in ganz feine W., auch Superelectoralwolle genannt, veredelte W. oder Electoralwolle, halbveredelte und in gemeine Landwolle zu theilen. Sie ist entweder einschürig oder zweischürig. Erstere kommt von Schafen, welche jährlich nur einmal und zwar gegen Pfingsten, und letztere von solchen, welche zweimal, Pfingsten und Michaelis, geschoren werden. Die einschürige heißt auch Winterwolle, die zweischürige Herbstwolle. Jene ist besser als diese; sie läßt sich sehr lang ausziehen und man benutzt sie vorzüglich zu Wollenzeuchen, weil sie sich fein und fest verspinnen läßt. Die Lammwolle ist immer zart. Die W. von Böcken und Hammeln ist in der Regel weniger gut als die von Mutterschafen. **Schlachtwolle, Blötwolle, Blutwolle** heißt diejenige, welche von Schafen kommt, die außer der Schurzeit geschoren und geschlachtet werden. **Raufwolle** heißt sie, wenn sie aus den Fellen todter Schafe gerissen wird; **Gerberwolle**, wenn sie von den Fellen, welche die Weiß- oder Sämischgerber verarbeiten, kommt; letztere ist schwach und starr, dabei häufig von dem Kalke, womit die Felle gebeizt werden, rauh und morsch und wird nur zu ordinairen Geweben verbraucht. Besser wie diese ist die **Sterblingswolle** von kranken oder gefallenen Schafen, wenigstens läßt sie sich besser walken. Alle rohe W. (W. in Schweiß) aber ist mehr oder minder fettig und verunreinigt, welches durch Waschen entfernt werden muß. Dabei verliert die W. gegen 50 pro Cent an Gewicht. Das Waschen geschieht auf dreierlei Art. 1) Die **Pelzwäsche** oder das Waschen auf den Schafen, welches hauptsächlich in England, Sachsen, Preußen und Oestreich gebräuchlich ist. 2) Die Wäsche nach der Schur oder die **Wollwäsche**, größtentheils in Spanien, Unteritalien und in der Levante gebräuchlich, und 3) das vollkommene Entfetten der W. oder die **Fabrikwäsche**. Dieses geschieht vor der Verarbeitung der W. mit warmem Seifenwasser oder Urin und nachherigem Ausspülen in reinem Wasser. Die Vorbereitungen zum Verspinnen bestehen in dem Zupfen oder Auflockern mit den bloßen Händen oder mittelst einer Auflockerungsmaschine. Hierauf folgt das Einfetten oder Schmalzen, damit die W. mehr Geschmeidigkeit und Biegsamkeit erhält, und endlich das Kämmen mit zwei Kämmen, die 2—3 Reihen stählerne, gut polirte

Digitized by Google

Zähne haben. Das Kratzen oder Cardiren geschieht entweder mit Handkratzen oder durch Kratzmaschinen. Auf der ersten (der Vorcarde, brisoir) wird die W. in lange Bänder oder Nappen verwandelt, auf der zweiten (der Feincarde, linissoir) jede Nappe in einzelne Locken (loquettes), die so lang sind als die Carde breit ist. Feine W. passirt oft 3—4 solche Maschinen. Nach dem Kratzen folgt das Spinnen zu Garn (s. d. Art.) entweder auf dem Spinnrade oder auf den von Menschen, Thieren, Wasserrädern oder Dampfmaschinen getriebenen Spinnmaschinen (s. d. Art.). Das von verschiedener Feinheit gesponnene Garn wird gehaspelt, zu einigen Zeuchen auch wohl gezwirnt, dann auf dem Schierrahmen oder auf der Zettelmaschine geschiert und das Kettengarn kommt von hier aus zum Verweben auf den Weberstuhl, während man das Einschlaggarn auf die Wefelspuhlen bringt. Die Kettenfäden werden vorher mittelst Durchziehen durch heißes Leimwasser geleimt oder geschlichtet und hierauf erfolgt das eigentliche Weben (s. d. Art.). 33.

Wollendruck nennt man das Bedrucken wollener Gewebe mit farbigen Mustern. Der W. ist einfacher als der Kattundruck (s. Kattun), weil, da die W. weit mehr Affinität zu den Pigmenten hat, alle Farbenstoffe direct aufgedruckt werden können. Das Bedrucken dieser Zeuche wird durch Handformen verrichtet und es sind dazu oft eine sehr große Menge von Mödeln erforderlich. Nachher müssen die Farben noch durch Hitze und zwar durch Dampf fixirt werden, wobei aber viel Vorsicht erforderlich ist, damit die Farben nicht ausfließen. 26.

Wollenzeuche, franz. lainage; engl. wool-clothes, sind Gewebe von Schafwolle, welche nicht wie das Tuch aus Krempelgarn gewebt, fest gefilzt oder gewalkt und geschoren werden, so daß man nach dem Scheeren die Grundfäden vor der filzigen Oberfläche nicht wahrnimmt, sondern aus Kammwollengarn allein oder mit Kameelgarn, Leinengarn, Seide oder Baumwolle vermischt gefertigt werden. Zu den glatteren und dünneren wollenen Zeuchen gehören der Camelot, Merino, Serge, Boy, Rasch, Chalons ꝛc.; zu den dickeren, den Tüchern in ihren Eigenschaften am Nächsten kommenden: der Kasimir, Flanell, Molton, Woolcord oder wollener Manchester ꝛc.; zu den langhaarigen: der Frieß, Felbel, Plüsch, Bieber oder Flauß ꝛc. Die französischen Zeuchmanufacturen zu Rheims, Paris, Beauvais, Tours, Troyes, Orleans, Amiens ꝛc. zeichnen sich durch ihre höchst geschmackvollen Fabricate aus, aber nicht minder die englischen zu Salisbury, in Devonshire, Gloucestershire, Sommersetshire, Yorkshire ꝛc. In den Niederlanden sind Leyden, Delft, Amsterdam, Bergen op Zoom, in Belgien Brüssel und Antwerpen durch ihre Wollenmanufacturen bekannt. In Deutschland gehört die Verfertigung wollener Zeuche gegenwärtig zu einem wichtigen und blühenden Industriezweige. Auch in Nordamerika haben sich die Wollenmanufacturen in kurzer Zeit auf eine erstaunliche Weise gehoben. 26.

Wollmesser oder **Eirometer** ist ein Instrument, welches zur Beurtheilung der Feinheit der Wolle dient. Es sind deren seit 15 Jahren mehrere aufgestellt worden. Die bekanntesten darunter sind: Dolland's Eirometer, eine Art Mikroskop mit zerschnittenem Objectivglasmikrometer und einer Scala, welche $\frac{1}{1000}$ und $\frac{1}{10000}$ eines englischen Zolles anzeigt; Voigtländer's W., vornehmlich aus einer Loupe bestehend; Regnier's Dynamometer; Catlinetti's Mitostenometer; Köhler's W., vom Mechanikus Hoffmann in Leipzig verfertigt u. a., denen allen jedoch erfahrene Ökonomen einen richtigen Tact vorziehen. 33.

Wollust, eigentlich **Wohllust**, lat. voluptas; franz. volupté; engl. voluptuousness, ist im Allgemeinen jedes angenehme Gefühl, welches wir bei vorzüglich starken und lebhaften, geistigen oder sinnlichen Genüssen mit Bewußtsein empfinden, und wird demnach als der höchste Grad des (reinen oder empirischen, activen oder passiven) Vergnügens bezeichnet, worein auch die epikureische Schule die höchste Glückseligkeit setzte. Im engsten und zugleich üblen Sinne ist es die

Digitized by Google

grobsinnliche, vorzüglich die unerlaubte Geschlechtslust, der Hang zur Unkeuschheit, welche die vernünftige Menschennatur der thierischen gleichstellt, Körper und Geist schwächt und schändet. Wer diesem pflichtwidrigen, ausschweifenden Genusse sich hingibt, heißt Wollüstling. 84.

Wolsey (Thomas), der berühmte Staatsminister Heinrich's VIII. von England, wurde im Jahre 1473 zu Ipswich von geringen Eltern, aber mit großen Talenten geboren, studirte zu Oxford, ward daselbst Lehrer der Grammatik und, nachdem er einige niedere Stellen verwaltet hatte, Kapellan und Almosenier des Königs Heinrich VII. Immer höher stieg er unter dessen Sohne und Nachfolger, Heinrich VIII., bei welchem er in großer Gunst stand, erhielt nach und nach verschiedene Bisthümer und wurde endlich Erzbischof von York, Großkanzler von England und Minister des Königs. Dieser überließ sich ganz seiner Leitung und W. übte nicht nur auf die Angelegenheiten Englands, sondern auch auf die mehrerer anderer europäischen Cabinette einen mächtigen Einfluß aus. Namentlich waren es Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich, welche wechselsweise um seine Gunst buhlten. Der Letztere verschaffte ihm den Cardinalshut (1515) und Papst Leo X. ernannte ihn zugleich zum Legaten a latere für England. Dennoch trat Heinrich eine Zeit lang, meist nur auf W.'s Antrieb, gegen Frankreich auf. Die Freigebigkeit Karl's und noch mehr die Aussicht auf die päpstliche Krone, womit derselbe den Ehrsüchtigen listig hinhielt, hatten dieß bewirkt. Als aber nachher durch die Wahl Clemens' VII. zum zweiten Male die Hoffnung des Ministers getäuscht ward (über die frühere Wahl Adrian's hatte er sich noch beschwichtigen lassen), verwandelte sich die Anhänglichkeit in Haß gegen den Kaiser, so daß er zur französischen Partei übertrat. Endlich fiel der langjährige Günstling, welcher bei dem Scheidungsprocesse Heinrich's nicht jenen folgsamen Eifer gezeigt hatte, den der König erwartete. Er mußte nun viele Kränkungen erleiden, ward aller seiner Würden beraubt, vor dem Parliamente wegen seiner Handlungen öffentlich angeklagt und (1530) in sein Erzbisthum York verwiesen. Zuletzt gar des Hochverraths angeklagt wurde er hier verhaftet und sollte nach London in den Tower gebracht werden. Er starb aber auf dem Wege dahin in der Abtei zu Leicester im Jahre 1533. 63.

Woltmann (Karl Ludwig von), ein ausgezeichneter deutscher Geschichtschreiber, wurde am 9. Febr. 1770 zu Oldenburg geboren und besuchte 1788 die Universität zu Göttingen, um daselbst die Rechte zu studiren. Allein er beschäftigte sich mehr mit der classischen Literatur des Alterthums, bis ihn plötzlich eine überwiegende Neigung für die Geschichte ergriff, der er sich von nun an ausschließend widmete. Obgleich sein erster Versuch darin entmuthigend war, indem ihn Schiller einen für die Thalia bestimmten Aufsatz, das Leben Kaisers Otto III. betreffend, ohne Antwort zurücksandte, so ließ er sich dadurch dennoch nicht abschrecken und wurde später besonders durch Bürger, der den Werth jenes Aufsatzes erkannte, zur Geschichtschreibung ermuntert. Im Jahre 1792 kehrte er, vielseitig gebildet, nach Oldenburg zurück und hielt daselbst Vorlesungen für die Schüler des dortigen Gymnasium und begab sich alsdann nach Göttingen, um sich hier auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten, wobei ihm jedoch seine Armuth unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. Er begann unterdeß eine „Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode", deren zweiter Theil aber nicht erschienen ist, erklärte sich bei dem Ausbruche der französischen Revolution für einen ihrer eifrigsten Freunde und zog sich dadurch den Haß vieler einflußreichen Männer zu. Durch Spittler's Vermittelung wurde es ihm endlich gestattet akademische Vorlesungen zu halten, welche großen Beifall fanden, und deßhalb vernahm man seine bald darauf erfolgte Berufung nach Jena als Professor der Geschichte mit allgemeinem Bedauern. Hier arbeitete er seine „Ältere Menschengeschichte", seine „Geschichte Frankreichs" (Berl. 1797. 2 Bde.) und seine kleinen historischen Schriften aus und begann die Über-

Digitized by Google

setzung des Tacitus; unternahm im Jahre 1796 eine Reise nach Oldenburg und Berlin, eröffnete hier 1800, da seine Aussicht, in Göttingen angestellt zu werden, besonders durch Joh. von Müller, der ihn in einer Recension seiner „Geschichte Frankreichs" als Jacobiner verdächtigt hatte, vereitelt wurde, eine „Zeitschrift für Geschichte und Politik" (Berl. 1800—1805), deren freier Aufschwung jedoch durch die Strenge der Censur verhindert wurde. Bald darauf fand er als Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg und als Geschäftsträger der Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg eine Anstellung, als aber im Jahre 1806 seine diplomatische Wirksamkeit fast ganz gelähmt wurde, widmete er sich ausschließlich, von seiner Gattin häufig unterstützt, literarischen Arbeiten. Er gab seine „Geschichte der Reformation" (Altona 1800. 3 Bde.) heraus, vollendete seine Übersetzung des Tacitus (Berl. 1811—1817. 6 Bde.), arbeitete eine „Geschichte des westphälischen Friedens" (Berl. 1808. 2 Bde.) aus, sah sich aber nach der Schlacht bei Lützen (1813) genöthigt, Berlin zu verlassen, um der Rache Napoleon's auszuweichen, da er sich zur Wiederherstellung Deutschlands gegen den Minister von Stein zu allen nöthigen schriftstellerischen Arbeiten verpflichtet hatte. Krank und erschöpft floh er nach Prag, beschäftigte sich dort mit kleineren historischen Aufsätzen und starb daselbst am 19. Juni 1817 am Schlagflusse. Außer den schon erwähnten Schriften besitzen wir von ihm eine „Geschichte Böhmens" (Prag 1815. 2 Thle.) und eine Übersetzung des Sallustius und der „Memoiren des Freiherrn von S—a" (Prag 1815. 3 Bde.). — Seine Gattin, Karolina, geb. 1782 zu Berlin, seit 1799 mit dem Kriegsrathe Karl Müchler und nach Auflösung dieser Ehe seit 1804 mit W. verheirathet, nahm an seinen Arbeiten großen Antheil und blieb nach seinem Tode in Prag. Sie hat sich als Erzählerin einen nicht unbedeutenden Ruf erworben. 81.

Wolzogen (Justus Adolph Ludwig, Freiherr von), preußischer Generallieutenant, wurde am 3. Febr. 1773 zu Meiningen in einer altadeligen Familie geboren und nach dem frühen Verluste seines Vaters nebst vier anderen Geschwistern von der Mutter erzogen. Im Jahre 1781 besuchte er die damals berühmte Karlsschule in Stuttgart, zeichnete sich daselbst vortheilhaft aus und wurde im Jahre 1792 als Lieutenant bei der würtembergischen Garde zu Fuß angestellt. Die Kriegsunruhen veranlaßten ihn jedoch bald darauf preußische Dienste zu nehmen, welche er im Jahre 1794 als Portepéefähndrich im Regimente des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen antrat. Er war bis zum Lieutenant aufgerückt, als ihm im Jahre 1802 der Herzog Eugen von Würtemberg die Erziehung seines ältesten Sohnes anvertraute, mit welchem er sich anfangs in Breslau, dann in Erlangen und endlich in Stuttgart aufhielt. Im Jahre 1805 zum würtembergischen Major, Flügeladjutanten und Kammerherrn ernannt begleitete er den Prinzen auf Reisen, die jedoch bald durch die kriegerischen Bewegungen der Zeit unterbrochen wurden, worauf Beide nach Würtemberg zurückkehrten und W. als Quartiermeister bei dem Generalstabe eine Anstellung fand, die ihm erlaubte an dem Feldzuge des Jahres 1805 Theil zu nehmen. Obgleich W. noch im folgenden Jahre zum Oberstlieutenant und Commandeur der Garde zu Fuß aufrückte, so trat er doch 1807 in preußische Dienste, die er aber wegen der unterdeß erfolgten Reducirung des preußischen Heeres mit russischen vertauschte. Im Sept. 1807 wurde er als Major beim russischen Generalstabe angestellt und 1811 zum Oberstlieutenant und Flügeladjutanten des Kaisers erhoben. In Geschäftsangelegenheiten bereiste er nun das Land zwischen der Düna, dem Niemen, dem Dnieper und dem Bug, wurde im Jahre 1812 zum Obersten befördert und stand als solcher unter dem Oberbefehle Barclay de Tolly's. Während des Feldzugs von 1813 befand er sich im Gefolge des Kaisers, nahm an den Schlachten bei Groß-Görschen, Bautzen, Dresden und Leipzig Antheil und wurde noch am Abende des 18. Oct. vom Kaiser zum Generalmajor er-

Digitized by Google

nannt. Nachdem er hierauf an der Organisation der deutschen Heere wichtigen Antheil genommen hatte, wurde er dem dritten Armeecorps, welches der Herzog von Weimar nach den Niederlanden führte, als Chef des Generalstabes beigegeben und zeichnete sich dann durch Lösung mancher schwierigen Verhältnisse aus. Während des wiener Congresses trat W. aus den russischen Diensten wieder in preußische über, wurde aber durch Krankheit, die ihn nöthigte die Bäder in Baden zu gebrauchen, von der Theilnahme am Feldzuge 1815 abgehalten, nach dessen Beendigung er erst in Paris eintraf. Nach dem Frieden erhielt er den ehrenvollen Auftrag, die militairische Bildung der preußischen Prinzen zu übernehmen, erhielt außerdem mehrere diplomatische Aufträge und wurde im Jahre 1818 als preußischer Militaircommissair bei der deutschen Bundesversammlung angestellt, eine Stelle, die er noch jetzt bekleidet. Im Jahre 1820 zum Generallieutenant befördert übernahm er 1826 als einer der Commissarien der Bundesversammlung die deutsche Festung Luxemburg. Außerdem ist W. der Inhaber der ehrenvollsten Orden sowohl deutscher als auswärtiger Fürsten. 81.

Woollett (William), ein berühmter englischer Kupferstecher, zu Maidstone in Kent 1735 geboren, war ein Schüler des Franzosen Vivares in London, ließ sich ebenfalls daselbst nieder, ward Kupferstecher des Königs und starb den 22. Mai 1785 zu London, wo er in der Westminsterabtei beigesetzt ward. Besonders berühmt ist W. durch die Leichtigkeit, mit welcher er das Charakteristische der einzelnen Naturgegenstände mit dem Grabstichel darzustellen verstand, und durch die Zartheit und Sauberkeit seines Stichs überhaupt, vorzüglich aber durch seine eigenthümliche Manier der Schattirung, indem er meist den in starken Strichen radirten Grund mit dem Grabstichel fein durchschnitt und die Zwischenräume durch Punkte und Striche besonders ausfüllte. Seine Blätter, 174 an der Zahl, besonders die nach West, Claude Lorrain, Wright, Wilson u. A. werden sehr gesucht und stehen in hohen Preisen. 16.

Woolston (Thomas), ein englischer Theolog, welcher gewöhnlich, aber mit Unrecht, den Freidenkern zugezählt wird, ward 1669 zu Northampton geboren, studirte die Theologie zu Cambridge und ward Fellow am Sidneycollegium daselbst, gerieth aber durch das eifrige Studium der Kirchenväter, besonders des Origenes, auf die allegorische Erklärungsweise der Bibel als die allein richtige und zog sich deshalb schon durch seine Schrift: „The old apology for the truth of de Christian religion etc.“ (Cambridge 1705. 8.), worin er behauptete, daß alle Erzählungen von Moses nicht historisch, sondern nur als Vorbilder auf Christum zu verstehen seien, manche Feindschaft zu, die jedoch nicht weiter hervortrat, da er bis 1720 nichts weiter drucken ließ. Als er aber jetzt Cambridge verließ und sich nach London begab und daselbst in mehreren Abhandlungen nicht nur die allegorische Bibelerklärung von Neuem entwickelte, sondern sogar die englische Kirche und Geistlichkeit angriff und selbst die Quäker vertheidigte, ward er 1721 seiner Pfründe für verlustig erklärt und lebte nun fortan in London durch Unterstützung seines Bruders der weitern Begründung seiner theologischen Ansichten. Jetzt ging er aber noch einen Schritt weiter und behauptete in seinem „Moderator“ (Lond. 1725. 8.) und in 6 „Discourses on the miracles of our Saviour“ (Lond. 1727—1729), daß die Wunder Christi nicht als historische Facta, sondern rein allegorisch oder mystisch zu verstehen seien und führte diese Meinung an einer großen Anzahl derselben durch. Jetzt traten nicht nur eine Menge Gegner in Schriften wider ihn auf, sondern er ward auch der Gotteslästerung angeklagt zu Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt (im Mai 1728). Nichtsdestoweniger gab er eine Vertheidigung seiner „Discourses“ heraus (Lond. 1729—1730. 2 Voll. 8.), in welcher er besonders mit herbem Spotte die englische Geistlichkeit angriff, und dieß veranlaßte seine zweite Gefangensetzung (den 28. Nov. 1729), welche ursprünglich auf ein Jahr

Digitized by Google

bestimmt war, in welcher er aber, da er weder die Geldstrafe noch die geforderte Caution für sein ferneres Verhalten erlegen konnte, den 27. Jan. 1733 starb. — Alle Urtheile seiner Zeitgenossen stellen ihn dar als einen gutmüthigen und in seinem Lebenswandel höchst achtungswerthen Mann, der aber mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt bei einseitiger Gelehrsamkeit auf paradoxe Meinungen gerieth, deren Märtyrer er geworden ist. 16.

Worms, Stadt und ehemalige berühmte Reichsstadt, 26° 0′ 57″ L. und 49° 37′ 49″ N.Br., unweit des Rheins, mit Mauern und Graben, 5 Thoren, 936 Häusern, 8000 Einw., unter denen 2400 Katholiken, 316 Reformirte und 450 Juden, Schloß, 2 katholischen (worunter die 1110 vollendete, 470 Fuß lange Domkirche zum heiligen Peter mit 4 Thürmen), 2 lutherischen und 1 reformirten Kirche, Synagoge, Krankenhaus, Hospital, reformirtem Waisenhaus, Bürgerhaus (wo Luther auf dem Reichstage 1521 vor Kaiser Karl V. erschien), Gymnasium, Gerberei, Bleizucker-, Tabaksfabriken, Wein-, Holz- und Fruchthandel, Weinbau, namentlich Liebfrauenmilch in einem einzigen Weinberge um die Liebfrauenkirche, und 2 Jahrmärkten. Die Stadt soll aus dem alten römischen Castell Borbitomagus entstanden sein, nach dessen Zerstörung durch die Vandalen und Hunnen sie von den Franken um 457 wieder erbaut wurde und mit dem veränderten Namen Wormatia oder W. der Sitz eines Gaugrafen und später der rheinfränkischen Herzöge war, die sich daher auch Grafen von Worms nannten. Durch Friedrich I. erhielt die Stadt wegen der Treue ihrer Bürger eine Verfassung und von dieser Zeit fing ihr Kampf mit der bischöflichen Regierung, von der sie sich befreit glaubte, an und ihm verdankte sie ihre Freiheit. Im Kriege mit Frankreich ward sie am 31. Mai 1689 von Melas auf Befehl des Königs Luwig's XIV. verbrannt, seit welcher Zeit sie sich nicht wieder erholen konnte. Durch den luneviller Frieden kam sie an Frankreich und war bis 1814 der Hauptort eines Cantons im Departement Donnersberg, Bezirk Speier; jetzt gehört sie zu der großherzoglich hessischen Rheinprovinz. Berühmt ist W. durch die vielen in ihr gehaltenen Reichstage, namentlich 1495 (Landfriede) und 1521, geworden. 71.

Wortspiel, lat. lusus verborum; franz. jeu de mots; engl. pun, quibble, ist eine witzige Zusammenstellung von Worten, die zwar ähnlich lauten, aber verschiedene, oft entgegengesetzte Bedeutung haben, ähnlich dem sogenannten Calembourg (s. d. Art.). Besonders geeignet zu solchen Wortspielen ist die französische Sprache wegen einer Menge ähnlich lautender und gleichgeschriebener Worte, die jedoch durch eine feine Aussprache gut unterschieden werden können. Unter den Engländern hat vorzüglich Shakspeare dergleichen Wortspiele in seinen Dramen angewandt. Schon im Alterthume zeichneten sich die griechischen Orakelsprüche in dieser Hinsicht aus. — Es ist eine leichte und gefällige Art des Witzes, die jedoch nie in der höhern und ernsten Schreibart angewendet werden darf. 11.

Wotjäken oder (wie sie sich selbst nennen) Ud sind eine finnische Völkerschaft, etwa 26000 Köpfe stark, an den Flüssen Wiätka und Kama im russischen Gouvernement Kasan, treiben Ackerbau und Viehzucht und sind noch Heiden. 37.

Wouvermans (spr. Wauwermans) (Philipp), berühmter Maler, ward 1620 zu Haarlem geboren und wurde zuerst von seinem Vater Paul, dann von Wynants unterrichtet. Dürftige Umstände verhinderten ihn wahrscheinlich eine Kunstreise zu machen und er blieb stets in Haarlem. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Werke dieses genialen Künstlers bei den eigenen Landsleuten nicht den Beifall fanden, den sie so sehr verdienten. Der Künstler war meistentheils genöthigt, für Bilderhändler, namentlich für einen gewissen de Witte, zu arbeiten, die seine Gemälde zu hohen Preisen nach dem Auslande verkauften. Trotz dieses Umstandes bemerkt man an keinem Gemälde W.'s, daß er dadurch zu minder sorgfältiger und fleißiger Ausführung seiner Werke wäre verleitet worden. Erst nach

Digitized by Google

seinem Tode (1668) fing man an auf seine Werke aufmerksamer zu werden, da der Churfürst von Baiern, Maximilian Maria, Gouverneur der Niederlande, sie überall zu sehr hohen Preisen aufkaufen ließ. W. hat zum größten Theil Jagdgesellschaften, Märkte, Reitergefechte und überhaupt Darstellungen für seinen Pinsel gewählt, wo er Pferde, unter denen man immer ein weißes bemerkt, anbringen konnte, und diese sind mit einer solchen Vollendung gemalt, daß er darin von Niemand übertroffen worden ist und vorzugsweise den Beinamen des Pferdemalers verdient. In seinen verschiedenen, sehr gefälligen Compositionen zeigt sich eine große Mannigfaltigkeit und stete Abwechselung; sein Colorit ist vortrefflich, ob es gleich die Kraft und Lebhaftigkeit des van Laar nicht erreicht, seine Zeichnung vollkommen richtig und sein Pinsel äußerst zart und weich. Eine große Anzahl seiner Gemälde, deren die meisten Gallerien Deutschlands, die wiener, dresdner, münchner ꝛc., mehrere besitzen, sind in Kupfer gestochen worden. („Oeuvres de Phil. Wouvermans d'après ses meilleurs tableaux par J. Moyreau", Paris 1737. Fol., andere in dem „Mus. Napol. par Filhol.") Er selbst hat nur ein einziges Blatt, ein Pferd im Profil, gestochen. — Sein Bruder, Peter W., ahmte ihn nach, ohne ihn zu erreichen und starb 1668; ein jüngerer Bruder, Johann W., malte Landschaften, die gutes Colorit und einen leichten Pinsel zeigen, starb aber schon im Jahre 1666. 83.

Wrack, s. Braake.

Wrangel (Karl Gustav, Graf von), ein ausgezeichneter Feldherr aus der Schule Königs Gustav Adolph's von Schweden, war der Sprößling einer alten und berühmten schwedischen Familie und der Sohn des Reichsraths und Feldmarschalls Hermann von W., welcher 1644 als Generalgouverneur von Liefland starb. Zuerst wird W.'s gedacht in den Feldzügen Gustav Adolph's in Deutschland, in dessen Heere er nach Banner's Tode (1641) als Generalmajor eine Abtheilung commandirte bis zur Ankunft des Oberfeldherrn Torstenson, unter dem er nun (1643) nach Holstein zog, um den Krieg in den dänischen Staaten zu führen (s. Torstenson). Im Jahre 1644 wurde W. an die Spitze der schwedischen Seemacht gestellt und schlug die Dänen zur See bei der Insel Femern so, daß sie zum fernern Auftreten außer Stande waren. Nach diesem Siege eilte er mit einer kleinen Heerabtheilung nach Holstein und Schleswig, wo er sich gegen die Dänen mit Glück behauptete, bis der Friede von Bremsebrö (23. Aug. 1645) diesen Krieg beendete. Von seinem Monarchen in den Grafenstand erhoben erhielt er nach dem Abgange Torstenson's von der Armee in Deutschland das Obercommando über dieselbe. Da er sich aber dem Erzherzoge Leopold gegenüber nicht mächtig genug fühlte, so wandte er sich mit seinem Heere von Obersachsen nach Hessen, zog bei Wetzlar das fliegende Corps des Grafen von Königsmark (s. d. Art.) an sich und traf bei Gießen mit dem französischen Heere unter Turenne zusammen. Beide fühlten sich nun stark genug, dem Feinde die Stirne zu bieten. In Eilmärschen rückte W. nun bis Donauwörth vor, schlug hier ein baierisches Corps und passirte ohne Hinderniß die Donau und den Lech, in der Absicht, den Kriegsschauplatz wieder in die östreichischen Staaten zu versetzen. Die Belagerung von Augsburg war aber ohne Erfolg und durch das Vordringen der Östreicher wurde W. gezwungen, sich bis Lauingen zurückzuziehen. Nachdem aber die Östreicher sich aufs Neue nach Schwaben gewendet hatten, um dadurch den Kriegsschauplatz von Baierns Marken zu entfernen, ersah W. die Gelegenheit, den unbesetzt gebliebenen Lech wieder zu überschreiten. Jetzt lag Baiern offen und unvertheidigt da; Franzosen und Schweden überschwemmten dasselbe und nöthigten den Churfürsten von Baiern am 14. März 1647 zu Ulm einen Waffenstillstand abzuschließen. Nach einiger Zeit marschirte W. nach Franken und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die feindlichen Heere oft nahe an einander standen, so vermieden beide doch die Schlacht,

Digitized by Google

weil von dem Ausgange derselben während der Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück zu viel abhing. Nachdem die schwedische Armee sich von der französischen getrennt hatte, trat der Churfürst von Baiern von dem geschlossenen Waffenstillstande zurück und ließ seine Truppen wieder zu dem östreichischen Heere stoßen. Indeß die Vereinigung der Franzosen und Schweden war eben so schnell bewirkt und diese schlugen nun am 17. Mai 1648 das vereinte östreichisch-baierische Heer bei Zusmarshausen unweit Augsburg mit großem Verluste. W. besetzte hierauf Baiern und ließ dem Lande durch äußerst harte Maßregeln den Rücktritt von dem geschlossenen Waffenstillstande sehr fühlen, bis endlich das Friedenswort aus Westphalen erscholl und dadurch allen Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutschland ein Ziel gesetzt wurde. W. ging nun nach Schweden zurück, wo er nach der Thronbesteigung Karl Gustav's diesen 1655 auf seinem Zuge nach Polen begleitete und dort der berühmten 3tägigen Schlacht bei Warschau (18.—20. Juli 1656) beiwohnte. Als noch im Laufe dieses Krieges (1657) Schweden auch von Dänemark mit Krieg überzogen wurde, da eilte König Karl Gustav diesem neuen Feinde zu begegnen und eroberte sehr bald Holstein, Schleswig und Jütland. W. nahm nach einer 21tägigen Belagerung am 6. Sept. 1658 die Festung Kronenburg ein und erhielt nun das Commando über die schwedische Flotte, welche bestimmt war, Kopenhagen anzugreifen. Indeß die Dänen hatten ihre Hauptstadt in sehr guten Vertheidigungszustand gesetzt, so daß sie sich hielt, bis eine holländische Flotte zum Entsatze ankam und W. den Angriff aufgeben mußte, ungeachtet des Vortheils, den er über diese Flotte am 29. Oct. 1658 erlangte. 1659 landete dagegen W. auf Fünen und wies alle Angriffe der Dänen kräftig ab. Der Friede zu Kopenhagen (1660) machte aber diesem Kriege ein Ende. Im Jahre 1674 befehligte W. die in Brandenburg eingefallenen Schweden, welche aber bei Fehrbellin (im Juni 1675) (s. d. Art.) von dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm geschlagen wurden. Kränklichkeit nöthigte den schwedischen Feldherrn zur Rückkehr in sein Vaterland, wo er 1675 starb. 61.

Wrbna-Freudenthal (Rudolph, Graf von), kaiserlich königlicher Oberstkämmerer, Chef des geheimen Cabinets, Ritter des goldenen Vließes ꝛc., aus einem alten, ursprünglich schlesischen Geschlechte, das schon im Zeitalter der Hohenstaufen durch ritterliche Thaten berühmt war und 1642 die Grafenwürde annahm, ward geboren zu Wien am 23. Juli 1761. Im elterlichen Hause trefflich erzogen studirte er auf der Universität Wien Philosophie und die Rechte, so wie auf der Bergakademie zu Schemnitz die Bergwissenschaften, machte mehrere bergmännische Reisen, trat sodann 1785 als Hofsecretair in den Staatsdienst, ward, von Stufe zu Stufe befördert, 1801 Vicepräsident der montanistischen Hofstelle oder der Hofkammer im Münz- und Bergwesen und leitete als solcher den gesammten östreichischen Bergbau in Theorie und Praxis mit der größten Umsicht, während er die Bergwerksindustrie auf seinen Herrschaften Horzowiz und Ginetz in Böhmen auf die größtmöglichste Weise beförderte. Als in der Katastrophe 1805 der Kaiser und die Regierungsbehörden Wien verließen, wurde W. zum Hofcommissair ernannt und leistete in diesem eben so wichtigen als schwierigen Posten dem Staate die ausgezeichnetsten Dienste. Zu Anfange 1806 zum Oberstkämmerer und zum Chef des geheimen Cabinets ernannt war er von nun an stets um die Person des Kaisers und erhielt und vollzog seine unmittelbaren Befehle. Unter ihm standen die Aviticalcassen der kaiserlichen Familie, die Schatzkammer, das Naturaliencabinet, die Gemäldegallerie mit allen übrigen Kunstsammlungen; er führte die Oberdirection der Familienherrschaften, die Inspection der kaiserlichen Burg, die der Schloßhauptmannschaft; 900 kaiserlich königliche Kämmerer (worunter 20 Fürsten und 600 Grafen), die Leibärzte, die Kammerkünstler nahmen Befehle von ihm an. Bei der Umfänglichkeit eines solchen Dienstes nahm er dennoch an den Fortschritten der

Wissenschaften und Künste den lebhaftesten Antheil; er war theils Mitbegründer, theils thätiger Beförderer und Mitglied vieler vaterländischen Bildungsanstalten. Seinem Eifer verdankt Östreich die erste Geognosie (von Reichetzer), von deren Anwendung auf den Bergbau man früher bei der Hofkammer kaum eine Idee hatte. So ausgezeichnet als Staatsmann, war er auch als Mensch. Als Chef des geheimen Cabinets hatte er beim Kaiser den Vortrag in Gnadensachen; in dieser Stellung wendete er unzähligen Menschen Gutes zu. Er starb mit der Achtung des Monarchen und der Liebe des Volkes nach einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit am 30. Jan. 1823. Wenige Stunden vor seinem Tode sagte der ihn besuchende Kaiser mit Thränen im Auge: „Ich verliere an ihm nicht nur einen treuen Diener, sondern auch einen Freund, der 20 Jahre lang seine Ehre darein setzte, mir im Glücke wie im Unglücke unverholen die Wahrheit zu sagen!" 25.

Wrede (Karl Philipp, Fürst von), baierischer Feldmarschall und Generalinspector des Heeres, einer der ausgezeichnetsten Feldherren der neusten Zeit, stammt aus einem alten badischen Geschlechte und wurde am 29. April 1764 geboren. Er widmete sich anfangs der Forstwissenschaft, wurde sodann zum Hofgerichtsrathe in Manheim und im Jahre 1792 zum Assessor beim Oberamte in Heidelberg ernannt. Nach dem Ausbruche des Krieges zwischen Östreich und Frankreich trat er als pfälzischer Landescommissair unter ein von Hohenlohe befehligtes östreichisches Corps und begleitete in den Jahren 1793—1798 als Oberlandescommissair die Armeen unter Wurmser, dem Erzherzoge Karl und dem Herzoge Albert. Als er im J. 1799 vom Erzherzoge Karl den Auftrag erhielt, ein churpfälzisch-baierisches Corps zu bilden, entsagte er der kurz zuvor angetretenen Stelle eines Oberforstmeisters und nahm am 14. Oct. mit seinen neuen Truppen zuerst an dem Cavalleriegefechte bei Friedrichsfelde am Neckar Theil. Hierauf wohnte er als Oberst seines Corps mehreren Gefechten und Schlachten während der Feldzüge von 1799 und 1800 mit Auszeichnung bei, wurde im letztgenannten Jahre zum Generalmajor ernannt, deckte den Rückzug der Östreicher in diesem unglücklichen Feldzuge und focht die Schlacht bei Hohenlinden mit. Nach dem Abschlusse des Friedens widmete er sich mit Sorgfalt einer bessern Gestaltung des baierischen Heeres, wurde im Jahre 1804 zum Generallieutenant ernannt und übernahm im folgenden Jahre an der Stelle des verwundeten General Deroi den Oberbefehl über das ganze im Felde befindliche baierische Heer. Für seine ruhmvolle Theilnahme am Feldzuge 1805 erhielt er (1806) jetzt das Großkreuz der Ehrenlegion, befehligte darauf nebst dem Kronprinzen von Baiern im Jahre 1807 das baierische Heer in Polen und trug 1809 an der Spitze der zweiten Division dieser Armee wesentlich zu den Siegen bei Abensberg und Landshut bei. Er verfolgte alsdann den Feind über die Isar, rettete in dem Treffen bei Neumarkt das schon geschlagene Heer, eroberte Salzburg, drang in Tyrol ein und besetzte Innsbruck, zog dann in Eilmärschen über Salzburg und Wien dem Kriegsschauplatze zu und entschied durch sein pünktliches Eintreffen den Sieg in der Schlacht bei Wagram, in welcher er jedoch eine leichte Wunde erhielt. Er verfolgte nun den Feind bis Znaim, kehrte dann nach Salzburg zurück, drang nach dem Ausbruche neuer Unruhen in Tyrol gegen dieses Land vor und kämpfte mit Muth und Umsicht wider die erbitterten Gebirgsbewohner. Nach dem Abschlusse des wiener Friedens ernannte ihn Napoleon zum französischen Reichsgrafen und ertheilte ihm im Innviertel die Ortschaften Mondsee, Engelhardszell, Suden ꝛc. Im Jahre 1812 führte er die baierische Cavallerie nach Rußland, wohnte der Schlacht bei Polock bei, übernahm nach dem Tode des Generals Deroi auch den Oberbefehl über das baierische Fußvolk, deckte damit die wilde Flucht des französischen Heeres aus Rußland und führte am 6. Dec. die Überbleibsel seiner Truppen über die von Eis bedeckte Wilia bei Danuschew. Hierauf marschirte er am 12. Aug. 1813 mit dem neugebildeten baierischen Heere an den Inn, schloß am 8. Oct. mit

Digitized by Google

den Östreichern den Vertrag von Ried, zufolge dessen Baiern zu den Verbündeten übertrat, übernahm alsdann den Oberbefehl über das vereinigte baierisch-östreichische Heer, führte dasselbe in Eilmärschen vom Inn an den Main, eroberte Würzburg, besetzte Frankurt und lieferte am 30. und 31. Oct. Napoleon die blutige Schlacht bei Hanau, in welcher er gefährlich verwundet wurde. Nach seiner Wiedergenesung begab er sich zu seiner Armee nach Frankreich, stellte sich an die Spitze des fünften Armeecorps, wohnte der Schlacht bei Brienne (am 1. Febr. 1814) bei und eroberte in derselben 23 Kanonen. Alsdann schlug er den Marschall Marmont bei Rosny, drängte Oudinot bei Donnemarie zurück, deckte vom 18. Febr. an den Rückzug der großen Armee von Troyes, entschied den Sieg bei Bar sur Aube, wo er noch auf dem Schlachtfelde den St. Georgsorden 2. Classe erhielt, und trug auch zu dem Gewinne der Schlacht bei Arcis sur Aube (am 21. März) vorzüglich bei. Inzwischen hatte ihn der König von Baiern zur Belohnung seiner großen Verdienste um den glücklichen Gang der Kriegsunternehmungen nicht nur am 7. März 1814 den Feldmarschallstab ertheilt, sondern er erhob ihn auch am 9. Juni desselben Jahres zur Fürstenwürde und schenkte ihm am 24. Mai 1815 das im Nordgau liegende Ellingen, Stadt und Schloß mit 19 Dörfern und 16 Weilern, als ein erbliches Fürstenthum unter baierischer Oberhoheit. Kurz vor dieser ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung hatte er am 3. Juni 1814 zu Paris mit dem Fürsten Metternich einen Vertrag abgeschlossen, zufolge dessen Baiern an Östreich Salzburg, Tyrol, so wie das Inn- und Hausruckviertel abtrat, wofür es jedoch mit Würzburg und Aschaffenburg entschädigt wurde und auch noch das Versprechen des künftigen Besitzes von Mainz und der Rheinpfalz erhielt. Von dem Congresse zu Wien, an welchem er hierauf Theil nahm, und wobei er auch als Diplomat ungewöhnliche Talente entwickelte, wurde er durch Napoleon's Rückkehr von Elba wieder ins Feld gerufen, drang an der Spitze des baierischen Heeres in Lothringen vor, ging am 23. Juni über die Saar und rückte mit seiner Armee bis in das Innere von Frankreich ein, ohne Gelegenheit zu bekommen, an den wichtigsten Ereignissen dieses kurzen Feldzugs persönlichen Antheil zu nehmen. Nach Beendigung desselben kehrte er nach Baiern zurück, wurde zum Staatsrathe (1817) erhoben, trat als Reichsrath in die erste Kammer bei der Eröffnung der Ständeversammlung im Jahre 1819, übernahm sodann mehrere wichtige diplomatische Sendungen und wurde am 1. Oct. 1822 zum Generalissimus des ganzen baierischen Heeres ernannt. Als Feldherr zeichnet sich W. durch persönliche Tapferkeit, durch Umsicht, Scharfblick, Besonnenheit und rastlose Thätigkeit aus. Vergl. über ihn „Zeitgenossen" (1. Reihe. No. XXII.). 81.

Wren (Christopher), berühmter englischer Mathematiker und Baumeister, ward 1632 zu East Knoyle in Wiltshire geboren, zeigte schon in der Jugend große Anlage zur Mathematik, studirte dieselbe in Oxford, ward 1652 Lehrer der Astronomie am Greshamcollegium in London und 1661 an der Universität Oxford, so wie kurz vorher Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften zu London. Neben rein mathematischen, physikalischen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte ihn vorzüglich die Baukunst, welche durch die Vollendung des Baues der Peterskirche in Rom seine Aufmerksamkeit besonders fesselte und schon nach Inigo Jones' (s. d. Art.) Tode (1651) ward ihm die Leitung einiger Bauten übertragen; aber nachdem er den Bau des prächtigen Sheldontheaters in Oxford und des Pembrokecollegium in Cambridge geleitet hatte und nach dem großen Brande in London (1666), wo er einen großartigen Plan des Wiederaufbaues vorlegte, stieg sein Ruf so hoch, daß er zum ersten Baumeister der Stadt und, obwohl sein Plan wegen des Widerstrebens vieler Hausbesitzer nicht zu Stande kam, 1668 zum königlichen Generalarchitekten von England ernannt ward. Als solcher hat er eine Menge der herrlichsten Gebäude aufgeführt; sein größtes Mei-

Digitized by Google

sterwerk ist aber die Paulskirche in London (1676—1710), nach der Peterskirche anerkannt das schönste und großartigste Denkmal der Baukunst, deren Plan ihm zwar vorgeschwebt haben mag, aber doch die Originalität des eignen Planes nicht beeinträchtigt hat. Seit 1718 mußte er Cabalen weichen und zog sich nun nach Hamptoncourt zurück, wo er 1723 starb. Sein Leichnam ward in der Paulskirche beigesetzt. Außer als Baumeister hat er sich aber auch in anderen Fächern einen bedeutenden Ruhm erworben, indem ihm die Physik, Astronomie und Medicin mehrere nicht unwichtige Entdeckungen verdanken. 16.

Wrisberg (Heinrich August), ein geschickter und berühmter Anatom, ward zu St. Andreasberg auf dem Harze am 20. Juni 1739 geboren, studirte und promovirte zu Göttingen und erhielt daselbst, nachdem er eine Reise nach Frankreich und den Niederlanden gemacht hatte, die Professur der Anatomie, die er bis zu seinem Tode (am 29. März 1808) begleitete. — W. ist Verfasser einer Menge sehr geschätzter Schriften, in denen er vorzüglich die Nevrologie und Embryologie bearbeitet hat. Wir erwähnen in dieser Hinsicht seine „Observ. anatomicae de quinto pare nervor. encephal." (1777); „Observ. anat. de nervis viscerum abdominal."; Comment. anat. de nervis brachii (1788); „Descript. anat. embryonis" (1764) und seine „Observ. de structura ovi." 39.

Wucher, lat. usura iniqua, fenus; franz. usure; engl. usury, ist im Allgemeinen jeder üppige im Verhältnisse gegen den gemachten Aufwand und die gehabte Mühe mehr als gewöhnliche Gewinn. Man sagt, „die Pflanze wuchert", d. h. sie schießt mehr auf, als sie der Regel nach sollte, man spricht vom wuchernden Unkraute, man nennt die sogenannten Schmarotzerpflanzen wuchernde. Hiernach bezieht man im Geschäftsleben den Ausdruck W. auf den Gewinn von fremder Arbeit; so würde der Nachdruck in diesem Sinne unter den W. zu rechnen sein. Wohleingerichtete Staaten begünstigen den nicht, welcher ernten will da, wo er nicht gesäet hat. Deßhalb werden mehrere von den sonst erlaubten Geschäften, sobald sie in diesem Sinne in W. ausarten, zu den verbotenen gerechnet, z. B. im römischen Rechte schon der Dardanariat oder das Aufkaufen von Lebensmitteln (s. d. Art.), um durch künstliche Theuerung zu gewinnen; das antichretische Pfand (s. d. Art.), die Annahme von Zinsen auf Zinsen, ingleichen die Einforderung rückständig gewordener Zinsen, sobald deren Gesammtbetrag das Capital übersteigt, und endlich alle diejenigen Contracte, nach welchen die Ueberlassung einer Sache zu einem Capitale angeschlagen und als solches verzinset wird, sobald die Zinsen in einem unmäßigen Verhältnisse zum Capitale stehen. Hierzu wird gewöhnlich die Verletzung über oder unter der Hälfte des Werthes, welche schon aus anderen Gründen verboten ist, zum Maßstabe angenommen. Alle diese Geschäfte sind nach den verschiedenen Einrichtungen der Staaten bald besonderen Beschränkungen ausgesetzt, bald ganz verboten. Nach dem sächsischen Stempelmandate vom 11. Jan. 1819 unter der Rubrik Quittung ist es für eine wucherliche Handlung zu halten und soll nach den gegen den W. bestehenden Gesetzen bestraft werden, wenn bei der Rückzahlung eines gesetzten Falls auch unzinsbar ausgeliehenen Capitales der Empfänger sich den Ersatz des Stempels für die ertheilte Quittung vom Schuldner ausbedungen gehabt hat. — Im gemeinen Leben begreift man unter W. endlich auch noch gleichnißweise solche Geschäfte, bei denen es ersichtlich ist, daß der Andere ohne Mühe reich wird, zumal dann, wenn man glaubt, daß das Allgemeine dadurch benachtheiligt werde; daher die Ausdrücke: „Getreidewucher", beim Aufkaufen und Hinlegen von Getreide, um Theuerung hervorzubringen, „Geldwucher", durch Einschleppen und Verbreiten geringhaltiger Münzsorten gegen bessere. Doch würde das Einschleppen schon dem Betruge, das Ausgeben an abhängige Personen aber dem verbotenen Drucke (der Concussion) angehören. Das Agiotiren aber und die

Digitized by Google

sogenannten Börsenspeculationen gehören zu den gewagten Geschäften, welche gerade deßhalb den Begriff des Wuchers nicht aufkommen lassen. Eine besondere Gattung des Wuchers enthält bei Darlehnen der Zinswucher (s. d. Art. Zins). 10.

Wünschelruthe, s. Rhabdomantie.

Würde, lat. dignitas; franz. dignité; engl. dignity, ist sowohl der absolute innere Werth, der moralischen Wesen ausschließlich zukommt, als der äußere Glanz, welcher einzelnen Personen im Verhältnisse ihrer bürgerlichen Stellung zukommt. Sie ist der hervorstechende Charakter des männlichen Geschlechts, deren Stelle beim weiblichen die Anmuth einnehmen soll, wiewohl demselben auch vom sittlichen Standpunkte aus jene nicht abgesprochen werden kann. — Vergl. Schiller, „Über Anmuth und Würde" (Leipz. 1793). 84.

Würfel, s. Cubus.

Würmer, lat. vermes, animalia mollia Linn.; fr. vers; engl. worms, bilden nach Linné die 6. Classe des Thierreichs und es gehören zu ihnen alle Thiere auf der untersten Classe der Körperbildung, welche sich in die 5 ersten Classen nicht einordnen lassen; doch hat die neuere Naturforschung diese Eintheilung als unzulänglich erkannt und Cuvier (s. d. Art.) besonders hat aus ihnen mehrere Classen der Mollusken, Anneliden und Zoophyten, gebildet, so daß der Name W. ganz weggefallen ist. — Das Vorkommen der W. in den Eingeweiden der Thiere und namentlich des Menschen ist, weil es keine seltene Erscheinung ist, schon seit den frühsten Zeiten beobachtet, jedoch sind darüber, sowohl was die Zahl der Arten, die Gestalt, die Größe der W. betrifft, als auch über ihre feindseligen Eingriffe auf den Organismus und über die Reaction desselben gegen sie die fabelhaftesten Erzählungen verbreitet, die zum Theil auch jetzt noch in den Überlieferungen der Menge leben. Dahin gehören die Geschichten von 80 und mehr Ellen langen Bandwürmern, von den Freßwerkzeugen der W., mittelst deren sie sich durch die Darmwände ein Loch bohren sollen, von der Entstehung der W., ferner das lange Verzeichniß der schwersten Krankheiten, die durch die Gegenwart der W. bedingt werden sollen ꝛc. Erst der neuern Zeit, deren besonnenes Verfahren in der Erforschung der Natur sich vor dem aller früheren Jahrhunderte auszeichnet, ist es gelungen, eine Menge dahin gehöriger Irrthümer zu widerlegen, ob wir gleich immer noch bekennen müssen, daß man weiter vorgeschritten ist in der Naturgeschichte der Eingeweidewürmer, als in der Kenntniß der Beziehungen, die diese W. auf den menschlichen Körper haben. Unter den Naturforschern, die in diesem Fache so Vorzügliches geleistet haben, nennen wir als die Ersten einen Göze, Rudolphi, Bremser, Brera. — Mit Übergehung derjenigen W., die im Innern anderer Thiere sich aufhalten, erwähnen wir hier nur die vorzüglicheren, dem Menschen eigenthümlichen: Filaria medinensis oder vena medin., der gemeine Nessel- oder Fadenwurm, welcher 2—6 Fuß lang und so dick wie die größte Saite einer Geige werden kann; er findet sich unter der Haut des Schenkels und Fußes und ist eine große, oft gefährliche Plage der Fußgänger in den heißen Ländern, vorzüglich in Guinea, Arabien, Ostindien. Trichocephalus dispar, der Peitschenwurm, findet sich im Blinddarme, ist gegen 2 Zoll lang, nach hinten dick, nach vorn fadenförmig. Oxyuris vermicularis, der Pfriemenschwanz, Springwurm, lebt in dem Dickdarme, vorzüglich im Mastdarme, ist dünn, weiß und elastisch, das Männchen 1½ Linien, das Weibchen 4—5 Linien lang; er kommt in großer Menge vor und verursacht Kindern ein fast unausstehliches Jucken am After. Ascaris lumbricoides, Spulwurm, kommt in den dünnen Därmen vor, ist 2—3 Linien dick und 6, 10—15 Linien lang, von bräunlich-rother Farbe, der Körper walzrund und dadurch dem Regenwurme ähnlich, der Kopf durch eine Vertiefung von jenem getrennt (s. d. Art. Spulwürmer). Bathrioce-

Digitized by

phalus latus, der breite Bandwurm und taenia solium, der langgliederige Bandwurm (s. d. Art. Bandwurm). Zuweilen kommen noch distoma hepatica, der gemeine Leberegel, der in sehr großer Menge in der Leber der Schafe angetroffen wird, in der Gallenblase der Menschen — cysticercus cellulosae, die gemeine Finne, in den Rückenmuskeln und dem Hirne kränklicher Menschen — und echinococcus hominis, der Hülsenwurm, in kranken menschlichen Lebern vor. Neben diesen genau bestimmten Würmern haben Ärzte und Naturforscher von Zeit zu Zeit neue Arten, die sie im Innern des Menschen gefunden haben wollen, bekannt gemacht; allein in den meisten Fällen hat sich erwiesen, daß sie fremde Körper, als Blutgerinnsel, keimende Samen, halbverdaute Speisen ꝛc. für solche angesehn haben. Hierher gehört Brera's cercosoma, Stiebel's diacanthos, Sulzer's ditrachyceros. — Welchen Einfluß haben die W. auf den lebenden Menschen und welches sind die Zeichen, aus denen sich ihre Gegenwart vermuthen läßt? Die frühere Medicin hat die W. als eine der größten Schädlichkeiten für den Menschen angesehn und demzufolge nicht umhin gekonnt, diesen die Entstehung einer großen Menge von Krankheiten zur Last zu legen. Von dieser Meinung ist man bei größerer Aufmerksamkeit auf den Ursprung der Krankheiten mehr und mehr zurückgekommen; denn nicht nur, daß man in Krankheiten, deren unglücklichen Ausgang man der Gegenwart der W. zuschrieb, keinen derselben, wohl aber ganz andere Ursachen des Todes entdeckte, so fand man auch in anderen Fällen Massen von Würmern, ohne daß man ihre Gegenwart im Leben vermuthet hätte und ohne daß man ihnen den Tod mit Grund zuschreiben konnte. Aus diesen und anderen Gründen gingen in neuerer Zeit viele Ärzte, wie namentlich Wichmann (s. d. Art.), so weit, daß sie auf das Dasein der W. in Krankheiten wenig oder gar kein Gewicht legten und daher eine von denselben ausgehende Gefahr durchaus nicht zugeben wollten. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß krankhafte Erscheinungen durch die W., hauptsächlich wenn sie in großer Anzahl vorhanden sind, erregt werden. Die meisten dieser Erscheinungen gehen von den Würmern aus, die ihre Wohnung im Darmcanale haben. Wir theilen sie in örtliche und allgemeine. Zu jenen gehören Zusammenschnürungen im Schlunde, sehr veränderlicher Appetit, Ekel, Erbrechen, Kolik, vorzüglich in der Nabelgegend, aufgetriebener Unterleib, Durchfall, endlich, und dieß ist das einzige sichere Zeichen ihres Daseins, Abgang ganzer W. oder einzelner Stücke derselben durch den Mund oder den After. Allgemeine Zeichen sind Abmagerung des Körpers, Gesichtsblässe, blaue Ränder um die Augen, Jucken an der Nase. Krämpfe und Epilepsie sieht man ebenfalls als von Würmern verursacht an; indessen weist der Verlauf der Krankheit, die Wirkung der Mittel oder die Leichenuntersuchung häufig ganz andere Veranlassungen nach. Die Veränderungen, die die W. im Verdauungscanale anrichten, sind unbedeutend. Gewöhnlich findet sich selbst bei Gegenwart sehr vieler W. nur eine gelinde Röthe an mehreren Stellen der innern Haut desselben; zuweilen wollen Anatomen bei Sectionen gefunden haben, daß W., namentlich Spulwürmer, den Darmcanal durchbohrt haben und dadurch in die Bauchhöhle gelangt waren, was man als eine Todesursache ansah. Indessen sind die neueren Helmintologen hierüber der Meinung, daß die W. keine Organe haben, mittelst derer sie gesunde, feste Häute durchbohren können; ist dieses aber gleichwohl geschehn, so waren letztere erweicht und hatten durch Geschwüre Öffnungen bekommen, durch welche die W., vielleicht erst nach dem Tode, hindurchkrochen. — Über die Entstehung der W. haben heftige Streitigkeiten stattgefunden. Anlage zu Wurmerkrankheiten geben das kindliche Alter und das weibliche Geschlecht, schlaffer, zarter Körperbau, in welchem die Schleimerzeugung vorwaltet, feuchtes Klima, endlich der Genuß schwerverdaulicher, mehliger, süßer Speisen und Getränke. Wie aber selbst unter diesen Bedingungen die W. in den Darmcanal gelangen, darüber

Digitized by Google

ist man immer noch im Dunkeln. Nach Mehreren entstehen sie auch jetzt noch von selbst aus der sich zersetzenden thierischen Materie; denn hier mußten sie einmal von selbst entstehen; da nun die Verhältnisse, namentlich die Säfte und die thierische Wärme, noch dieselben sind, so sei nicht einzusehn, warum dieses nicht fortwährend geschehen könne. — Die künstliche Abtreibung der W. ist nur bei denen möglich, die sich im Darmcanale befinden; allein selbst bei solchen ereignet es sich sehr oft, daß der sorgfältige Gebrauch selbst der passendsten Arzneien keinen Abgang derselben bewirkt, während späterhin eine große Masse von Würmern ganz von selbst und gleichsam zum Hohne des Arztes aus dem Körper gestoßen wird. Die Mittel, die wir zur Entfernung der W. anwenden und die eine specifische Wirkung auf sie haben, nennen wir wurmwidrige (anthelminthica). Dergleichen sind aus dem Mineralreiche: der Zink, das Zinn, der Sublimat, die Schwefelleber, die Salz- und Schwefelwässer; aus dem Pflanzenreiche: der Knoblauch, die asa foetida, der Wermuth, der Rainfarrn, die meisten aromatischen Schirmpflanzen, das chenopodium anthelminthicum, der Campher, die Sabadillsamen, das männliche Farrnkraut, das Helminthochorton, die Rinde der Wurzel des Granatbaums, die grünen Nußschalen, die geoffreyea inermis und surinamensis, das Terpentinöl und die meisten wesentlichen Öle; von thierischen Substanzen sind wurmtreibend Dippel's thierisches Öl und Chabert's empyreumatisches Öl; außer diesen benutzt man noch abführende Mittel zur Entfernung der W. Zu beklagen ist, daß die meisten Wurmmittel von so üblem Geschmacke sind, daß sie Kindern nur sehr schwer beigebracht werden können. 30. 39.

Würtemberg, Königreich in Deutschland, liegt zwischen 47° 35′—49° 9′ N. Br., 25° 50′—28° 9′ L., grenzt im Norden und Osten an Baiern und Baden, im Süden an den Bodensee, Baiern und Baden, im Westen an Baden und enthält 364 $\frac{4}{10}$ □ Meil. Der Boden ist durchaus gebirgig, doch von breiten, meistens fruchtbaren Thälern durchschnitten und die Hauptgebirge sind: der Schwarzwald (s. d. Art.) mit seinem östlichen Abhange und die rauhe Alp mit ihren einzelnen Theilen, der Alp oder schwäbischen Alp, der Hochsträß, der Aalbuch, der Hochebene am rechten Ufer der Brenz bei Aalen und dem Hertfeld von Lauchheim und Kopfenburg nach Neresheim zu. Ihre höchsten Berggipfel sind: gegen Norden das Oberhörnle = 2900 Fuß, bei Göningen der Roßberg = 2700 Fuß, die Buchhalde bei Dottingen = 2600 Fuß, die Achalm bei Reutlingen = 2200 Fuß, in Süden der Delinger, Schaf- und Hohenberg = 3100 Fuß. Das erzeugende Land besteht aus 5346000 Morgen, davon $\frac{1}{12}$ unangebaut, $\frac{1}{2}$ Ackerland, $\frac{1}{4}$ Wald, $\frac{1}{8}$ Wiesen, $\frac{1}{55}$ Gärten, $\frac{1}{62}$ Weinberge; auf Ortschaften, Straßen, Wege, Gewässer ꝛc. kommen 55 □ Meil. Das Klima ist im Ganzen mild und gesund, nur in den Gebirgen rauher, als in den schönen, fruchtbaren Thälern. Bewässert wird es von dem Hauptflusse Neckar, der hier alle von dem östlichen Abhange des Schwarzwaldes kommenden Flüsse, als die Nagold, die Aich, die Enz mit der Metter, Würm und Glems, Eschach und Glatt, und die von der rauhen Alp entspringenden Lauter, Rems, Echaz, Erms, Eiach, Filz, Sulm, Murr, die Jart und den Kocher mit der Roth empfängt; der schiffbaren Donau, die hier, die Schwarzach, Riß, Iller, welche 6 Meilen weit die Grenze gegen Baiern bildet, Osterach, Kanzach, Roth, Lauter, Blau und Brenz mit der Lontel, die 2½ Stunde unter der Erde fließt, aufnimmt; von den zahlreichen periodischen Quellen (Hungerbrunnen), z. B. dem Bröller bei Hausen unweit Reutlingen, von dem Bodensee, der die Argen und Schussen empfängt, dem 1½ Stunde langen und durch die Kanzach mit der Donau verbundenen Federsee und dem Wolffeggersee. Die Producte sind: Rindvieh (an 100000 Ochsen, 300000 Kühe und 200000 Rinder), Pferde (90870), Schafe (an 600000, wovon 78000 spanische, 136000 Bastards und die übrigen Landschafe), Schweine (127340),

Digitized by

Ziegen (46720), Esel (1000), zahlreiches Wildpret, zahmes und wildes Geflügel, besonders viel Rebhühner, Haselhühner, Enten, Lerchen und Wachteln, Fische, Bienen auf der Alp (48220 Stöcke) und spanische Fliegen; Getreide, besonders Dinkel oder Spalt (jährlich 3 Millionen Scheffel), Mais und Buchweizen, schönes Gemüse, vorzüglich Kohl, Gartenfrüchte, besonders Kartoffeln, Obst, vorzüglich an der Alp, bis 2000 Fuß hoch (1½ Mill. Gulden an Werth), Mandeln und Kastanien, Wein (in den nördlichen Thälern des Neckars, der Tauber und am Bodensee), Krapp, Hanf, Flachs, Rübsamen, Hopfen, Mohn, Färberröthe, Senf, Tabak, Holz; Eisen (an 60000 Centner), Blei, Kupfer, Marmor, Mühlsteine, Walkererde, Porzellanthon, Wetzsteine, Opal, Carneol, Achat, Steinkohlen, Torf, Vitriol, Alaun, Salpeter ꝛc., Salzquellen, welche jährlich 450000 Centner liefern, und 80 Mineralquellen, von denen mehr als 20 gebraucht werden. Der Werth des Nationalvermögens beträgt 602 Mill. an Grundeigenthum, 200 Mill. an Gebäuden, 30 Mill. an Vieh, an Capital im Gewerbe und Handel 160 Mill. Gulden, zusammen ungefähr 1000 Mill. Gulden. Die Einwohner, an Zahl 1593600, sind bis auf 6000 Franzosen und Wallonen und 10200 Juden alle deutschen Stammes, unter denen 1100000 Lutheraner, 489059 Katholiken, 2500 Reformirte und 250 Separatisten (worunter die Kronthaler eine merkwürdige Gemeinde bilden), bewohnen 132 Städte, 1211 Pfarrdörfer, 462 Dörfer, 3026 Weiler, 2644 Höfe und 2177 Wohnsitze, beschäftigen sich mit Acker-, Gemüse-, Obst- und Weinbau, Vieh- und Bienenzucht, Leinen-, Wollen- und Baumwollenspinnerei, Strumpfweberei, Gerberei, Töpferei, Hutmacherei, Papierfabrication, liefern Seidenzeuche, Tabak, Bier, Branntwein und Liqueure, chemische Fabrikate, musikalische, physikalische und optische Instrumente, Holz- und Metallwaaren, Pech, Theer, Harz, Pottasche und Colophonium, unterhalten zahlreiche Eisenhütten und Eisenfabriken, treiben einen ausgebreiteten Handel mit ihren Producten, so wie Tausch- und Speditionshandel, welcher durch gute Landstraßen und die Schifffahrt auf dem Neckar, der Donau und dem Bodensee befördert wird und der ihnen mit dem Handelsgewinne 1½—2 Mill. Gulden einbringt, und führen jährlich für 16548000 Gulden Waaren aus und für 16397000 Gulden ein. Ihre bedeutendsten Handelsplätze sind Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Kannstadt, Reutlingen, Friedrichshafen und Kalw. Unter den Einwohnern gibt es 1748 Adelige, welche sich in den standesherrschaftlichen Adel mit 28 fürstlichen und gräflichen und in den ritterschaftlichen mit 14 gräflichen, 65 freiherrlichen und 13 adeligen Familien theilen. Für wissenschaftliche Bildung und Unterricht ist in W. sehr gesorgt und es hat zu diesem Behufe 1 Universität zu Tübingen mit Bibliothek, Münz-, Naturalien- und physikalischem Cabinette, Sternwarte, botanischem Garten, anatomischem Theater, klinischem Institute und Entbindungsanstalt, 6 Gymnasien, 3 Lyceen, 74 lateinische Schulen, 5 katholische gelehrte Schulen, 4 niedere Seminarien und ein höheres Seminar zur Bildung protestantischer Geistlichen, 2 niedere und ein höheres Convict (Wilhelmsstift) zur Bildung katholischer Geistlichen, 1 Priesterseminar, 12 Realschulen, 1400 lutherische und 787 katholische Volksschulen mit etwa 3000 Lehrern und 240000 Schülern, 1 Kriegsschule, 1 Thierarzeischule, 1 Kunst- und Gewerbschule, 1 Katharinenstift zur Bildung der weiblichen Jugend, 1 Taubstummen- und Blindenanstalt zu Gmünd, ein landwirthschaftliches Institut zu Hochheim, 1 Verein für Vaterlandskunde und 1 statistisch-geographisches Bureau, 1 landwirthschaftlichen Verein, 1 Kunstverein und 1 Handels- und Gewerbverein, viele Wohlthätigkeitsanstalten, als: Waisenhäuser, 1 Zuchthaus, 1 Irrenhaus, Arbeitshäuser und 1 Festungsstrafanstalt. Das Königreich wird seit dem 30. Oct. 1816 durch den König Wilhelm I. regiert, welcher seinem Volke nach der Verfassungsurkunde vom 25. Sept. 1819 und dem Hausgesetze 1818 eine feste Verfas-

Digitized by Google

sung gab. Nach derselben ist die Gewalt des Königs durch die Landstände beschränkt, welche alle 3 Jahre zusammenberufen werden und sich in 2 Kammern, nämlich in die der Standesherren und die der Abgeordneten, theilen. Zur ersten Kammer gehören die Prinzen des königlichen Hauses, die Häupter der fürstlichen und gräflichen Familien, die ehemals deutsche Reichsstandschaft besaßen, und die vom Könige erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitglieder; zur zweiten Kammer gehören 13 Abgeordnete der Ritterschaft, die 6 protestantischen Generalsuperintendenten, der katholische Bischof und 2 katholische Geistliche, der Kanzler der Universität, 7 Abgeordnete der Städte und ein Abgeordneter aus jedem Oberamtsbezirke. Diese Landstände berathen die vom Könige ausgehenden Gesetzesvorschläge; dagegen hat aber der König allein die vollziehende Gewalt, besetzt alle Staatsämter, erklärt Krieg und schließt Frieden. Unter ihm steht unmittelbar der geheime Rath als höchste berathende Behörde; die geheime Cabinetskanzelei und 6 Ministerien: der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz (welchem das Obertribunal, die Kreisgerichtshöfe, die Oberämter und Ortsgerichte untergeben sind), des Innern, des Kirchen- und Schulwesens (unter dem das protestantische Consistorium, der katholische Kirchenrath, der Studienrath, die Commission für das israelitische Kirchen- und Schulwesen, das Medicinalcollegium, der Oberbaurath und die Stadtdirection in Stuttgart stehen), des Krieges, der Finanzen (dem die Oberrechnungskammer, das Steuercollegium, der Forstrath, Bergrath und die Finanzkammern der einzelnen Kreise untergeordnet sind) und der Polizei sind die höchsten Verwaltungsbehörden. In der engern Bundesversammlung hat der König (die 6.) 1 Stimme, 4 Stimmen im Plenum und ernennt 2 Spruchmänner zum Schiedsgerichte. W. hat 3 Orden: den Orden der würtembergischen Krone in 3 Classen, statt des seit 1806 bis 1818 bestandenen Civilverdienstordens; den Militairverdienstorden in 3 Classen, den blos Officiere erhalten, und den Friedrichsorden, für Civil und Militair, in 1 Classe, 1830 vom regierenden Könige zum Andenken des Königs Friedrich I. gestiftet. Die jährliche Staatseinnahme von 1832—1835 betrug 31015986 Gulden 57 Kreuzer, die Ausgabe 27857630 Gulden 53 Kreuzer, die Staatsschuld belief sich am 30. Juni 1835 auf 25792054 Gulden und hatte von 1832—1835 um 900145 Gulden abgenommen. Die Landmacht mit der Reserve besteht jetzt aus 16824 Mann, davon sind aber nur 4906 im Dienste. Es sind vorhanden: 8 Regimenter Infanterie, 4 Regimenter Cavallerie, 3 Fuß- und 3 reitende Artilleriecompagnien, außerdem 1 Leibgarde zu Pferde, 1 Feldjägerschwadron, 2 Compagnien Train, 1 Compagnie Sappeurs, 2 Garnison- und 1 Invalidencompagnie. Festungen hat W. blos 2: Hohen-Asperg und Freudenstadt. Das Bundescontingent, welches die 1. Division des 8. Armeecorps bildet, beträgt 13955 Mann. Das Königreich ist in kirchlicher Hinsicht in 6 protestantische Generalsuperintendenzen und 48 Decanate mit 870 Pfarreien und 918 Geistlichen, in ein katholisches Bisthum und 28 Decanate (Landcapitel) mit 637 Pfarreien, 882 Geistlichen und in 13 Rabbinatsbezirke mit 41 Kirchengemeinden; in politischer Hinsicht aber seit 1817 in 4 Kreise getheilt, als den Neckarkreis, Schwarzwaldkreis, Jaxtkreis und Donaukreis. I. Der Neckarkreis enthält 61 □M. mit 435100 Einw. und ist eingetheilt in 17 Oberämter, mit Ausnahme der Hauptstadt des Landes. Darin: Stuttgart (s. d. Art.); Ludwigsburg, zweite Residenz und dritte Hauptstadt, Sitz der Kreisregierung und der Finanzkammer, mit 10000 Einw., prächtigem Schlosse mit Ordenskapelle, einer Gemäldegallerie und schönem Parke, Zeughaus, Prinzenpalais, 2 Waisenhäusern, Zuchthaus, Kanonengießerei, Lyceum, Kriegs- und Realschule, großer königlicher Tuchfabrik, Bijouterie-, Leder-, Tuch-, Woll-, Tressen-, Nadel-, Wachstuch- u. a. Fabriken; die Lustschlösser Monrepos und Favorite; Markgröningen, 2700 Einw., hat jährlich ein bekanntes Volksfest, den Schäfer-

Digitized by Google

markt genannt; Laufen, 3900 Einw., Felsenschloß und Weinbau; Weinsberg (s. d. Art.); Marbach, 2000 Einw., Geburtsort Schiller's 1759; Waiblingen, 2800 Einw.; Kannstadt, Sitz des Decans aller Reformirten des Landes, 3700 Einw., Trümmer des Schlosses Würtemberg, Tabaksfabriken, Kattundruckereien und Sauerbrunnen; Weil, 1700 Einw., Fabriken (Kepler's Geburtsort); Heilbronn, ehedem freie Reichsstadt, mit 10200 Einw., Schloß (ehemals Waisenhaus, Rathhaus, deutschem Haus (jetzt Caserne), Gymnasium mit großer Bibliothek, Schullehrerseminar, Kunstschule, Archiv, Bleiweiß-, Tabaks-, Farben-, Papier-, Hagel- u. a. Fabriken, Weinbau, Handel mit Gyps, der hier gebrochen wird, und großen Steinen zu Statuen (in einem Thurme der Hauptkirche saß 1525 Götz von Berlichingen gefangen); Eßlingen, mit 6300 Einw., alter Burg, Pädagogium, Hauptschullehrerseminar, Leinen- und Wollfabriken und Weinbau, berühmter Champagnerfabrik; Backnang, mit 3200 Einw. und bedeutenden Roßmärkten; Löwenstein, 1100 Einw., Ruinen des gleichnamigen Schlosses und Bad; Plieningen, 1000 Einw., starke Leinweberei, in der Nähe das Schloß Hohenheim mit der seit 1821 gestifteten großen Landwirthschafts- und Forstlehranstalt, und Klein-Hohenheim, mit königlicher Schweitzerei und Pferdegestüt; Feuerbach, 2100 Einw., Ruinen der Burg Frauenburg; Maulbronn, Seminar, Generalsuperintendentur und Colloquium 1564, in der Nähe Waldenser-Dörfer; Besigheim, 2200 Einw., mit dem besten Weine am Felsenberge Schalkstein; Neuenstadt, 1300 Einw., Schloß, einst Sitz einer längst ausgestorbenen Linie des würtembergischen Hauses; Mundelsheim, 1500 Einw., und Obristenfeld, 1300 Einw., trefflicher Weinbau; Murhardt, 2000 Einw., ehemalige Abtei, vor der Stadt der St. Walderichhügel, einst berühmter Wallfahrtsort; Fellbach, mit 2800 Einw. und dem berühmten lämmeler Wein; Leonberg, 1900 Einw., Geburtsort Schelling's 1775; Jaxtfeld, Flecken und Dorf, mit dem reichen Salzwerke Friedrichshall (150000 Centner); Hohenasperg; Clemenshall, Saline (= 80000 Centner). — II. Der Schwarzwaldkreis enthält 88 □M. mit 420000 Einw. und ist in 17 Oberämter getheilt. Darin: Reutlingen, ehemalige freie Reichsstadt, Hauptstadt und Sitz der Kreisregierung und der Finanzkammer, mit 10000 Einw., Lyceum, Bibliothek, Pulver- und Papiermühle, Leder- u. a. Fabriken und Weinbau (1377 Graf Ulrich geschlagen); Rottweil, mit 3300 Einw., Lyceum, katholischem Convicte, Zeichnenschule, großem Kaufhause, Flachsbau und Handel nach der Schweitz, in der Nähe die Ruinen Hohenberg und die Abtei Rottenmünster; Pfullingen, 3500 Einw., Schloß, Papiermühlen, Bortenwirkerei, Wollweberei, Obst- und Weinbau, in der Nähe die Tropfsteinhöhle, das Nebelloch; Urach, 2900 Einw., Messerfabrik und vorzügliche Leinwandmanufactur, in der Nähe die Ruinen des alten Bergschlosses Hohen-Urach und des Klosters Güterstein; Rottenburg mit der Altstadt Ehningen, 5800 Einw., Schloß, katholischem Bischofe, Generalvicariat und Priesterseminar; Tübingen, zweite Hauptstadt des Reiches, Sitz der ehemaligen Grafen von Tübingen, des Oberappellationsgerichtes, mit 800 Häusern, 8200 Einw., 1 Schloß, 4 Kirchen (worunter die St. Georgen- oder Stiftskirche mit der Fürstengruft), Hospital, Lazareth, einer 1477 vom Grafen Eberhard gestifteten Universität mit 813 Studenten, protestantisch-theologischem Seminar, katholischem Seminar, Bibliothek von 30000 Bänden, Sternwarte, martinianischem Stift oder Neu-Bau, Klinikum, anatomischem Theater, Münz-, Naturalien-, physikalischen Cabinetten, botanischem Garten, chirurgischen, Hebammen- und Thierarzneischulen, Irrenanstalt, dem 1588 vom Herzoge Ludwig gestifteten Collegium illustre, Bibelgesellschaft und einer anatolischen Schule, starkem Obst- und Weinbau, Wollfabriken und starkem Handel mit Obstbäumen,

Digitized by Google

Zwiebeln und Sämereien. In der Nähe der Stadt liegt das alte Bergschloß Hohentübingen mit einem tiefen Brunnen und Felsenkeller, das Jagdschloß Babenhausen, das Bläsibad, das Waldhörnlein, Lustenau und das Dorf Gönningen mit 2000 Einw. und Obstplantagen; Kalw, 4000 Einw., Wollfabriken, Gerberei und Handel, Trümmer der ehmals berühmten Abtei Hirschau; Sulz, 3000 E., mit Salzwerk (= 4000 Centner), auf welchem zugleich Magnesia, Glaubersalz ꝛc. bereitet wird; Freudenstadt, auf einem Felsen, mit 3400 Einw., einigen Festungswerken, Granatschleiferei, Tuchweberei, Nagelschmieden, Sauerkleesalzfabriken und Viehhandel, in der Nähe Eisenwerke, Pottasch-, Pech-, Theer-, Salmiak-, Scheidewasser- und Terpentinölbereitung; Nagold, mit 1700 E. und Gesundbrunnen; Wildbad (s. d. Art.), mit 1600 E. und warmen Bädern, in der Nähe der wilde See; Bahlingen, 3100 Einw., in der Nähe Schwefelbad; Tuttlingen, mit 4500 Einw., Katharinenstift seit 1819, Woll- u. a. Fabriken, Handel (Schlacht 1643), über der Stadt die Ruinen des Schlosses Honberg und in der Nähe Ludwigsthal, eine königliche Eisenhütte; Baiersbronn, große sehr zerstreut wohnende Gemeinde mit 3000 Einw. und Glashütte; Rosenfeld, 1100 Einw.; Dornhan, 1100 Einw., Mineralquelle; Oberndorf, 1350 Einw., königliche Gewehrfabrik und Gerberei; Schwenningen, Dorf mit 3000 Einw., Neckarquellen (2150 Fuß), Erdfall und Hungerbrunnen; Wilhelmshall, neues Salzwerk seit 1824, welches jährlich aus der gesättigten Soole und Steinsalz über 120000 Centner Salz siedet. — III. Der Jaxtkreis enthält 99 □M. mit 352500 Einw. und ist in 14 Oberämter getheilt. Darin: Ellwangen, Hauptstadt, Sitz der Regierung und Finanzkammer, mit 2800 Einw., Schloß, katholisch-theologischem Seminar und Gymnasium, Wachsbleichen und Pfannenschmieden; Aalen, 2700 Einw. und Eisenwerke in der Nähe; Hall, ehemalige freie Reichsstadt mit 6600 Einw., schönem Rathhause, großer Hauptkirche mit Denkmälern, Gymnasium, 2 Bibliotheken, in der Nähe das Salzwerk Wilhelmsglück (jährlich 150000 Centner) und das vormalige Ritterstift und jetzige Invalidenhaus Comburg; Mergentheim, 2500 Einw., Gymnasium, ehemals Sitz des deutschen Ordens; Heidenheim, 2100 Einw., Messingdrathzug und Leinwandhandel; Schorndorf, Schloß und 3500 Einw.; Gmünd oder Schwäbischgmünd, ehemals freie Reichsstadt, mit 3400 E., Blinden- und Taubstummenanstalt, polytechnischer Schule, Baumwoll- und unächt Gold- und Silberfabriken; Dischingen, Marktflecken mit großem Residenzschlosse des Fürsten von Thurn und Taxis und 1000 Einw.; Öhringen, mit dem Residenzschlosse des mediatisirten Fürsten von Hohenlohe-Öhringen und 3100 Einw.; in der Nähe das Schloß Friedrichsruhe; Waldenburg, mit Schloß, 1100 Einw., und Kupferzell, Marktflecken, 1200 Einw., mit dem Residenzschlosse des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst; Lorch, 1600 Einw., ehemals berühmtes Kloster, dessen Kirche mehrere Grabmäler der Hohenstaufen enthält und ein Hauptpunkt der großen Römerschanze (Teufelsmauer, Pfahlgraben ꝛc.); Wäschenbeuren, Flecken mit altem Schlosse, Sitz Friedrich's von Beuren, des Stammvaters der Hohenstaufen, mit 1100 Einw.; Bartenstein, 1100 Einw., Residenzschloß; Kirchberg, 1400 Einw., Residenzschloß mit sehenswerthen Kunst- und Alterthumssammlungen; Weikersheim, 2100 Einw., Weinbau und Jagdschloß Karlsberg; Niedernhall, mit 1500 Einw. und Salzquelle, deren Soole im Dorfe Weißbach versotten wird (= 3000 Centner). — IV. Der Donaukreis enthält 111 □M. mit 360700 Einw. und ist in 16 Oberämter getheilt. Darin: Ulm (s. d. Art.); Biberach, mit 4600 Einw., Gymnasium, Leinwand-, Tuch-, Kattun-, Barchentweberei, Gesundbrunnen, Schlacht 1796; Ehingen, mit 2700 E., Gymnasium, schöner Stiftskirche, Türkischrothfärberei und Baumwollspinnerei;

Digitized by Google

Geislingen, mit 2100 Einw., berühmten Drechslerarbeiten und andern Waaren aus Holz und Knochen, Röthelbad und Ruinen der Burg Helfenstein; Blaubeuern, mit 1800 Einw., theologischem Seminare, schönen Bleichen, Leinweberei, Papier- und Graupenmühlen, Quellen der Blau im Blautopf, einem 60 Fuß tiefen Schlunde, Marmor in der Umgegend und Bergruinen; Buchhorn, jetzt Friedrichshafen, seit 1811 Hafen, mit 900 Einw., Schloß, Spedition und Dampfschifffahrt nach der Schweitz; Wangen, 1300 Einw., Eisenhämmer, Pfannen- und Waffenschmiede, Papiermühlen; Kirchheim, mit 4500 Einw., königlichem Schlosse, Baumwoll- und Kartenfabrik; Weilheim, mit 3200 Einw., uralter Kirche und Ruinen der alten Limburg; Hohenstaufen, mit 1000 Einw. und der Ruine des Schlosses gleiches Namens; Buchau, ehemalige Reichsstadt und Abtei mit schöner Kirche, und 1200 Einw.; Sontheim, Dorf von 460 Einw., in dessen Gegend das sontheimer Erdloch; Ehrenfels, Schloß, in der Nähe die Friedrichshöhle. — Geschichte. — Die älteste Geschichte des jetzigen Königreichs W., dessen Name, jedoch unter sehr verschiedener Form und Schreibart, schon in den ältesten Urkunden erwähnt wird und von dem alten Stammschlosse der Grafen von W. in der Nähe von Stuttgart herrührt, verliert sich in dem Dunkel der Sage, so daß sich kaum etwas darüber mit einiger Gewißheit bestimmen läßt. Verschiedene Nachrichten verlegen den Ursprung des Geschlechtes der ehemaligen Grafen von W. bald zu Anfang des VI. und bald in die Mitte des VIII. Jahrhunderts; wie dem aber auch sei, so erhält doch die Geschichte derselben erst unter dem Grafen Ulrich I. (VI.) mit dem Daumen, welcher vom Jahre 1240—1265 regierte, größere Bedeutung und ein allgemeineres Interesse. Ulrich wurde in mannigfache Kämpfe für und gegen die damaligen Doppelkönige von Deutschland verwickelt, errichtete das Stift zu Beutelspach und hinterließ seine Besitzungen seinen beiden Söhnen, Ulrich II. (VII.) und Eberhard II. (VI.) dem Erlauchten, welche vom Jahre 1265—1279 gemeinschaftlich regierten, worauf Eberhard II. die Regierung bis 1325 allein übernahm. Er war ein kräftiger, kriegerischer Fürst, widersetzte sich der Wahl Rudolph's von Habsburg zum deutschen Kaiser, führte deßhalb mehrere Kriege gegen ihn, die endlich gütlich beigelegt wurden, schloß sich aber an Rudolph's Sohn, Albrecht I., freiwillig an und trug wesentlich zum Sturze Adolph's von Nassau bei (1298), wofür er von Ersterm so reichlich belohnt wurde, daß er seine Besitzungen durch neuen Ankauf beträchtlich erweitern konnte. Da er nach Albrecht's I. Tode Heinrich von Luxemburg ebenfalls nicht als König anerkennen wollte, wurde er in die Reichsacht erklärt und endlich zur Flucht genöthigt; allein nach Heinrich's VII. baldigem Tode erlangte er sein früheres Ansehn wieder und nahm nun abwechselnd an den Kämpfen Friedrich's von Östreich und Ludwig's von Baiern Theil, zu welchem er nach der Schlacht bei Mühlberg übergetreten war. Sein Sohn und Nachfolger, Ulrich III. (1325—1344), vergrößerte sein Land durch neuen Gewinn, wurde 1344 auf der Rückreise von Metz ermordet und hinterließ die Herrschaft seinen beiden Söhnen, Ulrich IV. und Eberhard III. (s. d. Artt.), genannt der Greiner oder der Rauschbart, welche vom Jahre 1344—1361 gemeinsam regierten, worauf Eberhard sich bis zum Jahre 1392 die Herrschaft allein anmaßte. Von seinem bedeutenden Einflusse auf die Angelegenheiten des Reiches zeugt der Umstand, daß Karl von Böhmen dessen Stimme zu seiner Kaiserwahl und zu derjenigen seines Sohnes mit großen Summen erkaufte; übrigens gerieth er in Fehden mit den schwäbischen Städten und dem Reiche selbst. Obgleich anfangs Sieger wurde doch bald darauf sein Sohn Ulrich in der Schlacht bei Reutlingen geschlagen und verdankte seine Rettung aus einer harten Belagerung in Stuttgart nur der Hülfe des für sein Interesse fechtenden Löwenbundes. In einem 1388 von Neuem ausgebrochenen Kriege gewann indeß Eberhard nach der

Digitized by Google

siegreichen Schlacht bei Döffingen, in welcher sein Sohn Ulrich fiel, alle verlorenen Besitzungen wieder, die er durch neuen Ankauf vergrößert seinem Enkel Eberhard IV., dem Milden (1392—1417), hinterließ, dessen öftere Geldverlegenheiten den Ständen zur Befestigung und Ausbildung der Verfassung Veranlassung gaben. Ihm folgte im Jahre 1417 sein Sohn, Eberhard V. der Jüngere, welcher durch Vermählung die Grafschaft Mömpelgard an sich brachte und bei seinem baldigen Tode 1419 die Regierung seinen beiden unmündigen Söhnen, Ludwig I. und Eberhard VI., unter Vormundschaft ihrer herrschsüchtigen Mutter übergab. Nach erlangter Volljährigkeit regierten sie noch bis 1441 gemeinsam, theilten aber alsdann das Land in die uracher und neufer Linie und Ludwig, der bis 1450 lebte, hinterließ seinen Besitz seinen Söhnen, Ludwig II. (1450—1457) und Eberhard VII. dem Bärtigen (s. d. Art.) (1450—1496), welche bis zu Ludwig's Tode gemeinsam herrschten, worauf Eberhard (1457) allein und zwar so ausgezeichnet regierte, daß er die Achtung aller deutschen Fürsten und die Liebe seiner Unterthanen in hohem Grade gewann. Er gründete 1477 die Universität zu Tübingen und schloß 1473 einen Familienvertrag zu Urach, der in der Folge zu Münsingen (1482) und zu Eßlingen (1492) seine dauernde Bestätigung erhielt und welchem gemäß das Land nie wieder getheilt, sondern immer von dem Ältesten der Familie allein regiert werden sollte. Auf dem Reichstage zu Worms (1495) wurde Eberhard der Bärtige vom Kaiser Maximilian zum Herzoge erhoben, zum Reichssturmfahnenträger ernannt und sein Land zu einem freien untheilbaren Reichslehen erklärt. Herzog Eberhard I. starb 1496 und ihm folgte Eberhard II. aus der neufer Linie, der das Land in Schulden stürzte und selbst mehrere Städte desselben verkaufen wollte; allein da ihm alsbald die Stände mit Genehmigung des Kaisers den Gehorsam aufkündigten, entsagte er gegen einen Jahrgehalt der Regierung und starb in Gefangenschaft (1504). Wegen der Geistesschwäche seines Bruders erkannten nun die Stände den Sohn desselben, Ulrich I. (1498—1555), als Herzog an, während dessen Minderjährigkeit W. an einem blutigen Kriege gegen die Schweitz Theil nahm und unter dessen Regierung das Land viel zu dulden hatte. Er starb jedoch noch vor Auflösung der vielen Zeitspaltungen (1550) und ihm folgte sein Sohn Christoph (s. d. Art.), einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit. Ihm folgte (1568) sein noch unmündiger Sohn Ludwig, der sich auch nach dem selbstständigen Antritte seiner Regierung (1578) gleichgültig, träge, verschwenderisch und bausüchtig zeigte. Er stiftete jedoch in Tübingen ein Collegium für die Rechtswissenschaft und da er im Jahre 1593 kinderlos starb, so folgte ihm Friedrich I., aus der Linie W.-Mömpelgard, ein thätiger, kraft- und einsichtsvoller, aber auch willkührlicher und verschwenderischer Fürst, welchen nur seine Schuldenlast, zu deren Erleichterung er des guten Willens der Stände dringend bedurfte, von einem Bruche des tübinger Vertrages abhielt. Von der noch seit dem Vertrage von Kadan (1534) anerkannten Oberlehnsherrlichkeit von Östreich kaufte er sich mit 400000 Gulden los und erweiterte seinen Besitz durch bedeutende Ankäufe. Sein unentschlossener, beschränkter und träger Sohn, Johann Friedrich, ließ sich ganz von Geistlichen leiten, deren Einfluß sein Vater völlig beseitigt hatte, und gab dadurch den politischen und kirchlichen Zwistigkeiten der Protestanten noch mehr Nahrung. Auch veranlaßten die rücksichtslosen schriftlichen Schmähungen des Kaisers von Seiten seiner Theologen das Einrücken eines kaiserlichen Heeres unter Wallenstein in sein Land, welches noch außerdem durch Mißwachs, Wucher und schlechte Münze in das größte Elend gestürzt war. Aus Kummer hierüber starb im Jahre 1628 der Herzog und hinterließ die Regierung seinem Sohne, Eberhard III. Sein Vater hatte jedoch, dem tübinger Vertrage zuwider, seinen beiden Brüdern Mömpelgard, die burgundischen Herrschaften, Brenz und Weiltingen

Digitized by Google

abgetreten, so daß Eberhard blos das Stammland W. erhielt und es anfangs unter Vormundschaft regierte, welche zwar den Wohlstand des Landes durch Sparsamkeit und Anlegung von Getreidemagazinen zu heben suchte, aber die Interessen des Volkes durch die strenge Ausführung des Restitutionsedicts (1629) so wie durch den Druck und die Brandschatzungen der liguistischen Truppen aufs Neue gefährdet sah, und nur die Annäherung der Schweden unter Gustav Adolph, an den sich W. anschloß, befreite das Land von seinen Peinigern. Kaum hatte jedoch Eberhard die Regierung (1634) selbst angetreten, so besetzten schon in demselben Jahre die Kaiserlichen nach der Schlacht bei Nördlingen W. von Neuem und sogen es 7 Jahre lang mit schonungsloser Wuth aus. Das Unglück des Landes wurde nur noch vermehrt, als 1641 auch die französisch-weimarische Armee in dasselbe eindrang; denn nun wurde es als der Kriegsschauplatz von beiden Parteien verwüstet, bis endlich der westphälische Friede W. die längst ersehnte Ruhe schenkte. Der Herzog, welcher bis dahin im Auslande gelebt hatte, nahm jetzt wieder von seinem Lande Besitz, allein dasselbe glich einer fast menschenleeren Einöde. Leider zeigte sich Eberhard weder thätig, noch kräftig genug, den Wohlstand des Landes wieder zu heben, sondern hing blos seiner Neigung zur Jagd nach und starb 1674. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm Ludwig, welcher aber ebenfalls die Ruhe sehr liebte, und schon 1677 starb, worauf sein unmündiger Sohn, Eberhard Ludwig, seine Stelle ersetzte. Die ihm beigegebene Vormundschaft sah sich wegen der Angriffe Ludwig's XIV. auf Mömpelgard zum Kriege gegen Frankreich genöthigt; das Land wurde unter dem französischen General Melas neuen Verheerungen und Erpressungen Preis gegeben und der 1692 von dem Kaiser für majorenn erklärte Herzog mußte bis zum ryswicker Frieden (1698) als Flüchtling im Auslande leben. Anstatt aber nach seiner Rückkehr die Wunden des Landes zu heilen, stürzte er dasselbe durch rücksichtslose Verschwendung in neue Schulden, nahm als kaiserlicher Feldmarschall an dem spanischen Erbfolgekriege Theil und überließ die Regierung seiner allgewaltigen Maitresse, einem Fräulein von Grävenitz, welche im Cabinette den Vorsitz führte, die Beamtenstellen an den Meistbietenden verkaufte und alle ihr mißfälligen Staatsdiener absetzte. Sie betrieb die Erbauung von Ludwigsluß und stürzte das Land in unsägliche Schulden; als aber das Elend auf das Höchste gestiegen war, befahl ihr der Herzog von Berlin aus, das Land zu verlassen und ließ sie, da sein Befehl unberücksichtigt blieb, endlich im Schlosse Urach so lange gefangensetzen, bis sie alle ihr gemachten Schenkungen wieder herausgegeben hatte. Im Jahre 1733 starb indeß der Herzog und ihm folgte sein Vetter Karl Alexander, der sich im Kriege gegen die Türken und Franzosen ausgezeichnet hatte, aber zur katholischen Kirche übergetreten war. Er sicherte jedoch die protestantische Kirchenfreiheit, ließ die kirchlichen Angelegenheiten durch ein eigenes Ministerium verwalten und suchte mehrere Mißbräuche abzuschaffen; aber er verfuhr auch in der Regierung sehr eigenmächtig und zog sich den allgemeinen Haß durch die Ernennung des Juden Süß-Oppenheimer (s. d. Art.) zu seinem Finanzminister zu. Schon hatten sich gegen diesen und den Herzog geheime Verbindungen gebildet, als Letzterer plötzlich starb. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Karl Eugen (1737—1793), dessen Vormundschaft ein strenges Gericht über den Juden Süß und seine Anhänger ergehen ließ. Kaum hatte aber der Herzog im Jahre 1744 die Regierung selbstständig angetreten, so erschöpfte er bald durch prunkvolle Hofhaltung, eine kostspielige Oper, weite Reisen, prachtvolle Bauten und Maitressenwirthschaft die Kräfte des Landes, gerieth in Zwistigkeiten mit den Ständen, in Uneinigkeit mit seiner Familie und steigerte die Finanzverwirrung auf das Höchste, welche durch seine Theilnahme am 7jährigen Kriege, nach dessen Beendigung er das zahlreiche Heer beibehielt, noch vermehrt wurde. Endlich sahen sich die Stände genöthigt, die Vermittelung fremder Höfe nachzusuchen und hauptsächlich durch Preußens Be-

Digitized by Google

mühungen kam 1770 ein Vertrag zu Stande, welcher eine Einschränkung der Truppen und Ausgaben zur Folge hatte. In demselben Jahre nöthigte aber Mißwachs und darauf folgende Hungersnoth und Theuerung viele Würtemberger, ihr Land zu verlassen und sich im südlichen Rußland anzusiedeln. Der Herzog selbst aber, nunmehr zu besserer Einsicht gelangt, befleißigte sich einer weisen Sparsamkeit und der Gründung nützlicher Anstalten; so stiftete er im Jahre 1772 die hohe Karlsschule, vermehrte die Hofbibliothek und erweiterte die Akademie der bildenden Künste. Von nun an beförderte er Künste und Wissenschaften, ermunterte Handel und Gewerbfleiß, begünstigte den Acker- und Weinbau, legte Kunststraßen an und verbesserte alle Zweige der Verwaltung, schändete leider aber auch sein Andenken durch den Verkauf mehrerer Regimenter an die Holländer (1787), welche dieselben in ihre Colonie nach Afrika überführten. Dem Kinderlosen folgte nach seinem Tode (1793) sein Bruder, Ludwig Eugen, welcher sich mit ihm erst auf seinem Todtenbette versöhnte, die Karlsakademie wieder aufhob und sein Heer bedeutend vermehrte. Da indeß auch er im Jahre 1795 kinderlos starb, so folgte Beiden der dritte Bruder, Friedrich Eugen, welcher mit den 1796 in sein Land siegreich eingedrungenen Franzosen am 7. August den Frieden zu Paris schließen mußte, zu Folge dessen er sich zu schweren Opfern bereit zu erklären genöthigt war. Er starb jedoch schon 1797 und ihm folgte sein Sohn, Friedrich II. Wilhelm Karl, welcher 1803 zum Churfürsten und 1806 als Friedrich I. (s. d. Art.) zum Könige erhoben wurde. Ihm folgte sein Sohn, Wilhelm I. (s. d. Art.), welcher von seinem Vater die Zwistigkeiten mit den Ständen erbte und noch mehrere Jahre fortsetzte. Schließlich erwähnen wir nur noch, daß das constitutionelle Leben Würtembergs, ungeachtet mancher erfreulichen Erscheinung, sich bis jetzt keineswegs zu voller Blüthe entwickelt hat. 81.

Würtemberger Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnet man nach Gulden zu 60 Kreuzer à 6 Heller oder zu 15 Batzen im 24 Guldenfuß. 1 Gulden hat auch 20 Kaisergroschen oder 28 Schilling und 1½ Gulden gehen auf 1 Thaler. Wirklich geprägte Münzen sind: a) in Gold. Ganze und halbe Karolinen à 11 und 5½ Gulden, 18 Karat 6 Grän fein, $190\frac{2}{10}$ holl. Aß schwer und 6 Thlr. 9½ Gr. Conv. werth. Ducaten à 5 Gulden, 23 Karat 8 Grän fein, 74½ holl. Aß schwer und 2 Thlr. 22 Gr. Conv. werth; b) in Silber. Kronenthaler zu 2 Gulden 42 Kreuzer. Conventionsthaler zu 2 Gulden 24 Kreuzer. Gulden zu 1 Gulden 12 Kreuzer. Zwanzigkreuzer zu 24 Kr., Zehnkreuzerstücke zu 12 Kr. und Fünfkreuzerstücke zu 6 Kr. im 24 Guldenfuß. Groschen zu 3 Kreuzer und Kreuzerstücke. — II. Längenmaß. 1 Fuß oder Schuh = 10 Zoll = 100 Linien = 127 pariser Linien. 1 Elle = $272\frac{3}{10}$ pariser Linien; 1 Ruthe = 10 Fuß. — III. Flächenmaß. 1 Morgen = 384 Quadratruthen = 38400 Quadratfuß = 29868½ par. Quadratfuß. 1 Jauchert, Mannsmahd, Tagewerk = 1½ Morgen. — IV. Cubikmaß. 1 Cubikruthe = 1000 Cubikfuß = 1000000 Cubikzoll = 1000000000 Cubiklinien. — V. Getreidemaß. 1 Simri = 1116⅔ par. Cubikzoll. 1 Scheffel hat 8 Simri oder 32 Vierling oder 256 Ecklein oder 1024 Viertelein. — VI. Flüssigkeitsmaß. 1 Fuder hat 6 Eimer oder Ohm; 1 Eimer hat 16 Imi oder 160 Maß oder 640 Quart oder Schoppen. 1 Hellaichmaß = $92\frac{61}{100}$; 1 Trübaichmaß = $96\frac{66}{100}$ und 1 Schenkmaß = $84\frac{19}{100}$ par. Cubikzoll. — VII. Gewicht. a) Handelsgewicht. 1 Centner = 104 Pfund. 1 Pfund = 32 Loth = 128 Quentchen = 9732 holl. Aß. b) Gold- und Silbergewicht. 1 Mark = 4866 holl. Aß. c) Apothekergewicht. 1 Pfund = 12 Unzen = 96 Drachmen = 288 Scrupel = 5760 Gran. 26.

Würzburg, Hauptstadt des Untermainkreises, Sitz eines Bischofs, des Generalcommissariats und Appellationsgerichts, in einem großen Kessel von Wein-

Digitized by Google

bergen umgeben, die an 7000 Morgen enthalten, durch den 300 Schritt breiten Main, über welchen eine lange steinerne Brücke von 8 Bogen und mit 12 colossalen steinernen Heiligenstatuen geziert führt, in die eigentliche Stadt am rechten und das Mainviertel am linken Ufer des Flusses getheilt, ist befestigt, wird durch die Citadelle Marienberg oder Frauenburg, welche die ganze Stadt beherrscht, vertheidigt, ist aber unregelmäßig gebaut und hat 6 Thore, mehrere breite und gerade, aber auch viele krumme und enge Straßen, 1937 massive Häuser, 22700 Einw. (ohne Militair und Studenten), 33 Kirchen, 12 größere und kleinere Hospitäler, Waisen- und Arbeitshäuser, 1 Theater, eine 1403 zuerst gestiftete und 1582 wiederhergestellte Universität mit reicher Bibliothek, einem physikalischen, Naturalien-, Mosaik- und Kunstcabinette, Thierarzneischule und klinischen, technischen und musikalischen Anstalten, ein Priester- und Schullehrerseminar, Gymnasium, höhere Bürger- und Elementarschulen, lateinische Schule zum neuen Münster, protestantische Schule, Hebammenschule, Ursulinerkloster mit einem Mädchenpensionat, Centralindustrieschule mit praktischem Unterrichte im Spinnen, Nähen, Stricken, Gartenbau ꝛc., eine musikalische Akademie, ein polytechnisches Institut, im Jahre 1823 von 923 Schülern besucht und aus dem schon mehrere vortreffliche Künstler hervorgegangen sind; ferner 1 Anstalt zur Heilung von Krüppeln (Heine's orthopädisches Institut), 1 Blindenanstalt, 2 Collegiatstifter, eine philosophisch-medicinische Gesellschaft, eine Gesellschaft zur Beförderung und Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, ein merkwürdiges Cabinet von Naturalien, Holz- und Mosaikarbeiten von Federn, Schmetterlingsflügeln, Moos und Baumrinde, Museum oder Lesegesellschaft, 3 Buchhandlungen, 4 Druckereien; Tuch-, Hut-, Leder-, Tabaks-, Spiegel-, Lack-, Stärke- und viele andere Fabriken, Weinsteinsiederei, starken Weinbau, Mainhandel und sehr lebhafte Mainschifffahrt. Zu den merkwürdigsten Gebäuden der Stadt gehören: das königliche Schloß, 1720 vom Grafen von Schönborn als Fürstbischof von W. nach dem Muster des versailler gebaut, 270 Fuß lang und bis an das Dach 60 Fuß hoch, ein längliches Quadrat mit 2 vorspringenden Flügeln, 6 Höfen, 284 Zimmern, einem prächtigen Marmor- oder Kaisersaale, einer weiten schönen Treppe mit Frescogemälden von Tiepolo, Kellern für 2200 Fuder Wein, schöner Hofkapelle und Hofgarten; die große Domkirche mit 4 Thürmen, vielen Denkmälern und der prächtigen Schönborn'schen Kapelle; die Neumünsterkirche mit den Reliquien des heiligen Kilian, eines der ersten Heidenbekehrer in Deutschland; die prächtige Johanniskirche im Haug, der Peterskirche zu Rom ähnlich und mit einer majestätischen Kuppel; die Michaelis- oder Jesuitenkirche, ein einfaches, schönes Gebäude; die Universitätskirche mit der Sternwarte auf dem majestätisch sich erhebenden Thurme; das große Juliushospital, wegen seines großen Umfanges, seiner Kirche, Anatomie, des botanischen Gartens, des obengenannten orthopädischen Instituts, seiner Sammlungen und Einrichtung sehenswerth; das schöne Gebäude der Harmonie mit trefflichem Saale; das Zeughaus; die Casernen; die Stückgießerei und das neue Zuchthaus. Am Abhange der Festung Marienberg oder Frauenburg, bis 1720 Residenz der Bischöfe, mit 4 Thürmen, Casematten, Zeughause, Kirche, einem großen Weinkeller für 1536 Fuder und Salpeterplantage, wächst der berühmte Leistenwein, so wie auf dem gegenüberliegenden Steinberge der Steinwein. In der Nähe liegt der Nikolaiberg mit einer besuchten Wallfahrtskirche und Dorf Veitshöchheim, Himmelspforten, die Mochen und Vogelburg, welche letztere Örter vorzüglich Vergnügungsörter sind. — Das ehemalige Bischofthum Würzburg von 90 □M. ward 741 gestiftet und fiel, nachdem es 1801 säcularisirt war, an Baiern. 1805 erhielt es der damalige Churfürst von Salzburg durch den preßburger Frieden als Churfürstenthum; 1806 ward es zum Großherzogthume erhoben, fiel aber 1813 an Baiern zurück. In der Stadt W.

Digitized by Google

selbst residirten seit 752 bis 1802 die Fürstbischöfe und vom Jahre 1806—1814 die Großherzöge von W. Zuletzt war die Stadt Residenz des Kronprinzen (jetzigen Königs) von Baiern. 71.

Wüthendes Heer, s. Heer.

Wundarzneikunde, s. Chirurgie.

Wunde, lat. vulnus; franz. plaie; engl. wound, hurt, ist eine durch eine äußere mechanische Gewalt herbeigeführte Trennung des organischen Zusammenhanges der Theile des thierischen Körpers. Je nach der Lage, der Größe, der Tiefe der W., je nach den Theilen, die sie betroffen hat, je nach den Instrumenten, die sie hervorgebracht haben ꝛc., findet eine große Verschiedenheit derselben statt. Wir betrachten zuerst die einfachen Wunden. Wenn eine solche durch ein schneidendes Instrument verursacht ist, so entsteht Schmerz, Blutung; die getrennten Theile klaffen aus einander und gerathen bald in Entzündung; der Schmerz rührt von der Trennung zahlreicher Nervenfäden, so wie von der Spannung anderer in den getrennten Theilen befindlichen Nervenfäden her; er hängt ferner von der größern oder geringern Reizbarkeit des Kranken ab; so ist er heftiger bei Operationswunden, als bei W., die unerwartet, wie z. B. im Gefechte, entstehen, wo er zuweilen kaum gefühlt wird. Dieser Schmerz verschwindet in der Regel bald nach der Verwundung und hört zuweilen völlig auf; an seine Stelle tritt nach einiger Zeit ein anderer, der von der Entzündung herrührt und der entzündliche genannt wird. Das sogleich nach der Verwundung hervorspritzende oder hervorfließende Blut kommt aus den zerschnittenen Haargefäßen, Arterien und Venen. Durch Zusammenziehung derselben oder durch Bildung eines Blutpfropfens hört die Blutung, wenn sie aus kleineren Gefäßen von Statten geht, von selbst auf; bluten größere Gefäße, so muß die Kunst dabei zu Hülfe kommen. Das Klaffen der W. entsteht von der Contractilität der Theile und ist um so größer, je tiefer sie ist. Endlich ist die Entzündung die Folge der Reizung, die die Trennung herbeigeführt hat; sie ist der Weg, den die heilende Natur zur Vereinigung der Theile einschlägt; bei ihrem Eintritte schwellen die Wundränder an, die Umgebungen der W. röthen sich, aus den entzündeten Theilen schwitzt Serum und bald darauf plastische Lymphe aus, die unmittelbar zur Bildung der Narbe dient, oder die endlich dem Eiter Platz macht, unter welchem sich Fleischgranulationen bilden. Neben diesen örtlichen Erscheinungen treten auch solche auf, die eine Theilnahme des Gesammtorganismus an der ihm zugefügten Verletzung seiner Integrität beweisen und sein Streben kund thun, die stattfindenden Störungen wieder auszugleichen. Wir nennen diese Reaction das Wundfieber (febris traumatica). Dabei hebt sich der Puls und wird häufig, das Gesicht wird geröthet, die Augen glänzen, die Haut wird warm, es treten Kopfschmerzen hinzu, die Zunge belegt sich weiß, der Appetit verliert sich, der Durst ist stark; nach einigen Tagen, mit Eintritt der Eiterung, legen sich die Fiebersymptome, die Haut dünstet aus und der Urin setzt einen kritischen Bodensatz ab. Die Gefahr einer Verwundung hängt von einer Menge von Umständen ab. Einfache Wunden heilen schneller bei jungen, gesunden Individuen, als bei schwachen, kachektischen und bejahrten Personen; gleichmäßige Temperatur befördert die Heilung; dagegen heilen Wunden in den Ländern der heißen Zone schwerer als in unserm gemäßigten Erdstriche; endlich heilen Wunden leichter bei Personen, die einzeln in geräumigen Localen liegen, als in mit Verwundeten vollgestopften Lazarethen. Bei der Heilung der Wunden ist zunächst darauf zu sehen, daß die Wundränder einander genähert und unter sich in Verbindung gebracht werden, wodurch häufig eine Verwachsung derselben entsteht. Diesen Vorgang nennen wir die Heilung per primam intentionem oder durch primitive Adhäsion; kann diese Absicht nicht erreicht werden, so tritt eine mehr oder weniger lange dauernde Eiterung ein, die die Heilung per secundam intentionem

Digitized by Google

oder durch secundäre Adhäsion heißt. Will man die primäre Adhäsion versuchen, so muß man eine reine, durch ein scharfes Instrument beigebrachte Schnittwunde vor sich haben, deren Ränder noch bluten, also noch nicht abgestorben sind. Nachdem man sie gereinigt hat, werden sie so sorgfältig wie möglich an einander gelegt und durch Binden, durch die blutige Naht oder durch Pflasterstreifen in ihrer Lage erhalten; nach einiger Zeit adhäriren die Wundränder mittelst einer Substanz von neuer Bildung, die man die Narbe nennt. Man hat auf diesem Wege schon abgehauene Arme, Hände, Finger, Nasen, Ohren ꝛc., die nur noch mit einem Lappen an dem Körper hingen, wieder an denselben vollständig anheilen sehen. Kann man diese unmittelbare Vereinigung nicht erreichen, so geht die W. in den Zustand der Eiterung über. Dieser kann nicht verhütet werden, wenn bei der Verwundung Substanz verloren oder wenn schon längere Zeit vergangen ist, ehe die primitive Vereinigung versucht wurde, oder wenn die Wundränder gequetscht, zerrissen, oder wenn fremde Körper in der W. befindlich sind. In diesem Falle verliert sich nach einigen Tagen die entzündliche Röthe der W., ihre Oberfläche wird livid und bleich und es sickert ein seröser Eiter (s. d. Art.) aus ihr hervor; unter demselben entstehen kleine röthliche Hervorragungen, die Fleischgranulationen oder Fleischwärzchen; nunmehr wird der Eiter gelblich und dick, die Anschwellung der W. sinkt zusammen, die Fleischwärzchen werden platt und bedecken sich mit einem Häutchen; die W. verengt sich dabei, das Häutchen wird fester und stellt endlich die Narbe dar. Das Geschäft des Wundarztes bei diesem Hergange ist, die W. von allen schädlichen Einflüssen, vor Unreinlichkeiten, vor mephitischen Ausdünstungen, vor kaltem Luftzuge, vor Stößen u. dergl. zu bewahren; er muß demzufolge das verwundete Glied in die gehörige Lage bringen und die W. mit einem milden Verbande, der meistentheils aus reiner Charpie besteht, bedecken; dabei hat er die Diät zu regeln, um anfänglich das Wundfieber zu mäßigen, späterhin aber die nöthigen Kräfte, die zur Erzeugung eines guten Eiters erforderlich sind, zu erhalten. — Von den einfachen Schnittwunden sind die Schußwunden bedeutend verschieden, indem immer Contusion (s. d. Art.), zuweilen sogar Zermalmung der Theile neben der gewaltsamen Trennung derselben vorhanden ist. Diese Wunden werden von den mannigfachsten Wurfstücken, als Flinten-, Pistolen-, Kanonenkugeln, von Bomben- und Haubitzgranatenstücken, von Granaten, Kartätschen, Schrot, Ladestöcken, Steinen, beigebracht, welche die mannigfaltigsten Verletzungen, und darunter sehr häufig die der Knochen, zur Folge haben. Die gefährlichsten dieser Wurfstücke sind natürlich die Kanonenkugeln, Bomben- und Haubitzgranatenstücke. Sie zermalmen, selbst wenn sie nur ganz nahe an der Oberfläche des Körpers (Luftstreifschüsse) vorbeigehen, die inneren Theile; treffen sie den Körper wirklich, so ziehen sie sehr oft den Tod oder den Verlust des getroffenen Gliedes nach sich. Außer diesen unmittelbaren Folgen der Schußwunden treten auch nicht selten allgemeine Nervencommotionen ein, die einen tödtlichen Stupor verursachen. Selten tritt sogleich nach erhaltener W. eine Blutung ein, weil die Gefäße zerrissen, gelähmt und zusammengedrückt sind; dagegen erfolgt dieselbe nicht selten vom 10. — 12. Tage, an welchem der Schorf sich loszustoßen pflegt. Häufig enthalten Schußwunden fremde Körper, als die Kugel oder Stücke von Kleidern, Knöpfe, Münzen, Knochensplitter. Es ist Sache des Wundarztes, diese Körper auszuziehen; öfters ist dieses indessen nicht möglich; dann heilt entweder die W. nur unter Zurücklassung einer Fistel oder es bleibt die Kugel wohl gar, ohne daß sie weiter üble Zufälle erregt, im Körper zurück. Die Gefahr, die die Schußwunde herbeiführt, ist in der Regel größer, als die, die nach Hiebwunden zu befürchten ist; sie hängt von der Größe und der Beschaffenheit der W., von der nachfolgenden Blutung, dem entstehenden Brande, so wie von den allgemeinen Zufällen, dem Fieber, das sich nicht selten in ein Faulfieber verwandelt, der Lähmung, dem Wundstarrkrampfe ꝛc. ab. — Ver-

Digitized by Google

giftete Wunden kommen bei uns in Folge des Bisses wüthiger Thiere (s. d. Art. Hundswuth) und der Vipern, der indessen selten tödtlich ist, vor; in neuerer Zeit hat man, namentlich in England, sehr gefährliche, öfters tödtliche Verletzungen, die durch die schneidenden anatomischen Instrumente bei Leichensectionen beigebracht wurden, beobachtet; man hat aber noch nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt, worin der Grund dieser Erscheinung besteht. Endlich gehören noch hierher außer den Stichen der Skorpionen und Taranteln die Bisse vieler Schlangen in Afrika und Amerika, die denen der Viper gleichen, nur daß nach ihnen der Tod häufig schon nach 10—12 Minuten erfolgt, wenn nicht Gegenmittel sogleich in Gebrauch gezogen werden, als deren bestes die Micania guaco, eine in Amerika wachsende Pflanze, empfohlen wird. — — Außer diesen allgemeinen Verhältnissen der W. nehmen noch die Verwundungen der einzelnen Theile und Organe des Körpers eine wichtige Stelle in der Chirurgie ein. Nach den Functionen der Organe, die verletzt sind, regelt sich ihr Verlauf und ihre Erscheinungen, die häufig sehr mannigfaltig und zusammengesetzt sind; eben so hängt von der Wichtigkeit dieser Organe die Gefahr ab, so wie die wundärztliche Behandlung sich meistentheils nach der Art der Störung ihrer Thätigkeit richten muß. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß Verletzungen, selbst der edelsten Theile, leichter geheilt werden können, als die sogenannten inneren Krankheiten derselben Theile, was sich daher erklären läßt, daß jene meistentheils gesunde, kräftige Individuen betreffen, bei denen das Heilbestreben der Natur viel wirksamer ist, als da, wo vorgängige Krankheitsanlagen dasselbe bereits erschöpft haben. — Unter allen Verwundungen dieser Art haben die Kopfwunden, weil sie am Häufigsten vorkommen und das Hirn, das edelste Organ, betheiligen, die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so daß ihre Erscheinungen am Fleißigsten studirt und das für sie passendste Curverfahren am Genausten bestimmt ist. 39.

Wunder, lat. miracula; franz. merveilles; engl. wonders, nennt man außerordentliche Ereignisse, die wir uns aus den gewöhnlichen, uns bekannten Naturgesetzen nicht erklären können. Der alten Welt war Alles ein W., was Verwunderung erregte, weil man nicht einsah, wie es zugehe, weil es unbegreiflich erschien, entweder seiner Natur oder seiner Beschaffenheit nach, ohne jedoch diesen Begriff wissenschaftlich zu bestimmen. Auch im alten Testamente wird alles Ungewöhnliche, Unerwartete, Staunen und Bewunderung Erregende W. genannt. Im neuen Testamente dagegen wird der Wunderbegriff bestimmter gefaßt. Die Aussprüche Jesu und der Apostel über die W. zeigen aber offenbar, daß sie nur das für W. hielten, was von der gemeinsamen Erfahrung aller Menschen und aller Zeiten abweicht, und der Charakter der im neuen Testamente erzählten wundervollen Thatsachen ist so beschaffen, daß er dem gegebenen Begriffe völlig entspricht. Nirgends findet sich übrigens im alten und neuen Testamente eine Erklärung über die Art und Weise, wie W. geschehen. Denn ob sich gleich die heilige Schrift über die W. in der Regel so ausdrückt, als wenn sie unmittelbar von Gott gewirkt würden, so muß man doch alle die Stellen, in welchen dieß geschieht, nicht nach dem subtilen Unterschiede, welchen die speculative Philosophie zwischen der mittelbaren und unmittelbaren Wirksamkeit Gottes festgesetzt hat, messen, sondern lediglich dem Sprachgebrauche der alten Welt, welche Gott beständig als unmittelbar wirkend darstellt, gemäß erklären; denn die heilige Schrift drückt sich auf eben die Art über Veränderungen und Thatsachen aus, welche unbezweifelt nach dem regelmäßigen Gange der Natur geschehen. Die ältesten Kirchenväter dachten ebenfalls nicht daran, den Wunderbegriff näher zu bestimmen. Bestimmter entwickelte denselben erst Thomas von Aquino nebst mehreren anderen Scholastikern, indem sie den Charakter des Wunders darein setzten, daß es aus Naturursachen durchaus nicht erklärbar, sondern von Gott, der höchsten Ursache, abzuleiten sei und so eine unmittelbare

Digitized

Wirksamkeit Gottes behaupteten. Ihnen folgten die meisten orthodoxen und die leibnitz-wolfischen Theologen nach der Reformation, die W. ausdrücklich als Veränderungen definirend, welche gegen die Gesetze der Natur sind. Nimmt man aber das W. in diesem Sinne, als eine Aufhebung der Naturgesetze, einen Widerspruch gegen die Natur, bestehend in einem unmittelbaren, übernatürlichen Eingreifen Gottes in die Sinnenwelt (während er sonst nur mittelbar und natürlich wirkt), so erscheint zunächst Gott in der That als ein menschlicher nachbessernder Künstler und die Idee der Gesetzmäßigkeit, die unserm Geiste so tief eingeprägt ist, wird stark verletzt. Sodann schließt man hierbei fälschlich vom Mangel einer Naturursache auf das Wirken Gottes als übernatürlicher Ursache; denn um zwingend so schließen zu können, müßte man alle Kräfte und Gesetze der Natur vollständig kennen und nicht nur wissen, was in ihr Regel ist, sondern auch was unter besonderen Umständen gegen das, was uns Regel scheint (d. h. gegen den gewöhnlichen Lauf), geschehen könne. Welcher Sterbliche aber könnte sich einer solchen Kenntniß rühmen? Lernen wir nicht täglich die Kräfte der Natur mehr kennen und sind nicht viele Ereignisse, welche man sonst für W. hielt, zu ganz natürlichen geworden? Endlich wird nach diesem Wunderbegriffe die Natur, die doch in und durch Gott, nur die That Gottes, mithin unbegrenzt ist, zu sehr von Gott getrennt und eine vollkommen in sich abgeschlossene Reihe empirisch beobachteter Gesetze oder Kräfte als die Grenze irdischen Naturwirkens gesetzt. Wollen wir also nicht uns in vermessene und unnütze Hypothesen verlieren, welche den Horizont menschlicher Forschung übersteigen, so muß man bei dem oben gegebenen Begriffe von den Wundern stehen bleiben, als Erscheinungen, die sich unter keine bisher von uns erkannte Regel bringen lassen, ohne daß dadurch nothwendig die Naturordnung und Gesetzmäßigkeit überhaupt aufgehoben wäre. — Was insbesondere die W. Jesu betrifft, so bestanden die meisten darin, daß er die innere Lebensfülle, die in ihm war, auf segnende, heilende, wohlthuende Weise mittheilte, und ihr erster und nächster Zweck war, die Menschen auf ihn und seine Wirksamkeit aufmerksam zu machen, ihre Sinne durch außerordentliche Thaten aus ihrem Schlummer zu wecken, um sie dadurch für seine geistigen Wirkungen empfänglicher zu machen. Christus wollte sie daher nur als äußere Beglaubigungen dessen angesehen wissen, was er über seine göttliche Sendung und den höhern Ursprung seiner Lehre erklärte, und verlangte, sie immer in ihrem Zusammenhange mit der innern Wahrheit seiner Lehren zu betrachten. Seine Ableitung dieser Handlungen von Gott ist nur eine Theilfolgerung seiner Zurückführung seines ganzen Daseins auf Gott als des Ausflusses und Nachbildes der ewigen Wahrheitsquelle und Machtfülle. Daß aber der Ursprung des Christenthums mit solchen außerordentlichen Thatsachen verbunden war, ist sehr natürlich und einem tiefen Weltgesetze entsprechend. Jeder Ursprung eines neuen Lebens (sagt Stirm, „Apologie des Christenthums", S. 611), jede Schöpfung ist im Vergleiche mit der spätern Entwickelung und Fortdauer etwas Wunderbares, Räthselhaftes, und beruht auf eigenthümlichen Gesetzen. Und die außerordentlichste Erscheinung in der Weltgeschichte, wodurch ein ganz neues Leben der Menschheit mitgetheilt wurde, sollte nicht von außerordentlichen Erscheinungen in der Sinnenwelt, worin sich die Macht Gottes gleichsam schöpferisch zeigte, begleitet gewesen sein? Sollte Gott, der sich dem Geiste auf eine neue, eigenthümliche Weise mittheilte, nicht auch seine Unabhängigkeit von den gewöhnlichen materiellen Weltgesetzen dargethan haben? Darauf führt uns schon die Harmonie der Natur und des Geistes, wovon Schiller sagt: „Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde, was der eine verspricht, leistet die andere gewiß." Wenn sich diese Harmonie schon im gewöhnlichen Menschenleben oft auf eine überraschende Weise darstellt, wenn wir durch unsern Geist auf einen Theil der Natur (auf unsern Körper) unmittelbar wirken können: ist es nicht eine natürliche Voraussetzung,

Digitized by Google

daß derjenige, in welchem der Geist in seiner höchsten Vollendung und Hoheit erscheint, auch eine erweiterte Gewalt über die Natur, auch über fremde Körper, werde besessen haben, daß die physischen Kräfte seinen moralischen Werden unterthan gewesen seien? „Die Erde," sagt ein geistreicher Theolog, „überreicht gleichsam dem einziehenden Könige ihre Schlüssel und die Natur thut alle ihre verborgenen Schätze auf, um des Geisteskönigs Gegenwart zu feiern." Sei es also, daß man die W. aus eigenthümlichen von Gott in Christum gelegten Kräften, oder aus der jedesmaligen besondern Mitwirkung Gottes ableite: so ist eben diese Harmonie der Natur mit dem Ursprunge des Christenthums ein helleuchtendes Zeichen von dem dabei stattfindenden besondern Walten Gottes, des Regenten der sittlichen und physischen Weltordnung. 63.

Wunderwerke der Welt (miracula mundi) nannten die Alten einige erstaunenswerthe Werke menschlicher Kunst, welche sie als die ausgezeichnetsten Producte der menschlichen Kunst betrachteten. Man nennt deren 7, vermuthlich als heilige Zahl, während man in einzelnen Angaben abweicht. Nach der gewöhnlichsten Annahme waren es: die Mauern Babylons nebst den hängenden Gärten der Semiramis, die ägyptischen Pyramiden, die Statue des Jupiters zu Olympia, der Coloß zu Rhodus, das Mausoleum zu Halikarnassus, der Tempel der Diana zu Ephesus und der Pharus zu Rhodus. Einige zählen auch das Labyrinth dazu, indem sie den olympischen Jupiter oder das Mausoleum hinweglassen. 30.

Wurf, lat. jactus; franz. jet, coup; engl. cast, throw, drückt im Allgemeinen die Handlung des Werfens aus. So versteht man unter W. beim Würfelspiel das einmalige Werfen der Würfel und die Anzahl der dadurch geworfenen Augen; in der Physik die Handlung, Richtung und Wirkung des Werfens, wobei die Bewegung, welche aus der Verbindung des Wurfs mit der Wirkung der Schwere ꝛc. entsteht, die **Wurfbewegung** heißt; in der Artillerie das Werfen der Granaten und Bomben aus Haubitzen und Mörsern (s. Ballistik). — **Wurftabellen, Wurftafeln**, sind diejenigen Tabellen, welche für jede Entfernung die Ladungen und Richtungen für bestimmte Mörser angeben. **Wurfweiten** (portées) nennt man die Entfernungen, welche eine Bombe aus einem bestimmten Mörser für bestimmte Pulverladungen und Richtungen erreichen kann. 40.

Wurfmaschinen sind solche, welche zum Fortwerfen von allerlei Körpern dienen. Eine solche Maschine waren bei den Alten die Ballisten und Katapulten (s. d. Art.). Jetzt bedient man sich der Wurfgeschütze als Haubitzen, Mörser, Kammern und Steinmörser (s. die Artt. Geschütze und Mörser). Auch bezeichnet **Wurfmaschine, Getreidereinigungsmaschine, Kornfege, Fege, Fegemühle, Putzmühle, Fegerolle, Kornrolle, Werfte, Getreideputzer, Wannmaschine** eine Maschine, die dazu dient, das Getreide von aller Unreinigkeit zu befreien. Von den älteren W. verdient die von Eliander Erwähnung. Deren wesentliche Theile sind: ein messingenes Drahtsieb, 1¼ Elle lang, sitzt schräg in einem hölzernen Boden fest, der nach der Größe des Siebes ausgeschnitten ist. Unter demselben ist ein Stück grobes Linnen befestigt, worauf der Staub fällt, welcher von da weiter in eine Schublade geschafft wird. In einen Mühltrichter über dem Siebe, der 1 Elle ins Gevierte weit und 18 Zoll hoch ist, wird das Getreide geschüttet, welches man reinigen will. Eine vollkommenere Wurfmaschine ist von Swen Ljungquist erfunden worden. Zwischen zwei parallel mit einander verbundenen Planken sitzt horizontal ein großes Rad auf einer stehenden Welle, die durch eine Stange herumgedreht wird, wodurch sie mittelst eines um das große Rad geschlungenen Seils eine zwischen denselben Planken eingeschlossene Rolle herumtreibt, an deren Axe ein blecherner oder hölzerner, glatter und runder Trichter befestigt ist. Cronstadt gebraucht in seiner Wurfmaschine ein walzenförmiges Sieb. Ferner gehören hierher Claußen's Kornreinigungsmaschine, dessen Kornharfe ꝛc. 40.

Digitized by Google

Wurm (Johann Friedrich), ein Astronom neuerer Zeit, der sich besonders um die mathematische Geographie sehr verdient gemacht hat, ward am 19. Jan. 1760 zu Nürtingen am Neckar geboren, wurde in den Klosterschulen zu Drakendorf und Maulbronn gebildet und studirte von 1778—1783 Theologie in dem theologischen Seminare zu Tübingen, ward 1788 Lehrer in Nürtingen, dann Pfarrer in Graubingen, 1800 Professor am theologischen Seminare in Blaubeuren, 1807 Professor am obern Gymnasium zu Stuttgart und 1824 wegen Kränklichkeit in Ruhestand gesetzt. Er starb zu Stuttgart den 23. April 1833. Schon seit 1787 beschäftigte er sich mit den Verhältnissen in den Entfernungen der Planeten von der Sonne, wovon er die Resultate in Bode's „Astronomischem Jahrbuche für 1790 und 1791" mittheilte, gab 1791 eine Geschichte des neuen Planeten Uranus mit Tafeln für denselben heraus, schrieb im Jahre 1800 über die Störungen des Mars, trat der den 21. Sept. des letztgenannten Jahres von sechs in Lilienthal versammelten Astronomen constituirten Gesellschaft bei, um den zwischen Mars und Jupiter vermutheten Planeten systematisch aufzusuchen, und ward in dieser Hinsicht von dem gothaischen Hofe durch ein 7füßiges Spiegelteleskop und eine astronomische Pendeluhr unterstützt. W. bestimmte auch um diese Zeit die Masse der Venus und die Secularabnahme der Schiefe der Ekliptik, versuchte 1802 die Störungen der Ceres zu berechnen, schrieb über die vermeinte harmonische Progression in den Planetenabständen, gab einige schätzbare biographische Nachrichten von Tob. Mayer's Jugendjahren und stellte die Vermuthung auf, daß an der Stelle des neuen Sterns von 1672—1674 nunmehr ein Stern achter Größe stehe. Im Jahre 1804 erschien zu Tübingen sein bekanntes Werk: „Praktische Anleitung zur Parallaxenrechnung, sammt neuberechneten Tafeln des Nonagesimus und anderen Hülfstafeln; zur Beförderung geographischer Längenbestimmungen." — 1811 schrieb er über die mittleren Bewegungen des Mondes von Bürg und über die Astronomie der Araber, berechnete aus einer Menge mikrometischer Messungen und aus allen seit 1736 beobachteten Mercursdurchgängen dessen Durchmesser in der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne zu 6 Secunden, machte auch 1817 einen Versuch, die Secularbewegung der Mondsknoten durch alle Mond- und Sonnenfinsternisse näher zu bestimmen und prüfte dabei die Angaben einiger dieser Finsternisse aus dem XII. Jahrh. Seit dem Jahre 1818, wo er zeigte, wie sich trigonometrische Rechnungen mit kleinen Bogen vortheilhaft abkürzen lassen, wandte er sich wieder mehr der reinen Mathematik zu. Doch seine Hauptarbeiten blieben seine geographischen Ortsbestimmungen sehr vieler Örter auf der Erdoberfläche durch beobachtete Sonnen- und Mondfinsternisse, Sternbedeckungen ꝛc., welche Berechnungen in den „Allgemeinen geographischen Ephemeriden", in der „Monatlichen Correspondenz" und in anderen Schriften zahlreich anzutreffen sind. 13.

Wurmser (Dagobert Siegmund, Graf von), kaiserlich königlicher Generalfeldmarschall, ein tapferer und einsichtsvoller Feldherr des XVIII. Jahrh., stammte aus einer reichen und angesehenen Familie im Elsaß, wo er 1734 geboren ward. In seiner Jugend erwarb er sich mancherlei schätzbare Kenntnisse, besonders in der Philosophie und den militairischen Wissenschaften. Er wählte den Stand des Kriegers und trat in die Dienste des Kaisers. Beim Ausbruche des 7jährigen Krieges war er Officier und erwarb sich bei seinen Vorgesetzten durch pünktliche Beobachtung seiner Pflichten und getreue Ausführung der ihm aufgetragenen Unternehmungen, so wie bei seinen Kameraden durch Biederkeit und Menschenfreundlichkeit Achtung und Liebe. Seine Unerschrockenheit und Einsicht vor dem Feinde blieb nicht unbemerkt, er stieg von Stufe zu Stufe und kam 1763 als Generalfeldwachtmeister aus dem 7jährigen Kriege zurück. Maria Theresia gab ihm 1773 zum Beweise ihrer Zufriedenheit ein Husarenregiment. Beim Ausbruche des

Digitized by Google

baierischen Erbfolgekrieges (1778) avancirte W. zum Feldmarschalllieutenant und erhielt das Commando eines besondern Corps in Böhmen, mit welchem es ihm gelang, am 18. Jan. 1779 die Preußen in Habelschwerdt zu überfallen und viele Gefangene zu machen, fast der einzige bedeutende Vortheil, den die Östreicher in diesem Kriege über die Preußen davon trugen, worauf er zum Generale der Cavallerie ernannt und commandirender General in Galizien wurde. Im Laufe der französischen Revolution verlor seine Familie im Elsaß ihre Besitzungen und er selbst erlitt ebenfalls dadurch bedeutenden Schaden, den er jedoch mit philosophischem Gleichmuthe ertrug. Nachdem er den Auftrag erhalten hatte, im Breisgau ein Armeecorps zusammenzuziehen, überschritt er am 31. März 1793 mit demselben bei Ketsch, zwischen Manheim und Speier, den Rhein, griff am folgenden Tage den Nachtrapp eines französischen Heeres unter Custine an und schob seine leichten Truppen bis Landau vor. Sein Hauptquartier nahm er in Speier, wo das Condé'sche Corps sich mit dem seinigen vereinigte. Im Juli verhinderte er, daß die Franzosen der Festung Mainz, welche von den Verbündeten belagert wurde, zu Hülfe kamen; im October unternahm er in Verbindung mit dem Herzoge von Braunschweig die Erstürmung der berühmten weißenburger Linie und erhielt deßhalb das Großkreuz des Theresienordens. Doch die nachfolgenden, minder glücklichen Gefechte im Dec. zwangen ihn, alle errungenen Vortheile wieder aufzugeben und über den Rhein zurückzugehen. Im Jahre 1794 ward W. von seinem Corps abgerufen und der Prinz von Waldeck übernahm an seiner Statt vorläufig das Commando desselben. Im Aug. 1795 traf er wieder bei dem Heere ein, zog den größten Theil seiner Streitkräfte bei Wiesbach zusammen, ging am 28. Oct. bei Lambertsheim über den Rhein, griff das feindliche Lager bei Manheim an, warf die Franzosen mit Verlust in die Festung, nahm dabei den General Oudinot gefangen, erstürmte die starken Verschanzungen des Galgenberges und nahm am 2. Nov. Manheim selbst ein und schlug sein Hauptquartier daselbst auf, ward aber 1796 an Beaulieu's Stelle zum Obergenerale in Italien ernannt. Am 1. Juli traf er in Trient ein und vereinigte die Trümmer der Beaulieu'schen Armee mit Verstärkungen, welche vom Oberrheine herbeirückten. Obgleich an Zahl dem Heere Buonaparte's überlegen benutzte er die Überlegenheit nicht zu einem entscheidenden Schlage auf einem einzigen Punkte, sondern rückte in 2 Colonnen, welche durch hohe Gebirgsrücken von einander getrennt waren, nach Italien vor. Die eine Colonne führte W. selbst durch das Etschthal über Verona, um Mantua, welches von den Franzosen belagert und von Bukassowich tapfer vertheidigt wurde, zu entsetzen. Buonaparte, welcher den großen Fehler seines Feindes, die Theilung der Armee, leicht erkannte, hob plötzlich die Belagerung von Mantua auf, warf sich mit der ganzen Macht auf den von Brescia heranrückenden Quosdanowich und trieb ihn in viertägigen Gefechten nach Tyrol zurück, worauf auch die Heerabtheilung W.'s bei Castiglione angegriffen und zum Rückzuge gezwungen wurde. In Trient bot nun W. Alles auf, sein geschlagenes Heer wieder zu sammeln und zu ermuthigen, um dasselbe nochmals zum Entsatze Mantuas, dessen Belagerung Buonaparte sogleich wieder fortgeführt hatte, heranzuführen. Dießmal gelang es demselben, ungeachtet der scharfsinnigsten Berechnungen und rastlosen Märsche Buonaparte's, Mantua am 14. Sept. zu erreichen. Am 30. desselben Monats warf er sich, von den Franzosen hart gedrängt, in die Festung, die nun von allen Seiten eng eingeschlossen wurde. Zwar machte W. von Zeit zu Zeit lebhafte Ausfälle aus der Festung, aber die Schlacht bei Arcole, wo die Östreicher unter Alvinzi am 15. Nov. geschlagen wurden, hatte auch die nachtheilige Folge, daß W. noch enger eingeschlossen wurde, und als endlich Alvinzi wiederholt bei Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua am 14. und 16. Jan. 1797 besiegt war, verschlimmerte sich die Lage der Festung so, daß W. nach einer 5monatlichen Blokade, nachdem in der-

Digitized by Google

selben an allen Bedürfnissen der größte Mangel eingetreten war und ansteckende Krankheiten bereits die Hälfte der Besatzung dahingerafft hatten, sie am 2. Febr. in Folge einer ehrenvollen Capitulation übergab. Der 73jährige W. ging nun nach Wien und wurde zum Oberbefehlshaber in Ungarn bestimmt; allein seine Gesundheit hatte so sehr gelitten, daß er noch im August desselben Jahres starb. Außer seinem Feldherrnruhme hinterließ er noch das Lob eines edelmüthigen und freigebigen Mannes. Seine religiös duldsame Gesinnung beurkundete er dadurch, daß er in Prag zuerst einen Gottesdienst für die protestantischen Militairs einrichten ließ, ehe noch die dasigen evangelischen Einwohner ihren eignen Cultus hatten. 61.

Wurschen (Schlacht bei), s. Bautzen.

Wursten heißt eine Marschgegend von 3½ □Meil. mit 9 Kirchspielen an der Mündung der Weser in der hanöverschen Landdrostei Stade, deren Einwohner, friesischen Stammes, ein kräftiger Menschenschlag, bis jetzt noch eine freie Verfassung haben und nicht unter königlichen Ämtern stehen. Der Name soll von Worth, einer umzäunten Viehweide, herkommen, weil die Viehzucht hier stark getrieben wird. 37.

Wurzel, lat. radix; franz. racine; engl. root, ist derjenige Theil der Gewächse, wodurch dieselben Nahrung in sich ziehen und der gemeiniglich in der Erde verborgen ist. Bei vielen Gewächsen finden sich Wurzeln, die sich im Wasser, auf den Gewächsen selbst ꝛc. ausbreiten, so wie es andererseits wieder einige Gewächse gibt, deren in der Erde festsitzende W. bisweilen an Größe und Umfang beträchtlicher als die ganze übrige Pflanze sind. Die Kraft, mit welcher die Wurzeln umherranken, ist oft so groß, daß sogar dicke Mauern nicht blos durch große Eichenwurzeln, sondern auch schon durch die kleinen raupenähnlichen Wurzelchen des Epheu gesprengt werden können; ja es können sogar verschiedene Wurzeln in nackte Mauern und Felsen eindringen, indem hier erst trockne Schorfmoose und andere sogenannte Luftpflanzen anfliegen, welche wenig Nahrung bedürfen und aus deren Moder nachher die Samen anderer größerer von Wind und Vögeln dahin gebrachten Pflanzen auskeimen und Nahrung ziehen. Der Nahrungssaft, welchen die Wurzeln einsaugen, besteht aus Wasser, das aber mit salzigen, scharfen erdigen Theilen ꝛc. angeschwängert sein muß, woraus sich auch erklärt, warum manche Gewächse, wie z. B. Tulpen- und Hyacinthenzwiebeln ꝛc., auch außer dem Erdboden auf bloßem Wasser, und nach Bonnet's Versuchen andere Pflanzen in nassen Papierspänen, Baumwolle oder Moos ꝛc. ernährt werden und aufwachsen können. Der Bau der W. besteht, wie in den übrigen Theilen der Pflanze, in parallel neben einander laufenden überall gleich weiten Gefäßen, zwischen welchen gewisse Saftbläschen und Luftröhren liegen, deren verschiedene Zusammensetzung und Verbindung die verschiedenen Schichten bildet, die man an der W. bemerkt. Die Nebenzasern der W. machen die wesentlichsten Theile der Pflanzen aus, weil durch diese die Nahrung aus der Erde gezogen und mittels der W. zur Pflanze gemacht wird. Diese wässerige Nahrung wird, nachdem sie von den Gefäßen der Pflanze aufgenommen worden ist, in denselben durch ihre verschiedenen Theile fortbewegt und auf solche Weise zubereitet, daß das Überflüssige und Unbrauchbare wieder ausdünstet, das Übrige aber in einen der Natur der Pflanze gemäßen Saft sich verwandelt, der nachher entweder zum Wachsthume verwendet, oder auch zum Theil nach weiteren Veränderungen zu besonderen Absichten in eigenen Gefäßen und Behältnissen abgesondert und aufbewahrt wird. Außer der Fähigkeit, die Feuchtigkeiten aus den Standplätzen aufzunehmen, besitzen die Wurzeln auch die Eigenschaft, Luft einzusaugen und diese unter veränderter Beschaffenheit wieder von sich zu geben; dennoch aber hat keine W. eine grüne Farbe, welches wahrscheinlich daher rührt, daß keine äußere Luft auf sie wirkt. Bei vielen Gewächsen

Digitized by Google

wird die W. gleich über der Erde in Blätter vertheilt, bei den meisten aber in einen Stamm, Stengel oder Halm verlängert, der aber im Grunde die gleiche Structur wie die W. selbst behält. Übrigens unterscheiden sich die Wurzeln in Rücksicht ihrer Gestalt, der Richtung, nach welcher sie in der Erde fortkriechen, ihrer Substanz, Dauer u. dergl. auf eine mannigfaltige Weise; denn einige sind zwiebelartig, schuppig oder knollig, andere zaserig, knotig, haarig, länglich, rippig, holzig, fleischig, flockig ꝛc., was man an Kräutern, Stauden, Sträuchen, Bäumen ꝛc. beobachten kann. — W. einer Zahl heißt in der Mathematik eine Zahl, welche mit sich selbst multiplicirt diese erzeugt. So oft diese Multiplication stattfindet, die sovielte Potenz entsteht und umgekehrt heißt die Grundzahl die sovielte W. dieser Zahl. Nach den Benennungen der Potenzen unterscheidet man Quadrat-, Cubik-, Biquadratwurzeln ꝛc. und von einer gegebenen Zahl die W. finden, heißt die W. ausziehen. (S. Quadrat und Cubus.) 21. 30.

Wuth, lat. furor; fr. fureur, rage; engl. fury, rage, madness, ist eine durch Verirrung des Geistes oder des Herzens entstandene heftige Aufregung, ein heftiges Aufbrausen und derjenige Zustand, wo der Mensch, durch seinen Irrwahn oder durch seine Leidenschaft außer sich gebracht, seiner Aufregung durch Reden, Drohungen, Handlungen gleichsam Luft zu machen und Anderen sowohl als sich selbst zu schaden sucht. Die W. ist daher der Ausdruck des höchsten Grades der Aufregung der heftigsten Leidenschaftlichkeit. Die W., welche auf einen heftigen Zornanfall folgt, ist gewöhnlich vorübergehend und kann unmöglich zu den Seelenstörungen gerechnet werden. Nichtsdestoweniger aber kann dieses Extrem der Leidenschaftlichkeit, namentlich aber der Zorn des Menschen im Delirium, wenn er den Menschen seiner Vernunft beraubt, ihn zu den traurigsten Entschließungen treibt, häufig zu Seelenstörungen und zu körperlichen Krankheitszuständen, z. B. zu Blutungen, Schlagfluß, Lähmungen und selbst zum Tode führen. Demnach kann die W. in allen und selbst in den die Fieber begleitenden Delirien ausbrechen und sich bei allen Formen der Seelenstörungen zeigen. Zur W. prädisponirt vorzüglich bei einer schwarzgalligen Constitution hauptsächlich das cholerische Temperament. Eben so wird dieselbe durch brennend heiße Luft, durch gewisse atmosphärische Einflüsse leichter zum Ausbruche gebracht, so wie alle diejenigen Umstände, welche den Andrang des Blutes nach dem Kopfe oder die Erregung der Kräfte des Gehirns vermehren und auch der Mißbrauch spirituöser Getränke die W. herbeiführen können. Die W. ohne Verkehrtheit ist entweder anhaltend oder periodisch. Der Kranke, dessen Seele übrigens gesund ist, ohne vorherrschende Idee oder Täuschung der Phantasie kämpft mit dem wilden Instinct zu Grausamkeiten, ohne seiner Herr zu werden; er wählt planmäßig und mit Überlegung die Mittel zur Ausführung. Einige sind sich der Krankheit bewußt und deßhalb in großer Angst; sie fühlen die Annäherung des Anfalles; es entsteht neben großem Durste und Verstopfung ein Gefühl brennender Hitze im Unterleibe, aufwärts steigend nach Brust, Hals und Kopf; ferner rothes Gesicht, heftig pulsirende Hals- und Schlafarterien; endlich dehnt sich dieser Proceß bis zum Gehirne aus und jener blinde unwiderstehliche Drang zum Morden ꝛc. erfolgt. Meist ist dabei Trübsinn und Neigung zum Zorne vorhanden. Einige Fieber, die Phrenesie (Hirnwuth) und Hydrophobie (man s. Hundswuth) verursachen bisweilen die W., so wie sie auch bisweilen ein Sympton der Hysterie ist. So ein nachtheiliges Symptom die W. bei Fiebern und Entzündungskrankheiten auch ist, so ist sie dieß doch nicht immer bei den Seelenstörungen, da sie sogar in der secundären Verwirrtheit (s. d. Art.) wohlthätig und kritisch ist. Die W. erfordert keine besondere und eigenthümliche Behandlung, da diese überhaupt nach der physischen oder psychischen Krankheit, deren Sympton sie ist, sich richten muß. Im Uebrigen verweisen wir auf Manie und Seelenstörung. 7.

Digitized by Google

Wysocki (Peter), ein polnischer Oberst und Hauptbeförderer des Aufstandes in Polen im Jahre 1830, ward 1799 zu Warschau geboren, trat 1817 als Freiwilliger in das Grenadierregiment der polnischen Garde, wurde 1818 Unterofficier und kam 1824 in die Fähndrichsschule zu Warschau, wo er bei einer frühern mangelhaften Erziehung, außer den militairischen Studien, noch andere Zweige des Wissens, besonders das Studium der Geschichte, betrieb, und hier wieder bei den Abschnitten gern verweilte, welche ihm Stoff zu Vergleichungen mit der politischen Lage seines Vaterlandes darboten. Sein Vaterland zu befreien, dazu glaubte er Alles beitragen zu müssen. Unter seinen Waffenbrüdern suchte er sich zunächst eine Partei zu bilden, die er für Polens Angelegenheiten begeisterte. Zwar wurde durch das Mißlingen der Verschwörung in Rußland nach dem Tode des Kaisers Alexander (26. Dec. 1825) der Bund aufgelöst, aber W. unternahm es, ihn von Neuem zu stiften, durch die Zöglinge der Fähndrichsschule zu verstärken, besonders da er 1827 Unterlieutenant geworden war und zugleich als Inspectionsofficier Unterricht an der Anstalt geben mußte, und einflußreiche Regierungsbeamte zu gewinnen. Nachdem der Plan, den Aufstand bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in Warschau (Mai 1829) zu bewirken, durch Zwiespalt der Verschworenen vereitelt worden war, ging die Absicht W.'s darauf, einen allgemeinen Aufstand vorzubereiten, der in der Heeresmacht seinen Stützpunkt finden sollte. Auf das Unternehmen wirkte die Julirevolution günstig ein. Im Aug. 1830 gewann W. mehrere Bürger der Hauptstadt, viele Officiere der polnischen Besatzung schlossen sich ihm an und die Kriegsschule führte ihm eine Anzahl Jünglinge zu. Im Oct. versammelte er die Officiere nach einander um sich, enthüllte ihnen den nähern Plan und wußte schlau seine Schritte vor der Regierung zu verbergen, bis alle Zurüstungen zum Ausbruche des Aufstandes vollendet waren (29. Nov.). Zuerst sollte die russische Besatzung entwaffnet werden und W. hatte es übernommen, an der Spitze von 200 Zöglingen der Fähndrichsschule die drei Reiterregimenter in ihren Casernen einzuschließen. Als er nun zur bestimmten Zeit die Jünglinge zu den Waffen gerufen, Patronen unter sie vertheilt und vor die Casernen, wo die Reiter bereits aufgesessen waren, geführt hatte, erschien die erwartete Verstärkung von 6 Compagnien Fußvolk nicht und er mußte sich, um nicht von der Stadt abgeschnitten zu werden, mit dem Bayonnette einen Weg durch den Feind bahnen, drang aber nach wiederholtem Angriffe in das Zeughaus, wo er einen Theil der polnischen Besatzung mit Geschütz fand. Eben so tapfer schlug er sich auf anderen Punkten während der Nacht. W. schloß sich hierauf an den zum Dictator gewählten Chlopicki nahe an, ward nach Abschaffung der Dictatur (18. Jan. 1831) zum Hauptmanne und Flügeladjutanten des Fürsten von Radzivill ernannt und focht tapfer bei Okuniew, bei Wawre und bei Grochow (Febr.). Als Skrzynecki an die Spitze des Heeres trat (26. Febr.), erhielt er von diesem eine Anstellung bei der nach Volhynien bestimmten Heeresabtheilung unter Dwernicki und bestand alle Beschwerden und Gefahren bis zum Übergange dieses Corps auf das östreichische Gebiet nach Galizien. Aber bald entkam er nach Warschau, wo er als Oberst des 10. Regiments gegen die Russen focht, welche die Stadt eingeschlossen hatten, und den Befehl über das Fußvolk erhielt, das die wichtige Redoute von Wola vertheidigte. Als der Feind am 6. Sept. nach einem blutigen Kampfe die Redoute erstürmte, ward W. in dem Augenblicke, wo die Feinde die Brustwehr erstiegen, schwer verwundet, von den Russen gefangen genommen, nach der Einnahme Warschaus vor ein Kriegsgericht gestellt und darauf mit nach Sibirien geschickt. 25.

Wyttenbach (Daniel), einer der ausgezeichnetsten holländischen Philologen, war der Sohn des als theologischer Schriftsteller bekannten und zu Marburg 1779 als Professor verstorbenen Daniel W., ward 1746 zu Bern geboren, erhielt seine erste Bildung von seinem gelehrten Vater, studirte dann zu Marburg, Göttingen

Digitized by Google

und Leyden Philologie und wurde schon 1771 Professor der griechischen Sprache und Philosophie am Remonstrantengymnasium zu Amsterdam. Durch seine tiefe und gründliche Gelehrsamkeit zog er bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, erhielt 1779 die Professur der Philosophie am Athenäum zu Amsterdam und bald darauf mehrmalige Aufforderungen nach Leyden als akademischer Docent zu kommen. Ungern scheint W. sich von Amsterdam getrennt zu haben, da er diesen ehrenvollen Ruf zweimal ausschlug und erst 1799 demselben folgte. Er erhielt die dortige Professur der Beredsamkeit und war, so lange er daselbst wirkte, die Zierde der Universität. Er blieb zu Leyden bis 1816, privatisirte seitdem eine Zeit lang in Heidelberg, kehrte jedoch bald nach Leyden zurück und starb daselbst leider erblindet als Greis 1820. Seine vorzüglichsten Schriften sind: seine zuletzt von Schäfer herausgegebene „Epistola critica ad D. Ruhnkenium" (Goetting. 1769); „Praecepta philosophiae logicae" (Amstelod. 1782, zuletzt ed. von Maaß 1821); seine in ächt classischem Latein geschriebene „Vita Ruhnkenii", „Bibliotheca critica", ferner seine Ausgabe von Plato's „Phädon" und mehrere Schriften des Plutarch. Gesammelt erschienen seine „Opuscula varii argumenti" erst nach seinem Tode (Leyd. 1821. 2 Bde.). Eine Auswahl derselben gab Friedemann unter dem Titel: „Opuscula selecta Wyttenbachii" (Braunschweig 1825) heraus. Eine treue und gut geschriebene Biographie von W. verfaßte Mahne unter dem Titel: „Vita D. Wyttenbachii" (Gent und Leyden 1823). — Auch seine Gemahlin, Johanna, geb. Gallien, war eine wissenschaftlich hochgebildete und sehr gelehrte Frau. Sie lebte seit dem Tode ihres Gemahls in Paris und hatte 1827 das seltene Glück, von der philosophischen Facultät der Universität Marburg mit der Doctorwürde beehrt zu werden. 20.

X.

X, der 23. Buchstabe der abendländischen Alphabete, ist ein aus einem Gaumenlaute und dem S zusammengesetzter Laut und wird im Griechischen stets als solcher betrachtet; doch mag er ursprünglich sich dem s mehr genähert haben, wie seine ganz dem hebräischen ס entsprechende Stellung im griechischen Alphabete zeigt, und erst später sich verhärtet haben. In den neueren Sprachen hat er entweder den Doppellaut, oder wird, wie zum Theil im Französischen, wie s, oder (im Spanischen) wie ein rauhes ch gesprochen. Die neuere spanische Orthographie hat ihn ganz verdrängt und dafür überall das gleichlautende j gesetzt. Als römisches Zahlzeichen bedeutet es 10, indem man es als 2 über einander stehende V zu betrachten hat. In der Mathematik bedeutet x die unbekannte Größe. 9.

Xanthippe, Gemahlin des Sokrates, ist durch das Alterthum als Ideal einer unverträglichen, zanksüchtigen, übelwollenden Frau bekannt. Allerdings könnte das Bild von ihr kein erfreuliches sein, wollten wir es aus den nicht unzahlreichen Anekdoten zusammensetzen, welche von ihr erzählt werden; allein da Sokrates mit ihr lebte, seinen Söhnen Achtung gegen sie gebot und sie selbst in einzelnen jener Geschichtchen von freundlicher Theilnahme an Sokrates erscheint, so ist wohl besser gethan, sich nach Wieland's Ansicht von ihr ein anderes Bild zu entwerfen, als gewöhnlich geschieht. Aus einem vornehmen Hause stammend mochte sie ohne Vermögen und von der Natur statt mit einer zarten Weiblichkeit, vielmehr nebst derber Leibesgestalt mit leicht aufbrausendem Temperamente und einem guten Theile Streitlust und Rechthabesucht ausgestattet sein. Denkt man sich nun hinzu, daß die finanziellen Umstände des Sokrates nicht die glänzendsten waren und daß der Hausfrau mit dem Wenigen zu wirthschaften schwer werden und sie

Digitized by

selbst auf alle Genüsse des Lebens verzichten mußte, was sie bei einer Andersgestaltung der Individualität ihres Mannes vielleicht nicht zu brauchen gedachte; so erklärt sich die Bitterkeit, die sich in ihren Umgang mit Sokrates mischte, sehr natürlich. Auch ihre Söhne mochten ihr oft zu Unzufriedenheit Gelegenheit geben und ihr Wunsch sie zu tüchtigen Bürgern und Menschen, würdig ihres Vaters, zu bilden, mußte sie wohl zu einem Benehmen gegen dieselben nöthigen, das diesen unerträglich schien. Auftritte, wie der, daß sie einen von Alcibiades seinem Liebhaber Sokrates geschickten Kuchen auf die Erde warf und mit Füßen trat, sind gewiß nur selten gewesen und sie zeigen von einer Eifersucht, hinter welcher sicher eine Liebe verborgen war, die sich auch, um sich an das Berichtete zu halten, noch in den letzten Lebensstunden des Sokrates zeigte, wo sie ihren Gemahl im Gefängnisse besuchte und in Thränen gebadet von ihm wich. 6.

Xanthippus, ein Spartaner, ging, weil seine Kriegslust im Vaterlande damals keine Gelegenheit sich zu sättigen fand, zur Zeit des ersten punischen Kriegs mit einem Heere von Miethsoldaten nach Carthago, um diesem von den Römern sehr geängstigten Staate seine Dienste anzubieten. Die Beweise, die er den Carthagern lieferte, daß an dem gegen Rom erlittenen Verluste nur die Ungeschicklichkeit ihrer Anführer Schuld sei, fanden bald Anerkennung und man überließ ihm das Commando der Armee. Mit ihr that er Wunder der Tapferkeit und Kriegskunst und in einer der den Römern glücklich gelieferten Schlachten wurde der siggewohnte Consul Regulus sogar gefangen. Das Glück des X. und die Verehrung, welche ihm das carthagische Volk bewies, erregten ihm aber so viele Neider in Carthago, daß er es für besser hielt, diese Stadt und überhaupt Afrika zu verlassen. Der Triumph, welchen seine Neider bei seinem Abzuge feierten, wurde bald wieder durch das erneute Vordringen der Römer getrübt und aus den Niederlagen hervor wünschten die Carthager oft seine Wiederkehr sehnlich zurück. 6.

Xanthus, s. Skamander.

Xanthus, ein wenig bekannter griechischer Schriftsteller, lebte um 560 v. Chr., war lyrischer Dichter und soll namentlich dem Stesichorus bei dessen Poesien als Musterschriftsteller und alleinige Quelle gegolten haben. Leider ist uns von seinen literarischen Arbeiten nichts übrig geblieben. — Nicht viel mehr bekannt ist ein zweiter Mann dieses Namens, der aus Sardes in Lydien gebürtig zu der Zeit lebte, als sein Vaterland von den Joniern eingenommen wurde und sich durch ein Geschichtswerk „*Λυδιακά*" bekannt machte, wovon uns jedoch nur sehr wenig Fragmente erhalten worden sind. Dieselben sammelte und gab heraus Creuzer (Heidelb. 1806. 8.). 20.

Xenien (von dem griechischen *ξένιον*) heißt eigentlich nichts Anderes als Gastgeschenke, welche die Griechen und Römer den sie besuchenden Freunden zum Andenken reichten. Der römische Epigrammatist Martial nennt das dreizehnte Buch seiner Sinngedichte X. und von ihm nahmen Göthe und Schiller den Namen zu ihren Epigrammen über den damaligen Zustand der deutschen Literatur, welche sie im „Musenalmanach" (Tüding. 1797. 12.) bekannt machten. Diese X. haben vielleicht unter allen polemischen Gedichten der Deutschen die meiste Berühmtheit und zwar mit vollem Rechte erlangt. Läugnen kann man indeß nicht, daß manche Dichter, wie Stolberg und Claudius, mit allzuscharfem, ungerechtem Witze abgefertigt werden, daß sich die Verfasser zu ungenirt mit Selbstlob überschütten und daß schwache und sogar in Sprache und Versbau fehlerhafte Distichen mit unterlaufen. Diese Fehler werden aber hinlänglich durch den Nutzen, den sie stifteten, aufgewogen. Eine Menge nöthiger Strafexempel wurden in der poetischen Welt gegeben, die falschen Richtungen in der Literatur kurz und bündig bezeichnet und die Modethorheiten mit Laune, oft auch mit bitterm Witze gegeißelt. Die Angegriffenen erhoben einen fürchterlichen Lärm, durch den sie sich aber nur

Digitized by Google

noch lächerlicher machten, denn jeder Unparteiische und Vorurtheilsfreie mußte einzestehen, daß das am Alten haftende Philisterthum in der Literatur eine solche Züchtigung verdiente. Für den Scharfsinn und das richtige Urtheil der Verfasser sprach im Klarsten die spätere Zeit, welche die meisten ihrer Aussprüche bewährte. 66.

Xenokrätes aus Chalcedon in Bithynien, Nachfolger des Speusippus in der Akademie, lebte bis zum Jahre 314 v. Chr. — Ohne ausgezeichnete Fähigkeit, doch mit beharrlichem Fleiße, widmete er sich der Philosophie unter Plato's Leitung, in dem er mit außerordentlicher Ergebenheit hing, und dem er darum sehr werth war. Sein reiner und tugendkräftiger Charakter machte ihn zum Gegenstande der allgemeinsten Achtung. Auch als philosophischer und mathematischer Schriftsteller war er sehr thätig; doch ist keine seiner Schriften mehr vorhanden. Für die eigentliche Fortbildung der Philosophie scheint er jedoch nichts Ersprießliches gethan, sondern nur die Lehre seines Meisters, vielleicht etwas pythagorisirt, vorgetragen, und höchstens einzelne Dogmen, wie etwa das von dem Wesen der Seele, weiter ausgeführt oder erklärt zu haben. — Vergl. Dion. van de Wynpersse, „Diatribe de Xenocrate Chalcedonio phil. academico“ (Lugd. Bat. 1822. 4.). 80.

Xenophänes von Kolophon in Jonien, Stifter der eleatischen Philosophenschule, lebte im VI. Jahrh. v. Chr. als Zeitgenosse des Anaximander und Pythagoras. Vertrieben aus seinem Vaterlande, vielleicht in Folge der durch die persischen Kriege veranlaßten Unruhen ging er nach Elea in Unteritalien und gründete hier die nach jener Stadt benannte Schule (um 536), welche zwar nur wenige, aber ausgezeichnete Theilnehmer zählt, und für die spätere Philosophie, besonders den Platonismus, von prägnantester Bedeutung ist. X. kannte die Lehren der Jonier wie des Pythagoras, aber sie genügten ihm nicht; indeß diente ihm doch der Grundsatz der ersteren: Aus Nichts wird Nichts, zu Folgerungen, welche die Philosophie in ein ganz neues Gebiet der Betrachtung der Dinge versetzten. Die Jonier genügten diesem Grundsatze selbst nicht, indem sie die Dinge aus Etwas entstehen ließen, was nicht schon die Dinge war; bei jedem Werden entsteht Etwas aus Nichts, d. h. aus dem, was noch nicht dieß war (dem μὴ ὄν). Die Consequenz der Forschung verbietet daher überhaupt ein Werden anzunehmen und wenn Etwas ist, so ist es unentstanden, ewig, unendlich, nach Zeit und Raum also Eins, durchaus gleich, unbeweglich, unveränderlich, ganz in sich vollendet (daher selbst in einem sinnlichen Bilde kugelrund), vollkommen, in seinem Denken Alles befassend ꝛc. Dieß Sein nennt er dann Gott und bestreitet deßhalb die Annahme vieler Götter. — Nach der ganzen Art, wie X. auf diese Ansicht kam, ist dieselbe Nichts als eine rein negative Betrachtung der Dinge durch die Identität des Denkens (welche besonders dessen Schüler, Parmenides, heraushob, s. d. Art.), wobei von der sinnlichen Erscheinung, als einer durch Begrenzung jenes einen Unendlichen entstandenen Vielheit ganz abstrahirt wird, weßhalb denn auch X. ausdrücklich die Sinnenerkenntniß und den dadurch erzeugten Schein eines Vielen verwarf, wenn gleich er ihr so viel Berücksichtigung schenkte, daß er neben der Lehre von dem Einen auch eine Erklärung des scheinbaren Werdens der Dinge, aus Elementen, aufstellte. X. ist also nicht Pantheist, denn er will nicht aus Gott, als dem immanenten Weltprincipe, diese entstehen lassen, sondern er ist Skeptiker (s. d. Art. Skepsis); denn er hält blos das rein Unendliche im Denken fest, weil er dessen Übergang in ein Endliches, das Werden, nicht begreifen kann; er vernichtet die Welt, um nicht Gottes Wesen durch das Werden zu verendlichen; daher man nicht unpassend ihm Akosmismus Schuld gegeben hat. Daß er diesen ganz leeren Gedanken des Alleinen (ἓν καὶ πᾶν), durch mancherlei, selbst sinnliche, Vorstellungen wieder verunreinigt hat, ist dem damaligen Standpunkte der Philosophie zu Gute zu halten. Er schrieb, nach der Sitte seiner Zeit, in Versen; nur Bruchstücke seiner Schrift sind

Digitized by Google

uns aufbewahrt in Stephani, „Poesis philosophica“ (Par. 1573. 8.) und in Fülleborn's „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie“ (St. 7. Nr. 1. vergl. St. 1. Nr. 3). Besonders: „Xenoph. Col. carminum reliquiae. De vita ejus et studiis diss., fragmenta expl., placita ill. Simon Karsten“ (Brux. 1830. 8.). — Die wichtigste Quelle über ihn ist ein specielles Buch des Aristoteles, „De X., Zenone, et Gorgia“ (dazu Spalding's Commentar, Halle 1792. 8.), nur daß es unentschieden ist, ob nicht das erste und zweite Buch von Melissus, das dritte und vierte dagegen von X. handelt, wodurch das Detail seiner Dialektik allerdings ein anderes würde. 80.

Xenŏphon, ein sowohl als Mensch überhaupt wie auch als Philosoph, Geschichtsforscher und Feldherr gleich achtungswerther Schriftsteller des griechischen Alterthums, war geboren zu Athen 446 v. Chr., wurde frühzeitig mit Sokrates bekannt und in der Folge dessen eifrigster Schüler und aufrichtiger Freund. In einer sturmbewegten Zeit lebend, die die Aufmerksamkeit ganz Griechenlands in Spannung erhielt und jeden zu größtmöglicher Thätigkeit aufforderte, ergriff auch X. das Schwert und focht als tapferer Jüngling in mehreren Schlachten des peloponnesischen Krieges, namentlich in der bei Delium (424), in welcher er vom Pferde stürzte und nur durch schleuniges Herbeieilen des Sokrates gerettet wurde, der mit eigener Gefahr ihn vom Schlachtfelde hinwegtrug. Auf die Veranlassung eines seiner besten Freunde, des Böotiers Proxenos, ging X. hierauf nach Sardes und nahm als Anführer einer Heeresabtheilung Griechen thätigen Antheil an dem Kriege des Cyrus mit seinem Bruder Artaxerxes, bis endlich 401 in der Schlacht bei Kunaxa der Kampf entschieden ward und X. allein von den griechischen Feldherren der schändlichen Ermordung des Tissaphernes entging. Nichtsdestoweniger behauptete X. auch in dieser Gefahr seine philosophische Ruhe, übernahm entschlossen und muthig den Oberbefehl über die Griechen und führte den Rest jenes 10000 Mann starken Hülfsheeres unter unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten nach Griechenland zurück. Allein kaum in seiner Vaterstadt wieder angekommen erfuhr er die Verurtheilung seines geliebten Lehrers Sokrates und verließ nun Athen für immer. Er ging nach Kleinasien zu dem dort Krieg führenden spartanischen Könige Agesilaus, unterstützte denselben mit Rath und That, kehrte dann mit demselben nach Griechenland zurück und focht mit ihm in der Schlacht bei Koronea. Nach dieser Zeit begab er sich nach Skillos, woselbst ihm die Lacedämonier in Anerkennung seiner Verdienste ein Landgut geschenkt hatten, was er um so lieber annahm, da er zufolge des letzten Feldzuges bei seinen Mitbürgern lacedämonisch gesinnt zu sein sich verdächtig gemacht hatte und deßwegen von denselben seiner Güter und seines Bürgerrechts beraubt worden war. Von allen Geschäften zurückgezogen verlebte er hier auf seinem Asyle, mit Ausnahme einer kurzen Zeit, in der er wegen eines Einfalles der Elienser sein Landgut verlassen mußte, den Rest seiner Tage, sich beschäftigend mit den Wissenschaften. Er starb daselbst (nach Anderen in Korinth) in einem Alter von 90 Jahren 356 v. Chr. Seine Schriften, die sämmtlich in einem so zierlichen, angenehmen und deutlichen Style geschrieben sind, daß man ihn selbst die attische Biene nannte, ja sogar urtheilte, die Musen müßten, wenn sie reden sollten, sich X.'s Schreib- und Redeweise bedienen, zerfallen in philosophische und historische. Zu den ersteren gehören: „*Συμπόσιον φιλοσόφων*“, „*Ἀπομνημονεύματα Σωκράτους*“, „*Ἀπολογία Σωκράτους*“, „*Ἱέρων ἢ τύραννος*“, „*Πόροι ἢ περὶ προσόδων*“, „*Περὶ πολιτείας Ἀθηναίων*“ und „*Περὶ πολιτείας Λακεδαιμονίων*“; „*Λόγος οἰκονομικός*“, „*Λογός κυνηγετικός*“ und „*Ἐπιστολαί*“, die jedoch wahrscheinlich ein Machwerk der Rhetoren sind. Seine historischen Werke aber sind: „*Κύρου Ἀνάβασις*“, der Zug des Cyrus gegen Artaxerxes und der Rückzug der 10000 Hellenen; „*Κύρου παιδεία*“, über die Bildung, Lebensweise und den Charakter des Cyrus; „*Ἑλληνικά*“,

Digitized by Google

ine Fortsetzung der Geschichte des Thucydides, und „Λόγος εἰς Ἀγησίλαον.“ Bleibt X. als Historiker auch hinter Thucydides zurück, so gehört er doch unbedingt u den vorzüglichsten der alten Griechen. Eigenthümlich ist ihm, daß er die Geschichte aus poetischem Gesichtspunkte mit poetischem Sinne auffaßte und in dieser Stimmung nicht selten von der Wahrheit abweicht, während er nach Wahrheit trebt. Die Ed. pr. der sämmtlichen Schriften des X. erschien bei Ph. Junta Florent. 1516. Fol), dann bei Aldus (Venet. 1525. Fol., nur die Apologie fehlt; vollständig Hal. Suev. 1540. 8. 3 Voll.). Eine der vorzüglichsten ilten Ausgaben ist noch die von H. Stephanus (1581. Fol.). Die besten neueren Ausgaben sind von Thieme (zuletzt 1801. 8. 4 Bde.), Benj. Weiske (Lips. 1804. 8. 6 Voll.), Gail (Par., zuletzt 1816. 4. 2 Bde.), J. Gto. Schneider (Lips. 1816. 8. 6 Voll.). Von deutschen Übersetzungen ist blos beachtenswerth die von Borheck (Lemgo 1778—1794. 5 Bde.). Ein unentbehrliches Buch bei der Lectüre des X. ist: Sturz, „Lexicon Xenophonteum“ (Lipsiae 1801—1803. 4 Voll.). Außer diesen Ausgaben der Gesammtschriften gibt es aber auch noch eine große Anzahl Ausgaben einzelner Schriften des X. Vorzügliche Schriften über X. sind außerdem noch: Dodwell, „Chronologia Xenophontea“ (Ox. 1700); Creuzer, „De Xen. historico“ (Lips. 1799); Krüger, „De Xen. vita quaestiones crit.“ (Hal. 1822. 8.). 20.

Xenŏphon, ein seinen Lebensumständen nach uns fast ganz unbekannter griechischer Schriftsteller, war aus Ephesus gebürtig, lebte, wie man ziemlich allgemein vermuthet, im V. Jahrh. n. Chr. und ist der Verfasser eines sprachlich gut und einfach, der Form nach aber nur höchst mittelmäßig geschriebenen Romans: „Ἐφεσιακὰ τὰ κατὰ Ἀνθίαν καὶ Ἀβροκόμην“ (5 Bücher), wovon Salvini 1723 zuerst eine italienische Übersetzung, Ant. Cocchius aber (Lond. 1726) die erste Ausgabe besorgte. Neuere Ausgaben sind von Mitscherlich (Bip. 1794. 8.) und von L. B. de Locella (Vienn. 1794), die neueste von Pet. Hofmann Peerlkamp (Harlem 1818. 4.). Die besten deutschen Übersetzungen dieses Werks sind von Bürger (Leipz. 1775) und von Christine Reiske (Ebend. 1782). 20.

Xerxes, persischer König, Sohn des Darius Hystaspes, folgte seinem Vater, obgleich ein älterer Prinz vorhanden war, durch die Ränke seiner Mutter 486 v. Chr. auf dem Throne. Der unkriegerische, im Serail und für dessen Freuden erzogene X. fand bei seinem Regierungsantritte zwei große vom Vater begonnene Kriegsrüstungen vor, die eine gegen das abgefallene Ägypten, die andere gegen Griechenland gerichtet. Obgleich der feige X. keine Lust bezeigte, sich in Kriegshändeln einen Lorbeer zu verdienen, so verlangte es doch die Herrscherehre, ein abtrünniges Land zu züchtigen und wieder zu erobern, und da ihm dieß im zweiten Kriegsjahre gelungen war, so gab dieß Gelingen seinem Stolze Muth und er setzte die von Darius begonnenen Rüstungen gegen Griechenland fort. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß an seinem Hofe, oder wenigstens in dessen Nähe viele griechische Regentenfamilien, wie die athenischen Pisistratiden und die thessalischen Aleuaden, lebten, die aus Haß gegen ihre heimischen Widersacher den Barbarenkönig den Racheplan auszuführen sehr anlagen. Vielleicht hatten diese ihrer Landsleute Muth und Tapferkeit dabei nicht unrühmlich erwähnt; denn nur so läßt sich die Kriegsrüstung des X. erklären, welche gewiß nicht so groß gewesen wäre, wenn er verächtlich von den Griechen zu denken gelehrt worden wäre. Die von Herodot berichtete Anzahl seines Heeres ist zwar unglaublich, allein auf eine noch nie gesehene Armee muß gewiß daraus geschlossen werden; er soll 2500000 Streiter versammelt haben! Dazu mußten über 50 Völkerschaften ihm Truppen und alle westlichen Küstenvölker des Mittelmeeres Schiffe zur Flotte stellen. Um seine Flotte nicht wieder, wie es dem Darius ergangen war, den gefährlichen Klippen am Athosgebirge auszusetzen und sein unermeßliches Heer sicher und ohne Schiffe dazu zu verwenden

Digitized by Google

über das Meer zu bringen, ließ er die Erdzunge zwischen dem Athos und dem Festlande durchgraben, damit durch diesen Canal die Flotte gefahrlos steuerte, und über den Hellespont war, wo die beiden Erdtheile sich am Nähesten kamen, eine mehr als 2000 Schritte lange Brücke geschlagen. Als diese Vorarbeiten fertig und an dem Wege, den X. zu nehmen gedachte, Magazine angelegt waren, damit das unzählige Heer nicht etwa durch Hunger in seinem Marsche aufgehalten würde, brach der König von Susa auf und, nachdem er das Landheer zu Kritalo in Kappadocien in Empfang genommen hatte, marschirte er nach Sardes, wo er überwinterte, und dann nach dem Hellespont. Auf diesem Marsche kam er nach Celänä in Phrygien, wo er bei einem reichen Manne, Namens Pythius, einkehrte, dem er, statt dessen angebotene Reichthümer, bestehend in 2000 Talenten Silber und 3993000 Golddariken, als Hülfsgelder anzunehmen, noch die fehlenden 7000 Dariken schenkte, damit er 4 Millionen vollständig haben sollte. Schon früher bewies er seine königliche Freigebigkeit einem Platanenbaume, der ihn wegen seiner Größe und Schönheit in Verwunderung gesetzt hatte: er behängte denselben mit einem kostbaren Schmucke und ließ Wächter bei demselben zurück. Ehe er dann über die Schiffbrücken im Hellespont ging, wurde noch, weil jene das erste Mal durch den Sturm weggerissen worden war, eine Execution veranstaltet, erstens über die Baumeister, welche er wegen ihres Ungeschicks hinrichten, dann über das Meer, welchem er, weil es sich freventlich gegen ihn empört habe, 300 Peitschenhiebe aufzählen und Fußschellen anlegen ließ! Nachher hielt er eine Heerschau, wozu ihm die Abydener ein hohes Gerüst erbaut hatten, damit er sowohl die Landtruppen, als auch die Flotte zugleich überschauen konnte. Nun erfolgte der Übergang, der 7 Täge und 7 Nächte gedauert haben soll. In Europa ging der Zug längs dem Meere durch Thracien und Macedonien Verderben drohend nach Hellas zu. Wie kleine Häuflein zu Wasser und zu Lande dort den Myriaden Barbaren entgegengestellt wurden, ist unter Leonidas und Themistokles erzählt. In Macedonien waren wegen der unwegsamen Wälder und Gebirge nicht geringe Schwierigkeiten; doch wichen sie der Menge unter des Königs Augen arbeitenden Sklaven und da sich schon die Thracier und Macedonier ihm angeschlossen, mehrere griechische Staaten seinen Herolden, deren man einst in Griechenland an mehreren Orten wegen der Anmaßung ihres Königs erschlagen, Wasser und Erde als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit gereicht, auch Thessalien, das besonders für die Reiterei schwer zugängige Land, sich ihm geöffnet hatte, so zog X. im Rücken Freunde lassend und vor sich Freunde neben nur wenigen Feinden erwartend gutes Muthes über die von Ephialtes verrathenen Bergpfade aus Thessalien nach Griechenland hinab. Hier ward zuerst die Heldenschaar bei den Thermopylen unter Leonidas geschlachtet, dann zogen die Perser hinab bis nach Athen, welches sie verbrannten. X. selbst blieb bei der Flotte und sah den Kämpfen bei Artemisium und dem unheilvollen bei Salamis zu. Wie er dann beschämt aus den griechischen Gewässern geflohen ist und sich nach dem Hellespont zusückgezogen hat, ist anderwärts erzählt. Dort hatte er Noth, einen Kahn zu erlangen, der ihn nach Asien brachte. An Asiens Küste ausgestiegen eilte er rastlos, bis er nach Sardes kam. Allda blieb er, bis ihn das Gerücht von der Besiegung der Seinen bei Platää und Mykale auch von da scheuchte. Er ging, nachdem er noch alle griechische Tempel in Asien hatte verbrennen lassen, nach Susa zurück, wo er im Kreise von Weibern und entmannten Männern ein wollüstiges, thatenloses, um die Regierung unbekümmertes Leben führte, bis er unter den Dolchstichen seines Günstlings Artabanus, der dem Lande einen tüchtigen König und zwar in seiner Person geben wollte, im Jahre 465 fiel. 6.

Ximěnes (spr. Chiměnes) **de Cisnēros** (Francisco), Erzbischof von Toledo, Cardinal und Regent Spaniens während der Minderjährigkeit und Abwe-

Digitized by Google

senheit Karl's I., 1437 zu Torrelaguna, einer kleinen Stadt in Altcastilien, geboren, zeigte schon früh eine ungewöhnliche Liebe zu den Wissenschaften und widmete sich auf der Universität Salamanca mit unermüdlichem Fleiße der Philosophie, Theologie und Jurisprudenz. Nach Beendigung seiner Studien trat er in den geistlichen Stand und ging, um sich günstige Aussichten zu eröffnen, nach Rom. Hier machte er sich als Anwalt der Spanier vor den geistlichen Gerichten bald bekannt und erhielt von Sixtus IV. ein Breve, welches ihm die erste erledigte geistliche Pfründe im Erzbisthume Toledo versprach. Da ihm aber der Erzbischof diese Stelle verweigerte, gerieth er mit demselben in einen langwierigen Zwist und mußte sogar seines hartnäckigen Ungehorsams wegen ins Gefängniß wandern. Endlich ernannte ihn der Cardinal Gonzales de Mendoza zum Großvicar zu Siguenca; X. entsagte aber bald dieser Stelle und zog sich in die klösterliche Einsamkeit zurück, aus welcher ihn die Königin Isabelle nur mit Mühe wieder hervorzog und ihn zu ihrem Beichtvater ernannte. Den Einfluß, welchen er dadurch erlangte, verwandte er auf eine durchgreifende Reformation der tiefgesunkenen Bettelorden in Spanien, wodurch er sich die Feindschaft und die Verfolgungen der Mönche zuzog. Nur nach vielem Zureden und Drängen ließ er sich auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo erheben (1495), ordnete aber, nachdem er sein Amt angetreten hatte, die Verwaltung des Erzbisthums auf eine musterhafte Weise. Mit seinen ungeheueren Einkünften stiftete er die Universität Alcala, dotirte sie reichlich und veranstaltete die erste Ausgabe der Bibel in mehreren Sprachen („Biblia polyglotta, hebr., chald. gr. et lat.", Alcala 1514—1517. 6 Voll. Fol.). Seine Bekehrungssucht, die ihm im Königreiche Granada beinahe das Leben gekostet hätte, liegt im Geiste seiner Zeit und stellte ihn deßwegen auch hoch in der Achtung seiner Zeitgenossen. Nach dem Tode der Königin Isabella (1504) übernahm er die Rolle eines versöhnenden Schiedsrichters zwischen dem Könige Ferdinand und dem Erzherzoge Philipp mit Glück und trug, als Philipp einige Jahre später starb, nicht wenig zur Befestigung der Herrschaft Ferdinand's bei. Seine Bemühungen wurden mit dem Cardinalshute belohnt. Die Verfolgungen, welche die Christen auf der Küste von Afrika von den Mauren erleiden mußten, bewogen ihn, da die Regierung Hülfe verweigerte, auf eigene Hand ein Heer zu sammeln und nach Afrika zu führen (1509). Oran wurde erstürmt und der größte Theil der Einwohner niedergemacht, woran jedoch X., dem es mehr um Bekehrung als um Mord zu thun war, unschuldig gewesen sein mag. Nach dem Tode Ferdinand's (1516) wurde X. während der Minderjährigkeit Karl's I. zum Regenten von Spanien ernannt und ihm eine fast unumschränkte Macht eingeräumt. Er demüthigte die Großen, welche allmählig die Rechte der Krone zu schmälern und an sich zu ziehen suchten, erregte aber dadurch ihren Haß in so hohem Grade, daß sie ihn auf jede Weise bei Karl verdächtig zu machen suchten. Es gelang ihnen trefflich und X. wurde sogleich nach der Thronbesteigung des jungen Königs in seine Diöcese verwiesen. Der Greis härmte sich darüber so sehr, daß er bald darauf (am 8. Nov. 1517) starb. X. war ein leidenschaftlicher, charakterfester und bis zur Grausamkeit strenger Mann, der aber für das Wohl seines Vaterlands eifriger besorgt war als irgend einer seiner Zeitgenossen. — Vergl. Eugenio de Robles, „Compendio de la vida y hazannas del Card. D. Fr. Ximenes de Cisneros" (Toledo 1604. 4.); J. de Marsolier, „Histoire du ministère du Card. Ximenez" (Toulouse 1694. 2 Voll. 12. Par. 1704. 2 Voll. 12. Fol.); Flechier, „Histoire du Card. Ximenez" (Amst. 1693. 2 Voll. 8.). 66.

Ximenes (Auguſtin Marie, Marquis de), ein mittelmäßiger französischer Dichter, am 26. Febr. 1726 zu Paris geboren, widmete sich dem Kriegsdienste und zeichnete sich als Adjutant des Marschalls von Sachsen in der Schlacht von Fontenoi (1745) aus. Später nahm er seinen Abschied und betrat, ohne ausge-

Digitized by Google

zeichnete Talente zu besitzen, die literarische Laufbahn. Die Tragödien „Epicharis“ (1752), „Don Carlos“ (1761) und „Amalazonte“ (1754) machten kein besonderes Glück. Noch geringern Erfolg hatten seine Gelegenheitsgedichte und sein Name wäre wenig genannt worden, wenn nicht Voltaire, an den sich der Dichter festhing, ihm einigen Schwung gegeben hätte. Bei dem Ausbruche der Revolution erklärte sich der Greis für die neuen Ideen, nahm aber keinen thätigen Antheil an den Ereignissen. Ein Lobgedicht auf Napoleon erwarb ihm eine Pension und nach der Restauration erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. Er starb am 31. Mai 1817. Seine Schriften werden jetzt fast nicht mehr gelesen. „Oeuvres“ (Par. 1772. 8.); „Codicille d'un vieillard“ (Par. 1792. 8.). 67.

Xintoo- oder Sintoreligion ist diejenige Religion in Japan, welche für die ursprüngliche gehalten wird. Sie ist eine Emanationslehre und der Name heißt: Verehrung der Götter. In dieser religiösen Anschauung tritt der merkwürdige Zug hervor, daß zwar ein Urwesen, aus welchem andere hohe Gottheiten emanirten, erkannt und gedacht, aber alle nicht verehrt wurden, weil sie sich um diese Erde und deren Geschicke gar nicht kümmern. Nur der Eid wird von ihnen gehört und daher bei ihnen geschworen. Mit desto größerer Ehrfurcht betrachtet man aber die Götter, welche der Erde vorstehen und deren Glücksgüter vertheilen. So betete man vorzüglich den Jahisu, den Meeresgott und Schützer des Fischfanges und der Schifffahrt, zwei Glücksgötter und den Kriegsgott an. Durch eine Reihe von Emanationen stammen die Japaner unmittelbar von der Gottheit und von den Erdgöttern, namentlich ihre Herrscher. Ki nämlich, der Weltgeist, entwickelte aus dem Chaos die 5 Elemente und aus diesen wieder die Ten Dsin Silzi Dai (die 7 Geschlechter der himmlischen Götter), körperlose, reingeistige Wesen, die auf geheimnißvolle Art jedes der folgenden Geschlechter, indessen mit zunehmender Körperlichkeit, emanirten. Sie herrschten undenkliche Zeit. Die ersten 3 Götter hatten keine Gattinnen, die 4 darauf folgenden aber hatten deren, ohne jedoch mit denselben Kinder zu zeugen, bis Isanagi und seine Gattin Isanami, die Stammeltern aller Menschen, die in der Provinz Issa lebten, dem Beispiele eines Vogels folgend, Kinder mit einander erzeugten, ein halbgöttliches Geschlecht, aus denen die Dsi Singo Dai (5 Geschlechter irdischer Götter) entsprangen, die einen großen Zeitraum (2332467 Jahre) über Japan herrschten. Vorzüglich bemerkenswerth ist unter diesen Ten Sio Dai Dsin (des himmlischen erbkaiserlichen Geschlechtes großer Gott), der Urahnherr der Kaiser und des Volkes, der Schutzgott des Reiches, und Awa se Dsuno Mirotto, von dem die menschlichen Kaiser (Mikaddo) abstammen. Die Lehren der X. beschränken sich auf dieß Erdendasein, sagen nichts von einer vorweltlichen Götterregierung oder einem künftigen Dasein, sondern fordern nur, daß ihre Bekenner rechtschaffen und tugendhaft leben. Dieß konnte natürlich nicht genügen und später trennten sich die Bekenner in 2 Secten, die Juritz, fast nur Priester, die Strenggläubigen der alten Lehre, und die Riobu, welche ihre Überzeugungen durch die Lehren anderer Religionssecten vermehrt haben. Nach ihnen lebte die Seele Amidas, des Gottes der Buddhareligion, in Ten Sio Dai Dsin, und den Kamis (öffentlich verehrten Göttern) gehörten nur alle unterhimmlische Dinge, die Himmel selbst aber den Seelen. Gleich nach dem Tode kommt die Seele des Guten in die überhimmlische Flur (Takama no Fara), den höchsten der 33 Himmel, und die Strafe der Bösen besteht darin, daß sie dahin nicht gelangen können. Die Idee eines Teufels gibt es nicht. Sie tödten kein dem Menschen nützliches Thier und genießen sein Fleisch nicht und ihr Cultus läßt sich in folgenden Punkten zusammenfassen: Herzensreinigkeit, Enthaltung des Herzens, Enthaltung von allem Verunreinigenden, Feier der Feste und Tempeltage, Besuchung des heiligen Orts Isje und Kasteiung des Leibes. Zur Herzensreinigkeit wird erfordert: den Gesetzen der Natur und Obrigkeit unbedingt zu folgen, sich des Blutes, des Fleischessens und der Leichen zu

Digitized by Google

enthalten. Durch Besuch der Tempel feiert man die heiligen Tage; äußere Reinlichkeit und ein andächtiges Gebet sind nothwendig und der Rest des Tages ist der Freude geweiht. Die Feste sind entweder Monats- oder Jahresfeste. Der ersteren sind 3; der letzteren 5, nämlich Neujahr, der 3. Tag des 3., der 5. des 5., der 7. des 7. und der 9. des 9. Monats. Diese Tage sind eigentlich unglückliche, und damit nun die Götter an denselben die Menschen vor Unheil bewahren mögen, hat man gerade auf diese die Feste gelegt. Auch Wallfahrten gibt es, namentlich nach Isje. 82.

Xuthus, ein Sohn Hellen's und der Nymphe Orseïs, wanderte, da ihn nach dem Tode seines Vaters seine beiden Brüder, Äolus und Dorus, aus Thessalien vertrieben, weil er sich das väterliche Erbtheil allein zueignen wollte, nach dem Peloponnes aus und gelangte nach Attika. Hier stand er dem Erechtheus in einem Kriege gegen die Eleusinier bei und erhielt dafür dessen Tochter, Krëusa, zur Gemahlin, mit welcher er die beiden Söhne, Achäus und Jon, zeugte und so der Stammvater der beiden griechischen Stämme, der Achäer und Jonier, wurde. Nachdem er die attischen Vierstädte (Tetrapolis) gegründet und die Einwohner nach ihrer Lebensweise in 4 Abtheilungen, Ackerleute, Handwerker, Priester und Krieger, getheilt hatte, wurde er von den Brüdern der Krëusa aus Attika vertrieben. Von da an erwähnt ihn die griechische Vorgeschichte nicht wieder. 11.

Xylographie, s. Holzschneidekunst.

Y.

Y, der 24. Buchstabe des Alphabetes, ist eigentlich dem griechischen Alphabete entlehnt, wo er ursprünglich u, später ü lautete, hat aber in den neueren Sprachen den reinen i-Laut angenommen. Dabei ist jedoch der Unterschied zu machen, ob der Buchstabe in ursprünglich griechischen oder in nationalen Wörtern vorkommt. Außer der italienischen haben nämlich die neueren Sprachen im erstern Falle denselben gewöhnlich beibehalten, im letztern hingegen hat er sich erst allmählig eingebürgert und vertritt entweder die Stelle eines j, wo, wie im Englischen und Spanischen, der Laut desselben zwar geblieben, das Zeichen dafür aber eine andere Aussprache erhalten hat, oder eines langen i, oder, wie im Französischen, auch eines doppelten i. Als langes i hat ihn die englische Sprache durchgehends am Ende der Wörter und eben so scheint die frühere deutsche Schrift ihn als Finalbuchstaben gern gebraucht zu haben, wogegen ein übertriebener Purismus der neuern Zeit den ästhetischen Grund seines Gebrauches übersehend ihn gänzlich aus der deutschen Schrift hat verbannen wollen. 9.

Y, s. Zuydersee.

Yacht, s. Jacht.

Yankees (spr. Jenkis) ist ein Spottname, mit welchem die ursprünglich englischen Bewohner der nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union von den Bewohnern der südlichen und den übrigen Amerikanern belegt werden und welcher eigentlich der Name sein soll, den die Indianer den Engländern geben. 30.

Yard, s. Englische Maße.

Yeoman ist in England ein Freigutsbesitzer, dann vorzüglich der zur Unterstützung der öffentlichen Sicherheitsmaßregeln in die Liste der Yeomanry eingetragene freiwillige leichte Reiter. In England, dessen Einrichtungen gegen jede mögliche Willkühr oder wachsende Übermacht der Behörden das Vorbeugungsmittel bereit halten, wird es nicht geduldet, daß die Sicherheitsbehörden sich mit einer in ihrem Solde stehenden Macht umgeben, sondern der Bürger ist zu diesen Diensten

Digitized by Google

gratis verbunden. Für die zu Pferde sind die freien Pferde haltenden Grundstückbesitzer verpflichtet, welche sich jedoch dazu meistens freiwillig zu melden pflegen. Da bei den Briten der Bürger die höchste Achtung gegen den Bürger zu haben gewohnt ist, so werden Excesse jeder Art durch die Yeomanry leichter abgehalten, als durch Militairgewalt, welche nicht selten verspottet wird, indem man den Y. besonders achtet, dieser aber sich in seinem Benehmen auch nicht die geringste Unanständigkeit oder Rohheit erlauben wird. 24.

Yorik, s. Sterne (Lorenz).

York und Albanien (Friedrich, Herzog von), der 2. Sohn des Königs Georg III. von Großbritannien, wurde den 16. Aug. 1763 geboren und schon am 27. Febr. 1764 zum Fürstbischofe von Osnabrück ernannt, ging 1779 nach Berlin, um den preußischen Kriegsdienst zu erlernen, und trat 1782 die Regierung seines Bisthums an, lebte aber größtentheils in London. Im Jahre 1793 übernahm er den Oberbefehl über die britische Heeresabtheilung in Flandern, welche zur Armee des Prinzen von Coburg gehörte, mußte aber nach der unglücklichen und durch die Schlacht bei Hondecoote (den 8. Sept. 1793) vereitelte Unternehmung gegen Dünkirchen 1794 nach England zurückkehren und ward 1795 Oberfeldherr der britischen Armee, um die er sich durch manche getroffene gute Einrichtung sehr verdient machte. Zwar war er als Anführer der neuen Expedition (1799) nach Holland eben so wenig glücklich, indem er am 19. Sept. bei Bergen und am 6. Oct. bei Alkmaar von dem französischen General Brune geschlagen endlich am 18. Oct. die Capitulation zu Alkmaar abschließen mußte, zu Folge welcher die Engländer Holland räumen und 8000 Kriegsgefangene zurückgeben mußten; doch erhielt er von Neuem das Obercommando über die britische Armee und suchte sie nach seinem frühern Plane zu organisiren, bis seine Verbindung mit Mistreß Clarke ihm selbst im Parlamente den Vorwurf zuzog, daß er sich zu sehr dem Einflusse derselben hingebe und allerhand Mißbräuche, Bestechungen und Ungehörigkeiten in der Armeeverwaltung geduldet habe. Der Obrist Wardle trat darauf (am 27. Jan. 1809) als Ankläger im Unterhause gegen ihn auf und verlangte, obgleich die Mehrheit zu Gunsten des Herzogs sich erklärte, die Absetzung desselben als Oberbefehlshaber, worauf er im März 1809 freiwillig resignirte. Doch schon im Mai 1811 übertrug ihm sein Bruder, der Prinz Regent, die Oberbefehlshaberstelle der britischen Landmacht wieder, die er auch trotz erneueter Anklagen des Lord Milton und Francis Burdett's im Unterhause und trotz dem, daß häufig Spottgedichte gegen ihn erschienen, fortbehielt und durch seine zweckmäßige Verwaltung mehrmals den Dank des Parlaments erhielt. Durch den Tod der Prinzessin Charlotte (den 6. Novbr. 1817) ward er Thronerbe, starb aber schon am 5. Jan. 1827 kinderlos, nachdem er bis ans Ende sich als Großmeister aller Freimaurerlogen Großbritanniens der Emancipation der Katholiken auf das Bestimmteste widersetzt hatte. 16.

York von Wartenburg (Hans David Ludwig, Graf), preußischer General der Infanterie und einer der berühmtesten Feldherren der neuesten Zeit, stammte aus einer englischen in Pommern ansässigen Familie und wurde den 26. Sept. 1759 zu Königsberg in Preußen geboren, trat 1772 in preußische und, nachdem er wegen eines Duells Festungsstrafe erduldet hatte, 1782 in holländische Militairdienste, focht 1783—1784 in Ostindien mit und trat 1786 als Hauptmann wieder in preußische Dienste. Im Jahre 1806 zum Obersten und Commandeur en Chef des Jägercorps ernannt befehligte er in dem Feldzuge desselben Jahres die Avant- und später die Arrièregarde des Corps des Herzogs von Weimar, dessen Übergang über die Elbe Y. mit großer Geschicklichkeit und Klugheit deckte. Eine Wunde, die er in dem Gefechte bei Wahren im Mecklenburgischen erhalten hatte und deren Heilung er in Preußen abwartete, entzog ihn dem Schicksale der preußischen Armee bei Lübeck; er ward nach seiner Genesung 1807 Generalmajor,

Digitized by Google

1808 bei der Umschaffung des preußischen Heeres Commandant der westpreußischen Division und 1810 Generalinspecteur aller leichten preußischen Truppen und trat 1812 als Generallieutenant an die Stelle des damals schwer erkrankten Generals Grawert, nahm an dem Feldzuge gegen Rußland Theil und schloß am 30. Dec. die bekannte Convention, zu Folge deren sich das preußische Corps von den Franzosen trennte und neutrale Quartiere bezog. Der König von Preußen schien zwar, durch die Verhältnisse noch zu sehr beengt, anfangs diesen Schritt auf das Höchste zu mißbilligen, aber bald darauf ließ er Y. deßhalb die glänzendste Gerechtigkeit widerfahren, weil jenes Unternehmen wesentlich zur Entwickelung der kurz nachher eingetretenen Ereignisse beitrug und besonders den Übergang der Russen über ihre Grenze beschleunigte. Y. führte nun sein unterdeß vervollständigtes Corps an die Elbe, wo es anfangs gegen die aus Magdeburg ausgerückte Armee des Vicekönigs von Italien siegreich bei Danigkow (am 5. April 1813) focht und sodann an den Schlachten von Großgörschen und Bautzen rühmlichen Antheil nahm. Nach dem Waffenstillstande wurde Y.'s Corps dem schlesischen Heere unter dem General Blücher einverleibt und es trug wesentlich zur Entscheidung des Sieges an der Katzbach bei. Hierauf erfocht Y. den rühmlichen Sieg bei Wartenburg über Bertrand (am 3. Oct.), zu Folge dessen das schlesische Heer seine Operationen auf das linke Elbufer übertrug und demgemäß später der Sieger den Titel eines Grafen von Wartenburg erhielt. In der Schlacht bei Leipzig nahm er am 16. Oct. das von Marmont hartnäckig vertheidigte Dorf Möckern ein, bedrohte am 20. die fliehenden Feinde bei Freiburg an der Unstrut im Rücken und rettete nach dem Eindringen der verbündeten Heere in Frankreich bei Montmirail (am 11. Febr. 1814) den General Sacken, der sich in ein übereiltes Gefecht mit Napoleon eingelassen hatte, vom gänzlichen Untergange. Eben so zeichnete er sich in der Schlacht bei Laon (am 9. März) und bei dem nächtlichen Angriffe auf den rechten Flügel des französischen Heeres aus, den er mit Kleist zugleich unternahm und der die Zerstreuung der Corps von Marmont und Arrighi zur Folge hatte, wofür ihn der König von Preußen mit dem Großkreuze des eisernen Kreuzes beehrte. Nach der Einnahme von Paris begleitete Y. den König nach England und wurde nach seiner Rückkehr zum commandirenden Generale in Schlesien und dem Großherzogthume Posen ernannt. Im Kriege von 1815 übernahm er den Oberbefehl über das 5. preußische Armeecorps; da dasselbe aber zu einer gänzlichen Theilnahmlosigkeit am Kriege bestimmt war, so stellte sich Y. nie wirklich an die Spitze desselben. Zu gleicher Zeit wurde er durch den Tod seines einzigen Sohnes, der bei dem brandenburger Husarenregimente stand und in dem Cavalleriegefechte bei Versailles (am 1. Juli 1815) tödtlich verwundet wurde, auf das Tiefste erschüttert. Er bat deßhalb um seine Entlassung, lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in Schlesien, erhielt den 5. Mai 1821 den Titel eines Generalfeldmarschalls und starb zu Klein-Öls den 4. Oct. 1830. 81.

Young (Edward), ein vielgenannter englischer Dichter, im Juni 1681 zu Upham bei Wincheſter geboren, erhielt von seinem Vater, einem gebildeten Geistlichen, eine vorzügliche Erziehung und widmete sich auf der Schule zu Wincheſter der Jurisprudenz, aber ohne besondern Erfolg; denn nur die Poesie nahm seinen Eifer in Anspruch, ohne daß er jedoch seinem poetischen Talente eine bestimmte Richtung hätte geben können. Da er mit Gelegenheitsgedichten wenig Aufmerksamkeit auf sich zog, so wählte er das jüngste Gericht zum Gegenstande eines Gedichtes, erndtete aber damit eben so wenig Beifall als mit dem didaktischen Versuche: „Die Stärke der Religion oder der Sieg über die Liebe" („The force of religion, or vanquish'd love"). Er fing nun an für das Theater zu arbeiten, aber auch hier genügte ihm die erhaltene Ermunterung nicht und er sprang zur Satyre über. Seine „Satyren über die Ruhmsucht", welche dem Zeitgeschmacke ent-

Digitized by

sprachen, erwarben ihm Ehre und Geld. Y. verließ 1727 die juristische Laufbahn und trat in den geistlichen Stand. Georg II., dessen Thronbesteigung Y. in einer schmeichelhaften Ode besang, ernannte ihn zu seinem Hofkapellan. Aus des Dichters Feder flossen fortwährend moralische, politische und poetische Schriften in Fülle, aber erst im weit vorgerückten Alter gelang es ihm, sich einen dauernden Ruhm zu gründen. Der tiefe Schmerz, welchen er über den Tod einer geliebten Gattin empfand, veranlaßte die so berühmt gewordenen „Nachtgedanken", die eine unübersehbare Menge schlechter Nachahmungen auf dem Continente hervorriefen. Y.'s Geist blieb bis in sein hohes Alter thätig; „Die Resignation" („The Resignation") ist sein letztes Gedicht. Er starb 1765 zu Wellwyn. Seine „Nachtgedanken" („The complaint, or night-thoughts", Gute Ausg. Lond. 1798. 1802. 1813. 18. Deutsch von J. A. Ebert, 1790—1795. 5 Bde. 8.; von C. E. von Benzel-Sternau, Frankf. 1825. 8.) sind jedenfalls ein außerordentliches Geisteswerk, so groß auch ihre Fehler sein mögen. Sie drehen sich um die immerwährenden Betrachtungen des Todes, der Eitelkeit der irdischen Dinge, des Lasters, der Bestimmung des Menschen und der Unsterblichkeit der Seele. Das Ganze wird dadurch zwar eintönig, aber die Gedanken schlagen wie Blitze immer anders aus diesen schwarzen melancholischen Nächten hervor und der durch sie hervorgebrachte Eindruck ist groß und erhebend, aber auch oft wie eine Bußpredigt niederdrückend und somit völlig unpoetisch. Ferner ist das stete Haschen nach Frappantem und Außerordentlichem, nach zugespitzten Sentenzen und epigrammatischen Wendungen zu tadeln. Dieselben Fehler haften an seinen sonst treffenden und scharfen „Satyren auf die Ruhmsucht" („Love of fame, the universal passion"). Y.'s Trauerspiele („Busiris", „Die Rache" und „Die Brüder") leiden an falschem Pathos und Überspannung; die Situationen sind meist gut gewählt, aber die Charaktere stets gemein. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich oft durch Wärme des Gefühles, Kühnheit der Phantasie, männliche Gedanken und Würde des Stils aus, lassen aber fast durchgehends den berechnenden Verstand zu sehr durchblicken. „Works", Lond. 1773—1774. 8 Voll. 8. Edinb. 1777. 4. Voll. 12. Lond. 1813. 3 Voll. 8. 67.

Young (Thomas), ein berühmter Forscher über Hieroglyphen, ward den 13. Juni 1773 zu Milverton in Somersetshire in einer Quäkerfamilie geboren, besuchte eine Schule zu Bristol und seit 1782 zu Compton, wo er außerordentliche Fortschritte machte, aber wegen Kränklichkeit einige Zeit im Studiren nachlassen mußte, worauf er mehrere Jahre abwechselnd in London und auf dem Lande sich fast allein mit Privatstudien beschäftigte und, obwohl schon seit 1791 Schriftsteller über Naturwissenschaft, seit 1792 zu London und seit 1794 zu Edinburgh Medicin studirte und noch als Student durch seine Abhandlungen über das Sehen und die Krystalllinse des Auges die Mitgliedschaft der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London erhielt. Nun ging er nach Göttingen, promovirte daselbst 1795, kehrte dann nach Cambridge zurück und ward hier Fellow und ließ sich 1801 in London als praktischer Arzt nieder. Bald ward er auch Professor der Naturwissenschaften an der royal institution, gab aber 1804 diese Stelle wieder auf, um sich ganz der Medicin zu widmen, und ward 1810 Arzt am Georgshospital. Da aber seine Praxis nie groß war, beschäftigte er sich mehr mit literarischen Arbeiten und zwar nicht allein mit medicinischen und naturwissenschaftlichen, sondern auch mit philologischen und archäologischen, bei welchen er 1814 die rosettische Inschrift und einige Papyrusrollen kennen lernte, die er in den „Remarks on Egyptian papyri and on the inscription of Rosetta" in der Zeitschrift „Archaeologia" (Lond. 1815) beschrieb, so wie er in der Zeitschrift „Museum criticum" eine Übersetzung und Erläuterung des enchorischen Theils dieser Inschrift lieferte, so wie er späterhin sich auch an den hieroglyphischen Theil derselben wagte. Durch seine

Digitized by Google

Entdeckung, daß die Hieroglyphen theils symbolisch, theils alphabetisch seien, brach er nebst Champollion die Bahn zu weiterm Fortschreiten auf diesem Felde und machte dasselbe fortan zu seinem Lieblingsstudium. Unterdessen war er 1818 Mitglied der Commission zur Untersuchung der Maße und Gewichte, Secretair des Längenbureau und Aufseher über die Herausgabe des Seealmanachs geworden, machte 1823—1824 eine Reise nach Holland und Italien und lieferte seine schätzbaren „Hieroglyphics" (Lond. 1823), Abbildungen von ägyptischen Texten und Bildwerken, und den „Account of some recent discoveries in hieroglyphical literature" (Lond. 1823). Das französische Institut erwählte ihn 1827 zum auswärtigen Mitgliede, aber wegen Kränklichkeit zog er während des Sommers 1828 nach Genf; sein Zustand ward jedoch nach seiner Rückkehr durch angestrengte Arbeiten immer schlimmer und er starb bereits den 10. Mai 1829 zu London, ohne noch das vollständige Erscheinen seines „Egyptian dictionary", worin er seine ganzen Forschungen über Hieroglyphen gesammelt hat, zu sehen. Unter seinen übrigen Schriften behaupten seine „Lectures on natural philosophy" (Lond. 1807. 2 Voll. 4.) noch jetzt ein großes Ansehn. Vergl. „Memoirs of the life of Th. Young" (Lond. 1831). 16.

Ypsilantis (Alexander), russischer Generalmajor und Adjutant des Kaisers, der älteste Sohn Constantin's Y.'s, Hospodaren der Walachei, welcher aus einer Phanariotenfamilie zu Constantinopel abstammte, wurde um das Jahr 1785 geboren. Er trat später in russische Kriegsdienste, nahm als Rittmeister in dem grodnoschen Husarenregimente an dem Feldzuge von 1813 Antheil, verlor aber in der Schlacht bei Dresden (am 27. Aug. 1813) die rechte Hand und lebte im folgenden Jahre einige Zeit in Weimar, wo sich damals seine mit dem Grafen von Edling vermählte Schwester aufhielt. Um dieselbe Zeit trat Y. in den Bund der Hetäria, dessen Leitung er bald darauf als Vorsteher übernahm und die hierdurch angeknüpften Verbindungen veranlaßten ihn, in der Moldau einen Aufstand zu bewerkstelligen. Mit einigen Begleitern ging er nämlich unbemerkt über den Pruth und schlug am 23. Febr. alten Styls (7. März 1821) zu Jassy, der Hauptstadt der Moldau, einen Aufruf an, in welchem er bekannt machte, daß an diesem Tage Griechenland die Fackel der Freiheit angezündet und das Joch der Tyrannei abgeworfen habe. Wirklich sollte auch an demselben Tage ein allgemeiner Aufstand der Griechen in Morea, auf den Inseln und in Constantinopel ausbrechen und Y. hoffte dieses Unternehmen durch die Aufwiegelung der Moldau zu begünstigen; allein er hatte sich genöthigt gesehen, den Ausbruch des Aufstandes zu sehr zu beschleunigen, theils weil er die Einkerkerung eines seiner Boten in Servien erfahren hatte, theils wegen der fast gleichzeitigen Unternehmung des Theodor Wladimiresko, eines rohen, aber sehr tapfern und verwegenen Walachen, welcher mit einem Haufen Arnauten die walachischen Bauern und Panduren zu den Waffen gerufen hatte, um, angeblich unter russischem Schutze, die Herstellung der alten Rechte des Landes von der Pforte zu erzwingen. Auch Y., welcher mit Wladimiresko nicht in dem geringsten Einverständnisse handelte, versicherte seine Begleiter und die zahlreich aus Deutschland und Rußland zu ihm herbeiströmenden Hetäristen des russischen Schutzes; allein Kaiser Alexander mißbilligte, besonders durch den gleichzeitig in Italien ausgebrochenen Soldatenaufstand dazu bewogen, öffentlich das eigenmächtige Unternehmen der Hetäristen und forderte den Führer derselben, den Fürsten Y., zur Verantwortung. Da derselbe aber nicht erschien, wurde sein Name aus den russischen Heereslisten gestrichen. Eben so wenig folgte er der Aufforderung des russischen Consuls in Jassy, die Moldau zu verlassen, sondern setzte vielmehr mit 5000 Mann seinen Marsch nach Bukarest fort, wo er am 10. April seinen Einzug hielt, nachdem Wladimiresko, der sich mit Y. nicht vereinigen wollte, die Stadt kurz zuvor mit seinen Panduren verlassen hatte. Während sich nun Wla-

Digitized by Google

dimiresko in Unterhandlungen mit der Pforte einließ, zog Y. am 12. April nach Tergowist und verlor dort ungenützt seine Zeit. Da die Bojaren aus Feindschaft gegen die ihnen verhaßten Phanariotenfamilien Y.'s Unternehmen nicht im Geringsten unterstützten und Wladimiresko's Aufstand hauptsächlich gegen erstere gerichtet war, so fehlte es beiden Insurgentenhäuptern an hinreichenden Anhang, um mit Erfolg gegen die wider sie anrückenden Türken zu kämpfen. Zu gleicher Zeit nämlich besetzten die Paschas von Widdin, Silistria und Braila mit 10000 Mann die Walachei und Moldau. Der Seriasker Jussuf von Braila schlug am 13. Mai die Griechen bei Galacz, nahm diese Stadt mit Sturm, zerstörte die griechische Flotille auf der Donau und zwang die Hetäristen, welche unterdeß den Bojaren die Verwaltung von Jassy entrissen hatten, diese Stadt am 18. Mai zu räumen, worauf sich Georg Kantakuzeno mit 3000 Mann ohne Widerstand über den Pruth zurückzog. Während dessen setzte Wladimiresko, welcher Bukarest wieder in Besitz genommen hatte, seine Unterhandlungen mit den Türken fort und zog nach einigen Scharmützeln mit denselben nach Piteścht zurück, um sich dem Fürsten Y. wieder mehr zu nähern; allein dieser ließ ihn dort aufheben, nach Tergowist abführen und daselbst nach einem über ihn gehaltenen Kriegsgerichte als Hochverräther enthaupten (7. Juni). Hierdurch zog sich Y. vielen Tadel zu, weil Wladimiresko seinen Oberbefehl nicht förmlich anerkannt hatte, und deßhalb schloß sich auch nur ein Theil von dessen Arnauten, Panduren und Walachen an die Schaar der Hetären an und auch unter diesen wußte der Pascha von Braila geheime Verbindungen anzuknüpfen. Als daher Y. seine feste Stellung bei Rimnik verließ und gegen Dragaschan aufbrach, so ergriffen, als am 19. Juni sein Vortrapp unter dem tapfern Jordaki von den Türken angegriffen wurde, die Walachen und Panduren die Flucht und Jordaki mußte sich mit einigen hundert Mann auf die heilige Schaar der Hetäristen zurückziehen. Jetzt floh auch ein Theil der Arnauten und überließ die aus 5 Kanonen bestehende Artillerie dem Feinde. Nun forderte ein Neffe des ermordeten Patriarchen Gregorius seine Gefährten auf, durch freiwilligen Heldentod der Welt zu zeigen, daß ihre Sache eine heilige sei. Die begeisterten Jünglinge rückten sodann in geschlossenen Gliedern gegen den anstürmenden Feind und fielen reihenweise im heiligen Kampfe. So war Griechenlands Blüthe in dem gebildetsten Theile der Jugend vernichtet und nur wenige zogen sich mit Y. in das feste Kloster Kostia zurück. Dieser gab nun die theils durch eigene Fehler, theils durch Verrath und Zuchtlosigkeit verlorene Sache ganz auf und erließ am 20. Juni 1821 aus Rimnik eine Schrift, worin er viele der griechischen Häuptlinge als die Urheber der allgemeinen Auflösung und Flucht anklagte und sie dem Fluche der Hellenen Preis gab. Als er hierauf selbst die Grenze überschritt, wurde er in Siebenbürgen verhaftet und nebst seinem Bruder Nikolaus auf die Festung Munkatsch in Ungarn abgeführt. Von hier wurden Beide im Aug. 1823 nach der Festung Theresienstadt in Böhmen gebracht, wo sie äußerst mild behandelt wurden und innerhalb der Festung viele Freiheit und Bequemlichkeit genossen. Nach ihrer Befreiung durch Rußlands Vermittelung (im Aug. 1827), wollte sich Y. nach Verona begeben, starb aber bereits den 31. Jan. 1828 in Wien. 81.

Ypsilantis (Demetrius), ein jüngerer Bruder des Vorigen, wurde um das Jahr 1790 geboren, nahm ebenfalls russische Kriegsdienste, begleitete als Adjutant den General Rajewsky und zeichnete sich in dem Feldzuge von 1814 aus. Später trat er als Befehlshaber in Morea auf und genoß großes Ansehn, so lange die russische Partei das Übergewicht hatte. Er war Präsident der griechischen Regierung zu Argos, wurde sodann zum Fürsten des Peloponnes ausgerufen und zum Oberfeldherrn daselbst ernannt und gegen das Ende des Jahres 1822 zum Präsidenten des gesetzgebenden Rathes erwählt. Als aber hierauf die englische Partei das Übergewicht erhielt, wurde er im Jahre 1823 seiner Stelle entsetzt, worauf er sich von

Digitized by Google

den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog, aber bei wichtigen Gelegenheiten wieder thätigen Antheil an denselben nahm und die Truppen öfters mit Erfolg anführte. Im April 1826 protestirte er gegen den Beschluß der dritten Nationalversammlung der Griechen zu Epidaurus, zufolge dessen den Türken ein jährlicher Tribut zugestanden werden sollte, und stellte die gänzliche Unabhängigkeit Griechenlands als das Ziel dar, das alle Griechen erreichen könnten und wollten, ward aber dafür des griechischen Bürgerrechts für verlustig erklärt und zog sich ins Privatleben zurück, bis er unter Capodistrias Oberbefehlshaber der Truppen in Ostgriechenland wurde (1828); doch fühlte er sich durch die Maßregeln der Regierung beleidigt, legte am 1. Jan. 1830 seine Stelle nieder und trat erst nach Vertreibung Augustin's Capodistrias als Mitglied in die Regierungscommission ein, starb aber schon im Sommer 1832. 81.

Yriarte (Juan de), ein bekannter spanischer Bibliograph, am 15. Dec. 1702 zu Orotava auf der Insel Teneriffa geboren, machte seine Studien zu Paris und kam, nachdem er sich längere Zeit zu seiner Ausbildung in London aufgehalten hatte, nach den canarischen Inseln zurück. Da ihm diese aber keine Aussichten zu weiterm Fortkommen boten, ließ er sich zu Madrid nieder (1724) und ward als Lehrer bei den königlichen Prinzen angestellt. Ferdinand VI. ernannte ihn 1732 zum Custos der königlichen Bibliothek zu Madrid und zum Übersetzer bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Y. befand sich nun in einem seinen Talenten entsprechenden Wirkungskreise und ordnete mit rastlosem Eifer die ihm anvertrauten Schätze. Sein Katalog der griechischen Handschriften („Regiae bibliothecae Matritensis codices graeci manuscripti", Matriti 1769. Vol. I. Fol.), der leider nicht vollendet wurde, ist für das Studium der Alterthumswissenschaft sehr wichtig. Weniger bedeutend sind seine Verzeichnisse der geographischen, chronologischen (Madr. 1729. 4.) und mathematischen Werke (Madr. 1730. 4.) der königlichen Bibliothek. Die spanische Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und gewann an ihm einen der fleißigsten Mitarbeiter an den von ihr herausgegebenen grammatischen und lexikographischen Schriften. Y. starb am 23. Aug. 1771. Außer den schon angegebenen Werken sind noch zu nennen seine griechische Paläographie, seine lateinische Grammatik in spanischen Versen und seine Sammlung spanischer Sprüchwörter, welche sich in der sonst sehr unbedeutenden Sammlung seiner ausgewählten Werke („Obras sueltas", Madr. 1774. 2 Voll. 4.) befindet. Ferner verdankt man ihm viele Zusätze und Verbesserungen zu N. Antonio's spanischer Bibliothek und zahlreiche Beiträge zu den literarischen Zeitschriften Spaniens. 66.

Yriarte (Tomàs de), ein berühmter spanischer Dichter, 1752 auf der Insel Teneriffa geboren, wurde durch seinen Oheim Juan de Y. nach Madrid gezogen und erhielt durch dessen Unterstützung eine vortreffliche Erziehung. Seine Fortschritte waren ungewöhnlich schnell; er wurde bald bei der Regierung angestellt und schwang sich zum Generalarchivar und zum Translator bei der Staatskanzlei empor. Diese Stellen ließen ihm hinlängliche Muße zu literarischen Arbeiten; er redigirte seit 1771 den „Madrider Mercur" und half diesem tiefgesunkenen Journale wieder auf. Auch beschäftigte er sich mit besonderer Vorliebe mit dem Theater und übertrug mehrere Lustspiele aus dem Französischen ins Spanische. Der Beifall, welchen diese Arbeiten erhielten, bewog ihn seine eigene Kraft in dieser Gattung der Poesie zu versuchen. Die Komödien: „Das verdorbene Kind" („El señorito mimado") und „Das schlechterzogene Fräulein" („La señorita maleriada") verrathen aber zu sehr das ängstliche Festhalten an den steifen französischen Kunstregeln, als daß sie große Beachtung verdienten. Sein Lehrgedicht: „Die Musik" („La Musica", Madr. 1784. 4.) ist, obschon ihm großes Lob gespendet wurde, nicht besser als die früheren Versuche spanischer Dichter in dieser Gattung. Der Plan ist zwar mit

Digitized by

Verstand entworfen, die Sprache ist trefflich, aber die systematische Form tritt zu sehr hervor und drei Viertheile des Gedichts sind nichts mehr als elegant versificirte Prosa. Gediegenern Ruhm erwarb er sich durch seine literarischen Fabeln („Fabulas literarias", Madr. 1782. 4. Deutsch von J. Bertuch, Leipz. 1788. 12.). Der Gedanke, literarische Wahrheiten zum Gegenstande äsopischer Fabeln zu machen, war originell und die Ausführung gelang über Erwartung; der naive Styl, die classische Sprache und die vortreffliche Versification machen sie immer noch zu einer angenehmen Lectüre. Sie können zugleich als ein Musterbuch fast aller spanischen Versarten dienen; denn der Dichter wählte alle, die sich nur einigermaßen schicken wollten. Y.'s schnell erlangtes Ansehen erregte ihm viele Neider und Feinde; sogar die Inquisition fiel über ihn her und beschuldigte ihn der Anhänglichkeit an die unchristliche Philosophie. Nur durch eine förmliche Abschwörung derselben und durch strenge Buße konnte er sich weiteren Verfolgungen des furchtbaren Gerichts entziehen. Er starb 1794. „Coleccion de obras en verso y prosa", Madr. 1787. 6 Voll. 8. Madr. 1805. 8 Voll. 8.) 67.

Ysop, lat. hyssopus; franz. hysope; engl. hyssop, eine zu Linné's 14. Classe und deren 1. Ordnung (didynamia gymnospermia) gehörige Pflanzengattung, hat einen walzenförmigen, gestreiften, fünfzahnigen Blumenkelch, ausgeschnittene Blumenkrone und aufrechtstehende, von einander entfernte Staubfäden und kommt in 4 Species vor, von denen hyssopus officinalis in Mittel- und Südeuropa auf Schutt und an Mauern wächst, lanzettförmige Blätter, einen 1—1½ Fuß hohen Stengel und blaue oder weiße Blumen hat, welche vom Juni bis August blühen und von den Bienen gern besucht werden. Die Pflanze gibt ein stark riechendes, flüchtig reizendes Öl von einem nicht unangenehmen Geschmacke. Die übrigen Arten sind in Asien und Amerika heimisch, kommen aber auch bei uns fort. 30.

Yttrium, s. Metalle.

Z.

Z, der 25. Buchstabe des deutschen Alphabets, gehört zu den Sauselauten, wird aber verschieden ausgesprochen. Ursprünglich war es wohl der schärfste S-Laut, wie im Arabischen noch jetzt (die Araber sagen, sein Ton gleiche dem Zischen des Schwerdtes, wenn es rasch aus der Scheide gezogen wird); später ging dieser Laut in einen aus S und D gemischten Laut über, wie er im Altgriechischen erscheint und sich noch im Deutschen und Italienischen findet, während mehrere andere neuere Sprachen, wie die slawischen, die französische u. dergl., diesen Buchstaben geradezu für das weichste S gebrauchen. Dieser letztere Gebrauch ist wohl zu berücksichtigen bei Wörtern aus orientalischen Sprachen. Denn man pflegt im Französischen, Englischen ꝛc. gewöhnlich das weiche S. dieser Sprachen durch z zu geben und da wir im Deutschen meist den Engländern und Franzosen in Bezug auf jene Namen nachschreiben, so müssen wir uns wohl hüten, in derartigen Wörtern das Z wie im Deutschen auszusprechen, zumal da die orientalischen Sprachen diesen Laut gar nicht kennen, sondern den entsprechenden Buchstaben jederzeit wie ein scharfes S aussprechen. Die Neugriechen sprechen ihr ζ ebenfalls wie ein weiches S. 9.

Zaar, Zar oder Czar, der Titel, welchen die Beherrscher Rußlands seit 1579 führen, wo ihn Iwan II. annahm, ist höchstwahrscheinlich eine Zusammenziehung aus Cäsar und wird daher auch am Richtigsten Czar geschrieben, wie auch der Titel der russischen Kronprinzen, Cesarowitsch, Czars Sohn, bezeugt, der aber, nachdem er einige Zeit außer Gebrauch gewesen war, von Paul I. seinem

Digitized by Google

zweiten Sohne, Constantin, beigelegt wurde, nach dessen Tode ihn der Kaiser Nikolaus seinem ältesten Sohne und Thronfolger wieder beigelegt hat. 30.

Zaardam, s. Saardam.

Zabier, s. Johannischristen.

Zach (Franz Freiherr von), ein sehr berühmter Astronom, geb. den 14. Juni 1754 zu Pesth, widmete sich frühzeitig den mathematischen und astronomischen Wissenschaften, trat dann in östreichische Militairdienste, ward 1785 Director der seeberger Sternwarte und besuchte 1786 London, wo er Instrumente bestellte. Er bestimmte 1788 die Breite von Jena, beobachtete 1790 die Opposition des Mars, berechnete 1792 neue Sonnentafeln, die 1804 verbessert, nebst einem Supplement, unter dem Titel: „Tabulae motuum solis novae etc." zu Gotha erschienen, besorgte anfangs (1796) die Redaction der „Allgemeinen geographischen Ephemeriden", dann von 1800 an die der „Monatlichen Correspondenz", die er jedoch 1807 schon wieder aufgab, sammelte auch mit Fleiß und Sachkenntniß alle mathematischen und astronomischen Disputationen und Dissertationen. Er war auch der einzige Astronom, der von 1785—1815 jedes neue in England, Frankreich und Deutschland verfertigte Instrument durch eigene Ansicht und Gebrauch kennen lernte. Nachdem er auf der seeberger Sternwarte den Durchgang Mercurs durch die Sonnenscheibe 1802 beobachtet hatte, ging er zu Ende des Sommers 1804 mit dem Charakter eines herzoglich gothaischen Oberstlieutenants als Oberhofmeister der verwittweten Herzogin von Sachsen-Gotha mit dieser auf Reisen. Eine eigentlich astronomisch-geographische Reise machte er aber erst im Winter 1804—1805 durch das südliche Frankreich, gab 1806 seine „Tabulae speciales aberrationis et nutationis", so wie ein ganz vortreffliches Sternverzeichniß von 1830 Zodiacalsternen heraus. Als Frucht seiner Reise durch Deutschland, Italien und Südfrankreich in den Jahren 1807—1809 erschien das Werk: „Voyage astronomique et géographique", so wie die „Attraction des montagnes", ein für die höhere Geodäsie sehr reichhaltiges Werk. Während aller dieser Reisen ließ er auch die theoretische und physikalische Astronomie nicht unbeachtet, wie das letztgenannte Werk und die zu Florenz 1809 erschienenen „Tables abregées et portatives de la lune etc." beweisen. Hierauf stellte er, in der Nähe von Marseille wohnend, daselbst von 1810—1813 viele Beobachtungen, z. B. über den großen Kometen von 1811 und über den von 1812 an, maß auch einen Grad des Meridians im Piemontesischen. Seit 1815, wo er während des Sommers zu Neapel mit einem neuen Reichenbach'schen Instrumente nahe bei Virgil's Grabe seine Observationen angestellt hatte, blieb er mehrere Jahre in Genua, wo er die Fortsetzung der „Monatlichen Correspondenz" in französischer Sprache redigirte, ein Verzeichniß der in Piazzi's Sternkatalog vorkommenden arabischen Sternnamen lieferte, den totalen Unwerth der berüchtigten Liesganig'schen Gradmessung vollständig bewies ꝛc. Überhaupt hat er sich ungemein bemüht, die Astronomie zu erweitern und auszubilden, ihren Nutzen klar zu zeigen, den sie auf die bürgerliche Gesellschaft äußert, auch einer größern Menge sie zugänglicher zu machen, Regenten zur Unterstützung der Sternkunde anzufeuern, das Landchartenwesen durch viele geographische Bestimmungen zu vervollkommnen, ferner Geschmack an astronomischen Beobachtungen mit Hülfe des vor ihm in Deutschland nur wenig bekannten Sextanten zu verbreiten, die seit Mayer's Zeiten fast wieder in Vergessenheit gekommene Methode der Mondsdistanzen in Aufnahme zu bringen und den Multiplicationskreis einzuführen. Erst das Greisenalter konnte seiner ganz ungewöhnlichen, aber höchst nützlichen Thätigkeit ihm unangenehme Schranken setzen und da er überdieß von Steinschmerzen furchtbar zu leiden anfing, so begab er sich nach Paris, wo er sich der Kunst des berühmten Civiale anvertraute und nach überstandener Operation bis an seinen am 2. Sept. 1832 erfolgten Tod sich aufhielt. Er war zuletzt herzoglich

Digitized by

sachsen-gothaischer Generalmajor und Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europas. 13.

Zacharia (Just Friedrich Wilhelm), ein zu seiner Zeit beliebter deutscher Dichter, am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen in Thüringen geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der Universität Leipzig der Jurisprudenz. Die Liebe zur Dichtkunst zog ihn aber allmählig von dieser trockenen Wissenschaft ab und führte ihn auf die schriftstellerische Laufbahn. Sein erstes Gedicht: „Der Renomist" fand Gottsched's Billigung und ward von diesem bekannt gemacht; Z. sah aber bald die dürftigen Ansichten seines Gönners ein und schloß sich der Gesellschaft jener jungen Männer, die sich damals in Leipzig zusammenfanden und eine heilsame Revolution in der deutschen Literatur hervorriefen, an. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Göttingen ward er 1748 als Hofmeister am Carolinum zu Braunschweig angestellt. Später (1761) wurde er zum ordentlichen Professor der Dichtkunst an diesem Institute ernannt und erhielt 1775 ein Kanonicat an dem Cyriaksstifte. Er starb am 30. Jan. 1777. Z.'s komische Heldengedichte („Der Renomist", „Phaeton", „Verwandlungen", „Lagoslade", „Murner in der Hölle", „Das Schnupftuch") begründeten seinen Ruhm und verdienten zu ihrer Zeit, die so arm an Erzeugnissen der komischen Muße war, den ihnen gespendeten Beifall, obschon der Witz nicht selten überderb ist und die Späße handgreiflich erscheinen. Noch weniger Werth haben seine beschreibenden Gedichte („Die Tageszeiten", „Die vier Stufen des weiblichen Alters" ꝛc.). Seine „Fabeln und Erzählungen in B. Waldi's Manier" sind für jene Zeit trefflich gehalten; unerträglich ist aber die Übersetzung von Milton's „verlorenem Paradiese" in holprichten Hexametern. Ein nicht gering zu schätzendes Verdienst um die deutsche Literatur erwarb sich Z. durch seine Sammlung „Auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter von M. Opitz bis auf die gegenwärtigen Zeiten" (Braunschw. 1766—1771. 2 Bde. 8.), welche wieder manches längst vergessenes Treffliche ins Gedächtniß der Lesewelt zurückrief. „Sämmtliche poetische Schriften" (Braunschw. 1763—1765. 9 Bde. 8. N. A. 1777. 2 Bde. 8.). „Hinterlassene Schriften herausg. von J. J. Eschenburg, mit einer Nachricht von des Verfassers Leben und Schriften" (Braunschw. 1781. 8.). 67.

Zacharia (Karl Salomo), badischer geheimer Rath und Professor der Rechte auf der Universität zu Heidelberg, wurde am 14. Sept. 1769 zu Meißen geboren, wo sein Vater als Sachwalter lebte. Von der Fürstenschule seiner Vaterstadt, wo er seine Gymnasialbildung genoß, begab er sich im Jahre 1787 auf die Universität zu Leipzig und beschäftigte sich hier vorzüglich mit philologischen und philosophischen Studien, so wie später besonders mit der Rechtswissenschaft. Im Jahre 1792 verließ er Leipzig und begleitete, auf die Empfehlung des Kreissteuereinnehmers Weiße, den Grafen von der Lippe als Führer auf die Universität zu Wittenberg, studirte dort abermals zwei Jahre und trat daselbst, nachdem der Graf Kriegsdienste genommen hatte, 1795 als Privatdocent im philosophischen Fache der Rechtswissenschaft auf. Im Jahre 1797 zum außerordentlichen und 1802 zum ordentlichen Professor der Rechte in Wittenberg ernannt lehrte er daselbst bis 1807 und folgte sodann einem Rufe als ordentlicher Professor der Rechte an die Universität zu Heidelberg, wo er noch gegenwärtig als einer der berühmtesten Lehrer seiner Wissenschaft in Deutschland thätig ist. Während der Zeit seines Wirkens daselbst war er einige Zeit lang zuerst Mitglied der ersten und später der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Baden. Als Schriftsteller hat er sich durch folgende Werke einen ausgebreiteten Ruf erworben: „Die Einheit des Staats und der Kirche" (Leipz. 1797); „Über die evangelische Brüdergemeinde" (Leipz. 1798); „Handbuch des churſächsischen Lehnrechts" (Leipz. 1796. 2. Aufl. 1823. von Ch. E. Weiße und F. A. v. Langenn); „Über die Erziehung des Menschengeschlechts durch den

Digitized by Google

Staat" (Leipz. 1802); „Handbuch des französischen Civilrechts" (Heidelb. 1827. 4 Bde. 3. Aufl.); „Vierzig Bücher vom Staate" (Stuttg. 1820—1832. 5 Bde.); „Entwurf eines Strafgesetzbuchs" (Heidelb. 1826); „L. C. Sulla — als Ordner des römischen Freistaats" (Heidelb. 1834. 2 Bde.). Außerdem lieferte er mehrere gediegene Beiträge zu der von ihm und Mittermayer herausgegebenen „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes" und schrieb mehrere Aufsätze für die „Heidelberger Jahrbücher", unter denen besonders in der neuern Zeit die zu Gunsten der Sache des Prinzen August von Este (s. Sussex) Beachtung verdienen. Seine neuste Schrift sind die „Abhandlungen aus dem Gebiete der Staatswirthschaftslehre" (Heidelb. 1836). 81.

Zacharias, römischer Papst, nach Einigen griechischer, nach Anderen syrischer Abkunft, ward im Nov. 741 zum Papste ernannt, bewog den longobardischen König Luitprand zur Herausgabe mehrerer eroberter Städte, erhob 748 den heiligen Bonifacius zum Erzbischofe von Mainz, wirkte kräftig zur Stiftung von Klöstern und Bisthümern in Deutschland und gab Pipin dem Kleinen seine verlangte Einwilligung zur Besteigung des fränkischen Throns, ein Umstand, welcher seinem Nachfolger Stephan II. den ersten sichern weltlichen Besitz erwarb, excommunicirte aber den Bischof Virgilius von Salzburg, weil er die Existenz von Antipoden behauptet hatte. Er starb im März 752 mit dem Rufe großer Sanftmuth und Gelehrsamkeit und es werden ihm auch mehrere Schriften zugeschrieben. Sein Gedächtnißtag ist der 15. März. 37.

Zachias (Paul), Leibarzt des Papstes Innocens X., war zu Rom geboren und starb daselbst 1659 im 75. Lebensjahre. Er war ein Mann von vielseitiger Bildung; außer der Medicin waren es die Dichtkunst, Malerei und Musik, die ihn vorzüglich beschäftigten. Als Schriftsteller ist er mit mehreren Schriften, als: „De quiete servanda in curandis morbis", „De affectionibus hypochondriacis" ꝛc. aufgetreten; am Meisten hat ihn aber sein großes Werk: „Quaestiones medico-legales", das von 1621 an zu Rom in 9 Bänden in 4. erschien, bekannt gemacht, das als classisch in der gerichtlichen Medicin betrachtet wird und sich durch eine unermeßliche Gelehrsamkeit auszeichnet. 39.

Zacutus Lusitanus (Abraham), portugiesischer Arzt, zu Lissabon von jüdischen Eltern 1575 geboren, studirte zu Salamanca und Coimbra und practicirte hierauf an 30 Jahre zu Lissabon mit vielem Glücke, bis ihn das Edict Philipp's IV. gegen die Juden 1625 aus seinem Vaterlande vertrieb, worauf er sich in Amsterdam niederließ, sich wiederum einen großen Ruf erwarb und endlich 1642 daselbst starb. (Nach Anderen war er von christlichen Eltern geboren und trat erst in Amsterdam zum jüdischen Glauben über.) Unter dem Titel: „De medicorum principum historia" (Lugd. 1642. Fol.) hat er ein sehr nützliches Werk geliefert, worin die wichtigsten Beobachtungen der Alten in einer schicklichen Ordnung gesammelt und erklärt sind; eine andre seiner Schriften: „Praxis medica admiranda" (Lugd. 1643. Fol.) ist voll eigener trefflicher Erfahrungen über seltene Krankheitsfälle. 39.

Zähigkeit, lat. tenacitas; franz. tenacité, viscosité; engl. toughness, viscosity, tenacity, besitzt ein Körper, wenn dessen Theile sich merklich verschieben lassen, ohne ihren Zusammenhang zu verlieren. Daher ist Z. gleichbedeutend mit Dehnbarkeit und Streckbarkeit. Es gibt aber in der Natur keinen Körper, dessen Theile nicht einigermaßen verschoben werden könnten, ohne daß Trennung des Zusammenhanges stattfände, und daher besitzen alle Körper einen gewissen Grad von Z. 40.

Zähler, s. Bruch.

Zähne, lat. dentes; franz. dents; engl. tooths, ist der Name, mit dem man die kleinen, sehr harten, in den Fächern der beiden Kinnladen sitzenden Knochen bezeichnet, die dazu bestimmt sind, die Nahrungsmittel zu erfassen, zu zertheilen und

Digitized by Google

zu zermalmen. Sie beschreiben in ihren ununterbrochenen Reihen auf den Zahnladenbogen zwei krumme parabolische Linien, die Zahnbogen genannt, welche, von ungleichem Umfange, der obere die große Seite eines Ovals und der untere die kleine Seite desselben Ovals bilden, so daß die beiden Bogen, wenn sie unmittelbar auf einander liegen, im Hintergrunde des Mundes genau zusammentreffen, während vorn der obere Zahnbogen den untern überragt. Jeder Zahn wird, so weit er unbedeckt ist, von einem sehr dicken, die Beinhaut ersetzenden Schmelz überzogen, der ihn im gesunden Zustande gegen die schädlichen Eindrücke der Hitze und Kälte unempfindlich macht. Jeder Zahn bildet außerhalb des Zahnfaches einen bei allen Zähnen gleichmäßigen Vorsprung, den man die Zahnkrone nennt, die ihrerseits wieder durch eine mittlere Verengung begrenzt wird, welche den Namen Hals führt, um welchen das Zahnfleisch zu endigen scheint. Mit dieser steht tief verborgen im Zahnfache die Zahnwurzel in unmittelbarer Verbindung, welche, je nach den Arten der Z., einfach, gabelförmig, zwei-, drei-, vier-, aber selten fünffach und mit einer dünnen Beinhaut oder einer mit Gefäßen angefüllten Membran bedeckt ist, welche der Länge nach an der innern Seite der Zahnhöhle hingeht und dadurch das Verbindungsmittel zwischen ihr und dem Zahne wird, welcher an derselben vermöge einer Art Vergliederung befestigt ist, die die Anatomen mit dem Namen der Nagelfügung oder Einkeilung (gomphosis) bezeichnen und die der Verbindung zwischen einem Keile oder Nagel und dem Holze, worein derselbe getrieben worden ist, gleichkommt. In der Regel zählt man bei dem Menschen, wenn das zweite Zahnen vollendet ist, in beiden Kinnladen 32 Z., nämlich 8 Schneidezähne, und zwar 4 obere und 4 untere; 4 Eck- oder Hundszähne, auch Spitzzähne genannt, von denen sich 2 in jeder Kinnlade, einer auf jeder Seite der Schneidezähne, befinden; 20 Backenzähne, von denen sich in jeder Kinnlade 10 befinden und welche den hintersten Theil des Zahnbogens einnehmen. — Was die Z. der ersten Zahnung oder die Milchzähne betrifft, so trifft man diese bekanntlich nur bei den drei- und vierjährigen Kindern, an der Zahl 20, nämlich 10 an der Kinnlade, die nach ihrer Form und ihrem Gebrauche ebenfalls in Schneide-, Eck- und Backenzähne eingetheilt werden. Die Keime der Kinderzähne sind bereits in dem Fötus 2 Monate nach der Empfängniß vorhanden. In der Mitte der Schwangerschaft fangen sie an sich zu verknöchern und zwar zuerst die Keime der unteren Schneidezähne, dann die der oberen, endlich die der Eck- und Backenzähne, genau nach der Ordnung des Durchbruchs. Zur Zeit der Geburt haben sich die Z. zwar schon in einem hohen Grade entwickelt, doch sind sie noch in den Zahnhöhlen eingeschlossen und von dem Zahnfleische bedeckt. Sehr selten sind zu dieser Zeit schon 1 oder 2 Zähne durchgebrochen; denn in der Regel beginnt der Durchbruch erst zwischen dem 6. und 9. Monate nach der Geburt. Dieser Durchbruch geschieht allmählig und gewöhnlich kommen in mehr oder minder entfernten Zwischenräumen 2 Z. auf einmal hervor. Die beiden mittleren unteren Schneidezähne brechen zuerst durch. Etwa 2 Monate später erscheinen die oberen großen Schneidezähne und die mittleren oberen kommen dann nach Verlauf desselben Zeitraums. Einige Monate darauf erscheint der untere Eckzahn und dann der obere. Oft tritt der Fall ein, daß der Eckzahn erst nach den ersten Backenzähnen hervorbricht, oder daß diese beiden Zähne zugleich erscheinen. Endlich nach Verlauf von $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ Jahren brechen die beiden Backzähne durch. Jetzt ist das erste Zahnen vollendet und das Kind hat die 20 Z. Bei dem zweiten Zahnen treten aus den Kinnladen die 32 bleibenden Z. hervor, von denen 20 Ersatzzähne genannt werden, weil sie an die Stelle der ausfallenden temporären oder Milchzähne treten; die 12 übrigen sind neue. Dieser zweite Zahndurchbruch findet auf folgende Weise statt: gegen das 7. Jahr erscheint in dem hintern Theile der Kinnladen der erste große Backenzahn zuerst; zu gleicher Zeit beginnen die Milchzähne zu wackeln und fallen in der Regel zwischen dem 6. und 8. Jahre nach

Digitized by Google

der Ordnung ihres Durchbruchs aus. Die Schneide- und Eckzähne werden in der untern und obern Kinnlade der Reihe nach durch ihnen ähnliche Z. ersetzt. Die beiden Backenzähne fallen aus und an ihre Stelle treten die beiden kleinen Backenzähne; zwischen dem 11. und 13. Jahre bricht auf jeder Seite hinter dem ersten Backenzahne ein zweiter und zwischen dem 12. und 14. Jahre der zweite große hervor, worauf der Mund mit 28 Zähnen versehen ist. Endlich zwischen dem 18. und 30. Lebensjahre und bisweilen noch später kommen die 4 letzten Backenzähne zum Vorscheine, welche gewöhnlich Weisheitszähne genannt werden. Diese letzteren haben eine wenig regelmäßige Gestalt, bieten sehr häufig 2 oder 3 zusammengewachsene oder mehr oder weniger abgesonderte Wurzeln dar und lassen ihre Körper nur bis zur Hälfte sehen. — Die Z. haben im gesunden Zustande eine Stärke und Härte, wie sie keiner der übrigen Theile des Körpers besitzt; sie tragen jeder besonders, jedoch auf eine verschiedene Weise zum Kauen bei, sind zum vollkommenen Verdauen der Speisen nothwendig und dienen zur Articulation der Töne eben so sehr, als zur Zierde des Antlitzes. Nachdem sie aber mehr oder weniger abgenutzt worden sind und nachdem sie Beschädigungen oder krankhafte Veränderungen erlitten haben oder nicht, fallen sie häufig vor dem Tode in Folge des Alters aus. Die Zahngefäße und Zahnnerven zehren zuletzt ab und die Öffnung des Zahncanals wird verstopft, so daß dann die Z. für die Zahnhöhlen, in denen sie liegen, gleichsam fremde Körper werden. Die Wände dieser Höhlen ziehen sich zusammen, verringern sich unvermerkt auf den Wurzeln der Z. und stoßen sie allmählig aus. Der jetzt seiner Z. beraubte Zahnrand wird durch das Kauen sehr auffallend verändert; der Boden der Zahnhöhlen wird verstopft, ihre Wände nähern sich, die Zahnfächer verschwinden zuletzt ganz und die Oberfläche bietet dann nur noch einen abgeplatteten Rand dar; das Zahnfleisch gewinnt immer mehr Festigkeit und versieht endlich theilweise, obgleich unvollständig, die Function des Kauens. 14.

Zähringer nannten sich die Ahnen des jetzt in Baden herrschenden Fürstenhauses von ihrem Schlosse Zähringen. Sie leiteten den Ursprung ihres Geschlechts ab von einem Gotfried, der als Herzog der Alemannen sein Stammland bis zu seinem Tode (709) gegen die fränkischen Majores domus heldenmüthig vertheidigte und dessen Vorfahren schon früh in Alemannien herrschten. Einer seiner Nachkommen Gerold und sein Sohn Berthold finden sich in Urkunden zu Ende des VIII. Jahrh. als Gaugrafen von Baar. Ein späterer Berthold ist Graf im Breisgau und soll der Vater des Herzogs Berthold sein, der Zähringen erbaute. Dieser Letztere erhielt vom Kaiser Heinrich III. die Anwartschaft auf Schwaben für den Todesfall des Herzogs Otto von Schweinfurt; allein die Kaiserin Agnes gab später als Vormünderin ihres Sohnes Heinrich's IV. dieß Herzogthum dem Grafen Rudolph von Rheinfelden, ihrem Tochtermanne, und überließ an Berthold, mit Beibehaltung der Landgrafschaft, den Breisgau mit Kärnthen und der Mark Verona (1060). Allein später (1073) nahm ihm Kaiser Heinrich IV. Kärnthen und Verona und als er seinen Gegenkaiser, Rudolph von Schwaben, zu dessen Partei Berthold gehörte, besiegt hatte, entsetzte er ihn seiner Herzogswürde. Berthold starb (1078) und hinterließ Titel, Würden, Ansprüche und Güter seinem Sohne Berthold II., dessen Nachkommen später Burgund erhielten, allein nicht ganz zu behaupten vermochten und mit Berthold V. (1218) ausstarben. Ihn beerbten als Schwiegersöhne rücksichtlich der Allodien der Graf von Urach, der die schwäbischen Güter und Freiburg im Breisgau, und der Graf von Kyburg, der die schweitzerischen und burgundischen Güter erhielt. Das Übrige fiel ans Reich. Der zweite Sohn Berthold's I., Hermann, besaß Plochberg im Breisgau und Baden und nannte sich Markgraf. Er starb 1074 im Kloster zu Clugny. Ihm folgte Hermann II., der Stammvater des jetzt regierenden Hauses, und starb (1130) als Herzog von Verona. Sein Sohn Hermann III., Liebling Kaiser Friedrich's I., starb auf

Digitized by

dem Kreuzzuge in Antiochien 1190 und seine Söhne, Hermann IV. und Heinrich, theilten die Lande und stifteten jener die badische, dieser die sachbergische Linie. Hermann IV. erhielt für die ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig Durlach und Ettlingen. Sein älterer Sohn Hermann V. ward Herzog von Östreich, starb aber bald darauf an Gift, und sein Sohn Friedrich ward 1268 mit Conradin von Schwaben enthauptet. Der jüngere Bruder Herman's V., Rudolph, vereinigte die Herrschaft Eberstein mit seinem Lande, konnte aber die genommenen hohenstaufischen Güter gegen Kaiser Rudolph nicht behaupten. Hermann's VI. Söhne, Friedrich und Rudolph, stifteten abermals zwei Linien und so wiederholten sich die Theilungen lange Zeit hindurch. Der Sohn Christoph's I. (starb 1527), Bernhard, Stifter des Hauses Baden-Baden, bekannte sich zur protestantischen Kirche; allein unter seinem Enkel Philipp, der unter baierischer Vormundschaft stand, ward die evangelische Lehre wieder verdrängt. Auf Philipp (starb 1538) folgte Eduard, der katholisch war, sich des Landes wenig annahm und viel Schulden aufhäufte. Deßhalb wollte Kaiser Rudolph II. das Land durch die Herzoge von Baiern und Lothringen administriren lassen; allein Ernst Friedrich von Baden-Durlach bemächtigte sich desselben (1595) und erst Eduard's Sohn, Wilhelm, erhielt es (1629) zurück. Christoph's I. anderer Sohn, Ernst (starb 1553), stiftete die durlachische Linie, ward Protestant und sein Sohn Karl II. führte die Lehre im ganzen Lande ein. Des Letztern Sohne, Ernst Friedrich (starb 1604), folgte sein Bruder Georg Friedrich, der die Regierung seinem Sohne Friedrich V. (starb 1659) abtrat und selbst gegen Kaiser Ferdinand II. zum Schutze des Pfalzgrafen Friedrich auszog. Friedrich VI. (starb 1677) folgte Friedrich Magnus (starb 1709), dessen Sohn Karl III. Karlsruhe (1715) erbaute und den Orden der Treue stiftete. Ihm folgte sein Enkel Karl Friedrich (starb 1811 als Großherzog), der (1. Mai 1803) die Churwürde annahm und dieselbe nach Beitritt zum Rheinbunde mit der großherzoglichen vertauschte. Ihm folgte sein Enkel Karl, der 1816 zum deutschen Bunde trat. Auf ihn folgte Leopold (geb. den 29. Aug. 1790), welcher noch jetzt regiert. Vergl. Leichtlen, „Die Zähringer" (Freiburg 1831). 82.

Zaftleeven oder Sachtleeven (Hermann), ein vorzüglicher Landschaftsmaler, der auch Seestücke verfertigte, wurde 1609 zu Rotterdam geboren und hielt sich in der Folge in Utrecht auf, wo er wahrscheinlich im Jahre 1685 starb. Er copirte getreu die Natur und wählte dazu gewöhnlich die Umgebungen seines Wohnorts und die Ufer des Rheins. Vorzüglich schön in seinen Gemälden ist der Himmel und die Luftperspective meisterhaft behandelt; ein feiner zarter Duft verbreitet sich, wie in den Werken von Berghem und Wouvermans, über seine Landschaften. Er selbst hat über 30 Blätter in Kupfer gestochen. — Cornelius Z., sein Bruder, ahmte Brouwer und Teniers nach und malte das Innere von Häusern, Küchen ꝛc. mit Bauern und Soldaten, wobei er streng der Natur folgte. Sein Todesjahr ist unbekannt. 83.

Zahl, lat. numerus; franz. nombre, chiffre; engl. number, ist der Inbegriff einer Menge Dinge von einerlei Art. Die Worte, durch welche Zahlen ausgedrückt werden, nennt man Zahlworte, welche sich in einfache, als: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, hundert, tausend, Millionen, Billionen ꝛc., und in zusammengesetzte, d. h. alle übrigen, zerlegen lassen. Man unterscheidet: 1) eine ganze Z., wenn sie aus einer oder mehreren ganzen Einheiten besteht, als: eins, zwei ꝛc.; 2) eine gebrochene Z., Bruch, wenn sie entweder aus Theilen einer Einheit oder aus ganzen Einheiten und gleichen Theilen derselben zugleich besteht, als: $4\frac{1}{4}$ Jahr, $\frac{3}{4}$ ꝛc.; 3) eine gerade Zahl, wenn sie sich in zwei gleiche ganze Zahlen zerlegen läßt, als: 4, 8, 16 ꝛc.; 4) eine ungerade Z., wenn sie sich nicht in zwei gleiche ganze Zahlen zerlegen läßt, als: 5, 11, 19 ꝛc.; 5) eine unbenannte Z., wenn die Art der Einheit nicht angegeben

Digitized by Google

ist, als: 8, 7, 11 ꝛc.; 6) eine benannte Z., wenn die Art der Einheit angegeben ist, als: 12 Thaler, 100 Centner ꝛc.; 7) eine ungleichbenannte oder complexe Zahl, wenn sie aus Einheiten verschiedener Gattungen bestehen, wo die folgenden Unterabtheilungen der vorhergehenden sind, als: 7 Ruthen 8 Fuß 11 Zoll, 19 Thaler 13 Groschen 8 Pfennige ꝛc.; 8) gleichnamige, gleichartige, homogene Zahlen, wenn die benannten Zahlen gleiche Einheiten haben, als: 9 Groschen und 7 Groschen, 12 Meilen und 3 Meilen; 9) ungleichartige, ungleichnamige, heterogene Zahlen, wenn dieß nicht der Fall ist, als: 5 Thaler und 9 Gulden, 7 Ruthen und 40 Kannen ꝛc.; 10) eine bekannte Z., wenn sie zur Berechnung gegeben wird; 11) eine unbekannte Z., welche durch Berechnung mit Hülfe der bekannten Zahlen aufgefunden werden soll. Soll z. B. aufgefunden werden, um wie viel Einheiten die Z. 12 größer als 8 ist, so sind 12 und 8 die bekannten Zahlen und 4 die vorher unbekannte und nun gefundene Z. 12) eine Primzahl, wenn sie nur durch sich selbst und die Einheit theilbar ist, als: 7, 11 ꝛc.; 13) eine positive Z., wenn sie die Vermehrung einer andern bewirkt; 14) eine negative Z., wenn sie die Verminderung einer andern bewirkt; 15) eine vielfache Z. oder ein Viel- oder Mehrfaches, wenn sie ein Product mehrerer Zahlen ist; so ist 15 eine vielfache Z. der 3 und 5, weil 3mal 5 = 15 ist; 16) ein aliquoter und 17) ein aliquanter Theil (s. d. Art.); 18) eine rationale und 19) eine irrationale (s. d. Art.), unbestimmbare, unmeßbare, surdische Z. ꝛc.; 20) eine unmögliche, imaginaire Z., wenn sie die gerade Potenzwurzel aus einer negativen Z. ist; 21) eine transcendente Z., s. Logarithmen. — Zählen (nombrer, compter) nennt man die Art und Weise, gleichartige Dinge zusammenzunehmen und ihre Menge durch Worte zu bestimmen. Gewöhnlich nennt man die ganze Zahlenwissenschaft Arithmetik (s. d. Art.) und unter Theorie der Zahlen versteht man die Aufsuchung der Eigenschaften der Zahlen, d. i. immer der ganzen Zahlen, deren es viele höchst merkwürdige, zum Theil sehr versteckte gibt. 40.

Zahlensystem nennt man jede Anordnung aller Zahlen als Reihen nach den Potenzen einer bestimmten Zahl, welche Basis oder Grundzahl heißt und deren Coefficienten alle kleiner als diese Basis sind. Will man nun auf diese Weise alle Zahlen durch Zeichen ausdrücken, so müssen zur Bezeichnung der Coefficienten dieser Reihen nur so viele einfache Zeichen nöthig sein, als die Basis Einheiten enthält, wozu alsdann noch ein einfaches Zeichen für Null kommt. Die einfachen Zeichen für die Coefficienten der obigen Reihen heißen Zahlzeichen oder Ziffern (s. d. Art. Ziffern). Es läßt sich jede Zahl auf die Weise durch Zeichen darstellen, daß man blos die Coefficienten dieser Reihe von der rechten nach der linken Hand hin in ihrer natürlichen Ordnung neben einander schreibt. Die Stelle, welche eine Ziffer in einer solchen Reihe einnimmt, wird Ordnung, Stellenordnung (rang) genannt. Die Ordnungen gehen von der rechten zur linken Hand und heißen der Reihe nach die erste, zweite, dritte ꝛc. Stelle und eine Ziffer in der nächstfolgenden Stelle zur Linken hat immer einen basismal größern Werth als in der vorhergehenden. Die Basis 2 gibt das dyadische, 3 das triadische, 4 das tetradische, 5 das pentadische, 6 das hexadische, 7 das heptadische, 8 das oktadische, 9 das enneadische, 10 das dekadische, 12 das dodekadische ꝛc. Z. Alle gebildeten Völker bedienen sich des dekadischen Zahlensystems (s. d. Art. Dekade). 40.

Zahlung, lat. solutio, pensio; franz. payement; engl. counting, als Handlung angesehen, ist im Allgemeinen die Zuzählung einer dem Andern zugesicherten, im besondern Sinne aber die Abführung einer schuldigen Summe. Im letztern Sinne wird solches unter dem allgemeinen Begriffe der debiti solutio oder der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen des römischen Rechts begriffen. Bei Zahlungen ist, wie bei jedem andern Contractsverhältnisse, die Dispositionsfähigkeit beider Parteien vorauszusetzen. Enthält die Z. nicht die Abführung einer

Digitized by Google

Schuld, sondern, wie bei Darlehnen, die Zuzählung einer unter Bedingung dereinstiger Rückzahlung zugesicherten Summe, so gehört dieselbe zur Contractserfüllung und muß bewiesen werden, bevor die Rückzahlung verlangt werden kann. Es würde nämlich sonst die Ausflucht des nicht empfangenen Geldes (exc. non numeratae pecuniae) entgegenstehen. Wegen geleisteter Schuldzahlung ist eine Quittung zu verlangen. Wird die schuldige Summe nicht der Verpflichtung gemäß geleistet, sondern etwas Anderes dafür gegeben, so ist Angabe an Zahlungsstatt (datio in solutum) vorhanden und die Sache dem Werthe nach auszugleichen (praestatio ejus quod interest). Die Schuldzahlung muß dem Gläubiger wirklich zu Gute gehen, daher solche auch durch Abrechnung erfolgen kann, nicht aber durch Deponirung des Schuldbetrages. Man unterscheidet die Stückzahlung von der vollständigen. Mit der erstern braucht sich Keiner zu begnügen, wiewohl es rathsam ist, solche mit Vorbehalt anzunehmen. Bei gezogenen Wechseln auf den saldo in Waarengeschäften trifft es sich bisweilen, daß der Creditor auf eine größere Summe trassirt, als wozu der Schuldner verpflichtet zu sein glaubt, weßhalb derselbe blos den schuldigen Betrag acceptirt. In solchem Falle würde der Präsentant (wenn er das Geschäft nicht etwa zufällig allein in der Hand hätte) wegen der übrigen Theilhaber in Ansehung des Fehlenden Protest zu nehmen, wegen des abschläglichen Empfangenen aber die Geschäfte nützlich geführt haben. Der §. 16 der leipziger Wechselordnung läßt solches sogar bei acceptirten Wechseln noch zu. Zahlungen sind zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte zu leisten. Diese Zeit nennt man die Verfallzeit. Nach der sächsischen Proceßordnung im Anhange §. 6. ist in Ansehung der unbestimmt ausgedrückten Verfallzeiten festgesetzt, daß eine baldmöglichst oder ehestens oder nach guter Gelegenheit versprochene Z. in den ersten beiden Fällen nach Ablauf eines Jahres gefällig, im letztern Falle aber vom Richter zu bestimmen sein soll. Zahlbar oder mahnbar ist das, dessen Zahlungsfrist abgelaufen; Zahltag, Zahlwoche, der Tag oder die Woche, wo die Z. zu leisten ist. Für die leipziger Messe ist solches die Woche nach dem Auslauten und der Zahltag für die Meßwechsel der 5. Tag. Zahlungsfähig ist mit solvent gleichbedeutend. Endlich versteht man unter Z. auch noch die Münzsorte, in welcher die Z. zu leisten ist; daher Wechselzahlung die für die Wechsel, Meßzahlung die für die Waarengeschäfte in der Messe übliche Geldsorte. 10.

Zahnküste, s. Guinea.

Zahnschmerz, lat. odontalgia; franz. mal aux dents; engl. tooth-ache, ist eigentlich keine für sich bestehende Krankheit, sondern ein Zeichen anderer, sehr verschiedener im Körper bestehender Übel, hat seinen Sitz bald in einem oder mehreren Zähnen oder in den Membranen, die die Wurzeln der Zähne umgeben, oder in den Zahnkapseln, oder in den zu den Zähnen und zu dem Zahnfleische hingehenden Nerven und Z. ist in der Kindheit und der Jugend häufiger als im spätern Alter. Nach der Art seines Eintrittes, seiner Heftigkeit, seiner Dauer, nach seinem anhaltenden oder aussetzenden Verlaufe, nach seiner periodischen oder nicht periodischen Wiederkehr, nach der Veränderlichkeit seines Sitzes und nach seinem Einfluß auf die übrigen Verrichtungen des Körpers bietet er eine Menge Verschiedenheiten dar. Ist er von einer örtlichen Krankheit des Zahns, hauptsächlich von caries desselben, bedingt, so ist sein Verlauf chronisch, der Schmerz ist nicht sehr heftig, behindert mehr oder weniger das Kauen, stört zuweilen den Schlaf, ist aber sonst nicht bedenklich. Anders ist es mit dem acuten Zahnschmerze. Dieser bewirkt heftige Stiche in den Zähnen, dem Zahnfleische, den Backen, zuweilen auch in den Ohren, den Augen, dem Hirne, stört den Schlaf, verursacht Fieber, Krämpfe, Erbrechen, selbst Ohnmachten; bei seinem Nachlasse schwellt gewöhnlich Backe und Zahnfleisch an. Nach den hauptsächlichsten Ursachen theilt man ihn ein: in rheumatischen Z., der in gesunden und cariösen Zähnen,

Digitized by Google

hauptsächlich bei kaltem und feuchtem Wetter vorkommt und mit Augenentzündungen, Schmerzen im Kopfe, in den Gliedern ꝛc. abwechselt; in congestiven und entzündlichen Z., welcher jungen, kräftigen Individuen eigen ist, nach Unterdrückung von Blutungen, als Nasenbluten, Hämorrhoidalblutungen erscheint und wobei das Zahnfleisch roth, heiß, angeschwollen und der Schmerz klopfend ist; in katarrhalischen Z., welcher sich durch beträchtliche Anschwellung des Zahnfleisches und der Backe, so wie durch Ansammlung einer großen Quantität Speichels auszeichnet; in gastrischen Z., welcher als die Ursache seines Erscheinens Unreinigkeiten der ersten Wege, zuweilen auch Würmer anerkennt und durch Abführungsmittel gehoben wird; endlich in nervösen Z. oder die Zahnneuralgie, den schlimmsten unter allen, der seinen Sitz in den Zahnnerven hat; daher er durch das Ausnehmen der Zähne, wodurch die Nerven gereizt werden, nur heftiger wird, heftige, reißende, periodisch wiederkehrende Stiche verursacht, bei schwächlichen, reizbaren Personen beider Geschlechter vorkommt und die Eigenthümlichkeit hat, daß er, wenn er auch auf Monate verschwunden ist, doch immer von Neuem wiederkehrt. Man hat zu seiner Bekämpfung eine Menge Mittel angerathen, die indessen bald von schneller Wirkung sind, bald wieder ganz unwirksam bleiben. 39.

Zaims waren in der Türkei dasselbe, was die Timarioten (s. d. Art.), da die Lehen (Timar) auch Zaim hießen. 9.

Zajonczek (spr. Sajontschek) (Joseph, Fürst), Vicekönig von Polen, ward 1752 zu Kaminiec in einer armen adeligen Familie geboren, trat frühzeitig in Militairdienste, ward 1784 Oberstlieutenant und 1793 Oberst, focht 1794 tapfer unter Kosciuszko, ward zum Generalmajore ernannt und flüchtete nach dem Falle Polens nach Galizien, ward aber daselbst von den Östreichern verhaftet und gefangen nach Josephstadt gebracht, wo er nach der Begnadigung Kosciuszko's ebenfalls seine Befreiung erhielt. Nun ging er nach Frankreich und ward bei der italienischen Armee als Brigadegeneral in der polnischen Legion angestellt. Dann begleitete er Buonaparte nach Ägypten, wo er sich durch Tapferkeit rühmlich auszeichnete, und kehrte erst nach der Räumung dieses Landes, gegen welche er standhaft protestirte, nach Frankreich zurück (1801), ward 1802 Divisionsgeneral und befehligte als solcher eine französische Division in Italien und im Lager zu Boulogne, worauf er 1806 nach Polen geschickt wurde und mit Dombrowski die Bildung einer neuen polnischen Armee leitete. Im Kriege gegen Östreich (1809) commandirte er die 2. polnische Division und im Feldzuge gegen Rußland (1812) eine Division des 5. Armeecorps, ward aber bei dem Übergange über die Beresina durch eine Kanonenkugel am Schenkel so stark verwundet, daß dieser ihm abgenommen werden und er in Wilna liegen bleiben mußte. Hier gerieth er in russische Gefangenschaft, ward aber bald wieder freigelassen und 1814 zum Generale der Infanterie und 1815 zum Vicekönige von Polen ernannt, während der Großfürst Constantin den Oberbefehl über die Armee erhielt. Die Freude der Polen darüber war groß, minderte sich aber, da er sich der russischen Regierung sehr ergeben zeigte und 1818 vom Kaiser Alexander in den polnischen Fürstenstand erhoben ward, und brach oft in Klagen gegen ihn aus, ohne daß er jedoch eine andere Schuld auf sich lud, als daß er den Verhältnissen nachgebend die sanguinischen Ansichten seiner Landsleute nicht theilte. Kaiser Nikolaus bestätigte ihn am 25. Dec. 1825 in allen seinen Würden; er starb aber bereits den 28. Juli 1826 zu Warschau ohne Nachkommen und erst jetzt lernten die Polen seine Mäßigung erkennen. 16.

Zaire oder Kongo, ein Hauptstrom Afrikas, welcher unter 5° 7′ S. Br. in Niederguinea in den atlantischen Ocean mündet, nachdem er sich durch ein felsiges Bette hindurchgewunden hat, ist nur ungefähr 50 Meilen von seiner Mün-

Digitized by Google

dung, so weit er schiffbar ist, bekannt und wurde früher für einen Ausfluß des Niger gehalten. Zwar ist diese Ansicht durch die neuesten Entdeckungen widerlegt worden, doch kennt man seine Quelle noch nicht und setzt diese entweder in den See Akilunda (8° S. Br.) oder in einen großen Morast unter 35° L., 3° N. Br. 37.

Zaleukus, der vom ganzen Alterthume hochgepriesene Gesetzgeber der Landschaft Lokris, um 664 v. Chr., war nach der Sage ein Hirt und ward von seinen unter sich uneinigen Landsleuten, denen das Orakel auf die Frage, wie sie ihre Streitigkeiten beilegen könnten, die Antwort ertheilt hatte, sie sollten nach den Gesetzen handeln, die ihnen ein Hirt geben würde, zu ihrem Gesetzgeber erwählt. Seine Gesetze waren sehr streng und forderten in den meisten Übertretungsfällen unbedingt die Todesstrafe. Ganz vorzüglich aber scheint Z. auf die Neuerungssucht, die Liebe zum Luxus und auf die Verschwendung seines Volksstammes bedacht gewesen zu sein. So verordnete er, daß jeder, welcher ein neues Gesetz in Vorschlag zu bringen beabsichtige, mit einem Stricke um den Hals vor der Volksversammlung erscheinen solle, damit er, wenn sein Gesetz als untauglich verworfen würde, er sogleich erdrosselt werden könne; ferner, daß Schmuck von Edelsteinen und Gold nur öffentliche Dirnen tragen dürften und daß es keinem Bürger gestattet sei, seine Güter zu veräußern, viel weniger sein Vaterland zu verlassen; dem Ehebrecher sollten die Augen ausgestochen werden. Die Sage erzählt, daß dessenungeachtet sein eigener Sohn sich des Ehebruchs schuldig gemacht, Z. aber, um seine Gesetze in Kraft zu erhalten, gegen alle Vorstellungen des Volkes, seinem Sohne wenigstens ein Auge und, um das Gesetz ganz zu erfüllen, sich selbst ebenfalls eins habe ausstechen lassen. Des Z. Gesetze waren übrigens die ersten unter den griechischen, die aufgeschrieben waren, und um dieselben bei den Bürgern immer im Andenken zu erhalten, wurden sie bei allen öffentlichen Festlichkeiten und öffentlichen Mahlzeiten vorgelesen. Wahrscheinlich waren sie eine Composition aus kretensischen, areopagitischen und spartanischen Verordnungen. 20.

Zama, Stadt in Nordafrika, 5 Tagereisen südlich von Carthago, ist berühmt durch die letzte Schlacht im zweiten punischen Kriege (202 v. Chr.). Als Hannibal, der Sieger von Cannä, Italien, den Schauplatz seiner glänzenden Thaten, verlassen hatte, zog er von Carthago aus mit einem neuen Heere dem Scipio entgegen, der nach Afrika übergesetzt war. Beide Heere trafen sich bei Z. Ehe Hannibal jedoch zum unmittelbaren Kampfe schritt, verlangte er, die Schwäche seiner Armee wohl kennend, eine Unterredung mit dem Scipio. Sie kam auch wirklich zu Stande; Hannibal sprach zuerst, erinnerte den römischen Feldherrn an den Wechsel des Glücks, der sich bei ihm auf das Furchtbarste gezeigt hatte, und verlangte unter der Bedingung Frieden, daß Carthago auf Spanien und alle Inseln zwischen Afrika und Italien Verzicht leisten sollte; doch Scipio verlangte gänzliche Unterwerfung. So geschah die entscheidende, höchst folgenreiche Schlacht bei Z., in welcher die zwei größten Feldherren des Alterthums gegen einander kämpften. Die Carthager wurden so völlig geschlagen, daß nur ein kleiner Theil ihres Heeres sich nach Adrumetum rettete. Die Folgen dieser Schlacht waren Carthagos gänzliche Unterwerfung und Roms Weltherrschaft. 11.

Zambeccari (Francesco, Graf), geboren 1756 zu Bologna, stammte aus einer der vornehmsten Familien dieser Stadt und trat nach vollendeten mathematischen Studien als Officier in die spanische Marine, die er später mit der russischen vertauschte, ward aber bei einem Seetreffen von den Türken gefangen genommen und schmachtete 3 Jahre als Sklave in Constantinopel, bis er auf Verwenden des spanischen Gesandten wieder frei gelassen wurde. Nun bereiste er Kleinasien, Afrika und die Hauptstädte Europas und ließ sich dann in Bologna nieder, wo er sich besonders mit der Luftschifffahrt beschäftigte. Nach einer unglücklichen Fahrt,

Digitized by Google

bei welcher er bei Triest ins Meer stürzte, machte er mehrere glückliche Versuche und glaubte endlich durch Berücksichtigung der Luftströmung und eine Vorrichtung zum Steigen oder Sinken des Ballons, um sich in die verschiedenen Luftströmungen zu begeben, die Kunst gefunden zu haben, den Ballon nach Belieben zu regieren. Als er aber am 21. Sept. 1812 einen Versuch mit seinem neu eingerichteten Luftballon machen wollte, blieb derselbe an einem Baume hängen, fing Feuer und Z. fand im Sturze seinen Tod. 16.

Zambonische Säule ist eine Art galvanischer Säule, welche aber blos aus abwechselnden Schichtungen von Gold- und Silberpapier besteht und die Anziehungs- und Abstoßungskraft der galvanischen Säule zeigt und dieselbe lange behält, sonst aber keine der übrigen Eigenschaften derselben hat und daher meist nur ihre Anwendung beim Gebrauche des Elektrometers (s. d. Art.) findet. Ihren Namen hat sie von dem Physiker Zamboni, der sich besonders mit ihr beschäftigt hat. 30.

Zamolxis wird als einer der ältesten Gesetzgeber genannt, es läßt sich aber nicht einmal mit Bestimmtheit angeben, wenn er gelebt hat. Herodot setzt seine Blüthe in die Zeit von Pythagoras, wogegen Andere ihn für einen Schüler desselben halten und ihn mit demselben durch Ägypten reisen lassen, wo er sich seine vorzüglichsten Kenntnisse erworben haben soll. Gewiß ist, daß er unter den Geten und Thrakern lebte, denselben zuerst Gesetze gab und dafür fast göttliche Verehrung erhielt. Auch nach seinem Tode lebte sein Name in dankbarem Andenken bei den Geten fort und jedes Jahr brachten sie ihm in dankbarer, freilich auch sehr roher, Anerkennung seiner um sie erworbenen Verdienste einen Greis als Opfer. Daß Z. auch Wunderthäter genannt wird, gehört dem Kreise des Mythus an. 20.

Zamoyski (Johann), berühmter polnischer Staatsmann, stammte aus einem alten adeligen Geschlechte und ward 1542 zu Kulm, wo sein Vater Castellan war, geboren, studirte in Paris und Padua, ward 1565 Vicekanzler und Starost von Belcz und 1573 als Gesandter nach Paris geschickt, um Heinrich von Valois seine Erwählung zum Könige von Polen anzuzeigen, die vorzüglich durch seinen Einfluß geschehen war. Nach seiner Rückkehr ward er Starost von Gnesen und Podlachien, bewirkte dann 1576 die Wahl Stephan Bathori's (s. d. Art.) zum Könige und ward von diesem zum Krongroßkanzler und 1580 zum Krongroßfeldherrn ernannt, nachdem er sich 1579 im Kriege gegen Rußland sehr ausgezeichnet hatte. Mit dem Könige selbst schloß er die innigste Freundschaft und erhielt selbst die Nichte desselben zur Gemahlin, wofür er aber auch mit aller Kraft denselben auf dem Throne zu befestigen suchte und sogar einen polnischen Edelmann, Zborowski, der eine Verschwörung gegen den König gestiftet hatte, gefangen nehmen und 1584 enthaupten ließ. Trotz dem aber, daß er den Adel dadurch gegen sich erbitterte, wußte er durch seine Persönlichkeit und seinen überwiegenden Geist nach Bathori's Tode die Wahl Sigismund's III. (s. d. Art.) zum Könige durchzusetzen (1587), besiegte den von einer andern Partei erwählten Erzherzog Maximilian von Östreich bei Pitschen in Schlesien, nahm ihn gefangen (am 24. Jan. 1588) und entließ ihn erst wieder, als dieser der polnischen Krone feierlich entsagt hatte. Später jedoch zerfiel er mit dem Könige, da dieser sich an Östreich anschloß, und wurde durch die Hofpartei immer mehr von demselben entfernt, weßhalb man auch seine Rathschläge wenig mehr beachtete. Nichtsdestoweniger blieb er für das Wohl des Reichs beständig thätig, vertheidigte die Grenzen des Reichs tapfer gegen Türken, Tataren und Kosaken, unterwarf 1601 den Woiwoden der Walachei, wofür ihm der Reichstag öffentlich dankte, übernahm auch 1602 bei dem von ihm widerrathenen Kriege gegen Schweden den Oberbefehl in Liefland und kämpfte wiederum so glücklich, daß ihm der Reichstag 1603 aufs Neue öffentlich dankte. Da aber seine Neider ihn beständig verläumdeten und das Heer den Sold nicht ausgezahlt bekam, so legte er das Obercommando nieder und zog sich endlich 1605 nach

Digitized by

Zamosc zurück, wo er am 3. Juni 1605 starb. — Z. steht nicht allein als Feldherr und Staatsmann, sondern auch als Gelehrter und Beschützer der Wissenschaften groß da; er suchte die berühmtesten Gelehrten der Zeit nach Polen zu ziehen, errichtete in Zamosc eine Akademie, von welcher er aber die Jesuiten gänzlich ausschloß, übte jedoch daselbst sonst vollkommne religiöse Duldung und schrieb selbst mehrere Werke, wie unter anderen „De senatu romano libb. II." (Vened. 1563. 4. Straßb. 1608. 8., auch in Grävius' „Thesaurus" Bd. I.), obwohl sich Sigonius (s. d. Art.) dasselbe als von ihm zu Ehren Z.'s geschrieben vindicirt hat. 16.

Zampieri (Domenico), gewöhnlich genannt Domenichino, berühmter Maler, wurde im Jahre 1581 geboren und für die Wissenschaften bestimmt. Allein er gab diese bald auf, um sich mit ganzem Eifer der Malerei zu widmen, worin ihn im Anfange Dionysius Calvaert, nach diesem aber die Carracci unterrichteten. Da es ihm daran gelegen war, seinen Figuren lebendigen Ausdruck zu geben, so besuchte er häufig öffentliche Plätze und Versammlungen, beobachtete hier die menschliche Natur in ihren verschiedensten Äußerungen und entwarf zu Hause darnach seine Skizzen. Zwischen ihm und Albani bildete sich ein inniges Verhältniß und als Letzterer nach Rom reiste, konnte Z. die Trennung nicht lange ertragen und folgte ihm in wenigen Monaten dahin nach. In Rom wurde er von Annibale Carracci freundschaftlich aufgenommen und er half ihm im Palaste Farnese bei seinen Arbeiten; auf seine Empfehlung malte er in der Kirche des heiligen Gregorius eine „Geißelung des heiligen Andreas." Unter allen Gemälden jedoch, die er zu Rom verfertigte, erwarb ihm den meisten Ruhm, zugleich aber auch den Neid und die Verfolgung der Gegenpartei der Schule der Carracci, die „Communion des heiligen Hieronymus" in der Kirche della Carità. Agostino Caracci hatte denselben Gegenstand behandelt und Domenichino's heftigster Widersacher Lanfranco machte ihm den Vorwurf, die Idee zu seinem Gemälde dem Agostino entwendet zu haben. Er ging so weit, daß er Agostino's Gemälde in Kupfer stechen ließ und in Rom austheilte. Späterhin jedoch fand Domenichino's Werk gerechte Würdigung und man trug kein Bedenken, ihm unter den vier Hauptgemälden Roms die erste Stelle nach der Transfiguration Raphael's einzuräumen. Als Gregor XV. im Jahre 1621 den päpstlichen Stuhl bestieg, erhielt Z. an ihm einen besondern Gönner, da dieser nicht allein ein Bologneser von Geburt, sondern auch der Taufpathe des Malers war. Es wurde ihm das Amt eines Baumeisters des apostolischen Palastes und zugleich mit Lanfranco durch den Cardinal Montalto die Ausschmückung der Kirche della valle übertragen, wobei er mit seinem frühern Gegner in neue verdrießliche Streitigkeiten verwickelt wurde. Die in den Winkeln der Kirche von ihm in einem edlen und großartigen Style gemalten vier Evangelisten, insbesondere der Johannes, zeigen sein Talent im glänzendsten Lichte. Gegen Ende des Jahres 1629 ging Z. nach Neapel, um dort im Auftrage des Vicekönigs, Grafen Monterci, die Kapelle des heiligen Januarius, genannt del Tesoro, zu malen. Als diesem in derselben Eigenschaft der Herzog von Medina folgte und Domenichino durch ihn viele Aufträge für den König von Spanien bekam, unterließ er die Arbeiten in der Kapelle. Die daraus mit den Aufsehern des Baues entstandenen Streitigkeiten und die fortdauernden Anfeindungen der neapolitanischen Maler waren die Ursache, daß der etwas furchtsame Z. heimlich von Neapel entwich und nur durch großes Zureden vermocht werden konnte, im Jahre 1636 dahin wieder zurückzukehren und die Arbeiten in der Kapelle del Tesoro wieder aufzunehmen. Aber schon im Jahre 1641 ereilte ihn der Tod, ohne daß er die Kuppel der Kapelle hätte vollenden können. — Das, wodurch sich Domenichino vor allen denen, die aus der Schule der Carracci hervorgegangen sind, auszeichnet, ist der von wenigen in so hohem Grade erreichte Ausdruck, womit er seine Figuren zu beleben verstand; er steht hierin am Nächsten dem Raphael. Seine Composi-

Digitized by Google

tion ist überdacht und aus diesem Grunde nicht so voll Feuer, wie die seines Nebenbuhlers Lanfranco. Das sanfte und helle Colorit steht mit einer sehr richtigen Zeichnung im schönen Verhältnisse; nur die Zeichnung der Gewänder, die Farbe des Fleisches und eine zu große Vernachlässigung der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten möchten einigen Tadel verdienen. Domenichino hat sich nicht bemüht, Schüler zu bilden; nur drei von ihnen, die sich meistens auf die Nachahmung ihres Meisters beschränkten, sind zu erwähnen, Antonio Ricci, Andrea Camassei und Francesco Cozza. 83.

Zanguebar ist ein großes Küstenland in Südafrika, am indischen Meere, vom Flusse Quilimanci bis zum Mongallo bei Cap Delgado reichend (10° S. Br. — 4° N. Br.). Die Küste ist meistens niedrig, flach, sumpfig, von Klippen und Eilanden umlagert, mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt und von zahlreichen Flüssen durchzogen. Sie hat ein für die Europäer tödtliches Klima und liefert Elephanten, Schafe mit Fettschwänzen; Getreide, tropische Obstarten, Zuckerrohr, Caffee, Indigo, Baumwolle; Teakholz, Baobab, Tamarinden ꝛc.; Gold, Ambra ꝛc. Die Einwohner sind theils Monjous und wilde kriegerische Gallas, die im Innern und am Quilimancifluſſe leben, theils im bergigen Lande wohnende und mit Gold, Silber, Kupfer, Elfenbein und Sklaven handelnde Mohenemugis, theils an der Küste lebende Araber und Neger, die gebrochen Arabisch sprechen und sich zur muhammedanischen Religion bekennen. Das Küstenland, früher den Portugiesen zinsbar, ist dem Imam von Maskate unterworfen und enthält folgende Staaten: 1) Melinde mit der Hauptstadt gleiches Namens, mit 17 Kirchen und einem besuchten Hafen, und die Stadt Monbaza, Residenz eines arabischen Fürsten, der sich 1824 in britischen Schutz begeben hat, mit einem guten Hafen und ansehnlichen Handel mit Elfenbein, Honig und Wachs. 2) Quiloa, sehr fruchtbar an Reis, Mais, Südfrüchten ꝛc. Darin: Quiloa, Hauptort, mit einem portugiesischen Fort, 2 Hafen und Sklavenhandel. Vor dieser Küste liegen südlicher die Cobrasinseln, als: Pemba, unter 4° 47′ S. Br., 57° 18′ L. (Nordspitze), eine flache, waldige und fruchtbare Insel, Monsia bei Quitoa, unter 7° 56′ S. Br., 57° 12½′ L., und Zanguebar, unter 6° 9′ 36″ S. Br., 56° 49′ 9″ L., 8 Meilen lang, 3 Meilen breit, voll Berge, wasserreich, bewaldet, mit fruchtbarem, wohlangebautem und mit Reis und trefflichen Viehweiden ausgestattetem Boden und mit einem vortrefflichen Hafen. Sie enthält die Stadt gleiches Namens mit 60000 moslemischen Arabern und steht unter einem Scheik, der den Imam von Maskate als Oberherrn anerkennt. 71.

Zanni, s. Maske.

Zante, s. Jonische Inseln.

Zapŏlya war ein altes ungarisches Geschlecht, das die Gespannschaften Zips und Trentschin besaß und in mehreren Gliedern die obersten Reichsämter verwaltete. Die berühmtesten davon sind: Stephan von Z., welcher früher Obergespann in Oberungarn und Kronverwahrer war, für seine ausgezeichnete Tapferkeit 1473 die Gespannschaft Trentschin erhielt, 1485 im Kriege gegen Östreich Wien eroberte und Statthalter von Östreich ward, darauf von seinem Bruder, Emmerich von Z., die Würde eines Palatin von Ungarn erbte, nach des Königs Matthias Tode die Wahl Ladislaus' von Polen durchsetzte, den Bruder desselben, Albert, welcher gegen ihn ins Feld zog, 1492 in einer bedeutenden Schlacht schlug und eben im Begriffe stand, gegen die Türken zu ziehen, als er im Januar 1499 plötzlich starb. Sein Sohn, Johann von Z., den 21. Juli 1487 geboren, bewährte bereits 1514 seine Tapferkeit bei der Dämpfung der Bauernunruhen in Ungarn und Siebenbürgen so sehr, daß der Adel ihm Hoffnung machte, nach Ladislaus' Tode den Thron von Ungarn zu besteigen. Da er sich aber dadurch den

Digitized by Google

Haß des Königs zugezogen hatte, ward er zurückgesetzt und erhielt nach des Königs Tode (1516) nur die Würde eines Woiwoden von Siebenbürgen, als welcher er der unglücklichen Schlacht bei Mohacz (1526) beiwohnte. Da aber der König Ludwig in derselben geblieben war, so ward er jetzt von einer Partei zum Könige erwählt und in Stuhlweißenburg gekrönt. Die Gegenpartei setzte ihm jedoch den Erzherzog Ferdinand von Östreich entgegen, der am 28. Oct. 1527 in Ofen gekrönt wurde und von welchem Z. bei Tokay (1528) eine solche Niederlage erlitt, daß er zuerst nach Polen flüchtete und, als ihm da keine Unterstützung wurde, den Sultan Soliman II. (s. d. Art.) um Hülfe anrief mit dem Versprechen, ihm tributbar zu sein. Durch denselben wurde er auch wieder in Ungarn eingesetzt. Der nach dem Abzuge der Türken neu begonnene Krieg mit Östreich wurde zwar 1535 durch den Frieden zu Weizen beendigt, in welchem Z. als König anerkannt wurde, nach seinem Tode aber Ungarn an Östreich fallen, während seine Nachkommen Siebenbürgen und Troppau erhalten sollten; dieß führte aber die Türken aufs Neue nach Ungarn und Z. mußte ihren Abzug durch schwere Opfer erkaufen. Er starb am 22. Juli 1540 und hinterließ das Reich in großer Verwirrung (s. Ungarn). 37.

Zappi (Giovanni Battista Felice), ein bekannter italienischer Dichter, 1667 zu Imola gebdren, erhielt zu Bologna eine vortreffliche Erziehung und widmete sich zu Rom der Jurisprudenz, ohne den schönen Wissenschaften, für welche er eine große Vorliebe hegte, untreu zu werden. Innocenz XII., der sein Verdienst zu würdigen wußte, ernannte ihn zum Assessor bei dem Agriculturtribunal und zum Fiscal des Straßentribunals. Diese einträglichen Stellen ließen ihm Muße genug zu poetischen Versuchen und zum Umgange mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit. Er stiftete die bekannte Akademie der Arcadier zu Rom, als deren Mitglied er den Namen Tirsi Leucasio führte. Er starb am 30. Juli 1719. Seine Gedichte (Sonette, Canzonen, Idyllen, Canzonette, Cantaten und vermischte Poesien) sind Meisterstücke eines reinen, geglätteten, eleganten Styls und gleiten ohne die geringste Härte dahin; Poesie darf man aber in ihnen nicht suchen; denn Gefühl und Begeisterung scheinen dem Dichter gänzlich fremd gewesen zu sein. — Seine Gemahlin, Faustina Maratti, eine Tochter des berühmten Malers Carlo Maratti, ist ebenfalls als Dichterin bekannt und wurde unter dem Namen Aglaura Cidonia in die Akademie der Arcadier aufgenommen. Sie nahm die Gedichte ihres Gemahles zum Muster, steht ihm aber an Anmuth und Leichtigkeit weit nach. „Rime di G. P. F. Zappi e di Faustina Maratti sua consorte“ (Ven. 1748 oder 1757. 2 Voll. 12.). 66.

Zarlīno (Giuseppe), einer der besten Tonkünstler des XVI. Jahrh., ward zu Chioggia bei Venedig wahrscheinlich 1520 geboren, machte sich sowohl durch Compositionen, als durch theoretische Werke über Tonkunst berühmt und starb als Kapellmeister zu St. Marcus in Venedig den 14. Febr. 1599. Seine Compositionen, die jedoch freilich durch die gediegenen Werke der neuern Zeit als geschmacklos und steif verdrängt worden sind, zerfallen in Opern und Kirchenmusiken; von seinen theoretischen Werken aber sind für das Studium der Geschichte der Musik auch jetzt noch von hoher Wichtigkeit seine „Institutioni harmoniche“ (Vened. 1558), „Modulationes 6 vocibus“ (Vened. 1566), wodurch er sich um die größere Ausbildung der Harmonie ein namhaftes Verdienst erwarb. Das Manuscript dieser beiden Werke wird als Seltenheit noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu München aufbewahrt. 20.

Zarskoje-Sĕlo (d. i. Kaiserdorf) ist ein kaiserlich russisches, von der Kaiserin Elisabeth erbautes Lustschloß, 22 Werste von Petersburg entfernt. Das Schloß ist im einfachsten und edelsten Geschmacke erbaut und man lobt vorzüglich daselbst den Reichthum der Zimmer, die Pracht der Säle, worunter der mit lapis lazuli bekleidete Saal und der gelbe Ambrasaal die ausgezeichnetsten sind, die Schönheit

Digitized by Google

der Gärten, den vom Kaiser Alexander seinen Waffenbrüdern errichteten Triumphbogen von Gußeisen, die mit Marmor bedeckte Brücke nach den Zeichnungen Palladio's und die Bäder, unter denen das herrliche Granitbad von 90 Fuß Umfange das größte ist. — Das Städtchen dabei und der Hauptort des gleichnamigen, unlängst errichteten Kreises hat 800 Einw., 1 Lyceum mit 14 Professoren und einer Forstschule. Hier wird jetzt die große neue Sternwarte errichtet und von hier aus ist die erste Eisenbahn Rußlands nach Pawlowsk am 9. Oct. 1836 eröffnet worden. 71.

Zauberei, s. Magie.

Zauberlaterne, s. Laterna magica.

Zaunrecht, franz. droit de haie; engl. right of making a fence, ist das Recht, einen nicht eigenthümlichen oder doch wenigstens nicht völlig freien Platz einzuzäunen und Andere davon auszuschließen. Z. B. als Ausnahme eines gewissen Stückes von dem dem Andern über die ganze Flur sonst zuständigen Hutungs- oder Jagdrechte. — Zaungerichte enthalten die auf das bloße Dorf beschränkte und nur bis an die äußersten Gartenzäune reichende Gerichtsbarkeit. Mehrentheils gehören dergleichen Gerichte blos zu den niederen. 31.

Zaupser (Andreae), ein freimüthiger Kämpfer gegen Glaubenszwang, ward 1747 zu München geboren und bildete sich daselbst bei den Jesuiten, ward aber hier nicht befriedigt und studirte vielmehr für sich mit dem größten Eifer Philosophie, Theologie und Sprachen, später auch Jurisprudenz, und beschäftigte sich mit Feuer mit der aufblühenden deutschen Literatur in den Werken eines Gellert, Rabener, Lessing u. A. Seine erste Schrift: „Briefe eines Baiern an seinen Freund über die Macht der Kirche und des Papstes" (München 1770), welcher 1772 „Zusätze" folgten, erregte schon wegen der gediegenen Gelehrsamkeit und der großen Freimüthigkeit allgemeines Aufsehen; ebenso seine mit historischen Anmerkungen begleitete Übersetzung des Breves Benedict's XIV. an die baierschen Bischöfe wegen Verminderung der Feiertage und der Bulle: „Dominus ac redemptor noster", welche den Jesuitenorden aufhob (1773), und er erhielt durch Verwendung 1779 eine Anstellung als Registrator bei der Fundationsdeputation und überzähliger Secretair beim Hofkriegsrathe, in welchem Amte er die wenige ihm übrige Zeit zu seiner weitern Ausbildung verwendete. Doch trat er 1777 mit seiner freimüthigen Ode „An die Inquisition" hervor, welche in ganz Deutschland mit ungemeinem Beifalle aufgenommen wurde und mehrere Auflagen erlebte, aber auch die Wuth der Jesuiten und Dominikaner im höchsten Grade erregte, die es dahin brachten, daß Z. vor der Oberlandesregierung öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegen mußte, ihm, der unterdessen (1778) wirklicher Hofkriegsrathssecretair geworden war, eine große Masse Kanzleiarbeiten aufgelegt wurden, damit er zur Schriftstellerei keine Zeit habe, und die Ode selbst 1780 confiscirt ward. Nur noch eine derartige Schrift: „Über den falschen Religionseifer" (München 1780) nebst einem Nachtrage: „Noch ein Paar Worte über den falschen Religionseifer" (München 1783) erschien jetzt von ihm; er ward trotz des allseitigen Anerkenntnisses und des großen Beifalles des Auslandes von tiefem Schmerze über sein Schicksal ergriffen, arbeitete aber unverdrossen für sich fort, während dem er 1781 Secretair beim Capitel des Malteserordens und 1784 Lehrer der Philosophie am Cadettenhause zu München ward, und ließ 1789 einen „Versuch eines baierschen und oberpfälzischen Idiotikons" erscheinen, starb aber vor Gram schon am 1. Juli 1795. 16.

Zea (Don Francesco Antonio), ein ausgezeichneter spanisch-amerikanischer Staatsmann, wurde im Jahre 1770 zu Medelin in Neugranada geboren und beschäftigte sich in seiner Jugend vorzüglich mit der Pflanzenkunde, deren Studium er aber im Jahre 1797 dadurch entrissen wurde, daß ihn der König, wegen seiner freien Äußerungen zu Gunsten der Emancipation des spanischen Amerika, gewaltsam nach Spanien bringen und bis 1799 in ein Fort von Cadiz sperren ließ. Nach

Digitized by Google

seiner Befreiung wurde er nach Frankreich geschickt und unter allerlei Vorwand bis 1802 dort beschäftigt, dann kehrte er nach Spanien zurück und erhielt eine Anstellung als Director des botanischen Gartens in Madrid und als Professor der Naturwissenschaften. Im Jahre 1808 trat er als Mitglied der Junta von Bayonne bei, wurde dann als Anhänger des Königs Joseph Napoleon eine Zeit lang Minister des Innern und später Präfect von Malaga, eine Stelle, die er bis zur Vertreibung der Franzosen aus Spanien bekleidete. Im Jahre 1814 reiste er über London nach Südamerika, wurde hier 1817 von Bolivar zum Finanzminister ernannt, übernahm 1819 die provisorische Präsidentschaft des Congresses und erhielt nach der Einrichtung der Republik Columbia von Bolivar die Stelle des Vicepräsidenten. Während der Regierung der Cortes in Spanien (1820) begab sich Z. über London in dieses Land, um dort einen Frieden auf die Basis der Unabhängigkeit Columbiens abzuschließen; allein dieß gelang ihm eben so wenig, als ein späterer Versuch in Paris (1821), die Anerkennung der Republik von Seiten Frankreichs zu bewirken. Gleich große Schwierigkeiten fand er hierauf bei dem Abschluß einer Anleihe mit einem londoner Banquier und noch ehe jene Differenzen ganz beiseitigt worden waren, starb Z. im Jahre 1822 zu Bath in England. 81.

Zea-Bermúdez (Don Francisco de), ein berühmter spanischer Staatsmann, geboren zu Malaga um 1772, war der Sohn eines Kaufmannes, verdankt einen großen Theil seiner Jugendbildung seinem Verwandten, dem gelehrten Jove-Llanos, hielt sich während der Unruhen des französisch-spanischen Krieges 1803 zu Malaga auf, trieb dort Handelsgeschäfte und trat dann in die Dienste der Cortes, die ihn als Gesandten an den Hof von Petersburg schickten, wo er im Namen König Ferdinand's VII. mit dem russischen Reichskanzler, Nicolaus Grafen von Rumjänzoff, am 20. Juli 1812 den Freundschafts- und Bundesvertrag zu Weliki-Luky abschloß, in welchem der Kaiser die Legitimität der Cortes und die von ihnen verfaßte Constitution anerkannte, die Handelsverbindungen Rußlands mit Spanien wieder eröffnete und der spanischen Regierung seine Hülfe gegen Frankreich zusicherte. Als jedoch die einige Jahre darauf abgeschaffte Constitution durch den Militairaufstand von 1820 wieder hergestellt wurde, gab Kaiser Alexander dem Z. in einer Note durch den Grafen von Nesselrode sein Mißfallen darüber zu erkennen, und dieser ging nun als spanischer Gesandter nach Constantinopel und begab sich 1823 in gleicher Eigenschaft nach London, nachdem der russische Hof seine abermalige Ernennung zum Gesandten in Petersburg abgelehnt hatte, übernahm 1824 zu Madrid das Ministerium des Auswärtigen und trat nach dem Sturze des Grafen d'Ofalia als Präsident an die Spitze des spanischen Cabinets (1825). Diese Stellung war damals für ihn jedenfalls eine sehr schwierige, denn er hatte als gemäßigter Royalist nicht nur den übermächtigen Einfluß der apostolischen Partei zu bekämpfen, sondern auch ein Deficit von 300 Mill. Realen zu decken, eine Forderung Frankreichs von 58 Mill. Franken zu bezahlen und den Credit des Staates wiederherzustellen. Allein die Schwierigkeiten, welche ihm die apostolische Partei und unter ihnen alle Karlisten so wie der Justizminister Calomarde überall in den Weg legten und das leidenschaftliche Reactionssystem, welches diese Partei mit Eifer betrieb, nöthigten ihn endlich, besonders seit sich auch Ugarte, sein früherer Gönner und Freund, den Absolutisten näherte, den König um seine Entlassung zu bitten, die derselbe jedoch nicht annahm, sondern ihm vielmehr größeres Vertrauen schenkte, als je zuvor, besonders seit es ihm gelungen war, mit Hülfe des Polizeiintendanten Recacho einen Aufstand der Karlisten im August 1825 zu unterdrücken. Obgleich nun Z. sich der gegen die Freimaurer von Seiten des Königs und Calomarde's gezeigten Strenge nicht widersetzte, so bewirkte doch endlich der Haß der Hofpartei gegen Z., daß der König am 25. Oct. 1825 seine Entlassung unterzeichnete. Den eigentlichen Grund dazu gibt man verschieden an; denn Ei-

Digitized by Google

nige behaupten, daß Frankreich und England auf seine Entsetzung gedrungen hätten, weil er die Unabhängigkeit Mexicos nicht habe anerkennen wollen, Andere aber mit größerer Wahrscheinlichkeit, daß er dieselbe dem Könige und dem Cabinete empfohlen habe. Dessenungeachtet erhielt sich Z. in der Gunst des Erstern und sein Nachfolger, der Herzog von Infantado, behandelte ihn mit großer Achtung. Nun ging Z. mit Anfange des Jahres 1826 als Gesandter nach Dresden und von da 1828 nach London, von wo er 1833 wieder an die Spitze des Ministerium berufen wurde. Doch führten die Ereignisse in Spanien 1834 seine Entlassung herbei, worauf er sich nach Frankreich begab und hier als Privatmann lebt. 81.

Zebra, lat. equus zebra L.; fr. zèbre; engl. zebra, ein Säugethier aus dem Pferdegeschlechte, hat große Ähnlichkeit in seinem Baue mit dem Esel, nur daß es einen schönern Hals hat und ein regelmäßig weiß und schwarz in die Quere gestreiftes Fell. Es lebt im südlichen Afrika heerdenweise, ist sehr schnell, scheu und schwer zu zähmen und nährt sich von Kräutern. — Ihm ähnlich ist der Quagga, aber bedeutend größer, stärker und muthiger und ebenfalls in Südafrika zu Hause. 30.

Zeche, franz. und engl. mine, ist beim Bergwesen überhaupt das gesammte Feld einer Gewerkschaft nebst Zubehör an Tagegebäuden, Immobilien und zur Zeit vorhandenen Mobilien. — Zechenhäuser sind die Haupttagegebäude auf Zechen, in denen der Hutmann, nach Befinden auch der Steiger, Wohnung besitzt, worin die Betstube, die Scheideplätze ꝛc. befindlich sind. Auf gangbaren Zechenhäusern wird das Recht des Bier- und Branntweinschankes ausgeübt. Zechenhäuser dürfen nicht zerstört werden, wenn die Gewerkschaften der betreffenden Grubengebäude sich auflösen; auch bleiben dieselben fortdauernd unter Bergwerksjurisdiction. 76.

Zechine, Zechino, Sequin ist der italienische Ducaten, der zuerst 1280 aus feinem Golde in Venedig, später aus 23 Karat 10 Grän fein in mehreren Städten geprägt wurde. Nach der Feinheit des dazu verwendeten Goldes ist auch der Werth verschieden. 26.

Zedlitz (Karl Abraham, Freiherr von), königlich preußischer Staatsminister, aus dem uralten Geschlechte der Z. und der Linie Z.-Leipe angehörend, ward im Jahre 1731 in Schlesien geboren und trat am 7. Oct. 1757 beim Kammergerichte in Breslau ein. Vielfache Kenntnisse, verbunden mit einem seltenen Scharfblicke und einer ununterbrochenen Thätigkeit ließen ihn in 9 Jahren die verschiedenen amtlichen Stellungen bis zu der hohen Würde eines Präsidenten der schlesischen Oberamtsregierung, des Oberconsistorium und des Pupillencollegium durchlaufen. Am 18. Nov. 1770 ernannte ihn Friedrich der Große zu seinem wirklichen geheimen Staats- und Justizminister und Präsidenten des geheimen Obertribunals. Zugleich wurde ihm die Specialaufsicht über die Justizverwaltung in Preußen, Geldern, Mark, Kleve und Magdeburg, Pommern, Halberstadt, Minden u. a. übertragen. Ferner leitete er in Verbindung mit dem Großkanzler das Criminaldepartement sämmtlicher königlichen Lande. Im Jahre 1771 vertauschte er diesen wichtigen Wirkungskreis mit dem Portefeuille des geistlichen Departements, dem Obercuratorium der Universitäten u. a. Er gab diese Stellung im Jahre 1788 auf und der bekannte Herr von Wöllner trat an seine Stelle. Dagegen übernahm dieser thätige Minister wieder das Departement der Justizsachen verschiedener Provinzen und noch in demselben Jahre schmückte ihn der Monarch mit dem höchsten königlichen Orden. Doch schon am 3. Dec. 1789 zog er sich auf seine Güter in Schlesien zurück, wo er im Jahre 1791 zu Kapsdorf bei Schweidnitz gestorben ist. Auf eine glänzende Weise trat namentlich in dem Arnold'schen Processe seine Freimüthigkeit und Rechtlichkeit hervor und sie war selbst dem großen Monarchen, der in dieser Angelegenheit aus Vorliebe für die Gerechtigkeit fast ungerecht und hart mit den in dieser Sache arbeitenden Ministern und Räthen verfuhr, so einleuchtend,

Digitized by Google

daß ihm selbst sein Widerspruch und der Schutz, den er den bestraften Rächen angedeihen ließ, keinen Abbruch in der Gnade des ihn erkennenden Monarchen that. Er war auch Schriftsteller und hat namentlich über die Bäder von Charlottenbrunn vor seinem Tode eine Schrift herausgegeben. 41.

Zedlitz (Joseph Christian, Freiherr von), einer der beliebtesten deutschen Dichter der neuesten Zeit, 1790 zu Johannesberg im östreichischen Schlesien geboren, widmete sich, nachdem er zu Breslau einen tüchtigen Schulunterricht genossen hatte, dem Militairstande und ward 1809 zum Lieutenant und einige Monate später zum Oberlieutenant ernannt. In den Schlachten bei Regensburg, Aspern, Wagram und Hausen zeichnete er sich durch Tapferkeit aus und ward 1810 zum Kammerherrn erhoben. Nachdem er sich im folgenden Jahre mit einer Tochter des Feldmarschalls von Liptay vermählt hatte, nahm er seinen Abschied und lebt seitdem der Wissenschaft und Kunst. Z. wandte sich mit besonderer Vorliebe dem spanischen Theater zu und suchte die altspanische Manier auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Seine Trauerspiele: „Turturell" (1821), „Zwei Nächte in Valladolid" (1825), „Herr und Sklave" (1826), „Der Stern von Sevilla" (1830), nach dem gleichnamigen Schauspiele Lope de Vega's; die Dramen: „Kerker und Krone" (1834), „Der Königin Ehre" (1834), und die Lustspiele: „Liebe findet ihre Wege" (1827) und „Cabinetsintriguen" (1836) verrathen eine nicht gewöhnliche Phantasie und dichterisches Feuer, welches sich aber noch weit glänzender in sein „Lyrischen Gedichten" (Stuttg. 1832. 8.) offenbart. Die „Todtenkränze" (Wien 1827. Neue Aufl. 1831. 8.) in meisterhaft gehaltener Canzonenform haben des Dichters Ruhm auch im Auslande verbreitet. Unter allen seinen lyrischen Dichtungen hat aber „Die nächtliche Heerschau" (in welcher ein Tambour die todten Heerschaaren Napoleon's heraufbeschwört) den meisten Beifall gefunden. Sie ist ins Französische übersetzt worden und gehört zu den beliebtesten Volksliedern der Franzosen. Z.'s „Dramatische Werke" (Stuttg. 1830—1836. 4 Bde. 8.). 66.

Zehend, Zehntel, lat. decem; franz. dime; engl. tithing, ist eine Abgabe von gewonnenem Gute, welche in dem zehnten Theile des Ganzen besteht. Er wird von Früchten, vom Handelsertrage, vom Bergbaue u. a. gegeben. Beim Bergbaue besitzt der Landesherr, in neuconstituirten Staaten der Staat selbst das Recht, zu zehnten. In einigen besonderen Fällen wird dabei der moderirte Zehend oder das Zwanzigstel abverlangt. Der zur Einnahme des Z. gesetzte Beamte heißt Zehendner. 76.

Zeichen, lat. signum; franz. signe, marque; engl. sign, mark, bezeichnet überhaupt ein willkührlich gewähltes Bild irgend eines Gegenstandes, besonders ein solches, an welchem etwas genau erkannt wird. In dieser Weise gibt es bei vielen Wissenschaften und Gegenständen der menschlichen Thätigkeit bestimmte Z., welche entweder als Abkürzungen für gewöhnliche Begriffe oder als Symbole gebraucht werden. Besonders haben die Mathematik und die Naturwissenschaften solche Z. eingeführt, um theils die allgemeinen Begriffe damit zu bestimmen, theils die Kürze der Darstellung zu bezwecken; auch sind alle Attribute, Embleme, Symbole, Wappen u. a. unter die Z. zu rechnen. — In anderer Bedeutung versteht man unter Z. s. v. a. Vorbedeutung oder Anzeichen. — Z. des Thierkreises oder Z. der Ekliptik, lat. signa coelestia; franz. signes du zodiaque, nennen die Astronomen die 12 Theile, in die man die Ekliptik und den Thierkreis schon im höchsten Alterthume eingetheilt hat (s. Ekliptik). — Folge der Z. heißt die Richtung, nach der die Zeichen gezählt werden, und kommt bei der Betrachtung des Laufes der Haupt- und Nebenplaneten beständig in Erwähnung. 9. 13.

Zeichendeuterei ist eine Art der Wahrsagung, welche sich mit der Deutung der merkwürdigen Erscheinungen im Leben zum Erforschen der Zukunft beschäftigt.

Digitized by Google

Sie war bei den Römern ein Geschäft der Auguren (s. d. Art.) und später der Astrologen. 30.

Zeichenlehre, s. Semiotik.

Zeichnende Künste heißen alle diejenigen schönen Künste, bei welchen die Darstellung der äußern Form mittelst färbender Stoffe auf ebener Fläche die Hauptsache ist. Es gehört also dazu die eigentliche Zeichnenkunst und die Malerei; man rechnet aber auch die bildenden Künste (s. d. Art.) dazu, da sie die Zeichnung sich zur Grundlage machen. 30.

Zeichnenkunst, Zeichenkunst, lat. graphis, ars delineandi; franz. art de dessiner; engl. art of drawing, ist die Kunst, körperliche Gegenstände auf ebener Fläche mittelst verbundener Linien darzustellen, und somit die Grundlage der Malerei (s. d. Art.), welche der durch die Z. gestalteten Form durch die Farben nur noch das Colorit ertheilt. Ist sie aber schon in dieser Hinsicht sehr wichtig, so steht sie doch auch als eine selbstständige Kunst da; denn sie vermag selbst ohne die Illusion der Farben durch die Verbindung von Licht und Schatten die darzustellenden Gegenstände in größter Vollendung wiederzugeben, indem sie sowohl durch die verschiedensten Nuancen der Stärke und Schwäche der Linien die Umrisse der Körper auf das Genaueste darzustellen, als auch durch die Schattirung (s. d. Art. und Schatten und Licht) die zartesten und feinsten Theile der Form anzuzeigen vermag, zumal da sie in der That dazu jederzeit zweier Farben sich bedient, der Farbe des Gegenstandes, auf welchen, und des Instruments, womit gezeichnet wird (wovon streng genommen selbst der Kupferstich, Holzschnitt ꝛc. keine Ausnahme macht), so daß, da eine von beiden dunkler als die andere sein muß und es hier wie bei der Malerei allein auf die Wirkung des Lichts ankommt, der Unterschied der Färbung durch Verstärkung oder Verminderung der beiden Farben sehr deutlich bezeichnet werden kann. Die Erfordernisse zur Z. sind demnach dieselben, wie bei der Malerei, doch ist ihr Umfang größer in Bezug sowohl auf die Gegenstände als auf die Form und erstreckt sich von der Zusammensetzung weniger Linien zu Figuren bis zur Abbildung der großartigsten Gegenstände, von der einfachen Vorzeichnung zu den Arbeiten des Handwerkers bis zu dem Ideale der künstlerischen Darstellung. Daher wird die Z. fast zu allen Geschäften des Lebens gebraucht und stellt sich je nach Anwendung dar als rein künstlerische, wo sie ganz an die Stelle der Malerei tritt und die im Geiste aufgenommenen Bilder nach dem Ideale der Kunst wiederzugeben sucht, oder als technische, wo sie nur die Umrisse der beabsichtigten Gegenstände darstellt und als Perspectiv- oder Situationszeichnen (s. d. Artt.) in der Architektur, Fortification, Artillerie und anderen Künsten und Gewerben dient. Die künstlerische Z. wird aber gewöhnlich in Bezug auf ihre Anwendung in 5 Classen getheilt: 1) Croquis, Skizzen, torquirte Zeichnungen, die ersten allgemeinen Anlagen und Umrisse zu einer Darstellung; 2) ausgeführte Zeichnungen, welche die Gegenstände bis in die kleinsten nöthigen Details wiedergeben; 3) Studien, Zeichnungen nach der Natur oder auch nach vorhandenen künstlerischen Gegenständen; 4) Akademien oder Acte, Zeichnungen von menschlichen Figuren nach dem Leben; 5) Cartons (s. d. Art.). — Der Zeichnenunterricht beginnt natürlich mit dem Entwerfen der einfachsten Linien und geht stufenweise zu deren Zusammensetzung und Anwendung für die Darstellung der Gegenstände jeglicher Art bis zu den großartigsten Compositionen fort. Die gewöhnlichsten Mittel sind Bleistift, Kreide oder Feder und bei Kreidezeichnungen auch oft statt der Schattirung durch Striche der Wischer (estompe). — Die Geschichte der Z. fällt mit der der Malerei zusammen. — Vergl. Schnorr, „Zeichnenbuch" (Leipz. 1810); Ramsauer, „Zeichnungslehre" (Stuttg. 1821. 2 Bde.). 30.

Zeiriden, eine arabische Dynastie in Nordafrika, stammten von Jussuf Ibn Zeiri (Seiri), welchen der fatimitische Chalif Moes-Leddin-Allah zum Statt-

Digitized by Google

halter Afrikas machte, während er selbst zur Eroberung Ägyptens auszog (969 n. Chr.) Die Nachkommen desselben wußten sich anfangs unter scheinbarer Abhängigkeit von den Fatimiten in ihrer Macht zu erhalten, machten sich aber nach und nach ganz unabhängig und traten sogar zur Partei der Sunniten über. Doch wurden sie durch beständige Kriege mit den Morabethen sehr geschwächt und Roger II. von Sicilien machte endlich ihrer Herrschaft durch Eroberung eines großen Theiles von Nordafrika ein Ende (1148). 37.

Zeisig, lat. fringilla spinus; fr. serin; engl. thistle-finch, ist ein kleiner bei uns einheimischer Singvogel von gelblich-grüner, am Bauche weißlich-gelber Farbe, frißt am Liebsten Erlensamen, lebt sehr gesellig und nistet auf den höchsten Gipfeln der Bäume, weßhalb man das Zeisignest immer zu den größten Seltenheiten gerechnet und gefabelt hat, daß der dasselbe unsichtbar machende Carfunkelstein darin liege. Doch lebt er im Sommer meist in nördlicheren Ländern und wohnt blos im Herbste und Winter bei uns. Seine Stimme ist stark und nicht unangenehm und er wird daher häufig als Stubenvogel gehalten, besonders da er immer sehr munter und außerordentlich gelehrig ist. In der Gefangenschaft begattet er sich nie. 30.

Zeit, lat. tempus; franz. temps; engl. time, bezeichnet die Vorstellung, die wir mit dem Begriffe vom Aufeinanderfolgen der Zustände und Veränderungen verbinden; wir bilden uns also in unserer Vorstellung eine zusammenhängende Reihe von Begebenheiten, in der jede der Ordnung nach ihre bestimmte Stelle hat und, was zusammen geschieht, auf einerlei Stelle trifft. Jede einzelne Stelle dieser Reihe heißt ein Zeitpunkt oder Augenblick (momentum temporis); was auf einerlei Zeitpunkt trifft, wird gleichzeitig oder coexistirend (simultaneum), und was auf verschiedene Zeitpunkte fällt, succedirend (successivum) genannt; der Zwischenraum zweier Zeitpunkte heißt ein Zeitraum (intervallum temporis) und die ganze Vorstellung dieser Reihe die Zeit. Hieraus geht hervor, wie sich die Zeiträume messen lassen, oder wie es möglich werde, einen Zeitraum mit einem andern bekannten zu vergleichen. Bei diesem Maße der Zeit aber legen wir stets den Begriff von gleichförmigem Fortgange zum Grunde und daher kommt es, daß die Zeit durch irgend eine gegebene gleichförmige Bewegung gemessen werden muß. Hierzu bietet sich die scheinbare tägliche Bewegung des Himmels um die Erde dar, die bekanntlich mit der vollkommensten Gleichförmigkeit vor sich geht, und der Astronom wählt gewöhnlich dazu den Frühlingsnachtgleichenpunkt, der, zwar selbst nur ein gedachter Punkt, doch durch irgend einen Fixstern leicht gefunden wird (Sternzeit); allein für das bürgerliche Leben, dessen Geschäfte sich beinahe alle nach der Gegenwart und Abwesenheit der Sonne richten, hat man nur diese zum Zeitmesser gewählt. Sie kann jedoch keinen unmittelbaren Zeitmesser abgeben, weil sie sich in der Ekliptik zwar beinahe gleichförmig, doch in Beziehung auf den Äquator ungleichförmig bewegt und also, wie die Astronomie noch deutlicher zeigt, durch ihre eigene Bewegung nicht das Maß einer gleichförmigen, sondern nur die sogenannte wahre Sonnenzeit abgeben, welche z. B. jeder Gnomon oder eine richtig gestellte Sonnenuhr weist. Man hat aber, um diesen Hindernissen zu begegnen, eine andere blos eingebildete (imaginäre) Sonne angenommen, die sich, während die Bahn der wahren Sonne in der Ekliptik ist, im Äquator gleichförmig und zwar dergestalt bewegt, daß sie mit jener immer in demselben Augenblicke durch die beiden Nachtgleichenpunkte geht und folglich als ein unmittelbares Maß der Bewegung des Himmels und mithin der Z. selbst gebraucht werden kann. Man nennt diese nur erdichtete Sonne die mittlere Sonne und die Zeit zwischen zwei nächsten Culminationen derselben den mittlern Sonnentag. Diese mittleren Sonnentage sind es nun, auf die sich in der Astronomie sowohl, als im bürgerlichen Leben die gewöhnlichsten Zeitangaben und die größeren Zeitperioden von Jahren, Jahrhunderten ꝛc. beziehen. Blos die unmittelbaren

Digitized by Google

astronomischen Beobachtungen werden nach Sternzeit angegeben. — Wie aber für jeden Augenblick eines gegebenen Tages eines bestimmten Jahres die mittlere Sonnenzeit aus der Sternzeit und umgekehrt gefunden werden könne, zeigen die Lehrbücher der Astronomie (s. auch Zeitgleichung). — Z. ist auch der eine Grundbegriff der Metaphysik, während Raum der andere ist, beide unbestritten das allgemeinste Wesen aller Dinge und des ganzen Naturlaufes ausdrückend, ohne daß man doch einig wäre, ob sie Dinge oder nur Eigenschaften der Dinge oder gar bloße abstracte Begriffe seien, oder endlich, wie der Kriticismus (s. d. Art.) meint, der dieses Problem zum Abschluß zu bringen glaubte, reine Formen unserer Anschauung, d. h. Gesetze der Betrachtung der Dinge, wonach sie uns als ein Nacheinander und als ein Nebeneinander, als zeitlich und als räumlich erscheinen. Um die Zweideutigkeit dieses Ausdruckes zu vermeiden, wonach es scheinen möchte, als läge die Zeitlichkeit und Räumlichkeit der Dinge nur in unserer Betrachtung derselben, ginge die Dinge selbst gar nichts an, so ist besser zu sagen: Z. und Raum sind die allgemeinen Gesetze aller Dinge und zwar jene das Gesetz ihres Werdens, dieser das Gesetz ihres Seins. Als seiend, bestehend sind die Dinge neben einander, d. h. außer einander, eines dem andern gegenüberstehend, das andere ausschließend; so sind alle Objecte für uns im Raume, als starres Sein, als Gegenstand unserer Anschauung. Betrachten wir dagegen das Werden der Dinge, so ist dieß ein bloßer Fluß, eine Linie, eine stetige Bewegung alles Fortschreitens. Allein in diesem Fortschreiten selbst treten gewisse Abschnitte, Stufen ein, worin das Werden sich in einem Sein fixirt; es bilden sich Zeiträume, wie in der Linie Punkte; dadurch wird die Bewegung selbst discret und kann gemessen werden, als ein Nacheinander, wo Eines nach dem Andern folgt, also durch den Abstand von dem frühern gemessen wird. Die Bewegung selbst, das Werden und Geschehen, hört damit nicht auf, sondern geht über jeden solchen Zeitraum hinweg, ist stetig, unendlich; die Z. hat Continuität, wie der Raum Discretheit zu ihrem Charakter. Hiernach kann nun wohl von jedem Zeitpunkte eine Zeitreihe anheben, indem man diesen zum Ausgangspunkte, Subjecte des Handelns oder Werdens macht, allein einen Punkt zu setzen, wo allererst die Zeit überhaupt, das Werden anfinge, so daß gleichsam das erst todte, starre Sein, der Raum, aus sich erst die Bewegung, die Z., erzeugte, ist widersprechend und der Gegensatz einer endlichen Z. gegen eine unendliche, die Ewigkeit, ist nur in jenem erstern Sinne zu verstehen, nicht so, als ob es eine doppelte Zeitreihe gäbe, eine anfang- und endlose und eine dem Anfang (auch dem Ende nah) begrenzte, wie man es gewöhnlich nimmt, wenn man das Zeitliche, als ein Vergängliches, dem Ewigen, als einem Unvergänglichen, entgegensetzt. 13. 80.

Zeitalter, auch Weltalter, lat. aetas; franz. âge; engl. age, ist ein ursprünglich dichterischer und mythologischer Begriff, womit man die einzelnen Zeitperioden seit dem Anbeginne der Welt zu bezeichnen pflegte, in welchen diese und die Menschheit sich in eigenthümlicher Art entwickelt haben. Wie sie selbst aber außer aller chronologischen Bestimmung liegen, so beruht die Angabe ihrer Dauer auch auf ganz allgemeinen Angaben und sie selbst sind nichts weiter als Philosopheme, hervorgegangen aus der zu allen Zeiten herrschenden Annahme unter den Menschen, daß in der Welt Alles immer schlechter werde, und dem Versuche, diese Erscheinung zu erklären. Daher nehmen alle Völker, welche über eine Urgeschichte philosophirt haben, den Werth der Metalle zu Grunde legend, zuerst ein goldenes Z. an, in welchem Götter und Menschen in inniger Harmonie lebten und die Welt ein vollkommenes Paradies war; diesem lassen sie ein silbernes, in welchem das Böse allmählig eintrat; diesem ein ehernes, wo sich die Ungerechtigkeit und Ungleichheit immer mehr kund gab, und diesem ein eisernes folgen, wo endlich das Böse

Digitized by Google

die Obergewalt über das Gute bekam. Doch setzen die Griechen und Römer auch das Ende des letztern vor die geschichtliche Zeit, indem sie mit der Entstehung eines neuen Menschengeschlechtes nach der deukalionischen Fluth das eigentlich menschliche beginnen, während im Parsismus und Brahmaismus auch dieses in die große Weltperiode mit eingeschlossen ist. — Diesen Begriff der Z. hat man aber dann auch oft auf die Wissenschaft übergetragen, indem theils positiv die Geschichte entweder absolut als große Perioden das heroische, mythische, patriarchalische Z. ꝛc. von dem geschichtlichen trennt oder relativ einen bestimmten Zeitabschnitt als das Z. irgend eines wichtigen Umstandes bezeichnet, theils speculativ die Philosophie in ihrer Weltansicht die angenommenen großen Entwickelungs- und Zustandsperioden der Welt mit dem Namen Z. belegt. 9.

Zeitformen, s. Tempus.

Zeitgeist, s. Geist.

Zeitgleichung, lat. aequatio temporis, ist der Unterschied zwischen der mittlern und wahren Sonnenzeit, welcher zweimal im Jahre über eine Viertelstunde steigen und viermal ganz verschwinden kann. Man findet nämlich in guten Kalendern und astronomischen Ephemeriden für jeden Tag im Jahre die genaue Angabe der mittlern Sonnenzeit im Augenblicke des wahren Mittags, damit man hieraus die Z. sogleich bestimmen und durch sie dann erfahren kann, wie viel die Abweichung einer übrigens gleichförmig gehenden Uhr, deren Stand gegen wahre Sonnenzeit aus Beobachtungen gefunden worden ist, von der mittlern Sonnenzeit beträgt, um nach dieser die Uhr, da sie als eine gleichlaufende Maschine niemals mit der ungleichförmig fortschreitenden wirklichen Sonne genau übereinstimmen kann, genau zu reguliren. Übrigens muß bemerkt werden, daß in jedem Jahre die Z. wegen des Vorrückens der Nachtgleichen und anderer Ursachen bis auf geringe Unterschiede dieselbe bleibt. 13.

Zeitmaß, s. Tempo.

Zeitrechnung, s. Chronologie.

Zeitungen und Zeitschriften. Welche Bedeutendheit und welchen Einfluß die Z. jetzt im politischen, religiösen, literarischen und bürgerlichen Leben erlangt haben, wird Niemand, der die Bewegungen der jüngsten Zeit und ihre Ursachen näher ins Auge faßt, in Abrede stellen wollen. Journalismus, sagt die „Gazette de France“ (1828), ist ein neuerfundenes Wort, welches eine neuentstandene Macht sehr richtig bezeichnet, diejenige nämlich, welche eine Coalition von Journalisten über ihren zahlreichen Anhang ausübt. Ehemals beschäftigten sich nur Wenige mit den öffentlichen Angelegenheiten; im Laufe der französischen Revolution hat der Kreis sich erweitert und die Menschen haben Länder kennen gelernt, von deren Dasein sie vorher kaum etwas wußten. Das Bedürfniß, zu wissen, was außer ihrer Heimath vorgeht, hat sich der Nationen bemächtigt; die Journale haben es benutzt; ihr Einfluß ist zusehends größer geworden; sie haben endlich eine Macht erreicht, die, je nachdem es ihnen beliebt, Bewegung oder Ruhe gebietet. Die deutschen Journalisten haben diese neue Stellung nicht gemißbraucht; sie begnügen sich, jetzt wie sonst, die Thatsachen mitzutheilen und überlassen ihren Lesern, Folgerungen daraus zu ziehen. Die französischen und englischen hingegen prüfen, vergleichen, sitzen zu Gerichte und versäumen nichts, was das Publicum für ihre Meinungen gewinnen kann. Die Gesetze (die freilich in Frankreich seit den letzten Jahren in dieser Beziehung bedeutende Modificationen erleiden mußten) haben ihnen diese Befugniß verliehen, und diese hat nur dann wesentlichen Nachtheil, wenn die sämmtlichen Journale einer Partei einverstanden sind, ihre Leser zu täuschen. Sobald dieses geschieht, vergehen sie sich an der individuellen Freiheit, werden absichtliche Verführer und wirkliche Tyrannen; denn wer den Menschen seine Meinung aufdringen kann, bemeistert sich auch ihrer Handlungen. Und diese Art-

Digitized by Google

von Knechtschaft wird im Namen der Freiheit begründet; unter dem Vorwande, die Völker über ihre Rechte zu verständigen, raubt ihnen der Journalismus sogar das Recht zu denken; indem er die Thatsachen entstellt, entzieht er ihnen die Möglichkeit, darüber zu urtheilen; indem er Lügen an die Seite der Wahrheit setzt, zwingt er sie, Dinge zu sehen, wie man sie ihnen vorspiegelt, nicht wie sie in der Wirklichkeit sind. Es läßt sich daraus folgern, wie unberechenbar die Macht des Journalismus ist, eine Macht, die diesen Namen so sehr verdient, daß sie im Begriffe steht, alle übrigen zu verschlingen. Nicht Frankreich allein ist von ihm bedroht, das gesammte Europa wird ihm unterliegen, wenn es nicht Mittel findet, ihm Einhalt zu thun. Die Gewalt des Journalismus hat keine anderen Grenzen als die unserer Geistesfähigkeiten. Die Leichtgläubigen, die Mißvergnügten, die Ehrgeizigen aller Länder sind bereits seine Unterthanen; bald werden die Nationen seine Opfer und die Welt seine Beute werden. — Wie und wann die Z. entstanden sind, verdient noch eine nähere Untersuchung, wobei der neuere Begriff einer Zeitung sorgfältig von den ersten Versuchen, die das jetzige Zeitungswesen zur Folge hatten, abgesondert werden muß. Ihr Ursprung fällt wahrscheinlich in das XV. Jahrhundert; wenigstens kennt man keine älteren Berichte über Tagesbegebenheiten, als die „Notizie", welche 1536—1596 in Venedig erschienen sind, zwar nicht gedruckt, sondern nur handschriftlich, aber in ununterbrochener Folge. Die Magliabechi'sche Bibliothek zu Florenz bewahrt das einzige Exemplar dieses kostbaren Schatzes. — In Deutschland müssen wir den Ursprung der Z. in den sogenannten „Relationen" finden, welche die merkwürdigsten Ereignisse des XVI. Jahrhunderts gewöhnlich in Briefform erzählten. Solche Relationen erschienen in Augsburg, Wien (1525), Regensburg (1528), Nürnberg (1571) und anderen größeren Städten. Die erste regelmäßige Zeitung im jetzigen Sinne des Wortes war das frankfurter Blatt „Aviso, Relation oder Zeitung", welche schon im Jahre 1612 einen regelmäßigen Fortgang hatte. Kurz darauf (1615) begann der frankfurter Buchhändler Egenolf Emmel das „Frankfurter Journal" und der Postmeister von der Birghden die „Postavisen" (1617), aus welchen die heutige „Oberpostamtszeitung" hervorging. Auch zu Fulda (1618), Nürnberg, Augsburg und in anderen Städten entstanden um diese Zeit regelmäßige Z. Das deutsche Wort kommt wohl von „Zeit" her und nicht von dem englischen „Tidings" (Begebenheiten), wie man, die Erklärung allzusehr in der Ferne suchend, manchmal angenommen hat, her. — In Frankreich begann der Arzt Theophrastus Renaudot, welcher die Neuigkeiten aus den Häusern seiner Patienten zusammentrug, 1623 die erste Zeitung unter dem Titel: „Nouvelles ordinaires de divers endroits", welche 1631 die neue Benennung „Gazette de France" annahm. Ein Wochenblatt: „Mercure français" hatte schon 1605 unter der Leitung J. Richer's begonnen. Die Benennung „Gazette" stammt von dem italienischen Worte „Gazetta", einer jetzt nicht mehr geltenden Scheidemünze, welche der Preis des ersten Neuigkeitsblattes war. — In England enthielt zuerst das Flugblatt „Mercury" (1588) Nachrichten von Kriegsbegebenheiten, aber die erste eigentliche Zeitung gründete Roger l'Estrange (1661), welche bald die „London-Gazette" (1666) und den „Oranien-Intelligencer" (1689) zu Nachfolgern hatte. Im Jahre 1690 erschienen in London bereits 9 Wochenschriften, die sich bis zum Jahre 1709 schon bis auf 16 vermehrt hatten. Das einzige damals täglich erscheinende Blatt war „The London-Courant". Im Jahre 1782 belief sich die Zahl der englischen Journale auf 61, im Jahre 1833 war sie bis zu 369 angewachsen. — Bei dem Wachsthume der Theilnahme an periodischen Blättern und bei zunehmender literarischer Betriebsamkeit entstanden neben den politischen Journalen auch wissenschaftliche Zeitschriften und Unterhaltungsblätter, wodurch die Erscheinungen in der gelehrten Welt schnell zur allgemeinen Kenntniß

Digitized by Google

gebracht wurden. Es wäre unmöglich, bei dem dieser kurzen Übersicht gewährten Raume eine Geschichte der politischen und gelehrten Zeitschriften versuchen zu wollen, welche Arbeit freilich eine höchst verdienstliche wäre und den Inhalt eines bedeutenden Werkes bilden könnte. Wir beschränken uns also darauf, die wichtigsten Erscheinungen anzudeuten und nehmen, da die periodische Presse erst seit der französischen Revolution eine einflußreichere und größere Wirksamkeit entwickelte, auf die neueste Zeit und die noch bestehenden Zeitblätter besondere Rücksicht. — Frankreich. Das am längsten bestehende französische politische Journal ist die „Gazette de France"; sie erscheint seit 200 Jahren und wird gegenwärtig mit ächt französischem Tacte redigirt. Legitime Thronfolge und allgemeine Wahlfreiheit sind die Hauptmaximen, von welchen sie ausgeht; sie ist daher die unerbittlichste Gegnerin Ludwig Philipp's und seiner Regierung. Die auswärtigen Verhältnisse würdigt sie, wie alle französischen Journale, von ihrem Parteistandpunkte. Das „Journal de Paris" ist dem Ministerium ergeben und erhält von demselben jährlichen Zuschuß. Es ist deßwegen halbofficiell. Ganz officiell ist der „Moniteur universel" (seit 1789) und trägt stets die Farbe des bestehenden Ministerium. Er ist das reichhaltigste Archiv von Materialien für die Geschichte der neuesten Zeit. Das „Journal des débats" (seit 1789), anfangs nur ein Repertorium der Kammerverhandlungen, gestaltete sich unter Napoleon zu dem bedeutendsten Tageblatte und gab zuerst ein literarisches Feuilleton, welches unter der Redaction des Abbé Geoffroy einen europäischen Ruf genoß. Unter Napoleon hatte es die Aufgabe, die Wiederherstellung der durch die Revolution vernichteten Grundsätze und Institutionen vorzubereiten; jetzt arbeitet es den Doctrinairs in die Hände. Zur Zeit seines höchsten Flores hatte es über 20000 Abnehmer. Die „Quotidienne" (seit 1795) ist ebenfalls antirevolutionair und zeichnet sich in den letzten Jahren durch ihre Anhänglichkeit an die gefallene Dynastie, deren Wiederherstellung ihr Hauptzweck ist, aus. Der „Courier français" (seit 1815) zeigte sich sogleich als bitterer Gegner der Restauration; er ist jetzt noch stets antiministeriell und neigt zu republikanischen Ideen. Der „Constitutionel" (seit 1815) steuerte nach demselben Ziele und suchte die Ansichten der sogenannten Encyklopädisten zu verbreiten. Seit der Julirevolution gehört er dem Tiers parti an und neigt im Sinne dieser Partei zum Despotismus. Sein Ansehn ist sehr gesunken und er gilt jetzt als das Blatt der Philister und Käsekrämer. Das „Journal de commerce" beurtheilt die Politik nach kaufmännischen Ansichten. Der „Messager" (1828) ist ministeriell; schnelle Mittheilung der Nachrichten, besonders aus Spanien, gibt ihm einen eigenthümlichen Werth. Der „Temps" (1828) folgt dem Tiers parti, widmet aber den Bewegungen der Literatur und der Industrie eine besondere Aufmerksamkeit. Der „National" (1829) zeigte schon bei seinem Entstehen eine entschieden feindselige Gesinnung gegen die regierende Dynastie und trug nicht wenig zur Erhebung des Hauses Orleans auf den Thron bei. Später ward er die Hauptstütze der republikanischen Partei, welche sich in ihm und in dem „Reformateur" (1834) am Klarsten ausspricht. Minder bedeutende Blätter sind: „Le rénovateur-courier de l'Europe" (1831; legitimistisch), „L'univers" (1832; bespricht hauptsächlich den religiösen Zustand Frankreichs), „L'impartial" (1833; gehört dem Tiers-parti), „Le bon sens" (1834; zu republikanischen Ideen hinneigend) und „La France" (1834; legitimistisch). Die in Paris erscheinende englische Zeitung „Galignani's Messenger" gehört zu den besten Zeitungen Europas, sie trägt keine entschiedene politische Farbe, neigt sich aber doch am Meisten zur Tendenz der Whigs. Von den zahlreichen Provinzialblättern nennen wir nur den „Courrier de Lyon", welcher der Politik der Doctrinairs folgt, die ultralegitimistische „Gazette du Lyonnais" und das „Mémorial Bordelais", welches von H. Fonfrède, einem der ausgezeichnetsten Publicisten

Digitized by Google

der ministeriellen Partei, redigirt wird. Frankreich zählt in Allem an 500 Z., von denen beinahe 200 in Paris erscheinen. — Die vorzüglichsten wissenschaftlichen Journale Frankreichs sind das „Journal des Savans" (1665, noch bestehend), „Mémoires pour servir à l'histoire des sciences et des beaux arts" (Trevoux 1701—1778), „Journal encyclopédique" (1756—1791), „Esprit des Journaux" (1772—1818), „Décade (später Revue) littéraire" (1794—1807), „Magasin encyclopédique" (von Millin redigirt, 1795—1834), „Année littéraire" (von Fréron redigirt, 1754—1791), „Bibliothèque française" (seit 1800), „Bulletin universel des sciences" und „Journal général de la littérature de France." An Unterhaltungsblättern hat Frankreich keinen Mangel; das bekannteste ist die „Revue de Paris." Außerdem sind noch zu nennen das politisirende Caricaturblatt „Le Charivari", „Chronique de Paris", „Magazin pittoresque" und „Revue des deux mondes." — England. Die englischen Journale theilen sich in drei Classen; im ersten Range stehen die täglichen Morgenzeitungen, im zweiten die Abendjournale, im dritten die endlose Zahl der Wochenblätter. Über allen stehen die „Times", das großartigste und einflußreichste Journal Englands, so viele und mächtige Feinde es sich auch durch die derben Ausfälle seines Hauptredacteurs Sterling, der die täglichen leitenden Artikel liefert, zugezogen hat. Besonders auffallend waren die brutalen Ausfälle gegen den würdigen Patrioten O'Connell. Der Werth der Actien der Times beläuft sich gegenwärtig auf 290000 Pfd. Sterl. Den zweiten Rang behauptet das „Morning Chronicle"; wäre seine Redaction in geschickteren Händen und würden die Artikel nicht zum großen Theil aus anderen Blättern abgeschrieben, so würde es bald die „Times" überflügeln; denn nur der Mangel an Rivalität ist es, der den „Times" erlaubt, ihren retrograden Gang zu verfolgen und dem fortschreitenden Geiste des Jahrhunderts mit Hohn Trotz zu bieten. Der „Morning-Herald" ist eine angenehme Familienzeitung, aber ohne Wichtigkeit in der politischen Welt; er unterstützt zwar das Reformprincip, vertheidigt aber dabei die irischen Orangisten und die ganze Unverletzlichkeit der englischen Kirche; auch läßt er keine Gelegenheit vorübergehen, Don Carlos als legitimen König von Spanien zu erheben und die Christinos als jämmerliche Wichte dazustellen. Das „Morning-News" konnte bis jetzt nicht zu Ansehen gelangen und liegt, seitdem es den Tories in die Hände gefallen ist, in den letzten Zügen. Die „Morning-Post" hat sich in die aristokratischen Kreise eingedrängt und lebt von den Anzeigen, die sie sich theuer bezahlen läßt. Der „Globe" ist seit 1830, wo die Whigs an das Ruder kamen, sehr bedeutend geworden; die politischen Artikel fließen ihm großentheils aus dem Bureaux des Ministerium zu. Der „Courier" hat kein politisches Princip, vertheidigt aber öfter Schlechtes als Gutes; auf demselben Wege wandelt der „Standard", der aber durch den trefflichen Styl seiner meisten Artikel sich einen beträchtlichen Absatz verschafft hat. Der „Sun" hat sich als eifriger Kämpfer für die Whigs erwiesen und wird von diesen dafür kräftig unterstützt. Da die täglichen Journale die Ruhe des Sonntags gewissenhaft beobachten, so geben sie der Speculation der wöchentlichen Presse Raum. Die vorzüglichsten Sonntagsblätter sind der „Dispatch", der „Spectator", die „Sunday-Times", der „John Bull" und der „Examiner." In der ganzen Welt, sagt ein englisches Blatt, gibt es wohl keinen Ort, wo man mehr Betrogene und Betrüger findet, als in einem englischen Zeitungsbureau. Es gibt hier eine gewisse Menschenclasse, die nicht zu der guten Gesellschaft gehört und deren einziger Erwerb darin besteht, Tagsneuigkeiten einzusammeln; sie werden für ihre Mittheilungen zeilenweise bezahlt und man kann sich denken, welchen Unsinn diese Leute (nicht selten Laquaien außer Dienst, abgedankte Schauspieler, stehende Gäste in Wirthshäusern, bankerotte Schneider) zusammensudeln. Um mit Glück eine Zeitung zu gründen oder zu leiten, ist kein

Digitized by Google

ausgezeichnetes Genie vonnöthen, sondern nur Scharfsinn, ein gewisser Tact und viele schimmernde Oberflächlichkeit. Man muß vor Allem sein Publicum kennen und es zu nehmen wissen, es, so zu sagen, an seiner schwachen Seite harpunirn und es so ins Schlepptau des Charlatanismus nehmen. England zählt jetzt ungefähr 490 Journale, von denen beinahe 100 in London erscheinen. — Die vorzüglichsten literarischen Journale Großbritanniens sind: „The Gentlemans Magazine" (seit 1731), „The Scots Magazine and Edinburgh litt. Miscellany" (seit 1739), „The monthly Review" (seit 1749), „The European Magazine" (seit 1782), „The London quarterly Review" (seit 1809), „The classical Journal" (seit 1820), „Journal of science and the arts" (seit 1816), „The literary gazette" (seit 1819) und „Foreign Quarterly Review." Zu den nützlichsten und gelesensten Unterhaltungsblättern gehören die Pfennigmagazine („Peuny-Magazines"). Die vorzüglichsten Z. in den englischen Colonien sind: in Gibraltar „The Gibraltar Chronicle", auf Malta „The Malta-Gazette", auf Jamaica „The Jamaica-Courant", „The Kingston Gazette", in Barbados „The Barbados Chronicle", in Antigua „The Weeckly Register", in New-Foundland die „St. Johns Gazette", in Canada „The Quebek-Mercury", zu Neu-Schottland „The Halifax-Chronicle", auf dem Cap der guten Hoffnung der „South-African Advertiser", welcher als ein trefflich redigirtes und für die Sache der Menschheit eifrig wirkendes Blatt bekannt ist, in Australien „The Sidney-Gazette" und „The Hobarttown Courier" (seit 1827). — Deutschland. Die politischen Verhältnisse Deutschlands und das vielfach getheilte Interesse lassen kein großartiges Zeitungsunternehmen gedeihen und fast alle bis jetzt erscheinende Blätter beschränken sich auf Compilation. Unter allen deutschen Journalen nimmt die „Allgemeine Zeitung" (seit 1798) ohne Widerrede die erste Stelle ein, nicht aber durch ihre politische Farbe (denn sie hat keine), sondern durch den Reichthum ihres Inhalts. Die Redaction (welche jetzt von dem gewandten Stegmann, der den 23. März 1837 starb, an den bekannten Publicisten Kolb überging) rechnet sich diese Unparteilichkeit als großes Verdienst an, und sicher würde auch diese Neutralität das Blatt zum Tummelplatze aller Parteien machen, wenn nicht die Lebensäußerungen der liberalen Partei aus ihr, so wie aus allen anderen deutschen Blättern durch die strenge Censur verbannt wären. Übrigens ist die „Allgemeine Zeitung" durchaus nicht geeignet, eine politische Meinung, was es auch immer für eine sein mag, zu verbreiten; denn sie ist nichts mehr, als eine Sammlung von nicht zu vereinigenden Widersprüchen und von unverdauten Raisonnements, die Falsches und Wahres, Richtiges und Unrichtiges bunt durch einander würfeln, kurz eine unförmliche Masse, die wohl einer kleinen Zahl sachkundiger Männer, die den Weizen von der Spreu zu reinigen wissen, von einigem Nutzen sein kann, die aber den größern Theil der Leser, die sich nicht gerade mit Politik und Geschichte beschäftigen, in die seltsamste Verwirrung versetzen muß. Besonders hat die „Allgemeine Zeitung" in den letzten Jahren die Unvorsichtigkeit begangen, eine große Anzahl Artikel, die ihr von schlechtunterrichteten Mitarbeitern in den östreichischen Staaten mitgetheilt wurden, aufzunehmen, wodurch nicht selten ein förmlicher Widerspruch der betreffenden Regierungen veranlaßt wurde. Auch ihre Correspondenz aus dem Oriente ist aus der Rolle der Neutralität gefallen und hat sich dem Interesse Rußlands gänzlich ergeben gezeigt. — In Berlin erscheinen vier politische Journale: die „Preußische Staatszeitung", die „Haude- und Spener'sche Zeitung", die „Voß'sche Zeitung" und das „Berliner politische Wochenblatt." Fälschlich betrachtet man oft die erste dieser Z. als officielles Blatt; sie trägt diesen Charakter eben so wenig, als die drei anderen. Die preußische Regierung scheint es, und zwar mit vollem Rechte, nicht für nöthig zu halten, ihre Willensäußerungen vorzugsweise in ein Journal nieder-

Digitized by Google

zulegen, sondern theilt diese ohne Unterschied einem Blatte wie dem andern mit. Eben so sehr irrt man, wenn man die „Staatszeitung" für steif absolutistisch hält; ihre Correspondenzen aus England und besonders ihre Bemerkungen über die Verhältnisse Irlands beweisen das Gegentheil zur Genüge. Das zweite Journal ist entschieden karlistisch und würde auch, was England betrifft, Toryblatt sein, wenn es nicht selbst einsehen müßte, daß die Zeit der Toryherrschaft vorüber ist. Die dritte Zeitung hält den Mittelweg und ist oft so liberal, als es die Censur gestattet. Sie erfreut sich deßhalb einer großen Popularität. Das vierte Blatt endlich, welches Jarke, ein zum Katholicismus übergetretener Protestant, gründete, ist in politischer, wie in religiöser Beziehung ultraabsolutistisch. — Wien hat zwei Journale; der „Östreichische Beobachter" ist allgemein als das Organ der Regierung anerkannt und gibt sogar die politischen Nachrichten des Auslandes in einer wohlberechneten Auswahl, wie denn überhaupt die Redaction dieses Journals unläugbar mit großer Umsicht geführt wird, obschon sie fast nie eigene Artikel gibt. Die „Hofzeitung" bringt die officiellen Nachrichten und aus ihr gehen sie erst in den „Beobachter" über. In ihr findet man auch nicht selten Artikel, welche die vorzüglichsten Gelehrten Östreichs zu Verfassern haben. — Stuttgart ist jetzt nebst Leipzig und Frankfurt einer der bedeutendsten Stapelplätze des deutschen Buchhandels. Hier erscheinen zwei Z., der „Schwäbische Mercur", der sich durch die Menge seiner Correspondenzen auszeichnet, und der „Deutsche Courier", der gefährlichste Feind der „Allgemeinen Zeitung", sobald diese unter dem Mantel der Neutralität ihre Neigung zum Absolutismus hervorblicken läßt. — Die Frankfurter „Oberpostamtszeitung" huldigt dem streng monarchischen Principe und verdient ihrer unerschütterlichen Consequenz und ihrer Wahrheitsliebe wegen großes Lob. Das „Journal de Francfort" steht im russischen Solde. Das „Frankfurter Journal", welches gleich der „Oberpostamtszeitung" durch die schnelle Mittheilung französischer und spanischer Nachrichten einen einträglichen Vorzug hat, folgt keiner bestimmten Richtung. Die „Münchner politische Zeitung" ist ein Regierungsblatt im ganzen Sinne des Wortes. Die „Leipziger Zeitung" und die „Handvrische Zeitung" leiden am Meisten durch die Strenge der Censur. Die „Braunschweiger Zeitung" ist nicht mehr als eine historische Repetition. Die „Casseler Zeitung" und die „Hessische Zeitung" haben einen halbofficiellen Charakter; die erste neigt sich nicht selten zum Liberalismus, die andere zu entgegengesetzten Ansichten. Eine der besseren deutschen Z. ist die „Rhein- und Moselzeitung." Nassau besitzt bis jetzt keine politische Zeitung (weil es keine haben will) und behilft sich mit den Blättern der Nachbarländer. Hamburg besitzt drei Z.: das „Börsenblatt", welches sich besonders durch treffende Urtheile über englische Zustände auszeichnet; die „Neue hamburger Zeitung", bekannt durch ihren entschiedenen Widerwillen gegen liberale Ideen jeder Art, und den „Hamburger Correspondent", den ernsten und gewichtigen Aufbewahrer aller officiellen Nachrichten, Reclamationen und Widerlegungen aus ganz Deutschland. Die Gesammtzahl der deutschen Z. beträgt ungefähr 680; davon kommen 80 auf Östreich und 290 auf Preußen. An Literaturzeitungen ist Deutschland so reich, daß wir uns begnügen müssen, nur die bekanntesten der noch bestehenden namhaft zu machen. Die „Göttingische gelehrte Anzeigen" (seit 1739) genossen lange einen ausgezeichneten Ruf und sind jetzt noch die reichste Quelle zur Kenntniß der englischen Literatur. Die „Allgemeine Literaturzeitung" (seit 1775) leistet, obwohl sie ihre Blüthe überlebt hat, dennoch im Einzelnen Verdienstliches; nicht weniger die „Allgemeine jenaer Literaturzeitung" (seit 1804), wenn sie auch nicht alle Fächer mit gleicher Liebe behandelt. Die „Heidelberger Jahrbücher" (seit 1808), welche sich einige Zeit verdienten Ansehens erfreuten, haben viel von ihrem Werthe verloren. Die meiste Geltung aber bleibt für

Digitized by Google

jetzt den wiener „Jahrbüchern der Literatur" (seit 1818), welche, zwar nur die hervorstechendsten literarischen Erscheinungen berücksichtigend, durch gediegene Recensionen sich auszeichnen und namentlich durch Hammers Arbeiten über orientalische Literatur wichtig sind, und den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftlichen Kritik" gesichert. Zu nennen sind noch die „Blätter für literarische Unterhaltung" (seit 1826), bei welchen man aber Gleichmäßigkeit des Urtheils und eine bestimmtere literarische Färbung vermißt, und das „Repertorium der gesammten deutschen Literatur" (seit 1835), welches seinen Zweck, durch flüchtige Anzeigen die gelehrte Welt von allen Neuigkeiten des literarischen Marktes schnell in Kenntniß zu setzen, annähernd erfüllt. Ein rein kritisches Institut aber, welches den vielfachen an ein solches zu stellenden Anforderungen genügt und fern von allen Parteiungen den wissenschaftlichen Standpunkt stets festzuhalten weiß, bleibt für Deutschland noch immer ein unerfülltes Bedürfniß, welches die von der Cottaischen Buchhandlung angekündigte „deutsche Vierteljahrsschrift" vielleicht erledigen wird. Von Geist und Frische des Urtheils und der Darstellung zeugen indessen auch die, Fachwissenschaften nicht berücksichtigenden, kritischen Berichte, welche einige „Unterhaltungsblätter", zum Theil in besonderen Literaturblättern, geben. Als die ausgezeichneteren, namentlich in der zuletzt angedeuteten Hinsicht, sind unter der kaum zu übersehenden Menge von „Unterhaltungsblättern" hervorzuheben: die „Zeitung für die elegante Welt" (seit 1801), das „Morgenblatt" (seit 1807), das „Ausland" (seit 1828), die „Mitternachtszeitung" (seit 1826), der „Phönix" (seit 1835) und A. Lewald's „Europa" (seit 1835). — Die Schweitz hat eine verhältnißmäßig große Anzahl von politischen Journalen (nach den neusten Angaben über 30) aufzuweisen. Sie sprechen sich entweder als Organ der Regierung für den jetzigen Zustand der Dinge aus, wie die „Baseler Zeitung", „Der Freimüthige" und „Der Schweitzerbote", oder wünschen Herstellung der frühern Ordnung der Dinge, wie „Der allgemeine Schweitzercorrespondent" und „Die allgemeine Schweitzerzeitung", oder suchen eine gänzliche Umgestaltung im Sinne des umfassendsten Demokratismus herbeizuführen, wie „Der Freiheitsfreund", „Die St. Galler Zeitung" und „Der berner Volksfreund." Alle diese Blätter, sagt ein sachkundiger Journalist, beschäftigen sich fast ausschließend mit den heimischen Angelegenheiten und sprechen als Producte der jetzigen Gährung dieses Landes die Tendenz der verschiedenen Parteien, in welche die Eidgenossenschaft zerfallen ist, mit aller Heftigkeit, ja Rohheit derjenigen aus, an welche sie sich adressiren. Die politische Presse keines Landes wird durch eine gleiche Masse von Gemeinheiten und persönlichen Verläumdungen verunziert. — Unter den gelehrten Zeitungen der Schweitz findet sich keine nennenswerthe; das bedeutendste Unterhaltungsblatt ist die von Malten herausgegebene „Bibliothek der neusten Weltkunde." — Italien. Die Presse schmachtet in diesem Lande unter dem Drucke der strengsten Censur; die politischen Tagblätter sind magere Auszüge aus den wenigen fremden Zeitungen, denen der Eingang gestattet ist. Im Königreiche beider Sicilien erscheinen das officielle „Giornale del Regno delle due Sicilie" (zu Neapel) und „Il Cerere" (zu Palermo); im Kirchenstaate das dürftige „Diario di Roma" und die nicht viel bedeutendere „Gazzetta di Bologna"; in Sardinien die „Gazzetta Piemontese" und die „Gazzetta di Genova"; in Florenz die „Gazetta di Firenze"; in Modena der „Messaggiere Modenese" und in Parma die „Gazzetta di Parma", alle von sehr geringer Bedeutung. Die Gesammtzahl der italienischen Z. (die östreichischen Provinzen mit eingeschlossen) beläuft sich auf 70. — Die bekanntesten wissenschaftlichen Z. sind: „Il progresso delle scienze, delle lettere e delle arti" und die „Annali civili" zu Neapel, das „Giornale Arcadio" (seit 1819) und „L'ape italiana delle belle arti" zu Rom und die „Bibliotheca Italiana" (seit 1816) zu Mailand. Von den Unterhal-

Digitized by Google

tungsblättern nennen wir nur den „Mercurio“ und die „Moda“ zu Neapel. — Spanien und Portugal. Das Journalwesen in diesen beiden Ländern ist noch in seiner Kindheit. Während des Befreiungskriegs gegen die Franzosen entstanden zwar viele Zeitungen, die aber mit der Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge wieder eingingen. Die neueste Zeit ist der periodischen Presse günstiger und die Blätter mehren sich mit jedem Jahre. In Spanien erscheinen gegenwärtig ungefähr 80 Zeitungen; darunter sind die bekanntesten die officielle „Gaceta de Madrid“, die „Revista espanola“, die „Abeja“, der „Observador“, der „Mensagero de los cortes“, der „Eco del comercio“ und der „Espanol“ (seit 1835). Unter den wissenschaftlichen Zeitschriften sind zu nennen „El Mercurio Espanol“, die „Bibliotheca general de historia, ciencias, artes y literatura“ und das „Diario general de las ciencias medicinales“ (seit 1834). In Portugal zählt man ungefähr 20 Z.; darunter sind die nennenswertheſten die officielle „Gaceta do gobierno“, der im Sinne der Regierung redigirte „Periodico dos pobres“, der ultraliberale, aber gut besorgte „Nacional“ (seit 1834), der „Constitucional“ und der „Guarda avançada“ (seit 1835). Die einzige gelehrte Zeitung, welche sich über mehrere Fächer des Wissens erstreckt, ist „Entretenimento historico, curioso e instructivo“ (seit 1835), die übrigen beschäftigen sich fast ausschließend mit den medicinischen oder juristischen Wissenschaften. — Niederlande. Die politischen Journale Hollands sind von sehr geringem Belange. Die periodische Presse kann bei den obwaltenden ungewöhnlich strengen Strafgesetzen nur officielle Berichte mittheilen und muß sich alles Raisonnements enthalten. Der „Standaard“, welcher versuchte, als Oppositionsblatt aufzutreten, mußte es bitter entgelten. Die Presse wurde in Beschlag genommen und der Redacteur auf lange Zeit in das Gefängniß gewiesen. Die bekanntesten holländischen Blätter sind das im absolutistischen Sinne der Cabinetspolitik redigirte „Journal de la Haye“, der officielle „Staats-Courant“, das „Amsterdamsche Nieuwe en allgemeen Handelsblad“ (welches in Deutschland am meisten benutzt wird) und der „Haarlemsche Courant“, welcher sonst am meisten gelesen wurde. — Die geschätztesten wissenschaftlichen Blätter sind die „Allgemeene Konst- en Letterbode“ (seit 1788), die „Vaderlandsche Letteroefeningen“ (seit 1761) und die „Tijdschrift voor binnen- en buitenlandsche Letterkunde.“ Holland zählt in Allem ungefähr 70 Zeitschriften. — Belgien richtet sich wie in Allem, so auch im Journalwesen, nach Frankreich. Die Z., deren Anzahl sich auf 80 beläuft, sind fast ohne Ausnahme in französischer Sprache geschrieben. Wir nennen hier nur den „Courier Belge“, „L'-Emancipation“, den ministeriellen „Indépendant“, den gleiche Farbe tragenden „Moniteur Belge“, den orangistischen „Messager de Gand“, den katholischen „Courier de la Meuse“, das gleichgesinnte „Journal d'Anvers“ und das „Journal de Liège et de la province.“ — Die bekanntesten literarischen Blätter sind die „Annales belgiques des Sciences, Arts et Littérature“ und die „Archives des connoissances utiles“; zu den beliebtesten Unterhaltungsblättern gehören die „Revue universelle“ und das „Journal des Dames et des Modes.“ — Dänemark, Schweden und Norwegen. Die gelesensten dänischen Blätter sind die officielle „Danske Stats-Tiden“ und die liberalen Z. „Kjöbenhavens Post“ und „Fädrelandet.“ Von den gelehrten Zeitschriften müssen genannt werden die „Literatur-Tiden“ und die „Maanedskrift for Literatur.“ — In Schweden und Norwegen erscheinen die als officielle Zeitung geltende „Post-och Inrikes-Tidningar“, das am meisten gelesene reichhaltige „Nya Aftonbladet“, der durch barschen absprechenden Ton imponirende „Nya Argus“ und das der Regierung huldigende „Fäderneslandet.“ Alle diese Blätter werden in Stockholm gedruckt. Die Zahl der dänischen Z. beläuft sich auf

80, die der schwedischen und norwegischen auf 82. — Als die vorzüglichsten literarischen Zeitschriften Schwedens gelten die „Swenska minerva“ und die „Swenska Literatur Föreningens Tidning.“ — In Rußland und Polen zählt man über 90 Z., die aber in Deutschland viel zu wenig bekannt werden, um eine genauere Charakteristik derselben geben zu können. Daß sie keine andere als die Hoffarbe tragen werden, versteht sich ungesagt. — In Griechenland schwingt die Journalistik rasch ihre Fittige. Das Regierungsblatt „Ἡ Ἐφημερὶς τῆς ἑλληνικῆς Κυβερνήσεως“ enthält blos Gesetze und Verordnungen; ehrenwerth ist die constitutionelle von Antoniades aus Kreta redigirte Zeitung „Ἡ Ἀθήνα.“ Außerdem sind noch zu nennen der halbofficielle „Σωτήρ“, die „Ἐποχή“ und die „Ἐθνικὴ Ἐφημερίς.“ — Aus der Türkei erhalten wir nur den französisch geschriebenen „Moniteur Ottoman“ und das ebenfalls von einem Franzosen redigirte „Journal de Smyrne.“ — Seit 1828 erscheint auch in Kahira eine Zeitung „Missr Wekaiese“ („Ägyptische Neuigkeiten“). Die französische Colonie Algier wird durch den „Moniteur Algérien“ (seit 1832) versorgt. — Asien ist reicher an Z.; in China erscheint täglich seit undenklichen Zeiten der officielle „Staatsbote“ („King-Pao“). Im britischen Indien zählte man im Jahre 1830 über 50 Zeitschriften in englischer und 12 in indischen Sprachen. — In Amerika begann 1704 die erste Zeitung in Boston; bei dem Ausbruche der Revolution zählte man 37 Journale und jetzt ist die Zahl bis auf 1200 angewachsen. Da fast Jedermann eine Zeitung liest, so ist ihre Wohlfeilheit und Verbreitung fast beispiellos; doch sind sie auch fast alle ohne Sorgfalt redigirt. Nur auf die Neuigkeiten aus Europa wird Jagd gemacht und die Redacteurs der Hauptzeitungen haben eigene Neuigkeitsboten, welche sie den ankommenden Schiffen bis auf 50 Meilen entgegensenden, um die mitgebrachten Nachrichten schneller zu erhalten. Als die bedeutendsten Journale werden der officielle „Globe“, der „Morning-Courier“ und die „Evening-Post“ genannt. Die reichhaltigste Zeitung Südamerikas soll der „Courier du Brésil“, welcher in Rio-Janeiro erscheint, sein. (Vergl. J. von Schwarzkopf, „Über Zeitungen“, Frankf. 1795. 8.; „Politisches Taschenbuch auf das Jahr 1836“, herausgegeben von einem Exzeitungsschreiber, Leipz. 1835. 12.) 66.

Zeitwort, s. Verbum.

Zellgewebe, lat. tela cellulosa; franz. tissu cellulaire; engl. cellular tissue, ist ein schwammiges, weiches, im ganzen thierischen Körper verbreitetes Gewebe, das alle Organe umgibt, sie vereinigt und zugleich von einander getrennt hält und in ihr Inneres eindringt. Das äußere, gemeinschaftliche, verhüllende Z. ist so sehr durch den ganzen Körper verbreitet, daß es seine ganze Form darstellt, auch wenn man alle Organe, Muskeln, Knochen ꝛc. aus demselben wegnehmen könnte. Dieses Gewebe ist an verschiedenen Stellen von verschiedener Dicke, jedoch bildet es eine einzige Substanz, deren Zellen durch den ganzen Körper hindurch unter einander communiciren, so daß Wasser, Luft, fremde Körper, als Nadeln, Kugeln, frei in demselben sich bewegen und von einer Stelle zur andern wandern. Das innere, verhüllte Z., das die Organe umgibt, bildet für sie eine eigenthümliche Hülle und dringt in ihre Substanz ein. So stellt es z. B. für die Muskeln eine Menge in einander liegender Canäle dar, in denen sich die Muskelbündel befinden; so werden ebenfalls die Drüsen in ihren Lappen, Läppchen und Körnern, aus welchen sie bestehen, von immer kleineren zelligen Hüllen umgeben, die eine Art zelligen Schwamm bilden; wo dagegen die Organe, als der Magen, der Darm, die Harnblase, aus mehreren Häuten bestehen, da tritt das Z. zwischen dieselben und verbindet sie zu einer einzigen Lage. Im lebenden Zustande erscheint das verhüllende Z. als ein zarter, halbflüssiger, formloser, dehnbarer Stoff, der nach dem Tode in ein regelloses, flockiges Gewebe von Fasern und Blättchen erstarrt;

Digitized by Google

es ist überall mit einem wässerigen Dunste angefeuchtet und enthält an sehr vielen Stellen Fett. Das umhüllte Z. ist viel zarter und nur durch Hülfe der Kunst darstellbar. Das Z. ist farblos und erscheint bei einiger Dicke weißlich; wahrscheinlich besteht es aus einer zelligen Faser; Blutgefäße und Nerven enthält es nicht, sondern sie gehen blos durch dasselbe hindurch. Der Bildungstrieb ist wegen der niedrigen Stufe, auf der es im Organismus steht, in ihm sehr entwickelt, daher es, wenn es zerstört worden ist, sich mit der größten Leichtigkeit wieder reproducirt, wie man täglich bei Heilung der Wunden sehen kann. Der Nutzen des Zellgewebes besteht darin, daß es die Form der Theile bestimmt und das Band abgibt, das zu ihrer Vereinigung dient; seine Elasticität und Contractilität erleichtern die Bewegungen und führen die Organe in ihre frühere Lage wieder zurück, auch dient es zur Aufnahme mehrerer Absonderungen aus den Gefäßenden. — Das Z. mußte den alten Ärzten nothwendig bekannt sein; doch erwähnen sie es nicht in ihren Schriften; erst Vesalius und Adr. Spigel geben einige Notizen von demselben; genauer beschreiben es Kaw-Boerhaave und Winslow, indessen stellt es erst Alb. von Haller unter seinem wahren Gesichtspunkte dar; nach demselben hat es die Aufmerksamkeit der Anatomen und Ärzte vielfältig auf sich gezogen. 39.

Zeloten (vom griechischen ζῆλος, Eifer), Eiferer, nannte man sonst unter den Juden diejenigen, welche sich aus Religionseifer für berechtigt hielten, nach dem Beispiele des Pinehas (4. Mos. 25, 7) Jeden, der ihnen als Sabbathschänder oder Gotteslästerer vorkam, mit eigener Hand zu steinigen oder niederzustoßen, ohne dafür verantwortlich zu werden. Besonders erhielten diesen Namen die Aufrührer gegen die Römerherrschaft, welche den Untergang Jerusalems und des Tempels veranlaßten. — Noch jetzt nennt man Z. diejenigen Religionseiferer, welche unüberlegt und lieblos Andersdenkende schmähen und verfolgen. 63.

Zelter, franz. haquenée; engl. ambler, bezeichnet überhaupt ein sanftgehendes, kleines Pferd, besonders zum Reiten für Damen bestimmt. Den Namen leiten Einige davon her, daß man dazu ein kleines Zelt über dem Pferde aufgespannt habe, Andere von dem ältern deutschen Worte Zelt (franz. amble), welches den Gang des Pferdes zwischen Paß und Trab bezeichnet haben soll. 30.

Zelter (Karl Friedrich), einer der merkwürdigsten Tonkünstler der neuern Zeit, der Sohn eines Maurers, wurde zu Berlin 1758 geboren und von seinem Vater zum Maurerhandwerke bestimmt. Allein als er bereits das 18. Jahr erreicht hatte, erwachte ganz plötzlich in ihm eine fast beispiellose Begeisterung für Musik, die er zwar schon früher etwas getrieben, wozu er jedoch nichts weniger als einen guten Grund gelegt hatte. Aller Ermahnungen seines Vaters ungeachtet konnte er dem innern Triebe nicht widerstehen und kehrte er auch auf Augenblicke, auf Tage zu seiner Maurerei zurück, so erwachte doch immer wieder jene Leidenschaft in ihm und fesselte seinen Geist um so mehr. Indeß blieben doch seine musikalischen Beschäftigungen bloßes Selbststudium und leider konnte er erst, nachdem er 1783 Maurermeister geworden war, sich einen Lehrer zum Leiter und Vorbilde wählen. Seine Wahl fiel auf den berühmten Fasch, unter dessen Leitung er in das eigentliche Reich der Töne geführt wurde und die Tonkunst als Wissenschaft studirte. Während er daher sein erlerntes Handwerk fortsetzte, beschäftigte er sich doch von jetzt an fast ausschließlich mit Musik, componirte selbst und übernahm 1800 nach dem Tode seines Lehrers Fasch die Letiung der berlinschen Singakademie. Mit Anerkennung seines redlichen Strebens und seiner Verdienste ward Z. 1809 von seinem Könige zum Professor der Tonkunst bei der berliner Akademie der Künste und Wissenschaften ernannt und unmittelbar darauf zur Verbesserung der Kirchenmusik nach Königsberg berufen. Auch fällt in dieselbe Zeit seine Gründung der ersten berliner Liedertafel, die bald an vielen Orten Nachahmung fand und wodurch er sich ein bleibendes Verdienst erworben hat. Geliebt von Allen, die ihn

Digitized by Google

kannten, starb er 1832 in einem zwar ziemlich hohen Alter, für seine Kunst freilich noch viel zu früh. Außer manchen trefflichen Zöglingen (unter diese gehört auch der geniale Felix Mendelssohn) sind auch eine Menge vorzüglicher Compositionen redende Zeugen seiner Thätigkeit und seines hohen Talents. Namentlich zeichnete er sich aus als Gesangscomponist und noch jetzt gelten seine Lieder, in denen allen Kraft, Geist und Humor weht, als Muster. Größere Musikwerke von ihm sind nicht öffentlich erschienen; doch besitzt die berliner Singakademie eine ziemlich bedeutende Anzahl Chorale, Motetten, Fugen ꝛc. von ihm im Manuscripte, die sie als theure Reliquien hochschätzt. Unter seine Freunde endlich zählte Z. auch Göthe. Die Briefe, die er mit diesem wechselte, erschienen nach Z.'s Tode in Druck (Berlin 1834. 6 Bde.). 20.

Zend, s. Persische Sprache.

Zend-Avesta, d. i. lebendiges Wort, ist der Gesammtname der auf unsere Zeit gekommenen heiligen Bücher des Parsismus (s. d. Art.), welche Anquetil du Perron (s. d. Art.) 1762 zuerst nach Europa brachte. Sie bestehen aus 5 Büchern, Vendidad, Izeschne, Vispered, Jeschts und Siruze, welche in der alten Zendsprache geschrieben sind, und wozu noch das Bundehesch kommt, welches nur in Pehlewi vorhanden ist, und waren ursprünglich in 21 Nosk (Abschnitte) eingetheilt. In ihnen ist das ganze Religionsgebäude des Parsismus enthalten, wie es uns jetzt bekannt ist; doch erzählt die Sage, daß schon durch den Einfall Alexander's von Macedonien in Persien mehrere heilige Bücher verloren gegangen seien. Sie werden dem Zoroaster (s. d. Art.) zugeschrieben; aber einzelne Theile sind gewiß von späteren Verfassern, wenn auch die Ächtheit der Bücher überhaupt gegen erhobene Zweifel siegreich vertheidigt worden ist. — Vergl. „Zend-Avesta. Zoroaster's lebendiges Wort" von Kleuker (Riga 1776—1778. 3 Bde. 4.); nebst „Anhang zur Zend-Avesta" (Riga 1781—1783. 2 Bde. 4.); desselben „Zend-Avesta im Kleinen" (Ebend. 1789); Rask, „Über das Alter und die Ächtheit der Zendsprache", aus dem Dänischen von von der Hagen (Berlin 1826. 12.). In der Ursprache erschien die Z. von Olshausen (Hamburg 1829. Fol. 1. Bd.). 23.

Zenith oder Scheitelpunkt ist derjenige Punkt, welcher durch die, oberwärts bis an die sichtbare Hälfte der Himmelskugel verlängerte senkrechte Richtung an dieser getroffen wird, folglich dem Nadir- oder Fußpunkte entgegengesetzt und bildet den obern Pol des Horizonts. Da nun jeder Ort seinen eignen Horizont hat, so hat er auch sein eignes Z. und Nadir. 13.

Zeno, ein griechischer Eigenname, berühmt durch mehrere ausgezeichnete Männer, die ihn trugen, von denen hier vorzugsweise nur zwei umständlicher angeführt werden sollen: I. Z. Citticus (nach seinem Geburtsorte Cittium in Cypern) oder Stoicus (weil er Stifter der stoischen Schule ist), einer der Koryphäen der griechischen Philosophie in der nacharistotelischen Zeit, geb. um 340, Sohn eines Kaufmanns und selbst Handel treibend, bis er, aus einem Schiffbruche, mit Verlust seiner Güter sich nach Athen rettend, sich der Beschäftigung mit den Wissenschaften zu widmen beschloß. Der Zufall führte ihn zuerst dem Cyniker Krates zu und so war der Cynismus lange sein Element, wovon sein Werk über den Staat Zeugniß gab; später jedoch suchte er im Unterrichte der Megariker Stilpo und Diodor, und der Akademiker Xenokrates und Polemo einen höhern, wissenschaftlichern Standpunkt zu gewinnen und durch diesen die rauhe Tugendlehre der Cyniker zu veredeln. Später erst, um 300, trat er selbst lehrend auf, in der Stoa zu Athen, woher die von ihm gestiftete Schule benannt ward, welche bald Ausbreitung und Ansehen, nicht in Griechenland allein, sondern auch auswärts, besonders bei den Römern, sich verschaffte. Z. selbst ward nicht nur in seinen Vorträgen gern gehört, sondern auch seines edlen Charakters wegen hochge-

Digitized by Google

achtet und durch öffentliche Ehrenbezeugungen vom ganzen Volke aufs Schmeichelhafteste ausgezeichnet. Sein Tod (um 264) soll ein freiwilliger gewesen sein, ganz den Grundsätzen seiner Lehre angemessen. Von seinen vielen Schriften, über die Natur des Menschen, das Leben nach der Natur, die Pflicht, das Gesetz, die Welt ꝛc. ist uns Nichts übrig; daher wir über das Eigenthümliche seiner Lehre, im Gegensatze zu der seiner Schüler, welche dieselbe vielfach modificirt zu haben scheinen, ziemlich im Ungewissen sind und nur die gesammte Richtung der von ihm ausgehenden Schule als das stoische System kennen (vergl. Stoa). Unter Z.'s Nachfolgern selbst waren zwei Männer desselben Namens, der eine, Z. von Sidon, ein unmittelbarer Schüler des Vorigen, der andere, bedeutender, Z. von Tarsus, um 212. — II. Z. Eleates, vielleicht der bedeutendste unter den Eleatikern (s. d. Art.), blühte um 460, wo er mit seinem Lehrer Parmenides nach Athen kam und daselbst auch dem damals noch jungen Sokrates bekannt wurde. Übrigens weiß man nur, freilich auch nach unsicheren Nachrichten, daß er im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes umkam. Er zuerst von den Eleatikern schrieb in Prosa, und, wie es scheint, in einer, der dialogischen sich wenigstens nähernden, zur vielseitigen Besprechung der Gegenstände geeigneten Form; deßhalb wohl und weil er auch die logischen Hülfsmittel des Disputirens, das kunstgerechte Schließen ꝛc. kannte und anwendete, gilt er für den Vater der Dialektik; er trieb sogar diese dermaßen auf die Spitze, daß man ihn theilweise für einen Sophisten gehalten hat und in Zweifel ist, ob er nicht sein eignes System, das eleatische, so gut wie das seiner Gegner durch die Macht des dialektischen Widerspruchs aufgehoben habe. Gewiß ist, daß seine Stellung eine durchaus polemische war und seine positiven Lehren sich nur auf die gemeine oder Scheinphysik beschränken, in der er ein Werden der Dinge aus dem Kalten und Warmen annahm. — Dagegen war sein Hauptbestreben, die Ansicht der Physiker von einer Vielheit der Dinge als ungereimt darzulegen, und damit im Zusammenhange Alles das zu läugnen, was auf diesen Charakter der Erscheinungswelt sich stützt. Er zuerst nämlich faßte den Widerspruch, der in jedem Dinge liegt, indem dasselbe sich nach einer Seite hin als endlich, abgeschlossen, nach der andern hin als unendlich, bloßes Werden darstellt, in seiner vollen Schärfe auf und vernichtete durch denselben die Vorstellung des Dinges selbst, als undenkbar. Wie im Allgemeinen, so brauchte er diesen Widerspruch auch gegen einzelne Vorstellungen, insbesondere gegen die vom Raume und von der Bewegung; seine Beweise dagegen, davon besonders die 4 gegen die Bewegung großes Aufsehen machten und vielfache Entgegnungen hervorriefen, beruhen alle auf dem einen dialektischen Grunde: die Stetigkeit der Bewegung wird unterbrochen und aufgehoben durch die Begrenztheit des Raums in jedem einzelnen Punkte und wenn wir einen Körper als bewegt betrachten, so müssen wir doch eben so sehr zugestehen, daß er in jedem Momente dieser Bewegung in einem Punkte sei, also gleichsam absetze, ruhe. Ob ihm bei dieser dialektischen Betrachtung auch das Sein und das Ein selbst verloren ging oder ob er sich dieß nicht eingestanden habe, ist schwer zu ermitteln; gewiß ist, daß eine strenge Consequenz des Denkens ihn darauf führen mußte, dem Einen das Sein, Abgeschlossensein, also die Totalität (Realität) zu nehmen, denn als seiend ist es begrenzt, hat also ein Anderes als seine Grenze sich gegenüber, wird somit aus einer Einheit sogleich eine Vielheit. — Diese Betrachtung der Dinge nach zwei Seiten, oder als eines Gegensatzes, die Dialektik, wie sie Z., freilich noch in rohster Gestalt, begründete, so widersinnig sie zum Theil in einzelnen Behauptungen desselben klingen mag, ist doch höchst bedeutsam und liegt aller philosophischen Forschung, bis auf die neueste Zeit, zu Grunde. Zunächst machte Plato von ihr einen tiefern Gebrauch, besonders in seinem Parmenides. (S. auch d. Artt. Skepsis, Xenophanes und Wi-

Digitized by Google

derspruch.) Über ihn handelt des Aristoteles Buch „De Xenoph., Zen. et Gorgia“ und „De inserabilibus lineis.“ 80.

Zeno (Apostolo), berühmter italienischer Literator und Dichter, ward den 11. Dec. 1668 zu Venedig geboren, studirte im dortigen Collegium Theologie und Philosophie und beschäftigte sich besonders mit Geschichte und Poesie. Als Schriftsteller trat er zuerst mit geistlichen Melodramen und Oratorien hervor, welche ungemeinen Beifall erhielten und ihn nicht allein die Gunst vieler hochgestellten Männer, sondern auch mehrmals den Ruf als Theaterdichter an verschiedene Höfe verschafften. Letztern schlug er aber beständig aus, gründete in Venedig die Akademie der Animosi, die aber wieder einging, gab eine Literaturzeitung unter dem Titel: „Giornale de' letterati d'Italia“ heraus, welche durch ganz Europa gelesen wurde, und erhielt 1712 die Verwaltung des alten Hospitals in Venedig, so daß er sorgenfrei leben konnte. Da er aber durch mehrere Recensionen sich den Haß der Jesuiten zugezogen hatte, mußte er mit manchen Schwierigkeiten kämpfen und nahm daher gern 1719 den Ruf als Historiograph und Hofpoet nach Wien an, wo er bis 1729 blieb, dann aber sich nach Venedig in den Ruhestand zurückzog und hier den 11. Nov. 1750 starb. — Als Dichter genoß Z. eines ausgezeichneten Rufs, den er auch, obgleich seine Melodramen dem Geschmacke unserer Zeit nicht mehr entsprechen, wenigstens dadurch verdient, daß er durch dieselben einen neuen kräftigen Geist in die italienische Oper brachte und als Reformator derselben erscheint, ein Ruhm, den ihm auch sein weit höher stehender Nachfolger, Metastasio (s. d. Art.), bereitwillig zuerkannt hat. Seine dramatischen Werke erschienen gesammelt zu Venedig 1735, 1744. 10 Bde. 8.; Turin 1795. 12 Bde. 12. — Höher steht er aber als Literator durch seine angeführte Literaturzeitung, seine „Dissertazioni istorico-critiche et letterarie intorno agli storici Italiani“ (Veneb. 1752. 2 Bde. 4) und die „Istorici delle cose Veneziane“ (Venedig 1718—1722. 10 Bde. 4.) und mehrere andere literarische Werke, welche noch jetzt ihm einen dauernden Ruhm sichern. 16.

Zenobia, eine durch Schönheit sowohl, wie durch ausnehmenden Verstand, männlichen Unternehmungsgeist und unerschütterliche Tapferkeit berühmte Orientalin, war die Gemahlin des Odenathus, eines reichen und vornehmen Palmyreners. Dieser durch den Übermuth des Perserkönigs Sapor gereizt empörte sich im Jahre 260 v. Chr. gegen denselben, schlug ihn glücklich über den Euphrat zurück und gründete das nach der Hauptstadt Palmyra genannte palmyrenische Reich. Weil Odenathus dadurch auch den mit Sapor im Kriege begriffenen Römern einen wesentlichen Dienst erwiesen hatte, so ernannte ihn der damalige Kaiser Gallienus zum Augustus und nahm ihn in der Person eines palmyrenischen Fürsten zum Mitregenten an. Als er nachmals von einem seiner Verwandten, Mäonius, man sagt auf Anstiften des Gallienus, den das Ansehen des Odenathus im Oriente geärgert habe, ermordet worden war, ergriff Z., die dem Mörder die Frucht seines Frevels nicht genießen lassen wollte, das Ruder des Staates im Namen ihrer noch unmündigen Söhne und führte es ihres großen Gemahls würdig. Denn nicht zufrieden mit den schon weit ausgedehnten Grenzen des Reichs fügte sie demselben auch noch Ägypten durch Eroberung hinzu, so daß sie von Libyen bis an den Euphrat und die Küsten des schwarzen Meeres gebot. Die Römer, welche sie nicht anerkannten, versuchten zwar sie zu stürzen, allein vergebens. Da aber auf Claudius der tapfere Aurelianus folgte, ward sie nicht nur im Felde geschlagen, sondern auch Palmyra genommen und sie selbst gefangen. Die Legionen, die erbittert darüber waren, daß sie so oft von ihr besiegt worden waren und daß sie auch jetzt noch ihnen den Sieg so erschwert hatte, forderten ungestüm vom Kaiser ihre Hinrichtung. Da verließ die mächtige Fürstin der Muth und auf das Geständniß, durch den Rath ihrer Umgebung habe sie die Belagerung so lange

Digitized by Google

hingehalten, schenkte ihr der mitleidige Kaiser das Leben und ließ unter anderen treuen Dienern derselben auch den Longinus, den Verfasser der Schrift: „Über das Erhabene", hinrichten. Die Z. aber führte er in großem Pompe in Rom vor seinem Triumphwagen her. Die so Niedergebeugte erhob er jedoch nachher wieder, indem er ihr eine ehrenvolle Behandlung zukommen ließ, ihr eine prächtige Villa zu Tibur schenkte und dafür sorgte, daß ihre Töchter an vornehme Römer verheirathet wurden. 6.

Zenodŏtos, einer der berühmtesten alten Grammatiker, stammte aus Ephesus, lebte um 290 v. Chr., war der Schüler des als Dichter und Grammatiker bekannten Philetas, unter Ptolemäus Lagi Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek und der erste, der in Alexandrien eine grammatische Schule gründete. Vorzügliches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er zuerst die homerischen Gesänge zu ordnen und den Text derselben zu berichtigen suchte. Leider sind auch noch jetzt seine in den Scholien angegebenen Lesarten noch lange nicht genug benutzt worden. Ist Z. aber schon als erster alexandrinischer Grammatiker für die Literaturgeschichte wichtig, so ist er es auch als vorzüglichster Gegner der Aristarch'schen Schule. 20.

Zentgerichte, s. Centgerichte.

Zentner, s. Centner.

Zentner (Georg Friedrich, Freiherr von), königlich baierischer Justizminister, ward am 17. Aug. 1752 zu Straßenheim in der Pfalz von bürgerlichen Eltern geboren, bei den Jesuiten in Manheim und auf der Universität Heidelberg gebildet, lebte dann einige Zeit in Metz, besuchte darauf die Universität Göttingen und assistirte darnach bei dem Reichskammergerichte in Wetzlar, bis er 1777 die Professur des Staatsrechts zu Heidelberg erhielt, welche er nach einer wissenschaftlichen Reise nach Göttingen und Wien 1779 antrat. Hierauf nahm er mit dem Titel eines geheimen Raths an der churpfälzischen Gesandtschaft zu Rastadt Theil und ward 1799 in gleicher Charge in das Ministerium nach München berufen. In dieser Stellung wendete er vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf das ihm untergebene Erziehungs- und Unterrichtswesen, welches durch ihn vielfache Verbesserung erhielt, ward 1808 Chef der Oberstudiensection, 1817 Staatsrath und Generaldirector des Ministerium des Innern, 1819 in Folge der von ihm 1818 ausgearbeiteten baierischen Constitution in den Freiherrnstand erhoben und mit einem Rittergute beschenkt, 1820 wirklicher Minister ohne Portefeuille und 1823 Justizminister, als welcher er 1827 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte und den Hubertus erhielt. Doch nöthigte ihn Alterschwäche 1832 seine Ämter niederzulegen und er starb den 21. Oct. 1835, hochgeachtet als ein um König und Volk gleich hoch verdienter Staatsmann. 16.

Zephyr, von den Römern Favonius genannt, nach der Ableitung der Wind, welcher der Natur neues Leben bringt. Er war ein sanfter, kühlender Abendwind, wie er nur unter dem griechischen Himmel wehte; jedoch in früheren Zeiten, so bei Homer, ist er auch zuweilen stürmisch und regenbringend; erst die späteren Dichter gaben ihm die Eigenschaften des Angenehmen und der Schnelligkeit. In der Mythologie war er ein Sohn des Äolus, nach Anderen des Asträus und der Aurora, und hatte eine der Horen zur Gemahlin. Zugleich mit dem Apollo liebte er den Hyacinth, ohne jedoch von diesem begünstigt zu werden. Aus Eifersucht darüber lenkte er einst, als jene beiden im Wurfspießwerfen sich vergnügten, den Diskus des Apollo in der Luft so, daß er an das Haupt des Jünglings fiel, welcher todt niedersank. Dieselbe Sage wird aber auch vom Boreas erzählt. Z. wird auch als Liebhaber der Chloris oder Flora erwähnt. Dargestellt wurde er als zarter Jüngling, mit einem Blumenkranze geziert und mit Flügeln versehen. Er war Vorsteher des Frühlings und unter seinem Schutze standen die Blumen und Feldfrüchte. 11.

Digitized by Google

Zephyrīnus, römische Päpste. — Z. I. war der Nachfolger Victor's I. (202), verbarg sich aber während der Christenverfolgung unter Severus und trat erst später sein Amt an, in welchem er die Montanisten verdammte, sich des verfolgten Origenes annahm und die Ordination der Geistlichen geregelt, so wie Bestimmungen über den Genuß des heiligen Abendmahls getroffen haben soll. In den pseudoisidorischen Decretalen werden ihm 2 Briefe zugeschrieben, die aber erweislich unächt sind. Er starb 217 oder 219 und ihm folgte Calixtus I. — Z. II., aus Rom gebürtig, bestieg den päpstlichen Stuhl 639, starb aber schon nach 2 Monaten. 37.

Zerdusicht, s. Zoroaster.

Zerenner heißen im Bergwesen diejenigen Personen, welche mit einem kleinen Schmelzfeuer altes Eisen zu Gute machen. 76.

Zergliederung, Zergliederungskunst, s. Analyse und Anatomie.

Zerlegung oder Zerfällung der Kräfte, s. Kraft.

Zernitz (Christian Friedrich), ein nicht talentloser deutscher didaktischer Dichter aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrh., am 11. Jan. 1717 zu Tangermünde in der Mark Brandenburg geboren, widmete sich, nachdem er in seiner Vaterstadt die nöthigen Vorstudien beendigt hatte, auf der Universität Leipzig der Jurisprudenz, ohne die Collegien über Philosophie, Mathematik und schöne Wissenschaften zu versäumen. Zum Gerichtshalter zu Kloster Neuendorf ernannt (1738) erfüllte er sein beschwerliches Amt mit so viel Umsicht und mit so angestrengtem Fleiße, daß seine Gesundheit dadurch unwiederherstellbar untergraben wurde. Er starb am 7. Oct. 1744 in der Blüthe seiner Jahre. Z. war einer der ersten, welche mit Haller zu wetteifern versuchten. Seine didaktischen Gedichte sind für jene Zeit gedankenreich; auch fehlt es seinem Style nicht an Würde und Leichtigkeit, aber Phantasie und poetische Begeisterung sind ihm fremde Dinge. Seine Schäfergedichte und seine kleineren lyrischen Versuche sind völlig unbedeutend. C. F. Zernitz, „Versuch in moralischen und Schäfergedichten, nebst dessen Gedanken von der Natur und Kunst in dieser Art von Poesie" (Hamb. und Leipz. 1748. 8.). 66.

Zesen (Philipp von), auch Cäsius genannt, ein vielgepriesener deutscher Dichter des XVII. Jahrh., am 8. Oct. 1619 zu Priorau bei Bitterfeld, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich auf den Universitäten Halle, Wittenberg und Leipzig der Philologie und den schönen Wissenschaften. Mit besonderer Vorliebe befaßte er sich aber mit dem Studium der deutschen Sprache. Er bekleidete nie ein öffentliches Amt, erhielt aber nebst dem Adel den Charakter eines kaiserlichen Pfalzgrafen und gekrönten Poeten. Er machte in seinen jüngeren Jahren viele Reisen durch Deutschland und Holland und ließ sich später zu Hamburg nieder, wo er am 13. Nov. 1689 starb. In dieser Stadt stiftete er 1643 die deutschgesinnte Genossenschaft oder den Rosenorden, in welchem er den Namen des Färtigen (Fertigen) führte; als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Wohlsetzende. Z. wurde schon oft genug seines pedantischen und läppischen Geschmacks und seines übertriebenen lächerlichen Purismus wegen gezüchtigt. Er beabsichtigte alle fremde, wenn auch längst nationalisirte Wörter aus der deutschen Sprache auszustoßen und neuerfundene an ihre Stelle zu setzen. So sagt er statt „Mantel" „Windfang", statt „Echo" „Thalmund", statt „Thür" „Hausloch", statt „Hut" „Kopfdeckel", statt „Flinte" „Schießprügel", statt „Fenster" „Tageleuchter ꝛc." Doch ist sein Purismus eher zu ertragen, als die noch geschmacklosere Sprachmengerei, die damals alle Schranken überstiegen hatte. Sein „Hochdeutscher Helikon" (Wittenb. 1640. 8. N. Aufl. 1656. 3 Thle. 8.) blieb die beste deutsche Metrik bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sein Talent zur Poesie war nicht ungewöhnlich groß; Vers- und Reimkunst ging ihm über Alles, Gedanken waren nur Nebensache, und so ist (mit Ausnahme weniger ge-

Digitized by Google

lungener Lieder) das Meiste, was er in Versen geschrieben hat, nichts mehr, als süßliches, witzelndes und nicht selten albernes Geschwätz mit ermüdendem Reimgeklingel. Von seinen sehr zahlreichen Werken nennen wir hier nur die „Frühlingslust" (Hamb. 1642. 8.); „Dichterischer Rosengebüsche Vorschmack" (Ebend. 1642. 8.); „Lustinne" (Ebend. 1645. 4.); „Dichterische Jugend- und Liebesflammen" (Ebend. 1653. 12.); „Dichterisches Rosen- und Lilienthal" (Ebend. 1672. 8.); „Reiselieder" (Ebend. 1677. 8.); „Priorau oder Lob des Vaterlandes" (Amsterd. 1680. 12.); die Romane „Die adriatische Rosemunde" (Amsterd. 1645. 8.); „Ibrahim's und Isabellen's Wundergeschichte" (Zweibr. 1665. 4 Thle. 12.); „Die afrikanische Sophonisbe" (Frankf. 1647. 3 Thle. 12.) und die kritischen Schriften „Hochdeutsche Sprachübung" (Hamb. 1643. 12.); „Rosenmohnd" (Ebend. 1651. 12.) und „Hochdeutsche helikonische Sichel" (Ebend. 1668. 8.). 67.

Zeter, Zetter, Zetergeschrei, ist ein heftiges Geschrei über zugefügte Gewalt; nach altdeutscher Sitte wurde aber bei Hegung des der Vollstreckung eines Todesurtheils vorausgehenden sogenannten Halsgerichtes von einem Gerichtsschöppen (wozu sich später ein Bürger geringern Standes gebrauchen ließ) über dem Kopfe des Verurtheilten ein Stab zerbrochen mit dem Ausrufe: „Z. über dir", zum Zeichen, daß sein Leben gebrochen und er der rächenden Gewalt der Justiz unbedingt verfallen sei. Der Ausrufer wurde Zeterschreier genannt. 17.

Zethus war der Bruder und beständige Begleiter des Amphion (s. d. Art.), mit dem er auch vor Theben fiel. (S. auch Antiope.) 23.

Zettelbank, Zeddelbank, s. Bank.

Zeuge, lat. testis; franz. temoin; engl. deponent, witness, ist eine Person, deren glaubhafte Aussage (Zeugniß) man zur Bestätigung der Wahrheit einer Thatsache bedarf. Nur ein Bestehendes, von dessen Wirklichkeit, oder ein Geschehenes, von dessen Richtigkeit sich der Z. durch eigene sinnliche Wahrnehmungen überzeugt hat, können den Gegenstand einer Zeugenaussage abgeben. Es wird sich also die letztere nur auf Vorstellungen zu beschränken haben, welche der Z. von wirklichen Gegenständen von Außen her erhalten, nicht aber sich auf Begriffe, Folgerungen oder Urtheile ausdehnen dürfen, die er sich gebildet hat. Hierdurch unterscheidet sich die Zeugenaussage vom pflichtmäßigen Urtheile oder von dem Ausspruche des Sachverständigen oder Geschworenen. Vom Zeugen will man die Wahrheit einer außerdem unbekannten oder zweifelhaften Thatsache erhalten. Um daher nicht irrige Vorstellungen oder wohl gar wissentliche Irrthümer zuzulassen, so verlangt man vom Zeugen: 1) daß derselbe vollkommene Verstandesfähigkeiten besitze, um die Vorstellung von der Sache, worüber man seine wahrhafte Aussage erwartet, richtig aufgefaßt zu haben; Kinder, Unmündige oder sonst Verstandesschwache sind daher zum Zeugnisse unzulässig. 2) Soll der Z. in Ansehung seiner Person als ein solcher anerkannt sein, in dessen Redlichkeit und Wahrhaftigkeit man Vertrauen setzen kann; wer der falschen Aussage (Meineides), der Fälschung oder sonst eines entehrenden Factum (eigentlichen Verbrechens) überwiesen ist, der ist zu einer gewissenhaften Aussage nicht geeignet, daher als Z. verwerflich. 3) Auch der kann nicht gültiger Z. sein, welcher in Ansehung seiner persönlichen Verhältnisse nicht frei dasteht; besonders gelten alle Beschränkungen der Willensfreiheit auch hier, welche die Contracte ungültig machen. 4) Keiner kann in seiner eignen Angelegenheit ein gültiges Zeugniß ablegen; es würde ein solches der allgemeinen Regel, daß Niemand sich selbst Rechte ertheilen oder den bereits vorhandenen Rechtstitel verändern dürfe (nemo ipse sibi causam dare aut titulum mutare potest), zuwider sein; man würde aber auch einen solchen wegen der besondern Vorliebe, mit welcher Jedermann für das Seinige pflegt einge-

Digitized by Google

nommen zu sein, nicht für parteilos halten dürfen. 5) Soll der Z. auch in Ansehung der bei seiner Aussage interessirten Personen völlig unbefangen und frei dastehen; er soll weder für den Einen und dessen Sache mit Vorliebe eingenommen, noch gegen den Andern mit Abneigung erfüllt sein; Alles, was die Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Zeugen stört, das macht ihn mehr oder minder verdächtig. Man unterscheidet bei den Zeugen: a) die verwerflichen und nicht verwerflichen (testes removendi vel non); b) die zulässigen oder unzulässigen (habiles vel inhabiles); c) und endlich die glaubhaften oder verdächtigen (suspecti). Letztere sind zwar abzuhören; ihre Aussage ist jedoch nicht vollgültig, sondern nur in Verbindung mit anderen Beweismitteln von Bedeutung, z. B. nahe Anverwandte von dem Einen oder dem Andern der Betheiligten sind nur in Familienangelegenheiten glaubhaft. Um dem Zeugnisse volle Beweiskraft zu geben, ist der Z. zu vereiden (daher testes jurati et non jurati), welches schon bei den ältesten Nationen vorkommt. In Sachsen läßt man den Zeugen in der Civilsache vor der Abhörung, in der Polizei- und Criminalsache aber nach der Aussage schwören. In Angelegenheiten jedoch, wo es blos auf Erweckung der wahrscheinlichen Vermuthung einer Thatsache (praesumtio hominis seu facti) ankommt, braucht der Z. nicht vereidet zu werden. Dieß geschieht z. B. bei den in Wechselprotesten enthaltenen Versicherungen, daß Jemand sein Recht gesucht, aber nicht erlangt, daher sich solches vorbehalten habe; ferner in administrativen Verhältnissen, wenn die Aussage zweier unbescholtener Bürger vor Obrigkeit verlangt worden ist, um ein Attestat darnach auszustellen; dann bei Notariatsinstrumenten überhaupt, welche zwar nicht vollständig beweisen, aber doch von dem, wider welchen sie vorgelegt werden, nicht abgeschworen werden können, sondern ihn zur Übernahme des Gegenbeweises nöthigen u. a. m. In den ältesten Zeiten hielt man in Deutschland sehr viel auf unvereidete Zeugen, sobald nur wider ihre Person nichts einzuwenden war. Besonders bediente man sich derselben zur Mitunterschrift von schriftlich abgefaßten Verträgen, die man dann „Handvesten" nannte. So gibt das allgemeine S. L. R. L. I. art. 6. zur Bestätigung von Erbschaftspassiven deren 72 (Mannen) an, welche alle schöffenbar frei oder sonst ehrlich geborene Leute sein sollen. Die Bestimmung über die größere oder geringere Verdachtlosigkeit eines Zeugen hat sich von jeher zugleich mit nach der Sitte und der Denkungsart des Zeitalters gerichtet, so daß man in dem einen Zeitalter einen Zeugen (wie in den ältesten Zeiten bis ins Mittelalter die Advocaten, s. d. Art.) für verdächtig erklärt hat, auf welchen man in der andern Zeitperiode vielleicht sogar ein besonderes Zutrauen würde gesetzt haben. Die älteren Gesetze stellen merkwürdige Beispiele von solchen Personen und ganzen Ständen auf, welche als Zeugen unzulässig oder verdächtig waren, z. B. Arme, die, wenn sie falsch geschworen hatten, die Strafe zu bezahlen nicht im Stande (L. Bajuvar. XVI. 1. 2. Longob. II. 51. §. 13, das hamburger Recht sagt [P. I. 28. 8] „es mag Niemand höher zeugen, als sein Erb oder Zins werth ist und als sein Gebewte über den Erbzins sich an dem Werth erstreckt"); Giftmischer und gar zu Abergläubische können gar nicht zeugen (L. Wisigoth. L. XII. 4. 1); eben so Juden wider Christen (Frankf. Reformat. P. I. t. 33. 11), welche jedoch aber im Nothfalle abzuhören sind (Pufendorf T. I. obs. 109); desgleichen Ketzer (Capitular. V. 183); endlich Knechte wider Freie, Geistliche wider Weltliche (L. Longob. L. II. t. 50 und 51. §. 12). 10.

Zeughaus, s. Arsenal.

Zeugma, eigentlich Zusammenjochung oder Verbindung, ist in der Rhetorik eine Figur, durch welche zwei Subjecte mit einem Prädicate so verbunden werden, daß das letztere nur zu dem einen von beiden grammatisch paßt, zu dem zweiten aber ein anderes mit jenem verwandtes Prädicat supplirt werden muß.

Digitized by Google

z. B. sie genießen das höchste Gut, welches sie Vergnügen nennen, aber zuweilen auch den Schmerz; wo genießen nur zu Gut paßt, aus diesem Prädicate aber empfinden, zu Schmerz gehörig, hergeleitet werden kann. Oder: in seiner Grausamkeit sah er lachend ihre Thränen fließen und ihren Jammer durch die Lüfte ertönen; eigentlich: hörte er ertönen. 11.

Zeugung, s. Befruchtung.

Zeune (Johann August), Director der Blindenanstalt zu Berlin, Sohn des bekannten Philologen, wurde den 12. Mai 1778 zu Wittenberg geboren, studirte und habilitirte sich daselbst (1802) im Fache der Geographie, ward aber schon 1803 als Lehrer der Geographie an das graue Kloster nach Berlin gerufen, errichtete hier 1806 auf eigne Kosten eine Blindenanstalt, die er in der für Preußen so unglücklichen Periode mit vieler Aufopferung zu erhalten wußte, bis sie später Staatsanstalt wurde, deren Direction er übernahm, bemühte sich jedoch vergebens von der afrikanischen Gesellschaft in London zu der Expedition ins innere Afrika gebraucht zu werden und ward dafür 1810 Professor der Geographie an der neuerrichteten Universität zu Berlin, beschäftigte sich aber auch vorzüglich mit dem Studium des Altdeutschen und wirkte 1813 sowohl bei seinen Vorlesungen über das Nibelungenlied, als durch besondere patriotische Schriften viel zur Begeisterung der deutschen Jugend zur Befreiung des Vaterlandes. Er war 1814 einer der vorzüglichsten Gründer der deutschen Gesellschaft in Berlin, bereiste 1820 und 1824 die Niederlande, Frankreich, Großbritannien und die Schweitz, um die dasigen Blinden- und Taubstummenanstalten kennen zu lernen, und stiftete 1828 die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. In allen den Fächern, welchen er sich gewidmet hat, besitzen wir treffliche Schriften von ihm. So begründete er in seiner „Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung" (Berlin 1808. 3. Aufl. 1830) zuerst die wissenschaftliche Form der Geographie, welche später Ritter weiter ausführte; erwarb sich durch seine Schrift „Über Basaltpolarität" (Berlin 1809) einen nicht unbedeutenden Namen als Geolog, so wie durch die Herausgabe (Berlin 1815) und die Übersetzung von „Der Nibelungen Not und Klage" (Berlin 1831. 2. Aufl. 1836) als deutscher Sprachforscher, und trug durch seine Schriften über Blinde und Blindenanstalten, besonders durch: „Belisar, über den Unterricht der Blinden" (Berlin 1808 u. ö.), so wie durch Erfindung der Reliefgloben zum Behufe des Studium der Erdkunde für dieselben viel zur zweckmäßigen Bildung dieser Unglücklichen bei. 16.

Zeus, s. Jupiter.

Zeuxis, berühmter Maler aus Heraklea in Großgriechenland, blühte um das Jahr 400 v. Chr. Er war es besonders, der es zuerst versuchte, nach dem Vorgange der Bildhauerei größere Compositionen zu wagen, in denen die Figuren durch Illumination und gegenseitige Beziehung mit einander verbunden dargestellt wurden. Solche Gemälde waren z. B. eine Götterversammlung, der junge Hercules im Kampfe mit der von der Juno zu seiner Wiege gesendeten Schlange begriffen, welchem Amphitruo, Alkmene und eine Wärterin mit Verwunderung und Bestürzung zusahen; die von Lucian näher beschriebene Centaurenfamilie, welches Gemälde von Sulla unter der Beute nach Italien geschickt beim Untergange des Schiffes verloren ging. Die Hauptwerke des Z. waren aber doch Gemälde mit einzelnen Figuren, die Gegenstände meist Ideale, wie ein Pan, den der macedonische König unter mehreren anderen zeuxidischen Gemälden kaufte; eine Penelope, von welcher gerühmt wird, daß in ihr das Sittige selbst dargestellt gewesen sei; eine Helena, welche die Agrigentiner (nach Anderen die Krotoniaten) malen ließen und ihm dazu die fünf schönsten Jungfrauen zu seiner Disposition stellten, durch deren Anschauen er sich zur Schöpfung seines Ideals begeistern sollte. Dieses Bild ward später nebst desselben Künstlers gebundenem Marsyas nach Rom gebracht und daselbst in der phi-

Digitized by

lippischen Porticus aufgestellt. Für sein Hauptwerk scheint er selbst die Alkmene gehalten zu haben; denn er schenkte sie den Agrigentinern, weil es so werthvoll sei, daß es mit Geld nicht bezahlt werden könnte. Das Charakteristische in der Malerei des Z. scheint darin bestanden zu haben, daß er bei großer Sorgfalt auf die Umrisse weniger gefällige und zarte, worin Parrhasius Meister war, als vielmehr große und edle Figuren im erhabenen Style darstellte und diesen ein einfaches, ernsthaftes Colorit (er malte noch mit 4 Farben) gab. Wenn er auch nicht der Erfinder des Gesetzes des Lichtes und Schattens ist, wie Quintilianus sagt, er hat die den Apollodorus zukommende Erfindung gewiß benutzt und sie auf die höhere Stufe der Vollkommenheit gebracht. Zu diesem Zwecke malte er gewiß auch seine Monochromen. Die zu Ambracia in Epirus von Z. aufbewahrten Thonfiguren gehören vielleicht einem gleichnamigen Plastiker an. Daß Z. nicht frei von Eitelkeit war, ist aus dem Verschenken der Alkmene geschlossen worden, richtiger geht sie wohl daraus hervor, daß er bei den olympischen Spielen mit einem Purpurmantel angethan, auf welchem sein Name gestickt war, erschien. Auch soll er seine Gemälde, ehe er sie verkauft hat, um Geld haben sehen lassen. Merkwürdig ist noch die Anekdote, welche von ihm und seinem Nebenbuhler Parrhasius erzählt wird; Z. hatte nämlich einen Korb mit Trauben gemalt und zwar so täuschend, daß Vögel darauf flogen, um sie anzubeißen. Parrhasius malte über diese Tafel einen Schleier, der so natürlich war, daß Z. hinging und ihn wegnehmen wollte. 6.

Zibeth, lat. zibethum; franz. civette; engl. cibet, ist eine fettige, honigdicke, eigentlich weiße, später gelb und braun werdende Flüssigkeit, welche sich in zwei Drüsen am After der Zibethkatze (viverra zibetha), eines dem Marder ähnlichen, in Afrika und Asien lebenden Raubthieres, absondert, in großer Quantität einen moschusähnlichen, bei starker Verdünnung aber lieblichen Geruch hat und sonst sehr häufig zu Parfümerien, jetzt aber höchstens noch in der Medicin als krampfstillendes Mittel benutzt wird. 30.

Zichorie, s. Cichorie.

Ziegel, Ziegelsteine, lat. latera; franz. briques; engl. bricks, nennt man die in den Ziegelhütten oder Ziegelbrennereien aus einem Gemenge von kalkfreiem Thon und Sand verfertigten Mauer-, Pflaster- und Dachsteine. Die Mauerziegel sind gewöhnlich länglich viereckig, mit geradlinigen Seiten; die Brunnen- oder Kesselziegel meist an einer schmalen Seite mehr oder weniger hohl oder bogenförmig ausgebogen; Wölbziegel, keilförmige Mauerziegel dienen zu Bögen und Gewölben; Pflasterziegel oder Fliesen zum Pflastern der Fußböden in Küchen, Vorsälen ꝛc. und sind meist viereckig, zuweilen auch drei-, fünf- und sechseckig; die Dachziegel sind entweder hohl oder platt. Jene dienen unter dem Namen Hohlziegel, Forstziegel, Rückenziegel zur Bedeckung des Dachrückens und der Dachecken. Ihnen ähnlich sind die zu Bedeckungen von Mauern gebrauchten Deckziegel, so wie die Rinnziegel, welche an einander gefügt eine Wasserrinne bilden. Die Paß- oder Schlußziegel haben die Gestalt eines liegenden lateinischen S. Bei ihnen paßt genau Haken in Haken. Bei Weitem üblicher sind jetzt die platten Ziegel, welche nach ihrer Gestalt Biberschwänze, Zungen, Ochsenmäuler ꝛc. heißen. Lehmziegel, ägyptische Ziegel, Luftziegel sind solche, die nicht gebrannt, sondern blos an der Luft getrocknet sind. Derjenige Thon, welcher zur Verfertigung von Ziegeln am Brauchbarsten ist, darf zuvörderst durch eine darauf gegossene Säure kein Aufbrausen bewirken; denn dieses wäre ein Zeugniß von ziemlich vielem Kalk, was ein bedeutendes Hinderniß bei der Ziegelfabrikation ist. Am Brauchbarsten ist zäher, fetter und langer Thon, welcher sich leicht zu jeder beliebigen Form kneten läßt, beim Austrocknen nicht zu stark schwindet und sich im Feuer steinhart und röthlich oder gelb brennt. Man bringt ihn in ausgemauerte oder mit Bohlen ausgeschälte,

Digitized by Google

sogenannte Sümpfe, worin er mit Wasser angefeuchtet, hernach geknetet, zu einem geschmeidigen Teige bereitet, geformt, getrocknet und endlich im Ofen gebrannt wird. Gute Z. müssen im Bruche gleichförmig erscheinen, beim Anschlagen hell klingen, beim Zerschlagen sich nicht bröckeln oder in zu viele Stücke zerfallen, im Wasser nicht zu viel einsaugen, noch weniger aber erweichen, und dürfen auch im Winter nicht zerfallen. 26.

Ziegler (Friedrich Wilhelm), geschätzter Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. 1758 zu Braunschweig, ging frühzeitig nach Wien, wurde da Schauspieler und zeichnete sich bald so aus, daß ihn Joseph II. auf die vorzüglichsten deutschen Theater sendete, um sich weiter auszubilden, worauf er bis 1821 Mitglied des Hoftheaters daselbst war und seit dieser Zeit pensionnirt den 21. Sept. 1827 starb. — Z. war ein fruchtbarer Lustspieldichter, dessen Stücke sich durch bühnengerechte Entwickelung, rasche Handlung und geistreiche Erfindung lange Zeit einen großen Beifall erwarben; seine ästhetischen und dramaturgischen Schriften dagegen sind von keinem Werthe mehr. 16.

Ziegler und Klipphausen (Heinrich Anshelm von), ein zu seiner Zeit berühmter Romandichter, am 6. Jan. 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz geboren, widmete sich, nachdem er seine Vorbereitungsstudien auf dem Gymnasium zu Görlitz beendigt hatte, auf der Universität Frankfurt an der Oder der Jurisprudenz und verwaltete darauf, ohne um ein öffentliches Amt anzusuchen, die von seinem Vater ererbten Güter. Durch vieles Sitzen hatte er schon in der Jugend seine Gesundheit so sehr untergraben, daß er später der Hypochondrie ganz anheimfiel. Er starb am 8. Sept. 1690 zu Liebertwolkwitz bei Leipzig. Z. bildete sich hauptsächlich nach dem schwülstigen Hoffmannswaldau, zeigt aber in seinen Werken eine weit reichere Phantasie als sein Vorbild. Sein Roman: „Die asiatische Banise" (Leipz. 1688. 8. Neue Aufl. Königsb. 1766. 2 Thle. 8.), welcher zu den beliebtesten des XVII. Jahrh. gehörte, zeigt in der Erfindung viel richtigen Tact und hat einige Scenen voll ungewöhnlicher Wärme. Unerträglich ist aber der phantastische, geschmacklose Styl, der jedoch noch monströser in der „Heldenliebe der heiligen Schrift" (Leipz. 1691. 8. Neue Aufl. Ebend. 1734—1737. 2 Bde. 8.), einer Art biblischer Heroiden, hervortritt. Z. suchte seinen verdorbenen Geschmack durch seinen „Historischen Schauplatz der Zeit" (Leipz. 1686. Fol.) auch in die historische Literatur einzuschwärzen. 66.

Zierpflanzen heißen alle diejenigen Gewächse, welche, ohne irgend einen andern Nutzen zu gewähren, nur durch ihre Blumen oder Blätter oder auch schön aussehenden, aber sonst unnützen Früchte sich dem Auge wohlgefällig machen und daher in Gärten oder Näpfen von Liebhabern gezogen werden. Im weitesten Sinne gehören alle Gartenblumen hierher. 30.

Ziethen (Hans Joachim von), königlich preußischer General der Cavallerie, Ritter des schwarzen Adlerordens, ward 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin geboren. Als er das 15. Lebensjahr erreicht hatte, trat er als Freicorporal in das Infanterieregiment von Schwendy, da er aber wiederholentlich im Avancement zum Lieutenant übergangen worden war, so nahm er als erster Fähndrich bald wieder seinen Abschied. Nun hielt er sich wieder einige Jahre im elterlichen Hause auf, bis er 1726 im Dragonerregimente von Wuthenow als Premierlieutenant angestellt wurde. In Folge von Streitigkeiten, in die er hier mit einem Officier verwickelt wurde, erhielt er einen einjährigen Festungsarrest, dem später sogar Cassation folgte. Der Verwendung mehrerer Generale gelang es jedoch, daß er 1730 in das zu Berlin neu errichtete Husarenregiment wieder eingestellt wurde. Im Jahre 1731 avancirte Z. zum Rittmeister und machte unter dem Befehle des östreichischen, damals berühmten Parteigängers, Generals Barouay, 1735 den ersten Feldzug gegen Frankreich mit. Auf die besondere Em-

Digitized by Google

pfehlung dieſes Generals wurde er 1736 zum Major ernannt. Im Laufe des erſten ſchleſiſchen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Oberſtlieutenant, und als er wenige Tage darauf in der Affaire bei Rothſchloß ſich beſonders hervorthat und ſeinen frühern Lehrer, den General Barouay, welcher des Schülers Würdigkeit in einem Schreiben anerkannte, beinahe gefangen genommen hätte, ſo verfügte der König ſeine Beförderung zum Oberſten und Chef des nunmehr formirten Huſarenregiments und decorirte ihn mit dem Orden pour le mérite. Hierbei verdient es noch bemerkt zu werden, daß er während des Feldzuges 1742 mit der Avantgarde eines von Olmütz ausgeſandten Corps von 15000 Mann bis Stockerau unfern Wien vorgedrungen war, bis wohin nie wieder ein preußiſcher Feldherr als Feind gekommen iſt. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege war Z. ebenfalls des Königs treuer Gefährte, wurde zum Generalmajor befördert und führte während deſſelben den berühmten Meiſterſtreich bei Jägerndorf aus. Der König Friedrich der Große ſtand nämlich (1745) mit einer Heerabtheilung bei Frankenſtein und wurde durch 20000 Mann Öſtreicher vom Markgrafen Karl, welcher in Jägerndorf cantonirte, ſo getrennt, daß jede Communication unterbrochen ward. Da aber der König durchaus des Beiſtandes dieſes Corps bei der vorhabenden Unternehmung bedurfte, ſo erhielt der unternehmende Z. den Auftrag, ſich mit ſeinem Regimente durchzuſchlagen, um dem Markgrafen Karl die nöthigen Befehle zu überbringen. Damit aber ſelbſt im ſchlimmſten Falle, wo nur ein einziger Huſar davon kommen möchte, die Ordre doch an die Behörde gelange, ſo befahl der König, daß jedem Einzelnen dieſelbe mitgetheilt werde. Z. zog es indeß vor, ſich zuvor einer Kriegsliſt zu bedienen und erſt dann, wenn ihm dieſe mißlingen würde, die Gewalt der Waffen zu gebrauchen. Hierbei kamen ihm die eben erhaltenen neuen blauen Pelze ſehr zu Statten, welche einige Ähnlichkeit mit denen hatten, die ein kaiſerliches Regiment trug. Mehrere ehemals im öſtreichiſchen Heere gediente Soldaten, Ungarn u. a., ließ er an die Tête des Regiments marſchiren und gab ihnen den Befehl, ſich in ihrer Landesſprache zu unterhalten, allen Übrigen aber gebot er das ſtrengſte Stillſchweigen während des Marſches. So geordnet paßte er die Gelegenheit ab, wo er ſich an einen feindlichen Trupp, der von Neuſtadt abzog, anſchließen konnte, und zog nun am hellen Tage mitten durch das feindliche Lager. Als er faſt das Ende deſſelben erreicht hatte, ſchöpften die Öſtreicher erſt Verdacht, die nun gleich zu den Waffen griffen. Aber nun ſchlug ſich Z. durch, erlitt dabei nur ſehr geringen Verluſt und kam ſogar mit einigen öſtreichiſchen Officieren, die er in ihrem eigenen Lager gefangen genommen hatte, glücklich in Jägerndorf an. In der Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni) war er beſonders beim Verfolgen des fliehenden Feindes thätig und zeichnete ſich vorzüglich in der Schlacht bei katholiſch Hennersdorf (23. Nov.) durch ſeinen Muth aus. Hier wurde Z. verwundet und mußte den Kriegsſchauplatz verlaſſen, den er in dieſem Feldzuge, da bald der Friede abgeſchloſſen wurde, nicht wieder betrat. Die Zeit der Ruhe, welche bis zum Ausbruche des 7jährigen Krieges eintrat, brachte unſerm Helden nicht die Annehmlichkeiten, welche er ſo ſehr verdiente. Er verlor ſeine Gattin und ſeinen einzigen Sohn durch den Tod und außerdem war es ſeinen Neidern und Feinden gelungen, ihm die Ungnade Friedrich's zuzuziehen, die ſich vielfach und höchſt unangenehm äußerte und erſt 1755 bei einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige auf eine Art beſeitigt wurde, die dieſem Fürſten zur hohen Ehre gereicht. Den Hauptſchauplatz ſeiner kriegeriſchen Thaten eröffnete ihm der 7jährige Krieg. In demſelben erlangte er die Stelle eines Generals der Reiterei und erwarb er ſich den ſchwarzen Adlerorden. Im Gefechte bei Reichenberg (April 1757) und in der Schlacht bei Prag, zu deren Gewinne er nicht wenig beitrug, erntete er das größte Lob ſeines großen Königs. Nach dem Siege vertrieb er den General Nadaſti und nahm mehrere öſtreichiſche Magazine. In der berühmten Schlacht bei Leuthen (am

Digitized by Google

5. Dec. 1757) (s. d. Art.) commandirte er die ganze Cavallerie des rechten Flügels und trug vorzugsweise zum Siege bei. Überhaupt hatte Z. das Glück, in den meisten Unternehmungen den Feind zu werfen; daher zog Jedermann gern mit ihm aus, weil man wußte, daß ihm selten etwas fehlschlug. Seine glänzendste Waffenthat während dieses ganzen Krieges bestand in dem glücklichen Angriffe, den er in der Schlacht von Torgau (3. Nov. 1760) auf die Höhen von Siptitz, welche die Östreicher, ihres Sieges schon gewiß, zu früh verlassen hatten, unternahm, und dadurch das Glück des Tages seinem Könige, welcher schon auf dem Rückzuge war, zuwendete. Mit Ruhm gekrönt kam der Held nach 7 blutigen Feldzügen nach Berlin zurück und ruhte in dem Schatten der von ihm errungenen Lorbeern. Im Jahre 1763 verheirathete er sich in seinem 65. Jahre nochmals und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe hob und in der Wiege schon zum Cornet ernannte. Von nun an war es neben seinem Dienste seine angelegentlichste Sorge, die Bewohner seiner Güter zu beglücken, und er genoß auch wirklich die Freude, sie im blühendsten Wohlstande zurückzulassen. Friedrich vergaß nicht, was er seinem treuen Waffengefährten zu danken hatte; oft besuchte er ihn in seiner Wohnung, unterhielt sich traulich mit ihm und gab ihm bei jeder Gelegenheit die ausgezeichnetsten Beweise seiner Achtung, wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt und zum Theil durch den Grabstichel verewigt sind. Unermüdlich, wie er war, suchte der 80jährige Greis noch um die Vergünstigung nach, den baierschen Erbfolgekrieg mitmachen zu dürfen, allein der König lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwache Gesundheit gnädig ab. So durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis am 26. Jan. 1786 ein sanfter schneller Tod in Berlin sein ruhmvolles Leben ohne Krankheit endete. Seine auf Überzeugung gegründete Religiosität hatte die liebenswürdigsten Tugenden und Eigenschaften im Gefolge, die sein Andenken verewigen und ihn selbst heiter und froh bis an den Abend seiner Tage erhielten. Er war Menschenfreund im Kriege und auf feindlichem Boden Vater und Beschützer seiner Untergebenen, Wohlthäter seiner Diener und Unterthanen. Er liebte die Pracht nicht und lebte stets sehr einfach. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen; bekannter ist die von Schadow gearbeitete Bildsäule des Helden, die Friedrich Wilhelm II. 1794 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufstellen ließ. Sein Leben hat Louise Joh. Leop. von Blumenhagen beschrieben (Berlin 1800). 61.

Ziffern, lat. cifrae; fr. characteres numéraux, chiffres; engl. figures, sind besondere Schriftzeichen für die Zahlen, welche in jedem Zahlensysteme kleiner als die Grundzahl des Systemes sind, die Null mit eingeschlossen, wobei es auf die Methoden ankommt, nach welchen mit einigen wenigen einfachen Zahlzeichen alle Zahlen bezeichnet werden. Die in Europa gebräuchlichen Schriftzeichen sind: **0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9**, von denen die erste die unbedeutliche und die folgenden die bedeutlichen Z. heißen. Man nennt sie auch arabische, weil wir sie von den Arabern erhalten haben, die sich ihrer schon in den ältesten Zeiten bedienten. Die Römer bedienten sich folgender Zahlzeichen:

(I) (5) (10) (50) (100) (500) (1000)
I, V, X, L, C, IↃ oder D, CIↃ oder M.

Die Griechen und andere Völker der Buchstaben des Alphabetes, indem die ersten 10 Buchstaben die 10 einfachen Z., die folgenden 10 die Zehner, die übrigen die Hunderte und ein Strich über den einzelnen Buchstaben die Tausende anzeigten. 40.

Zigeuner, die in Europa und Asien ohne feste Wohnsitze umherziehenden Banden, sind höchst wahrscheinlich Überbleibsel eines besondern Volkes, dessen Ursprung noch nicht ganz erwiesen ist; denn hat man auch ihren Namen aus dem deutschen Zieh-Gauner herleiten wollen, so steht dem doch entgegen, daß derselbe

Digitized by Google

bei anderen Völkern in der Form Zigani, Zingani, Zingari, Gitani ꝛc. sich vorfindet, eine Anzahl Z. unter dem Namen Tschinganen in Syrien lebt und selbst in Indien noch ein Volk der Tschinganen gefunden wird. Sie sind erst seit dem Anfange des XV. Jahrh. in Europa bekannt, indem sie in einzelnen Haufen 1416 in der Moldau erschienen und bei der Behauptung, daß sie aus Ägypten vertriebene Christen wären und aus Palästina kämen, unter dem Namen Ägyptier vom Kaiser Sigismund einen Geleitsbrief zu ihrer Wanderung durch Deutschland erhielten, worauf sie sich über ganz Europa verbreiteten und überall die sonderbarsten Meinungen erregten. So hielten sie die Franzosen für vertriebene Hussiten und nannten sie Bohémiens, die Holländer Heiden, die Böhmen und Schweden Tataren, die Spanier Gitanos (Schlaue). Der erste Zug der Z., welcher nach Deutschland kam, soll über 14000 Köpfe stark gewesen sein und stand unter einem Anführer, den die Zeitgenossen Herzog in Klein-Ägypten nennen, und auch später zogen sie, wenn auch in kleineren Haufen, immer unter der Anführung eines Hauptmanns umher. Doch machten sie sich in den einzelnen Ländern bald lästig, indem sie ebensowohl den Verdacht der Irreligiösität auf sich luden, als durch ihre Betrügereien und Räubereien sich gefährlich machten, keine festen Wohnsitze nehmen wollten und allerhand schlechtes Gesindel willig bei sich aufnahmen. Aber alle strengen Maßregeln der einzelnen Regierungen blieben fruchtlos, indem sie jederzeit in ein anderes Land zogen, wo sich dieselben weniger fanden, und nach einiger Zeit wiederkamen. So haben sie sich nach und nach über ganz Europa verbreitet und ihre Zahl wird hier auf 700000 angegeben; doch mag die Angabe von 270000 wohl die richtigste sein, von denen in der Moldau und Walachei ungefähr 80000, in der Türkei 50000, in Ungarn und Siebenbürgen 35000, im übrigen Östreich 30000, in Rußland und Polen 40000, in Großbritannien 12000, in Italien 10000, in Belgien 3000, in Spanien 3000, in Deutschland 4000 und geringe Anzahlen in den übrigen Ländern sich finden sollen. In viel größerer Anzahl ziehen sie in den asiatischen Ländern umher. In der neuern Zeit hat man zweckmäßigere Versuche zu ihrer Civilisirung gemacht. So befahl Maria Theresia 1765, daß sie sich feste Wohnsitze wählen, bestimmte Gewerbe betreiben und ihre Kinder in die Schulen schicken sollten, und schärfte diesen Befehl 1773 wieder ein; doch fruchteten erst die milderen Maßregeln Joseph's II. seit 1782 in Etwas, während alle Versuche in anderen Ländern vergeblich waren und erst in der neusten Zeit in Preußen und durch die Gesellschaft zur Civilisirung der Z. in der englischen Grafschaft Southampton einige Resultate geliefert haben. — Was nun ihren wahren Ursprung betrifft, so ist wohl die Annahme die sicherste, welche auf die Sprache gestützt die Z. aus Indien stammen und von da durch den Einfall der Mogolen unter Timur (s. d. Art.) vertrieben (1398) in mehreren Colonnen über Asien, Afrika und Europa verbreiten läßt. Auch ihr Äußeres und der Name Sinte, welchen sie sich selbst beilegen, deutet ganz auf indischen Stamm hin. Ob sie aber ein besonderes Volk oder eine einzelne Kaste waren und wo ihre eigentliche Heimath, ist bis jetzt noch nicht ganz ermittelt. Am Wahrscheinlichsten hält man sie für einen der wilden Völkerstämme, welche noch jetzt am Indus in den Gebirgen hausen; denn die Tschinganen am Indus sind afghanischen, mithin nicht verwandten Stammes; als indische Kaste haben die Z. zu wenig Religion und bei den Parias hätte man keinen Grund der Auswanderung finden können; aber daß sie die Sigynnen der Alten nicht sind, wie Hasse („Die Zigeuner im Herodot", Königsb. 1803. 8.) behauptet, haben die neuesten Untersuchungen bewiesen. Noch jetzt nomadisiren in Indien einige Völkerschaften, wie die Tschengaren und die Nuts oder Basigurs, deren Lebensart der der Z. sehr ähnlich ist. — Diese selbst sind meist von schlanker Gestalt, mittler Größe, braungelber Hautfarbe, schwarzen Haaren und Augen; die Frauen weißer und die Mädchen oft sehr reizend gestaltet; die Männer meist von

Digitized by Google

finsterm, abschreckendem Äußern. Körperlich sind sie sehr gewandt, aber ihr Hang zur Ungebundenheit und Trägheit läßt sie ihre Hauptbeschäftigung nur in Diebstahl und Betrug finden. Sie ziehen in Banden von 2—300 Köpfen unter der Anführung eines Hauptmanns und einer Zigeunermutter umher; ihr Hausrath besteht in einem Pferde oder Esel, um ihre Habseligkeiten fortzuschaffen, einigen Schweinen, einem silbernen Becher, und Topf, Kessel, Schüssel und Löffel. Selten führen sie Zelte bei sich, sondern wohnen meist in Wäldern und Höhlen oder in aufgeworfenen Erdhütten. Ihre Beschäftigung ist Musik, vorzüglich Violine, Flöte, Horn, Maultrommel und Oboe, weßhalb sie in Ungarn, Siebenbürgen und Polen meist die Tanzmusik aufführen; ferner treiben sie da, wo sie ansässig sind, Pferdehandel und Gastwirthschaft (in Siebenbürgen und Spanien), flicken Pfannen und Kessel, verfertigen Eisenwaaren, schnitzen Holzwaaren, waschen Gold, machen Seiltänzerkünste und dienten sonst, in Ungarn und Siebenbürgen auch jetzt noch, als Scharfrichter und Henker. Die Zigeunerinnen dagegen beschäftigen sich meist mit Wahrsagen und Kartenschlagen; doch weben sie auch einzelne grobe Zeuche, stricken Netze u. dergl. Beide Geschlechter aber üben sich stets auf Diebstahl und Betrug und nehmen nicht selten kleine Kinder, besonders Mädchen, mit. Ihre Nahrung ist durchaus ekelhaft, da sie selbst Ratten und Mäuse und das Fleisch von gefallenen Thieren, außerdem sehr gern Zwiebeln und Knoblauch essen; beide Geschlechter rauchen auch leidenschaftlich Tabak. Um Religion scheinen sie sich wenig zu kümmern und heucheln stets die religiösen Gebräuche der Völker, unter denen sie leben; ja sie sollen in Siebenbürgen ihre Kinder oft mehrmals taufen lassen, um nur das übliche Pathengeschenk öfter zu erhalten. In Bezug auf die Ehe sind ihre Grundsätze sehr lax. Wenn ein junger Z. mannbar ist, sucht er sich ein Zigeunermädchen, selbst seine Schwester, läßt sich (in Ungarn) von einem andern Z. trauen und lebt mit ihr, bis er sie überdrüßig hat und fortschickt, ohne daß auch vorher an Bewahrung ehelicher Treue gedacht würde. Die Kinder gehen bis ins 10. Jahr nakt; aber auch von den Erwachsenen sind die Männer gewöhnlich nur mit Hemde und Hose und einer Mütze oder einem Hute, die Weiber mit Hemde, Rocke, Corset und Schürze bekleidet. — Die Sprache der Z. ist indischen Ursprungs, aber nach den verschiedenen Ländern, wo sie leben, sehr verderbt und mit Wörtern der Landessprache vermischt. Vergl. Grellmann, „Historischer Versuch über die Zigeuner" (Dessau 1782. 8. 2. Aufl. Götting. 1787. 8.); „Untersuchungen über die Herkunft der Zigeuner" (in J. v. Müller's „Geschichte der schweitzerischen Eidgenossenschaft", Bd. III. S. 116 ff.); Tetzner, „Geschichte der Zigeuner; ihre Herkunft, Natur und Art" (Weimar 1835); Graffunder, „Über die Sprache der Zigeuner" (Erfurt 1835. 8.). 37.

Zimmerfolge, s. Appartement.

Zimmermann (Johann Georg, Ritter von), einer der berühmtesten Ärzte des XVIII. Jahrh., ward zu Brugg im Canton Bern am 8. Dec. 1728 geboren. Nachdem er die Schule zu Bern besucht hatte, studirte er vom Jahre 1747 an zu Göttingen Medicin, wo ihn Haller wie einen Sohn aufnahm; zum Schlusse seiner Studien trat er mit seiner Dissertation: „De irritabilitate" (Gotting. 1751) hervor, mit der er schon großes Aufsehen erregte und den Grund zu seiner Berühmtheit legte; denn es sind in ihr Haller's Ideen mit einer bewundernswerthen Ordnung, Bestimmtheit und Deutlichkeit vorgetragen. Von Göttingen bereiste Z. Holland und Frankreich und ließ sich hierauf in seiner Vaterstadt nieder, wo er Stadtphysicus wurde und sich bald einer bedeutenden Praxis zu erfreuen hatte. Hier lebte er 14 Jahre, während deren er seine Zeit unter seine ärztlichen Geschäfte, die Lectüre und die Schriftstellerei theilte, zugleich aber auch bei seinen großen Anstrengungen den Grund zu seiner nachmaligen tiefen Hypochondrie legte. Hier schrieb er seine „Betrachtungen über die Einsamkeit" (Zürich 1756), die er später-

Digitized by Google

hin zu seinem großen classischen Werke: „Über die Einsamkeit" (Leipz. 1773 u. öft., ist auch in die meisten gebildeten Sprachen übers.) umarbeitete, so wie er auch sein nicht weniger berühmtes Werk: „Vom Nationalstolz" (Zürich 1758 u. öft.) verfaßt hat; endlich ging auch von hier aus seine medicinische Schrift: „Von der Ruhr unter dem Volke im Jahre 1765" (Zürich 1767 u. öft.), die vortreffliche Ideen über den Sitz dieser Krankheit enthält, in der sich indessen der Verfasser nicht von seinen humoralpathologischen Ansichten trennen konnte. Alle diese Arbeiten, so wie seine vorzüglich von den Ärzten sehr geschätzte Schrift: „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" (Zürich 1763 u. öft.) verbreiteten seinen Namen und ertheilten ihm eine europäische Berühmtheit. So kam es, daß er 1768 nach Hanover als erster Leibarzt des Königs von England an Werlhof's Stelle gerufen wurde. Hier stieg noch mehr sein ärztlicher Ruf; indessen kränkten ihn mannigfaltige Cabalen, so wie der Tod seiner Gattin, und dadurch verschlimmerte sich seine Hypochondrie. Endlich trug jedoch eine Reise nach Berlin, wo er von Meckel wegen eines Bruchs operirt wurde und wo man ihn mit der größten Aufmerksamkeit empfing, viel dazu bei, ihn aufzuheitern, bis der Tod seiner Tochter im Jahre 1781 ihn von Neuem der Verzweiflung und dem Trübsinne zurückgab. Z.'s Name war nunmehr so sehr durch Europa verbreitet, daß die mächtigsten Fürsten seine Bekanntschaft suchten. So stand er mit der Kaiserin Katharina II. in Briefwechsel, die ihm die größten Anerbietungen machte, um ihn nach ihrer Hauptstadt zu ziehen, denen er aber mit Festigkeit widerstand; eben so wurde er zu Friedrich den Großen in dessen letzter Krankheit gerufen. Die mit diesem Fürsten gehaltenen Unterredungen machte er in einer besondern Schrift bekannt, so wie er auch noch 2 andere hierher gehörige Schriften: „Vertheidigung Friedrich's des Großen gegen den Grafen Mirabeau" (Hanov. 1788) und „Fragmente über Friedrich den Großen" (Leipz. 1789. 3 Bde.) herausgab, die ein großes Aufsehn erregten, ihrem Verfasser aber eine Menge harter Kritiken zuzogen, die ihn tief kränkten und seinen Gesundheitszustand nur verschlimmerten. Endlich erhielt er auch von Kaiser Leopold II. ein schmeichelhaftes Schreiben für Überreichung einer Denkschrift gegen die Secte der Illuminaten. So hatte sich Z. gegen das Ende seines Lebens ganz von seiner ursprünglichen, mit so vielem Beifalle verfolgten Laufbahn, der Medicin, entfernt und sich der Politik zugewendet, die ihm aber, da er seine früheren liberalen Ideen mit strengeren aristokratischen vertauscht hatte, viele Kränkungen zuzog und ihm die letzten Tage seines ohnedieß nicht glücklichen, obschon sehr glanzvollen Lebens verbitterte. Sein Tod erfolgte am 7. Oct. 1795. 39.

Zimmermann (Ernst Christoph Philipp), geachteter Theolog und Kanzelredner der neusten Zeit, ward am 18. Sept. 1786 zu Darmstadt geboren, wo sein Vater Director des Gymnasium war, und genoß unter den Augen desselben eine so treffliche Erziehung, daß er, nachdem er seinen akademischen Cursus zu Gießen (1804) vollendet hatte, in den verschiedensten Fächern der Wissenschaft mit Beifall als Schriftsteller auftreten konnte. Schon im 19. Jahre seines Alters ward er als Prediger und Lehrer zu Auerbach an der Bergstraße angestellt, begann 1808 eine Ausgabe des Euripides, die bis 1815 in 4 Bänden zu Frankfurt am Main erschien, erhielt 1809 zu Großgerau, unweit Darmstadt, das Diakonat, verbunden mit der Pfarrei Büttelborn und wurde in seinem 28. Jahre zu dem Posten berufen, den er bis ans Ende seines Lebens bekleidete, indem er 1814 die Stelle eines Hofdiakonus und 1816 die Hofpredigerstelle zu Darmstadt erhielt. Von 1815—1824 leitete er zugleich die Erziehung des 1818 verstorbenen Herzogs Ludwig von Anhalt-Köthen, der damals in Darmstadt sich aufhielt, ertheilte auch dem Erbgroßherzoge und dessen Bruder Unterricht und verwaltete das Lehramt der Geschichte an der neuen Militairakademie in Darmstadt. Er starb am 24. Juni 1832, da er, nachdem er bereits den Ludwigsorden empfangen hatte, zum Prälaten und General-

Digitized by Google

superintendenten der Provinz Starkenburg designirt war. Großes Verdienst erwarb sich Z. durch die Gründung der „Allgemeinen Kirchenzeitung", welche er 1822 begann und bis zu seinem Tode fortführte, seit welcher Zeit sie von seinem Sohne, Georg Z., und von Bretschneider fortgesetzt ward. Den Werth dieser Zeitung als eines Archivs für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche nebst kirchenhistorischer Urkundensammlung wird erst der spätere Bearbeiter der Kirchengeschichte gebührend zu würdigen wissen. Z. bewährte sich aber nicht nur als tüchtiger, über allen Parteikampf erhabener Redacteur, sondern er war auch einer der thätigsten Mitarbeiter, indem er eine nicht geringe Anzahl durch Gründlichkeit, Klarheit und ansprechende Darstellung ausgezeichneter Abhandlungen lieferte. Nachdem er bereits früher (1824) ein kritisches Blatt für die neueste theologische Literatur beigefügt hatte, lieferte er auch seit 1831 von Zeit zu Zeit eine Übersicht des Inhalts der übrigen theologischen Zeitschriften. Im Jahre 1824 rief er auch die „Allgemeine Schulzeitung" ins Leben, mit welcher 1827 das „Pädagogisch-philologische Literaturblatt" vereinigt wurde. Als Prediger zeichnete sich Z. schon frühzeitig aus und seine Vorträge, trefflich entworfen, geistvoll und ansprechend, wurden durch eine sonore Stimme und viel Modulation gehoben. Sie erschienen theils einzeln, theils gesammelt (Darmstadt 1815—1831. 8 Bde.). Auch gab er die „Predigten für die Gemeinde Mühlhausen" (Darmst. 1826 2 Bde. 2. Aufl.) heraus und nahm an mehreren theologischen Zeitschriften Theil. Vergl. „Ernst Zimmermann nach seinem Leben, Wirken und Charakter" (Darmstadt 1833 [von seinem Bruder]). 63.

Zimmt oder Kaneel, lat. cinnamomum; fr. cannelle; engl. cinnamon, ist die Rinde des Zimmtbaums (laurus cinnamomum), einer zu Linné's enneandria monogynia gehörigen Pflanzenart, welche eine Höhe von 25—30 Fuß erreicht, dreirippige, längliche, eiförmige, 4—6 Zoll lange Blätter hat und auf Ceylon einheimisch, aber auch in Westindien und anderen Gegenden der heißen Zone gepflanzt worden ist. Die Rinde, welche braunroth und von faserigem Bruche ist, einen süßlich gewürzhaften Geschmack und ein eigenthümliches ätherisches Öl, Gerbestoff und Schleim enthält, wird auf Ceylon jährlich zweimal abgeschält, dann in Kalkwasser gelegt, darauf wieder an der Sonne getrocknet und endlich in große Bündel zusammengepackt, welche mit schwarzem Pfeffer bestreut werden, um den Z. in gutem Zustande zu erhalten. Man bedient sich desselben als Gewürz und in der Medicin als blutstillendes Mittel. — Der weiße Z. stammt von Wintera aromatica, einem südamerikanischen Baume, hat eine weißliche Farbe, ist weniger gewürzhaft als der eigentliche Z. und wird in der Medicin als magenstärkendes Mittel angewendet. 30.

Zingarelli (Nicolo), einer der ausgezeichnetsten italienischen Tonkünstler des vorigen Jahrhunderts, geb. 1752 zu Neapel, kam, nachdem er erst 7 Jahre alt seine Eltern durch den Tod verloren hatte, in das Conservatorium zu Loretto und erhielt daselbst seine erste musikalische Bildung. Bald zeigte sich sein hohes Talent zur Tonkunst und noch als zarter Jüngling wetteiferte er schon mit seinen vortrefflichen Commilitonen, wie Cimarosa, Giordanello ꝛc. Bald auch glänzte er als musikalischer Schriftsteller und seine vorzüglichsten Compositionen fürs Theater fallen gerade in diese seine früheste Periode. Gefeiert in ganz Italien ward er 1789 Kapellmeister zu Loretto, von wo aus er das Jahr darauf nach Paris ging. Nach kurzer Zeit jedoch kehrte er nach Italien zurück, wurde 1806 Director der vaticanischen Kapelle zu Rom, 1812 (von Napoleon gewählt) Director des neuerrichteten Conservatorium ebenfalls zu Rom, hierauf Kapellmeister an der Peterskirche und endlich ebenfalls auf Napoleon's Befehl Director des neuen Conservatorium zu Neapel. Was seine Compositionen anlangt, so muß man streng auf die Zeiten Rücksicht nehmen, in denen sie aus seiner Feder flossen. Während er sich in seiner

Digitized

frühern Zeit und namentlich bis auf seine letzte Versetzung nach Neapel, wo er im Dec. 1834 starb, vorzüglich mit Theatermusik beschäftigte, so widmete er sich in der letzten Zeit dagegen fast ausschließlich der Kirchenmusik. Doch leistete er in jeder von beiden Branchen nur Treffliches und auch jetzt noch wird seine kräftige, ausdrucksvolle und harmonisch vollendete Musik von Jedermann gern gehört. Vorzüglich berühmt sind mehrere seiner Opern geworden und unter denselben vor Allen „Romeo e Giulietta", „Pirro" und „Artaserse." Unter seinen Kirchenmusiken sind die vorzüglichsten 2 Oratorien: „Trionfo di Davide" und „Distruzione di Gierusaleme." 20.

Zingg (Adrian), ein berühmter Kupferstecher, ward den 24. April 1734 zu St. Gallen geboren, bildete sich unter Wille (s. d. Art.) in Paris, ward 1766 Mitglied der Kunstakademie zu Dresden und 1803 Professor an derselben und starb den 26. Mai 1816. Man schätzt vorzüglich seine Landschaften mit Sepia nach Ruysdael, van der Velde, Dietrich u. A. wegen der Bestimmtheit und Schärfe des Ausdrucks und er selbst erwarb sich dadurch ein ansehnliches Vermögen. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu Leipzig 1804—1806. 16.

Zink, Spiauter, Spelter, lat. zincum; franz. zinc; engl. zinc, spelter, ein seit den ältesten Zeiten bekanntes Metall, das Kadmium der alten Griechen, ist weißlich bleifarbig, von etwas blätterigem Gefüge, sehr geschmeidig, von specifischem Gewichte 7,1, schmilzt bei 360° C., verflüchtigt sich bei höherer Temperatur, verbrennt dann bei dem Zutritte der Luft oder von Sauerstoffgas und wird von Säuren leicht angegriffen. Es ist im Rothzinkerze, einem nordamerikanischen Minerale, enthalten, welches 80 Theile Zinkoxyd (4 Theile Metall und 16 Theile Sauerstoff) und 20 Theile Mangan und Eisenoxyd enthält, und macht den Hauptbestandtheil des Galmei (s. d. Art.) aus. Die Zinkblüthe enthält 71,4 Zinkoxyd, 13,5 Kohlensäure und 15 Wasser; die Zinkblende 63 Zinkmetall, 33,6 Schwefel und 3,4 Eisen. Außerdem enthalten einige Fahlerze Zinktheile. Das Z. gibt mit Kupfer Messing; es dient zu Metallarbeiten, zu einigen Heilmitteln und in der Chemie als Reagens. Der größte Theil desselben wird aus dem Galmei, Einiges auch aus der Blende gewonnen. Berühmt sind die Zinkbergwerke in Siebenbürgen, Schlesien, Kärnthen, Rheinpreußen und in Derbyshire in England. 76.

Zinke, franz. cornet à bouquin; engl. cornet; ital. cornetto, ein veraltetes Blasinstrument, besteht in einer 2 Fuß langen, gewöhnlich etwas gebogenen hölzernen Röhre, welche mit Leder überzogen und mit 7 Löchern versehen ist, und wird mit einem dem der Trompete ähnlichen, jedoch etwas engern Mundstücke angeblasen. Sein Umfang ist vom kleinen a — c̄, sein Ton scharf und es wird vorzüglich gebraucht, um den Discant der Posaunen zu verstärken. — Auch in den Orgeln hat man die Pfeifen, welche den Ton dieses Instrumentes darstellen, Zinken genant. 30.

Zinkgref (Julius Wilhelm), ein geschätzter deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrh., am 3. Juni 1591 zu Heidelberg geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien beendigt hatte, auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz und machte dann eine Reise durch die Schweitz, Frankreich, England und die Niederlande. Die Kriegsunruhen ließen ihn zu keinem ruhigen Amte gelangen. Als Generalauditeur bei der Besatzung zu Heidelberg mußte er, als die baierische Partei die Stadt eroberte (1623), die Flucht ergreifen und verlor dadurch fast sein ganzes Besitzthum. Er ging nach Frankfurt und von da nach Straßburg, wo er als Dolmetscher in die Dienste des französischen Gesandten Marescot trat und in dieser Eigenschaft mehrere deutsche Höfe besuchte. Später ward er vom Pfalzgrafen Philipp Ludwig zum Landschreiber in Kreuznach

Digitized by Google

und vom Churfürsten Karl zum Landschreiber in Alzei ernannt. Als aber nach der Schlacht bei Nördlingen die Unruhen in der Unterpfalz immer mehr überhand nahmen, flüchtete sich Z. nach St. Goar, wo er am 1. Nov. 1635 an der Pest starb. Z.'s Verdienst um die deutsche Sprache und Literatur gründet sich hauptsächlich auf seine Sammlung deutscher Sprüchwörter („Deutsche Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge Sprüche", Straßb. 1639. 2 Thle. 8. Amsterd. 1653. 5 Thle. 12.), welche noch immer die Aufmerksamkeit der Sprachforscher und Historiker verdienen. Seine Gedichte und Lieder sind weniger bedeutend und verrathen den eifrigen Anhänger der Opitz'schen Schule. — Vergl. W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrh." (Bd. VII.). Die neue Ausgabe von Zinkgref's „Sinnreden der Deutschen" (Lpz. 1810. 8.) enthält nur eine Auswahl. 66.

Zinn, lat. stannum; franz. étain; engl. tin, ein längst bekanntes Metall, ist fest und hat eine eigenthümliche weiße Farbe und ein specifisches Gewicht von 7,29. Sehr reines Z. knistert beim Zusammendrücken, schmilzt bei 210° C., zersetzt die Luft und das Wasser nicht, verbrennt aber in der Glühhitze sehr schnell zu einem weißen Oxyde. Es wird in der Natur als Oxyd gefunden, welches in 100 Theilen 21¼ Sauerstoff enthält und Zinnstein heißt. Man benutzt es zum Vorarbeiten im metallischen Zustande, als Oxyd zur Schminke und Farbe, in Salzen zur Färberei und in den Arzneien; auch dient es als chemisches Reagens. Es wird in großen Quantitäten aus dem Zinnsteine auf Stockwerken, Gängen und im Seifenlande gefunden und zwar in Sachsen, Böhmen, Cornwallis, Frankreich, Brasilien und China. 76.

Zinnober, lat. cinnabaris; franz. mercure sulfuré; engl. cinnabar, das natürliche Schwefelquecksilber, ist ein rhomboedrisch krystallisirender Körper und nicht arm an Krystallformen. Er ist vollkommen blätterig nach einem sechsseitigen Prisma, übrigens vollkommen muschelig im Bruche, zuweilen in zusammengesetzten Varietäten, faserig, schieferig, uneben oder erdig, milde, hart wie Gyps und von 6,4—8,2 specifischem Gewichte; sein Strich ist scharlachroth; er ist durchsichtig bis undurchsichtig und hat metallischen Demantglanz in den reinsten Varietäten. Man unterscheidet edlen Z., den dunklen und hochrothen Z., den Kohlenzinnober oder das Quecksilberlebererz (welches Z. mit Kohle und erdigen Theilen gemengt enthält), Korallenerz oder Z. haltenden Schieferthon mit Muschelversteinerungen und Stinkzinnober, einen blätterigen Z., welcher beim Reiben hepatischen Geruch gibt. — In Europa findet man den Z. zu Almaden in Spanien, zu Idria im Friaul, zu Wolfstein und Moschellandsberg in Rheinbaiern, zu Neumärktel und Windischkappel in Kärnthen, zu Eisenerz in Steiermark, häufig in Ungarn und Siebenbürgen, zu Horzowitz in Böhmen, selten in Frankreich, Portugal, Sicilien und Sibirien. In größerer Menge liefert ihn China, Peru, Mexiko und Neugranada. Man verbraucht den Z. zur Darstellung von Quecksilber und nur wenig gereinigt und gepulvert als Farbe. Den meisten Z., der als Farbemittel verbraucht wird, gewinnt man durch Vereinigung von Schwefel und Quecksilber im Schmelzzustande des erstern und durch Sublimation des erhaltenen Schmelzkuchens. Das erhaltene rothe Sublimat wird fein gemahlen. Der Z. ist häufig verfälscht durch Arsenikschwefel (Realgar, s. d. Art.), Mennige, Ziegelmehl, caput mortuum, rothes Sandelholz und dergl. Der reine Z. verflüchtigt sich auf glühendem Eisen ohne Rückstand und mit Schwefelgeruch ohne Arsenikgeruch. 76.

Zins, lat. usura, fenus; franz. censive, loyer; engl. rent, lodging, besteht in einer Prämie für Darleihung (Verborgung) einer Sache oder einer Quantität von Gebrauchsgegenständen zur Benutzung an einen Andern. Die verborgte Sache, bei welcher die Prämie Pacht oder Miethe heißt, soll in Natur zurückgegeben werden; es läuft daher die Gefahr des Zufalles, so wie des Miß

brauches nebst der natürlichen Abnutzung für den Verborger. Nicht so beim Darlehn der Quantität, deren Prämie Z. heißt. Es waren Verbrauchsgegenstände, die verborgt wurden, und die eben dadurch, daß sie zum Verbrauche bestimmt waren, die Gefahr des Zufalles und der Abnutzung abwendeten; es soll darum blos eine gleiche Quantität von derartigen Gegenständen dereinst zurückgegeben werden und es bleibt blos die Gefahr, daß dieß letztere durch irgend ein unangenehmes Dazwischentreten dereinst behindert würde, noch übrig. In beiden Fällen, dem der Vermiethung einer Sache sowohl, als dem der Darleihung einer Quantität, thut der Verborger eigentlich gar nichts, sondern bezieht nur einen Antheil vom Gewinne der Bemühung eines Andern. Er kann also auch den Gewinn, den er macht, nicht mit der Erzeugung von Früchten aus seiner Sache vergleichen. Diese Verhältnisse haben es verursacht, daß die Gesetze den Gewinn, welchen der Darleiher bezieht, mit dem Wucher im Sinne als Gewinn ohne Mühe vergleichbar gefunden und für denselben ein gewisses, der Gefahr, welche den Darleiher betreffen kann, angemessenes Maß festgestellt haben. Beim Pachte und bei der Miethe, wo die Gefahr mehrseitig ist, ist kein bestimmtes Maß festgesetzt; beim Darlehen von Quantitäten aber 5 und beim Wechsel 6 Procent. Was darüber genommen worden ist, es sei unter welchem Vorwande es wolle, wird unter den strafbaren Wucher gerechnet. Das preußische Landrecht stellt darüber (Thl. I. Tit. XI. §. 810 in Verbindung Thl. 2. Tit. XX. §. 1273. 1277) als Grundsatz fest: daß jeder Vortheil, jede lästige Bedingung, welche sich der Darleiher einer Quantität dafür über das gesetzliche Werthmaß von 5 und 6 Procent vorbedinge, als Wucher anzusehen sei. Deßhalb sind aber auch solche Darlehnsgeschäfte, wie das nauticum fenus, bei denen der Darleiher die Gefahr des Capitalverlustes mitträgt, an keinen Zinsfuß gebunden. Hieraus möchte sich aber auch ersehen lassen, daß bei der hin und wieder vorkommenden Annahme höherer, als gesetzlicher Zinsen, von Seiten des Darleihers nicht sowohl ein strafbarer Mißbrauch seiner Überlegenheit gegen den Bedrängten zu suchen, sondern mehr die Furcht vor dem Capitalverluste zu berücksichtigen sein dürfte; denn der, bei welchem man von pünktlicher Wiederbezahlung überzeugt ist (der Credit hat), bekommt ohne Schwierigkeit Vorschüsse zu geringeren Zinsen; der aber, welcher keinen Credit hat (bei welchem man also Verlust befürchtet), hat die Concurrenz unter den Hülfsquellen nicht mehr. Übrigens haben die Staaten bei ihren Anleihen, deren Scheine (wie jetzt in Spanien) weit unter dem Capitalwerthe ausgegeben werden, diese letzteren Grundsätze längst schon befolgt. 10.

Zinszahl, s. Cyklus.

Zinzendorf (Nikolaus Ludwig, Graf von), der berühmte Stifter der evangelischen Brüderunität oder Herrnhuter, wurde im Jahre 1700 zu Dresden geboren, wo sein Vater churfächsischer Conferenzminister war, und nach dessen frühzeitigem Tode in der Lausitz auf dem Lande bei seiner Großmutter, einer Frau von Gersdorf, erzogen, die, fromm und gelehrt, mit dem gelehrten Schurzfleisch in einem lateinischen Briefwechsel stand, eine Sammlung geistlicher Lieder und poetischer Betrachtungen herausgab und täglich in ihrem Hause Andachtsübungen hielt. Solche Umgebung, so wie der öftere Besuch des frommen Spener, welcher den jungen Z. einsegnete, erregten in ihm von Kindheit auf jene religiösen Gefühle, welche bald zur Schwärmerei wurden, und weckten jenen Eifer für seines Heilands Sache, wie er es nannte. Noch mehr Nahrung erhielt diese Richtung seines Geistes auf dem Waisenhause zu Halle unter A. H. Franke, wohin er, erst zehn Jahre alt, kam. Schon hier wurde er von dem Gedanken erfüllt, in Spener's Geiste die Kirche zu reformiren und unter den Heiden zu begründen, veranstaltete geheime Zusammenkünfte zur Erbauung und stiftete einen mystischen Orden vom Senfkorn. Darauf bezog er, von seinem andersdenkenden Oheime und Vormunde

Digitized by Google

zum Geschäftsleben bestimmt, 1716 die Universität Wittenberg, wo er neben seinen übrigen Studien namentlich die theologischen Wissenschaften mit Eifer betrieb, jedoch ohne fremde Anleitung, da die orthodoxen wittenberger Theologen die erbittertsten Feinde der hallischen Pietisten waren. Im Jahre 1719 unternahm er eine Reise nach Holland und Frankreich, ward 1721 Hofrath bei der Landesregierung in Dresden, nahm aber nur wenig Antheil an den Geschäften seines Amtes, beschäftigte sich vielmehr mit der Theologie und hielt häufige Andachtsübungen, bis er 1727 seine Stelle ganz aufgab, um seine reformatorischen Pläne ausführen zu können, die jetzt durch mährische Brüder (welche sich auf seinem Gute Berthelsdorf niederließen, mit anderen Erweckten verstärkten und am Hutberge den Grund der Gemeinde von Herrnhut legten) eine feste Richtung erhielten. In Franke's pietistischer Schule und dann auf Reisen hatte Z. nämlich jenen auf die Alleinherrschaft des Praktischen gerichteten Reformationsgeist und jene Milde gegen theoretische Glaubensunterschiede in sich ausgebildet, die der neuen Stiftung ihre Entstehung und ihren Grundcharakter gegeben haben. Der Versuch, die Reform der lutherischen Kirche durch Aussöhnung der wittenberger und hallischen Schule einzuleiten, mißlang. Jetzt bot sich ihm die Aussicht, seine Idee in einem beschränktern Kreise ausgeführt zu sehen, in jener Niederlassung mährischer Brüder dar, die theoretisch keiner Confession angehörten und eine durchaus praktisch-religiöse Richtung hatten. Indem er nun den Pietismus in einer eigenen abgesonderten Gemeinde aufstellte, ward er Stifter einer neuen Secte; denn zu einem solchen vereinigte er in sich alle Eigenschaften, zwar wenig gelehrte theologische Bildung, aber fromme Begeisterung, einen von Natur unternehmenden Geist und einen hohen Grad von Volksberedsamkeit. Gleich nach dem Stiftungsjahre 1727 sandte er Glaubensboten aus in andere Christengemeinden, von 1731 an auch unter die Heiden. Er selbst trat in den geistlichen Stand und ließ sich in Tübingen als Candidat des Predigtamtes prüfen und von einem mährischen Bischofe zum Bischofe weihen, welchen Titel er von 1737 an führte, von 1741 an aber den eines Ordinarius der Brüder. Von 1738—1747 aus Sachsen verwiesen war er auf Reisen in Europa, Westindien und Nordamerika für seine Gemeinde thätig und erlangte endlich nach Aufhebung seiner Verbannung unter dem Widerspruche der Theologen durch diplomatische Negociationen von der churſächsischen Kirchenbehörde die Anerkennung seiner Gemeinde als der augsburgischen Confession verwandt (1748), vom Parliamente als Bestandtheil der bischöflichen Kirche, ähnliche Anerkennung oder Duldung in anderen nordischen Reichen und ihren Colonien. Auch nach seiner Zurückberufung wirkte er bis an seinen Tod meistens umherreisend unablässig für Befestigung und Vergrößerung der Brüderunität. Auf allen seinen Reisen entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit, hielt öffentliche Vorträge, unterhielt Correspondenzen und schrieb 108 ascetische Schriften. Außer manchen trefflichen Stellen enthalten dieselben freilich auch häufig verkehrte Ansichten, anstößige Äußerungen und Einkleidungen christlicher Lehren in sinnlich spielende Bilder, besonders seine „Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder" und das Gesangbuch der Gemeinde in Herrnhut vom Jahre 1735, worin er das Verhältniß der Gemeinde zum Herrn mit den süßlichsten Bildern sinnlicher Liebe oft in der halbfranzösischen Hofsprache seiner Zeit feiert; doch hat er selbst noch, den Vorwürfen der Theologen nachgebend, diese Tändeleien zurückgestellt, noch mehr sein Nachfolger, der gelehrte Bischof Spangenberg. Nach langjähriger apostolischer Wanderschaft starb er zu Herrnhut am 9. Mai 1760, als ein Eroberer, wie Herder in seiner „Adrastea" sagt, deßgleichen es wenige und im verflossenen Jahrhunderte keinen wie ihn gegeben hat. Er konnte sich rühmen, daß er in Herrnhut und Herrnhang, Herrndick und Pilgerruh, Ebersdorf, Jena, Amsterdam, Rotterdam, London, Oxford, Berlin, in Grönland, St. Cruz, St. Thomas, St. Jean, Barbesien, Palästina, Su-

rinam, Savannah, in Georgien, Carolina, Pensylvanien, Guinea, unter Ungarn, Wilden und Hottentotten, deßgleichen in Lett-, Lief-, Esthland, Litthauen, Rußland, am weißen Meere, in Lappland, Norwegen, in der Schweitz, auf der Insel Man, in Äthiopien, Persien, bei den Boten der Heiden zu Land und See Gemeinden oder Anhänger habe. Ruhig und gelassen, sagt sein Lebensbeschreiber Herrensag, sah er umher, blickte und sprach die Seinigen liebevoll an, freute sich seines vollbrachten Lebens und des Segens, der ihm zu Theil geworden war und starb an einem Tage, dessen Loosung bei seiner Gemeinde war: Er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank. Acht Tage darauf ward er unter einem Gefolge von 2100 Leichenbegleitern und 2000 Fremden beerdigt; 32 Prediger und Missionare trugen wechselnd den Sarg, unter Begleitung der ganzen Gemeinde. Vergl. Spangenberg, „Leben des Grafen von Zinzendorf" (Barby 1772. 8 Bde.); J. G. Müller, „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst" (Winterthur 1795) 3. Bd. S. 1—302; (v. Schrautenbach) „Erinnerung an den Grafen von Zinzendorf" (Berl. 1828); Varnhagen van Ense, „Leben des Grafen von Zinzendorf", in den „Biographischen Denkmälern" (5. Bd. Berl. 1830). 63.

Zion war der Name der Citadelle von Jerusalem und wird deßwegen in den biblischen Schriften häufig für Jerusalem gebraucht, weßhalb die spielende Sprache der Mystiker gewöhnlich auch Z. mit Gottesstadt oder Gottesreich gleichbedeutend nimmt. 23.

Zirbelbaum, s. Pinie.

Zirkel, s. Cirkel, Kreis und Beweis.

Zirkon, franz. zircon, jargon; engl. zircone, bildet mit dem Hyacinthe (s. d. Art.) die Species pyramidaler Z. (Mohs). Es kommen demselben die grauen, weißen, grünen und braunen Farbenabänderungen dieser Species zu. Seine Härte fällt zwischen Quarz und Topas; sein Krystallsystem ist das des Hyacinthes, eben so sein eigenthümliches Gewicht (4,4—4,6). Sein demantartiger Glasglanz, seine Durchsichtigkeit in einigen Abänderungen verursachen seine Benutzung als Edelstein, der jedoch wegen Mangel an lebhafter Färbung nicht besonders geschätzt ist. Der Z. bildet einen Bestandtheil mancher Sienite (s. d. Art.), die nach ihm Zirkonsienite genannt werden. Z. wird gefunden am Ilmensee in Sibirien, in Nordamerika, Kärnthen und im Zirkonsienite von Norwegen. Weiße Zirkone werden zuweilen fälschlich für Diamant ausgegeben. 76.

Zirkonium, s. Metalle.

Ziska von Trocznow (Johann), der furchtbare Feldherr der Hussiten, stammte aus einem adeligen böhmischen Geschlechte und ward 1360 auf einem Meierhofe zu Trocznow, welcher seinen Eltern gehörte und in der jetzt fürstlich schwarzenbergischen Herrschaft Forbes (Borowany) im budweiser Kreise liegt, im Freien unter einer Eiche geboren. Als Knabe verlor er das rechte Auge, hieß aber nicht deßhalb, wie fälschlich behauptet wird, Z., welches sein Geschlechtsname war und auch nicht Einäugiger bedeutet. Er zeigte von Jugend auf viele Geistesanlagen, aber auch einen düstern Hang zur Einsamkeit. Er vermählte sich sehr früh und erst im 40. Jahre trat er in die Schaar der Freiwilligen, welche aus Böhmen und Ungarn dem deutschen Orden gegen die Polen und Litthauer zu Hülfe zogen, als Krieger auf. Hier nahm er Theil an dem blutigen Treffen bei Tanneberg (den 15. Juli 1410), in welchem der Orden, der schon den Sieg errungen zu haben glaubte, eine blutige Niederlage erlitt. Dann versuchte sich Z. in den Kriegen der Ungarn wider die Türken, hierauf mit den Engländern gegen die Franzosen am Tage von Azincourt (1415). Nach seiner Rückkehr lebte er eine geraume Zeit am Hofe des Königs Wenzel in Prag, der ihn zu seinem Kämmerer ernannte. Das Mißvergnügen eines großen Theils der böhmischen Nation über das Schicksal der

Digitized by Google

beiden Glaubensneuerer Huß und Hieronymus (s. d. Art.) ergriff auch ihn. Es machte einen fürchterlichen Eindruck auf sein strenges Gemüth, daß ein Mönch seine geliebte Schwester, welche Nonne war, entehrte und sie hernach ihrem Schicksale überließ. Die ihm von dem Einzelnen, den sein Stahl nicht erreichen konnte, zugefügte Schmach wollte er nun an dem gesammten Stande grausam entgelten. Wenzel selbst äußerte eines Tages gegen ihn, wenn er ein Mittel wisse, die den Böhmen in Kostnitz zugefügte Schmach zu rächen, so möge er es thun; er habe dazu seine volle königliche Beistimmung. Z.'s Seele erfaßte des Königs Wort in seinen tiefsten Tiefen; er entfernte sich vom Hofe, zog in seine Heimath, forschte nach den Gesinnungen des Volkes und kehrte dann nach Prag zurück. Schon war Niklas von Hussynecz an die Spitze der Aufrührer getreten und Wenzel verlangte von den Bürgern Prags, daß sie die Waffen ausliefern sollten. Da führte Z. sie bewaffnet auf das Schloß (15. April 1418). „So", sprach er zum Könige, „wollen wir für Dich fechten", und die Bürger behielten die Waffen. Z. galt von nun an für das Haupt der Hussiten. Bei einem Aufzuge (30. Juli 1419) traf einem Priester der Hussiten ein Steinwurf. Alsbald stürmten diese, von Z. angefeuert, das Rathhaus und warfen 13 Rathsherren unter die Spieße des Volkes. König Wenzel starb vor Schreck über diesen Vorfall. Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Sigismund, zögerte die Regierung in Böhmen anzutreten und so gewann Z. Zeit seinen Anhang zu vermehren. Doch mußte er sich anfangs von Prag nach Pilsen, welches er zu seinem Waffenplatze machte, zurückziehen. Als nun Sigismund die Anhänger der neuen Lehre hinrichten ließ, verschworen sich die Hussiten unter Z., denselben nie als König von Böhmen anzuerkennen. Auf dem Berge Tabor ließ Z. eine Stadt als Zufluchtsort der Verfolgten bauen und hiervon erhielten die Hussiten auch den Namen Taboriten. Er befestigte diese neue Stadt auf eine Art, die seiner Einsicht in die Kriegswissenschaft Ehre machte. Auch schreibt man ihm die Einführung der Wagenburg (s. d. Art.) zu, durch welche er bei dem gänzlichen Mangel an Reiterei sein Fußvolk gegen die feindlichen Angriffe, als er von Pilsen nach Tabor zog, sicherte. Einige glückliche Gefechte, die er lieferte, verschafften ihm bessere Waffen und Pferde. Z. beging viele Grausamkeiten, theils um sich furchtbar zu machen, theils weil er dem wilden Ungestüme seines fanatischen Haufens nachgeben mußte. Um Prag gegen den Kaiser Sigismund, welcher mit bedeutender Macht vorrückte, zu vertheidigen, verschanzte er sich auf dem Berge Wittkow. Mit 4000 Mann schlug er hier (14. Juli 1420) die wiederholten Stürme von 30000 Mann zurück, und jener Ort heißt deßhalb bis jetzt noch der Ziskaberg. Geldmangel, der den Kaiser nur zu oft drückte, war die Veranlassung, daß der ganze Feldzug nutzlos blieb. 1421 eroberte Z. das Schloß zu Prag und nahm hier die ersten 4 Kanonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen waren. Z. setzte seine Streifzüge in Böhmen fort, eroberte mehrere feste Städte gewöhnlich mit Sturm und behandelte die Besiegten mit aller nur erdenklichen Grausamkeit. Nach dem Tode des Niklas von Hussynecz (1421) erkannten ihn alle Hussiten als ihr Oberhaupt an, allein er ließ dennoch dem Könige von Polen die Krone von Böhmen anbieten. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor Z. auch sein zweites Auge. Der Muth der Seinen wurde dadurch nicht wenig niedergeschlagen, indeß er verließ nicht das Lager und behielt die gewohnte Besonnenheit. Jetzt ließ er sich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, so daß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von dem Kampfplatze machte, ordnete er die Stellung seines Heeres an. Ein beträchtliches Heer, welches Kaiser Sigismund aufs Neue wider ihn sandte, trieb er zurück, schlug es bei Deutschbrod (18. Jan. 1422) und drang selbst in Mähren und Östreich ein. Auf Z.'s Betrieb sollte der polnische Prinz Korybuth zum Könige von Böhmen erwählt werden und derselbe kam auch mit 5000 Reitern

Digitized by Google

in Prag an; aber seine Waffenthaten mißlangen, weßhalb ihn die Prager verachteten und zwangen, nach Polen zurückzukehren. Z., als er diese Nachricht erhielt, wurde hierdurch äußerst aufgebracht und rief aus: „Ich will Euch doch zeigen, daß ich mein Vaterland erhalten oder verderben kann." Hierauf demüthigte der blinde Heerführer die Prager durch mehrere Niederlagen. Nur einmal, bei Kremsir in Mähren, mußte er weichen. Es war dieß das einzige Mal, daß er im freien Felde geschlagen wurde. Sigismund bot ihm endlich die Statthalterschaft in Böhmen unter der Bedingung an, daß er sich für ihn erklären sollte. Während der Unterhandlungen hierüber aber wurde er, als er Przibislaw im czaslauer Kreise belagerte, von einer pestartigen Krankheit befallen, an der er am 12. Oct. 1424 starb. Die Stadt wurde von den Taboriten erstürmt und niedergebrannt. Der Ort, wo Z.'s Zelt gestanden hat, ist bis auf den heutigen Tag unbeackert geblieben, wenn gleich er in der Mitte fruchtbarer Felder liegt. Der Leichnam Z.'s wurde zuerst bei St. Ursula zu Königsgrätz, alsdann in der Peter- und Paulskirche zu Czaslau beigesetzt und sein Streitkolben daselbst an einer Säule aufgehängt. Nach der prager Schlacht (1620) zerstörte Wilh. von Wrßowncz das Grab. Das Mährchen ist bekannt: der sterbende Z. habe befohlen, seine Leiche unbekümmert den Vögeln unter dem Himmel zum Raube zu überlassen, aber mit seiner Haut eine Trommel zu überziehen, deren Schall jeden Feind in die Flucht treiben werde. Z. war von mittler Größe, von starkem Körperbaue, hatte schwarzes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Seine Kleidung war einfach und ganz nach slawischem Schnitte. Wenn er auszog, Klöster zu zerstören, dann pflegte er seinen Truppen zu sagen: sie sollten sich rüsten, mit ihm seine lieben Freunde und Schwäger zu besuchen. In der Kriegskunst hat Z. Epoche gemacht, wenn gleich seine Unternehmungen meistens auf der unwiderstehlichen Kraft der Begeisterung, auf der furchtbaren Reaction der Verfolgung beruhten. Er hat uns einen nicht unwichtigen Schlüssel zu seiner Kriegsmanier gegeben, den er für seine Völker so niederschrieb, wie es für sie sein mußte. Das Meiste dieser höchst schätzbaren Bruchstücke ist ein Raub der Zeit geworden, aber selbst das Wenige ist denkwürdig. Vergl. Max. Millauer's „Diplomatisch-historische Aufsätze über Joh. Ziska von Trocznow" (Prag 1824). Ferner s. d. Art. Hussiten. 61.

Zither, Cither, lat. cithara; franz. guitarre; engl. guitar; ital. chitarra, ein schon den alten Griechen bekanntes Saiteninstrument, ist wahrscheinlich aus der Lyra entstanden und nach der Sage soll sie Amphion erfunden haben; vielleicht war sie auch das Kinnor der Hebräer. Ihre Gestalt bei den Alten ist aber unbekannt, doch scheint sie sich von der Lyra dadurch unterschieden zu haben, daß sie ein Griffbret hatte, welches jener fehlte; vielleicht waren auch die Saiten über einen hohlen Körper gespannt. Die noch jetzt zuweilen gebrauchte Z. besteht aus einem herzförmigen flachen Körper mit Resonanzdecke, Schallloche, Stege, Halse und Griffbrete, über welche 6 Drahtsaiten (G, H, d, g, $\bar{d}$, $\bar{e}$) gespannt sind, und ist übrigens der Guitarre (s. d. Art.), welche daraus entstanden ist, sehr ähnlich; doch werden die Saiten nicht mit den Fingern gerissen, sondern mit einem Federkiele angeschlagen. 30.

Zitterfische sind Fische, denen eine eigene elektrische Kraft inwohnt, womit sie sowohl ihre sie verfolgenden Feinde zurückschrecken, als auch ihre Beute betäuben und so leicht fassen können. Man kennt bis jetzt mit einander keineswegs verwandte Arten, von denen die berühmteste ist: der Zitteraal (gymnonotus electricus), mit cylinderförmigem, am Bauche der Länge nach mit einer großen Flosse versehenem Körper, 5—6 Fuß lang, 12—16 Zoll dick und von schwarzer Farbe mit weißen Flecken; außerdem mit vielen Poren, welche beständig Schleim absondern. Er lebt meist in der Gegend von Surinam, doch hat man ihn auch im mittelländischen Meere getroffen. Sein elektrischer Apparat, der am Schwanze liegt, besteht

Digitized by Google

aus mehreren Fächern, in denen viel Schleim befindlich ist, und seine Kraft darin, deren er sich willkührlich bedienen kann, ist so groß, daß er selbst den Arm des Menschen auf längere Zeit lähmen kann. Daß die Erscheinung elektrisch ist, beweisen die Funken, welche bei ihrer Äußerung sich zeigen. — Ähnliche Wirkungen bringt der Zitterroche oder Krampffisch (raja torpedo) hervor (s. Rochen). 30.

Zitterquäker, s. Shakers.

Zobel, lat. zibellina; fr. zibeline; engl. sable, ein Säugethier, welches zum Geschlechte der Marder und Wiesel gehört, sich aber durch seine schwarzbraunen, langen und glänzenden Haare, gestrecktern Kopf, höhere spitzere Ohren, kürzern Schwanz mit längerm Haare, schwärzlich braunen Rücken und durch lichtere Farbe als am Rücken von denselben unterscheidet, ist 16 Zoll lang, sehr gewandt, läuft mit großer Leichtigkeit auf den Bäumen umher, hält sich in Sibirien und in dem nördlichen China auf, wo er in dichten einsamen Wäldern, hohlen Bäumen oder unter ihren Wurzeln lebt, schläft am Tage, geht des Nachts auf seinen Raub, welcher in Hermelinen, gemeinen Wieseln, Hasen, Wald- und Birkhühnern und in den Eiern des Geflügels besteht, aus, begattet sich im Januar, worauf das Weibchen 9—10 Wochen trägt und alsdann 3—5 Junge, die schon im nächsten Winter jagdbar sind, wirft, und wird sehr leicht zahm. Den gesuchtesten Z. trifft man in Rußland jetzt am Ob, um den Baikal, am Ud, im Gebiete von Nertschinsk und in Kamtschatka; am Seltensten und Theuersten ist der weiße Z. Ganze Gesellschaften ziehen im Anfange des Winters unter einem Attaman oder Anführer auf den Zobelfang aus und vertheilen sich in kleinere Gesellschaften, wo sich dann ein Jeder in den jagdbaren Wildnissen eine Hütte baut. Sie fangen den Z. theils in Schlingen, theils in verschiedenen Arten von Fallen und theils schießen sie ihn, um den Balg zu erhalten, mit stumpfen Bolzen. Der schönste Balg, welchen vorzüglich das Männchen hat, kostet 70 Rubel und auch drüber und ein ganzer Zobelpelz aus lauter schwarzen Fellen kommt an 10000 Rubel. Russen und Chinesen färben und räuchern oft diese Pelze, die aber dem Glanze der ächten nachstehen. Die Deportirten in Sibirien werden zum Theil zum Zobelfange verurtheilt und die kleinen sibirischen Völkerschaften zahlen meist ihren Tribut in Zobelfellen an die Krone. 71.

Zobtenberg, auch Zottenberg oder Zothénberg genannt, führt seinen Namen von der 1½ Stunde entfernten Stadt Zobten, besteht aus einer Reihe Berge und liegt im Regierungsbezirke Breslau, 2 Meilen von Schweidnitz und 5 Meilen von Breslau. Dieser Berg, ein Urgebirge, ist mit dem Riesengebirge verbunden, hat eine kegelförmige Gestalt, erhebt sich 2280 Fuß über das Meer, grenzt gegen Süden an den Geiersberg und wird auf 3 Seiten von einer weitläufigen Ebene umgeben. Von dem Städtchen Zobten aus führt ein Weg auf den Berg, auf welchem man eine statt des 1471 zerstörten Raubschlosses seit 1702 errichtete Kapelle findet, zu der man auf 60 Stufen gelangt und in welcher am Feste der Heimsuchung Mariä oder den ersten Sonntag nach dem 2. Juli ein feierlicher Gottesdienst, zu dem sich eine sehr große Volksmenge auf dem Berge versammelt, gehalten wird. Zu dieser Zeit ist dieser Berg, wie ein Jahrmarkt, mit Buden besetzt. In dem Thürmchen über der Kapelle ist seit 1822 ein Observatorium oder eine Schauwarte, welche die weiteste und vielseitigste Aussicht in und über ganz Schlesien gewährt, angelegt. Der übrige Theil des Berges ist dicht mit Holz bewachsen; auch finden sich gute Marmorbrüche. Den Landleuten in Schlesien dient er als Wetteranzeiger; denn sie erwarten, wenn er mit Gewölke bedeckt ist, Regen; ist er aber lichtblau und hell, heiteres Wetter. Übrigens spielt er in den dasigen Volkssagen eine bedeutende Rolle. 71.

Zodiacallicht oder Thierkreislicht, lat. lumen zodiacale; franz. lumière

zodiacale, ist ein zungenförmiger Lichtschein, der sich vorzüglich um die Zeit der Nachtgleichen bald nach Untergang oder vor Aufgang der Sonne von dieser aufwärts durch einen Theil des Zodiacus (daher der Name) erstreckt. Cassini entdeckte das Z. zuerst, als verschieden von der Dämmerung, im Jahre 1683. Seitdem hat man es oft beobachtet und man findet es genau beschrieben von Horner in der „Monatlichen Correspondenz" von Zach (X. Bd. S. 219), so wie mit einer Abbildung in Bode's „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (Berlin 1806. S. 564). — Mairan zeigte zuerst mit vielem Scharfsinne, daß das Z. nichts Anderes sei als ein Theil der durch den Umschwung linsenförmigen Sonnenatmosphäre, welche Meinung seitdem lange die herrschende blieb, bis endlich La Place (in seinem „Système du Monde", Par. 1808. p. 267) aus den Gravitationsgesetzen zeigte, daß eine so weite Ausdehnung der Sonnenatmosphäre unmöglich sei und auf keine Weise bis zur Mercursbahn gehen könne. Noch am Wahrscheinlichsten erklärt unseres Dafürhaltens Regner (s. „Monatliche Correspondenz" von Zach, VI. 18) dieses Phänomen aus einer Beugung des Sonnenlichts um die Erdkugel. 13.

Zodiacus oder Thierkreis, fr. zodiaque; engl. zodiac, heißt ein Streifen am Himmel zwischen zwei auf beiden Seiten der Ekliptik derselben parallellaufenden Kreisen, in welchem die Planeten (mit Ausnahme der vier sogenannten neuen Planeten, die zum Theil über den Z. hinausschweifen) stets zu finden sind. Dieser Z. ist ungefähr 18—20 Grade breit, müßte aber, wollte man die vier neuen Planeten mit in ihn aufnehmen, ungefähr um 14½ Grade auf beiden Seiten erweitert werden, weil Pallas sich bis auf 34½ Grade von der Ekliptik nord- und südwärts entfernt. Im Z. stehen auch die Sternbilder, von welchen die 12 Abtheilungen oder Zeichen der Ekliptik (signa coelestia) ihre Namen führen. Weil diese Bilder größtentheils von Thieren genommen sind, so ist hieraus die Benennung Thierkreis (zodiacus, von ζῶον, Thier) entstanden. Der Z., dessen Alter gewiß sehr hoch anzuschlagen ist (man s. Denderah), macht nach dem Obigen in jeder Hinsicht den merkwürdigsten Raum des Himmels aus. 13.

Zoëga (Georg), einer der ausgezeichnetsten Archäologen der neuern Zeit, am 20. Dec. 1755 zu Dahler in der jütländischen Grafschaft Schackenborg geboren, beendigte, nachdem er von seinem Vater, einem würdigen Prediger, eine vortreffliche Erziehung erhalten hatte, seine Vorstudien auf der Schule zu Altona und widmete sich dann mit seltenem Fleiße zu Göttingen der Philologie, Philosophie und Geschichte. Zu seiner weitern Ausbildung machte er 1776 eine Reise durch Deutschland, die Schweitz und Italien. Auf seiner Heimreise lebte er einige Zeit in Leipzig und beschäftigte sich dann in dem väterlichen Hause mit der Erziehung seiner jüngeren Brüder. Zu Kopenhagen, wohin er sich 1777, um eine Anstellung zu suchen, begeben hatte, fühlte er sich unbehaglich; gern nahm er daher eine Hauslehrerstelle zu Kjerteminde an und reiste 1779 zum zweiten Male mit einem seiner Zöglinge nach Italien. Wieder zu Kopenhagen angelangt fand er an dem geheimen Rathe Guldberg einen hohen Gönner, der ihm die Mittel zu einer dritten Reise nach Italien (1782) verschaffte. Er studirte nun mit wahrer Begeisterung die Werke der Kunst und trat nur ungern seine Rückreise an. Als er in Paris den Fall seines Gönners in Kopenhagen vernahm und von dem neuen Ministerium wenig hoffte, ging er sogleich wieder nach Rom und trat, um die schöne Malerstochter, Maria Pietruccioli, heirathen zu können, zur katholischen Kirche über. Er fand jetzt einen einflußreichen Beschützer an dem Cardinale Stefano Borgia, der eine reiche Sammlung ägyptischer Alterthümer besaß. Z. lenkte seine Aufmerksamkeit besonders dem numismatischen Theile des Schatzes zu und machte die Resultate seiner Forschungen in dem in vielen Beziehungen höchst wichtigen Werke „Numi Aegyptii imperatorii, prostantes in museo Borgiano

Digitized by Google

Velitris" (Rom. 1787. 4.) bekannt. Der Beifall, welchen dieser meisterhafte Versuch allenthalben erhielt, zog die Aufmerksamkeit des Papstes Pius VI. auf den Verfasser, welcher den Auftrag erhielt, die in Rom befindlichen Obelisken zu erläutern. Er entledigte sich dieser Arbeit durch sein mühsames Werk „De origine et usu obeliscorum" (Rom. 1797. Fol.) mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit. Die französische Revolution äußerte auch auf ihn ihren Einfluß; nach dem Einmarsche der Franzosen in Rom ließ er sich einige Zeit von republikanischen Ideen hinreißen, kehrte aber, da ihm die Unanwendbarkeit derselben auf seine Zeit klar geworden war, zur Besinnung zurück und widmete sich in stiller Zurückgezogenheit dem gründlichsten Studium der koptischen Sprache. Die Frucht dieser Studien war die Beschreibung der koptischen Handschriften in der Bibliothek des Cardinals Borgia („Catalogus codicum copticorum manuscriptorum, qui in museo Borgiano Velitris adservantur", Rom. 1810. Fol.). Sein großartiger Plan, die sämmtlichen Basreliefs zu Rom zu beschreiben, kam in dem Versuche: „Li bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tom. Piroli, colle illustrazioni di G. Zoega" (Rom. 1808. 2 Voll. 4. Deutsch von F. G. Welcker, Gießen 1812. Fol.), einem Meisterwerke archäologischer Forschung und Auslegung, nur theilweise zur Ausführung; wie denn überhaupt sein ausgezeichnetes Talent durch mannigfache Beschränkungen an der Entwickelung seiner vollen Kraft gehindert wurde. In der letzten Zeit seines Lebens war er von der dänischen Regierung zu ihrem Generalconsul ernannt worden. Er starb am 10. Febr. 1809. Seine „Abhandlungen" über einzelne archäologische Gegenstände hat F. G. Welcker (Göttingen 1815. 8.) herausgegeben. (Vergl. „Zoega's Leben, Sammlung seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke von F. G. Welcker", Stuttg. und Tübing. 1819. 2 Bde. 8.) 66.

Zoïlus, ein griechischer Rhetor aus Amphipolis in Thracien, lebte um 270 v. Chr. und war im Alterthume berüchtigt wegen seiner hämischen Kritiken über Homer und Plato, weßhalb er Homersgeißel (Homeromastix) genannt und sein Name für einen böswilligen Tadler sprüchwörtlich wurde. Von seinen Werken ist nichts erhalten. 16.

Zoll, lat. pollex; franz. pouce; engl. inch, ist der Name einer Unterabtheilung des Längenmaßes, nämlich des Fußes, der Elle und der Lachter. Vom Fuße ist es gewöhnlich der 10. oder 12. Theil, von der Elle der 24. und von der Lachter der 80. Theil. Der Z. wird wiederum in 10 oder 12 Linien eingetheilt. Die Länge eines Zolles bestimmt sich daher aus der Größe des Fußes, der Elle, der Lachter ꝛc. (s. d. Art.). 26.

Zoll oder Mauth, lat. portorium; franz. douane; engl. toll, ist eine Abgabe, welche für die Gegenstände des Handels im Verkehre mit dem Auslande bezahlt wird und zerfällt demnach in Einfuhrzoll für Waaren, welche aus dem Auslande kommen; Ausfuhrzoll für solche, welche ins Ausland gehen, und Durchgangszoll für solche, welche aus dem Auslande nur den Weg durch das Gebiet wieder ins Ausland nehmen. Der Z. ist von der Accise (s. d. Art.) wenig verschieden, nur ist der Begriff von dieser umfassender und bezeichnet überhaupt eine Abgabe von Verbrauchsgegenständen, so daß nur die sogenannte Grenzaccise dem Zolle entspricht, während der Binnenzoll im Gegentheile nichts Anderes als Accise ist; vom Geleite (s. d. Art.) dagegen unterscheidet sich der Z. dadurch, daß er von den Gegenständen selbst nach Verhältniß, nicht von den Transportmitteln zu entrichten ist. Der Z. gehört zu den indirecten Abgaben (s. d. Art.) und richtet sich in Bezug auf die Quote des Betrags sowohl nach der Quantität als nach der Qualität der zollbaren Gegenstände, was durch eine specificirte Angabe in den Zolltarife aus einander gesetzt ist; der Grund aber der Erhebung des Zolles ist ein doppelter, ein finanzieller und ein staatswirthschaftlicher. Der erstere

Digitized by Google

ist der ältere und gewöhnlichere. Da nämlich der Staat zu seinem Bestehen auch äußerer Mittel bedarf, directe Steuern aber immer den Pflichtigen als etwas Drückendes erscheinen, so verfiel man schon im Alterthume auf das Mittel, durch Besteuerung der Verbrauchsgegenstände sich Geld zu verschaffen, und daher finden wir in Athen und im römischen Reiche den Z. als eine bedeutende Quelle der Staatseinnahmen erwähnt, wie auch bis in die neueren Zeiten alle einigermaßen eingerichtete Staaten diesen Weg der Besteuerung eingeschlagen haben, zumal da er als der einfachste erschien und keines complicirten Steuersystems bedurfte. Die Quoten dabei konnten natürlich nur willkührlich sein und sich blos darauf beziehen, daß durch dieselben die erwartete Einnahme erlangt würde; doch suchte man die etwaige Ungleichheit dadurch zu heben, daß man die Abgabe nach Procenten des Werthes zu erheben suchte. In der neuern Zeit trat aber vorzüglich seit Ludwig XIV. mehr das staatswirthschaftliche Interesse in den Vordergrund und man fing an das Zollwesen als Mittel zur Erlangung der Handelsbilanz zu betrachten, ohne jedoch das finanzielle ganz aufzugeben und man suchte daher da, wo man die Concurrenz mit gewissen Artikeln durch absolutes Verbot dem Auslande nicht ganz wehren wollte, dieselben bei dem Eingange so hoch zu besteuern, daß das Inland sie wohlfeiler liefern konnte, oder die Producte des Inlandes, welche das Ausland bedarf und theurer bezahlt, durch Ausfuhrzölle zurückzuhalten und die Theuerung derselben zu verhüten. Beide Gründe zur Einführung des Zolles sind aber unhaltbar. Denn vom finanziellen Standpunkte aus können die Zolleinnahmen nicht nur nie eine geregelte Staatseinnahme herbeiführen, da sie sich allein nach der Willkühr der Verbrauchenden und nach der Verbindung der Einwohner mit dem Auslande richten, sondern es sind auch bei denselben die Lasten sehr ungleich vertheilt und treffen den Armen in derselben Höhe wie den Reichen, und sie sind, selbst abgesehen von der dadurch erzeugten Immoralität, am Meisten der Defraudation ausgesetzt, weßhalb nicht nur hierbei eine mit anderen Verhältnissen nicht übereinstimmende schärfere Gesetzgebung stattfinden, sondern auch außerordentlich viel Aufwand für Erhebung, Controle und Aufsicht gegen Defraudation gemacht werden muß. Vom staatswirthschaftlichen Standpunkte aus hat aber die Erfahrung bewiesen, daß weder Verbote noch Zölle den beabsichtigten Nutzen gewähren (s. Handelsfreiheit und Prohibitivsystem), ja vielmehr dem Lande Schaden bringen und man hat diese Ansicht deßhalb in der neuen Zeit bereits vielfach aufgegeben. Nichtsdestoweniger aber hat man in den größeren Staaten (die kleineren haben statt des ihnen sehr nachtheiligen Zollsystems immer nur Verbrauchssteuern einführen können) die Zölle als eine wichtige Staatseinnahme beibehalten, da man noch keine Mittel gefunden hat, bei dem Wegfalle derselben das Deficit auf andere Weise zu decken; man hat jedoch verschiedene Wege eingeschlagen, entweder indem man durch Herabsetzung der Zölle die Geneigtheit zur Defraudation zu entfernen, die Verbrauchsmaße zu vergrößern und so durch vermehrte kleinere Einnahmen sich zu sichern suchte, was bei einzelnen Artikeln in England, Frankreich, Rußland ꝛc. so ersprießliche Folgen gezeigt hat, daß die Einnahme selbst größer geworden ist; oder indem man theils die Gegenstände des Luxus und der Nothdurft nach verschiedenen Classen unterschied und darnach die Besteuerung regulirte, theils die ausländischen Natur- und Kunstproducte, welche das Inland auch hat, zum Schutze desselben hoch besteuerte, die fehlenden aber so viel als möglich frei einließ. Der letztere Weg, den vorzüglich Preußen eingeschlagen hat und welcher die Gewerbthätigkeit und den Handel unter allen am Wenigsten beeinträchtigt und das Mercantilsystem mit dem Industriesysteme verbindet, läßt zwar das Zollsystem in seiner ganzen Strenge bestehen, weiß aber von keinem Verbote etwas und gewährt den Vortheil, daß die Einnahme sich immer so ziemlich gleich bleibt, da der beförderte Wohlstand auch die Bedürfnisse und den Luxus auf gleicher Stufe hält oder noch

Digitized by Google

steigert, während der erstere als rein finanzielle Maßregel die Übelstände nur verringert, aber nicht aufhebt und immer nur eine halbe Maßregel bleibt. (Vergl. auch Abgaben.) 30.

Zollikofer, einer der berühmtesten deutschen Kanzelredner des XVIII. Jahrh., ward zu St. Gallen in der Schweitz im Jahre 1730 geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Schule seiner Vaterstadt, dann auf den Gymnasien zu Frankfurt a. M. und zu Bremen und zuletzt auf der Universität zu Utrecht, ward nach Beendigung seiner akademischen Studien Prediger zu Murten in der Schweitz (1754), erhielt aber bald den Ruf an mehrere andere Orte und wurde endlich (1758) als Prediger bei der evangelisch-reformirten Gemeinde in Leipzig angestellt, welche Stelle er dreißig Jahre lang bis an seinen Tod im Jahre 1788 segensreich verwaltete. Seine Predigten, welche nicht blos von seiner Gemeinde, sondern auch von dem größern Publicum und namentlich den Studirenden mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurden und noch jetzt sehr geschätzt werden, sichern ihm unter den Kanzelrednern des vorigen Jahrhunderts einen der ersten Plätze. Sie enthalten durchaus das von menschlichen Vorurtheilen und Zusätzen gereinigte Christenthum, und die Sittenlehre, die er predigt, zeichnet sich hauptsächlich durch ihre durchgängige Anwendbarkeit auf das Leben aus, indem sie frei von aller Überspannung ist, nicht bei allgemeinen Vorschriften stehen bleibt, sondern in ein näheres Detail eingeht und sich durchgängig auf richtige Beobachtungen über die Natur des Menschen und über die Verhältnisse des Lebens gründet. Wenige Prediger vor ihm haben es gewagt, so specielle Verhältnisse, Pflichten, Fehler, Gewohnheiten, Vergnügungen des häuslichen und geselligen Lebens auf die Kanzel zu bringen; noch wenigere haben sie zugleich mit der Würde, mit der Fruchtbarkeit an wichtigen Belehrungen, mit einer so natürlichen Beziehung auf Religion zu behandeln gewußt als Z. Mit mehr als gewöhnlicher Gründlichkeit und Ausführlichkeit sind seine Materien behandelt, seine Vorträge höchst kunstlos und natürlich angeordnet, seine Beweise sehr überzeugend und anschaulich dargestellt und seine Gegenstände werden vorzüglich dem Verstande und durch diesen dem Herzen nahe gebracht. Sein Styl ist rein, deutlich und edel, jedoch weder blühend noch lebendig seine Darstellung und seinen Perioden fehlt Wohlklang und Fülle. Sein äußerer Vortrag und Anstand endlich war ruhig und würdevoll, ergreifend, ohne hinreißend zu sein. Sämmtliche Predigten Z.'s sind in 13 Bänden zu Leipzig 1798 erschienen, zu denen noch 2 Bände im Jahre 1804 kamen. In dieser Sammlung findet man auch diejenigen Predigten, die schon früher, vom Verfasser selbst herausgegeben, theils unter dem Titel: „Einige Betrachtungen über das Übel in der Welt", theils unter der Aufschrift: „Predigten über die Würde des Menschen und den Werth der Dinge, die zur menschlichen Glückseligkeit gehören" und „Warnung vor einigen herrschenden Fehlern unseres Zeitalters, wie auch vor dem Mißbrauche der reinern Religionserkenntniß", erschienen waren. Großes Verdienst erwarb sich Z. auch dadurch, daß er einem tief gefühlten Bedürfnisse durch die Herausgabe eines neuen Gesangbuchs (Leipz. 1766. 8. Aufl. 1786) abhalf, wobei ihn sein Freund Ch. F. Weiße treulich unterstützte. Noch hat man von ihm Andachtsübungen und Gebete und mehrere Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen, als „Unterhaltungen der Emilie" (aus dem Französischen, Leipz. 1774); Brydone's „Reise durch Sicilien und Malta" (aus dem Englischen, Leipz. 1778). — Vergl. „Über den Charakter Zollikofer's", von C. Garve (Leipz. 1788). 63.

Zollvereine sind Verbindungen mehrerer Staaten mit einander zur gemeinschaftlichen Besteuerung ausländischer Producte und verhältnißmäßiger Theilung in den Betrag derselben, unterschieden von den Handelsverträgen (s. d. Art.), welche nur die Handelserleichterung der gegenseitigen Unterthanen bezwecken. Bis

Digitized by Google

jetzt ist ihre Idee nur in Deutschland gefaßt und ausgeführt worden, da hier gerade die Menge sonst politisch mit einander verbundener meist kleiner Staaten das Drückende der Zolllinien am Meisten fühlen ließ. Veranlaßt wurden dieselben durch die Isolirung der größeren Staaten, namentlich Östreichs und Preußen, vermittelst strenger Zölle, wodurch zuerst Baiern und andere deutsche Staaten zweiten Rangs (besonders Churhessen) sich zu gleichen Maßregeln bewogen fühlten, die kleineren aber unter einen großen Handelsdruck gesetzt wurden, zumal wenn sie, wie Sachsen, durch Repressalien sich nur schaden konnten, oder wie die kleineren Fürsten wenig Handel und Gewerbthätigkeit entgegensetzen konnten und daher von den größeren Staaten hierin sich abhängig machen mußten. Doch kam Preußen, welches weniger Staatsmonopole hat als Östreich, den übrigen Staaten bereitwillig zur Ausgleichung entgegen und fand sich besonders geneigt, diejenigen kleinen Staaten, deren Gebiet es umschließt und welche gegen den Handelsdruck klagend auftraten, in sein Zollsystem mit aufzunehmen. So kam schon im October 1819 mit Schwarzburg-Sondershausen wegen der Unterherrschaft ein Verein zu Stande, in welchem diese in Bezug auf Zollverhältnisse ganz wie preußisches Gebiet betrachtet und dem Fürsten ein nach der Einwohnerzahl berechneter verhältnißmäßiger Theil der Zolleinnahmen zuerkannt wurde. Diesem Vertrage folgten bald die ganz gleichen mit Schwarzburg-Rudolstadt (wegen Antheil an der Unterherrschaft), Sachsen-Weimar (wegen Altstädt und Oldisleben) und den anhaltischen Fürstenthümern. Unterdessen hatten Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, die sächsischen und reußischen Fürstenthümer, Nassau, Waldeck, Churhessen, Hohenzollern und Schwarzburg häufige Unterhandlungen wegen eines Zollvereines gehabt, der aber zu keinem Resultate gelangte, weßhalb endlich den 18. Jan. 1828 zwischen Baiern, Würtemberg und den beiden Hohenzollern, welche schon seit 1824 sich an Würtemberg angeschlossen hatten, ein besonderer Zollverein zu Stande kam, zufolge dessen alle Zölle nach gleichem Maßstabe auf gemeinschaftliche Rechnung erhoben werden sollten; Hessen-Darmstadt aber schloß sich schon den 14. Febr. 1828 völlig an Preußen an und verschmolz sein Zollwesen mit dem preußischen. Jetzt fühlten aber die mitteldeutschen Staaten um so dringender das Bedürfniß einer Regulirung der Zollangelegenheit und namentlich erheischten es die Handelsverhältnisse Sachsens, sich eine freie Handelsstraße nach dem Meere offen zu halten, um nicht durch einen Kranz von Zolllinien niedergedrückt zu werden, und es trat daher mit Churhessen, welches schon seit 1819 die heftigste Opposition gegen Preußen gebildet hatte, und Hanover in Unterhandlung, welche im September 1828, da auch die sächsischen Herzogthümer, die reußischen Fürstenthümer, Schwarzburg-Rudolstadt, Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Bremen und Frankfurt beitraten, die Gründung des **mitteldeutschen Handelsvereins** herbeiführte, dessen Haupttendenz jedoch nicht auf Repressalien gegen die Zollstaaten und Einrichtung von Zollstätten, sondern allein auf der Erleichterung des innern Verkehrs gerichtet war und welchem noch speciellere Separatverträge der einzelnen Vereinsglieder unter einander folgten, wie der **eimbecker Vertrag** (den 27. März 1830) zwischen Churhessen, Hanover, Oldenburg und Braunschweig, zufolge dessen diese Staaten, in denen bisher Zoll bestanden hatten, zu einem Z. zusammentraten. Doch plötzlich trat Churhessen aus dem Vereine, welcher eigentlich bis 1840 (der mitteldeutsche Handelsverein) und 1841 (der Separatzollverein) bestehen sollte, und erklärte am 25. Aug. 1831 seinen Beitritt zu dem preußisch-darmstädtischen Z., wodurch nicht nur die bestehenden Verträge verletzt, sondern auch der mitteldeutsche Handelsverein in 2 nicht mehr zusammenhängende Theile geschieden wurde. Dadurch sahen sich die anderen Staaten, nachdem sie vergeblich beim Bundestage Beschwerde gegen Churhessen geführt hatten, gezwungen auch ihren eignen Vortheil zu berücksichtigen und sich Preußen

Digitized by Google

zu nähern, zumal da der süddeutsche Zollverein bereits 1829 mit dem preußischen einen vorläufigen Vertrag geschlossen hatte. Daher schlossen vorläufig die kleineren Staaten zuerst Separatverträge mit den beiden Zollvereinen wegen ihrer in sie eingeschlossenen Enclaven, während der süddeutsche Zollverein und die Staaten des mitteldeutschen Handelsvereines zur Begründung eines allgemeinen deutschen Zollvereines mit Preußen und Hessen unterhandelten. Die Verhandlungen führten auch zu einem günstigen Resultate, indem schon am 22. März 1833 der süddeutsche Zollverein, am 30. März das Königreich Sachsen und am 10. Mai die sachsen-ernestinischen, reußischen und schwarzburgischen Länder mit dem preußisch-hessischen Z. sich vereinigten. Der Vertrag trat den 1. Jan. 1834 ins Leben und so waren die Königreiche Preußen, Sachsen, Baiern und Würtemberg, das Churfürstenthum Hessen, die Großherzogthümer Hessen-Darmstadt und Weimar, die Herzogthümer Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und Anhalt, die Fürstenthümer Reuß, Schwarzburg und Hohenzollern zu einem großen Ganzen verbunden, in welchem das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, die Herzogthümer Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und die schwarzburgischen und reußischen Fürstenthümer mit Ausschluß ihrer vom preußischen oder vom süddeutschen Handelsvereine umschlossenen Enclaven, aber mit Einziehung der zwischen ihnen liegenden preußischen (auch Erfurt) und churhessischen Enclaven als thüringischer Zoll- und Handelsverein eine gemeinschaftliche Oberleitung des Zollwesens zu Erfurt erhielten. Die nordwestlichen deutschen Staaten, Hanover, Braunschweig, Oldenburg, die lippischen Fürstenthümer, die Großherzogthümer Meklenburg und die Hansestädte zeigten jedoch wenig Verlangen diesem Vereine beizutreten, sondern Hanover schloß vielmehr mit Braunschweig 1835 einen besondern Zollverein, dem später auch Oldenburg beitrat, während der deutsche Zollverein durch den Beitritt von Waldeck, Hessen-Homburg (1834), Baden, Nassau (1835) und Frankfurt am Main (1836) und einiger lippischen und meklenburgischen Enclaven, so wie des oldenburgischen Fürstenthums Birkenfeld sich jetzt über einen Flächenraum von 8253 □Meil. mit 26 Mill. Einwohnern erstreckt. Als Grundlage dabei ward von allen Vereinsstaaten das preußische indirecte Steuersystem angenommen, ein völlig freier Verkehr der sämmtlichen Bewohner derselben und ein gemeinschaftliches Zollgesetz eingeführt und die verhältnißmäßige Vertheilung der Einnahme unter die einzelnen Staaten nach der Einwohnerzahl (ungefähr 20 Gr. für den Kopf) festgesetzt; dagegen mußten alle besonderen zollähnlichen Abgaben in einzelnen Staaten aufgehoben, die besonders bestehenden Verbrauchssteuern gemeinschaftlich regulirt und gleiche Grundsätze in Betreff der Gewerbtreibenden eingeführt werden. Der preußische Münzfuß ward bis zur Einführung eines allgemeinen Münzsystems als Zollmünze angenommen. — Vergl. Nebenius, „Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft" (Karlsruhe 1835). 37.

Zonăras (Johannes), ein berühmter byzantinischer Geschichtschreiber, lebte zuerst zu Constantinopel als Geheimschreiber des Kaisers Alexius Komnenus und Praefectus vigilum, zog sich aber um 1118 in das Kloster auf dem Berge Athos zurück, wo er im hohen Alter starb. Sein berühmtestes Werk ist sein „Χρονικόν" in 18 Büchern, welches die Geschichte von der Schöpfung bis zum Jahre 1118 n. Chr. erzählt. Es ward herausgegeben von H. Wolf (Basel 1557. Fol.) und Dufresne (Paris 1686. 2 Bde. Fol.). Außerdem werden ihm ein Lexikon: „Συναγωγὴ λέξεων" (herausgegeben von Tittmann, Leipz. 1808. 2 Bde. 4.) und Scholien zu Kirchenvätern, so wie mehrere theologische und philosophische Schriften zugeschrieben. 16.

Zonen, Erdstriche oder Erdgürtel, heißen in der Geographie die 5 Theile, in welche man die Erdoberfläche in Bezug auf den allgemeinen Wärmegrad mit

astronomischen, nicht physischen, Grenzen eingetheilt hat. Es gibt eine heiße, zwei gemäßigte und zwei kalte Z. — Die heiße oder tropische Zone, durch die der Äquator mitten hindurchgeht und welche von den beiden Wendekreisen eingeschlossen wird, ist 47 Grade oder 705 geographische Meilen breit und hat 3694038 □M. Flächeninhalt, also beinahe $\frac{2}{5}$ der ganzen Erdoberfläche. Weil die Sonnenstrahlen ganz oder beinahe senkrecht auf diese Zone fallen, so ist in ihr die Hitze das ganze Jahr hindurch sehr beträchtlich und wird blos durch den geringen Unterschied der Tag- und Nachtlängen, die starke Ausdünstung der Meere, hohe Gebirge, tropische Regen und Passatwinde in etwas gemildert. Der Jahreszeiten gibt es daselbst eigentlich nur zwei, einen Sommer und einen Winter, d. h. die anhaltende Hitze und die Regenzeit. — Die beiden gemäßigten Z. sind die nördliche und die südliche, deren erstere vom Wendekreise des Krebses und von dem nördlichen Polarkreise, die zweite vom Wendekreise des Steinbocks eingeschlossen wird, jede 43 Grade oder 645 Meilen breit ist und 2413190 □M. Flächeninhalt hat; mithin nimmt jede $\frac{269}{10000}$ der ganzen Erdoberfläche ein. Weil die Sonnenstrahlen auf diese beiden Z. niemals senkrecht, sondern nach dem geringern oder größern Abstande vom Äquator unter einem weniger oder mehr schrägen Winkel fallen, so wird den Z. im Ganzen ein gemäßigter Wärmegrad zu Theil; eigentlich aber ist es nur die Mitte einer jeden der beiden Z., welche den Namen „gemäßigte Z." mit vollem Rechte verdient. Übrigens wechseln daselbst die Jahreszeiten regelmäßig, sind jedoch unter den verschiedenen Breiten auch von verschiedener Dauer und auf den beiden Hemisphären gerade einander entgegengesetzt. — Die beiden kalten Z. sind die nördliche und südliche, deren erstere eine Calotte (Kugelmütze) bildend mit dem nördlichen Pole als ihrem Mittelpunkte von dem nördlichen Polarkreise, die zweite ebenfalls eine Calotte bildend, mit dem südlichen Pole als ihrem Mittelpunkte von dem südlichen Polarkreise eingeschlossen wird, jede $23\frac{1}{2}$ Grade oder 352 Meilen als Halbmesser (Radius) hat und 380542 □M. groß ist; also nimmt jede $\frac{41}{10000}$ der ganzen Erdoberfläche ein. Weil die Sonnenstrahlen auf diese beiden Zonen am Schrägsten fallen, so haben sie auch nur an den Grenzen derselben auf kurze Zeit die Kraft, Schnee und Eis zu schmelzen, das beständig jeden Pol umlagert und wo mithin die furchtbarste Kälte fast jedes organische Leben zerstört. Daher sind auch die 4 Jahreszeiten, welche die kalten freilich mit den gemäßigten Z. gemein haben, hier von sehr ungleicher Dauer und auffallender Beschaffenheit. 13.

Zoolithen, s. Petrefactenkunde.

Zoolŏgie oder Thierkunde umfaßt die Naturgeschichte der Thiere und bildet demnach den ersten Theil der gesammten Naturgeschichte, mag sie wissenschaftlich oder populär dargestellt werden. 30.

Zoophyten oder Pflanzenthiere nannte Linné alle diejenigen thierischen Formen, welche durch ihren eigenthümlichen Bau gewissermaßen den Übergang aus dem Thierreiche zu dem Pflanzenreiche machen. Man unterschied sie in Z. im engern Sinne, deren Bestandwesen hornartig erscheint, und in Phytozoen, bei denen die thierische Substanz mehr hervortritt. Auch rechnete man die sogenannten Lithophyten hierher, bei denen die thierische Substanz sehr gering ist. Übrigens weichen die Naturforscher in ihren Bestimmungen sehr von einander ab. Oken faßt sie unter dem Begriffe Polypen zusammen (s. Corallen und Polypen). 30.

Zootŏmie ist Beschreibung der organischen Form der Thiere nach ihren sämmtlichen, auch unter der Oberhaut befindlichen Theilen, und da die Physiologie des Menschen sich dieser Kenntniß zur Vergleichung bedient, um zu untersuchen, worin Form und Erscheinungen an Menschen und Thieren übereinstimmen, und um daraus wichtige Resultate ziehen zu können, so heißt dieselbe auch anatomia comparata. (Mehreres s. im Art. Anatomie.) 39.

Digitized by Google

Zorndorf (Schlacht bei, den 25. Aug. 1758). Während Friedrich II. (s. d. Art.) zur Belagerung von Olmütz nach Mähren gezogen war, waren die Russen unter Fermor's Anführung nach Preußen zurückgekehrt, zogen nach dieser leichten Eroberung gegen die deutschen Provinzen, drangen 80000 Mann stark in Brandenburg und Pommern ein, ihren Weg mit Brand und Mord bezeichnend, und begannen die Belagerung von Küstrin (15. Aug. 1758). In den ersten 24 Stunden schon war die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt; nur die Festung hielt sich noch. Der König, tief ergriffen von dem Unglücke der so barbarisch verwüsteten Gegenden, ließ den größten Theil seines Heeres bei Landshut zur Deckung von Schlesien unter dem Feldmarschall Keith zurück und eilte mit 14000 erlesenen Truppen zur Rettung Küstrins herbei, welches der Graf Dohna, der mit 20000 Mann Stralsund verlassen hatte, um sich dem Feinde entgegenzustellen, mit der zu großen Minderzahl an Streitern nicht bewirken konnte. Den 21. August langte der König nach einem 11tägigen Marsche von Landshut aus bei Küstrin an und vereinte sein Heer mit dem Dohna'schen Corps an dem folgenden Tage bei Gorgast. Die Russen wurden dadurch genöthigt, die Belagerung von Küstrin sogleich aufzuheben, und beide Theile rüsteten sich zur Schlacht. Friedrich, tief ergriffen bei dem Anblicke der verwüsteten Fluren, der noch rauchenden Aschenhaufen und der im grenzenlosesten Elende herumirrenden Flüchtlinge, schien jede Lehre der Philosophie zu vergessen; keinem dieser Barbaren Pardon zu geben, befahl er; alle Anstalten wurden getroffen, ihnen den Rückzug abzuschneiden, sie nach den Morästen der Oder zu drängen und dort zu vernichten. Friedrich nahm eine Stellung, worin er den General Fermor von dem Heere des Generals Romanzow abschnitt; daß jener aber den General Czernitschef an sich heranzog, konnte er nicht verhindern. Mit seinem gewöhnlichen außerordentlichen Feldherrntalente entwarf Friedrich die Anordnungen zu dem blutigen Kampfe, welcher den 25. Aug. bei Z. stattfand. Die Russen, 50000 Mann stark, hatten die in ihren Türkenkriegen gebräuchliche Stellung, ein ungeheures Viereck, in dessen Mitte Reiterei, Gepäck und Reserveheer sich befanden, angenommen; die Preußen dagegen rückten, wie bei Leuthen, in schiefer Schlachtordnung vor. Um 8 Uhr Morgens begann das preußische Geschütz in den dichten unbehülflichen feindlichen Massen seine Ernte zu halten, ganze Glieder wurden oft von einer einzigen Kugel niedergerissen und nach dieser Vorbereitung rückte der linke Flügel der Preußen zum Angriffe vor. Dieses Vorrücken geschah jedoch mit allzugroßer Hitze; die russische Cavallerie warf den linken Flügel mit Macht zurück und schon glaubte Fermor den Sieg errungen zu haben. Den Feind zu verfolgen ließ er von allen Seiten das Quarrée öffnen, und mit lautem Siegesgeschrei drangen seine Truppen vor. Da brach der brave Seydlitz mit der Cavallerie herror; die russische Reiterei ward gänzlich geworfen und auf das ebenfalls angegriffene Fußvolk zurückgejagt. Eine große Verwirrung entstand. Das Hintertreffen der Russen vor Staub und Dampf die Seinigen nicht mehr erkennend feuerte auf die eigenen vorderen Glieder. So war gegen Mittag der rechte Flügel der Russen fast gänzlich aufgerieben; doch wenig noch hatte der linke gestritten. Der König ließ auch ihn attaquiren, aber feig flohen sogleich die angreifenden Regimenter. Da stürzte auch hierhin Seydlitz mit seiner trefflichen Reiterei; an ihre Fahnen schien der Sieg gefesselt. Tapfer unterstützt durch die Infanterie, welche der König aus Schlesien herbeigeführt hatte, drang sie unter mörderischem Kampfe vor und überall wichen die Russen. — Zwölf Stunden lang hatte das Morden gedauert und erst die einbrechende Nacht und die gänzliche Ermattung beider Theile machten dem Würgen ein Ende. Der Rückzug der Russen war durch das Abbrechen der Brücken äußerst erschwert und dadurch die verzweifelte Gegenwehr derselben bedeutend vermehrt worden. Den Kampf am folgenden Tage förmlich zu erneuern und die Russen vollends zu vernichten, war des Mangels an Mu-

Digitized by Google

nition bei der Infanterie und der gänzlichen Ermattung der Reiterei wegen nicht mehr möglich. Der Sieg war indeß, obgleich sich Fermor nicht für überwunden hielt, unzweifelhaft, und letzterer zog sich über Landsberg an der Wartha zurück. Der König verlor in dieser Schlacht 3500 Todte, 6000 Verwundete, 1400 Gefangene und 26 Kanonen; die Russen dagegen 19000 Todte und Verwundete, 2800 Gefangene, 103 Kanonen, 27 Fahnen und die Kriegscasse. Mit edler Freimüthigkeit gestand Friedrich, daß nicht er, sondern Seydlitz den Sieg errungen habe. Unter den gefangenen Russen befanden sich die Generale Czernitschef, Soltikow, Fürst Sulkowsky u. A., die dem Könige nach der Schlacht vorgestellt wurden. Friedrich konnte die grausame Verheerung seines Landes nicht vergessen, er warf daher verächtliche Blicke auf die vorgeführten Befehlshaber und sagte, indem er sich von ihnen wegwandte: „Ich habe kein Sibirien, wohin ich Euch schicken könnte. Ihr sollt in die Casematten von Küstrin gesteckt werden; habt Ihr Euch gute Quartiere zubereitet, so mögt Ihr solche nun auch beziehen". Sie blieben jedoch nur einige Tage hier und der König erlaubte ihnen, sich in der nicht abgebrannten Neustadt von Küstrin einzumiethen. 61.

Zoroaster, Zerduscht, Serdusch, Zerethoschthro, ein Meder oder Perser, der wahrscheinlich zwischen 600—500 v. Chr. lebte, wenn man annehmen darf, daß der König Gustasp, in dessen Regierung sein Leben fallen soll, entweder Cyaxares I. oder Darius Hystaspis bedeutet, war ein großer Reformator des altpersischen religiösen Glaubens und Cultus und Stifter der sogenannten Zend-Avestalehre, über welche man d. Art. Parsismus sehe. Vergl. Anquetil's und Foucher's „Mém. sur la personne, les écrits et le système de Zoroastre" (in den „Mém. de l'Acad. des Inscr." XXVII. XXX. XXXI. XXXIV. XXXVII. XXXIX. XL. und in den „Mém. de lit." T. XXX. XXXV.) und Chph. Meiners, „De Zoroastri vita, institutis, doctrina et libris" (in „Nov. Comm. soc. Gott." Vol. VIII. IX., auch in der „Neuen philosophischen Bibliothek" Bd. IV. St. 2). 80.

Zosimus ist der Name mehrerer griechischen Gelehrten, von denen wir nur nennen: Z., welcher im V. Jahrh. n. Chr. Comes und Advocatus fisci zu Constantinopel war und eine Geschichte der römischen Kaiser bis 410 n. Chr. in 6 Büchern schrieb, in welcher er sich zwar als ein großer Feind der Christen zeigt, welche aber wegen der benutzten guten Quellen ein wichtiger Beitrag zu der Geschichte dieser Zeit ist. Herausgegeben ward sie von H. Stephanus (Paris 1581. 4.), Sylburg (Frankf. 1590. Fol.), Cellarius (Zeitz 1679. 3. Ausg. Jena 1720), Smith (Oxford 1680) und Reitemeyer (Leipz. 1784); lateinisch von Leunclavius (Basel 1576. Fol.); deutsch von Seybold und Heyler (Frankf. a. M. 1802—1804. 2 Bde. 8.). — Ein anderer Z. aus Panopolis in Ägypten lebte wahrscheinlich im V. Jahrh. n. Chr. und schrieb mehrere chemische Schriften, von denen „*Βαφὴ τοῦ χαλκοῦ*" (Härtung des Eisens) von Schneider (in den „Eclogae physicae") und „*Περὶ ζύθων ποιήσεως*" (Über die Bereitung des Bieres) von Gruner (Sulzbach 1814) herausgegeben worden ist. 16.

Zosimus, römischer Papst, folgte 417 auf Innocenz I. und gerieth bald darauf mit den afrikanischen Bischöfen in Streit, weil er den Pelagius und Cölestius als rechtgläubig anerkannte, verdammte aber endlich dieselben, weil sie auf dem deßhalb zusammengetretenen Concilium nicht erschienen. Kurz darauf nahm er den wegen grober Vergehungen von seinem Bischofe entsetzten und in den Bann gethanen afrikanischen Priester Apiarius in Rom wieder in die Kirchengemeinschaft auf und suchte ihn mit Gewalt wieder ins Amt zu bringen, indem er den Primat des römischen Bischofes vor allen übrigen Bischöfen öffentlich behauptete. Doch starb er schon im December 418. — Zwei für ächt gehaltene Briefe von ihm stehen in Baronius' „Annalen", andere Briefe, welche aber entschieden unächt

Digitized by Google

sind, in Schönemann's „Pontificum romanorum epistolae“ (Bd. I. S. 662—710). 37.

Zriny, Zrinyi (Niklas, Graf von), ein durch seine heldenmüthige Tapferkeit berühmt gewordener ungarischer Feldherr, stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Brabir und wurde im Jahre 1518 auf dem Schlosse Zrin in Ungarn, von dem seine Familie den Namen führte, geboren. Schon in seinem 12. Jahre zeichnete er sich bei der Belagerung von Wien so sehr aus, daß ihn Karl V. mit einem Streitrosse und einer goldenen Gnadenkette beschenkte, und eben so rühmlich that er sich in den späteren Ungarnkriegen gegen Johann von Zapolya und Soliman den Prächtigen hervor. Seiner Verbesserung der Taktik der leichten Reiterei verdankten die Kaiserlichen im Jahre 1542 den Sieg bei Pesth. Zum Ban von Croatien ernannt vertheidigte er 12 Jahre lang dieses Land gegen die Einfälle der Türken und nöthigte sie im Jahre 1562 zur Aufhebung der Belagerung von Szigeth. Hierauf wurde er auch zum Ban von Slavonien, Dalmatien und zum Tavernicus von Ungarn erwählt, welches Land damals größtentheils in den Händen der Türken war. Als Soliman II. (s. d. Art.) im Jahre 1566 von Belgrad aus aufs Neue zur Belagerung von Szigeth vorrückte, schlug Z. dessen Vortrab, mußte sich aber vor der Übermacht, mit welcher der Großwesir Muhammed Sokolwich herrannahte, nach Szigeth zurückziehen und dieses wurde bald darauf von einer 200000 Mann starken Heeresmacht belagert, während Z. blos 3000 Mann zur Vertheidigung der Stadt und des Schlosses hatte. Allein dennoch zog sich Z. erst nach der hartnäckigsten Behauptung der erstern mit seiner Mannschaft aus ihren brennenden Trümmern in das Schloß zurück, welches die Türken vom 26. Aug. bis 1. Sept. täglich gegen siebenmal bestürmten. Aber weder dadurch, noch durch Soliman's Drohung, Z.'s in türkischer Gefangenschaft befindlichen Sohn zu ermorden, ließ sich Z. zur Übergabe bewegen. Als endlich am 4. September der Sultan gestorben war, steckte der Großwesir am 5. Sept. einen Theil des Schlosses in Brand und kündigte für den 7. einen allgemeinen Sturm an. Schon stand das ganze Schloß in Flammen, als Z. mit der nur noch 600 Mann starken Besatzung ausfiel, welche nun sämmtlich in verzweifeltem Kampfe ihren Tod fand. Die Türken besetzten hierauf das Schloß, allein ein großer Theil derselben verlor das Leben bei einer Explosion der Pulverkammern, welche Z. durch Lunten hatte in Brand stecken lassen. Im Ganzen sollen die Türken gegen 20000 Mann bei dieser Belagerung verloren haben. Z.'s Heldenmuth ist unter den Deutschen bekanntlich durch Th. Körner's Trauerspiel gleiches Namens besonders verherrlicht worden. 81.

Zschokke (Johann Heinrich Daniel), einer der geschätztesten deutschen Unterhaltungsschriftsteller, am 22. März 1771 zu Magdeburg geboren, verlor früh seine Eltern und entfloh, nachdem er seine Schulstudien vollendet hatte, seinem Vormunde (1788), um sich frei und unabhängig in der Welt zu bewegen. Nachdem er sich zwei Jahre als Hauslehrer und als Theaterdichter bei einer wandernden Schauspielergesellschaft herumgetrieben hatte, söhnte er sich mit den Seinigen wieder aus und bezog 1790 die Universität Frankfurt an der Oder, wo er sich der Theologie widmete. Seine Absicht war, eine Lehrerstelle an dieser Universität zu erhalten; als er sich aber einige Zeit vergebens und ohne weitere Aussichten abgequält hatte, bewog ihn die Vorliebe für die Schweitz und ihre freien Staatsverfassungen zu dem Entschlusse, erst eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien zu machen und sich dann in einem der kleinen demokratischen Freistaaten am Fuße der Alpen anzusiedeln. Er trat 1795 seine Reise an und fand in den meisten Städten Süddeutschlands, wo sein Name durch seinen ersten schriftstellerischen Versuch, das Trauerspiel „Abellino“, bekannt geworden war, freundliche Aufnahme. Als er die Schweitz betrat, schien er in einer verklärten Welt zu schweben, als er diese

Digitized by Google

Gebirge, diese Wasserfälle, diese klaren, grünen Ströme, dieses üppige Pflanzenleben erblickte. Unbehaglich fühlte er sich in der Hauptstadt Frankreichs; die romantisch-glänzenden Bilder von der Glückseligkeit eines Volkes unter freier Verfassung, welche die Phantasie des jungen Reisenden so lange entzückt hatten, verschwanden ihm hier auf widerliche Art in dem Staube der Wirklichkeit und er eilte nach der Schweitz zurück, wo er die Leitung des Erziehungsinstitutes in Reichenau übernahm und die tief gesunkene Anstalt bald wieder hob. Für die Schüler derselben schrieb er die „Geschichte des Bündnerlandes" (1797). Das Institut mußte leider bald darauf, als der Revolutionskrieg sich auch nach der Schweitz hin ausdehnte, aufhören und Z. hielt sich jetzt als Bevollmächtigter seines neuen Vaterlandes zu Aarau auf, bis die Besetzung Bündens durch die Östreicher (1798) seinem heilsamen diplomatischen Wirken ein Ende machte. Er stand nun einige Zeit an der Spitze des Departements des Schulwesens, bis ihn 1799 das Vollziehungsdirectorium mit großen Vollmachten als Regierungscommissair in das zerstörte und noch gährende unterwaldner Land schickte und später seinen Wirkungskreis auch über Uri und Schwyz ausdehnte. Z. erwarb sich unsterbliches Verdienst um die verarmte Bevölkerung dieser Länder, welche ohne seine rastlosen Bemühungen hätte verhungern oder auswandern müssen. Das Heer des Generals Moncey geleitete er 1800 über den St. Gotthard und suchte in der italienischen Schweitz den gesetzlichen Gang der Dinge wiederherzustellen. Um den schamlosen Bedrückungen des Generals Massena zu steuern, ging er selbst nach Bern und erhielt von dem Obergenerale M. Dumas das Versprechen schleuniger Abhülfe. Er wollte wieder auf seinen Posten zurückgehen, als ihn der Vollziehungsrath der Republik zum Regierungsstatthalter zu Basel ernannte. Hier mußte er mit Mühe die Gährung des Landvolkes niederhalten, was ihm auch ohne Blutvergießen gelang. Als aber die siegende aristokratische Partei die seitherige Regierung gestürzt hatte und die alte schlechte Verwaltung wiederherstellte, nahm Z. seine Entlassung (1801) und endete seine politische Laufbahn. Er ließ sich zu Aarau nieder; wo er durch die populäre Wochenschrift: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweitzerbote" (1804) fortfuhr, auf das Schweitzervolk heilsam und beruhigend einzuwirken. Die Regierung des Freistaates Aargau ernannte ihn 1804 zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamtes, zog ihn 1814 in den großen Rath, 1820 in den evangelischen Kirchenrath, 1821 in die Bibliothekscommission und machte ihn 1823 zum Mitgliede der Cantonsschuldirection. Nach dem stürmischen Jahre 1830 erschien er noch einmal mit Auszeichnung auf dem politischen Schauplatze. Er war indessen auch als Schriftsteller nicht unthätig gewesen. Das ihm übertragene Amt bewog ihn zur Herausgabe des geschätzten Werkes: „Der Gebirgsförster". Am Wohlthätigsten wirkte er aber durch die Zeitschriften: „Miscellen für die neueste Weltkunde" (1807—1813), „Erheiterungen" (1811—1825) und „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" (1817—1823). Unter seinen historischen Schriften verdienen die „Geschichte vom Kampfe und Untergange der schweitzerischen Bergcantone" (1801), die „Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" (1803), die „Geschichte des baierschen Volkes und seiner Fürsten" (1813—1818) und „Des Schweitzerlandes Geschichten für das Schweitzervolk" (1822); unter seinen Erzählungen die „Prinzessin von Wolfenbüttel", „Das Goldmacherdorf", „Der Flüchtling im Jura", „Der Freihof von Aarau" und „Addrich im Moos" die meiste Beachtung. Z. bleibt jedoch in Allem, was er auch schreibt, auf der Oberfläche und glaubt durch die auffallende Nachäffung von J. von Müller's Styl Alles gewonnen zu haben. Er soll auch Hauptverfasser der allbekannten „Stunden der Andacht" sein. „Sämmtliche ausgewählte Schriften" (Aarau 1826—1827. 40 Bde. 16.). (Vergl. „H. Zschokke", geschildert nach seinen vorzüglichsten Lebensmomenten von E. Münch, Haag 1830. 8.). 66.

Digitized by Google

Zuaven ist der Name der nach der Eroberung Algiers von den Franzosen aus den Eingeborenen errichteten leichten Infanterie, welche auf orientalische Weise gekleidet, aber auf europäische Art bewaffnet und exercirt ein Corps bildet, das den Franzosen bereits große Dienste geleistet hat. Einer ihrer vorzüglichsten Anführer ist der bekannte Jussuf Bei. 37.

Zubuße, lat. supplementum; franz. surcroit; engl. supply, heißt dasjenige, was von den Gewerken einer sich nicht frei bauenden oder Bearbeitungskosten nicht deckenden Grube zum Aufwande hinzugeschossen wird. Die Z. wird bergamtlich mit Vorwissen und unter Zuziehung der Gewerken bestimmt, angeschlagen, auf die Schichten oder Kuxe vertheilt und von den Gewerken der Zubußbetrag gegen Quittung, den Zubußzettel, eingeholt. 76.

Zuchthäuser, franz. maisons de correction; engl. houses of correction, sind solche Häuser und Anstalten, worin grobe Verbrecher aufgenommen und zur Strafe auf längere Dauer der Freiheit beraubt werden, zugleich aber arbeiten müssen. In früheren Zeiten, wo man die Arbeit noch für eine Strafe ansah, nannte man dergleichen Anstalten daher auch Arbeitshäuser und machte in den Urtheln den Unterschied, ob der Büßende zur Arbeit anzustrengen oder blos dazu anzuhalten sei. Es unterscheiden sich diese Häuser wesentlich von den Besserungsanstalten (s. d. Art.), zumal da man neuerdings immer mehr zu der Überzeugung gelangt ist, daß Warnung, Prävention, Besserung wohl einen Polizeizweck, nicht aber den der strafenden Gerechtigkeit abgeben. Überdieß möchte es an und für sich schon ziemlich problematisch sein, ob überhaupt eine anhaltende Strafe sich dazu eigne, den Menschen, zumal den rohen und kräftigen, zu bessern, oder ob sie nicht vielmehr das Gegentheil in dem Maße bewirken werde, in welchem sich beim Bestraften die Erinnerung an das begangene Unrecht verwischt, das Gefühl des oft unabsehbaren Druckes aber verstärkt. Wenigstens hat die bisherige Erfahrung das letztere auf die evidenteste Weise bestätigt. Hierzu kommt noch, daß man nach der gewöhnlichen Methode den längere Zeit im Zuchthause Verschlossengewesenen nach Ablauf der Strafzeit arm und hülflos, von aller Gelegenheit zum redlichen Erwerbe in der Heimath entfernt, gebrandmarkt mit einer Marschroute, worauf sein Verbrechen steht, und durch ewiges Einerlei starrköpfig gemacht wieder in die Welt hinauszustoßen pflegt, mit der Aussicht ihn recht bald wieder zu bekommen. Bei den neuesten Gesetzgebungen hat man daher darauf angetragen, unter den Strafanstalten einen Unterschied zu machen und wenigstens für solche Vergehen, die nicht aus einem verworfenen Charakter entsprangen, anstatt der jetzigen Z. eine Art Arresthäuser einzuführen; auch haben sich in der neuesten Zeit an mehreren Orten Gesellschaften zur zweckmäßigen Beschäftigung der aus dem Zuchthause Entlassenen gebildet. 31.

Zucker, lat. saccharum; franz. sucre; engl. sugar, ist ein eigenthümlicher geruchloser, fester, bei geringer Hitze schmelzbarer, bei höherer Temperatur sich zersetzender, an freier Luft mit heller Flamme brennender und im Wasser, aber weniger im Weingeiste und gar nicht im Äther auflöslicher Stoff, welcher sich durch seinen süßen Geschmack kundgibt. Er findet sich seltener in thierischen Körpern, wie in der Milch und dem Harne, am Häufigsten in den Pflanzen, doch auch hier in mehrfacher Verschiedenheit, indem er theils im freien Zustande krystallisirt oder nicht, theils in Verbindung mit Säuren in Gährung übergeht oder nicht. Am Häufigsten gewinnt man den Z. aus dem Zuckerrohre, dem Zuckerahorn, den Runkelrüben, weniger aus dem Süßholze, den Kartoffeln, den Weinbeeren und anderen süßen Früchten, aber auch aus Weizen, Malz, Stärke, Schwämmen und selbst, obwohl in ganz geringer Quantität und Qualität, aus Lumpen, Papier, Sägespänen und dergl. — Das Zuckerrohr (saccharum officinarum L.), aus dem bis jetzt der Z. gewöhnlich gewonnen worden ist und welches auch den

Digitized by Google

meisten Z. gewährt, ist eine zu Linné's 3. Classe, triandria, und deren 2. Ordnung, digynia, gehörige Pflanzenart, mit zweispeltigem Kelche und dergleichen Blumenkrone mit 8—12 Fuß hohem, 1—2 Zoll dickem Stengel, welcher eine Menge knotiger Absätze und unter einer dichten Schale ein zelliges, saftiges Mark enthält, und 4—5 Fuß langen schilfartigen Blättern, und ist ursprünglich in Ostindien zu Hause, von wo es sich über Vorderasien und durch die Kreuzzüge nach dem nördlichen Afrika und dem südlichen Europa verbreitete, bis endlich, nachdem es schon seit dem ersten Viertel des XV. Jahrh. die Portugiesen auf den canarischen Inseln angebaut hatten, seit 1506 zuerst auf St. Domingo verpflanzt ward, von wo es sich bald über ganz Westindien und von da über andere Theile Amerikas verbreitet hat, aber seit dieser Zeit vorzüglich in Westindien wegen seines vorzüglichen Gedeihens cultivirt wird. Die Gewinnung des Zuckers in der Art, wie wir ihn jetzt haben, stammt auch erst aus diesen späteren Zeiten; denn die Alten und selbst die Araber kannten nur die Auspressung des Saftes, nicht die Bereitung desselben. Das Zuckerrohr erfordert einen lockern, fetten und etwas feuchten Boden, welcher auf den Zuckerplantagen meist in große Quadrate von 100 Schritten Länge und Breite und diese wieder in viele kleinere Quadrate von etwa 3 Fuß getheilt werden. In jedes der letzteren gräbt man ein Loch, in welches 2 Schnittlinge mit 6—8 Augen gelegt und leicht mit Erde bedeckt werden. Wenn die Schößlinge herausgekommen sind, wird das Loch fester mit Erde bedeckt und der Boden immer rein vom Unkraute gehalten, bis das Rohr seine volle Reife und Größe erhalten hat. Alsdann wird das gelbgewordene Rohr dicht an der Erde abgeschnitten, der oberste Schoß davon aber als am wenigsten zuckerhaltig abgetrennt und als Viehfutter oder auch als Steckling benutzt. Statt des abgeschnittenen Rohres treiben mehrere neue aus der Erde hervor, welche nach 12—18 Monaten wieder reif sind, und so kann man das Feld eine Reihe von Jahren hinter einander benutzen; dann muß aber eine frische Anpflanzung stattfinden. Die abgeschnittenen Rohre werden nun in Bündel gebunden und in die Zuckermühle gebracht, in welcher die Stengel zwischen zwei eng zusammenstehenden Walzen ausgepreßt werden, und zwar zweimal, weil das erste Mal noch viel Saft darin bleibt. Der ausgepreßte Saft, welcher Rohrwein (franz. vezou) heißt, wird in untenstehenden Trögen aufgefangen und in die Zuckersiederei gebracht, wo er in großen kupfernen Kesseln mit Zusatz von Kalk und Laugensalzen gesotten und abgeschäumt wird. Diese Kessel zerfallen in die Reiniger, die Verdampfungsgefäße und die Kühlgefäße. In letzteren fängt der Z. bereits an zu krystallisiren und wird nun in Fässern in das Zubereitungshaus gebracht. Diese Fässer haben unten einige Löcher, welche mit Rohr verstopft werden, durch welche aber die flüssigen Theile (Melasse oder Syrup) in das darunter stehende Auffangungsgefäß abtröpfeln. In ihnen bleibt der Z. mehrere Wochen stehen und wird nun, sobald er völlig trocken ist, unter dem Namen Rohzucker, Farinzucker, Muscovade versendet, wo er meist mit feuchtem Thone bedeckt wird, dadurch eine hellere Farbe erhält und Cassonade genannt wird. Der feinere Z. wird erst durch Raffiniren dieses Rohzuckers bereitet, zum Theil schon an den Orten seiner Entstehung, am Häufigsten aber erst in Europa. Dazu wird der Rohzucker nochmals mit Kalkwasser erhitzt, mit Ochsenblut oder mit Eiweiß, auch jetzt häufig mit thierischer Kohle vermischt in einer Pfanne gesotten und durch beständiges Umrühren zum Schaume gebracht, welcher mit einem Schaumlöffel abgenommen wird. Ist der Schaum entfernt, so wird die Masse durch ein wollenes Tuch und einen Korb in den Klärkessel filtrirt, aus diesem nochmals zum Sieden gebracht und, nachdem man auf gleiche Weise verfahren ist, in der Kühlpfanne etwas abgekühlt und darauf in irdene kegelförmige Formen gegossen, welche mit der Spitze unterwärts stehen, und krystallisirt hier. Nach Verlauf einiger Zeit werden die an der

Digitized by Google

Spitze befindlichen Löcher zum Ablaufen des Syrups geöffnet und der Z. oben mit feuchtem Thone bedeckt, welcher den Syrup vollends zum Ablaufen nöthigt. Je öfter dieses Verfahren wiederholt wird, desto feiner ist der Zucker und wird nun unter den Namen Lumpenzucker, Meliszucker, Raffinat, Canarienzucker (als der feinste) in seiner erhaltenen Form (Hüte oder Brode) in den Handel gegeben. Unterläßt man dagegen beim Raffiniren des Zuckers das Umrühren und überläßt die Flüssigkeit bei einer Temperatur von 40° R. einige Zeit sich selbst, so krystallisirt sie in klaren vierseitigen Prismen und gibt den Candiszucker, welchen zu gewinnen man die Masse in einem mit Fäden durchzogenen Gefäße (Candistopf) stehen läßt, in welchem sich die Krystalle leichter ansetzen. — Die Bereitung des Zuckers aus anderen Stoffen ist in der Hauptsache der beschriebenen ähnlich und der Z. selbst, vorzüglich der aus Ahorn und Runkelrüben, dem Rohrzucker an Qualität nicht nachstehend. Daher hat man in der neuesten Zeit besonders auf die Anpflanzung von Ahornbäumen und den Anbau der Runkelrübe aufmerksam gemacht und letztere besonders ist ein bedeutender Zweig der Industrie geworden. Den ersten Versuch, denselben zu gewinnen, machte der Chemiker Marggraf (s. d. Art.) in Berlin um 1747; doch erst sein Nachfolger in der Direction der physischen Classe der berliner Akademie der Wissenschaften, K. Fr. Achard, wiederholte denselben mit mehr Erfolg und seinen Bemühungen kam besonders die Continentalsperre zu Gute, weßhalb sich in verschiedenen Ländern nach seiner Angabe und mit Verbesserungen Runkelrübenzuckerfabriken bildeten. Doch ersetzte dieser Z. den Rohrzucker nicht, da man die Bereitung noch nicht recht verstand, und mit der Aufhebung der Sperre mußten die Fabriken meist eingehen. Doch beschäftigten sich im Geheimen noch Manche mit diesem Gegenstande der Industrie und die neueste Zeit scheint ihre Bemühungen mit gutem Erfolge zu krönen; vorzüglich hat Dr. Zier in Zerbst für die Bereitung dieses Zuckers auf eine wohlfeilere und ergiebigere Weise sich bemüht und dadurch manche Rivalität hervorgerufen, so daß jetzt vorzüglich in Frankreich und Deutschland bereits eine große Anzahl Fabriken existiren. Es ist aber noch nicht gelungen, den Runkelrübenzucker so wohlfeil zu liefern, daß er den Rohrzucker verdrängt hätte, vielmehr müssen die Fabrication immer noch hohe Zölle schützen, wenn sie bestehen soll. Unter den vorzüglich in neuester Zeit sehr zahlreichen Schriften über Runkelrübenzuckerfabrikation erwähnen wir nur: Achard, „Europäische Zuckerfabrikation aus Runkelrüben" (Leipz. 1812. 3 Bde.); Schmelzer, „Das Ganze der Runkelrübenzuckerfabrikation" (2. Aufl. Quedlinb. 1836); Leuchs, „Runkelrübenzuckerfabrikation" (Nürnb. 1837. mit Kupfern). — Aus Kartoffeln ward viel Z. während der Kriegszeiten bereitet, man hat aber später denselben nicht sehr beachtet. Gersten-, Malz-, Weizen- u. a. Zucker wird weniger gebraucht und ist meist nur in Conditoreien zu haben. — Der Gebrauch des Zuckers im gewöhnlichen Leben ist vielfältig, aber vollständig bekannt; in der Medicin gebraucht man ihn als demulcirendes Mittel und in Verbindung mit vielen anderen Species. Er ist sehr nahrhaft, aber sein häufiger Genuß auflösend und zerstörend. — Der aus Z. bereitete Branntwein ist Rum (s. d. Art.). 30.

Zülpich, lat. Tolpiacum, eine Stadt im Kreise Euskirchen des preußischen Regierungsbezirkes Köln mit 1200 Einw., Wollenweberei und Gerberei, ist geschichtlich merkwürdig durch den 496 von dem Frankenkönige Chlodowig I. über die Alemannen errungenen Sieg, durch welchen das Reich derselben vernichtet und zufolge des von Chlodowig gethanen Schwurs das Christenthum unter den Franken begründet ward. Im Jahre 612 schlug der Urenkel Chlodowig's, Theodorich von Burgund, eben da seinen Bruder, Theodobert von Austrasien, gänzlich. 37.

Zünder, s. Brandröhren.

Zürich, Zürch, Canton der Schweitz, liegt 26° 2′ — 26° 29′ L., 47°

Digitized by Google

9′ — 47° 41′ N. Br., grenzt im Norden an Schafffhausen, im Nordosten und Osten an Thurgau, im Südosten an St. Gallen, im Süden an Schwyz und Zug, im Westen an Aargau, im Nordwesten an Baden und enthält auf 32¼ □Meilen 229000 Einw. Das Land wird von der 3589 Fuß hohen Allmannskette, dem Lägerberge (einer Nebenkette des Jura) und der Albiskette mit dem 2918 Fuß hohen Uto durchzogen und von dem Rheine, der Thur, Limmat, Reuß, Töß und Glatt bewässert; auch sind hier der 1½ Stunde lange Greifensee, der Zürchersee (s. d. Art.), der Pfeffikonsee und der Kotzensee. Die Producte sind: Rindvieh, Pferde, Ziegen, Schafe, Schweine, Geflügel und Fische; Getreide (nicht zureichend), Hülsen- und Gartenfrüchte, Obst, Wein (jährlich 150000 Eimer), Hanf, Flachs und etwas Holz; Steinkohlen, Torf, Thon, Kalk, Gyps und zahlreiche Mineralquellen. Die Einwohner sind Deutsche und bis auf kaum 1000 Katholiken Reformirte, beschäftigen sich mit Acker-, Obst- und Weinbau, Viehzucht, Seiden-, Wollen- und Baumwollenwebereien, unterhalten, außer 59 Fabriken mit 350 Spinnmaschinen, auch Leinwand- und Lederfabriken, treiben einen bedeutenden Transito-, Speditions- und Wechselhandel und führen aus Wein, gedörrtes Obst, Kirschwasser, Branntwein, Baumwollengarn, Musselin, Tuch, Tabak und Papier. Die Verfassung ist aristo-demokratisch. Die Regierung besteht aus dem großen Rathe von 212 Mitgliedern, von denen 72 aus der Stadt Zürich sind, und dem kleinen Rathe, der aus 25 Mitgliedern, dem Staatsrathe und den beiden Bürgermeistern besteht. Das Bundescontingent beträgt 3700 Mann und der Geldbeitrag 77453 schweitzer Franken. Eingetheilt ist der Canton in 11 Ämter. Darin: **Zürich**, Hauptstadt, 26° 12′ 24″ L., 47° 22′ 13″ N. Br., 1270 Fuß über dem Meere, in einem schönen Thale an der Limmat, die hier aus dem Zürchersee tritt und die Stadt in die große und kleine Stadt, die durch 2 Brücken zusammenhängen, theilt. Sie ist mit weitläufigen Festungswerken umgeben und hat 9 Thore, 2 Vorstädte, enge, krumme, gutgepflasterte und etwas steile Straßen, einige Plätze (worunter der Schützenplatz mit Salomon Geßner's Denkmale), 1178 meistens in antikem Geschmacke gebaute Häuser mit 14000 Einw., 4 reformirte Kirchen, 1 Rathhaus, 5 Zeughäuser, 1 Waisenhaus, Bürgerspital, 1 Gefängniß im Thurme Wellenberg rc.; ferner eine Universität, Humanitätscollegium, politisches Institut zur Bildung künftiger Staatsdiener, medicinisch-chirurgisches Institut, Blinden- und Taubstummenanstalt, 1 Schullehrerseminar, technische Anstalt, lateinische und Kunstschule, Gymnasium Carolinum, physikalische Gesellschaft mit einem botanischen Garten und 2 Sternwarten, schweitzerisch gemeinnützige Gesellschaft, vaterländisch-historische Gesellschaft, medicinisch-chirurgische Gesellschaft, mathematisch-militairische Gesellschaft, naturforschende Gesellschaft, Künstlergesellschaft, helvetische Gesellschaft für öffentliches Wohl, 1 öffentliche Stadtbibliothek mit 55000 Bänden und zahlreichen Sammlungen, 1 Stiftsbibliothek, Bibliothekgesellschaft, 1 ascetische Gesellschaft (gestiftet 1768), Hülfsverein, Nägel's Singinstitut, Antikensaal, Münzcabinet, ansehnliche Privat-, Kunst- und Naturaliensammlungen, besonders Schinz's Sammlung schweitzer Thiere, Escher's Mineralien, Keller's, Geßner's und Ziegler's Gemäldesammlung; Seiden- und Halbseiden-, Woll-, Baumwoll-, Leder- und Tabaksfabriken, Färberei, Glocken- und Kanonengießerei, Papiermühle, 5 Buchdruckereien, Schriftgießerei, 3 Buchhandlungen, bedeutenden Handel und ansehnlichen Speditionshandel nach Italien. Zu den ausgezeichnetsten Gebäuden Zürichs gehören: der Münster oder die Kathedrale mit dem Staatsschatze, die Frauenkirche, die St. Peterskirche, das Waisenhaus und das schöne Rathhaus. **Winterthur**, mit 3300 Einw., Gymnasium, Bibliothek, Antiquitätensammlung in dem neuen Rathhause, Woll-, Baumwoll-, Vitriol- und Alaunfabriken, Indiennedruckerei und Handel. In

Digitized by Google

der Nähe der Bläsihof mit einem großen landwirthschaftlichen Armeninstitute und die große Baumwollspinnerei im Haard mit einer Erziehungsanstalt verbunden. Eglisau, mit 1700 Einw. und altem Schlosse. Lauffen, mit 1000 Einw., Schloß und dem 300 Fuß breiten und 60—80 Fuß hohen Wasserfalle des Rheins und großem Eisenwerke. Bülach, 3000 Einw. Rheinau, Flecken, mit einer ehemals durch ihre Bibliothek berühmten Abtei auf der Rheininsel. Wädenschwyl, Flecken mit 4500 Einw., schönem Schlosse, großen Tuchfabriken und anderen Fabriken, Obst- und Weinbaue. Kyburg, Dorf mit altem Schlosse. Cappel, Dorf, Schlacht am 11. October 1531, Zwingli's Tod. Horgen, Hafen am Zürchersee. 71.

Zürcher See, zwischen Zürich und Utznach, von der Limmat durchströmt, 5½ Meilen lang, 1¼ Meilen breit, 600 Fuß tief und 1279 Fuß über dem Meere, besteht aus 2 Theilen, aus dem obern See, der vom Einflusse der Linth bis Rapperschweil 4 Stunden lang, 80—100 Klaftern tief und bei diesem Orte durch eine 1850 Fuß lange hölzerne, sehr wandelbare Brücke mit dem gegenseitigen Ufer verbunden ist, und aus dem 6 Stunden langen, über 80 Klaftern tiefen und sehr fischreichen untern See von Rapperschweil bis Zürich. Er erleichtert den Transport aus Italien über den St. Gotthardsberg und Graubündten, friert selten zu und ist mit Weinbergen und großen Fabrikdörfern umgeben. 71.

Zufall, lat. casus; franz. und engl. hazard, ist ein Ereigniß ohne nothwendigen Grund. Wessen wir keinen Grund sehen, das nennen wir zufällig (fortuitum). Doch beschränkt man meist die Abwesenheit eines Grundes auf unsere Unkenntniß eines solchen, indem man annimmt, daß doch völlig ohne Grund Nichts geschehen möge und daß es in der Welt keinen reinen Z. gebe (in mundo non datur casus). Der Begriff des Zufalles beruht, wie alle solche Begriffe, auf unserer Betrachtung der Dinge. — Da jedes Ding aus dem Wesen, als dem Grunde seines Seins, und aus der einzelnen bestimmten Art oder Form desselben besteht, wir aber dasselbe nur nach jenem vermöge der allgemeinen Ideen durch unsere Vernunft (s. d. Art.) erfassen können, so erscheint uns die bestimmte Äußerungsweise jenes Wesens als etwas nicht schon in ihm Gegebenes, ihm Zufallendes, Zufälliges. Je tiefer wir daher in das Sein der Dinge eindringen und je mehr wir dessen Wesen uns zu eigen machen, desto weniger wird uns daran noch als blos Äußerliches, Zufälliges, erscheinen, während der rohe Verstand, der von dem Wesen der Dinge nur eine ganz vage Idee hat, fast Alles für blos zufällig, äußerlich erklärt. — Die äußere Erscheinung eines Dinges selbst nennen wir daher dessen Zufälliges, Accidens, im Gegensatze zu dessen innerm Wesen, der Substanz. Wenn man aber einen Zufall als eine absolute Kraft oder ein absolutes Gesetz der Natur annimmt, so daß etwa gewisse Dinge durch Z. entständen, andere durch Nothwendigkeit, noch andere durch Freiheit, oder auch Alles durch den erstern, so ist dieß eine gänzliche Mißkennung dieses Begriffes (s. Fatum). 80.

Zug, der kleinste von den alten Cantonen in der Schweiz, liegt 25° 50′ — 26° 9′ L., 46° 58′ — 47° 10′ N.Br., grenzt im Norden an Zürich, im Osten und Süden an Schwyz, im Südwesten an Lucern, im Westen an Aargau und enthält auf 5½ □Meilen 25000 deutsche Einwohner katholischer Confession unter dem kostnitzer Bisthume. Das Land wird von Vorbergen der Alpen durchzogen, unter denen der 4900 Fuß hohe Ruffi ist, und von der Reuß, Sihl, Lorze bewässert; auch ist hier der 2 Meilen lange, ½ Meile breite, 200—1200 Klaftern tiefe und fischreiche Zugersee, der durch den Fluß Lorze mit dem Ägerisee verbunden ist und über den sich der meiste Handel von Horgen am Zürchersee nach dem Waldstätterse und dem St. Gotthardsberg zieht. Die Producte sind: Hausthiere und Fische; etwas Getreide, Obst, Kastanien und Holz; Bausteine und Torf. Die

Einwohner beschäftigen sich mit Acker-, Obst-, Wein- und Kastanienbau und führen aus: Butter, Käse, Vieh, Wolle, Häute, trocknes Obst und Kastanien. Die Verfassung ist demokratisch und der Canton ist in 2 Theile abgetheilt, wovon die Stadtgemeinde Zug und die Gemeinden Cham, Hüneberg, Steinhausen, Risch und Walchwyl das innere und die Gemeinden Ober- und Unter-Ägeri, Menzingen mit Neuheim und Baar das äußere Amt bilden. Die Landesgemeine wählt den Landammann, den Cantonsrath (Verwaltungsbehörde), aus 54 Gliedern bestehend, den dreifachen Landrath (gesetzgebende Behörde) und die übrigen Beamten. Das Bundescontingent beträgt 250 Mann und der Geldbeitrag 2497 Franken. Darin: Zug, Hauptstadt des Cantons am Fuße des Zugerberges und am Zugersee, mit 3000 Einw., 2 Kirchen, Capuzinerkloster, Rathhaus, Zeughaus, Hospital, Gymnasium mit Bibliothek, Seidenweberei, Baumzucht und Messe; Morgarten (s. d. Art.). 71.

Zugvögel, s. Vogel.

Zukowßky, s. Schukowßky.

Zumala-Carrēguy (Thomas), einer der ausgezeichnetsten spanischen Feldherrn der neusten Zeit, wurde im Jahre 1789 zu Ormaistegui in Guipuzcoa in einer sehr angesehenen Familie geboren, nahm schon in früher Jugend Kriegsdienste, rückte im Jahre 1813 zum Capitain bei einem Infanterieregimente auf, stand 1821 in Pampelona als Anhänger der Cortesconstitution und wurde 1823 von der Glaubensarmee gefangen und nach Ireati gebracht. Als ihm aber von hier die Flucht gelungen war und er nach Pampelona zurückkehrte, wurde er dort verhaftet und wegen seiner frühern Gefangenschaft aus nicht genug bekannten Gründen zum Tode verurtheilt. Allein die Flucht gelang ihm abermals, er begab sich zur Glaubensarmee, trat als Bataillonschef unter Quesada's Corps, rückte bald zum Obersten auf und erwarb sich durch treue Anhänglichkeit an das Interesse Ferdinand's VII. dessen Gunst in hohem Grade. Als er aber unter dem Ministerium Zea-Bermudez nebst mehreren anderen Officieren des Carlismus sehr verdächtig wurde, entsetzte man ihn seiner Stelle, worauf er sich nach Pampelona begab und hier bis zum Tode Ferdinand's VII. (im Sept. 1833) als Kriegssecretair des Gouverneurs lebte. Da jedoch bald nach Ferdinand's Ableben in Bilbao und Vittoria Unruhen ausbrachen und in Navarra sich Santos Ladron an die Spitze eines Aufstandes zu Gunsten des Don Carlos stellte, trat Z.-Carreguy sogleich unter dessen Befehl und übernahm nach dem bald darauf erfolgten Tode Ladron's und nach der Abdankung des Obersten Eraso der Stimme des großen Kriegsrathes gemäß als der Würdigste am 4. Dec. den Oberbefehl über das damals gänzlich undisciplinirte carlistische Heer. Obgleich ihm indeß anfangs der feindliche General Quesada überlegen war, so gewann er doch bald darauf durch bessere Disciplinirung und Vermehrung seines Heeres über denselben solches Übergewicht, daß er ihn am 23. April 1834 in dem Gefechte zwischen Vittoria und Pampelona gänzlich schlug und dadurch die Niederlegung seiner Befehlshaberstelle veranlaßte. Auch die folgenden christinischen Obergenerale Valdes, Rodil und Mina vermochten nichts gegen ihn auszurichten. Die Ankunft des Don Carlos im Juli 1834 bei dem Heere erhöhte zwar den Muth desselben, schwächte aber auch zugleich die Unternehmung Z.-Carreguy's, der einen Theil seiner Truppen zur Bewachung der Person des Fürsten vom Kriegsschauplatze entfernt halten mußte. Allein dennoch schlug derselbe noch vor Mina's Ankunft am 27. und 28. Oct. dessen Generale Osma und d'Oila in einer Schlacht zwischen Vittoria und Salvatierra, wofür er von Don Carlos zum Generallieutenant erhoben und mit dem Großkreuze des Ferdinandordens beehrt wurde. Hierauf erlitt Mina selbst am 12. December 1834 im Carascalthale eine Niederlage und Z.-Carreguy schlug bald nachher dessen Unterfeldherren Oraa und Cordova bei Arquijas, so daß sich Mina genöthigt sah, am 11. April 1835 sein Commando wieder an

Digitized by Google

Waldes abzutreten. Allein auch diesen besiegte Z.-Carreguy vom 21.—23. April in den Amescoasthälern, trieb ihn über den Ebro zurück, nahm die Städte Trevino, Villafranca, Villalba und Tolosa und belagerte Bilbao. Am 15. Juni erhielt jedoch Z.-Catreguy bei dem Angriffe auf eine Redoute der Stadt eine Wunde am Fuße, an deren Folgen er kurz darauf zu Ceganna starb. Als Feldherr zeichnete sich Z.-Carreguy durch eiserne Willensfestigkeit in Ausführung wohlüberlegter Entwürfe aus; sein Scharfblick benutzte sogleich alle Vortheile des Terrains und seine Pünktlichkeit schützte ihn vor allen Fehlern, die aus einer Vernachlässigung scheinbarer Kleinigkeiten oft für Feldherren entstehen. So unerschütterlich treu er seinem Fürsten ergeben war, in so hohem Grade genoß er selbst die aufopfernde Anhänglichkeit seiner Soldaten, für deren Pflege er öfters den letzten Piaster aus seiner eigenen Habe hergab und die ihn deßhalb gewöhnlich nur Onkel Tio (Thomas) nannten. Die Sache des Don Carlos erlitt durch seinen Tod einen unersetzlichen Verlust. — Merkwürdiger Weise ist sein Bruder, der ihm an äußerer Gestalt (er ist etwas größer), wie an geistiger Kraft sehr gleichen soll, jetzt Präsident der neuen constituirenden Cortes in Madrid. 81.

Zumpt (Karl Gottlob), einer der vorzüglichsten Philologen, ward geboren den 20. März 1792 zu Berlin, empfing seine erste Jugendbildung auf dem dasigen Gymnasium zum grauen Kloster und bestimmte sich hier für das Studium der Mathematik und Baukunst. Um diesen Vorsatz zu realisiren, verließ er daher 1806 diese Bildungsanstalt, wurde jedoch durch den zu gleicher Zeit ausgebrochenen Krieg verhindert seinen Plan auszuführen. Er bezog daher nunmehr das joachimsthalische Gymnasium, trieb auf die Anregung Buttmann's und Fr. Aug. Wolf's vorzüglich philologische Studien und bezog endlich im Jahre 1809 die Universität Heidelberg, wo er neben der Philologie auch Theologie studirte. Allein ungeachtet der angenehmen Verhältnisse, in denen er hier lebte, und der Verbindungen, in die er durch Empfehlungen mit den damals namhaftesten Gelehrten Heidelbergs, namentlich Voß und Creuzer, gekommen war, kehrte Z. doch schon 1810 nach Berlin zurück, wo er seine theologischen und philologischen Studien fortsetzte. Kurz nach beendigten Universitätsstudien (1812) wurde er Lehrer am werderischen Gymnasium in Berlin, welche Stelle er jedoch 1821 mit einer Professur am joachimsthalschen Gymnasium vertauschte. Er wurde hier Konrad Schmidt's Nachfolger und wirkte an dieser Anstalt bis 1825, wo er einen Ruf als Professor der Beredsamkeit nach Kiel erhielt, den er aber ausschlug, um in seinem ihm lieb und theuer gewordenen Berlin zu bleiben, wo er nun Professor der Geschichte an der Kriegschule und kurze Zeit darauf außerordentlicher Professor an der Universität wurde, Ämter, bei deren Verwaltung er der gefeiertste der preußischen Schulmänner geworden ist. Im März 1837 ist er ordentlicher Professor an der Universität geworden. Bekannter aber, denn als praktischer Schulmann, ist er durch seine zahlreichen Schriften geworden und zwar durch seine „Regeln der lateinischen Syntax" (Berl. 1814) und seine „Lateinische Grammatik", die bereits 1834 die 7. Auflage erlebt hat, die ihn aber bei der 5. Auflage in einen sehr heftigen Streit mit Ramshorn brachte; ferner durch seine „Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische" (Berlin 1816) und seine „Annales veterum regnorum ac populorum" (Berol. 1819. 4.). Nicht ohne Fleiß gearbeitet sind auch seine anderen Schriften, namentlich seine Ausgabe des Curtius, der verrinischen Reden Cicero's und sein Supplementband zu Spalding's „Quinctilian." 20.

Zumsteeg (Johann Rudolph), einer der namhaftesten und beliebtesten deutschen Tonkünstler der neuern Zeit, wurde geboren 1760 zu Sachsenflur im Odenwalde und war der Sohn eines pensionirten würtembergischen Kammerlaquaien. Schon früh zeigte der Knabe die trefflichsten Anlagen und berechtigte seinen Vater zu den schönsten Hoffnungen, dem es auch bei seiner Bekanntschaft am Hofe gelang,

Digitized by

ihn auf die Militairschule Solitude bei Stuttgart zu bringen. Bald war Z. einer der besten Schüler dieser Anstalt, aber vor Allem glänzte er durch seine ungewöhnlich großen und überall sich zeigenden Anlagen zur Musik, daher er auch seinen früher gefaßten Entschluß, die Bildhauerkunst zu seinem Berufe zu machen, aufgab und sich ausschließlich der Musik widmete. Poli und mehrere andere ausgezeichnete Virtuosen und Künstler wurden nun seine Lehrer und durch den rastlosesten Fleiß brachte er es bald dahin, daß diese seine Lehrer an seinen eigenen musikalischen Schöpfungen wenig oder nichts mehr auszusetzen fanden. Rüstig arbeitete Z. auch als Jüngling fort und schon in dieser Zeit floß so manches Kunstproduct aus seiner Feder. So lebte und studirte er bis zum Jahre 1792, wo er an Poli's Stelle zum Concertmeister und Director der Oper in Stuttgart ernannt wurde und die ersten schönen Früchte seiner frühern Thätigkeit erntete. Auch jetzt setzte er seine Thätigkeit als musikalischer Schriftsteller fort und ward im Verlaufe der Jahre der gefeiertste Liebling des ganzen musikalischen Publicum in Deutschland. Namentlich aber zeichnete er sich als Gesangscomponist aus, da seine Melodien stets leicht, gefällig und harmonisch sind und er in der Wahl der Texte immer einen reinen, poetischen Geschmack kundgibt. Ursache von dem letztern, jetzt leider oft vermißten Vorzuge, war wohl sein früher Umgang und seine spätere intime Freundschaft mit Schiller, dessen Leistungen im Reiche der Poesie Z. wohl mehr als alles Andere anfeuern mochten, gleich Treffliches im Reiche der Tonkunst zu leisten. Besonderes Verdienst aber hat Z. noch dadurch, daß er der Erste war, der Balladen mit Begleitung des Pianoforte durchcomponirte und dadurch dem Gesange ein neues, aber auch eines der reizendsten Felder öffnete. Leider wurde er für die Kunst noch viel zu früh eine Beute des Todes. Er starb ganz plötzlich an einem Schlagflusse den 27. Jan. 1802, nahm aber den Ruhm eines großen Künstlers und dabei eines der edelsten Menschen mit in das Grab. Seine vorzüglichsten Compositionen sind vor Allem seine Balladen, Romanzen, Gesänge und Lieder, von denen wir nur seine „Lenore" (von Bürger), seinen „Ritter Karl von Eichenhorst" (von Langbein), seine „Pfarrers Tochter von Taubenheim" (von Bürger), seinen „Ritter Toggenburg" (von Schiller), „Die Büßende" (von Stolberg) als die gelungensten anführen. Gleiche Auszeichnung verdienen aber auch seine Opern und Singspiele, namentlich sein „Pfauenfest", „Chalif von Bagdad" und „Die Geisterinsel"; ferner seine Kirchencantaten und eine große Anzahl anderer Compositionen, von denen wir nur noch sein Requiem und seine als Melodram bearbeitete „Frühlingsfeier" Klopstock's und die „Glocke" von Schiller nennen. 20.

Zunftwesen und Zunftzwang, welche in neueren Zeiten so innig mit einander verbunden sind, daß wir unsere eigene Emancipation davon mehr fürchten, als die der Juden, haben eigentlich gar keinen nothwendigen Zusammenhang mit einander und sind geschichtlich aus ganz anderen Ursachen zusammengekommen als denen, derentwegen die übrigen Staatsbürger sich ihnen zu unterwerfen gezwungen sind. Die Ausdrücke **Zunft**, **Innung**, **Gilde** (s. d. Art.) bedeuten ursprünglich eine geordnete, ihren eigenen Statuten unterworfene Gesellschaft, nicht aber eine solche, die Andere unter dem Drucke hält oder beherrscht; **Zunftzwang** aber enthält heut zu Tage die dem Staatsbürger aufliegende Nothwendigkeit, seine Bedürfnisse nur von dem zu entnehmen, seine Geschäfte nur dem anzuvertrauen, welcher es, ohne ihn gefragt zu haben, mit irgend einer dazu privilegirten Gesellschaft hält, und ohne Rücksicht darauf, ob ein Anderer ihn billiger oder besser bediene oder ob er Zutrauen zu jenem hat. Nicht einmal seine eigene Sache würde er sich verfertigen (z. B. der Architekt sein eigen Haus bauen) dürfen, da er dieses Zugeständniß der natürlichen Freiheit blos für seine Person und für seine eigenen Körperkräfte haben kann und keine Fremden als Gehülfen dazu annehmen darf. Die Geschichte läßt uns über die Entstehung dieses **räthselhaften Etwas** in

Digitized by Google

Deutschland Folgendes erfahren. Die älteren Deutschen hatten (nach Tacitus, ungefähr zu Anfange unserer Zeitrechnung) einen Abscheu vor den Städten, die sie als Werkzeuge der Zwingherrschaft ansahen. Um nun dieselben nach und nach doch daran zu gewöhnen, das Leben in den Städten anfangs erträglich und nach der Zeit behaglich zu finden, so mußte man sie erst so weit demoralisiren, daß sie ein gemächliches, aber abhängiges Leben der Freiheit vorzogen. Es wurde zunächst die Veranstaltung getroffen, daß der auf dem Lande lebende Deutsche die Befriedigung der immer steigenden Bedürfnisse nur in den Städten finden, seine Producte nur dort anwerden konnte und deßhalb mit den Städtern in engere Verbindung zu treten genöthigt war. Um aber die Unterlage dazu zu erhalten und um in die Städte gewerbtreibende Einwohner hineinzuziehen, so verbot man nach und nach die Gewerbe auf dem Lande und bevorzugte solche in der Stadt. So durfte nun der freigewesene Deutsche seinen Lieblingstrank, das Bier, nicht selbst mehr brauen, sondern mußte ihn in der Stadt holen. Die Stadt aber hatte wiederum im Umkreise einer Meile (Bannmeile) das Verbietungsrecht gegen andere Biere. Seine Ackergeräthe, seine Kleider mußte er in der Stadt machen lassen, auf deren Märkten er auch nur den Absatz für seine Producte fand. Neben der Kirche, die er in der Stadt zu besuchen hatte, wurde feil gehalten und in den Vorhallen der Gerichtshöfe Bier und Wein geschänkt. Es konnte nicht fehlen, daß das Landvolk sich gern mit der Stadt befreundete und am Ende, um gegen Bedrückungen des Edelmannes Schutz zu erlangen, sogar um Aufnahme ansuchte. Hierdurch wurde das Verhältniß sogar zu seinem Vortheile umgekehrt. Denn an den Bevorzugungen der Städte, welche bisher lästig gewesen waren, hatte der neue Ankömmling nun selbst Antheil; er verfocht sie nun. Für Deutschland hatte beim Anfange des Mittelalters blos der Adel auf seinen Gütern noch die Freiheit behauptet; die Übrigen hatten sie verloren. Es war von ihm, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, eine Aristokratie der Freiheit erhalten worden, während die Demokratie derselben (da noch Alle frei waren) zu Grunde gegangen war. Für die Alleinherrschaft war also nur noch übrig, auch diese Aristokratie zu vernichten. Um nun gegen die Übermacht der Vasallen eine Stütze zu erlangen, so begünstigten die Fürsten die dem Adel gegenüberstehen Städte mit einer Menge für jenen feindseliger Privilegien; die Magistrate aber wiederum in gleicher Absicht gegen die übrigen Bürger die Zünfte mit ihren vielverzweigten Bann- und Zwangsrechten, zu deren Aufrechthaltung die letzteren neben ihren Werkmeistern noch ein Rathsmitglied als Beistand bekamen. Der neuere Grund, welchen man für das Fortbestehen dieser Zwangsherrschaft anzuführen pflegt, daß man sich nämlich die nothwendige Pflanzschule zur Fortbildung in einem jeden besondern Metier müsse zu erhalten suchen, beweist zu viel, mithin nach der Regel gar nichts. Denn dieses kann wohl durch die Verbindung als Gilde oder Zunft erreicht werden, aber nicht durch das Zwangsrecht und im Sinne der Urbestimmung, um durch das ausschließende Privilegium den Andern darnieder zu halten. Das, was der Unterdrückte nicht produciren darf, das geht übrigens auf alle Fälle für die Gesammtheit verloren. Man sage ja nicht, daß dieses der Zwangsberechtigte dafür ersetzen werde. Nie wird derselbe ein fremdes Pensum aufzuarbeiten im Stande sein, ohne im gleichen Maße so viel von dem Seinigen dafür liegen zu lassen. Er selbst soll schon mit voller Kraft wirken und Jener sollte es auch, so will es die Natur und das Recht. Das Vorgeben der Pflanzschule für die Fortbildung wird übrigens dadurch widerlegt, daß wir für die höheren Beschäftigungen der Physiker, Mathematiker, Mechaniker, Maschinenbauer, Zeichner, Kupferstecher, Maler, Lithographen u. a. keine Zwangspflanzschulen haben und daß die Staaten selbst gerade das hauptsächlichste Mittel zur Erlangung von Kenntnissen für den Handwerker, nämlich das Wandern der Gesellen ins Ausland, möglichst zu erschweren pflegen. Endlich gibt es noch

Digitized by

eine Menge von Zünftigen, welche die ihrigen nicht fortbilden, indem der Abgang durch unmittelbares Einschieben neuer Mitglieder gedeckt wird. 24.

Zunge, lat. lingua; franz. langue; engl. tongue, das Organ des Geschmacks in dem thierischen Körper, ist als ein fleischiger Muskel im Hintertheile des Mundes befestigt, besteht aus einem Gewebe von Fleischfasern, zwischen denen Zellgewebe und Fett liegt, streckt sich als ein länglicher Körper bis in den vordersten Theil des Mundes und kann durch verschiedene Muskeln willkührlich bewegt werden. Vorzüglich ist sie der Sitz vieler Gefäße, Drüsen, Adern und Nerven, wird durch eine sie umgebende siebartig durchlöcherte Schleimhaut bedeckt und läßt die Nerven in Gestalt kleiner Wärzchen durch dieselbe hervortreten. Man unterscheidet die Wurzel der Z., den hintern befestigten Theil, und die Spitze, welche frei im Munde liegt und durch das Zungenbändchen, eine kleine Hautfalte, mit dem im innern Theile des Mundes zwischen den Zähnen liegenden Fortsetzung der Wurzel der Z. in engerer Verbindung gehalten wird. Die Zunge ist nicht nur das Organ des Geschmacks, welcher in den Zungenwärzchen liegt, sondern auch eins der vorzüglichsten Organe des Sprechens, indem nicht nur eine Anzahl Laute (Zungenlaute) durch die besondere Lage ihrer Spitze gebildet werden, sondern auch fast alle übrigen Laute von ihrer Lage und Bewegung abhängen, weßhalb man gewiß nicht mit Unrecht in sehr vielen Sprachen den Begriff der Sprache metonymisch selbst durch Z. bezeichnet. Endlich hat ihre Gestalt Veranlassung gegeben verschiedene Gegenstände im Gewerbsleben mit dem Namen Z. zu bezeichnen. — Vergl. Schröter, „Die menschliche Zunge oder das Geschmacksorgan nach Abbildungen von Sömmerring" (Leipz. 1833). 30.

Zurechnung (Imputation) heißt der Act des Urtheils, wodurch Jemand für den freien Urheber einer sittlichen oder unsittlichen Handlung erklärt und ihm wegen seiner Handlung Verdienst (imputatio ad meritum) oder Schuld (imp. ad culpam) beigemessen wird. Namentlich wird der Ausdruck im letztern Sinne gebraucht, als Z. der Schuld. Diese richtet sich genau nach der Größe der Schuld, und diese hängt ab von den Gründen des Handelns, dem Grade der Kenntniß und Freiheit des Handelnden, dem Einflusse der Umstände, der Größe des Widerspruchs der Handlung mit dem Gesetze, der Wichtigkeit der vorhergesehenen Folgen der Handlung, der Größe und Wichtigkeit der verletzten Pflicht. Die Z. fordert theils eine vorhandene wirkliche Schuld, theils ein Urtheil, das über sie erkennen kann und darf, theils ein rechtskräftiges Erkenntniß, das mit dem Grade der Schuld in dem vollkommensten Verhältnisse steht. Das Recht zuzurechnen hat nur der Richter. Einem menschlichen Richter kann aber nur das Recht zustehen, über äußere Handlungen rechtskräftig zu entscheiden. Die Gesinnung, aus der sie floß, ist keiner Z. fähig, sondern muß dem göttlichen Richter überlassen bleiben, der Herzen und Nieren prüfet. Z. kann übrigens nur da stattfinden, wo Willensfreiheit vorhanden ist, wo sich voraussetzen läßt, daß der, welchem etwas zugerechnet wird, auch habe anders handeln und das Gegentheil von dem thun können, was er gethan hat. Sie beruht also auf der Zurechnungsfähigkeit (imputabilitas, imputativitas), der Fähigkeit, die Gesetzwidrigkeit durch richtige Anwendung der Vernunft vermeiden zu können, welche nur dann vorhanden ist, wenn der Handelnde sowohl der innern Willkühr, der Möglichkeit der Selbstbestimmung, durch seinen Gemüthszustand, als auch seiner äußern, physischen Willkühr, des freien Gebrauchs seiner Körperkräfte bei der Handlung, der Möglichkeit, seiner Willensbestimmung auch äußerlich gemäß zu handeln, nicht beraubt war. Sind beide Erfordernisse in dem durch seine That das Rechtsgesetz Verletzenden zu finden, so entsteht die Verschuldung; fehlen aber jene Zurechnungsgründe, so ist der Handelnde im Zustande der Zurechnungslosigkeit, die Handlung kann ihm nicht zugerechnet werden. Zur Beurtheilung des Grades der Zurechnungsfähigkeit stellt die bürgerliche Gesetzgebung folgende Regeln

Digitized by Google

auf: Einem Menschen wird seine Handlung um so mehr zugerechnet, je weniger äußere Veranlassungen und Gründe und innere sinnliche Reize er hatte, sie zu begehen; je stärker sein Vorsatz dabei war; je mehr er aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln dazu gewirkt hat; je wichtiger und zahlreicher die Folgen seiner Handlung sind und je deutlicher er sie vorhersah oder vorherzusehen fähig war; je mehr er Zeit hatte, die Handlung zu überlegen, und sie wirklich überlegte. Wie wenig aber auch die strengste Beobachtung dieser Vorschriften vor Irrthum sichere, leuchtet von selbst ein. Daher das Urtheil des menschlichen Richters über die Handlung eines Andern nur auf deren Außenseite und Wirkung sich beschränken muß. — In der altkirchlichen Dogmatik kommt der Ausdruck Z. in doppelter Beziehung vor, als Z. fremder Schuld (der Sünde Adam's) und als Z. fremden Verdienstes (des Verdienstes Christi). Was erstere betrifft, so behaupteten nämlich mehrere Kirchenväter, besonders Augustinus, und die späteren orthodoxen Theologen, auf eine mißverstandene Bibelstelle (Röm. 5, 12 ff.) gestützt, daß die Sünde der Urmenschen (und ihre Strafe, der Tod) auf alle Nachkommen durch die Zeugung fortgepflanzt und ihnen zugerechnet werde: eine Idee, welche mit Vernunft und Schrift streitet und mit der göttlichen Gerechtigkeit sich nicht vereinigen läßt. Die alte Lehre von der Z. des Verdienstes Christi aber (besonders durch seinen Tod), welches Gott als Genugthuung für unsere Sünde angenommen habe, gründet sich auf die Vergleichung des Todes Jesu mit den mosaischen Sündopfern und ist nur ein Hinderniß der wahren Tugend und Frömmigkeit. 63.

Zurückprallung, Zurückprallen, Zurückschwingen, nennt man überhaupt die Veränderung der Richtung, welche bewegte Körper vermöge der Elasticität leiden, wenn sie an Hindernisse stoßen und dadurch abgehalten werden, ihre Bewegung in der vorigen Richtung fortzusetzen. Bei der Z. ist als Hauptbedingung erforderlich, daß entweder der bewegte Körper selbst oder das Hinderniß, an welches er stößt, oder endlich beide elastisch sind. Denn stoßen völlig unelastische Massen an einander, so wird keine Z. erfolgen, und wenn das Hinderniß unbeweglich ist, so wird nach dem geraden Stoße die Geschwindigkeit und die Bewegung gänzlich aufgehoben. Stößt ein elastischer Körper auf einen harten unbeweglichen senkrecht, so wird die Z. in entgegengesetzter Richtung mit eben derselben Geschwindigkeit erfolgen, mit welcher der elastische Körper anstieß. Dasselbe findet auch statt, wenn der ruhende unbewegliche Körper elastisch und der bewegte unelastisch ist. Stößt aber ein elastischer Körper auf einen ruhenden unbeweglichen unelastischen, oder auch umgekehrt ein unelastischer auf einen ruhenden unbeweglichen elastischen Körper in einer schiefen Richtung, so wird die Z. wieder in der entgegengesetzten schiefen Richtung erfolgen, weil der Zurückprallungsreflexionswinkel dem Einfallswinkel gleich ist. Wenn ein harter Körper auf einen weichen unbeweglichen stößt, so dringt der stoßende nach seiner vorigen Richtung in den weichen ein und seine Kraft wird immer mehr und mehr durch den Widerstand der zusammengedrückten Theile des weichen Körpers vermindert, bis er nach und nach seine Kraft gänzlich verloren hat. 40.

Zusammenkunft (astron.), s. Aspecte.

Zusammensetzung der Kräfte, s. Kraft.

Zuwachs ist alles dasjenige, was unserer Sache anwächst und die Substanz derselben vermehrt, dann jede Vermehrung des Vermögens (s. Accession). 17.

Zuydersee (spr. seudersee), d. i. Südersee, ist ein Meerbusen der Nordsee zwischen den niederländischen Provinzen Holland, Utrecht, Geldern, Ober-Yssel und Friesland, ehedem festes Land, jetzt 60 □Meil. groß, und mit seinem Arme Y (Ei) bei Amsterdam durch den Pampus zusammenhängend; aber die Einfahrt ist besonders zwischen Texel und Helder wegen der seichten Stellen und Sandbänke schwierig und bisweilen gefährlich. Er ist durch den Einbruch des Meeres in dem

Digitized by Google

Zeitraume von 1219—1282 entstanden, enthält die Inseln Wieringen, Marken, Ork und Schokland, nimmt die Flüsse Yssel ꝛc. auf und gab 1814 dem französischen Departement Zuydersee den Namen, das die Provinzen Nordholland und Utrecht begriff und die Hauptstadt Amsterdam hatte. 71.

Zweck, lat. finis; franz. but, dessin; engl. aim, design, gilt für das Ziel oder den Endpunkt einer Handlung, in sofern diese auf einen solchen und nach ihm hingehen, durch dessen Erreichung aber vollendet, abgeschlossen, sein soll. Die Vorstellung dieses Zieles selbst, welche natürlich dem Streben danach vorhergehen und als Richtschnur, Ideal, vorschweben muß, nennt man den Zweckbegriff, welchen demnach die Handlung zu realisiren hat. Das aber, wodurch sie dieß thut, die Zwischenstationen gleichsam auf dem Wege zum Ziele, heißen die Mittel, welche demnach erst durch den Zweckbegriff bestimmt werden; die Handlung selbst aber, welche zu einem solchen Zwecke führt, so auch die einzelnen dazu dienlichen Mittel, hält man für zweckmäßig. Natürlich gibt es solcher Zwecke viele, deren jeder wieder Mittel zu anderen Zwecken wird, bis sich die ganze Reihe in einem höchsten oder Endzwecke abschließt, dem höchsten Gute, mit dessen Erreichung all unser Handeln und Streben als abgeschlossen aufhören würde. — Diese gewöhnliche Ansicht vom Zwecke ist ziemlich äußerlich und flach. Daß es fertige Zweckbegriffe und sogar ein abgeschlossenes, absolutes Ideal eines höchsten Zweckes geben soll, worauf wir nun unsern Willen zu richten hätten, mit dessen Erreichung dessen ganzes Streben aufhörte, ist durchaus der Natur des Willens fremd (s. d. Art.), indem dieser vielmehr nach seinen inneren Gesetzen handelt, nicht nach einer äußern, ihm gegebenen Vorstellung, am Allerwenigsten aber einen absoluten Zustand der Vollkommenheit oder dergleichen als sein Ziel anerkennen kann, weil seine Natur im stetigen Streben besteht, also gerade der Z. des Willens diesen selbst vernichten würde. Allerdings ergeben sich im Verlaufe jenes stetigen Strebens einzelne Zustände als Stufen der Fortbildung, deren jede somit als Mittel einer höhern, wie als Z. einer frühern angesehen werden mag; aber für den Willen selbst sind sie nicht ein solches fertiges Schema, wonach er, als selbst ganz richtungslos, sich erst bestimmte, sondern er ist sich in jedem Momente Selbstzweck, indem er nur seine Natur äußert. Nur für die Willkühr gibt es Zwecke und Mittel in dem obigen Sinne und nur von willkührlichen Zwecken kann man die unnatürliche Prätention machen, daß sie die Mittel heiligen sollen; denn der Wille kann nie durch schlechte Mittel zum guten Zwecke kommen, weil beide nicht von außen her aneinander kommen, sondern organisch sich Eins aus dem Andern entfalten. — Wenn man der Natur Zwecke zuschreibt, so ist dieß auch auf die obige Weise zu verstehen. Die Natur entwickelt ihre Bildung nach inneren Gesetzen; einmal fertig erscheinen sie uns als zweckmäßig, d. h. in einer sich bedingenden und voraussetzenden Stufenfolge; aber diese war nicht der schaffenden Natur als Schema vorgeschrieben. — Das Auge wurde nicht gebaut, weil dadurch gesehen werden sollte, sondern aus dem Baue des Auges erzeugte sich dieser Sinn. — Vergl. den Art. Teleologie. 80.

Zweibrücken (franz. Deux-ponts), Districtsstadt im baierischen Rheinkreise am Erlbach, von regelmäßiger Bauart, mit 7200 Einw., katholischer Kirche (sonst Schloß), 3 protestantischen Kirchen (darunter die schöne Stadtkirche und die Karlskirche, von Karl XI. von Schweden erbaut), Schauspielhause (sonst wallonische Kirche), Gymnasium mit Bibliothek, Appellationsgerichte, Fabriken in Leder, Tabak, Baumwolle, Tuch ꝛc., großem Gestüte und starkem Krapp- und Hopfenbau, war früher die Hauptstadt eines 36 □Meil. mit 70000 Einw. enthaltenden Herzogthums, welches 1390 nach dem Aussterben der alten Grafen von Z. an Pfalz gefallen und später der Sitz einer eignen pfalzgräflichen Linie geworden war, welche jetzt den königlich baierischen Thron inne hat (s. Pfalz). 37.

Digitized by Google

Zweideutigkeit, s. Amphibölie.

Zweifel, lat. dubitatio; franz. doute; engl. doubt, nennt man den Zustand der Ungewißheit, welchen der Mangel an ausreichenden Gründen des Fürwahrhaltens oder des Handelns zuwege bringt. Ein Z. heißt wohl auch ein solcher Bestimmungsgrund, welcher die Gründe für die Gewißheit paralysirt und dadurch eben jenes Gleichgewicht der Gründe für und wider die Sache, jenes Schwanken des Geistes erzeugt. Ein solcher Zustand des Zweifels geht stets dem Erkennen voraus und führt von dem blinden Glauben zur Klarheit eines prüfenden Denkens; in dieser edlen Eigenschaft ist der Z. der logische; dagegen er, wenn er, statt blos Durchgangspunkt zu sein, sich verfestigt und mit der Natur des Geistes selbst erwächst, als die Verzweiflung an aller sichern Wahrheit, der transscendentale Z. genannt wird. (Vergl. d. Art. Skepsis.) 80.

Zweikampf, s. Duell.

Zweizeitig (anceps) heißt in der Prosodie eine Sylbe oder ein Vocal, welche sowohl kurz als lang gebraucht werden können. 9.

Zwerchfell, lat. diaphragma oder septum transversum; franz. diaphragme; engl. midriff, ein großer häutiger, ungleich gekrümmter und quer zwischen dem Brustkasten und dem Unterleibe, die er von einander trennt, gelegener Muskel, wird von einem großen und starken, in seiner Mitte befindlichen flechsigen Gewebe gebildet, von welchem aus viele Fleischfasern nach den Seitenwänden des Brustkastens hingehen und sich daselbst anheften, nachdem sie zuvor mehrere Öffnungen für den Durchgang der Speiseröhre und mehrerer großer Gefäße und Nerven gebildet haben. Die obere oder Brustfläche des Zwerchfells ist convex und steht mit den Lungen und den Herzen in Verbindung; die untere oder Bauchfläche ist concav und steht rechts mit der Leber, links mit dem Magen und der Milz in Berührung. Es dient dieser Muskel zur Trennung der Brust- und Bauchhöhle und verengt und erweitert durch seine regelmäßige, beständige Bewegung abwechselnd beide Höhlen. Dadurch dient er zur Bewegung der Lungen und befördert das Ein- und Ausathmen, so wie er auch bei den verschiedenen Modificationen des Athemholens, beim Seufzen, Gähnen, Keuchen, Husten, Nießen, beim Lachen, Schluchzen ꝛc. eine wichtige Rolle spielt, auf die Unterleibsorgane aber in sofern einwirkt, als er in ihnen eine sanfte und regelmäßige Bewegung hervorbringt und sie dadurch in ihren Verrichtungen unterstützt, zugleich auch kräftig beim Erbrechen und Abgange des Stuhls und Harns mitwirkt. Die Krankheiten des Zwerchfells sind zum Theil noch wenig gekannt und im Ganzen selten; sie bestehen in Bildungsfehlern, Entzündungen, Wunden, Zerreißungen und Brüchen, Schmerzen, krampfhaften Bewegungen und Lähmungen. 39.

Zwerg, lat. nanus; franz. nain; engl. dwarf, nennen wir jede organische Bildung der Natur, welche bei aller Regelmäßigkeit der innern Entwickelung weit unter seiner möglich zu erlangenden Größe bleibt. Vorzüglich nennen wir so einen Menschen, welcher die Höhe von 40 Zoll nicht überschreitet, obgleich er völlig ausgewachsen ist; doch gibt es deren auch viel kleinere. Meist sind die Zwerge von ganz regelmäßiger Körperbildung, doch gibt es unter ihnen auch viele Ungestaltete und besonders zeichnen sie sich gewöhnlich durch einen großen Kopf und starken Leib, oft auch durch mißgestaltete Füße aus. Ihr geistiger Zustand läßt oft nichts zu wünschen übrig, doch bleiben sie meist kindisch und sind zum Jähzorne und zur Rachsucht geneigt. Im Mittelalter wurden die Zwerge sehr häufig an den Höfen zur Belustigung gehalten und noch jetzt werden deren in Constantinopel gehalten. Die größte Rolle spielen sie aber in den nordischen und altdeutschen Sagen, wo sie als Zwischenwesen zwischen Göttern und Menschen theils als gutartige, theils aber auch als boshafte Geister dargestellt werden, welche in den Klüften der Erde und in altem Gemäuer hausen und Zauberei treiben. Vorzüglich werden die Gnomen

Digitized by Google

und Berggeister in zwerghafter Gestalt gedacht. Die Pygmäen (s. d. Art.) der Alten waren zwar auch Zwerge, aber die Sage von ihnen ist nur eine geographische. 30.

Zwetsche, s. Pflaume.

Zwiebel, lat. bulbus; franz. bulbe; engl. bulb, ist ein eigenthümliches Pflanzenorgan, welches sich in seinem Baue als größerer oder kleinerer Knollen charakterisirt und aus 2 Theilen besteht: 1) einem festen, meist scheibenförmigen Körper, welcher den untersten Theil bildet und theils nach Unten eine Menge zarter Wurzeln treibt, theils den Blumenstengel hervorschießen läßt, und 2) den Schuppen, d. i. einer Menge ringförmig über einander liegender, nach Innen meist dicker und saftiger werdender Häute, welche die eigentliche Substanz der Z. bilden und auch die Blätter emportreiben. Die Zwiebeln wachsen allein in der Erde, manche auch im Wasser, doch geschieht ihre Vermehrung auf eigenthümliche Art so, daß zwischen den Schuppen sich junge Zwiebeln erzeugen, die dann abgelöst und weiter verpflanzt werden können, während die eigentliche Z. abstirbt. Die Zwiebelgewächse bilden eine große Pflanzengattung in der 6. Linné'schen Classe und es gehören dazu viele der schönsten Gartenblumen, wie Tulpen, Hyacinthen, Narcissen ꝛc. — Im gemeinen Leben begreift man unter Z. überhaupt die Pflanzengattung Lauch (lat. allium; franz. oignon; engl. onion), deren Arten als Gewürze benutzt werden und von denen wir nur namentlich anführen: die Gartenzwiebel (allium cepa), den Schnittlauch (a. schoenoprasum), den Knoblauch (a. sativum), den Porré (a. porrum), den Schalotten (a. ascalonium) ꝛc. 30.

Zwietracht, s. Eris.

Zwillich, s. Leinwand.

Zwillinge bilden das dritte Sternbild des Thierkreises, welches, aus 85 Sternen gebildet, sich ostwärts vom Stiere von 28° ♊ bis 25° ♋ erstreckt und zwei sich einander umfassende Knaben vorstellt, an deren Köpfen Kastor und Pollux, zwei Sterne zweiter Größe, stehen. Der westlichste Stern in den Zwillingen, Propus, steht vor den Füßen der Z. und hier ist der erste Punkt des Krebses; auch geht in dieser Gegend die Milchstraße durch den Thierkreis. 13.

Zwingli (Ulrich oder Huldreich), der große Schweitzerreformator, war der Sohn des Ammans zu Wildhausen in Toggenburg und wurde am 1. Jan. 1484 geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er durch Privatunterricht zu Basel und Bern, worauf er seit 1499 neben fortdauernden Sprachstudien die scholastische Philosophie zu Wien und seit 1502 Theologie zu Basel studirte. Hier gab von 1505 an der Professor der Theologie Thomas Wyttenbach seinen Fortschritten in der classischen Literatur die Richtung auf Schrifterklärung und leitete ihn auf reinere Grundsätze, wie er denn bereits das Verdienst Christi dem Ablaß entgegenstellte. Auch als Pfarrer zu Glarus seit 1506 setzte Z. seine Verbindung classischer und exegetischer Studien fort, die er erst jetzt nach Erlernung der griechischen Sprache auf den Urtext gründete. In den Jahren 1512, 1513 und 1515 wohnte er den Feldzügen der Glarner für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei als Feldprediger bei, wofür er bis 1517 vom Papste eine Pension von 50 Gulden jährlich erhielt, und ging im Jahre 1516 als Leutpriester oder Vicar des Stiftsgeistlichen nach Einsiedeln im Canton Schwyz. Hier wurde er durch den Zudrang zu dem wunderthätigen Marienbilde veranlaßt, vom Anfange des Jahres 1518 an wider die Verdienstlichkeit der Wallfahrten und wider die ungemäßigte Verehrung der heiligen Jungfrau zu predigen. Zugleich verlangte er von seinem Bischofe zu Constanz, Hugo von Landenberg, und dessen Generalvicar, Johann Faber, ihre Mitwirkung zur Verbesserung des Religionswesens durch freie Predigt des Evangelium und trat im August des Jahres 1518 gegen den Ablaßverkauf des Barfüßermönchs Bernhardin Samson ungehindert auf. Durch den

Digitized by Google

Ruf seiner evangelischen Predigt als Leutpriester an den großen Münster zu Zürich berufen erhob er daselbst sogleich in seiner ersten Predigt am Neujahrsmorgen des Jahres 1519 seine volksthümliche Beredsamkeit für die Reformation der Kirche und Sitten und kündigte seinen Entschluß an, einzig im evangelischen Sinne zu lehren. Bei der selbst vom Bischofe von Constanz begünstigten Zurückweisung des auch von anderen Geistlichen angegriffenen Samson durch den Rath in Zürich machte er diesen auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die Läuterung des Religionswesens weiter auszudehnen, und während er durch seine immer freieren Predigten schon Angriffe von Mönchen oder Geistlichen erfuhr, erschien, jedoch anonym, seine erste Schrift: „Rath eines Mannes, welcher von Herzen wünscht, daß sowohl des Papstes, als des Christenthums Ansehn gerettet werde." So stand Z. wenigstens im Verhältnisse zur päpstlichen Kirchenverfassung zu Ende des Jahres 1520 noch auf Luther's Standpunkte im Jahre 1518, so daß dieser in Hinsicht des äußerlichen Hervortretens als der frühere Reformator erscheint. Aber die innere Entwickelung Beider erfolgte gleichzeitig, besonders in Hinsicht des wesentlichen Reformationsprincips von der ausschließlichen Gültigkeit der heiligen Schrift, und in dieser Beziehung unabhängig von einander. Jedoch war Z. bei dem Vorwalten seines gesunden Menschenverstandes durch das Studium der heiligen Schrift zu einer Überzeugung gekommen, die sich weit rascher als Luther vom Katholicismus losriß. Auf seine Veranlassung erließ der große Rath von Zürich 1520 den Befehl, daß im ganzen Canton das reine Werk Gottes nach dem Evangelium ohne alle menschliche Zusätze gepredigt werden solle. Z. ersuchte nun mit einigen Amtsgenossen (1522) den Bischof Hugo von Constanz, gegen die Predigt des Evangelium nichts vorzunehmen und die Priesterehe zu gestatten. Allein der Bischof antwortete nur mit Vorwürfen. Hierauf ließ der Rath des Cantons am 23. Jan. 1523 ein öffentliches Religionsgespräch auf dem Rathhause zu Zürich eröffnen, zu welchem Z. 67 Thesen („Conclusiones") aufgestellt hatte; 600 geistliche und weltliche Personen waren auf demselben zugegen und die Folge davon war, daß die öffentliche Meinung dem Reformator zugewandt und die Freiheit, das reine Evangelium zu predigen, vom Rathe für den ganzen Canton bestätigt ward, weil Z. nicht aus der Schrift widerlegt worden sei, wie denn dieß nicht ein Einziger, selbst nicht der bischöfliche Abgeordnete, der gelehrte Faber, nachmaliger Bischof zu Wien, gewagt hatte. Gleichwohl war in jenen Thesen die Unabhängigkeit des Evangelium von der Bestimmung der Kirche oder der Tradition ausgesprochen, Christus als das alleinige Oberhaupt der Kirche, als die einzige Ursache der Sündenvergebung, die Messe als ein bloßes Gedächtniß der Opferung Christi dargestellt, die der weltlichen Obrigkeit hinderliche päpstliche und geistliche Kirchengewalt, der Cölibat, der Bann aus anderen als sittlichen Gründen, der ganze blos äußerliche Gottesdienst, das Fegfeuer verworfen. Wenige Monate nach der Disputation wurde das Verlassen der Klöster und die Priesterehe freigegeben, nachdem Einzelne schon 1521 sich verehelicht hatten, was auch von Z. am 2. April 1524 geschah. Den 4. Sept. 1523 folgte Z.'s „Versuch über den Meßkanon" und den 26.—28. Oct. hielt er mit seinen Amtsgenossen eine zweite Disputation (welcher mehr als 900 Personen beiwohnten) mit vorläufiger Gestattung. die Messe nebst den Bildern abzuschaffen. Darauf erfolgte am 17. Nov. durch den Rath die Bekanntmachung einer Anleitung Z.'s für die Pfarrer, das Evangelium zu verkünden. Eine dritte Disputation am 13. Jan. 1524 bewirkte das Erkenntniß des Rathes, daß die Gegner den neuen öffentlichen Anordnungen sich unterwerfen müßten und im Juni ward der Beschluß, alle Bilder abzuthun, definitiv gefaßt und in wenigen Tagen ausgeführt, so wie im November der, alle Klöster aufzuheben. Am 12. April des folgenden Jahres aber bewilligte der Rath die völlige Aufhebung der Messe, worauf am 13. das Abendmahl zum ersten Male evangelisch

Digitized by Google

gefeiert wurde. Aber eben dieses Dogma legte den Grund zur Spaltung zwischen Z. und Luther, indem dieser eine unmittelbare Gegenwart des verklärten Körpers Christi annahm, Z. aber im Abendmahle nur ein Zeichen der Erinnerung und Gemeinschaft anerkannte und den Sinn der Einsetzungsworte aus Joh. 6. bestimmte, wo nach seiner Ansicht Christus selbst die Art bezeichne, wie er das Brod des Lebens werde, durch die zwei Sätze: daß, wer an ihn glaube, das ewige Leben habe, und daß das Brod sein Fleisch sei, wiefern er dieses geben werde für das Leben der Welt. Demnach sei das „sein Fleisch essen" nichts Anderes, als „glauben, dasselbe sei für uns in den Tod gegeben." Die ersten Schriften, in welchen Z. seine Ansicht vertheidigte, erschienen im März des Jahres 1525: „Ad Matthaeum Alberum, Reutlingensem Praedicantem, de coena domini" und das seine gesammten Religionsgrundsätze umfassende Hauptwerk: „Commentarius de vera et falsa religione" mit einer Zuschrift an den König Franz I.; im folgenden Jahre aber gab er seine erste hierüber deutsch verfaßte Schrift: „Eine klare Unterrichtung vom Nachtmahle Christi" heraus und 1527 seine „Amica exegesis i. e. expositio eucharistiae negotii ad M. Lutherum" und: „Daß diese Worte, das ist mein Lychnam, ewiglich den alten einigen Sinn haben werden." Vergebens versuchte der Landgraf Philipp von Hessen eine Versöhnung, als die drohende Gefahr von Seiten der Katholiken ein festes Zusammenhalten für die Reformation forderte. Auf der Zusammenkunft in Marburg (Oct. 1529) bot Z., wie es die Art seiner Überzeugung mit sich brachte, auch wenn der Streitpunkt unverglichen bliebe, mit Thränen die Bruderhand; Luther stieß sie zurück. Im folgenden Jahre ließ Z. auf dem Reichstage zu Augsburg dem Kaiser eine Rechtfertigung seines Glaubens („Ad Carolum Rom. imperatorem, comitia Augustae celebrantem fidei Huldrichi Zwinglii ratio") überreichen. Am Schärfsten aber sprach er seine dogmatische Richtung kurz vor seinem Tode in einer Auseinandersetzung des christlichen Glaubens („Christianae fidei brevis et clara expositio ad Regem christ." ed. Bullinger. Tiguri 1536) zur Unterscheidung von den Wiedertäufern aus. — Während indeß Z.'s Reformation schnellen Fortgang auch in anderen Cantonen fand, rüsteten sich die fünf katholisch gebliebenen zum Kampfe für den altväterlichen Glauben, eröffneten am 9. Oct. 1531 plötzlich die Feindseligkeiten und fielen in das Gebiet von Zürich. Am 11. Oct. trafen sich die Heere bei Cappel. Z., der in den letzten Jahren mehr noch wegen seiner politischen Behauptungen, als kirchlich bedroht und verdüstert war, zog nach alter Sitte als Pfarrer neben dem Banner der Stadt. Zürich verlor die Schlacht und der edle Reformator fiel im ruhmvollen Kampfe für das Vaterland. Sein Nachfolger ward Bullinger. Z. war nicht nur als Gelehrter, namentlich als Dogmatiker und Exeget (er schrieb Commentare zu dem Jesaias, Jeremias, den Evangelien und apostolischen Briefen) ausgezeichnet, sondern ihn schmückten auch in hohem Grade die Tugenden des Menschen. Toleranter, milder und sanfter Gemüthsart wußte er jedoch auch mit Kraft und Nachdruck aufzutreten und zu handeln, wo es galt den heiligsten Interessen seines Vaterlandes. An den Streitigkeiten der Republik nahm er lebhaften Antheil, eifernd gegen die Ansprüche der Patricier, gegen ihre Jahrgehalte von fremden Fürsten und gegen das Verkaufen von Christenblut an fremde Interessen als unvereinbar mit der Sitteneinfalt, der Grundfeste republikanischer Freiheit. Übrigens war er den Freuden der Welt nicht fremd und hatte entschiedenes Talent für Musik. Die erste Ausgabe seiner Werke ist von R. Walther (Gualther) (Tigur. 1545, 1581. 4 Voll. Fol.); die erste vollständige Ausgabe aber, veranstaltet von Melch. Schuler und Joh. Schultheß, erschien seit 1828 zu Zürich in 2 Abtheilungen (lateinische und deutsche Schriften). Auszug von L. Usteri und Vögelin (Zürich 1819 ff. 2 Bde.). — Vergl. über Z. Rüscheler, „Zwingli's Lebensgeschichte" (Zürich 1776); J. C. Heß, „Vie d'Ulr.

Digitized by Google

Zw." (Par. et Gen. 1810. Übersetzt mit Anmerkungen von L. Usteri, Zürich 1811); Rotermund, „Leben des Reformators Zwingli, mit einem Abrisse der schweitzerischen Reformationsgeschichte" (Bremen 1818); Heinr. Müller, „Ulrich Zwingli" (Quedlinb. und Leipz. 1819); J. M. Schüler, „Zwingli. Geschichte seiner Bildung zum Reformator" (Zür. 1819); G. V. Röder, „Erzählungen aus Zwingli's Leben und der schweitzerischen Reformationsgeschichte" (Chur 1834). 63.

Zwischenact, franz. entr' acte; engl. interlude, heißt im Theaterwesen der Zeitraum, welcher zwischen 2 Acten eines Stückes oder 2 verschiedenen Stücken gelassen wird und welcher in Deutschland, außer bei der Oper, mit Musikaufführung ausgefüllt wird, in Italien aber früher zur Aufführung anderer kleiner Stücke benutzt wurde (s. Intermezzo). 30.

Zwischenraum, s. Poren.

Zwischenspiel (interludium) heißen in der Sprache der Tonkunst diejenigen kurzen Sätze, welche der Organist beim Choralgesange auf der Orgel ausführt, um die Pausen zwischen den Choralgesängen auszufüllen und dem Gesange der Gemeinde theils einen Ruhepunkt zu gewähren, theils den wichtigen Ton der folgenden Strophe im Voraus anzugeben. Hauptregel aber ist bei dem Vortrage eines Zwischenspiels, daß dasselbe kurz ist und durchaus keine dem Charakter des Chorals widersprechende Figuren und Verzierungen enthalte, da im entgegengesetzten Falle nur zu leicht der innere Zusammenhang der Strophen vernichtet wird. Anweisung zur Composition und zum richtigen Gebrauche der Zwischenspiele geben Kittel's „Angehender praktischer Organist"; Türk, „Von den wichtigsten Pflichten des Organisten" und „Rink's „Orgelschule und Choralfreund" (Mainz 1832). 20.

Zwitter, s. Hermaphrodit.

Zwölftafelgesetz hießen die ersten schriftlichen und zwar auf 12 Tafeln aufgezeichneten römischen Gesetze. Diese Gesetzaufzeichnung und Gesetzgebung war eine Frucht der Parteikämpfe zwischen den Patriciern und Plebejern zu Rom, indem letztere auf gleiche Rechte aller Bürger antrugen, welche sich auf Gesetze stützen sollten, die durch ihre schriftliche Aufzeichnung Allen bekannt und für Alle anwendbar wären. Zuerst hatte sie der Volkstribun C. Terentilius Arsa in einer Rogation im Jahre 462 v. Chr. verlangt, aber die Patricier hatten die Ausführung durch List und Gewalt noch 8 Jahre verschoben, bis der terentilische Vorschlag 454 endlich durchging. Um auch auswärtige Gesetze kennen zu lernen, wurden drei Patricier in die großgriechenländischen Staaten Italiens (man sagt sogar nach Athen, um die solonischen Gesetze kennen zu lernen) geschickt und als diese nach zwei Jahren zurückkehrten, so wurde 451 ein Comité von zehn Patriciern, weil diese vorzugsweise in dem Rechte bewandert waren, an ihrer Spitze Appius Claudius, zur Anordnung der Gesetze gewählt; diese hießen Decemviri legibus scribendis und bekamen einen gewissen Hermodorus zugeordnet, der ihnen die griechischen Gesetze erklären sollte. Sie brachten nach einem Jahre unter allerhand verübten Willkührlichkeiten und Gewaltthaten — denn sie waren zugleich die einzigen Magistrate für diese Zeit — ein Gesetz zu Stande, das aus dem altitalischen entnommen und für die Nationaleinrichtungen passend, vom Senate ganz zweckmäßig gefunden, von den Centuriatcomitien gebilligt und auf zehn Tafeln geschrieben wurde. Unter dem Vorwande, daß die Gesetzsammlung noch nicht vollständig genug sei, wurden die Decemvirn noch auf ein Jahr gewählt, aber dann wegen des schreienden Mißbrauchs ihrer Macht entsetzt. Bei dieser zweiten Niedersetzung waren auch Plebejer zugezogen worden, die jedoch ihre Constituenten schlecht vertraten. Was sie für Supplemente zu den zehn Tafeln in diesem zweiten Jahre gemacht hatten, die wurden noch auf zwei Tafeln verzeichnet, so daß es nun zwölf

Digitized by Google

Tafeln waren, das ganze Gesetz in Erz gegraben und öffentlich auf dem Forum aufgestellt. Von der Verzeichnung auf 12 Tafeln nannte man nun die Gesetze leges duodecim tabularum, von den Decemvirn, welche sie angeordnet hatten, leges decemvirales. Von nun an galten diese Gesetze als die einzige Rechtsnorm, was um so weniger wundern darf, da alle damals geltende Gesetze, sowohl die alten regiae, als auch die Gewohnrechte in denselben aufgenommen waren. Noch zu Cicero's Zeiten lernten angehende Rechtsgelehrte dieselben auswendig. Aber nicht etwa waren sie (wie man aus der Formel: sie hätten von jenen tanquam carmen necessarium auswendig gelernt werden müssen, geschlossen hat) in Versen geschrieben, sondern carmina hießen bei den Römern alle schriftlich abgefaßten Formeln. Da aber mit Vermehrung und dem Hervortreten verschiedener Rechtsfälle das Z. unzureichend wurde, so mußte zu Interpretationen, d. h. nicht allein Erklärungen, sondern auch Erweiterungen und Aufstellung ganz neuer Rechte geschritten werden. Als im Jahre 386 die Gallier Rom verbrannten, gingen die Originalien der Gesetztafeln verloren, wurden jedoch wieder hergestellt, was gewiß mit der größten Gewissenhaftigkeit und ohne Nachtheil für die ursprüngliche Abfassung geschehen ist, da man in Rom eine heilige Scheu vor ihnen trug und sie von den Meisten im Gedächtnisse getragen wurde. Vielleicht war die Sprache das Einzige, was eine Veränderung erlitt, und dieß mußte als zweckmäßig gelten, da diese Gesetze in der alten Sprache verfaßt waren, die sowohl hinsichtlich der einzelnen Wörter, als auch des Styls nicht mehr verständlich war. Unter den Kaisern wurden sie abermals in Erz gegraben öffentlich ausgestellt, aber als das justinianische Gesetzbuch verfaßt wurde, waren sie nicht mehr vorhanden, obgleich noch in voller Geltung. Daß Bruchstücke der beiden letzten Tafeln noch im Mittelalter im Lateran zu Rom aufbewahrt worden sind, wie Odofredus erzählt, ist nicht glaublich, es müßte denn hier das Z. in uneigentlichem Sinne zu nehmen und von einer Interpretation oder sonstigen Bearbeitung desselben zu verstehen sein, wie sie z. B. der Rechtsgelehrte Sextus Älius Catus im VI. Jahrh. nach Erbauung Roms in seinen „Tripartita" machte. Die Fragmente, welche jetzt noch übrig sind, sind mühsam aus classischen Schriftstellern, sehr viele aus den Schriften des ältern Plinius, auch aus der in neuerer Zeit theilweise wieder aufgefundenen Schrift Cicero's „De republica" gesammelt worden; in beiden sind die Angaben nicht mit den Gesetzesworten selbst, sondern meist nur dem Inhalte nach oder in Umschreibungen; ferner finden sich die Fragmente bei Gajus, Gellius und Festus, welcher Letztere besonders bemerkenswerth ist, weil er die Gesetze zu seinem Zwecke nach den Worten selbst anführt. Wenn die von verschiedenen Schriftstellern allegirten Stelle bisweilen von einander abweichen, so kommt dieß wohl daher, daß jene Stellen meist aus dem Gedächtnisse citirt wurden. Über die Anordnung der Gesetze auf den 12 Tafeln weiß man sehr wenig, nach Cicero stand auf der ersten Tafel die in jus vocatio, auf der zehnten die Bestimmungen über die funeralia; nach Dionysius Halicarnassensis auf der vierten das Recht des Verkaufs des Sohnes und auf der elften oder zwölften das Verbot der gemischten Ehen zwischen Patriciern und Plebejern, nach Festus auf der zweiten die gesetzlichen Ehehaften gegen Versäumniß von Proceßfristen. Unter den neueren Gelehrten haben besonders zwei, im XVII. Jahrh. Gothofredus (Godefroy) und in unserer Zeit Dirksen, Versuche gemacht, die Tafeln nach den Citationen der Alten wiederherzustellen, und zwar der Erstere so, daß er die Textesworte selbst da, wo sich das Gesetz nur nach dem Inhalte angeführt vorfand, in die alte Sprache einkleidete; der Letztere, unstreitig sicherer gehend, gab die Stellen, wie sie in den Quellen citirt waren, also nur da die Textesworte, wo sie dort als solche angegeben waren. Gothofredus in seiner Schrift: „Fragmenta XII tabularum suis nunc primum tabulis restituta, probationibus, notis et indice munita" (Heidelb. 1616. 4.) und dann in

Digitized by Google

den „Fontes IV juris civilis“ Genf 1653. 4.) machte folgende Ordnung: I. Tafel: rechtliches Verfahren; II. Tafel: Gericht und Diebstahl; III. Tafel: Schuldsachen, Depositum, Zinswucher; IV. Tafel: väterliche Gewalt und Ehe; V. Tafel: Vormundschaft und Erbschaft; VI. Tafel: Eigenthum und Besitz; VII. Tafel: Delicte; VIII. Tafel: Grundbesitz; IX. Tafel: das jus publicum; X. Tafel; das jus sacrum; XI. Tafel: Supplemente zu den 5 ersten Tafeln, und XII. Tafel: solche zu den 5 letzten. Dirksen in der „Uebersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der Zwölftafelfragmente“ (Leipz. 1824) änderte hauptsächlich Folgendes ab: auf Tafel II löst er das Factum, von Tafel III, wo er den Titel Schuldsachen (res creditae) auf das Verfahren gegen zahlungsunfähige Gläubiger bezieht, das Depositum und den Zinswucher ab und verweist es auf Tafel VII und VIII; das Eherecht von Tafel IV verweist er auf Tafel V; Tafel VI vermehrt er mit einem Theile der Bestimmungen über Grundbesitz aus Tafel VIII und Tafel VII und VIII enthalten nun das Obligationsrecht und zwar die erstere die contractlichen Verhältnisse, die letztere die Delicte mit allen den einzelnen von anderen Tafeln hierher verwiesenen Theilen. Außerdem sind über das Z. noch bemerkenswerthe Schriften: Franz Baudouin, „Libri duo in leges Romuli et leges XII tabularum“ (1550); Franz Pithou, „XII tabularum fragmenta“, ein Anhang zu dem Codex Theodosianus (Paris 1586); Bouchaud, „Commentaire sur la loi des douze tables“ (Paris 1737. 4.) 6.

Im Verlage der Gebrüder Reichenbach in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adels-Lexicon, Neues Preussisches, oder genealogische und diplomatische Nachrichten von den in der Preussischen Monarchie ansässigen oder zu derselben in Beziehung stehenden fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häusern, mit der Angabe ihrer Abstammung, ihres Besitzthums, ihres Wappens, und der aus ihnen hervorgegangenen Civil- und Militair-Personen, Helden, Gelehrten und Künstlern. Vom *Freiherr von Zedlitz-Neukirch.* 5 Bde. incl. Supplement-Band. gr. 8. 1836—1839.
Auf fein weiss Druckpapier $7^3/_4$ Thlr.

Knebel, K. L. von, literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen v. Ense und Th. Mundt. I. Bd. (mit Knebel's Bildniß) 21 Bogen; — II. Bd. $32^1/_2$ Bogen; — III. Bd. 32 Bogen. gr. 8. 1840. brosch. früher 6 Thlr. Zweite wohlfeile Ausgabe. Velinpap. . . . . $2^5/_6$ Thlr.

Küttner, Dr. Robert, Medicinische Phaenomenologie. Ein Handwörterbuch für die ärztliche Praxis. 2 Bde. gr. 8. 1836. früher 5 Thlr. 12 Gr. . . . . jetzt $3^1/_2$ Thlr.

Patzig, H. C., (Administrator der gräflich Gersdorffschen Rittergüter,) Der praktische Rieselwirth. Leitfaden, sowohl natürliche Wiesen durch Bewässerung in ihrem Ertrage zu erhöhen, als auch unfruchtbare Ländereien durch Wasser in fruchtbare Wiesen umzuschaffen. Nach eigenen Erfahrungen. Mit Holzschnitten. 1840. gr. 8. brosch. $1^1/_3$ Thlr.

Possart, Dr. Fedor, Neugriechische Grammatik nebst einer kurzen Chrestomathie mit einem Wörterbuche für den Schul- und Privatgebrauch. gr. 8. 1834. . . . . $1^1/_3$ Thlr.

Türk, W. von, vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, so wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, nach den neuesten Erfahrungen und Beobachtungen. Mit 2 Kupfertafeln. Zweite umgearbeitete Aufl. gr. 8. 1835. . . . . $^3/_4$ Thlr.

— — Die neuesten Erfahrungen hinsichtlich des deutschen Seidenbaues und der Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, nebst einem Plane zur Errichtung von Seidenbau-Vereinen. 1837. gr. 8. brosch. . . . . $^1/_2$ Thlr.

Varnhagen von Ense, K. A., Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel. 2 Bde. gr. 8. brosch. $2^2/_3$ Thlr.

Digitized by Google

Register.

T.

	Seite
T.	1
Tabak	—
Tabelle.	2
Tabernaculum	3
Tabernämontanus	—
Tableaux	—
Tabor	—
Tabulatur	—
Tachygraphie	4
Tacitus	5
Tact	6
Tactmesser	8
Tadmor	—
Tadolini, Adam,	—
Täuschung	9
Tafelgelder	—
Tafelrunde	—
Tafelstein	—
Taffia	—
Tag	—
Tagebogen	10
Tagebuch	—
Tages	—
Tagesordnung	11
Tagfalter	—
Tagliacozzi, Gasparo,	—
Tagsatzung	—
Taheriden	—
Tajo, Tejo,	—
Takelage, Takelwerk	—
Taktik	—
Talapoinen	—
Talar	—
Talavera de la Reyna	12
Talent (Geld)	—
Talent (philos.)	—
Talio	—
Talisman	—
Talk	—
Talkerde	13
Tallard, C. d'Hostun, Graf von	—
Talleyrand-Périgord, Ch. M. Fürst	—
Tallien, Jean Lambert,	16
Talma, François Jos.,	18
Talmud	19
Tamarinde	—
Tambour	—
Tambourin	—
Tambromi, Joseph u. Clotilde	20
Tamerlan	21
Tamuten	—
Tancred	—
Tanfana	22
Tang	—
Tangente	23
Tangentialkraft	—
Tanhuser	—
Tannengesellschaft	—
Tantal	—
Tantalus	—
Tanucci, B. Marchese di,	24
Tanz	—
Tanzmusik	26
Tapete	27
Tapir	27
Tara	28
Tarantel	—
Tarantelitanz	—
Tardieu, J. B. u. A.,	—
Tarent	29
Targume	—
Tarif	—
Tarik	30
Tarnow, Fanny,	—
Taro	—
Tarpejus	—
Tarquinier	31
Tarsus	32
Tartaglia, Nicolo,	—
Tartane	—
Tartarus	—
Tartini, Giuseppe,	—
Tartsche	33
Tartüffe	—
Taschenbücher	—
Taschenspieler	—
Tasman, Abel,	34
Tasso, Bernardo,	—
Tasso, Torquato,	—
Tassoni, A.,	37
Tasten	38
Tastsinn	—
Tastu, Amable,	—
Tatarei	—
Tataren	39
Tatianus	—
Tatius, Achilles,	40
Tatowiren	—
Tatti	—
Tau	—
Taub	—
Taube	—
Taube (Sternbild)	41
Taubheit	—
Taubmann, Friedrich,	43
Taubstummheit	44
Taubstummeninstitute	—
Taubstummenunterricht	45
Taucher	—
Tauchnitz, K. Ch. Tr.,	46
Tauentzien v. Wittenberg, F. B. E., Graf	47
Taufe	48
Taufgesinnte	49
Tauler, Joh.,	50
Taunsystem	—
Taunus	—
Tauricn	51
Taurisker	—
Taurus	—
Tauschhandel	52
Tausendjähriges Reich	—
Tausend und eine Nacht	—
Tautochronisch	53
Tautologie	—
Tavernier, Jean Bapt.,	—
Taxation	54
Taygetus	—
Taylor, Brook,	—
Technik	—
Technologie	54
Tectur	55
Te deum	—
Tegernsee	—
Tegnér, E.,	—
Teheran	56
Teimer, M., Freiherr v. Willtau,	—
Tejas	57
Tektonik	—
Telamon	—
Telegraph	—
Telemachus	58
Telemann, G. Ph.,	59
Teleologie	—
Telesius, B.,	—
Teleskop	60
Tele-uten	—
Tell, Wilhelm,	—
Teller, Wilh. Abr.,	62
Tellurismus	—
Tellurium	—
Tellus	63
Temesvar	—
Tempe	—
Tempel	—
Tempel (le Temple)	64
Tempelherren	65
Tempelhoff, G. Friedr. v.,	68
Tempera	—
Temperamente	69
Temperatur	70
Tempesta, Cavaliere,	71
Tempête	—
Temple, William,	—
Templer (neuer Orden)	73
Tempo	74
Tempus	75
Tenaille	76
Tenchterer	—
Tencin, Cl. Al. Guérin de	—
Tenedos	—
Teneriffa	77
Teniers, Dav.,	—
Tennemann, B. G.,	—
Tennesee	78
Tennstädt	—
Tenor	—
Tenzel, W. E.,	79
Tenzonen	—
Teplitz	—
Teppiche	84
Teptjären	—
Terburg, G.,	—
Terceira	82
Terentianus Maurus	—
Terentius Afer, Publ.,	—
Tereus	83
Termin	—
Terminismus	—
Terminologie	84
Terminus	—
Termiten	—
Ternate	85
Ternaux, G. L. Baron v.,	—
Terpander	86

Digitized by Google

	Seite
Terpentin	87
Terpodion	—
Terpsichore	—
Terra cotta	—
Terra firma	—
Terrain	88
Terrasse	—
Terray, Jos. M.,	—
Territorialismus	89
Territorialsystem	—
Territorium	—
Terrorismus	—
Tertiarier	—
Tertie	—
Tertullianus	—
Terwesten (drei Brüder)	90
Terzett	—
Teschen (Friede zu)	91
Tesi, M. A.,	—
Tessin	—
Testacte	92
Testament	—
Testament (altes u. neues)	94
Tetanus	95
Tethys	—
Tetrachord	—
Tetraëder	—
Tetrakontaoktaëder	—
Tetralogie	—
Tetrameter	—
Tetricus	—
Tettenborn, Fr. K. Freiherr von,	—
Teucer	96
Teufel	97
Teufelsadvocat	100
Teufelsbrücke	—
Teufelsmauer	—
Teut	—
Teutoburger Wald	—
Teutonen	—
Teras	—
Texel	—
Tezel, Joh.,	—
Thaarup, Th.,	101
Thaer, Alb.,	102
Thais	—
Thaler	—
Thales	103
Thalia	104
Thamyris	—
Than	—
Thara	—
Tharand	—
Thassilo	—
Thatbestand	105
Thatsache	—
Thau	—
Thaaut	106
Theano	—
Theater	—
Theatiner	112
Theben	—
Theden, J. Ch. A.,	114
Thee	115
Theer	117
Theganus	—
Theilbarkeit	—
Theilung	118
Theilungsinstrument	—
Theiner, J. A. u. Augustin	119
Theismus	120
Thema	—
Themis	—
Themison	—
Themistianer	120
Themistius	—
Themistokles	121
Themse	124
Thenard, L. J. Baron,	—
Theodicee	125
Theodolit	—
Theodor	—
Theodoretus	—
Theoderich (König der Ostgothen)	126
Theoderich (Könige der Westgothen)	127
Theodorus (griech. Bildhauer)	—
Theodorus (röm. Päpste)	—
Theodorus (v. Mopsuesta)	—
Theodorus (Cyrenäus)	128
Theodorus Lector	—
Theodorus aus Tarsus	—
Theodorus Studites	—
Theodosianer	129
Theodosius (röm. Kaiser)	—
Theodotion	131
Theognis	—
Theogonie	—
Theokratie	—
Theokrit	132
Theologie	—
Theologische Systeme	134
Theomantie	138
Theophanes (aus Lesbos — aus Byzanz)	—
Theophanie	—
Theophilantropen	—
Theophrastus	139
Theophrastus Paracelsus	140
Theophylaktus	—
Theopneustie	—
Theopompus	—
Theorbe	—
Theorie	—
Theosophie	141
Theramenes	—
Therapeuten	—
Therapie	—
Theresienorden	142
Theriak	—
Thermen	—
Thermidor	—
Thermoelektricität	—
Thermolampe	—
Thermometer	—
Thermopylen	143
Théroigne de Méricourt	144
Therfites	—
Thesaurus	—
Theseus	—
Thesis	146
Thesmophorien	—
Thespis	—
Thessalien	—
Thessalonich	147
Thetis	—
Theuerdank	148
Theurgie	—
Thibaudeau, A. Cl. Graf,	—
Thibaut, A. Fr. J. — u. B. Fr.,	149
Thielemann, J. A. Freiherr v.,	—
Thieme, K. Tr.,	150
Thier	—
Thierarzneikunde	154
Thierdienst	155
Thierkreis	156
Thierpflanzen	—
Thierry, Aug.,	—
Thiers, A.,	—
Thiersch, Fr. W.,	157
Thierstücke	158
Thieß, J. D.,	—
Thisbe	159
Tholuck, F. A. D.,	—
Thomas von Aquino	161
Thomas a Kempis	162
Thomaschristen	—
Thomasius, Ch.,	—
Thomisten	163
Thomson, J.,	—
Thon	—
Thor	164
Thorah	165
Thorild, Th.,	—
Thorium	—
Thorkelin, G. J.,	—
Thorlacius S. Th.,	—
Thorn	166
Thorwaldsen	—
Thoth	167
Thou, J. A. de — u. Fr. A. de,	—
Thracien	169
Thränen	170
Thrasybulus	—
Threnodie	171
Thuanus	—
Thucydides	—
Thümmel, M. A. v.,	172
Thümmel, H. W. Freih. v.,	173
Thüringer	174
Thüringer Wald	178
Thürmer, J.,	179
Thugut, F. Freiherr v.,	—
Thuisko	180
Thule	—
Thun, F. J. Graf v.,	181
Thunberg, K. P.,	—
Thunfisch	182
Thurgau	—
Thurm	183
Thurn, H. M. Graf v.,	—
Thurn und Taxis	184
Thurneißer zum Thurn	185
Thursen	—
Thuscien	—
Thusnelda	—
Thyaden	—
Thyestes	—
Thyrsus	186
Tiara	—
Tibaldi, Pellegrino,	—
Tibbos	187
Tiber	—
Tiberius	—
Tibet	188
Tibetanische Religion	189
Tibullus, Albius,	191
Tickel, Th.,	—
Tieck, Ludw. — Fr. — u. Sophie,	192
Tiedemann, Dietr.,	194
Tiedemann, Fr.,	—
Tiedge, Ch. A.,	195
Tiefsinn	—
Tiepolo, G. B.,	196
Tierney, G.,	—
Tiers état	197
Tiers-parti	198
Tiflis	—

Digitized by Google

Seite

Tiger 199
Tigranes . . . . . —
Tigris 200
Tilesius, W. G. v. Tilenau —
Tilgungsfond 201
Tillotson, J., ... —
Tilly, J. Tz. Graf v., . . —
Tilsit (Friede zu) . . . 202
Timäus . . . . . —
Timarioten 203
Timbuctu . . . . . —
Timochares 204
Timokratie . . . . . —
Timoleon . . . . . —
Timon . . . . . —
Timor 205
Timotheus . . . . . —
Timur . . . . . —
Tinctur 206
Tindal, W., ... —
Tindal, M., ... —
Tinelli, T., ... 207
Tinte . . . . . —
Tintenfisch . . . . . —
Tintoretto . . . . . —
Tippo Saheb 208
Tirabaschi 210
Tirailleurs . . . . . —
Tirade . . . . . —
Tiresias . . . . . —
Tirkelere, Thomas v., 211
Tirol . . . . . —
Tironianische Noten . . —
Tischbein, J. A., — J. H., — J. H. K., — J. H. W., — J. F. A., — K. L., —
Tisiphone 212
Tissot, S. A., ... —
Titanen . . . . . —
Titanium 213
Titel . . . . . —
Tittmann, J. A. H., . 214
Tittmann, K. A., . . 216
Tittmann, F. W., . . . —
Titurell 217
Titus (Gefährde d. Paulus) —
Titus Vespasianus . . —
Tivoli 218
Tiziano, Verc., . . . 219
Tmesis 221
Toaldo, G., ... —
Toast . . . . . —
Tobias . . . . . —
Tobolsk 222
Tobsucht . . . . . —
Toccata . . . . . —
Tod (medic.) . . . . —
Tod (bürgerlicher) . . 223
Tod (mythol.) . . . . —
Todaustragung . . . 225
Todeserklärung . . . 226
Todeskampf . . . . —
Todesstrafe . . . . —
Todsünde 227
Todte Hand 228
Todtenbestattung . . . —
Todtenfeier . . . . . —
Todtengericht . . . . —
Todtenhäuser . . . . —
Todtenschein . . . . —
Todtensonntag . . . . —
Todtentanz . . . . . —
Todtes Meer 229
Todtschlag . . . . . —
Tökóly, E. Graf v., . —
Tönnistein 230
Töpfer, K., ... —
Töpferei 231
Törring, J. A. Graf v., —
Toga 232
Toggenburger Streit . —
Togrul-Beg 233
Toise . . . . . —
Tokai . . . . . —
Toland, J., ... —
Toleranz 234
Tollens, H. v., ... —
Tollheit 235
Tolpiacum . . . . . —
Tomaschek, W. J., . . —
Tomback . . . . . —
Tombuktu . . . . . —
Ton (musik., med., artist.) —
Tonica 240
Tonkunst 241
Tonleiter . . . . . —
Tonne . . . . . —
Tonnengewölbe . . . —
Tonsetzer . . . . . —
Tonsur . . . . . —
Tonsystem . . . . . —
Tontine . . . . . —
Tonzeichen . . . . . —
Topas . . . . . —
Topfstein 242
Topik . . . . . —
Topisch 243
Topographie . . . . —
Toreno, Graf, ... —
Toreutik . . . . . —
Torf . . . . . —
Torgau 244
Tories (und Whigs) . . 245
Torquatus 246
Torquemada, Th. de, . —
Torres Vedras . . . —
Torricelli 247
Torrijos, J. M., . . . —
Torso 248
Torstenson, L., . . . —
Torti, F., ... 249
Tortur . . . . . —
Toscana . . . . . —
Total 259
Totila . . . . . —
Tott, F. Baron v., . 260
Toulon . . . . . —
Tourbillon 261
Tournefort, J. P. de, —
Tourniquet 262
Toussaint l'Ouverture . —
Tower . . . . . —
Torikologie . . . . . —
Trabanten . . . . . —
Traberkrankheit . . . —
Trachyt . . . . . —
Traciren . . . . . —
Tractat . . . . . —
Tradition . . . . . —
Traditoren 263
Traducianismus . . . —
Trafalgar (Seeschlacht bei) —
Trägheit 264
Tragisch . . . . . —
Tragödie . . . . . —
Train 265
Trajanus 266
Tramontana 267
Tranchée . . . . . —
Tranquebar . . . . . —
Transfiguration . . . 267
Transfusion . . . . . —
Transito . . . . . —
Transpadanische Republik —
Transporteur . . . . —
Transposition 268
Transscendent . . . . —
Transspiration . . . 269
Transsubstantiation . . —
Transversale . . . . —
Trapezium . . . . . —
Trapezunt . . . . . —
Trapp 270
Trappe . . . . . —
Trappisten . . . . . —
Traß 272
Trässiren . . . . . —
Traube . . . . . —
Trauerspiel . . . . . —
Traufrecht . . . . . —
Traum . . . . . —
Trauung 273
Travemünde 274
Traverse . . . . . —
Travestie . . . . . —
Trebatius Testa (Cajus) —
Trebellius Pollio . . 275
Trebia . . . . . —
Treckschuyten . . . . —
Treffen . . . . . —
Treiben . . . . . —
Treibhäuser 276
Treizsauerwein, M., . —
Tremulant . . . . . —
Trenck, Franz Freiherr v. d., —
Trenck, Friedr. Freih. v. d., —
Trentschin 278
Trepanation . . . . —
Treffan, B. E. de la Vergne, Graf v., ... 279
Tretmühle 280
Treuga dei . . . . . —
Treviranus, G. R. — u. L. Ch., ... —
Treviri . . . . . —
Treviso (Herzog von) . —
Triangel . . . . . —
Triangularmethode . . —
Triangularzahlen . . . 281
Trias . . . . . —
Tribonianus . . . . —
Tribunal . . . . . —
Tribunat . . . . . —
Tribunen 282
Tribus . . . . . —
Tribut 283
Tridentinisches Concil . —
Trieb . . . . . —
Triesnecker, Fr. v. P., 284
Trieft . . . . . —
Trift 285
Triglaw . . . . . —
Triglyphen 286
Trigonometrie . . . . —
Triller . . . . . —
Trilogie 287
Trimurti . . . . . —
Trincavella, J. B., . . —
Trinidad 288
Trinität . . . . . —
Trinitarier . . . . . —
Trio . . . . . —
Triole 289
Triolet . . . . . —
Tripel . . . . . —

Digitized by Google

	Seite
Triplik	290
Tripolis	—
Tripper	291
Triptolemus	292
Triquetralle	—
Trisection des Winkels	—
Trismegistus	293
Trismus	—
Triſtan	—
Tritheiten	—
Trithemius, J.,	—
Triton	—
Triumph	294
Triumphbogen	—
Triumviri	295
Trivial	—
Trochäus	—
Trödelcontract	—
Troglodyten	—
Trogus Pompejus	—
Troja	—
Trojaniſcher Krieg	296
Trokar	297
Trollhätta	—
Tromlitz, G.,	—
Tromlitz, A. v.,	298
Trommel	—
Trommelfell	—
Trommelſucht	—
Trommsdorff, J. B.,	—
Tromp, M. H.,	299
Tromp, Corn.,	—
Trompete	300
Tronchin, Th.,	—
Tropäen	301
Tropenländer	—
Tropfbad	—
Tropfen	—
Tropfſteine	302
Tropháen	—
Trophonius	—
Tropiſches Jahr	—
Troppau (Congreß zu)	—
Tropus	—
Trotzendorf, B. F.,	303
Troubadours	304
Trorler, J. P. B.,	305
Troy-Gewicht	—
Truchmenen	306
Truchſeß	306
Trübſinn	—
Trüffeln	—
Trützſchler, F. K. A. v.,	307
Truffaldino	308
Trugſchluß	—
Truhe	—
Trullaniſches Concil	—
Trum	—
Trunkenheit	—
Tryphiodorus	309
Tſchaiken	—
Tſchechen	—
Tſcheremiſſen	310
Tſcherkaſſen	311
Tſcherning, A.,	—
Tſchetſchenzen	312
Tſchirnhauſen, E. W. Graf v.,	—
Tſchuden	—
Tſchudi	—
Tſchuktſchen	313
Tſchuwaſchen	—
Tuariks	—
Tuba	—
Tuberkel	314
Tubus	314
Tudela	—
Tudor	—
Tübingen	315
Türkei	—
Türken	322
Türkheim, J. v.,	323
Türkheim, B. F. Baron v.,	—
Türkis	324
Türkiſche Münzen u. ſ. w.,	—
Türkiſche Muſik	—
Türkiſche Sprache und Literatur	—
Tuffſtein	326
Tugend	—
Tugendbund	—
Tugra	328
Tuilerien	—
Tuisko	—
Tullbarten	—
Tullus Hoſtilius	—
Tulpe	329
Tuluniden	330
Tumult	330
Tunguſen	—
Tunica	—
Tunis	—
Tunkin	331
Tunnel	—
Turalinzen	332
Turan	—
Turban	—
Turenne, H. de la Tour, Vicomte de,	—
Turfan	333
Turgot, A. R. J., Baron v. Aulne	—
Turin	334
Turkeſtan	336
Turkomannen	337
Turmalin	—
Turnebus, H.,	338
Turnier	—
Turniket	340
Turnkunſt	—
Tuſch	—
Tuſchmanier	—
Tuscien	—
Tusculanum	—
Tutel	—
Tutti	—
Twiſt	—
Tyche	—
Tycho de Brahe	—
Tychſen, B. G.,	—
Tychſen, Th. Ch.,	341
Tympanitis	—
Tympanum	—
Tyndariden	—
Typen	—
Typhon	343
Typhus	344
Typographie	345
Typolithen	—
Tyr	—
Tyrann	—
Tyrol	—
Tyrrhener	353
Tyrtäus	—
Tyrus	354
Tzetzes, Joh. u. Iſak.	—
Tzſchirner, H. G.,	—

U.

	Seite
U	356
Ubbonisten	—
Ubier	—
Ubiquität	—
Ueberbein	357
Ueberfahren	—
Ueberfall	—
Uebergabe	—
Uebergangsgebirge	358
Ueberlieferung	—
Ueberſetzung	—
Uechtland	—
Uechtritz, Fr. v.,	—
Ufer	359
Ugarte y Larrizabal	—
Ugolino della Gherardesca, Graf,	360
Uhland, Joh. Ludw.,	—
Uhr	—
Uhu	362
Uiguren	—
Ukaſe	362
Ukert, F. A.,	—
Ukraine	363
Ulanen	—
Ulema	—
Ulfilas	—
Ulloa, (Don Ant. di)	364
Ulm	365
Ulme	—
Ulpianus, Dom.,	—
Ulrich, Herzog v. Würtemberg,	366
Ulrich Anton, Herzog v. Braunſchweig,	367
Ulrich von Lichtenſtein	—
Ulrich von Turlin	368
Ultimat	—
Ultra	—
Ultramarin	—
Ultramontanismus	—
Ulug Beg	—
Ulyſſes	369
Umber, Umbra	370
Umbrer	—
Umbruch	—
Umdrehung	—
Umgehungen	371
Uminski, J. P.,	372
Umkehrung	373
Umlauf	—
Umriß	—
Unzialbuchſtaben	—
Undinen	—
Unehelich	—
Unendlich	374
Unfehlbarkeit	—
Ungarn	—
Ungariſche Sprache und Literatur	377
Ungehorſam	381
Unger, J. G., u. Fr. Gottl.	—
Unger, Fr. Heinr.,	—

Digitized by Google

	Seite
nglaube	393
niform	—
niformitätsacte	394
nigenitus dei filius	—
nion (kirchliche)	—
nion (politische)	397
nirte Griechen	—
nisono	—
nitarier	398
niversalien	—
niversitäten	—
nschuld	401
nsterblichkeit	402
nterbinden	404
nterhaus	—
nterleib	—
nterofficier	406
nterschlächtig	—
nterschlagung	—
nterfuchung	407
nterthan	—
nterwalden	—
nterwelt	408
nze (Gewicht)	410
nze (Raubthier)	411
Unzer, J. A.,	411
Unzucht	—
Ural, (Gebirge u. Fluß)	—
Urania	412
Uranium	—
Uranus	—
Uranus (Planet)	—
Urban, Päpfte,	413
Urbaniftinnen	416
Urbanität	—
Urbarium	—
Urbarmachung	—
Urevangelium	—
Urfé, Honoré d',	—
Urfehde	417
Urgebirge	—
Urheber	—
Uri	—
Urim und Thummim	418
Urin	—
Urkunde	—
Urne	—
Urner Loch	419
Urfini, Fulvius,	—
Urfinus, Zachar.,	420
Urftoffe	420
Urfulinerinnen	—
Urtheil	—
Urtheil, juriftifches,	425
Urtheilskraft	—
Uruguay	—
Urwelt	—
Uzbeken	—
Ufipeter	—
Uskoken	—
Uso	426
Ufteri, Paul,	—
Usucapio	427
Ufurpator	—
Ususfructus	—
Utica	—
Utopien	—
Utraquiften	—
Ut, re, mi, sol,	—
Utrecht, Friede zu,	—
Uttmann, Barbara,	—
Uzschneider, Jos. von,	—
Uwaroff, Sergius von,	429
Uz, J. P.,	—

V.

	Seite
V	430
Vacanz	—
Vacciniren	—
Vacuna	—
Vacuum	431
Vademecum	—
Vagabund	—
Vaillant, Fr. le,	—
Valckenaer, L. K., Johann, und Isaak,	—
Valdes, G.,	432
Valencia	433
Valens	—
Valentini, G. W. Freiherr v.,	—
Valentinianer	434
Valentinianus, röm. Kaiser,	—
Valentinois, Herzogin v.,	435
Valentinus, V.,	—
Valerianus, röm. Kaiser,	—
Valerius Publicola, Maximus, u. Corvus,	436
Valerius Flaccus	437
Valerius Maximus	—
Valet	—
Valla, Laurentius,	—
Valle, Pietro della,	438
Vallière, Herzogin de la,	—
Vallisnieri, A.,	—
Vallon-Chalys, M. E. C. v.,	439
Valmy	—
Valois, Haus,	—
Valombrosa	440
Valsalva, A. M.,	—
Valuta	—
Valvation	—
Vampyr	441
Vanadium	—
Vancouver, G.,	—
Vandalen	—
Vandamme, D.,	442
Van der Velde	443
Van-Diemens-Land	—
Vandyck, Ant.,	444
Vanille	445
Vanini, Lucilio,	446
Vanloo, frz. Malerfamilie,	—
Vannucchi	447
Vanucci	448
Varianten	—
Variation	—
Variationen	449
Variationscompaß	—
Variationsrechnung	—
Varicellen	—
Varignon, Pierre,	—
Varioloiden	450
Varius, L.,	—
Varna	—
Varnhagen von Enfe, K. A., und Rahel A. F.,	—
Varro, M. T., u. M. T. Atacinus,	452
Varus, Q.,	453
Vafall	—
Vafari, G.,	—
Vasco de Gama	454
Vase	—
Vater	—
Vater, J. S.,	455
Vatican	—
Vatismenil	—
Vauban, S. le Preftre de,	—
Vaucanfon, J. de,	456
Vaucluse	—
Vaudeville	—
Vaudoncourt, G. de,	457
Vauquelin, N. L.,	—
Vaux, T. Baron de	458
Vecelli	—
Vedas	—
Vedetten	—
Veduta	—
Veen, das hohe	—
Vega, G. de la	459
Vega, G. Freiherr von,	—
Vega-Carpio, Don L. Fde,	—
Vegetabilien	462
Vegetation	—
Vegetius, Flavius, und Publius	462
Vehmgericht	—
Veji	463
Veillodter, V. K.,	464
Veitstanz	—
Velasco, Don A. A. P. y,	465
Velasquez, L. J.,	466
Velasquez de Silva, Diego,	—
Velde, Adrian van der, Jefaias, Wilhelm, Wilhelm der Jüngere, u. Cornelius	—
Velde, F. K. van der, u. Bertha,	467
Veldeck, H. v.,	468
Velinpapier	—
Veliten	—
Vella, G.,	—
Vellejus Paterculus	469
Velthem, Joh.,	—
Veltlin	—
Vendée, Vendéekrieg,	—
Vendôme, Cäsar v., L. J. v., u. Philipp v.,	473
Venedig, Stadt,	474
Venedig, Geschichte,	477
Venen	484
Venerabile	—
Venerische Krankheiten	—
Venezuela	—
Ventil	—
Ventilator	485
Venus, Göttin,	—
Venus, Planet,	487
Vera Cruz	488
Veräußerung	—
Verantwortlichkeit	—
Verband	489
Verbannung	—
Verbindlichkeit	—
Verbrechen	490
Verbrennung	—
Verbum	492
Verdacht	494

Digitized by Google

	Seite
Verdammniß	494
Verdampfung	—
Verdauung	—
Verdeck	—
Verdichtung	—
Verdickung	—
Verdingen	495
Verdun, Vertrag zu,	—
Vereinigte Staaten von Nordamerika	—
Vereinigte Staaten von Südamerika	—
Verfahren	—
Verfangungsrecht	496
Verfassung	—
Verfolgungen d. Christen	513
Verganten	—
Vergehen	—
Vergennes, Ch. G. Graf v.,	—
Vergiftung	514
Verglasung	—
Vergleich	—
Vergniaux, P. V.,	—
Vergolden	515
Vergrößerungsglas	516
Verhältniß	—
Verhärtung	—
Verhau	517
Verheyen, Ph.,	—
Verhör	—
Verjährung	518
Verkalken	519
Verklärung	—
Verkohlen	—
Verlagsrecht	—
Verlobung	—
Vermächtniß	—
Vermessungskunde	—
Vermeyen, J. v.,	—
Vermischungsrechnung	—
Vermögen	520
Vermögensteuer	—
Vermont	521
Vermuthung	—
Vernageln der Geschütze	—
Verneinung	—
Vernet, C. J., A. C. H., und Horace,	—
Vernier	522
Vernunft	—
Verona, Congreß zu,	523
Veronese	—
Verpuffen	—
Verquicken	—
Verrenkung	—
Verrius Flaccus, M.,	524
Verrocchio, Andrea del,	—
Verrücktheit	—
Vers	—
Versailles	525
Versalien	526
Verschanzung	—
Verschiebung	—
Verschleimung	527
Verschollen	—
Verschooristen	528
Verschwörung	—
Versetzung	—
Versicherung	529
Versilbern	—
Versöhnung	—
Versöhnungstag	—
Versprechen	—
Verstand	530
Versteinerungen	—
Verstolk van Soelen, J. G. Baron,	530
Verstopfung	531
Versuch	532
Vertagen	—
Vertebralsystem	—
Vertheidigung	—
Vertical	—
Vertrag	—
Vertumnus	—
Verwaltung des Staates	533
Verwandtschaft	—
Verwechselung der Töne	—
Verweisung	—
Verwesung	—
Verwirrtheit	—
Verwitterung	534
Verzicht	—
Verzinnen	—
Verzug	—
Vesalius, A.,	535
Vespasianus	—
Vesper	536
Vespucci, Amerigo,	—
Vesta, Göttin,	—
Vesta, Planet,	537
Vestalinnen	—
Vesuv	538
Veteranen	—
Veterinairkunde	—
Veto	—
Viadana, L.,	—
Viaticum	539
Vibration	—
Vibrationssystem	—
Vicarius	—
Vice	—
Vicente, Gil,	—
Vicenza, Herzog von,	—
Vico, G. B.,	—
Vicogne	—
Vicq-d'Azyr, Felix,	540
Victor, Päpste,	—
Victor Amadeus	541
Victor Emanuel	542
Victor Perrin, Herzog von Belluno	—
Victoria	543
Victorinus, F. M.,	—
Vida, M. H.,	544
Vidimirung	—
Vidocq, C. F.,	—
Viehzucht	546
Vieleck	—
Vielfraß	—
Vielweiberei	—
Vien, J. M.,	—
Viereck	—
Vierlande	—
Vierwaldstädter See	—
Vieta, F.,	547
Vieth, G. U. A.,	—
Vigerus, F.,	—
Vigilien	—
Vigny, A. Graf de	—
Villa	548
Villaflor, Graf v.,	—
Villars, L. H., Marschall	550
Villèle, J. Graf v.,	551
Villemain, A. F.,	552
Villars, C. F. D. de,	553
Villoison, J. B. d'Anse de	554
Vinalia	—
Vincent von Beauvais	555
Vincent de Paula	—
Vinci, Leonardo da,	555
Vincke, L. Freiherr v.,	—
Vindelicien	556
Vindication	—
Vindicta	—
Vineis, Petrus de,	—
Vinificator	—
Viola	—
Viotti, G. B.,	559
Virgilius Maro	560
Virginia	562
Virginien	—
Viriathus	—
Virilstimmen	563
Virtuell	—
Virtuosität	—
Vischer, P.,	—
Visconti, Familie,	—
Visionen	566
Visir,	—
Visiren	567
Visitationsartikel	—
Vista	—
Visum repertum	—
Vitalianer	—
Vitalianus	569
Vitellius	—
Vitet, L.,	569
Vitiges	—
Vitringa, C.,	—
Vitriol	570
Vitruvius Pollio, M.,	—
Vittoria, Schlacht bei,	—
Vitzliputzli	571
Viviani, V.,	—
Vließ, goldenes,	—
Vocale	—
Vocalmusik	—
Völkerrecht	571
Völkerwanderung	—
Vogel	574
Vogel, C. L.,	576
Vogel, S. G. v.,	577
Vogelfrei	—
Vogelnester, indianische,	—
Vogelperspective	—
Vogelschießen	—
Vogelzunge	—
Vogesen	—
Voght, K. Freiherr v.,	578
Vogler, G. J.,	579
Voigt	580
Voigtland	—
Volhynien	—
Volk	—
Volksbücher	—
Volksfeste	581
Volkslied	—
Volksschulen	582
Volksstamm	—
Volksthum	—
Volksvertreter	—
Vollblütigkeit	—
Volljährig	583
Vollkommenheit	—
Vollmacht	—
Vollmond	—
Volney, C. F. Graf,	—
Volsker	584
Volta, A.,	585
Voltaire, F. M. A. de,	—
Volte	591
Volterra, D. da,	—
Voltigiren	—
Volumen	—

Digitized by Google

	Seite
ndel, Joost van den,	592
rarlberg	—
rausklage	—
rbehalt, geistlicher,	—
rgebirge	—
rhalt	593
rherbestimmung	—
rherr, J. M. C. G.,	—
rhut	—
rkaufsrecht	594
rlage	—
rmund	—
rposten	—

	Seite
Vorrücken der Nachtgleichen	549
Vorschlag	595
Vorsehung	—
Vorspiel	596
Vorstellung	—
Vortrab	598
Vortrag	—
Vorurtheil	—
Vorwerk	—
Vorzeichnung	—
Vorzugsrecht	—
Voß, Marten de,	599
Voß, J. H.,	—

	Seite
Voß, Ch. D.,	601
Voß, Julius v.,	—
Vossius, G. J., u. Isaak,	602
Vostermans, Johann,	603
Votivtafeln	—
Votum	—
Vouet, Simon,	604
Vries, H. van,	—
Vulcan (mythol.)	—
Vulcan, feuersp. Berg,	605
Vulcanismus	607
Vulgata	—
Vulpius, Ch. A.,	—

W.

	Seite
.	607
Saadt	—
Saal	608
Sach, W. K.,	—
Sache	609
Sachholder	—
Sachler, J. F. L.,	610
Sachs	—
Sachsen	611
Sachsfiguren	613
Sachsmalerei	—
Sachtel	—
Sachtmeister	—
Sachtschiff	—
Sachtthürme	—
Sacke	—
Sackenroder, W. H.,	614
Sackerbarth, A. J. L. Graf von,	—
Sadzeck, F. D. F.,	615
Sächter, G. P. L. L.,	—
Sächter, K. G. v.,	—
Särme	616
Särmemesser	619
Säsche	—
Saffen	—
Saffenplätze	620
Saffenstillstand	—
Sage	—
Sage (Sternbild)	621
Sagen	622
Sagenburg	—
Sagerecht	623
Sagner, Ernst,	—
Sagner, G. H. A.,	—
Sagram, Schlacht bei,	624
Sagrien	625
Sahabi	—
Sahlcapitulation	—
Sahlreich	626
Sahlspruch	—
Sahlstatt	627
Sahlstatt (Dorf)	—
Sahlverwandtschaft	—
Sahn	—
Sahnsinn	—
Sahr	—
Sahrnehmung	629
Sahrsagung	—
Sahrscheinlichkeit	630
Sahrscheinlichkeitsrechnung	—
Saiblinger, Fr. W.,	—
Said	631
Saisenhäuser	—
Sakefield, G.,	632
Salachei	—
Salachen	634

	Seite
Walafried Strabo	635
Wald	
Waldbuße	—
Waldeck	—
Waldemar, Könige von Dänemark	637
Waldemar, der falsche,	638
Waldenser	639
Waldgötter	641
Waldhorn	—
Waldis, Burkard,	—
Waldmenschen	—
Waldnymphen	—
Waldstein, F. A. Reichsgraf v.,	—
Wales	642
Walhalla	—
Walken	—
Walkerde	643
Walkyren	—
Wall	—
Wall, Anton,	644
Wallace, W.,	—
Wallachei	—
Wallenstein, A. Graf v.,	—
Waller, E.,	650
Wallfahrt	651
Wallfisch	—
Wallfisch (Sternbild)	653
Wallia	—
Wallis	—
Wallis, John,	655
Wallis, Samuel,	—
Wallnuß	—
Wallonen	—
Wallraf, F. F.,	—
Wallrath	656
Wallroß	—
Walmoden-Gimborn, L. G. T. Graf v.,	657
Walpole, R.,	—
Walpole, H.	658
Walpurgis	659
Walter, J. G.,	—
Walther, P. F. v.,	—
Walther von der Vogelweide	660
Walze	—
Walzer	661
Walzwerk	—
Wand	—
Wanderbuch	662
Wanen	—
Wangenheim, K. A. Freiherr v.,	—
Wapanachki	663
Wappen	664

	Seite
Wappenkönig	665
Wappenkunde	—
Waräger	—
Warburton, W.,	—
Wardein	666
Warmbrunn	—
Warnefridi	—
Warschau	—
Warschau, Erstürmung,	668
Wartburg	670
Wartburgsfest	—
Wartburgskrieg	671
Warte	672
Wartegeld	—
Wartenburg, Treffen bei	—
Wartha	673
Warze	—
Wasa, (das Haus)	—
Wasaorden	674
Wasgau	—
Washington, George,	—
Washington, Stadt,	676
Wasser	677
Wasserbaukunst	679
Wasserblei	—
Wassercuren	—
Wasserfall	680
Wassergalle	—
Wasserhose	—
Wasserkopf	681
Wasserkunst	682
Wasserleitung	—
Wassermann	683
Wasservogel	—
Wasserscheu	—
Wasserschlange	—
Wasserschraube	—
Wasserstoff	—
Wassersucht	684
Wasseruhr	685
Wasservögel	—
Wasserwage	—
Wasserweihe	—
Wasserziehen der Sonne	686
Wateau, A.,	—
Watelet, C. H.,	—
Waterländer	—
Waterloo	687
Watt, J.,	—
Watte	688
Watten	—
Wau	—
Waverley	—
Wawre	689
Weben	—
Weber, B. A.,	—
Weber, Gottfried	690

Digitized by Google

	Seite
Weber, K. G. v.,	691
Weber, K. J.,	—
Weber, K. M. v.,	692
Weber, Michael,	694
Weber, Veit,	695
Wechabiten	—
Wechsel	697
Wechselfieber	700
Wechselseitiger Unterricht	—
Weckherlin, G. R.,	—
Weckherlin, W. L.,	701
Weda	702
Wedel-Jarlsberg, J. Freiherr v.,	703
Wedgwood, Josias,	—
Werning, J. B.,	704
Weg	—
Wegelagerung	—
Wegmesser	—
Wegscheider, J. A. L.,	705
Wehr	—
Wehrgeld	—
Weib	—
Weiberlehn	706
Weichbild	—
Weichsel	—
Weichselzopf	—
Weichthiere	707
Weickard, M. A.,	—
Weigel, Erhard,	—
Weigelianer	—
Weigl, Joseph,	708
Weihbischof	709
Weihe	—
Weihnachten	—
Weihrauch	—
Weihwasser	—
Weiland, Peter	710
Weiller, C. von,	—
Weimar	711
Wein	714
Weinbrenner, Fr.,	716
Weingeist	717
Weinhold, K. A.,	—
Weinprobe	—
Weinsberg	718
Weinstein	—
Weisflog, Karl,	—
Weishaar, J. F. von,	719
Weishaupt, Adam,	—
Weisheit	720
Weiß, Christian,	—
Weissagung	—
Weiße, Chr. Felix,	—
Weiße, Chr. Hermann,	721
Weißenburger Linien	722
Weißenthurn, J. F. Veronica v.,	—
Weißes Meer	—
Weißkunig	—
Weitsichtigkeit	—
Weitzel, Joh.,	723
Weizen	724
Welcker, F. G.,	—
Welcker, Karl Th.,	725
Welfen und Gibellinen	726
Welle	728
Wellesley, R. C. Marq. v.,	—
Wellesley, H.,	729
Wellington, A. W. Herz. v.,	—
Welser, Philippine,	732
Welt	733
Weltachse	734
Weltalter	—
Weltbürger	—
Weltgebäude	734
Weltgegenden	—
Weltgeistliche	735
Weltgeschichte	—
Welthandel	—
Weltkenntniß	—
Weltmeer	—
Weltplan	—
Weltsystem	—
Weltumsegler	—
Weltuntergang	—
Weltweisheit	736
Wendekreise	—
Wendeltreppen	—
Wenden	737
Wendler, Joh.,	—
Wendt, J. A.,	—
Wening-Ingenheim, J. N. v.,	738
Wenzel, deutscher Kaiser,	—
Wenzel, Joseph u. Karl,	739
Wepfer, Joh. J.,	740
Werchoturisches Gebirge	—
Werder	—
Werder, Dietrich von dem,	—
Werff, A. van der,	741
Werfte	—
Werinher	—
Werlhof, P. G.,	—
Wermuth	742
Werner, A. G.,	—
Werner, F. L. Z.,	743
Wernike, Ch.,	745
Werft	—
Werth	—
Wesel	746
Wesen	—
Weser	—
Wesergebirge	747
Wesley, John,	—
Wessel Gansfort, J.,	748
Wesseling, P.,	—
Wessely, Naphtali Herz,	—
Wessenberg, J. H. v.,	749
Wessenberg, J. P. Freiherr v.,	750
Wessobrunner Gebet	—
West	—
West, Benjamin,	—
Westenrieder, L. v.,	751
Westerwald	752
Westgothen	—
Westindien	—
Westmacott, Richard,	757
Westminster	758
Westphälischer Friede	—
Westphalen	—
Westphalen, Königreich,	—
Wetstein, J. J.,	759
Wette	760
Wette, W. M. L. de,	—
Wetter	—
Wetterau	—
Wetterleuchten	—
Wetterscheide	761
Wetterstedt, G. Graf v.,	—
Wettin	—
Wettrennen	—
Wetzel, F. G.,	762
Wetzlar	—
Wetzschiefer	763
Weyer, S. van de,	—
Wetzel, J. K.,	—
Whigs	764
Whiskey	—
Whiston, W.,	[illegible]
Whiteboys	—
Whitefield, G.,	—
Wichmann, J. E.,	[illegible]
Wicliffe oder Wiclef, J.,	—
Widder, Sternbild	[illegible]
Widder	—
Widerlage	—
Widerspruch	—
Widerstand	[illegible]
Widerwille	—
Widmer, S.,	—
Wiedeking, K. F. v.,	[illegible]
Wiebel, J. W. v.,	—
Wiedehopf	—
Wiedereinsetzung in in vor. Stand	[illegible]
Wiedergeburt	—
Wiederhall	—
Wiederklage	—
Wiedersehen nach d. Tode	[illegible]
Wiedertäufer	—
Wiedervergeltung	—
Wiegleb, J. C.,	[illegible]
Wieland, C. M.,	—
Wieliczka	[illegible]
Wien	—
Wiener Congreß	[illegible]
Wiener Friede	—
Wiesbaden	—
Wiesel	[illegible]
Wight	—
Wilberforce, W.,	—
Wildbad	[illegible]
Wildbahn	—
Wildbann	—
Wildfangsrecht	—
Wildgrafen	—
Wildungen	—
Wildungen, K. L. C. H. Fr.	[illegible]
Wilhelm, Könige von England,	[illegible]
Wilhelm I. König der Niederlande	[illegible]
Wilhelm I., König von Würtemberg	[illegible]
Wilhelm I. u. II. Churfürsten von Hessen	[illegible]
Wilhelm, Herz. v. Nassau	[illegible]
Wilhelm, Herzog v. Braunschweig	[illegible]
Wilhelm, Prz. v. Preußen	—
Wilhelm, Kronprinz der Niederlande,	[illegible]
Wilhelm, Fürst v. Oranien	[illegible]
Wilhelm, Markgraf von Baden	[illegible]
Wilhelmsbad	[illegible]
Wilhelmshöhe	—
Wilken, Fr.,	[illegible]
Wilkes, John,	—
Wilkie, David,	[illegible]
Willamov, J. G.,	—
Willdenow, K. L.,	—
Wille	[illegible]
Wille, J. G.,	—
Williams, H. Maria,	[illegible]
Willis, Thomas,	—
Willkühr	—
Wilmsen, F. P.,	[illegible]
Wilson, R. T.,	[illegible]
Wilson, H. H.,	—
Wilzen	[illegible]
Winckell, G. F. D. aus dem	—
Winckelmann, J. J.,	[illegible]

Digitized by Google

Seite

Wind 809
Windbüchse 811
Winde . . . . . —
Windharfe 812
Windkugel . . . . . —
Windpocken . . . . . —
Windrose . . . . . —
Windsor . . . . . —
Winer, G. B., ... —
Winfried 813
Wingolf . . . . . —
Winiler . . . . . —
Winkel . . . . . —
Winkelmesser 814
Winkler, K. G. T., . . —
Winslow, J. B., . . 815
Winter . . . . . —
Winter, L. Wilhelmine van, —
Winter, J. W. v., . . —
Winter, Peter v., . . 816
Winter, Ludwig, . . 817
Winterfeldt, H. K. v., —
Winterpunkt 819
Winterschlaf . . . . . —
Winther von Andernach, J., —
Wintzingerode, F. Freih. v., 820
Wipprecht von Groitzsch —
Wirbel 821
Wirbelwind 822
Wirklichkeit . . . . . —
Wirkung . . . . . —
Wirin von Gravenberg —
Wirth, J. G. A., . . —
Wischnu 823
Wismuth 824
Wispel . . . . . —
Wissen . . . . . —
Wissenschaft . . . . . —
Wit, F. J. gen. v. Dörring, 825
Witt, Johann de, . . 826
Witte, Karl, ... 827
Wittekind . . . . . —
Wittelsbach, Familie . 828
Wittenagemot 829
Wittenberg . . . . . —

Seite

Witterung 829
Wittgenstein, L. A. P. Fürst v., ... 830
Witthum . . . . . —
Wittwencasse . . . . . —
Witz 831
Witzleben, K. A. F. v., —
Wladimir der Große . 832
Wladimirorden . . . —
Woche . . . . . —
Wodan . . . . . —
Wölfl, Joseph . . . 833
Wöllner, J. C. v., . . —
Wörlitz 834
Wörterbuch . . . . . —
Wogulen . . . . . —
Wohlfahrtsausschuß . . 835
Wohnsitz . . . . . —
Woiewoda . . . . . —
Woilach . . . . . —
Wolcott, John, . . . —
Woldemar 836
Wolf . . . . . —
Wolf, Christian, . . . —
Wolf, F. A., . . . 837
Wolf, E. W., . . . 839
Wolfart, K. C., . . . 840
Wolfdietrich . . . . —
Wolfenbüttel . . . . —
Wolff, P. A., . . . —
Wolfgang, Fürst von Anhalt, ... 841
Wolfram . . . . . —
Wolfram, Johann, . . —
Wolfram von Eschenbach 842
Wolfsgruben . . . . —
Wolfsrachen . . . . —
Wolga 843
Wolgagebirge . . . . —
Wolgemut, Michael, . —
Wolke, C. H., . . . 844
Wolken . . . . . —
Wolkenbruch 845
Wollaston, W. H., . —
Wolle 846

Seite

Wollendruck 847
Wollenzeuche . . . . —
Wollmesser . . . . . —
Wollust . . . . . —
Wolsey, Thomas, . . 848
Woltmann, K. L. v., . —
Wolzogen, J. A. L. Freih. v., 849
Woollett, William, . 850
Woolston, Thomas, . —
Worms 851
Wortspiel . . . . . —
Wotjäken . . . . . —
Wouvermans, Philipp, —
Wrack 852
Wrangel, K. G. Graf v., —
Wrbna-Freudenthal, R. Graf v., ... 853
Wrede, K. P. Fürst v., 854
Wren, Christopher, . 855
Wrisberg, H. A., . . 856
Wucher . . . . . —
Wünschelruthe 857
Würde . . . . . —
Würfel . . . . . —
Würmer . . . . . —
Würtemberg 859
Würtemberger Münzen, Maße und Gewichte . 867
Würzburg . . . . . —
Wüthendes Heer . . . 869
Wundarzneikunde . . . —
Wunde . . . . . —
Wunder 871
Wunderwerke der Welt 873
Wurf . . . . . —
Wurfmaschinen . . . —
Wurm, J. F., ... 874
Wurmser, D. S. Graf v., —
Wurschen, Schlacht bei, 876
Wursten . . . . . —
Wurzel . . . . . —
Wuth 877
Wysocki, Peter, . . . 878
Wyttenbach, Daniel, . —

X.

Seite

X 879
Xanthippe . . . . . —
Xanthippus 880
Xanthus . . . . . —
Xanthus, griech. Schriftsteller, ... —

Seite

Xenien 880
Xenokrates 881
Xenophanes . . . . . —
Xenophon, gr. Gesch., . 882
Xenophon, aus Ephesus 883
Xerxes . . . . . —

Seite

Ximenes de Cisneros, F., 884
Ximenes, A. M. Marquis de, ... 885
Xintooreligion 886
Xuthus 887
Xylographie . . . . . —

Y.

Seite

Y 887
Y, oder Zuydersee . . —
Yacht . . . . . —
Yankees . . . . . —
Yard . . . . . —
Yeoman . . . . . —

Seite

Yorik 888
York, F. Herzog v, . —
York von Wartenburg, H. D. L. Graf, . . —
Young, Edward, . . 889
Young, Thomas, . . 890

Seite

Ypsilantis, A., . . . 891
Ypsilantis, D., . . . 892
Yriarte, Juan de, . . 893
Yriarte, Tomas de, . —
Ysop 894
Yttrium . . . . . —

Z.

Seite

Z 894
Zaar . . . . . —
Zaardam 895
Zabier . . . . . —

Seite

Zach, F. Freiherr von, 895
Zachariä, J. F. W., . 896
Zachariä, K. S., . . —
Zacharias, Papst, . . 897

Seite

Zachias, Paul, . . . 897
Zacutus Lusitanus, A., —
Zähigkeit . . . . . —
Zähler . . . . . —

Digitized by Google

	Seite
Zähne	897
Zähringer	899
Zaftleeven, H.,	900
Zahl	—
Zahlensystem	901
Zahlung	—
Zahnküste	902
Zahnschmerz	—
Zaims	903
Zajonczek, J. Fürst,	—
Zaire	—
Zaleukus	904
Zama	—
Zambeccari, Fr. Graf,	—
Zambonische Säule	905
Zamolxis	—
Zamoyski J.,	—
Zampieri, D.,	906
Zanguebar	907
Zanni	—
Zante	—
Zapolia	—
Zappi, G. B. F.,	908
Zarlino, G.,	—
Zaréskoje-Selo	—
Zauberei	909
Zauberlaterne	—
Zaunrecht	—
Zaupser, Andreas,	—
Zea, F. A.,	—
Zea-Bermudez, Fr. de,	910
Zebra	911
Zeche	—
Zechine	—
Zedlitz, K. A. Freiherr v.,	—
Zedlitz, J. C. Freiherr v.,	912
Zehend	—
Zeichen	—
Zeichendeuterei	—
Zeichenlehre	913
Zeichnende Künste	—
Zeichnenkunst	—
Zeitriden	—
Zeisig	914
Zeit	—
Zeitalter	915
Zeitformen	916
Zeitgeist	—
Zeitgleichung	—
Zeitmaß	—
Zeitrechnung	—
Zeitungen u. Zeitschriften	—
Zeitwort	924
Zellgewebe	—
Zeloten	925
Zelter	—
Zelter, K. F.,	—
Zend	926
Zend-Aveſta	—
Zenith	—
Zeno, Citticus u. Eleates	—
Zeno, Apoſtolo,	928
Zenobia	—
Zenodotos	929
Zentgericht	—
Zentner	—
Zentner, G. F. Freiherr v.,	—
Zephyr	—
Zephyrinus, Päpſte	930
Zerdüſcht	—
Zerenner	—
Zergliederung	—
Zerlegung	—
Zernitz, C. F.,	—
Zeſen, Philipp v.,	—
Zeter	931
Zethus	—
Zettelbank	—
Zeuge	—
Zeughaus	932
Zeugma	—
Zeugung	933
Zeune, J. A.,	—
Zeus	—
Zeuris	—
Zibeth	934
Zichorie	—
Ziegel	—
Ziegler, F. W.,	935
Ziegler und Klipphauſen, H. A. v.,	—
Zierpflanzen	—
Ziethen, H. J. v.,	—
Ziffern	937
Zigeuner	—
Zimmerfolge	939
Zimmermann, J. G. v.,	—
Zimmermann, Ernſt C. P.,	940
Zimmt	941
Zingarelli, Nicolo,	—
Zingg, Adrian,	942
Zink	—
Zinke	—
Zinkgref, J. W.,	—
Zinn	943
Zinnober	—
Zins	—
Zinszahl	944
Zinzendorf, N. L. Graf v.,	—
Zion	946
Zirbelbaum	—
Zirkel	—
Zirkon	—
Zirkonium	—
Ziska von Trocznow, J.,	—
Zither	948
Zitterfiſche	—
Zitterquäker	949
Zobel	—
Zobtenberg	—
Zodiacallicht	—
Zodiacus	950
Zoëga, Georg,	
Zoilus	
Zoll	
Zoll oder Mauth	
Zollikofer	
Zollvereine	
Zonaras, Johannes	
Zonen	
Zoolithen	
Zoologie	
Zoophyten	
Zootomie	
Zorndorf, Schlacht bei	
Zoroaſter	
Zoſimus, griech. Geſchi	
Zoſimus, Park	
Zrinyi, N. Graf v.,	
Zſchokke, J. H. D.,	
Zuaven	
Zubuße	
Zuchthäuſer	
Zucker	
Zülpich	
Zünder	
Zürich	
Züricher See	
Zufall	
Zug	
Zugvögel	
Zukowßky	
Zumala-Carregui, D.	
Zumpt, K. G.,	
Zumſteeg, J. R.,	
Zunftweſen und Zunftzwang	
Zunge	
Zurechnung	
Zurückprallung	
Zuſammenkunft	
Zuſammenſetzung d. Kräfte	
Zuwachs	
Zuydersee	
Zweck	
Zweibrücken	
Zweideutigkeit	
Zweifel	
Zweikampf	
Zweizeitig	
Zwerchfell	
Zwerg	
Zwetſche	
Zwiebel	
Zwietracht	
Zwillich	
Zwillinge	
Zwingli, Ulrich,	
Zwiſchenact	
Zwiſchenraum	
Zwiſchenſpiel	
Zwitter	
Zwölftafelgeſetz	

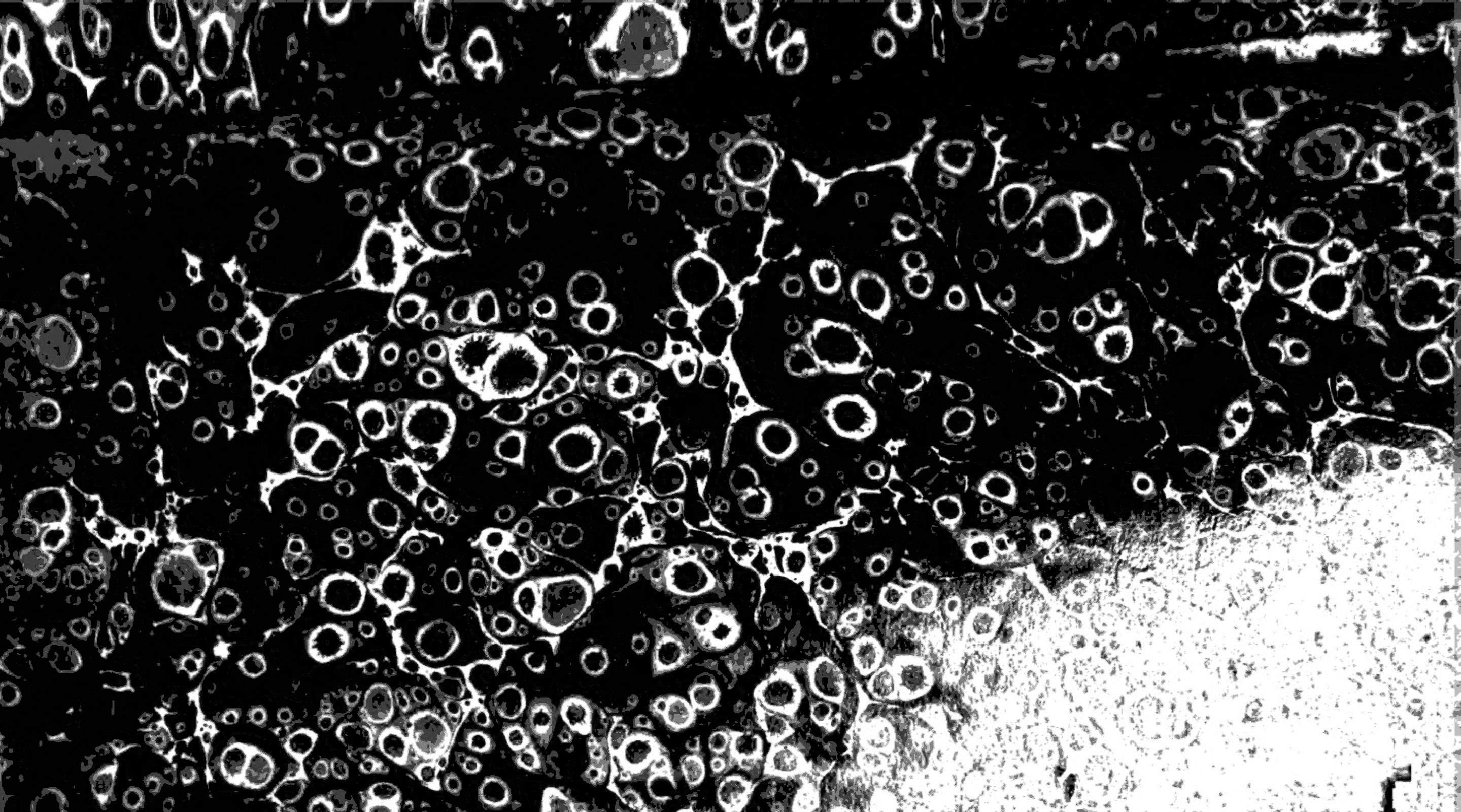
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY
JUN 7 1911
OF MICHIGAN

Digitized by Google



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07317 3174

B 423889

Digitized by Google